

Selig Dahn

Kleine Romane aus
der Völkerwanderung



Edition
Zulu - Ebooks.com

Romane aus der Völkerwanderung

Editon Zulu-Ebooks.com

Felix Dahn's bekannte Sammlung der kleine Romane aus der Völkerwanderung mit über 13 Bänden aus dem Jahre 1882–1901 als Edition Zulu-Ebooks.com.

- Bd. I – Felicitas. Historischer Roman aus der Völkerwanderung (a. 476 n. Chr.) 1882
- Bd. II – Bissula. Historischer Roman aus der Völkerwanderung (a. 378 n. Chr.), 1884
- Bd. III – Gelimer. Historischer Roman aus der Völkerwanderung (a. 534 n. Chr.), 1885
- Bd. IV – Die schlimmen Nonnen von Poitiers. Historischer Roman aus der Völkerwanderung (a. 589 n. Chr.), 1885
- Bd. V – Fredigundis. Historischer Roman aus der Völkerwanderung (Ende VI. Jahrhundert), 1886
- Bd. VI – Attila. Historischer Roman aus der Völkerwanderung (a. 453 n. Chr.), 1888
- Bd. VII – Die Bataver. Historischer Roman aus der Völkerwanderung (a. 69 n. Chr.)
- Bd. VIII – Chlodovech. Historischer Roman aus der Völkerwanderung (a. 481–511), 1895
- Bd. IX – Vom Chiemgau. Historischer Roman aus der Völkerwanderung (a. 596 n. Chr.), 1896
- Bd. X – Ebroin. Historischer Roman aus der Völkerwanderung, 1897
- Bd. XI – Am Hof Herrn Karls. Vier Erzählungen, 1901
- Bd. XII – Stilicho. Historischer Roman aus der Völkerwanderung, 1900
- Bd. XIII – Der Vater und die Söhne. Historischer Roman aus der Völkerwanderung, 1901

Vor vielen Jahren hatte ich in Salzburg zu arbeiten: im Archiv, in der Bibliothek, in dem Museum der römischen Altertümer.

Meine Studien galten besonders dem V. Jahrhundert: der Zeit, da die Germanen in diese Landschaften drangen, die römischen Besatzungen, mit oder ohne Widerstand, abzogen, während gar viele römische Siedelungen im Lande blieben: Bauern, Handelsleute, Handwerker, die ihre Heimstätten nicht räumen, ihr einträgliches Geschäft nicht aufgeben wollten, nicht weichen von der lieb gewordenen langgepflegten Scholle auch unter Herrschaft der Barbaren; diese, war der Sturm und Kampf der Eroberung vorüber und die Landteilung vollzogen, thaten ihnen nichts zuleide. –

War die Arbeit des Tages gethan, streifte ich in der schönen, altvertrauten Landschaft des Salzachthales: die warmen Juni-Abende verstatteten langes Umtreiben bis zu späten Stunden.

Gedanken und Träume waren mir erfüllt von den Bildern des Lebens und der wechselnden Geschicke dieser spätesten Römer in den Alpenländern.

Gerade in und um Salzburg forderte die reiche Fülle von Inschriften, von Münz- und Gerät-Funden, von römischen Denkmalen jeder Art die Phantasie zu eifriger Gestaltung auf: denn diese Stadt, mit dem ragenden Kastell, dem »Capitolium«, auf dem hohen Felsenkopf, Fluß und Thal beherrschend, war unter dem stolzen Namen »*Claudium Juvavum*« jahrhundertlang nicht nur ein Hauptbollwerk römischer Herrschaft, auch eine Stätte blühender und glänzender Entfaltung römischer Kultur: Zweimänner der Rechtsprechung, Dekurionen, Ädilen für Markt und Spiele, Luxusgewerbe, auch Kunsthandwerker und Künstler, sind durch Inschriften als Richter, Verwalter, Einwohner und Verschönerer der Stadt bezeugt.

Was mir den Tag über die Gedanken der Forschung beschäftigt hatte, erfüllte mir die Spiele der Einbildung, wann ich im Abendschein zum Thore hinauswanderte: Fluß und Straße, Hügel und Thal sah ich alsdann mit Bildern römischen Lebens bevölkert: aber fernher, von Nordwesten, zogen drohend, wie die unaufhaltsamen Wolken, die oft von der bayrischen Ebene heraufstiegen, die eindringenden Germanen. –

Am häufigsten, am liebsten schlenderte ich entlang dem Ufer des Flusses in der Richtung der großen Römerstraße, die sich gegen den Chiemsee hin und über dessen Ausfluß, die Alz, bei Seebruck (Bedaium) und über Pfünz (Pons Oeni), hier den Inn (Oenus) überschreitend, nach Vindelicien hinzog und nach dieser Provinz glänzender Hauptstadt: Augusta Vindelicorum, Augsburg.

Sehr zahlreiche Münzen, Thonscherben, Urnen, Grabsteine, Hausgerät jeder Art waren hier gefunden worden in den jetzt zum großen Teil von Wald und Buschwerk bedeckten, zumal von dichtem Epheu überwucherten Niederungen zu beiden Seiten der alten Hochstraße, wo offenbar Colonengehöfte, aber auch stattliche Villen der reicheren Bürger, häufig bis weit außerhalb der letzten Umwallung der Festungsstadt verstreut, das weite Thal erfüllt und geschmückt hatten.

Auf den Resten dieser noch deutlich wahrnehmbaren Römerstraße oder zu ihren Seiten hin wanderte ich oft, der sinkenden Sonne entgegenschauend und träumend, wie wohl den Bewohnern dieser Villen zu Mut gewesen sein mag, als nicht mehr stolze Legionen von hier nach der Römerstadt am Lech marschierten, sondern umgekehrt von

dem eroberten Vindelicien aus die ersten schwachen Reiterhaufen der Germanen, vorsichtig spähend, heransprengten, bald aber immer stärkere Massen anzogen, kecker oder vielmehr in wohlbegründeter Zuversicht, das Land nur noch schwach verteidigt zu finden und sich darin neben den schutzlos zurückgebliebenen Römern als deren Herren dauernd niederlassen zu können. –

In solchen Träumereien, nicht ohne den leisen Wunsch, selbst einmal irgend ein kleines Andenken der Römerzeit aufzulesen aus dieser erinnerungsreichen Erde, verlor ich mich eines Abends immer tiefer in das Buschwerk rechts von der Römerstraße, das schmale Geriesel einer Quelle aufwärts verfolgend, über einem von zerbröckeltem Gestein und von Scherben häufig bedeckten Untergrund, den Moos und Epheu dicht übergrünt hatten.

Aber unterhalb der Moosdecke krachte es nicht selten bei meinen Schritten: Ziegel und Thonscherben hob ich dann manchmal auf. Waren es römische? Kein sicherer Anhalt ließ sich ihnen entnehmen.

Ich beschloß, heute dem Rinnsal höher hinauf als sonst entgegenschreiten, bis ich etwa seinen Ursprung erreicht hätte, den ich an der sanft abfallenden Halde eines mäßigen Hügels vermutete. Denn ich wußte, daß die Römer bei friedlichen Villen wie bei militärischen Anlagen gern sich an fließende Gewässer bauten. –

Es war sehr heiß gewesen an jenem Sommertag. Ich ward fußmüde und kopfmüde und kam in der völlig unwegsamen Richtung, die ich, dem Wasserlein entlang, einhielt, durch das oft dichte Buschwerk nur langsam und mühsam vorwärts mit Hilfe meines Bergstockes, den ich mitführte, da ich oft auch die Berge hinaufklomm bei meinen Wanderungen. Gern hätte ich mich schläfrig auf das weich einladende Moos gestreckt; doch bezwang ich die Anwandlung und beschloß, diesmal zu dem schon früher gesteckten Ziel, dem »Ursprink« des Quells, durch und emporzudringen.

Nach einer halben Stunde war die Halde erreicht: der »Heiden-Schupf« hieß die Höhe im Volk.

Auffallend zahlreich und groß waren auf der letzten Strecke die Steintrümmer jeder Art gewesen: darunter auch rötlicher und grauer Marmor, wie er in der Nähe gebrochen wird seit ungezählten Jahrhunderten: und wirklich war's, wie ich vermutet: dicht unter der Krone des Hügels sickerte der Quell aus der Erde. Er war, so schien es, einst in Stein gefaßt gewesen: zum Teil war dies noch wahrnehmbar: sorgfältig geglätteter hellgrauer Marmor umschloß ihn hier und dort in schöner Fassung und ringsherum verstreut lagen ungezählte Ziegel: das Herz schlug mir lebhaft: nicht nur infolge des angestregten Steigens: wohl auch, ich gestehe es: vor hoffender Erwartung, – ich war noch sehr jung! – ob mir heute und hier Mercurius, der römische, oder Wodan, der germanische Wunsch- und Fund-Gott, das lang ersehnte Andenken an die Römer von Juvavum in die Hand spielen möchte: der Name des Ortes: »Heidenschupf« ging unzweifelhaft auf die römische Besiedlung – denn »Heidenstraße« heißt hier die Römerstraße –: dazu kamen ermutigend der Ursprung der Quelle, die Spuren einer Marmorfassung, die vielen Ziegel –: da brach die Sonne, kurz vor dem Versinken, quer durch das Gebüsch und zeigte mir an der vor mir liegenden Ziegelplatte: – Mörtel. Ich hob den Scherben auf und prüfte ihn: es war zweifellos jener römische Mörtel, der, steinhart werdend im Lauf der Jahrhunderte, so bezeichnend ist für die Bauten der

ewigen Roma. Ich drehte die Fläche um: da, o Freude! zeigte sich eingebrannt der zweifellose Stempel der XXII. Legion: primigenia pia fidelis!

Und wie ich mich, hoch erfreut, bücke, den nächsten Ziegel zu prüfen, fällt ein noch schärferer Sonnenstrahl auf ein Stück eigenartigen hellgrauen Steines: es ist Marmor, seh' ich nun, und auf der Mittelfläche drei römische Buchstaben, ganz deutlich:

h i c

da war der Stein zersprungen, aber dicht neben ihm ragte mit der brüchigen Kante ein Stück gleichen grauen Gesteines schief aus Moos und Epheu: lag die Fortsetzung der Inschrift hier unter der Moos- und Rasendecke begraben? Ich zog an dem noch ungehobenen Stein: aber er war allzuschwer, sei es zu hoch von der Erde belastet, sei es zu wuchtig durch die eigene Größe. Nach vergeblichem Zerren erkannte ich, daß ich erst die ganze Rasen- und Mooschicht entfernen müsse, bevor mir der Marmor sein Geheimnis vertraue. Hatte er ein solches zu erzählen? Gewiß! den Anfang hielt ich ja in Händen: »hic«, »hier« –: was war »hier« geschehen oder bezeugt?

Ich hielt die Bruchfläche des ersten Stückes, nachdem ich sie von Erde und Wurzelfasern mit meinem Taschenmesser gereinigt, an die aus dem Boden ragende Bruchfläche der noch verdeckten Platte: beide paßten genau ineinander. Nun machte ich mich an die Arbeit: sie war nicht leicht, nicht kurz: mit Hand, Messer und der Spitze des Bergstocks mußte ich wohl zwei Fuß Rasen, die aufgerissene Erde, das Moos und – das zähste Hemmnis – den mit ungezählten Kleinwurzeln angeklammerten Epheu fortscharren und -reißen: auch in dieser Kühle und obzwar die Sonne schon im Versinken war, machte mir die Mühe heiß; von der Stirn triff mancher Tropfen auf den alten Römerstein, der sich als eine ziemlich lange Platte erwies.

Endlich war sie so weit bloßgelegt – schon nach den ersten Minuten hatte mir die zweifellose Wahrnehmung weiterer Buchstaben den Eifer geschärft –, daß ich sie mit beiden Händen an den beiden Seitenrändern fassen und mit manchem kleinen Ruck völlig zu Tage fördern konnte: ich hielt den abgesprengten Stein mit dem entzifferten »hic« daran: so ergab sich sofort die Richtung, in der weiter zu lesen war.

Hastig schabte ich Erde, Steinchen, Moos aus den Vertiefungen der Buchstaben: denn es ward nun rasch dunkler und ich wollte doch sogleich das so lang vergrabene Geheimnis deuten. Es gelang: zwar mit Anstrengung, aber doch völlig zweifellos las ich die beiden, untereinander geschriebenen Zeilen der Inschrift:

Hic habitat Felicit . .
Nihil Intret mali.

Nur die beiden letzten Buchstaben des dritten Wortes fehlten: der Stein war hier abgebrochen und das dazu gehörige Stück nicht zu finden; doch verstand sich die Ergänzung – as – von selbst: die Inschrift bedeutet auf deutsch:

Hier wohnt das Glück:
Nichts Böses trete ein!

— — — — —

Offenbar hatte die graue Marmorplatte die Eingangsschwelle des Gartens oder Vorhofs der Villa gebildet: und der sinnige Spruch sollte alles Böse von der Thüre fernhalten. Vergeblich suchte ich nach weiteren Spuren, nach Resten von Gerät. Vergnügt und begnügt beruhigte ich mich denn bei dem Funde des hübschen Spruches. – Ich setzte mich, die heiße Stirn trocknend, auf das schwellende Moos neben meiner Wühlarbeit, wieder und wieder die Worte bedenkend; den Rücken gelehnt an eine uralte Eiche, die aus dem Schutt des Römerhauses, vielleicht aus dem guten Humus seines Gärtleins, emporgewachsen war.

Wundersame Stille waltete auf dem durch Bäume und Büsche ganz von der Welt geschiedenen Hügel. Nur ganz leise, leise vernahm man das Sickern der dünnen, spärlichen Wasserader, die dicht neben mir aus der Erde kam und nur manchmal, wann sie rascheres Gefäll fand, stärker rieselte. Einst hatte sie wohl, stattlich zusammengefaßt in dem hellgrauen Marmor, lauter geredet. In der Ferne sang aus dem Wipfel einer hohen Buche die Goldamsel ihr flötendes Abendlied, das stets tiefster Waldeinsamkeit gemahnt, weil der Hörer den Ton des »Pirols« kaum je anders als in solch' grüner Stille vernommen hat. Hier und da summten Bienen über die Moosdecke hin, aus dem dunkelnden Dickicht heraus, nun die wärmere Lichtung suchend: schläfrig sie selber und einschläfernd in ihrem Surren.

Ich sann: wessen »Glück« hat einst hier gewohnt? Und ist der Wunsch der Steininschrift erfüllt worden? – War der Spruch mächtig genug, alles Böse fernzuhalten? Der Stein, der ihn trug, ist zerschlagen: – ein übles Zeichen! Und welcher Art war dieses Glück? –

Oder halt! – in jener Zeit begegnet »Felicitas« bereits als *Frauennamen*; wollte der Spruch vielleicht, in anmutvollem Doppelsinne spielend, sagen: »Hier wohnt das Glück, das heißt: meine Felicitas; nicht Böses komme über ihre über unsere Schwelle?« Aber »Felicitas«, – wer war sie? Und wer war der, dessen Glück sie gewesen! Und was ist aus ihnen geworden? Und diese Villa, wie . . .? – – – –

Das war wohl das letzte, das ich wachend dachte. Denn mit diesen Fragen war ich eingeschlafen. Und lange hatte ich geschlummert. Denn als mich der Ruf der Nachtigall dicht an meinem Ohre, laut erjubelnd, weckte, war es finstere Nacht: hell lugte nur ein Stern durch die Wipfel der Eiche; ich sprang auf: »Felicitas! Fulvius!« – rief ich, – »Liuthari! wo sind sie?«

»Felicitas!« scholl das Echo von der Hügelwand leise wieder. Sonst alles still und dunkel.

So war es ein Traum? Nun: ich meine, *diesen* Traum will ich festhalten. Felicitas! ich halte dich! Du sollst mir nicht entschweben. Poesie allein vermag dich zu verewigen. Und ich eilte nach Hause und zeichnete noch in der Nacht die Geschichte auf, die ich geträumt auf dem Schutt der alten Römervilla.

Erstes Kapitel.

Es war ein schöner Juniabend. Die Sonne ging zu Golde: sie warf von Westen, von Vindelicien her, ihre vergoldenden Strahlen auf den Mercuriushügel und die bescheidene Villa, die ihn krönte.

Nur gedämpft drang hierher das Geräusch von der großen Straße, auf der hier und da ein zweirädriger Karren, mit norischen Rindern bespannt, aus dem Westthore von Juvavum, der *porta Vindelica*, nach Hause zog: Colonen, Landleute, die an dem eben geendeten Markttag auf dem Forum des Herkules Gemüse, Hühner, Tauben feilgeboten hatten. So war es still und ruhsam auf dem Hügel; außerhalb der nicht mannshohen Steinmauer, die den Garten umfriedete, vernahm man nur das lebhafte Geriesel des kleinen Quellbachs, der, an seinem Ursprung zierlich in grauen Marmor gefaßt, nachdem er den Springbrunnen in der Mitte gespeist und dann den wohl gepflegten Garten in kunstvoll gewundenem Rinnsal durchwandert hatte, nahe dem wohlgefügteten, von Hermen überragten, aber offenen, thür- und gitterlosen Thoreingang, unter einer Mauerlücke durch, in einer Steinrinne hügelabwärts eilte.

Nach der Stadt zu, nach Südosten, lagen am Fuße des Hügels sorglich gepflegte Gemüse- und Obstgärten, Wiesen in saftigstem Grün und Getreidefelder mit üppigem Spelt, welche Frucht die Römer in das Barbarenland getragen. Hinter der Villa, nach Norden, aber ragte und rauschte, die Berghalde hinansteigend, schöner Buchwald: und aus seiner Tiefe scholl von fern der metallische Ruf des Pirols. Es war so schön, so friedlich; nur von Westen her – und nicht minder auch von Südosten! – stiegen drohende Wetterwolken auf.

Von dem offenen Thor führte durch den weitgedehnten Garten ein schnurgerader Weg, mit weißem Sand bestreut, zwischen ragenden Steineichen und Taxusbüschen hin, die, entsprechend lang herrschender Mode, mit der Schere in allerlei geometrische Figuren zurechtgeschnitten waren: – ein Geschmack oder Ungeschmack, den das Rokoko nicht erfunden, nur aus den Gärten der Imperatoren neu entlehnt hat.

Auf der langen Wegstrecke von dem Thor zu dem Eingang des Wohnhauses waren in regelmäßigen Abständen Statuen angebracht: Nymphen, eine Flora, ein Silvan, ein Merkur –: schlechte Arbeit, aus Gips; der dicke Crispus machte sie nach dem Dutzend in seiner Werkstatt auf dem Vulkanusmarkt zu Juvavum; und er ließ sie billig ab: denn die Zeiten waren nicht gut für die Menschen und schlecht für die Götter und Halbgötter; aber diese hier waren vollends geschenkt. Denn Crispus war ja der Vatersbruder des jungen Hausherrn.

Von dem Thor des Gartens her schollen, an der Steinmauer der Umhegung widerhallend, ein paar Hammerschläge; nur leise, denn behutsam, von Künstlerhand waren sie geführt: es schienen die letzten, nachbessernden, abschließenden Mühungen eines Meisters.

Nun sprang der Hämmernde auf: er hatte dicht hinter dem Thore gekniet, neben welchem, aneinander aufrecht geschichtet, etwa ein Dutzend noch unbearbeitete Marmorplatten die Behausung eines Steinmetz bekundeten: er steckte den kleinen

Hammer in den Ledergürtel, der das Schurzfell über der blauen Tunika zusammenhielt, schüttete aus einem kleinen Öfläschlein ein paar Tropfen auf ein Wolltuch, rieb damit den Marmor, gerade in der Inschrift, sorgfältig spiegelglatt, drehte den Kopf etwas seitwärts, gleich einem Vogel, der etwas recht genau besehen will, und las nun, wohlgefällig nickend, von der Eingangsplatte ab: »Ja, ja! Hier wohnt das Glück: *mein* Glück, *unser* Glück –: so lang als meine Felicitas hier wohnt – glücklich und beglückend hier wohnt. Niemals schreite Unheil über diese Schwelle: gebannt von dem Spruch mache jeder böse Dämon Halt! – Nun ist das Haus erst schön vollendet, durch diesen Spruch. Aber wo ist sie denn? Sie muß es sehen und mich loben. Felicitas,« rief er, gegen das Haus gewendet, »komm doch!«

Er wischte den Schweiß von der Stirn und richtete sich auf: eine geschmeidige Jünglingsgestalt, schlank, nicht über Mittelgröße, dem Mercurius des Gartens nicht unähnlich, den Crispus, nach alter Überlieferung der Gliedermaße, geformt; dunkelbraunes Haar überzog, ganz kurzgekraust, fast wie eine wollige Kappe, den ungedeckten runden Kopf; unter starken Brauen lachten zwei dunkle Augen lustig in die Welt; die nackten Füße und Arme zeigten schöne Bildung, aber wenig Kraftübung: nur im rechten Arm hoben sich kräftiger die Muskeln; das braune Schurzfell war von Marmorabfall weiß besprengt. Er schüttelte den Staub ab und rief nochmals lauter: »Felicitas!«

Da erschien auf der Schwelle des Hauses eine weiße Gestalt, wie ein Bild eingerahmt in die zwei Wandpfeiler des Eingangs, den dunkelgelben Vorhang zurückschlagend, der, an Ringen schiebbar, von einer Bronzestange gerade herabhing, ein ganz junges Mädchen – oder war es ein junges Weib? – Ja, es mußte schon Weib geworden sein, dieses Kind von kaum siebzehn Jahren: denn ohne Zweifel war es die Mutter des Säuglings, den es mit dem linken Arm an den Busen schmiegte: nur die Mutter hält ein Kind mit solchem Ausdruck in Bewegung und Antlitz.

Zwei Finger der rechten Hand, die Innenfläche nach außen gekehrt, legte die junge Mutter warnend an den Mund: »Stille!« mahnte sie – »unser Kind schläft.« Und nun schwebte die noch kaum vollreife Gestalt die vier Steinstufen hinab, die von der Schwelle in den Garten herabführten, vorsichtig das Kind auf dem linken Arm noch etwas höher schiebend und enger andrückend, mit der Rechten aber leise den Saum des ganz weißen Faltenengewandes bis an die feinen Knöchel hebend, das tadellos schön geformte Oval des Hauptes vorsichtig leise senkend: es war ein Anblick von vollendeter Anmut: jugendlicher, kindlicher noch als die Madonnen Rafaels: und nicht demütig und doch zugleich mystisch verklärt, wie die Mutter des Christuskindes; da war nichts Wunderhaftes, nur edelste Einfachheit und doch königliche Hoheit in ihrer unbewußten Würde und Unschuld; wie Wohl laut der Musik umfloß es bei jeder der maßvollen, nie das Bedürfnis überschreitenden Bewegungen diese Gestalt einer muttergewordenen Hebe: Weib und doch ewig Mädchen; rein menschlich, vollendet glücklich, abgeschlossen und befriedet in der Liebe zu dem Jüngling-Gemahl und dem Kind an ihrer Brust: rührend, lieblich und ehrwürdig zugleich bei aller vollendeten Schönheit des Wuchses, des Antlitzes, der Farben so keusch, daß, wie vor einer Statue, jedes Verlangen in dieser Nähe schwieg.

Sie trug keinen Schmuck: das Haar, lichtbraun, wann es die Sonne küßte, in leisem Goldglanz leuchtend, floß in natürlicher Wellung von den offenen, edel geformten

Schläfen zurück, die gar nicht hohe Stirne frei gebend, im Nacken in einen losen Knoten geschürzt: ein milchweißes Gewand von feinsten Wolle, auf der linken Schulter mit einer schön geformten, aber schmucklosen Silberspange gefestigt, umschloß in fließenden Falten die ganze Gestalt bis auf die Knöchel und die zierlichen roten Ledersandalen, den Hals, den oberen Teil des zart gewölbten Busens und die glänzenden, aber fast noch kindlichen, deshalb beinahe ein wenig zu lang scheinenden Arme zeigend: unter der Brust war ein Zipfel des Gewandes durch den handbreiten Bronzegürtel geschlungen. So glitt sie, unhörbar, wie eine unmerkliche Welle, die Stufen herab und schwebte auf den Gemahl zu. Das längliche, schmale Antlitz trug jenes wunderbare, fast bläulich schattierte Weiß, das nur den Töchtern Ioniens eignet und das keine Mittagssonne des Südlands zu bräunen vermag; die im Halbkreis, streng regelmäßig, wie mit dem Zirkel, gezogenen Brauen hätten dem Antlitz fast etwas Lebloses, Statuenhaftes gegeben: aber unter den langen, langen, leise nach oben gekrümmten, ganz schwarzen Wimpern leuchteten die dunkelbraunen Antilopenaugen, wie sie sich nun auf den Geliebten richteten, in seelenvollem Leben.

Dieser flog ihr mit raschen Schritten entgegen, löste, sorglich, zärtlich, das schlummernde Kind aus ihrem Arm und legte es in den länglichen flachen Stroheckel, den er von seinem Arbeitskorbe herabhob, unter den Schatten eines Rosengebüsches: eine voll erblühte Rose warf im Abendwind duftige Blätter auf den Kleinen; er lächelte im Schlummer.

Der Hausherr führte nun, den Arm um die fast allzuschmalen Hüften schlingend, das junge Weib vor die eben vollendete Eingangsplatte und sprach: »Jetzt ist der Spruch fertig, den ich vor dir geheimgehalten, bis ich ihn, rasch fortarbeitend, vollenden konnte; nun lies, und wisse und fühle« – und er küßte sie zärtlich auf den Mund: »Du – Du selber bist das Glück –: Du wohnst hier.«

Das junge Weib hob die Hand vor die Augen, sich vor den durch den offenen Eingang nun fast schon horizontal einfallenden Strahlen der Sonne zu schützen; sie las und errötete: eine Blutwelle stieg sichtbar in die zart weißen Wangen, ihr Busen wallte, ihr Herz schlug lebhaft: »O Fulvius! Du Guter. Wie liebst du mich! Wie sind wir glücklich!« Und sie legte nun beide Hände und Arme auf seine rechte Schulter, auf die andere ihr wunderschönes Haupt.

Innig drückte er sie an sich. »Ja, überschwenglich, ohne Schatten ist unser Glück, – ist ohne Maß und Ende.« Rasch, mit leisem Beben, wie fröstelnd, richtete sie sich auf, und sah ihm bang ins Auge. »O fordere nicht die Heiligen heraus. Man flüstert,« sagte sie, selber flüsternd, »sie sind neidisch.« Und sie hielt ihm die Hand vor den Mund.

Aber er drückte einen lauten Kuß auf die schmalen Finger und rief: »Ich bin nicht neidisch, nur ein Mensch, wie sollten die Heiligen neidisch sein? Das glaub' ich nicht. Nicht von den Heiligen glaub' ich's – wie nicht von Heidengöttern, falls sie etwa doch noch leben und Gewalt haben.« – »Sprich nicht von ihnen! Sie leben freilich –: aber sie sind Dämonen, und wer sie nennt – der ruft sie nahe: so warnt der Presbyter der Basilika.« – »Ich fürchte sie nicht. Viele Geschlechter hindurch haben sie unsere Ahnen geschützt.« – »Ja, wir sind aber abgefallen von ihnen! Sie schützen uns nicht mehr. Nur die Heiligen sind unsere Schirmer – gegen die Barbaren. Wehe, wenn sie hierher kämen, unsere Blumen im Garten zerstampfen, unser Kind davonführten.« Und sie kniete nieder und küßte den kleinen Schläfer.

Doch der junge Vater lachte: »Die Germanen, meinst du? die stehlen keine Kinder! Sie haben mehr davon als sie füttern können. Aber es ist wahr –: die könnten wohl einmal ihren Schildruf anstimmen vor den Thoren von Juvavum.«

»Ja, das können sie bald!« fiel eine ängstliche Stimme ein und der dicke Crispus trat, mächtig schnaufend nach erhitzendem Gang, in den Garten.

»Ave, Pheidias in Gips,« rief ihm Fulvius entgegen. »Willkommen, Oheim,« sprach Felicitas, ihm die Hand reichend. Crispus warf den breitrandigen Filzhut, den er, sein weingerötetes, von Fett glänzendes, sehr gutmütiges Gesicht und seine Stumpfnase gegen die Sonne zu schützen, in die Stirn gerückt hatte, in den Nacken, daß er nun am Lederband herabhing auf seinen breiten Rücken: »Möge Hygiea niemals von dir weichen, mein Töchterchen –: die Grazien verlassen dich ohnehin nie, ihre vierte Schwester. Ja, die Germanen! Ein Reiter kam heute Nacht mit ganz geheimer Meldung für den Tribunus. Aber ein paar Stunden darauf wußten wir es alle, wir Morgengäste des Bades der Amphitrite. Der Reiter ist ein Wascone – kein Wascone schließt den Mund, gießest du ihm Wein hinein. Ein Treffen ist geschlagen an der Furt der Isara: die Unseren sind geflohen, der Wartturm bei Vada ist verbrannt. Die Barbaren sind über den Fluß gefolgt.«

»Bah!« lachte Fulvius, »das ist noch weit weg. Geh, Goldkind, bereite dem Oheim den Kühltrank – du kennst seine Mischung: ja nicht zu viel Wasser! – Und wenn sie kommen – werden sie uns nicht fressen. Es sind grimme Giganten in der Schlacht –: Kinder nach dem Sieg. Habe ich doch Monate als ihr Gefangener unter ihnen gelebt. Ich fürchte nichts von ihnen.« – »Nichts für dich: – aber für dies holde Weib?«

Felicitas hörte diese Frage nicht: sie hatte das Kind aufgenommen und war mit ihm in das Haus gegangen.

Fulvius schüttelte die krausen Locken: »Nein! Sie thun ihr nichts, das ist nicht ihre Art. Freilich: wäre ich gefallen, – man ließe sie wohl nicht lange Witwe bleiben. Aber es giebt Leute, – nicht im Bärenfelle der Barbaren! – die rissen sie gern dem Ehemann aus den Armen.« Und er umfaßte zornig den Hammergriff in seinem Gürtel. »Sie darf nichts davon ahnen, das reine Herz!« fuhr er fort. »Gewiß nicht. Aber du sei auf der Hut. Ich traf den Tribunus neulich in der Geldstube des alten Argentarius.« – »Des Wucherers! des Blutsaugers!«

»Ich konnte ihm – glücklicherweise! – meine kleine Schuld bezahlen – der Sklave meldete mich: ich mußte hinter dem Vorhang warten: da hörte ich eine tiefe Stimme deinen Namen nennen – und Felicitas. Ich trat ein: der Tribun stand vor dem Wechsler. Sie verstummten rasch, da sie mich erkannten. Und jetzt eben, auf dem Weg hierher, – wen treffe ich auf der großen Straße hierher? Leo den Tribun und Zeno, den Argentarius! Der wies mit seinem Stab nach deinem Haus, dessen kleine Göttergestalten von dem Flachdach aus dem Grün ragten. Ich erriet ihr Gespräch – und ihres Weges Ziel. Ungesehen sprang ich von der Heerstraße in den Graben und eilte den kürzeren Weg, den Wiesensteig, ihnen voraus, dich zu warnen. Gieb acht – bald werden sie da sein.«

»Er soll nur kommen, der Geizhals! Mühsam verdient und sorglich gespart liegt der Betrag, den ich ihm schulde für gelieferten Marmor aus Aquileja und für die städtische Steuer. Alle meine anderen Gläubiger habe ich gebeten, zu warten, lieber erhöhten Zins

zugesagt und alles Geld zusammengelegt für diesen Würger. Was aber will mir der Tribun? Ich schulde ihm nichts: als für jeden seiner Blicke, mit denen er mein goldrein' Kind verschlingt, einen Messerstich.« – »Hüte dich! Sein Messer ist stärker: es heißt Schwert. Und hinter ihm stehen die wilden Maurusier, die Reiter, und die isaurischen Söldner, die wir mit teurem Geld bezahlen müssen, uns gegen die Barbaren zu schützen.« – »Wer aber schützt uns gegen die Schützer? Der Kaiser? Im fernen Ravenna! Der ist froh, wenn die Germanen nicht zu ihm über die Alpen steigen –: er kümmert sich längst nicht mehr um dies so lange Zeit römisch gewesene Land.« – »Außer, um in unerschwinglichen Steuern unsern letzten Blutstropfen uns abzupressen.« – »Bah! die Staatssteuer! Sie ist viele Jahre nicht mehr erhoben worden. Kein kaiserlicher Beamter wagt sich ja mehr über die Berge. Sitze ich doch hier auf kaiserlicher Scholle: wie mag aber wohl der Mann heißen, der jetzt Kaiser ist und dem dieses Stück Erde gehört, von dem er nie erfuhr? Alle paar Jahre wird ein anderer Kaiser uns bekannt: – aber nur durch die Münzen.« – »Und diese werden immer schlechter!« – »Nun, noch schlechter können sie kaum werden: das ist ein Trost.« – »Aber die Steuern werden immer unerträglicher, ließ mir ein Vetter sagen aus Mediolanum, wo man noch Büttel und Soldaten hat, sie mit Gewalt zu erheben.« »Uns kann's gleich sein,« lachte der Junge. »Wer weiß, wie viel ich schon schulden mag von diesen paar Joch Landes.« – »Und die Legionenstraßen überwächst das Gras, ja das Buschwerk des Waldes.« – »Und die Truppen erhalten keinen Sold.« – »Aber sie machen sich durch Plünderung der Bürger bezahlt, die sie verteidigen sollten.« – »Und die Wälle von Juvavum zerfallen, die Gräben liegen trocken, die Schleusenwerke verdorben –: die reichen Leute ziehen davon –: nur arme Schlucker, die nicht fort können, wie wir, bleiben.« – »Mich wundert, daß der Argentarius nicht schon lange mit seinem großen Geldsack über die Alpen davon gezogen ist.«

»Ich ginge nicht, Oheim, auch wenn ich könnte. Und weshalb, am Ende, könnte ich nicht? Meine Kunst, mein Handwerk wird noch überall geehrt, solange Römer in Steinhäusern wohnen, nicht in Holzhallen, wie die Germanen. Aber ich bin mit meiner Seele festgewachsen hier an diese Scholle. Viele, viele Geschlechter hindurch haben meine Väter hier gehaust: man sagt, seit der Gründung der Kolonie durch den Imperator Hadrian. Sie haben den Urwald gelichtet, den Sumpf getrocknet, Straßen gebaut, Furten erhöht, Haus und Garten angelegt, Edelfrüchte auf die wilden Apfel- und Birnbäume hier gepfropft: das Klima selbst und der Himmel sind milder geworden: ich kenne Italien, ich habe Marmor in Venetien gekauft: aber ich wohne lieber hier, auf meiner Väter altem Erbe.« – »Doch wenn die Barbaren kommen! Willst du auch dann? . . .« –

»Bleiben! Ich habe darüber meine ganz eignen Gedanken. Für uns kleine Leute ist es unter den Barbaren besser als –« – »Sage nicht: als unter dem Imperator. Du bist ein Römer!« Ganz ernsthaft sagte das der Dicke: aber der andere lachte: allzuwenig glich der gute Oheim einem Römerhelden: seine Nachbarn meinten, er forme nach dem eignen Bilde seine Silenusgestalten. »Halbblut! Meine Mutter war eine norische Keltin: Induciomara! Das klingt nicht sehr quiritisch. Und nicht unter dem Imperator stehen wir, sondern unter seinen Henkersknechten von Fiskalbeamten und unter der Mordfaust maurischer und isaurischer Soldknechte: – muß ich Barbaren dienen, ziehe ich die Germanen vor.« – »Sie sind aber Heiden.« – »Zum Teil. Vor hundertfünfzig Jahren

waren wir das alle. Mein Großvater hat noch heimlich dem Jupiter geopfert. Und es sind auch Christen darunter.«

»Arianer! Ketzler! schlimmer, sagt die heilige Kirche, als Heiden.« – »Vor wenigen Jahrzehnten waren unsere Kaiser auch Ketzler. Und die Germanen fragen keinen, was er glaubt: wie schwer aber haben unsere Väter leiden müssen, wenn sie nicht just des jeweiligen Imperators Glauben richtig trafen.« – »Du stellst dir's doch zu glimpflich vor, wenn die Barbaren kämen. In so manche Stadt haben sie Feuer geworfen.« – »Ja: aber Stein brennt nicht. Gar bald haben die Römer die verbrannten Balken neu eingefügt in die unzerstörten Mauern. Denn kein Germane setzt sich ja in eine Stadt! Auf dem Lande weiden sie ihre Herden, zu dem Bauer in sein Gehöft legen sie sich. Ein Drittel nehmen sie ihm freilich von Acker und Weide. Aber das Land lebt auf dabei: ist es doch traurig entvölkert, fehlt es doch überall an freien Bauern auf freier Scholle. Für den Herrn, den sie nie gesehen, der in Neapolis oder Byzantium praßt, bearbeiten den Boden – Sklaven. Oder vielmehr – sie bearbeiten ihn nicht. Nur so viel arbeiten sie, daß sie nicht gerade verhungern. Was sie mehr erarbeiten, nimmt ihnen doch der Sklavenmeister fort. Da geht das anders her mit Pflug und Sichel, wenn hundert Germanen in den Pagus rücken, jeder mit ungezählten weißköpfigen Kindern. – Denn so viele Kinder als dieses Volk hat, habe ich nie herumrutschen und springen geglaubt auf dem ganzen Erdkreis! – Und in wenigen Jahren baut sich jeder der heranwachsenden Söhne sein eignes Holzgehöft in dem gerodeten Wald, dem getrockneten Sumpf. Wie die Ameisen wimmeln sie über die Furchen! Und bald werfen sie ihre alten Holzpflugscharen fort und bilden dem Colonen die eiserne Schar nach. Und das Land trägt in wenigen Jahren so unvergleichlich mehr als zuvor, daß es Sieger und Besiegte reichlich nährt.«

»Ja, ja,« nickte Crispus, »das haben wir erlebt in dem Grenzland, wo sie sich seßhaft gemacht. Sind der Söhne zu viele herangewachsen, so werfen sie das Los und der dritte Teil, der die Wanderung erlost, zieht weiter, wohin Falke oder Wolf sie weist. Aber nie zurück, nie nach Norden!« – seufzte Crispus, »so rücken sie uns immer näher.« – »Aber sie lassen uns unser Recht, unsere Sprache, unseren Gott, unsere Basiliken: und viel, viel weniger verlangen sie an Zins als der Sklavenmeister des Herrn oder der Steuererheber des Kaisers.« – »Gut, daß dich Severus nicht hört, der alte armaturarum magister in Juvavum. Der würde dich –!« – »Ja, der meint, es seien noch die alten Zeiten und es lebten noch die alten Römer, wie etwa zu den Tagen des Germanenbändigers, des Kaisers Probus, zu dessen Geschlecht er sich zählt. Aber bei den Heiligen und den Halaunen! Er irrt sich. Warum sollte ich mich für den Imperator ereifern? Er, dieser Imperator, ereifert sich wahrlich nicht für mich: fern, im festen Ravenna, sitzt er und ersinnt neue Steuern und neue Strafen für die, welche keine Steuern zahlen, weil sie nichts haben.« – »Der alte Severus übt lange schon Freiwillige ein, sie gegen die Barbaren zu führen, falls solche bis hierher schweifen. Ich bin darunter seit ein paar Tagen. Mühsam trag' ich Schild und Speer bei dieser Hitze. Dich, so viel jünger, kräftiger, habe ich nie gesehen auf unserm ›campus Martius‹, wie er's nennt.« Fulvius lachte: »Ich hab's nicht nötig, Oheim. Ich habe mit den Waffen umgehen gelernt als Gefangener der Germanen lange genug. Und gilt es, die Stadt und den eignen Herd zu schirmen, ich werde nicht fehlen – der Ehre halber! Nicht in der Meinung, viel auszurichten. Denn glaube mir: wenn sie ernstlich wollen, das heißt, wenn sie müssen, weil sie unsere Äcker brauchen, die Germanen, – dann hält sie Severus nicht ab mit seinen altmodischen Feldherrnkünsten und seinen neumodischen

›Legionarien des juvavischen Kapitols,‹ unter dem von ihm geschenkten goldnen Adler. Aber der Tribunus auch nicht mit seinen Reitern aus Afrika und seinen Söldnern aus Isauria. Doch siehe, da winkt der alte Philemon, der Sklave: in dem kleinen Portikus sehe ich den Mischkrug auf dem Schemel blinken: der Tisch ist bestellt. Nun trink von unserem herben Räterwein: schon Augustus wußte ihn zu schätzen: und er steht bereits ein Jahr im Keller, seit ihn von Teriolis her das Saumtier gebracht. Laß uns Felicitas anschauen und das Kind an ihrer Brust und vergessen Kaiser und Barbaren.«

Zweites Kapitel.

Unterdessen näherten sich der kleinen Villa, langsam auf der Legionenstraße heranwandelnd, die beiden von Crispus vorverkündeten Männer; sie blieben oft stehen, in eifrigem Gespräch das Vorschreiten unterbrechend. »Nein, nein,« warnte der Argentarius, den kahlen Kopf, den er trotz der Sonne ungedeckt trug, bedächtig schüttelnd und mit dem langen Stab auf die harte Straße stoßend, »so rasch, so gewaltthätig, so zufahrend geht das nicht, o Freund Tribune, wie deine ungestüme Lust begehrt. Laß mich nur gewähren! Wir sind auf dem rechten, dem sichern Wege.« »Dein Weg ist ein krummer, langweiliger Umweg, ein Schneckenweg!« rief der Soldat ungeduldig und warf das stolze, behelmte Haupt zurück, daß der schwarze Helmbusch auf die Ringe des Rückenpanzers rieselte. »Wozu die Umstände? Dir freilich eilt es nicht, das kleine Gütchen deinem ungemessenen Landbesitz einzufügen. Aber ich! Ich kann nicht mehr schlafen, seit mich der Anblick dieses jungen Weibes entzündet hat. Das Blut schlägt mir ins Herz zum Springen. Nachts treibt mich 's aus dem heißen Lager. Bei der gürtellosen Astarte von Tripolis! Noch nie hab' ich ein Weib entbehrt, des mich verlangte. Ich will sie haben, diese schlanke Felicitas! Und ich muß sie haben: – sonst bersten mir die Adern.« Und seine lodernden schwarzen Augen blitzten. »Du sollst sie haben, nur Geduld.« – »Nein! keine Geduld. Ein Schwertstoß macht den Milchbart von Ehemann kalt, auf diesen Armen heb' ich die sich Windende auf Pluto, mein schwarzes Roß, und hui! hinauf ins Kapitol, mögen die Marktweiber von ganz Juvavum dahinter her zetern.« »Mord und Frauenraub! Du kennst die Strafe.« – »Bah! tritt wirklich ein Kläger auf? Und der Kaiser? – Der Kaiser von Juvavum – der bin ich. Laß sehen, wer über die Wälle meines Kapitoliums steigt.« – »Das Kreuz, mein brüllender Leo, das Kreuz und der Presbyter! Nein, nein, keine himmelschreienden offenen Sünden. Es ist wahr: der Richter und seine Liktoen sind schwach in diesen von Rom fast aufgegebenen Landen. Aber die Kirche ist desto stärker. Spricht der hag're Weißbart, der Johannes, über dich die Ausstoßung, so bist du ein verlorener Mann. Kein Pfund Fleisch, keinen Krug Wein verkaufen dir mehr die Juvavenser,« – »So hol' ich, was ich brauche, mit meinen Lanzen!« – »An deinen Lanzen sind aber befestigt Maurusier: – und diese sind fromme Christen; der Presbyter hat sie getauft, soweit sie's noch nicht waren. Sieh zu, ob sie dir noch folgen, hat dich der Alte verflucht.« »Ich schlag' ihn tot, nach oder besser vor dem Fluch!« rief der Offizier und that einen raschen Schritt voran: sein langer dunkelroter Mantel flog im Wind.

Aber der Wechsler blieb wieder stehen, mit den knochigen Fingern die gelbe Tunika zurechtziehend: »Wie nutzlos! Weißt du denn nicht, daß die unsterblich sind? Schlägst du *Einen* tot, schickt der Bischof einen andern. Und sie sind alle gleich – viel mehr als deine Soldaten einander gleich sind. Und ich – ich sehe dich nicht mehr über die Straße an, bist du ausgestoßen von der heiligen Kirche.«

Jetzt aber machte der Soldat Halt und lachte laut: »Du! Zeno von Byzanz! Du glaubst so wenig an die heilige Kirche wie Leo, meiner Mutter Sohn. Und ich meine, dein seelenwürgender Zinswucher steht nicht besser angeschrieben bei den Heiligen denn mein bischen Liebeslust und Mordlust. Was hast du mit der Kirche zu thun!« – »Das will

ich dir sagen, du kurzdenkender Sohn des Mars: ich fürchte sie! Sie ist die einzige Macht in dieser Zeit, in diesen Landen. Der Kaiser ist fern, seine Beamten sind alle zu kaufen; die Barbaren sind wie das Gewitter: sie brausen heran, man duckt sich, sie brausen wieder davon; aber die Kirche ist überall, wo auch nur ein einziger Priester im halbzerfallenen Bethaus die Messe hält. Und der Priester ist – nicht zu kaufen! – Der Elende darf ja gar nicht leben wie ein Mensch: so braucht er nichts –: und alle, die auf den Himmel hoffen, folgen ihm, das will sagen: alle Narren. Wehe aber dem Mann, der die Narren wider sich hat –: er ist verloren. Nein, nein! Mit dem Presbyter dürfen wir's nicht verderben.« »Ich brauche ihn noch, den Schleicher!« knirschte Leo leise durch die Zähne mit einem zornigen Blick auf seinen Begleiter und schob ungeduldig sein kurzes breites Schwert in dem schön gearbeiteten Wehrgehäng zur Seite. »Deshalb hab' ich ja,« fuhr der Kaufmann fort, »dir zu dienen –« »Gegen gute Bezahlung,« warf Leo verächtlich ein.

»Die ich aber – leider! – erst zur Hälfte empfangen!« – »Die andere Hälfte, nachdem ich die Rehägige in meiner Kammer habe.« – »Deshalb hab' ich ja mir all' diese Mühe gegeben, all' diese Maschen gestrickt und in meiner Hand versammelt: – ein Ruck und das Netz schlägt über des Steinmetzen Kopf zusammen: er und die süße Puppe zappeln wehrlos, machtlos und, was das Beste, rechtlos darunter. Kaiser und Kirche können dabei zusehen, wie du das Vögelein greifst und ich das Land. Nicht, als ob das wertvoll wäre: aber es rundet meine Felder hier ab. Ich verkaufe dann leichter das Ganze an einen großen Herrn in Italien.«

»Auch ich habe nicht vor, das zerbrechliche Geschöpf lange zu behalten: nur Herbst und Winter über. Kommen im Sommer die Sklavenhändler wieder von Antiochia, schlag' ich sie los um hohen Preis. Dies halb bläuliche Weiß des Auges ist gesucht. Wo hat sie's her?« – »Aus Hellas oder aus Ionien. Ihre Eltern waren Sklaven eines griechischen Purpurhändlers, der hier starb auf der Rückreise aus Pannonien. Sie behaupteten, der Alte habe sie freigelassen vor seinem Tod; sie trieben nun einen kleinen Salzhandel. Als auch sie gestorben, ward das Kind das Weib des Nachbarsohnes, des Steinmetz, der mit ihr aufgewachsen. Ich bin gespannt, ob sie den Freilassungsbrief verwahrt haben. Wenn nicht, – dann gute Nacht, Felicitas! – Wir sind nun gleich am Ziel – hier lenkt der Fußpfad abwärts von der großen Straße nach dem Mercuriushügel. Mäßige, ich bitte, dieses Ungestüm und die Gier in deinen Blicken –: du verdirbst uns sonst alles!« – »Ich bin nicht geboren und nicht geschult, zu warten.« Damit trat der Tribun in den offenen Eingang des Gartens. Zeno folgte langsam; der volle Guß der sinkenden Sonne fiel auf den Schwellenstein und die frisch eingelassene Inschrift. »Hic habitat Felicitas!« las der Tribun, – »Wie lange noch?« frug er lachend.

»Nihil intret mali!« schloß der Kaufmann. »Gut, daß Wünsche keine Riegel sind.« »Sonst kämen wir nicht herein!« meinte der andre und trat höhnend, mit raschem Schritt, auf die zierlichen Buchstaben: diese waren spiegelglatt gesalbt mit frischem Öl –: Leo's Fuß glitt aus, er strauchelte, suchte sich zu halten, stürzte und schlug mit einem Schrei des Schmerzes, schwer rasselnd mit Helm und Harnisch, auf die Steinplatte nieder.

Drittes Kapitel.

Sofort, noch bevor sein Begleiter eine Hand nach ihm ausstrecken konnte, ihm aufzuhelfen, hatte der Zornmütige sich erheben wollen: aber mit einem wilden Fluch sank er wieder zu Boden und wehrte nun heftig den Versuch des andern ab, ihn aufzurichten. »Laß mich liegen, der Fuß ist gebrochen! Oder der Knöchel ausgerenkt. Nein! es ist das Knie! Ich weiß es nicht. Aber ich kann nicht stehen. Ich muß mich tragen lassen.« – »Ich will die Hausleute rufen! da kommt schon der Steinmetz aus dem Hause!« – »Tot stech' ich ihn, rührt er mich an. Ich will keine Hilfe von dem! Jenseit der Straße, links, auf dem Übungsplatz, sah ich einige meiner Leute Speere werfen. Die rufe mir! die sollen mich fortschaffen.«

So geschah es. Während der Wechsler die Söldner von dem nahen Exerzierplatz herbeiholte, versagte der Liegende, sich von dem herbeigeeilten Steinmetz abwendend, diesem jede Antwort; schweigend, seinen Schmerz verbeißend, ließ er sich dann von den starken Mauren bis in die Stadt tragen, wo ihn bald eine Sänfte aufnahm und auf das Kapitolum führte. –

Einstweilen hatte Fulvius den Kaufmann an dem Eingang festgehalten. »Nicht über die Schwelle, Vortrefflichster!« sprach er den vorwärts Drängenden zurückschiebend. »Ich bin abergläubisch! du hast den bösen Blick! Sowie ich deiner ansichtig ward und des Tribunus, eilte ich euch entgegen, das Geld, das wohlgezählt in diesem Säckel für dich bereit liegt, ergreifend: hier« – und er fing an, die Silbermünzen auf dem breiten Gesims der nicht mannshohen Mauer aufzuzählen – »hier: zähle nach! Ganz genau gerechnet: – fünfzig Solidi Kapital und, bei dreißig Prozent Zinsen, noch einmal fünfzehn Solidi! Und hier – denn ohne Quittung ist mit dir nicht zu verhandeln! – hier habe ich auf dies Wachstäfelchen die Quittung geschrieben – nimm den Griffel – setze deinen Namen darunter und geh' deiner Wege: – auf Nimmerwiederkehr.«

Aber unwillig schob Zeno mit der magern Hand die Silberstücke zurück, daß etliche klirrend auf die Steinplatte fielen und hier umherrollten. »So rasch kommen wir nicht auseinander, gastlicher Hausherr und dankbarer Schuldner.« – »Dankbar! dreißig Prozent sind, meine ich, Dankes genug. Und gastlich ist man nicht gegen Harpyien und Lemuren. Nimm, was dir hier gehört, und geh!«

»Wenn ich genommen haben werde, was mir hier gehört,« erwiderte der Byzantiner nun grimmig, – »dann gehst du, nicht ich, aus diesem Haus, aus dieser ganzen Besizung.« – »Was soll das heißen?« – »Das soll heißen, daß es sich nicht nur handelt um die elenden fünfzig Solidi nebst Zinsen. Du bist mein Schuldner für mehr als den zwanzigfachen Betrag: mein ist das Haus, mein diese gesamte Possessio: höchst wahrscheinlich bist auch du in diesem Augenblick schon mein mit allen Knochen, die du im Leibe trägst: mein auch jene Sklaventochter, die dort zwischen den Vorhängen ängstlich lauscht, das Kind an ihrer Brust: – Mutterschaf und Lämmchen sind mein eigen.«

So böse wurden diese Worte zuerst leise gezischt, dann, in steigender Wut, immer lauter und drohender hervorgestoßen, daß Fulvius erschrocken zurückblickte, ob auch

sein junges Weib nichts von diesem Unheil vernommen. Aber Felicitas war schon wieder hinter den Vorhängen verschwunden, beruhigt, daß der wilde Offizier, den sie fürchtete, sie wußte nicht warum, nicht mehr da war. Daß das Geld für den Wucherer bereit lag, wußte sie ja. So verabschiedete sie lächelnd ihren Gast, der seinen Becher geleert hatte und nun dem Ausgang zuschritt. Kein Wölkchen beschattete ihre weiße Stirn, da sie sich nun auf die Kline niederließ, das mädchenhafte Antlitz mit wunderbar holdem Lächeln über das eben erwachte Kind herabbeugte, verschämt die Brustfalten ihres Gewandes zurückschob – sie errötete dabei – und die Lippen des Kindes an den sanft geschwellten Busen führte. – –

Einstweilen hatte ihr Gatte, im Schreck und Zorn, den zögernd Weichenden mit dem Ellbogen einen Schritt weiter hinweg von dem Eingang gedrängt; die Muskeln seiner nackten Arme spannten sich, seine beiden Fäuste ballten sich; drohend, aber sprachlos, stand er vor dem Mann, der so furchtbare Worte gesprochen hatte. Jetzt trat Crispus heran: er faßte seinen jungen Neffen fest am Handgelenk des rechten Armes, den dieser eben, langsam drohend, zum Schlag erhob. »Was bedeutet das?« rief der dicke Oheim besorgt. Fulvius brachte kein Wort hervor.

Aber Zeno antwortete: »Das bedeutet, daß ich vom kaiserlichen Fiskus dies Gut gekauft habe: und die ganze alte Steuerforderung des Staates dazu, daß nach den Steuerbüchern dieser Erbpächter und sein Vater seit Jahrzehnten mit dem inzwischen vom Kaiser versiebenfachen Pachtzins im Rückstand sind, d. h. mit den Strafzinsen zusammen über siebentausend Solidi schulden.«

Crispus überrechnete im Augenblick, daß er, wenn er sein ganzes Vermögen geben wollte, den Neffen zu retten, noch nicht den siebenten Teil dieses Betrages zusammenbrachte. –

»Das bedeutet,« fuhr Zeno fort, »daß ich, bei der zweifellosen Zahlungsunfähigkeit des Schuldners, diesen mir als Schuldknecht zusprechen und mich morgen vom Magistratus in den Besitz einweisen lassen werde.« »O Felicitas!« stöhnte Fulvius. »Sei ruhig, – ich nehme, bis der Prozeß entschieden, Mutter und Kind zu mir,« tröstete der gutmütige Oheim. »Prozeß?« lachte Zeno. »Ein Prozeß, der mit der Vollstreckung anfängt, ist rasch entschieden. Zweifellos bewiesen ist mein Anspruch durch die kaiserlichen Steuerlisten –: sie machen vollen Beweis. Und jenes junge Geschöpf –« »Willst du vielleicht auch die Gattin, wegen der Schuld ihres Mannes, dir zusprechen lassen? das giebt es nicht im Recht der Römer,« rief Crispus.

»Bleibe bei deinen Gipsfratzenbildern und lehr' nicht du mich das Recht und seine Wege! Das junge Weib ist ein Sklavenkind, ist Eigentum des Herrn ihrer Eltern. Dieser Herr starb ohne Testament, ohne nachweisbare Familienerben. Sein Nachlaß fiel, als erbloses Gut, an den Fiskus: dem Fiskus gehörten die Eltern und gehört das Kind.« – »Der alte Krates ließ die Eltern und das Kind vor seinem Tode frei.« – »Wo ist der Freilassungsbrief?« Und da beide verstummten, fuhr der Wechsler triumphierend fort: »Ihr schweigt? So ist es, wie ich vermutet: mit dem Brand ihres Elternhauses, bei dem Aufstand der Colonen gegen die Steuerpächter, ist der Papyrus mit verbrannt. Die unfreie Geburt steht fest –: die Freilassung ist nicht zu beweisen –: also her mit der Sklavenbrut!«

Da übermannte der Zorn, mit Angst gemischt, den jungen Gatten: er stieß den Bösartigen mit der Faust vor die Brust, daß dieser zurücktaumelte. »Hast du denn, alter Sünder, vielleicht, wie mich und mein Haus, vom Fiskus auch im voraus schon mein Weib erhandelt?« »Nein,« grinste der Erbitterte, »die schöne Griechin wird eines schönern, jüngern Herrn, der besser zu ihr paßt: bald schleppt sie in seine Löwenhöhle ein Löwe. Du weißt ja wohl, in welcher Art der Löwe um Liebe wirbt.« »Der Tribun!« schrie Fulvius. »Ich erwürge ihn vorher mit diesen Fäusten. Und du, Kuppler, nimm . . . –«

Aber Crispus schlang beide Arme um seine Brust, ihn festhaltend. So gewann der Argentarius Zeit, sich davon zu machen; eifertig stieg er den Stufenpfad hinauf, der zu der Legionenstraße empor führte; als er die Höhe erreicht, wandte er sich um und blickte durch die grünen Büsche auf die Villa zurück: drohend erhob er die Faust und rief den beiden Männern zu: »Wehe den Besiegten!«

Viertes Kapitel.

Crispus wollte umkehren, in das Haus zurück. »Was willst du thun?« fragte Fulvius. »Felicitas fragen, ob denn keine Abschrift, keine Zeugen der Freilassung . . .« – aber der junge Gatte hemmte ihn. »Nein, nein! Sie darf nichts davon ahnen! Das arme, zarte, hilflose, so glückliche Kind! Es würde sie zerknicken! dieser scheußliche Anschlag.« – »Wie willst du verhüten, daß sie ihn erfahre, wenn er ausgeführt wird, schon morgen? Denn ich zweifle nicht: es ist alles richtig, was der Wucherer sagt von der Steuerschuld und von seinem Kauf des Gutes. Das ist auch noch nicht das Schlimmste! Du kannst flüchten, wie so viele Tausende von Steuerschuldern, auf die Berge, in die Wälder, zu den Barbaren meinethwegen. Laß ihm hier den Haufen Steine!« – »Das Haus meiner Eltern! die Räume, wo wir so glücklich waren!« – »Ihr könnt auch anderwärts glücklich sein, wann ihr wieder beisammen seid. Aber Felicitas mit dem Säugling, – sie kann noch deine Flucht nicht teilen –: sie muß bleiben, bei mir bleiben können. Und das, hoffe ich, ist zu erreichen; denn die Freilassung ist mir unzweifelhaft: die Alten haben sie nicht erlogen. Nur den Beweis also gilt es! Den Beweis!«

»Der Freibrief ist verbrannt, das ist richtig. Verbrannt mit den wenigen Schmucksachen und Spargeldern der Alten. Oft haben sie es uns erzählt: sie hatten alle ihre wertvollste Habe in einem kleinen Schrein von Cedernholz, im Ehegemach, unter den Lagerkissen. Als damals in der Nacht der Aufruhr der verzweifelten Steuerschuldner und der Bacauden, der bäuerlichen Lasttiere der großen Grundherrschaft, ausbrach, eilten die Alten mit dem Kind erschrocken auf die Straße, den Grund des furchtbaren Lärmes zu erforschen: sie liefen vorwärts an die Ecke des Vulkanus-Marktes. Sofort wälzte sich von rückwärts ein anderer Haufe von fechtenden Bauern und Soldaten in ihre Straße, sperrte ihnen den Rückweg. Die hölzernen Vorrathshäuser der kleinen hier lebenden Höcker gingen in Flammen auf. Als sie am folgenden Tage zurückkehren konnten in ihr Haus, war dasselbe fast völlig ausgebrannt; unter den halb verkohlten Kissen des Ehebettes fanden sie ein paar Goldstücke, geschmolzen, die Eisenbeschläge des Cedernkistchens noch glühend, ringsum aber verbrannte Asche –: vom Holz des Kästleins und von seinem Inhalt.« – »Abschrift war nicht vorhanden?« – »In ihrem Elternhause gewiß nicht. Das haben wir völlig ausgeräumt, bevor wir's verkauften nach der Alten Tode.« – »In den Akten der Kurie?« – »Die Freilassung war geschehen durch Freibrief, nicht durch Testament. Nur das Testament wäre etwa dort hinterlegt worden. Aber Krates ward vom Tod überrascht, bevor er das geplante Testament errichtet hatte.« – »Zeugen?« – »Gab es nicht! Ich sage dir ja: die Freilassung geschah nur durch Brief.« – »So fehlt es an jedem Beweis! Es ist furchtbar.« – »Es ist zum Verzweifeln!« – »Aber welcher Leichtsinn auch! Jahrelang dahin leben, ohne . . .« – »Jahrelang? Noch nicht ein Jahr nenne ich sie mein. Vorher war es der Eltern Sorge. Aber auch diese guten alten, hier fremden Leute: – was konnten sie thun? Den toten Herrn konnten sie nicht auferwecken, die Freilassung zu wiederholen.« – »Hatten nicht andere Leute den Freibrief gelesen?« – »Möglich! Aber diese könnten doch nur bezeugen, daß sie ihn gelesen, nicht, daß er echt war.« – »Ich sehe keinen Ausweg – als Flucht, rasche Flucht.«

»Rasche Flucht ist mit dem Säugling, mit der noch kaum hergestellten jungen Mutter unmöglich. Und fliehen! – es ist nicht meine Art. Lieber Widerstand mit Gewalt!« – »Du und ich und der lahme Philemon Gewalt gegen die Soldaten des Tribuns? Denn der steckt dahinter.« – »Ich glaube: ja! Ich sah seine heißen Blicke an ihr hangen, an ihrem Nacken, an – – ich erdroßle ihn.« – »Du bist ein Mann des Todes, bevor du die Hand gegen ihn erhobest.« – »Es ist dunkle, hoffnungslose Nacht um uns her. Ach, wo Rat finden, wo einen Strahl der Hoffnung, des Lichtes?« »In der Kirche«, sprach da sanft, aber bestimmt, eine liebevolle Stimme. Felicitas schlang den Arm um des Geliebten Hals. »Du!« – »Du hier!«

»Ja. Da du nicht wieder kamst, suchte ich dich: – das ist doch immer so zwischen uns! Der Sohn schläft, ich legte ihn in mein Bett. Da fand ich euch beide so vertieft in Gespräch, daß ihr meine Schritte auf dem weichen Gartensand gar nicht vernahmt.« »Was hast du gehört?« rief Fulvius voller Schrecken. Aber das strahlend heitere Antlitz, die glatte Stirn, das selige Lächeln seines jungen Weibes beruhigten sofort seinen fürchtenden Zweifel. »Ich hörte nur, daß ihr in dunkler Nacht Licht sucht. Dabei fiel mir sofort, wie stets, das Wort: ›Kirche‹, der Name ›Johannes‹ ein.«

Fulvius war schon beruhigt, fast froh! Weil sie nur nichts gehört hatte von dem lauernden Unheil! Er strich mit der Hand zärtlich über ihren schön gewölbten Kopf und sprach: »Du bist doch sonst keine von den Gebetabrußerinnen, denen die Frömmigkeit – oder die Heuchelei – durch die auf den Altarstufen abgeschabten, durchstoßenen Kniestücke des Gewandes guckt.« »Ach nein, ich bin leider gar nicht fromm genug. Aber es hilft mir nichts, auch wenn ich öfter zum Sündenbekenntnis gehe. Johannes lächelt immer, wann ich zu Ende bin und sagt: Du hast nur *eine* Sünde: die heißt – Fulvius. Aber wenn ich von Nacht und Licht höre, muß ich stets an die Kirche denken und an Johannes. – Es ist ein Erlebnis aus der frühesten Kinderzeit,« sprach sie langsam, nachsinnend.

»Welches Erlebnis?« forschte Crispus, aufmerksam werdend.

»Ich hatte wegen einer Augenkrankheit lange, lange Wochen eine Binde tragen, im Dunkeln sitzen müssen: ich weiß nicht wie lange – ich war kaum sechs Jahre. Da hört ich die Stimme von Krates, dem Patronus, der, der Heilkunst kundig, mich selbst behandelt hatte. ›Nehmt sie nur mit heut' Abend in die Basilika,‹ sprach er: ›ihren Augen wird es nicht mehr schaden. Und sie muß dabei sein, so will es das Gesetz.‹«

»Was sagst du? Wobei zugegen sein?« fragten beide Männer in atemloser Spannung. »Das weiß ich nicht. Ihr vergeßt, –: ich war ein Kind. Aber das steht noch klar vor mir: abends nahmen mich Vater und Mutter in ihre Mitte, jedes faßte eine meiner Hände: und auch der Patronus war dabei: und sie führten mich mit verbundenen Augen – denn der rauhe Abendwind des Spätherbstes könne mir schaden, meinte der Patron, – nach der nahen Basilika. Hier nahm man mir die Binde ab und« –

»Nun und?« – »Was sahst du? was geschah?«

»Zum erstenmal seit Monden sog ich schmerzlos wieder Licht, glänzendes, aber mildes Licht in meine Augen. Vor dem Altar, den viele Wachskerzen erhellten, stand Johannes in glänzend weißen Gewänden: der Patronus schob uns alle drei auf die unterste Altarstufe und sprach dann eine Menge Wörter, die ich nicht verstand: der Priester segnete uns: die Eltern weinten – aber ich merkte, es war vor Rührung, nicht

vor Schmerz – und küßten des Patronus Kniee; man legte mir wieder die Binde über die Augen und aus dem Licht der Kirche ging es wieder in das Dunkel. Seither ist mir Licht und Kirche und Johannes eins. Fragt nur Johannes, wenn ihr Rates darbt.«

Felicitas konnte nicht ganz verstehen, was nun mit ihr geschah. Ihr Gatte küßte ihr glühend Stirne und Augen, ihr Oheim zerdrückte ihr fast die Hand. »Zurück! geh' ins Haus,« rief endlich ihr Mann. »Wir müssen gleich fort in die Kirche – du hast recht –: wie immer. Du – du hast uns allen den besten, den rettenden Rat gezeigt.« Und er führte sie eifrig, mit einem letzten Kuß, zurück in den Garten.

»Kein Zweifel,« rief Crispus, da Fulvius wieder erschien, –: »sie sind nicht nur durch Freibrief, zur größeren Sicherheit sind sie auch nochmals, in der Kirche, freigelassen, vor dem Priester, nach aller Form Rechtens. Und das ahnungslose Kind hat es uns aufgedeckt in der höchsten Not!«

»Und der Priester . . .« – »War Johannes selbst!« – »Er lebt noch – Dank den Heiligen! Er kann es bezeugen.« – »Und er soll es: noch vor Nacht! Vor Zeugen, vor der Kurie soll er's beurkunden! Auf in die Kirche!« – »Zu Johannes!« Und beide Männer eilten, so rasch sie die Füße trugen, auf der Legionenstraße gegen die Stadt zu, nach der Porta Vindelica. – –

Einstweilen ging Felicitas in das Haus zurück, langsam, oft Halt machend, dem Geliebten immer wieder nachblickend, so lange sie seine Gestalt noch auf der hohen Straße sich abheben sah vom Horizont.

»Was sie nur haben mögen?« sprach sie leise, das schöne Haupt einmal hin- und herneigend. »Nun, sie sind ja gut: die Heiligen sind mit ihnen. – Die Sonne ist nun ganz gesunken gen Vindelicien hin. Aber aus dem Bergwald flötet noch der süße Vogel seinen Abendsang: wie friedlich! wie still! Ich will an das Bett des Kleinen. Dort warte ich am ruhigsten: Fulvius kommt vor Nacht zurück. Denn er liebt uns, – ja er liebt uns sehr, mein Söhnchen!« – Damit trat sie in das Haus.

Fünftes Kapitel.

Aber Fulvius sollte diese Nacht nicht zurückkommen. –

Als er mit Crispus die Porta Vindelica durchschritten hatte und in die Via Augustana einbog, in der die Basilika des heiligen Petrus und das daran gebaute kleine Priesterhaus lag, bemerkten sie Zeno, der am andern Ende der Straße an das Thor eines stattlichen Gebäudes pochte. Es war das Haus des Richters.

»Er hat es eilig,« meinte Crispus. »Gut, daß wir auch schon zur Stelle.« Und er rührte an den Klopffhammer, der in Kreuzesgestalt an der schmalen Pforte des Priesterhauses hing.

»Er wird wohl alles durchsetzen bei dem Richter; der ist sein Schwager,« sorgte Fulvius. »Und dem Wucherer tief verschuldet. Das hält alles zusammen: wie zäher Kot.«

Da ward die Pforte aufgestoßen und ein Ostiarius führte die beiden durch einen langen, engen, von einer Öllampe in einer kleinen Mauernische spärlich erhellten Gang an das Gemach des Priesters, schlug den Vorhang zurück und schob beide Gäste hinein. Das halbdunkle Gemach war fast leer an Gerät: eine große Truhe diente mit ihrem Deckel als Tisch, darauf stand Schreibgerät; an den Wänden sah man ein Lamm, einen Fisch, eine Taube in sehr rohen Umrissen mit roter Farbe gemalt. Johannes, obwohl im Gespräch mit zwei Priestern, wandte sich ihnen sofort zu: eine hagere Gestalt, nicht gebeugt durch siebzig Jahre, aufrecht gehalten durch starken, begeisterungsvollen Willen; eine graue Kutte, mit einem Strick um die Lenden geknotet, war all' sein Gewand; das Haupt umzog nur ein schmaler Silberreif von weißen Haaren: das glänzte wie ein Heiligenschein. Ein langer weißer Bart wallte bis tief auf die Brust.

»Geduld einen Augenblick, liebe Freunde,« winkte er den beiden zu. »Das Geschäft dieser meiner Brüder hier eilt: – ihr sehet: sie tragen Reisehut und Stab – doch ist ihre Antwort schon erledigt. Du also, Timotheus, wanderst noch heut' Nacht zurück auf deinen Posten; es ist gut, daß du gewarnt hast: aber nur der Mietling verläßt seine Herde, der gute Hirt harret bei ihr aus.« »Ich gehe,« sprach der Angeredete, ein noch junger Subdiakonus, beschämt errötend: »Ich wollte auch nicht gerade mich flüchten vor den Barbaren: – ich wollte nur . . .« – »Warnen, gewiß. Und dann vielleicht – das gab dir der böse Feind der Feigheit ein – dabei abwarten, ob Johannes dich nicht doch hier behalte, in den sichern Mauern dieser Feste. Aber ich sage dir: wo der Herr nicht das Haus behütet, da wachen die Wächter auf der Zinne umsonst. Und kommt die Kriegesnot über die Armen da draußen, ist dein Zuspruch unentbehrlich. Gehe mit Gott, mein Sohn, zurück in deine Cella bei Isunisca.« »Sind die Barbaren schon so nahe? Bis Isunisca!« rief Crispus erschrocken. »Wahrscheinlich: wenigstens hörte Bruder Timotheus vor drei Nächten Reiter an seiner Cella vorbeijagen mit unbeschlagenen Rosseshufen. Das waren keine Römer.« »Das waren die Nachtreiter, die Götter der Heiden, geführt von Wodanus, der Teufel Oberstem, den unsere Väter Teutates nannten, die Römer aber Mercurius!« sprach Bojorix, der Diakonus, ein älterer Mann, und bebte vor Grauen. »Diesmal schwerlich,« lächelte Johannes milde, »da eines

dieser Nachtgespenster, am hellen Tag darauf, mit lang wehendem Graubart, von einem Wolfsfell umflattert, bei der Brücke des Önus ganz allein in einen Zug bewaffneter Kaufleute hineinsprengte, den dicksten Weinschlauch vom Wagen riß, auf sein Roß warf und davonjagte. Gespenster trinken nicht heurigen Räter. – Mehr als diese Botschaft, die von *Westen* her *kam*, beunruhigt mich, daß von *Osten* her, von Ovilava und Lentia, jede Botschaft *ausbleibt!* Wohl kamen von dort, von Osten, durch die Porta Latina, ein paar Bauern auf den Markt: aber ich kannte sie nicht: sie sind mir verdächtig. Nun, wir stehen im Schutze des Herrn, im Aufgang wie im Niedergang seiner Sonne! Du aber Stephane . . .« –

Der Angeredete hörte nicht.

Sanft verweisend faßte ihn der Presbyter am Gewand: »Ei, Stephane, Stephane! Hörst du immer noch nur auf deinen barbarischen Namen Bojorix? – Du, mein Stephane, sage den Kindern der Witwe zu ad Fontes: ich werde den vorletzten Silberbecher der Basilika verpfänden und mit dem Erlös den Argentarius befriedigen, die Schuldknechtschaft von ihr zu wenden. Ich bringe ihr morgen das Geld oder übermorgen.« – »O Herr, sie banget sehr! Warum nicht schon heute Nacht?« – »Heute Nacht muß ich die Wunden frisch verbinden dem armen aussätzigen Juden, den die weltlichen Ärzte nicht mehr anrühren wollen, und bei ihm wachen. Gehet nun beide, meine Brüder: und der Engel des Herrn, der Tobias geleitet hat, schwebe über euren Wanderstäben. Fürchtet euch nicht, wiewohl es Nacht ist: ihr wandelt im Licht.« Ehrerbietig verneigten sich die beiden und gingen; Johannes wehrte dem Kuß, den sie auf seine Hand drücken wollten.

»Und nun zu euch, meine Lieben,« sprach der Alte, »was kann ich für euch thun?« Rasch und erregt brachten die beiden, sich gegenseitig ergänzend, ihr Anliegen vor. Ernst, aufmerksam hörte der Priester zu. »Es ist,« sprach er dann, »wie mein liebes Beichtkind gesagt. Krates, ihr Herr, hat die Eltern und das Kind freigelassen: vor mir, in dieser Basilika.« »O so sind wir ja sicher vor dem Ärgsten!« jubelte Fulvius. »So lang ich lebe –: aber ich bin ein alter Mann: über Nacht kann mich der Herr abrufen. Eile thut not gegenüber jenem gewaltthätigen Wüstling. Ihr habt Galla gekannt, des Colonen Gaudentius, nahe an der Zollstätte, achtzehnjährig Kind. Wenige Tage sind's. Der Arge sah sie am Mittag: – vor Nacht war sie verschwunden: – am Morgen darauf lag sie, zerschmettert, am Fuß der Felsen des Kapitols –: sie sei verunglückt beim Beerensammeln, hieß es –: aber ein Fischer, der bei Tagesanbruch seine Netze hob, hat mir vertraut, er habe gesehen, wie sie sich kopfüber aus dem Turmfenster stürzte.« »Dort wohnt der Tribun!« schrie Crispus. Fulvius griff stumm nach dem Hammer in seiner Tunika.

»Kommt! Der Richter, die Kurie wird so spät keine Erklärung mehr zu den Akten nehmen. Sie schmausen und zechen. Wir wollen sofort die Ältesten der Gemeinde aufsuchen: vor ihnen beschwöre ich meine Kenntnis der Freilassung. Und noch heute abend will ich mit ihnen beraten, ob wir nicht, wie deines Weibes Unschuld, auch dich selbst, wackerer Steinmetz, schützen können auf deinem Erbe vor diesem Wucherer. Folget mir.« Sie eilten alle drei auf die Straße. Dort war es noch ziemlich hell: nur leise begann die Dämmerung des langen Junitages.

Als sie an das Haus des Richters gelangten, öffnete sich nach außen dessen Thor: heraus trat der Hausherr, dem Argentarius das Geleite gebend. »Ich denke,« sprach

jener, »morgen in aller Frühe hinauszuschicken. Dein Recht ist zweifellos, auch die Fluchtgefahr des Schuldners wahrscheinlich und so kann ich den Haftbefehl . . . – – aber da steht er selber vor uns.«

Auch Zeno wandte sich nun gegen die Straße und sah die drei Männer heran kommen; es mißhagte ihm, sein Opfer in Begleitung des Priesters zu finden, den die Bürger liebten, den er fürchtete und haßte. Er grüßte den Angesehenen scheu: es waren noch andere Leute auf der Straße: es hätte ihm geschadet, hätte er dem Allverehrten den Gruß versagt: doch wollte er sich rasch an ihm vorüberdrücken. »Halt, Zeno von Byzanz!« rief da der Priester laut – und man hätte dem Greise diese Gewalt der Stimme nicht zugetraut. »Ich habe dich zu warnen, dich und jenen Tribun der Wollust. Ich weiß allzuviel von euren Sünden: das Maß ist voll. Wenn ihr nicht Buße thut, kann ich euch nicht mehr dulden in der Gemeinschaft der Heiligen.« Da erlebte der Kaufmann. »Ein Wucherer bist du: und er – er ist ein Mörder des Leibes und der Seelen. Ich weiß von eurem neuen Anschlag. Ihr werdet ihn nicht vollführen. Wisse: ob der Freibrief verbrannt ist – das reine Weib wird euch nicht verfallen. Sie ist frei – freigelassen vor mir, in der Kirche.« »Das kannst du leicht sagen!« meinte Zeno, mit lauerndem Blick. »Ich gehe, es vor Zeugen zu beschwören.« »Also weiß es noch niemand außer dem Alten,« dachte der Andere. »Du aber, der du dreißig vom Hundert nimmst und mehr, ich ziehe dich zur Rechenschaft vor der Gemeinde. Und nicht deshalb allein! Gedenke deiner armen syrischen Sklavin! Für sie klage ich auch vor dem weltlichen Gericht.« Der Byzantiner erbebte. »Und kannst du dich und kann sich jener Feldhauptmann der Lust und der Gewalt nicht reinigen vom Blute der Galla: – ausstoße ich euch am nächsten Sonntag aus der Gemeinde.«

Bevor Zeno antworten konnte, klirrten Waffen und schwere Schritte und ein Zug von den Isauriern des Tribuns bog um die Ecke. Der Centurio eilte auf den Kaufmann zu: »Dich such' ich! Von deinem Hause wies man mich hierher, zum Richter. Lies! – Vom Tribun.« Zeno nahm das Wachstäfelchen an sich. »Offen?« frug er mißtrauisch. »Für uns gesiegelt,« lachte der Soldat. »Wir lesen nicht: wir schlagen nur.« Zeno las: »Es war nur das Knie. Mein griechischer Sklave hat mich geknetet, morgen steig' ich wieder zu Roß. Das Dreifache, schaffst du morgen das Weib.« Der Grieche tauschte einen raschen Blick mit dem Richter –: dann drückte er mit der Rückseite des Griffels das Geschriebene platt, wandte den Griffel und schrieb: »Der Priester allein weiß, daß sie freigelassen. Sonntag spricht er den Bann über dich. Tote Hunde bellen nicht.« »Bring das deinem Tribun,« winkte er dem Centurio. »Ich kann nicht: – ich ziehe auf Wache ans vindelicische Thor. Aber hier, Arsakes, geht zurück aufs Kapitol.« – Er gab das Täfelchen einem der Söldner; der neigte sich und verschwand.

»Ans vindelicische Thor? Warte noch!« Und Zeno flüsterte dem Richter ein Wort zu. »Halt, Centurio!« rief dieser. »Ich habe meine Carcerarii nicht zur Hand –: im Notfall darf ich über euch Krieger verfügen, nach des Kaisers Diokletian Reskript. Ergreife diesen fluchtverdächtigen Schuldner des Kaisers und führe ihn in den Thurm für die Steuerschuldner: er steht neben dem vindelicischen Thor.« Fulvius war im Augenblick umringt –: der Centurio legte die Hand auf seine Schulter, vier Mann ergriffen seine Arme. »O Felicitas!« seufzte der Wehrlose. »Ich rette sie! ich fliege hinaus!« schrie Crispus und eilte davon. Er wollte um die Ecke biegen: aber er konnte nicht mehr: denn da erschollen plötzlich Hufschläge eines in rasender Eile heran jagenden Reiters:

dahinter her aber wälzte sich brausendes Stimmengewoge, bald Menschengewoge heran –: Soldaten, Bürger, Frauen, Kinder, alles durcheinander. »Einer unserer maurischen Reiter!« rief der Centurio und fiel dem Roß in die Zügel: »Jarbas! Waffengenoß! Was ist's?« Der Reiter, der von Wasser troff, richtete sich hoch auf im Sattel: Helm und Schild hatte er verloren: einen zerbrochenen Speer hielt er in der Rechten: Blut strömte über seinen nackten linken Arm. »Meld' es dem Tribun!« schrie er mit heiserer Stimme wie aus letzter Kraft. »Ich kann nicht mehr – der Pfeil im Nacken! – Sie sind da! – Schließt die Thore! – Die Germanen stehen vor der Stadt!« Und den Zügel fahren lassend, stürzte er rücklings vom Pferd. Er war tot.

Sechstes Kapitel.

War es wirklich so? Standen in der That die Germanen vor den Thoren von Juvavum? Darüber zerbrachen sich die Bürger mit peinigenden Schwankungen die Köpfe.

Zunächst erfuhr man gar nichts mehr von allem, was draußen vorgegangen war oder nun vorging; der Mund, der weiteres hätte berichten können, war verstummt auf immerdar. Die Thore wurden folglich verschlossen gehalten. Leo der Tribun freilich oben auf dem Kapitol war auf die erste Meldung sofort von seinem Lager gesprungen: »Zu Pferd,« hatte er gerufen, »hinaus vor die Wälle!« Aber mit einem Schrei des Schmerzes war er wieder zurückgesunken in die Arme seines Sklaven; und der Führung eines andern wollte er das gefährliche Wagnis einer nächtlichen Erkundung vor den Thoren gegenüber einem gewiß sehr überlegnen Feind nicht anvertrauen. Severus, der Befehlshaber der Freiwilligen unten in der Stadt, hatte nur Fußvolk zur Verfügung. Mit diesem allein wollte und konnte er nicht den Barbaren zur Nacht entgegenziehen. Er begnügte sich, die Türme und Thore zu besetzen. Von den Wällen herab lugten und lauschten die verstärkten Wachen scharf in die laue Nachtluft hinein: aber nichts, gar nichts Außergewöhnliches war zu entdecken, kein Licht in der Nähe, auch keine Lagerfeuer in der Ferne, wie sie die mit Weib und Kind, mit Knechten und Mägden, mit Herden, Wagen und Karren einherziehenden Germanen gar nicht entbehren konnten und aus Klugheit oder Furcht zu verlöschen nicht gewohnt waren. Kein Geräusch vernahm man, weder Waffenklirren noch Hufschlag von Pferden: nur das gleichmäßig leise ziehende Rauschen des Flusses, der von Süden nach Norden das Thal durchheilt, drang zu den Ohren der Wachen: einer der Bürger meinte zwar einmal von dem Fluß her ein Geräusch zu vernehmen wie das leise Wiehern eines Rosses und ein Emporschlagen der Wellen, wie wenn ein schwerer Körper in den Fluß gefallen oder gesprungen –: aber er versicherte selbst, er habe sich getäuscht, da darauf hin alles still blieb. Nur die Nachtigallen sangen in den Büschen um die Villen: ihr unverstörtes Lied bezeugte, wie man richtig hervorhob, daß dorthier nicht Wagen, Rosse, Krieger im Anzug waren.

So wandte man sich, Auskunft zu erraten, wieder der Leiche des Reiters, seinem noch immer am ganzen Leibe bebenden Tiere zu. Man sah, das Roß hatte den Fluß durchschwommen, Mann und Roß troffen von Wasser: warum hatte der Flüchtling nicht die Brücke unterhalb der Stadt benützt? Weil er nicht gekonnt, weil sie besetzt war? oder weil er nicht gewollt, weil er seine Botschaft aus geradestem Weg zu bringen getrachtet hatte?

Er trug keine andere Wunde, als die des tödlichen Pfeilschusses im Nacken, aus welcher das Blut über Schulter und linken, schildlosen Arm gerieselt war. Man zog den Pfeil heraus: es war ein Geschoß wie es allerdings die Germanen führten: die dreischneidige Spitze war sehr tief eingedrungen, der Schuß war in großer Nähe abgegeben: der mäßig lange Schaft von Ellernholz war beschwingt mit dem Gefieder des grauen Reiher: leer hing die lange Lederscheide, – des langen Reiterschwertes Klinge fehlte – an der rechten Seite des Gurtes: der Speer, den noch die geschlossene Rechte umfaßt hielt, war gerade da durchhauen, wo der vordere Eisenbeschlag, der

von der Spitze nach hinten zu ging, aufgehört hatte; der Hieb, wohl einer Streitaxt, nicht eines Schwertes, war sehr stark geführt: so hatte der Reiter wohl im Nahkampf Helm, Schild, Schwert und Speer verloren und auf der Flucht den Pfeilschuß des Verfolgers erhalten. Mehr war dem Toten nicht abzufragen. –

Wo aber waren seiner Wacht Genossen geblieben? Fünf »maurusische« Reiter hatte Leo der Tribun am Tage zuvor ausgesandt gehabt, den »Hügel der Halaunen«, ein paar Stunden nordwestlich der Stadt, zu besetzen, von dem aus man weithin die Landschaft überschaute, bis der dichte Urwald im Norden den Blick hemmte. Dort ragte ein halb verfallener Wartturm, den Kaiser Valentinian I. zum letztenmal – es waren nun hundert Jahre! – wieder hatte ausflicken und ständig besetzen lassen. Was war aus den vier andern Mauren geworden? Niemand wußte es.

Eine bange Nacht durchwachten die Bürger. Auf den Wällen hielten die Wachen fleißig Rundgang mit Fackeln, auch kleine Feuer brannten auf den Stellen, wo breite Quadern die Erd- und Rasenfläche deckten. Erst als der frühe Junimorgen hellere Dämmerung brachte, ließ man die Feuer erlöschen; scharf spähten die Wachen nun bei vollem Morgenlicht in die Landschaft hinaus: nirgends war eine Spur des Feindes zu sehen. Als bald kamen, wie jeden Morgen, Landleute von allen Seiten der Umgebung, in der Stadt zu verkaufen oder zu kaufen: sie staunten, die Thore auch bei hellem Tage geschlossen zu finden; vorsichtig that man auf, nur Einzelnen, scharf prüfend, ob es wohlvertraute Leute oder Späher, vielleicht gar verkleidete Barbaren seien. Aber die Harmlosen waren sehr erschrocken über diese ungewohnte Schärfe der Thorbewachung; sie auszufragen hatte weder Sinn noch Erfolg: sie wußten offenbar von gar nichts und waren vielmehr eifrig und angstvoll beflissen, in der Stadt zu erforschen, was geschehen wäre. Gerade vom Nordwesten, von Vindelicien her, von wo man den Heranzug der Barbaren erwartete, waren die Landleute in gleicher Menge wie immer erschienen; nichts Verdächtiges hatten sie bemerkt.

Nur vom Südosten her kam fast niemand: es fiel nicht auf, wenige Villen und Colonenhäuser lagen hier; selten kam von daher ein Besucher des Marktes. Man hätte den Schrecken des vorigen Abends für Traum gehalten, wenn nicht der tote Reiter als stummer Zeuge die Wirklichkeit erwiesen hätte.

Als nun die ersten Morgenstunden sonder irgend drohendes Anzeichen verstrichen waren, und man weithin keinen Feind gewahrte, – auch die Brücke über den Ivarus unterhalb der Stadt (eine zweite verband innerhalb der Mauern beide Ufer) war unbesetzt zu sehen, – befahl Severus – den Tribun hielt, wie es schien, die Prellung des Knies noch auf dem Kapitale fest – das vindelicische Thor zu öffnen: er rückte mit einer Schar bis an die Brücke, ließ das Brückenende am linken, westlichen Ufer mit Felsstücken und Ballen verrammeln und von dreißig Speerträgern und Schleuderern besetzen und kehrte, nachdem er sich überzeugt, daß nirgends eine Spur vom Feind zu sehen war, in die Stadt zurück. – Doch ließ der alte Soldat in der Wachsamkeit nicht nach: er gebot die Thore geschlossen, die Türme besetzt zu halten und ihm von jedem Vorfall sofort Meldung zu bringen in das Bad der Amphitrite, wohin er sich nun begab, die Sorge der Nacht und den Schweiß und Staub des Marsches abzuspülen.

Nach vollauf genossenem Bade saß er jetzt behaglich auf der mit weichem Wollfließ belegten Marmorbank des halbrunden Porphyerbeckens, bald die Arme, bald die Beine von den Hüften bis zu den Knien reibend; der Mann von etwa fünfundfünfzig Jahren

war ein Bild von gesunder noch vollrüstiger Kraft: Arme, Schenkel und Waden zeigten, daß die Übung der Jagd, der Gymnastik diesen stark angelegten Leib stark erhalten hatte. Nun hielt er inne in der Bewegung und versank allmählich in immer tieferes Sinnen. Sein Haupt glitt immer tiefer und tiefer gegen die Brust: endlich streckte er den rechten Arm ganz herab und fing an Figuren zu zeichnen in den reinlichen weißen Sand, der den Rundgang zwischen den Marmorbänken und dem Rande des Wasserbeckens bedeckte.

»Noch tiefer die Glieder stellen gegen den germanischen Keil?« murmelte er vor sich hin. »Zehn Mann hoch – zwölf Mann? Sie können schon jetzt kaum schwenken. Und doch! Es muß eine reine Rechenaufgabe sein, diese Germanen zu schlagen. Es ist nur ein Problema! des Stoßes und des Widerstoßes. Wer es löste! Das Beste wäre, . . .«

»Das Beste wäre,« fiel eine melancholische leise Stimme ein, »wir lägen in jenem dunkeln Schlafe, wo es weder Stoß mehr giebt noch Widerstoß.«

Severus wandte sich: hinter seinem Rücken war der weiße Wollvorhang des inneren Bades in leichter Bewegung: ein schöner Mann in reifer Jugendkraft und in vollen Waffen stand hinter ihm.

»Du, Cornelius. – Was meinst du?« – »Du kennst meine Meinung. Gar nicht geboren zu sein, ist den Menschen das Beste.« – »Schäme dich! dreißig Jahre und schon so lebensmüd!« – »Schäme du dich. Bald sechzig Jahre und noch so lebensthöricht.« – »Was bringst du?« – »Einen Rat: räume die Stadt, alle Bürger aufs Kapitol. Ein eilender Bote um Hilfe über die Alpen.« – »Du siehst Larven und Lemuren!« – »Sähe ich nur *die!* Aber ich sehe die Germanen!« – »Niemand sieht eine Spur von ihnen weit und breit.« – »Das ist gerade das Unheimliche. Sie *müssen* nahe sein, ganz nahe: und keiner von uns weiß, wo sie sind,« – »*Warum* müssen sie nahe sein?« – »Weil der graue Reiher im Juniusmonat noch nicht nach Süden zieht: und weil er nie so niedrig fliegt.« – »Was will das sagen?« – »Das will sagen: ich führte um Mitternacht die Runde, die Wachen auf dem Turm der Porta Latina abzulösen. Von der Turmzinne spähte ich scharf in die Nacht: nichts war zu sehen: und auch zu hören nichts als der Gesang der Nachtigall. Da, plötzlich, hörte ich den Ruf des grauen Reihers.« »Er ist nicht häufig hier,« meinte Severus, »aber er kommt doch vor in den Altwässern und auf den Sumpfwiesen des Ivarus.« – »Gewiß: aber der Ruf kam nicht vom Fluß: er erscholl diesseit des Flusses, aus dem Bergwald her.« – »Er horstet dort vielleicht.« – »Es war aber sein *Wanderruf*. Und sie wandern erst im August. Und auf den ersten Ruf gab ein zweiter, dritter, vierter Antwort: bis die Stimmen immer leiser, immer ferner verhallten.« – »Das Echo von den Waldbergen!« – »Das wäre denkbar. – Aber der Ruf kam nicht hoch aus der Luft: er kam von unten, vom Erdboden, zu mir empor in die Höhe der Turmzinne. Der Reiher fischt nicht zur Nacht!« – Behaglich lächelte der Alte. »Doch, mein Cornelius! Glaube dem älteren Weidmann. Er fischt auch zur Nacht, wenn er die Brut zu füttern hat. Ich habe selbst einen in der Fischreuse gefangen, die ich abends gestellt und morgens aufhob.« – »Aber jener Pfeil war gefiedert mit den Federn vom – grauen Reiher. Und ebenso oft als der graue Reiher rief, antwortete, noch tiefer aus dem Ostwald, der schrille Schrei des Steinadlers von den Felsbergen herab.«

»Zufall! Und wie sollten die Germanen von Osten her drohn? Von Westen, von Vindelicien her allein können die Alamannen kommen, die uns nächsten Germanen. Wie sollten sie unvermerkt von uns über den Fluß gedrunge sein, wenn sie nicht

Flügel haben, wirklich wie der graue Reiher selbst? Vorsicht ist ganz löblich, mein junger Freund, und du siehst, ich lasse es nicht an Wachsamkeit fehlen. Aber du bist allzu besorgt: Jugend und Alter haben die Rollen getauscht! – Ich weiß,« beeilte sich Severus fortzufahren, da ein zorniges Zucken über das schöne Antlitz des Jünglings wetterleuchtete – »ich weiß: Cornelius Ambiorix banget nur für Rom, nicht für sich.« – »Weshalb bangen um ein Leben, das keinen Reiz und Wert hat?« fragte der andere sich nun wieder beruhigt neben dem Alten niederlassend. »Die alten Götter hat uns die Philosophie der Skeptiker zerstört: an den Juden von Nazareth kann ich nicht glauben. Ein blindes Fatum lenkt die Welt. Rom – mein Stolz, mein Traum – sinkt, sinkt unaufhaltsam.« »Darin eben irrst du,« erwiderte gelassen der Alte. »Ich stürzte mich heute noch in dieses Schwert« – er griff nach der Waffe, die auf einem Polster neben ihm lag, »wenn ich diesen Glauben teilte. Aber dieses Schwert, – es ist das Erbe meines kaiserlichen Ahnherrn Probus – verheißt mir stets neuen Trost. Neun Germanenkönige knieten vor seinem Zelt, als er dies Schwert aus der Scheide zog und den Zitternden befahl, nach ihrer eignen Sitte bei diesem Schwert ihm Treue zu schwören. Und sie schwuren.« – »Das ist lange her.« – »Und mit diesem Schwert vererbt in unserem Geschlecht das Orakel: Sieger in jeder Schlacht bleibt dieses Schwert. Wohlan, es ist erprobt in vielen Generationen unseres Hauses. Ich selbst, so lang ich dienen durfte, in zwanzig Schlachten und Gefechten habe ich die Germanen geschlagen – mit diesem Schwert.« Und der Alte drückte die Waffe zärtlich an die Brust.

»Vergieb, daß ich dich berichtige,« lächelte der Junge traurig: »nicht mit diesem Schwert, mit Isauriern, Mauren, Illyrikern und – zumeist mit Germanen – hast du – andre – Germanen geschlagen. Rom, Latium, Italien hat keine Männer mehr. Keltisches Blut fließt in meinen Adern, – dakisches in den deinen. Und warum darfst du nicht mehr dienen? Gerade, weil du oft gesiegt hast, nahm dir der mißtrauische Kaiser den Feldherrnstab aus den Händen und schickte dich, zum Dank für deine Thaten, hierher, in ehrenvolle Verbannung.« »Es war sehr – unverdient,« sprach Severus aufstehend, »aber gleichviel! Auch hier kann ich dem Staat der Römer nützen.« »Zu spät!« seufzte der andere. »»*Fuimus Troes!*« Es ist aus mit uns. Den Parthern Asien, den Germanen Europa, und uns – der Untergang. Jedes Volk, scheint es, lebt sich zu Tode, wie jeder Mensch. Über zwölf Jahrhunderte sind vergangen, seit Romulus an der Wölfin sog. Man muß es ihr lassen, dieser ehrwürdigen Bestie, – sie hatte gute Milch: und lang hat es vorgehalten, das Wolfsblut in unsern Adern. Jetzt aber ist es krank. Und das Taufwasser hat es vollends zersetzt. Wie soll man die Weltherrschaft behaupten, wenn fast kein Römer mehr heiratet, wenn fast keine Römerin Kinder bringt, ganz gewiß aber ihr Kind nicht säugt, während diese breithüftigen Germanenweiber, nachdem sie geworfen, aufstehen, als wäre nichts geschehen, und uns in zehn Monaten wieder mit Zwillingen beschenken. Sie fressen uns auf, buchstäblich, diese Waldleute: sie verdrängen uns von der Erde, durch ihre keusche Fruchtbarkeit noch viel mehr als durch ihren lachenden Todesmut. Dreimalhundertvierzigtausend Goten hat Kaiser Claudius vernichtet – in vier Jahren darauf standen viermalhunderttausend im Feld. Sie wachsen nach, wie die Häupter der Hydra. Und wir sind nicht mehr herkulisch. Ich hab' es satt. In der nächsten Schlacht mach' ich ein Ende. Man leidet nicht lang, traf ein Germanenhieb.«

Severus erfaßte die Hand des jungen Mannes, der so bitter gesprochen. »Ich ehre deinen Schmerz, Cornelius. Aber du solltest selbst nach deinen Worten thun: dein

Thalamos steht leer: du mußt wieder den Hymenaios ertönen lassen unter den grauen Säulen.«

»Ha,« lachte der junge Mann grimmig, »daß mir ein zweiter Kaiser die zweite Frau verführe, wie ein Bischof mir die erste Braut, ein Kaiser die erste Gattin verführt hat? Nein! Wahrlich, es giebt keine Römer mehr: aber noch viel weniger Römerinnen. Wollust, Putzlust, Herrschlust, das sind die drei Grazien, die sie anrufen. Hast du je gehört, daß bei diesen Barbaren die Priester die Jungfrauen bethören und ihre Könige den freien Männern die blonde Ehefrau vom Herde locken? Ich nicht! Ein Volk aber ohne Götter, ohne eingeborne Krieger, ohne richtige Weiber, ohne Kinder: – ein solches Volk kann nicht mehr leben. – Ein Volk, das vor seinen zehnmahl zahlreicheren Sklaven zu zittern alle Ursache hat! – Hättest du nur die mörderisch drohenden, finstern Mienen gesehen, mit denen soeben die Sklaven des Argentarius ihren Herrn und den Sklavenmeister bedrohten, da sie in Ketten durch die Stadt getrieben wurden! – Ich aber selbst? – Wie steht es um mich? Alles bin ich gewesen und überall: in Rom, in Ravenna, in Byzanz: Soldat, Beamter, Schriftsteller – alles mit Erfolg: und doch fand ich alles – eitel, hohl. Alles hab' ich erprobt: – nichts ist es damit! Jetzt heimgekehrt nach meiner Vaterstadt Juvavum find' ich sie beherrscht von einem Wucherer aus Byzanz und einem Lüstling und Raufbold aus Mauretanien: und der Einzige, der diesem sauberen Bündnis noch etwas Widerpart hält, bist nicht du und bin nicht ich – wir sind ja beide nur ehrenhafte Römer! – nein: ein Christenpriester, dessen Vaterland, wie er sich rühmt, nicht das Römerreich, sondern der Himmel ist. – Ich hab' es satt! – Nochmal sag' ich's: ein Volk ohne Götter, ohne Weiber, ohne Mütter, ohne Kinder, ein Volk, dessen Schlachten geworbene Barbaren schlagen: – ein solches Volk kann nicht mehr leben. Sterben muß es. Und das bald. Kommt doch, kommt, ihr Alamannen! Ich mag nicht Schierling schlucken. Ich will fallen bei dem Klang der Tuba und mir einbilden, ich falle unter Camillus oder Scipio!«

Severus faßte den Wilderregten an beiden Schultern: »Versprich mir, den Tod nicht eher zu suchen, bis du die nächste Schlacht verloren siehst, und leben zu wollen, wenn wir siegen.« Trübselig lächelnd nickte Cornelius: »Das glaub' ich kecklich versprechen zu können. Du und dein Siegeschwert, – ihr haltet es nicht mehr auf, das ehern schreitende Verderben.«

In diesem Augenblick schlug gellendes Tubageschmetter an ihr Ohr: der Vorhang des Innen-Bades ward aufgerissen: – ein bewaffneter Bürger stürmte herein und rief: »Eile, Severus, jetzt sind sie da: aus dem Westwald, jenseit des Flusses, sprengen germanische Reiter heran!«

Siebentes Kapitel.

Hastig hatte sich der Alte von dem Boten und von den Badesklaven wappnen lassen; er eilte, begleitet von Cornelius, an das vindelicische Thor, dort den hohen Wall zu besteigen, der weithin Aussicht gewährte. Es ward ihm heiß dabei: denn nun war es voll Mittag geworden: senkrecht schickte die Sonne ihre glühenden Pfeile auf den schweren Helm. An dem Thore traf ihn ein Centurio des Tribuns; dieser hatte vom Kapitol herab früher schon als die Wächter auf den Mauern Reiter aus dem Westwalde schwärmen sehen: er ließ sagen, es seien nur etwa hundert Germanen: sofort werde er selbst seine Reiter vor die Thore führen: denn er könne wieder zu Pferd steigen.

Severus befahl dem Söldner, ihm einstweilen auf den Wall zu folgen. Scharf schaute er mit Cornelius auf die Ebene, die jenseit, links, des Flusses bis zu dem Westwald sich hinzog. Nach langer Betrachtung wandte er sich: er wollte zu Cornelius sprechen: aber sein Blick traf auf zwei Colonen, die ängstlich in die gleiche Richtung blickten.

»Nun,« sagte er, »Geta! Was seid ihr doch einfältig. Ihr beschwört, bei allen Heiligen und bei den Halaunen, daß ihr keine Spur vom Feinde wahrgenommen. Eure Hütten liegen noch jenseit, westlich des Westwalds. Und nun steckten die Barbaren zwischen euch und der Stadt! Wart ihr blind und taub?« »Oder *wolltet* ihr es sein?« fiel Cornelius mißtrauisch ein. »Bedenke,« warnte er, »sie haben alle Ursache, es mit den Barbaren zu halten. Rauh und jähzornig sind diese: aber sie quälen den Hörigen nicht das letzte Mark aus den Knochen wie die kaiserlichen Fiskale.«

Aber der ältere der beiden Colonen nahm nun das Wort: »Nein, Herr, ich bin kein Verräter: ich halte es nicht mit den Barbaren: habe ich doch gedient unter dem großen Aëtius und ehrenvollen Abschied und jenes Gütlein empfangen. Glaubt einem alten Legionär – und wenn Ihr mir nicht glaubt, behaltet mich hier als Geisel bis zur Entscheidung: – ich habe noch gestern mit diesem meinem Neffen Pech gesotten im Westwald: – hohen Preis zahlen dafür die Händler aus Ravenna – der ganze Westwald ist keine fünf Millien breit: wären es viele Barbaren gewesen, die im Walde sich bargen, wir hätten sie merken müssen. Keinesfalls ist es ein Wanderzug, ein Volksheer: Abenteurer sind es, wenige Reiter, die einstweilen das Land erkunden, wie es wohl gehütet sei.«

»Wir wollen ihnen zeigen, wie es gehütet ist,« rief Severus, drohend die Rechte hehend. »Der Veteran hat recht, Cornelius. Ich glaube ihm. Es ist nur die Handvoll Reiter, die da gegen den Fluß her tänzelt. Wollen wir ihnen diese Unverschämtheit eintränken. Himilko, zurück zum Tribun. Ich verbitte mir jede Hilfe seiner Mauren –: hörst du, ich verbitte mir sie: es ist Ehrensache, diesen Räubern zu zeigen, daß die Bürger von Juvavum allein Manns genug sind, sie zu züchtigen.« »Ich muß dir beipflichten,« meinte Cornelius. »Es kann wohl nur eine Streifschar sein.« – »Gleichwohl will ich vorsichtig handeln und mit erdrückender Übermacht angreifen: diesmal muß ich siegen: – um deines Gelübdes willen, mein Cornelius.« Er schlug ihm in väterlicher Freundlichkeit mit der Hand auf die Schulter und stieg die schmale Treppe von dem Wall hinab. Unten am Thor angelangt befahl er den Tubabläsern, durch alle Quartiere zu eilen, die gesamte Bürgerschaft mit dem Ausfallsignal hierher, an das

vindelicische Thor, zu entbieten: in einer Viertelstunde sollte der Angriff geschehen. Laut schmetterten alsbald die mahnenden Töne in allen Vierteln der Stadt und aus allen Gassen strömten die gewaffneten Freiwilligen an das nordwestliche Thor.

Einer der ersten, der aus seiner nahen Werkstätte herankeuchte, war der dicke Crispus: er schleppte einen ungeheuren Speer mühevoll auf der Schulter, der schwere Schild belastete ihn: es war heiß und Crispus war alt und beleibt. Auf dem Haupt trug er statt des Helmes ein Küchengerät, in dem die alte Ancilla ihm in friedlichen Zeiten die – nur allzufetten! – Festkuchen zu backen pflegte: es war jetzt zwar recht blank gescheuert: aber es war etwas zu weit und klapperte ihm bei jedem Schritt um die Ohren: er bot keinen sehr kriegerischen Anblick.

Kopfschüttelnd betrachtete ihn Severus: »Nun, der Wille ist gut. –« »Und das Fleisch ist nicht schwach!« spottete Cornelius. »Aber,« fuhr Severus fort, »lieber sähe ich deinen schlanken Neffen, den Steinmetz. Was weigert er seinen Arm dem Vaterland? Immer bei seinem jungen Weibe? Wo steckt er?«

»Hier steckt er!« rief, bevor Crispus erwidern konnte – nur mit der Hand hatte er auf den Turm neben dem Thor gedeutet – hoch auf ihre Häupter herab eine bittende Stimme. Und hinter der vergitterten Luke des zweiten Turmstockwerkes ward Fulvius sichtbar, der beide Hände eifrig emporreckte. »Laß mich heraus, o Feldherr, hilf mir herunter, und mit dem Speer will ich dir danken.« »Severus,« bat nun der dicke Crispus den verwundert Blickenden, »befiehl dem Wärter, – da steht er in der Thür, – ihn herauszugeben. Zeno der Wucherer hat ihn einsperren lassen.« »Gieb den Mann heraus, Carcerarius!« befahl der Alte. »Ich brauche so jugendstarke Arme. Er zahle vorerst seine Schuld dem Vaterland: fällt er, ist er aller Schulden quitt: überlebt er, wandert er wieder in den Turm.« Der Carcerarius zögerte: aber ein Rippenstoß, den ihm Cornelius ungeduldig versetzte, stimmte ihn um. »Ich weiche der Gewalt!« rief er und rieb sich die getroffene Stelle. »Welch' eiserne, pflichtstrenge Römerseele!« meinte Cornelius. Gleich darauf sprang Fulvius über die Schwelle, ergriff Schild und Speer, die ihm von dem Waffenvorrat auf dem Wall herabgebracht wurden, und rief: »Hinaus, hinaus vors Thor!« Wohlgefällig ruhte des Feldherrn Blick auf ihm: »Solchen Eifer lob' ich! Du sehnst dich nach dem Kampf?« »Ach nein, Herr,« antwortete der junge Mann aufrichtig, »nur nach Felicitas.« Während jener sich unwillig abwandte, tröstete Crispus den Neffen. »Ich habe stets dein Haus im Auge behalten vom Wall aus: beruhige dich, kein Barbar hat noch den Fluß überschritten.« »Und der Tribun?« flüsterte der junge Ehemann. »Hat noch das Kapitol nicht verlassen.« – »Und Zeno?« – »Ist vollbeschäftigt, seine Schätze in die Stadt hereinzubringen und zu verstecken.«

Da kehrten die Tubabläser von ihrem Rundgang zurück, die letzten Bürger von den entlegensten Häusern trafen nun ein. Severus und Cornelius gliederten sie in zwei Haufen, jeden etwa zu dreihundert Mann; nun trat der alte Held vor und sprach: »Römer! Juvavensische Männer! Folgt mir! Hinaus vors Thor und wehe den Barbaren!« Er erwartete laut lärmenden Beifallsruf: aber alles blieb still. Nur ein Mann trat aus dem Glied und sprach ängstlich: »Darf ich eine Frage stellen?« »Frage!« erwiderte Severus unwillig. »Wie viele Barbaren mögen's wohl sein da draußen?« – »Kaum hundert.« »Und wir sind sechshundert!« meinte der Tapfere behaglich lächelnd und sich zu den Bürgern wendend. »Auf!« schrie er plötzlich und sein Schwert an den Schild schlagend. »Auf das Thor! Und wehe den Barbaren!« »Wehe den Barbaren!« rief nun die ganze

Schar. Das Thor ward aufgezogen und über die Zugbrücke, die sich gleichzeitig über den Wallgraben niederließ, eilten die Männer aus der Stadt. Nur spärliche Wachen waren auf dem ganzen Umkreis der Mauern zurückgelassen worden; Weiber und Kinder eilten nun aus den Häusern, erstiegen die Wälle und blickten den Ihrigen nach, die in raschem Marschschritt auf die Brücke unterhalb der Stadt zu eilten, deren Westende, wie wir sahen, seit dem Morgen verrammelt und von einer kleinen Schar besetzt war.

Achtes Kapitel.

Um Mittag, als die alamannischen Reiter zuerst sichtbar wurden, lag Leo der Tribun in seinem reich eingerichteten Gemach in dem hohen Turm des Kapitols auf der weichen Kline, über die ein Löwenfell gespreitet war. Er fühlte sich in bester Stimmung. Der Fuß schmerzte und hemmte ihn nicht mehr. Behaglich streichelte er den reichen schwarzen Rundbart, welcher sein bronzebraunes, schmales, ursprünglich edel gebildetes, aber lange schon von Leidenschaften durchfurchtes Antlitz umrahmte. Vor ihm, auf dem Tische von Citronenholz, stand, halbgeleert, ein Hochkrug feurigen Siculars und eine silberne Trinkschale.

Zwei griechische Sklaven, Vater und Sohn, waren mit seiner Bedienung beschäftigt. Der ältere Sklave brachte, warnend den Finger erhebend, den Mischkrug. Aber lachend wies ihn sein Herr hinweg: »Nördlich der Alpen,« meinte er, »mischt die Natur von selbst allzuviel Kälte in unser Blut: wir brauchen nicht den Wein noch zu verdünnen. Nicht wahr, mein spröder Antinous? Da trink!« Und er bot die Schale einem dritten Diener, einem bildschönen Knaben von etwa fünfzehn Jahren. Dieser kauerte am Boden in der äußersten Ecke des Turmgemaches, so fern wie möglich von Leo diesem seinem Herrn den Rücken zuwendend. Er trug nur einen purpurnen Schurz um die Hüften. Das übrige Gewand hatte ihm der Tribun abgestreift, die Augen an den herrlichen Gliedern zu weiden. Der Gefangene schüttelte, ohne das schöne, traurige Antlitz zu wenden, das Haupt, das langflutendes Goldhaar umwallte.

Trotzig, drohsam sprach er dann: »Ich heiße nicht Antinous: – Hortari heiß' ich. Gieb mich frei: laß mich zu den Meinen zurück, in den rauschenden Wald des Danubius! Oder töte mich: denn das wisse, schändlicher Mann: niemals willfahr' ich deinem Dienst.« Unwillig warf ihm Leo den schweren Burgschlüssel, der vor ihm auf dem Schemel lag, in die Rippen: »Hebe dich von hinnen, störriger Hund! Davus,« herrschte er den jüngeren Sklaven an, der beschäftigt war, die Waffen des Tribuns bereit zu legen, »schleppe ihn in den Roßstall: und häng' ihn dort in Ketten auf! Will der Balg nicht seines Herrn Gespiel sein, – fort mit ihm zu den Bestien!« Der Knabe sprang auf, und warf seinen Wollmantel um. Davus riß ihn mit fort, hinaus; den Blick voll tödlichen Hasses, den der junge Germane unter dem Vorhang des Gemaches, sich rasch wendend, zurückwarf, bemerkte Leo nicht. Rasch kehrte ihm die gute Laune wieder.

»Morgen hab' ich bessere Gesellschaft hier im Thalamos,« lächelte er, wieder den dunkeln Bart streichelnd, »als einen nicht zu bändigenden jungen Bären! Felicitas! Das trink' ich unsrer ersten Umarmung!« Und er trank die Schale leer. Dann richtete er sich auf. »Ich brauche keine Stütze mehr!« Damit wies er den zweiten, älteren Sklaven zurück, trat an die Fensteröffnung des Turmes und blickte hinaus. »Es sind ihrer nicht hundert, dieser kecken Barbaren. Welche Frechheit! Und nur die wenigsten führen stoßfeste Schutzwaffen! Und ihre Trutzwaffen sind alle erbärmlich. Wie viele ihrer Wurfpeile, Speere, Streitäxte sind mir schon machtlos an Helm und Harnisch zersplittert. Sie kommen mir gerade recht! Mich lüstet nach Kampf und Sieg! – Da unten, auf den Straßen der Stadt wird es lebendig. Severus sammelt seine Schuster und Kesselflicker. *Die* werden aber doch nicht fertig mit den raschen Feinden. Ich aber,

wenn der Alte, der den Feldherrn spielt, im ärgsten Gedränge – eine gute Weile will ich ihn zur Strafe zappeln lassen! – dann will ich hinausfahren wie der Sturm der Wüste mit meinen Reitern und sie vor mir hinwegfegen. Vorher aber zu dem Priester. Kein Mensch in der Stadt achtet jetzt auf anderes als auf die Barbaren draußen vor den Thoren. So geschieht es unvermerkt. Die Gefahr durch jenen Priester muß scharf drohend gestiegen sein, – wenn der feige Geldsack selbst zu blutigem Mittel riet. Er hat mir schon immer gedroht, der Psalmenplärrer. Erst die Sicherung und die Rache –: dann die Wollust des Reitersieges: und zum Lohn –: Felicitas! Laß Pluto satteln,« befahl er dem alten Sklaven, »und hilf mir, mich waffnen.«

Der Greis brachte den Befehl in den Hof hinab und kehrte in das Turmgemach zurück, wo er dem Herrn, der schon den vom schwarzen Roßschweif umflatterten hohen Helm aufgesetzt und die schönen Beinschienen angelegt hatte, diese sowie den prachtvollen Brustharnisch, den gar manche Auszeichnung schmückte, über der dunkelroten Tunika festschnallen und einhaken half. Während nun Leo das Schwert umgürtete und nach dem Erzschilder, mit dem langen starken Stachel in der Mitte, griff, holte der Alte sorglich aus einem Elfenbeinkästchen, das neben der Kline in der Ecke stand, einen dünnen Lederriemen mit zwei winzigen, aber glänzenden Anhängseln hervor und reichte die Schnur bittend, stummen, eindringlich beredten Blickes seinem Herrn dar. Es war ein kleines, häßliches Götzenbild aus Bernstein und eine schmale Silberkapsel. »Nimm, o Herr!« bat der Grieche, da Leo alles verächtlich zurück schob. »Was soll ich damit? Was sind das für . . .-?«

»Schilt sie nicht,« beschwor der Alte, »sonst werden sie böse und schützen nicht mehr. Kennst du sie nicht mehr, die schirmenden Kleinodien? Das eine ist ein ägyptisch Götterbild des Phta und die Kapsel schließt ein Barthaar ein des Apostels Paulus. Hilft das erste nicht, so hilft das andere. Trage heute beide – ich hatte diese Nacht einen bösen Traum.« – »So trage du sie!« – »Nicht mir, – dir, o Herr, drohte der Traum. Ich sah dich Hochzeit halten . . .-!« – »O, das siehst du oft! Diesmal mit Felicitas?« – »Nein, mit Persephone, der Königin der Schatten.« »Sie soll sehr schön sein,« lachte der Tribun, die kräftigen Arme ausbreitend, »sie nahe nur, sie ist willkommen!« »Fern sei das Omen!« rief der Sklave. »Du hast wirklich Sorge um mich! Dir liegt an meinem Leben? Warum? Sage, weshalb?« – »O Herr, du warst niemals gegen Chrysos so böse wie . . .-« »Wie gegen alle anderen, willst du sagen?« lachte der Maure. »Nur Selbstsucht, Alter: ich brauche dich: das heißt deine heilkundigen Gedanken und Finger.« – »Wenn du nur beten wolltest! Und irgend ein Geschöpf auf Erden lieben – irgend einen Namen ehren! Dir wäre wohler!« Aber grell lachte der Soldat: »Lieben? Liebe ich doch jeden Monat ein ander Weib!« – »Du vernichtest, was du liebst!« »Und beten? Zu welchem Gott sollte ich wohl beten? Ich sah mit gleicher Inbrunst und mit gleichem Erfolge beten zu Astarte und zu Artemis, zu Osiris und Jupiter, zu Christus und Jehovah. Ehren aber? Was soll mir heilig sein? Kaum so alt wie jener Germanenjunge raubten mich vandalische Reiter. Da verlor ich Heimat, Eltern für immerdar –! Als Sklave den Römern verkauft litt und genoß ich als Knabe schon Unsägliches – verhätschelt, geküßt, gefüttert, gepeitscht erschlug ich meinen letzten Herrn, entließ in die Wälder Calabriens, ward Räuber, Räuberhauptmann, ward eingefangen, zum Cirkusspiel verurteilt, vom Kaiser, als schon mein Blut die Arena rötete, begnadigt, unter die Söldner gesteckt, bald durch wilden Mut Centurio und Tribun. Zu welchem Gotte soll ich beten? Sie haben mich alle verlassen, so lang ich an

sie glaubte. Seit ich aber alle verhöhne, dient mir das Glück wie eine verliebte Dirne. Und was soll ich lieben und ehren? Meine palmenrauschende Heimat? Sie dient vandalischen Barbaren! Rom? Rom hat mich erst mißhandelt wie ein gefangenes Raubtier und hetzt mich jetzt, wie einen gezähmten Löwen, gegen seine Feinde. Wohlan: dieses meines grimmigen Landsmannes Art wie Name habe ich mir gekoren« und er klopfte dem Wüstenkönig auf seinem Lager das stolz ummähnte Haupt. – »Beute – Genuß – Kampf! Weinrausch – Waffenrausch – Weibesrausch! Das allein ist des Lebens wert! Und nach dem *letzten* Rausch –: kein Erwachen –: ewige Nacht in der schweigenden Wüste des Todes.« Damit ergriff er beide Amulette, warf sie zum Turmfenster hinaus, faßte seinen Wurfspieß, der an der Wand lehnte und stürmte klirrend die steile Turmtreppe hinab. Seufzend und kopfschüttelnd folgte der Grieche.

Im weiten Hofraume angelangt ließ der Tribun seine ganze Ala aufsitzen: er befahl dem Geschwader, ihm in die Stadt hinab zu folgen und, auf dem Forum des Herkules aufgestellt, auf ihn zu warten, bis er sie zum Ausfall führen werde. Dem Centurio Himilko gebot er, mit den isaurischen Fußknechten auf dem Späheposten vor dem Eingange des Kapitols zu halten, den Gang des Gefechtes vor den Thoren sowie etwaige Vorgänge in der Stadt zu beobachten, jedenfalls aber, wenn ein Eingreifen in der Stadt oder vor dem Thor notwendig scheine, vorher das feste Thor der Burg zu schließen und zwei Wachen darin zu belassen. Seine beiden Sklaven aber, den alten Griechen und dessen Sohn, bestellte er – leise – mit der geschlossenen Sänfte an den Fuß des Kapitols: »Für alle Fälle,« überlegte er. »Ein widerstrebend Weib zu Roß den Steilweg heraufschleppen – das könnte mich nötigen, ihr sehr weh zu thun – wie jener Galla!«

Und nun, mit allen seinen Anordnungen zu Ende, stieg er in den Bügel, sich auf Pluto, seinen prachtvollen spanischen Rapphengst zu schwingen, der ungeduldig mit dem Vorderhuf Funken aus dem Granitpflaster des Hofes hieb. Kaum saß er im Sattel, da fiel sein Blick durch die offene Stallthür auf den Knaben Hortari, der, an beiden ausgebreiteten Armen zwischen zwei eisernen Pferderaufen angekettet, an der Wand hing: in der Ecke des Stalles lag ein blauer germanischer Rundschild, ein Speer und eine Streitaxt: die Waffen, die man dem Knaben bei seiner Ergreifung abgenommen. »Ha, der künftige Antinous!« lachte er, den Wurfspieß in die Seite stemmend. »Kettet ihn los! Er soll auf die Mauer treten, die Vernichtung seiner Germanenhelden zu schauen. Zur Nacht ketten wir ihn zusammen mit einer ganzen Koppel solcher Bären.« Und er gab dem Rappen die Sporen, daß dieser laut wiehernd stieg. »Hüte dich,« rief Hortari, nun entfesselt an die Stallthür tretend, funkelnden Auges, »vor den Bären des Urwalds. Ihre Tatzen werden dich zerschlagen!« Aber lachend rief der Tribun: »Auf! auf das Thor! Und wehe den Barbaren!« Und brausend und klirrend sprengte, dem kraftvollen Führer folgend, der glänzende Reiterzug zu Thal.

Neuntes Kapitel.

Minder guten Mutes als der Tribun hatte inzwischen sein Verbündeter Zeno die ersten Nachrichten von dem Erscheinen der Germanen vor der Stadt aufgenommen. Eignete er doch vor den Thoren gar manche Possessio, bewirtschaftet von Sklaven und Sklavinnen, die diese Gelegenheit erfassen mochten, wie es die schwer Gequälten gar oft in solchen Fällen thaten, zu den Barbaren zu entlaufen, mit diesen das Weite zu suchen. Auch bargen seine Villen, war er auch just kein Kunstfreund und zu vorsichtig, Schätze außerhalb der Festung zu belassen, gar manches wertvolle Gerät und Geschirr, auch Herden von Rindern, Schafen und Schweinen, das der Wirtsame ungern den Räubern gegönnt hätte. So hatte er denn in den ersten Morgenstunden, da sich noch nichts von den Alamannen hatte blicken lassen, als Severus zur Kundschaftung und zur Besetzung der Ivarusbrücke auszog, unter dem Schutz dieser Truppen seinen Sklavenmeister, einen Freigelassenen, ausgesendet mit einem Troß von bewaffneten Knechten, um wenigstens aus den diesseit des Flusses gelegenen Landhäusern das Wertvollste hereinzuschaffen, namentlich aber die zu jenen Gütern gehörigen Sklaven – nötigenfalls mit Gewalt – in die Stadt zu führen. Diese, Bauern und Hirten, von je roher, wilder, unbotmäßiger als die städtischen Diener, hatten nur widerstrebend Folge geleistet: in zwei Besitzungen hatten sich die Unglücklichen zur Wehre gesetzt, waren aber von der Überzahl bewältigt und mit Ketten aneinander gebunden worden: unablässig hatte der Sklavenmeister die vielsträngige Ledergeißel über den Fluchenden geschwungen, sie zur Eile zu treiben, zur Aufbürdung immer schwererer Lasten, die sie im Gleichgewicht auf den Köpfen trugen. In langem Zuge, die Gefesselten in der Mitte, die Rinder und Schafe voran, bewaffnete Sklaven an den Seiten, die Freigelassenen an Haupt und Ende der Reihe, kehrten sie nun durch das vindelicische Thor zurück, das sich eben hinter ihnen geschlossen. »Vorwärts, Thrax, du alter Hund!« schrie Calvus, der Freigelassene, – er galt für Zenos Sohn von einer Sklavin – einen weißhaarigen Greis an, der unter der Last der ihm aufgelegten Bronzegeschirre wankte: und da der Zitternde den Schritt nicht zu beschleunigen vermochte, schlug er ihm über den nackten Rücken mit der flachen Schwertklinge einen grausamen Streich. Laut schrie der Alte und taumelte zu Boden. Da machte ein riesiger Rinderhirt, der besonders schwer gefesselt war, – er hatte sich grimmig gewehrt und blutete aus mehreren Wunden, – Halt: er hemmte damit den Schritt aller an ihn Gefesselten. »Ich flehe dich an, Calvus, schonе meines Vaters! Lege mir seinen Korb noch auf.« »Warte Këix, verfluchter Thraker, ich will dir auflegen, was dir gebührt,« schrie Calvus und hieb ihn mit der Schärfe des Schwertes über Kopf und Schulter, daß das Blut hochaufspritze. Der Getroffene schwieg: nicht ein Ruf des Schmerzes entfloß seinen zusammengepreßten Lippen. Calvus aber fuhr fort: »Du hast dich empört, Sklave, in offener Gewalt: vierteilen könnten wir dich lassen dafür. Aber man verliert zu viel Kapital, krepirt solche Bestie, die man dreißig Jahre gefüttert hat. Geduld, mein Söhnchen! Ich werde die neuen Folterwerkzeuge an dir versuchen, die der Patronus aus Byzanz hat kommen lassen. Das wird meine Feierabend-Erholung heute.« – Der starke Thraker erbleichte: aber nicht aus Furcht: aus Wut. Er warf nur einen Blick auf seinen Peiniger und schritt wieder vorwärts. – Während nun andere Knechte die Herdentiere unter die städtischen

Stallungen Zenos verteilt, wurden die Gefesselten behufs ihrer Bestrafung von Calvus in den Hof des Herrenhauses in der Via Augustana geführt. »Thu' mit ihnen wie du willst,« hatte Zeno zu dem Freigelassenen gesprochen, das Verzeichnis des geflüchteten Inventars in seinem Schreibgemach durchlesend, »nur Sorge, daß Leben und Wert das heißt Arbeitskraft der Faulpelze nicht darunter leide. Auch müssen wir, nach dem Gesetz des frommen Constantin, für Verstümmelung vorher den Spruch des Richters einholen. Ich werde meinen Schwager Mucius fragen,« lächelte er, »aber, mit leiser Änderung des Gesetzes, *nachträglich*. Nun gehe ich in das Bad der Amphitrite, Neuigkeiten zu erfragen.« Während er, von Calvus begleitet, durch den Hof schritt, fiel sein Auge auf den alten Thrax, der auf Stroh in einer Ecke lag: erschöpft war er in tiefen Schlaf gesunken: neben ihm lehnte an der Mauer, schwer gefesselt, sein riesiger Sohn: Blut lief aus dessen Wunde auf den Vater nieder. Zeno stieß nach dem Schläfer mit dem Stabe: der Greis öffnete die müden Augen: »Ach, daß ich noch lebe! Mir hatte geträumt, der Herr hätte mich schon abgerufen! Ich wandelte im Paradiese! Aber auch auf Erden bin ich des Herrn Christus!« »So soll dein Herr Christus dich auch füttern,« höhnte Zeno. »Calvus, der Alte da ist nichts mehr wert. Entzieh ihm Wein und Speck. Man mästet ihn umsonst.« – Da begegnete sein Blick dem Auge des Sohnes, der mit den Fäusten in seine Fesseln griff. Zeno erschrak. »Höre, Calvus,« flüsterte er, »diesen da, nachdem er gefoltert, verkaufe bald. Er ist mir unheimlich. Er blickt wie unser schwarzer Stier blickte, gerade bevor er wütend ward. In die Bergwerke des Fiskus mit ihm! Dort brauchen sie solche starke Lümmel – und das Blei vergiftet sie bald. – Nun in das Bad!« Damit schritt er zum Hofe hinaus. Kaum hatte er die Schwelle seines Hauses überschritten, als ein lahmer Sklave hereinhinkte, der dem gliedergewaltigen Këix sehr ähnlich sah: es war dessen älterer Bruder. Doch schien er weder des alten Vaters noch des bluttriefenden Bruders zu achten, humpelte gerade auf Calvus zu und sprach, tief sich verneigend: »Mein Herr, Mucius der Richter, sendet dir dies Schreiben. Zeno und du, ihr seid bei ihm verklagt von Johannes dem Priester, weil ihr die Syrerin gezeißelt habt, daß das ungeborene Kind starb. Er meint, er werde euch auch diesmal nur schwer freisprechen können.« Die Schrift war lang: während Calvus sie stirnrunzelnd las, glitt der Lahme unhörbar zu seinem Bruder hinüber und drückte ihm eine Feile in die Hand: sie war in einen Papyrusstreif gewickelt: Këix las: »Nach dem Mittagsmahl.« Er führte mit der gefesselten Hand den schmalen Streifen an den Mund und verschluckte ihn. Der Lahme stand wieder hinter Calvus: »Welche Antwort, Herr?« Unwillig gab ihm der Freigelassene die Anklageschrift zurück: »Der Orkus verschlinge diesen Priester! Er weiß alles, was ihn nicht angeht. Ich muß selbst mit deinem Herrn reden. Geh' voran! – Du hinkst ja häßlich, Kottys,« lachte er. »Aber es hat geholfen das Mittel. Wir haben dich als unverbesserlich dem Richter verkauft. Seit aber dein neuer Herr dir die Sehne hat durchschneiden lassen, hast du das Entlaufen nicht wiederholt und bist zahm geworden, ganz zahm.« Damit verließen beide den Hof.

Nach einer Stunde kehrte Zeno von dem Bade zurück; als er den Hof durchschritt, saßen die Sklaven sämtlich, auch die ungefesselten, bei dem kargen Mittagsmahl von winzigen Stücken rohen Gerstenbrots, Zwiebeln und schlechtem, zu Essig verdorbenem Wein. Er begab sich in seine Schreibkammer, zu rechnen. Dort durfte ihn – das wußte man – niemand stören. Dies Gemach allein im Hause hatte, statt des Vorhangs, eine verschließbare starke Holzthüre. Das niedere Fenster mündete in eine enge Gasse, nicht in die Hauptstraße. Bald fiel ihm auf, daß ungewöhnlich lebhaftes Geräusch, wie

von Schreien und Laufen vieler Menschen, von weitem an sein Ohr schlug. Da öffnete sich leise die Thüre. Staunend, unwillig über den Störer wandte sich Zeno. Er staunte noch mehr: der alte Thrax stand auf der Schwelle, zog die Thür vorsichtig an, drehte den Schlüssel um und legte warnend den Finger auf den Mund, Schweigen bedeutend: denn sein Herr hatte zornig einen Ruf des Ärgers ausgestoßen. »Flieh, o Herr! Rasch! Durch das Fenster! Du bist des Todes, greifen sie dich.« – »Wer? Sind die Barbaren in der Stadt?« – »Deine Sklaven! Sie sind verschworen, alle, in der ganzen Stadt. Gleich brechen sie los.«

Entsetzen ergriff den Byzantiner. Er war sich bewußt, welche Rache er heraufbeschworen. Schon drang vom Hofraum her wüstes Geschrei an sein Ohr. Er packte einen großen Sack voller Goldstücke und einen kleinen Beutel voller Edelsteine, die vor ihm auf dem Rechentische von Schiefer lagen – eben hatte er sie nachzählen wollen: der Greis rückte einen Schemel an das Fenster, ihm das Aufsteigen zu erleichtern. Zeno stutzte: mit Staunen sah er den Alten eifrig um seine Rettung bemüht. »Weshalb thust du das für mich?« Da antwortete der Sklave feierlich: »Das thu' ich um des Heilands willen: Johannes hat mich gelehrt, mein Herr Christus hat gesagt: vergeltet Böses mit Gutem.« – »Aber wohin! Wohin soll ich fliehen?«

»In die Basilika! Dort ist Asyl. Johannes wird dich schützen.« – »Johannes!« Zeno überlegte, ob wohl der Tribun seinen blutigen Rat schon ausgeführt habe? Seine Kniee schlotterten. Er vermochte nicht, die niedere Fensterbrüstung zu ersteigen. Schon näher und näher drang der Lärm vom Hofe her. Er hörte des Calvus Stimme: »Gnade! Gnade!« schrie dieser. Gleich darauf vernahm man einen dumpfen Fall.

»Wehe!« stöhnte Zeno, nun von dem Alten endlich an das Fenster gehoben. »Wenn sie erraten – mein Versteck! –« – »Herr, niemand weiß davon als ich! Und ich –« »Du sollst mich nicht verraten!« rief der Byzantiner, riß seinen Dolch aus der Tunika, stieß ihn dem Alten bis an das Heft in den Hals und schwang sich auf die Straße hinaus.

Zehntes Kapitel.

Einstweilen war draußen vor den Thoren die Entscheidung gefallen. Die Barbaren, etwa achtzig Reiter, hatten sich zwar auf der ganzen Länge des Flusses manchmal, aber immer nur auf Bogenschußweite, genähert, waren auch wohl so weit gegen die verrammelte Brücke angetrabt, hatten aber keinen Angriff auf diese feste Stellung versucht. Alle Augen des Volkes auf den Wällen und der Ausfallenden waren gespannt auf diese Feinde; nach *Westen*, gerichtet. Da, als die Brücke erreicht war und Severus eine schmale Öffnung in der Verrammelung ausheben ließ, durch welche nur zwei Mann auf einmal auf das linke Ufer gelangen konnten, und als nun in langem Zuge die letzten beiden Bürger die Barrikade durchschritten hatten – die Brücke blieb von ihrer ursprünglichen Bewachung besetzt, – da scholl, laut gellend, hoch vom Bergfels des Ostwalds her, vom *rechten* Ufer, der Ruf des Steinadlers.

Cornelius wandte rasch das behelmte Haupt; er spähte nach Osten: »Hörtest du den Adlerschrei?« Severus nickte: »Ein gutes Omen römischen Kriegern! Siehst du; wie unser goldner Adler auf der Fahnenstange die Flügel zu heben scheint?« Aber Cornelius sah nicht auf den Adlerträger, er sah nur nach dem Ostwald: »Eine Rauchsäule steigt dort vom Gensenfels empor.« – »Ein Kohlenbrenner! Wende das Antlitz! Im *Westen* steht der Feind. Fällt die Speere! Vorwärts.«

In zwei Reihen nebeneinander, weit auseinandergezogen, jede drei Glieder tief, rückte nun die Übermacht gegen die flinken Reiter vor, die eilig von dem Fluß zurückgejagt waren, als diese Masse von Fußvolk die Brücke überschritt: sie hatten sich halbwegs zwischen Fluß und Westwald in zwei dünnen Streifen hintereinander aufgestellt. Nur noch eines Speerwurfs Weite trennte die Feinde.

Da, als Severus und Cornelius, ihren Vordersten voranschreitend, eben mit den Wurfspieren ausholten, ritten zwei Germanen langsam, im Schritt, ihnen entgegen, die Spitzen ihrer Lanzen feierlich senkrecht nach unten kehrend. »Halt!« rief Severus den Seinen zurück. »Sie wollen verhandeln. Hören wir sie an!« Die beiden Reiter kamen nun ganz nah an Severus und Cornelius heran; die Schlachtreihen auf beiden Seiten hielten sich harrend zurück.

Der eine der beiden Germanen, eine jugendliche, hochragende, herrliche Gestalt, auf milchweißem Roß, war durch Schmuck und Glanz seiner Waffen als ein Führer gekennzeichnet; er mochte mehr denn zehn Jahre jünger als Cornelius sein. Aber mit Neid betrachtete dieser die sehnige Kraft des nackten rechten Armes des Barbaren, den breite goldne Armringe schmückten zugleich und schützten; den linken Arm deckte ein kleiner runder Schild, ganz rot bemalt: dessen Mitte zierte ein goldenes Rad, ohne Speichen: eine Rune oder ein Bild der Sonne. Seine Brust schützte ein vortrefflich gearbeiteter Harnisch –: ach! mit Ingrimme erkannte Severus an den angehängten Ehrenzeichen, daß es einst der *römische* Panzer eines vornehmen Führers, eines Legaten oder Magister Militum gewesen war: – die Oberschenkel staken in kurzen Lederhosen: vom Knöchel aufwärts waren die nackten Waden von zierlichen Lederriemen umschnürt: der linke der beiden engpassenden Holzschuhe trug einen Sporn; der Reiter verschmähte wie Steigbügel so Sattel; in seinem Gürtel stak eine

kurze Doppelaxt, vom Rücken flatterte ein weißer Wollmantel, der, durch eine Schnur zusammengeschürzt, keine Bewegung hemmte: es war wohl die Hand der Mutter, – denn dieser Jüngling war gewiß noch unbeweibt –, welche die schönen, breiten hellroten Streifen an den Rändern eingewirkt hatte: das strahlend schöne, mädchenhaft weiße Antlitz umrahmend fluteten auf die Schultern prachtvolle, goldblonde, lang sich rollende Locken: und aus dem erbeuteten, stolzgeschweiften Römerhelme ragten, statt des latinischen schwarzen Roßschweifes, die Schwungfedern des grauen Reihers.

Der zweite Reiter, ein gewaltiger, hünenhafter Greis von etwa sechzig Jahren, vom weit im Winde wehenden Graubart bis auf die Brust umwallt, schien der Führer der Gefolgsmannen des Vornehmen: schlicht gekleidet und gewaffnet, hatte er doch, wie der Jugendliche, Mähne und Schweif seines mächtigen Schlachtrosses, eines braunen Hengstes, mit roten und gelben Bändern zierlich durchflochten: um die Schultern trug er ein Wolfsfell, dessen geöffneter Rachen von seiner Sturmhaube herab dem Feind entgegengähnte: mit roten und gelben Kreisen war auch *sein* Schild bemalt: um die unbewehrte Brust trug er ein mächtig Hifthorn vom Wisent des Urwalds.

Der Anführer hatte nun den gesenkten Speer wieder erhoben, ihn in die Zügelhand geworfen und bot vom Roß herab Severus die Rechte, welche dieser zögernd nahm und gleich wieder fahren ließ. »Erst Handschlag,« rief der Germane mit weicher, wohllautreicher Stimme in ganz vortrefflichem Vulgärlatein, »erst Handschlag: dann, wenn ihr's so wollt, Schwertschlag. – Du bist, das weiß ich, Severus, der tapfre ehemalige Magister Militum, der wacker fortkämpft auf verlornem Posten, für verlorne Sache. Ich aber rühme mich zu sein des Helden Liuthari Sohn, der ein König ist der Alamannen: Liuthari heiß' ich und noch hat mich kein Mann besiegt.« Severus furchte finster die Stirn: »Ich hörte deines Vaters Namen und den deinen: Augusta Vindelicorum habt ihr erstürmt.« – »Aber nicht behalten,« rief der Königssohn und die hellgrauen Augen glänzten lustig. »Wer wird in ummauerten Gräbern wohnen! Auch in euer Juvavum hinein setzen wir uns nicht.«

»Dafür ist gesorgt,« drohte Severus. Aber Liuthari warf lachend die Locken zurück. »Wart' es ab! – Aber sage vorher: für wen führst du diese Bürger ins Feld? In wessen Namen verteidigst du Juvavum?« – »Für den Imperator zu Ravenna, der des ersten Königs und des ersten Kaisers Namen verheißungsvoll vereint: für Romulus Augustulus, den Herrn des Erdkreises.« Da griff der Germane in den Gürtel, zog eine Papyrusrolle heraus und warf sie Cornelius zu: »Dacht' ich's doch!« sagte er. »Ihr wißt weniger als wir Barbaren, was in eurem Italien, in eurer eignen Reichshauptstadt, geschieht. Lies, was mir Einer schrieb, der es wissen kann. Es giebt keinen Kaiser des Westreiches mehr! Romulus Augustulus, – ja freilich hieß er verheißungsvoll, der Knabe: aber verheißungsvoll *für uns!* – ist abgesetzt: er lebt fortab auf einer Insel und füttert Pfauen; auf seinem Thron aber sitzt mein Schwäher, meiner schönen Schwester Gemahl: Odovakar, der viel kühne Mann. Er hat's uns selbst geschrieben.«

Cornelius hatte die Schrift durchflogen: er erbleichte; stumm gab er sie Severus, der sie zitternd las. »Kein Zweifel!« sprach dieser dann tonlos. »Ich kenne den Mann: er hat unter mir gedient. Odovakar lügt nicht.« »Und wir lügen auch nicht,« rief der graubärtige Begleiter Liutharis, trieb sein Pferd heran und nahm Severus den Brief aus der Hand. »Schilder spalten, nicht Runen fälschen, hab' ich König Liutharis Sohn gelehrt.« – Man mußte ihm das glauben, dem Alten: bevor er die Rolle in den Gürtel steckte, sah er

hinein, mit wichtiger Miene: es störte ihn nicht, daß die Buchstaben verkehrt standen. – Severus stützte sich auf seinen Speer. Cornelius blickte finster vor sich nieder. »Ich hab' es gewußt,« sprach dieser dann. »Ich hab' es fast herbeigewünscht, da ich es doch unvermeidlich sah –: und nun es geschehen, schmettert es mich nieder.« »Kein Imperator mehr in Rom!« stöhnte Severus.

»Italien in der Barbaren Hand!« seufzte Cornelius. »Ihr weckt mein tiefes Mitleid, wackre Helden,« sprach der Königssohn mit ernstem Ton. »Aber nun seht ihr wohl ein –: der Kampf muß zu Ende sein, noch bevor er begann. Für wen, für was wollt ihr noch kämpfen?« »Für die Zukunft!« rief Severus. »Für die Vergangenheit, für die Ehre!« rief Cornelius. »Für die ewige Roma,« sprachen beide. »Noch herrscht Byzanz – bald schickt Byzanz einen neuen Kaiser,« drohte Severus. »Mag sein,« meinte Liuthari achselzuckend. »Aber einstweilen brauchen wir Boden, Ackerland, Weideland, wir Germanen. Und deshalb bringe ich euch Botschaft in meines Vaters Namen: So spricht Liutbert, der Alamannenkönig: in seinem Namen und in dem seiner Bundesfreunde –« »Wer sind diese Bundesfreunde?« unterbrach Cornelius forschend. »Ihr werdet's rascher erfahren, als euch lieb ist,« antwortete brummig der Begleiter Liutharis. Dieser aber fuhr fort: »Bleibe im Lande, wer friedlich bleiben will: wer nicht bleiben will, ziehe friedlich ab: die Zwingburgen räumt, sie müssen nieder: zwei Drittel des Bodens bleibt euch – ein Drittel für uns. Das ist billig geteilt.« Aber zornig fuhr Severus auf, den Speer erhebend. »Verwegner Barbar! So wagst du zu reden, mit achtzig Barbaren gegen Juvavums Bürgerschar? Du hast gelernt, lateinisch sprechen, aber nicht römisch denken!« »Ich sollte meinen,« fiel Cornelius ein, »euer Land reicht noch für euch, ihr Alamannen, wenn ihr nur achtzig Reiter schicken könnt, Juvavum zu erobern. Ihr seid mir zu wenige, euch zu weichen!« Da spielte ein ganz eigenartig Lächeln um des Alamannen schönen, vom ersten Flaumbart lieblich umkräuselten Mund: »Hüte dich, Römer! Sind wir dir zu wenig? Bald könnten wir dir zu viele scheinen. Aus wenigen weckt viele der wundernde Wodan! – Zum letztenmal –: räumt die Burg dort – teilt friedlich das Land!« »Niemals! Zurück, Barbar!« riefen die beiden Römer zugleich.

Da warf Liuthari das Roß herum. »Ihr habt's gewollt. So seid ihr denn verloren. Wodan hat euch alle!« Beide Reiter sprengten zurück zu den Ihrigen. »Haduwalt, stoß ins Horn!« Der alte Waffenmeister führte das Horn zum Mund und ein lautbrüllender Ton schlug an das Ohr der Römer.

Und ehe diese noch, dem Befehl der Führer folgend, gegen die Reiter vorstürmen konnten, erscholl in ihrem Rücken, *aus Osten*, vom Fluß, von der Stadt her, nun ganz nahe, der laute Ruf des Steinadlers und gleich darauf plötzlich ein so furchtbares Getöse von Kampfruf und Angstgeschrei und von klirrenden Waffen, daß alle sechshundert Mann, auch beide Führer, sich mit Entsetzen umwandten. –

Grauen und Verzweiflung erfaßte sie: aus dem Ostwald und von allen Berghängen und aus den Hügelgebüsch herab brachen Germanen, Germanen ohne Zahl, wie es den Erschrockenen schien: ein starker Streithaufe flog auf die Brücke zu: andere, in aufgelösten Schwärmen, zu Pferd und zu Fuß, stürzten sich in den Fluß oberhalb und unterhalb der Brücke: der größte Teil aber, mit Leitern und Baumstämmen beladen, umschloß die Stadt von allen den Ausgefallenen sichtbaren Seiten: und mit grimmigem Schmerz sahen die Ausgesperrten, wie, fast ohne Widerstand der wenigen Wachen, ganze Klumpen der Stürmer, aneinandergebalt, wie Ameisen, sich gegenseitig hoben,

stützten, auf den Leitern, Balken und Stämmen, denen, um Leitern zu ersetzen, die wagerechten Äste belassen waren, emporklommen und an vielen Orten zugleich die Mauerkrone gewannen. Juvavum, die Stadt, war erobert, bevor seine Verteidiger einen Schwertstreich hatten führen können.

Hinausgelockt war die Besatzung, abgesehen von den Söldnern des Tribuns. Waren diese noch auf dem Kapitol? Angstvoll blickten die Führer auf den Turm: noch flatterte auf dessen Höhe das kaiserliche Vexillum. Aber der laute Jubelruf der alamannischen Reiter, der den Erfolg ihrer reckenhaften Bundesbrüder begrüßte, rief den Römern erst wieder die von diesen nächsten Feinden drohende Gefahr in Erinnerung. Severus befahl doppelte Frontstellung: etwa hundert Mann, unter Cornelius, sollten die Alamannen aufhalten, während er selbst mit dem größeren Teil der tief entmutigten Bürger nach der Brücke umkehren wollte, deren Besatzung soeben von der unverschanzten, offenen Ostseite her angegriffen ward.

Da hörte er nochmals das Stierhorn Haduwalts schmettern: Severus wandte sich: »Ergebt euch!« rief der Königssohn. »Ihr seid verloren!« »Niemals!« rief Cornelius und warf den Speer gegen den auf ihn Einsprengenden. Liuthari schlug den Wurf mit dem Schildarm zur Seite: im nächsten Augenblick stürzte Cornelius rücklings nieder, von der eingelegten Lanze des in vollem Lauf anjagenden Alamannen durch Schild und Harnisch ins Herz gestoßen. »Ich räche dich!« rief Severus und wollte sich gegen den Königssohn wenden. Aber im selben Augenblick rief ihn das Wehegeschrei wieder ostwärts. Die Feinde hatten die Besatzung der Brücke überwältigt: schon vorher hatten viele der Schwimmer, Reiter und Fußvolk durcheinander gemischt, des Severus Schar erreicht: behende Jünglinge, deren gelbes Haar vom unbedeckten Haupt im Winde flatterte, liefen, an die Mähnen der Rosse geklammert, in gleichem Schritt mit den Reitern: und so, von Fußvolk und Reitern zugleich angegriffen, stoben die Bürger von Juvavum, die ihre Stadt, die Ihrigen schon in des Siegers Gewalt wußten, die Waffen wegwerfend, nach allen Seiten auseinander. Zugleich ritten die Alamannen von Westen her die hundert Mann des Cornelius nieder.

Severus stand allein: der Speer entsank seiner Hand. Da schritt der Anführer jener Feinde, die so überraschend von Osten her gekommen waren, auf ihn zu: ein Mann von etwa vierzig Jahren: er war, all' den Seinigen voran, hoch zu Roß auf die Brücke gesprengt: dort war ihm das Pferd erstochen worden: so kam er jetzt zu Fuß heran: ein Riese von Wuchs: des Steinadlers mächtige Schwingen drohten gestäubt von seinem Helm herab: das rote Haar, gegen den Wirbel hinauf gekämmt, floß, in einen langen Streif vereint, hinten aus dem Helm: ein ungeheures Bärenfell wogte um seine Schultern: drohend hob er die steinerne Streitaxt: »Wirf das Schwert fort, alter Mann,« rief der Gewaltige auf Latein, »und lebe.« »Dies Schwert? Fortwerfen?« antwortete Severus tonlos. »Ich will nicht leben!« »So stirb!« rief der andere und schleuderte die Steinaxt. Severus stürzte: seine Harnischplatte war mitten entzwei gesprungen: in zwei Stücken fiel sie von seinem Leib. Er stützte sich mühsam auf den linken Arm: das Siegeschwert hatte er aber nicht aus der Faust gelassen. Der Sieger bog sich über ihn, die Steinaxt wieder aufhebend. »Sage mir, bevor ich sterbe,« sprach Severus mit schwacher Stimme, »in wessen Hände ist Juvavum gefallen? Welches Stammes seid ihr? Seid ihr Alamannen?«

»Nein, Römer, die Alamannen haben uns nur gerufen. Wir kommen nicht von Westen: wir kommen von Osten den Danubius herauf. Wir haben alle Römerstädte genommen von Carnuntum bis hierher: die letzte Legion diesseit der Alpen haben wir erschlagen bei Vindobona. Wir teilen uns in die Lande mit unsern Vettern, den Alamannen: der Licus wird die Grenze. Schau her: dort von den Ostbergen herab flutet schon unser Volk in das Land: Weiber und Kinder, Wagen und Herden, das heißt: der Vorschub, morgen kommt der große Haufe.« – »Und wie heißt ihr?« – »Wir hießen ehemals Markomannen: jetzt aber nennt man uns: ›die Männer aus Bajuhemum‹: die *Bajuvaren*: unser ist all' dies Land für immerdar, soweit man nach Mitternacht schaut von den Alpenkämmen. Ergieb dich drein, Graukopf. Dir bleibt noch . . .« »Dies Schwert,« sprach Severus und stieß sich das Siegeschwert des Kaisers Probus in das Herz bis an das Heft. Der Riese zog es heraus. Ein Blutstrom schoß nach. »Schade um den Alten,« sprach der Bajuvare. »Er ist tot. Und schade,« fuhr er langsam fort, das Schwert betrachtend, »um diese gute Klinge, ging sie verloren. Komm, wack're Waffe, diene fortan dem neuen Herrn des Landes. – Aber nun muß ich Liuthari danken. Trefflich griff alles zusammen. Ja, diese Alamannen! Sind fast klüger als wir! Hojo, Sigo! Heilo!« rief er, beide Hände gehöhlt vor den Mund haltend: »Liuthari! Lieber, wo weilst du? Garibrand ruft, der Bajuvaren Herzog! Hojoho! Sigo! Heiloho! Nun laßt uns Beute teilen und Land!« Liuthari sprengte heran und reichte dem Herzog die Hand: »Willkommen in eurer neuen Heimat! Willkommen im Siege!« rief er mit fröhlicher Stimme.

Aber da scholl aus der Stadt her aufs neue Waffenlärm und Kampfgetöse. »Noch ist der Sieg nicht voll,« meinte Garibrand, mit der Axt auf das Kapitolum deutend. Nun hörte man durch das Schlachtgeschrei der Bajuvaren in der Stadt den hellen kriegerischen Ruf der Tuba schmettern. »Das ist der Römerfeldherr und seine eherne Schar!« rief der Herzog. »Er brach aus der Hochburg nieder in die Stadt auf die Meinigen. Rasch! Bringt mir ein andres Pferd! In die Stadt! Zu Hilfe meinen Helden!«

Elftes Kapitel.

Außer den beiden Führern hatten nur sehr wenige Römer in dem kurzen Handgemenge den Tod gefunden: denn der Bajuwaren Herzog hatte vor Beginn des Angriffs gerufen: »Heute: Gefangene! keine Toten! Bedenkt, ihr Männer, jeder Tote ist ein verlorener, jeder Gefangene ein gewonnener Knecht der neuen Herren des Landes.« Unter den Scharen, welche Severus gegen die Bajuwaren gewendet, hatten sich auch Fulvius und Crispus befunden. Als ihre Reihen gesprengt waren, rief der Neffe dem Oheim zu: »Zu Felicitas! Durch die Furt!« und nun liefen beide, wie sie nebeneinander gestanden, nebeneinander auf den Fluß zu, in der Richtung unterhalb der Brücke: denn diese war von den Bajuwaren besetzt. Aber alsbald blieb der dicke Crispus, obwohl er wie den Speer so den Schild sofort weggeworfen hatte, weit hinter dem flinken Steinmetz zurück. Ein alamannischer Reiter, begleitet von einem zu Fuß neben ihm herspringenden Jüngling, verfolgte beide. Bald war Crispus eingeholt. Der Reiter gab ihm mit dem Schaft des Speeres einen Hieb auf das helmähnliche Becken auf seinem Kopf, das den Humor freilich geradezu herausforderte: das Kochgeschirr fuhr dem laut Schreienden bis über Augen und Nase, aus der ein Blutstrom schoß: er fiel zu Boden: er hielt sich für tot. Aber er kehrte sofort zur behaglichen Gewißheit des Lebens zurück, als der Fußkämpfer, der bei ihm stehengeblieben, ziemlich unsanft die Kasserolle ihm über das Haupt zurückriß: Crispus sprang, Luft schnappend, auf: der Alamanne lachte ihm in das dicke, fette, höchlich erstaunte Gesicht: »Ei! dieser Römerheld ist in gutem Futter gestanden! Und diese Nase ist nicht vom eignen Blut so rot: aber auch nicht vom Wasser. He, Freund, ich gebe dich frei, verrätst du mir, wo in Juvavum der beste Wein geschenkt wird. Mich deucht: du bist der Mann, das zu bezeugen.« Crispus, so gutartig angeredet, erholte sich rasch, zumal er nun fest überzeugt war, nicht gestorben zu sein und auch nicht sterben zu müssen für das Vaterland. Er holte tief Atem und sprach, die Hand zum Schwur erhebend: »Ich schwöre als römischer Bürger – den süffigsten hat Jaffa, der gute Jude, neben der Basilika. Er ist nicht getauft: – aber sein Falerner auch nicht.« »Trefflich!« rief der Alamanne. »Heran, ihr Freunde!« – ein ganzes Rudel von Alamannen und Bajuwaren traf sich, händeschüttelnd, dicht neben ihm – »Zu Jaffa, dem Juden, Gott Ziu Dank zu trinken für lustigen Sieg! Du aber, dicker Schlauch, du führst uns hin – und ist er, gegen deinen Eid, sauer, der Judenwein, ersäufen wir dich darin.« Das machte nun Crispus nicht bang: er freute sich im Gegenteil, von dem teuersten, dem lang abgelagerten Kyproswein, den er immer nur Reichere hatte trinken sehen müssen, diesmal ohne Bezahlung nach Genüge zu schlürfen. Daß es dem Gotte Ziu zu Ehren geschehen sollte, machte den Wein nicht schlechter. Und endlich sagte er zu sich: es ist immer noch gottgefälliger, wir trinken des Juden Schläuche leer, als die eines Rechtgläubigen.« Um sein Haus sorgte er nicht: »Meiner alten Ancilla thun sie nichts: – die schützen ihre Runzeln sicherer denn viele Schilde. Das bischen Geld ist vergraben. Die Gipsstatuen werden sie nicht davonschleppen: nur die Nasen schlagen sie ihnen, mit unbegreiflicher Vorliebe und Regelmäßigkeit in dieser Beschäftigung, ab: thut nichts: man klebt sie wieder an.« –

Aber ihm bangte um Fulvius, um Felicitas. Er schaute sich nach dem Flüchtling um, sah ihn aber weder tot liegen, noch gefangen eingebracht: er schien vom Erdboden eingeschluckt: der Reiter, der ihn verfolgt hatte, tummelte sein Roß schon wieder in ganz anderer Richtung hinter fliehenden Römern her. Crispus hoffte also, der junge Gatte sei entkommen: Felicitas aber vermochte er nicht zu helfen: denn sein Besieger nahm ihn mit festem Griff an der Schulter und schob ihn gegen die Brücke. »Vorwärts! Du ahnst nicht, Römer, wie alamannischer Durst brennt. Und neben der Basilika, sagst du? Recht so! Da finden wir doch Gold- und Silber-Schalen für den Trunk obenein.«

Und vor dem ganzen lärmenden, lachenden, jauchzenden Schwarm stapfte nun, so rasch ihn die kurzen Beine tragen wollten, der dicke Crispus, ein unfreiwilliger Zechbruder, durch das Thor hinein, das er vor kurzem, ein stolz behelmter Legionär, durchschritten. Das Becken hatte er liegen lassen, wo es lag. Denn schon bei der Erinnerung daran schmerzte ihn die Nase.

Fulvius war inzwischen wirklich verschwunden.

Er hatte Schild und Speer nicht weggeworfen wie sein beleibter Genöß: er war jung, stark, nicht furchtsam und er gedachte des Versprechens, das er bei seiner Befreiung dem wackern Severus gegeben. Er hatte nun den Fluß erreicht und stand hart an dem sumpfigen Uferbord. Als er den Hufschlag des galoppierenden Rosses näher und näher heran dröhnen hörte, machte er entschlossen Kehrt, sah dem Feind grimmig ins Auge, hob den Wurfspeer, zielte scharf und entsandte ihn mit aller Kraft seines Armes gegen das Antlitz des Alamannen. »Gut gezielt!« rief dieser, ließ den Zügel fallen und fing den scharf sausenden Speer mit der Linken. Wenig würde jetzt Fulvius der Schild gefrommt haben, den er vorhielt: denn der heransprengende Reiter zielte nun mit beiden Speeren, dem eignen und dem aufgefangenen, nach des Römers Haupt und Unterleib zugleich. Aber bevor die tödlichen Lanzen flogen, war deren Ziel plötzlich verschwunden.

In unwillkürlicher Bewegung rückwärts tretend vor dem schnaubenden Roß, das ihn im nächsten Augenblicke niederwerfen mußte, verlor Fulvius das Gleichgewicht, rutschte in dem glatten Ufergras aus und stürzte rücklings in den Fluß, dessen Wellen hoch aufspritzend über ihm zusammenschlugen. – Der Alamanne sah ihm, vom Gaul herab sich vorbeugend, lachend nach, wie er fortgerissen ward. »Grüße mir den Danubius!« rief er, »wann du ihn erschwommen,« wandte sein Roß und sprengte querfeldein.

Zwölftes Kapitel.

Inzwischen hatte in der Stadt Zeno in eiligem Lauf die Ecke der engen Straße erreicht. Lautes Geschrei scholl ihm nach: er blickte um: prasselnd schlug die Flamme aus dem Dach eines nahen Hauses: es war das des Richters, seines Schwagers. Voll neuer Angst eilte er vorwärts. Nach wenigen Schritten hielt er vor der Pforte des kleinen Hauses des Priesters. Sie stand geöffnet. Er sprang über die Schwelle, flog den schmalen, halbdunklen Gang entlang: kein Ostiarius, kein Subdiakonikus zeigte sich. Er drang in das Gemach des Priesters ein, in welchem wir diesen aufgesucht haben.

Es war verlassen. Die Thüre, die in die anstoßende Basilika führte, war nur angelehnt. Hastig trat der Flüchtling hinein und eilte in dem schwach erleuchteten weiten Raum auf den Altar zu, der, Apsis und Mittelschiff trennend, das Asyl der Kirche in heiligster Steigerung gewährte. Hier, auf den Stufen des Altars, regungslos ausgestreckt, lag Johannes, auf dem Antlitz, mit beiden Armen den Reliquienschrein auf der Kronfläche des Altars umschlossen haltend. Neues Grauen ergriff in seiner Todesangst den harten Byzantiner. War er ermordet? – Er, der ihn vielleicht noch hätte schützen können? »Wehe mir!« stöhnte er. Sein Entsetzen stieg, als der Totgegläubte sich langsam aufrichtete und ihm schweigend sein bleiches, ehrwürdiges Antlitz zukehrte.

»Ha, stehen die Toten wieder auf?« rief Zeno: er wich zurück. »Warum glaubtest du mich tot?« frug Johannes, den in die Seele dringenden Blick auf das verstörte Antlitz richtend. »Ich nicht – ich nicht! – Aber der Tribun wollte . . . –« – »Ich ahne! – Was suchst du hier?« »Rettung! Rettung!« jammerte der Wechsler. Er dachte jetzt wieder nur noch an die ihm auf den Füßen folgende Gefahr. »Meine Sklaven! Alle Sklaven sind empört. Das Haus des Richters brennt.« Da schlug heller Feuerschein durch die offenen Logenfenster der Basilika, und Waffen klirrten von ferneher. »Hörst du? Sie suchen mich! Sie kommen! Rette mich! Decke mich mit deinem Leibe. Hier all' dies Gold« – er warf auf den Altar den schweren Sack: er barst –: einzelne Goldstücke sprangen klirrend über die Stufen auf den Estrich. »Ach wehe – es entspringt mir treulos! All' dies Gold – oder die Hälfte! – nein: alles, das Ganze schenke ich dir – nein: nicht *dir*: ich weiß ja, du weihst es dem heiligen Petrus, eurer Kirche, den Armen. Nur rette mich!« Und er stürzte dem Priester zu Füßen, das Beutelchen mit Edelsteinen sorgfältig im Busen verbergend.

Johannes hob ihn auf. »Ich *will* dich retten –: um Christi willen, nicht um Goldes willen.« »Du bleibst bei mir?« rief der neu Hoffende. »Das kann ich nicht! Mein Platz zu dieser Stunde ist auf dem Schlachtfeld, der Verwundeten zu warten. Meine Brüder habe ich schon dahin entsendet. Ich holte mir nur noch Stärkung in einem letzten Gebet.« »Nein, nein, ich lasse dich nicht fort!« schrie jener, sich an ihn klammernd.

Aber mit unerwarteter Kraft machte Johannes sich los: »Ich muß, sage ich dir. Mich ruft der Herr. Vielleicht kann ich sogar dem Würgen Einhalt thun. Du aber – deine Grausamkeit hat die Unseligen so erzürnt, daß einige von ihnen nicht den Altar, nicht meine Fürbitte scheuen würden . . .« »Ja, ja!« stimmte Zeno bei. Er dachte an Këix, – den rasend gewordenen Stier.

»Du sollst geborgen sein, – wo dich niemand findet als Gott der Herr. Sieh her!« Mit diesen Worten bückte er sich und hob eine Platte des Marmorbodens neben dem Altar auf: eine kurze Leiter ward sichtbar, die in einen dunkeln ziemlich geräumigen Kellerraum führte. »Da hinab! Niemand weiß von dieser alten Gruft als ich. Hier warte, bis ich dich heraushole: ich komme, sobald die Gefahr für dich vorüber.« – »Aber wenn – und wenn . . . –«

»Du meinst, wen ich umkomme? Sieh, so hebt man von unten den Deckstein empor. Eile!« – »Mir graut – lebendig begraben! – Sind Totenknochen – Skelette, verzeih!: sind Heiligtümer in der Gruft?« – »Fürchte du fortan den lebendigen Gott, nicht tote Menschen! Hier – nimm die Öllampe! Und nun hinab. Hörst du? Das Geschrei dringt näher.« Da sprang Zeno, die Lampe in der Hand, hinunter. –

Johannes ergriff den Geldsack und warf ihn nach: – bei aller Todesangst bemerkte der Geizige doch, daß der Priester vorher eine Handvoll Solidi aus dem Sack genommen hatte –: jener schloß den Stein über ihm, dann streute er die entnommenen Goldstücke von dem Hauptportal der Basilika, das er von innen verriegelte, bis an den Altar und von da bis an und über die Schwelle der Nebenthür, die von der Kirche in sein Haus führte. Nun eilte er durch diese Nebenthüre und aus seinem Haus ins Freie.

Nach einigen Minuten hörte Zeno, mit verzagendem Herzen, wütende Beiliebe an die Hauptthüre der Basilika donnern. Sie barst: eine große Schar von Menschen, nach den Stimmen und den Fußtritten zu schließen, drang herein. Zeno hielt den Atem an, vor Furcht: er drückte das Ohr an die Platte, schärfer zu hören. Er vernahm zuerst die Stimme eines Weibes:

»Nicht in der Kirche ihn töten! Nicht im Asyl der Heiligen! Er hat mich fast zu Tode gezeißelt und mein Kind gemordet: – aber nicht in der Kirche! Ehret das Haus des ewigen Gottes!« »Eher noch in dem Hause Gottes, als in dem Hause des frommen Johannes!« mahnte eine andere Stimme. »Asyl ist nur auf dem Altar, nicht in der ganzen Kirche!« schrie ein Dritter. Aber da hörte Zeno den furchtbaren Këix schreien: »Vor den Füßen des Himmelsvaters würd' ich ihn erdrosseln! Er hat zuletzt noch meinen alten Vater gemordet. Der hatte mich angefleht, des Scheusals zu schonen. Als es nichts fruchtete, stahl er sich von meiner Seite. Ich fand ihn erst wieder, als wir des Alten Thür erbrachen – und sein Dolch stak in meines Vaters Halse! Ich möchte ihn siebenmal ermorden!« »Einmal ist genug,« lachte Kottys, »wenn man so langsam mordet, wie wir meinen Herrn abgethan. Wir haben den Richter Mucius im Feuer seines eignen Hauses lebendig verbrannt.« – »Halt! Sieh hier, Bruder Kottys: das ist des Flüchtlings Spur. Die wunde Hyäne schweiß blutig: der fliehende Geizhals schweiß in Gold. Seht ihr – hier – vom Hauptportal hebt es an – da ist er herein – hat hinter sich den Riegel eingeworfen – hierher, am Altar vorbei, ist er gelaufen und da – durch diese Thür in des Priesters Haus! Dort hält er sich versteckt. Nach!«

»Nach! Nieder mit ihm!« brüllte der ganze Haufe und rannte mit dröhnenden Schritten über die Platte, über Zenos Haupt hinweg in das anstoßende Haus.

Der Verborgene war, sinnlos vor Todesangst, in den letzten Winkel zurückgekrochen: lang kauerte er so –: kalter Schweiß rann von seiner Stirn. Aber alles blieb ruhig: – der letzte Ton verhallte: die Verfolger hatten sich, nachdem sie das Priesterhaus durchsucht, in die Straße ergossen. Er sagte sich: »Bald muß der Tribun den Brand,

den Aufruhr in der Stadt bemerken. Er hat schon wiederholt solche Empörungen niedergeworfen. Er stellt in wenigen Stunden mit seinen Lanzen die Ordnung her.« Da kehrte dem Kaufmann langsam die Besinnung, ja ein gewisser Mut wieder. Er sah sich nun bei dem Scheine der Öllampe um in der kellerähnlichen Gruft. Er stieß auf eine Truhe. Seltsame Neugier, mit Grauen gemischt, trieb ihn unwiderstehlich, sie zu öffnen: barg hier der alte Schlaupopf die Schätze seiner Kirche? Er hob den Deckel auf: die Kiste enthielt nichts als Papyrusrollen und Pergamente. Darüber gebreitet lag ein weißes Priestergewand mit einer Kapuze, genau das gleiche, wie es Johannes am Leibe trug.

Ein Gedanke durchblitzte den Flüchtling.

Hastig streifte er das weite Priesterkleid über sein Gewand: »Hier ist meines Bleibens doch nicht mehr lang. Und am sichersten deckt – besser als ein Harnisch – dieses Kleid.« Nach einiger Zeit, da alles noch still blieb, ward es ihm in der dumpfen Luft der Grube höchst unbehaglich: der Atem verging ihm, er fürchtete zu ersticken: er hob deshalb vorsichtig die Platte halb empor, stieg auf die oberste Staffel der Leiter und schaute in die leere Kirche. Da fiel sein Auge auf die blinkenden Goldstücke, die im Glanz der Altarampel leuchteten. Einige, aber lange nicht alle, hatten die Verfolger aufgelesen: sie dürsteten mehr nach Blut als nach Gold. Längst hatte den Geizhals gereut, dem Priester so viel versprochen zu haben. »Er hat es übrigens verschmäht: – so bin ich nicht mehr gebunden. Und diese verstreuten Stücke . . . – Schade, verfielen sie den Schurken.« Er hob nun die Platte ganz empor – und horchte nochmals ängstlich. Alles still. Da legte er bedächtig Geldsack und Beutel mit Edelsteinen in die Truhe, schloß deren Deckel, kletterte behend heraus und las die Solidi auf. Zuerst die Nächstliegenden, dann die auf dem Altar –: da sah er auch rechts vom Altar einen ganzen Haufen beisammen liegen, wie sie aus dem geborstenen Sacke gesprungen waren. Er ging nun vom Altar hinweg von links nach rechts, bückte sich – da, Entsetzen! – hörte er von dem Priesterhause her Schritte nahen: zwar nur *eines* Mannes –: aber das war nicht Johannes. Ehern klang der Tritt. Rasch wollte er in sein Versteck zurück. Allein bevor er den Altar hatte umgehen können, stand ein schwarzer Schatten auf der dunkeln Schwelle des Ganges. Zeno konnte nicht mehr unbemerkt in die Gruft springen. Die Kniee brachen ihm. So warf er sich denn in der Stellung, in der er Johannes gefunden, die Kapuze rasch von hinten über das Haupt schlagend, auf den Altar, beide Arme um den Reliquienschrein geschlungen. Im Augenblick darauf fuhr ihm kalter Stahl in den Wirbel, der Hals und Rückgrat scheidet. Er war tot, bevor er noch das Wort vernommen: »Stirb, Priester!«

Dreizehntes Kapitel.

Dem Mörder deuchte aber nun die Gestalt nicht mehr ganz die hochragende des Presbyters: er beugte sich nieder, daß ihm vom hohen Helm der schwarze Roßschweif sich nach vorwärts sträubte, und bog das Haupt des Ermordeten samt der Kapuze zurück.

Mit kurzem Aufschrei ließ er es wieder fallen: »Dummheit des Zufalls! Der Wechsler! Wie kommt er hierher? Wie in diese Vermummung? Wo ist der Priester?«

Aber noch ehe der Tribun über diese Fragen irgend sinnen konnte, ward seine ganze Merksamkeit durch Lärm höchst überraschender Art nach dem erbrochenen Hauptportal abgelenkt. Leo hatte seine Reiter, auf dem Forum des Herkules aufgestellt, verlassen, mit dem Befehl, hier seine Rückkehr zu erwarten: er war abgesprungen und hatte seinen Rappen einem der Reiter übergeben: zu Fuß wollte er, auf Umwegen, minder auffällig, durch enge Gassen in das Haus des Priesters dringen. Er hatte gestutzt, da er auf halbem Wege die Flammen aufsteigen sah und den Lärm der empörten Sklaven von ferne hörte. Er blieb stehen.

Da eilte ihm verhüllten Hauptes ein fliehend Weib entgegen: er vertrat ihr den Weg. »Du bist es, Tribun!« rief die Flüchtende. »Wie? Du, Zoë! Des Richters Gattin! was ist geschehen?« – »Die Sklaven! Unser Haus brennt! Rette! Hilf!« – »Dort hinab! Auf dem Forum des Herkules stehen meine Reiter! Gleich keh' ich selbst dorthin zurück. Dann werd' ich helfen.« Er war nun rasch an das leere Haus des Priesters geeilt, hatte es mit gezogenem Schwert durchstürmt, war in die Basilika gelangt und hatte statt des Gesuchten seinen Verbündeten tödlich getroffen.

Kaum aber hatte er dies zu entdecken vermocht, – da schmetterten von der Richtung des Portales her die Zinken und Trompeter seiner Reiter, zum Angriff blasend, herüber. »Sie sind im Gefecht mit den Empörten,« dachte der Tribun und wollte zum Portale hinaus. »Schurken von Sklaven! während die Barbaren vor den Thoren stehen!« Jedoch auf der Schwelle machte er plötzlich Halt: denn ein ganz anderer Schall: nicht das Wutgeheul rasender Sklaven, nein – der ihm wohlbekanntes Schildruf, der Schlachtruf, das Siegesgeschrei von Germanen drang, schon aus nächster Nähe, an sein erschrocknes Ohr.

»Germanen in der Stadt? Undenkbar!«

Aber schon sah er, behutsam auf die Schwelle der Basilika tretend, um die Ecke des großen Platzes ganze Scharen, Dutzende, ja wohl mehr als ein Hundert Germanen, zu Fuß – nicht die lang beobachteten wenigen Reiter – heranwogen: gerade auf die Kirche zu. »Sich durchschlagen? Unmöglich! Zurück! Durch des Priesters Haus!« Er flog durch das Schiff der Basilika an der noch aufgehobenen Steinplatte vorbei, in das Haus des Johannes.

Da drang ihm ebenfalls von der Thüre und der engen Gasse her barbarischer Laut entgegen: Helles Lachen und Schreien: er sah ein Rudel Germanen, einen dicken Römer an der Spitze, den sie mit Weinschläuchen schwer beladen hatten, sich ihm entgegenwälzen. So rasch seine schweren Waffen es verstatteten, kehrte er zurück in

die Basilika, sprang – dies erschien die einzig mögliche Rettung – in die geöffnete Gruft, riß die Steinplatte herab und hörte sofort, wie von beiden Eingängen her ganze Haufen von Germanen in die Kirche drangen.

Lärmend und jauchzend begrüßten sich die Sieger über dem Kopfe des eingesperrten Kommandanten von Juvavum.

Vierzehntes Kapitel.

Wir schließen uns lieber den zechenden Germanen oberhalb, als dem in ohnmächtiger Wut Zürnenden unterhalb des Marmorbodens an.

»Willkommen, ihr tapfren Bajuvaren, im Sieg!« – »Den wir euch danken, ihr klugen Alamannen.« »Nicht wahr, wir haben sie gut herausgelockt?« meinte sein Waffengenöß. »Zuerst haben wir, das heißt Liuthari, unsres ruhmvollen Königs ruhmvoller Sohn und zwei seiner Gefolgen, einen Posten von fünf maurischen Reitern beschlichen, die der Tribun des Kapitols auf Spähe gegen uns ausgeschickt. Aber wir kennen doch die Wälder besser noch als jene braunen Afrikaner. Vier waren tot oder gefangen, ehe sie sich's versehen hatten. Einer entwischte – leider! Aber es scheint: er hat nicht mehr viel erzählen können. Dann glitt ein Häuflein von uns lautlos durch den Fluß – ein Alamannenroß muß schwimmen wie ein Schwan – und sprengte euch Bajuvaren entgegen, in die Ostberge hinein, auf daß zu rechter Zeit der Ruf des Reihers und des Adlers Schrei sich kreuze.« »Und diesmal seid ihr auch, ihr Schwerhinschreitenden, gegen eure Art und Gepflogenheit, wirklich zu rechter Zeit dagewesen,« neckte Suomar, ein anderer Alamanne. Grimmig fuhr der Bajuvare mit der Hand an die Streitaxt im Gürtel: »Was will das sagen, du suavischer Dickkopf? Ich meine, wir sind fast stets noch früh genug gekommen, euch zu hauen –: euch, so gut wie alle andern, wenn sie nur lang genug darauf warteten! Oft schon waren euch Gedankenbehenden und Wortgeschwinden, wann ihr vor uns, den Wortlangsamen, flohet, Gedanken und Beine zur Flucht nicht flink genug!«

Der so Angefahrene wollte zornig erwidern, aber begütigend fiel der erste Alamanne, Vestralp, ein: »Laßt's gut sein, beide, du, mein Suomar, und du, starker Markomanne! Sind sie einmal da, die Bajuvaren, so schlagen sie so herrlich drein, daß sie die Stunde wett machen, um die sie sich etwa verspäten.« »Das haben sie oft gezeigt!« rief Rando, ein dritter Alamanne. »Zuletzt wieder,« fuhr Suomar fort, »jetzt gerade: auf dem Marktplatz und auf dem Steilweg zu der Hochburg – an den Reitern des Tribuns.«

»Horch! was war das?«

»Ja! Drang da nicht ein Stöhnen aus der Erde?« – »Dort! links neben dem Altar.«

»Seht nach! Hinter dem Altar? Etwa ein Verwundeter?« Ein paar Krieger eilten an den verdächtigen Ort und sahen hinter den Altar: sie fanden nichts

»Aber was liegt da vorn auf den Stufen?« – »Ein Toter.« – »Ein Römer.« – »Ein Priester, wie es scheint.« »Das haben wohl die Sklaven gethan, die empörten, die sich uns anschlossen,« sprach Helmbert, ein bejahrter Gefolgsführer der Bajuvaren, »als wir über die Mauern gestiegen waren. Sie sind jetzt die Wegweiser zur reichsten Beute.« »Schafft die Leiche fort! Auf den Steinstufen da ist am besten sitzen und trinken,« meinte Helmdag, sein Sohn. »Wag' es, du Frevler! Das ist der Tisch des höchsten Himmelsherrn,« drohte Rando. »Nicht wahr ist's,« schrie Helmdag dagegen, »du bist wohl ein Katholischer, ein Gottverdammter? Das hier ist ja eine Ketzerkirche der Römischen, ärger als jeder Greuel. So lehrte mich mein gotischer Taufpate, der Bischof zu Novi.« »Du stinkender Arianer!« erwiderte Rando. »Du Christleugnender

Teufelssohn, dich will ich schon lehren, dem Herrn Christus gleiche Ehre geben wie seinem Alten: dir füll' ich den Mund mit meiner Faust. Und mit deinen eigenen Zähnen – als Zuspeis!« »Bei uns tritt der Sohn allemal hinter den Vater zurück,« grollte Helmdag. »Haltet Fried' alle beide,« mahnte Vestralp, »füllt euch beide den Mund, aber mit Römerwein! Her mit dem Schlauch! Crispus, Römerheld! Nicht erst aufschnüren! Ein Hieb mit dem Schwert. So! das spritzt wie rotes Blut aus Wunden! Nun Helme herbei und hohle Schilde, bis sich der edle Römer aus Bockshaut verblutet hat. – Und was den Streit angeht um jene paar Steinstufen dort: – so glaubt mir, ein rechter Mann ehrt alles, was einem andern heilig ist: drum wollen wir alle, ihr Brüder, von jenen Stufen weichen.« »Aber das Gold und Silber an den Wänden, an den Säulen und Steintruhen?« sprach Helmdag, der Arianer.

»Soll das vielleicht den plündernden Sklaven verbleiben?« meinte Rando, der Katholik. »Nein,« rief der aufgeklärte Heide, der vorhin schon zum Frieden gesprochen hatte: es war Vestralp, des helmumflatterten Crispus Bezwinger, »das wäre schade! Das teilen wir unter uns alle: für Gott Zius, für des römischen Bischofs und für des Arius Verehrer.« Und sie machten sich sofort ans Werk: die eherne Sturmhaube oder das Leder der Wildschurkapuze voll roten Weines in der Linken, die Streitaxt in der Rechten brachen sie, während der Arbeit herzhaft trinkend, was irgend von Metallschmuck oder Edelsteinen oder von den sehr häufigen Halbedelsteinen wertvoll war oder auch nur das Auge durch bunte Farbe blendete, aus den Sarkophagen, gestifteten Weiheschreinen und aus den Säulen selbst heraus.

Einer heiligen Anna hob Garizo, ein junger, schlank aufgeschossener Bajuvare, mit zierlicher Verneigung ihr Halsband von schwerem Gold und von Saphiren über den Kopf herab: – »Mit Verlaub, heilige Göttin oder Idise oder was du sonst sein magst. Aber du bist arg häßlich und von totem Stein: gelb ist, was man von deinem Busen sieht: meine Braut Albrun aber ist lebendig und jung und wundersam schön: und gar lieblich werden auf ihrer weißen Brust die blauen Steine strahlen.« »Ja: aber wo *habt* ihr sie denn, eure Weiber und Kinder und sonstig unwehrhaft Volk?« fragte Vestralp den beflissenen Bräutigam. »Die kommen meist erst morgen: die Ostberge herab,« gab Garizo Bescheid. »Denn das haben wir nun endlich doch auch ausgefunden, – »schwerhinschreitend«, wie wir sind, wie dein wortgeschwinder Stammgenosse vorhin meinte – das haben wir nun doch gelernt, daß wir die Männer allein voraus in den Kampf schicken und die Unwehrhaften erst nachkommen lassen, wann Sieg und Land gewonnen.« »Es muß doch was dran sein,« lachte Vestralp, »an dem »Schwerhinschreiten«, weil es euch gar so wurmt. Wenn einer euch feig nannte, – ihr lachtet bloß und schlägt ihn nieder. Ihr seid seltsame Leute! Kein anderer Stamm so geruhig, und so furchtbar zugleich im Zorn.« »Das will ich dir sagen, Suave,« sprach bedachtsam Helmbert, der Weißbart. »Wir sind wie die Berge: die stehen ruhig, wieviel an ihnen herumkraucht. Wird's ihnen aber endlich zu arg, so werfen sie um sich mit Fels und mit Feuer.« »Jedoch diesmal habt ihr gezeigt, daß ihr auch recht verschlagen schlaue sein könnt,« rief Suomar! »Mit welcher listiger Sorgfalt haben sie verhütet, daß die Feinde Wind bekommen konnten von ihrem Heranzug! So scharf haben sie alle Straßen und selbst die Saumpfade und die Gangsteige der Gensenjäger bewacht, daß keinerlei Kunde vom Aufgang her nach Juvavum gelangen mochte.« »Um aber die Römer nicht durch das Ausbleiben jeder Nachricht argwöhnisch zu machen,« ergänzte Helmbert, »haben wir unsere eigenen römischen Colonen als Bauern und Handwerker, als wären

es Leute von Ovilava und Laureacum, nach der Stadt geschickt, dort zu verkaufen und einzukaufen.« »Und wenn diese alles aufdeckten?« frug Suomar. »Traf ihre zurückbehaltenen Gesippen der Tod. Das war ihnen deutlich genug gesagt. Aber die kleinen Leute halten ohnehin lieber zu uns als zu ihren römischen Peinigern.« »Auch die Bürger der Stadt gaben ihren Widerstand bald auf –: sie finden sich in die neue Herrschaft, da sie sehen, wir fressen sie nicht,« lachte Helmdag. »Ja: tapfer und erbittert haben sich nur die Reiter und die Fußkämpfer des Tribuns geschlagen,« sprach Rando. »Erzählt doch,« mahnte Vestralp: »wir, die wir jenseit des Flusses fochten, wissen noch immer nicht genau, wie es innerhalb der Wälle herging, wie die Hochburg so rasch fiel.«

»Das ging seltsam, bei dem Schwerte Zius,« hob Rando wieder an. – »Dort, auf dem großen Platz, wo der Christenheilige steht mit Löwenfell und Keule . . . –« – »Das ist der rechte Heilige! Das ist ja ein Heidengott!« – »Nein, ein halber Gott.« »Mir gleich,« fuhr Rando fort. »Geholfen hat er den Römern nicht, ob Heiliger, Gott oder Halbgott. Aber überrascht sahen wir drein auf jenem Marktplatz. Nachdem wir, etwa zwanzig Alamannen, mit den herbeigerufenen Bajuwaren – wie die Eichkatzen können sie klettern, diese Bergjäger von Bajuhemum! – über die Mauern geklommen waren, meinten wir, nun sei alles zu Ende. Aber als wir auf den offenen Markt kamen, sprengten mit schmetterndem Tubaschall des Tribuns Reiter geschlossen auf uns ein –: er selbst war nicht zu sehen: er sollte krank liegen auf der Hochburg: aber auch da hat man ihn nicht gefangen. – Wir waren anfangs gar wenige und nur mit Mühe hielten wir Stand. Allmählich drängten wir sie doch zurück: Schritt für Schritt mußten sie aufwärts nach dem Kapitol. Allein dort kamen ihnen des Tribuns Isaurier zu Fuß zu Hilfe: und es galt nun erst recht ein grimmiges Ringen Mann an Mann. Da hab' ich sie wieder einmal kämpfen sehen in ihrer Wodanswut, die Bajuwaren.«

»Sag' du: Löwenmut!« fiel stolz Helmdag ein, der Bajuware, »denn wir tragen den Löwen in der Heerfahne und Löwenmut im Herzen.«

»Wie kommt ihr zu dem Südländtier? Der Bär, meine ich, steht euch näher und – ähnlicher.«

»Das meinst du halt, du scherzwitziger Suave,« so kam der alte Helmbert seinem Sohn zu Hilfe, »weil ihr zwar viel mehr wißt, als wir Behäbigen: aber doch nicht alles. Wohl dreihundert Jahre sind's. Da hatte man noch der Alamannen Namen nie gehört. *Unsere* Ahnen aber, die Markomannen, hatten sich schon lange mit den Römerhelden grimmig gestritten. Und damals wiegte sich noch der Sieg auf den Flügeln der goldenen Adler. Da war am Tiberstrom in dem goldnen Hause Neros ein großer, weiser, zauberkundiger Kaiser. Der hatte durch seine Zauberkunst gefunden: wenn er zwei Löwen über den Danubius schwimmen lasse, werde in der bevorstehenden Schlacht das tapferste Volk der Erde siegen. Aber unsere Väter, die Markomannen, sprachen: »Was sind das für gelbe Hunde?« schlugen die Löwen mit Knitteln tot, und erschlugen darauf das Heer des Kaisers und seinen Feldherrn: zwanzigtausend Römer lagen da tot auf ihren Schilden. Nun wußte also der kluge Kaiser in Rom, welch Volk das tapferste auf Erden ist. – Wir aber führen seitdem zwei Löwen in der Heerfahne. So singen und sagen unsere Säger. Nun rede weiter, Suave.«

»Das will ich: zu eurem Ruhme! Wie die Katzen – oder wenn du, Helmdag, es lieber hörst, wie die Löwen – sprangen die Bajuwaren den maurischen Rossen an den Hals

und ließen sich eher schleifen, als daß sie losgelassen hätten. ›Gieb auch Loge, was ihm gebührt‹, sagt ein Sprichwort, das ich einst bei den Angelsachsen vernommen: verzweifelt fochten Mauren und Isaurier, Mann für Mann den engen Steilweg deckend, der nur für zwei Rosse Raum bot. Endlich kam der Herzog von draußen uns zu Hilfe: er führte frische Mannschaft zu und nun sprengten wir, mit gefällten Speeren, in plötzlichem Anlauf zwischen die Pferde eindringend, den ganzen Knäuel auseinander. Furchtbar wütete jetzt im Nahkampf das kurze Messer der Bajuwaren: sie unterliefen die langen Lanzen der Isaurier, sprangen zu den maurischen Reitern auf den Sattel, stießen den ganz Gepanzerten, sonst Unverwundbaren, ihre Dolchklingen in Gesicht und Gurgel: zu beiden Seiten, nach rechts und nach links, stürzten die Feinde, Roß und Mann, über die niedere Brüstung der Römermauer hinunter, auf das Felsgezack, in den Abgrund. Gleichwohl hätte der Kampf um die Burg selbst noch lange währen mögen, ja gewiß hätte nur der Hunger jene Felsmauern bezwungen, wären die Reste der Feinde, die nun endlich flohen, noch in das Thor gelangt. Aber sie gelangten nicht mehr hinein! Eine hohe That geschah durch eines bajuvarischen Knaben Hand. Ich sah es deutlich: denn ich hatte, von den Bajuwaren überholt, zuletzt nicht mehr selbst kämpfend, nur das Thor der Burg, hoch über mir deutlich wahrnehmbar, im Auge. Da sah ich, wie von zwei Isauriern, die dort Wache standen, der eine den Seinigen entgegenlief: offenbar bedeuteten seine Bewegungen, die Hintersten, dem Thore Nächsten, zu eiliger Flucht in die Burg zu mahnen, bevor die Barbaren mit eindrängen. Der andere Isaurier stand auf der Schwelle des Thors, den ehernen Riegel des einen Flügels in der Hand, bereit das Halbthor von innen zuzuwerfen und den Riegel vorzuschieben, sowie die Flüchtlinge hereingeströmt waren. Da plötzlich stürzte der Mann, wie vom Blitz niedergestreckt von hinten nach vorn auf das Antlitz nieder: er stand nie mehr auf: das Thor ward von innen zugeworfen: – gleich darauf erschien ein Knabe in blondem Gelock auf dem Turm oberhalb des Thores, schlug mit der Streitaxt die kaiserliche purpurne Standarte herunter und pflanzte an hohem Speer, weithin leuchtend, einen blauen Schild an die Stelle des gestürzten Paniers.

›Mein Hortari‹, rief da Garibrand, der Herzog, ›meines Bruders Sohn, der vor vielen Wochen geraubte, tot geglaubte! *Sein* Schild, unseres Hauses, unserer Sippe sieghafter Blauschild! Vorwärts, ihr Bajuwaren! Nun haut Hortari heraus!‹

Aber da war nichts mehr herauszuhauen: der Tribun lag nicht darinnen: auch die Sklaven des Tribuns waren nicht in der Burg zu finden: das kühne Kind war der einzige Mensch innerhalb des Kapitols. Der Kampf vor dem geschlossenen Thor war nun auch gleich zu Ende: die Feinde, ausgesperrt, unfähig, obzwar einer auf des andern Rücken sprang, die turmhohen Mauern zu ersteigen, von uns unablässig bedrängt, warfen die Waffen weg und ergaben sich. Einzelne spornten freilich, an Gnade verzweifelnd oder sie verschmähend, lieber ihre Rosse rechts vom Steilweg in den Abgrund. Nun sprang von innen das Thor der Hochburg von Juvavum auf: und jung Hortari flog in seines Oheims Arme: der junge Knabe der Bajuwaren hat seinem Volk das Kapitol von Juvavum gewonnen. – Heil Hortari dem Jungen! Die Sänger werden sein gedenken!«

›Heil Hortari dem Jungen!‹ scholl es laut durch die weiten Hallen der Basilika.

Als der frohe Ruf verhallt war, vernahm man abermals Zankworte aus dem Hintergrund des Gebäudes. Da war in der Apsis hinter dem Altar ein weingerötet Paar in lauten Streit geraten. Aus einer aufgesprengten Truhe hatten zwei der Männer unter

anderen römischen Denkmälern, die der eifrige Johannes seinen immer noch stark heidnischen Schäflein weggenommen hatte, allerlei Aberglauben abzuschneiden, den sie damit trieben, ein kleines, zierlich gearbeitetes Marmorrelief, die drei Grazien, die sich zärtlich umschlangen, darstellend, erbeutet. Jeder hatte das Stück an einem andern Ende gepackt: und schreiend und lärmend zerrten und zogen sie sich nun durch die Kirche bis dicht vor Vestralp und Helmbert hin. Da ließ der eine der Streitenden den Marmor fahren und zückte das kurze Messer wider seinen Gegner, der sofort die Beute fallen ließ und das Handbeil aus dem Gürtel riß. »Halt! Agilo!« rief Vestralp, seinem Stammgenossen in den Arm fallend. »Stich du Römer, wenn du stechen muß, nicht Alamannen,« schalt Helmbert und drückte seines Landsmanns Messer nieder. »Wohl! Ihr sollt entscheiden,« riefen beide Streitende aus einem Mund.

»Ich hab's zuerst gesehen,« rief der Alamanne. »Ich wollt' es meinem Lieblingsroß vorn als Brustplatte vorhängen.« »Ich aber hab's zuerst genommen,« entgegnete der Bajuvare. »Es sind die drei schicksalspinnenden Schwestern. Ich hänge sie auf ob meines Kindes Schildwiege.« »Der Streit ist leicht schlichten,« sprach Vestralp, hob die drei Grazien vom Boden auf, nahm dem Alamannen das Beil aus der Hand, zielte scharf und schlug das Relief genau in der Mitte durch. Helmbert aber ergriff die beiden Stücke und sprach: »Nicht Forasitzo, Wodans Sohn, der da Recht spricht auf Heligoland, könnte gerechter teilen: da hat jeder von euch anderthalb Göttinnen. Jetzt geht und trinkt Versöhnung.« »Wir danken auch schön,« sagten wieder einstimmig, hochbefriedigt, die Streitenden.

»Aber es ist ja kein Wein mehr da,« klagte der Alamanne. »Sonst hätt' ich ihn längst getrunken,« seufzte der Bajuvare. »He, Crispe, Sohn des Mars und der Bellona,« rief Vestralp, »wo ist noch Wein?« Crispus schleppte sich keuchend herbei: »Oh Herr! Es ist unglaublich! Aber sie haben wirklich alles ausgetrunken. Jaffa, der kluge,« flüsterte er, »hat wohl noch ein klein Schläuchlein vom allerbesten: aber der ist nur für dich allein, weil du meines Lebens geschont hast.« Laut fuhr er wieder fort: »Hier ist ein großer Thonkrug voll Wasser: mischt man den mit dem letzten Spülrest in den Schläuchen, giebt's noch ein breit Getränk.« Aber Vestralp holte aus mit dem Speerschaft und zerschlug den weitbauchigen Mischkrug, daß das Wasser stromweise floß: »Der Mann sei ausgethan vom Stamm der Alamannen,« rief er, »der jemals Wasser mischt in seinen Wein, – Den Sonderschlauch,« fuhr er leise zu Crispus fort, »soll der arme Jude behalten: er soll ihn selber trinken – auf all' den Schreck.«

Da scholl von draußen der Ruf des Auerhorns. Und gleich darauf ward die zerbrochene Hauptthüre der Kirche aufgerissen: ein riesiger Bajuvare stand auf der Schwelle und rief mit lauter Stimme herein: »Da sitzt ihr und sauft in seliger Saumsal, als sei alles schon zu Ende: und doch neu in den Straßen entbrannte der Streit. Die Knechte der Römer! Sie brennen und sengen! während doch *unser* die Stadt! Schützt euer Juvavum, bajuvarische Männer! So gebeut Garibrand, der Herzog.«

Im Augenblick hatten sämtliche Germanen ihre Waffen ergriffen und mit dem lauten Ruf: »Schützt das Juvavum der Bajuvaren,« stürmten sie aus der Kirche.

Als der letzte Fußtritt lange verhallt, ward die Marmorplatte behutsam aufgehoben: hervor stieg der Tribun: der tapfere, kriegsfreudige Mann hatte bitterste Qualen der Demütigung erduldet diese lange Zeit. War er auch kein Römer und kannte er auch keine Pflicht –: es brannte ihm doch auf seiner Soldatenehre, daß er, blind seinen

Leidenschaften folgend, nur *seinen* Zwecken nachjagend, den Barbaren den Sieg so sehr erleichtert hatte. Er blickte finster: er biß die Lippe: »Meine Reiter! das Kapitoll! Juvavum! die Rache an dem Priester! der Sieg! Alles verloren! bis auf – Felicitas! Ich hole sie mir: – und fort, fort mit ihr über die Alpen! – Wo mag mein Pluto geblieben sein?«

Leo bog durch das Haus des Priesters in die enge Gasse ein und suchte vorsichtig den Schatten der Häuser. Es begann nun zu dunkeln: so lange hatte ihn das Gelage der über seinem Haupte Zechenden festgehalten! – Wie ein schleichend Raubtier, sich duckend an jeder Ecke und rasch die andere Seite der Querstraße im Sprung gewinnend, mied er die großen freien Plätze und die breiteren volkreicherer Straßen. Da vernahm er in der Ferne brausenden Lärm verworrener Stimmen: er blickte zurück: Feuerschein stieg dort lohend in den rauchverfinsterten Himmel.

Der Tribun eilte, die Nordseite des Walles zu gewinnen: das vindelicische Thor selbst unbesetzt zu finden, durfte er sogar von germanischer Sorglosigkeit nicht erhoffen: aber er kannte das Geheimnis, ohne Schlüssel den Mechanismus eines Ausfallpförtchens zu öffnen, das ebenfalls auf die Heerstraße nach Vindelicien mündete. Dieses Pförtchen trachtete er nun hastig zu erreichen.

Unangerufen, ungesehen erstieg er den Wall, die Stufengänge vermeidend, öffnete das Pförtchen, schloß es sorgfältig wieder, glitt die steile Böschung hinab und gelangte in den Graben, der, ehemals unter Wasser zu setzen, nun – das Schleusenwerk war verdorben – seit Jahrzehnten trocken lag. Unkraut und hohes Gebüsch, über Manneshöhe ragend, wucherten darin.

Kaum hatte er die Sohle des Grabens betreten, als ihn aus dem Weidengebüsch lautes Gewieher begrüßte: sein treuer Rappe trabte ihm kopfnickend entgegen. Zwei andere Rosse antworteten aus dem Gebüsch. Gleich darauf krochen zwei Männer, platt auf die Erde sich duckend, auf allen Vieren aus dem Dickicht – Himilco war's, der Centurio, und noch ein Maure. – Sie winkten ihm schweigend, in das Versteck zu folgen. Sie waren nach der Zerspaltung ihrer Schar durch die Bajuvaren fliehend in den Wallgraben herabgesetzt: der Rappe, dessen Hüter gefallen, war den anderen beiden Rossen gefolgt. Einstweilen hatten sie sich hier im tiefsten Dickicht des Grabens versteckt.

»Der erste Lichtstreif glücklichen Zufalles an diesem schwarzen Tage,« meinte der Tribun. »Wir fliehen selbdritt! Kommt! Dort links reicht der Fluß fast an den Graben. Die Gäule können ihn springend leicht erreichen – dann schwimmen! Ich muß noch auf den Mercuriushügel – die vindelicische Straße hinab! Dann – über die Berge!« »Herr,« beschwor ihn Himilco, »warte die Nacht ab! Schon zweimal suchten wir so auf diesem Wege zu entkommen –: beidemale entdeckten uns die alamannischen Reiter, die unablässig vor den Thoren streifen, Flüchtlinge aufzugreifen: beidemale entkamen wir nur mit knapper Not wieder hierher. Nur im Dunkel der Nacht läßt sich's wagen.« Widerwillig mußte der Tribun diesen Rat als vollbegründet anerkennen: auch sagte er sich, daß zur Nacht der Frauenraub leichter auszuführen sein werde. – So entschloß er sich, ungeduldig genug, den Einbruch der vollen Finsternis in diesem Versteck abzuwarten.

Fünftehntes Kapitel.

Weit hinter dem Rücken der verborgnen Flüchtlinge, in der Südostseite der Stadt, tobte indessen der Lärm und Streit fort.

Hier hatten sich die wildesten der empörten Sklaven, – viele warfen nun, nachdem sie an ihren Herren die Rache gestillt, die Waffen weg – von den Bajuwaren von weiterem Brennen, Morden und Rauben abgehalten und, sofern sie sich widersetzten, mit Gewalt von Straße zu Straße getrieben, zusammengedrängt zu letztem Widerstand. Hier lagen die großen kaiserlichen Magazine für den Nachen- und Floß-Bau der Fahrt, zumal des Salzhandels, auf dem Ivarus: ungeheure Vorräte von wohl getrocknetem Holz, von Segeltuch, von Pech und Teer: diese Lieblinge des Feuergottes wollten die Wütenden in Flammen setzen: sie hofften in ihrer blinden Zerstörungswut, von da aus werde bald Brand unhemmbar über die ganze Stadt seine roten und schwarzen Fittiche spreiten. Die Magazine waren aber auf den Flachdächern mit Schieferplatten gedeckt, von hohen Steinmauern geschützt, die starken Eichenthore gesperrt: die wenigen Wachen ringsum waren zwar längst entflohen: aber auch unverteidigt leisteten Stein und eisenbeschlagen Holz eine Zeitlang den Tobenden Widerstand. Doch nun kam Këix, der Führer der Schar, von der nächsten Brandstätte her, dem Bad der Amphitrite, angestürmt, in jeder Faust schwingend eine blau- und eine grünbrennende Pechfackel, wie sie bei Illuminationen des großen Weihers in diesen Prunkgärten aufgesteckt wurden: »Hei!« schrie er. »Nun gebt acht! Das wird heute das reichste Feuerwerk! Die Saturnalien haben zwar die Christenkaiser verboten, aber wir führen sie wieder ein. Doch diesmal dem Vulkan zu Ehren – und dem Chaos!« Und er stemmte beide Fackeln an die Eichenplatten des Hauptthores, die sofort zu schwelen begannen.

Allein nun hatten auch die verfolgenden Bajuwaren diesen Platz erreicht. Die über mannshohen Verrammelungen in den einmündenden Straßen hatten sie nach kurzem wilden Kampf mit den Verteidigern niedergedrückt: und jetzt stürmten sie im geschlossenen Keil heran, an der Spitze Garibrand der Herzog. »Haben wir euch, Mordbrenner? Nieder die Waffen! Augenblicklich löscht jenes Thor. Oder, beim Speere Wodans, kein Mann unter euch bleibt lebendig.« Statt aller Antwort hob Kottys die schwere Eisenstange, den langen Riegel, den er von seinem eignen Sklavenzwinger abgerissen hatte, und schrie: »Meinst du, wir wollen nur unsere Herren tauschen? Frei wollen wir sein! Und selber Herren! Und alles soll vernichtet werden auf dem ganzen Erdball, was an die Zeit unserer Knechtschaft gemahnt. Kommt heran, ihr Barbaren, gelüftet's euch, mit Verzweifelten zu kämpfen.«

Und nun drohte ein grimmig Wüten loszubrechen.

Da rief eine laute, machtvolle Stimme: »Haltet ein. Friede sei mit euch allen!« Zwischen die Streitenden trat des Johannes ehrwürdige Gestalt: hinter ihm erschienen seine geistlichen Genossen: sie führten, von Bürgern Juvavums unterstützt, auf Tragbahnen und in Sänften verwundete Sklaven, Mauren, Isaurier, auch einige Germanen mit sich. »Gebt uns die Straße frei! – Laßt uns diese Verwundeten – sie gehören euch allen an, die ihr hier streitet – in meine Kirche führen.« Dieses Wort, der

Anblick schon wirkte beschwichtigend, versöhnend: – die Bajuwaren senkten auf ihres Herzogs Wink die erhobenen Waffen: auch die meisten der Sklaven.

Furchtlos schritt Johannes in deren dichtesten Haufen hinein: ehrerbietig wichen alle zurück: die Weiber, – denn auch gar manche Sklavin war unter der Rotte, – knieten nieder und küßten den Saum seines Gewandes. So schritt er gerade auf das Thor zu, das eben Feuer zu fangen begonnen hatte: Nur Kottys wollte ihm wehren: »Zurück, Priester!« schrie er und schwang die Stange: und da Johannes ruhig vorwärts schritt, traf ihn das Eisen schwer auf die Schulter: er sank: sein Blut floß auf die Erde. – »Wehe dir, Bruder!« rief Këix, »du hast den einzigen Beschirmer der Armen und Elenden, unseres Vaters besten Freund hast du ermordet!« Und der Wilde kniete neben den Priester, ihn mit beiden Armen umfangend. Er mußte dabei den ehernen Dreizack, seine furchtbare Waffe, die er soeben einem Neptunus auf dem Brunnen aus der Faust gerissen hatte, von sich werfen. Diesem Beispiel folgten fast alle seine Genossen: Auch Kottys warf die Stange zu Boden und bat: »Verzeih' mir, Vater Johannes!« Dieser aber erhob sich: »Du hast bereut – so hat dir *Gott* vergeben! Wer bin ich Sünder, daß ich zu vergeben hätte?«

Er schritt nun ungehindert auf das Thor zu, stieß die Fackeln um, hob einen der weggeworfenen breiten Schilde auf, preßte ihn mit der Rechten auf die noch kleine Flamme in dem Thor, erhob beschwörend die Linke gegen den Himmel und sprach: »Kreatur des Feuers! Auch du dienst Gott dem Herrn! Ich befehle dir: – ich beschwöre dich, höllischer Dämon der Flamme: – weiche von hier in die Hölle.«

Da war das Feuer erloschen. –

Johannes ließ den Schild sinken und kehrte sich wieder der Menge zu: die fromme Verklärung tiefster Überzeugung leuchtete aus seinem Antlitz. »Ein Wunder! Ein Mirakel des Herrn durch die Hand des frommen Johannes!« So scholl es aus der ganzen Sklavenschar: auch die Trotzigen warfen nun die Waffen weg und sanken, sich bekreuzend, auf die Knie: auch unter den Bajuwaren bekreuzte sich mancher und bog das Knie: Këix und Kottys aber hoben wie anbetend die Hände zu Johannes empor.

Da schritt Garibrand der Herzog auf den Presbyter zu und sprach langsam: »Das hast du gut gemacht, Weißkopf. Hier, meine Hand. – Aber sprich,« fuhr er fort und ein schlaues Lächeln zuckte um seine Lippen: – »wenn du dem Zauber deiner Runenworte, die du in das Feuer rauntest, voll vertrautest, – weshalb noch den Schild daneben brauchen?« Hoch richtete sich der so Gefragte auf und sprach: »Weil wir Gott nicht versuchen sollen. Wollte aber der Herr das Feuer löschen, brauchte er nicht meines Armes noch des Schildes.«

»Das war wohl noch nie,« sprach der Herzog, bedächtig kopfnickend, »seit ihr Christenpriester Runen ritzet, daß einer von euch auf irgend eine Frage verstummte. – Ihr habt und besonders du hast Gewalt über die Seelen, – mehr als mein Schwert über die Besiegten: brauche sie immer wie diesmal. Ich kenne es wohl, wie mächtig ihr seid, ihr Männer des Kreuzes. An dem Danubius waltet Einer – Severinus heißt er –: der ist gewaltiger mit seinem Wort als Rom und die Barbaren. Wir wollen gute Freundschaft halten. Ich scheue dich! – Aber das eine höre: ich werde euch zu Christus beten lassen, wie ihr wollt: hüte auch du dich, den Meinen zu wehren, zu opfern wie sie wollen. – Nein, nein, Alter – schüttele nicht das Haupt. Ich dulde keine Widerrede!« Und er hob

drohend den Finger. Aber unerschrocken sprach Johannes: »Wenn der Herr die Verirrten zu sich rufen will durch meinen Mund, – wird Furcht vor dir ihn mir nicht schließen. Deine Herzogin ist schon dem Herrn gewonnen – wahrlich, ich sage dir: du und dein Volk – ihr werdet ihm nicht entinnen. –

Ihr aber, erhebt euch« – so wandte er sich zu den Sklaven. – »Ich werde für euch bitten bei den Siegern, die nun die Herrscher dieses Landes sind. Ich werde sie lehren, daß auch ihr, nach dem Ebenbild Gottes geschaffen, ihre Brüder seid und auch eure unsterblichen Seelen erlöst sind durch Christi Opfertod. Ich werde sie lehren, daß, wer seine Sklaven frei läßt, sich in des Himmelvaters Herzen den wärmsten Platz gewinnt.«

»Wer aber auszuharren hat in der Knechtschaft,« fiel der Herzog ein, »der wisse, daß wir Germanen hochherzige Herren sind: wir belasten und strafen den Knecht nicht nach Willkür oder Laune des Herrn: nein, wie über unsere Freien das Gericht der Freien, so richtet über unsere Unfreien der Spruch ihrer eigenen Genossen: im Hofgericht nach Hofrecht. Ihr steht fortan unter dem Schutz der stärksten Rechtsburg: des Rechts und des Gerichts eurer eigenen Genossen! So seid getrost: ihr dienet edeln Herren!«

Sechzehntes Kapitel.

Bald nachdem der Sklavenaufstand in der geschilderten Weise gedämpft war, wanderten durch das vindelicische Thor hinaus auf der großen Legionenstraße in der Richtung des Mercuriushügels zwei Germanen.

»Siehe, schon steigen über dem verlöschenden Abenddämmer empor die Sterne,« sprach der eine, und, den Speer auf der Schulter wagrecht tragend, hob er beide Hände zum Himmel empor. »Ich grüße euch, ihr Wächter von Asgardh, ihr allschauenden Augen. Sendet mir bald das Glück! – ich ahne, *ihr* wißt,« fügte er, seinem Begleiter unhörbar, bei – »welch' Glück mein Herz verlangt. Es schmerzt dies Herz: ich glaube, weil es leer ist.«

Dann faßte er wieder des Speeres Schaft und schritt voran, die Augen wie suchend und sehnd in die duftverschleierte Ferne gerichtet: der weiße Mantel flog im Winde. Er war sehr schön, der junge Königssohn: und seinen edeln ernsten Zügen gab dies verträumte Sinnen herzwinnenden Reiz.

»Wenn *mir* die Sterne was Liebes zeigen wollen,« brummte, das Wolfsfell zurückschlagend, sein Begleiter, »sollen sie mir bald eine Weinschenke zeigen. Ich habe noch lange, lange nicht, was ich brauche. Mich schmerzt die Gurgel: weil sie leer ist, glaub' ich. Vestralp und die Seinigen, die haben's gut getroffen! Ein Paar Kreuzgläubige sind bei seiner Schar: die hat nun der Kreuz-Paltar, wohl zum Lohn ihres Glaubens, in seinen Tempel geführt: da oder dicht daneben haben sie eine ganze Sintflut von Wein gefunden und gezecht wie in Donars Halle. Ich aber habe nur ein paar Tropfen geschluckt in einem verlassenen Hause, wo just das Mahl aufgetragen ward, als die Bajuvaren in die Stadt drangen. – Höre, ihr Herzog hat ganz recht: es ist übertrieben streng, wie du deinen Eid auslegst.« – »Kann man einen Eid, eine Pflicht, zu streng deuten, Alter? Du selbst hast mich das besser gelehrt.« – »Nun ja! Wenn du auch deinem Vater schwören mußtest, nie eine Nacht in einer römischen Stadt zu schlafen, Fanggruben für Edelmilch, mit Netzen umgarnt, nennt sie der König, – Juvavum ist, wie Garibrand richtig sagte, nun eine Stadt der Bajuvaren.« – »Nur König Liutbert selbst könnte mir verstaten, den Eid so zu deuten. Aber tröste dich: du sollst noch Wein trinken, so viel du willst.« – »Wo?« – »Nun: in dem Hause, wo wir einsprechen werden.« – »In welchem aber?« – »Meinetwegen in dem allernächsten, deinen Durst zu stillen. Siehe, dort, rechts von der Straße, liegt ein Hügel, und darauf ein Haus: man sieht noch die weißen Götterbilder auf dem Dach aus den Gebüschlein blinken.« – »Aber da drüben, links von der Straße, liegt auch eines: das scheint größer, stattlicher, mehr verheißend.« – »Mir gilt's gleich.« – »So wählen wir das größere, das zur Linken.« – »Aber siehe: da schoß ein Stern vom Himmel! Und gerade über dem Dache des Hauses zur Rechten, auf dem Hügel, fiel er nieder! Das ist ein Wink der Götter! Ich folge gern den Sternen! Wir gehen ins Haus zur Rechten.« Damit sprang er von der Legionenstraße hinab auf den Fußsteig, der zu des Steinmetz Hause führte.

»Auch bei der Beuteteilung kommen wir nun vielleicht zu kurz, wegen deiner thörichten Eidstrenge,« brummte der Alte, ihm nachsteigend.

»Nein,« rief Liuthari, »Herzog Garibrand läßt mich morgen früh dazu entbieten. So versprach er, als er Abschied von uns nahm im vindelicischen Thor. Übrigens die Hauptgewinne dieses Sieges sind für uns nicht ein paar Goldgeschirre oder Streifen Landes, sondern daß wir fortan im Aufgang statt der Römer nun die treuen Bajuwaren als sichere Marknachbarn erhalten. Diesen aber ward es schon lange allzu enge am Danubius, seit die Ostgoten unter den Amalungenkönigen so gewaltig um sich griffen. So wichen sie aus nach Mitternacht und nach Niedergang. Agilolf, ein anderer ihrer Herzoge, Garibrand versippt, zog, sowie dieser sich gegen Juvavum aufmachte, durch den Bojer-Wald gegen Regina Castra, das stärkste Römerbollwerk, da, wo der Danubius zu höchst gen Norden steigt. Ob er es wohl schon gewonnen hat?«

»Die Siegesbotschaft wird sich kaum mehr lang erwarten lassen. Und mit dieser Botschaft kommt wohl auch ein Bescheid, der dich nah' angeht, Liuthari.« Der Jüngling errötete und senkte schweigend das Haupt. »Herzog Agilolfs Tochter, Adalagardis, ist die schönste Jungfrau, die ich je gesehen,« fuhr der Alte eifrig fort. »Ihr Vater und König Liutbert beraten schon lang, aus euch ein Paar zu machen. Der stolze Bajuware will aber, scheint es, dem Königshaus sich nur verschwägern, kann er's mit ebenbürt'gem Glanz. Drum schickte er mich von meiner Werbefahrt nach Hause mit den Worten: »Aus der eroberten Römerburg sende ich Bescheid.« Und ich meine: es wird Zeit für dich, mein Bub! Du stehst in der Vollblut deiner Jugend: und du hast Blut, nicht Wasser, in deinen Adern.« »Ich meine oft – Feuer loht darin,« – sagte der Schöne leise, wie verschämt. »Meinst du, ich hab' es nicht gesehen, mit welchen Augen du in dem eroberten Juvavum jedes Römermädchen beschaut, das zu dir aufsah? Gar manche, mein' ich, hätte sich nicht gar arg gesträubt in deinen Armen.« – »Wie, Alter, Gewalt! Gewalt gegen ein Weib?« – »Ei, bei Berahta und Holda! es braucht nicht *viel* Gewalt. Und eine Zeit lang wehren sie sich alle, auch lang verlobte Bräute. Aber diese schwarzhaarigen, gelbhäutigen, magern Katzen sind nichts für meinen Königssohn: sie würden die ganze Zucht verderben. Doch, Adalagardis! Heil dir und uns wird sie dein Weib. Die Schildjungfrauen Wodans denk' ich so! Kaum eines Fingers Breite kürzer gewachsen als du, von lichtem Haar bis auf die Knöchel, wie von goldenem Königsmantel, umwallt, die Arme rund, voll und weiß wie Alpenschnee, freudig blitzende Augen, hell wie die Frühlingshimmel, und hochwogend die herrlich gewölbten, die stolz aufragenden Brüste. Bei Fulla, der Kraft- und Schöne-Strotzenden! Das ist die richtige Königsfrau der Alamannen! Was rittest du nicht längst und freitest sie?«

»Du vergißt: nie hab' ich sie gesehen. Ihr Vater sprach: »Ich lade dich erst, wann ich Hof halte zu Regina Castra.« Doch mag wohl *sie* das Glück sein, das ungewisse und doch heiß ersehnte, die Sälde, die ich suche. – Halt! Wir sind am Ziel. Dies ist der Eingang. Aber was ist das? Ungastlich scheint dies Haus. Verrammelt, mit lauter Steinplatten, ist der Eingang.« »Ha, nun,« lachte der Alte. »Es ist ihnen nicht zu verargen, den Hausleuten, sperren sie nach Kräften solche Gäste aus, wie Haduwalt und seinen Durst. Aber die lassen sich beide nicht so leicht aufhalten! Nicht Haduwalt, Hadumars Sohn: und noch weniger sein Durst. Nieder mit den Steinen!« Und schon hatte er mit starker Hand eine der aufeinander getürmten Marmorplatten gefaßt, sie nach innen zu werfen. »Halt,« rief da Liuthari, »schau –! auf der allerobersten Platte der Verrammelung ist etwas eingeritzt: vielleicht der Name des Hauses? Ich denke, ich kann es gerade noch lesen.« »Ich könnte es nicht lesen,« lachte der Alte, »und stünde

die Sonne im Hochmittag. Was sagen die Runen?« Und Liuthari las: langsam, mühsam, Buchstabe um Buchstabe entziffernd:

»Hic – habitat – felicitas –
Nihil – intret – mali.«

Betroffen, regungslos schwieg der Jüngling eine Weile. Sein Herz klopfte: das Blut stieg ihm siedend in die Schläfe. »Wie seltsam!« sprach er dann vor sich hin, »hier wohnt das Glück? – das Glück, welches ich suche? und der schießende Stern –: lenkte er *deshalb* hierher meinen Schritt?« »Nun, bei dem wundernden Wodan,« sprach Haduwalt, – »hat dich der Runenspruch verzaubert?«

»Ei wohl: zum Zweck segnenden, schützenden Zaubers mag er wohl eingeritzt worden sein.« Da faßte der Alte hastig den Königsson bei der Schulter und wollte ihn zurückziehen. »Dann laß uns weichen!« flüsterte er ängstlich. »Lieber dring' ich durch zwei Reihen Römer, als durch einen Zauberspruch hindurch! Siehe: schon scheinst du festgebannt vor dem Eingang: was ist der Sinn der Rune?« – »Wie soll ich dir's deuten, Alter? Nun, etwa so:

›Wunschgott hier wohnen und Sälde selbänder:
Niemals nahet, widrige Wichte!«

Diese Frau Sälde will ich sehen – die hier hauset!« Und rasch entschlossen stieß Liuthari die mittlere Platte, mit Schild und Knie nachhelfend, nach innen, so daß der ganze Aufbau der Steine laut krachend in den Garten stürzte. Der Jüngling trat nun rasch über die Schwelle: »Das ist kein Spruch, der abschreckt: er ladet und lockt herein: hier wohnt das Glück, hier wohnt die Sälde. Der Wunschgott selber leitet mich hierher. Und *wir dürfen* nah'n: denn wir sind doch wahrlich nicht widrige Wichte.« »Wer weiß, ob wir dem Wirt des Hauses nicht solche dünken,« meinte der Alte, bedachtsam, den langen Speer geschultert, seinem jungen Freunde folgend, der ungestüm, wie von einem Gott dahingerissen, gerade auf die innere Thür des Hauses zuschritt, hinter welcher – nur ein dunkelgelber Vorhang, der im Winde schwankte, schloß sie – ein matter Schimmer roten Lichtes heranzuwinken schien.

Trotz aller Eile bemerkte Liuthari doch, wie ein Rosenbusch, vom haltenden Stabe gelöst, hilflos in den Sandweg hing. Sorgsam bog er die Zweige zurück, »Schade, würden sie zertreten.«

Siebzehntes Kapitel.

Nun sprang Liuthari die vier Stufen in einem Satz hinauf und schlug den Vorhang zurück.

Aber weiter gelangte er nicht: wie verzaubert, wie in den Erdboden gewurzelt blieb er stehen, bei dem Anblick, der sich ihm bot. Ja, er setzte, wie erschrocken, den rechten Fuß, das Knie leise biegend, zurück: der auf die Erde gestoßene Speer drohte dem Erstaunten aus der Faust des nach rückwärts ausgestreckten rechten Armes zu entgleiten.

Denn auf den Königssohn zu schwebte mit edelstem Schritt, vergleichbar einer von ihrem Marmorpedestal herabschreitenden alabasternen Hebe – Felicitas.

Sie trug ihr schlummerndes Kind zärtlich auf dem linken Arm, es an den Busen drückend –: ihr wunderschönes Antlitz war noch bleicher, in der Aufregung des Augenblicks: in der Rechten aber trug sie eine flache silberne Schale, gefüllt mit rotem Wein. »Willkommen heiß' ich euch, oh Fremdlinge, als unsere Gäste, am Herde meines Gatten. Er ist fern. Ich bin ganz allein in diesem Hause. Schützt mich und mein Kind.«

Liuthari fand kein Wort: mit weitgeöffneten Augen, heißklopfenden Herzens blickte er das schöne Wunder vor ihm an. Aber der alte Haduwalt sah, an seiner Seite vorschreitend, mit Besorgnis diesen Blick seines jungen Herrn. Er sprach in hohem Ernst: »Sei getrost und gewiß, Römerin, – ich eide dir's, beim Ruhm der Ehre König Liutberts und seines Sohnes Liuthari, der hier steht und seltsam schweigt, – ich schütze dich, als wärest du meine Tochter, und er soll dich ehren, als wärest du seine Schwester. – So! und nun trink Liuthari, – was man dir so wirtlich darbietet,« rief er zu diesem gewendet, ihm, der noch immer wie verzückt dastand, den Speer aus der Hand nehmend.

Der Jüngling nahm die Schale, führte sie an den Mund, nippte und gab sie zurück – all' das, ohne ein Auge von ihrem Antlitz zu wenden: »Wie heißest du?« fragte er mit leiser, zitternder Stimme.

»Felicitas.«

Lebhaft trat er einen Schritt vor: »Das Glück! Die Sälde! – das *heißest* du: das *bist* du.« – »Ich verstehe dich nicht.« »Ist auch nicht nötig,« – brummte Haduwalt. »Gieb mir nun aber auch zu trinken.« Und er nahm ihr die Schale ab und trank sie in einem Zuge leer. »Wahrlich,« fuhr er nun fort, »der wundernde Wunschgott scheint hier zu wohnen: wie hättest du sonst gleich mit gefüllter Schale uns, meinem Durst entgegenschreiten können?« – »Ich sah euch kommen, durch das Krachen der Steinplatten aufgeschreckt; der alte Philemon, unser greiser Sklave, hat sie aufgetürmt. – Wie sollte er mich schützen, der lahme, halb blinde Alte?« – »Und dadurch, durch einen Haufen Steine, ohne Verteidiger, wähnstest du dich gedeckt?« – »Ich nicht! Ich weiß mich durch den guten Himmelsgott gedeckt und meinen heiligen Schutzengel, meinen Genius. Aber, als ich den Greis abermals zur hinteren Pforte hinaus entsendet, zu suchen nach meinem Gatten – er wollte mich durchaus nicht allein lassen und wiederholt mußte ich befehlen –: so meinte er mich doch einigermaßen geborgen, wenn er den weithin

sichtbaren Eingang versperrte.« »Dein Gatte?« frug Liuthari, stirnrunzelnd, und setzte sich, der Wirtin Beispiel folgend. »Er hat dich verlassen? In dieser Gefahr?«

»Nicht doch!« verwies die junge Frau. »Er ging schon gestern Abend, vor jedem Anschein von Gefahren, in die Stadt. Er kam seither nicht zurück. Doch lebte er noch vor wenigen Stunden, und war frisch auf: – Philemon hat ihn von der Straße aus gesehen, wie er mit Schild und Speer über die Ivarusbrücke zog.« »Tröste dich,« warf der Waffenmeister gutmütig ein, »es sind im Gefecht dort nur ganz wenige der Eurigen gefallen.« – »Ich weiß es sicher, daß er lebt. Glaubt ihr, ihr sähet mich sonst so ruhig? Der gütige Gott im Himmel kann nicht geschehen lassen, daß dem besten, trefflichsten Mann auf Erden unverschuldet Leid widerfahre. Ich vertraue fest auf Gott und bin getrost.«

Haduwalt dachte zwar in seinem Sinn: »Ich habe schon gar manchen wackern Mann schuldlos fallen sehen.« Aber er behielt diese Erfahrungsweisheit für sich und erwiderte vielmehr: »Gewiß! Er wird höchstens gefangen sein. Und dann sei getrost! hier, der mächtige Königssohn, wird,« so fügte er bei, mit bedeutungsvollem Blick auf Liuthari, »*diesen* Gefangenen sich erbitten und ihn freigeben: – als Gastgeschenk für dich.«

Liuthari holte tief Atem: »Wie lange seid ihr vermählt?« – »Elf Monde sind's.« – »Elf Monde – voller Glück!« sprach Liuthari langsam vor sich hin. – »Ja: voll unaussprechlichen Glückes! Da du es weißt, – bist auch du vermählt.« – »Ich? Nein! Aber ich – ich kann es ahnen.« – Felicitas erwiderte offen und ruhig den Blick, der ehrerbietig auf ihr ruhte. Sie fühlte, daß er ihre Schönheit bewunderte. Aber es störte sie nicht: sein Blick war rein. Unwillkürlich mußte sie, des Gegensatzes wegen, der unheimlichen Flamme in den schwarzen Augen des Tribunen denken, die sie oft erschreckt hatte. Aber in dieses edle, ernste Antlitz, in diese tiefgründigen grauen Augen sah auch sie gern. Sie erhob sich nun langsam. »Wohl hab' ich mich,« lächelte sie, und das stand ihr gar sehr anmutig, »stets arg gefürchtet vor – vor – nun vor euch, die man ›Barbaren‹ nennt. Und wie erschrak ich, als ich die Steine übereinander fallen hörte! Angstvoll spähte ich hinaus. Aber als ich sah, wie ihr so säuberlich den schmalen Weg einhieltet, die Blumen gar nicht zerstampftet – was ich sehr gescheut hatte! – ja, wie der im weißen Mantel sorgsam einen Rosenstrauch aufrichtete, der auf den Kiesweg niedergesunken war – da sprach ich zu meinem Söhnlein auf dem Arme: ›Fürchte dich nicht, mein Augapfel, *die* thun auch uns kein Leid.« Und furchtlos füllte ich die Schale. – Jetzt aber vollends, da ich in eure gutblickenden Augen gesehen, – jetzt fühle ich mich so sicher, gerade weil ihr beide da seid. Und ich weiß gewiß: ihr führt mir morgen meinen Gatten zu. Ich gehe, das Kind dort in unser Schlafgemach zu legen.«

Sie wies mit dem Finger auf eine schmale, nur durch einen roten Wollvorhang verhängte Pforte im Mittelgrund. »Dann schaff' ich das Wenige bei, was an Speise im Hause.« »Vergiß den Wein nicht,« rief ihr Haduwalt nach.

Als sie, einer sanft hinrauschenden Welle vergleichbar, in das Schlafgemach schwebte, sprang Liuthari ungestüm auf. »Bleib' – o bleib',« rief er hastig, zwei Schritte ihr folgend.

Aber Haduwalt hielt ihn am Mantel fest. »Sie hat es nicht mehr gehört! Dank den Göttern.« Liuthari machte sich heftig los: »Sie *soll* aber hören, daß ich . . .« – da faßte er sich und schlug die rechte Hand vor die Stirn.

»Nun, nun, nun – *nun!*« sprach der Alte langsam mit großen Zwischenräumen. »Hat jung Liuthari jetzt zum erstenmal das Ding gesehen, welches statt der Brünne des Mannes zwei angewachsene Brustbuckel trägt und Kinder daran säugt und welches man Weib nennt? Ich fürchte wirklich, der Runenspruch hat dich ganz verzaubert! Denn in dem Weine war kein Zaubertrank: – ich verspüre nichts Absonderliches in mir. Auch fing der Spuk gleich an, wie du das Kalkgesicht erschaut. – Wie? du willst ihr nach? Halt da! – Jetzt thut mir wirklich leid, daß ich all' die heftig tönenden Übelnamen vergessen habe, mit denen Herr Hadumar, mein Vater, mich schalt, wann er mich erwischte, wie ich in des Nachbars Garten stieg, dessen Süßbirnen zu naschen, welche die Römer dereinst auf die Holzbirnen des Illarawaldes gepfropft. Er walkte mich weidlich. Aber die Koseworte sind mir entfallen: – es ist schon zu lange her. ›Du Mausemarder, du Birnen-, Nacht- und Tage-Dieb! du Schleichfuchs! du Gieregauch!‹ das waren noch die zärtlichsten! – Jetzt könnt' ich sie alle trefflich brauchen. Was stierst du noch immer sprachlos, sinnlos eines andern Mannes Eh'weib nach? Hat dich solche Zucht Frau Lindgardis gelehrt, deine herrliche Mutter? Gedenkst du denn gar nicht Adalagardens, deiner Braut?«

»Alter Hüne! polternder Brummbär – jetzt ist's genug mit deinem Schimpfen! Ganz genug hab' ich's! Adalagardis meine Braut? Ein Name ist sie! Ein Wunsch meines Vaters! Kann ich einen Namen umarmen und Herzen und küssen? Dies Weib aber ist lebendig Fleisch und Blut! Wohl fühlte ich die süße Wärme ihres Arms, da ich ihn streifte. Heiß durchschloß es mich! Sie ist so schön – so wunderzauberschön! Elfenschön ist sie. Nein, nein; das sagt es alles nicht! Nicht Walhalls Göttinnen sind schön wie sie. Wo hab' ich ihresgleichen doch geschaut?« fuhr er träumerisch sinnend fort. »Unter wärmerem, schönerem Himmel, glaub' ich, war's! Ach ja: nun weiß ich's klar: im Sold des Kaisers fuhr ich von Byzanz auf hochbordigem Schiff durchs blaue Griechenmeer: dort auf einem Eiland, von Myrtengrün und Lorbeer ganz verdeckt, stand einer Griechengöttin weißes Bild: das hat mir's beinah' angethan, wie heut' dies Weib.« Er schwieg und legte die Hand auf das mächtig wogende Herz.

»Da hab' ich nichts dawider, Liuthari, wenn du sie, wie ein steinern Bild, bewunderst, wenn einmal dein Geschmack so irregeht. Meiner suchte anderes von jeher. Da lob' ich mir Adala – – ich schweige ja schon! Diese schmalhüftige Kleine, schnurgerade wie ein Wurfpeil und nicht viel länger, mit ihren dünnen Kindesarmen, – sie bleibt dir ja unter der Hand, wann du sie das erste Mal herzhaft anrührst.« »Was weiß der Bär vom Harfenschlagen!« rief Liuthari ziemlich grob. »Mag wohl sein, Herr Königssohn, daß ich nicht viel verstehe von Puppenzeug für Knabenspiel aus weißem Griechengestein. Aber das weiß ich, besser, scheint's, als Frau Lindgardens Sohn, wie man anderer Männer Ehefrauen aus seinen brennheißen Gedanken draußen läßt. Ja, hättet ihr euch *früher* schon einander begehrt und du fändest sie jetzt in eines andern Gewalt und sie trüg' dich noch immer heimlich im Herzen: – dann spräch ich: brauche die Übergewalt, die dir Wodan gewährt hat. Aber so! – – Da kommt sie wieder! Arglos, ahnungslos, vertrausam. Auf *deinen* Schutz baut sie, das liebe Kind: – denn ich kann ihr auch nicht böse sein, weil sie so harmlos ist und so viel unschuldig: ich sage dir, wenn du sie nur durch Blick oder Wort aus ihrer Ruhe aufstörst, sorg' ich dafür, daß Vater und Mutter daheim dich recht niederträchtig schlecht bewillkommen, wann du von dieser Fahrt nach Hause kehrst und dich an deiner Frau Mutter ehrbaren Herd setzen willst.«

Aber Liuthari war nun auch zornig. »Viel werd' ich mich fürchten vor deinem Geschwätz! Und Frau Lindgardens Rute reicht schon lange nicht mehr auf meinen Rücken hinauf. Was schwatzest du da, du Ohnesinn? Als Sieger steh' ich hier im Haus: mein ist all' dies: ich brauche nur zu wollen. Das Haus und die Herrin dazu. Ihr Mann ist tot oder ein gefangener Knecht: sie selbst Witwe oder doch meine Magd, sobald ich sie so nenne.« – »Sauber gehst du um in deinen Gedanken mit deiner griechischen Göttin! Wärest du jetzt *mein* Bub statt meines Königs – gar rasch flögest du, aber unsänftlich, aus diesem Hause. – So aber – werde ich wachen, ich Haduwalt, Hadumars Erbe, daß ein Königsson der Alamannen nicht Unfug treibe, wie ein Honig naschender Knabe.«

Da erschien die Wirtin des Hauses, stellte einen zierlich geflochtenen Korb voll weißen duftigen Brotes, dann Butter, frischen Ziegenkäse und eine Schinkenkeule auf den Eßtisch. »Gleich, gleich!« antwortete sie dann auf die stumme Frage von Haduwalts durstigen Augen und erschien alsbald wieder, auf dem Haupt eine mächtige Amphora voll Weines.

Alles ließ ihr so anmutvoll: – so jetzt die Haltung und Bewegung, in welcher sie, den linken Arm in die Hüfte gestemmt, den rechten zu dem Henkel des Kruges erhoben, um der schwanken Last willen ruhig vorschreitend, hoch aufgerichtet und ganz gerade über die Schwelle trat.

Liuthari sprang hastig auf, ihr die Last abzunehmen. Aber Haduwalt hielt ihn am Arme: »Laß sie, mein Sohn! Sie *allein* wird ihren Wein sicher nicht verschütten –: was geschieht, wenn du mit hilfst – das möcht' ich nicht erleben.« Liuthari atmete schwer: er schnallte den lastenden Panzer auf und legte ihn ab, wie er den mächtigen Römerhelm vom glühenden Haupte hob. Er langte mechanisch nach den Speisen: aber er aß kaum und verwandte dabei das Auge nicht von dem wunderschönen Antlitz. Doch bald erhob sich Felicitas vom Mahle: »Ich bin sehr müde,« sagte sie. »Ich habe, seit Fulvius schied, nicht Schlaf gefunden. Auch zieht es mich zu unserem Kinde: höre ich sein ruhiges Atmen, werde ich ganz beschwichtigt. Ich bringe euch Polster hierher und Decken: ihr müßt hier vorlieb nehmen. Wir haben keinen andern Raum, der solcher Gäste würdig.«

»Laß nur, was mich betrifft,« rief Liuthari aufspringend. »Ich kann nicht schlafen. Oder ich schlafe im Garten, auf dem weichen Rasen, das Haupt auf dem Schilde, – komm mit, Alter.« »Nein, ich schlafe lieber *hier*, – gerade hier!« erwiderte dieser, schlau in seinen Bart schmunzelnd. »Aber mein Wolfsfell genügt mir, freundliche Wirtin: – Du hast doch die Hinterthür geschlossen, die, wie du sagtest, aus dem Garten in dein Schlafgemach führt?« – »Ja. – Denn Philemon kommt nun doch wohl erst morgen aus der Stadt zurück.« »Sicher nicht früher. Die Thore werden gesperrt mit Einbruch der Nacht. – Ich liege hier ganz bequem: siehst du: da, gerade auf der Schwelle, vor dem Vorhang, der dein Gemach schließt. Schlafe ganz ruhig,« rief er der nun die Speisen Verwahren den durch den Vorhang zu. »Nicht ein Mäuschen könnte zu dir gelangen, ohne mich zu wecken. Siehst du: ich fülle die ganze Breite des Eingangs. So! Nun noch den Weinkrug neben mich: heia, der ist ja noch ganz voll! Und vortrefflich mundet der firne Trank. Dein Gatte versteht sich drauf. Den trinke ich noch leer. – Aber ich schlafe nicht. O nein!«

»Ruhet wohl, ihr Gäste,« sprach sie und verschwand.

Liuthari warf einen eigentümlich spöttischen Blick auf den alten Waffenmeister, wie dieser sich in die Thürecke kauerte, und auf den ungeheuren Weinkrug an seiner Seite. Dann sprang er lachend die Stufen hinab in den Garten. »Was?« sagte er, halb vergnügt, halb trotzig zu sich selber, »der Brummbär wähnt, mich abzuhalten, wenn ich wirklich jene Schwelle überschreiten will? Der will Wache halten?« Bevor er den schweren Wein zur Hälfte geschlürft, schnarcht er wie Donar in der Halle des Riesen. Ich hätte es vielleicht unterlassen: – aber nun, da er vermeint, mich zu zwingen – nun gerade! Was ich thun werde, wann ich vor der herrlichen Schläferin stehe –: ich weiß es noch nicht. – Doch an ihr Lager dringe ich, dem Scheltem zum Trotz.« Die heiße Erregung des Jünglings machte sich Luft in diesem trotzigem Zorn gegen den alten Freund. Dieser sah ihm blinzelnd nach. Als die raschen Schritte schon ferne klangen, rief er leise: »Junge Frau!« – »Was willst du noch?« – »Hast du nicht einen Knäuel Garn im Hause?« – »Gewiß: hier ist einer.« – »Sehr gut. Reiche mir das Ende durch den Vorhang. So! Siehst du! Ich binde hier den Faden an meinen Schwertgurt. Und du – du nimmst den Knäuel in die Hand: und hältst ihn tapfer fest, auch im Schlaf, verstehst du? Und wenn du etwa einen bösen Traum hast, – ziehe rasch.« – »Wozu das! Ich kann dich ja rufen.« »Darauf verlaß dich doch lieber nicht,« meinte der Alte, sich die müden Augen reibend. »Sie sagen, wann ich einmal den Weinschlaf halte, könne mich aller Alamannen Schlachtgeschrei nicht erwecken: aber was mich am Gürtel zerrt, das merk' ich doch. Dann wach' ich auf – falls ich nämlich etwa doch eingeschlafen sein sollte – und springe dir zu Hilfe.« – »Wie du willst. Aber es ist unnötig: dein Begleiter hält ja im Garten Wache.« »Oh der! Glaube nur das nicht! Der ist so schlafgierig wie ein Marmeltier. Auf den ist kein Verlaß! Also halte den Knäuel fest. Und nun gute Nacht, liebes Geschöpf! – Sie gefällt mir selber,« brummte er. »Sogar sehr stark gefällt sie mir. Aber ich muß sie doch dem Knaben verleiden! Er hat noch nie eines andern Weibes als seiner Mutter Wange gestreichelt und er strotzt von Feuer und Kraft, wie ein junger Edelhirsch. Und nun trifft er gerade auf diese zarte, weiße Hinde! Schade, wenn sie auch nur einen kleinen Schreck erlitte in ihrer ahnungslosen Seele. Ich muß sie hüten – und ihn. Noch ein Schluck und dann: Haduwalt, nüchtern und wachsam.«

Schwach glimmte das Lämpchen in dem Schlafgemach: nur matter Schimmer drang durch den roten Vorhang.

In dem Vordergemach aber ging die Lampe aus.

Stille waltete im ganzen Hause. Nur vom Garten her vernahm man das einschläfernde Geriesel des Brünneleins: aus dem Schlafgemach hörte der Alte bald die tiefen gleichmäßigen Atemzüge des schlummernden jungen Weibes. Haduwalt zählte sie: er zählte tapfer bis hundert.

Da legte er die Hand, unsicher tastend, an den Faden an seinem Gürtel. »Alles richtig,« dachte er noch. »Und ich schlafe ja nicht! Beileibe! Hunderteins!«

Dann zählte er nicht mehr.

Achtzehntes Kapitel.

Über dem schweigenden Garten aber lag der ganze Zauber der warmen, der herrlichen Sommernacht. Die zahllosen Sterne leuchteten prachtvoll am wolkenlosen Himmel. Und nun stieg auch von Osten her, über den Wall von Juvavum, der ihn bisher verdeckt hatte, glanzausgießend der Vollmond herauf, das weiße Haus, die dunkeln Büsche, die hohen Bäume in seinem so hellen, und doch vom Tageslicht so ganz verschiedenen phantastischen Lichte zeigend. Zahllose nachliebende Blumen in den Gärten der Villen, in den Wiesen draußen öffneten jetzt die bei Tage geschlossenen Kelche und hauchten ihren Duft in die weiche Luft: – der junge Germane durchmaß mit aufgeregten Schritten den Garten. In den Rosen des Nachbargartens sang die Nachtigall: so laut, so schmetternd, so heiß, so leidenschaftlich: Liuthari hätte lieber es nicht gehört! Und doch mußte er dem liebebrünstigen Ton immer wieder lauschen. Der Nachtwind spielte in seinem langwallenden Gelock. Denn er hatte wie die Brünne, so den Helm in dem Saale gelassen, nur den Speer, als Stab ihn zu brauchen, mitgenommen und den runden Schild, den Kopf darauf zu legen, wann er etwa doch ruhen wollte.

Aber er fand keine Ruhe. Er ging weit von dem Hause, das ihn so mächtig anzog, mit festem Entschluß hinweg, auf den Eingang zu, wo noch die Steinplatten durcheinandergeworfen umherlagen. Der alte Sklave hatte, da die Quadern des Vorrats nicht ausgereicht, den Eingang zu füllen, mit dem Pickel noch ein paar Steinplatten an der Schwelle, darunter auch die, welche den Spruch trug, aufgerissen und aufgerichtet. Auf diese übereinander geworfenen Platten setzte sich nun Liuthari, hart hinter dem Eingang, und blickte, traumversunken, in die Sterne, in das sanft quellende Licht des Mondes.

Er zwang sich, an seine Eltern daheim, an den heutigen Tag und seinen Sieg, an die Tochter Agilolfs zu denken, mit dem schönlautenden Namen: – wie sie wohl aussehen mochte? – Ach, es half nichts: er betrog sich nur selbst: durch alle Bilder seiner Gedanken drang, sie zurückschiebend, daß sie wie Nebel zerflossen, jenes edle marmorbleiche Antlitz, – das rhythmische Ebenmaß dieser Gestalt. »Felicitas!« hauchte er leise vor sich hin. Lange, lange saß er so.

Da verstummte plötzlich, verstört, die Nachtigall.

Scharf ward Liuthari aufgeweckt aus seinem Sinnen und Träumen: in rasender Eile sprengten – laut schollen die eisernen Hufe auf dem harten Pflaster der Legionenstraße – von Juvavum her mehrere Rosse heran: deutlich unterschied des geübten Reiters Ohr zwei, vielleicht drei Pferde. Der Jüngling sprang auf und ergriff den neben ihm ruhenden Speer. »Das sind nicht alamannische Reiter,« sagte er sich. »Was sonst können es sein? Flüchtige Römer? Oder gar – ihr Gatte?«

Er trat hinter den Eingangspfeiler zur Rechten, der seine Gestalt, auch seinen Schatten, verbarg, während ihm das Mondlicht die Straße und den Fußpfad, der von ihr herab zu der Villa führte, taghell darwies. Der Hufschlag verstummte nun. Deutlich sah

der Späher, wie an der Absenkung des Fußpfades drei Reiter von den Rossen sprangen und dieselben an einem steinernen Meilenzeiger anbanden.

Der eine, der größte, trug einen Römerhelm mit wehendem dunklen Roßschweif, die beiden andern die Schuppenhauben der maurischen Reiter: ihre weißen Mäntel flogen im Nachtwind.

»Schwerlich ist das ihr Gatte. Und das sind nicht Sklaven dieser Villa. Und doch dringen sie hierher. Was mögen sie suchen? Soll ich Haduwalt rufen? Bah, König Liutberts Sohn hat schon öfter drei Feinde zugleich bestanden.« In diesem Augenblick hatte der Behelmte den Eingang erreicht. »Wartet hier,« gebot er, den kurzen Wurfspeer hebend, »ich hole das Weib allein: brauch' ich euch, so ruf' ich. Aber ich denke . . . –« »Halt, steh', Römer!« rief Liuthari, mit gefällttem Speer, nun in den Bereich des Mondlichts, mitten in die Thüre vorspringend. »Was sucht ihr hier?«

»Ein Germane! Nieder mit ihm,« riefen drei Stimmen zugleich. Aber im selben Augenblick taumelte der Führer zwei Schritte zurück. Liuthari hatte ihm den Speer mit aller Kraft gegen den Brustharnisch gestoßen. Hätte die Panzerfabrik zu Lorch nicht so vortreffliche Arbeit geliefert, – die Spitze wäre dem Manne durch und durch gedrungen. So aber prallte sie ab und – brach. Zornig ließ der Germane den nun wertlosen Schaft fallen. »Beim Tartarus, das war ein mörderischer Stoß,« sprach der Getroffene grimmig. »Hier braucht's Vorsicht. – Hebt die Speere! Wir werfen zugleich.«

Die drei Lanzen flogen auf einmal: alle drei fing der Alamanne mit dem Schild auf: eine, mit besonderer Wucht und Wut geschleudert, durchdrang das Gefüge der dreifachen Auerstierhäute und das Eschenholz des Schildes und ritzte den Arm nahe der Schulter. Die leichte Wunde spürte der Kraftvolle kaum: aber er konnte den Schild, von drei Speerschäften beschwert, nun nicht mehr behend gebrauchen.

»Haduwalt!« rief er jetzt mit lauter Stimme, »Waffen! Feindi! zu Hilfe!« Gleichzeitig packte er eine der drei Lanzen in seinem Schilde, riß sie heraus und warf: – der Maure zur Rechten des Tribuns schrie auf und fiel tot zu Boden. »Ich werfe ihn nieder: du, Herr, stichst ihn ab!« rief da der Zweite: – es war Himilco, der Centurio. Er sprang nun mit dem Satz des Panthers seiner heimatlichen Wüste dem Alamannen an die Gurgel. Jedoch dieser hatte blitzschnell das kurze Messer aus seinem Wehrgehäng gerissen: er stieß es dem Angreifer zwischen den Augen in die Stirn: die braunen, sehnigen Arme, welche die beiden Schultern Liutharis gepackt hatten wie mit Krallen des Raubtieres, lösten sich: lautlos stürzte der Afrikaner auf das Hinterhaupt. Aber Liuthari blieb nicht einmal Zeit, die tief eingedrungene Dolchklinge wieder herauszuziehen. »Haduwalt! zu Hilfe!« rief er laut. Denn schon hatte der dritte Feind, ein höchst gefährlicher Gegner, sich auf ihn geworfen. Mit gewaltigem Schwertstreich spaltete er Liutharis Schild, daß derselbe, in zwei Hälften geborsten, links und rechts samt den darin haftenden Speeren ihm vom Arme fiel. Zugleich aber hatte der Römer den scharfen Eisenstachel auf dem Nabel seines gewölbten Schildes tief in den nackten rechten Arm des Königssohns gestochen: hochauf spritzte sein Blut. Er prallte, von der Wucht dieses Stoßes schwer getroffen, mehrere Schritte zurück, nahezu stolpernd über die Steinplatten zwischen seinen Beinen. Der grimmige, ganz in ehernen Schutz- und Trutzwaffen starrende Feind trat sieghaft mitten in den Eingang, mit dem Fuß die beiden Schildhälften nach außen schleudernd, auf daß sein Gegner die darin haftenden Speere nicht herausziehen könne.

Mit scharfem Blick maß der Römer seinen Gegner, der nun seine letzte Waffe, die kurzstielige Streitaxt, aus dem Gürtel gezogen hatte und drohend damit ausholte: furchtbar mußte wohl der viel höher gewachsene Germane dem Eindringling unerachtet der überlegenen Waffen erscheinen. »Wofür zerfleischen wir uns, Barbar? Weshalb verteidigst du so todesgrimmig dieses Haus? Ich will dir's nicht bestreiten! Ich laß es dir, sobald ich ein einzig Gut daraus geholt.« – »Was für ein Gut? Ein dir gehöriges? Du bist der Herr des Hauses nicht.« – »Ich lasse dir ja das Haus. Ich hole nur – ein Weib.« – »*Dein* Weib? Felicitas? Nein! Die ist nicht dein.« Wütend schrie der andere: »Wie? Du bist ja schon ganz vertraut hier im Hause! Aber auch nicht *dein* Weib ist Felicitas. Und soll's nicht werden. *Mein* wird Felicitas.« »Niemals!« rief Liuthari, sprang vor und schmetterte seine steinerne Streitaxt auf den prachtvollen ehernen Helm, daß er, wo der Helmbusch angefügt war, zerbarst, und in Stücken vom Haupte seines Trägers fiel. Aber ach! Unversehrt war dieses Haupt geblieben, während die Streitaxt, mit höchster Kraft in die Erzwölbung geschlagen, am Schaft abbrach. Einen Augenblick stand der Getroffene wie betäubt von dem Gedröhn dieses Streiches. Aber sogleich ersah er, wie sein Gegner, nun völlig wehr- und waffenlos und doch das Antlitz nicht zur Flucht wendend, vor ihm stand. Mit einem wildgellenden, tigerhaften Aufschrei, in welchem Mordlust und Rache freude schrill zusammenklungen, ließ er den Schild gleiten, holte mit dem kurzen breiten Römerschwert zum Stoß aus und sprang mit dem Ruf: »Mein ist Felicitas!« auf den Germanen. Aber bei jenem ersten Aufschrei hatte Liuthari rasch, mit beiden Händen vorgebeugt, die Ferse des zurückgenommenen linken Fußes leicht erhebend, eine der vor ihm liegenden Marmorquadern ergriffen: und nun warf er sie, über seinem Haupte einmal hoch sie schwingend, mit dem Rufe »Felicitas!« mit beiden nervigen Fäusten, wohl gezielt, dem Heranspringenden gegen die helmlose Stirn. Dumpf stöhnend, klirrend in seinen Waffen, stürzte der Angreifer auf den Rücken: das Schwert entfiel seiner Hand.

Schon kniete Liuthari auf seiner Brust, faßte die entsunkene Klinge und zückte sie, ihm die Kehle zu durchstoßen. Aber der Gefallene atmete nicht mehr: er war tot. –

Liuthari erhob sich, warf das Schwert von sich und sah stolz auf die drei erschlagenen Feinde: »Für Felicitas!« sprach er. »Jetzt – zu ihr: ich glaub', – ich hab's verdient.« –

Er kniete an dem neben ihm rinnenden Brunnlein nieder, wusch die schmerzende, stark blutende Wunde des rechten Arms, riß von dem Linnenmantel des toten Centurio einen breiten Streifen ab, band ihn fest über die Wunde und schritt leisen, elastischen Ganges den langen Weg durch den Garten zurück nach dem Hause.

Neunzehntes Kapitel.

Angelangt schob er vorsichtig den gelben Vorhang der äußeren Thüre zur Seite, das Mondlicht in den dunkeln Speisesaal fallen lassend. In dem Eingang zu dem Schlafzimmer, vor dessen rotem Vorhang, lag Haduwalt – schnarchend: neben ihm, auf die Seite gelegt, leergetrunken, die Amphora.

Leise, leise auf den Zehen trat der Jüngling, klopfenden Herzens, vor ihn und teilte behutsam die beiden Hälften des roten Vorhangs auseinander. Da gewahrte er – mit Lächeln sah er's – die kunstvolle Vorrichtung des ausgespannten Fadens: wohl haftete er noch an des Wächters Ledergurt: aber die Hand der Schläferin hatte sich geöffnet: der Knäuel lag auf dem Schemel vor ihrem Lager.

Mit hohem Schritt trat Liuthari über den Alten hinweg, in das Schlafgemach hinein. Oberhalb des Kopfendes des Lagers, in einer Wandnische, stand die kleine thönerne Lampe: sie goß ihr mildes Licht über das Pfühl. Bei ihrem rötlichen Schimmer erblickte er den Säugling neben dem breiten Ehebett in strohgeflochtner Wiege. Die wunderschöne Schläferin aber hatte das reiche, hellbraune Haar gelöst: es flutete über die beiden nackten Schultern und den herrlich gewölbten, obzwar so zarten Busen, unter welchen die Woldecke halb herabgeglitten war. Den blendend weißen linken Arm hatte sie zwischen Hinterhaupt und Nacken geschoben: die rechte Hand deckte, wie beschützend, die linke Brust. Ganz dicht trat nun der Lauscher heran.

So hinreißend schön hatte er die Wache nicht gesehen –: und die strenge Hut, die diese ernsten Augen, wenn voll aufgeschlagen, übten, war ja nun entschlummert. – Die vollen Lippen waren halb geöffnet: er sog den süßen Atem ihres Mundes. Der Jüngling bebte vom Wirbel bis zur Sohle. »Nur Einen Kuß!« dachte er. »Und sie soll nicht davon erwachen.«

Schon beugte er sich sacht auf ihr Antlitz nieder: da bewegten sich die schönen Lippen im Schlaf und zärtlich sprach die Schlummernde: »Komm, o mein Fulvius, küsse mich!« –

Wie vom Blitz getroffen wandte sich Liuthari, sprang mit einem leisen Satz über die Schwelle und den Schläfer hinweg, mit einem zweiten die Stufen hinab in den Garten, schlug beide Hände vor die Augen und flüsterte: »O welchen Frevel hätt' ich fast begangen!« Er glitt nieder auf ein Knie und barg das fieberheiße Haupt in dem tauigen Grase: Reue, Schmerz, ungestillte Sehnsucht wogten in ihm zusammen und lösten sich alsbald wohlthätig in einem Strom von Thränen.

Lang lag er so.

Endlich machte die Jugend des Erschöpften, Verwundeten sich heilsam geltend: er sank in tiefen, traumlosen Schlaf.

Zwanzigstes Kapitel.

Als am andern Morgen die Sommersonne prachtvoll aufstieg über Juvavum und die Goldamsel ihr flötend Tagelied begann, sprang jung Liuthari empor: – ein genesener Mann: und ein reiferer. Die Wunde im Arm schmerzte nicht mehr und seine Phantasie, die unvergleichlich stürmischer als sein Herz erregt gewesen, war beschwichtigt. Nicht mehr unzufrieden mit sich selbst, freudig, gefaßt schritt er, nachdem er in dem Gartenbrunnen das Antlitz gekühlt, sorgfältig die verbundene Armstelle unter dem weißen Mantel verbergend, die Stufen des Vorsaals hinauf. Hier empfing ihn Haduwalt, gähmend beide Arme gen Himmel reckend, mit den Worten: »Aber du hast lang geschlafen! Und ich – ich glaube, ich habe die ganze Nacht kein Auge zugethan.« »Aber vielleicht die Ohren!« lachte Liuthari. »Wo ist die Hausfrau? ich habe Hunger.« »Hier bin ich!« rief Felicitas. »Gleich bring' ich frisch gelegte Eier und Milch und Honig. Philemon melkt schon die Kuh auf der Wiese hinter dem Hause. »Denk nur,« sprach sie, nun aus dem Vorhang tretend und jedem der beiden Gäste eine Hand reichend, »in aller Frühe, sobald die Thore wieder geöffnet waren, kam der alte Sklave aus der Stadt auf dem Wiesenweg zurück und weckte mich, an die Hinterthüre pochend. Ich hatte so fest geschlafen.« »Und wohl süß geträumt?« lächelte Liuthari. »Ja: wie immer, *wenn* ich träume: von Fulvius. Philemon hat zwar den Herrn nicht gefunden: aber ich bin doch guten Mutes: die Toten und die Verwundeten alle hat der fromme Johannes zusammenbringen lassen: jene vor, diese in der Kirche: Philemon hat sie genau gemustert: Dank dem Himmelsgott, den Heiligen und den guten Genien: mein Fulvius ist nicht darunter.« Und sie setzte sich zu den Gästen.

Philemon brachte die schäumende, warme Milch im bauchigen Krüge: er warf verwunderte Blicke auf die beiden Germanen, welche die Herrin ihm als Schützer, nicht als Feinde, bezeichnet hatte und ging wieder in das Hinterhaus. Felicitas folgte ihm, das Kind, das erwacht schien, zu holen.

»Sage 'mal, grimmer Lehr- und Waffenmeister,« hub jetzt Liuthari an, »willst du in deinen alten Tagen noch weibliches Geschneider lernen? Und die Künste des Garns? Was hast du denn da an deinem Gürtel für einen Knäuel nachschleifen?« Ganz betroffen sah der alte Hüne auf seinen Bauch hinab und auf den langen, langen Faden, der sich, mäandernd, um seinen ungeschlachten Fuß gewickelt hatte.

»Das? Oh, das ist nur etwas zwischen der Hausfrau und mir, sie hat mich so lieb gewonnen – viel lieber als dich! – und damit ich ihr nicht entliefe, hat sie mich festgebunden an ihrem Lager.« – »Du wolltest mich ja bei meiner Mutter verklagen –!« – »Ja, wenn ich nicht gewacht hätte, wer weiß . . . –!«

»Nun werde aber ich dich bei deiner Hausfrau Grimmtrud, der gestrengen, beschuldigen, daß du dich an das Lager junger Schönen binden laßt.« Der Jüngling bückte sich, riß den Knäuel ab und steckte ihn in sein Wams. »Den Faden verwahr' ich,« fuhr er ernst fort, »als Andenken an eine Stunde, da Haduwalt schlief, der Faden lose zu Boden lag, Liuthari aber wachte – für drei.«

Da trat Felicitas, das Kind auf dem Arme, wieder ein. »Der Tag steigt,« seufzte sie, »und mit ihm steigt doch meine Angst. Mein Fulvius, wo magst du sein?« »Hier bin ich,« rief eine fröhliche helle Stimme und durch den Außenvorhang flog der Ersehnte herein. Mit einem seligen Schrei sprang Felicitas auf: er schloß zärtlich Mutter und Kind in die Arme.

Liuthari erhob sich: er sah ohne Schmerz auf die beiden und offenen, frohen Blickes auf den heimgekehrten Gatten. Staunend trat dieser einen Schritt zurück, den schönen Jüngling mit den Augen messend: heißer Schreck durchzuckte ihn einen Augenblick: aber die Furcht schwand, flüchtig wie ein Wolkenschatte, da er in seines Weibes ruhiges, glückverklärtes Antlitz sah.

»Wie es mir ergangen, Geliebte? Vorgestern in den Schulturm gesperrt, – gestern früh durch Severus befreit – mit zum Kampfe geführt, – mit geschlagen, mit geflohen, mit verfolgt, in den Fluß gefallen, – fortgerissen, halb betäubt endlich ans Ufer gelangt – von andern Reitern gefangen, in die Stadt geführt und heute morgen – gerettet durch ein Wunder des Herrn oder des heiligen Petrus: ich weiß es nicht.« – »Ein Wunder? O Dank der Gnade des Himmelsgottes. Er hörte mein Gebet! Aber welch' Wunder?« – »Johannes, der nimmer in Sorge für die Seinen ermattet, bat den Herzog der Barbaren schon gestern Abend, er möge alle kriegsgefangenen Bürger von Juvavum freigeben. Der Gewaltige erwiderte, gern wolle er ledig lassen die auf seinen Teil an der Beute Fallenden. Aber seinen Kriegern könne er die ihnen gehörigen Gefangenen nicht nehmen, nur etwa abkaufen – ganz anderes Recht gilt doch bei Germanen als bei uns! – und er habe nicht Lust, dazu seinen Hort auszuschöpfen. So wurden denn schon in der Nacht manche von uns frei: ein viel größerer Teil aber blieb, wie ich, verknechtet. Da erschien bei Morgengrauen Johannes abermals auf dem Kapitol, wo der Herzog seinen Sitz aufgeschlagen und – kaufte uns alle frei! Du staunst: du fragst, woher der Mann, dem nichts zu eigen als Rock und Stab, so viel des Geldes nahm? Ja, das ist eben das Wunder! Als er, betrübt über der Gefangenen Los, in seine Basilika zurückkehrte, fand er in einer alten Gruft unter dem Kirchenboden einen Sack voller Goldstücke und zumal ein Beutelchen mit Edelsteinen, reich genügend, uns alle loszukaufen. Woher aber dieser Schatz kam? Niemand weiß es. Der Engel des Herrn hat offenbar des Johannes Gebet erhört und die Schätze gebracht. Ganz Juvavum staunt das Wunder an. Und ich gelobe dir, du Fromme, fortab will auch ich gläubiger als bisher auf des Johannes Worte hören. Aber dir, Geliebte! welche Schrecken drohten dir!« »Doch hat mich nichts betroffen, dank dem Himmel, dank diesen unsern Gästen und vielleicht,« fügte sie lächelnd bei, »dank deinem Spruch in der Eingangsplatte: er hielt das Unheil ab.«

»So weißt du, wer sie überschreiten wollte?« – »Wie sollte ich? Ich habe das Haus nicht verlassen.« – »Dann ahnst du nicht, wie wahr du sprachest! Höre und atme auf: als ich soeben, von der Stadt her fliegend, mich dem Hügel näherte, find' ich an dem Meilenstein drei Rosse angebunden und darunter – ich kenne ihn allzugut, – den Rappen des Tribuns! Voll Schreck spring' ich an unser Thor: da liegen, – o höchst grauenvoll! – erschlagen zwei Mauren und – gerade über der Schwelle, auf dem Rücken, hingestreckt, der furchtbare Tribun mit zerschmettertem Schädel! Sein Gesicht war halb verdeckt von der Inschriftplatte, und tief in seinem Schädel stak, abgesprengt,

das Eckstück des Steins! Den Niebezwungenen hat *dieser* Stein gefällt. Aber wessen Arm hat ihn geschleudert?«

Da zog der alte Habuwalt, der bei der ersten Erwähnung des Kampfes, ahnungsvoll, in seines jungen Herrn abgewandtes Gesicht geschaut hatte, den weißen Mantel von dessen Schulter, wies auf das blutige Band und sprach: »Dieser Arm! – Und ich –! o Liuthari, mein Liebling, – ich lag derweil und schlief.« »Ziemlich fest,« lächelte dieser und fuhr zu dem Hausherrn gewendet fort: »Ja: ich habe ihn erschlagen, jenen sehr tapfern Mann. Er wollte hier eindringen und . . . –« »Felicitas rauben!« rief der Gatte, die nun furchtbar Erschrockene an sich schließend. »O Herr, wie können wir dir danken!« schloß er.

Felicitas aber versagte das Wort: sie richtete nur einen in Thränen schwimmenden Blick auf ihren Retter: so schön war sie auch in der Nacht nicht gewesen. »Dank!« lachte Liuthari, »ich focht für mein Leben! Aber horch! Wer kommt da?« Schritte von Gewaffneten ertönten im Garten und herein trat, begleitet von fünf Gefolgen, Garibrand der Herzog.

»Ein gut Stück Arbeit habt ihr beiden aufgehäuft da draußen, vor dem Eingang. Der Tribun, den wir überall gesucht, er fiel – gewiß von deiner Hand. Find' ich dich endlich, junger Held? Willkommene Kunde bring' ich dir. Ein Bote deines Vaters sucht dich. Gefallen ist die Römerburg am Regenfluß: mein Vetter, Herzog Agilolf, und dein Vater haben die Verlobung abgeschlossen: Agilolf lädt dich in seine Halle: dein harrt Adalagardis, das schönste Fürstenkind Germaniens.« »Heil dir, mein Königssohn, das ist dein Lohn für diese Nacht,« rief Haduwalt. »Verlobung? Ich sah sie nie!« meinte Liuthari zögernd. »Verlobung – nun – wenn ihr euch gefällt!« sprach der Herzog. »Er wird ihr schon gefallen,« lachte Haduwalt, dem Errötenden auf die Schulter klopfend. »Und ich hoffe – jetzt erst recht,« flüsterte er heimlich in sein Ohr, »sie: die Schöne; die du lieben *darfst!* – auch *dir.*« »Wähle nun,« fuhr der Herzog fort, »was von der Beute du verlangst. Euch Alamannen – dir vor allem – danken wir den Sieg.« »Ich folge dir,« sprach Liuthari, mit raschem Entschluß sich erhebend. »Hilf mir, alter Freund!« Der Waffenmeister half ihm die Brünne schnallen: der Jüngling hob den stolz geschweiften Römerhelm mit den ragenden Reiherfedern auf das schöne Haupt. – Prachtvoll, von edlem Hochgefühl das freudige Antlitz verklärt, stand der Königsjüngling da. »O nun ist alles gut,« jubelte Fulvius. »Erschlagen liegt der Tribun: tot ist, von unbekannter, wohl seiner Sklaven, Hand ermordet, Zeno der Wucherer: so sagte mir Johannes. Kein Kaiser sitzt mehr zu Ravenna: so versicherte uns schon gestern Morgen dieser junge Held. Jetzt bin ich aller Schulden an den Fiskus frei.«

»Dieses nun zwar weniger,« lachte Liuthari. »Hier, jener mächtige Herzog, ist an des Kaisers Statt getreten: – *sein* Schuldner bist du nun.« Da griff Fulvius ängstlich hinter das rechte Ohr und sah verzagt zu dem Gewaltigen hinauf. »Bange nicht!« fuhr Liuthari fort. »Ich erbitte, als ein Stück meines Beuteteils, hier diese Villa, Herzog Garibrand; und was dazu gehört an Land. Und frei von jeder Schuld.« »Es sei, wie du gesagt,« antwortete der Bajuvare. »Und euch beiden, Fulvius und Felicitas, schenk' ich dies freie Eigen vor diesen sieben freien Männern als Zeugen. Ihr Eid soll euch helfen, bestreitet euch jemand Recht und Gewere.« – »Dank, Herr, Dank.« »Du bist doch Fulvius, der Steinmetz?« fiel der Herzog ein. »Der Priester Johannes hat mir dich als treu und brav

empfohlen: bewährst du dich, will ich dich zum Verwalter setzen über meine Hufen vor diesem Thor.«

Da trat Felicitas, nach kurzem Flüstern mit ihrem Gatten, das Kind auf dem Arm, vor Liuthari hin, errötete leicht und sprach: »Herr, wer so viel giebt wie du, – der muß noch mehr geben. Unser Söhnlein hier darbt noch des Namens. Nächsten Sonntag sollte ich ihn Johannes an das Taufbecken tragen in die Basilika. Wie soll der Knabe heißen?« »Felix Fulvius,« sprach der Königssohn, gerührt die Hand auf das winzige Köpflein legend, »und: – *Liuthari*: damit doch mein Name manchmal noch an euer Ohr schlage. Aber, wer einen Namen, – der giebt auch ein Geschenk: so will's Germanenbrauch. Hier, junge Hausfrau, nimm diesen Ring. Ich streifte ihn vor Jahren einem Patricius vom Finger, den ich im Kampf erschlug. In Augusta Vindelicorum sagten die Händler, er sei so viel wert, wie ihre halbe Stadt. Das ist ein Schatzstück für den Fall der Not! – Und nun lebt beide wohl.«

»Halt!« rief da Haduwalt, – »so nimmt man nicht Abschied –: Abschied fürs Leben. Du fragtest, Steinmetz, wie du dem Helden danken kannst? Laß dein junges Weib ihm einen Kuß geben: – glaub' mir: – er hat's verdient –: er ist ein wackrer Bub!« – Fulvius führte die Errötende ihm zu. Liuthari drückte einen Kuß auf die weiße Stirn und rief: »Leb wohl, du Holde, auf immerdar!« – Und schon war er hinaus: der Vorhang rauschte hinter ihm. Die übrigen Germanen folgten: vor dem Garteneingang stiegen alle auf die mitgeführten und die römischen Rosse und eilig sprengten sie zurück nach dem vindelicischen Thor. –

Das erste, was Fulvius that, nachdem er mit Philemon die drei Toten zur Seite geschafft, war, daß er den Stein mit der Inschrift sorgfältig wieder in den Estrich des Eingangs fügte: die abgesprengte Ecke ließ er unersetzt: »Sie soll uns,« sagte er, »als ein Wahrzeichen mahnen immerdar, wie wirkungsreich der Spruch gewesen ist.«

Und der Spruch, – er hat sich bewährt der Gatten ganzes Leben lang. Kein Unheil drang über diese Schwelle, so lange beide hier wohnten. Blühende Söhne und Töchter wuchsen noch hinter Felix Fulvius Liuthari heran. Niemals befiel sie, Eltern und Kinder, Krankheit, ob böse Seuchen in Juvavum wüteten und in den Villen des Vorlands. Der Ivarus trat gar oft aus, seine Wogen und das Verderben über Menschen, Tiere, Häuser, Saaten schüttend: vor diesem Thore, vor dem Mercuriushügel machte er jedesmal Halt. Ein Bergrutsch verschüttete die Nachbargärten links und rechts: ein mächtig Felsstück prallte dabei bis auf den Spruchstein: – und zerbrach hier harmlos in tausend Splitter. –

Fulvius aber ward »Villicus« aller herzoglichen Güter um Juvavum und stand wegen Einsicht und Treue hoch in Gunst bei Herzog Garibrand. Als er und seine Felicitas ganz alte Leute geworden, wohl achtzig Jahre, aber frisch und rüstig, saßen sie eines Juniabends Hand in Hand im Garten: sie hatten sich eine Bank zimmern lassen dicht hinter dem Garteneingang, so daß ihre Füße auf dem Spruchsteine ruhten.

Da saßen sie und dachten vergangener Zeiten. Sanft sang die Goldamsel im nahen Buchwald. Aber allmählich verstummte sie. Denn es war schwül geworden, ein Gewitter zog auf. Es blitzte heftig und donnerte. Die Kinder wollten ihre greisen Eltern in das Haus führen.

Aber da Felix Fulvius Liuthari, vor den andern, sie erreichte, fand er beide tot. Ein Blitzstrahl hatte beide getötet. Sie hielten sich noch Hand in Hand und lächelten: als

wollten sie sagen: »Dieser Tod, der *also* kam, war kein Unheil, sondern ein Heil.«

Erstes Buch

Erstes Kapitel

Wer einmal zu Friedrichshafen am schönen Bodensee an klarem Augustabend die Sonne prachtvoll versinken sah hinter den Buchenwipfeln von Manzell, – wer die Fluten des Sees und die schneeigen Häupter der Alpen vom Säntis bis zu den Allgäuer Bergen erglühen sah in purpurnem Licht, während die Glockentöne des Ave Maria leise hinzittern über Wald, Wiesgrund und Wasser, – der wird seiner Lebtag das friedevolle Bild dankbar tragen in seinen Gedanken. Dorthin führt uns die kleine Geschichte von der kleinen »Bissula«. –

Aber damals, im Jahre 378 unserer Zeitrechnung, sah es noch gar unwirtlich und oft auch unfriedlich aus auf dem ganzen Nordufer des »*Venetus lacus*« (Bodensee). Urwald und Ursumpf bedeckten die Niederungen: nur selten, spärlich verstreut, erhoben sich Ansiedelungen auf getrocknetem, gerodetem Bauland. Viel tiefer landeinwärts als heute erstreckte sich damals der See: und noch bedeutend weiter als der See ein feuchtes Mittelding von Seegebiet und Uferland, eine Art Grenzstrich zwischen Wasser und Wiese, der, den größten Teil des Jahres über von Sumpf überzogen, dem Wildschwan, dem Reiher und zahllosem kleineren Wassergevögel Zuflucht zugleich und Weide bot.

Dies Land war schon geraume Zeit im Besitz der *Alamannen*.

Auf dem Südufer des Sees aber behauptete sich noch die *römische* Macht: vor allem, um die wichtige Legionenstraße zu beherrschen, welche aus Gallien über Augst (*Augusta Rauracorum*) bei Basel, Windisch (*Vindonissa*) nach Arbon (*Arbor felix*), Bregenz (*Brigantium*) und von da weiter nach Osten führte, den Zusammenhang der westlichen und der östlichen Teile des Reiches aufrecht haltend und zumal die Bewegungen der Truppen erleichternd, die bald vom Rhein an die Donau eilen mußten, die Goten im Osten, bald von der Donau an den Rhein, die Franken am Niederlauf oder die Alamannen am Oberlauf dieses Stromes abzuwehren.

Auch für dieses Jahr schien eine solche Hilfeleistung notwendig zu werden: – diesmal in den Ostprovinzen, wo gotische Völker, zumal Westgoten, flüchtend vor den Hunnen, Aufnahme auf römischem Gebiet gefunden, aber, zur Verzweiflung gebracht durch die Mißhandlungen der römischen Statthalter, drohend die Waffen erhoben hatten. Der Imperator des Ostreichs, Valens, hoffte zwar, allein mit ihnen fertig zu werden: nur ungern hätte er den Ruhm des Sieges geteilt mit seinem jugendlichen Neffen und Mitkaiser Gratianus im Westreich. Gleichwohl hatte er diesen auffordern müssen, sich bereit zu halten, im Fall der Not die gallischen Legionen dem Oheim zu Hilfe in die Donaulande zu führen. Gratianus aber hatte erwogen, daß er Gallien und den Rhein nur dann verlassen könne, wenn er vorher durch einen Rachezug die Alamannen für die jüngsten Grenzverletzungen gestraft und wenigstens für einige Zeit von neuen Einbrüchen abgeschreckt hatte.

Zugleich wollte er für den Fall der Abberufung an die Donau wenigstens einen Teil des langen Weges frühzeitig zurückgelegt haben, um dem Oheim die etwa verlangte Hilfe rascher bringen zu können. So war er denn Ende Juli mit dem größten Teil der Truppen von seiner Residenz Trier aufgebrochen und über Zabern und Straßburg auf dem linken Rheinufer nach Augst bei Basel gezogen. Hier und in Windisch schlug er zwei Lager und behielt die Hauptmacht um sich geschart, mit Neugestaltung der Provinz beschäftigt und der Nachrichten von den Ostlanden gespannt gewärtig, während der Streifzug gegen die Alamannen auf dem nördlichen Ufer des Sees einer kleinen Abteilung übertragen ward, die, rascher beweglich, für die Märsche in Wald und Sumpf besser geeignet und jedenfalls für ihren Zweck völlig ausreichend schien. Denn das Unternehmen galt nur dem Linzgau (so benannt von dem Flößchen, das heute noch Linz, häufiger »Ach« heißt), den »lentischen« Alamannen, die, auf dem West- und Nordufer des Sees heimisch, zuletzt im Frühling dieses Jahres die römischen Grenzlande beunruhigt hatten.

Erprobten Feldherrn war die Führung des Streifzugs anvertraut. Fußvolk, Reiter wurden ihnen nach eigener Auswahl zugeteilt; ein starker Troß sorgte für Nachführung der Lebensmittel und des übrigen Gepäcks; zusammen waren es wohl über dreitausend Mann. Nach alterprobter, sieghafter Römer-Feldherrnschaft, – die Eroberung fast der ganzen damals bekannten Erde war ihr Ergebnis gewesen – sollten, wie bei großen Kriegen, auch bei diesem kleinen Streifzug die Feinde von mehreren Seiten zugleich »wie mit der Zange gepackt werden«: – ein Lieblingsbild der römischen Kriegslitteratur.

Ein Teil der Truppen – so die gesamte Reiterei, mehrere Geschwader »Cataphraetarii«, »Panzerreiter«, die ganz in Schuppenpanzern staken, Kohorten der zweiundzwanzigsten Legion, ferner ausgezeichnete germanische Söldner, Bätäver – sie galten als die vorzüglichsten aller Hilfsvölker – endlich erlesene Scharen der kaiserlichen Leibwachen zu Fuß, meist Illyrier und Thraker, sollten von Windisch aus nördlich ziehen, den Rhein überschreiten, auf der alten Straße nach Norden marschieren, von da sich aber plötzlich und überraschend nach Osten wenden, das Westende des Bodensees umgehen, so dessen Nordufer gewinnen, den ganzen Linzgau von Westen nach Osten durchdringen, hier, im Herzen der Feinde, an vorbestimmter Stelle, Halt machen und der zweiten Abteilung die Hand reichen. Diese zweite Schar sollte inzwischen auf der großen Süduferstraße von Windisch nach Arbon (*Arbor felix*) marschieren, sich hier einschiffen, den See in gerader Fahrt durchschneiden, auf dem Nordufer landen und nun den Linzgau von Osten nach Westen durchziehen, bis sie die erste Abteilung erreichte.

So sollte den Barbaren, unter Verwüstung ihres gesamten Baulandes, das Ausweichen nach Westen wie nach Osten gesperrt werden. Die etwa auf ihren Kähnen versuchte Flucht nach Süden, über den See, sollte ihnen die römische »Bodenseeflotte« abschneiden. Jahr für Jahr, zuletzt noch in diesem März, waren über deren Stärkebestand und Tüchtigkeit die glänzendsten Berichte nach Gallien gesendet worden. Und was nach solchem Treibjagen von zwei oder drei Seiten noch übrig war, sollte von den nun vereinigten Scharen, so weit möglich, in den unwirtlichen Nordwald getrieben und in die Donau geworfen werden. Als Ort des Zusammentreffens war beiden Scharen der hochragende Hügel bezeichnet, auf welchem, eine halbe Stunde nördlich von Friedrichshafen, heute die Kirche von Berg weithin die Niederung

überschaut. Damals hieß er der »Idisenhang«, d. h. der Hügel der Waldgöttinnen. Die römischen Schiffe mußten, bei gerader Überfahrt von Arbon aus, ohnehin in der Bucht des heutigen Friedrichshafen landen. Für das Landheer hoffte man leidlichen Weg zu finden auf den Überresten einer alten Straße, die sich früher – in besseren Tagen Roms – auch auf dem Nordufer des Sees hingezogen hatte.

Und jener steil abfallende, nach allen Seiten frei ausblickende, die ganze Gegend beherrschende Hügelkopf – der »Idisenhang« – war ein wahres Muster jener Stellungen, auf welchen der Römeradler bei seinen Beuteflügen zu kurzer Rast zu halten liebte. Hier sollte ein Standlager errichtet, von hier aus das Land der Barbaren nach allen Richtungen von kleinen Scharen durchstreift werden, während jenes feste Lager besetzt blieb und die Verbindung mit dem See, der Flotte, dem Südufer aufrecht hielt, bis man das ganze Unternehmen als beendet betrachtete und zu dem Kaiser nach Windisch zurückkehren konnte.

Zweites Kapitel.

Rasch, geschickt und glücklich hatten die kriegskundigen Führer die Ausführung ihrer Aufgaben eingeleitet. *Arbor felix* (Arbon), die wohlbefestigte Uferstation der großen Heerstraße, war zwar wiederholt von den Alamannen vom See her auf raschen Booten überfallen, geplündert und in Brand gesteckt, aber nie dauernd behauptet worden; sie liebten es nicht, sich in Städte zu setzen. Und vor wenigen Jahren hatte Valentinian, Gratians kriegsgewaltiger Vater und Vorgänger, das alte Mauerwerk wieder geflickt und verstärkt, die Besatzung vermehrt, Vorräte, zumal Getreide, in den Magazinen aufgehäuft, auch in dem bequemen Hafen eine Anzahl von Fahrzeugen bereit gestellt; zwar nicht so viele und so stattliche, als dereinst in stolzeren Zeiten die »venetische Flotte« gezählt hatte, aber doch hinreichend, den Barbaren den Angriff von der Seeseite her zu verleiden, ja sie ständig mit einer Landung auf dem Nordufer zu bedrohen. Der Führer der für diese Flotte jetzt bestimmten Abteilung, der Comes von Britannien, Nannienus, ein segelkundiger Bretoner und vortrefflicher Offizier, hatte alsbald mit seiner Schar auf der guten Straße von Windisch her die Hafenfestung erreicht.

Viel länger brauchte die andere Abteilung, bis sie auf ihrem müheschweren Marsch, zuletzt nach Osten einschwenkend, das Seeufer wieder erreichte. Vorsicht war das wichtigste Gebot bei diesem Zug durch unwegsames Barbarenland: und an keiner Vorsichtsmaßregel ließen es die kriegsgeübten, besonnenen Führer fehlen. Eingeborne, ortvertraute Landeskiner dienten als Wegweiser; obwohl man nur römische Provinzialen des Südufers hierzu wählte, sicherte man sich doch sorgfältig gegen Verrat von ihrer Seite. Reiter, leichte keltische Bogenschützen, die »*Keltae*« und »*Petulantes*«, sowie die waldvertrauten, im Waldgefecht geübten Germanen, – die Bataver – bildeten die Vorhut wie den Nachtrab. In der Mitte marschierte das schwergerüstete Fußvolk der kaiserlichen Leibwachen, in »nach allen Seiten geschlossenem Zug«, Händler und Marketender, Gepäck, Lagerzeug und Vorräte umschützend. Man zog auf den Resten der alten Straße dahin, dem Ufer so nahe, als es der Sumpfboden irgend verstaten wollte, um sich den Ausblick auf den See stets frei zu halten, dorthin von den Barbaren auf ihren Kähnen etwa versuchte Angriffe rechtzeitig zu entdecken und das jenseitige, das römische Ufer nicht aus dem Auge zu verlieren.

Die härteste Aufgabe fiel dabei dem linken Flügel zu, welcher, nördlich von der Mittelmacht und der alten Straße, auf einem erst durch Wald und Moor zu brechenden Pfade, entlang der Hauptschar marschieren und letztere decken sollte wider einen Flankenangriff der Feinde; denn, wenn diese aus den undurchdringlichen Waldverstecken plötzlich auf die im Marsch begriffene Kolonne vorstießen, konnte der ganze überraschte Heereszug durchbrochen und in Sumpf und See geworfen werden. Der Widerstand, den Wald und Moor dem Vormarsch leisteten, schien aber der einzige zu bleiben, auf welchen die Römer stoßen sollten. Denn nicht auf einen einzigen Menschen trafen diese, seit sie das Südufer des Sees und die Stationen der dortigen Straße verlassen hatten. Alamannische Dörfer gab es nicht in dieser Gegend: Hofsiedelung war herrschend in der Landschaft; stunden-, ja meilenweit lagen die Gehöfte, »die Schwaigen«, verstreut. Die wenigen Einödhöfe, die man auf dem

mehrtägigen Marsch antraf, waren – verlassen. Eine unheimliche, drohendes Verderben brütende Stille schien über den leeren Holzbauten zu lagern.

Abgemäht waren überall – kurz vor der Vollreife – Hafer, Gerste und Spelt, zum Teil abgebrannt: das ging rascher, und dem Landfeind sollte das alamannische Getreide nicht einmal zum Pferdefutter dienen. Das Vieh war fortgetrieben; leer stand auch die Hütte des treuen »Hofwart«, des Haushundes, die selten fehlte neben dem Hofeingang; ausgeräumt waren die Vorräte von Heu und Stroh in den »Schupfen«, den Scheunen, die, meist mit dem Wohnhaus verbunden, manchmal aber auch neben demselben aufgezimmert waren.

In langsamem, häufig stockendem Zug, nur schwer vorwärts kommend, für die Verpflegung lediglich auf die von den Truppen oder die von den Händlern und deren Weibern mitgetragenen Vorräte angewiesen, jede Nacht vorsichtig ein wohl befestigt Lager schlagend, mühten sich die Römer mehrere Tage lang, vom Westende des Sees, wo er in dichtes, stundenbreites Röhricht und weithin im Winde wogende Schilfwiesen verlief, allmählich gegen Osten vor.

So war man an den Fuß der steil aufsteigenden Höhe gelangt, die heute das stattliche, weithin glänzende Schloß von Meersburg krönt. Es ging gegen den Abend des langen Augusttages, der vielfach regnet, doch nicht ganz trüb gewesen war. Noch einmal brach die Sonne hell aus dem Westgewölk, die ganze Kette der Berghäupter von den Berner Alpen bis zu den Allgäuer Höhen vergoldend: der Säntis glühte in weinrotem Glanz, feierlich, wie ein König der Bergriesen, der seinen Purpurmantel um die stolzen Schultern gezogen hat.

Vorsichtig machte der Zug der Römer Halt an dem Fuß des sehr steilen Hügels, dessen Felsen gegen die Seeseite und gegen Westen schroff abfallen, während die Kuppe, damals dicht von Wald und Busch bestanden, dem Blick undurchdringbar, finster herniederdräute. Das Laub der Eichen und die Nadeln der Tannen waren naß geregnet und, wo die Sonne nicht darauf fiel, sah es dunkelgrün, fast schwärzlich aus.

Zwei Heerführer, deren hell im Abendschein leuchtende Rüstungen durch reichen Gold- und Silberschmuck hohen Rang bekundeten, ritten langsam gegen die Höhe an. Vor ihnen her schritt, rechts und links mit den Armen an die Steigbügel von je einem Panzerreiter gebunden, ein Wegweiser. Einige Pioniere mit Beil und Schaufel umgaben die beiden Führer, ein Häuflein batavischer Speerschützen folgte.

Der eine der Offiziere, ein stattlicher Mann von etwa fünfunddreißig Jahren, hielt nun den schweren, spanischen Rapphengst an und beugte das wohlgebildete, wettergebräunte Antlitz scharf auslugend vor. »Wenn ich je Germanen gekannt und bekämpft habe,« sprach er mit stark illyrischem Accent, »stecken sie dort oben, in jenem Buschwald, auf der Felskuppe, die sich selbst verteidigt. – Halt an, ich bitte sehr, Präfectus Prätorio von Gallien! Nicht weiter vor ohne Auskundschaftung! – Vorwärts, ihr wackern Bataver: Rignomer, nimm sechs Mann, und hinauf in das Gestrüpp! Aber Vorsicht! Und du, Brinno, Hornbläser, gibst sofort das Warnzeichen, trifft ihr auf den Feind.«

Während sein Befehl vollzogen ward, lächelte der andere, ältere Heerführer: »Allzu ängstlich, mein Saturninus! Immer zu behutsam.« »Man *kann* nicht zu behutsam sein gegenüber diesem Feind, mein hoher Freund. Hätten die Barbaren diesen von den

Göttern ihres Landes selbst aufgebauten Schutzwall nicht besetzt, dann müßte sie jeder Mut des Widerstands verlassen haben.« »Und gewiß, er hat sie verlassen! Die Kriegslust ist ihnen gründlich ausgetrieben durch Valentinian, den großen Verewigten, und durch unsern jungen Heldenkaiser, seinen Sohn: – meinen Zögling!« fügte er selbstgefällig bei. »Ich bin überzeugt, die ganze Germanengefahr ist für das Reich vorüber.«

Schweigend schüttelte der andere das Haupt. Da sprengte von der Mitte des Römerzuges ein Befehlshaber der Panzerreiter, ein Mann von etwa fünfundzwanzig Jahren, heran. Aus dem Helm starrte struppiges Haar hervor und häßlich waren die unedeln Züge. »Müssen wir über diesen götterverhaßten Felsen, Tribunus?« rief er, das Pferd kurz parierend. »Wir müssen,« erwiderte ruhig der Illyrier. »Soeben ward mir gemeldet, unsere linke Flankenschar hat wieder einmal den Wald grundlos versumpft gefunden und sich auf diese – unsere einzige – Straße heranziehen müssen. Und zur Rechten rauscht der See!« Der Häßliche warf einen bedenklichen Blick auf die Felshöhe. »Hm,« meinte er, »wird viele Leute kosten. Ist aber kein Unglück.« fuhr er fort, »wir haben Barbaren übergenug in Sold, fallen sie gegen andere Barbaren – immer sind's soviel Bestien weniger.« »Wie abscheulich, Neffe Herculanus,« verwies der Praefectus Praetorio. »Wird der Aufstieg verteidigt,« fiel der Tribunus ein, »kostet er viele Zeit. Und Zeit haben wir gar nicht zu verlieren. Wir sollten schon längst am Ister stehen, die Goten abzuwehren. Mir bangt um Kaiser Valens. Übles ahn' ich!« »Immer ahnst du Übles,« lächelte der Ältere, der Praefectus Praetorio, »und nie trifft das Üble ein: immer siegt das Glück der ewigen Roma! Horch, auch diesmal. Der Hornbläser giebt das Zeichen: »»Alles sicher! Vorrücken!«« Und der Centurio der Bataver, der zuerst die Höhe erklimmen, – wie heißt er doch? – Rignomer: er winkt uns, ihm zu folgen. Hinauf, ihr Freunde! Hatte ich nun nicht Recht, mein tapferer Tribun? Die Barbaren geben den Widerstand auf.« – »Recht hast du, wie immer, Oheim!« meinte der junge Offizier mit einem Lächeln, das freundlich sein sollte, aber häßlich ausfiel. »Wenn du nur Recht behältst, Ausonius!« sprach der Illyrier zögernd. »Aber für den Augenblick scheint es wirklich so. Auf, Tubabläser, gebt die Zeichen: »»Der ganze Zug: vorwärts!«« Wir schlagen das Nachtlager auf jener Höhe und wehrlos vor uns liegt das Land der Alamannen.«

Drittes Kapitel.

Unter den Römern war, wie wir sahen, nicht bekannt geworden, ob die Barbaren Witterung hatten von den Vernichtung drohenden Streichen, die von mehreren Seiten zugleich gegen das Waldvolk geführt werden sollten. Die Vorbereitungen waren so geheim betrieben worden, daß den Feldherren völlige Überraschung der Feinde erreichbar schien. Seit Wochen schon durfte kein Germane mehr die äußerste Postenlinie überschreiten des »*limes*«, des – jetzigen – römischen Grenzhags: er war freilich sehr weit zurückverlegt worden im Lauf der letzten drei, vier Menschenalter. – Das Recht des Marktverkehrs in den Stationen auf dem südlichen Ufer war ihnen schon länger entzogen wegen angeblicher Verletzungen der Bedingungen solchen Verkehrs. Die römischen Händler aber wagten sich seitdem auch nicht mehr in das Gebiet der über solche Strenge erbitterten Nachbarn. Die Grenzwatchen meldeten, daß man von den Warttürmen aus irgend Auffälliges bei den Barbaren wahrzunehmen nicht vermöge. In gewohnter Weise gingen die Leute da drüben ihrer Arbeit in Feld und Wald, dem Weiden ihrer zahlreichen Herden, manche der Jagd oder dem Fischfang im See nach; sie schienen weder an Gegenwehr noch an Flucht zu denken.

Einmal zwar ward von einer der »*speculae*« aus berichtet, tief in der Nacht sei auf einem fernen, wohl mehrere Stunden weit vom See entfernten Berg plötzlich ein Feuer aufgeflammt und nach kurzer Frist ebenso plötzlich wieder erloschen. Der »Weihberg«, das heißt: »der heilige Berg«, auch »Wodansberg«, hieß den Alamannen jene hochragende, weithin sichtbare Kuppe, und der Name hat zähe gehaftet. Später freilich galt die »Weihe« einem christlichen Weihum: aber heute noch führt den Namen »Heiligenberg« ein stattlich Schloß auf jener herrlichen Höhe. An der Stelle, wo damals Wodans Eschen gerauscht, säuselt jetzt der Wind über die Blumenbeete eines wunderschönen Gartens. –

Die Meldung war nicht aufgefallen. Waldbrand, auch zur Nacht, war nicht selten bei dem Rodungswerk der Alamannen, die oft statt der Axt die raschere Flamme zur Arbeit riefen. Auch war in den nächsten Tagen alles ruhig geblieben am Grenzhag. – – –

An dem Morgen nach jener Nacht – es war wenige Tage vor dem eben geschilderten Einmarsch der Römer über die Höhe von Meersburg – schritt von dem dichten, meilenweiten Gehölz, das sich vom See nordwestlich gegen den »Weihberg« zog, in die Lichtung heraus ein Jüngling: hochragend, schlank, wie eine Edeltanne aufgeschossen. Die zurückgeworfene Kapuze des Luchsfelles, das als ein kurzer Mantel von seinen Schultern flatterte, hinderte nicht das lange, dunkelblonde Haar, das in breiter Woge auf die Schultern wallte; der Morgenwind spielte kosend darin, wie der Wanderer Halt machte auf einem niedern Rasenhügel, der den Blick über den Seespiegel gewährte. Den schwungkräftigen Schritt hemmend, den rechten Arm um den Eichenschaft des Speeres geschlungen, neigte er sich leise vornüber: mit der linken Hand die blendende Spiegelung der Sonne auf der glatten Fläche ausschließend, spähte er angestrengt über die Flut hin nach dem Südufer. Der Blick war adlerhaft: denn er war stolz und kühn und scharf, und die Farbe des Auges war ein helles Goldbraun. –

Hell glänzten von drüben, von Arbon und den anderen Stationen, wie Constantia (Konstanz), die römischen Warttürme und Hafenburgern herüber mit ihrem roten Ziegelbau. Alles lag in tiefster Ruhe. Kein Segel, kein Ruderboot war zu sehen: ungestört zog ein mächtiger Weih, mit seltnem Flügelschlag, seine stolzen Kreise über dem Seicht der Ufergewässer. – Befriedigt wandte der Alamanne nun den Blick auf die vor ihm liegende sanfte Höhe, die heute, nordwestlich von Friedrichshafen, das Dorf Jettenhausen trägt. Schon damals war das Land daselbst gerodet und unter den Pflug genommen. Auf der Krone der Anhöhe ragte eine stattliche Holzhalle, von wehrhaftem brusthohem Pfahlzaunwerk umgürtet; ein stolzes Hirschgeweih prangte – als Hauszeichen – an dem Firstbalken. Von der Herrenhalle selbst und von einem der kleinen Nebengebäude stieg kreiselnder Rauch aus den Luken der Balkendächer; die Leute rüsteten wohl das Frühstück. Es schien, als ob der Jüngling nach Süden, in der Richtung der vornehmen Halle, auf der sein Blick mit Stolz, aber auch mit fast wehmutvollem Ernst geruht hatte, herniedersteigen wollte. Aber plötzlich wandte er sich: »Nein!« sprach er zu sich selbst, »zuerst – zu *ihr!*« Und nun eilte er geradeaus nach Osten, durch den damals völlig morastigen Tann, der heute noch der »Seewald« heißt. Er durchschnitt ihn in der Richtung nach dem Tettninger Forst. Gar oft mußte er vorsichtig den Sprung von Stein zu Stein, oder von einem Mooshügel zum andern abmessen, nicht in den gürteltiefen Sumpf einzusinken. Aber der Jüngling schien ihn trefflich zu kennen, den kaum wahrnehmbaren, viel unterbrochenen Gangsteig, der sich bald als Furt, bald als Brücke durch den Moorgrund und das dichte Gestrüpp hinstreckte. – Über einen ziemlich breiten Bach, der durch Moos und Röhricht dem See zueilte, schwang er sich in hohem Sprung auf seinem Speerschaft – hell gackernd flog das Moorhuhn auf, das er emporgescheucht – und nun sah er bald vor sich liegen die seiner stolzen Halle – denn er war der Herr und Eigner jenes hochragenden Edelhofs – nächste Siedelung; weiter als eine Stunde wohnte damals hier Nachbar von Nachbar entfernt; erst in den folgenden Geschlechtern erwachsen die Einödhöfe am See allmählich zu Dörfern. –

Das Häuslein im Walde – fast mochte man es Hütte nennen – duckte sich bescheiden an den Fuß eines sanften Bühls, der es vor dem Nordostwind barg. Dunkelgrünes Moos hatte das alte Dach überzogen. Der schmale Stallraum für wenige Häupter Vieh war mit dem Wohnhaus zusammengebaut. Doch war alles sauber und wohl gehalten, zumal der kleine Anger, auf dessen umzäuntem Wiesboden ein paar Obstbäume standen. Und gar seltsam berührten in dieser Wildnis das Auge einige römische oder doch südgallische Ziersträucher: Taxus und – sorglich gepflegt – edle Rosen. – Über die Stirn des Firstbalkens ragte, ungefügt aus Tannenholz geschnitten, aber doch unverkennbar, das Bild eines vierzackigen Sternes. Es war dadurch nicht eben schöner geworden, daß man die weiße Fläche, offenbar erst kürzlich, grellrot angestrichen hatte mit dem Mennig, dessen man sich zur Färbung der eingeritzten Hausmarke zu bedienen pflegte. Der Wanderer warf unwillkürlich, sowie er des Häusleins ansichtig ward, den ersten Blick auf das Dachzeichen; da er den roten Anstrich wahrte, zog ein Lächeln über seinen feingeschnittenen, vom weichen Flaumbarte nicht ganz bedeckten Mund. Der zweite Blick aber suchte den Scheitel jenes niedrigen Bühls, wo eine uralte Eiche, jetzt vom goldnen Sommersonnenschein hell beleuchtet, die knorrigen Äste leis im Morgenwinde wiegte; lange, von den Zweigen herabhängende Flechten von Waldbart wogten und schwankten daran hin und her. – Um den Stamm der Eiche war eine ihn

ganz umgürtende Rundbank gezimmert; auf der Südseite hatte man ein paar Felssteine zu einer Art Tisch zusammengefügt.

Viertes Kapitel.

Auf der Bank, im warmen Strahl der Sonne, saß, in dunkle Gewände gehüllt, fast reglos, eine Gestalt: eine Greisin. Aus dem Saum des über das Haupt gezogenen braunen Mantels traten dünne Streifen schönen, weißen Haares vor; nur wenig und ganz gleichmäßig rührte sie die Hände. Als der Schritt des Jünglings auf dem sandigen Aufstieg des Bühles scholl, beugte sie sich, einhaltend in der Arbeit, vor, und lauschte; dann nickte sie leise und flüsterte: »Deshalb huschte sie hinweg!« Nun fuhr sie wieder fort in ihrem Werk. »Heil dir, Waldrun!« sprach der Jüngling, vor ihr Halt machend. »Erschrick nicht – ich bin's –«

»Adalo, der Edeling,« fiel die Greisin ein. – »Du erschreckst nur die Argen.« – »Du erkennst mich?« – »Wem die Götter die Augen verlöscht haben, dem machen sie sehend – die Seele. Hallt dein leichtgeschwungener Schritt auch nur selten mehr um mich her, – ich kenne ihn gut. Oft hör' ich dich, wie du, ausweichend in weitem Bogen, um unsern Hof eilest. – Bei Tage kommt nur noch Bruna, das gute Tier, deine zahme Bärin, herübergetrottet vom Edelfhof zu uns. Denn auch deinem lichtlockigen Bruderlein hast du wohl den Besuch verboten. Das Tier aber ist treueren Herzens als die Menschen: – oft und oft sucht es meine Kleine auf und Zercho, den Knecht. Und wenn es einen Kranz von den meiner Kleinen liebsten Blumen um das Halsband geschlungen uns zuträgt und ihn brummend abstreift in ihren Schos: – wir wissen's wohl, nur Sippilo, der Knabe, nicht du, hast ihn gesendet! – Bei Tage meidest du uns! – Aber« – sie beugte sich nun vor und sprach ganz leise: der Jüngling sah sich staunend um: waren sie doch allein: – »aber bei Nacht schleichst du manchmal nahe heran.«

Der Jüngling errötete über und über: er wollte ablenken. »Und ohne zu sehen kannst du spinnen?« – »Spinnt doch die jüngste der drei großen Schwestern – blind *geboren* – des ganzen Menschenvolkes Zukunft. Und ich bin erst blind *geworden*. Und was ich spinne, ist mir fingervertraut wie gedankengewohnt.« – »Was spinnest du?« – »Mein Sterbegewand. – Aber nicht nach Waldruns Sterbegegedanken zu forschen, mein' ich, kam der Edeling, Adalgers Sohn, hierher. Suchst du meinen Sohn? Suomar ist noch nicht zurück vom Ding.« – »Ich such' ihn nicht: – er sendet mich. Das Gauding – heut' Nacht auf dem Wodansberg – hat beschlossen, die Gehöfte und das Bauland zu räumen.« Und zornige, drohende Kampfesfreude verschonte das edle, langgezogene Antlitz, als er beifügte: »Der *Römer* naht!«

»Er wird nicht lange weilen,« sprach die Alte ruhig fortspinnend. »Schon oft sah ich ihn stark anbrausen: – und bald wieder schwach vergehn.« – »Euch Frauen, die Unwehrhaften, die Unfreien und die Herden sollen zwei Schutzwerke aufnehmen, weit vom See: eins auf dem Wodans-Weihberg im Niedergang, das andere in den Ostsümpfen. Zwei Heerhaufen bilden wir: einen für Sonnenniedergang, den anderen für Aufgang. Dein Sohn ist dem Osthaufen zugeteilt. Er ist gleich vom Ding hinweg in die Ostsümpfe geschickt worden: sie sollen die Furten dort durchstechen und am Gauhag die Verhackle verstärken, so den Walen das Eindringen zu wehren.«

»So sollen wir wohl gegen Aufgang eilen, in die Sümpfe? Dort sind wir ihm näher.« Zögernd begann Adalo. – Gluten stiegen ihm abermals in das Antlitz und einen scharfen

Blick warf er auf die Thüre des nahen Hauses, bevor er anhob: – »So war sein erster Einfall – und so verteilt die Fliehenden im ganzen des Volkes Beschluß. – Aber – ein anderer – ein Freund, – riet ihm, euch lieber nicht in den Sümpfen zu bergen, sondern – auf dem Weihberg.« – »Du ziehst zu dem Westhaufen – auf den Weihberg?« Adalo schwieg. »Du rietest ihm so, Adalo!« – »Ich leugn' es nicht. – Sieh, ich meine es gut mit euch. Besser geborgen als in dem Sumpfland seid ihr auf Wodans ragendem Waldberg. Voll Unbehagen lebt sich's in dem Fieber brütenden Moor: – oft befällt dich ja dieses Siechtum – und nicht so sicher. Der Osthaufe weilt nicht in eurem Verstecke: Suomar selbst kann euch nicht schützen, nur euer Versteck euch verdecken. Auf dem Weihberg aber, hoch in den Steinringen, schützt euch die Nähe der Waltenden, der Landesgötter selbst. Und behaglicher, freudiger lebt sich's dort unter Waldhütten und Laubzelten! Und« – so schloß er zurückhaltend, bescheiden – »ich selbst bin dort, euch zu schirmen. Folgt mir – schon morgen kann es zu spät sein – folgt mir sogleich!« Da fielen aus dem dichten Geäst des hohen Baumes ein paar Eicheln prasselnd auf die Steinplatte, prallten ab und sprangen zur Erde. Adalo sah empor. »Wohl ein Eichhorn?« meinte er. »Ja. – Ein *rotes!*« fügte die Alte kopfnickend bei. »Es treibt oft sein mutwillig Spiel da oben. – Sind oft recht zornmütig.« – »Das sind sie,« lachte Adalo. »Eines, das ich griff, hat mir einmal den Finger fast durchgebissen. Da!« – Die Frau befühlte den hingestreckten Zeigefinger seiner Rechten. Sie ließ ihn nicht gleich los, tastete daran und sprach dann: »Dahinter liegt noch eine andre Narbe! – Die biß dir vor Jahren – weißt du noch? – im Heißzorn mein böses Enkelkind. Wie war es doch?«

»Beim Sunnwendfest war es. Der Weststurm blies wütend, wie Wodans Atem. Sie vermaß sich, allein, in eurem morschen Schelch, – dem alten Einbaum! – mit Seitenwind den rasenden See zu kreuzen. Die andern höhnten: – ich bat. Umsonst. Sie sprang in den Nachen und stieß ab: sie war verloren, kam sie über den Schilfhaken hinaus in den Weitsee. Ich lief nach, watete, schwamm und fing sie aus dem Kahn, gerade wie er umschlug. Ich trug sie ans Ufer. Sie wandte und wehrte sich, fauchend wie eine Fischotter, und biß mir zum Dank in den Finger.« »Da erfand aber,« sprach die Alte verweisend, »ein böser Singemund den Spruch:

»Arg kratzt die Eichkatz, –
Bittreißer beißt Bissula.«

Der Spruch ging um im Gau, ja in *allen* Gauen am See. Wohin meine Enkelin kam, zum Beerenlesen im Sommer, zum Flachsbrechen, zum Stoppelreigen, zur Sichelhenk, zur Drischelleg:– überall scholl ihr entgegen der höhnische Spruch im Rundgesang. Das war nicht wohlgethan! – Nicht klug!« fügte sie leiser bei. – »Mutter Waldrun – nun ja: – es war nicht wohlgethan – aber nicht böse gemeint.« – »Ja, ja, Wodan hat dir das Lied auf die übermütige Lippe gelegt und das beflügelte Wort, den Witzspruch. – Du kannst es nicht lassen! – Siehst du ein ladendes Ziel, – der Pfeil der Neckrede saust dir vom Munde!« – »Aber unvergiftet, sonder Widerhaken! Ein stumpfer, kleiner Bolz, mit dem man das herzige Rotkehlchen trifft, Donars elbischen Liebling, nicht, es zu wunden, nein, ungesehrt es zu fangen und in das Gehört zu tragen, an unsern Herd, auf daß es uns lieblich singe Jahr für Jahr.« – »Hüte dich! Heißzornig, leichtrüchend und langrächend ist, was rote Farbe trägt.«

»Jawohl,« lachte der Jüngling. »Wie geht ein anderer Spruch?«

»Reizt dich das Rothaar?
Rette dich, rat' ich!
Scheue die Schöne!
Falsch ist sie und fauchend,
Wie Feuer und Fuchs!«

Kaum war der letzte Stabreim gesprochen, als sich hoch oben aus dem Wipfelgeäst des gewaltig ragenden Baumes seltsame Töne vernehmen ließen. Zu höchst oben ein Fauchen und Kollern, aber tiefer unten ein anderes Geräusch, wie wenn etwas an dem Stamme sich rutschend herabließe. Die ersten Laute kamen zweifellos von einem Eichhörnlein, das, aufgeschreckt durch irgend eine Störung, blasend und zischend vor Angst oder Zorn, in weitem Bogen und doch in sicherem Sprung von dem obersten Gipfel des Baumes auf die ziemlich fern stehende Nachbareiche hoch durch die Luft sich schwang.

Fünftes Kapitel.

Adalo folgte mit dem Blick dem flugähnlichen Sprung des Tierleins. – Aber einstweilen war aus dem dichtesten Mittelgezweig an dem Stamme behende herabgeglitten ein junges Geschöpf, das Mädchenkleidung trug, die es sofort, wie es auf den Füßen stand, von Knie zu Knöchel sorgsam glättend niederstrich. – In seiner zierlichen und leuchtenden Schöne, in der fast kindlichen Kleinheit seines ganzen Gliederbaus glich das Wesen weniger einer Menschenmaid, als einer Lichtelbin. Sie trug keinen Mantel. Das weiße Linnengewand mit kirschrotem Saum und gleichfarbigem, handbreitem Gürtel ließ Hals und Arme frei: blendend weiß wie Elfenbein leuchtete alles, was man von dem fast allzufein modellierten Leibe sah; dunkelrot dräuten die auffallend starken, in der Mitte beinahe zusammenstoßenden, sehr edel geschwungenen Brauen; aus den hellblauen Augen sprühten jetzt helle Blitze des Zorns. Mehr noch durch lebhafteste Anmut des Ausdrucks und durch die vollendete Zierlichkeit des kleingliedrigen Leibes fiel die Erscheinung auf, als durch regelmäßige Schönheit.

Denn – es kann nicht verschwiegen werden! – das reizend schnuppernde, neugierige Näslein ragte zwar nicht etwa in die Höhe, – gewiß nicht! – aber es war ein klein wenig zu kurz ausgefallen. Und da es nun auch an der Spitze jäh nach unten abfiel, war der Raum zwischen dem Näslein und der Oberlippe etwas lang geraten: so erhielt das ovale Gesicht in der Ruhe den Ausdruck eines halb wachsam erstaunten, halb schelmisch-übermütigen Ausblicks in die Welt.

Alles war an dieser zierlichen Libelle so zart und duftig gehalten, daß man das Mädchen fast noch ein Kind erachten mochte; aber die lieblich schwellenden Formen verkündeten anmutvoll das junge Weib. Und von höchstem, auch die Sinne berückendem Reiz war der, obzwar so kleine, doch sehr üppige, wie in scherzendem Schmollen aufgeworfene Mund: – so kirschrot, wie der Saum ihres Gewandes. – Ein Grübchen im Kinn, ja der ganz leise Ansatz sogar zu einem Doppelkinn verliehen dem Antlitz jene holdselige Weichheit, ohne welche Weibesschönheit kalt läßt. Das Auffallendste jedoch an dem wundersamen Elbengebilde war das Haar, das ganz lichthell-rote, dem Brandgelb der Flamme gleichende Haar, das Stirn und Schläfe umspielte in tausend mutwillig krausen, ganz kurzen Ringelchen: – je aus *einem* für sich allein gelockten Haar. Wie ebensoviele Dornen ein Röslein schienen sie das Gesicht schützend zu umhegen. Das übrige Haar war, nach suebischer Sitte, gegen den Wirbel hinaufgekämmt, hier zusammengeschnürt und flutete von da in prachtvollem, bedeutend dunkler gefärbtem Rot, wie ein Purpurstrom, über den blendend weißen Nacken bis tief über die Hüften herab.

Das trotzig übermütige, dann auch wieder neugierig Erstaunte, ja sogar überlegen Besserwissende des naiven Ausdrucks, durch diese emporgekämmt Haartracht noch verstärkt, erhielt manchmal den Anflug des Komisch-Gestrengen durch die Angewöhnung des Geschöpfleins, die ohnehin fast zu stark gezeichneten Augenbrauen, wie erstaunt und zugleich verweisend, in die Höhe zu ziehen. Das zum Lächeln Ladende lag dann in dem Reiz des Widerspruches, daß dieses fast ohne Körperlichkeit schwebende Wesen die ganze Welt mit seinem klugen Näslein, mit den hellblau blitzenden Äugelein scharf auszuwittern und – nötigenfalls – sofort scharf

zurechtzuweisen bereit schien. Ein äußerst starker Wille, ein heißes, ungebändigtes Temperament und die Lieblichkeit einer kaum geöffneten Knospe: – diese Gegensätze forderten zum Lächeln, sie forderten fast zu dem Versuch heraus, was wohl das heftige kleine Insekt alles anstellen werde, wenn man seinen leicht entzündbaren Zorn reize. Aber schlug sie in sanfterer Empfindung das leuchtende Auge auf, – dann war sie so hinreißend schön, so rein, so innig warm und seelengütig, daß man über der Begeisterung, sie zu bewundern, die Neigung vergaß, sie zu necken. –

Jetzt freilich sah das kleine Elbengebild durchaus nicht gütig, sondern recht herzhaft böse sah es aus, als es, zu dem hoch ragenden Edeling nur *einen* raschen Blick lodernden Zornes emporschleudernd, heftig die alte Frau an der Schulter faßte und mit halber Stimme – tonlos vor verhaltenem Grimme – mahnte: »Großmutter! – Fort! – In die Sümpfe! – Zercho, der Knecht, soll uns führen. Fort!« – »Gemach, Kind, gemach! – Hast du nicht gehört? Auf dem Weihberg ist bessere Zuflucht.« – »Bessere vielleicht für *uns*! Aber nicht für die, welchen wir – nein, welchen ich dann nahe wäre. Geh,« rief sie grimmig und hastig dem Jüngling zu, »rette dich, rat' ich, vor dem Rothaar. »Falsch und fauchend wie Feuer« – wie war es doch, du Witziger? Hurtig, sobald mir Eros, des Nachbarn, Tochter diesen deinen neuesten Spottspruch gegen mich, kichernd vor Hohn und Schadenfreude, vorgeplärrt, kletterte ich auf der Heuleiter empor zum First unseres Hofes und strich unser weißes Sternzeichen da oben rot an: recht dick, recht grell, auf daß du es schon vom Waldrand aus ersehen und vor der bösen Farbe weit ausbiegen könntest. Aber recht weit! – hörst du?«

Sechstes Kapitel.

Adalo hatte sich nun von seinem Staunen erholt.

»Ich wußte,« lächelte er, »die Lichtelben wohnen über unsern Häuptern. Aber nicht wußt' ich, daß sie nisten im Eichengeäst.« – »Und warum nicht? – Wenn anders du *mich* Lichtelbin schiltst.« – »Ist eben kein Scheltsspruch, sollt' ich meinen. Wie sagt das Elbenlied? ›Schönste Schöne ist nicht den Asinnen, ist den Elbinnen eigen.« – »Arg beißt die Eichkatze, bitterer beißt Bissula.« – Du selbst hast mich ja unter die Beißkatzen gereiht. Also wundre dich nicht, daß ich zu meinen roten, fauchenden, beißenden Geschwistern hinauf flüchtete, da ich von fern des verhaßten Edelings hochmütigen Schritt vernahm. Denn früher noch als der blinden Ahnin langgeübtes Ohr hab' ich dich Kommenden erraten. Der Haß hört scharf!« »Du hassest mich?« fragte der Jüngling: leise und traurig klang seine Stimme. – »Vergieb ihr, Adalo! Sie ist ein Kind.« – »Nein, Großmutter, ich bin kein Kind mehr! Den achtzehnten Winter schau' ich beim nächsten Schnee! Damals – im Kahn – hat ein Kind dem Übermächtigen wehren wollen, der ihm die Fäuste zwang: das Kind war zu schwach. Jetzt aber wehrt sich gegen deinen Übermut etwas in mir: – ich weiß nicht, was es ist: – da – in der Brust glüht es: – und glaube mir – das Ding da in mir ist stärker als einst meine Hände waren: *das* zwingst du nicht!« – »Nicht zwingen, – schützen will ich dich und deine Ahnin.« – »Uns schützt unserer Sippe Haupt: Suomar, ihr Sohn, mein Ohm und Muntwalt.« – »Suomar war der Meinung, ihr seiet besser geschützt – auf dem Weihberg.« – »Weil er nicht errät, der wackere Oheim, daß du dabei nur nach neuer Berühmung zielst, in stolzen Stäben. Etwa so:

»Bitter biß Bissula! Aber bang,
Reuig, rannte sie, vor den Römern um Rettung,
Zu Adalo, dem Edling!«

Du hörst – auch ich kann Stäbe binden!« »Böse Sprüche,« mahnte die Alte, »die nicht Wodan der Weise, – die Loge dir lieb! Warum verschmähst du den Schutz, den der Nachbar dir beut? Seid ihr doch aufgewachsen wie Bruder und Schwester, auf dem Ufer, auf dem See nie getrennte Gespielen!« – »Bis dem Nachbar einfiel, er sei der reiche, starke, sangeskundige Edeling. – Der ›Schöne‹ – wie all' die dummen Mädchen flüstern. Der – und schön! Häßlich ist er! – Sein Name tönt dir überall entgegen in dem Gau, in allen Seehöfen. Wer ist der kühnste Held im Römerkrieg? Der dauerndste Schwimmer, der glücklichste Jäger? Der Sieger im Ringkampf, im Steinwurf, im Speerwurf? Wer ist der Vorspringer im Schwertertanz? Auf wen hören selbst die Graubärte im Gauding? Auf wen gucken die Mädchen beim Sunnwendsprung? Adalo! – Adalo! – Adalo! – Der Übermut! – Es ist nicht auszuhalten!« Und zornig hielt sich die Erbeste die beiden kleinen Fäustchen vor die Augen, den so heiß Gehäßten nicht mehr zu sehen. – »Soll Übermut mich hierher führen – mit dieser Bitte?« – »Ja: Übermut! – Als sie beim Spinnen im Winter, schon beim Heuen im Herbst gar viel redeten von dir, die Mädchen: – ich rede wenig, ich lausche! da ward erzählt: Jetto, der reiche Hofherr, fing, – er selbst zuerst! – Verhandlung an mit Adalo um Jettaberga, seiner Tochter

Hand. Jettaberga ist das schönste Mädchen am See . . . –« »Das ist nicht wahr,« sagte Adalo sehr ernsthaft.

»Ihre Sippe die mächtigste nach der deinen, an Speeren und an Rindern, an Schilden und an Schollen die reichste.« »Das ist wahr,« nickte der Jüngling. »Aber Adalo wies den Antrag ab, sobald es genug bekannt geworden war am See, daß Jetto selbst ihm die Tochter angetragen, weil beide Sippen bei dem Bund gewonnen hätten –« »Besonders Jetto!« bestätigte die Alte. »Und weil Jettaberga den Edeling schöner fand, als alle Männer.« »Das ist wohl *nicht* wahr!« lächelte dieser gutmütig. »Doch! Es *ist* wahr!« rief die Kleine heftig. »Leugn' es nicht: – sie hat mir's selbst gesagt.« – »Ich will davon nichts hören!« »Bissula! – Schwätzerin!« mahnte die Großmutter. Diese biß sich auf die Lippe. »Bah – er wußte es doch schon! Oder *glaubte* es zu wissen! Wie er es von *allen* Mädchen glaubt. Und so soll es denn scheinen – ihm selbst und seinen Genossen, – daß auch Bissula, – die zwar weder reich noch schön, aber eben *Bissula* ist, das heißt trotzig und nie gebändigt, – daß auch ich, statt nach dem Volkesschuß in die Sümpfe, lieber auf den Weihberg flüchte: – zu dem Edeling! Aber« – und fast drohend sprühte nun ihr Auge, – »dessen sollst du dich nie berühen!« – »Und wenn ich befehle?« warnte die Alte. »So lauf' ich allein in die Sümpfe! – Vergieb, liebes, liebes Mütterlein, – aber nicht du bist, Suomar ist mein Muntwalt. Hat er *befohlen*? Sprich!« »Er hat nur *geraten*,« erwiderte Adalo zögernd. – »So bin ich frei! Rat mag man befolgen oder unbefolgt lassen. – Das aber wisse: Hättest du jetzt gelogen . . . –«

Der Jüngling erleichte. »Verwegene!« schalt die Greisin. »O ich weiß: – er lügt nie! Aber nicht aus Wahrhaftigkeit: – nur aus Stolz! – Hättest du ein Gebot meines Muntwalts vorgeschützt: – lieber in den See wär' ich gesprungen, wo er am tiefsten ist, als dir gefolgt.« – »Welch' unsinniger Trotz! Ihn treibt die Sorge.« – »Ihn treibt der Übermut! – Alle Blumen schlingt der Eitle zum Spiel um sein lockig Haupt: in diesem Siegeskranz soll auch Bissula nicht fehlen, die rote Heideblume.« – »Die rote Heideblume allein soll mein Leben schmücken,« sprach der Jüngling feierlich. Da erschrak das Mädchen: alle Farbe wich aus ihrem Antlitz: sie zitterte: wankend griff sie, sich zu halten, nach dem Arm der Großmutter. Diese aber wandte ernst, hochaufhorchend, das Haupt gegen Adalo: »Welch' Wort wagtest du da?« – »Ein wohl gewognes. Ich stehe in keines Mannes Muntschaft: – ich bin alt genug, ein Weib heimzuführen, stark genug, es zu schützen. Wohlan, Bissula – Jugendgespielin: folge mir! Ich entrichte jeden Muntschatz, den Suomar verlangen mag. Ich hab' dich lieb wie keinen Menschen sonst. Folge mir auf den Weihberg, daß ich dich dort schütze: – meine Braut!«

Siebentes Kapitel.

Da schmiegte sich das Mädchen noch näher an Waldrun: aber diese sprang erschrocken auf: mit rascher Bewegung suchte ihre Hand das Herz der Enkelin. »Wie pocht es da!« flüsterte sie. Und nun erhob sie, wie abwehrend, die Linke hoch wider den Jüngling, mit der Rechten das hold erglühende Mädchenantlitz bergend unter ihrem faltigen Mantel. »Laß ab, du Arger,« sprach sie mahnend. »Argwohn ergreift jetzt mich selbst. Wenig würdig ist, daß du wagst, vor uns beiden schirmlosen Frauen das Wort der Werbung zu sprechen, das Mädchen verwirrend und, neugierig, eitel, versuchend, wie diese Werbung wirke! Nicht also will es der ehrbare Brauch unseres Volkes! War es dir ernst mit dem Freien – Suomar zuvor, den Muntwalt, mußttest du angehen: er vergiebt meiner Enkelin Hand, nicht diese selbst. Mit dem Muntwalt verträgt, wer Ernst und Ehe meint, das Mägdlein beschwätzt, wer Kurzweil und Lust begehrt! Geh: – ich zweifle an dir!«

Beteuernd legte der Gescholtene die Hand auf die Brust: aber bevor er sprechen konnte, war das Mädchen aus dem bergenden Mantel der Großmutter hervorgehuscht: ihre Wangen glühten: die roten Haare hoben sich: fast meinte man, sie knistern zu hören: ihre zornigen Augen blitzten: sie sprang gegen den Jüngling und stieß ihn mit beiden Händen vor die Brust: aber er wankte nicht.

»Ja, geh!« rief sie. »Ich zweifle *nicht!* Sogar Waldrun, die Gute, die dir stets das Wort geredet, ward irr an dir! Und sie kann es doch nicht *sehen*, dein übermütig strahlendes Antlitz, das verhaltene Siegeslächeln auf diesen stolzen Lippen, den Hochmut dieser leuchtenden Augen! – Da – sieh – wie jetzt die Güte, die angenommene, aus deinen Zügen weicht! – Wie du dich aufbäumst! – Hoch das Haupt zurückwirfst! Ja, das ist der Edeling, der Rasche, der Starke, der Schöne! der da meint, jeden Einfall, jede Laune müsse ihm, seinem Liebling, der Wunschgott erfüllen. Du und die arme Kleine, die rote Bissula an deinen Herd führen! – Übrigens: Bissula heiß' ich nur für meine Freunde: – für Fremde heiß' ich Albfledis. Recht hat Waldrun: die Blinde hat es gesehen: meintest du's ernst, – mit dem Muntwalt mußttest du vertragen.« Sie trat von ihm zurück und ergriff der Großmutter Arm: »Komm! Laß uns in das Haus gehn!«

Aber hochaufgerichtet vertrat den Frauen Adalo den Weg: Trauer und Zorn rangen um die Herrschaft in dem Ausdruck seiner schönen Züge. »Ich hatte es ernst gemeint, so ernst! Freia weiß es! Bald sollte Frigga davon wissen! Mit Suomar sprach ich nicht, weil ich nicht, wie die meisten, das Mädchen ungefragt, nur durch des Muntwalts Machtspruch, gewinnen wollte: denn nicht nur ihre Hand und ihren Leib, – ihr Herz, ihre Liebe wollt' ich mir erringen. Suomars war ich wohl sicher.« – »Hörst du den Hochmut, Großmutter?« – »Ohne Hochmut! Was kann dein Ohm gegen mich einwenden? Nichts! Und wir haben immer freundliche Nachbarschaft gehalten: er hätte mich nicht abgewiesen! Aber ich wollte dich nicht vergabt von einem andern: – dich Trotzgemute! Ich wollte, die Jugendgespielin sollte selbst sich mir geben. Ja, ich gesteh' es: ich hoffte, sie sei mir noch von der Kindheit Tagen her ein wenig – ein ganz klein wenig gut geblieben!« – »Übermütiger!« – »Und jetzt hat mir die Stunde, die Gefahr die Zunge gelöst. Der Römer naht! Wer weiß, was er über uns bringt. Du aber hast mich fortgestoßen mit unverdientem Argwohn, hast meine treu gemeinte Hilfe verschmäht.

Aber freilich« – und hier furchte er in schmerzlichem Zorne drohend die Stirn – »dir thun vielleicht die Feinde nichts zu leide!«

»Wie meinst du das?« forschte die Alte: aus ihrem Ton sprach Besorgnis vor neuem Stoff zum Hader unter den jungen Leuten. Bissula aber warf, ohne zu fragen, einen blitzenden Blick auf ihn. »Du hast ja,« fuhr er mit verhaltne Grimme fort, »seit Jahren Freunde unter den Verhaßten: – wenigstens *einen* Freund. Vielleicht kehrt er mit den uns bedrohenden Kohorten hierher zurück, der weise, klugredende und – vor allem! – so reiche Senator! Mit dem freilich und seinen Geschenken an Schmuck, an Edelobst und fremden Blumen kann sich nicht messen ein alamannischer Edeling, ein ›Barbar!« – Und daß ich deines Volkes bin, jener aber von unsern Erbfeinden: – was gilt das dir? Du brauchst, ja du willst vielleicht weder Sumpf noch Weihberg zum Schutz gegen deinen – *Freund!*«

»Schweig, Edeling! Sie war damals dreizehn Jahre. Ihr Vater, ja fast ihr Großvater konnte der wackere Römer sein.« – »Aber er war so klug! Er wußte die Worte so zierlich zu setzen, daß ich sie meist gar nicht verstand. Und Albofledis hörte sie so gern, die Sprache der – Feinde!« – »Wenigstens,« fiel das Mädchen nun ein, die Worte hastig hervorstoßend, »hat Ausonius niemals die Sprache übermütigen Spottes zu dem Kinde geredet! Und ich sage dir, da du mich reiztest: ja, käme der Würdige, Mildherzige jemals wieder und wollte er mich wieder, wie damals, mit sich nehmen, als sein Kind, in sein schönes Land, in sein reiches Säulenhaus, – höre es: eher folgte ich ihm, die Tochter dem Vater, als daß ich dir lauschte und deiner höhrenden Werbung.« – »Halt, Albofled,« sprach der Jüngling, hoch sich aufrichtend. »Genug! Meine Werbung? Sie ist aus, für immerdar! Nie wiederhol' ich sie – ich schwör's bei diesem Speere! Du hast mich verschmäht –, hast mir den Römer offen vorgezogen –: höre mein Wort vor deiner Ahnfrau und vor der allsehenden Frau Sonne: nie wieder wirbt Adalo um dich! Und ob mich der heiße Durst des Herzens nach dir verzehre, – eher sterb' ich, als daß ich nochmal bittend dir nahe.« – »Wehe,« klagte die Blinde, »wehe um meinen liebsten Wunsch! Soll er nimmer sich erfüllen?« – »Sollte sich dieser Wunsch erfüllen, Mutter Waldrun, dann müßte zuvor Albofledis zu mir in *meine* Halle kommen und mich bitten: sieh, Adalo, hier bin ich! Nimm mich zum Weibe!« »Ha, freches Frevelwort!« rief Bissula, außer sich vor Zorn und Schmerz. Sie wollte einen der großen Steinblöcke emporreißen, die vor der Eiche gefügt lagen, und ihn auf den Verhaßten schleudern. Aber ihre kleinen Händchen rissen sich fruchtlos blutig an dem scharfen Gezack: unbewegt blieb der schwere Block: in Thränen ohnmächtigen Zorns ausbrechend sank sie über dem Stein zu Boden. Lauschend, angstvoll beugte sich die Alte zu ihr herab. Adalo aber hatte von all'dem nichts mehr gesehen und gehört. Zornigemut und stolz hatte er bei seinem letzten Wort den Frauen den Rücken gekehrt: den Speer auf der Schulter sprang er hastig den Bühl hinab, so rasch, daß die gelben Locken wild um sein schönes Haupt flogen.

Achtes Kapitel.

Seitdem waren Tage vergangen. – Ohne Widerstand zu finden, waren die Römer in das Land gezogen. Nachdem sie auf der Höhe von Meersburg Lager geschlagen und den folgenden Tag Rast gehalten, waren sie wieder aufgebrochen und, von dem See und dessen sumpfigen Ufern sich etwas landeinwärts wendend, in langsamem Zug auf den »Idisenhang« gelangt. Da sie auch diese beherrschende Stellung unverteidigt gefunden, hatten sie hier, auf dem mit der Flottenabteilung verabredeten Punkt, ein Standlager errichtet. Sobald dies ausreichend befestigt schien, um von einer kleinen zurückzulassenden Schar verteidigt werden zu können, und sobald die Waffenbrüder drüben in Arbon ihre Flotte segelfertig gerüstet hatten, sollte diese herüberfahren, landen und die gemeinsame Treibjagd auf die aufzusuchenden Barbaren beginnen.

Kaum aber hatte Nannienus von drüben, von Arbon aus, bemerkt, daß die Landschar den verabredeten Punkt erreicht und das Lager geschlagen hatte, als er auf raschem Fischerboot eine Nachricht herübersandte, die den Fortgang der Unternehmung auf unbestimmte Zeit zu hemmen drohte. Sowie der tüchtige Heerführer in der römischen Hafenstadt eingetroffen war, stellte sich ihm heraus, daß die Ausrüstung der erforderlichen Fahrzeuge viel mehr Zeit erheischen werde, als man vorausgesetzt hatte.

Die Angaben der Beamten und Offiziere in ihren Briefen an den fernen Kaiser, die ansehnliche Reste der alten römischen Bodensee-Flotte als noch erhalten gemeldet und durch neu gefertigte Schiffe verstärkt gepriesen hatten, erwiesen sich als falsch, als maßlos übertrieben: die Gewissenlosen, verdorben wie fast der ganze Beamtenstand des Reiches, hatten ihre zahlreichen Schlappen verschwiegen, in welchen die Barbaren jene Schiffe allmählich zerstört hatten, die Gelder für Herstellung neuer Kiele aber hatten sie unterschlagen und die neu herzustellenden Segel als vollendet gemeldet. So erkannte und meldete der Comes von Britannien mit bitterem Zorn, – in Ketten schickte er die pflichtvergessenen Quästoren und Nauarchen dem Kaiser nach Vindonissa zur Bestrafung – daß er, obschon er in der kleinen Werft Nacht und Tag arbeiten lasse, erst in erheblich späterer Zeit die aufgetragene Landung werde ausführen können. Der thatendurstige Saturninus war empört über die aufgezwungene Muße: aber es blieb ihm nichts übrig, als auf die Fäulnis der Beamtung, des Reiches, der ganzen Zeit zu schelten – und zu harren.

Auf dem hochragenden Gipfel der Anhöhe, der heute den Kirchhof des Dorfes Berg trägt, in dem »Prätorium« genannten Teil des Lagers, war das reichgeschmückte Zelt für den Praefectus Praetorio von Gallien aufgeschlagen. Weiche, mehrfach übereinander gelegte Teppiche bedeckten den Boden. Ein »Lectus« (Ruhebett) war an der Rückseite des Lederzeltes aufgestellt. Daneben prangte ein Tisch von Citrusholz, mit kostbaren Trinkgefäßen besetzt. Ein alter Freigelassener, ein Kochsklave und der Bechersklave waren beschäftigt, die letzte Hand anzulegen. Für drei Zecher ward Platz gemacht auf dem hufeisenförmigen Ruhebett und eine Reihe von Bechern ward aufgestellt: denn in dem Zelte des Tribunus hatte man zwar die Coena eingenommen, aber der Praefect hatte jenen und seinen eigenen Neffen eingeladen, nach dem Mahle noch einige erlesene Weine in dem »prätorischen Zelt« zu kosten.

Während die Diener sich mit dem Tische beschäftigten, war das lockere Leder an den Stangen auf der Rückseite des Zelttes wiederholt sachte gelüftet, aber gleich wieder niedergelassen worden; niemand hatte es bemerkt.

Nun gingen die übrigen; nur der Bechersklave schien noch nicht ganz fertig: immer wieder wischte er an der Innenfläche eines stolzen Silberpokals, der, von drei anmutigen Mädchengestalten getragen, die Aufschrift trug: »Ihrem Liebling Ausonius die Grazien.« »Noch immer nicht fertig, Davus?« hatte bei dem Fortgehen der alte Freigelassene unzufrieden gefragt. »Nein, Prosper,« war die Antwort gewesen. »Du weißt: der Herr trinkt nur aus diesem Becher, des Kaisers Geschenk; und er ist so eigen damit.«

Kaum war der Sklave allein, als das Zeltleder abermals gelüftet ward: ein lauerndes Gesicht schob sich behutsam nach innen: »Endlich allein!« flüsterte der draußen. »Ich wartete auf dich, Herr.« – »Nun? Heute? Beim Nachtrunk?« – »Nein! Ich wage es noch nicht. Dein Oheim ist so gesund wie daheim in Burdigala. Laß ihn erst erkranken unter diesem barbarischen Himmel, bei den ungewohnten Anstrengungen des Lagerlebens, in Regen und Sumpf; dann geht es eher. Aber jetzt? Aus heiler Haut? Nein, nein! Habe Geduld! Warte noch!« – »Ich kann nicht mehr warten! Meine Gläubiger, die Wucherer, verfolgen mich bis aufs Blut, – bis hierher in das Lager. – Und diese Gegend, diese Nachbarschaft! Du weißt: sie ist mir gefährlicher, als jeder andere Fleck des Erdkreises. Darum, eile dich!«

»Sobald er nur ein wenig unwohl wird, – dann alsbald. Auch will ich's nur gestehn . . . –« – »Was?« – »Das Fläschchen mit dem Gift, – das du mir gegeben, – ich hab' es nicht mehr.« – »Verloren, Tölpel?« – »Nein, zerbrochen! Bei dem schweren Steigen auf den Berg neulich am See glitt ich aus, – schlug mit der Brust auf den Fels, das Fläschlein klirrte und der Saft floß aus.« – »Ha, woher nun anderes –«

»Sorge nicht, Herr! In diesen Sumpfwiesen habe ich Schierling genug wachsen sehen, unser ganzes Heer zu vergiften. Schon hab' ich zu sammeln, zu trocknen begonnen. Thu' du desgleichen und sobald –« Da hörte man laute Stimmen, klirrende Waffen nahen. Das Gesicht in der Zeltfalte verschwand und der Sklave trat aus dem Eingang in das Freie.

Neuntes Kapitel.

Gleich darauf schritten von der Vorderseite, der Via principalis her, Ausonius und Saturninus auf das Prätorium zu, während Herculanus heimlich von der rechten Rückseite, vom Quästorium, einbog und nun mit in das Zelt trat, wo der Wirt seinen beiden Gästen die Sitze neben sich auf dem Lectus zuteilte. – Er war noch immer eine stattliche Gestalt, dieser kaum merklich alternde Mann von zweiundfünfzig Jahren. Das edel gebildete Antlitz entbehrte nicht der latinischen Vornehmheit an Stirn, Nase und schön geschweiften Brauen.

Aber der Mund hatte so oft gelächelt – auch wohl allzuoft in Selbstgefälligkeit, – daß er verlernt hatte, sich in festem Vorsatz zusammenzuschließen: er war weich gebildet, dieser Mund, allzuweich für einen Mann. Und die hellbraunen Augen, so freundlich und wohlwollend, so zufrieden mit allen Dingen und Menschen – und nicht am wenigsten mit Ausonius! – verrieten doch am stärksten das heranschreitende Alter: sie hatten das Feuer des Blicks verloren. Müde schienen sie, aber nicht vom Leben, sondern vom Lesen. Denn Ausonius war Professor gewesen, Rhetor, Prinzenerzieher und – »Dichter!« Das bedeutete aber in jenen Tagen einen unglaublich viel lesenden Mann, der, in Ermangelung eigener erheblicher Gedanken, mit Bienenfleiß die Gedanken der Schriftsteller von vier Jahrhunderten excerpierte, auseinanderriß, und in so künstlich kleinen Splitterchen wieder wie bei einem Geduldspiel zusammensetzte, daß seine Leser – und er selbst! – sie für neu, für seine eigenen hielten und die peinliche Mosaikarbeit nur schwer in ihre überall her entliehenen Bestandteile hätten auflösen können.

Leidenschaften hatten dies glatte Antlitz nie gefurcht: die Runzeln um die Augen waren nicht von Schmerzen, nur von den Jahren gegraben. Diese freundlich gestimmte Seele, die selbst alles zum besten kehrte, fand auch alles in der Welt vortrefflich bestellt und glaubte alles Ernstes, daß es allen Leuten, die nicht schwere Verbrecher und deshalb mit Fug und Recht übel daran wären, so erfreulich gehe wie dem sehr, sehr reichen, von der Geburt an vom Glück getragenen, wohlwollenden, wohlbelesenen und wohlredenden, von seiner ganzen Umgebung verhätschelten Decius Magnus Ausonius von Burdigala (Bordeaux), der wonnereichen Villenstadt: wie Ausonius, der, nach seiner Zeitgenossen und besonders auch nach seinem eigenen Urteil, der größte Poet seines Jahrhunderts war, was freilich, auch wenn es wahr gewesen wäre, nicht viel hätte heißen wollen. –

Dieser wirklich lebenswürdige, gutmütige, nur ein wenig selbstzufriedene Mann spielte nun die Rolle, die ihm von allen am besten ließ – viel besser als die des Dichters oder des Staatsmannes! –: die Rolle des Wirtes, der, selbst behaglich, es auch seinen Gästen behaglich machen will: jene freundliche, heitere, wohlwollende Herzensweiche, die gern alle Leute fröhlich sehen möchte – freilich, ohne sich selbst dabei allzuviel Opfer anzumuten – kam da zu erfreulichstem Ausdruck.

»So! Geht nun, ihr Sklaven,« winkte er diesen, die wieder eingetreten waren. »Pflegt euch, – wie wir uns pflegen. Geh, auch du, getreuer Prosper: nimm für dich – und gib jenen nur auch! – von dem besseren Wein, den vom Rhodanus, du weißt! Ich sah, wie

schwer die Armen schleppten an den Schläuchen den steilen Hang herauf. Geht: wir bedienen uns selbst.« Und er streckte sich behaglich auf dem Lectus aus, ein weiches Daunenkissen, gefüllt mit den geschätzten Federn germanischer Gänse, unter das Haupt schiebend. »Reiche, lieber Neffe, dort die Amethystschale dem Tribun! Denn wacker soll er trinken, unser illyrischer Herkules! Nein, – nicht nach dem Mischkrug langen, Saturninus! Den ersten Becher – ungemischt: dem Genius des Kaisers Gratianus!« – »Gut, daß der Kaiser selbst dich nicht hört,« lachte der Tribun, die leergetrunkene Schale niedersetzend. »Ich bin nicht Christ, nicht Heide, ich bin Soldat, und niemand fragt nach meinem Glauben. Aber du! Gratians Lehrer! Der Kaiser ist eifrig im rechten Glauben! Und du spendest ›seinem Genius‹, als lebten wir in den Tagen Diokletians! Bist du ein Heide, Präfectus Prätorio von Gallien?«

Ausonius sah sich um, ob auch kein Sklave horche. Dann lächelte er: »Wär' ich Heide, das heißt, wär' ich nicht ein bischen getauft, – dann wär' ich sicher nicht Präfectus Prätorio von Gallien: diese Würde ist aber doch wohl ein paar Tropfen gleichgültigen Wassers wert. Und durch die Haut sind sie mir nicht gedrungen. Wie könnte ein Poet der alten Götter vergessen!« »Ja, ja,« meinte der Tribun, »streicht man aus deinen Versen die gelehrten mythologischen Anspielungen, so sind dem Raben Ausonius die buntesten der eingeflickten fremden Federn ausgezupft!« »Tribun!« zürnte der Neffe –, er schrie dabei lauter als nötig gewesen wäre – »du sprichst von dem größten römischen Dichter!« »Nein, nein,« meinte der so Gepriesene ganz ernsthaft, »es gibt wohl deren zwei oder drei größere.« »Vergieb mir, Ausonius,« bat Saturninus. »Ich verstehe mich auf Schlachten, nicht auf Verse. Und es mag wohl meine Schuld sein, daß mir die deinigen nicht gefallen.« – »Du kennst ihrer zu wenige,« mahnte Herculanus. »Bin nicht dieser Meinung!« lachte der Illyrier. »Zum Lesen hab' ich nie viel Muße gehabt. Aber wenn man neben deinem Oheim reitet – ob durch Aquitaniens Oliven, ob durch der Mosella Rebenhügel, ob durch den Sumpfwald der Alamannen, – er hat ein unerschöpfliches Gedächtnis: – meilenlang kann er seine Verse hersagen.« »Ja,« bestätigte der Poet wohlgefällig, »mein Gedächtnis muß mir die Phantasie ersetzen.«

»Wäre es nicht besser,« fragte der Soldat, »du hättest Phantasie, und deine *Leser* behielten gern im Gedächtnis, was sie erfindet?« – »Mein Oheim kann den ganzen Vergilius auswendig!« – »Ja, das merkt man: – an seinen Versen! Der Leser weiß oft nicht mehr, wo Vergilius, wo Ovidius aufhören und wo Ausonius anhebt. Aber Ausonius *recitiert* am liebsten die eigenen Verse.« Dieser nickte vergnüglich. »Sieh, das ist das Beste an dir, Präfekt, daß du, obzwar ein wenig eitel, wie alle Versedreher, doch das Herz am rechten Fleck hast: ein warmes, gütvolles Herz, das einem Freunde keinen Scherz verübelt.«

»Da müßt ich zugleich dumm und böse sein.«

»Zur Belohnung will ich dir nun auch sagen, daß ich einem Gedicht von dir – oder doch einem Stück daraus – eine köstliche Nacht verdanke.« Angenehm berührt richtete sich der Dichter auf dem Lectus auf: »Welchem Gedicht?« – »Deiner Mosella.« »Ja, ja,« schmunzelte Ausonius, »die gefällt mir selbst nicht wenig.« »Göttlich ist sie!« beteuerte Herculanus. »Bin kein Theologe,« lachte Saturninus, »daß ich mich aufs Göttliche verstände. Aber das Schönste in dem Gedicht ist die Schilderung der verschiedenen Fischarten des Mosella-Flusses.« »Ja, ja,« lächelte der Verfasser vor

sich hin und schlürfte behaglich einen langsamen Trunk, »Vers zweiundachtzig bis einhundertneunundvierzig: das ist sehr hübsch, zumal in der Euphonie.« – »Ach was Euphonie! – Ich las es abends. Über dem sonstigen Inhalt schlief ich ein.« »Barbar!« schalt der Dichter. – »Aber im Traum sah ich alsbald die köstlichen Fische alle vor mir: den Salm –« »Auch dich preis' ich, o Salm, mit dem rötlich schimmernden Fleische!« citierte Ausonius. – »Die Forelle.« – »Dann die Forelle, den Rücken besprengt mit den purpurnen Sternlein. – He, das nenn' ich Hexameter.« – »Die Äsche.« – »Und die flüchtige Äsch', entfliehend den Augen im Schnellsprung!« – »Ja: aber nicht so, wie du sie schilderst: lebend in der Mosel, sondern – ich esse nichts lieber als einen feinen Fisch! – auf silbernen Schüsseln sah ich sie vor mir, sämtlich gebraten, gesotten, in leckern Brühen! Und im Traume kostete ich sie alle! Und da ich erwachte,leckte ich mir die Lippe und segnete Ausonius: keinem Dichter hab' ich je solchen Genuß verdankt.« Und er lachte und trank.

Zehntes Kapitel.

»Ich bin großmütig,« erwiderte der Geneckte. »Gut, daß ich hierdurch auch einmal ein Lieblingsgericht meines sonst so spartanischen Freundes entdeckte. Ich werde mich rächen, indem ich dir, wenn irgend möglich, die köstlichen Fische vorsetze, die dieser See birgt: den in der grünen Tiefe lebenden Felchen und, mit zartestem Fleische, den Seeferch. Besser noch sind sie als die der Mosella: sicher könnte ich sie dir liefern, hätten nicht die thörichten Barbaren vor unserm Rachezug alle das Ufer verlassen. Als ich vor fünf Jahren drüben in Arbor felix monatelang weilte, den Zustand der Grenzlande zu untersuchen, was erhielt ich da für herrliche Fische!« – Wie in Nachdenken versunken seufzte er: »Ach, das war noch eine glückliche Zeit! Da lebte noch meine teure Frau, meine sanfte Sabina.« »Heil sei deinem Andenken, Attusia Lucana Sabina!« fiel der Neffe ein. »Und meine lieben Kinder! Da war doch mein großes, schönes Säulenhaus in der Stadt und die reizvolle Villa vor dem Garumna-Thor noch nicht leer und ausgestorben! Wie fröhlich scholl der jungen Mädchen Gesang zur Zeit der duftigen Rebenblüte durch die Gelände! Da sah ich noch um mich gedrängt liebe Häupter von Verwandten, stand nicht allein, arm mit all' meinem Reichtum, wie jetzt –!«

»Oheim,« schalt der Neffe, der den Ton des zärtlichen Vorwurfs ausdrücken wollte, aber nicht recht traf. »Allein stehn! Hast du nicht mich, der dich so herzlich liebt?« Der Tribun heftete einen kühlen Blick auf den eifrigen Neffen. Ausonius aber beschwichtigte gutmütig: »Gewiß, Liebster, du bist mir geblieben. Aber du allein aus der ganzen reichblühenden Familie, welche in *einem* Jahre die böse Seuche hinraffte: meine Sabina, meine drei Kinder, meine beiden Schwestern und zwei junge holde Nichten! Du allein kannst mir doch nicht sie alle ersetzen! Ich fühle mich oft so vereinsamt! Und du bist ein Mann! Meine milde Frau, meine Töchter, meine Schwestern, meine Nichten: wie fehlen sie mir! Ich gestehe es: – ich bedarf des Wohlklanges weiblicher Stimmen, der weichen Bewegung von Frauengestalten um mich her! Mir fehlt etwas!«

Der Neffe griff hastig, erregt, nach dem Becher. Der Tribun aber sah ihm scharf ins Gesicht und, ohne den Blick von dem Neffen zu wenden, sprach er plötzlich zu dem Oheim sehr laut: »Heiraten mußt du wieder!« Erst jetzt kehrte sich der Illyrier von Herculanus ab: er schien sich an ihm satt genug gesehen zu haben.

»Ja,« sprach langsam, fast feierlich Ausonius. »Ich habe das oft erwogen. Es ist eine ernste, sehr ernste Sache – in *meinem* Alter!« »In *jedem* Alter,« sprach Saturninus. »Die Jahre stehen dir nicht im Weg! Du magst fünfzig sein?« »Zweiundfünfzig,« seufzte der Gefragte. »Und mein Haar ist grau!« – »Noch nicht sehr! – Übrigens: das meine auch! Bei mir vom Helmdruck! – Und es läßt dir recht gut! Du bist ein –« »Ein schöner alter Herr! willst du sagen,« lächelte Ausonius. »Ist just nicht, was die Mädchen lieben.«

»Nun, du brauchst dir ja keine sechzehnjährige auszusuchen.« »Aber auch keine viel ältere!« fiel der Dichter hurtig ein. »Nein, mein Freund! Ich *will* ja Jugend und Anmut um mich haben!« »Auch gut,« meinte der Illyrier. »Du hast die Auswahl in deiner Provinz, ja im ganzen Reich. Du, der höchste Beamte in Gallien, des Kaisers Lehrer und Liebling, der gefeierte Dichter und . . . –«

»Und die reichste Partie im Abendland!« rief der Neffe in grellem Ton dazwischen. Er hatte bisher hartnäckig geschwiegen, die Augen niedergeschlagen und den im Ausdruck allzu beweglichen Mund mit der Hand bedeckt. »Der reichste Greis diesseit der Alpen!« fügte er bei. »Ja, das ist es,« seufzte Ausonius bitter. »Herculanus spricht nur offen, freimütig aus, was mich in diesen Jahren im stillen soviel gequält, ja, was allein mich abgehalten hat. Du weißt, mein Freund – oder vielmehr, du rauher Tribun der Kriegslager, du weißt es nicht! – wie, aus welchen Erwägungen in unseren großen Städten die Eltern ihre Töchter verheiraten, ja wie diese Mädchen selbst, kaum haben sie die Puppe beiseite gelegt, sofort ausspähen nach einer ›guten Partie!‹ Wahrlich, nicht Eros und Anteros, – Hermes und Plutos führen heute die Paare zusammen.« »Ja, sie heiraten nur das Geld!« zürnte Herculanus. »Ich bin arm: – mich fliehen die Mädchen! –« Der Tribun wollte etwas erwidern, aber er lachte nur – und trank. »Obwohl ich fast dreißig Jahre jünger als der Oheim! – Ihn umschmeicheln Väter, Mütter, Vormünder, ja diese aufdringsamen Katzen selbst, – daß ich ihn kaum genug warnen und hüten kann.« »So hütet der Zeidler den Honig vor den Mäusen,« brummte der Illyrier unhörbar vor sich hin. – »Mein Neffe hat ganz recht. Ein Freund von mir, Erminiscius, ein reicher Kaufmann, Juwelenhändler, fünfzig Jahre alt, heiratet ein Mädchen von zwanzig. Eine Woche darauf ist sie verschwunden, mit all' seinen alten Juwelen und – mit seinem jüngsten Freigelassenen. – Ein anderer, Euronius, ein großer Weinbergbesitzer, etwas älter, heiratet eine junge Witwe von fünfundzwanzig – das heißt: er ward von ihr geheiratet: denn sie ruhte nicht eher! Noch vor der Hochzeit mußte er sein Testament machen: sie diktierte es ihm Wort für Wort: – an den nächsten Calenden starb er an – Bauchgrimmen. Gefiel mir gar nicht: – ich hasse Bauchgrimmen! Und ganz nahe seinem Garten wuchsen so viele Tollkirschen! Und nun hättest du die Lebensvergnüglichkeit dieser Doppelwitwe sehen sollen! Auf einmal machte sie mir einen Besuch – sie ist sehr schön und war hinreißend lieb gegen mich: – aber ich dachte immer an des verewigten Euronius Bauchgrimmen und kam so noch ungeheiratet davon. Nun bilde ich mir nicht in *allen* Fällen das Durchgehen oder einen Tollkirschenkuchen ein: – nicht jede ist eine Helena oder eine Locusta! – Mißtrauen ist mein Fehler sonst nicht! –« »Eher das Gegenteil,« meinte Saturninus. – »Aber, ich gestehe es, meine grauen Haare machen mich argwöhnisch. Ich wäre so unglücklich – Apollos reichster Lorbeer würde die Wunde nicht heilen! – müßte ich glauben, man habe mich geheiratet, nur um mich zu beerben. Ich verdiene das nicht.« »Nein, wahrlich nicht,« rief der Tribun, warm seine Hand drückend. »Du weiches, warmes, offnes Herz! Niederträchtig wäre, wer dir Liebe heuchelte um deines Geldes willen! Und ich wünsche dir, daß du noch ein ganzes Rudel von Kindern um deine Kniee spielen siehst in den herrlichen Villengärten an deiner geliebten Garumna blühenden Ufern.« Ausonius lächelte behaglich vor sich hin. Das Bild schien ihn zu vergnügen. Da traf sein Auge den Blick des Neffen, der, minder behaglich, in die Ferne zu schauen schien. »Sorge nicht, Herculanus!« mahnte er. »Auch *wenn* das so käme, – mein Testament würde deiner nicht vergessen – und deiner Gläubiger!« fügte er mitleidig lächelnd bei. »Testament! Welch' Unheilswort! Fern sei das Omen!« rief der Neffe. »Nun, man stirbt ja nicht am Testiren! Sonst wäre ich lange tot. Ein römischer Bürger bestellt als beflissener Hausvater sein Haus für alle Fälle: – auch für den Todesfall. Und so habe ich denn, obzwar Herculanus jetzt nach dem Gesetz ohnehin mein einziger Erbe, vor dem Aufbruch zu dem Heere mein Testament vor der Kurie zu Burdigala errichtet und ihn

feierlich zum Erben eingesetzt: ein paar kleine Vermächtnisse, dann Freilassungen von treuen Sklaven mußte ich doch auch anordnen. Dir, Saturninus,« fuhr er lachend fort, »vermache ich aber nach der Heimkehr in einem Kodicill ein wertvoll und dankbar Andenken an diesen Abend!« – »Nun?« – »Ein Exemplar der Mosella – jedoch: die Verse über die Fische zur Strafe herausgeschnitten!« Und er trank, vergnügt über seine eigne gute Laune.

Elftes Kapitel.

»Du sollst und wirst mich überleben, mein edler Freund! Der Kriegstribun liegt doch bald, wohin er gehört: auf seinem Schild. Du aber, du gehörst nach Burdigala in dein geschmackvolles, von seltenen Kunstwerken gefülltes Säulenhaus: – welche Gastfreundschaft hab' ich dort nach meiner letzten Verwundung genossen! – Oder gar nach Rom: in den Senat! Nicht hierher in die Waldsümpfe dieser Alamannen! – Warum – mochtest du immerhin den Kaiser nach Vindonissa begleiten – warum hast du, Mann des Friedens und der Musen, dich diesem Streifzug angeschlossen? Das ist doch nichts für dich! Was hast du auf dem barbarischen Ufer dieses Sees zu schaffen?« »Ich? – Ich – suche hier etwas,« antwortete Ausonius nach einigem Zögern. – »Lorbeern des Mars zu denen des Apollo?« – »Nicht doch! – Nur – eine Erinnerung!« Herculanus warf einen verständnisscharfen Blick auf den Oheim.

»Oder: wenn du lieber willst – einen Traum, eines Traumes Erfüllung. Ich halte viel auf Träume!« »Natürlich,« lächelte der Tribun, »wie alle Poeten! – Ich halte mehr auf wache Gedanken.« – »Als ich mit dem Heere drüben in Bindonissa angelangt war, stieg mir lebhaft emporeine liebe, holde Erinnerung an ein Kind: ein an Leib und Seele gleich reizendes Kind, das ich vor einigen Jahren hier kennen gelernt und lieb gewonnen habe.«

»Einen Knaben?« – »Nein, ein Mädchen.« »Ei, ei, Pädagoge des Kaisers!« scherzte der Tribun. Der Neffe scherzte nicht; schweigend beobachtete er jede Miene des Oheims.

»O beruhige dich! Bissula ist ein Ding von etwa zwölf Jahren, – das heißt – sie war es damals. Sie brachte mit einem sarmatischen Knecht jede Woche die Fische nach Arbor, die ihr Oheim hier am Nordufer gefangen. Und wie anmutig plauderte sie! Ihr barbarisches Latein sogar klang zierlich aus dem kirschroten Mund! Wir wurden die besten Freunde. Ich schenkte ihr – Geld nahm sie nicht und nicht kostbaren Schmuck – geringen Zierat und vor allem: Sämereien von gallischem Edelobst und Blumen von der Garumna für ihren kleinen Hausgarten. Sie aber erzählte mir wundersame Geschichtlein von den Sylvanen und Faunen der Wälder, von den Nymphen des Sees und der Quellen hier im Lande: – aber ganz anders benannte sie die Kleine! – und von den Berg-Giganten da drüben, deren weiße Häupter im Abendgolde glänzten. Und ich – ich –« – »Du lasest ihr natürlich die Mosella vor!« lachte Saturninus. »Allerdings! Und die kleine Barbarin zeigte mehr Geschmack dabei als der große römische Feldherr! Nicht die Fische gefielen ihr am besten . . .« – »Glaub' es gern. Sie hatte ja selbst bessere, rühmtest du vorhin.« – »Sondern die Schilderungen der Rebgelände und der Villen an jenem Fluß. Und als ich ihr nun erzählte, wie in meiner Heimat, an der Garumna, noch viel, viel schönere, reichere Häuser voll Marmor, Gold, Erz und Elfenbein, mit bunt bemalten Wänden und Mosaiken prangten, wie mir selbst die schönsten Paläste gehörten, und herrliche Gärten voll springender Wasser, voll fremdländischer Hirsche und Rehe und singender oder farbenschillernder Vögel: und als ich sprach von dem tiefen Blau des Himmels und dem goldenen Glanz der Sonne in Aquitaniens herrlichen, fast winterlosen Gefilden, – da konnte sie gar nicht genug hören in Versen und Prosa von der Schönheit unsres Landes und von der Pracht und Kunst

unsres Lebens. Und einmal patschte sie die kleinen Händchen zusammen vor Staunen und vor Vergnügen und rief: ›O Väterlein, das möchte ich auch einmal sehen. Nur *einen* Tag.« Ich aber hatte das heitere, holde Kind so lieb gewonnen, daß ich, von dem Gedanken freudig durchzuckt, sprach: ›Ei, so komm, mein Töchterchen! Aber nicht für einen Tag: – für immer. Willigt dein Vormund ein, nehm' ich dich an Kindesstatt an und führe dich mit nach Burdigala. Wie wird sich meine treffliche Frau deiner freuen! Als liebe Schwester nehmen dich meine Töchter auf: – eine Römerin sollst du mir werden!«

»Aber da sprang sie, erschrocken wie ein aufgescheuchtes Reh, von meinem Schos auf, lief weg, hüpfte in ihr Boot, fuhr eilfertig über den See, und kam nicht wieder – viele Tage lang. Mich verzehrte die Sehnsucht, ja die Sorge, sie für immer verscheucht zu haben. Endlich ließ ich mich – es war ja damals tiefer Friede – an das Nordufer fahren und an ihre Waldhütte führen. Kaum ward sie meiner ansichtig, als sie mit lautem Aufschrei, rasch wie ein Baumspecht, eine riesige Eiche hinaufkletterte, und sich im dichtesten Geäst verbarg. Sie kam erst wieder herunter, als ich ihr feierlich, vor Oheim und Großmutter, gelobt hatte, sie nicht mitnehmen und nie wieder ein solches Wort auch nur sprechen zu wollen: ›denn,‹ klagte sie, Thränen in den Augen, ›in jenem heißen Lande müßt' ich elend verschmachten vor Heimweh nach den Meinen, nach den Nachbarn, ja nach Berg und Hag und See, der Waldblume gleich, welche man aus ihrem Moorgrund in trocknen Sand verpflanzte.« »Ein sinnig Kind,« sprach, nachdenklich geworden, der Tribun, seinen schönen braunen Vollbart streichend. »Sie ist also hübsch?« »Das will ich meinen!« fiel Herculanus ein: – laut, fast grimmig klang dies Lob. – »Ei, Neffe, du hast sie ja nie gesehen.« – »Du hast sie uns aber oft genug beschrieben! Ich könnte sie malen: – mit ihrem hellroten Haar.« »Und Bissula heißt sie?« fragte Saturninus weiter. »Ja, ›die Kleine,‹« erklärte Ausonius, »denn sie ist gar zierlich und zartgliedrig. Ich sah sie nun wieder regelmäßig, hielt aber streng mein Wort, sie nicht mehr einzuladen. Als ich Abschied nahm, weinte sie so kindliche, herzliche Thränen! ›Mit dir scheidet,‹ sagte sie, ›eine warme, goldighelle, schönere Welt, in die ich wie auf den Zehen stehend über einen Vorhang hineingeguckt.« –

»Neulich nun, in Bindonissa angelangt – auf dem Wege durch das Land hatte ich viel der Anmutreichen gedacht – sah ich sie in der ersten Nacht im Traum vor mir, umringelt von einer giftigen Schlange: – die Kinderaugen waren hilfeschend aufgeschlagen zu mir. Ich erwachte mit einem Aufschrei, und schwer fiel mir auf das Herz: was kann nicht widerfahren dem holden Mädchen – denn schön mag sie seither erblüht sein! – wenn unsre Kohorten nun bald alle Schrecken des Krieges tragen in jene Ufergehölze! Und ich gesteh' es: ganz besonders um jenes Kind wiederzusehen – vielleicht es zu schützen, bis der Krieg sich verzogen – bat ich den Kaiser, mich diesem Streifzug anschließen zu dürfen.«

Zwölftes Kapitel.

»Du aber, Herculanus,« forschte der Tribun, »glaubtest wohl des Oheims Leben nicht sicher genug unter *meinem* Schutz, daß du dich so eifrig herzu drängtest?« Bevor der Neffe erwidern konnte, fiel Ausonius ein: »Aber – Dank den Göttern! unser Feldzug bleibt unblutig. Die Barbaren haben das Land geräumt. Wohin mögen sie gewichen sein? Was hast du durch deine Kundschafter erfahren von dem Treiben der Feinde?« – »Nichts! Das ist das Unheimliche. Es ist, als hätte die Erde sie eingeschluckt! – Sie sollen auch wirklich viel unterirdische Gänge und Keller haben, in welchen sie ihre Vorräte und sich selbst bergen in Zeiten der Gefahr. – Nur sehr schwer sind unsere Colonen auf dem Südufer als Späher zu gewinnen. Sie wissen recht gut: wir Römer kommen und gehen, die Alamannen bleiben im Land: und sie fürchten deren Rache. Und Überläufer giebt es nicht mehr! Ja, in früheren Kriegen wird oft davon erzählt. Aber daß die Überläufer ausbleiben, zeigt, daß drüben das Selbstvertrauen steigt und die Furcht vor Rom oder auch die Hoffnung auf Rom sinkt. Nur ein Paar Freiwillige gewann ich, – für schweres Geld! – auf Kundschaft sich weit voraus zu wagen: der nach Ost gewanderte kam wieder, ohne eine Spur vom Feinde gesehen zu haben: der nach Norden gesandte kam – bisher – gar nicht wieder. Und leider auch nicht *einen* Gefangenen haben wir gemacht! Nicht die Spur eines Menschentrittes haben wir gesehen auf dem ganzen Marsch entlang dem See. Einmal meinte ich freilich, ich sähe aus dem dichten Schilf, das stundenweit in den See hineinreicht, eine kleine Rauchsäule aufsteigen: – ich befahl, zu halten mit dem ganzen Heer: aber gleich war das einsame Wölklein wieder verschwunden.«

»Ich begreife die Strategie unseres trefflichen Feldherrn doch nur,« spottete der Führer der Panzerreiter, zu Ausonius gewendet, »wenn ich ihm ein fast beleidigendes Maß von Vorsicht zumesse. Beim Herkules! Wo sie auch stecken, – nicht einen Tagmarsch können die Barbaren von uns entfernt sein.« – »Ja,« bestätigte Ausonius. »Ich sollte doch meinen, wir wären stark genug, sie aufzusuchen und zu verscheuchen aus ihrem Versteck.« Saturninus fürchte nur leise die Brauen: »Was dein Neffe von meinem Mut urteilt, ist gleichgültig. Du aber, Präfekt, hast schon wieder vergessen, daß wir die Barbaren, nach des Kaisers Befehl, gerade *nicht* verscheuchen, sondern umfassen und zur Unterwerfung zwingen sollen. Zu dieser Umzingelung sind wir zu schwach und müssen wir die Schiffe abwarten. Wenn unsere Flotte nicht ihnen den See versperrt, entkommen sie abermals auf ihren Kähnen, wie schon oft. – Bleibe, pierischer Freund, bei deinen Hexametern und überlasse mir die Barbaren: es ist besser für alle Beteiligten.« »Ausgenommen die – Barbaren!« lächelte Ausonius, dem Freund die Hand reichend. »Wer sind wohl die Führer der Feinde?«

»Die Römer auf dem Südufer nennen zwei Namen. Die übrigen alamannischen Gaue haben meist Könige –« »Soweit Germanen Königsherrschaft tragen, sagt Tacitus,« nickte der gelehrte Präfekt. »Mögen sie doch immer so fortleben, in zahllose Gaue zerklüftet, unter ihren Zaunkönigen und Dorfrichterlein, denen jeder nur gehorcht, soweit es ihm beliebt.« – »Es scheint, – das hat sich geändert. – Viele Gaue schließen sich zusammen zu Bündeln, die auch im Frieden beisammen bleiben, nicht nur für einen Feldzug. Die Linzgauer nun haben, scheint es, keinen König, nur einen alten

Gaugrafen. Dieser aber muß ein geistgewaltiger Mann sein. Denn er, der greise Hariowald, ist zum obersten Heerführer gekoren aller gegen uns verbündeten Gaue. – Nämlich, wir haben es nicht mit den »Lentienses« allein zu thun. Sie sind, nach Jahrhunderten der Thorheit, beinahe ein wenig dahinter gekommen, diese Barbaren, daß die »Freiheit«, das heißt, das Belieben, zu thun, was man will und sich nie um den Nachbar zu kümmern, ein zwar recht schönes, aber gefährliches Vergnügen ist, und daß sie bei solcher »Freiheit« für immerdar unsere Knechte werden, alle miteinander, wenn jeder Gau schadenfroh zusieht, wie ein Nachbargau, mit dem er einmal früher Hader gehabt, von uns bezwungen wird, – bis die Reihe an den Zuschauer kommt. Früher haben sie lieber uns ihren Überschuß an jungem Volk gestellt, ehe sie sich verbündet, dem Gebot eines Volksgenossen gefügt hätten: – schon seit geraumer Zeit ist das anders geworden; auch meine Bataver, diese trefflichen Krieger, wollen mir nicht mehr bleiben, ihre Dienstverträge nicht mehr erneuern! Und man hört gar nicht mehr die zahllosen Namen kleiner Völkerschaften, wie früher: fünf oder sechs große Bundesnamen sind es, die alles Land vom Ister bis zum Suebischen Meer erfüllen. – Das gefällt mir schon lange sehr, sehr übel! – Jener Alte nun ist der Feldherr aller gegen uns verbündeten Germanen.«

»Feldherrnschaft der Alamannen!«

»Verlache sie nicht, Ausonius! Ja, diese Feldherrnschaft des Waldkriegs: – sie hat uns seit jenem Quinctilius Varus viel Blut gekostet und manchen Sieg sehr streitig gemacht. Wie jener Weißbart das Haupt, so soll ein junger Verwandter von ihm der Arm, das Schwert, der Feuerbrand des Krieges sein.«

»Wie heißt er?« – »Attalus!« – »Adalo! – so hieß ein Gespieler Bissulas! Sie nannt' ihn oft. Ich sah ihn auch manchmal: – trutzig genug blickte er auf mich. Sollte der es sein?«

»Weiber und Männer in unseren Seestationen wissen nicht genug zu sagen von seiner Schönheit und kühnen Kraft.«

»Nun, bisher,« meinte Herculanus, »hat weder die Kriegsweisheit des Alten, noch das Kriegsfeuer des Jungen sich gezeigt.« »Doch,« lachte Ausonius. »Ihre Weisheit ist eben der Beschluß des Davonlaufens und ihr Feuer der Eifer, mit dem sie jenen Beschluß vollführen.« Aber stirnrunzelnd rief der Tribun: »Mit solchen Reden verscheucht man die Siegesgötter und ruft die Vergelterin des Übermutes herbei! – Spottet, nachdem wir gesiegt haben! – Und auch dann: – spottet lieber nicht: die Nemesis hat leisen Schlaf!« –

»Wenn du nicht weißt, wo sie stecken, die Barbaren, was willst du thun?« – »Sie suchen, bis ich sie finde und zum Stehen bringe!« »Dann aber,« rief Herculanus – »keine Verträge, keine Gnade mehr, sondern Vernichtung! Wie oft hat dies treulose Volk den Frieden gebrochen! Unsere Legionen sind voll Wut über diese Barbaren, die sie Jahr für Jahr zu den Märschen in diesen scheußlichen Sumpfwäldern zwingen. Nur die Ausrottung des letzten Germanen wird dem Römerreiche Ruhe schaffen.« Und drohend ballte er die Faust.

»Du hast vielleicht ein weissagend Wort gesprochen«, meinte Saturninus bedächtig, »aber in anderem Sinne als du ahnst.« »Ein abscheulich Wort hat er gesprochen!« rief Ausonius, und schenkte sich den Becher voll. »Und ein grundloses dazu. Ja, vor hundert Jahren etwa, unter Gallienus, da sah es aus, als sollten Perser und Germanen

das Ost- und Westreich überfluten. Aber seither hat sie sich wieder verjüngt, die ewige Roma. Deine tapferen Landsleute, mein Saturninus, die illyrischen Heldenkaiser, haben die Barbaren gebändigt an Euphrat, Rhein und Ister, Diokletian hat das Reich im Innern neugestaltet: und so möchte ich es auf Roms Weltherrschaft umdeuten, das stolze Wort meines Kollegen Horatius – war nicht unbegabt, nur fehlte es ihm doch an Gelehrsamkeit!« –

»Gehört die in die Poesie?« fragte Saturninus zweifelnd. Aber der Eifrige hatte es nicht gehört und fuhr fort: »Das Wort, das er von Dauer und Ausbreitung *seines* Ruhmes gesprochen: ich deut' es auf *Romas* Herrlichkeit: ›dauern wird sie und wachsen, so lange noch aufs Kapitol der Priester steigt mit der schweigenden Jungfrau:‹ der Vestalin nämlich,« fügte der Professor erläuterungsbeflissen bei. »Hum,« wandte der Illyrier ein, »schade nur, daß die Voraussetzung nicht mehr zutrifft.« – »Was? Wie so?« – »Der fromme Constantin, mordblutigen Andenkens! – ich höre sie wollen ihn heilig sprechen lassen, den Sohn- und Weibermörder! – hat ja die Opfer auf dem Kapitol verboten oder beschränkt, und dein Schüler und Gönner, Gratian, hat ja vor kurzem die vestalischen Priesterinnen abgeschafft.«

Dreizehntes Kapitel.

»Ah, das muß man so genau nicht nehmen,« meinte Ausonius.

»Bin nicht eben abergläubisch. Ich baue vielleicht nur allzuviel auf mein Schwert und zu wenig auf den Himmel: – aus den Vestalinnen mach' ich mir nichts! Aber es gefällt mir nicht, es ist mir unlieb, das zweite, was dein Zögling vorig Jahr zu Rom angeordnet hat.« – »Was meinst du?« – »Er hat den Altar der Siegesgöttin aus der Kurie des Senats entfernt, der man vor Beginn der Beratung zu opfern pflegte.« – »Schon Constantin hat ihn entfernt.« – »Aber Julian, der gewaltige Bezwingler der Alamannen, hatte ihn wieder hergestellt! Und beim Jupiter – vergieb, bei Gott! – mit gutem Erfolg! Den »Abtrünnigen« haben ihn die Geschorenen gescholten? aber die Siegesgöttin war ihm nicht abtrünnig! – Nun, man schlägt sich wacker, mit oder ohne Siegesgöttin! Aber – ich bin ein Römer – ich scheue das Omen!« – »Du siehst zu schwarz!« – »Du siehst zu rosig! Dein gütevolles Herz wünscht *allen* das Gute!« – »Ja, auch den Barbaren!« nickte Ausonius und hob die Schale. »Sind auch Menschen! Und schon die Stoa lehrte, nicht erst der Galiläer: – alle Menschen sind Brüder.« – »Es sind aber dieser gelbzottigen Brüder allzuviele.« – »Und ich glaube an eine Gottheit, – nenne sie wie du willst – die alles gütevoll leitet. Und so glaube ich auch, daß diese Barbaren Vernunft annehmen und dir bald ihre Unterwerfung anbieten.«

»Vielleicht unterwirft sich dann auch die Kleine – wie hieß sie doch? Bissula! – dem Ausonius,« neckte der Tribun. – »O, das liebe Kind! Wenn ich sie nur wieder sähe.« – »Wünsche das nicht, Präfectus Prætorio.« – »Warum!«

»Vielleicht unterwirft sie *dich!* Wäre nicht die erste Barbarin. Pipa hieß – oder Pipara? – jene Markomannin, in die sogar ein Imperator »ganz verzweifelt und verloren« sich verliebte.« – »Du vergissegst: ich wollte sie zur *Tochter*, nicht zur Frau.« – »Damals. Jetzt ist sie kein Kind mehr: – und du bist Witwer.« – »Ach, sie ist wohl längst mit den Ihrigen geflüchtet! Und doch: – ich glaube so gern, was ich wünsche! –« – »Ja, das ist eine deiner lebenswürdigen Schwächen!«

»Soll ich etwa hoffen, was ich fürchte?« – »Nein, aber das Unerwünschte für wahrscheinlicher als das Erwünschte halten! Das ist *meine* Weisheit.« – »Nein, nein! Ich lasse mir die Hoffnung nicht rauben: ich sehe es wieder, das Busch-Nymphlein dieses Walddickichts.« – »Greif' ich sie aber,« lachte der Tribun, »so wird sie *mein*: – nach Kriegsrecht.« Jäh zuckte es – wie ein Blitz – über des hageren Neffen lauernde Züge. Der Tribun sah es nicht: er hatte Ausonius scharf ins Auge gefaßt: er staunte, diesen angstvoll erbleichen zu sehen. »So tief geht dem Wackern dies Gefühl!« dachte er. »Oheim, du weißt ja, der Tribun spricht im Scherz,« rief Herculanus, wie tröstend. Da wandte sich der Illyrier drohend gegen ihn und sprach streng und ernst: »Wer sagt dir das?«

Besorgt warf Ausonius einen raschen Blick auf den schönen, stattlichen Mann: dann versuchte er zu lächeln: – aber es gelang ihm schlecht: »Dein Scherz führte mir die Möglichkeit des Ernstes, des fürchterlichen Ernstes vor! Wenn das reizende, unschuldige Kind in die Hände eines unserer erbarmungslosen Centurionen fiele! Grauenhaft.« – »Es ist das Los von Tausenden – bah, was sag' ich! – von vielen

Hunderttausenden gewesen seit wir Römer unsere Adler über den Erdkreis tragen. Ihr Poeten – auch du, mein weichherziger Freund! – ihr besingt ja den Krieg so gern! Ich sage dir: wer ihn kennt, wer ihn *führt*, – besingt ihn selten! Krieg ist notwendig: ich lache der thörichten Schwächlinge, welche, wie die guten Stoiker oder die Mönche, wähnen, es komme dereinst ein Reich des ewigen Friedens! Der Krieg ist groß: ja Heldentod fürs Vaterland ist das Gewaltigste, was Mannheit leistet. – Aber der Krieg ist grauenhaft! – *Mir* gilt es gleich,« lachte er und trank die Schale leer. »Ich brauche ihn nur zu *machen*, nicht zu verantworten – und vor allem! – nicht zu besingen. Ich bin nicht Arm, nicht Amboß, nicht Lyra: ich bin Hammer und: wehe den Besiegten! Tausend Jahre haben wir die Schrecken unserer Siege über alle Völker gebracht: eine unerhörte Treue der Fortuna! Nun aber – ich hoffe, es nicht zu erleben! – nun rollt allmählich ihr Rad rückwärts – gegen uns – über uns hinweg!« »Nimmermehr!« rief der Dichter. »Was können diese halbnackten Barbaren gegen uns. Solang wir Krieger haben gleich dir und für den Dienst der Musen Geister« – »Wie Ausonius, willst du sagen? Beneidenswertes Selbstgefühl! Ich sage dir: ich erachte mich – und viel bessere Krieger als mich – unfähig, dieses unerschöpflich heranwogende Meer abzuwehren, das man ›Germanen‹ nennt. Hab' ich doch schon gar manchen Feldzug gegen sie – auch gegen diese Alamannen, – hinter mir. Ich denke, sie *kennen* meinen Namen! – Aber diesem Heranbrausen liegt etwas Unheimliches zu Grunde: – ich weiß nicht was: – eine uns allen unerkennbare treibende Kraft, die mit Schwert und Schild so wenig wie die Meerflut abzuwehren ist. Ich suche schon lange nach diesem Geheimnis: – kann's nicht finden! Was aber den ›Dienst der Musen‹ angeht: – vergieb einem rauhen Soldaten: *Bauern* brauchen wir, nicht Poeten! Es giebt nur noch Millionäre, Bettler und Sklaven! Gieb mir hunderttausend freie Bauern altlatinischer Zucht – ich opfere dafür alle lateinischen Poeten, die toten und die lebendigen und will wieder glauben an die Zukunft Roms. So aber! – Doch« – er sprang auf – »es ist schon spät. Laß uns die Pfühle suchen! Wir tragen diesen unsern alten Streit nicht aus! Die kommenden Geschlechter werden ihn entscheiden. Aber nicht mit Worten! – Gute Nacht! Träume von Bissula, – daß wir sie finden: – du glaubst ja an Träume! – Denn morgen – Nannienus hat wenigstens ein paar Schiffe fertig gestellt, die er morgen am Nordufer hinkreuzen lassen will – streifen wir einmal ein wenig nach Osten.« Er hob den Vorhang und schritt klirrend in die Nacht hinaus; er mußte stets der schönen Waldnymphe gedenken. Auch der Neffe verabschiedete sich; kaum stand er draußen vor dem Zelt, als er die drohend geballte Faust gen Osten hob und leise knirschte: »Warte, Barbarenhexe!« Ausonius aber streckte sich auf das Feldbett, löschte das Licht und sprach vor sich hin: »Schlaf friedlich, meine Bissula, wo du auch weilest; morgen vielleicht seh' ich sie wieder, – diese unvergeßlichen Augen!«

Vierzehntes Kapitel.

Bei Tagesanbruch schmetterte die Tuba durch das Römerlager, die zur Teilnahme an dem Streifzug bestimmten Scharen zum Aufbruch mahnend.

»Wo ist mein Neffe?« fragte Ausonius, den schönen kantabrischen Schimmelhengst besteigend, den alten Prosper, welcher ihm den Bügel hielt. »Er pflegt mich doch sonst als der erste an meinem Bette zu begrüßen.« – »Er ist schon lange vorausgeeilt mit seinen Panzerreitern. Noch vor dem Tribun brach er auf!« – »Welcher Eifer! Das gefällt mir,« sprach der Oheim, den Hals seines edlen Rosses klopfend. »Zu Hause in Burdigala verbrachte er seine Zeit nur mit . . . –« »Mit dem Ausgeben *deines* Geldes, o Patronus,« brummte der Alte. »Bah, laß ihn, Graukopf! *Mein* Geld, – bald ist es *sein* Geld!« – »Verhüten es die olympischen – vergieb: die Heiligen!« – »Thu' dir keinen Zwang an um meinetwillen. Mir sind sie auch lieber. Sie haben den Vorzug, besser in die Metra zu passen, wenigstens die meisten. – Wo ist Saturninus?« – »Auch schon voraus. Er läßt dir sagen, du mögest folgen: des Weges könnest du nicht verfehlen. Siehe, dort die letzten Helme seiner Nachhut. Sein Landsmann Decius führt sie.« – »Ich sehe! Vorwärts! Wie schön das Morgenlicht uns zulacht! Hilf mir, unbesiegter Sonnengott!« Er gab dem Roß den Sporn und sprengte, gefolgt von einer glänzenden Umgebung von Reitern, den Hügel hinab und durch die porta principalis dextra hinaus nach Osten, der Sonne entgegen.

Ein mitgeführter Wegweiser hatte bereits bei dem ersten Tagesdämmern die gangbarsten Steige gesucht und bezeichnet durch kleine, in bestimmten Abständen niedergelegte Steine, welche die ihn begleitenden und bewachenden Pioniere in Säcken mit sich trugen. Bald gelangte der Praefectus Praetorio von Gallien, zum Teil auf dem uns bekannten Pfade, den wenige Tage vorher Adalo eingehalten, an Suomars einsames Waldgehöft. Mit pochendem Herzen begrüßte er, wieder erkennend, die erinnerungstraute Umgebung: den kleinen Bühl, darauf die breitästige Eiche, den nahen Quell: nichts war verändert in den wenigen Jahren: nur ein Stück Ackerlandes mehr dem durch Feuer gerodeten Urwald abgewonnen. An dem Pfahlzaun, der die Hofwehre umhegte, sprang er ab: sein Gefolge hatte er an dem Eichenbühl Halt machen lassen. Das Blut stieg ihm ins Gesicht, so gespannt war seine Erwartung: die schmale Zaunthüre stand halb geöffnet. Er trat in den Hofraum: da stieß er einen Ruf freudigen Staunens aus: in dem Wiesengrund vor der Hausthüre war ein kleiner Blumengarten abgegrenzt: mit Rührung erkannte er an den bunt prangenden Blumen, welche jetzt im schönsten Sommerflor standen, die Sämereien und Stecklinge wieder, die er dem Kinde drüben in Arbor geschenkt, ja bis aus Gallien verschrieben hatte. Italische und gallische Blüten und Sträucher, sichtbar mit liebenden Händen gepflegt, veredelte, gefüllte Rosen, dann immergrüner Taxus begrüßten ihn in dichten Beten: auch die Stämmchen der Obstbäume: der pontischen Kirschen, der picentinischen Äpfel, der aquitanischen Birnen hatten sich lustig bis über die Höhe der Hausthüre emporgereckt. »Ja, ja,« lächelte er »was erwächst, was erblüht nicht alles in fünf Jahren!« Da schwirrte etwas zu seinen Häupten: aus den Luken des Stalldaches flatterte ein ganzer Schwarm zierlich kleiner, blaugrauer Täubchen über den Garten hin in das nahe Haferfeld.

»Sieh,« rief Ausonius, ihnen nachschauend. »Meine lykischen Felstäublein aus Burdigala! Wie hat sich doch das Eine Paar gemehrt!« Er zögerte, in das Haus zu treten. Wohl sagte er sich, schwach, ja nichtig sei die Hoffnung, die Gesuchte zu finden. Aber hier schien alles von ihrer Gegenwart zu zeugen: da lag auf der Bank vor dem Hause sogar – wohl erkannte er sie! – die zierliche Gartenschere, die er ihr aus Vindonissa geschickt hatte! Er *wollte* nicht die Schwelle überschreiten und sich jede Hoffnung nehmen. Da klirrte Erz von der geöffneten Haustür her: – ein Centurio von der Schar des Herculanus trat heraus, ehrfurchtsvoll grüßend. »Alles leer, vir illuster! läßt dir der Tribunus sagen. Und wir sollen dich fragen – wir brennen alle Höfe der Barbaren nieder – ob wir auch dies . . .« –

»Es bleibt unversehrt!« Der Mann nickte befriedigt. »Du befehlst, was ich wünsche! Es wäre mir schwer gefallen. Sind das doch umbrische Rosen, vicentinische Malven, wie sie um meiner Eltern Haus ranken bei Spolegium! Mitten in den Sümpfen der Barbaren! Wer mag dies Wunder geschaffen haben?« – »Ein Poet,« lächelte Ausonius, »und die vierte, die jüngste der Grazien. – Also Saturninus war schon selbst hier?« – »Ja, aber noch vor ihm – mit mir – dein Neffe. Alles durchsuchte Herculanus sorgfältig, ja gierig. Er verbot mir, ihm zu folgen: am Eingang muß' ich warten.« – »Der gute Junge! Er wollte selbst sie mir zuführen, mich überraschen!« – »Gleich nachdem Herculanus fort, sprengte Saturninus heran.« – »Wohin wandte sich von hier der Zug?«

»Dort hinein in den Wald! Links, immer links: vom See ab! Sonst versinkt Roß und Mann. Du findest Posten gestellt im Walde – je dreihundert Schritt! Ich bilde hier den Anfang der Kette mit drei Mann!« – »Sorge, daß Hof und Garten ja nicht versehrt werden! Ich verspreche dir dafür einen Krug besten Räterweins.« Damit wandte er sich, stieg wieder zu Pferd und ritt mit seinem Gefolge nach links über das gerodete Land und die Wiesen, die das Gehöft umgaben, auf den Eingang des nahen Buschwalds zu, wo Helm und Speer des nächsten Postens hell im Sonnenglanze blitzten. – –

Herculanus aber hatte sich nicht begnügt mit der genauen Durchforschung des verlassenen Hauses. Auch die Umgebung hatte er sorgfältig abgesucht, ob er nicht eine Spur der Verschwundenen fände. In dem gestrüppigen Buschwald konnte er bald nicht mehr fort: er sprang ab, übergab seinen mauritanischen Rotscheck dem einzigen Reiter, der ihm hatte folgen dürfen, und schlüpfte nun durch das Dickicht.

Eine Art von Wiespfad, die er mit Anstrengung entdeckt und eine Strecke weit verfolgt hatte, hörte jetzt plötzlich auf. Während er aber vergeblich nach Steinen oder Holzstückchen suchte, die bis dahin, obzwar in weiten Abständen, die Richtung des Gangsteigs angedeutet hatten, bemerkte er deutlich in dem sumpfigen Wiesboden des Waldes frische menschliche Fußspuren.

Und es waren nicht Römer, die hier gegangen! So weit waren die Truppen noch nie nach Osten vorgedrungen. Und es waren nicht Eindrücke, wie sie des Suchers eigne schwere römische Marschschuhe zurückließen: absichtlich trat er ganz leicht auf, dicht neben den vorgefundenen Stapfen: aber wie ganz anders ward die Spur! Gleich füllten sich seine tiefen Tritte mit dem rotgelben Moorwasser, das bei jedem Druck aus dem Grunde quoll. Hier aber war jemand vor kurzer Zeit leichter auftretend, barfuß, gegangen. Und zwar mehrere Menschen.

Denn neben einer Spur, die etwa einem Kind anzugehören schien, war, stets einen Schritt weiter zurück, ein etwas breiterer und tieferer Eindruck wahrzunehmen und, stets rechts davon zur Seite, ein schmales, aber tiefes Löchlein, mit Wasser gefüllt, wie von dem spitzen Fußende eines Stabes, während teils links daneben, auf schlechter gangbarem Grund, teils ein paar Schritte voran ein schwerer, breitspuriger Mannestritt unverkennbar schien.

Mit heißem Eifer folgte der Römer den Fußtritten: fand er nicht die Gesuchte, immerhin erwarb er sich das Verdienst, zuerst die Richtung zu entdecken, in welcher die Barbaren geflohen. Da schienen plötzlich die Spuren aufzuhören vor einem dichten Weißdornbusch, der mitten im Wege stand. Vor der tastenden Hand, die das Gedörn zur Seite schob, flog ängstlich ein braunes, rotbrüstiges Vögelein auf: – vorgebeugt spähte der Sucher in das Gebüsch: da entfuhr dem froh Überraschten der wilde Schrei: »Ha! Sie ging hier! Sie *selbst!*«

Langsam, langsam zog er durch seine Hand ein leuchtend rotes Haar, das sich hier an einem Dorn gefangen: es war wohl eine Elle lang. Und jenseit des Weißdornbusches waren nun auch ganz deutlich – schärfer als irgendwo zuvor – auf einer feuchtsandigen Strecke – die Tritte wahrzunehmen. »Was eines Kindes Spur schien, das kam von *ihren* Füßen! Nach!«

Fünfzehntes Kapitel.

Das Gestrüpp ward lichter, offenbar hier von Menschenhand beseitigt: noch ein paar Schritte und der Verfolger stand auf einem freien, durch Feuer gerodeten Platz im Urwald. Hier erhob sich eine kleine Hütte, aus unbehauenen Stämmen, sehr kunstlos, im Viereck gefügt: statt der Thüren, einander gegenüber, zwei schmale niedrige Lücken: solche Waldhäuslein dienten dem Jäger zum Anstand, dem Hirten, der im Wald von Unwetter überrascht ward, zur Zuflucht; vor allem aber barg man so Vorräte von Waldheu, die man nicht in das ferne Gehöft schleppen mochte. – So war es hier: man sah durch die Lücke hochgeschichtet Gras heurigen Erstschnitts.

Bevor Herculanus die Waldhütte erreicht hatte, schlug von seiner Rechten, von dem Seeufer her unbestimmtes Geräusch an sein Ohr. Er zog das Schwert und blieb stehen. Angestrengt horchte er: da nochmal! War es ein Ruf? Es schien ihm der Ton dem Anrufen gleich, mit welchem Römer auf Wache sich untereinander vor dem Feinde warnten. Gleich darauf ein anderer Ton: wie das Schwirren der Sehne bei dem Abdrücken und das Anschlagen an das Holz des geschweiften Bogens: darauf ein dumpfer Fall oder Schlag in das Wasser –: und nun alles still! Nur das metallische Klopfen des Buntspechts scholl durch den schweigenden Urwald.

Vorsichtig den Schild bis an die Augen hebend und nach rechts ausspähend, harrte der Römer, die hagere Gestalt hoch aufrichtend, noch einige Sekunden: nichts rührte sich. Jetzt sprang er in ein paar Sätzen über die Waldblöße auf die Heuhütte zu, bückte sich und drang durch die Lücke von Norden her ein.

Da raschelte etwas unter dem dichten Grase: dieses schien lebendig zu werden: aus den tiefen Schichten glitt etwas – war es ein Wiesel? – nach der gerade gegenüber liegenden Öffnung und wollte entweichen: nur die wogende Bewegung der Grasgarben verriet die Richtung. – Hastig griff Herculanus mit dem Schildarm nach dem Raschelwesen, die Rechte mit dem gezückten, breiten, kurzen Schwert zu mörderischem Stoß erhebend.

Er faßte etwas Warmes und riß es aus dem dichten Heu nach oben: die Garben fielen rechts und links zur Seite und er zog heraus ein Mädchen, von rotem Wirrhaar und von Heualmen überflutet das Antlitz, welches in tödlichem Schreck und mit flammendem Zorn zugleich zu dem Ergreifer aufblickte.

So wunderbar, so sinneberauschend schön war das junge Geschöpf, daß Herculanus einen wilden Schrei der Lust ausstieß.

Er hatte sich fest geschworen, der erste Augenblick, da er die gefährliche Barbarin allein vor dem Schwerte haben würde, sollte ihr letzter werden: und auch jetzt ward er in diesem Beschluß wahrlich nicht wankend; weder Erbarmen noch Leidenschaft mochten seinen lediglich auf den Reichtum des Oheims gerichteten Sinn beirren: aber doch weckte ihm soviel Jugendreiz eine kurze Wallung der Gier: – bevor er die Feindin erstach, wollte er einmal diese roten Lippen küssen. So zog er sie, mit der Rechten zum Todesstreich ausholend, mit der Linken näher an sich.

Mit der Kraft der Verzweiflung sträubte sich das Mädchen; das Haupt soweit wie möglich von ihm abwendend, stieß es einen Angstschrei aus, wie ein sterbendes Reh: es war nur ein Augenblick Verzögerung des Mordstoßes: aber er rettete sie. Denn bevor Herculanus seine häßlichen Lippen ihrem abgekehrten Gesicht nähern konnte, fiel von außen ein Schatte vor die nach der Seeseite führende Öffnung, in der die Ringenden nun standen. »Mörder!« rief eine tiefe Stimme: und mit überlegner Kraft vor die Brust gestoßen, taumelte Herculanus zurück, die Ergriffene loslassend.

Rasch, wie die Forelle dahin huscht, wollte die Befreite zur Lücke hinaus: allein sie fühlte sich am Arme gefaßt mit dem eisernen Griff einer viel stärkeren Faust: zu einem zweiten hochbehelmtten Römer blickte sie empor.

»Du bist's, Tribun!« stammelte Herculanus und steckte hastig das Schwert in die Scheide. Dieser würdigte ihn keines Wortes: »Du bist Bissula, Kleine? Nicht wahr?« fragte er. Und mit staunenden Blicken maß er die wunderbare Erscheinung. Ein süßes Feuer durchrieselte ihn, wie er das holde Köpfchen, die zarten, anmutreichen Glieder, die nackten, weißen Füßlein prüfte und das warme junge Leben fluten fühlte durch den vollen Arm, den seine Hand fest umschlossen hielt.

Die Gefangene gab nicht Antwort: aber vertrauender schaute sie in dies männlich schöne Antlitz auf. Dann warf sie einen seltsamen Blick, wie suchend, in die Hütte zurück: denn Saturninus hatte sie aus der Thüre heraus in das Freie gezogen: sie schien ängstlich zu horchen.

»Ja, es ist Bissula,« sprach Herculanus, nun ebenfalls heraustretend. »Wie kamst du zu dem Wahn, ich wollte sie morden? Seit frühstem Morgen such' ich sie.« – »So dachte ich.« – »Nicht für mich! – Ich hielt sie nur fest, ihr Entfliehen zu hindern.« – »Mit gezücktem, zum Stoß erhobenem Schwert?«

»Nur, sie einzuschüchtern.« Aber Bissula warf einen strafenden Blick auf ihn. »Wie dem sei,« fuhr der Illyrier fort, »sie ist *meine* Gefangene!« Und leuchtend ließ er die Augen auf ihr ruhen: – verwirrt senkte das Mädchen die langen Wimpern. »Nein, nein! Ich habe sie entdeckt!«

»Aber bevor du sie abermals bewältigt – denn sie war wieder frei – griff ich sie! Wag' es, zu widersprechen, Mädchenmörder!« und drohend schritt er gegen ihn heran. Da scholl vom Rücken her aus dem Wald ein Tubaruf. »Wir müssen zurück! Das Tubazeichen mahnt,« sprach der Tribun. »Die erste Spur der Feinde ist gefunden: – nicht nur das Kind: – ein Mann.«

Ängstlich sah Bissula auf.

»Von Fellen bedeckt lag er,« erzählte jener im Gehen, »im Röhricht verborgen, von einem umgestürzten Baumstamm nicht zu unterscheiden. Bevor wir ihn greifen konnten . . .« –

Bissula atmete hoch auf.

»War er im Schilf verschwunden. Ein batavischer Schütze schoß ihm nach. Horch, der Präfekt wiederholt das Zeichen! Geh' in Güte, Kind.«

Er führte sie am Handgelenk, sorglich bemüht, ihr nicht weh zu thun; sie blieb manchmal stehn und sah zurück nach der Hütte, auch einmal in den See.

Herculanus folgte finstern Blickes.

Nach wenigen Schritten hörten sie das Wiehern eines Rosses und traten bald in eine Waldlichtung: da hielt Ausonius mit seinem berittenen Gefolge.

»Vater Ausonius!« rief die Gefangene freudig und wollte sich losreißen, auf ihn zuzufiegen. Aber da ward der Griff des Illyriers um ihren Arm eisern. Militärisch grüßend trat er an den Präfekten, der Bissula beide Arme entgegenstreckte, heran und sprach streng: »Der erste Zusammenstoß mit dem Feind! Ein Mann ist entflohn –: ein Mädchen – diese hier – ward *meine* Gefangene: *meine* Sklavin.«

Zweites Buch

Erstes Kapitel.

In diesen Tagen wogte ein reges Leben auf dem Weihberg, auf dem ein großer Teil der Geflüchteten sich geborgen hatte: und von Norden her, der durch die Römer nicht bedrohten Seite, strömte Zuzug, der Heerbann anderer Gaue, heran.

Die Versuche des Tribuns, die Zufluchtstätten der Entwichenen zu entdecken, waren bisher gescheitert: weder die in den Ostsümpfen, noch die auf dem Wodansberg waren von den ausgeschickten Spähern und Streifscharen erreicht worden. Moor und undurchdringlicher Urwald umgab das Römerlager auf dem Idisenhang auf allen Seiten, ausgenommen gen Süden, nach dem See hin. In den letzten Tagen war, nach einem wolkenbruchartigen Gewitter, Südwestwind eingesprungen, der nun mit tiefenden Schwingen strömende Regengüsse brachte: da wurden die Wälder vollends undurchdringbar für den schweren Tritt der Legionen: die wenigen Furten lagen versumpft oder überschwemmt, die kleinsten Rinnsale waren zu reißenden Bächen angeschwollen. Mißmutig, fröstelnd hielten sich die Eindringlinge, meistens Südländer, in dem Lager beisammen, unter Bretterdächern und aufgespannten Lederzeltdecken, Tag und Nacht große Feuer schürend, die aber, da alles Holz naß geworden, mehr Qualm als Wärme verbreiteten. Auf weite Strecken hin vor dem Fuß des Weihberges waren überall die seltenen und schmalen Zugänge, die in das Innere der ungeheuren Wälder führten, gesperrt, verrammelt durch Verhacke. Gewaltige Eichen, Eschen, Tannen waren gefällt und quer übereinander, über Mannshöhe, aufgeschichtet worden, durch Rasen und Erde gefestigt, in Abständen durch mächtige, senkrecht in den Boden gerammte Pfähle oder durch Bäume, die man hatte stehen lassen, zusammengehalten. So entstand eine fast unersteigliche Brustwehr: auf deren Krone aber und in den Wipfeln der überragenden Bäume versteckt waren die besten Bogenschützen verteilt.

Solche Verteidigungslinien von Waldverhauen wiederholten sich hintereinander überall, wo die Örtlichkeit sie verstattete: viel mehr Tage als der zu Ende neigende August den Römern noch versprach – vor Eintritt der Herbstregen pflegten sie ihre stets nur sehr kurzen Sommerfeldzüge in Germanien abzubrechen – hätten die Legionare gebraucht, all' diese Schanzen nacheinander zu stürmen: – zu umgehen waren sie schlechterdings nicht, wegen der Sümpfe. Wären sie aber durch alle Sperrlinien bis an

den Fuß des Wodanberges gelangt, dann hätte erst die unsäglich müheschwere Belagerung dieser natürlichen Feste anheben müssen.

Alle Aufgänge waren durch mehrfache Verhaue gedeckt. Auf dem Berge selbst aber erhob sich, übereinander aufsteigend, ein ganzes System von »Ringwällen«. Diese höchst widerstandstüchtigen und ausgedehnten Befestigungen rührten zum großen Teil noch aus der keltischen Zeit her, waren aber von den Alamannen in den mehr als hundert Jahren ihrer Niederlassung in diesem Lande noch ganz gewaltig verstärkt und erweitert worden: hatten sie doch oft genug hier vor den römischen Waffen Zuflucht suchen müssen. Die Ringwälle waren aufgeschichtet aus Erde, Rasen, Pfahlwerk und aus sogenannten »Cyklopenmauern«, d. h. aus Felssteinen, die, ohne Mörtel und ohne Ziegel, in geschickter Benutzung ihrer Spitzen, Zacken und Fugen, so dicht in einander gerammt wurden, daß Verbrennen, Auseinanderreißen oder Erschüttern durch den Sturmbock hier gleich unthunlich scheinen mußte.

Jeder dieser Ringe, die sich, in Stockwerken, terrassenförmig, wiederholten, mußte als eine Festung für sich gestürmt werden, während in der Verteidigung jeder tiefer gelegene zugleich von sämtlichen höheren mit geschützt ward, da die Überhöhung so eingerichtet war; daß Steine, Baumstämme, Speere und Pfeile von allen oberen Wällen die Feinde treffen konnten, ohne die Kämpfer auf der unteren Wallkrone zu schädigen. Sieben solcher Ringwälle umgürteten den Berg, der oberste die Hochkuppe, die, in tiefstem Eschenwald, Wodans Weihaltar barg. Durch alle Stockwerke der Bergfestung waren, über Wald und Wiese hin, die Wehrunfähigen verteilt: Weiber; Kinder, Greise, Unfreie. Die Herden hatte man größtenteils auf der Rückseite, dem Nordabhang des Berges, untergebracht, deren Gebrüll, Gewieher und Geblök den Feinden so fern wie möglich zu rücken.

Unter Hütten aus grünendem, dichtem Laubwerk, die sie, manchmal ein Tierfell zwischen die Zweige bindend, vortrefflich zu bauen verstanden, lagerten die Geflüchteten zur Nacht. Auch an kellerähnlichen, unterirdischen Gängen fehlte es nicht auf dem Weihberg, wo man Getreidevorräte und Schmuck versteckte. Die Heermänner aber hielten alle Zugänge besetzt, streiften, zumal zur Nacht, in ganz kleinen Häuflein aus dem Bereich der Verhache bis in die Nähe des Römerlagers und verbrachten die Tagesstunden in Waffenübung oder Waffenspiel, ungeduldig die lange Verzögerung des Kampfes ertragend und scheltend auf ihres greisen Herzogs unbegreifliches Zaudern.

Für diesen, Adalo und andere Führer waren auf der Hochkuppe des Berges Laubhütten aufgerichtet, die Zelte ihrer Gefolgen in der Nähe verteilt. Vor einer dieser Hüttenlauben – ein Hirschgeweih war als Hausmarke in den Mittelpfahl eingeritzt – brannte am Tage nach Bissulas Gefangennehmung – es war schon später Abend – ein prasselndes helles Feuer, genährt von Tannenzapfen, die unter der Steinplatte eines Kellers vor der Nässe trefflich geschützt geblieben waren.

Es ward geschürt von einem Mann von etwa vierzig Jahren, den das verschorene Haar als Unfreien und die Bildung des kurzen Gesichts, die dunkeln Augen, die breiten vorstehenden Backenknochen, die Stülpnase, als nicht germanischen Stammes bekundeten. Suomar hatte ihn vor vielen Jahren drüben in Vindonissa gekauft: wohlfeil genug, denn ungezählte Gefangene hatten damals Valentinian oder die Sklavenhändler aus dem Jazygenkriege mitgeführt.

Vor dem Feuer, abgewandt von Wind und Rauch, lag auf einem Bärenfell, mit anderem Pelzwerk die Füße bedeckt, Waldrun, die Greisin. Neben ihr kniete Adalo. Frohmut und Zornmut waren von ihm gewichen: schwere Trauer lag auf seinem schönen Antlitz. Aus silberner Schale gab er der Blinden dunkelroten Wein zu trinken: alte, römische Beute beides, Schale wie Trank.

Zweites Kapitel.

»Noch einmal, Zercho,« sprach er ernsthaft, »erzähle mir alles genau, bis die Altfrau sich erholt hat und einfügen kann, was du nicht weißt und gesehen. Ich habe noch immer nicht gerade dasjenige scharf erfaßt, worauf mir alles ankommt.« Der Knecht kauerte nun ganz am Feuer nieder: er mühte sich unablässig, mit dem Wolfsfell, das ihm als Mantel diente, den Rauch von der Greisin abzuwehren, der sie aber gar nicht bedrohte: – dadurch konnte er sein Auge dem scharf forschenden Blicke des Jünglings entziehen.

»Ging das nun so, schöner Nachbar. Gleich nachdem du im Zorn den Bühl hinabgesprungen, – ich hatte es gesehen, von dem Stall aus – gebot mir das rote Geistchen, die Kaisermünzen des Herrn zu vergraben – ach es sind recht wenige! – und die Erzschale und den zerbrochnen Henkelkrug, die er vor drei Wintern erbeutet bei Brigantium. – Schon vorher hatte ich die Kuh, die Schafe und die Ziegen fortgetrieben in den Erlenbusch. Am folgenden Tag sollte ich das Geistchen und die graue Frau in die Sümpfe führen, zu Suomar, dem Herrn. Aber ach, die gute graue Frau bespringt gar oft die heißkalte Katze, die unsichtbar den Leib schüttelt wie eine Maus. So war's am folgenden Tag. Mit Mühe konnte die Schmerzenreiche die alten Glieder vom Lager heben: gar schwach, wie ein verglimmender Kienspan, war ihre Kraft: ich mußte sie fast immer tragen. Aber das ging nur auf festem Boden: im Wildsumpf wär' ich eingesunken mit der Last: denn starke Knochen wiegen schwer. So mußte die Blinde in dem Wald an ihrem Stabe selbst schreiten, geführt von dem Geistchen, während ich voraussprang von Stein zu Stein, den besten Pfadsteig aussuchend. Doch vor der Heuhütte sank uns die Altfrau zusammen. Sie konnte nicht mehr stehen noch gehen: wir trugen sie hinein: du weißt, dort neben dem linken Eckpfahl mündet der alte Höhlengang. Da unten war es sicher, warm und – für sie! – nicht dunkler als oben. Wir verbrachten dort den Rest des Tages und die Nacht. Bissula wollte, trotz aller Mahnung, die Kranke nicht verlassen und nicht sich allein von mir fortführen lassen. Sie hatte Milch im Ziegenschlauche mitgetragen und Speltbrot. Ich wachte draußen vor der Hütte. Bei Tagesgrauen schlich ich mich gen Westen an den Saum des Waldes zurück, auszuspähen nach den Hochbehelmtten. Bald sah ich, wie ein Häuflein Reiter gerade auf Suomars Hof zusprengte. Ich hatte im dichtesten Seeschilf unseren alten Einbaum samt den Rudern geborgen: ich wollte nun den Kahn durch Sumpf und See so nahe als möglich an die Heuhütte schieben, die Kranke hineinragen und dann versuchen, die beiden Herrinnen den See entlang zu Suomar zu fahren. Aber als ich das Ufer erreicht, sah ich von drüben, von Arbor her, mehrere Schiffe – die hohen, hochmütigen Schnäbel und die dreieckigen Segel verrieten sie als römische – vor dem Südwind gegen unser Gestade treiben: bald mußten sie dicht heran sein: der Weg zu Wasser war gesperrt. Und schon hörte ich zur Rechten, von Westen her, das Platschen der Gäule in Sumpf und Wiesenmoor, ganz nahe bei mir: ein paar Reiter, den Pfeil und den langen Bogen in der Rechten, sprengten an mir vorbei, nicht einen Speerwurf weit. Ich duckte mich ins Schilf, ja in den Seesumpf bis an den Mund. Dabei scheuchte ich aber den Silberreier auf, der dort immer fischt: wie er laut kreischend – der einfältige Vogel! – aufstieg und über das Schilf hinstrich, zog er die Blicke der nächstfolgenden Reiter auf sich und leider! auch auf mich. Mein Kopf fiel ihnen in die Augen. Ein Bogen schwirrte: in meine

Ottermütze fuhr sausend ein Bolz, auch ein wenig in meinen Kopf: – aber nicht tief: – Zerchos Schädel ist hart: – oft hat das Suomar gesagt und diesmal war es gut, daß er hart ist. – Nun floh ich, schwimmend, in den See hinaus, tauchend, wie eine Duckente, solange ich den Atem halten konnte. Als ich mich heben mußte, waren die Reiter verschwunden. Behutsam, wie der Fuchs, der die Maus beschleicht, kroch ich auf allen Vieren im tiefsten Röhricht näher an das Land, in der Richtung der Heuhütte, aber in weitem Bogen. Da sah ich alsbald zwei Walen in schimmernden Brünnen heraustreten auf die Waldlichtung: einer von ihnen führte am Arm die junge Herrin mit fort . . . –«

Adalo hörte das zum zweitenmal, aber doch seufzte er wieder tief auf. –

»Hinter uns wieherte ein Gaul und auf dem Gaule saß das kluge Väterchen, das vor einigen Wintern in Arbor drüben dem Geistchen immer vorsang aus vielen, vielen Eselshäuten: – ach so lang, so grausam lang! – während ich warten mußte, es zurückzurudern über den See.« – »Weißt du ganz gewiß,« fragte Adalo, den Knecht bei der Schulter fassend und mit Gewalt dessen abgewandtes Gesicht sich zukehrend – »daß dieser Reiter jener alte Römer war?« »Nun, so gar alt ist er just nicht,« erwiderte der Sarmate ausweichend, »ob er zwar etwas grauer geworden seit jenem Sommer.« »Antworte,« zürnte Adalo. »Kannst du schwören, daß jener Reiter Ausonius war?« – »Ausonius! Ja, ja, so nannte sie ihn damals immer, Vater Ausonius! Und so rief sie auch gestern, da sie ihn erblickte: ›Vater Ausonius!‹ schrie sie.«

Er brach kurz ab und rieb sich verdrießlich den Kopf, der ihn nun auf einmal zu schmerzen schien an der getroffenen Stelle. Er brummte dabei in seiner Sarmatensprache, die Adalo nicht verstand, »Also wirklich er!« seufzte Adalo. »Und ich muß noch den Göttern danken, daß sie gerade den herbeigeführt haben.«

»Das lohne dir Freia,« sprach da plötzlich die Blinde, sich auf dem linken Arm aufrichtend und mit der Rechten, der Stimme nach, tastend, bis sie des Jünglings Haupt erfaßt hatte und nun die langen Locken streichelte. »Das lohnen dir die von Asgardh, daß du also denkst!« – »Muß ich nicht, Mutter? Oh weil du dich nur wieder aufrichten kannst!« – »Dein Trank, der Römer Trank, hebt die matte Seele.« – »Ausonius, ihr Väterchen, wird sie ja schützen vor den andern. Aber,« fuhr Adalo grollend fort, »wer schützt sie vor Ausonius? Sie war ihm zärtlich zugethan.« – »Wie ein Kind dem Vater!« – »Sei's! Damals! Aber jetzt hat die Jungfrau ihm alles zu danken: – das Höchste!« Zercho hatte während dieser Wechselreden die beiden wiederholt bedenklich angesehen: er kratzte sich jetzt hinter dem Ohr und wollte etwas einwenden: aber er besann sich wieder anders – und schwieg.

»Das Kind war,« ergänzte nun die Alte des Knechts Erzählung, »wider meine Warnung von meiner Seite aus der Kellerhöhle hinauf gehuscht in die Hütte. Gar lang ward ihr die Weile, auf Zerchos Wiederkommen zu warten in dem dumpfen Gewölbe, Plötzlich hörte ich einen schweren Mannestritt über mir: – dann einen Schrei der Kleinen, der mich erbeben machte. Aber bis ich mich zu der Steinplatte hin getastet und diese gehoben hatte, war alles still. Vergeblich rief ich ihren Namen. Bald kam Zercho mit der Nachricht, er habe sie gefangen fortgeführt gesehen. Traurig warteten wir die Dunkelheit ab: mein Fieber war gewichen: – ich konnte langsam gehen: aber Zercho, der Vielgetreue, suchte und fand im hohen Ried des Erlenbruchs verborgen unsere Kuh, hob mich darauf und führte mich in weitem Bogen durch Busch und Wald hierher.«

»Denn zwischen der Waldhütte und Suomar in den Ostsümpfen,« fiel der Sarmate ein, »hatte ich welsche Schiffe landen sehen: – Feinde streiften dort: so suchte ich den Weihberg zu gewinnen, wie auch die Herrin vorzog.« – »Ja: denn nun, da Suomar, mein Sohn, unerreichbar, nun bist du es, Adalo, vor allen Männern unseres Volkes, unser guter Nachbar, ihr Jugendgespiele, dem ich es klagen muß: gefangen ist das liebe Geschöpf: – hilf – rette – befreie!«

Traurig strich sich der Jüngling über die schön geschweiften Brauen. »Ja,« dachte er mit bitterem Weh, »gefangen aus Schuld des eignen Trotzes, der störrigen Laune!« Aber er sagte davon nichts: er seufzte nur: »Das wird nun schweres Werk! – Ging' es nach mir, – vom Augenblick ab, da ich's erfuhr, hätt' ich den Idisenhang so unablässig und so wild bestürmt, daß den Walen Lust und Muße gefehlt hätte, das Kind zu quälen. Oder – zu gewinnen!« fügte er herb hinzu. »Aber über das Volksheer gebeut nur mein Vetter Hariowald, der Herzog! Ich darf nicht . . .« –

Da unterbrach ihn ein leises Gebrumm: er wandte sich und ein seltsames Schauspiel wies sich dar.

Drittes Kapitel.

Ein bildschöner Knabe von etwa vierzehn Jahren, den große Ähnlichkeit als Adalos Bruder bekundete – aber ganz hellgelb, fast weiß, war sein kraus gelocktes Haar – zog am Ohre heran eine gewaltig große Bärin, die brummend, widerstrebend, aber gleichwohl nachgebend, sich von dem kleinen Führer näher an das Feuer zerran ließ.

»Nieder, Bruna!« rief der Knabe und brachte das mächtige Tier zum Liegen. »Auch du hast sie ja so lieb gehabt, die Lustige, die Kecke! Siehst du, braune Brummriesin, da ist nur die Altfrau. Und Zercho, der dir immer soviel Wildhonig zu naschen gebracht aus dem Bienwald. Aber sie fehlt! Unsere Bissula fehlt! Ha, wärest du dabei gewesen, – grimmig hättest du sie wohl verteidigt. Denn du hast es nicht vergessen, daß sie und Adalo selbender dich gerettet, dich aus dem Gießbach gezogen haben. Kaum geboren, kaum größer als eine Katze, hatte dich der Wolkenbruch von deiner Mutter hinweggerissen: hart am Ertrinken schriest du so jämmerlich! – Und eifriger wahrlich haben dich ihre emsigen Hände als die unsern dann großgefüttert mit Milch und mit Speltbrot und mit leckeren Waldbeeren. Seit du zuerst die Augen, die noch blinzenden, aufschlugst, die jetzt so menschenverständlich blicken, hast du in ihr deine beste Freundin erkannt. Oh wärest du bei ihr –, keiner wagte, sie zu schlagen. Ach Bruder, starker Bruder, du Held und Hort des ganzen Gaus, hole sie heraus! Weh, wenn die Kleine mit den feinen Händen den Verhaßten das Badwasser heizen, die Füße waschen muß, wie ich oft drüben in Arbor gesehen von ihren Mägden! Was brausen wir nicht hinunter auf den Flügeln des Sturmes und hauen sie heraus aus der hochumpfährten Lagerburg?«

Und er schwang den kleinen Wurfspeer: die Lohe des Feuers schlug hell empor: er stand in dem Schein der Flammen: schön sah er aus in dem lichtblauen, von weißem Schwanenflaum gesäumten Linnenrock.

»Ja, mein Sippilo,« sprach der ältere Bruder in tief verhaltne Weh, »du hast sie auch lieb gehabt.«

Erschrocken sah dieser auf: aber Adalo fuhr fort:

»Ja, ja. Vielleicht ist sie tot –: für uns – für unser Volk! Vielleicht schauen wir sie niemals wieder, hören nie wieder ihr holdes, ihr elbisch neckendes Lachen!« »Oh der Rauch! Wie das beißt!« rief der Knabe und wischte sich die nassen Augen, »Vielleicht ist sie ganz gern bei den Walen!« fuhr Adalo grimmig sich selbst quälend fort, »bei dem wortklugen Ausonius!« »Ist der wieder im Land?« rief Sippilo. »Den durchspeer' ich wie einen dicken Karpfen, der sich im Seichtwasser sonnt. Ah, schon damals wünscht' ich, er führ' in Wodans und der Sonne Haß! So oft ich kam, die Frohe zu holen zum Fischen oder zum Ballwurf, – immer war sie zu ihm hinübergefahren oder war nicht fortzubringen von den langen Runenrollen, darin sie den Kopf vergrub: – Er hatte sie ihr gegeben. Wenn ich den erwische!« – »Hätten wir nur sie zurück: Mein Herz verzehrt sich in Sorge!« »Wehre der zehrenden Sorge, mein Sohn,« mahnte die Alte. »Sie lähmt dir Gedanken und Arm: – und beide brauchst du, das böse Kind zu befreien. Ich bin keine weissagende Frau: aber ich träume ganz eigen – seit ich blind ward –: oft treffen meine Träume ein: ich sah dich heut' Nacht wund, schwer wund. Wahre dein Leben!

Wenn sie frei würde und fände dich nicht mehr!« – »Dann wäre ja ihr Rachewunsch erfüllt! Sie haßt mich ja, die Wilde! Laut genug hat sie's geschrien.« Sippilo lachte, »Die? Dich hassen? Sie hat dich lieb – ärger als eine Schwester! Wie mußte ich ihr doch immer erzählen von dir: – alles, was du triebest. Deine Ehrenpreise in den Wettkämpfen! Der Nachbarfürsten Geschenke! Deine jüngsten Liedsprüche – wem sie wohl galten? Da ich sie jüngst am See beim Bürschlingfischen traf, da fragte sie, ob Jettaberga mit ihrem Vater nicht oft in den Hirschhof zu Besuch komme? Und da ich sagte, die komme gar nie mehr, da löste sie sich vor lauter Freude ihren schönen blauen Gürtel, den sie immer trug, vom eigenen Leibe und schenkte ihn mir. – Seht, da ist er. – Ich trag' ihn, wohl geborgen, stets im Ranzen! – Und, nicht wahr, Bruna, dich hat sie sogar einmal zwischen die Augen geküßt, da ich ihr erzählte, wie du Adalo zu Hilfe gesprungen auf der Jagd und den wütigen Auerstier zerrissen, der ihm das Roß durchhörnt hatte. Ja, Bruna, du hältst auch treu zu ihr. Stundenlang bist du im Walde hinter uns her getrottet beim Beeren- und Pilzesuchen und hast unsern Mittagsschlaf bewacht.«

Da scholl ein langgezogener Hornruf von der Hochkuppe. Adalo sprang auf. »Der Herzog ruft. Wir beraten, was wir im Volksding vorschlagen werden. – Zercho, komm mit! Er will dich ausfragen über der feindlichen Reiter Zahl. Du, Sippilo, pflege der Mutter Waldrun: – das ist alles, was du für deine Bissula thun kannst.« »Einstweilen!« meinte der Knabe, dem Bruder nachschauend. »Aber ich werde nicht fehlen beim Sturm auf die Lagerburg, wo die bösen Buben das schönste Vögelein – das kleine Goldhähnlein, nein, das Rotköpflein! – des Alamannenlands gefangen halten.« Und drohend hob der Knabe die kleine Faust.

Viertes Kapitel.

Auch vor dem Zelte des Herzogs loderte ein mächtig Feuer, unterhalten von Unfreien, die an spitzen Stangen Schenkel und Rücken eines frisch erlegten Hirsches brieten. Adalo schritt daran vorbei, Zercho bedeutend, hier zu warten, schlug die Segeltücher auseinander, die über das Holzgestell des Zeltes gespannt waren, und trat ein. Das Dach war gebildet aus zusammengewölbten Tannenzweigen; an den Stangen des leichten Gezimmers hingen und lehnten überall Schutz- und Trutzwaffen. Den Rasenboden bedeckten Felle, die dem Eingang gegenüber zu einem erhöhten Ruhesitz übereinander geschichtet lagen: ein Vorhang von dichtem Linnen zog sich hinter diesem durch das Zelt, hier einen kleinen Raum, den Schlafwinkel, von dem Vorderzelt scheidend. In der Mitte war ein eiserner, nach oben spitz zulaufender Dreifuß aufgestellt, in dessen zackige Krone war eingeschraubt ein brennender Kienspan: mattes, rotes Licht sprühte dieser spärlich, ungleich flackernd, aus.

Auf dem Hochsitz von Fellen, den Rücken an den Hauptpfahl des Zeltes gelehnt, saß Hariowald, der Herzog; er begrüßte seinen jungen Gesippen schweigend, mit einem Blick des Auges, und schien nur zu achten auf die eifrigen Worte eines andern Gastes, eines Mannes von etwa vierzig Jahren, der, in eine Eberschur gehüllt und auf dem Haupt den »Eberhelm« – mit den Hauern des Tieres –, zu seiner Rechten saß. Der alte Herzog, eine gewaltige Hünengestalt, fast um eines Hauptes Länge noch den hochgewachsenen Adalo überragend, war eine wunderbare Erscheinung.

Das riesige Knochengerüst dieser Gestalt schien einem viel älteren Menschengeschlecht anzugehören. Tief lag unter buschigen, hoch geschwungenen Brauen das meergraue, abgrundtiefe Auge (– das linke hatte längst ein balearischer Schleuderstein zerstört: unheimlich klaffte die leere Höhlung –): des Blickes Glut war keineswegs erloschen, aber durch altgewohnte Selbstbeherrschung gebändigt. Diese stets wahrnehmbare Zurückhaltung heiß in der Brust lodernder Leidenschaft verlieh dem Hochgewaltigen, den man trotz seiner fünfundsechzig Winter nicht greisenhaft nennen konnte, etwas großartig Geheimnisvolles. Mit Ehrfurcht, mit scheuer Erwartung, ja mit leisem Grauen, was streng Geborgenes er plane, sah man zu ihm empor. Das adlerhafte Auge war unerforschlich, er schloß es halb: schlug er es dann auf, so blendete der Blitz, der lodernd daraus sprühte. Den Ausdruck des Mundes aber verhüllte der prachtvolle, über die Ringe der Brünne bis auf den Erzgurt herabwogende, breite Rauschebart von edelstem Silberweiß, der auch die Wangen umrahmte und sich mengte mit dem reich wallenden Haupthaar gleicher Farbe. Und wie das Auge, so hielt auch die mächtige, tiefe, metalltönige Bruststimme jene Kraft fast immer zurück, die man doch spürte, wie leise, wie verhalten der Gewaltige sprach. Selten, sehr selten waren die Bewegungen der machtvollen Glieder und mit einer Absicht, die längst zur Gepflogenheit geworden war, gemäßigt. So saß er da, von langfaltigem, blauem Mantel die Schultern umflossen, in hoheitvoller Ruhe, ohne Helm: man sah die majestätische Schöne des mächtig gewölbten Hauptes, das er, nachdenklich zuhörend und vor sich hinschauend, rückwärts an die Zeltstange gelehnt hielt. Einen furchtbaren Speer hatte er im rechten Arm, das Fußende auf die Erde gestemmt, die Erzspitze ragte über seine

Schulter: mit sanfter, fast liebkosender Handbewegung streichelte er manchmal die Siegesrunen, die in die Rinde des Eschenschaftes geritzt waren.

»Gern grüß' ich dich sonst, Sohn Adalgers,« sprach des Herzogs anderer Gast, die Stirne furchend, »aber ungern zu dieser Stunde. Ich riet zum Frieden: – der Herzog schwieg: – nun kommst du – und du – ich weiß es! – träumst Tag und Nacht nur Kampf mit Rom.« Zornmütigen Blickes maß ihn Adalo: »Der Altfeind unseres Volkes steht im Lande und ein Gaukönig der Alamannen rät zum Frieden? – Ebarbold, Eburs Sohn, Furcht war deiner Sippe fremd . . . –« Der andere fuhr mit der Faust an das krumme Messer in seinem Gürtel, Adalo sah es nicht: er war im Bann von Hariowalds Auge: ein warnender Blick des Alten und der Jüngling beeilte sich, beizufügen – »und ist dir fremd, du eberkühner Held.«

Da ließ der Gast den Messergriff los und lehnte sich stolz zurück.

»Römisch Gold aber berückt dich nicht,« fuhr Adalo fort. »So hat dich Zauber verblendet.« »Oder dich und all' unsre wahnwitzige Jugend. Zius, des Kriegsgotts, roter Trank hat euch berauscht. Oder,« fuhr er leiser, mit scheuem Tone fort, »Er, Er will wieder einmal reichlich mit erschlagenen Helden bevölkern sein Walhall, Wodan der Wilde.« Da zuckte es über das Antlitz des Herzogs: nur ganz leise hob er den Speer und, unhörbar den andern, murmelte er: »Waltender Wodan, nicht räche die Rede!«

Ebarbold aber fuhr fort: »Sei's um die Knaben! Kampf ist all' ihre Kunst und wenig ist ihres Witzes. – Aber daß auch du, der sechzig Winter sah und fast ebensoviele Siege der Hochgehelmten, – daß auch du Krieg willst! Freunde, ich war in Rom: – ich habe dort die Hochburg bestiegen auf ragendem Fels: – sie strotzt von Gold und weißem Gestein! Ich habe gedient im Heer des großen Valentinian: ich habe jahrelang die ungezählten Tausende der römischen Krieger geschaut in den besten Waffen: gegen welche unsere Wehr wie die von Kindern ist.«

Der Herzog drückte unvermerkt seinen Speer fester an die Brust.

»Und die Kriegsmaschinen und die Riesenschiffe, drei Stockwerke Ruderbänke übereinander, und die Schätze gemünzten und ungemünzten Goldes und Silbers! Die ganze Scheibe der Erde, ganz Mittelgardh, soweit Menschen wohnen, – weiße, braune, schwarze – ich habe sie abgemalt gesehen auf einem langen, langen Streif von Eselshaut: – der Aufgang und der Niedergang der Sonne dient Rom! In seinem goldnen Hause auf einem der sieben Tiberberge hat der Imperator eine goldene Kugel stehen: da sind alle Provinzen abgebildet. Es ist ein Zauberwerk: schreitet irgend ein Feind über die Grenze im fernsten Süden oder Norden, so erklingt die Goldkugel und zittert an dieser Stelle: der Imperator hört es, sieht es, und – sendet die Legionen! Trotzen wir ihm nicht. Der Cäsar ist ein Gott auf Erden!«

»Hör' es nicht, Hoher!« flüsterte der Alte und strich, wie begütigend, über die Runen seines Speeres. Heftig wollte Adalo einfallen: – aber unwillkürlich suchte er des Schweigenden Auge: – und er bezwang sich.

»Wir haben's erfahren lang genug, mein' ich,« fuhr Ebarbold fort, – »von Geschlecht zu Geschlecht, – da wir noch jeder Gau frei fochten – lange bevor er gehört wurde und ausgeklügelt, dieser Name und Bund der Alamannen!«

»Er gefällt dir nicht, dieser Bund?« fragte jetzt plötzlich der Herzog. Der Gaukönig erschrak: so laut, so machtvoll dröhnte nun diese Stimme, die bisher immer geschwiegen. Scheu sah er auf: dann zuckte er die Achseln:

»Ob er mir gefällt oder nicht: – ich kann ihn nicht mehr lösen!«

»Nein, das kannst du nicht,« sprach Hariowald sehr ruhig und strich seinen langen Bart; aber aus dem grauen Auge schoß ein unheildrohender Blick. »Auch der *Name* ›Alamannen‹ gefällt dir nicht?« fragte Adalo unwillig. »Nein, Edeling, ›Gesammtmänner! Ha, unsere Ahnen setzten ihren Stolz darein, für sich allein zu stehen, Gau für Gau, ja in der alten Zeit Sippe für Sippe, nicht *gelehnt* an andere, – aber auch nicht *gebunden* an sie, nicht unterwürfig dem Spruch der Mehrheit!« »Ja, das ist's!« lächelte der Alte grimmig. Dann sprach er laut: »Du warst in der Romburg – ich auch. Aber ich habe dort erkannt, – mit meinem *einen* Auge! – was du nicht gesehn. Du sahst den gleißenden Glanz ihres Prunkes – er hat dich geblendet: – ich sah durch den Glanz auf das Morsche, das Ausgelebte dahinter. Und noch ein anderes« – fügte er geheimnisvoll bei, leiser sprechend – »sie haben seit ein paar Menschenaltern kein Glück mehr mit – mit ihren eignen Göttern! – Mit den neuen, mein' ich. Ja, der alte, den sie früher hatten« – nicht ohne Scheu, ja mit Ehrfurcht sprach er nun – »ich meine den mit dem Blitz und dem Adler! – das war ein Schlachtengott: – fast wie der unsrige! Oft schien mir sein Adler auf ihren Schilden die Flügel zu schlagen und sein Blitzstrahl drohend zu glühen: – oft und oft hab' ich sie siegen sehen unter jenem bärtig-schönen Gott und seinen Söhnen Mars und Herkules. Aber jetzt haben sie sich einen Jüngling zum Gott erkoren, sanft und gar edel-weise: – aber er ist kein Krieger gewesen, sagen seine eignen Priester: – er hielt nie ein Schwert in der Faust gefaßt: – nicht von ahnenreichen Göttern ist er entstammt: – eines Handwerkers Sohn war er: – und dieser – ein Zimmerer – war aus dem längst von Rom geknechteten Volk, aus dem viele zu uns gewandert sind, den Sack auf dem krummen Rücken, Pfefferhändler und Gewürzhöker: – aber in den Reihen der Legionen sieht man ihrer nicht viele. Seit die Walen jenen sanften Lehrer sich zum Gott gekoren, der sich nicht einmal selbst seines eignen Lebens wehren wollte, – seitdem ist der Sieg gewichen von ihren Fahnen. Aber was – *neben* ihrem Jupiter in den Wolken – ihnen auf Erden ehemals den Sieg gesichert hatte, jahrhundertlang: – das hab' ich auch gelernt –: das wies mir der Gott, den vor allen ich ehre! – Wißt ihr, was ehemals der Zauber war der Römermacht und ihrer Siege? Der *eine* Wille, der sie alle zwang! Sie waren schon ›*Gesammt-Männer*‹, alle für einen und einer für alle, viele hundert Winter lang, während wir noch, nach *deines* Herzens Wunsch und Wonne, Gau für Gau, jeder für sich, kämpften und – erlagen! Das ist *deine* Freiheit – die Freiheit der Zwietracht und des notwendigen Verderbens!«

Großartig schön verklärte nun der heiße Zorn der begeisterten Überzeugung des Alten edles Antlitz.

Fünftes Kapitel.

Ebarbold wollte einen giftigen Blick auf ihn werfen: – aber er mußte das Auge niederschlagen vor so viel Hoheit. Bitter die Lippe aufwerfend, meinte er: »Hüte dich, Hariowald. ›Herzog‹ heißest du: – nicht König. Und deine Herzogschaft ist aus, wann dieser Kriegsgang aus ist. Nach *deinem* Wunsch, so scheint es, sollte nur *Einer* walten aller Alamannen. Gaukönige haben wir seit alters her wie Graugrafen: – aber weh' uns, wenn je alle Gaue *eines* Volkskönigs Knechte geworden.« – »Sind die Götter Knechte, weil der Eine, der Hohe, als Volkskönig ihrer waltet?« – Drohend scholl des Alten Stimme.

Ausweichend antwortete der Gereizte: »Hier auf Erden aber sind wir gleichen Rechts, wir Alamannen. Und eher als –« »Was stockst du?« forschte Adalo zornig.

»Er stockt, weil er sich scheut zu sagen, was er sinnt. Mir aber gab der Hohe, der Menschen Gedanken von ihrer Stirn abzulesen wie gelöste Runen.«

Rot und bleich ward Ebarbold, er sprang auf.

»Dieser Sohn Eburs denkt:« fuhr der Herzog fort, »eher als einem Volkskönig der Alamannen beug' ich mich – dem Imperator.« Nun sprang Adalo vom Sitz empor. »Und wenn's so wäre?« schrie der Gescholtene. »Wolltest du's wehren? In wenigen Wochen, wann die Blätter fallen, fällt auch dein Heerbefehl! Einstweilen aber« . . . – »Einstweilen aber rat' ich, zu gehorchen!« – »Dir?« »Nicht mir,« erwiderte der Alte mit unerschütterlicher Ruhe, »dem Volksding, das über allen Gauen steht – auch über deinem, dem Ebergau und seinem König! Aber setze dich wieder, raschgrimmer Held! Und du, Adalo, reiche ihm von der Zeltwand, wo es hängt, das Methorn: der Vergessenheit Reiher rausche über unsere Häupter und trage mit sich hinweg auf seinen Schwingen Zornwort und Zankwort!«

Die beiden Jüngern setzten sich wieder. Während das Auerstierhorn, an Mündung und Ende mit Erz beschlagen, kreiste, sprach Ebarbold: »Und sollten wir auch siegen diesmal und diese Streifschar vertreiben aus dem Lande, – wir haben's erfahren oft genug: es kommen immer wieder andre nach, die Geschlagenen zu rächen. So ging es viele Menschenalter lang,« »So wird es aber nicht mehr gehen,« sprach der Herzog langsam. »Es ist dafür gesorgt. Die böse alte Wölfin ist von zu vielen Hunden zugleich umstellt! Nicht mehr kann sie die linke Pranke heben, der von uns gepackten Rechten zu Hilfe zu kommen: der Gote hält ihr die Linke gar fest an dem Danubius; und kaum noch scheucht sie mit dem Gebiß den Franken am Rhein.« »Die Goten?« meinte der König. »Wer weiß, ob sie dies Jahr im Felde stehen!« »Ich weiß es,« erwiderte der Alte ruhig. »Kannst du von hier bis nach Thrakien sehen?« spottete Ebarbold: »Ich nicht!« »Aber ein anderer, der vom Hochsitz in den Wolken über alle Lande schaut; und der hat mir's verraten.«

»Ich aber schaue das Elend,« fuhr der König fort, »das um uns her der Römer angerichtet hat in *unserem* Lande. Schwer hat mein Gauvolk gelitten! Auf dem Durchzug haben die Kohorten alle Gehöfte verbrannt. Auch meine Halle!« »Man baut sie wieder auf!« lachte Adalo, das Horn an die Wand hängend. »Nicht weigert der Wald seinem Volke die Bäume, – Auch mein Haus da unten am Seebühl!« – und ernst ward

nun sein Antlitz, »Wert ist mir das Weite, heilig der Herd, an dem ich auf der lieben Mutter Schose saß, während der harfenkundige Vater von den Göttern sang und den Thaten unserer eigenen Ahnen! Auch in meines Geschlechtes altes Gehöft mit der Hirschhornrunne wirft wohl bald der Centurio die Fackel. Nie hoff' ich mehr, den Hochsitz zu besteigen, auf dem ich so oft dem Vater das Trinkhorn füllen durfte. Aber, ob ich all' meine kommenden Tage dies Haupt nur zu bergen hätte unter wogenden Wipfeln des Waldes, nie beug' ich mich den Walen.« – »Beugen! Es gilt einen Vertrag zu festigen, wie wir so oft ihn geschlossen!« »Und wie so oft der Römer ihn brach!« warf Adalo ein. »Oder auch wir. – Was verlangt man denn von uns? Junge Mannschaft, des Cäsars Schlachten zu schlagen. Wir haben mehr Nachwuchs, als wir ernähren können. Dafür giebt man uns rotes Gold.«

»Hel schlinge dies Gold und diese Verträge,« rief Hariowald aus. »Unseres Volkes Herzblut und junge Heldenbrut haben sie von Geschlecht zu Geschlecht dem Altfeind verkauft, der sie gegen uns selbst, gegen unsere Nachbarn brauchte. Wären die vielen Hunderttausende, die für Rom gefallen, gegen Rom zusammengestanden: – längst tränkten wir unsere langmähnigen Rosse im gallischen Meer. Aber wir schlagen dein Wort nicht in den Wind, Ebarbold. Wohlan, auch ich willige ein, ins Römerlager einen Boten zu senden – um Frieden!« »Was? Du wolltest?« rief Adalo ungestüm. »Was ich will, wird sich weisen.« – »Frieden antragen? Sie abziehen lassen? Mit ihrer Beute?« – »Werden nicht schwer daran tragen!« Und hier zog ein Schmunzeln über des Gewaltigen Lippen, das ihm köstlich stand. »Sechs Töpfe in Iburninga und ein zersprungener Metkessel in Mariswik: so klagten mir zwei alte Weiber!« »Und die Gefangenen!« mahnte Adalo. »Sie haben nur Eine, hör' ich,« fiel der Gaukönig ein, »eines Kleinbauern Kind.«

»Gleichviel, unseres Volkes Tochter, eine freie Jungfrau ist auch sie,« rief Adalo lodernden Blickes. »Sie hat ein Recht auf ihres Volkes Schutz.« – »Schützen! Eine Gefangene! Was können wir« – »Sie befreien – mit dem Schwert – oder sie rächen!« – »Um eines Weibes willen den Kampf aufnehmen, der das Volk verdirbt!« – »Du redest sehr wahr,« sprach da der Herzog langsam. »Seines Volkes Heil muß Weib sich opfern wie Mann. Sie bleibe, wo sie ist, – die kleine Bissula!« »Wie, Bissula?« fragte Ebarbold, erschrocken. »Albofledis, welche sie ›Bissula‹ nennen? Die schöne Rotelbin?« »Du kennst sie?« forschte Adalo. »Ha, wer hat nicht von ihr gehört! Am ganzen Seeufer spricht man von ihr. Und spricht so, daß der Hörer gespannt wird, sie zu sehen. So ward auch ich neugierig und ich suchte, sie zu sehen: erst jüngst – beim letzten Sunnwendsprung. – Schade um sie! Bei Freias Augen! Sehr schade! – Aber der Friede gilt mehr!« »Ja,« sagte Hariowald, »und noch mehr – der Sieg!« »Der Sieg ist uns gewiß!« rief Adalo. »Meinst du?« verwies der Alte. »Ich meine nicht, – noch nicht!« verbesserte er. »Führ' uns zum Sturm auf das Römerlager! In dichten Haufen sind, seit du den blutigen Heerpfeil von Gehöft gesendet zu Gehöft, unsere Heermänner schon hierher geströmt.« – »Noch nicht genug! Noch fehlt der Heerbann gar manches fern von uns gen Mitternacht oder Aufgang gelegenen Gaus: vom Alpgau, von Albwins-Bar, vom Wisent- und vom Drag-Gau.« – »Zähle nicht, – wäge!« – »Das thu' ich: – aber auch des Römerlagers festen Bau!« – »Doch auch die Feinde verstärken sich indessen! Ihre stolz geschnäbelten Schiffe liegen drüben in Arbor schon in großer Anzahl bereit: – bald bringen sie neue Kohorten herüber!« »Das sollen sie!« lachte der Alte leise vor sich hin und eine unheimliche, grimmige Freude sprühte dabei aus seinem Blick.

»Indessen,« fuhr er nach einer Pause fort, »will ich morgen einen Gesandten schicken zu den Feinden.« »Sende mich!« rief Ebarbold eifrig. »Nein –: Adalo – du gehst.« – »Er! Der bringt nicht den Frieden heim!« – »Nein: – aber gute Spähe und,« flüsterte er dem Jüngling zu – »vielleicht: – Bissula!« – »Dank! Dank!« »Ich,« zürnte Ebarbold, »ich brächte sicher heim unsres Volkes . . .« – »Unterwerfung!« schloß der Herzog. »Das eben sollst du nicht. Weisen die Walen billigen Vorschlag ab, dann befrag' ich das Volksding, das ganze Heer um seinen Beschluß« –

»Ich weiß voraus,« unterbrach Ebarbold unwillig, »was sie beschließen, geleitet von dir, du Wodansgefolge, du Zius-Opferspender! Aber ein anderes ist, was ihr beschließt, ein anderes . . .« – Er fing das Wort auf seiner Zunge und stockte.

»Was du thun wirst, willst du sagen, Gaukönig! Ich warne dich, Ebarbold. Dein Vater war ein wackrer Held: – er fiel an meiner Seite vor zwanzig Wintern in jener Mordschlacht gegen Julian. Sein gedenkend, warn' ich dich noch einmal: sieh dich vor!« »Sieh du dich selber vor,« rief der König unwillig – »du bist nicht mein Muntwalt!« Er sprang auf und stürmte aus dem Zelt.

Sechstes Kapitel.

Auch Adalo erhob sich rasch, »Du läßt ihn ziehn, den Drohenden? Soll ich ihm nach?« Aber ganz ruhig blieb der Herzog. »Nicht fürchte Gefahr von diesem Mann.« Schauer durchrieselte den Jüngling und er fuhr zusammen, als jener, ganz leise nur den Speer erhebend, beifügte: »Er ist Wodan geweiht!« – »Du willst ihn – ?« – »Nicht ich. Er selbst wird sich opfern, – opfern müssen. Staune nicht: wart' es ab!« – »Und das von den Goten, Herzog? War es dein Ernst? Oder wolltest du nur den Feigherzigen ermutigen?« Der Alte lächelte: »Sieh, sieh, solche Arglist zu gutem Werk traust du mir zu?« – »Du bist Wodans Zögling!« – »Es ist, wie ich sagte. Einer unserer Gauleute hat als Schildner gedient im Heere des andern Kaisers: er kam auf Urlaub nach Hause. Er erzählte, wie viele ungezählte Haufen Goten über die Donau gedrungen sind und jenen Kaiser so hart bedrängen, daß er sicher nicht seinem jungen Neffen hierher zu Hilfe ziehen kann. Ja, vielleicht muß das ganze Heer des Neffen dem Oheim zu Hilfe eilen. Weil ich dies wußte, verstattete, ja befahl ich unsern jungen Gefolgsführern, im Frühjahr über die Grenze zu gehn, den Krieg zu erneuen. Du aber – schweige hiervon. Und öffne im Römerlager morgen weit die Augen: nicht nur jenes Kindes gedenke, wie gern ich dir's gönne, sie zu sehen, vielleicht, sie loszukaufen, oder etwa mit List sie zu retten. Denn, bei Friggas Gürtel! sie ist hold: und gern sah' ich sie frei, unseres Gaus zierlichste Zier.«

Adalo griff nach der Rechten des Herzogs, Aber dieser entzog sie und streng fuhr er fort: »Auf die Höhe des Walls, auf die Tiefe des Grabens, auf die Lage der Thore, auf die Zahl der Zelte, auf den Lauf der Zeltgassen achte mir scharf, daß du alles genau mir berichtest. Jetzt geh und sende mir Zercho, den Knecht. Nein, frage nicht, was ich mit ihm will – gehorche!« Adalo ging. Sein Herz klopfte. »Ich soll sie sehen! Loskaufen! All' meine Fahrhabe, ja – muß es sein – mein Erbgut setz' ich dran: – ich verkauf' es! – Aber wird sie losgekauft sein wollen? – Wird sie nicht lieber folgen dem klugredenden Walen, dem Reichen, in sein sonniges Land? – Und wie, wenn er sie nicht frei giebt? – Nun, dann giebt es zum Glück *ein* Mittel, sie herauszuholen, das nur der Herzog kennt und meines Vaters ältester Sohn.« Von solchen Gedanken wild bewegt, sandte er den Jazygen, der am Feuer kauerte, in das Zelt.

Scheu, furchtsam stand der Knecht vor dem gewaltigen Greis, »Wie lang ist's her, daß dich Suomar erwarb?«

»Ist schwer sagen für Zercho: – ich rechne nur mühevoll weiter als beider Hände Finger reichen – und es sind mehr Jahre als Finger. Das Geistchen war da noch ganz klein. Wohlfeil erstand mich der Herr: – gar viele, viele von uns hatten die Römer als Gefangene fortgeschleppt aus den schönen Weidesteppen des Tibiscus, für ein Roß und ein Netz voll Fische ertauschte er mich drüben in Vindonissa von dem Händler.« – »Suomar hat mir dich gelobt. Er hat dich nie geißeln müssen.« Zercho machte ein verlegen Gesicht und rieb sich am Ohre, »Doch, Herr! – Einmal.« – »Warum?« – »Als ich zuerst das Geistchen sah: – es war damals ein Kind von etwa sieben Jahren: – ich hielt es für das Waldmädchen, die rote Vila, warf mich zur Erde und verhielt mir die Augen: denn wer die sieht, erblindet. Da schrie er ein Wort in eurer Sprache, das ich seither noch oft gehört – es bedeutet ein horntragend Tier – und schlug mich. – Aber

seitdem nie mehr.« Der Knecht hatte all' das rasch herausgestoßen: – er fürchtete sich vor dem Herzog und er sprach immer fort, diese Furcht zu betäuben. »Du hängst treu an der Kleinen?« – »Mit der Pflugschar ließ ich mich für sie durchschneiden!« – »Du zupfstest mich am Mantel, als du mir vor dem Edeling und der Alten deinen Bericht gabst. Du wolltest mir etwas vertrauen, was jene beiden nicht wissen sollten.« – »So ist es, großes Väterchen! Woher weißt du?« – »Das war nicht schwer zu erraten. Aber ich ahne mehr: das Mädchen ist nicht des gutartigen Schwätzers, der Ausonius heißt, ist eines anderen Beute geworden.« Mit Grauen sah der Slave zu ihm auf: »Hat dir das wieder dein Wuodanbog verraten, dein furchtbarer, wissender Gott?« – »Nein. Er gab mir nur, in der Menschen Augen zu lesen. Also eines anderen ward sie – so vermutete ich, – und du wolltest die Großmutter nicht noch tiefer in Gram versenken und den Edeling: – denn der liebt das Kind mit heißem Herzen.« – »Auch das weißt du?« »Dazu,« lächelte der Herzog, »braucht man nicht Wodans Hilfe. Auch ich war einmal jung. Du wolltest den Jüngling schonen.« – »Ja, Vater großer! Er würde sich verzehren vor Wut und Weh. Und kann doch nichts thun, sie zu retten.« – »Nur sich selber würde er verderben – und vielleicht unsere beste Siegeshoffnung – in verzweifelter That. – Ich bin zufrieden mit dir, Knecht. Schweig' auch fürder davon. Aber jener Ausonius war doch auch dabei?« – »Ja: der Fremde, der vor Jahren schon solang drüben in Arbor weilte. Aber nicht er griff das Geistchen: ein anderer, jüngerer.« – »Hörtest du nicht seinen Namen? Hieß er etwa Saturninus?« – »Herr, sein Name ward nicht gerufen. Oder ich hörte ihn nicht. Es war ein stattlicher Mann und glänzend waren seine Waffen.« – »Aber er führte doch die Gefangene dem Ausonius zu?« – »Wohl. Jedoch nicht auf des Ausonius weißes Pferd hob er sie, wie dieser zu fordern schien, sondern die Widerstrebende schwang er auf ein anderes Roß – ein schwarzes: vielleicht – ja, wahrscheinlich – sein eigenes.« Der Herzog schwieg nachdenkend. Endlich fuhr er fort: »Der Edeling soll erst bei Einbruch der Dunkelheit morgen im Römerlager eintreffen. Bevor er reitet, holt er sich von mir noch Aufträge. Sag' ihm das. – Und« – hier dämpfte er die Stimme ganz, zur Verwunderung des Slaven, da doch niemand im Zelte war – »wenn ein treuer und schlauer Mann wäre, der es wagte, sich oder einen anderen unvermerkt ins Feindeslager zu spielen und mir zu berichten, was er sah – denn ich fürchte, dem Edeling werden sie nicht viel zu schauen geben! – und wenn dieser Mann ein Unfreier wäre, – – ich kaufte ihn frei!« »Vater großer!« rief der Sarmate, warf sich vor ihm nieder und wollte ihm die Füße küssen. Unwillig stieß ihn der Herzog mit dem Speerschaft von sich: »Bist du ein Hund, daß du mir die Füße lecken willst?« »Zercho ist Jazyg,« entschuldigte dieser, aufstehend und das getroffene Schienbein reibend. »So ehrt mein Volk, wen es recht ehren will.« – »Wir aber, wir Söhne der Asen, wir beugen das Knie selbst vor dem großen Asgardhkönig nicht, wenn wir ihn anrufen und ehren wollen. Geh nun! – Vielleicht ist es gut, daß Adalo gar nicht erfährt, was etwa geschieht.« – »Er darf erst davon hören, nachdem es gelungen. – Denn er würde den anderen, der dabei sein muß, nicht mit mir gehen lassen.« – »Ich will nicht wissen – vorher – was im Werke. Sage draußen' niemand tritt jetzt ein, bis ich auf den Schild schlage.« Kaum war der Slave fort, als der Herzog den hinter ihm bis auf den Boden wallenden Linnenvorhang zurückschlug, der das hintere Zelt, den Schlafraum, abschloß. Hervor trat ein Alamanne in langen, grauen Haaren, kaum viel jünger als Hariowald, vorsichtig sich umschauend. »Wir sind allein, Ebarvin. – Wiederhole mir

nochmals deines Königs Worte genau! Denn bedenke, du mußt sie ihm ins Antlitz, eidlich, vor der Volksversammlung vorhalten, falls er sie leugnet.«

»Er leugnet nicht,« sprach der Graukopf traurig. »Er ist zu stolz, sich dir zu beugen, aber auch zu stolz, zu lügen.« »Schad' um ihn,« meinte der Herzog kurz. »Er war ein furchtloser Mann.« »Du sprichst von ihm wie von einem Toten!« rief der andere, erschauernd. »Ich sehe nicht, wie er leben bleiben kann. Oder glaubst du, er ändert seine Wahl?« Schweigend schüttelte der Gefragte das Haupt, »Wie lange schon trägtst du seinen Schild?« »Seit er einen Schild führen darf! Schon seinem Vater hab' ich ihn getragen,« seufzte der Mann. »Ich weiß es, Ebarvin! Und –« so fragte er lauernd, wie vorwurfsvoll, während das graue Auge forschend blitzte, – »und du verrätst ihn doch?« Grimmig griff der Gefolge an das kurze Schwert. »Verrat? Offen klag' ich ihn an, nachdem ich ihn treu und oft gewarnt, nachdem ich ihm gedroht, ich würde dir alles aufdecken. Er lachte dazu, er glaubte das nicht.« – »Und weshalb thust du's? Er ist dir lieb gewesen.« – »Weshalb? Und das fragst du? Du, der es mich, der es uns alle gelehrt? Nicht zwar du allein: – vorher schon die Not! Weshalb? Weil dieser Bund der Alamannen ganz allein uns rettet vor dem Verderben, vor der Schmach der Verknechtung. Weshalb? O Herzog, fürchterlich sind die Eide, mit welchen du uns vor der Wodans-Esche gebunden hast schon vor Jahrzehnten! Nicht meineidig will Ebarvin werden! nicht will ich, ein Schwurbrüchiger, unendliche Nächte in dem gräßlichen Strome Hels dahin treiben, der Leichen, Schlangen und Schwerter wälzt! Und ich hab's gelernt ein langes Leben durch: wir müssen zusammenstehen, sonst bricht uns der Römer Gau nach Gau. Ah, meinen eigenen Sohn würde ich erwürgen, der, ungehorsam dem Herzog wie dem Volksding, unsern Volksbund wieder sprengen wollte.«

Da sprang der Hohe auf: Freude loderte aus seinem Auge: mit der Linken hoch den Speer erhebend, schlug er mit der Rechten dem Erregten auf die Schulter: »Dank dir, Ebarvin, für dieses Wort! Und Dank dir, du Gewaltiger hoch in den Wolken! Lebt solcher Sinn im Volke der Alamannen, – dann wird der Bund nicht mehr gelöst.«

Siebentes Kapitel.

Es war wirklich so, wie Zercho der Knecht vermutet hatte. Nicht des Ausonius Gefangene war Bissula geworden – und geblieben. Zum äußersten Staunen, ja kaum zurückgehaltenen Unwillen des Präfectus Prätorio von Gallien hatte der jüngere Mann seinen Anspruch nach Kriegsrecht geltend gemacht: Ausonius hatte keinerlei Recht auf die Gefangene: das war klar. Sein Neffe hätte sonder Zweifel Ansprüche erheben können. Er machte auch – anfangs – einen solchen Versuch. Aber seltsamer Weise verstummte er, als der Tribun, kaum ganz mit der Wahrheit übereinstimmend, ihn vor dem Oheim anfuhr: »Das Mädchen war wieder entsprungen. Ich zuerst habe sie – endgültig – gefangen. Soll ich sie rufen, auf daß sie *selbst* erzähle, wie alles war?« Da ging Herculanus mit einem giftigen Blick. –

Ausonius aber begriff die rechthaberische Schroffheit des ihm sonst so herzlich ergebenden und so wackeren Mannes nicht. Als dieser sich kurzweg auf das Kriegsrecht berief, unterließ es Ausonius, im weichen Gemüte tief verletzt, alle die Gründe anzuführen, die, wie er meinte, den Freund zwingen mußten, ihm gegenüber – in diesem Fall! – den Rechtsboden gar nicht zu beschreiten. Zuerst geriet der Dichter, nach Beweggründen für jene Handlungsweise suchend, natürlich auf den Nächstliegenden: staunten doch alle Männer im Lager das von ganz eigenartigem Reiz umschwebte Mädchenkind mit unverhohlener Bewunderung an: kein Wunder, wenn auch der Illyrier, in voller Manneskraft strotzend, für das schöne Geschöpf, das in seine Hand gefallen, erglüht wäre, daß er, ohne gerade Böses zu planen, sie in seiner Macht behalten wollte, bis sich, in Güte oder Gehorsam, die Gefangene ihrem Herrn fügen werde! Aber bald gab er, beruhigt, diese anfangs schwer auf ihm lastende Besorgnis auf. Scharf, mit dem Argwohn der Eifersucht, beobachtete er den Nebenbuhler bei jedem Zusammensein.

Jedoch selbst das Mißtrauen vermochte nichts, gar nichts zu entdecken, was für jene Annahme gesprochen hätte. Ruhig, stet, sicher, wie immer, war die Haltung des festen Mannes auch in ihrer Nähe, die er weder mied noch suchte, sondern gleichgültig hinnahm: er sah nicht öfter in die wunderbaren Äugelein als das Gespräch es mit sich brachte und dann war sein Blick ruhig, seine Stimme zitterte nicht.

So nahm Ausonius die Handlungsweise des Freundes als eine seltsame soldatische Grille und zweifelte nicht, er werde sie bald aufgeben. Aber das erwies sich doch als Täuschung.

In das Lager zurückgekehrt, bat Ausonius den Tribun, unbeschadet seines Eigentumsrechts, das Mädchen in dem Nebenzelt des Präfecten unterbringen zu lassen, aus dem er die Sklaven und Freigelassenen entfernen wollte. Allein Saturninus bestand darauf, daß Bissula zu den Frauen der Freigelassenen und zu den Sklavinnen gebracht werde, die, weit abgelegen von dem Präfecten, neben den Händlern und deren Weibern, in einigen Zelten hausten.

Das Mädchen selbst kümmerte wenig der Streit der beiden Römer, dessen Sinn sie kaum verstand. Aus tiefster Todesangst, aus äußerstem Entsetzen, das ihr Herculanus erregt, befreit durch den Tribun und beschwichtigt durch die Nähe ihres verehrten

Freundes, fand sich ihr junges, heiteres Herz bald in die neue Lage: das war nicht Tollkühnheit, nur kindliche Unkenntnis der Gefahren, die ihr – möglicherweise – drohten. Die Großmutter war nicht entdeckt, der treue Knecht nicht gefangen worden: sie aber war ja sicher in der Nähe, unter den Augen ihres Freundes, des vornehmsten Mannes im Römerlager: nicht ein Haar würde er ihr krümmen lassen, das wußte sie wohl. Dabei fiel ihr freilich schwer aufs Herz, – am wuchtigsten sofort, da sie gerade ergriffen ward – daß sie ihr Schicksal ganz allein verschuldet hatte durch ihren Trotz, – wäre sie dem doch wohl treu gemeinten Wink gefolgt! – Da kamen ihr fast die Thränen: – die Erfahrung hatte gelehrt, wie gut der Rat gewesen: – sie wäre sicher und geborgen, bei der Großmutter, – aber freilich auch – bei ihm! Ihm zu Dank verpflichtet! Da zerdrückte sie das Naß in den Wimpern. Nein, sie wollte sich's nicht eingestehen, daß er Recht gehabt! –

Nun hatte sie doch ihm, dem Stolzen, nichts zu danken. Das war auch ein Vorteil! »Und« – trotzig schüttelte sie das Haar in den Nacken – »sie werden mich nicht fressen hier! Nur nicht sich fürchten, Bissula,« sprach sie zu sich selbst – »und sich nichts gefallen lassen! Aber auch gar nichts!« Nur einen Augenblick hatte sie, nachdem sie Herculanus entkommen war, gezittert: – damals, da ihr kraftvoller Erretter mit einem Ausdruck, mit einem Blicke ihre ganze Gestalt maß, vor dem sie verwirrt die Wimpern gesenkt hatte. Aber als sie die unschuldigen Kinderaugen wieder aufschlug, war jener Ausdruck gewichen: und er kehrte nie mehr wieder! –

Auch ließ sie ihr Herr den ganzen Tag mit ihrem Vater Ausonius allein: nur wann es dunkelte, erschien er unerbittlich, sie abzuholen; er selbst begleitete sie in das ihr angewiesene Zelt: einen seiner illyrischen Landsleute stellte er des Nachts auf Posten vor dasselbe. Den Neffen ihres Freundes, den sie scheute, sah sie nie allein.

Sie zählte fest darauf, bei dem Abbruch des Lagers und dem Rückzug der Römer werde sie der Freiheit wiedergegeben werden: zum Kampfe kam es ja nicht, das versicherte ihr Ausonius wiederholt. So betrachtete die Frohgemute ihre Gefangenschaft, die alle Schrecken verloren hatte, als ein Abenteuer, das ihr das lang vermißte Gespräch mit dem väterlichen Freunde schenkte. Hatten doch gar manche ihrer Jugendgenossinnen als Geiseln, auch wohl als Gefangene, eine Zeit lang in römischen Lagern und in den Kastellen auf dem Südufer gelebt und ohne Harm bei Waffenstillstand oder Friedensschluß die Freiheit wiedererlangt. Daß sie gegen ihren Willen festgehalten, fortgeführt werden könnte, das befürchtete sie nicht: war doch der mächtigste Mann im Lager ihr Beschützer.

Jedoch – solche Gefahr schwebte immer näher an sie heran.

Ausonius führte eine Art Tagebuch, in welches er vor dem Schlafengehen Erlebnisse, Eindrücke, Entwürfe zu Poesien, kleinere Dichtungen einzutragen liebte: – eine Gepflogenheit, deren streng eingehaltene Regel er auch im Feldlager kaum unterbrach: ein pedantischer Zug war ihm eigen. Doch war das »Tagebuch« nicht ein Monolog, vielmehr eher eine Art »Dialog«. Denn er richtete es in Briefform an seinen ältesten und nächsten Freund Axius Paulus aus Bigerri, Rhetor, aber auch alter Kriegsmann. Jedes Vierteljahr faßte er zusammen, was er so geschrieben und schickte es diesem, um das Manuskript mit dessen Kritiken und Antworten in Randbemerkungen zurück zu empfangen. So schrieb er denn auch in diesen Tagen unfreiwilliger Muße.

Achtes Kapitel.

»V. vor den Calenden des September

Seinem Paulus wünscht Ausonius Heil.

Gestern schrieb ich dir von dem reizenden Barbarenkind, – »Kind«? Sie ist es nicht mehr! Berücksend runden sich die zarten, aber doch reizvoll schwellenden Formen! Und »Barbarin«? Ist sie es je gewesen, – so ist sie es nicht mehr, seit Ausonius sie den Pomp der latinischen Rede gelehrt hat. Wie soll ich sie dir schildern, ohne sie – nicht zu zeichnen, – sondern zu malen. Denn gerade der Farben Reiz ist so unvergleichlich. Hätt' ich nur Paralos, meinen jonischen Sklaven, mitgeführt, der so schön die Nymphen gemalt hat – du weißt – in meinem kleinen Speisesaal dort in der Villa im Gau Noverus! Und der Ausdruck! Das Leben in diesen stets bewegten, bald von schelmischem Zorn, bald von Scherz, bald von einer mir rätselhaften Trauer der Sehnsucht beseelten Zügen!

Und die zierliche Gestalt! Neulich blieb ihre Ledersohle stecken in dem Sumpf vor dem Lagergraben! Wie weiß und wie reizend dies Füßlein! Wie kann es nur die Gestalt tragen, so leicht diese auch schwebt! Die Muse, die mich so lange gemieden, – in Gestalt dieses suebischen Mädchens hat sie sich wieder eingestellt: in einer schöneren Metamorphose, als je Ovidius sie geahnt. Unablässig quellen mir die Verse! Höre nur!

Bissula schmückte Natur mit dem Reiz, den der trefflichste Maler
Wiederzugeben umsonst sich bemüht. – Wohl anderen Mädchen
Mag er werden gerecht, wenn er Mennig verwendet und Bleiweiß –
Doch dies Farbungemisch, es entzieht sich dem Künstler: es sei denn,
Daß mit der Lilie Glanz er sie malt, der von Rosen behaucht ist.«

»Ach, Freund, bei den Empfindungen, die mir kommen, schäme ich mich manchmal des halben Jahrhunderts, das ich mit mir trage. – Ich möchte Anteros etwas opfern, – am liebsten: – meine grauen Haare!

Neulich hat die Kleine gar zu unserer aller Staunen – zumeist aber war Saturninus überrascht, ich weniger: denn ich traue ihr schon bald Übermenschliches zu – strategischen Scharfblick bewährt.

Bei einem Rundgang auf dem Südwestwall war die Rede davon, daß ihr kleines Hüttlein durch mich vor dem Verbrennen war beschützt worden, während unsere Kohorten sonst mit wahrer Emsigkeit die Fackel in die Holzhäuser der Barbaren warfen. Da meinte Saturninus, durch Zufall sei bisher auch noch ein anderes Gehöft verschont geblieben, das weiter südwestlich auf einer Anhöhe ragt mit hochaufsteigendem Giebeldach: – keine unserer Streifscharen war in diesen Tagen in jener Richtung ausgezogen. Mein Neffe rief nun einem seiner Panzerreiter zu, morgen sollten ein paar hinübersprengen und das Gezimmer niederbrennen.

Da rief auf einmal die Kleine mit blitzenden Augen: »Wie dumm!« und lachte – Höflichkeit ist nämlich nicht ihre Lieblingstugend! – und mein Neffe und sie verlieren wenig Liebe einer an den andern. – »Wie einfältig,« wiederholte sie. »Der Bau ist sehr

fest, der Pfahlzaun sehr hoch: – es ist fast eine Burg, wie hier dies euer Lager! – Und hier: zwischen euch und dem See – wohin ihr doch flüchten müßt, wenn die Meinigen kommen! – da könntet ihr euch gerade wieder setzen, wenn ihr hier ausreißen müßt, wie die Füchse aus dem Bau gejagt.« Höhnisch lachte Herculanus. Aber Saturninus warf einen Blick von der Wallkrone auf jenen Hügel und das hoch ragende Gehöft und sprach mit jenem ruhigen Ton, der Widerrede ausschließt: »Ich selbst hatte bereits für morgen die Verbrennung beschlossen. Aber das Kind hat Recht. Das feste Haus wird nicht verbrannt: – eher vielleicht – später – besetzt, wann die Schiffe da sind.«

Wenn sie nur endlich kämen, diese Schiffe! Der eifrige Tribun verzehrt sich vor Ungeduld des Thatendrangs. Schon wiederholt ist er über den See gefahren auf einem elenden, morschen Nachen der Barbaren, welchen wir im tiefsten Röhricht versteckt, nahe Bissulas Waldhütte, fanden, und hat Nannienus zur Eile getrieben. Aber dieser konnte in Wahrheit mit Homer sprechen: »Was mahnst du den ohnehin Willigen?« Man kann nicht in Tagen herstellen, was in Monaten versäumt worden! Seine eignen elenden Beamten schaden dem Reich mehr als die Barbaren!

Und wir wissen gar nicht, wohin sie geschwunden, diese sonderbaren Landesverteidiger. Ach, da fällt mir auch wieder ein Geschichtchen von der Kleinen ein! – Wie sie sich doch immer wieder in meine Gedanken stiehlt! –

Selbstverständlich haben wir – in Ernst und Scherz – auch den Versuch gemacht, Auskunft über die Verstecke der Feinde zu erlangen von der einzigen Gefangenen, deren wir uns bisher berühmen können: aber da sind wir ›Sieger‹ übel angekommen! »Wo stecken sie denn, eure Helden?« lachte ich einmal gegen Ende der Hauptmahlzeit in meinem Zelt. »Ihr Heldentum ist freilich so unfindbar, wie sie selber.« »Sie werden es ihr schwerlich auf das kurze Näslein gebunden haben,« meinte Saturninus. »Denn die Barbarinnen können wohl so wenig schweigen als die Römerinnen. Sie weiß es nicht!« »Doch! Sie weiß es!« rief die Schelmin, trotzig die Lippen aufwerfend. »So? Dann wird man dir's abfragen,« – rief ich, »auf der Folter!« – »Nicht nötig. Ich sag's gern!« »Nun, wo weilen sie?« fragte der Tribun aufmerksam.

Da huschte sie zum Zelt hinaus, steckte mutwillig den Kopf durch den Vorhang des Eingangs herein und lachte neckisch: »Bei Wodan wohnen sie und bei der Seefrau im See. Da suchet sie selber!« Und fort war sie.

Ihr Lieblingsaufenthalt ist zu den Füßen einer ungeheuren Tanne – sie sei heilig, einer germanischen Göttin geweiht, die wohl, nach der Schilderung, der Isis entspricht –; dort hab' ich sie wiederholt gefunden.

Einmal gar auf den Zweigen derselben sich schaukelnd, wie ein Vöglein. Sie bat mich, diesen ihren Versteck ja den andern nicht zu verraten – dem Tribun und meinem Neffen: – sie liebe es, oft ganz einsam da zu träumen. Nun, ich verrate sie gewiß nicht! Wenn nur ich es weiß, wo sie zu suchen. Die andern *sollen* sie nicht – gegen ihren Willen – finden. –

IV. vor den Calenden des September

Neulich vermißte ich den Maler. Hierher kann ich ihn nicht schaffen. Aber vielleicht Bissula – später – zu dem Maler, nach Burdigala? Wie ich damals schon gewollt! Oh Paulus, könnte ich sie dir zeigen! Je mehr ich von ihr schreibe, dichte, – desto mehr

gefällt sie mir, oder vielleicht umgekehrt! – Ich will einmal gar nicht mehr an sie denken,
nicht mehr von ihr schreiben! –«

Neuntes Kapitel

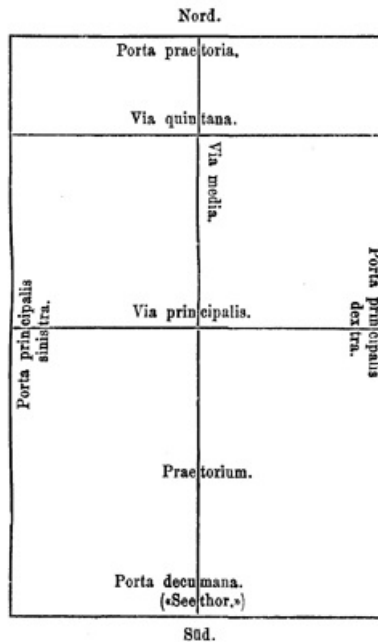
»Du glaubst nicht, Teurer, wie mich auch dies lang nicht mehr geschaute kriegerische Lagerleben erfreut. Ich verstehe nicht viel davon: aber der Pomp und Stolz und die Kraft des Kriegswesens regen mich mächtig an. Es ist eine Lust, einen Mann wie Saturninus walten zu sehen. Eine alkäische Strophe kann er nicht skandieren, aber ein Lager nach den Anforderungen und Vorteilen der Örtlichkeit anzulegen, das versteht er besser als ich die alkäische Strophe zu bauen. Vortrefflich hat er auch hier, auf diesem steilen Hang mitten im Barbarenwald, die Regeln Frontins mit dem gegebenen Raum zu vereinbaren gewußt. Dich alten Soldaten würde es mächtig freuen, unseren Lagerbau, die Stärke von Graben und Wall, die Gliederung der Lagergassen, die Verteilung von Reitern und Fußvolk, von Gepäck und Troß mit anzusehen!

III. vor den Calenden des September.

Und warum solltest du's nicht ansehen? Wofür hat uns Athene oder das kluge Phönikien die Schrift gelehrt? Ich bat Saturninus, seinem dicken Schreibsklaven eine Skizze unseres ganzen Lagers mit allen für die Verteidigung wichtigen Punkten und der Verteilung unserer Truppen zu diktieren. Ich lege sie dem Papyros bei.

Wie stattlich beginnt das:

»Vier Geschwader Schuppegepanzerte an der Porta decumana, das ganze Gepäck ebenfalls vor der Porta decumana aufgetürmt. Der Wall acht Fuß hoch. Der Graben fünf Fuß tief. Der schwächste Punkt die Ecke im Nordwesten, deshalb dort die beste Truppe: Batavische Schildner und Speerträger aus des Kaisers thrakischer Garde: –« und so weiter. Ich wiederhole nicht hier, was die Beilage ausführlich enthalten wird; aber das Schriftstück ist noch nicht fertig. – Er hat es wieder abgeholt, die Zeichnung genauer zu vollenden.



II. vor den Calenden des September.

Ach, was hilft die Verstellung, das Versteckenspielen mit mir selbst! »Jagst du sie mit der Heugabel hinaus, zurück kehrt immer wieder die Natur,« sagt der Bandusische Kollege. – Ich mache dich glauben – und mich selbst –, ich denke an Gräben und Wall und Schuppegepanzerte! Es ist nicht wahr! Ich denke nur an die Kleine! Nur *ihr* Bild steht vor meinen Augen bei Nacht und Tag. Es ist schon halb beschlossen: du *sollst* sie sehen. Ist dieser Streifzug beendet, kehre ich jedenfalls nach Gallien zurück, – vielleicht das ganze Heer: denn Kaiser Valens scheint mit den Goten leicht, ohne unsere Hilfe zu brauchen, fertig zu werden; er verlangt nicht nach uns. Dann kann ich die Kleine als meinen Gast mitnehmen zu kurzem Besuch nach Burdigala. Freilich: noch gilt sie als Sklavin des Tribuns. Lächerliche Laune des wackeren Mannes! Nein, nein, mein Paulus! Es ist nicht das andere, was du jetzt meinst, das ihn treibt. Scharf wie ein Vater – oder am Ende gar wie ein Bräutigam? – hab' ich ihn beobachtet, argwöhnisch, fast eifersüchtig. Aber ich that ihm Unrecht – oder zu viel Ehre? – Er hat nichts im Kopf, als diese unsichtbaren Alamannen und unsere immer noch ausbleibenden Schiffe von Arbor.

Und warum nur zu Besuch? Warum sollte sie nicht für immer in meinem Hause bleiben, mein heranschreitendes Alter verschönern können mit dem Morgenrot ihrer Jugend! Ja, Eos, Aurora: das ist ein treffendes Bild für sie! So jung, so morgenfrisch, so hellrot umflattert von dem mutwillig krausen Kurzgelock. Vielleicht nimmt sie jetzt, verständiger geworden, mit Freuden an, was ich ihr, dem Kinde, damals schon anbot: mir zu folgen für immer als meine Adoptiv-Tochter.

Tochter! – – Es ist das Rechte nicht! – Das Rechte nicht mehr! – Sie ist zum Weib erblüht. Es käme mir doch nicht mehr bei, sie, wie vor Jahren, auf meine Kniee zu heben. Sie ward dafür zu – reif. Und ich – ich bin noch dafür zu – jung, sie nur als Tochter zu betrachten. Eher als ihr Bruder, ihr zärtlicher, auf ihre Schönheit freudig stolzer Bruder! – Es paßt auch nicht! – Neulich streifte mich ihr voller Arm – sie gehen

mit ganz unbedeckten Armen, die Germaninnen –: mir ward heiß dabei. Ich kann fast nicht mehr zweifeln, ich –

Die Leute würde es gar nichts angehen, was ich für sie empfinde. Mit mir nehmen könnte ich sie zunächst jedenfalls: – dann adoptieren? – In welcher Rechtsform immer es sei: – festhalten in meiner Nähe werd' ich sie. Ihre anmutvolle Gegenwart, – ich fühl's, ich kann sie nicht mehr missen! Es würde kalt und dunkel um mich her! Schon fröstelt mich bei dem Gedanken, wieder mit dem eisherzigen Herculanus allein zu leben.

Sie ist meine Muse geworden! Eine barbarische, spottest du? Ei, sind diese Verse gar so barbarisch?

Wonne du! Schmeichelndes Glück! Oh du Scherzspiel neckischer Anmut!
Wie die Barbarin doch Latiums Mädchen besiegt!
»Bissula«! Bäuerlich klingt für den Fremden der Name des Kindes:
Aber Ausonius tönt hold der berückende Klang.«

Zehntes Kapitel.

»Es hilft nichts mehr, mir es zu verhehlen!

Und was ich mir gestehe, gestehen muß: – dir, meinem Paulus, meinem zweiten Ich, soll es nicht länger als mir selbst verborgen sein. Ach, ich fürchte, du hast es schon längst aus diesen Worten, in Prosa und Vers, herausgelesen. Ich bitte dich – schüttele nicht, wie du pflegst, dein kühles, kluges Haupt über deinen »allzujugendlichen« Ausonius: – ich hoffe, warm soll mein Herz schlagen, bis es still steht. Ich weiß alles, was du sagen willst – *dagegen* natürlich. Denn *dafür* würdest du etwa nur sprechen, hättest du sie *gesehen*! Aber ich bin doch froh, daß du jetzt nicht hier bist: – ich *will* nicht gewarnt sein!

Freilich – ein anderes ist es, in verschwiegener Brust, dem verschwiegenen Freund gegenüber mit der süßen Vorstellung spielen: – ein anderes, das Spiel in den Ernst des Lebens überzuführen. – Ich trage mich mit widerstreitenden Gedanken. Wohl bin ich fünfzig – ach nein! zweiundfünfzig Jahre! Aber welches Glück für das junge Geschöpf, nicht nur meinen Reichtum, – nein, die ganze launische Bildung mit mir zu teilen! Sie ist Heidin. Bah! Das Taufwasser wird ihr die Anmut so wenig abspülen, wie es mir die heidnischen Musen verscheucht hat. Glauben mag sie nach der Taufe, was sie vorher glaubte. Und opfern soll sie – der goldenen Aphrodite und – Hymen!

Ich schwanke. Sie ist mir sehr zugethan. Aber manchmal find' ich sie doch träumend, sehnd über den Lagerwall hinausblickend: seltsamer Weise nicht nach Osten, nicht nach ihrem Heimathause, – immer nach Nordwesten! Dort ragt nahe dem Wall ihre riesige Tanne, mit Zweigen, die bis zur Erde reichen: gestern fand ich sie wieder hier versteckt. Sie klettert so hoch empor in dem Gezweig, daß sie gerade über den Wall hinweg nach fernen Höhen schauen mag. Da steckt sie, wie ein Marder geduckt, in dem dichten Geäst. Mit Mühe entdeckte ich sie dort: – es war schon Abend. Als sie auf mein Geheiß herabhuschte, glaubte ich zuerst eine Thräne in ihren Augen zu sehen.

Aber das leuchtende Abendrot hatte mich wohl geblendet: ich sah die Thräne nicht mehr, als sie vor mir auf der Erde stand. Doch blickte sie ernster als sonst. »Was fehlt dir?« fragte ich. »Die Freiheit!« war die rasche Antwort. Ich mag wohl bestürzt, unwillig ausgesehen haben, denn hastig fuhr sie fort:

»Vergieb! Ich war thöricht. Ich weiß ja, ließest du mich jetzt schon frei, noch bevor der Krieg ganz zu Ende, – ich könnte, eh' ich die Meinigen erreichte, in die Hände *anderer* Römer fallen. Und undankbar bin ich obendrein. Wie gut bist du gegen mich! – Aber doch – manchmal spür' ich so arges Heimweh – nach – nach – ach ich weiß selbst nicht –!«

Da scherzte ich – denn nie zuvor, und auch jetzt nicht im Ernst, kam mir dieser Einfall: – »Nach einem Liebsten?« Da schnellte sie empor wie ein rotes Schlänglein! So zornig habe ich sie nie gesehen, – und es schäumt doch oft genug über, das kleine Strudeltöpfchen! – sie stampfte mit dem Füßlein, Glut schoß ihr in die Wangen und heftig rief sie: »Einen Liebsten? Ich? – Die rote Beißkatze! Ich habe ja kein Herz! – Womit sollte ich lieben.« Und trotzig sprang sie von mir weg, lief in ihr Zelt und ließ sich den Abend nicht mehr sehn. –

Nun, nun, das kennt man! Giebt sich – nach der Hochzeit. Aber ich freue mich, nun aus ihrem eignen Munde zu wissen: keine Neigung hält sie fest hier im Barbarenland, will ich mich wirklich entschließen, sie mitzuführen nach Burdigala. Ziemlich spät, wirst du spotten, fiel mir dies mögliche Hemmnis meiner Wünsche ein. Aber das macht: ich dachte sie so lang als Kind, bis ich – an mir selbst – von Tag zu Tag steigend es spürte nein, nein, diese Vollarmige ist kein Kind mehr: sie ist ein bräutlich Mädchen. –

Der holde Wunsch – kaum dräng' ich ihn noch zurück – er reift mir mächtig zum Entschluß! –

Und bei diesem guten Mädchen bin ich sicher: sie wird nicht um meines Geldes willen mein, was ich bei unsern gallischen Fräulein ängstlich fürchte: – und erst bei den Witwen! Bauchgrimmen krieg' ich, denk' ich an sie! – Vorsichtig will ich zuerst, die Scheue nicht zu erschrecken, – denn wie kann sich die Barbarin solche Ehre träumen lassen! – ihr nur den Vorschlag machen, als mein Gast mich nach Burdigala zu begleiten. Es ist undenkbar, daß sie sich weigert: jetzt, nachdem sie erwachsen! Und weigert sie sich, dann – aber nein, es wird ja nicht nötig werden. Und hat sie erst dort das reiche, schöne Dasein gekostet, dann verlangt sie nie mehr zurück in diese Wildnis. Dann wird es nicht mehr lange währen, daß ich diese Verse ihr vorlesen kann, welche ich jetzt nur dem Freunde vertrauen darf:

Bissula, jenseit des Rheins du, des kalten, gezeugt und entsprossen,
Bissula, die du erblüht nah des Danubius Quell:
Kriegegefangne, du hast, aus der Knechtschaft entlassen, gefangen
Deinen Besieger: sein Herz ward der Erbeuteten Raub.
Pflegender Mutter verwaist hast du nie doch die Herrin erduldet:
Als du in Knechtschaft gerietst, wurdest Gebieterin du,
Ob du durch römische Gunst so, Germanin, wurdest verwandelt: –
Blieb doch des Auges Blau, blieb dir das rötliche Haar.
Zwiefach erscheinst du uns nun und dir schmücken mit doppeltem Vorzug
Latiums Sprache den Geist, suebischer Reiz die Gestalt.

Wie gefällt dir das, mein Teurer? Nicht übel, hoff' ich! Mir wenigstens gefällt es sehr – und du weißt: ich bin gar nicht eitel. Nun denke dir, wie müssen sie, diese Wohl laut atmenden Zeilen, erst ihr gefallen – ihr, der sie gelten! –«

Elftes Kapitel.

An dem Morgen, der auf diesen letzten Eintrag des Ausonius in sein Tagebuch folgte, teilte Bissula wie gewöhnlich das Frühstück in dessen Zelt mit Oheim und Neffe.

Der Präfectus Prätorio von Gallien war guter Dinge, scherzte oft, sprach viel, ließ sich von dem Bechersklaven wiederholt die Schale füllen und meinte wieder einmal, der Feldzug werde nun bald zu Ende sein. »Wenn die Schiffe kommen,« schloß er, »bitten die Barbaren um Frieden!« Fröhlich sah er auf: da traf zufällig sein Blick auf des Mädchens Antlitz.

Er staunte: ein spöttisches, ja zorniges Lächeln spielte um den trotzig aufgeworfenen Mund: ihre Stirn war gefurcht: sie schwieg. Das Gespräch stockte.

Scharf bemerkte Herculanus das aufsteigende Wölklein. Eifrig schürte er den drohenden Brand. »Was?« rief er. »Frieden? Verknechtung, Ausrottung! Bald schleppt der Kaiser die letzten noch übrigen Alamannen vor seinem Triumph-Wagen auf das Kapitol: die Führer werden erdrosselt, der Rest billig verkauft: ein Alamannenkopf um einen Kohlkopf.«

Thränen der Wut traten in Bissulas Augen. Sie fand nicht Worte: der Zorn schnürte ihr die Kehle zusammen. Sie suchte in ihren Gedanken, in ihrem Gedächtnis nach Hilfe, nach Abwehr. »Adalo!« – war der Name, der allein ihr einfiel. »Ja, Adalo! Wärst du da! Oder hätte ich dein raschgeflügeltes, wodangeflüstertes Wort! Halt – sein Spruch – sein Trotzspruch. Wie lautete er doch?« Und sie schloß, nachsinnend, die Augen, die Ellenbogen auf den Tisch gestemmt, die beiden kleinen Fäuste vor die pochende Stirn gedrückt.

»Ich trinke vor,« fuhr Herculanus fort, die Schale erhebend: »thut mir Bescheid – du, des Ausonius Schülerin, zählst ja zu uns: Schmach und Tod den Alamannen!« Da sprang sie auf: – das blaue Auge blitzte – das rote Haar flatterte um ihr Haupt – ein Schlag mit der geballten Faust – klirrend flog seine Silberschale zur Erde: und in ihres Volkes Sprache rief sie:

»Wehe den Walen!
Rache den Römern!
Brecht ihre Burgen,
Malmt ihre Mauern!
Schwinget das Schwert,
Bis sie rennen, die Räuber!
All' dies Erdreich
Weihete Wodan
Seinen und des Sieges Söhnen, –
Uns zu eigen, den Alamannen!«

»Ah Dank dir, Dank dir, Adalo!« Und sausend sprang sie aus dem Zelt.

»Wie thöricht,« schalt Ausonius den Neffen. »Wie unwirtlich! Wie kannst du sie so reizen – unseren Gast!« – »Gast? Unsere – das heißt des Illyriers – Sklavin! – Aber

vergieb, Oheim. Es soll nicht wieder geschehen. – Wie wenig doch die Barbarin taugt in Gesellschaft von Römern! – Unsere Gedanken, unsere Wünsche, – allem ist sie feind, unversöhnlich feind. – Und Adalo? Den Namen hört' ich schon! Ist das nicht –?« »Gleichviel wer es ist!« polterte der Oheim. »Du aber – bist mein Neffe und hast an meinem Tisch, in meinem Zelt die Liebliche beleidigt, zur Wut gereizt. Wie würdest du wohl erst in Burdigala . . .« –

Ein vielerratender, finsterer Blick des Neffen hemmte das unbedachte Wort. »Du mußt sie versöhnen. Jetzt verlaß mich: – ich will dich heute nicht mehr sehen! Oder bleibe: – Ich selbst eile ihr nach! Arme Kleine!« Ausonius stand erregt von dem Lectus auf und eilte hinaus.

Herculanus und der Bechersklave waren nun allein in dem Zelt. »Steht es schon so?« knirschte jener grimmig. »Ganz offen gesteht der kindisch gewordene, verliebte alte Narr seine Pläne? Ans Werk, Davus – gesund oder krank – ans Werk! Hast du Schierling? Hast du genug?« – »Ich glaube, es reicht. Und mißlingt es das erste Mal, so hast doch auch du in dem andern Fläschlein noch Vorrat?« Herculanus nickte. Der Sklave fuhr fort: »Er klagte gestern über allerlei Unwohlsein; ich will's nun bald wagen, bevor er wieder genesen. Aber – noch eins – heute Nacht schläft die Barbarin allein.« – »Wie? Nicht in dem Zelt der Troßfrauen?« – »Nein! Ein roter, ansteckender Ausschlag brach heut' Nacht in diesem Zelt aus –: ich hörte, wie Saturninus auf die Meldung befahl, sofort der Gefangenen ein frisches Zelt an der entgegengesetzten Seite aufzuschlagen.« – »Er wird sie aber wieder scharf bewachen lassen!« – »Doch heute Nacht macht er mit all' seinen unnahbaren Illyriern einen Streifzug: Bataver beziehen heute die Nachtwachen: – die trinken gern: – vielleicht . . . –« – »Schweig! Diesen Ring zum Lohn für das Wort! Wir wissen noch nicht, ob der Anschlag gegen den Alten gelingt –: so haben wir zwei Sehnen bereit für unseren Bogen. Und ich hasse sie: – ihn hasse ich nicht: – ihn muß ich nur geschwind beerben. – Heute Nacht also! – Still, Prosper kommt! – Wegen des Giftes – in den zwei Fläschchen – sprechen wir noch später: – du weißt wo und wann. Wollen erst abwarten, was diese Nacht bringen wird.«

Einstweilen hatte der gutherzige Ausonius vergeblich die zornmütig Entsprungene gesucht. Eifrig sah er die langen und breiten Lagergassen nieder, welche sich im Geviert bei dem Prätorium kreuzten: – umsonst. Er hoffte nun sicher, sie an ihrem Lieblingsschlupfwinkel zu finden, dem abgelegenen Platz mit der hohen Tanne: der Platz war leer. Auch auf dem Baume saß sie diesmal nicht: genau sah er hinauf. Kopfschüttelnd schritt er noch weiter nach Nordwesten, gegen den Wall selbst: da hörte er zwei Stimmen, wie streitend: eines Soldaten und – Bissulas. Und nun sah er, wie Rignomer, der batavische Centurio, mit quergehaltener Lanze die langsam Weichende zurückdrängte: halb germanisch sprach der Mann, halb, zur Erklärung, Vulgärlatein: denn Bataver und Alamannen, obzwar beide Germanen, verstanden sich damals so schwer, wie heute etwa Schiffer vom Niederrhein und Bauern vom Bodensee sich verstehen. »Zurück, rote Elbin, – schöne Idise du, – Nymphe! – Und versuch's nie wieder! Wäre schad' um dich: – zu hoch ist der Wall und der Graben zu tief.« – Da erkannte der Soldat den Praefectus Prätorio, grüßte und kehrte auf die Wallkrone zurück.

Bissula hatte sich, den ehrfurchtsvollen Gruß bemerkend, umgesehen: – nun eilte sie auf Ausonius zu, noch immer heftig bewegt. »Vater,« rief sie, »gieb mich frei! Gleich! Auf der Stelle!« Ausonius schüttelte das Haupt: »Bedenke –« »Wenn ihr denn wirklich

wehrlose Mädchen fangt und mit dem Schwerte bedroht, ihr ruhmreichen Römer, – wie dein Neffe, der Neiding . . .« – »Wann that er das?« – »Gleichviel! – so schicke mich mit sicherem Geleit, mit einem Schreiben von dir über eure Vorwachen hinaus.« – »Wohin?« Bissula schwieg eine Weile. Sie ward ganz rot.

»Wohin? Wohin du immer träumend spähst? Dahinaus?« »Nein,« sprach sie jetzt, die Zähne zusammenbeißend, – »nach Aufgang, in mein Haus! Ich helfe mir dann schon weiter.« – »Kind, du mußt bleiben, bis der Krieg zu Ende.«

»Nein, ich muß fort!« schalt sie. »Zu meinem Volk gehö' ich, – nicht zu euch! Nicht recht, abscheulich ist es von mir, daß ich hier in deinem Schutz sicher schlafe, Römerwein schlürfe aus goldner Schale, während die Meinen Mangel und Gefahr leiden. Laß mich fort!« Sie hob die Hand: – es sollte eine Bitte sein, aber es glich einer Drohung. »Kleine,« sprach Ausonius nun ernster, »laß die Thorheit. Meines Neffen thörichte, unziemliche Rede hat dich gekränkt, – ich verwies sie ihm: er wird dir abbitten.« Bissula machte eine verächtliche Bewegung. »Und alles wird vergessen sein.« – »Soll ich vergessen meines Volkes?« – »Vergessen? Nein! Aber allmählich dich desselben – – entwöhnen. Du staunst? Wohlan: dieser unwichtige Anlaß mag die wichtige Eröffnung beschleunigen, die ich dir zu machen habe. Du denkst daran, mich zu verlassen? Gieb das auf: liebes Mädchen,« – er bezwang sich und fuhr kühler fort: »mein Töchterchen, – du wirst mich nie mehr verlassen.«

Hoch erstaunt riß Bissula die Augen auf: mit der Angst des umgestellten Rehes maß sie den Römer. Ganz nahe hörte man den ehernen Schritt einer zur Ablösung anziehenden Kohorte: aber die Zeltgasse verdeckte sie noch dem Blick. »Was willst du sagen?« stammelte sie. »Ich will sagen,« erwiderte Ausonius fester, strenger, als er je gesprochen – der jetzt geahnte Widerstand erbitterte ihn und er war entschlossen, seinen Willen durchzusetzen – »ich will sagen, daß ich beschlossen habe, meinen früheren Plan auszuführen. Ich nehme dich als meinen Gast – auf unbestimmte Zeit – als mein Töchterchen,« fügte er vorsichtig bei – »mit mir – nach Burdigala.« »Nimmermehr!« rief Bissula, beide Arme in hohem Schrecken erhebend. »Ja, gewiß!« – »Ich will aber nicht! Ich? – fort vom See? – Von –? Von den Meinen –? Nein! Nein! Nein!« – »Ja, ja, ja! Das ist nicht tyrannisch, nicht grausam, wie du jetzt denkst!« – »Wer will mich zwingen?« – »Ich! Wir zwingen auch die Kinder, die wir erziehen, zu ihrem Heil. Du begreifst dein wahres Glück nicht: – ich zwinge dich dazu.«

»Ich bin aber kein Kind. Ich bin . . .« – trotzig trat sie gegen ihn. »Gefangen bist du! Vergiß das nicht! Du *mußt* folgen deinem Herrn, und der –« »Bin ich,« sprach eine tiefe Stimme.

Saturninus trat zwischen beide: er hatte die Kohorte herangeführt: mit festem Griff hielt er Bissula, die, wie von Schwindel umgetrieben, sich drehte und unwillkürlich wieder auf die Wallkrone hatte springen wollen.

»Vergiß das nicht, Ausonius!«

Unwillig über die Störung, verwirrt, beschämt trat dieser zurück. »Was thust du?« – »Ich schütze meine Gefangene.« – »Gegen wen?« – »Gegen jede Bedrohung: gegen Tücke wie gegen Zwang, – auch gegen wohlgemeinten.« Sprachlos blickten beide zu ihm auf: in das Dankgefühl des Mädchens mischte sich aber leise Furcht: – auch vor *diesem* Beschützer.

Ausonius fand zuerst das Wort wieder. Ärgerlich, eifersüchtig, argwöhnisch rief er: »Und wer schützt sie gegen – dich?« – »Nichts, und niemand – als mein eigener guter Wille!« »O gieb mich frei,« rief Bissula, verzweifelt beide verschlungene Hände zu dem Tribun emporhebend. »Damit du den Barbaren alles erzählst, was du bei uns gehört und gesehen? Nein, Kleine – du bleibst – vielleicht für immer! Nichts da von entspringen! Höre, Landsmann!« – er winkte, – »führe sie in ihr neues Zelt! – Halte dort die Wache, bis ich aufbreche heute Nacht: – dann löst dich der Bataver Rignomer ab. Und höre, sage meinem Schreibsklaven, auch bei Tage soll er sie . . . –«, den Rest flüsterte er in des Soldaten Ohr, der das ratlose, bestürzte Mädchen am Arme fortführte. Ohne Wort schieden Ausonius und Saturninus voneinander: letzterer grüßte ehrerbietig: aber der Gereizte sah den Gruß nicht oder wollte ihn nicht sehen. –

Zwölftes Kapitel.

Seit gestern schien das Regengewölk, das so lange dicht und schwer die Häupter der Berge verhüllt und sich in grauen Gehängen bis auf die Seefläche gesenkt hatte, lichter und lichter zu werden. Über die Wipfel der Wälder hin zogen sich noch einzelne Schleier: aber vom Säntis herab und vom Tödi fielen die Nebel. Und bevor die Sonne dieses Tages versank hinter den Waldhöhen des Westsee's, brach sie einmal – zum erstenmal seit geraumer Zeit – hindurch, See und Land auf wenige Augenblicke blutrot beleuchtend: die Fische sprangen sofort gierig nach den Mücken, die sich da in dem lang entbehrten Lichte sonnten und matt, mit feuchten Flügeln, ganz nahe dem Wasserspiegel flogen: – dann tauchte die glühende Scheibe wieder in die langgezogene Wolkenwand. Kreischend zog der Reiher aus dem Schilf, landeinwärts. –

Der Wind schien umzuspringen. Bald hierhin, bald dorthin jagten die Wolken über den Himmel. Anders gingen die Wellen des Sees, noch der alten Windrichtung folgend, anders oben die Wolkenzüge.

Vor dem Nordthor des Lagers, der Porta praetoria, aber mehr gegen Westen hin, lagerten an diesem Abend die batavischen Söldner vom Niederrhein. Mißmutig schürte der Centurio, im römischen Dienst lange bewährt, mit Halsketten und auf dem Brustpanzer mit Ehrenzeichen für tapfre Thaten geschmückt, ein Mann von etwa vierzig Jahren, das qualmende Feuer, das man in den naßkalten Wäldern nicht gern ausgehen ließ. »Da!« brummte er, »Fiff! Da erlischt es. Alle beide, Vulkan und Loge, habe ich umsonst angerufen. Vulkan hilft mir nicht, weil ich Barbar, – Loge nicht, weil ich den Römern diene. Wir Söldner haben keine helfenden Götter mehr: – weil wir keines Volkes sind.« »Ha, Rignomer,« lachte der andere, ein junger Mann mit rotsprossendem Flaumbart, »ich halt' es unter allen Göttern nur mit einem: – dem Gott des Sieges!« – »Und gerade der, gerade Wodan hat uns verlassen, Brinno. Überall siegen die Germanen – das heißt: die *Völker*, die gegen Rom, nicht wir germanischen Söldner, die wir *für* den Kaiser fechten. Und furchtbar bluten in jeder Schlacht – gerade wir Söldner.«

»Weil sie uns stets auf den bedrohtesten Fleck stellen, diese schlaunen Walen,« zürnte nun auch Brinno. »Weil Wodan uns gram ist,« raunte der Centurio. »Wir *sollen* nicht mehr fechten für Rom gegen die anderen Germanen. Er *will* es nicht mehr!«

»Was ›Germanen‹! Das ist ein Wort, wie ›Barbaren‹: die Walen haben's aufgebracht, nicht wir. – Was gehn mich diese ›Alamannen‹ an? Ich bin Bataver: – Franke, wenn du's lieber hörst.« – »Ja, das hör' ich lieber.« – »'s ist aber jünger!« – »Jedoch stärker, – weil größer!« – »Was gehen mich, frag' ich noch einmal, diese dickköpfigen Sueben an? Mit ihrem Schweif auf dem Wirbel! – Ich verstehe kaum, was sie lallen!« – »Aber wir sind alle, wir Blauäugigen, Gelbhaarigen, Söhne derer von Asgardh! Wir alle sind von Aufgang her den großen Wassern entgegengerückt! So lehrten's die Väter, so singen's die Harfenleute. Und überall, an Rhenus und Danubius, scharen sich die Gaue, die Völkerschaften zusammen, die sonst sich so grimmig befehdet. Das ist Wodans Werk! Er ruft die Enkel Asgardhs gegen Rom! – Dies ist mein letzter Feldzug unter den Drachenzeichen: – in ein paar Tagen ist meine Dienstzeit um –: dann geh' ich heim und baue meine Scholle an der Yssala, wo die Mutter und die Geschwister mein warten, –

baue sie mit dem bessern, dem *römischen* Pflug. – Und muß ich nochmal kämpfen, – dann kämpf' ich für meine Scholle *gegen* Rom! Wir haben allzuwenig Raum, wir Franken, da unten im Rheinsumpf! – Wir müssen hinein ins schöne Gallien.« – »Nun, dieser Krieg der Römer wird bald zu Ende sein. Ein unblutiger Sieg.« »Wer weiß!« Hier warf sich der Centurio neben Brinno auf die Erde und raunte in sein Ohr: »Ein Gaugenosse von mir, der schon früher unter Kaiser Valentinian hier an diesem See gegen die Alamannen kämpfte, hat mir erzählt, weshalb er, voll Angst und Grauen, plötzlich den Soldvertrag gekündigt hat: in einer Schlacht – die Römer verloren sie – brauste dem Keil der Alamannen auf weißgrauem Roß Einer voran, wider den kein Mann die Hand erhebt, ohne es für immerdar mit Wunsch und Wonne zu verderben.« »Wie?« fragte Brinno, halb ungläubig, halb furchtsam: »Er – er – selber?« Rignomer nickte bedeutungsvoll: »In eines greisen Herzogs Gestalt! So flüstert die Sage. Von der Himmelsburg steigt er hernieder, wann heiße Gefahr die Waldleute am See hier bedroht, warnt sie, verhüllt sie mit seinem dunkeln Wolkenmantel vor den Augen der Feinde, lehrt sie Siegrunen auf unersteigbarem Berge und trägt sie plötzlich heran auf den Adlerflügeln des Sturmwindes. Gegen *den* kämpfe ich nicht! Nur gegen Menschen hab' ich dem Imperator zu dienen geschworen. – Aber horch: – ein Tubaruf von unseren Vorposten! Wen bringen da unsere Reiter?« – »Eine Botschaft der Alamannen, scheint es!« – »Ja, einen Führer – und zwei Gefolgen. Welch' ein Jüngling! – Halt, junger Held: wenn du ins Lager willst zu dem Feldherrn, – nur je einer darf hineinreiten – muß ich dir vorher die Augen verhüllen. Steig' ab! Du willst nicht? Ja, dann kehr' nur wieder um.«

Das war ein harter Schlag gegen Adalos Hoffnungen! Er hätte so gern gesehen, scharf gesehen im Römerlager: – Gräben, Wälle, Thore und – zwei Menschen innerhalb jenes trotzig-dräuenden Pfahlwerks. Mißmutig stieg er ab. Eine dicke Wolldecke ward ihm, wie ein weiter Sack, in lockeren Falten über das Haupt geschlagen und unter dem Kinn zusammengebunden: Rignomer faßte seine Hand und führte ihn bis an das Thor, wo ein Centurio der Thraker den Sendboten der Barbaren in Empfang nahm.

Auch Adalos beide Begleiter stiegen ab, banden die drei Rosse an die nächsten Tannen und lagen bald plaudernd mit den Batavern – das schlechte Latein der Grenzgebiete mußte freilich gar oft den ganz verschiedenen Mundarten das Verständnis vermitteln – um das Wachtfeuer, das nun, mit Anstrengung, frisch entzündet worden: denn es dunkelte stark.

Alsbald erscholl von dem Waldweg her, auf welchem die Gesandtschaft gekommen, ein seltsam Gebrumm, das näher und näher kam. Alle, auch die beiden Alamannen, sprangen überrascht auf. »Ein Bär?« – »So nah dem Feuer?« – »Durch unsere Vorposten geschlichen?« Und sie griffen nach den gekreuzt zusammengelegten Speeren.

Doch da bog um die Wendung des schmalen Waldsteiges ein Bataver mit hellem Lachen: er deutete hinter sich. »Seht, Waffenbrüder! Ein sarmatischer Gaukler! Mit einer zahmen Bärin! Sie tanzt nach seiner Schwegelpfeife! Das ist drollig,« Da entfuhr dem einen Alamannen ein Ruf des Staunens: er sperrte Augen und Mund auf: »Das ist ja –« Doch der andre stieß ihm den Ellenbogen in die Rippen: »Eine Bärin! Ja! Hast du noch nie eine gesehn?«

Und nun kam in den Schein des Feuers ein Mann in sarmatischer Tracht, – zusammengenähte, schwarze Schafsfelle, die Wolle nach innen gewendet: – er führte

an ledernem Halsband eine große Bärin.

Hinter ihm schleppte sich, gleichfalls in ein Ziegenfell gehüllt, sein Knecht, der in einem Ranzen wohl den Reisevorrat trug: es war ein armer Krüppel, ein Knabe; halb lahm, kam er mit Hilfe einer Krücke nur langsam vorwärts: er konnte wohl nur schwer gehen und stehen: denn da der dritte Bataver ihm einen Stoß mit dem Schaft des Speeres gab, ihn mahnend, näher an das Feuer zu treten, fiel der Arme mit einem dumpfen Schrei ins Gras.

Der Söldner rief ihm, unter römischen und germanischen Scheltwörtern, die Frage zu, was *seine* Kunst sei? Er rührte sich nicht. –

»Da kannst du lange fragen,« lachte sein Herr, »der Junge ist stumm. Und fieberkrank. Er fürchtet die Menschen. Laßt ihn liegen!« Der Knabe kroch unter das dichteste Gebüsch, weit ab vom Feuer: man konnte von der Wachtstätte aus ihn kaum wahrnehmen; man sah nur, daß sein krauses Lockenhaar ganz kohlschwarz war; er zog ein kleines irdenes Töpfchen hervor, tröpfte daraus Tropfen auf seinen kranken Fuß und rieb ihn emsig mit der Hand.

Dreizehntes Kapitel.

Lange, sehr lange schien es der Ungeduld Adalos zu währen, wie er – sein Unmut glaubte, mit absichtlicher Verzögerung – in dem weitläufig angelegten Lager Hügel auf Hügel ab umhergeführt wurde, bis endlich sein Führer ihn anhielt und man ihm die Hülle vom Haupte nahm. Er befand sich in dem Zelt des Präfekten. Dieser selbst – zornig erkannte er sogleich den Freund Bissulas – und eine Anzahl anderer Heerführer saßen und standen vor ihm. Man hatte Zeit genug gehabt, sie zu versammeln, während der Barbar kreuz und quer durch die Zeltgassen in verwirrendem Zickzack geleitet worden war.

Stumm begrüßte er Ausonius – es entging ihm nicht, daß die Augen der Feinde bewundernd auf ihm ruhten, – der ihm winkte, sich auf einem Feldsessel niederzulassen. Aber trotzig blieb der Jüngling stehn.

Umsonst bemühte er sich, in dem reich geschmückten Raum umherblickend, eine Spur – nicht von der Kleinen selbst – das wagte er nicht zu hoffen! – aber von irgend einem ihr gehörigen Gewand oder Gerät zu entdecken: hier waren nur Waffen und Papyrosrollen zu sehen.

Ausonius hob an: »Du verstehst, Alamanne, die Sprache Roms, da du allein, ohne Dolmetsch, gekommen?« Adalo nickte. »Sei willkommen! Wir erwarteten solche Sendung. Du erbittest den Frieden?« Zornig warf der junge Held das schöne Haupt zurück, daß ihm die langen Locken auf die Schultern rieselten: er erwiderte funkelnden Auges: »Freien Abzug biet' ich euch an.« »Ha, frecher Barbar!« schrie Herculanus. Aber Saturninus winkte ihm unwillig, zu schweigen, und fragte dann sehr ruhig: »Sind wir eingeschlossen?« – »Noch nicht! Aber nur deshalb nicht, weil wir noch nicht wollten.«

Saturninus warf dem Präfekten einen vielsagenden Blick zu. »Prahlerci!« meinte dieser in griechischer Sprache. »Und warum,« höhnte Herculanus, »habt ihr uns noch nicht vernichtet?«

»Der *Ausgang*, Römer, liegt in der Götter Hand. – *Angegriffen* haben wir deshalb nicht, weil wir, die wir den Kampf nicht scheuen, vielmehr – ihr wißt es genau! – ihn lieben, weil wir diesmal den Frieden wollen, – oder doch unsere weisen Führer wollen ihn, die weiter denken, als meine Jugendgenossen. Der große Völkerbund der Alamannen will nicht nur diesem Streifzug, er will dem ganzen, viele Menschenalter hindurch brennenden oder doch glimmenden Krieg mit euch durch Vertrag ein Ende schaffen für immerdar: nicht Waffenruhe, *Frieden* wollen wir mit Rom.«

Aufmerksam forschte Saturninus: »Ist das dein Gedanke, Jüngling?«

»Ich sagte schon: es ist die Wahl unserer Weisen, zu denen *ich* wahrlich nicht zähle. Aber auch ich erkenne, daß der Verkehr mit euch über den Grenzwall hin, wann die Speere in der Halle lehnen, unserem Volk allerlei Vorteile bringt: wir haben euch schon manches abgesehen, – noch mehr müssen wir von euch lernen.« »Weshalb aber,« fiel Ausonius ein, »wenn ihr dies einseht, brecht ihr seit Jahrhunderten immer wieder jeden Vertrag, jeden Waffenstillstand? Ihr rühmt euch gern der Treue als einer Tugend eures

Volkes, ihr Germanen, und wir müssen auch den treuen Dienst eurer Söldner unter unseren Fahnen loben. Weshalb aber brecht ihr hier, an den Grenzen – und zwar all' ihr vielnamigen Völker, Alamannen wie Franken, Goten wie Quaden und Markomannen, ganz gleich in solcher Untreue, – weshalb zerrißt ihr Jahr um Jahr immer wieder Frieden und Vertrag? Unsere Kohorten, genötigt unaufhörlich in euren Waldsümpfen hin und her zu waten, schelten euch mit grimmem Haß das falscheste der Völker! Warum brecht ihr immer wieder über unsre Grenzen, einem Waldstrom gleich?»

»Einem Waldstrom gleich! – Du hast, wohl ohne es zu wissen, das rechte Wort gesagt. Ich schweige davon, daß gar oft nicht wir die Verträge brechen, sondern, vielleicht gegen des Kaisers Willen, eure Heerführer, eure Grenzbeamten: Zwingburgen bauen sie, wider die Verträge, auf unserer freien Erde, und die Lieferungen, die ihr uns nach den Verträgen schuldet, unterschlagen sie: an Getreide zumal.«

»Warum,« fragte Saturninus, sich vom Sitze erhebend, ernst, aufmerksam, »baut ihr nicht selbst das Getreide, das ihr braucht?«

»Wir können nicht! Das Land genügt nicht unserer schwellenden Volkszahl. Die Götter mehren uns wunderbar: sie müssen wollen, daß wir wachsen, daß wir überquellen. Wohl ziehen Hunderte, ja Tausende aus der heranwachsenden Jugend jedes Jahr davon, euch zu dienen als Söldner, als Grenzer. Wohl senden wir oft ein ganzes Drittel der Jünglinge, durch das Los gekoren, sich neue Heimat zu suchen, wohin der Vogelflug ihnen winkt nach dem Willen der Götter: – all' das, – es reicht nicht!«

»So wäre es,« forschte Saturninus, mehr mit sich selbst, als mit dem Abgesandten sprechend, »nicht Mutwille?« –

»Mutwille, wähnt ihr, hätte seit unsrer ältesten Ahnen Gedenken – treu und traurig und stolz haben's die Sagen bewahrt – immer wieder und wieder unsere fast nackten Helden in die Speere getrieben eurer erstarrenden Legionen? Ja, wären's nur wir Jünglinge! Wir lieben's allezeit mehr, mit Blut – der Feinde oder dem eignen – was wir brauchen, zu gewinnen, als mit der Pflugarbeit. Aber glaubt ihr, daß aus Mutwillen unsere Graubärte, daß ganze Völker mit ihren Weibern und Kindern, mit Knechten und Mägden, mit ihren Herden und Wagen immer wieder über eure Grenzen nach Mittag und nach Niedergang dringen, nicht eine Kriegerschar auf frohem Beutezug, nein, ganze Völker auf müheschwerer Wanderung, vorwärts drängend, weil von andern gedrängt, schiebend, weil geschoben, aus Mitternacht und Aufgang von andern Germanen und von Sarmaten, aber die alte Heimat nicht räumend, sondern durch die Zurückgebliebenen behauptend, bis auch diese weichen müssen? Mutwille, glaubt ihr, hat diese Hunderttausende so oft an und über eure Grenzen gelockt – meist ins sichere Verderben? O nein! Uns treibt nicht Übermut – uns treibt die mächtigste der Göttinnen –: *die Not!* Ungern nennt ein Mann ihren Namen: denn die Frau mit dem ehernen Gürtel, die einzige Unerbittliche der Gottheiten, – sie ist die Mutter der drei Schicksalsschwestern, die auch ihr verehrt, und oft würgt sie mit ihrem Gürtelband den Menschen, der leichtsinnig sie herbeibeschwört. Hütet euch, Römer! – Vor unserem Antlitz stehet nur ihr, freilich ein waffengewaltiges Reich: – aber hinter uns dräuet und treibt die furchtbare Mutter der Nornen! Wir haben keine Wahl. Zu eng ward das Land: – wir *müssen* überquellen, was immer werden mag aus den das alte Bett mit Brausen verlassenden Fluten. – Und deshalb wahrlich mit Fug, klugredender Römer, sprachst du

vom Waldstrom. Glaubt es mir: unablässig werden wir brechen über eure Grenzen, seien sie noch so furchtbar mit Männern und Mauern geschirmt, bis entweder wir alle, wir ungezählten Völker der Germanen, untergegangen sind, oder bis wir Land genug gewonnen, darauf zu leben. Erst dann wird Friede sein.«

Vierzehntes Kapitel.

Großen Eindruck machten die offenbar aus tiefer Überzeugung geschöpften und mit warmer Empfindung vorgetragenen Worte. Herculanus zuckte verächtlich die Achseln. Saturninus schaute, ernst, schweigend in das Leere: – in die Zukunft. – Erst nach geraumer Zeit fand Ausonius ein Wort: »So hab' ich's nie gesehn – Ist das deine Weisheit?« – »Nochmal sag' ich's: die unserer Weisen: Herzog Hariowald hat mich's gelehrt. Aber die Not unseres Volkes schreit so laut, – auch ein Unerfahrer muß vernehmen ihren Ruf: ›Land oder Untergang!‹ Deshalb frag' ich euch im Namen unseres ganzen Völkerbundes – wir Alamannen weichen an Heldentum keinem Volk auf Erden! – wollt ihr uns, unsere Speere für euch gewinnen, auf immerdar, gegen all' eure Feinde, – zumal gegen die falschen Franken, unsre wie eure bösen Nachbarn – wollt ihr das?«

Aufmerksam lauschten die Römer: – keiner unterbrach ihn. »Wohlan, es giebt ein Mittel: – aber nur *eines!*« Er hielt inne. »Sprich,« mahnte Saturninus eifrig. »Räumt alles Land, das ihr noch innehabt, aber nur schwer ringend noch behauptet, räumt alles Land im Norden zwischen diesem See und dem rechten Ufer des Rhenus, bis dahin, wo der Moenus mündet unter eurer Zwingburg Mogontiacum, und alles Land im Süden dieses Sees bis an den Kamm der Eisalpen!« »Unverschämter!« rief Herculanus.

Auch die übrigen Heerführer sparten nicht Worte des Zorns. »Nicht übel!« lächelte Ausonius.

Nur Saturninus schwieg: er dachte, wie der große Kriegsheld Aurelianus in ganz ähnlicher Weise, wie hier verlangt ward, die stolze Eroberung Trajans, Dakien, geräumt und dadurch auf lange Zeit die Goten an der Donau zu Ruhe gebracht hatte.

Aber Adalo fuhr fort. »Thut es, thut es halb freiwillig, thut es gegen wertvollsten Entgelt, – denn ich sag' euch, ihr müßt in Bälde doch. Dann aber gezwungen und ohne Gegendienst. Thut es in Güte! Denn durch unser Volk geht eine stolze Weissagung: der Alamanne tummelt einst seine Rosse vom Alpenschnee bis an den Wasgenwald.«

Da stand Ausonius unwillig auf. »Kein Wort mehr! Als einzige Antwort bringe den Deinen den alten Römerruf: ›Weh den Barbaren!‹«

»Weh den Barbaren!« wiederholten laut rufend die Heerführer. Aber Saturninus schwieg. –

»Bevor ich scheide,« sprach der Jüngling – mühsam suchte er die heiße Erregung, die bange Sorge zu verbergen, die ihn jetzt durchzitterte: – »hört noch einen Auftrag. – Ihr – habt gefangen – eine Tochter unseres Volks.«

Höchst aufmerksam richteten sich auf ihn sechs Augen. »Ich bin beauftragt, – sie – loszukaufen.« Trotz aller Anstrengung, ruhig, kalt zu scheinen, bebte ihm die Stimme. »Bist du Bissulas Verwandter? – Sie hat keinen Bruder!« – meinte Ausonius argwöhnisch. »Oder ihr Geliebter?« forschte Herculanus. Glut flammte auf in des Jünglings Antlitz, zornig furchte er die Brauen: »Nicht ihr versippt, nicht verlobt. Beauftragt – ich sagte es schon – bin ich, sie loszukaufen. Nennt den Preis,«

Ausonius wollte abweisend erwidern. Aber Saturninus kam ihm rasch zuvor: »Du zahlst jeden?« – »Jeden.« – »Ist sie eine Königstochter oder eine Edle, daß die Ihrigen so hohen Wert auf ihre Freiheit legen?«

»Sie ist eine freie Jungfrau unseres Volks und hat so viel Recht wie eine Königin auf unseren Schutz.« »Nun, euer Schutz,« lachte Herculanus, »hat ihr nicht eben viel geholfen.«

»Ich will sie aufwiegen – in Silber, muß es sein in Gold: – ihr ganz Gewicht –« »Pah,« schmunzelte Ausonius, »will nicht viel sagen! Sie wiegt nicht schwer, die Kleine. Gieb dir keine Mühe: – ich gebe sie nicht frei!« »Vergieb, Präfekt,« sprach da Saturninus ruhig, – er verwandte aber kein Auge von Adalo: – »ich erinnere dich noch einmal, – die Barbarin ist nicht *deine*, – sie ist *meine* Sklavin.« »Was? O Götter!« schrie Adalo, außer sich vor Schrecken und Schmerz. Lebhaft machte er zwei Schritte gegen den Römer.

»Ist es möglich – ist es wahr? Sage nein, Ausonius?« Fast flehend klang nun die Stimme des sonst so Trotzigen. »Leider ist es so,« antwortete verdrießlich der Gefragte.

Saturninus aber – er wußte nun, was er wissen wollte – bemerkte ruhig: »Die Gefangene ist mein Eigentum. Und um Gold ist sie mir nicht feil. Aber ich gebe sie frei, wenn du . . . –« hier erhob er sich, trat auf Adalo zu und flüsterte in sein Ohr. Zornig fuhr der Alamanne auf: »Wo wir verschanzt stehen und wie stark wir sind? Komm in die Wälder, Römer: dort wirst du's erfahren!«

Kalt trat Saturninus zurück. »Wie du willst. Nie mehr sieht die Rotlockige die Ihrigen.« »Und bedenke, Barbar,« zischte Herculanus, nun auch aufstehend, »man bedarf nicht der Folterschrauben, um eine – Jungfrau sehr, recht sehr zu peinigen.«

Mit einem Aufschrei fuhr der Jüngling an den Griff des Kurzschwerts an seiner Seite. Aber er faßte sich. Nur einen Blick warf er auf Herculanus, den dieser nicht ertrug: blinzelnd sah er zur Seite.

Adalo jedoch, von tiefem, bitterem Weh gequält, sah fragend, forschend nach Sinnesweise und Eigenart, erst in des Saturninus männlich schönes, strenges Antlitz: – dann musterte sein Blick des Ausonius gutmütige, aber des Ausdrucks der Willenskraft völlig entbehrende Züge. Er seufzte tief. Allein er fühlte, wie aller Augen scharf auf ihn gerichtet waren: er nahm nun die ganze Kraft zusammen und sagte ruhig: »Geschieht ihr Leid, wird ihr Volk sie furchtbar rächen.« Der stark verhaltene, aber abgrundtiefe Grimm in diesen kargen Worten verfehlte nicht des Eindrucks. Er wandte sich, ohne Scheidegruß, zu gehen.

Schon stand er unter den Vorhängen des Eingangs: da rief Saturninus: »Und wie heißt der Gesandte des Alamannenvolks?«

Der Jüngling wandte sich rasch und, alle Anwesenden in *einem* Blick zusammenfassend, rief er: »Adalo, Adalgers Sohn. Ihr sollt den Namen merken.« Damit schritt er vor das Zelt.

»Oheim,« rief da Herculanus, »war das nicht jener Name? Ja, ja, er ist es: der ›Mars der Alamannen! Laß ihn ergreifen – und der Krieg ist aus!«

Bevor Ausonius antworten konnte, sprach Saturninus, aus dem Zelte eilend: »Hüte dich, Ausonius! Diesem Neffen scheint nichts heilig zu sein im Himmel und auf Erden. –

Aber die Augen muß man ihm rasch wieder verbinden, jenem Barbaren: er blickt wie ein Adler.« Und er eilte aus dem Zelt, dem Gesandten nach.

Ausonius aber sagte, verstimmt durch gar manches, äußerst verdrießlich, in einem Ton, wie er bei dem Gutmütigen fast unerhört war: »Du mißfällt mir schon lange, Neffe Herculanus. Bin sehr unzufrieden mit dir. – Sehr! – Recht sehr!« –

Und mit hastigem Schritt ging er an dem Betroffenen vorbei, dessen beschwichtigend vorgestreckte beide Arme unwirsch zur Seite schiebend. – Einen Unheil verkündenden Blick warf ihm der Neffe nach.

Fünfte Kapitel.

Einstweilen hatten die Bataver, die beiden Begleiter Adalos und der Bärenführer sich friedlich plaudernd um das Feuer gelagert.

Es fehlte – im allgemeinen – so völlig an dem Gefühl der Zusammengehörigkeit der verschiedenen germanischen Stämme, daß es den Alamannen gar nicht einfiel, den Batavern darüber laute Vorwürfe zu machen oder auch nur im Stillen zu grollen deshalb, weil diese unter römischen Fahnen andere Germanen bekämpften: fochten doch gelegentlich auch alamannische Söldner wie gegen andere so gegen germanische Feinde Roms. So kreiste die römische Bronzeschale, gefüllt mit dunkelrotem Räterwein, auch unter den beiden Alamannen; und recht gern tranken die Bataver von dem Meth, den die Gefolgen Adalos in länglichen Holzgefäßen, über den Rücken geschnürt, mitgeführt hatten.

Denn groß und häufig wiederkehrend war schon damals der alamannische Durst: ungern hätten die Wackern – Bewirtung im Feindeslager war doch nicht vorauszusetzen – für die vielen Stunden des Hinwegs, des Wartens und des Rückwegs jeglichen Trunkes geduldet. Der Sarmate trank, in schöner Unparteilichkeit, abwechselnd bald Wein, bald Meth. Auch er hatte sich, auf einen Wink Rignomers, an das Feuer gesetzt.

Die Bärin lag, lang ausgestreckt, neben ihm, während er anhub, scharf geschliffene Messer abwechselnd in die Luft zu werfen und behend aufzufangen, zum Staunen der Bataver, die ihm dafür kleine Kupfermünzen zuschoben. – Sein lahmer Begleiter lag im Busch und schlief bald so fest, daß er schnarchte.

»Ah,« rief Rignomer, sich den Flachsbar mit dem nackten Arm wischend und dem Alamannen das »Lägel« zurückgebend, »Fro lohne dir den Trank! So hat mir kein Naß mehr gemundet, seit ich der Yssala und meiner Mutter Erdkeller den Rücken gewendet. Die braut ihn noch stärker.« »Wein schmeckt doch besser,« meinte sein Landsmann. »Besser im Munde, Brinno: aber Meth und Ael schmecken besser im Herzen: 's ist Heimat-Trank! Und das beste am Trunk ist doch nicht der nasse Schwall, der durch die Gurgel rinnt, sondern das Andenken an manche frohe Stunde *früheren* Trunkes, das darüber schwebt wie ein Reiher mit rauschendem Flügelschlag. – Nun, Alamanne, wann geht es an das Hauen? Und werdet ihr zu uns kommen oder müssen wir euch aufsuchen?« »Wie der Herzog will,« antwortete der Gefragte, die Schale leerend, »und der waltende Wodan.« Da zuckte es über des Batavers Gesicht. »Nenne mir *den* nicht! *Ihn* scheue ich! Euch Haarschopftrager fürchte ich nicht! Schon manchen von den Euern habe ich mit der Linken an seinem Suebenschweif gepackt von hinten und ihm von vorn mit der Rechten das kurze Römerschwert in die Kehle gestoßen. Aber den Manteltragenden scheu' ich! Gram ist er uns Soldkämpfern! Mir ist, er schwebt in den Lüften gegen uns, wo immer wir fechten. – Da, Gaukler, trinke noch einmal. Und dann zeige – *deine* Künste haben wir nun gesehn –, was dein Bär gelernt hat. Soll dein Knecht da im Gebüsch, der Lahme, nicht auch was haben? Aber wo ist er denn geblieben?«

»He, Zizais, Hund von einem Krüppel, bist du so taub wie stumm, wo steckst du? Seht, da liegt er an der Quelle dort, – näher an dem Graben: er hat das Fieber, er

suchte das Wasser. – Nun rühre dich, braune Tanzmaid!« Und er raunte dem Tier in das Ohr, worauf es sich brummend auf die Hinterbeine hob: der Gaukler steckte ihm durch die Vorderpranken seinen langen Stock und nun drehte sich die ungefüge Gestalt langsam im Kreise, nach dem Takt einer eintönigen, traurigen Weise, die er ihr zuerst auf der Schwegelpfeife vorspielte, dann aber vorsang, den Takt dazu auf einem bronzenen Becher mit der Messerklinge schlagend. Laut lachten die Männer über die ungeschlachte Tänzerin. »Ha,« fragte Rignomer, »wie heißt die zierliche Jungfrau?« – »Bruna. Sie kann auch weissagen. Gieb acht! Frage sie, was du willst.« Dabei legte er, während er ihr den Stock aus den Pranken nahm, die Hand auf der Bärin Haupt. Das Tier sank nun auf die Vorderfüße nieder und blinzelte verständig zu seinem Herrn auf, der ihm Brot in den Rachen schob.

»Nun, du weise Wala,« lachte Rignomer, »werden die Römer siegen in der nächsten Schlacht?«

Der Sarmate fuhr leise dem Tier, gegen den Strich der Haare, wider die Stirn: unwillig brummend schüttelte die Bärin den Kopf. –

Der Bataver erschrak: sein Lachen verstummte. »Sie ist Donars Freundin,« sprach er betroffen. »Der redet aus ihr. – Ich hab's wohl gedacht.« Er sprach, als sei die Schlacht schon geschlagen und verloren.

»Nun,« tröstete der Gaukler, »ich will einmal für dich fragen. Bruna, kluger Waldgeist, schau' dir einmal diesen Helden genau an: – kommt er aus diesem Kriege heil zurück zu seiner Mutter, die den guten Meth braut?« Dabei strich er leise dem Tier von der Stirn ab nach der Schnauze: Bruna nickte bejahend.

»Danke dir, Donar,« rief Rignomer heiter. »Was schert mich der Römer Sieg! Ich ziehe bald nach Hause! – Höre, Mann, die kluge Wahrsagerin gefällt mir. Ist sie dir feil?« Der Sarmate machte ein bedenklich Gesicht. Die Frage kam ihm offenbar sehr unerwartet.

»Nicht gern – nicht billig,« – sprach er zögernd: er wollte Zeit gewinnen, nachzudenken. – »Leb' ich doch von ihren Künsten, – mehr als von den meinen.« »Du hast recht, Rignomer,« fiel Brinno ein. »Es ist oft so langweilig im Lager, wenn wir nicht Dienst haben. Das brächte Kurzweil.« – »Und ich möchte sie wohl erschrecken, die Walen, die stolzen Legionäre, die auf uns Hilfstruppen spöttisch herabsehen, aber im Kampf uns stets auf den blutigsten Posten schicken.« »Das Tier ist wohl aus diesen Wäldern?« fragte Brinno. Der Gaukler nickte. »Ei,« lachte Rignomer, »dann müssen wir sie haben. Wir bringen sie Bissula, der Kleinen: die braune Alamannin zu der roten.« »Wer ist Bissula?« fragte der Gaukler gedehnt. »Das liebreizendste Mädchen, das ich je gesehen,« rief Brinno rasch. »Ja! Alle sind ihr gut, die sie schauen,« fuhr Rignomer fort. »Absonderlich wir Germanen!« – »Ei, auch die Römer, mein' ich! Wenigstens die meisten! Aber sie sitzt oft so traurig und schaut, wie sehnd, in die Wälder. Die Landsgenossin soll ihr Kurzweil schaffen. Ich kaufe dir das Tier ab.«

»Nein, nein! Nicht gern! Trenne mich nicht gern von ihr. Aber« – (und hier leuchtete des Mannes Auge – »weißt du was? Nimm mich mit, samt dem Tier« und mit meinem Knecht; wollte er sagen –: da er aber denselben nicht mehr an der Quelle liegen sah und auch nicht an dem früheren Platz, unterdrückte er den Zusatz) »in das Lager auf ein paar Tage – bis ihr des Spielzeugs müde seid.« – Aber beide Söldner schüttelten

die Köpfe. »Geht nicht! Euch Gaukler und Tierbändiger halten sie für Kundschafter von Gewerbe!« – »Den Rebstock ließe der Tribun uns fühlen, ließen wir dich nur das Lagerthor überschreiten.«

»Nun,« schlug der Bärenführer vor, – »ich verkaufe nicht – aber ich überlasse dir das Tier auf wenige Tage, – bald komme ich wieder, es abzuholen.« »Umsonst? Das ist verdächtig!« meinte Brinno. »Nicht umsonst!« fiel jener hastig ein. »Bei Leibe nicht! Ich muß ja davon leben! Du wirst mir dann schon etwas zahlen müssen!« – »Gut! Aber höre; die Bestie ist doch ganz zahm?« – »Völlig! Wird sie etwas ungebärdig, hast du nur das breite Halsband hier – siehst du? – fester zu schnallen.« – »Ich sehe!« »Versäume nicht,« mahnte der Sarmate, »dies von dem Halsband allen zu sagen, die mit dem Tier zu thun haben.« »Zumal der Kleinen,« warnte Brinno. »Wie schade, würde der ein Haar gekrümmt.« »Wenn ihr nur die Menschen nichts zuleide thun!« meinte Rignomer – »hier diese kluge Landsmännin wird sie nicht beißen.«

Da tönten Schritte vom Lager her. Adalo ward zurückgeleitet. »Zizais, wo steckst du? Wir müssen fort!« rief der Sarmate und wandte sich eifertig in die Büsche, den jungen Knecht zu suchen, der langsam aus dem Dickicht heranhinkte. Dem Gesandten ward nun die Woldecke vom Haupte genommen: finstern Blickes schwang er sich aufs Pferd, seine beiden Begleiter desgleichen und bald waren sie in der Waldnacht verschwunden.

Da dröhnte von dem Thore her Waffenklirren: die thrakischen Speerträger kamen, die Bataver abzulösen. Gleichzeitig traten der Bärenführer und der Krüppel aus dem Dickicht zur Linken; jener übergab das Tier Rignomer, der es an dem Halsriemen mit fortzerren wollte gegen das Lager. Aber die Bärin sträubte sich: leise brummend stemmte sie sich auf die Hinterfüße und sah mit den klugen; verständigen Augen flehend zu ihrem Herrn auf.

»Komm, komm, Bruna,« mahnte dieser, – »es geht zu guten Leuten,« – (und er bückte sich und flüsterte in ihr Ohr –) »willst noch nicht? Hast nicht verstanden?« Verlegen kratzte er sich hinter dem Ohr.

Da hinkte der Krüppel heran, zog aus seinem Ranzen von Maulwurfsfellen ein schmales, langes, blaues Tuch – wie ein Gürtel sah es aus – und reichte es seinem Herrn.

Dieser lachte hellauf und gab es dem Bataver.

»Ja, ja. Das wird helfen! Halt es dem Tiere vor! – Nein! – Nicht vor die Augen: – vor die Nase –: so! – Siehst du, wie es schnüffelt? – Es wittert! – Du staunst? Ja, das Tuch gehörte . . . es hat einen Zauber! – Gehe nur langsam vorwärts. Siehst du, es folgt wie ein Lämmlein. – Nun, grüße mir das Römerlager, Bruna: – bald hol' ich dich daraus ab!«

Sechzehntes Kapitel.

In der nun folgenden Nacht hatte Saturninus wieder einen kleinen Streifzug nach Norden, und, so weit man sich ohne verlässige Führer in die Sümpfe wagen durfte, nach Osten, unternommen. Aber ohne Erfolg mußte er gegen Mittag in das Lager zurückkehren.

»Im Nordwesten stecken sie offenbar,« hatte er unmutig im Nachhausereiten zu Decius, seinem besten Unterfeldherrn, gesagt. »Aber gerade dorthin will sich gar keiner der Wegweiser wagen. Und mit Gewalt in jene Waldberge dringen, das können wir erst, wann Nannienus eingetroffen. Hätten wir doch seine Scharen auf dem Landweg mitgenommen! Es hat, so scheint es mir fast, gar keinen Wert, Schiffe zu bauen und den See zu sperren!« »Ja,« bestätigte Decius. »Die Barbaren müssen all' ihre Kähne verbrannt oder mit sich ins Land getragen haben: man sieht nicht *einen!*«

Gleich nach des Feldherrn Rückkehr meldete sich in dessen Zelt ein Bataver zu einem Gespräch ohne Zeugen. »Was willst du, tapferer Rignomer?« – »Mich zur Strafe melden. Ich habe zu viel Wein getrunken.« – »Wann?« – »Gestern Nacht.« – »Wie? Auf der Lagerwache!« – »Nein, nach der Ablösung.« – »Der Händler wird gegeißelt! Wer hat ihn dir verkauft?« – »Niemand, Das war's ja eben! Gekauften hätt' ich nicht so viel getrunken. Aber geschenkt! Geschenkt Massiker! Wer kann dem widerstehen!«

»Kein Germane, scheint es. Und du *meldest* dich zur Strafe? Freiwillig? Sehr unwahrscheinlich! Du bist wohl schon entdeckt und willst zuvorkommen?« – »Nein: niemand hat mich entdeckt. Als ich abgelöst ward, war ich schon wieder hechnüchtern: – vor Schreck!« – »Warum also?« – »Herr,« – er sprach es zögernd, – »es ist wegen der Idise.« – »Wer ist das?« – »Nun, die rotgelockte Wald-Nympha!« »Was ist mit ihr?« forschte, jetzt aufmerksam, eifrig der Illyrier. »Herr, ich will ihr sehr wohl! – Wie – wie wir alle.« – »Wie wir *alle*?«

»Ja, ja,« lächelte der Germane, auch du – Feldherr! – Ich hab' es schon gemerkt! – Nun, ich melde mich zur Strafe und berichte den ganzen Vorfall, weil – weil es sich, fürcht' ich, um der Kleinen Leben handelte.«

Erschrocken befahl Saturninus: »Erzähle! Der Reihe nach! Wer schenkte dir den Wein?« – »Davus, des Präfekten Sklave.« – »Ah! – und was geschah dann?« – »Dann geschah, daß ich zuviel trank. Und daß ich, als ich die Wache vor der Kleinen Zelt bezog, bald auf dem weichen Rasen einschlief. Mich weckte furchtbar Gebrüll. Die Bärin eines Gauklers, eines Sarmaten, die ich gestern Abend mit ins Lager und zu der Kleinen gebracht habe, die thut nämlich ganz, als ob sie ein Mensch, nämlich ein männlicher Mensch, kurz, als ob sie ein Mannsbild wäre: sie läuft der roten Elbin überall nach.«

»Verdächtig! – Erkannte die Kleine das Tier? Rief sie's etwa bei Namen.« – »Nein. Aber sie freute sich stark, wie sie die Bärin sah: – sie wurde rot und bleich: – so stark, daß ich fragte, wie du so eben: – »Bissula, kennt ihr euch untereinander? Wie kommt's, daß die Bestie sich nur mit dir unterhalten will? – Horch, – Wie sie dich freundlich anbrummt: warum nicht uns?« »Ha wohl,« lachte die Kleine: »sie wird aus unserem Lande sein und sie weiß, daß nur ich ihr Alamannisch verstehe! – Du glaubst das nicht?«

Ei, so frag' doch *die!* lachte sie und schüttelte die krausen Locken, »vielleicht verrät *die* dir's.« Kurz, das Untier wich nicht mehr von ihrer Seite und war ihr auch beim Schlafengehen in das Zelt gefolgt. – Also, ich erwachte von der Bärin Gebrüll, fuhr auf, und sah im Schein des Lagerfeuers gerade noch einen Mann in voller Flucht um die nächste Zeltgassenecke verschwinden. Ich sprang in das Zelt: das Mädchen hatte nichts gesehen: – es hatte bereits geschlafen und beruhigte mit Mühe das wütige Tier, das, in der rechten Vorderpranke aus einem Dolchstich blutend, im Rachen zornig ein Stück braunes Tuch zerbiß: endlich schmeichelte es ihr die Kleine, ihre Wunde waschend, ab. Hier ist es!« Er reichte es dem Feldherrn. Aufmerksam musterte es dieser. »Das ist ja – aber halt! Sprich du erst, Rignomer: für was hältst du das?« – »Es ist ein Fetzen von einem Mantelsaum.«

»Was für ein Mantel?« – »Ein römischer: ein Sagum,« – »Wer trägt braune Mäntel, – wer allein?« – »Die thrakischen Speerträger und die Panzerreiter.« – »Richtig. – Schweige von allem, – zu jedermann – und geh.« – »Und meine Strafe?«

»Erlassen. Trink aber von geschenktem Wein fortab erst recht vorsichtig.« – »Das werd' ich, mein Feldherr.« – – »Bei der Musterung, die ich jetzt ansage, thust du – vorsichtig und klug – wie ich dir befehlen werde. – Und höre: noch eins! Du hast was gut zu machen an der Kleinen: siehst du's ein?« – »Leider.« – »Willst du?« – »Mit Freuden,« – »So gieb acht! Sie hat sich bei mir beklagt, daß ich sie auch bei Tag auf Schritt und Tritt bewachen lasse. Thrax, mein dicker Schreibsklave, dem ich's zuletzt geheim übertrug, hat sich wohl recht ungeschickt benommen: – sie hat's längst gemerkt! Ich versprach ihr, sie von ihm zu befreien. Aber unbewacht darf sie nicht bleiben.« – »Gewiß nicht.« – »Nach diesem Überfall weniger, denn je. Du, Rignomer, – ich enthebe dich einstweilen von jedem andern Dienst – du folgst fortab der Kleinen: – aber unbemerkt.« – »Dank, Feldherr. Ich will sühnen, was ich gefehlt. Sie soll weder entweichen, noch zu Schaden kommen. Und merken soll sie's garnicht, daß sie bewacht und gehütet wird.« – –

Gleich darauf schmetterten die Tubaträger durch die Gassen des Lagers die Zeichen zu einer allgemeinen Musterung der Truppen, in Marschrüstung, mit den Mänteln. Das Fußvolk sollte auf dem geräumigen Platz zu beiden Seiten des »Prätoriums« auf dem »Forum« und dem »Quästorium«, dann in den beiden das Lager quer von Ost nach West durchziehenden Querstraßen: der Via principalis und der Via quintana, Aufstellung nehmen, die Reiter aber unmittelbar vor ihren Zeltreihen, nahe dem Seethor, der Porta decumana, im Süden.

Der Tribun stieg zu Pferd und ritt die Fronten ab. Als er mit den Batavern zu Ende war, gebot er einem Zug derselben, ihm zu folgen und sich hinter den Reitern aufzustellen. Rignomer gab er dabei einen Wink.

Der Tribun ritt zuerst die Front der Schuppenreiter im Schritt ab: dann ließ er sie schwenken und vor sich paradieren.

»Du siehst bleich,« rief er dem Führer zu, »o Herculanus. Übernächtigt! Hast du dem Bacchus geopfert nach dem Abendschmaus?« – »Ein wenig.« Saturninus schloß nun die Musterung. Er bog um die Ecke der Via media, die von Nord nach Süd das Lager durchschnitt, winkte Rignomer, stieg ab und übergab ihm das Pferd. »Wem fehlte das Mantelstück?« – »Keinem. Aber einer hatte am Saum ein ganz neues Stück angenäht:

– nicht passend in der Farbe: – noch nicht von der Sonne gebleicht: – und gerade so groß – wie jenes Stück.« – »Ein Anführer?« – »Ja.« – »Er war's! – Es war – Herculanus.« – »Aber, Herr, du sahst die Reiter doch nur von vorn . . . –« – »Ich weiß es doch. – Sei wachsam! – Hüte die Kleine.«

Siebzehntes Kapitel.

Traurigen Herzens hatte Adalo den Weg nach dem Weihberg zurückgelegt: mit Schmerz erstattete er bei Tagesanbruch Bericht in dem Zelte des Herzogs.

»Nichts hab' ich erreicht,« schloß er, »nichts vom Lager gesehen und nicht eine Spur von – von ihr! Was thun?« »Warten,« erwiderte der Alte und strich den langen Bart, das Auge halb schließend. »Warten! Das kannst du leicht sagen!« – »Schwerer als du, der du doch noch dreimal so viele Jahre vor dir hast, als ich!« – »Aber die Kleine! – Ich sagte dir ja: nicht ihrem Freunde, dem Alten, gehört sie. Wann führst du uns zum Sturm?«

»Wann es Zeit ist.« – »Wann endlich wird es Zeit?« – »Nicht bevor der Mond vom Himmel verschwunden.« »Haben dir das,« zürnte Adalo, »die weisen Frauen in den Losrunen gelesen?«

»Nicht alte Weiber frag' ich, wann ich schlagen soll. Aber auch nicht um junge Weiber verderb' ich den Sieg. – Der Mond darf nicht scheinen, hübsch finster muß es sein. Und noch eins: die Regengüsse waren recht löblich: sie haben die Walen in ihrem Lager festgehalten, ihnen Sumpf und Wald gesperrt. Aber nun muß es wieder trockner werden, – damit es lustig brennt. Schon sandte uns der Wunschgott den Wunschwind! Geduld nur noch kurze Zeit. – Und noch was anderes muß eingetroffen sein!« – – »So laß mich wenigstens versuchen, ihr durch geheimen Boten mitzuteilen, wie sie sicher – ganz sicher! – entrinnen kann.« – »Nein, bei meinem Zorn! Bevor wir stürmen, werd' ich dir zeigen, weshalb es unmöglich ist, daß sie auf jenem Weg, an den du denkst, entkomme. Er würde sie unfehlbar mitten in die Wachen vor dem Lager führen und diesen alles aufdecken. – Aber, hast du nicht auf dem Rückweg Zercho getroffen?« – »Nein! Doch meine Gefolgen sagten mir . . . – also hast *du* ihn entsendet?« – »Entsendet? – Nein! Er ging ohne meinen Befehl. Aber horch – diese Stimmen – da ist er: – – und noch ein anderer.« Zercho und Sippilo eilten in das Zelt: erstaunt sah der Edeling seinen lichtblonden Bruder in so schwarzer Verunstaltung. »Knabe, was hast du gewagt? Du warst mit? Als Späher!« zürnte er. »Wie siehst du aus?« – »Wie ein Dunkelelbe! Aber er geht leicht ab, der Kohlenruß! Sieh!« Lachend sprang er ihm an den Hals und drückte den schwarzen Krauskopf an des Bruders Wangen.

»Schilt ihn erst,« bat Zercho, »wann du alles weißt: – und wenn du dann noch schelten kannst.« »Berichtet,« befahl der Herzog. »Herr, vieles ist gut – fast alles – aber doch nicht alles! – Also: ich gelangte zwar leider gar nicht in das Lager: – aber Bruna,« grinste er dem Edeling zu, »und die wird die Kleine schon finden.« »Kann sie, die Bärin, wieder herausfliegen und uns vom Lagerbau berichten?« grollte der Herzog. »Sie nicht: aber dies Blatt vielleicht!« lachte Sippilo und zog eine Papyrosrolle aus dem Brustlatz. »Ich gelangte glücklich, ungesehen, während Zercho und Bruna die Wächter lachen und staunen machten, an den Graben, glitt hinunter und kletterte auf der andern Seite den Wall ein wenig in die Höhe. Auf die Krone wagte ich mich nicht: – dort hätte man mich erblickt. – Hei, dachte ich, bin schmal und geschmeidig wie ein Aal: – zwischen den Pfählen war durch die Regengüsse das Erdreich des Walles manchmal weggespült: da zwängt' ich mich durch. Den Kopf und den einen Arm brachte ich auch

durch: aber weiter ging es nicht: meine Schultern waren doch zu breit! Und nun ward mir eine Weile recht übel zu Mut: denn vorwärts konnte ich gar nicht und rückwärts wollte ich nicht, ohne irgendwas gesehen zu haben: – auch that die Einklemmung nicht gerade wohl! – Na hört' ich plötzlich Stimmen, Schritte, und auf dem inneren Lagerweg, hart am Wall vorbei, sah ich gerade auf mich los eilen – Bissula.«

Adalo schrie auf vor Freude: selbst der Herzog blickte froh überrascht auf den kühnen Knaben.

»Mehrere Schritte hinter ihr drein keuchte ein dicker, gar arg dicker Mann watschelnden Ganges. Sie sah mich nicht – denn sie schaute gerade vor sich hin – und gar nicht lustig, wie sonst, – recht tief trübselig sah sie aus! – Ich wagte es darauf, der laut Schnaufende werde mich nicht hören. Doch nicht mit Menschenstimme traute ich mich zu rufen: den schmetternden Doppelschlag des Buchfinken schlug ich: – oft und oft hatten die Kleine und ich uns geübt, wer ihn täuschender nachahmen könne: aber ich konnte es besser und lockte die Männchen in blinder Eifersucht in mein Laubversteck! – Sie stutzte, sah auf die Lücke im Mahlwerk, wo der Vogel – noch so spät im Jahre! – sang, sah mich und erkannte mich gleich: denn sie erblickte wohl nur mein Auge, nicht mein entstellendes, rußiges Haar. Sie bückte sich, wie nach dem Finken zu spähen und flüsterte: »Rettet rasch!«

Da schoß ein Strahl heller Freude über Adalos schönes Antlitz: »Sie liebt ihn nicht! Sie will zurück!« jubelte es in ihm.

Sippilo bemerkte es wohl und erriet den Grund solcher Freude. Sehr ernst blickend fuhr er fort: »Aber ach, sie fügte bei: »Schreckliche, höchste Gefahr droht mir!« – Adalo stöhnte und griff nach der nächsten Zeltstange, sich zu halten: denn er wankte.

»Weiter,« gebot der Herzog. »Ja, weiter konnte sie nicht sprechen. Denn der Dicke war nun dicht hinter ihr: ich sah, daß ihm aus dem Mantelbausch vorn etwas langes, gelbweißes hervorragte. »Unleidlich!« fuhr sie, hastig sich wendend, heftig ihn an. »Bist du mein Schatte, Sklave? Was folgst du mir auf der Ferse? Laß mich!« – »Befehl des Tribuns, meines Herrn.« »So?« rief sie, halb mutwillig, halb zornig. »Dann sollst du – auf Befehl des Tribuns, deines Herrn, – tüchtig laufen und schwitzen! Holst du das Reh des Seewalds ein?« Und sofort begann sie, rasch, wie die Schmerle den Waldbach hinabschießt, vorwärts zu laufen.

Keuchend, fluchend folgte ihr der Dicke. Am Ende des Wallweges wandte sie sich, huschte behende an dem Atemlosen vorbei und lief nun wieder auf mich zu: sie wollte mir wohl noch was sagen: aber ich verstand nur das eine Wort: »Eilt!«

Da war sie fort. Denn ihr Begleiter kam nun, ihr nachlaufend, in meine Nähe.

Als er, gerade vor mir, den Mantel höher hob, der ihm die Beine behinderte, fiel ihm das gelbweiße Ding aus den Brustfalten – er schnaufte weiter: – er rollte gerade an die beiden Pfähle meiner Lücke. Rasch riß ich es an mich. Ich wollte warten, ob die Kleine nicht noch einmal vorbei käme: aber ich sah, wie mehrere prachtvoll gerüstete Walen sie anhielten und im Gespräch mit sich fort ins innere Lager führten. – Da riß ich mich nach rückwärts aus der Pfahlzwänge: – es that nicht sanft! – ein bischen Haut und Haar blieb wohl dort hängen zum Andenken an Sippilo! – glitt den Wall wieder hinab, kletterte den nördlichen Grabenrand wieder hinauf, duckte mich in die Büsche, kroch auf meine

frühere Lagerstätte und kam gerade recht, da Zercho den Wachen die Bärin aufgehängt hatte und aufbrach.«

Achtzehntes Kapitel.

Der Herzog hatte ihm bereits die Papyrosrolle aus der Hand genommen und sie, auseinander breitend, auf den Zelttisch gelegt: da blitzte sein Auge hellaufleuchtend in Siegesfreude. »Was lese ich da? ›Vier Geschwader Schuppengepanzerte an der Porta decumana, das ganze Gepäck ebenfalls vor der Porta decumana aufgetürmt. Der Wall acht Fuß hoch. Der Graben fünf Fuß tief. Der schwächste Punkt die Ecke im Nordwesten« – und so geht es noch lange fort! – Dank Wunschgott! Das sandtest du – kein anderer – deinen Söhnen! – Seht her: ein Plan des ganzen Lagers! Genau! Alle Maße! Und hier, am Rande vermerkt, die Stärke aller Scharen – Reiter – Fußvolk – Troß! – Und ihre Verteilung im Lager! – Sieh hierher, Adalo! Sogar die große Tanne – der Erdgöttin Baum – ist hier angegeben! Was ist da verzeichnet neben dem Baum? – Was steht da, oberhalb der Opfersteine, die neben der Tanne den Rasen bedecken? Ein Zelt, leer, ohne Truppen, nur mit Vorräten gefüllt! –

In diesem Blatt halt' ich den Sieg in Händen! – Geh nun, Zercho: – dein Lohn soll nicht ausbleiben! Wie ich's versprach: – ich kaufe dich frei, was auch Suomar, dein Herr, als Wertgeld fordere! – dich frei *schenken* kann er nicht: – denn nicht breit ist sein Ackerland und du bist seine wertvollste Habe.« – »Oh Dank, Herr, großer, großmächtiger!« – »Dann kannst du wieder frei zu den Deinen ziehn – nach Sarmatenland! Das wirst du doch wünschen?« Aber Zercho schüttelte den struppigen Kopf.

Thränen traten ihm in die Augen: »Nein,« sprach er, »lieber Herr! Ich bleibe, wenn mir Suomar die kleine Scholle beläßt, die ich bisher bebaut: – nur die zwölfte Garbe davon hatt' ich ihm zu bringen –, und die weidengeflochtene Hütte am See: – dann bleib' ich lieber!« – »Seltsam! Zieht es dich denn nicht in die Heimat zu den Deinen?« »Heimat! Wir haben keine, wir Sarmaten, wie ihr sie habt, ihr geduldigen, pflugführenden Männer, die ihr wohnt an dem unverrückbaren, in die Erde gemauerten Herd. Unsere Heimat ist die Steppe, die weite, die freie, die mit Augen und Rossen nicht zu durchmessende! Ha! und wohl ist sie schön –« und hier leuchteten die Augen des Mannes und plötzlich kam über den sonst scheinbar stumpfen und so wortkargen eine Begeisterung, die ihm, zum Staunen der Hörer, beflügelte Worte eingab. – »Ja, wohl ist sie schöner und herrlicher als alles, was ich je geschaut in Römer- und Germanen-Land. Wann im Lenz die Sonne den letzten Schnee hinweggeküßt hat, wann die Heide lacht, wann die Steppe blüht, wann bei Tage hundert Habichte zugleich kreischen in der blauen Luft, und die wilden Hengste, die nie einen Reiter getragen, so furchtbar wiehern in der Brunft und so sturmgewaltig, alles vor sich her niederrennend, an den Zelten vorüberjagen, die zitternden Stuten verfolgend, daß dem Mutigsten das Herz erbeben könnte vor Schreck und doch auch vor Freude an der wilden, unbändigen Kraft! – Und oh! des Nachts: – wann die tausend, tausend Himmelsgeister von oben niederschauen, viel, viel mehr Stern-Götter und viel heller strahlend, als bei euch, und wann im Dunkel die Kraniche und die wilden Schwäne wie dichte Wolken, – denn Schatten werfen sie im Mondenlicht, so groß sind ihre Haufen! – aber wie weittönende, klingende Wolken hoch durch die Lüfte ziehn! Wohl ist die Steppe der Sarmaten schön und frei das Reiterleben der Jazygen, wie kein Land sonst und kein Leben ist. – Aber Zercho: – Zercho taugt

nicht mehr in die Steppe! Dem Vogel gleich' ich, dem Wildvogel der Heide, den Knaben jahrelang in engem Gitterkorb gehalten, darin er die Schwingen nicht entfalten mochte. Läßt man ihn frei, ja wirft man ihn in die Luft: – er fällt herab, – er bleibt liegen: er kann nicht mehr fliegen, er hat's verlernt. – So hat mich die Pflugarbeit vieler Jahre und das Dauern auf einer Scholle gebändigt: Zercho kann nicht mehr reiten wie die Jazygen reiten: mit dem Wind um die Wette! – Zercho kann nicht mehr jede Nacht auf anderem Stück Erde schlafen und, wenn's nicht besseres zu beißen giebt, Heuschrecken fangen und Eidechsen: an Korn und Brot, an die Frucht des Ackers, des selbstgepflügten, bin ich gewöhnt – ich will sie nicht mehr missen. – Und die Meinen? Ich habe sie alle – alle sechs! – sterben sehn vor meinen Augen in *einer* Nacht: – in jener Nacht des Schreckens, da die eidbrüchigen Römer – diese Völkerfresser, diese Mordwölfe! – im Waffenstillstand plötzlich unsere Karren am rauschenden Tibiscus und die strohgeflochtenen, runden Hütten überfielen! Hei, leuchteten ihnen so trefflich die grell brennenden Hürden zu ihrer Würgarbeit! Mein Vater erschlagen, – meine Mutter in die Flammen des Strohzelts geschleudert, – meine zwei Schwestern – oh schrecklich! – zu Tode gequält, – meine zwei Brüder in den rot von Blut dahin gurgelnden Strom gesprengt! Und ich – ich sah das alles mit an, niedergestreckt vor der Hütte: – einen Schwerthieb im Schädel: wehrlos, regungslos. So lag ich die ganze sternenhelle Nacht und fragte die tausend Sternengötter da droben: Warum? Warum? Warum? Als aber der Tag graute, da kamen die Sklavenhändler, die den Römern folgen auf alle Schlachtfelder, wie die Raben der Lüfte und die Wölfe des Steppensumpfs, – und traten alle Jazygen, die da lagen, mit Füßen, ob sie etwa noch lebten? Und ich zuckte unter ihren Tritten, ward auf den Wagen geworfen und fortgefahren viele, viele Tage und Wochen lang. Und endlich kaufte mich Suomar, der milde Mann, und erlöste mich! Denn nie, obzwar ich ein Knecht hat er mich ›Hund‹ geheißen, wie die Händler. Und hat mich gehalten wie – wie einen Menschen! – Und da nun die Kleine heranwuchs, – da – da ward meine Heimat Suomars Hof. Und dort, in der Weidenhütte am See, – da will ich bleiben auch als Freier, – wenn ich darf! – solange ich atme. Und wenn Zercho zu sterben kommt, dann soll das rote Geistchen – denn wir *müssen* sie wieder frei machen, Edeling, und wir werden! – mir mit der Hand über die Augen fahren, und dann sollen sie mich begraben auf der Blöße, an den Weiden nahe dem See. Da ziehen nachts die Kraniche vorüber, hoch in der Luft, mit Rauschen und Klingen: – und ich werde es hören unterm dünnen Rasen und im Todesschlafe träumen, ich liege in dem blühenden, duftenden Steppengras daheim.«

Er schwieg – seine Wange, glühte – sein häßliches Gesicht verschönte sich: nie hatte er im Leben so viele Worte auf einmal verbraucht! –

Der Herzog gab ihm die Hand und sprach: »Nein, Zercho, du bist kein Hund! – Du hast ein Herz, – fast wie ein Alamanne. Nur anders, – aber auch nicht übel.« Adalo schwieg, aber er faßte die andere Hand des Knechts und drückte sie herzlich. Sippilo wandte sich: – er wollte seine Augen nicht sehen lassen.

Da rief der Herzog ihn an: »Du, Knabe, hast eine glückliche Hand! Dir les' ich den Wunsch der Seele aus den Augen! – Ja! Du sollst den Sieg, zu dem du durch kühne List viel, sehr viel mit geholfen, auch mit erkämpfen!«

Sippilo sprang auf den Alten zu und faßte seine beiden Hände: »Du Wunsch-Errater –, Wunsch-Erfüller! – Wodan acht' ich dich ähnlich! Vorigen Herbst hat mir Adalo

noch die Schwertleite geweigert, weil ich« – hier hing er den Kopf – »weil ich damals noch den weidengeflochtenen Hermunduren-Schild in unserer Halle nicht mit dem Wurfspeer durchbohren konnte. – Bah, da war ich noch ein Kind! – Aber am Sunwendfest hab' ich den alten Römerschild sogar durchbohrt, den Suomar mir als Scheibe zu dem Fest geschenkt.« – »Ich hatte vorher sechs Löcher hineingebohrt und wieder verklebt,« raunte Zercho dem Herzog zu: »aber laß ihn nur! – Ich werd' ihn schon schützen.« Hariowald entließ die beiden.

»Wohlan,« mahnte Adalo heftig, »in diesem Blatt hältst du den Sieg in Händen: – du sagst es selbst: so schlag' endlich los.« Aber der Herzog schüttelte stumm das Haupt. »Bedenke – »Eile« – war ihr letztes Wort! Heute Nacht?« – »Nein! – Was wiegt ein Mädchen gegen ein Volk!« – »Ich bitte dich! Ich flehe dich an! Du bist mein Freund, – mein Vetter!«

»Herzog der Alamannen bin ich.«

»Wohlan!« rief Adalo erbittert. »Zögere du, – ich rette sie! – Ich allein! Ein Mittel giebt es, – das niemand ahnt als du und ich: – ich will es brauchen.« Und er wollte hinaus stürmen.

Aber rasch, drohend vertrat ihm der Alte den Weg. »Halt, Knabe! Nicht von der Stelle! Willst du um zwei blaue Augen deinem Volk den sichern Sieg verderben?« – »Ich verderbe ihn nicht! Ich tauche nur heut' Nacht im Römerlager auf – ich allein –! Ich trage sie hinaus auf diesen Armen oder ich lasse das Leben dort!« – »Und lebst du oder stirbst du, – das Geheimnis wird entdeckt: – für unsern Angriff der sicherste Weg zum Siege!« – »Ihr werdet siegen – mit oder ohne Adalo – auch auf andern Wegen! Ich rette die Geliebte, eh's zu spät.«

Und er wollte sich an dem Herzog vorbei drängen und hinweg. Aber mit eisernem Griff faßte ihn der Alte an beiden Schultern und zwang ihn, zu stehn: »Und ich, ich klage dich an vor dem Volksding – wie jenen volksverräterischen König: – ich lasse dich, Heerbannbrecher, hängen zwischen zwei Wölfen am Ast der verfluchten dürren Eibe!« »Thu', was du willst, nachdem ich sie gerettet oder mit ihr starb,« rief der Jüngling außer sich und riß sich los. Jedoch mit ungeahnter Kraft schleuderte ihn der Greis in das Zelt zurück, daß er taumelte.

»Binden lass' ich dich an Händen und Füßen, wie einen Rasenden! Du bist rasend. Freia hat dich verzaubert. Hör' es, Adalger, hoch in Walhall: Adalo, dein Sohn, achtet nicht mehr auf Heldenpflicht und Mannesehre. Mit Weidensträngen, mit Stricken muß man ihn binden, daß er nicht zum Neiding werde und um ein Weib sein Volk verderbe.«

Erschüttert, überwältigt, gebrochen ließ sich Adalo auf die Erde sinken. Er griff mit beiden Händen in sein langlockig Haar und klagte: »Bissula! – Verloren! – Verloren!« Der Herzog warf unvermerkt einen prüfenden, doch auch teilnehmenden Blick auf den Jüngling: er sah, daß er ihn überzeugt, bezwungen habe. Ernst, sinnend schritt er hinaus, ihn mit seinem Weh allein zu lassen.

Im Laufe des Tages trug ein Gefolge Adalos in das Römerlager heimlich einen Brief seines Herrn, gerichtet an Saturninus und Ausonius.

Der Edeling hatte seinen Boten, eine Musterung der äußersten Wachposten vorschützend, mit sich von der Kuppe des Weihberges durch alle sieben Stockwerke

der Ringwälle bis an den letzten Verhack am Fuße des Berges geleitet und war mit ihm in den Wald geritten, der sich zwischen den weiteren Verhauen und dem Idisenhang hin dehnte. Hier harrete er der Antwort des Rückkehrenden. Bleich, entstellt von lange ringendem Seelenkampf war des Jünglings edles Antlitz. – Als er den Hufschlag des zurückeilenden Rosses von ferne vernahm, – es war Abend darüber geworden und in Purpur glühten die Berghäupter jenseit des See's – lief er ihm, atemlos, entgegen: »Nun,« rief er, »wo ist der Antwortbrief?« »Sie gaben mir keinen Brief. Beide Römer-Feldherrn – denn ich ließ sie beide zusammenrufen, wie du befehlt, – lasen dein Schreiben vor meinen Augen mit großem, großem Staunen. Sie redeten untereinander – mit lauten Ausrufen – in Wörtern, die ich nicht verstand –: nicht römischen Wörtern! – Dann wandten sich beide zu mir und sprachen, zuerst der ältere, der früher schon im Lande war: »Sag' deinem Herrn, die Antwort sei: »Niema!«. Und der jüngere fügte bei: »Auch nicht um diesen Preis!« –

Da stürzte Adalo plötzlich zusammen: wie eine junge Edeltanne, deren letzten Halt oberhalb der letzten Wurzel das Beil durchschnitten hat. – Er war vornüber auf das Angesicht gefallen.

Der treue Gefolge sprang ab, setzte sich zu ihm in das hohe Gras und schob das Haupt des Bewußtlosen auf beide Kniee. Lang lag er so, in Ohnmacht, von Schmerz betäubt. Die Sterne standen schon am Himmel, – die Fledermäuse huschten durch den Tann, – als Adalo, schwer seufzend, den Weihberg hinanstieg.

»Das war das Äußerste,« sprach er zu sich. »Jetzt bleibt nur noch der Tod: – der Tod im Kampf, nicht um sie, ach, nur um ihre Leiche zu retten: denn, widerfährt ihr Schmach – wird sie's nicht überleben.«

Neunzehntes Kapitel.

So eifrig aber Saturninus nach den von Arbor her erwarteten Segeln ausspähte: – viel früher als er sollte ein anderer ihre bevorstehende Abfahrt erfahren.

Das war Hariowald, der Herzog.

Auf einem umwaldeten Hügel, der Ziushöhe, dem Geerebühl, östlich vom Weihberg, ziemlich gerade gegenüber von Arbor, wachte Nacht und Tag ein Häuflein von alamannischen Späheposten und einer von ihnen blickte, stündlich abgelöst, unablässig über den See auf den »Mercuriusberg«, die nächste Anhöhe südlich hinter Arbor auf dem Südufer.

Das Gebiet um jene Hafenfestung, völlig unter römischer Herrschaft, war bewohnt durch Colonen von mancherlei Abstammung: darunter auch viele Alamannen, die Gefangenschaft oder freiwillige Ergebung und Überwanderung auf das besser angebaute, reichere Südufer geführt hatte.

Am Mittag des Tages von Adalos heimlicher Botschaft stieg von dem römischen »Mercuriushügel« des Südufers ein kaum wahrnehmbares Rauchwölklein auf: sofort erhob sich auf dem Geerebühl des Nordufers ein mächtig qualmendes, grauschwarzes Dampfgewölk. Deutlich war dies von der Ostkuppe des Weihbergs wahrzunehmen – denn den Mercuriushügel selbst über dem See konnte man vom Weihberg aus *nicht* sehen – und sofort stürzte eine der hier unablässig den Geerebühl beobachtenden Wachen in das Zelt des Herzogs. »Rauch steigt auf vom Ziusberg! Riesenhoher Rauch!« Da trat Hariowald aus seinem Zelt in voller Waffenrüstung: – er hatte sie in der letzten Woche Nacht und Tag kaum abgelegt, nur seinen Schlachthelm hatte er noch auf das hohe Haupt gesetzt.

Dieser Helm war wundersam zu schauen: wer ihn plötzlich vor sich leuchten sah, der mochte wohl erschrecken. Ein seltner Gast am Bodensee war dazumal wie heute die Schnee-Eule. Kaum in einem Jahrzehnt einmal ward dieser Fremdling aus dem hohen Norden auf seinem Wanderzug durch Zufall soweit südwestlich bis in die Nähe der Alpen verschlagen. Im vorigen Frühwinter hatte Adalo ein riesig Exemplar des herrlichen Raubvogels im Seewald von hoher Föhre mit dem Pfeil herabgeholt und den gewaltigen Vogel mit dem schneeweiß glänzenden, von rostbraunen Wellenringen nur an der Brust leise durchzogenen Gefieder seinem greisen, weißhaarigen Vetter als herrlichen Helmschmuck geschenkt. Über der ehernen Sturmhaube hob nun die Eule die mächtigen, mehr als drei Fuß klafternden und doch noch nicht ganz ausgespreizten Schwingen. Und zwar nicht, wie man meist Adler- oder Schwanenflügel anbrachte, die Endspitzen der Federn nach des Helmes Rücken schauend, sondern umgekehrt, nach vorwärts gesträubt, so durch den dräuenden Anblick blendend und ängstigend – ein wahrer »Schreckenshelm« –, wie ihn Wodan trägt, wann er an der Spitze der Einheriar dahinbraust in die Schlacht. Diesen Helm auf dem Haupt und vollgerüstet trat nun der Herzog aus seinem Zelt und winkte einem der Fronboten, die hier stets seines Gebotes warteten. Der ergriff das lange, gekrümmte Horn des Auerstiers, das an einem Zeltpfosten bereit hing und stieß dreimal darein. Ein weithin dröhnender Ruf erscholl.

Als bald eilten die übrigen Fronboten, weiße Eschenstäbe in den Händen, mit kleineren Hörnern, die sie an Riemen über der Schulter trugen, nach allen Richtungen von der Kuppe des Weihbergs nieder, durch alle Stockwerke der Ringwälle hinab, bis an die äußersten Verhacke hin den Ruf des Herzogs tragend.

Da strömten von allen Seiten die Heermänner in ihren Waffen herbei und stiegen eifertig die Berghänge hinan: nur die unerlässlichen Wachen blieben zum Schutz der Sumpffurten, der Verhacke, der schmalen Zugänge der Ringwälle zurück. Alles drang bergaufwärts und brauste, sowie die Kuppe erstiegen war, zusammen gegen eine mächtige Esche, die von dem Scheitel der höchsten Bergspitze ihren Wipfel in die Wolken hob. Hart an ihrem Stamm war eine Art von Richterstuhl gefügt aus großen Felsplatten: eine längliche lehnte im Rücken gegen den Baum, eine ebensolange, wagrecht über zwei in die Erde gerammte Kniesteine gelegt, bildete den Sitz. Mehrere Steinufen führten zu dem Hochsitz empor; auf diesen lagen mannigfaltige und verschieden gezeichnete Waffenstücke: ein sehr schlichter Schild und Speer mit der Rune fe, entsprechend dem lateinischen F. Dann ein kostbarer »Eberhelm«, ein reich geschmückter Erzschild, mit einer Eberschur überzogen und, wie der Helm, zwei Eberhauer dräuend vorstreckend, ein Schwert in kostbarer Scheide von fein geglättetem Lindenholz, reich mit Erz beschlagen, eine scharfe Streitaxt und ein Speer, beide am Schaft mit vergoldeten Nägeln geziert zugleich und gefestigt: diese Waffen trugen als Hausmarke zwei eingeritzte Eberhauer. Endlich ein kleiner, ganz leichter Rundschild, ein kurzer Speer und an einem Wehrgehäng von weißem Leder, das durch Mennig gerötet, ein zierliches Schwert: jede der drei Waffen wies ein Hirschgeweih als Hausmarke.

Noch hatte sich der Herzog nicht niedergelassen. Vielmehr stand er aufrecht auf der wagrechten Platte und musterte, den Speer in der Rechten, das von allen Seiten herauf- und heranflutende Heervolk. Ein gewaltiger, länglicher, fast mannshoher Schild, rot, mit eingeritzten, schwarzen Runen, hing an einem Zweig der Esche ihm über dem Haupt.

Die ganze Hochfläche der Kuppe rings um den Baum war umfriedet und umhegt von »Schnüren und Stäben«: das heißt von Haselstäben und Speeren, die – letztere die ehernen Spitzen nach oben gekehrt – in Abständen von je sieben Fuß in die Erde gestoßen und untereinander verbunden waren durch fast handbreite, um die Mitte der Stäbe geknotete Linnenbänder, deren rote Farbe den Blutbann des Volksgesichts verkündete.

Zwanzigstes Kapitel.

Nachdem sich das Gewoge der in den Kreis Drängenden, die lauten Stimmen, das Klirren der Waffen ein wenig beschwichtigt hatte, hob der Herzog den Speer und schlug damit auf den erbeschlagenen Schild drei feierlich gemessene Streiche. Da ward augenblicks tiefe Stille. »Das Heering ist geöffnet!« sprach Hariowald und ließ sich langsam nieder, im Sitzen den einen Fuß über den anderen schlagend.

Er warf den dunkelblauen, langen, weitfaltigen Mantel, der auf der linken Schulter von einer Spange zusammengehalten war, nach rückwärts, lehnte den Speer wie einen langen Stab über die rechte Schulter und sprach, die linke Hand mit ausgebreiteten Fingern hebend, langsam:

»Ich, der Richter, ich frage um Recht!
Ich frage die Freien:
Ist hier Stätte und Stunde,
Zu hegen und zu halten
Gerechtes Gericht
Über edler Alamannen,
Der Söhne des Sieges,
Haus und Habe,
Vieh und Fährnis,
Eigen und Erbe,
Frieden und Freiheit,
Leib und Leben?
Weiset, ihr Wissenden,
Dem Richter das Recht.«

Da traten vor zwei betagte Männer, zogen die Schwerter, hoben sie gen Himmel und sprachen in langen Absätzen, daß Wort des einen mit Wort des andern stets zusammenklang:

»Wir weisen, das wohl wir wissen,
Dir, Richter, das Recht:
Dies ist Stätte und Stunde
Für gerechtes Gericht:
Auf erobert und ererbter
Alt-alamannischer Erde,
Bei der siegenden Sonne,
Der klimmenden, klaren,
Schimmerndem Schein,
Unter der alten
Esche der Ahnen,
In Wodans Weihtum,
Über Vieh und Fährnis,
Eigen und Erbe,

Frieden und Freiheit,
Leib und Leben
Richten wir Recht
Und finden, wir Freien,
Echtes Urteil.«

Beide traten zurück in den Ring. Der Herzog aber sprach: »Ehe wir ziehen zum Kampf gegen den Landfeind, – und bald, bald brechen wir auf . . .« –

Da brach brausender Jubel und Waffenlärm aus, den der Alte erst verrauschen ließ, dann fuhr er fort: »Muß das Heerding über Rechtsklagen Urteil finden und Friedrechtshandlungen bezeugen. Zuerst über Fiskulf, den Fischer, aus Rohrmoos, der Schilfroding. Wo ist der Bereder?« Adalo trat zögernd vor. »Hier: ich, Adalo, Adalgers Sohn.« – »Tritt zur Rechten! Wo ist der Wehrer?« »Hier!« sprach ein Mann in schlichtem, unscheinbarem Gewand: ein altes Fischernetz trug er statt des Gürtels: traurig den Kopf hängend, trat er vor und schlug die Augen nieder. »Auf was geht deine Klage?« fragte der Richter. »Heerbann-Bruch!« – »Das geht an Haut und Haar und Hals. Weiset mir das Recht: mag Adalo, Adalgers Sohn, hier solchen Klagruf heben?« Einer der beiden Alten trat wieder vor und sprach:

»Das Heerding kennt Adalo, den Edeling, als freien ungescholtenen Mann: sein Odalgut liegt im Linzgau: es würde jeden Anspruch wegen falscher Klage decken: er mag klagen auch um Haut und Haar und Hals.« Auf einen Wink des Richters begann der Edeling:

»Ungern erheb' ich die Klage: wider Wunsch und Willen: doch heischt es mein Heereid. Denn da ich den Befehl übernahm über die Hundertschaften vom Westsee, mußte ich in des Herzogs Hand schwören, jeden Bruch seiner Banngebote, der da geschähe in meiner Schar, zu rügen vor dem nächsten Heerding. So *muß* ich bereden: denn ich scheue den schweren Schwur. – Ihr wißt alle, bei seinem Blutbann hatte der Herzog verboten, daß auf den Kähnen, in welchen die Landflüchtigen zuerst im Schilf des Westsee's verborgen lagen, bei Tag oder Nacht irgend ein Feuer entzündet werde: entdeckten die Walen, am Seeufer vorüberziehend, durch Rauch oder Flamme, daß Leben in dem weiten Schilfwald lebte, – so konnte alles dort verborgene Volk verloren sein. Nochmal wiederholte ich, da ich aufbrach, das Verbot des Herzogs allen meinen Leuten; – Fiskulf stand dabei an meiner Schildseite. Und doch hat er auf dem Hechtstein, der aus dem Röhricht ragt, Feuer angemacht, während die Feinde am Ufer hinzogen. Zwar war es Tag, aber der Rauch war sichtbar. Schon machte die nächste Kohorte halt und schickte sich an, dem Feuer nachzuspüren, das ich mit Mühe rasch genug verlöschte, ihren Verdacht einzuschläfern. Ich *muß* nun Fiskulf dieses Bannbruchs zeihn.« Der Kläger schwieg und that einen Schritt zurück.

Ein Murren des Unwillens lief durch die Reihen, von manchem lauten Ruf des Zorns, des Vorwurfs durchbrochen. »Schweigt alle! Stille im Ring!« rief der Herzog von seinem hohen Steinstuhl herab, den Speer erhebend, »bis ich euer Urteil heische. Scheltwort verbiet' ich: – Friede gebiet' ich! – Du, Beredeter, was setzest du gegen die Klage: Bestreitung oder Gestehung?« »Gestehung,« antwortete der Gefragte traurig. »Es ist, wie der Edeling sagte.« – »Du kanntest den Bann?« – »Ich kannte ihn.« – »Du brachest den Bann?« – »Ich brach ihn. – Ach, ich schäme mich so stark! – Aus Hunger

geschah's: – aber nicht, *meinen* Hunger zu stillen. – Viele Nächte schon lagen wir versteckt in dem Schilfwald: – verzehrt war der Vorrat von getrockneten Fischen, den ich in dem Kahne mitgenommen hatte. Ich bezwang meinen Hunger und kaute das jung aufgeschossne Schilf: – für mich, wahrlich, hätt' ich's nicht gethan! – Aber mein Bub, der mit mir war, erst kurz ist er von dem elbischen Fieber genesen, das in dem Rohrmoos haust: – er ist erst sieben Jahr' – das Kind weinte so bitterlich vor Hunger! – Und bat und bat: ›Vater, Vater, gib mir zu essen.‹ – Das zerschnitt mir das Herz! – Ich speerte einen starken Hecht, der nah dem Stein sich sonnte, – ich zerschnitt ihn: – ich wollte ihn dem Knaben zu essen geben, ungekocht! Aber der Ekel würgte ihn: er weinte nun nur noch still –: er bat nicht mehr! Da rieb ich Feuer aus zwei trockenen Hölzern und briet den Fisch auf der Platte des Steins und gab dem Kind zu essen. – Und ich aß auch selbst,«

»Ich *mußte* rügen,« sprach Adalo. »Aber ich bitte das Heerding, keine Strafe zu sprechen über den Mann. Ist doch um der That willen kein Schade geschehen! Ein Vater . . . –« »Schweig, Kläger,« unterbrach ihn der Richter. »Du hast gerügt: – er hat gestanden: du hast hier nichts mehr zu thun, als das Urteil zu vernehmen. Ich frage: was steht auf Heerbannbruch, wann der Feind im Lande haust? – Wie? Ihr schweigt? – Das ganze Volk konnte der Ungehorsam verderben! Wie? Ihr weigert mir, das Recht zu weisen?« fuhr der Alte grimmig fort. »Oder solltet ihr Graubärte nicht mehr wissen, was schon die Knaben lernen? – Gebt Bescheid, weiset mir das Recht –:« und drohend stand er auf, – »oder ich reiße den Dingschild von der Esche und klage den Göttern: die Alamannen haben ihres Volksrechts vergessen! – Was steht auf Heerverrat und Heerbannbruch?« – »Der Tod!« scholl es jetzt mit vielen Stimmen. »Ich wußte es,« sagte der Fischer schlicht. »Lebt Wohl, Landsleute! Sieg und Heil wünsche ich euch.«

Aber der Herzog fragte weiter: »Welches Todes muß er sterben? Durch Weiden-Wiede? Durch Wasserwoge? Durch rot ritzendes Messer? Oder durch rot brennendes Reißig?« Da trat einer der beiden Alten wieder vor und sprach: »Er hat durch die That Ziu, den Kriegsgott, gekränkt und Wodan, den Siegsender. Ziu heischt Blut auf dem Opferstein: – Wodan will ihn wehen wissen im Winde. Wodan ist der größere Gott und Zius Vater: es weicht der niedere, es weicht dem Vater der Sohn: Wodans Recht geht vor: der Bannbrecher ist Wodan geweiht: – er wird gehängt am Weidenstrang unter dem Kinn, das Antlitz gen Mitternacht, an dürrer Eibe – ein Wolf ihm zur Rechten und ein Wolf ihm zur Linken – des friedlosen, rechtlosen Rechtsbrechers ältestes Abbild.«

»Er ist Wodan geweiht,« wiederholte der Richter feierlich: – »wenn Wodan ihn will! – Fragen wir den Gott.« Mit Staunen blickten alle, mit leiser Hoffnung der Verurteilte zu dem Alten auf, der nun fortfuhr: »Schimpflich und schandvoll ist es dem Manne, zu schaukeln zwischen den Zweigen, zwischen Himmel und Hügel! Und er war wacker bisher: – nur gegen seines Kindes Weinen war er zu weich! Nutzlos seinem Volke stirbt er, hängt er da hoch am Holze. Wohlan: fragen wir Wodan, ob er vielleicht ihm vergiebt? Wolltet doch ihr alle, wie der Kläger selbst, zuerst die That ungestraft lassen. Das ging nicht an! Dem Hohen muß sein Recht dargeboten werden: aber – vielleicht will er es nicht nehmen. Ich rate: Fiskulf soll eine That wagen, in der er, zu seines Volkes Heil, fällt, unmeidbar fällt, wenn nicht etwa Wodan selbst sich seiner erbarmt und ihn rettend davonträgt in dem weithin wallenden Mantel.« »Sprich, rede! Was darf ich thun?« rief der Mann mit leuchtenden Augen. »Alles! Alles! Gern will ich den Speertod sterben: nur

nicht den Strang der Schmach!« – »Du sollst zuerst, vor allen andern, auf das stolzeste Schiff des Römerführers springen und: – du verstehst dich ja so gut darauf, die Flamme zu wecken! – Feuer werfen in seine Segel,« »Ja, ja! Das soll er! Heil dem Herzog!« riefen da Tausende. Der Fischer aber sprang hart an den Stuhl des Richters, hob beide Hände zu ihm auf und rief: »Dank dir, Herzog! Ja, du kennst Wodans wahren Willen! Das größte Schiff der Römer, – das Feldherrnschiff in Arbor: – nicht? – Wohlan: – ich weiß noch nicht, wie ich an das Schiff gelangen werde da drüben: – aber ich sterbe oder ich vollbring's.« Da sprach der Herzog: »Das ist meine Sorge. Du sollst nicht zu jenem Schiff kommen: – Wodan wird das Schiff zu dir führen: – dann thu', wie ich dir sage.« – »Gern! Gern! Oh, gebt mir meine Waffen wieder!« Auf einen Wink des Richters gaben Fronboten ihm seinen Speer und seinen Schild, die mit F gezeichnet auf der Stufe beisammen lagen, zurück und er trat nun in den Ring der Heergenossen, von denen mancher sich nicht scheute, ihm die Hand zu reichen.

Einundzwanzigstes Kapitel

»Ein freudiger Werk nun wartet euer,« begann der Herzog aufs neue: »Die Schwertleite verlangt, der Volkswaffen erste Gewährung, ein Knabe von edler Sippe, gar viele von uns kennen ihn, und, wer ihn kennt, will ihm wohl. Zwar ist er noch nicht sehr groß, der zarte Held: aber ich eide: ich sah ihn gestern auf fünfzehn Schritte mit dem Speer einen mittelguten Lindenschild durchwerfen. Und groß war sein Mut und kühn sein Wagen, da er, Leben und Freiheit verwegend einsetzend, freiwillig des Römerlagers Wall erkletterte, wichtigste Kunde daraus holte und in des Herzogs Hand brachte.« »Wer ist's? Wer ist es?« fragten da viele.

Da trat Adalo vor, den jungen Bruder an der Hand: »Sippilo, mein tapferes Brüderlein.« Nun sprach der Herzog:

»Ich frage das Heerding: Soll er die Waffen empfangen? Flügge ist er, der junge Edelfalk!« Und ein freundlich Lächeln leuchtete über das Antlitz, das so grimmig dräuen und zürnen konnte.

»Heil ihm! Heil dem Edeling! Heil dem Knaben! Gieb ihm die Waffen.« Sippilo errötete über und über wie ein Mädchen. Es ließ ihm sehr gut, »Willst du selbst, o Herzog,« bat Adalo, »die Gunst ihm gönnen, ihm die Waffen zu geben? Stets soll er dann, ergreift er Schwert oder Speer, des Helden gedenken, dem zuerst er sie dankte, und des Gebers würdig sich weisen.« »Ich will,« sprach der Richter, erhob sich und winkte dem Knaben. Dieser stieg die eine Stufe vor dem Richterstuhl hinan: Hariowald ergriff den kleinen, runden Schild, der vor ihm lag, und reichte ihn dem Knaben dar, der eifrig danach griff und mit dem linken Arm in den obern Schildbogen fuhr, mit der Hand den unteren ergreifend.

»Ich, Hariowald, Hariomars Sohn, des Linzgaues Graf, für dieses Sommers Römerkrieg aller Alamannen gekorener Herzog, ich sage dich, Sippilo, Adalgers Sohn, den Waffen gewachsen und der Waffen würdig und wert.

Mit dem Schild hier beschirme,
Besser als die eigne Brust,
Lieber als den eignen Leib und das Leben,
Der edeln Alamannen
Land und Leute.
Schildrunen, Schirmrunen
Brannte dein Bruder
In das feste Gefüge:
Sie halten und heften
Dir schützend den Schild,
So lange du selber
Haftest und hältst
Fest an deinem Volk.«

Darauf übergab ihm der Alte den Speer und sprach:

»Sieg runen ich selber, siegessichre,
Ritz' ich dir, rote,
Auf des spitzen Speeres,
Des scharfen Schaft:
Ein Sterblicher strecke
Dir nimmer ihn nieder
Noch zerschlage den Schlanken:
Einst lös' ihn dir leicht
Aus treu haltender Hand,
Wann du, weißbärtig, gewannst
Auf dem Schilde den Schlachttod
In seligem Siege –,
Dann lös' ihn dir leicht
Aus treu haltender Hand,
Auf Schwanenschwingen zu dir geschwebt,
Der Walküren aus Walhall
Schimmernd-Schönste,
Und trage dich Treuen
Hinauf zu dem Hohen!«

Zuletzt umgürtete er ihn mit dem Wehrgehäng, in welchem das Schwert in der Scheide stak, und sprach:

»Wie der Gurt dich umgürtet,
So nun hält dich das Heer
Der Alamannen zu eigen:
Wie der Gurt dir gehört,
Dir zum Schmuck und zum Schutz, –
So gehörst du, ein Glied,
Uns zu Schmuck und zu Schutz, –
Uns Alamannen zu eigen,«

Sippilo aber zog das kurze Schwert aus der Scheide, hielt den Griff gegen die leuchtende Sonnenscheibe und sprach:

»Dies Schwert will ich schwingen
Für mein freies Volk,
Für sein Recht, seinen Ruhm
Und für Sippilos Sippe!
Üb' ich anderes jemals, –
Soll die scharfe Schneide,
Die klare Klinge, die kluge, –
– Denn sie achtet dieses Eides! –
Mich Treulosen treffen zum Tode! –
Sonne, du sahst es: –
Es hörte's der Hohe,
Und Ziu als Zeugen

Und der Alamannen
Hochhelmiges Heer.«

Freudig sprang der Knabe nun die Stufen hinab und stellte sich, froh der jungen Waffen, neben seinen Bruder unter lautem Beifallruf der Menge, zumal seiner Versippten und der Gefolgen mit dem Hirschhornzeichen auf den Schilden.

»Nun das nächste Werk des Rechts. Ein Abwesender will seinen Knecht im Heerding freilassen. Suomar, Suoberts Sohn, der in den Ostsümpfen Wache hält, giebt seinen Knecht Zercho frei. Ich hab' ihn losgekauft um guter Dienste willen für das Heer: sein Herr, den ein Bote befragte, willigt ein, ihn freizugeben: und Adalo, der Edeling, – so will er – soll für ihn sprechen und thun. Bringet den Knecht.«

Da ward Zercho, der bisher außerhalb des Ringes der Freien geharrt hatte, von zwei Fronboten vor den Steinstuhl geführt: seine Augen leuchteten vor Freude. Darauf trat Adalo vor, Bogen und Pfeil in der Hand und sprach: »Als Fürsprech Suomars, deines Herrn, künd' ich vor offenem Ding, daß er einen vierjährigen, tadellosen Hengst, zwei Rinder römischer Zucht, zwanzig wolltragende Schafe, einen ehernen, siebenfach geschlängelten Armring und einen Silbersolidus von Hariowald, dem Grafen des Linzgaues, dafür empfangen hat, daß er dich, Zercho, den Jazygen, den er dereinst als Speergefangenen vom Händler in Vindonissa gekauft, freigebe. Und er giebt dich frei durch meine Hand und Rede: nimm hin den letzten Schlag,« – er gab ihm einen leichten Streich auf die Wange – »den du als Knecht zu dulden hast, und siehe du, sehet alle ihr freien Männer: wie ich den Pfeil hier entsende, – so frei und frank, los und ledig, läßt dich Suomar, der bisher dein Herr war: frei magst du gehen, wie dieser Pfeil fliegt: – frei und von keinem gehalten!«

Damit schoß er den Pfeil, der mit den Federn des Reiheres beschwingt war, hoch in die Luft: – sausend entfuhr das Geschoß dem Langbogen, dessen Sehne tönend an den schön geschweiften Schaft von hartem Eibenholze schlug. Zercho blickte dem Pfeil nach: – hoch – hoch, bis er im Blau verschwand: – er sah aber nicht klar, – denn seine Augen schwammen: mit Mühe verbiß er das laute Schluchzen. Er wollte, nach langjähriger Gewöhnung, niederfallen und, dankend, des Edelings Füße umfassen, seine Hände küssen, – rasch hielt ihn dieser ab, und der Herzog fiel ein:

»Frei bist du nun, Zercho: des freue dich, Freier! Denn ob dein Herr gar gelinde Hand hatte: – Knechtschaft ist kläglich und verkümmert Kraft und Mut: nur das Leben des Freien ist Leben: – der Unfreie atmet, aber er lebt nicht.«

Adalo aber reichte ihm den Bogen und sprach: »Hier diese Waffe, welche deine Freiheit vor allem Volk erwies, – sei die erste, die du führst im Heer und für das Volk der Alamannen: das nun auch dein Volk geworden ist.« Mit strahlenden Blicken und hoch erhobenem Haupte trat der Freigelassene in den Ring der Freien.

Zweiundzwanzigstes Kapitel

Der Richter aber fürchte die Stirn: »Nun an das letzte Urteil des Heerings! – Andere Götter schweben nun heran, als jene, die soeben des Knaben Stirnlocken unsichtbar gestreift: – furchtbare Götter! – Klage ist gekündet gegen einen Gaukönig der Alamannen.« –

»Ebarbold! Der Verräter! Der Ungehorsame! Der Heerverderber! Der Eidbrecher!« So scholl es drohend aus der Menge. »Friede! Schweigen im Ring!« gebot der Richter. »Wo ist der Kläger?« Da trat des Königs Waffenträger vor, zog das Schwert und sprach:

»Ich, Ebarvin, Erlafrids Sohn! Denn ich habe, wie alle Männer unseres Völkerbundes, schwere Eide geedet bei allen Göttern und bei den Schrecken Hels, Trotz und Verrat gegen Bund und Herzog der Alamannen zu wehren, zu rügen und zu rächen, wo, wie, wann immer ich kann. Wohlan! Zwanzig Winter habe ich dem Vater König Ebarbolds und ebenso viele Winter diesem Ebarbold selbst den Schild getragen: – schwer fällt mir jedes Wort aufs Herz, das ich gegen ihn rede: aber schwerer wiegt der Eid, der furchtbare, den mir der Herzog abnahm für den Bund der Alamannen. – Wohlan: ich klage gegen König Ebarbold um Bannbruch, Banntrutz und Heerverrat. Dreimal hab' ich ihn gewarnt, dreimal hab' ich ihm offen gedroht, sein Trachten dem Herzog aufzudecken und dem ganzen Volk. Er hat dazu gelacht. Er hat es nicht glauben wollen. Er hat gemeint: »Näher liegt dir am Herzen die Haut als der Mantel, näher steht dir der Ebergau als das Volk, näher dein Gefolgsherr als der Herzog.« Er irrt. So war es ehemals, so war es lange, lange Zeit. Und das war unser aller Unheil.

Wir haben's endlich gelernt: – die Römer haben's uns mit ehernen Ruten beigebracht: – wir haben's gelernt in blutigen Nöten: das Volk, der Völkerbund ist das Höchste: denn er allein schützt alle: mehr als der Finger gilt die Hand. Er aber hat mich und alle seine Gefolgen, ja alle Heermänner unseres Gau's bereden wollen und, da wir's weigerten, hat er uns befehlen wollen kraft seines Königsbannes, wenn das Volksding den Kampf beschließe und der Herzog aufbreche mit dem Heer, nicht zu gehorchen, sondern abzuziehen vom Weihberg, im Notfall mit Gewalt uns durchzuschlagen und von den Römern Schonung für unseren Gau zu erbitten unter Geiselstellung und Unterwerfung.«

Da durchdrang ein furchtbares Brausen die Reihen: die Waffen klirrten: der Zorn des Volks brach grimmig los: einige Jüngere sprangen, dräuend die Schwerter zückend, gegen den Angeklagten, welcher schweigend, aber trotzig, dicht vor dem Richtersteine stand.

»Halt,« rief der Herzog, »nieder die Waffen! Wer sie nochmal zückt im Dingfrieden, im Heerfrieden, – dem geht's an die Hand.« Er war rasch aufgesprungen und hielt nun von der oberen Stufe über des Bedrohten Haupt schützend seinen langwallenden, dunkeln Mantel. – Sofort legte sich der Lärm: beschämt traten die Hitzigsten zurück in den Ring.

»Ich frage dich,« begann nun der Richter, »König Ebarbold', Sohn –«

»Spare die Worte, Graf des Linzgaus,« fiel dieser finster blickend, aber furchtlos, ein. »Es ist alles wahr. Bringt mich um: ihr habt die Macht dazu; so habt ihr denn das Recht. Ich *will* nicht leben! – Hätte ich leben wollen, – glaube mir, ich hätte fliehen können in

meinen Gau oder ins Römerlager, lang bevor du mir durch deine Zwangboten die Königswaffen meiner Sippe abnehmen und mich auf Schritt und Tritt bewachen liebest, während du den elenden Fischer nur entwaffnet hast. Freilich: du hättest mich ja sogar binden lassen dürfen, nach dem neuen Bundesrecht! – Mich, vieler Könige Sohn und eines Gottes Enkel! – Seit ich meines treuesten Gefolgen, meines alten eigenen Schildträgers Abfall erfahren – ekelt mich's der Zeit! – Ich will nicht mehr leben in einem Volk, nach einem Recht, da das Scheußliche geschieht, daß der Gaumann den Gaukönig, der Gefolge den Gefolgsherrn geringer wertet als den leeren Schall dieses ›Bundes‹, als den kurz herrschenden ›Herzog‹ aus einem fremden Gau. Ich bin zu alt und zu stolz, dies neue Recht zu lernen! Du, machtgieriger Alter, hast mich doch schon lang in deinen blutigen Gedanken deinem wilden Wodan geweiht.«

»Nicht ich, du dich selbst, Ebors Sohn.«

»Also gut, – bring' mich um,«

»Nicht ich, – du selbst hast dich ausgethan aus deinem Volk durch solche Gesinnung! Ja, es ist besser, daß solche Männer, wie du bist, sterben, als daß sie leben: die Gaukönige, wenn sie trotzen, müssen Wodan bluten, der da Volkskönig ist über alle unsere Götter und alle unsere Völker.« »Mein Geschlecht,« sprach der König stolz, »steigt durch hundert Ahnen auf zu den Göttern: aber nicht zu jenem listigen, dessen geheime Ränke du nachahmst, der zwischen Völkern und Fürsten Zankrunen ausstreut: von dem Friedensgott, Fro, der Fruchtbarkeit spendet, stammen wir; seinen goldborstigen Eber hat er uns, seinen Söhnen, als Wahrzeichen, gesetzt auf Helm und Schild. Ihn ehrt' ich von je und den Frieden zumeist!« »Ha, Gott Fro,« erwiderte der Alte, nun grimmig, – denn er vertrug es schlecht, seinen Wodan schelten zu hören – »Gott Fro wird wenig sich freuen, schaut er nun bald seinen Enkel an übler Eibe zappeln, wie die langschnäblige Schnepfe, die in der Schlinge sich fing. Denn: – ich frage das Heerding: – sein Mund ist geständig der schwersten Schuld: – was droht ihm das Recht?« »Den Strang! Den Weidenstrang!« scholl es nun tausendstimmig. »Den Schmachbaum! Hängt ihn sogleich!« – »Aber zwischen zwei Hunde: – er ist der Wölfe nicht wert!« Da zuckte Schmerz über des Königs stolzes, kühnes Antlitz: er scheute nicht den Tod: – aber die Schmach. Er fuhr leise zusammen. Scharf hatte es der Herzog bemerkt. »Ich, der Richter,« hob er nun langsam an, »ich *darf* dies Urteil nicht schelten, – und der Schuldige *kann* es nicht. – Aber bedenkt, ihr Speermänner! Wenig Ruhm wird es unserem Namen bringen bei den anderen Völkern, wenn das Gerücht unter sie fährt: ›ein König der Alamannen schwebt wegen Heerverrats zwischen Wolken und Wasser.‹ – Ihr habt dem geringen Mann, dem Fischer, den Halm der Hoffnung dargereicht, ob ihn etwa der Hohe vor dem Schmachtod errette, ihn zu sich hinaufreiße nach Walhall oder gar – wider die Möglichkeit fast! – bei Vollendung der That, die ihr ihm aufgegeben, das Leben ihm wahre. Wohlan: – viel schwerer zwar ist dieses Königs Schuld als des allzu kindliebenden Vaters: – aber ehrt in ihm den Sproß des Erntegottes! Reizt zur Rache nicht Fro, daß er nicht viele Jahre unsere Saaten schlage mit Mißwachs! Leicht ist er erzürnt, der Gott des goldborstigen Ebers! Und gedenket auch dankbar dessen, der dieses Mannes Vater war.«

»Ein wackerer Held!« scholl es in der Runde.

»Bei Strataburg fiel er, in der blutigen Mordschlacht, an der Spitze des Keiles seines Gaus: – tapfer vorkämpfend seinem Volke fiel er endlich zusammen, – rücklings fiel er,

auf seinen Schild: mit vielen Wunden auf der Brust, denn er wollte, der eberkühne Mann, den Rücken dem Feinde nicht zeigen. Dieser Held schaut jetzt aus Walhall auf uns nieder, – bang' klopft ihm das Herz um dies drohende Schmachgeschick: – Alamannen, laßt ihn nicht den Sohn zwischen Hunden hangen sehen: – gönnt auch dem König – wie dem Fischer – eine lösende That!«

Da warf der Verurteilte einen Blick des Dankes zu dem Manne empor, – den er so bitter haßte. Das Volk schwieg noch: sein Groll war allzu heiß. »Wenn er aber entspringt?« – »Wenn er mitten im Kampf zu den Walen überlauft?« So riefen zwei Männer zugleich.

Da entrang sich ein tiefes Stöhnen der Brust des trotzigen Königs: »Von dem Fischer hat das keiner gefürchtet! So niederträchtig darf man mich erachten.« Und er schlug die geballte Faust vor die Stirn.

Da trat Ebarvin vor, sein Ankläger, und sprach: »Hart waren diese Fragen und unverdient. Wenige im Volk werden das argwöhnen vom König des Ebergaus. Er sprach wahr: lang vor heute hätte er fliehen mögen: er wollte nicht fliehen. Ich glaub' ihm: ich kenne ihn, seit er zu sprechen lernte: nie hat er gelogen, so lang' er sprechen kann' er will sterben aus Groll gegen den Völkerbund, der da die Könige beugt und zwingt – und vielleicht auch: – aus Reue und Scham!« –

Der König machte, tief getroffen, eine rasche Wendung von dem Sprecher hinweg und schloß die Augen fest: aber gleich schlug er sie wieder auf mit trotzigem Blick.

»Wohlan, ich, ein freier, unbescholtener Mann mit breitem Ackergut im Ebergau, – ichbürge für ihn mit Leib und Leben, mit Eigen und Ehre! Ich gelobe für ihn: jede Waffenthat, die das Volk ihm auferlegt, dadurch vom Strang sich zu lösen, vollführt König Ebarbold: oder er fällt dabei auf seinen Schild.« »Ich danke dir, Ebarvin,« sprach der Gequälte, hoch sich aufrichtend: dies Vertrauen that ihm wohl, tief in der Seele. »So sei's! So sei's!« rief die Menge, bevor der Richter die Frage stellen konnte. »Der Herzog soll die That ihm küren!« »Wohlan,« sprach dieser, ohne Besinnen: »sie ist gekürt! Im Lager der Römer lebt ein Held, der ist ihr Haupt und ihre ganze Stärke: fällt der, fällt alle ihre Kriegskraft auseinander. Nennt mir den Mann!«

»Saturninus!« scholl's von vielen Seiten. Denn wiederholt schon hatte der Tribun in Germanien befehligt, und gar mancher der nun auf dem Weihberg Versammelten hatte früher um römischen Sold gedient.

»Ebarbold, bring' uns aus der Schlacht des Saturninus Haupt – und sei gesühnt! Willst du das, Eberheld?« – »Ich will's,« sprach dieser, hochaufatmend. »Reicht mir mein Schwert – gebt mir die Waffen wieder,« – der Schildträger hielt ihm die Scheide hin: er riß die Klinge heraus, streckte die Spitze gegen die Sonne und sprach: »Ich schwöre bei dieser Klinge – des einarmigen Kriegsgotts heil'gem Ebenbild: im nächsten Kampfe töt' ich den Tribun oder falle durch sein Schwert.« Lauter Jubel, lärmender Beifall erscholl nun: alle, auch die zuvor am bittersten gegrollt, waren jetzt doch im Innersten froh, daß statt der schmachlichen Bestrafung des Stolzen eine ehrende Lösung gefunden war. Zufrieden blickte der Herzog auf das brausende Gewoge herab.

Dreiundzwanzigstes Kapitel

Nachdem er der Erregung der Menge Zeit gegönnt, sich auszutoben, gab der Alte den zwölf Fronboten einen Wink: – diese eilten in den dichten hinter der Esche rauschenden Eichenhain – dann schlug er auf den Schild und sprach: »Gerichtet nun ist nach gerechtem Recht und nach des Volkes edlem Willen. Der *Richter* hat sein Werk gethan: nun höre auf deinen *Herzog*, du Heer der Alamannen!«

Tiefe Stille ward sogleich: gespannt ruhten aller Augen auf ihm, der nun aufsprang, den Schild vom Baume hob und an den linken Arm hing, während er, den Speer in der Rechten, von der hohen Steinplatte herab, also sprach: – mächtig erhob er nun, erztönig, mit ganz anderem Klange, die Stimme, die gewaltig über das Heervolk scholl: »Viele von euch, ich weiß es, – und nicht die schlechtesten Speerleute! – haben schweigend gegrollt oder auch laut murrend gescholten, daß ich so lange gezögert, euch zum Kampf zu führen. Der Feind stand im Land und wir wichen in die Wälder: – er verbrannte die Hallen und Gehöfte: – wir sahen, thatenlos, aus sicherer Ferne Feuer und Rauch aufsteigen: – allmählich kamen auch aus den entlegenen Gauen, bundgetreu und eidgehorsam, die Heerleute: – und immer noch zögerte der Herzog! – Und indes festigte der Feind von Tag zu Tag sein Lager! – Ja, wir wußten es wohl: – jeder Morgen konnte von der Seeburg da drüben auf hochschnäbeligen Schiffen ihm fast nochmal so viel Krieger zuführen, als er schon im Lager zählte. Warum säumte der Alte immer noch? Wann schlägt er los?«

»Jawohl, warum zögern? Wann geht's zum Kampf?« wiederholten ungeduldig viele Stimmen.

»Er zögerte,« fuhr der Herzog fort und seine Stimme dröhnte – »weil er nicht einen Teil, nicht die Hälfte, weil er sie *alle, alle* treffen wollte, so viele als nur erreichbar! *Alle* die Mordbuben, die Brandbrenner, die der Knabe im Kaiserpurpur da drüben überm See wieder einmal losgelassen hat auf unser freies Volk! Morgen – getreue Männer haben's mir rascher gemeldet, als es das Römerlager selbst erfährt, – morgen in der Frühe kommen sie herübergeschwommen, die stolzen Schiffe: morgen Mittag ankern sie am Ufer zunächst dem Lager: – und morgen nach Mitternacht führt euch der alte Hariowald zum Sturm auf Lager – und Schiffe zugleich!«

Da brach die so lang zurückgehaltene Kampfeswut furchtbar los: brausende Rufe und wilder Waffenlärm drangen durch die Luft. »Schauet,« fuhr er fort, »schon tragen die Fronboten aus der Landesgötter heiligem Hain, aus geheimnisvollem Schauer der nie vom Tag durchleuchteten Waldnacht, sie herabholend von den uralten Eichen, die Feldzeichen, die sieghaften, unsrer Geschlechter und Gaue herbei.«

Ein von Ehrfurcht leise gedämpfter Ruf der Freude grüßte den Zug der zwölf Fronboten, welche nun paarweise, in feierlich gemessenen Schritten, von den Seiten der Esche hervortraten und die Feldzeichen verteilten an die aus dem Ring vorschreitenden Vertreter der einzelnen Landschaften und Sippen.

Ebarvin ergriff das Zeichen des Ebergaves: auf hohem Speer ragte über einer Querstange das dräuend hauende Eberhaupt. Adalo ergriff einen gleichen Schaft, der ein mächtiges Hirschgeweih trug. Und fast alle Ungetüme des Urwalds und heiligen

Tiere der Götter waren in ähnlicher Weise verwertet: neben den riesigen Hörnern des Auerstiers und des Wisent prangten die breiten Schaufeln des Elchs: Wodans Wolf und Donars Bär und Loges Fuchs sperrten dräuend die Rachen, Zius Schwert, gerade aufwärts starrend, trug ein blutrot bemalter Schaft: ein anderer zeigte Donars Hammer zwischen zwei ehern geschmiedeten, rotzackigen Blitzen: drei Lanzen trugen je ein weißknochiges Pferdehaupt, den gekrümmten Bug noch wild umflattert von schwarzer, roter, brauner Mähne. Auf anderen Stangen sträubten der Seeadler, der Königsadler, der Lämmergeier die Flügel und drohten mit den erhobenen Fängen. Einem von Holz gezimmerten Flügeldrachen hatte man die Häute wirklicher Schlangen, der Ringel- und der Kupfernatter, übergezogen, die knisternd im Winde raschelten. Und da man, wie die Mähnen den Rossen, auch den wilden Tieren die Schur samt dem Schweif von dem Haupte herab hatte hängen lassen und da fußlange rote, gelbe, blaue Bänder um die Querstange flatterten, fehlte es nicht an der rauschenden, wehenden Bewegung, an welche wir bei »Fahnen« zu denken gewöhnt sind. Unter diesen Randstreifen war gar manches Stück eine Trophäe: ein zerhauener Fetzen aus einer eroberten Drachenstandarte, oder ein Purpurwimpel, wie sie die römischen Geschwader und Kohorten schon seit lange unter dem Kreuz, dem »Labarum«, statt der abgeschworenen, heidnischen Adler führten. –

Als die Vertreter der Gaue und Geschlechter die geliebten und geehrten Bildstangen empfangen hatten und in ihre Reihen zurückgetreten waren, fuhr der Herzog fort: »Heil euch, ihr alten Zeichen des Kampfes und Zeugen der Siege! Heil euch und Gruß, ihr Göttergeweihten! Vor euch, ihr Streitvertrauten, vor euch wag' ich, zukunftschauend, ergriffen von der unsichtbar euch umschwebenden Götter Gewalt, vor euch wag' ich ein weissagendes Wort. Ihr, meine Waffengenossen, alamannische Männer, – zweifelt mir diesmal nicht am Siege. Ihr wißt: prahlen vor der That ist nicht des Alten Art: aber *diesmal* weissag' ich euch sichern, völligen, herrlichen, seligen Sieg! Alle unsere Götter helfen morgen zusammen! Nicht am wenigsten Loge, der Flammende! In Feuer und Glut werden Zelte versinken und Schiffe! Die Seefrau wird viele Hunderte in ihrem Netz niederziehen zum feuchten Grund. Aufthun wird die Erdgöttin, die furchtbare, ihren geheimnisvollen Schos, auf welchen die frechen Fremdlinge mit ehernen Füßen gestampft: die Rächer wird sie, ihres Landes Söhne, austreuen mitten in des Feindes festester Schanzburg! Denn er, der Hohe, hat die Verhaßten verblindet, daß sie sich in unserem ganzen Gau den für sie verderblichsten Lagerort gewählt! Und wenn sie nun flüchten aus den Zelten nach den Schiffen, im Schrecken der Nacht und im flackernden Schein ihrer brennenden Schanzen: – dann sollen sie am See rennen in das gleiche Verderben: in Feuer und Blut.

Und wenn die letzten der flüchtigen Schiffe mit halbverbranntem Mast und Bug, verfolgt, gehetzt von unseren raschen Kähnen, wirklich glücklich das Südufer und die Hafenburg erreichen, aus der sie so siegessicher ausgezogen: – wer weiß – ich sage nicht mehr – wer weiß, ob sie nicht dort erst ganz das ungeahnte Verhängnis umgarnt. Nein! – Schweiget noch – hört mich zu Ende –! Bevor ich nun das Heerding löse und euch entsende, alle Waffen aufs beste zu rüsten, die Spitzen und Schneiden frisch zu schleifen, und reichlich – aber nicht allzureichlich! – zu schmausen und zu trinken, dann aber bald, – hört ihr? – bald den Schlaf zu suchen – denn morgen Nacht werdet ihr nicht schlafen! – vernehmt noch eins! Noch *einen* Beschluß müßt ihr fassen vor dieser

Schlacht! – Gedenket, ihr Männer, wie von Geschlecht zu Geschlecht diese Römer an unserem Volke gefrevelt!

Wie sie wieder und wieder Treu' und Verträge gebrochen! Wie sie uns nicht gönnen das arme Land, das wir dem Sumpf, dem Urwald abgerungen! Wie sie, gegen die Verträge, ihre Zwingburgen immer wieder in unsere Marken vorgeschoben! Wie sie Tausende von unsern Ahnen nackt, waffenlos, kämpfen ließen mit wilden Tieren im blutgeröteten Sand ihrer Festspiele dort in der Tiberstadt, sich weidend, hoch auf sicheren Gerüsten, an den Todesqualen der Unsrigen unter den Tatzen, in den Zähnen brüllender Untiere! Wie sie zu Tausenden mit Gewalt unsere Jünglinge in ihre Kohorten steckten und verbluten ließen, oft jenseit des salzigen Meersees! Ha, wißt ihr's noch, ihr Alamannen des Schwarzwaldes, wie sie euren König Widigab zum Gastmahl luden des Kaisers und ihn beim Becher meuchlings erstachen? Habt ihr's vergessen, ihr Alamannen des Ebergaues, die ihr euch untergeben hattet unter dem Beding, nach eurem eignen Recht zu leben, wie sie um geringster Ursach' willen eure freien Männer geißeln ließen durch ihre Liktoen? Gedenkt ihr's noch, ihr Alamannen vom Brisagau, wie sie friedlichen Durchzug von euch verlangt hatten und wie sie dann, nahe dem heiligen Hain der Göttin Ostara gelagert, Erlaubnis erbat, den achtzigjährigen Priester und seine Urenkelin, die sechzehnjährige Maid, im Haine aufzusuchen: – ein Feldherr und einer ihrer verschorenen Priester war's und hundert Krieger, – wie sie erkundeten, was wohl euer größtes Heiligtum sei? Und wie die Jungfrau arglos die heilige Erzschale darwies, welche die holde Göttin dereinst euch auf dem Regenbogen niedergelassen, – wie sie plötzlich beide ergriffen, wie vor den Augen des waffenlosen Volkes der Christenpriester die heilige Schale ekel besudelte, – wie der Feldherr den greisen Priester erschlug und die junge Priesterin fortschleppte, zu Gewalt und Schmach, – und wie die Krieger Feuer warfen in den heiligen Hain? Wißt ihr's noch, ihr Leute vom Alpgau, wie mitten im Frieden ein Centurio eures Gaugrafen junges Weib verunehrt hat an ihrem eigenen Herde, daß sie selbst sich erhing an ihrem Gürtel, über ihrem Ehebett? Habt ihr vergessen, wie oft sie unsere Mädchen, ja und auch die Knaben! – wie Herdentiere aneinandergesperrt an ihrem langen Wirbelhaar, fortgetrieben zum Dienst ihrer scheußlichen Laster, vor denen die reinen Götter von Asgardh schamrot und zornrot wenden die Stirnen? Ihr habt es nicht vergessen! Ich hör' es! Ich seh' es! Wohlan: so thut wie ich rate: *keine Gefangenen!* Tötet sie alle! – Nicht *Einen* verschont: – verschmäht jedes Lösegeld. – Das ganze Heer: Führer, Krieger und Troß, sei Wodan und Ziu geweiht. – Ihr wollt – ich sehe es! So sprecht mir nach und schwört:

»Dir, Wodan, geweiht
Und dem zornigen Ziu
Sei was da lebt in dem Lager
Und auf schaukelnden Schiffen:
Bald badet in Blut ihr,
Gewaltige Götter,
Vom Knöchel zum Knie!«

Und in wilder Bewegung die Waffen schwingend, wiederholten die Tausende den furchtbaren Eidspruch:

»Dir, Wodan, geweiht

Und dem zornigen Ziu
Sei was da lebt im Lager
Und auf schaukelnden Schiffen:
Bald badet in Blut ihr,
Gewaltige Götter,
Vom Knöchel zum Knie!«

»Gleich entschar' ich das Heer – nur noch *Eines* vernehmt: – eures Herzogs Gelöbnis. Gefangen haben die vielen tausend Gepanzerten, die in die friedlichen Gaue brachen, ein einzig Geschöpf: ein wehrloses Weib, ein munteres Mägdlein. Viele, so mein' ich, kennen sie . . .« – »Bissula! Die Kleine! Die Holde! Die Rotelbin, Suoberts Kind!« So riefen viele Stimmen. »Ja Bissula, Suoberts Tochter. Wohlan: – wer sie befreit, – wer sie nach der Schlacht aus dem Römerlager mir zuführt, – dem geb' ich den ganzen Herzogsteil an der Lagerbeute.« Da traf ihn ein dankbarer, aber trauriger Blick Adalos: der wagte nicht mehr zu hoffen. –

»Gelöst ist der Ring, zu Ende das Heering,« fuhr der Alte fort, stürzte die aufrecht gegen den Stamm gelehnte Steinplatte um und stieg von den Stufen herab. Sofort strömten, unter Heilrufen für den Herzog, die Scharen nach allen Seiten auseinander, den Berghang hinab, jetzt gegliedert und verteilt nach den Heerzeichen, die den Geschlechtern und Gauen vorangetragen wurden.

Auch Adalo wollte gehen: aber der Herzog winkte ihm, zu bleiben, nahm ihm das Feldzeichen mit dem Hirsch aus der Hand, und übergab es Sippilo, der es mit großem Stolz den Berg hinabtrug.

Vierundzwanzigstes Kapitel.

»Bleibe,« sprach der Alte, als auch die Fronboten als die letzten die Dingstätte verlassen hatten, »du mußt wissen, wie, nach meinen Gedanken, nach meinem Willen diese Schlacht verlaufen soll. Denn, ruft der Hohe mich hinauf, bevor der Sieg errungen, mußt du ihn vollenden. Und deshalb mußt du nun alles erfahren, – viel mehr als die Heerleute! – was ich seit Wochen vorbereitet, wann ich in schlummerlosen Nächten sann, und was ich geheim ins Werk gesetzt in diesen Tagen. Komm – setze dich zu mir –: auf dem Stein hier breiten wir aus das Bild des Römerlagers, das wir deinem mutigen Bruderlein verdanken. – Viel, viel hat mir's genützt. – Schon gestern sagte ich dir, wie verteilt die Gaue und Geschlechter die vier Seiten und Thore des Lagers zugleich angreifen.« – »Ja: aber wo *du* mit deinem Haufen angreifst, verschwiegst du: – und – wo ich kämpfen soll.« – »Ich? Ich nehme den kürzesten Weg: den von unten.« – »Nein! Nein! Laß den mir! Er ist der – gefährlichste.« »Ja, ja,« lachte der Alte vor sich hin. »Und du ahnst noch gar nicht, *wie* gefährlich er ist. Wisse denn: der Aufstieg kann nicht, wie wir gehofft, zu allererst und unvermerkt, überraschend geschehen, sondern erst, nachdem der Feind, durch den Angriff auf den Nordwall aufgeschreckt, in vollen Waffen bereit steht.« – »Dann ist's unmöglich! Aber warum?« – »Weil, wie ich erst vorgestern Nacht erkundet, die Walen bei dem Ausschaufeln des Nordgrabens den äußersten, nördlichsten Teil des Erdgangs zugeschüttet haben. Oder er ist, wohl vermöge der Erschütterung, eingestürzt. Als ich in den Gang aus dem Walde vor dem Lager eindrang –« – »Wie? Du selbst?« – »Ja, ich selbst: – vorgestern Nacht – kam ich nur wenige Schritte weit: ich stieß auf lauter von oben hereingefallene Erde. Ich mußte zurück. Aber ich schlich mich nun, ober der Erde, so nah an den Graben, daß ich von einem Baum aus hineinschauen konnte: der ganze Graben – er ist jetzt wieder trocken – war von ihren Wachtfeuern hell erleuchtet. Da sah ich: die Erdgöttin unseres Landes hat die Augen der Fremdlinge getäuscht! Sie haben den großen Felsstein, der die Fortsetzung des Ganges aus dem Graben in ihr Lager hinein sperrt, nicht verdächtig gefunden und nicht hinweggewälzt. Er wird freilich in Jahrzehnten nicht von der Stelle gerückt: – denn immer nur zwei Männer aus der Hirschhornsippe kennen ja das von Geschlecht zu Geschlecht vererbte Geheimnis: und nur selten einmal erheischt das Bedürfnis, es zu verwerten. – So haben sie den Fels nicht als von Menschenhand dahin gewälzt erkannt und gerade auf der Rasendecke desselben eines ihrer Banner aufgepflanzt. Gar nichts ahnen sie von dem Gang! Denn sieh: – das Lagerbild zeigt es: – hart neben der Nerthustanne, über den Altarsteinen der Idisin, haben sie ein Zelt, leer, nur mit Vorräten und Waffen gefüllt, errichtet: – du siehst, hier!« – »Ja, wahrlich! Gerade über der Mündung ist das Zelt gespannt. Aber da draußen – im Nordgraben – sind zahlreiche Wachen angegeben: – thrakische Speerträger wechselnd mit Batavern!« – »Ja, das eben ist's. – Die müssen erst vertrieben sein mit Gewalt, bevor ich den Fels hinwegwälzen und empordringen kann.« – »Das wird Blut kosten! Und lange wahren! Die Thraker und noch mehr die Bataver sind ihre allerbesten Scharen. Schlimm, wenn gerade die Bataver die Reihe trifft! – Sie stehen uns nicht nach an Heldenschaft!« – »Gleichviel. Sie müssen fallen, bevor der alte Dachs in den alten Bau fahren kann.« – »Und dann erst, – nachdem der Kampf alle Feinde in die Waffen gerufen – dann willst du . . . – ? Laß mich an deiner Statt!« – »Gehorche! – Du wirst genug Arbeit finden am

Südthor, am Seethor! – Haben wir das Lager erstürmt, wird sich die ganze Flut der noch Lebenden nach den Schiffen durchs Südthor ergießen. Sie dürfen nicht in geschlossener Ordnung an den See gelangen, den dort tobenden Kampf am Ende gegen uns wenden. Du wirfst dich am Südthor den Ausbrechenden entgegen und treibst sie ins brennende Lager zurück oder sprengst sie doch ganz auseinander: – hörst du? Nicht als Verstärker des Widerstands der Schiffe, – als Vermehrer des Entsetzens nur dürfen sie aus dem Lager ankommen am See. Das ist *deine* Aufgabe: – Saturninus, bleibt er am Leben, wird sie dir schwer genug machen.« – »Also am Südthor!« – »Ja: – und dorthin hab' ich bestellt, falls sie irgend es zu erreichen vermag: – Bissula!« – »Dank!« »Danke mir nicht! Denn dir verbiet' ich, für das Mädchen zu kämpfen: – du kämpfst mir nur für den Sieg. Aber Sorge nicht: Wenn sie noch lebt, wird sie gerettet. Zercho und Sippilo hab' ich von jeder andern Kampfespflicht gelöst und ihnen nur das *eine* aufgegeben: die Kleine zu finden und zu bergen. Dich aber – brauch' ich zu höherem Werk. Nur *einen* scheu' ich,« sprach er leiser, »in dem ganzen Heer: – Saturninus! Das ist so einer, wie ihre *alten* Führer waren, aus der Zeit ihrer besseren Kraft: – aus jenen Tagen, von denen Großvater und Vater mir mit Grauen erzählt, da es fast nicht möglich war für allerhöchstes Heldentum, ein Römerheer zu schlagen! Wer weiß, ob Ebarbold ihn fällt! Den König müssen wir zuerst an ihn lassen – er hat die Vorhand: – aber, falls von den beiden der Römer übrig bleibt und ich ihn nicht vor dir erreiche und töte nach des Königs Fall – ich werde mir alle Mühe geben! – sorgst *du* mir, Adalgers Sohn, daß Saturninus nicht sein Heer geschlossen hinunterführt an den See: halt' ihn auf, solange du stehen kannst in deinen Schuhen.« – »Solange ich kann! – Aber ich staunte, wie du dem Fischer die Aufgabe stelltest. – Kommen auch die Römerschiffe herüber: – wie kannst du wissen, ob er sie vom Land her – sie ankern ja, sie ziehen sie nicht ans Ufer – erreichen mag? Wie soll Fiskulf vom gestürzten Römerlager her –?« »Der stürmt nicht mit,« lachte der Alte fröhlich in seinen Bart, den er vergnüglich strich. »Kommt auch nicht vom Lande her an das Feldherrnschiff: – er kommt seewärts!« – »Schwimmend?« – »Nein, fahrend! Wisse, was noch keiner weiß: denn geschwätzig ist die Menge. – Außer den fernsten Alamannengauen hab' ich geheim die Hermunduren gewonnen, die das Wasser des Mains trinken, uns Zuzug zu leisten für diesen Krieg. – Du wähtest, die Kähne in den beiden Schilfwäldern im Osten und im Westen vom Idisenhang seien jetzt nur von Wehrunfähigen gefüllt, nachdem ich die Männer meist hierher gezogen? Nein, Freund! Die Kähne, – fast dreihundert, – in den beiden Schilfwäldern, sie sind nicht leer an Männern! Die Weiber und Kinder wurden heut' Nacht ans Ufer gebracht: über zweitausend Alamannen und Hermunduren springen hinein! – Von links und von rechts, von Aufgang und von Niedergang zugleich schweben sie in der Stille, in dem Dunkel der Nacht gegen die hochgeschnäbelten Schiffe: und sobald die erste Fackel auf dem Idisenhang hochgeschwungen ins Römerlager fliegt, – fallen unsere Kähne vom offenen See und von links und rechts die Römerschiffe an. Ha, du meinst, wie Nußschalen sind unsere Einbäume gegen jene Riesen? Wohl: aber hast du nie gesehen, daß viele kleine mutige Schwalben den Sperber in die Flucht schlagen? Wohl sind sie winzig, unsere Schelche: – aber zweihundert und mehr gegen sechzig! Und lustig sollen Harz und Pech der Seewaldstannen brennen, entflammt in tausend dünnen Reisigbündeln, in Segellinnen und Takelwerk der Trieren.«

Fünfundzwanzigstes Kapitel.

»Das hast du – alles – allein – ersonnen?« fragte der Jüngling. »Ha, mehr, Weitergreifendes als das! – Gleich dem Höllenwolf sperrt dieses Rom den Rachen auf, ganz Mittelgardh zu verschlingen! Wie? Sie wollen uns nicht einmal am Nordufer des Sees so viel Land gönnen, als unser wachsend Volk braucht, darauf zu leben? Wohl: laß doch sehen, ob den Unersättlichen zur Strafe für neue und alte Frevel die Götter nicht auch das Gebiet nehmen, das die Gewaltthätigen bisher noch behauptet hatten: – das Südufer!« Adalos Staunen wuchs. »Von jenem Arbor schwimmen morgen ihre stolzen Riesenschiffe gegen uns: die von ihnen, die dem Nachtbrand entrinnen, nicht soll sie, hoff' ich, flüchten sie heimwärts, der Horst wieder aufnehmen, von dem dies Raubgevögel ausflog.« – »Wie! Arbor?« »Lange beredet habe ich gemeinsame That auch mit unsern äußersten Ostgauen: sie weigerten nicht die Bundeshilfe, wie die Menge hier wähnt, weil sie die Scharen der Ostgauen nicht hier gesehen hat. Ohnehin,« lachte er listig, »haben die Ostleute meist Könige. – Es war nicht notwendig, alle diese Gaukönige hier zu haben, wo Ebarbolds Schicksal sich entscheiden mußte. Hei, die anderen Könige helfen einstweilen, da, wo ich sie hinschickte: auf dem Südufer! – Aber nicht sie allein! Es galt, auch die noch von Rom geknechteten Brüder unseres Stammes zu befreien. Seit lange tragen mit Knirschen die Alamannen und die anderen Siedler, – mehr Unfreie als Halbfreie! – die da drüben von den Zwingburgen niedergehalten werden, von der Linden-Insel, hinter Brigantium herum, bis über Arbor und Constantia hinaus, das jährlich schwerer lastende Joch! Längst waren sie bereit, loszuschlagen, wenn nur nicht die Seeburgen allzustark besetzt schienen: – diese Festen fürchten sie aus alter Erfahrung – und wenn ihnen von uns Hilfe kam. Wohl: am wenigsten jetzt, da der Kaiser so nahe, da ein römisch Heer drohend auf dem Nordufer steht, am wenigsten jetzt fürchten die Zwingherren einen Angriff auf ihre Festen am Südufer. Morgen werden auf den Schiffen fast alle Krieger, die sonst Arbor schützen, mit herüberfahren, an dem lustigen Beutezug teilzunehmen: nur spärliche Wachen lassen sie zurück. Aber sobald das Lager auf dem Idisenhang in Flammen steht, – ein prachtvoll Feuerzeichen, das Ziu selbst entzündet! – fallen die empörten Colonen über Arbor von der Landseite her. Tausend freie Alamannen der Ostgaue helfen dazu: – sie sind weit, weit hinter Brigantium, durch die Bergpässe geschlüpft, in kleinen Haufen, und in den Wäldern und Gehöften der Colonen versteckt seit zwei Tagen. – Zugleich sprengen unsere Leute aus den Ostsümpfen – Suomar führt sie – auf dreißig Kähnen im Dunkel der Nacht, – sieh: deshalb konnte ich die Mondgöttin nicht am Himmel brauchen! – bis vor Arbor geschwommen, die Ketten des Hafens: und wenn nicht der Christengott aus den Wolken greift, die Zwingburg zu retten, findet die Morgensonne die freien und die befreiten Alamannen auf den Wällen von Arbor! – Schon mehrmals haben wir's gewonnen, geplündert, halb verbrannt und – geräumt, so daß gar bald die Römer sich wieder hineinsetzen mochten: so thöricht sind wir nicht mehr! Gewinnen wir's diesmal, – so bleiben wir drin für immerdar! Dann ist ein Glied aus der ehernen Kette gesprengt, – und von da aus werden wir dann allmählich leichter auch die anderen Festen zur Linken und zur Rechten, von Brigantium bis Constantia, zwingen. Ich werde den Tag nicht mehr sehen, aber du, Jüngling, da das Südufer des Sees und das Land bis tief, tief hinein in die hohen Berge mit dem ewigen Schnee auf den

Häuptern frei alamannisch Eigen ist: dann denk' an diese Stunde und an Hariowald, den Alten.«

Mächtig erregt sprang der Greis auf: – sein weißes Haar, sein wallender Silberbart flogen prächtig im Winde. »Mein Herzog,« – rief der Jüngling begeistert, – »das ist gewaltig! – Sprich, wenn wir morgen diesen großen Sieg nach deinen Gedanken gewonnen, – willst du dann nicht statt Graf *König* heißen unseres Linzgaus und des Ebergaus, wenn dessen König fällt?« »Nein,« antwortete der Alte ruhig, »es wäre nicht weise! Ich hab' es längst erwogen. Ein anderes, wahn' ich, ist Wodans Wille mit unserem Volk! – Ebarbold hat keine Gesippen: nach seinem Tod werden sie, schlage ich aus, – gar keinen König mehr küren. Und das ist gut. Denn nahe ist die Zeit herangerückt, – obzwar noch nicht ganz gekommen, – da *ein* Volkskönig, ein Einziger, alle Gaue der Alamannen unter sich versammelt: der Weg wird freier, leichter für diesen Allkönig zurückzulegen, je weniger *Gaukönige*, je mehr bloße *Grafen* über den Gauen stehen. Wir beide, wir wollen dem künftigen Volkskönig die Bahn ebnen, nicht sperren. Nein, nein! Und die Leute im Ebergau sollen auch nicht sprechen: »Ebarbold mußte fallen, weil Hariowald König heißen wollte.« Jener Volkskönig kommt! Dann wird freilich das Volk kaum mehr wissen von mir und von dir! Nur ein Sänger etwa wird zuweilen harfen in des Ein-Königs Halle von Hariowald dem Alten, und von Adalo dem Jungen, wie sie in *einer* Nacht dreimal zugleich die Walen schlugen! – Wir aber, Adalo, wir beide, schauen dann aufs freie Land der Alamannen nieder, das von den Alpen reicht bis über'n Wasgenwald! Von Wodans Tischbank schauen wir herab.

Und wohl erwart' ich's, trete ich dereinst über Walhalls Schwelle, daß der Hohe aufsteht von seinem Hochsitz und mir entgegenschreitet, das Trinkhorn in der Hand. Denn viele Männer wahrlich, – weit mehrere durch meinen stets Krieg schürenden Rat als durch meinen Speer, – hab' ich ihm in fünfzig Jahren hinaufgesandt durch den Bluttod, zu füllen seinen Saal, zu mehren sein Heer. Ja, mein Adalo, wir schauen dann hinunter auf unseres Volkes Herrlichkeit und lachen einander zu: »wir zwei haben auch daran mit gebaut in jener Nacht auf dem Idisenhang.«

So – Adalo – so lob' ich dich: deine Wange glüht: – dein Auge blitzt! Das ist der rechte, das ist Wodans Geist, der nun über dich kommt. Und der allein, dieser Kampfmuth, schafft dir auch deines Herzens heißesten Wunsch: – nicht die dumpfe Verzweiflung der letzten Tage, in der du, Unseliger! – jenen geheimen Antrag an die beiden Feldherrn geschickt! – Still! – Freilich wußte ich's! – Es war nicht schwer, zu raten, was in dem Briefe stand, was du botest, nachdem sie bereits alles, was du sonst zu geben hast, verschmäht hatten. Ich wußte aber auch ganz gewiß, daß sie dich abweisen! – Darum allein ließ ich deinen Boten, – du wähtest unentdeckt! – durch die Verhacke. Gern sah' auch ich sie frei, das wilde, rote Waldröslein vom Seebühl, in unseres Volkes Eichkranz die rote Blume: – aber deine Bissula steckt – mit dem Sieg! – im Römerlager dort: – Willst du sie haben, haue sie dir heraus, zugleich mit dem Sieg und deines Volkes Heil! Nein, danke mir nicht! – Rede nicht! – Gehe nun! – Ich muß jetzt einsam sein!«

Sechszwanzigstes Kapitel.

Im Römerlager waren unterdessen sehr ernste Dinge geschehen. Die freundschaftliche Stimmung zwischen den beiden römischen Führern war in Spannung, die Unbefangenheit Bissulas gegenüber dem einen und dem andern war in Furcht und Mißtrauen umgeschlagen. Die beiden Freunde, einst so nah verbunden, mieden einander und beschränkten Verkehr und Gespräch auf das vom Dienst unerlässlich Geforderte. Dabei bemerkte die nun argwöhnisch beobachtende Gefangene an Ausonius grollende Bitterkeit, sonst seiner Gutmütigkeit sehr fremd, gegenüber dem Tribun.

Dieser dagegen zürnte offenbar nicht: auch bei kühler Zurückhaltung schien er den älteren Freund zu schonen, ja mit einer Art von Mitleid zu behandeln.

Die Kleine selbst aber war recht übel daran. Ihre Harmlosigkeit war zerstört. – Sie wußte nicht, wen sie ängstlicher scheuen sollte von den beiden Männern, deren Freundschaft, wenn nicht durch sie, doch um ihretwillen zerrissen schien.

Schon diese Empfindung schmerzte die Gutherzige. Dazu trat aber beängstigend die schwere Sorge um die Zukunft, die Furcht vor dem Ungewissen, der Trotz – der recht ohnmächtige und seiner Ohnmacht bewußte – gegen den Zwang, den fremde Beschlüsse der so stolz Eigenwilligen jetzt schon aufnötigten, noch empfindlicher drohten für die allernächste Zeit.

Denn mochten die beiden Römer in allem andern, was die Gefangene anging, verschieden denken: – darin schienen sie einig: Bissula sollte nicht wieder frei werden, nie wieder in die Waldhütte am See zurückkehren, in die traute Nachbarschaft. – Bei diesem Gedanken traten Thränen in die einst so mutwilligen oder stolzen Augen. Wie schmerzlich gestand sie sich's, daß ihre Thorheit, ihr Trotz ganz allein all' dies Unheil über sie heraufgeführt hatten! – Wie gut, wie klug, wie treu hatte es Adalo gemeint! Und diese Thränen, heiße, bittere Thränen der Reue, ja der Sehnsucht, – sie thaten ihr doch so wohl! Und auch jetzt, in ihrer selbstverschuldeten Not, hatte er sie nicht aufgegeben! Der erste Gruß, der von ihrem Volke zu ihr gedrungen, er war von ihm gekommen: den jungen Bruder, den er so warm liebte – und deshalb hatte ja auch sie den Knaben so gern! –, hatte er zu ihr gesendet und ihr seine Bruna geschickt, ihr altes Gespiel! –

Wohl hatte sie sich vor den Soldaten schlaue verstellte und sich laut gewundert über des Tieres »Zuthunlichkeit«. Aber sobald sie im Zelt mit der Treuen allein war, hatte sie den mächtigen Kopf zärtlich in die beiden weißen Arme geschlossen, der freudig Brummenden die breite Stirn geküßt und den Nacken geklopft. Da griff sie das Halsband, – strich drüber hin, fühlte eine Vertiefung, zog sie aus dem krausen Fell ans Licht der römischen Ampel, erkannte Runen und las:

»durchs Seethor«.

Hoch und heiß klopfte ihr Herz! Also hatten die Freunde ihre Flucht bereits beraten! Sie gaben ihr die sicherste Richtung an, die Seite des Lagers, wo die Genossen sie erwarteten! Aber unmöglich konnte die Meinung sein, sie solle *jetzt*, ohne weiteres, durch das »Seethor«, das heißt: durch die Tag und Nacht scharf bewachte »Porta

decumana«, zu dringen versuchen. Nicht jetzt! – Aber wann? Offenbar, sobald irgend etwas geschähe, das die Flucht überhaupt ermögliche: – alsdann sollte sie *jene* Richtung vorziehen. Aber was sollte geschehen? Ein Angriff der Alamannen? Ausonius lachte darüber. Und Saturninus sogar, der Vorsichtige, hatte gemeint: »Wenn sie nicht herein *fliegen*, wie die Schwalben, die sich jetzt zur Reise rüsten, kommen sie nicht in dies feste Lager.«

So zerarbeitete sie ihr Köpfchen, über alle Möglichkeiten grübelnd, die ihr die Freiheit verschaffen könnten – gegen oder mit Willen der Römer. Sollte sie nochmal Ausonius bitten? Nein! Eine seltsame Scheu hielt sie seit der letzten Unterredung von ihm zurück.

Nie hatte sie den wohlredenden, klugen Mann anders als wie die Tochter den Vater verehrt: – aber neulich, bei dem Vorschlag, sie mitzunehmen, hatten seine Augen so seltsam auf ihr geruht: – so – wie noch nie zuvor. So, – ähnlich wenigstens! – wie Saturninus sie damals angeblickt hatte, als er sie vor der Waldhütte griff, – seither aber nie wieder, auch nicht, als er ihr verkündete, sie gehöre ihm und er gebe sie nicht frei. Und so kam es, daß die feinfühlig Kleine, verschüchtert durch die plötzlich entdeckte Wärme des älteren Mannes, sich sicherer, unbefangener bewegte in der Nähe des jüngeren, aber streng zurückhaltenden.

Sie mied Ausonius: sie suchte fast Saturninus, dem sie schon gleich seit Anfang und dann im ganzen Verlauf ihrer Gefangenschaft als wachsamen Beschützer zu danken gelernt hatte. Oft und oft wandelte sie nun, seit sie Brunas Runenbotschaft gelesen, gegen das »Seethor« hin – ohne Hoffnung, es je unbesetzt oder nachlässig behütet zu finden – dazu hielt der Tribun zu scharfe Zucht, zu scharfe Aufsicht! – nur um sich die Örtlichkeit, die Gassen, die Zelte genau einzuprägen, die in der Nachbarschaft des Thores einen Versteck gewähren möchten, in nächster Nähe einen günstigeren Augenblick abzuwarten. Sie hatte für diesen Zweck bald ins Auge gefaßt einen hochragenden Haufen von aufeinander getürmten Balken, Schanzkörben und Brettern, die bei der Errichtung des Lagers nicht verwendet und hier, links vom Thor, aufgeschichtet worden waren: er überragte hoch ihre Gestalt, hinter ihm war sie vom Thore und von der auf das Thor führenden Zeltgasse her nicht wahrnehmbar. Aber verweilen wollte sie nie länger hier, um nicht Verdacht zu wecken. Auch suchte sie viel lieber die entgegengesetzte, die Nordseite des Lagers auf, dort, wo die hohe Tanne der Erdgöttin neben den breiten Opfersteinen des Altars hochwipfelig und breitästig emporstieg, und wo von der Wallhöhe der Blick frei über die Wälder hin schweifte nach den fernen Höhenzügen, wo sie, hinter Nebelgewölk verschleiert, den Weihberg ragen wußte. Immer dorthin, nicht in die Ostsümpfe, nicht zu Suomar flogen ihr die Gedanken. – Um die Großmutter bangte sie manchmal: – aber Zercho hatte sie gewiß geborgen, – und zwar, nach deren Wunsch, nun, nachdem »der rote Trotzkopf« nicht mehr »nein« sagen konnte, wohl auf dem Weihberg. »Deshalb,« das schützte sie gern sich selber vor, »*deshalb* muß ich immer an den Weihberg denken! Ach nein! Es ist ja doch nicht wahr! Es ist nicht um der Großmutter willen! Adalo, Adalo hilf!« So hatte sie gerufen am Abend nach der Verweigerung ihrer Freilassung, hoch aus dem Geäst der Tanne, welche sie gern heimlich erkletterte, ganz einsam und ungestört zu träumen: und dabei hatte sie die beiden schönen Arme recht sehnsüchtig geöffnet und sie stehend ausgestreckt über den Lagerwall hinweg nach Nordwesten, nach den Bergen hin, von wo ein spätes Gewitter wetterleuchtete.

Auch an dem Abend, der auf die Musterung gefolgt war, – es war der Tag des Heerdings auf dem Weihberg – wandelte sie durch die Gassen des Lagers, sinnend, träumend von ihrer Befreiung: – ach, von ihrem Befreier! – Bruna, die Getreue, hatte sie an den Pfosten ihres Zeltes festgebunden. Denn wiederholt hatte es schlimme Händel gegeben, wenn sie das gute Tier mitnahm durch die Lagergassen: die bösen Troßbuben warfen es – aus sichern Verstecken – mit Steinen, daß es schwer gereizt ward. Und zumal auf des Ausonius Neffen hatte es so wütenden Haß geworfen, daß es sich drohend, brüllend, auf den Hinterbeinen erhob, wann es seiner ansichtig ward, obwohl er es ängstlich mied und niemals neckte. Nur mit äußerster Mühe, indem sie selbst das aufgerichtete Tier umklafferte, hatte sie einmal verhütet, daß es ihn zerriß. »Deine Bärin versteht Latein,« hatte da Saturninus gelächelt, der ihr zu Hilfe sprang. »Sie hat es verstanden, als Herculanus neulich schwor, sie solle ihm dereinst zu Rom im Amphitheater unter den Bissen seiner thessalischen Hunde büßen, was sie hier Übles gegen ihn im Schilde führe.« »Bruna in Rom?« hatte sie trotzig gerufen. »So wenig – wie Bissula in Burdigala!« Aber sie hatte fast geweint dabei vor Zorn und Haß – und Furcht.

Siebenundzwanzigstes Kapitel.

In schweren Gedanken der Sehnsucht und Sorge war so das sonst so heitere Kind auch an diesem Abend wieder von ihrem Zelt nach dem Seethor und von hier, verscheucht durch das Anrufen der thrakischen Posten, durch das ganze Lager bis in die Nähe der lieben Tanne gelangt, die ihr die Eiche des heimatlichen Waldhauses zu ersetzen begonnen hatte: denn auch der Baum der Erdgöttin gewährte bequemen Aufstieg, wie auf einer Treppe, auf den bis zu den Opfersteinen niederreichenden Zweigen, und im Mittelstamm einen von unten undurchspähbaren Schlupfwinkel mit behaglicher Rückenlehne und – mit dem geliebten Ausblick über die römische Zwingburg hinweg nach den fernher grüßenden Höhen. –

Die Sonne war langst gesunken. Rasch kommt das Dunkel in jener Landschaft, sobald die leuchtende Scheibe hinter den Waldufern des Westsees verschwunden. Der Mond war gar nicht sichtbar, nur einzelne Sterne. Von fernher trug der Wind verschollene Laute zu ihr aus dem Wald: – das Wiehern eines Rosses – den Klang einer Waffe – einen Ruf der Wachen vor dem Thor. Ach, jener Wachen, die auch sie hier in ihrem weiten Gefängnis bewachten, ihr die Flucht, die Wiederkehr zu den Ihren verwehrten – auf wie lange noch? – Wehmut überkam sie und das Gefühl aufsteigender Thränen. Weinend aber sollten sie die Zwingherrn gewiß nicht sehen: – sie wollte sich ausweinen – da oben! Leise huschte sie hinauf. Und nun saß sie so still in dem Versteck der Zweige, daß ein verspäteter Vogel, – eine Amsel –, ohne sie zu bemerken, wenige Äste oberhalb ihres Hauptes sich zur Nachtruhe niederließ. –

Da bemerkte sie, daß an den Mündungen von zwei einander entgegenlaufenden Lagergassen je ein Mann hinter einem Eckzelt behutsam hervortrat: sie machten sich Zeichen: vorsichtig blickten sie nochmal rückwärts und seitwärts: nun eilten beide einander entgegen und traten gerade unter die Tanne, auf deren nördlicher Seite, so daß der breite Stamm sie nach der Lagerseite hin vollständig deckte. Leise, leise bog das Mädchen das Antlitz nieder: es war ein Behelmtter und ein Mann ohne Rüstung: die Züge konnte sie nicht erkennen. Nun hoben sie an zu sprechen: zwar flüsternd, aber die Lauscherin verstand doch gar manches: und sie erkannte nun die Männer – an den Stimmen. »Ich sage dir aber, es muß heute noch sein! Er hat den Schreibsklaven auf morgen früh befohlen – mit dem Siegel! Er will sein Testament ändern, ein Kodiccill beifügen! Was hilft mir sein Tod, hat er vorher der Dirne das Beste in des Schos geworfen?« Der andere wandte etwas ein, was das Mädchen nicht vernahm. »Ah, – die – sie ist ja unerreichbar!« erwiderte der erste. »Die Rothaarige! sie steht im Schutz der höllischen Dämonen!« – »Wieso?« – »Nun: neulich Nacht! Todesangst schüttelt mich seither, seh' ich die braune Bestie! Der heiße Atem, der scheußliche, des Untiers, dampfte mir schon aus dem offenen Rachen in das Gesicht! Um ein Haar hätte sie mich umklammert und erdrückt! – Heut' Abend noch – jetzt gleich – beim Nachtmahl!« »Horch, was war das?« warnte erschrocken der andre. »Da oben in der Tanne! Hörtest du nichts?« – »Bah, der Abendwind in den Zweigen!« – »Nein, nein! Das war –« – »Nun, der Vogel da war's! Da fliegt er ja auf!« Laut ihren Angst- und Warnungsruf schmetternd, flog die aufgescheuchte Amsel davon: die Lauscherin hatte in ihrem Entsetzen die Hand auf das heftig pochende Herz gedrückt und durch diese leise

Bewegung den ganz nahe sitzenden Vogel erschreckt. »Wohl denn, beim Tartarus! So will ich's wagen. Er klagte heute wieder vor vielen Zeugen über Fieber, über allerlei Schmerzen.« – »Hast du auch Schierling genug? Soll ich dir mein Fläschchen geben? Ich hab' es mitgebracht – hier, ich trag' es immer auf der Brust.« – »Genug für sechs Oeime!« – »Aber das Zeug muß verdächtig schmecken: scharf, bitter! – Wenn er es zu früh merkt?« – »Deshalb habe ich zur andern Hälfte Honig darein gemischt! Du aber verwahre *deinen* Vorrat sorglich! Vielleicht muß auch Prosper, falls er Verdacht schöpft . . .« – »Oder die Barbarin, wenn er schon das Testament –« »Gehen wir!« unterbrach der andre. »Also in den Kaiserbecher! Er trinkt aus keinem andern. – Rasch: – ich links.« – »Ich rechts!« Die Stimmen verstummten. Nach zwei Seiten verhallten die Schritte. – –

Entsetzt, fast gelähmt von Schrecken, glitt das Mädchen den Stamm herunter. Auf der Erde angelangt, wankte sie: – sie hielt sich an dem Stamm an. Einen Augenblick fragte sie sich, ob sie eingeschlafen sei und geträumt habe? Denn sie konnte die That nicht fassen, nicht glauben! Der eigene Neffe – diesen gütevollen Mann! Und doch – es war so. Und Eile that not. Die Stunde des Nachtmahls war bereits angebrochen. Und er trank dabei immer gleich zuerst aus dem Kaiserbecher – mit den drei schönen Frauengestalten – auf das Heil des Kaisers Gratianus. Und jene beiden hatten Vorsprung. Und es war eine ziemliche Strecke von dieser äußersten Nordwestecke des Lagers bis zu dem »Prätorium« im Süden. Sie wandte sich und lief, so rasch sie konnte, erreichte aber nur die nächste Gassenecke: da schrie sie laut auf.

Denn ein eiserner Griff hielt sie am Arme fest.

»Hilfe!« schrie sie verzweifelt. »Hilfe! Für Ausonius!« »Was schreist du, Kleine, wie ein sterbend Häslein?« antwortete eine tiefe Stimme. »Wohin so pfeilgeschwind?« – »Laß mich! Wer du auch seiest! Es gilt des Präfekten Leben! Wer bist du?« – »Rignomer bin ich. Ich folgte dir, unbemerkt, bis du auf den Baum stiegst. Hättest auch jetzt nichts von mir gesehen, wärest du nicht plötzlich wie von den Elben geritten davon gerast. Wohin?« – »Zum Präfekten! Sie wollen ihn morden!« – »Ach was nicht gar? Wer?« – »Frage nicht! Komm mit! Eile! Ach, vielleicht ist's schon zu spät.« Der Bataver gab dieser unverkennbaren Verzweiflung nach. – Ohne ihren Arm loszulassen, sprang er neben ihr her. »Wo ist der Tribun?« fragte sie im Laufen. »Beim Präfekten: mit einer Nachricht von Arbor.« – »Dank den Göttern! Nur der kann helfen!« Und weiter rannten sie durch die nun völlig finsternen Lagergassen, an deren Ecken nur in weiten Abständen manchmal Feuer glimmten. Da stürzte das Mädchen. Der Germane riß sie auf: »Ein Zeltstrick! Du mußt mehr in der Mitte laufen. Aber du hinkst! Hat's weh gethan?« – »Ein wenig. Vorwärts!« Aber sie wankte: – die Füße versagten. »Nun ist's doch recht gut, daß ich dich auffing,« meinte der Starke, und schwang sie, wie ein Kind, auf seinen Arm. Und sie, die sonst jeder Berührung grimmig wehrte, ließ es willig geschehen. »Schlinge die Arme um meinen Nacken, Kleine. So, nur herzhaft! Es währt nicht lang,« (»leider!« dachte er: aber er hütete sich, es zu sagen) »– gleich sind wir da.« Und rüstig eilte er vorwärts mit seiner leichten und holden Last.

Achtundzwanzigstes Kapitel.

In dem geschmackvoll und reich ausgestatteten, schön geschmückten Zelt des Präfekten brannte in einer Marmorschale, die von hohem bronzenem Fußgestell, köstlicher korinthischer Arbeit, getragen wurde, eine kleine bläuliche Flamme, Licht und Wohlgeruch zugleich verbreitend. Ausonius lag auf dem niedrigen Lectus: vor ihm stand der Tribun. Prosper, der alte Freigelassene, war beschäftigt, den Speisetisch von Citrusholz, der auf Rollen lief, heranzuschieben. Herculanus trat ein, grüßte freundlich, legte den braunen Mantel ab und nahm auf dem zweiten Lectus, Ausonius gegenüber, Platz.

»Wo steckt Davus?« fragte er ungeduldig den Freigelassenen. »Mich dürstet!« »Sollte längst hier sein,« gab der Gefragte zur Antwort. »Treibt sich sehr oft unnütz herum, niemand weiß, wo. Patrone, du solltest ihn wieder einmal in den Block sperren.« »Wie,« lachte Ausonius, »hast du wirklich, du gestrenger Sklavenaufseher, den Block mitschleppen lassen? Auch von Vindonissa noch bis hierher?« – »Drei schöne Stücke sogar, Patronus. Nimmst du schlechte Sklaven mit, muß ich gute Blöcke mitnehmen.« Saturninus schickte sich nun an, zu gehen: »Die Dienstgeschäfte sind zu Ende, Präfekt, für heute. Vielleicht schon morgen also kommt Rannienus mit den Schiffen! Er schickte heute einen Schnellsegler üben See: in den allernächsten Tagen, schreibt er. Dann geht's – endlich! – sogleich an die Arbeit. Aber,« mahnte er in wohlwollendem Ton und trat dem Lectus wieder einen Schritt näher, »verstatte du eine Warnung, Präfectus Prätorio von Gallien. Sieh, gestern schon und heute noch stärker klagtest du über Unwohlsein: über Frostschauer, wechselnd mit fliegender Hitze: willst du nicht morgen lieber hier im Lager bleiben – Bissula soll dich pflegen! – als mit uns in die sumpfigen Wälder ziehn? Ich fürchte, du hast bereits das Sumpffieber.«

Da trat Davus ein, den gefüllten, schon gehenkelten Mischkrug und mehrere leere Becher tragend.

»Davus, du fauler Hund,« schrie ihm Herculanus entgegen. »Rasch! Ich verdurste! Wein her!« Saturninus aber fuhr fort, besorgt sich über den Liegenden beugend: »Herber, alter Caecuber soll gut sein gegen dies Fieber! Darf ich dir von meinem Vorrat senden, Präfectus Prätorio?« Aber Ausonius schwieg noch. Widerstreitende Gefühle hatten seit den letzten Reden des Illyriers in ihm gerungen. Einerseits war sein Groll recht heftig gegen den eigensinnigen Soldaten, der, aus unbegreiflicher Grille, seinem liebsten Herzenswunsch entgegentrat! Aber Saturninus hatte ihn auch in diesen Tagen der Spannung so ehrerbietig behandelt, während er dem alten Freund recht schöne begegnet war. Und er liebte den Wackeren so herzlich! Und nun diese rührende, ungekünstelte Sorge um seine Gesundheit, – des Ausonius gutes Herz siegte! »Saturninus! Deine Wärme thut wohl: – mein Neffe denkt nur an eine Krankheit: seinen eigenen Durst! – Die Dienstgeschäfte, Tribun, sind wohl zu Ende: aber ich bitte dich: bleibe! Als mein Gast! Laß uns vergessen, was uns – vorübergehend! – trennte – und laß uns gedenken der schönen, alten Freundschaft!« Rasch ergriff Saturninus die dargebotene Hand und drückte sie warm: »Das war dein Herz, Ausonius! Danke dir! Gern bleib' ich!« Und er ließ sich auf dem dritten Lectus nieder, der im Hintergrund des Zeltes, dem Eingang gegenüber, im rechten Winkel auf die beiden andern stieß.

»Du solltest es längst wissen: ich will nur dein Wohl: – dein wahres Glück.« Da wandte sich Davus von dem Schenktisch neben dem Eingang seinem Herrn zu: sehr langsam ging er: denn er trug drei Becher, alle drei gefüllt: in der Rechten, auf einer Silberplatte, zwei kleine und den großen Kaiserbecher in der linken Hand. Er hatte; das Antlitz dem Zelteingang, den Rücken Saturninus zugewendet, auf dem Schenktisch aus der kleinen Amphora geschöpft und dann aus dem großen Mischkrug Quellwasser nachgegossen. Hastig sprang Herculanus auf, riß ihm einen der Becher von der Silberplatte und stürzte ihn in *einem* Zug hinunter. Einen mißbilligenden Blick warf ihm der Oheim zu, während er sprach: »Konntest du meinen Trinkspruch nicht abwarten?« Ausonius ergriff den Kaiserbecher mit den drei Grazien: Davus brachte den letzten Becher dem Illyrier und stellte die Silberplatte auf den Speisetisch.

»Der erste Trunk,« sprach Ausonius, »gilt sonst dem edeln Kaiser, dem ich diese schöne Schale verdanke. Aber heute mag Gratianus warten – heute zuerst: – unsere Freundschaft, mein Saturninus!« »Und alles,« lächelte dieser, »was am heißesten dein Herz erfüllt!« Ausonius hob den Pokal. Da ward von außen der Zeltvorhang zurückgerissen: herein stürzte Bissula, wild flatternden Haares, – leichenblaß, – Blut strömte von ihrem nackten rechten Arm: gellend schrie sie: »Gift! Trinke nicht, Ausonius!« Und kopfüber fiel sie auf des Präfekten Ruhebett.

Blitzschnell sprang Herculanus herzu, rettend dem Oheim den Becher aus der Hand zu reißen und ihn zu verschütten. Aber bevor er ihn erreichte, umklammerten ihn eisern die Arme des Tribuns, der seinen Becher hatte fallen lassen. Herculanus kam, trotz heftigen Ringens, keinen Zoll vorwärts. Davus, den alten Freigelassenen über den Haufen rennend, sprang gegen die Thür. Laut schrie Prosper auf; aber weiter als bis in die Thür kam auch Davus nicht. Denn hier stieß er auf den Bataver Rignomer, der ihn an der Gurgel packte und sehr fest hielt. Entsetzt, betäubt hatte Ausonius den Becher vor sich hin auf das Eßtischlein niedergestellt: er richtete nun des Mädchens Haupt in die Höhe. »Gift?« fragte er tonlos. »Mich vergiften? Wer?« »Der Sklavenhund natürlich!« schrie Herculanus und rang wütend gegen die Umklammerung des Illyriers an. »Bist du mit Davus im Bunde, Tribun? Was hemmst du mich, den Schurken zu bestrafen?« Und wirklich gelang es ihm nun, die rechte Hand loszuwinden: – er griff nach dem Dolch in seinem Gürtel. »Laß ihn nicht los,« schrie Bissula; die nun zu sich gekommen war. »Er ist der Anstifter!«

Da traten, von Prosper, der hilfeschreiend hinausgestürzt war, herbeigeholt, zwei Thraker, die vor des Präfekten Zelt auf Wache standen, und zwei zufällig des Weges kommende Illyrier herein und ergriffen, auf des Tribuns Befehl, Herculanus und den Sklaven; dieser, erblaßt, zitternd, vermochte kaum aufrecht zu stehen. Ausonius aber sank stöhnend zurück auf die Kissen.

Neunundzwanzigstes Kapitel.

Nun trat Saturninus, nicht mehr behindert, in die Mitte des Zelttes und sprach: »Im Namen des Kaisers Gratianus! Als Feldherr und Befehlshaber dieses Lagers eröffne ich die Untersuchung. Sprich, Mädchen! Eine furchtbare Anklage erhebst du, eine Sklavin, eine gefangene Barbarin, gegen einen römischen Anführer. Wäge deine Worte! Auf falscher Anklage solcher That steht der Tod.« Aber Bissula erschrak nicht. Sie hatte nun Kraft und Besinnung wiedergefunden: nicht an sich dachte sie: nur an den teuren Freund, der da seufzend auf den Kissen lag, und den sie nie geliebt hatte wie jetzt in seinem hilflosen Seelenschmerz.

Kurz, klar, einfach erzählte sie das Gespräch der beiden, das sie, unfreiwillig, von der Tanne herab belauscht. »Elende Lüge,« schrie Herculanus, mit dem Fuße stampfend. »Die Dirne will des Oheims Buhle werden und den Neffen, den Erben, verderben. Alles ist erfunden! Das ganze Baumversteck! Wie ich hier eintrat, stand sie schon lauernd neben dem Zelt.« »Das ist niederträchtig gelogen,« sprach Rignomer, vortretend. »Ich schwöre, daß sie eben von dem Baume kommt: schon seit einer halben Stunde war ich ihr – unvermerkt – gefolgt.« »Aha, hörst du, Oheim? Noch ein Verliebter!« höhnte Herculanus. »Nein,« sprach der Tribun, »es geschah auf meinen Befehl.« Rignomer aber war ganz rot geworden vor Scham und Zorn: er ballte die Faust gegen Herculanus: »Warte du nur«, – lachte er grimmig, – »du mit deinem geflickten Mantel! – Vor meinen Augen stieg das Kind auf den Baum; – ich stand, verdeckt vom Zelt, sechs Schritt gegenüber: – bald kamen zwei Männer von rechts und von links, huschten unter den Baum, sprachen leise – und gingen dann auseinander.« Der Sklave ward noch bleicher als zuvor – er wankte: ohne die Fäuste, die ihn emporrissen, wäre er zur Erde gesunken. Aber Herculanus fragte trotzig: »Hast du sie vielleicht, die beiden Männer – im Finstern! – erkannt? oder – auf sechs Schritt! – ihr Geflüster verstanden?« – »Keins von beiden! Aber das Kind glitt gleich darauf, im höchsten Schreck, von dem Baum – rief mir zu ›Mord! Gift gegen Ausonius!‹ – und rannte mit mir hierher: das letzte Stück, bis an das Zelt, von mir getragen.« »Also Barbarin und Barbar gegen mich verschworen!« trotzte Herculanus. Da trat Saturninus auf den Sklaven zu, der mit schlotternden Knieen zwischen den beiden Thrakern hing: »Du weißt, welch' furchtbare Todesqualen dem Sklaven drohen, der den eigenen Herrn zu ermorden versuchte?« Davus sank nieder bis auf den Boden, – die beiden Männer vermochten kaum ihn wieder emporzuziehen. »Wohlan! Was liegt an deinem elenden Leibe! Ich sichere dir Leib und Leben zu – im Namen des Kaisers! – du kommst nur in die Bleibergwerke, wenn du sofort gestehst.« Da stöhnte der Sklave: »Dank, Herr, tausend Dank! Ja, ja. Es ist alles, wie sie sagen. Seit einem Jahre schon lockt und drängt er mich! Der Dämon des Goldes hat mich verblendet. Es ist alles wahr!« »Ha,« schrie Herculanus, tobend gegen seine Wächter, »also auch der Sklave in der Verschwörung gegen mich?« »Gebt den Wein im Kaiserbecher,« sprach dieser, »einem Hunde zu trinken und habt acht, wie lang er noch lebt. Schierling ist's! In meiner Tunika – greift hinein – trag' ich in einem Fläschchen den Rest.« »Ich zweifle nicht an beidem: Gift im Becher: – dasselbe Gift im Fläschchen! – Natürlich,« – lachte Herculanus grimmig, »der Sklave that's hinein: – in beide! Aber Ausonius wird nicht sterben – vor verändertem Testament, vor Enterbung des Neffen: denn die Barbarin erscheint rechtzeitig als Retterin.« Einstweilen hatte der

Tribun aus des Sklaven Brustlatz ein kleines Bernsteinfläschchen hervorgeholt und auf den Tisch neben den Kaiserbecher gestellt. Ausonius richtete schmerzliche Blicke darauf: er schien es zu kennen. »Und was der da zu sich steckt,« fuhr Herculanus fort, »das soll mich überführen?« »Nein,« rief Davus, nun zornig, – »du selbst sollst dich überführen! – Tribun, greif' auch in *seine* Tunika –: das gleiche Gift im gleichen Fläschlein trägt er da verborgen: – konnte ich ihn dazu zwingen? Oder konnte ich es hinein zaubern?« Da erbleichte Herculanus: – der Trotz, die Lebenshoffnung wich von ihm: – er bäumte sich knirschend in den Fäusten der Illyrier. Aber diese hielten fest, während ihr Landsmann Saturninus aus seiner Tunika ein ganz gleiches Bernsteinfläschlein hervorzog und neben das erste stellte. – »So fahrt denn in den Orkus allesamt! Hättet ihr doch alle das Gift im Leibe!« schrie Herculanus.

Aber Ausonius raufte sein graues Haar und klagte: »Wehe, wehe! Ich kenne sie gut! Ich selbst habe sie – beide Fläschlein – meiner lieben Schwester, seiner Mutter, geschenkt! Ach, und meiner Schwester Sohn! Mich ermorden! Um das elende Geld! Das ich ihm ja alles vermacht hatte! Nur ein paar Jahre hätte ich noch gerne gelebt!« Und laut weinend verhüllte er sein Haupt: – mitleidig streichelte Bissula ihm, vor ihm niederkniend, beide Hände.

Saturninus aber sprach: »Jeder Zweifel ist ausgeschlossen: – auch ohne dies Geständnis seiner Wut.« »Oh meiner Melania, meiner liebsten Schwester Sohn,« jammerte der Arme. »Ich hatte ihn längst im Verdacht,« fuhr der Tribun fort. »Aber nicht dich allein wollte der Bube morden, – auch dieses Kind, dem alle gut sind!« »Was? wie?« fuhr Ausonius empor. Auch Bissula stutzte. »Deshalb eilte er uns allen voraus – allein – in ihr Gehöft, – auf ihrer Spur! Er hatte zum Todesstoß gegen sie ausgeholt, als ich ihm in den Arm fiel.« »Was? Entsetzlich!« rief Ausonius. »Ja, das wohl! Aber,« fiel die Kleine, gutmütig und wahrheitsbeflissen ein, »aber da hatte er mich noch nicht als seines Oheims Freundin erkannt!« »Doch, doch!« klagte der Präfekt, »Er hat mir selbst erzählt, ein rotes Haar hat ihn auf deine Spur gebracht! – Wie oft hatt' ich dich ihm geschildert! – Und sowie er dich gesehen, hab' er dich gleich erkannt! Er habe dich mir bringen wollen! Und er hat . . . – !« »Und gestern Nacht,« fiel Rignomer nun grimmig ein, »schlich er mit gezücktem Dolch in ihr Zelt: (– leider schlief einer, der davor hätte wachen sollen! –) Aber die Bärin wachte – und« – rasch breitete er den braunen Mantel aus – »hier riß sie dem Fliehenden ein Stück heraus.« »Dies Stück,« sprach Saturninus, es aus dem Gürtel ziehend und auf das neu angenähte legend, »du siehst: – es paßt genau.« »Den Fluch der Furien über euch alle!« schrie Herculanus. »Hinaus mit beiden!« gebot der Tribun. »Prosper, zwei deiner Sklavenblöcke! Denn es genügt nicht, sie in einem offenen Zelt bewachen zu lassen! Das ist immer unsicher und erfordert beständig ein paar ganz verlässige Mannschaften, deren wir nicht allzuviele entbehren können. Rignomer, du sperrst sie darein – mit beiden Füßen – getrennt voneinander! – Dein Kopf dafür, daß sie nicht jetzt unterwegs entkommen.« »Sie sollen nicht,« brummte der Bataver, den das Wort von der Liebschaft unaussprechlich ergrimmt hatte. Er wußte selbst nicht warum. – »Vorwärts!« Geführt von Rignomer schoben die vier Wachen und Prosper die Überführten aus dem Zelt.

Dreißigstes Kapitel.

Kaum waren die Vorhänge niedergerauscht, als Ausonius ausrief: »Er soll nicht sterben! Meiner Melania Sohn! Er soll fliehen – in Verbannung!«

»Das wird der Kaiser entscheiden. Du aber, Freund Ausonius, preise den Himmel, der dir dies Kind gesendet. Ihr allein dankst du das Leben.« Der Präfekt zog die Kleine zu sich auf das Ruhebett: – er küßte ihre Hände, ihre Stirn, – sie ließ es geschehen. Denn sie weinte. Er wollte auch ihren Mund küssen. Aber er vermochte es nicht! Das sonst so trotzige Geschöpf war gar so kindlich, so hilflos: vor lauter Rührung über – *seine* Rettung.

So strich er nur mit der Hand über ihr schönes Haupt und sprach, selbst ganz gerührt: »Die Christen haben einen Glauben, über den ich oft gespöttelt: von einem Schutzengel, den Gott dem Menschen gesellt. Ich werde nie mehr darüber spötteln! – Du, Bissula, du bist *mein* Schutzengel!« »Engel aber dürfen nicht Sklavinnen sein,« sprach der Illyrier, mit einem Lächeln, das ihm sehr schön stand. »Ich schenke dir dies Kind, Ausonius: – sie ist nun deine Sklavin. Thu' mit ihr, wie du willst.« – »Ich lasse sie frei – in diesem Augenblick! Bissula, – du bist frei.« »Oh Dank! Dank! Dank!« jauchzte das Mädchen und sprang von dem Lager auf. »Jetzt – fort! – Gleich fort zu den Meinen! Zur Großmutter! Zu –« »Nicht so rasch, Kleine,« wandte Saturninus ein. »Auch die pflichttreue und dankbare Freigelassene – es fehlt auch noch jede Form solcher Rechtshandlung! – muß des Patronus Willen folgen. Ich bezweifle, daß er dich entfliegen läßt, du holdes Waldvöglein.« Bittend, flehend heftete sie die rührenden Augen auf Ausonius: aber dieser sah es nicht: er blickte, starr vor Staunen, auf den Tribun. »Freund – ich verstehe dich nicht! – Warum jetzt auf einmal? – Fast glaubte ich, du selbst . . . – ?« – »Schonen wir des Kindes. Nur so viel will ich sagen: – das wird sie hören können, ohne allzustark rot zu werden: und es steht ihr so gut, das plötzliche Erröten! – Man braucht nicht gerade ein Dichter zu sein, mein Ausonius, um unsere – vergieb, um *deine* – Kleine sehr, sehr reizend zu finden! – Ich leugn' es nicht: – da ich zuerst sie sah: – nun, sie mißfällt ja keinem Mann! Aber bald sagte ich mir, was Freundespflicht gebot, – und erwog, wie *mein* Leben ungeteilt dem Kriegsgott angehört. Ich befahl meinem Herzen, meinem Blut zu schweigen: sie gehören einem Soldaten: sie gehorchten sogleich!« Bissula war bei diesen Worten, der Verwarnung zum Trotz, – oder vielleicht ihr zufolge! – über und über rot geworden und weit, weit von den beiden Männern hinweg gewichen. Eben wollte sie zum Zelte hinaushuschen: aber Saturninus haschte sie, mit schonender Hand, am Haare, hielt sie lachend daran fest und sagte: »Bleibe nur, Kleine: – jetzt ist's – von *mir* aus – mit dem ärgsten vorbei.« »Warum aber,« forschte Ausonius weiter, »diese ganze Zeit . . . ? – Gestern noch . . . – ?« – »Weil ich deines Neffen mörderische Pläne – freilich nur gegen *sie!* – ahnte. Nur als ihr *Herr* konnte ich sie schützen! Weilte sie, wie du gewollt, in *deinen*, des Arglosen, Zelten: – jede Stunde der Nacht und des Tages konnte er die Ungehütete treffen. – Ich hütete sie: – *für dich!* – Nun ist's nicht mehr nötig. Nun folge deinem Herzen. – Ich lasse euch allein.«

»Ja, was soll denn nun noch werden?« fragte Bissula weinerlich und hielt den Tribun – sie wußte nicht, warum – am Arme fest. »Ich bin so müde!« klagte sie. – »Laßt mich

jetzt doch schlafen gehen! – Und morgen: – fort! Zu den Meinen!«

»Ja, edler Freund,« sprach Ausonius mit einer gewissen Feierlichkeit, sich langsam erhebend von dem Lectus, »bleibe! Ich will es selbst so! Du sollst der erste Zeuge sein: mein Entschluß ist gefaßt: unabänderlich! Bissula –: mein Leben dank' ich dir: dafür giebt es nur *einen* Lohn: dies Leben, mein Leben selbst.« Erschrocken fuhr das Mädchen zurück: sie verstand ihn nicht! – »Eine Sklavin, – das stand außerhalb der Möglichkeit. Auch meine eigene Freigelassene – es ist gegen das Gesetz für einen senatorischen Mann! – aber ich erhalte die Dispensation vom Kaiser, ohne Zweifel, – und über die Witze der Kollegen setze ich mich hinweg.« – »Was willst du denn mit mir?« fragte die Kleine ängstlich. »Außer dem Kaiser,« fuhr er bedachtsam fort, »steht kein Mann im Westreich über mir: – nur etwa zwei sind gleichen Ranges mit mir: – ich bin Präfectus Prätorio von Gallien! Und noch mehr: – was noch niemand weiß – auch du nicht, mein Saturninus: – der Kaiser hat mir für das nächste Jahr eine allerhöchste Ehre im Römerstaate zugedacht! – Dies kommende Jahr wird seinen *Namen* tragen – von *mir*.« »Konsul wirst du?« rief der Tribun ehrfurchtsvoll. »Was ist denn das? Was ist's?« fragte die arme, nun ganz Verschüchtere, der diese Feierlichkeit und die vielen römischen Würdennamen immer mehr unheimlich wurden. Aber wohlgefällig nickend fuhr Ausonius fort: »Und als Dichter lebt keiner meinesgleichen! – Bissula: – das alles sollst du mit mir teilen! – Morgen fährst du mit mir nach Vindonissa zum Kaiser! – Ja, ja – schüttele nicht das Trotzköpflein! – du folgst mir für das ganze Leben – denn ich, Ausonius, Ausonius von Burdigala: – ich erhebe dich zu meiner Gattin!« – Er hatte sich nun hoch aufgerichtet und breitete beide Arme gegen sie aus.

Mit glühenden Wangen, mit laut klopfendem Herzen, mit vor Scham und Scheu – und Zorn! – blitzenden Augen hatte sie, allmählich errötend, die letzten Worte gehört und entsetzt auf den Näherdringenden geschaut. Jetzt stieß sie einen lautgellenden Schrei aus: »Nein! Nein! Niemals!« Sie riß sich von Saturninus, der sie halten wollte, los und sprang aus dem Zelt. Draußen rannte sie, hochaufatmend, so rasch die Füßlein sie trugen, durch das nächtlich schweigende Lager, erreichte ihr Zelt, band Bruna los, zog sie zu sich herein, drückte sie zur Erde, warf sich neben sie auf den Boden und vergrub, in strömende Thränen ausbrechend, das Gesicht in dem weichen, dichten Fell. – Das treue und kluge Tier merkte wohl, daß etwas nicht in Ordnung war. Die Bärin leckte ihr die Finger: ein ganz leises, leises, zärtliches Brummen vollführte sie dazu, wie eine Mutter ihr krankes Kind beschwichtigt. Das eintönige, immer gleichmäßige Gedröhne wirkte einschläfernd, wie ein gesummes Wiegenlied. Und so, im Schutz der Bärin, manchmal noch heftig aufschluchzend, schlief sie allmählich ein.

Drittes Buch

Erstes Kapitel

Ausonius war seiner Retterin tief dankbar: – gewiß! – und er hatte sie ja überschwenglich belohnen wollen. Aber er war doch auch recht empfindlich gereizt

durch diese rauhe, wilde, thörichte, ja undankbare Verschmähung. Und noch dazu vor dem Tribun, – dem jüngern Manne! Diese Erbitterung beschäftigte ihn sehr lebhaft, mitten in dem Schmerz um den verbrecherischen Neffen. Dem Verwöhnten hatten Schicksal und Menschen von Geburt an kaum je einen Wunsch versagt: sogar die Forderung poetischer Begabung hatten ihm die Musen – und zwar, wie er fest überzeugt war, in selten erreichter Fülle – gewährt, und die Zeitgenossen versagten ihm keine Anerkennung, spendeten ihm jeden Kranz, nach dem er auf irgend einem Gebiete trachtete.

Sein kaiserlicher Zögling überhäufte ihn mit den höchsten Würden und Ehren des Staates: er war einer der reichsten, gebildetsten Männer im Abendland: er war liebenswürdig, heiter, gutartig, beinahe schön zu nennen von Antlitz, noch nicht gar zu alt: – Tausende der vornehmsten Römerinnen würden sich glücklich gepriesen haben, wenn . . . – Und dieses Barbarenmädchen schlug ihn aus! Es war rein nicht zu begreifen! Und er beschloß, diese »Dummheit« nicht zu dulden. – Da sie zur gewohnten Stunde zum Frühstück nicht erschien, schickte er Prosper nach ihr aus. Unverrichteter Dinge kam der Alte wieder: sie war nicht in ihrem Zelt und nirgends im Lager zu finden. Ausonius erschrak.

»Ah, Thorheit!« sagte er sich dann. »Unmöglich kann sie aus einem rings geschlossenen Römerlager entfliehen, das ein Saturninus bewachen läßt.« Aber er beendete doch hastig, unruhig sein Frühstück und ging aus, sie zu suchen: allein –. Denn er wollte seiner künftigen Gemahlin – das ward sie ja zweifellos! – ersparen, von Freigelassenen oder Sklaven aus irgend einem Versteck hervorgestöbert zu werden, in welches ihr thörichter, kindischer Eigenwille sie getrieben haben mochte. Zunächst eilte er unter die Tanne: umsonst: sie steckte nicht auf dem Baume: jetzt, bei hellem Tage, konnte man deutlich durch die Zweige sehen. – Er ging an ihr Zelt, trat ein: es war leer. – Aber als er wieder herausschritt, bemerkte er die breiten Fußstapfen der Bäarin: er folgte der Spur: sie führte gegen Süden, an das »Seethor«, die Porta decumana. Schon war er dem Thore nahe, da begegnete er Saturninus.

»Kehre um, ich bitte dich!« sagte dieser gutmütig. »Ist sie nicht da unten?« – »Doch! Ich entdeckte sie, zufällig, vom Wall herunterschauend. Neben der Porta decumana hat sie sich, hinter Balken und Schanzzeug, verborgen, wie ein krankes Vögelein, das sich in einen Winkel verkriecht, dort einsam, das Köpfchen unter den Flügel geduckt, zu sterben. Gönnen ihr Zeit! Sie wird sich – vielleicht! – drein finden.« Nur widerstrebend ließ sich Ausonius mit sanfter Gewalt am Arme fassen, umdrehen und zurückführen.

Er zürnte heftig. Und er schämte sich vor dem Tribun. Unwillig sagte er: »Ich hoffe: – bald!« »Ja,« meinte Saturninus zögernd. »Wenn nicht . . . –« – »Nun?« – »Wenn nicht ein anderer ihr im Herzen steht.«

»Das hat sie bestimmt geleugnet. Ganz zornig ward sie bei der Frage. Und Lügen ist des Trotzkopfes Fehler am wenigsten! Sie ist ja auch noch ein halbes Kind! Du siehst, wie sie sich benimmt. Nur einem Kind, einem unerzogenen, kann man solche Aufführung überhaupt hingehen lassen.«

Aber der andere zuckte die Achseln. »Warten wir's ab. Ich gönne sie lieber *dir* als einem – Barbaren. Aber denk' an das Anerbieten jenes Adalus! – Das kann doch nur . . . –« – »Gewiß! Aber das beweist doch nicht, daß *sie* ihn liebt.« Ärgerlich wehrte

er sich hartnäckig gegen eine Annahme, die seine Wünsche dauernd vereiteln konnte. Und um so hitziger verwarf er den Gedanken des Warners, je zudringlicher diese Besorgnis in ihm selbst, wenn niedergekämpft, leise immer wieder aufstieg. »Übrigens,« – fragte er den Tribun, ablenkend, »was willst du thun mit den Verhafteten? Laß beide entfliehen!« –

»Unmöglich! Meine Pflicht!« – »Mein Neffe darf nicht sterben!« »Es wäre zwar das beste,« grollte der Illyrier, »für ihn selbst und – seine ›Gegen-Menschen‹: denn ›Mit-Menschen‹ hat dieser Selbstling nicht! Aber ich habe es gefürchtet von deiner Weichheit! Nun: tröste dich! Da ich dem Sklaven das Leben gesichert, dem bloßen Werkzeug, kann der Kaiser den Anstifter auch nur in die Bergwerke schicken. – Aber du achtest ja gar nicht auf meine Worte. Wo sind deine Gedanken?« Ausonius war plötzlich stehen geblieben: er stieß den Stab, den er trug, heftig auf die Erde und rief:

»Höre! Wenn ich nun doch – gleich – zu ihr ginge? Ihr – ausführlich! – zuredete? Sie hat gestern Nacht, in der Aufregung, wohl gar nicht alles gehört, – begriffen! – Denke nur: Konsul!«

Aber der andere lächelte und zog den Widerstrebenden mit fort: »Laß sie, Ausonius. Du verschüchterst sie immer mehr. Vielleicht ist ihr ein alamannischer Fischerjunge lieber als ein römischer Konsul.« – »Undenkbar!« – »Doch, doch! Sehr denkbar! – Ich will dir nur gestehen: sie hat mich flehentlich gebeten . . . –« – »Ei, Ei! – Wann?« – »Jetzt eben, da ich vom Walle zu ihr niederstieg und für dich sprechen wollte! – Sie bat mich, sie zu schützen – vor deiner weiteren Werbung . . . –« »Ha, die Undankbare!« rief Ausonius, sehr zornig.

Dies Anrufen des Tribuns gegen ihn kränkte ihn am bittersten; er hatte die Empfindung: die Jugend findet sich zusammen – von selbst – gegen das Alter! »Hüte dich,« warnte der Illyrier ernsthaft, »selbst sehr undankbar zu werden!« Aber das verfiel nicht in diesem Augenblick bei der tief getroffenen Eitelkeit. »Da du nun doch mal, – wie soll ich sagen? – ihr Vormund oder ihr Verteidiger geworden bist gegen mich« . . . – »Ich habe diese Stellung nicht gesucht.« – »Aber auch nicht abgelehnt! So sage denn deiner Schutzbefohlenen meinen ernsten, meinen strengen Willen: sie folgt mir jedenfalls morgen auf einem der Schiffe des Nannienus zum Kaiser nach Vindonissa, dann nach Burdigala. Ich thue nach deinem Rat – ich gehe nicht mit euch in die Wälder: – der Schmerz, der Ärger, – gar mancherlei Aufregung machen mich krank: – ich fühl's. Ich muß vor allem vom Kaiser die Dispensation einholen, als Senator meine Freigelassene zu heiraten: das liegt mir jetzt zumeist am Herzen. Das ist die Hauptsache! – Und bitte, mach' ihr klar, – ganz klar! – daß sie irgend ein *Recht* aus meinem gestern – übereilt – hingeworfenen Wort von der Freilassung durchaus nicht erworben hat. Sehr richtig hast du selbst gestern gleich bemerkt: dies Wort machte sie nicht frei: es fehlt an jeder vom Rechte vorgeschriebenen Form. Dies Wort ist nur ein Versprechen. Wenn ich will, ist sie auch jetzt noch meine Sklavin, – aber nicht mehr *deine*, sag' ihr das! In Burdigala dann, nachdem sie römisches Leben gekostet, mag sie wählen, was sie lieber ist: des Konsuls Gemahlin, oder seine Sklavin und einer Bärin Gespielin! Ich kann sie zur Ehe nicht zwingen, – jedoch das sag' ihr, – in ihr Barbarenland lass' ich sie nie zurückkehren.«

Saturninus wollte den sehr Erhitzten begütigen, aber schmetternde Tubatöne riefen nun beide Führer auf die Wälle. Die römischen Trompeten begrüßten mit freudigen

Klängen die Schiffe des Nannienus, die nun, mit aller Leinwand vor dem Südostwind fliegend, rasch nah und näher kamen. –

Es war ein stolzer Anblick.

Nachdem der wackere Comes von Britannien, selbst ein segelkundiger Bretone, die sträfliche Verwahrlosung der Schiffe und die Unterschleife der schuldigen Beamten zu Arbor entdeckt, hatte er Nacht wie Tag unermüdlich gearbeitet und arbeiten lassen, seinem Freund und langjährigen Kriegsgefährten Saturninus doch noch die Schiffe und Verstärkungen zuführen zu können, auf denen dessen ganzer, die Umzingelung und Vernichtung oder doch bedingungslose Unterwerfung der Alamannen abzielender Plan aufgebaut war.

Und so hatte er denn wirklich im Laufe von wenigen Tagen und Nächten die vorgefundenen vernachlässigten Vollschiiffe wieder in wogentüchtigen Stand gesetzt und dazu aus alten Handelskähnen und Fischerboten größten Umfangs eine Zahl von neuen Fahrzeugen zurecht gezimmert, die zwar entfernt nicht der stolzen Flotte des venetischen oder brigantinischen Sees zu vergleichen war, wie sie vor anderthalb Jahrhunderten Wasser und Ufer hier beherrscht hatte, aber doch bei dem für jetzt geplanten Absuchen der Barbarenverstecke längs allen drei Landseiten und dem Abfangen ihrer etwa über den See hin versuchten Flucht aus dem Kesseltreiben des Tribuns ausreichende Dienste leisten konnte. Seine zwanzig hochbordigen Kriegsschiffe mußten, wenn nicht vor Anker liegend, sondern in voller Fahrt kämpfend, durch die bloße Wucht ihres von Rudern und Segeln getriebenen Anpralls ganze Schwärme der kleinen Barbarenkähne zum Sinken bringen, wenn solche dagegen anzufahren wagten. Und jedem solchen Vollschiiff hatte er je zwei bis drei kleinere, flachbordige und wenig tiefe Boote beigegeben, Vorräte und Truppen zu landen, den Verkehr der tiefgehenden Biremen, die vor Anker gehen mußten, mit dem oft sehr seichten, in Sumpf verlaufenden Ufer zu vermitteln. So waren es wohl über sechzig Segel, die im vollen Glanz der strahlendsten Septembersonne, nun gerade gegenüber dem Idisenhang teils vor Anker gingen, teils in ununterbrochener Kette eine Art Schiffbrücke von dem Ankerplatz bis an das Ufer bildeten.

Die mannigfaltigen Gestalten der Segel: – denn zu den dreieckigen, lateinischen der Römer hatte man im Drang der Eile auch allerlei barbarische, altkeltische, wie sie seit Urzeiten hier auf dem See heimisch waren, und alamannische gesellt, – und ihre bunten Farben, zumeist blendend weiß, aber auch viele dunkelgelb, im Sonnenglanz schimmernd, vom frischen Winde gebauscht und gebläht, das wogende, wimmelnde Leben der aus den Schiffen ans Land und vom Ufer in die Schiffe drängenden Soldaten, die Begrüßungen alter Genossen, die freudige Anerkennung für das in Arbor Geleistete, die drohenden Ausrufe gegen die Barbaren, mit denen nun gründlich aufgeräumt werden sollte: – das alles gab ein Schauspiel voll Glanz, Leben, Bewegung und kriegerischen Lärms.

Zweites Kapitel.

Das größte Fahrzeug – ein altes Kriegsschiff, es wies noch die Amphitrite als Schiffsbild, – zeigte Purpurwimpel, und auch das vorderste kleine Fockmastsegel prangte in dieser Farbe. Denn es trug den Befehlshaber des Geschwaders.

»Endlich!« hatte der tüchtige Offizier gerufen, als er, der erste von der ganzen Armada, aus seinem Admiralitätsschiff in das Boot, das vor dessen Bugspriet schaukelte, gesprungen war. Er lief über die ganze Reihe der kleinen Schiffe hin bis an das Ufer und schwang sich von dem letzten Nachen aus in ungeduldigem Satz über den Sumpfund auf das festere Ufer, dem Illyrier entgegen, der ihn mit beiden vorgestreckten Armen auffing.

»Endlich, Freund, bring' ich die Schiffe und Männer, – es hat lang gedauert.« – »Ich weiß, es war nicht deine Schuld.« – »Die Schuldigen hat der Kaiser schon in die Bergwerke geschickt. – Wo ist der Präfectus Prätorio?« »Oben. – Im Lager. Er ist nicht ganz wohl.« – »Ich habe Briefe für ihn vom Kaiser.« »Ist noch keine Nachricht vom Kaiser Valens da?« fragte Saturninus besorgt. – »Doch, ganz neuerliche.« – »Wie steht es mit ihm und mit den Goten?« – »Gut mit ihm und schlecht mit den Barbaren. Sie leiden elend Hunger! Sein letzter Brief weist ausdrücklich – und ziemlich hochfahrend! – jede Hilfe Gratians und unseres Heeres ab.« »Er will den Ruhm des Siegs nicht mit dem Neffen teilen,« meinte der Tribun, zu Roß steigend und den Freund einladend, auf dem für ihn mitgeführten schönen Pferd bergan zu reiten.

Nannienus schwang sich in den Sattel und fuhr fort: »»Eine entscheidende Schlacht«, schreibt Valens, »steht bevor.« Er zieht auf Adrianopel, wo die Goten lagern. – Ei, sinkt hier der Gaul ein! So hoch hinauf noch Sumpf?« – »Ja, lauter alter Seegrund. – So ist dort am Ister die Entscheidung wohl schon gefallen! – Nun, unser kleiner Feldzug wird nun auch bald zu Ende sein. Wie viele Helme bringst du?« – »Dreizehnhundert.« – »Mehr als genug! Morgen früh teilen wir uns. Fünfhundert Mann bleiben im Lager: mit dem Rest ziehst du nach Nordosten, ich nach Nordwesten, bis wir sie endlich finden und einander zutreiben, diese unfäßbaren Feinde. – Du hast auf der Überfahrt auf dem See nichts Verdächtiges bemerkt?« – »Gar nichts! Kein Segel weit und breit.« – »Nun wir Schiffe haben, können wir auch die beiden Schilfstrecken absuchen, die sich rechts und links stundenlang hinziehen. – In dem westlichen Sumpf meinten wir einmal Rauch aufsteigen zu sehen.« – »Den See absuchen? Das soll morgen gleich geschehen, noch vor dem Abmarsch. Eine Seeschlacht auf dem venetischen See! Seit den Tagen des Tiberius ist das kaum mehr dagewesen.« – »Ich aber bin froh, dich hier auf dem Festland zu wissen mit den Deinen: willkommen nochmal auf dem barbarischen Ufer und in meinem Lager.« – Damit ritten beide, gefolgt von einem glänzenden Geleit von Anführern des Nannienus und von den Schuppengepanzerten des Tribuns, zur Porta decumana ein. Dies Thor stand jetzt weit geöffnet. Denn in aufgelöster Ordnung strömten immer noch die Leute des Tribuns hinaus und den Berghang hinunter, dann durch feuchte Wiesen und Sumpf die kleine halbe Stunde bis an das Ufer, die Waffenbrüder von der Flotte zu begrüßen. Wie ein Mäuslein hatte sich Bissula geduckt und so klein gemacht wie möglich, unvermerkt aus ihrem Versteck östlich vom Seethor mit hinauszuschlüpfen. Aber die Wachen des Illyriers waren streng geschult: zwei

riesige Thraker hielten – je einer hinter und vor der Schwelle – die Speere gekreuzt vor die Öffnung des Thores und faßten jeden scharf ins Auge, der hinaus oder auch herein wollte. Glücklicherweise war die Kleine durch die ausgespreizten Beine des einen gekrochen: da stieß sie mit dem Kopf gegen den Speerschaft des vor der Schwelle Stehenden. Der Mann ward merksam, erkannte sie und schob sie sanft, aber unwiderstehlich zurück. »Nein, nein!« lachte er. »Du schon gar nicht hinaus! Du rotes Schlanglein! Gäbe zwiefache Hiebe! Vom Tribun rechts, vom Präfekt links! Drin geblieben!«

Thränen des ohnmächtigen Zornes in den Augen mußte sie zurücktreten: und da draußen, da winkte die Freiheit: – da lachte – zum erstenmal sah sie hier durchs offene Thor – in blauer Pracht der liebe See: – da rechts rauschten die Bäume, die Adalos Hof umgaben: – und da flog eine Möwe, schreiend vor Lust des Lebens und vor Freude am freien Flügelschlag, in mutwilligem Flugspiel über das Schilf des Ufersumpfes hin! – Ach! – und sie – sie mußte zurück ins Lager: – in ein ungewisses Schicksal! – Morgen schon fort aus dem Lande: – und – wohin dann? »Oh Adalo, hilf bald!« Seinen Namen hatte sie seit gestern Nacht immer und immer wieder vor sich hin geflüstert, wie wenn er ein Zauberwort, ein schützendes, wäre. – In ihrer Lagergasse angelangt, band sie die Bärin los, die der Lärm der Krieger wild aufregte, und zog sie am Halsband mit sich in ihr Zelt, das sie den ganzen Tag nicht mehr verließ. Sie ward auch nicht gestört. Prosper brachte ihr Wein und Speisen: er sagte, der Herr sei durch Nannienus und die andern Gäste ganz in Anspruch genommen. Aber morgen in aller Frühe, lasse er ihr gebieten, möge sie sich bereit halten: es gehe zu Schiff nach Constantia, dann zum Kaiser nach Vindonissa und von da in die schöne Heimat. Bissula gab keine Antwort. Sie ließ die Speisen unberührt. Sie lauerte, einem gefangenen Waldtier ähnlich, im hintersten Winkel ihres Zeltes an der Erde, soweit wie möglich entfernt vom Eingang, die Augen starr auf diesen gerichtet und mit Angst und Schreck auf jedes Geräusch achtend, das durch die Lagergasse ihrem Zelte näher drang. Die treue Bärin lag quer über der Schwelle: das war ihr einziger Trost.

Drittes Kapitel.

So waren die Stunden des Tages verstrichen.

Die Sonne war prachtvoll in den See gesunken: rasch stieg die Dunkelheit: der Mond stand nicht am Himmel. Frühzeitig hatte der Comes von Britannien die Abendtafel des Ausonius verlassen. Fruchtlos wollte dieser wirtliche Wirt ihm noch einen Rundtrunk aufnötigen. »Nach dem Sieg, Ausonius, so viele Becher du willst. Aber ein Seemann muß nüchtern sein. Auch gehört er aufs Wasser, nicht auf Waldhügel. Ich fühle mich hier, fern von meinen Segeln, wie ein Wal, der nicht mehr mit der Ebbe zurück kam und nun schnappend auf dem Lande liegt. Das einzig richtige Wasser ist freilich Salzwasser –« »Weil man's nicht trinken kann,« meinte Ausonius und füllte ihm die Schale nochmal. »Aber in Ermangelung des Meeres ist doch auch dieser langgestreckte See nicht übel. – Grüße mir Herculanus, deinen Neffen: vielleicht ist bis morgen seine Krankheit gebessert, so daß ich ihn in seinem Zelt aufsuchen kann. Und morgen, Saturninus, mit dem frühesten, durchsuch' ich dir die beiden Schilfseen. Wenn nicht Alamannen, wird's dort allerlei seltenes Wassergevögel zu jagen geben.« – Er ging mit seinen Anführern, sie stiegen zu Pferd und ritten, von Fackelträgern zu Fuß geführt, den Berg hinab in ihr Schiffslager. Denn etwa die Hälfte der Angekommenen schlief auf dem Ufer unter mitgeführten Zelten, die andere Hälfte auf den Schiffen.

Nannienus fragte, sowie er an Bord stieg, die Wache am Steuer, einen verlässigen bretonischen Landsmann, ob nichts zu melden sei. »Von hier nichts, Herr! Nur hinter Arbor brennt es, so scheint's, auf dem Mercuriusberg: oder sie feiern eines ihrer Opferfeste. Sieh hin!« – »Ja, das ist in einem der Gehöfte der alamannischen Colonen. Horch! – was war das?« – »Wilde Schwäne, Herr! Sie müssen zu Hunderten in den beiden Schilfwäldern nisten. Sie rufen und antworten sich sehr oft.« – »Dann sind gewiß keine Menschen drin versteckt, – dies edle Tier ist überaus scheu und klug. – Wer kommt da, dich abzulösen?« – »Ich bin's, Albinus, der Veteran aus Arbor.« – »Gut: du wachst die erste und die zweite Stunde nach Mitternacht. Wecke mich vor Tagesgrauen.«

Mitternacht hatten die Lagerrufer ausgerufen oben auf dem Idisenhang und unten bei den Schiffszelten, ohne daß die in tiefster Ruhe liegenden Schläfer irgend gestört worden wären.

Nur an dem Nordthor bellten seit lange heftig die in einem leeren Zelt hier angebundenen edeln Hunde des Tribuns, die dieser, ein eifriger Weidmann, von Vindonissa mitgeführt hatte: eine kostbare Koppel edelster britannischer Zucht, die geschult in der Arena zu Rom den wilden Auerstier zu stellen, nun in den Urwäldern gleiche Kunst und mutvolle Kraft bewähren sollten. Sie waren nicht zu beruhigen, ob der Wärter sie schlug oder streichelte. Laut drang ihr scharfes, zorniges Gebell aus dem nahe gelegenen Nordthor in den Graben vor diesem, in welchem die ganze Kohorte der Bataver die Wache bezogen hatte. Hell stiegen die Flammen und dicht die Rauchsäulen ihrer Wachtfeuer aus dem nun wieder trocknen Graben empor.

Jenseit des Grabens, nördlich gegen den Wald zu, etwa hundert Schritt vom Graben und Wall entfernt, stand Rignomer mit Brinno und noch zwei Stammgenossen auf

Vorposten. »Hört ihr die Hunde?« fragte Rignomer. »Bin nicht taub!« brummte Brinno. »In einem fort, das bedeutet was!« fuhr jener geheimnisvoll fort. »Freilich. Hunger werden sie haben. Oder sie haben die Bärin der Kleinen gestellt.« – »Was Bärin! Die schläft da, wo – andre gern schlafen möchten! Nein, nein! Hunde – weißt du's nicht? – sind geistersichtig und götterhörig. – Es ist etwas nicht geheuer. Zwischen Mitternacht und Tagesgrauen reitet der Nachtjäger über die Waldwipfel. Vorhin war mir, ich hörte da ober mir, über dem fernen Hügel, ein Roß wiehern – durch die Lüfte hin!« – »Ach was! Ich habe noch kein Pferd fliegen sehen.« – »Aber Er stieg mit dem achtfüßigen Grauschimmel durch die Wolken und über die windwogenden Wälder, wann er die Holzweiblein jagt. Horch, was war das? – Zur Rechten!« – »Ein Eulenschrei! Ganz nah!« – »Und da, – einer zur Linken.« »Hört,« rief da der Dritte, »klang da, gerade vor uns, nicht Erz auf Erz – wie Waffenklirren?« »Nein,« meinte der Vierte, »aber leisen Hufschlag hör' ich! Horcht: – mehrere Hufe! – Jetzt wieder! – Schon näher! – Feinde!« »Ja – das sind Feinde!« – sprach nun auch Rignomer, ergriff das Horn und wollte es an den Mund führen: – aber er vermochte es nicht! – Entsetzen, lähmender Schreck, schüttelndes Grauen ergriff den tapfern Mann, sein Haar sträubte sich, Hand und Stimme versagten: – starr vor markdurchrieselnder Furcht blickte er vor sich in den Waldhügel vor und über ihm, der urplötzlich lebendig zu werden schien.

Hinter jedem Baum, aus jedem Busche sprang ein Krieger hervor: – aber nicht diese hundert Alamannen schreckten den kampferprobten Bataver: sondern ein anderer Anblick.

Von zwei glutroten Pechfackeln, die zwei Reiter zur Rechten und zur Linken in den Händen kreiselnd schwangen, bald in grellem Aufflackern, bald nur wieder halb beleuchtet, – sprengte auf grauweißem Roß eine gewaltige, übermenschlich hohe Gestalt von oben her auf ihn ein. – Weißes Haar und ein wogender Bart umflatterten ein grimmiges, aber majestätisches Antlitz, über dem ein nie gesehenes Vogeluntier, belebt, die weißen Schwingen drohend gegen den Söldner zu schlagen schien: – so sauste er heran – schweigend – weit vorgestreckt einen furchtbaren Speer, die Schultern wie von einer Wolke umflogen von dunklem, lang nachflutendem Mantel: jetzt, ganz nahe schon, stieß der Reiter den Schrei aus: »Wodan! Wodan hat euch alle!«

Da warf der Germane Schild und Speer von sich und mit dem Schreckensruf: »Wodan über uns! Wodan führt sie! Alles ist verloren!« rannte er, was er konnte, zurück gegen den Graben. Zwei seiner Wachgenossen folgten, besinnungslos, seinem Beispiel, und alle drei sprangen in den Graben mit dem lauten Geschrei! »Alles verloren! Wodan über uns! Flieht!« Rignomer galt als der Tapferste unter seinen Stammgenossen. – Daher riß auch jene Bataver, welche zu weit entfernt waren, seine Worte zu verstehen, schon sein Beispiel mit fort: sahen sie doch ihren Anführer waffenlos, haltlos, unter allen Zeichen höchsten Entsetzens, aus dem Graben gegen das Nordthor laufen, dies aufreißen und im Lager verschwinden. »Flieht! flieht! Alles verloren!« Das hatten die meisten verstanden: und mit den gleichen Rufen kletterten sie nun den Wall hinauf oder ergossen sich in das aufgerissene Thor.

Nur Brinno war nicht geflohen aus der Vorwache: er war bei Rignomers Geschrei, ebenfalls sehr erschreckt, hinter den nächsten Baum gesprungen; hier aber, scharf nach dem furchtbaren Reiter spähend, faßte er sich gleich wieder: »Unsinnige!« rief er seinen fliehenden Stammgenossen nach. »Sein Gaul hat ja nur vier, nicht acht Füße!

Das ist er nicht!« Und beherzt trat er vor, mit gefällttem Speer. Aber im Augenblick war er niedergeworfen von des Herzogs Roß, und bald darauf setzten etwa dreißig Reiter in sausendem Sprung in den Graben, der nicht mehr verteidigt ward. Nach rechts und nach links jagten die Reiter den längs der Grabensohle Fliehenden nach: der Platz um das Thor herum war fast leer, sauber gefegt im Nu.

Der Herzog war gegen das Thor selbst angesprengt: aber wie er davor anlangte, flog es von innen zu, einzelne Flüchtige zurückschleudernd und aussperrend, die noch hatten eindringen wollen.

Da sprang der Herzog ab: augenblicklich stand sein kluges Tier unbeweglich. Er winkte seinen Reitern und einer kleinen Schar, die inzwischen zu Fuß den Graben erreicht hatte, ihm rasch nach links vom Thor gegen eine mächtige Steinplatte hin zu folgen, während eine große Menge anderer Fußkämpfer nun den Graben ebenfalls erreichte und, auf mitgetragenen Leitern, die – merkwürdigerweise! – ganz genau gemessen so hoch waren, als der Wall von der Grabensohle aus, oder auch einer auf des andern Rücken steigend, den Wall zu erklettern trachteten oder das Thor mit Axtschlägen bearbeiteten.

Aber jetzt stießen sie hier auf mannhaften Widerstand. Von den Wällen herunter flogen Pfeile, Speere, Balken, Steine auf sie nieder: das Gefecht stand: es war nicht gelungen, in das von den Flüchtigen aufgerissene Thor mit einzudringen. Saturninus war es gewesen, der es mit eigener starker Hand zugeworfen und den mächtigen Eisenriegel vorgeschoben hatte: geweckt durch das wütende Gebell seiner Hunde, hatte er, die Wachsamkeit der Posten prüfend, einen nächtlichen Rundgang durch das Lager gemacht, und er leitete nun vom Wall herab hier die Verteidigung: mit eigener Hand stieß er die erste angesetzte Sturmleiter um. Jedoch gleichzeitig tobte nun bereits der Kampf auf den drei anderen Seiten des festen Lagers.

Viertes Kapitel.

Auch Bissula, auf deren brennende Augen der Schlaf sich nicht gesenkt, hatte sehr bald erkannt, was vorging: sie hörte – mit seligem Grausen – den Schlachtruf der Alamannen, die freudigen Kriegshörner ihres Volkes. »Sie sind's! Sie kommen!« hatte sie laut gejauchzt. »Ihnen entgegen!« Damit war sie aus dem Zelt gesprungen, die treue Genossin am Halsband mitführend. Jede nächste, noch so gefährliche Gelegenheit wollte sie erhaschen, aus dem Gürtel des festgeschlossenen Lagers zu entweichen.

Aber das war viel schwerer als sie vermutete. Sie hatte schon die allergrößte Mühe, nur in die Nähe des ihr angewiesenen »Seethors« zu gelangen. Die streng regelmäßige, in rechtwinkligen Vierecken durchgeführte Anlage des Lagers erschwerte dies ungemein: denn in allen Gassen, auf allen Plätzen standen jene Truppen, die nicht auf den Wällen fochten, in Reserve, dicht geschlossen, Mann an Mann: gleichviel, ob ihr zugewendet oder abgekehrt, – diese Reihen ließen sich nicht durchbrechen. –

Ihre Freundin Bruna hemmte sie, statt sie zu fördern. Das Tier war durch den Lärm von ein paar tausend schreienden Menschen, das Klirren der Waffen, die vorübersprengenden Rosse, durch die von allen vier Seiten aufsteigende Brandlohe so wild erregt, daß das Mädchen schwere Mühe hatte, die Tochter des Alamannenwaldes abzuhalten, sich in den Kampf zu mischen und die Legionare zornig anzufallen.

So hatte sie sich lange Zeit nur wenig gegen das ersehnte Thor vordrängen können. Aber jetzt ergab sich plötzlich eine Lücke in der vor ihr stehenden Kriegerreihe.

Ein Zug Panzerreiter jagte die Lagergasse von Norden herunter gegen das Thor zu: die Illyrier vor ihr öffneten die Glieder, die Reiter durchzulassen: furchtlos packte Bissula den Schweif eines Rosses und ließ sich, ohne die Bärin loszulassen, fortschleifen: so gelangte sie glücklich bis auf die Via principalis, aber hier fühlte sie sich am Arme gefaßt: sie ließ das Pferd los, das nun heftig ausschlug: zornig blickte sie sich um: Prosper, der Alte, war es.

»Halt,« gebot er. »Bissula, du bleibst bei mir. Der Patron hat's befohlen: er schickt mich zu dir. Mitten im Getümmel hat er dein gedacht! Ich soll dich bewachen, bis der Angriff abgeschlagen.« »Laß mich,« rief sie zornig und wollte sich losreißen. »Nein, du sollst nicht. Ich hafte für dich. Du folgst mir.« Nun begannen sie, heftig zu ringen: aber der Mann war stärker als das Mädchen: sie wäre nicht losgekommen.

Da richtete sich Bruna, grimmig brüllend, auf die Hinterbeine und griff mit den Pranken nach dem Feind ihrer Herrin: mit einem Schreckensruf sprang der Freigelassene, loslassend, zurück und im nächsten Augenblick schlüpfte Bissula unter den Beinen der Pferde der Panzerreiter durch, welche, die Stirn gegen Süden, jetzt allein noch sie von dem Seethor schieden.

Sie flog durch die lange schmale Mittelgasse, die Via media, in deren Zelten der Troß untergebracht war. Da sah sie Herculanus und etwas weiter unten Davus, jeden in einem in die Erde gerammten Eichenblock, sitzen, die beiden Füße in Löcher gezwängt und mit starken Querketten an die Blöcke gefesselt. Sie lief erschrocken weiter. Erst jetzt sah sie sich um nach Bruna: – diese war ihr nicht gefolgt! Jenseit der Reiter hörte

sie ihr dumpfes Gebrüll erschallen; zugleich sah sie ein Rudel ungeheurer Hunde unter wütendem Gebell gegen das grimme Tier anspringen: einen aus der Meute sah sie noch von der furchtbaren Pranke zur Seite geschleudert, daß er verendend aufschrie.

Aber sie konnte nicht mehr warten, – noch weniger umkehren! – Sie eilte weiter. Denn schon sah sie vor sich das ersehnte Ziel: das decumanische Thor! Oh, und schon donnerten unablässige Axthiebe von außen an die dröhnenden Eichenplanken und die ehernen Beschläge. Das waren die Ihrigen, die Retter, die Befreier! Aber das feste Thor hielt wacker aus: und von der Wallkrone hagelten die Geschosse nieder auf die ungedeckten Stürmer. Sie drängte sich so nah als sie konnte an das Thor. Nur eine Reihe Soldaten trennte sie von demselben.

Da hörte sie von draußen eine helltönende Stimme: Entzücken durchrieselte sie: – sie kannte diesen Ton! – »Feuer an das Thor! Alle Fackeln hierher!« Da, jeder Vorsicht vergessend, sprang sie durch die Reihe der Krieger, zwei von ihnen auseinander schiebend, legte den Kopf an das Thor und rief aus aller Kraft: »Adalo! Hilf! Adalo!« »Bissula!« scholl es von draußen und ein furchtbarer Axthieb schmetterte – der erste, der durchdrang! – in den rechten Flügel des Doppelthores einen klaffenden Spalt, daß die Späne krachend nach innen flogen. Zugleich hörte sie von oben, vom Wall her, zwei Stimmen zugleich ihren Namen rufen. Sie blickte empor und sah Zercho und Sippilo, die, vor allen anderen, den Wall rechts vom Thor erklettert hatten. »Hierher, Kleine!« rief der Sarmate, ein Fischerseil nach innen hinabgleiten lassend, während er das andere Ende um die den Wall überragende Sturmleiter schlang. »Wo bist du, Bissula?« rief Sippilo, weit vorgebeugt und mit einer Fackel hinableuchtend. »Ach! Sie ist nicht zu sehen!« Das Mädchen, links vom Thore stehend, vermochte nicht, durch die Soldaten nach rechts hindurchzudringen: sie mußte noch mit ansehen, wie auf der Wallkrone ein starker Thraker mit einem schweren Schanzpfahl, den er der Quere nach, mit beiden Händen gepackt, trug, gegen die beiden allzu Kühnen – sie standen immer noch allein da oben! – vorsprang und beide mit einem Stoß nach rückwärts vor den Wall hinauswarf. »Hallo, Sippilo,« rief draußen Adalo, »was war das?« »Ein Purzelbaum!« antwortete der Knabe lachend und sprang wieder auf. »Aber du – Zercho! – Weh! – du fällst ja wieder um?« – »Leider! Der Fuß –: er ist wohl gebrochen!« »Faßt ihn, – zwei Leute,« befahl Adalo, »und tragt ihn aus den Geschossen!« – »Wohin?« – »In meine Halle, – sie steht ja noch!« Einen Schrei hatte noch die Kleine ausgestoßen, als sie beide Freunde rücklings stürzen sah: aber im nächsten Augenblick vergingen ihr die Sinne.

Ein Soldat, den sie wiederholt hatte zur Seite schieben wollen, wandte sich zornig: – er wollte dem lästigen Kameraden, den er in dem Dränger vermutete, einen Schlag versetzen: da erkannte er das Mädchen. Der Zorn verging ihm sofort. »Zurück, Kleine!« rief er. »Hier wirst du des Todes!« Und in wohlmeinender Absicht wollte er sie nach links zur Seite schleudern: aber der Ungefüge wandte zu viel Kraft auf oder das Gewicht der Zierlichen war allzugering, – sie flog mit solcher Gewalt mit dem Kopf gegen einen Balken ihres alten Versteckwinkels, daß sie betäubt, bewußtlos liegen blieb, wo sie gefallen war.

»Bissula!« rief Adalo nochmal durch den klaffenden Spalt des Thores.

Aber er erhielt keine Antwort.

Fünftes Kapitel.

Bald wäre nun aber doch wohl der Edeling mit den Seinigen durch dies Thor eingedrungen, dessen einer Flügel draußen Feuer gefangen hatte und immer stärker zu glimmen und zu rauchen begann, während der andere unter den wuchtigen Axthieben immer breiter auseinander splitterte, wäre nicht auf der entgegengesetzten Seite des Lagers eine Wendung des Kampfes eingetreten, die auch für das Ringen um die Porta decumana entscheidend werden sollte.

Kaum war Bissula in Betäubung gesunken, als durch alle Lagergassen, welche von Norden gegen dies Südthor führten, Reiter, ledige Rosse, Fußvolk, Troßknechte, Sklaven in wilder Flucht hinabstürzten mit wüstem Geschrei.

»Flieht,« rief ein Schuppengepanzelter, in vollem Jagen an Herculanus und Davus vorbeisprengend. »Die Barbaren über uns!« »Das Lager ist genommen!« schrie ein Kelte, aus einer Seitengasse hervoreilend. »Sie sind am prätorischen Thor über den Wall gestiegen!« – »Nein, die Erde hat sich aufgethan! Der Orkus hat die Barbaren mitten ins Lager hinein gespieen!« »Flieht,« kreischte das Weib eines Troßknechtes, »ich sah Saturninus von seinen eigenen Leuten niedergerannt! – Alles ist verloren!« Und in der That: – so schien es. Ausonius war durch Prosper geweckt worden. Während er sich waffnete, erschien Decius, ein wackerer Anführer, der ihn im Namen des Tribuns aufforderte, die Verteidigung der Porta principalis dextra mit einer Kohorte der XXII. Legion zu übernehmen: dieselbe sei bereits dahin beordert: »Ich werde dich begleiten.« – »Was? Die Barbaren? Sie greifen an?« – »Hörst du sie nicht?« – »Ja wirklich! Auf welcher Seite?« – »Auf allen Seiten!« – »Ich eile.« Damit schritt Ausonius, den Helm aufsetzend, aus dem Zelt. »Was ist der Beschluß des Tribuns?« fragte er, indem er in die nächste Lagergasse rechts einbog. »Ausfallen?« – »Nein! Im Lager bleiben! Es verteidigen bis aufs äußerste! Die Übermacht draußen ist zu groß.« Damit hatten die beiden die Legionäre und bald mit ihnen das Ostthor des Lagers erreicht: – von hier entsendete Ausonius Prosper, Bissula zu schützen, aber auch zu bewachen, daß sie nicht entspringe.

Inzwischen hatte sich Saturninus überzeugt, daß für den Augenblick dem Wall neben dem prätorischen, dem Nordthor keine dringende Gefahr drohe. Er eilte die Walltreppe herunter, des Kämpfers Aufgabe wieder mit der des Feldherrn vertauschend.

Er erteilte auf dem freien Raum am Fuße des Walles, etwa hundert Schritt nördlich von der Tanne der Erdgöttin, den um ihn versammelten Führern kurz und rasch seine Befehle: »Alle Reiter sitzen ab und kämpfen zu Fuß von den Wällen: bis auf das erste Geschwader der Panzerreiter, dies aber steigt *nicht* ab – hört ihr? – bei Todesstrafe! – unter keinem Vorwand: – es führt alle ledigen Pferde an die Porta decumana: denn kommt es zum Ausfall oder« – fügte er leiser, nur für seine Nächsten verständlich, bei – »zum Abzug aus dem Lager, geht es gen Süden, Nannienus die Hand zu reichen. Ist er selbst nicht angegriffen, wird er alsbald die Barbaren dort an jenem Thor vom Rücken fassen.«

»Hilfe an die Porta principalis sinistra!« erbat ein von Westen her ansprengender Reiter.

Saturninus wandte sich, mit diesem Boten zu sprechen.

So drehte er der Tanne den Rücken zu: aber kaum hatte er dem Reiter ein paar Worte zugerufen, als ein hinter dem Feldherrn stehender Centurio einen Schrei des Entsetzens ausstieß und ihn am Arme packte: »Schau um, Tribun! – Dort – bei der Tanne – die Erde bebt – der Abgrund thut sich auf: – die Altarsteine sind aufgesprungen!« Da tönte schon der Schlachtruf der Barbaren: »Wodan! Wodan! Alamannen!« mitten im Lager, und Saturninus sah erbleichend, wie wenige Schritte neben der Tanne eine hochragende Riesengestalt in weißem Helm mit langem Speer einen keltischen Bogenschützen niederstach, der aufschreiend zurückspringen wollte: drei – sechs – acht – schon waren es zwölf Barbaren tauchten aus der Erde auf. Mit einem wilden Schrei des Zornes warf sich der tapfere Mann gegen den Riesen.

Aber er erreichte ihn nicht mehr: seine eigenen Soldaten rannten ihn nieder. Es waren die »Kelten«: hitzig, tapfer im Angriff, aber nach einer ungünstigen Wendung leicht entmutigt.

Sie sahen die Feinde mitten im Lager: nur wenige hatten bemerkt, woher sie gekommen, wie gering ihre Zahl, die freilich jeden Augenblick wuchs: von blindem Schreck ergriffen, viele die Waffen wegwerfend, ergossen sie sich in wilder Flucht.

»Verrat! Verrat! Die Feinde sind im Lager!«

Mit diesem Geschrei hatte sich ein ganzer Schwarm von Fliehenden zwischen den Herzog und den Römerfeldherrn geworfen. Dieser war sofort wieder aufgesprungen. »Steht, ihr Memmen,« rief der Unverzagte und stemmte sich abermals, mit gezücktem Schwert, den Sinnlosen entgegen. »Seht euch doch um! Es ist ja nur eine Handvoll. Und wohin wollt ihr denn fliehen? Hinaus? Unter die Übermacht der Feinde? Nur das Lager rettet euch!«

»Zu den Schiffen! Zu Nannienus! Über den See! Nach Arbor!« »So stirb, du Feigling!« rief er grimmig, und stieß den nächsten Schreier nieder: – es war ein Fahnenträger der »Kelten«: er riß dem Sinkenden die von Purpurwimpeln umflatterte Drachenfahne aus der Hand, schwang sie empor, rief »Roma! Roma!« und drang vor. Wirklich brachte er für einen Augenblick die Fliehenden zum Stehen: – dem kühnen Häuflein der Eingedrungenen drohte jetzt allerhöchste Gefahr: – aber da ward des Feldherrn Ohr und Auge abgelenkt nach der Wallkrone.

Viele, viele der Verteidiger hatten bei dem Lärm in ihrem Rücken umgeschaut, Germanenhelme mitten im Lager erblickt, den Schreckensruf der Kelten gehört, den Feldherrn selbst stürzen sehen in dem Knäuel der Flüchtigen: sie mußten das Lager von anderer Seite her genommen glauben: sie fürchteten, jeden Augenblick von hinten angegriffen zu werden.

einzelneDa waren sie in Scharen von der Wallkrone in das Lager herabgesprungen oder auf den Walltreppen herabgerannt. Die Angreifer draußen, bisher durch einen dichten Hagel von Geschossen in Schach gehalten, sahen plötzlich ganze Reihen von Verteidigern da oben verschwinden, ganze Strecken des Walles leer werden: mit wildem Jauchzen kletterten sie nun kühner, zuversichtlicher auf den Leitern hinan: und als der Tribun jetzt empor sah, sprangen bereits die siegreichen Stürmer in dichten Massen vom Wall herab, von Norden her auf die wenigen um ihn gescharten Römer

einhausend, während von Osten des grimmen Riesen furchtbarer Speer einen nach dem andern niederstreckte, den er erreichte.

Noch einen schmerzvollen Blick warf Saturninus auf die Wallkrone: ungezählte, immer neue Barbaren tauchten da oben auf! Da rief er mit laut durch den Schlachtlärm dröhnendem Befehl: »Räumt das Lager! Folgt dieser Fahne! Zur Porta decumana hinaus! Schließt die Reihen! Löst ihr sie, – seid ihr verloren!«

Das wirkte. Daß die eherngeschlossene Ordnung das beste, das einzige Mittel gegen germanischen Ansturm war, hatten diese Soldaten oft erfahren: die Hoffnung, die Waffenbrüder auf den Schiffen zu erreichen, belebte den Mut: nach Süden abziehend, folgten sie fechtend, in guter Ordnung, dem bewährten Führer.

Wohl drängten die Verfolger von Norden und von Osten hitzig nach: aber die Weichenden erhielten auf ihrem Rückzug nach Süden unablässig erhebliche Verstärkungen von Osten und von Westen, wo die Quergassen auf die Nord-Süd-Straße (die Via media) von beiden Seiten senkrecht mündeten.

Denn einstweilen hatten auch die Verteidiger des West- und des Ostthores den Schlachtruf der Alamannen innerhalb des Lagers und das Fluchtgeschrei der Ihrigen erschallen gehört, den hoffnungslos gewordenen Widerstand aufgegeben und sich, der bei Rückzug ein für allemal geltenden Lagervorschrift gemäß, auf die lange Mittelgasse zusammengedrängt, die nach der Porta decumana führte, dem stets vom Feind abgekehrten, d. h. der römischen Rückzugslinie zugewendeten Thore.

Ziemlich aufgelöst, fluteten freilich die Truppen vom Westthor herbei, wo die Stürmer schon früher erhebliche Fortschritte gemacht hatten. In guter Ordnung dagegen führten Ausonius und Decius die Legionare der XXII. vom Ostthor heran.

Saturninus erblickte jene beiden von weitem: erreichen konnten sie sich, getrennt durch den ganzen Strom der Marschierenden, nicht.

So gelangten die Scharen in besserer Haltung, nur in den hintersten Reihen von den Barbaren eingeholt und gedrängt, allmählich bis auf die Stelle, wo die Via principalis nahe dem decumanischen Thor die auf dieses zu führende lange Mittelstraße schneidet: hier war der ganze Troß, viel hundert Karren und Wagen, zusammengedrängt, ja ineinandergefahren.

Eine solche Wagenburg, für germanische Völker auf der Wanderung eine wertvolle Verteidigung, war für römische Marsch- und Fechtordnung die allergefährlichste Hemmung und Störung: denn, mochte man bei dem Versuch, sie zu passieren, sie umgehen oder überklettern, – in jedem Falle lösten sich notwendig die festgeschlossenen Glieder in lauter kleine Häuflein, ja in Einzelne, die hintereinander sich vorbeidrücken oder über die Wagen hinwegsteigen mußten.

Nicht umsonst aber hatte der alte Herzog den Lagerplan studiert: genau hatte er sich gemerkt, wo der Troß, die Wagen und Karren, verzeichnet standen, und mit Eifer hatte er alle Haufen seiner Krieger, wie sie nun durch die längst von innen aufgerissenen drei Lagerthore aus Nord, West und Ost ihm zuströmten, so über die Lagergassen verteilt in ihrem Vordringen und Verfolgen, daß sie von allen Seiten durch die Langgasse und durch die Quergassen die Flüchtigen gerade auf diesen Punkt zusammentrieben.

Sechstes Kapitel.

Dabei erfüllte den Alten mitten in dem Rausch des Sieges noch eine andere Freude: die über den gewaltigen Fortschritt, den seit einem Menschenalter die Gehorsamszucht seiner Alamannen gegenüber dem Heerbefehl des Herzogs gemacht hatte.

Die Überlieferungen der Väter und seine eigene Jugenderfahrung kannten gar manchen Fall, da Germanen der schon gewonnene Erfolg dadurch wieder verloren ging, daß die Sieger, gegen das Gebot ihrer Führer, in ungezügelter Beutegier anfangen, das eroberte Lager zu plündern, sich, aufgelöst, über Zelte und Troßwagen herzumachen, wetteifernd, wer den Genossen zuvorkäme, so daß die Römer, der Verfolgung und Bedrängung zum großen Teil entledigt, sich stellen, sammeln, und in geschlossenen Reihen den zerstreuten Plünderern Lager und Sieg wieder entreißen konnten.

Mit stolzer Freude sagte sich daher jetzt der Alte: »Sie haben doch was gelernt, durch mich – unter mir – ja, mir zu Liebe!« Er hatte vor Beginn des Angriffs vorgeschlagen, – denn zu befehlen hatte er nicht –: »Das Lager und alles, was es birgt, gehört dem ganzen Volksheer: – nach dem vollendeten Sieg. Wann die Morgensonne darauf niederscheint, wird gleich geteilt nach Gauen, Gesippen und Köpfen: wer vorher nur eine Schale oder eine Waffe für sich nimmt, gilt als Dieb, der sein Volk bestohlen hat, und hängt.« Und die Scharen hatten zugestimmt und treu hielten sie Wort: nicht einer ließ vom Kampf ab oder wich aus der Reihe, zu plündern, oder bückte sich auch nur, die kostbaren Gold- und Silbergeräte aufzulesen, welche die aus den Zelten des Ausonius fliehenden Sklaven hatten bergen – oder auch stehlen – wollen, aber bald weggeworfen hatten, um leichter, unbelastet, das Leben zu retten. – Gehorsam ihrem Herzog trieben daher die Eingedrungenen von allen Seiten die Fliehenden gegen die Mittelstraße des Lagers zusammen. So staute sich denn hier die wirre Flut, die sich bisher durch viele einzelne Kanäle gen Süden gewälzt, vor diesem Hindernis auf und geriet in langewährendes Stocken. Während die ersten noch in raschem Lauf auf den schmalen Seitenpfaden links und rechts an der breiten Wagenreihe sich vorbeidrückten oder, noch nicht zu sehr von den Nachmännern gedrängt, über die Karren kletterten, ward beides nur noch unter heftigstem Ringen der Fliehenden um den Vortritt möglich, seit auf die gut geschlossenen Kolonnen der beiden Führer jetzt die Hunderte der vom Herzog aufgejagten und hierher zusammengetriebenen Versprengten stießen.

Mit der Kraft der Verzweiflung drängten diese vorwärts, zumal seit sie mit Grausen erkannt, daß Wegwerfen der Waffen und Ergebung vor dem Tode nicht rettete. »Wehe, sie schlachten alles! Gebt Raum! Laßt uns durch! Sie morden die Gefangenen!« »Nein,« rief der Herzog dem nächsten Schreier zu, »sie morden nicht die Gefangenen: denn sie haben keine!« und stieß ihn nieder. So löste sich die Haltung auch der bisher noch geschlossenen Reihen.

Saturninus gelang es, rechts, westlich von der Wagenreihe, an dieser sich vorbeizudrängen: er eilte gleich weiter gegen das Thor; doch sah er – denn hell beleuchteten jetzt bereits den Schauplatz zahlreiche Zelte, in welche die Sieger die lodernden, mit Pech und Harz bestrichenen Reisigbündel geworfen hatten, – an der

Ecke der letzten Querstraße zwei seiner schönen großen Hunde, mit aufgerissenen Eingeweiden, übereinander geworfen, liegen, während er die anderen in einer Querstraße wütend bellen hörte, und dazwischen durch ein dumpfes Brüllen vernahm. – Im nächsten Augenblick war er schon wieder weit vorgeschoben von den Nachdrängenden. – Er sah sich um nach Ausonius, der bisher beritten gewesen. Er gewahrte denselben, wie er, abgestiegen, sich bemühte, über die Wagen hinwegzuklettern. Das ging nur langsam: und schon drang näher und näher gerade auf diesen Haufen von Fliehenden los, von Osten her, der Schlachtruf der Verfolger.

Der Tribun befahl einigen Pionieren, auf die er stieß, sich zu Ausonius Bahn zu brechen, die Karren, die ihn hemmten, mit ihren Beilen niederzuschlagen, jenem und der linken Kolonne Platz zu schaffen. Nicht gern gehorchten die Mannschaften, nicht gern kehrten sie, schon das decumanische Thor vor Augen, um, den wütenden Drängern wieder entgegen: aber nochmal obsiegte die altrömische Kriegszucht und der gewohnte Gehorsam gegenüber dem verehrten Feldherrn: sie wandten sich also Ausonius entgegen, während der Tribun vorwärts eilte an das decumanische Thor.

Die hier aufsteigenden Flammen, die dröhnenden Axtschläge der Angreifer, die das schlimme Krachen von splitterndem Holze begleitete, spornten ihn zur Eile: dies Thor durfte nicht *von außen* geöffnet werden, sollte sein letzter Rettungsversuch gelingen. Aber kaum hatte er den Platz vor dem Thor erreicht, als von der linken Kolonne, von Ausonius her, neues, verzweiflungsvolles Geschrei erscholl. Bevor die Pioniere sich bis zu dem Präfekten Bahn gebrochen hatten, ward dessen Umgebung von den Pfeilen und Wurfspieren der Verfolger erreicht: er selbst verschwand plötzlich vor ihren Augen, zwischen zwei Troßwagen hinunter stürzend. – Lautes Wehegeschrei seiner Begleiter erscholl.

Da machten die Pioniere Kehrt und flohen in der entgegengesetzten Richtung: von links drohten die Barbaren – so flüchteten sie nach rechts in eine der Querstraßen, welche die Langstraße kreuzten.

»Flieht,« rief der erste, gerade an Herculanus vorbeilaufend, der verzweifelte, fruchtlose Anstrengungen machte, mit den von Fesseln nicht gehemmten Händen den festen Eichblock aus der Erde zu reißen oder seine Füße aus den eng gebohrten Löchern und Eisenklammern zu lösen, »Flieht! Ausonius ist gefallen!«

»Ausonius ist tot!« schrie der zweite, sein schweres Beil wegwerfend, das ihn im Laufen hinderte. Es fiel nahe vor dem Gefangenen nieder.

Hastig streckte der beide Arme danach aus, den heftigen Schmerz in den hierbei gezerzten Füßen, an den gequetschten Knöcheln nicht achtend: Triumph! Es reichte gerade! Mit den äußersten Fingerspitzen wenigstens konnte er den Stiel der Axt berühren, langsam näher rücken, nun ihn mit den Fingern packen und an sich heranreißen. Da hinkte ein Sklave des Ausonius, von einem Pfeil verwundet, langsamer heran. »Oh der gute Herr! Ausonius! Er ist gefallen! Er ist tot!«

»Tot?« rief ihn Herculanus an, »gewiß tot?«

Aber der Flüchtling hatte ihn nicht gehört oder nicht hören wollen, – er war schon weiter, hatte Davus erreicht, »Hilf mir!« jammerte dieser. »Laß mich nicht hier verbrennen – oder in der Barbaren Hand fallen!« »Elender Mörder!« war die einzige Antwort, – schon war der Flüchtling um die Ecke gebogen.

Einstweilen hatte Herculanus mit beiden Händen die scharfe Axt gepackt und, sich nach unten bückend, mit aller Kraft Streiche geführt gegen den Eichenklotz, da, wo er, drei Schuh breit, seine beiden Füße auseinander hielt, in der Mitte der beiden, von oben nach unten eing Bohrten Löcher. Endlich sprang der Eichblock auseinander: dadurch waren die beiden eing Bohrten Löcher zerschlagen: die beiden Ketten, welche die Füße an die beiden Hälften gebunden hatten, zerhieben zwei weitere Axthiebe: der Gefangene war frei! –

Aber nur mit Mühe und mit heftigen Schmerzen konnte er die Beine bewegen, die durch das Sitzen während so vieler Stunden steif geworden und durch den Druck um die Knöchel angeschwollen waren. Doch der Drang, zu leben, die Hoffnung auf Rettung überwand die Pein: er schritt – anfangs noch ganz langsam – auf Davus zu, der ihm mit Neid zugesehen. »Hilf auch mir heraus, – du – du allein hast mich hierher gebracht.« »Ja, Verräter, ich will dir heraus helfen,« lachte der andere grimmig. Er schlug ihm das Beil in den Schädel und lief nun rascher – bei jedem Schritte wurden seine Füße gelenker – gegen das Westende der Querstraße zu: denn näher und näher drang von Osten her der Lärm.

Hierher reichte noch der Brand des Lagers nicht: er schlüpfte in ein Zelt und verbarg sich: hatte er doch seine Landsleute fast ebenso wie die Barbaren zu scheuen: hier fand er einen kurzen Dolch, wie ihn die Thraker führten: er steckte ihn zu sich, und legte die langstielige, schwere Axt weg, die ihn bei dem versuchten Laufen gehindert hatte. –

»Ausonius tot! Vielleicht alle tot, die um jenen Vorgang wußten!« Von diesem Gedanken kam er nicht los, während er vorsichtig zwischen zwei Falten des Zeltes herauslugte, zu beobachten, ob nicht bald Römer und Barbaren ihm den Weg aus dem Lager frei gäben.

Siebentes Kapitel

Allein der Neffe irrte. Ausonius war nicht tot. Bei dem Versuch, von einem Wagen auf den andern zu springen, war er zwischen beiden hinabgestürzt und hatte sich den Fuß etwas verletzt. Aber Decius und einige Legionäre der XXII. hatten ihn wieder aufgerichtet und alsbald an das decumanische Thor geleitet. Hier hatte einstweilen der Tribun rasch seine Anordnungen getroffen, die vereinzelt eintreffenden Flüchtlinge gesammelt, eine Kernschar seiner Illyrier um sich gereiht, der er auch die Fahne übergab. »Wo ist die Ala der Panzerreiter, die ich hierher befehligt hatte, das Absitzen verbotend? Sie brauchen wir jetzt – an der Spitze des Ausfalls.«

»Ach, Tribun, in der Not, in der Bedrängung des Thors und der Wälle sind wir doch alle abgestiegen und haben zu Fuß mitgefochten, – unsere Gäule sind durchgegangen: sie rasen durch die Seitengassen.« – »Das ist des Herculanus Mannszucht! Also – die Reiter fehlen uns! Wohlan, dann die Speere voran! Die Verwundeten in die Mitte! Hierher Ausonius, hinter meine Schar! So! Auf mit dem Riegel! Reißt das Thor auf! Wir schlagen uns durch, nach den Schiffen! Zum Ausfall! Drauf!«

Da wurden denn plötzlich die bisher so zäh verteidigten Thorflügel, der rechte halb zerschmettert, der linke halb verbrannt, von innen aufgeschlagen, und die Römer brachen, die letzte Kraft zusammenfassend, von ihrem trefflichen Feldherrn in Person geführt, durch sein Beispiel und durch die Aussicht auf Rettung zu einer äußersten Anstrengung gespannt, hinaus ins Freie.

Furchtbar war der Zusammenstoß.

Die Wirkung des überraschenden Anpralls auf die Barbaren war sehr stark. Sie wurden, so viele ihrer auf dem schmalen Erdstreifen zwischen Thor und Graben gestanden, sämtlich in den Graben hinunter geschleudert. – Adalo war nicht in dieser Zahl: – er war für einen Augenblick hinter den Graben zurückgewichen, die Anlegung eines Notstegs aus Baumstämmen über denselben anzuordnen, der gerade gegen das Thor führen sollte: er wollte dann auf demselben seine Krieger mit Balken gegen das bereits morsche Thor anrennen lassen, es vollends einzustoßen. So entging er dem Sturz in den Graben, den Sippilo mitmachte, übrigens, wie bei dem Fall vom Wall herunter, unverletzt: hurtig kletterte der Knabe den Südrand des Grabens hinauf: die Sturmhaube mit den Rehkrickeln hatte er schon bei dem ersten Fall verloren, aber Schild und Speer auch diesmal tapfer festgehalten. Einen Augenblick lang schien es freilich, als ob auch die Römer, sowie sie das Thor durchschritten und nun freien Ausblick nach dem See gewonnen hatten, in neuem Schreck sich auflösen würden.

Denn einstweilen war auch der Angriff auf die Schiffe und das Schiffslager, wie es nun schien, geglückt. Bisher hatten die Verteidiger auf den Wällen immer noch sehnlich auf Nannienus geharrt und vergebens über die stürmenden Barbaren und deren Pechfackeln hinweg nach dem See ausgeblickt.

Aber jetzt, da sie das Freie vor dem Thor erreicht, sahen sie eine mächtige Lohe am Seeufer aufflammen: den Lärm des Gefechts, das etwa eine halbe Stunde entfernt da unten entbrannt war, hatten sie, umtobt von dem unmittelbar um sie herumrasenden Kampf, nicht wahrnehmen können: nun aber erkannten sie alle, was Saturninus längst

aus dem Ausbleiben des tapferen Freundes erschlossen hatte: die Flottenabteilung war selbst aufs heftigste bedrängt.

»Die Schiffe brennen! Das Schiffslager in Flammen! Die letzte Zuflucht hin!« riefen gar manche, sprangen aus den geschlossenen Reihen, flohen – und wurden augenblicklich von den Germanen eingeholt und vor den Augen der Ausharrenden niedergestoßen. »Ihr seht,« rief Saturninus, »wie es den Flüchtlingen geht! Bleibt geschlossen, wollt ihr am Leben bleiben. Geschlossen hinab an den See und wir retten uns selbst und die Freunde!« Das war einleuchtend. So folgte die ganze Schar dem unverzagten Führer, der, selbst der erste, den südlichen Grabenrand erklettert hatte.

Sowie er oben angelangt war, hörte er seinen Namen, aus den Reihen der Barbaren laut gerufen, an sein Ohr schlagen. »Wo ist Saturninus, der Feldherr der Römer?« klang es auf lateinisch. Von dem brennenden Lager grell beleuchtet, drang ein Führer der Germanen im reichsten Waffenschmuck den Seinen voran. Ein Eberhelm deckte sein Haupt: ein graubärtiger Gefolge hielt den langen Schild über ihn und fing damit zwei gutgezielte römische Wurfspeere zugleich. »Wo ist Saturninus? Ich muß ihn finden!« wiederholte der Germane, wieder einen Satz vorspringend und den nächsten Thraker mit der Streitaxt niederschlagend. »Hier,« antwortete der Tribun. »Doch jetzt ist nicht Zeit, zu unterhandeln.« »Nein, aber zu sterben!« rief Ebarbold und schmetterte die Streitaxt gegen den mächtigen, gewölbten Erzschild des Feldherrn. Hier biß sie ein, ohne den Träger zu verletzen. Vergeblich mühte sich der König, die Waffe wieder herauszureißen: sie stak unbeweglich. Und schon zückte der Römer das kurze, mörderische Breitschwert zum tödlichen Stoße.

Da sprang der graue Schildträger dazwischen, und warf den Schild vor seinen Herrn. Aber das norische Eisen drang durch die Eberschur und durch das Holzgefüge des Schildes dem Alten in die linke Brust: er fiel, durch die Wucht des Stoßes nach hinten geschleudert, auf den Rücken.

Ebarbold hatte inzwischen den Stiel der verfangenen Streitaxt fahren lassen, das lange, ungefüge Hiebschwert von der Seite gerissen und in weit ausholendem Streich über den stolz geschweiften Helmkamm des Feldherrn geschwungen: aber eh' es niederschlug, fuhr ihm schon das kurze Römerschwert, vom Blut des Waffenträgers rot, in den Hals: sterbend fiel er an des Alten Seite nieder. –

»Du – mit mir – für mich!« – mehr konnte er nicht sprechen. »Glaubtest du, ich würde von dir lassen? – Nicht ungefolgt soll der Eberkönig eingehen in Wodans Saal! – Nicht schimpflich auf die Ferse schlagen, wie geringem, unbegleitetem Manne, soll dir Walhalls Thüre! Wir – beide! – haben unser Wort gelöst! – Und zusammen – in Heldenehren – fahren wir nach Walhall.« – Da sank des Alten Haupt verstummend auf seines Königs Schulter. Sie schwiegen – beide: sie starben. –

Über die Gesunkenen hinweg war der Illyrier vorwärts gesprungen, – nachdem er zuvor den immer noch in seinem Schilde steckenden Stiel der Streitaxt des Königs mit dem Schwerte kurz vor der Axtöse abgehauen, – unter wildem Jubeln seiner Landsleute, die den Zweikampf genau gesehen: die Männer aus dem Ebergau aber bestürzte der Fall ihres Königs. Sie stutzten, – hielten an, – wichen.

»Vorwärts, hinunter an den See!« befahl der Tribun. »Seht ihr, sie weichen!« Es war ein gefährlicher Augenblick. Denn auch der nächste Haufe hinter den Eberleuten

wankte, verwirrt von deren Rückwärtsgängen.

Achtes Kapitel

»Steht, Männer des Linzgaues!« rief da eine metalltönige, helle Stimme, und gegen den Tribun heran brach sich Bahn durch Alamannen und Römer ein Jüngling, von goldbraunen Locken das schöne Haupt umflattert. Aber die Römer hatten nicht Lust, noch Gewohnheit, ihren Feldherrn Einzelkämpfe mit den Barbarenfürsten ausfechten zu lassen. Ein riesiger Illyrier trat von links aus der Reihe vor seinen Führer und zielte scharf auf des Jünglings Antlitz mit seinem Wurfspeer: der Speer kam nicht zum Fliegen: denn bevor er geschleudert ward, sprang ein alamannischer Knabe von unten gegen den Hochausholenden und traf ihn mit seinem ganz kleinen Speerlein in die vom klaffenden Panzer jetzt nicht geschützte Achselhöhle: – er schrie und fiel.

»Dank, Brüderlein!« rief Adalo, und nun, dicht vor Saturninus haltend, rief er diesem auf lateinisch zu: »Wo ist Bissula?« Allein der Römerfeldherr hatte nicht Gedanken übrig für ein Barbarendirnelein – nur damals im Lager, als er ihre Bärin brüllen hörte, war der Gedanke an die Kleine pfeilschnell durch sein Gehirn geflogen: – er gab keine Antwort und zückte nur drohend das vom Blute Ebarbolds triefende Schwert.

Des Edelings Speer flog: Saturninus fing ihn mit dem Schild: aber dieser war nun, mit der langen Lanze behaftet, so ungefüg zu handhaben, daß er ihn fallen ließ. Er sprang mit scharf gezieltem Schwertstoß gegen den Jüngling, der sofort nach seinem Wurf das kurze Schlachtbeil aus dem Gürtel gerissen hatte. So grimmig hatte jeder nur des andern Fällung im Sinn, daß keiner an die eigene Verteidigung dachte. So trafen beide: und beide fielen. –

Mit Anspannung aller Kraft – und sie war groß! – hatte der Alamanne auf des Gegners Stirne gezielt: unwillkürlich hatte dieser den Helm vorgesenkt: der fürchterliche Hieb zerschlug aber doch diese beste Arbeit der besten römischen Helmfabrik – zu Trier – und drang durch Erz und Doppelleder des Helmputters noch in den Schädel. Der Helm ward später gefunden: und dieser »Schwabenstreich« ist lange gefeiert worden in der Halle des Hirschhofs.

Aber deren Herr schien nie mehr in diese zurückkehren, sondern Ebarbold und Ebarvin folgen zu sollen. Denn gleichzeitig hatte das Römerschwert den schlichten Holzschild des Germanen durchbohrt und war tief in dessen linke Schulter gefahren. Sippilo fing des nach rechts stürzenden Bruders Haupt, – ein paar Gefolgen faßten seine Füße, und so trugen sie ihn rasch aus dem Gefecht.

Decius, von des Ausonius Seite vorspringend, übernahm nun den Befehl über die Römer. Aber er konnte die Ordnung nicht mehr retten. Denn der Fall des Führers – Dank Adalos furchtbarem Streich – entscharte jetzt in wilder Flucht den Hügel hinab die bis dahin zusammenhaltende Schar. Zuerst stoben nach rechts und links auseinander die Vordersten, die den Zweikampf mit angesehen.

Die tieferen Glieder hielten noch zusammen: aber nun traf sie ein Stoß von rückwärts, vom Lager her – und da war alles aus.

Das war Hariowald, der Herzog. Endlich – viel zu spät für seinen Grimm – hatte auch er das Lager durchmessen, die Porta decumana erreicht. Das größte Hindernis für die

Verfolgung war nun geworden, was vorher der Hauptgrund für das Stocken, Stauen und die Auflösung des römischen Rückzugs gewesen war: der Troß, die Wagenburg.

Hinter derselben, also zwischen ihr und dem Seethor hatten zahlreiche Römer, hatten zumal die germanischen Söldner, die Bataver, gewöhnt an solches Gefecht, wieder standgehalten; und ziemlich lang hatte es gewährt, bis der Herzog durch Feuer, Beilhieße und Blut sich Bahn dadurch gebrochen. Wohl hatte er gleich nach links und rechts durch die Querstraßen Scharen entsendet, das Hindernis zu umgehen und die Verteidiger in beiden Flanken zu fassen, – mit Todesangst hatte Herculanus die Alamannen durch die Quergasse an seinem Zeltversteck vorbeitoben hören: – aber manche Zeltgassen standen in vollen Flammen, andere waren ebenfalls von verlassenem Gepäck und Troßgerät gesperrt: so hatte es lange gewährt, bis endlich der Herzog mit den Seinen, die Wagenburg durchbrechend, die letzten Verteidiger vor sich hertreibend, das decumanische Thor erreichte und nun mit seiner ganzen siegrunkenen Schar den Römern des Decius in den Rücken fiel. Da war alles verloren!

Decius gelang es nur, einen ganz kleinen Haufen Illyrier zusammenzuhalten, nicht zwanzig Mann, die den verwundeten Feldherrn und Ausonius in der Mitte, die Reihe der Linzgauer durchbrachen, die einige Zeit mit der Bergung Adalos beschäftigt waren, und geradeaus gen Süden, nach dem See zu flüchten.

Klar war es: wenn überhaupt, war nur noch auf den Schiffen Rettung möglich. Denn alle die Flüchtlinge, die seitwärts nach rechts und links, nach West und Osten, auseinanderstoben, ereilte das Verderben. Ohne Führung, ohne Richtung, nur im allgemeinen nach dem See hin, liefen sie einzeln, paarweise, in kleinen Häuflein. Die Meisten gerieten in dem Dunkel der Nacht in die Sümpfe, der Furten unkundig und der wenigen erhöhten Steige: sie versanken, ertranken oder wurden von den Verfolgern niedergestreckt.

Hariowald erfuhr, sowie er das freie Feld erreicht hatte, des Königs Fall – er nickte schweigend – und, aus Sippilos Mund, des Edelings Verwundung. »Schwer?« – »Ja!« – »Wo?« – »In der Schulter: – durch und durch gestoßen!« – »Hm! – Er ist in seine Halle getragen?« – »Ja!« – »Holt sofort zu ihm die blinde Greisin – Waldrun – vom Weihberg, – Sie kennt die stärksten Kräuter: und sie weiß auch, wann und wie sie ohne Widerwort und bösen Ausgang – müssen gebrochen sein.« – »Sie ist wohl schon in dem Hirschhof.« – »Wie?«

»Sie hat die Nacht vorher geträumt, diese Schlacht sei sieghaft gewonnen, aber sie habe meinen Bruder, wie er schwer wund auf ihren Knien lag, gepflegt. Sie bestand darauf, daß der Sarmate sie noch vor Beginn des Kampfes in unsere Halle herunter führte. ›Ich warte dort auf den Wunden‹ hat sie gesagt.«

»Aber du, Kleiner, du blutest ja auch, – da – am Arme.« – »Nur ein Wurfspieß hat mich gestreift! Ist nicht viel!« – »Genug für das erste Mal! Du wankst ja – was hast du noch weiter?« – »In der Wade – ein Pfeil: er ging aber gar nicht tief.« – »Du kannst ja kaum mehr stehen! – ich befehl's – hörst du? Bei Herzogsbann! Nach Hause mit dir! – Auch für dich wird Waldrun ein Kräutlein haben. Fort!«

Den unmittelbaren Befehl auch über die der Führer verwaisten Haufen Ebarolds und Adalos übernehmend, zog der Herzog alle seine Scharen in breitester Front, die

Flüchtlinge allumklatternd, auseinander und gab nur den *einen* Befehl: »Treibt sie in den See!« Mit Jauchzen und getreulich ward dies Gebot befolgt.

Der Herzog hatte sich auf eines der zahlreichen im Lager und nun auch schon vor demselben reiterlos umherrennenden Rosse geschwungen, seine Leute ahmten eifrig diesem Beispiel nach, und so ward denn die Verfolgung eine wilde Hetzjagd, zu Pferd und zu Fuß, die Höhe herab über das stets abfallende Gelände bis an den See. Das brennende Lager im Rücken, die brennenden Schiffe vorn warfen ein schauerlich schönes, ungleich flackerndes Licht auf das wilde, kriegerische Nachtbild.

Aber schon mischte sich, freilich noch ganz leise, leise, ein anderes Licht in das Gemälde, da, wohin das grellrote der Fackeln und der lodernden Zelte nicht drang: es war nicht mehr ganz schwarze Nacht: fern, im äußersten Osten, hob das Grauen des Tages an: denn mehr als zwei, fast drei Stunden der Septembernacht waren in dem Kampf um das Lager verflossen, seitdem die Rufer die zweite Stunde nach Mitternacht verkündet hatten.

Neuntes Kapitel.

Inzwischen hatte sich Bissula längst wieder von ihrer Betäubung erholt. Schon der schmetternde Tubaruf der im Ausfall vordringenden Römer hatte sie geweckt. Sie richtete sich auf hinter ihrem Versteck, hinter den Balken und Schanzkörben, die, mannshoch übereinander geschichtet, sie völlig verdeckten. Sie lugte durch die klaffenden Zwischenräume der Balken: mit freudig klopfendem Herzen sah sie es nun weit geöffnet stehen, jenes »Seethor«, das sich bisher so unerbittlich und undurchdringbar vor ihr verschlossen gehalten hatte. Vorsichtig, geduckt, wie ein Kätzchen, das der greifenden Hand entweichen will, schlüpfte sie nun bis an die Westecke ihres Balkenversteckes und spähte zu dem Thor hinaus.

Aber wie heiß sie die Freiheit ersehnte und wie vertraut die furchtlose Tochter des Seewalds mit allerlei Gefahren und Schrecknissen des Urwalds oder der Wogen war: – sie blieb denn doch ein Mädchen: und sie hatte sie noch nie geschaut, die Schrecken der »männermordenden Feldschlacht!«

Sie sah jetzt diese blutigen Bilder, von welchen ihr nur etwa der Oheim oder ein Sänger bei einem Siegesfest erzählt hatte: sie sah und sie – erbebt.

Von dem Schein der beiden jetzt lichterloh brennenden Thorflügel, von den Fackeln der Römer, von den entflammten Reisigbündeln der Alamannen beleuchtet sah sie, ganz nah, jenseit des Grabens, das blutige, das mörderische Ringen, das bei dem Zusammenprallen der ausbrechenden Römer mit den Sturmhaufen der Ihrigen anhub. Sie sah Dinge, die sie mit markdurchrieselndem Entsetzen erfüllten!

Wie gelähmt, zitternd an allen Gliedern, ließ sie sich auf einen hinter ihr liegenden Schanzkorb niedergleiten und starrte mit großen, weit geöffneten Augen durch das Thor in das furchtbare Schauspiel, von dem sie, bei allem Grauen, den Blick nicht losmachen, vor dem sie die Lider nicht senken konnte. Sie erblickte einmal Saturninus, – dann verschwand er wieder, von seinen Illyriern verdeckt: – da tauchte er wieder auf – weiter vorn. Sie erkannte den König des Ebergaus: – er hatte auf dem letzten Sonnenwendfest ihr eine Spange geschenkt: – da sah sie ihn rücklings niederstürzen – er stand nicht mehr auf! Neben ihm – eine kleine Gestalt – das helmlose Haupt von lichtem Gelock umflattert, – ja das war Sippilo! Der Sturz vom Wall hatte ihm also nicht geschadet! – Aber da nahte ihm von der Seite ein baumlanger Illyrier, der eine mächtig brennende Fackel als fürchterliche Waffe schwang: – laut schrie sie, alle Gefahr vergessend, auf: – der Knabe gewahrte gar nicht den über ihm geschwungenen Brand: – da stürzte der Soldat: – einen Augenblick sah sie im Schein jener Fackel Adalo, der den Bruder gerettet hatte, – sie jubelte auf bei dem Anblick –: aber die Fackel war nun erloschen, wie ihr Träger fiel: beide Brüder waren ihr entschwunden. Gleich darauf hörte sie laut klagend den Ruf vieler Stimmen: »Adalo! Weh Adalo! Weh um den Edeling!«

Schreck und Angst um den Freund drückten ihr das Herz zusammen: ach! sie konnte nichts mehr von ihm erspähen! Und schon erscholl von ihrem Rücken, vom Lager her, neuer, brausender, rasch näher dringender Lärm. Es war Hariowald, der nun mit den Seinen die letzten aus der Wagenburg vertriebenen Bataver – sie erkannte Rignomer –

und die aus allen Zeltgassen flüchtenden, versprengten Römer vor sich her und zu dem decumanischen Thore hinaustrieb.

Sie wollte nun zu den nachsetzenden Alamannen durchzudringen versuchen. Aber Pfeile und Wurfspeere der Verfolger flogen dicht um sie, – ein verirrter Schleuderstein schlug krachend neben ihrem Kopf an einen Balken: erschrocken warf sie sich ganz auf das Antlitz nieder und ließ den gefährlichen Strom von Feind und Freund in der Ferne an sich vorüberbrausen. Doch bald ward es nun still, ganz still im Lager. Auch draußen, vor dem Thore, zog sich der Lärm des Kampfes sehr rasch hügelabwärts gegen den See hin. – Sie richtete sich wieder auf und sah durch das Thor. Ferne schon sah sie – wenig deutlich – das Gewoge sich die Hänge hinabwälzen: sie konnte kaum die Gestalten unterscheiden: aber laut drang das Siegjuchzen ihres Volkes an ihr Ohr. Helle Freude flammte dabei durch ihr Herz: sie sprang auf: »Sieg!« jubelte sie mit. »Freiheit! Heia!« Aber gleich darauf sagte sie sich selber, vorwurfsvoll: »Und Ausonius? – Und auch Saturninus, der Wackere? – Ach! und: – Adalo!« Dieser Schmerz, diese fürchtende Sorge um ihn, trieb sie kaum minder als der Drang nach der eigenen Befreiung hinweg aus ihrem sichern Versteck: sie beschloß jetzt, die Flucht aus dem Thor auf das gefürchtete, noch kürzlich so laute, nun aber grauenhaft schweigende Schlachtfeld zu wagen. Das Lager war ja leer.

Wenigstens schien es so: sie blickte, an die Ecke des Balkenhaufens schleichend, vorsichtig nach allen Seiten umher. Wohl dachte sie auch der treuen Bärin: »Bruna! Hierher Bruna!« rief sie, so laut sie konnte, in die Lagergassen hinauf: aber keine Bruna kam! –

Sie sah, – die brennenden Zelte leuchteten jetzt, auch schon hier von den Flammen ergriffen, ausreichend dazu, – in der Nähe keinen aufrechtstehenden, weder Feind noch Freund. Nur am Boden, – da regte sich's hier und da.

Stumm lag ein erschlagener Kelte quer vor der Zeltgasse, den Helm auf dem Haupte, den Speerschaft noch in der erstarrten Faust. Mit Grausen – sie hatte noch keinen Toten gesehen: beim Tod ihrer Eltern hatte sie wenige Jahre gezählt, – stieg sie behutsam, um die Leiche gewiß auch mit dem Gewande nicht zu streifen, das Kleid hoch aufhebend – über die breite Brust des Gepanzerten. »Noch drei Sprünge,« – dachte sie, »und ich bin vor dem Thor,« Schon hatte sie den Fuß erhoben, hurtig zu laufen, – da drang hinter ihr dumpfes Stöhnen an ihr Ohr. Unwillkürlich – obwohl von neuem Grauen geschüttelt – blickte sie um: das Furchtbare übt einen seltsamen Zwang, der zugleich anzieht und abstößt –: es war ein Verwundeter – ein Römer, der ein paar Schritte hinter ihr, tiefer im Lager, das Haupt an eine Zeltstange gestützt, lag, den rechten Arm auf die Erde gestemmt, die Linke auf die Brustwunde gepreßt: er mußte das Mädchen erblickt haben: denn statt zu stöhnen rief er jetzt – auf lateinisch – »Wasser – oh, ich bitte, Wasser!«

Wohl graute ihr: wohl bangte ihr, nochmal in das Lager zurück, von der draußen vor dem Thore winkenden Freiheit hinweg, sich zu wenden. Aber das Herz des Weibes siegte über die Furcht. Sie sah sich um, ob sie das Flehen des Durstenden erfüllen könne. Da fiel ihr Auge auf eine der großen Tonnen, die, stets mit Wasser gefüllt, nach römischer Lagerordnung neben jedem Thor stehen mußten. Sie waren so hoch, daß sie kaum hinein sehen konnte: aber sie hob sich mit beiden Händen an den Rand empor und sah, daß noch genug Wasser darin war.

Aber woher ein Gefäß nehmen? Allerlei Gerät lag um sie her verstreut: doch kein Becher, keine Schale. Da kam ihr ein Gedanke, bei dem sie zuerst schauderte. Jedoch mutig bezwang sie das mädchenhafte Grauen, trat zu dem toten Kelten, löste ihm – mit zitternden Fingern – das eiserne Schuppenband, das ihm den Helm unter dem Kinne festhielt, zog ihm schonend, sacht – als ob der Tote es spüren könne – den Helm vom Haupt, eilte damit zu dem Faß, schöpfte die Höhlung halb voll und trug nun den Helm – mit dem lang wallenden, auf der Erde nachschleifenden Roßschweif des Kammes, mit beiden Händen, langsam schreitend, um nicht zu viel zu verschütten, dem Ächzenden zu, der mit stieren Augen jeder ihrer Bewegungen folgte und lechzend den Mund öffnete. Sie kniete neben ihm nieder, hielt die Halbkugel des Helmes seitwärts an seine bärtigen Lippen und gab ihm zu trinken: – er schlürfte das Ganze leer. Tief aufatmend legte er das Haupt zurück an die Zeltstange und sprach mit Anstrengung. »Bist du Christin?« Trotzig schüttelte die Alamannin die roten Locken: »Mich befreunden Freia und Frigga!« – »Gleichviel,« – sprach der Sterbende – »diesen Trunk, Mädchen, lohnt dir Christus, der Heiland!«

Sie erhob sich nun langsam: ihr Blick fiel in die nächste Zeltgasse zur Linken: – und mit gellendem Angstschrei ließ sie den Helm fallen und rannte, so rasch sie konnte, davon, auf das Thor zu.

Denn in dieser Gasse sah sie, von den brennenden Zelten grell beleuchtet, geduckt wie ein Raubtier, gegen sie heranschleichen, einen Dolch in der Hand, – Herculanus.

Zehntes Kapitel.

Dieser hatte sich bisher vor Römern wie Germanen gleichmäßig in jenem Zelt der Quergasse verborgen gehalten, in das er geflüchtet war. Jetzt war es ringsumher so still geworden, daß er das Lager für verlassen halten durfte: gleichwohl hätte der Vorsichtige das Zelt noch nicht verlassen, wenn ihn das Feuer, mehr noch der Qualm des glimmenden Zeltleders, aus dieser Zufluchtsstätte nicht vertrieben hätte. Scheu spähend war er aus den Vorhängen geschlüpft: da war sein erster Blick gefallen auf die Verhaßte, die sein Verderben verschuldete! Mit einem kurzen, halberstickten Schrei wilder Rache freude sprang er nun, nachdem er sich entdeckt sah, mit gezücktem Dolch gegen sie vor.

Aber die Kleine hatte guten Vorsprung: erst mußte er die wohl fünfzig Schritt lange Quergasse durchmessen, ehe er nur das Eckzelt erreichte, an dem sie soeben noch gekniet: und seine schmerzenden Füße verstatteten ihm nicht, so schnell zu folgen als sein Haß verlangte. Bissula flog einstweilen, wie ein gehetztes Reh, die Mittelgasse hinab, dem Thor zu: im Thor sah sie sich um! Ach, er mußte die Richtung ihrer Flucht erraten haben, – denn er lief ebenfalls auf das Thor zu: er sah sie das freie Feld gewinnen. Er eilte nach.

Zunächst hatte ihn lediglich der Haß unwillkürlich fortgerissen und die Rachsucht. Aber nun, nachdem er diesen Antrieben besinnungslos gefolgt war, sagte er sich mitten im Laufen:

»Ausonius ist tot: – ich bin sein Erbe. – Und tot sind vielleicht in dieser Stunde wie Davus so die wenigen andern, die von dem Vorfalle wußten: – die Barbarin lebt? Hat er sie einstweilen schon zur Erbin eingesetzt? Schwerlich! Und wenn auch, – das Testament ist wohl verbrannt mit dem ganzen Lager, – und ist es sogar gerettet, – was kann es schaden, wenn nur diese Mordnacht die als Erbin Eingesetzte mit verschlingt? Wie dem sei, – sie soll – sie darf nicht leben!«

Schon hatte auch er das Thor erreicht. Das Tagesgrauen verbreitete bereits so viel fahlen Schein, daß er die fliehende Gestalt jenseit des Grabens bald entdeckte: ihr ganz weißes Gewand verriet sie, auch ihr hellrotes flatterndes Haar, wann der Wind den Flammenschein des brennenden Lagers in der Richtung ihrer Flucht aufflammen ließ. Er sprang in den Graben, schrie auf und fiel um: die Füße schmerzten allzusehr! Nur mit Mühe und mit heftiger Pein gelangte er, kletternd und sich mit den Händen emporziehend, auf den Südrand des Grabens.

Der Vorsprung der Fliehenden war größer geworden. Grimmig erkannte er das: er verdoppelte, die Schmerzen verbeißend, die widerstrebenden Füße zwingend, seine Anstrengung, sie einzuholen. Wohl war die Fliehende hart erschrocken, als sie bei dem Austritt aus dem Thor in der Ferne nun abermals vor sich wie hinter sich Lohe aufsteigen und Kampfplärm ertosen hörte: von der Ankunft der Schiffe, von dem Lager am See hatte sie durch Prosper erfahren: sie begriff also, daß nun wohl der Kampf um jene Schiffe tobe. Aber ohne Besinnen folgte sie dem Trieb, der sie von Herculanus hinweg gerade hinunter an den See fortgerissen hatte: dort traf sie, wenn auch abermals die Schrecken der Schlacht, doch sicher ihre Landsleute. So lief sie

geradeaus hügelabwärts, stets eifrig ausspähend, ob sie nicht schon unterwegs irgend eines Alamannen ansichtig werde.

Aber die Menschen, auf welche sie traf, waren nicht Alamannen: Römer waren's und lagen tot oder sterbend am Boden.

Einmal erschreckte sie ein plötzlich ansprengendes Pferd, das quer über ihren Weg rannte: zitternd machte sie Halt, hinter einem Busch sich bergend: aber das Roß trug keinen Reiter: zwei – vier – sechs leere Pferde jagten dem ersten nach: von Römern und Alamannen, die da hätten drohen oder schützen können, war weit und breit nichts zu sehen: längst hatten sich Flucht und Verfolgung bis an den See hinabgewälzt. Da unten freilich wogte noch lärmender Kampf.

Von dem Busche zurückblickend – sie mußte einen Augenblick Halt machen, so heftig schlug ihr Herz – sah sie eine dunkle Gestalt, in dem Morgendämmer nun, deutlich wahrnehmbar, ihr immer noch hastig nachsetzend: ja es schien ihr, als ob, hinter derselben, ein zweiter Verfolger vom Lager nachgeeilt sei oder sich vom Boden erhoben hätte!

Aufs neue rannte sie vorwärts: sie hoffte zuversichtlich, ihre Landsleute am See zu erreichen, bevor sie eingeholt wäre: denn das Kind des Waldes war im Laufen geübt und ihr Vorsprung nicht unerheblich. Aber nach wenigen Schritten befahl sie neues Entsetzen. Sie hörte – diesmal gerade hinter sich – abermals die Hufschläge eines Pferdes: sie hatte zuerst gehofft, es sei wieder reiterlos: aber es folgte ihr schnurgerade und nun hörte sie allerlei Zurufe in der Sprache der Feinde, die das Roß zur Eile treiben sollten. Ein furchtbarer Gedanke durchschloß sie: um jeden Preis mußte sie umschauen, um zu prüfen, ob – ja, es war, wie sie gefürchtet! Herculanus hatte einen der ledigen Gäule, die seinen Weg kreuzten, ergriffen, sich darauf geworfen und verfolgte nun die mit Anspannung ihrer letzten Kräfte Fliehende – zu Pferd.

Sie hörte deutlich die schweren Füße in die sumpfigen Pfützen des Wiesenbodens einschlagen: – hörte, ach, lauter und lauter, also näher und näher! – den wilden Zuruf des Reiters und den Vierschlag der von Eile beflügelten Hufe. Kleiner, immer kleiner ward nun sehr rasch der Zwischenraum, der sie trennte. Todesangst überkam sie: sie gedachte, wie der Grausame in der Waldhütte schon sie hatte erstechen wollen wie ein Opfertier. In dieser Todesnot drängte sich ein Name, nur *einer* auf ihre Lippen: »Adalo!« schrie sie, »Adalo! Hilf, rette mich, rette Bissula!« Vergebens! Kein Mensch weit und breit: – keine Antwort.

Auch an der Uferstrecke, auf die sie zueilte, ward nicht gekämpft: nur tief im See schwammen brennende Römerschiffe und verfolgende kleine Kähne der Alamannen. Und ganz nahe schon war das verderbliche Roß! Schon hörte sie das Schnauben des mit Fersenstößen und Zügelschlag und Zuruf zu rasender Eile getriebenen Tieres.

Da – oh Rettung! – gewahrte sie im grauen Morgenlicht, ganz nahe dem Ufer, zwischen Schilf versteckt, zwei alamannische Kähne nebeneinander! Zweifellos waren das keine Römerschiffe: keine dreieckigen Segel, kein hoher Bug, – sie glaubte sogar an der Spitze des einen Kahnes Adalos Hausmarke, das sechzehnerdige Hirschgeweih, zu erkennen. – Ja, ja – da ragte es: – es war sein Nachen für den Felchenfang: einige Männer führten die Ruder. – Mehrere Male rief sie laut: »Hilfe, Alamannen, Hilfe für Bissula!« – Oh Wonne! Man hatte sie gehört. Die Männer ruderten

aus Leibeskräften, beide Nachen flogen gegen das Ufer hin gerade ihr entgegen! Und nun – neue Freude! – hörte sie hinter sich einen lauten Schrei und einen dumpfen, schweren Fall mit platschendem Geräusch: sie mußte umsehn!

Ja, da war das Pferd, überhetzt von dem mitleidlosen Reiter, gestürzt: – es lag auf der Seite und schlug mit den Beinen um sich. Aber ach! Zu früh hatte sie frohlockt! Unversehrt war der Reiter aufgesprungen und rannte nun – nur wenige Schritte war er noch entfernt – mit erhobenem Dolch auf sie zu. Hinter dem Pferd schien der zweite Verfolger aufzutauchen. Und das rettende Boot war noch mehrere Schiffslängen fern im See! Ohne Besinnen sprang das Mädchen in das Wasser, watete, so lange es Grund fand, stieß sich dann mit kräftigem Ruck vom Boden ab, breitete die weißen, kraftvollen und kraftgeübten Arme aus und schwamm auf das nächste Boot zu. Kein Mädchen am Nordufer übertraf Bissula im Schwimmen: aber schwer hemmte sie das lange, das faltige Gewand: es wickelte sich sofort, sowie es ganz durchnäßt war, um ihre Füße und hinderte sie gewaltig, dem Vorstoß der Arme mit den Beinen zu folgen. Und: – Entsetzen! – Geplätscher hinter ihr verkündete, daß ihr der Verfolger – oder gar zwei: denn zweimal hatte sie einen Sprung oder schweren Fall zu vernehmen geglaubt – bis in den See hinein gefolgt war! Diese Furcht lähmte ihre letzten Kräfte: auch die Arme versagten ihr nun: sie sank mit dem Gesicht tief ins Wasser. Noch einmal hob sie sich daraus empor: da fühlte sie von hinten von dem Verfolger ihr langes Kleid gepackt und landwärts gezerrt: doch augenblicks ließ die Faust wieder los: ein gellender Todesschrei schlug an ihr Ohr: gleich darauf folgte ein dumpfes, zorniges Gebrüll: sie wandte den Kopf und sah Herculanus versinken in den Armen einer gewaltigen schwarzbraunen Gestalt. »Bruna!« rief sie noch. Dann drohten ihr die Sinne zu vergehen. Die Ohren brausten ihr so wunderbar, Wasser, allzuviel Wasser war ihr in Nase, Mund und Ohren gedrungen. Sie sank.

Da faßten sie vier starke Arme an den Schultern und den – zum letztenmal – hoch aus dem Wasser gereckten Händen. Mit gewaltiger, aber schonender Kraft fühlte sie sich in den Kahn gehoben. Sie schlug die Augen auf: Ausonius und Saturninus standen vor ihr. Sie schrie laut auf im Schmerz der bittersten Enttäuschung – und schloß, ohnmächtig, die Lider.

Elftes Kapitel.

Den Ausgang des Kampfes um das Schiffslager und die Schiffe hatte auch das Eintreffen der Truppen des Saturninus nicht mehr rückwenden mögen: schon lang vorher, ja fast im Augenblick, da dieser Kampf begann, war die Entscheidung gefallen. Denn die Überraschung war hier beinahe noch vollendeter gelungen, als bei dem Angriff auf den Idisenhang.

Nannienus, der wackere Feldherr, hatte sich, trotz der Kühle der Septembernacht, auf dem Hochverdeck – über dem zweiten Ruderstockwerk seiner dreißigrudrigen Bireme – die einfache Lagerstätte bereiten lassen, bestehend aus einer Woldecke über den Schiffsplanken, einem gerollten Tau unter dem Nacken und seinem bretonischen Fließmantel als Decke. Auf die Warnung des Kolonisten aus Arbor, der nun die Wache am Steuer antrat, vor der nächtlichen Kühle des Sees, hatte er lachend geantwortet: »Ei, wie oft kreuzte ich nachts, nicht wärmer gebettet, zwischen Britannien und Gallien! Soll sich der germanische Ozean vor diesem Süßwasserteich schämen? Nichts besseres zum Schlaf, als das schaukelnde Schiff unter mir und die Sterne über mir! – Leider giebt es heut' Nacht keinen Mond und wenige Sterne. Seltsam, dieses Schwanengetön. – – Habe nie geglaubt, daß es so viele Wildschwäne giebt!« – Unter dem Gedanken an die Schwanenrufe war er eingeschlafen. Sie verfolgten ihn in Schlaf und Traum. Von beiden Seiten sah er zahllose weiße, braune, schwarze Schwäne aus den Schilfwäldern heranwogen gegen sein Geschwader: drohend hoben sie die hoch zum Schlag gestäubten Schwingen. –

Nach langem Schlaf erwachte er: allmählich, wie nach gesundem Schlummer nur langsam, nicht auf einmal, die Gedanken sich vollklar einzufinden pflegen. Ihm war – träumte er noch immer? – als ob wirklich das Rufen und Singen der Schwäne von beiden Seiten her näher drang, begleitet von eigenartigem, leisem Schwirren, Surren, Rauschen, hin und wieder auch einmal von lauterem Plätschern im Wasser. Noch halb im Schlaf fragte er den Mann am Steuer: »Was ist das für ein Gesurre vom Schilf her?« »Die Schwäne, Herr, die Wildschwäne!« antwortete der Gefragte, der alte römische Kolonist aus Arbor, ein treu kaiserlich gesinnter Invalide der XXII. Legion. »Ich kenne das genau! Zu vielen Tausenden hab' ich sie oft bei Sonnenuntergang in die Schilfwälder dieses Sees einfallen sehen. – Sie rüsten schon zur Reise.« – »Nein,« rief der Bretone aufspringend. »Das sind nicht Wasservögel, das plätschert allzustark!« Er hob den Helm aufs Haupt und lugte nun scharf aus. »Die Nacht ist pechschwarz, – aber sieh: da aus dem Schilf schwimmt was heran: Schwäne? – Nein, nein!« – Er riß das Schwert aus der Scheide: – »Das sind Boote! – Zu den Waffen! – Lichtet die Anker! – Der Feind!« –

Im selben Augenblick flammte hoch auf dem Idisenhang grelles Licht auf, leuchteten rote Fackeln im Schiffslager am Ufer, flog über des Admirals Helmbusch ein brennender Strohkranz in das halb gereifte Segel, blieb, darin verfangen, liegen und schon züngelte flackernd die Flamme, vom Nordwind angeblasen, das Segel, die Rahen, den Mast empor. Und schon auch kletterten auf allen Seiten die Wandungen herauf dunkle Gestalten.

Und wildes Geschrei der Überfallenen, im Schlafe Gemordeten erscholl auf allen Schiffen und vom Schiffslager am Ufer her. Dem ersten Enterer sprang Nannienus mit gezücktem Schwert entgegen: aber dieser Verzweifelte schien des eigenen Lebens nicht zu achten: ohne den Hieb zu parieren, der haarscharf an seinem helmlosen Haupte niederfuhr, hatte er eine Art Harpune, das heißt einen acht Fuß langen Speer mit scharfer Spitze und nach rückwärts gebogenem Haken, wie sie im Winter zur Erlegung der größten Waller durch Löcher in das Eis des Sees geworfen wurden, in den ehernen Gürtel des Feldherrn eingeschlagen, diesen mit gewaltigem Ruck an sich gerissen und über Bord geschleudert.

Er fiel in einen alamannischen Nachen, der hart am Steuerbord seiner Bireme lag, auf eine Ruderbank: er lag da geraume Zeit betäubt vom Aufschlagen des Kopfes: der Kahn war leer: alle seine Insassen hatten geentert.

Als er erwachte, sah er sein Admiralschiff und die meisten anderen Fahrzeuge in hellen Flammen stehen, desgleichen sein Schiffslager und sogar das Lager des Saturninus hoch auf dem Idisenhange brennen.

Da erkannte er, daß alles verloren war.

Überall sah er bereits seine flüchtige Armada, soweit sie nicht in Flammen stand, durch die Barbaren verfolgt. Er trachtete, sich nach Arbor zu retten. Eilfertig schnallte er den verräterischen Römerpanzer ab, – den Helm hatte er schon im Sturz verloren.

Nun gewahrte er, unter dem Gransen des Bootes zusammengerollt, einen germanischen Mantel liegen, er warf ihn um, stellte sich an das Steuer, – im Stehen ruderte und steuerte man diese Einbäume – drehte das viereckige grobe Segel windgerecht und flog bald, unbeachtet von den Germanen, welche den Kahn als alamannischen erkannten, über den See gen Arbor hin.

Nur einmal drohte ihm äußerste Gefahr: er hatte ein hochragendes römisches Schiff eingeholt, dessen Segelwerk zum Teil noch brannte, es ward aber das Feuer mit sichtbarem Erfolg von der Mannschaft gelöscht. Eben wollte er es anrufen und befehlen, ihn aufzunehmen, als er, zu seinem Schrecken, erkannte, daß die Bemannung des Schiffes aus Alamannen bestand, – wie *Er* in ein *germanisch* Boot geraten war – die auf der genommenen Bireme andere fliehende Römerschiffe nach Arbor hin verfolgten. Eilig ruderte er den Einbaum von dem großen Fahrzeug hinweg.

Und nun sah er, daß auch in Arbor eine furchtbare Lohe gen Himmel schlug.

Das war der Scheiterhaufe der römischen Herrschaft in der Seefestung: mit Grauen erriet er es, wandte seinen Kahn gen West-Süd-West und trachtete, statt des verlorenen Arbor die ferne, aber sichere Hafenburg Constantia zu erreichen.

Zwölftes Kapitel

Das Schiffslager war unter ganz besonderem Menschenverlust der Römer genommen worden. Einen Lagerwall und Graben hatte man in den wenigen Stunden nach der Ankunft nur der Form nach aufgeworfen, weil es einmal die alte gute Römerregel vorschrieb und weil Nannienus auf der Einhaltung bestand. Aber er selbst drückte ein Auge zu über der lässigen Ausführung. Sollte doch schon morgen bei Tagesanbruch dies Lager verlassen und dessen Mannschaft zur Besetzung des Idisenhanges und zum Marsch gegen die Barbaren verwendet werden. So war der Graben nur wenige Fuß tief ausgehoben, der Wall nur wenige Fuß aufgeschüttet worden: weitere Befestigungen unterblieben. Daher drangen die Alamannen sofort von allen Seiten in das von Schlaf und Wein zugedekte Lager. Und der alte Herzog hatte ihnen einen Rat gegeben, den er aufgegriffen hatte aus den Liedern eines wandernden Sängers, der in des Gaugrafen Halle zur Harfe alte Vorzeitgeschichten seines eigenen Stammes vorgetragen hatte. Der Mann war ein Bataver und hieß – in seltsamer Mischung! – Julius Claudius Civilis Chlodomer. Wandernd zog er von Stamm zu Stamm, soweit man nur irgend seine Mundart noch verstand, und sang und erzählte die alten Lieder und Sagen. Und so berichtete er denn auch, wie vor drei Jahrhunderten sein Volk, das wasservertraute, geführt von seinem Ahnherrn, der, obwohl Germane, die gleichen römischen Namen trug wie nun der Spätenkel, grimmig gegen das römische Joch gekämpft und manchen Sieg erfochten hatten, begeistert von Veleda, einer weissagenden Jungfrau der Brukerer.

Und er sang, wie sie einmal am Rheinstrom in mond- und sterneloser Nacht ein römisches Schiffslager überfielen: die Schiffe ankerten im Strom, am Ufer standen viele Zelte. Da durchschnitten die eingedrungenen Bataver vor allem die Haltseile, die, um die Pfosten geschlungen, die Zelte aufspannten: von ihren eigenen auf die Häupter der Schläfer niederstürzenden Zelten begraben, verwickelt und gefangen, wurden die Wehrlosen leicht überwältigt:

»Wie Fische gefangen
In nächtlichen Netzen
Sie zappelten zeternd in ihren Zelten.«

Diese Siegstäbe des Batavers hatte sich der alte Herzog scharf eingepägt: – das hatte ihm am besten gefallen an der ganzen Dichtung, – und nun wandte er an, was er gelernt hatte.

Die Überfallenen wurden erst geweckt durch die über ihnen zusammenbrechenden Zelte, durch Flammenschein von allen Seiten und – dann erst – durch das Siegesgeschrei der Germanen. Ohne Widerstand stoben sie auseinander, sahen auch die Schiffe, die nächste Zuflucht, brennen, wollten nun zu dem Kugellager emporsteigen, sahen aber auch da oben Feuergarben aufsteigen und flohen nun, planlos, ziellos, links und rechts am Seeufer hin, wenig verfolgt von den Siegern, die sich vielmehr vor allem der römischen Kleinschiffe bemächtigten und in diesen ihren Waffenbrüdern beistanden, die stolzen Biremen zu entern. Jene römischen Kleinschiffe faßten

immerhin mehr Mannschaft und waren viel hochbordiger, zum Erklettern der Wandungen der gewaltigen Kriegsschiffe viel mehr geeignet, als die kleinen, niedrigen Fischerkähne – fast lauter Einbäume – der Alamannen. So kam es, daß alsbald gar mancher germanische Nachen, völlig leer, an das Ufer trieb, dessen Bemannung in römischen Kleinschiffen die römischen Großschiffe verfolgte oder bereits geentert hatte. –

Als Decius mit seinem kleinen Häuflein von Illyriern und Batavern, die er um den verwundeten Feldherrn und um Ausonius zusammengehalten hatte, das brennende Schiffslager erreichte, erkannte sogar Saturninus, die in vollen Flammen stehenden Biremen vor Augen, – widerwillig genug, – daß auch hier alles verloren und an Fortsetzung des Kampfes nicht zu denken war. Er willigte zögernd ein, jetzt nur mehr an rettende Flucht zu denken. Rignomer zuerst, der schon im Seethor sich dem Feldherrn angeschlossen hatte, entdeckte, am Ufer hin- und herspähend, mehrere verlassene, in der Nähe treibende Kähne der Alamannen. Er sprang ins Wasser, erreichte, watend und schwimmend, den ersten, stieg hinein, fand die Ruder uneingezogen in den Weidenwieden steckend, ergriff sie, ruderte auf die nächsten drei leeren Kähne los, knüpfte sie mit den am Gransen in das Steueröhr geschlungenen Stricken aneinander und brachte rasch sein kleines Geschwader so nah an das Land, daß in den größten Kahn der verwundete Feldherr gehoben und das ganze Häuflein der Flüchtigen – zu je fünf oder sechs – in die drei andern Nachen aufgenommen werden konnte. Auf seinen Rat legten sie alle die weithin kenntlichen, hochragenden Römerhelme und auch die glänzenden Römerpanzer ab. Sie trennten sich auf seinen Vorschlag – dem segelkundigen Bataver folgte auch Decius gern, – um die Augen der Feinde nicht so leicht auf sich zu ziehen: so hoffte man unvermerkt, vereinzelt, das Südufer – Arbor – zu gewinnen.–

Als Hariowald mit den Seinen an das Ufer herab gelangte, fand er nur mehr die Aufgabe vor, rasch alle erreichbaren römischen wie germanischen Schiffe, die etwa unbenutzt am Ufer lagen, mit seinen Männern zu besetzen und die Verfolgung der Kriegsschiffe über den See hin fortzusetzen. Er sprang in einen römischen Transportnachen und ließ sich an das Feldherrnschiff des Nannienus rudern, dessen Brand die Enterer nach Bewältigung der Besatzung gelöscht hatten. Ein Mann warf ihm von dem hohen Bord eine Strickleiter in den Nachen und reichte ihm die Hand, ihm an Bord zu helfen. Es war nun Morgendämmerung: der Herzog erkannte Fiskulf, den Fischer. Erstaunt sprach der Alte: »Wie? Hat dich Wodan wirklich gerettet! Dann ist er noch mächtiger – und noch gütiger! – als ich geahnt.« »Muß wohl sein,« lachte der andere vergnügt. »Ich war der erste hier oben, warf den ersten Brand in das Hauptsegel und schwang den Walenfürsten steuerbord-über, wie einen Seelachs aus dem Eisloch. Das schöne Schiff aber habe ich dann retten, löschen lassen. Ich dachte: nehmen ist doch noch besser als verbrennen. Hab' ich mein Wort erfüllt?« – »Übertroffen. – Und du bleibst unversehrt?« – »Nicht ganz: ein Ohr trag' ich fortan zu wenig. Das muß man sagen: – scharf schleifen sie ihre Kurzschwerter, diese Walen, und kräftig hauen sie! Schau' her: nicht die Mutter, die mich geboren mit zwei Ohren, sollte glauben, daß hier je ein Ohr aus dem Haare gelugt: so glatt und haarscharf hat er mir's abgehauen.« Der Herzog gab ihm die Hand: »Du trittst in meine Gefolgschaft, Fiskulf! Du hast jetzt gelernt, auf mich zu hören und mir zu gehorchen!« – »Ja, Herr, auch mit *einem* Ohr! Vermiss' ich künftig das zweite, werd' ich mir immer sagen, weshalb ich's eingebüßt.« –

»Und wie der Hohe dir das ihm verwirkte Leben geschenkt: – vergiß das nie! – Jetzt aber wollen wir die Walen mit ihrem eigenen Prachtschiff über den See nach Arbor jagen! Zieht alle Segel auf!« – »Herr, woher nehmen? Sind alle verbrannt.« – »So spannt eure Mäntel als Segel auf: der Wunschwind hilft sie blähen: ein frischer Westnordwest springt ein um Sonnenaufgang. Seht ihr, wie sich bereits die Wellen kräuseln? Da bricht der erste Strahl des Morgenrots aus dem Gewölk! Hurtig, ihr Männer, faßt die römischen Ruder, – die Morgensonne muß uns auf dem Südufer grüßen! Ha, seht ihr, dort drüben? In Arbor steigen mächtig Rauch und Flammen auf! Unsere Ostleute, die Hermunduren und die – jetzt freien! – Stammgenossen, bisher unterm Joch der Fremden, haben Wort gehalten! Auf! Hinüber nach Arbor, den dritten Sieg der *einen* Nacht zu feiern!« Er selbst ergriff das Steuer, und majestätisch rauschte das stolze Admiralschiff der Römer, den Hintergransen der Nordküste zukehrend, nun von den Siegern gerudert, über den See.

Die Mäntel, braun, blau, gelb, rot, blähten sich in einer frisch blasenden Nordwestbrise: und sausend schoß das gut gebaute Schiff durch die Flut, die schon unter dem hellen Morgendämmer, den heitern Himmel wiederstrahlend, ihr wunderschönes Blau gewann. Vor dem mächtigen Bug brachen sich weißschaumig die Wellen und spritzten hoch den Gischt empor: und leichte rosige Wölklein spiegelten sich, von Osten her, in der Flut. –

Vom dunkeln Mantel umwallt, vom weißen Haar umflattert, vom weißglänzenden Helme gekrönt, hob sich prachtvoll vom Himmel ab die hohe Gestalt, die unbeweglich am Steuer saß, den Speer über die Schulter gelehnt. So verschwand allmählich Schiff und Steuermann den Augen, die ihm vom Nordufer nachspähten.

Auch Rignomer sah ihn, hinter seinem Segel versteckt, vorlugend und erkannte ihn genau. »Sie können mich schelten, soviel sie wollen!« brummte er. »Wo ist Brinno geblieben, der ihm trotzen wollte? – Sie können sagen, was sie wollen! Ob auch in Menschengestalt – er ist es *doch!*«

Dreizehntes Kapitel.

Aber der Bataver ward aus seinen mythologischen Studien jäh aufgeschreckt. Er hörte von Osten her den germanischen Ruf: »Römer! Römer! Drauf los!« und sah einen Kahn voll Alamannen wenden und auf sie zuhalten, »Rasch! Auseinander! Nach allen Seiten!« gebot er. Und die Kähne der Flüchtigen stoben auseinander. Zwei verlor er bald aus dem Gesicht. Auf sie lenkte sich die Verfolgung, die Germanen jagten sie in den Weitsee hinaus – nach Süden. Er selbst steuerte und ruderte zugleich, von mehreren Soldaten unterstützt, ganz dicht am Lande hin nach Westen, wo er eine kleine Strecke hohen Schilfs glücklich erreichte.

Er barg den Nachen darin: bald stieß der zweite Kahn, der Decius trug, zu ihm. In diesem Schilfversteck nun gewährte Ausonius, auf des Saturninus Befehl nach dem Ufer ausspähend, ob nicht noch versprengte Römer aufzunehmen seien, die im Morgendämmer nun deutlich sichtbare Gestalt eines Mädchens in hellglänzendem, weißem Gewand, das in raschster Flucht gerade auf die beiden Kähne zueilte: schon glaubte er, Bissula zu erkennen: da schlug vollends ihre wohlbekannte Stimme an sein Ohr, – ihr Ruf: »Adalo, Alamannen, helft Bissula!« er sah auch einen Reiter, der sie wütend den Hügel herab verfolgte. Er befahl, rasch ans Ufer zu fahren. Prosper, auch Rignomer zögerten. »Herr,« warnte dieser, »sie morden alles!« – »Gleichviel! Bissula! Es gilt Bissula!« Da gehorchte Rignomer sofort, – er hatte hinter seinem Segel die Kleine nicht sehen und hören können – drehte das Steuer und blitzschnell schoß der Kahn gegen das Ufer.

Rignomer trieb nun die Soldaten an, aus allen Kräften zu rudern – auch die übrigen im Kahn erkannten jetzt die Fliehende – und so kamen die Retter gerade noch recht, die Sinkende aufzunehmen.

Lange, lange lag sie, nach voller Erschöpfung der Kräfte, ohnmächtig am Boden des Kahnes. Rignomer hatte ein Fischernetz, das er unter dem Gransen gefunden, zusammengeballt und ihr als Kopfkissen untergeschoben. Ausonius lehnte, auf der Ruderbank sitzend, das schöne Köpfchen gegen seine Kniee: besorgt blickte er auf sie herab. Rignomer rieb ihr die erstarrten Hände.

Die beiden Kähne verließen inzwischen das Schilfversteck, ruderten zunächst gerade südlich in den See hinaus und wollten sich dann in weitem Bogen, die Verfolgung umgehend, östlich nach Arbor wenden.

Aber sie kamen nicht weit. »Was hast du beschlossen, Feldherr?« fragte Decius, aus dem dicht daneben rudernden Kahn herüber rufend. »Rache!« antwortete Saturninus grimmig. »Rache für diese unerhörte Schmach! Sobald ich Arbor erreicht habe, flehe ich den Kaiser an, wenn jemals Saturninus sich um das Reich verdient gemacht hat, mir drei Legionen zu geben. Sie sollen diese Nacht entgelten, die Barbaren!« »Haltet an,« gebot da Rignomer. »Schon lange sehe ich ein Schiff – ein römisch Schiff – gegen uns anfahren.« »Wo? Woher?« fragte Decius. »Es birgt am Ende auch Barbaren!« – »Nein, nein! Es kommt ja von Südwest! – Seht dort; von Constantia her!« »Ja,« rief nun Decius. »Das ist des Kaisers schnellstes Eilschiff! Ich kenn' es – es führt die große Purpurflagge: – also trägt es den Kaiser selbst . . . –« »Oder einen vom Kaiser

entsandten Magister militum,« bemerkte Saturninus. Die beiden Kähne machten Halt: das rasche Schiff brauste heran.

Es mochte zuerst Barbaren in den Kähnen vermutet haben: aber bald entdeckte die Besatzung die römischen Freunde: es erreichte nun die Flüchtigen.

Da stand an Bord des Eilschiffes neben einem reichgerüsteten Feldherrn: – Nannienus. »Oh Freund,« rief Saturninus, das Haupt erhebend, »daß wir uns also wiedersehen! – Und du, Andragathes, was bringst du? Hoffentlich Hilfe, Verstärkungen! Wir sind geschlagen: – Heer und Schiffe verloren!« Und er stöhnte. »Ich weiß es, mein Saturninus!« antwortete der Gesandte des Kaisers. »Nannienus hier, den ich auf dem See, in einem Barbarenkahne fliehend, aufnahm, hat mir alles erzählt, was er selbst erlebt, – was er über dich fürchtete! Ach, was ist diese kleine Schlappe, – was sind diese zwei oder drei tausend Mann gegen den furchtbaren Schlag, der uns getroffen!« »Was ist geschehen?« fragten die römischen Führer erschrocken. »Ein zweites Cannae! sagt Gratian.« – »Oh welches Wort!« – »Kaiser Valens und sein ganzes Heer ist erschlagen! – Erschlagen von den Goten bei Adrianopel: vierzigtausend Römer liegen tot auf ihren Schilden, dreißigtausend sind gefangen. Der Kaiser Valens verbrannte, verwundet, auf der Flucht, in einem erstürmten Bauernhause! – Alle Ostprovinzen sind überflutet von den Goten, – selbst Constantinopolis, es ist bedroht! Gratian hat dich, Saturninus, zum Oberfeldherrn für das gesamte zitternde, verwaiste Ostreich ernannt. Er befiehlt dir, augenblicks zu ihm nach Vindonissa zu eilen, von da sein ganzes Heer sofort gegen die Goten an die Donau zu führen: – du bist seine, bist des Reiches letzte Hoffnung. »Nur Saturninus kann noch retten!« das gebot er, dir zu sagen,« »Und dieser Saturninus ist ein Stümper,« klagte der Illyrier, »und dazu ein wunder Mann. Von suebischen Räufern überfallen und schimpflich geschlagen, – aufs Haupt geschlagen in jedem Sinne!« lachte er grimmig. »Ah,« fiel Nannienus schmerzlich ein; »das ist gar nichts gegen mein Geschick! – Eine kaiserliche Flotte – unter *meinem* Befehl! – genommen und verbrannt von elenden Kähnen für den Weißfischfang!« »Oh,« fuhr Saturninus fort, »und nun nicht einmal mich rächen und meine Feldherrnehre an diesen Nachtbrennern! – Aber das Reich: – des Kaisers Befehl, – das geht allem vor! – Ich gehorche! – Auf, wendet das Steuer! – Wir fahren nach Constantia. Von da nach Bindonissa! – Folge sofort, Ausonius. Hörst du nicht?«

»Sogleich,« erwiderte dieser. – »Sie schlägt die Augen auf.«

Vierzehntes Kapitel.

Der Schnellsegler des Kaisers schickte sich an, den Kahn des Saturninus in das Schlepptau zu nehmen. Dies schien das Schonendste für den Verwundeten, den man nicht auf das hochbordige Schiff heben mochte. Mit dieser Arbeit beschäftigt, achteten die übrigen Römer in den beiden Kähnen nicht auf die Kleine, die sich nun aufrichtete. »Ausonius!« sprach sie matt, – auf ihn fiel auch jetzt ihr erster Blick. – »Wieder von dir – gefangen.« – »Gerettet von mir, – von uns Römern,« sprach er, strenger, als er, zumal mit ihr, zu reden pflegte.

Denn seltsame Wandlungen hatten sich in dem Beweglichen vollzogen. Noch war er nicht darüber klar, wie alles in seiner Brust, – wie alles zwischen ihm und ihr enden solle. »Zwar nicht *meinen* Namen, nicht *uns* hast du zu Hilfe gerufen! – Einen ganz andern Retter trugst du im Sinn! Aber gerettet haben dich nicht Alamannen, sondern wir: – wir Römer.« – »Vor deinem eigenen Neffen, – nur er verfolgte mich!« wandte sie heftig ein. Schaudernd erwiderte der Präfekt: »Ihn hat die Strafe ereilt! – Laß diesen Gedanken! – Ich habe dich gerettet: ich zuerst habe dich erkannt und habe, Freiheit und Leben wagend, – denn deine wölfischen Stammgenossen sind ja wilde Tiere und Mörder – befohlen, den Kahn zu wenden, nur um dich zu retten. – Also: Leben gegen Leben! Darin sind wir ausgeglichen. – Aber,« fuhr er ernst und feierlich und wohlmeinend fort, jedoch mit einem strengen und seltsamen, wie prüfenden Ton, – »aber wir haben doch noch nicht abgeschlossen miteinander, Kleine. Du hast mir weh, sehr weh gethan mit deinem wilden, rauhen, kindischen Nein! – Fast so weh, wie der Giftplan des – Verstorbenen! Der furchtbare Todesernst dieser Nacht hat mich erst gelehrt, wie lieb ich dich habe: immer hab' ich an dich gedacht, an dein Geschick, an *deine* Rettung! Mich selbst rief der Dienst: aber ich schickte dir meinen Treuesten . . . –« »Um meine Befreiung zu hindern!« – »Dich zu schützen, Undankbare! Als ich unter den Geschossen der Barbaren vom Wagen stürzte und zu sterben glaubte im nächsten Augenblick: auch da hab' ich nur dein! dein gedacht! Ich hab's erprobt in furchtbarster Probe: meine Liebe zu dir ist echt, ist keine Laune! Nur mit meinem Leben wird sie enden. – Und so – noch einmal – nicht als Lohn für deine rettende That – die hab' ich dir heimgezahlt! – nicht als Gnade oder Geschenk – wenn dich dieses Wort verletzt hat! – Noch einmal, zum letztenmal im Leben – und bedenk' es wohl, *niemals* geb' ich dich *frei*: – – noch einmal frag' ich dich: willst du meine Dienerin sein oder meine Gemahlin? Ich *bitte* dich, – hörst du es? – ich, Ausonius, ich bitte dich: werde mein Weib!« – »Nie! Niemals!« rief das Mädchen und sprang vom Boden auf. »Vermessene!« erwiderte der Verschmähte, gekränkt und bitter gereizt: »Du vergißt, – du bist abermals meine Gefangene – abermals in meiner Gewalt.« Ein stummer Blick Bissulas in die Wogen des hier sehr tiefen Sees war die einzige Antwort. »Aber,« fuhr Ausonius, ohne die Bedeutung dieses Blickes zu verstehen, fort: »Ich kenne ihn jetzt, den Grund dieser trotzigen, sinnlosen Weigerung! – Du hast mich getäuscht, da du sagtest, du habest keinen Geliebten.« »Ich habe keinen, der mich liebt,« sagte sie mit bitterstem Weh: Thränen füllten ihre Augen, während sie starr vor sich hinsah. »Du lügst!« rief Ausonius. »Jener Adalo!« Bissula zuckte zusammen. »Wahnsinnig muß er dich lieben!« Bissula horchte hochauf: – staunend sah sie ihn an: glühende Scham und seliger Schreck zugleich erfüllten sie. Aber er fuhr fort: »Hätte er sonst, ein freier Fürst

der Alamannen, mir und Saturninus feierlich das Angebot gethan: »Laßt ihr die Jungfrau ungeschädigt frei, so stellt sich Adalo als Gefangener«. – Weißt du, was das heißt? Fürs Leben, als Sklave!« – »Das hat er – er – gethan? Für mich?« Und stürmischer Jubel brach aus ihren Augen, aus ihrer Seele. Ausonius sah schweigend in ihr Antlitz. Dann sprach er: »Wie er dich liebt, – zeigt dieses Angebot. – Wie *du ihn* liebst – verrät dein glückstrahlend Auge! – Aber,« fuhr er prüfend, langsam fort, – »wisse – er trennt uns nicht mehr! – Du kannst die Meine werden, ohne ihm die Treue zu brechen. Denn . . . –« er faßte ihre Hand – – »Was ist? Was ist mit ihm? Rede!« – »Er ist tot.« – »Ah!« schrie Bissula auf. Und ehe Ausonius sie hindern konnte, hatte sie sich losgerissen aus seiner Hand, war auf das Ruderbrett des Kahns gesprungen und mit stummem Weh die Hände über dem Haupt zusammenschlagend, warf sie sich nach vorn.

Aber ein starker Arm fing sie auf: – es war Rignomer. »Halt, heißherzig Kind!« rief er, wohlmeinend. Jedoch wütend rang die Kleine gegen ihn an, – sie *wollte* hinab in den tiefen See: – bedenklich schwankte der schmale Kahn.

»Beruhige dich,« sprach da Ausonius, ernst und traurig. »Er lebt!« »Oh wie grausam konntest du spielen!« klagte das Mädchen, das der Bataver nun sanft auf die Ruderbank gleiten ließ: sie schluchzte in hellen Thränen, – aber es waren Thränen der Freude. »Kein Spiel, – nur eine Probe war's! Also – mit Schmerzen seh' ich's – also wirklich so herzgrundtief liebst du den blonden Knaben? – Auch wenn er gefallen, wolltest du lieber ihm in den Tod folgen, denn mir als Gemahlin – in Glanz und in Glück? – Oh Bissula: das ist hart!« – »Vater – Väterlein – zürne nicht! Ich kann nicht anders. – Ist es aber auch gewiß – er lebt?« – »Ja – du kannst nicht anders! Das ist es! Ich seh' es jetzt! – Getrost. – Er lebt! Ich sah ihn, fortgetragen von den Seinen. Saturninus und er tauschten Stoß und Hieb.« »Ja! Und,« warf der Tribun gutmütig ein – »sei ruhig, Kleine: – sein Hieb war wahrlich nicht schlechter als mein Stoß: – ich lebe noch: so wird er auch noch leben.« »Oh Ausonius!« flehte Bissula, bittend beide Hände erhebend. Doch er ließ sie nicht ausreden. Er strich sich mit der Hand nur einmal über die Augen. »Es ist vorbei! – Diese Stunde hat mich zum Greise gemacht!« sagte er unhörbar zu sich selbst. Dann fragte er: »Wo willst du ausgesetzt sein, – vor Suomars Waldhütte?« – »Dank, heißen Dank! Aber nicht dort, sondern links von hier: da unter den Weiden, – wo auf der Höhe ein Edelfhof ragt.« »Der seine!« rief Ausonius. »Den du ihm erhalten hast!« ergänzte Saturninus. »Alles sehr schön und edel, beinahe rührend!« fuhr der Tribun fort, der ganz hart bleiben wollte, aber doch der Kleinen, in deren Augen nun Freudeglanz und feuchte Tropfen zugleich wie Maienregen lagen, freundlich über die Hand strich. »Allein den Präfectus Prætorio von Gallien lass ich nicht mehr an jenes Ufer voller Mordwölfe zurückkehren. – Nein, – keinenfalls! – Auch keinen römischen Krieger wag' ich mehr. Wer schafft sie ans Land?« – »Ich mich selbst – allein!« rief die Eifrige. »Daß dich auf dem Wege nach dem Edelfhof wieder ein *römischer* Mordwolf verfolgt: die sind ärger!« rief da die Stimme eines Unsichtbaren auf germanisch. »Nein, großer Tribun,« schloß der Satz auf lateinisch, »ich werde das Kind zu seinen Freunden bringen.«

Und Rignomer trat nun wieder hinter dem Segel hervor, das ihn verdeckt hatte, – ganz verändert sah er aus: den Römerhelm hatte er schon längst abgelegt: nun hatte er auch den Panzer abgescnallt und einen braunen alamannischen Mantel umgeworfen, den

er im Kahn gefunden: statt der römischen Waffen trug er auf der Schulter eine lange eisengespite Stange, mit der man die Kähne schob und fortstieß, so lange man Grund fand. –

»Du?« fragte Saturninus. – »Auch du bist des Todes, greifen sie dich, – einen Krieger in römischem Dienst!« – »Verzeihung, das bin ich nicht mehr. Schon um Mitternacht lief meine Dienstzeit – das letzte der langen sieben Jahre, aus: was ich von da ab noch gethan –« »Es war danach,« grollte Saturninus. »Geschah freiwillig. Ich erneue den Dienstantrag nicht! Nein! Nein! Genug – mehr als genug – hab' ich davon! Der Kaiser schuldet mir noch den Sold für den letzten Monat: – ich lass' ihn fahren! Ich gehe heim zu meiner Mutter an die Yssala. Aber vorher bring' ich dies verlaufene Kind nach Hause,« Damit faßte er ihre Hand: »Spring' über! – Kleine: sieh, der andere Kahn ist leer: sie sind alle auf das Eilschiff hinaufgeklettert – spring' über! – Fröhlich! Es geht nach Hause!« »Es sei!« – sprach Ausonius ohne Groll, aber ernst: »Leb' wohl, Bissula! Wir scheiden: – auf niemals wiederseh'n!« Er wandte sich ab.

Da warf sich das Kind an seine Brust und küßte ihm unter strömenden Thränen die edle Stirn: – so schön war sein Antlitz nie gewesen: »Ausonius! Leb' wohl!« Gleich darauf sprang sie in den zweiten Kahn, in welchem Rignomer bereits stand und sie auffing. Noch einmal wandte sie sich gegen den andern Nachen, der nun, mit einem Tau an dem Hinterbug des Eilschiffes befestigt, diesem zu folgen begann, wie es, von vielen Rudern bewegt, gen Südwesten zu brausen anhob.

»Vater Ausonius: – Dank!« rief sie.

Aber er hörte es nicht.

Er hatte das graue Haupt fest an die Maststange gepreßt, abgewandt von der davongleitenden jungen Freundin: er weinte bitterlich. –

Rasch flog das Eilschiff, den Kahn nachschleppend, davon.

Kraftvoll holte der Bataver am Ruder aus: – schnell näherte sich der leichte Nachen dem Ufer. Das Mädchen sah nicht mehr dem verschwindenden Römerschiffe nach. Mit klopfendem Herzen sprang sie vor, an die Spitze des Kahns. An diesem ragte von dem Schiffsschnabel Adalos stolze Hausmarke: das sechzehndige Geweih – sie konnte sich nicht enthalten, es zärtlich mit der Hand zu streicheln. –

Aber gleich darauf wandte sie sich, lachte hell auf, schlug freudig in die Hände, daß es patschte, und rief: »Nun, Rignomer, sollst du mal sehen, was Ruderziehen heißt. – Das geht mir viel zu langsam!«

Sie hob zwei Ruder von dem Boden des Kahns, steckte sie geschickt in die Weidenwieden, ergriff sie mit beiden Händen und ruderte nun stehend, das Gesicht dem Lande zugewendet, mit einer Kraft und einer geübten Regelmäßigkeit, daß Rignomer staunend ausrief: »Bei Freias Augen, Mäd'el, du könntest jeden Tag Bootsjung' auf der Yssala werden! – Das kannst du *auch*? – Schade, daß du nicht mit mir zu meiner Mutter gehst!« Sausend schoß der Kahn ans Land, in den Ufersumpf. Mit hohem Satz, bevor Rignomer ihr helfen konnte, war sie draußen.

Scharf auf den Edelhof hatte der sichere Steuermann gehalten: so sahen sie nun den stattlichen Holzbau gerade über sich auf der Anhöhe ragen. »Ah, Dank sei Donar,« jubelte die Kleine. »Er hat sein Lieblingstier gerettet: – wie die Bärin mich.« – »Was?

Was suchst du im Schlamm?« – »Schau – Bärenspuren – ganz frische! Sie ist nicht ertrunken! Sieh, da von rechts her, am Ufer entlang ist sie gelaufen, auf dem alten Pfad, wo Sippilo und ich immer zum Fischen gingen.«

»Wer ist Sippilo?« fragte der Bataver. »Noch ein Adalo?« – »Ach was! Ein Kind! – Und sieh nur: von hier ab geht die Spur gerade auf zum Edelhof! – Komm doch! – Nicht gehen! Springen! Hügelan hupfen!« »Nein, Kleine,« sagte der Begleiter ernsthaft. »Hupfe du, – ich hupfe nicht mit. – Den Weg scheinst du ja zu kennen: recht gut zu kennen! – Weit und breit ist kein Mordmensch zu sehen. – Du kommst auch ohne mich wohlbehalten in den Hof. – Aha, da ragt *auch* ein mächtig Hirschgeweih vom First. – Also deshalb deine Freude über das Schiffszeichen! – Nun, leb' wohl, Kleine! – Das Wiedersehen, das heißt das deinige mit Adalo und all' den andern Hirschen: – das schenk' ich mir!« – »Sie würden dir danken für soviel, das du mir gethan!« – »Dank' für den Dank! Hab's nicht für die gethan.« – »Wohin?« »Nach Hause. Nach Nord und West. Nein! Sorge nicht um mich. Ich komme schon durch. Hier auf der Brust, Kleine, trag' ich den Sold und den Beutewert von fast sieben Jahren! Und auf der Schulter diese Stoßstange, – mit beiden zusammen kommt man weit. – Leb' wohl! – Und,« – flüsterte er ihr leise ins Ohr, – »folg' meinem Wort: verdirb es niemals mit dem, der sich euren Herzog nennt, – denn das ist: – *Er!*«

Damit strich er ihr mit plumper Zärtlichkeit über das Haar und das hold gerundete Haupt, und sprang nach Westen hin den See entlang. Noch einmal blieb er stehen, nach ihr umzuschauen: – er wollte ihr nochmal winken.

Aber sie sah ihn nicht.

Sie lief – mit glühenden Wangen – hügelaufwärts.

Fünfzehntes Kapitel

Es war nun heller Morgen. Prachtvoll strahlte die Sonne auf Gebirge und See. Schmale Wolkenstreifen, die bisher wie ein Schleier und ein langgezogener Speer das Haupt und die Mitte des Säntis umgeben hatten, sanken rasch ins Thal. Es hatte in der Nacht einen ganz leichten Schnee auf Säntis und Tödi und die andern höchsten Berghäupter gelegt: der glänzte wie glitzernder Krystall.

Friedlich war's hier. Der Krieg hatte – dank Bissula! – seine Zerstörung hierher nicht getragen.

Funkelnder, starker Reiftau lag reichlich auf allen Halmen. Das Waldkind, solange abgesperrt von See und Hag und Feld, empfand die junge Freiheit in der wiedergegebenen Natur wonnig: tief holte sie Atem: ja sie wandte sich einmal, trotz aller Ungeduld ihres eiligen Laufes, stehen bleibend, gegen den hellblau leuchtenden See und die weiß und goldig strahlenden Häupter der Berge.

»Ich weiß euch nicht alle mit Namen zu nennen, ihr guten, ihr holden, ihr lieben Götter, die ihr das alles so wacker geleitet habt und mir geholfen auf dem Land und im Wasser: – und die ihr daher leuchtet aus Sonne und Bergglanz! – Und Adalo lebt, das ist das Beste, das Allerbeste, was ihr gethan habt! – Ihr Götter – ich kenn' euch nicht alle: aber ich dank' euch allen miteinander!«

Und sie streckte beide Arme weit geöffnet der Sonne entgegen.

Doch hastig, damit die Seefrau und der Bergkönig Donar, der auf dem Säntis thronte, es nicht übelnähmen, – grüßte sie mit beiden Händen, rasch nacheinander sie hebend und senkend, wie man etwa einen guten Freund auf dem See, ihn von weitem erkennend, begrüßt, nach dem Wasser zu und nach den Bergen hinüber.

Nun sprang sie wieder ungeduldig den Hügel aufwärts. Wohl hatten die meisten Singvögel längst den See verlassen. Aber ein Rotkehlchen, das hier immer überwinterte, erkannte die Freundliche, die ihm gar oft in den Schnee Futter gestreut: – zutraulich flog es stets ein paar Schritte vor ihr her und begrüßte sie mit kurzem, leisem Zwitscherton: – erst vor der Hallthüre huschte es zur Seite.

In der großen Halle des Edelhofes lag Adalo auf flacher Erde ausgestreckt, aber auf gar weichen Fellen, das Haupt gegen die Stufen des Hochsitzes gelehnt, die Füße gegen den Eingang. Seine Locken ruhten im Schoße Waldruns, der Greisin: er hatte die Augen geschlossen. Zu seiner Linken lag, in umgekehrter Richtung, Zercho, das Haupt gegen die Thüre gewendet, einen mächtigen Metbecher neben sich. – Zu seiner Rechten stand Sippilo, ängstlich die Augen auf des Bruders Antlitz gerichtet. Neben dem Wunden aber lag Bruna, die Bärin: sie leckte ihm, leise brummend, die schlaff herabhängende Hand. Sie zuerst rührte sich, den Kopf hebend, als auf dem glattgestampften Sand vor der Thüre leichte Tritte hörbar wurden. Da sprach die Blinde leise, daß der Wunde es nicht höre, zu den beiden andern: »Das ist Bissulas Schwebeschritt.« Bissula erschien in der Thüre. Sippilo sprang auf, Zercho hob den Kopf: aber das Mädchen winkte allen, zu schweigen: unhörbar schwebte sie, barfuß, zu Adalos Lager heran und legte ihm die kleine Hand auf das Haupt.

»Bissula?« sprach dieser, die Augen aufschlagend.

Sie beugte sich über ihn: – ihre roten Locken fluteten auf sein bleiches Gesicht. »Bist du's, Kleine? – Nein, nein! Die schönste der Walküren kommt und trägt mich hinauf – seht ihr die Schwanenfügel?« – Ihr weißes Gewand rauschte um seine Schultern. – Auf, nach Walhalls leuchtenden Höhen.«

Einen Blick qualvoller Angst warf das Mädchen auf Waldrun. »Getrost,« – sagte diese fest, – »er bleibt leben. Und alles wird, wie ich gesagt.« – »Du mußt jetzt immer bei uns bleiben!« rief Sippilo und ergriff ihr Gewand, als wollte er sie gleich festhalten. – Bruna hatte sich freudig brummend erhoben und legte eine Pranke gegen ihr Knie, mit klugen Augen zu ihr emporschauend: dankbar streichelte sie dem Tier das breite Haupt und reichte Zercho die Hand, der sie demütig küßte: – lachend, mit weinenden Augen, schluchzte er: »Oh Geistchen, rotes Geistchen!«

Nun aber machte sie sich los, beugte sich nieder und rief: »Nein, Adalo, keine Walküre, Bissula ist es, die kleine, die rote, ach, die so arg, so bitter böse! Adalo, – schweig – rede nicht, – ich weiß alles – ich weiß auch, was du für Bissula thun wolltest, – was du geboten hast! Das war auch einmal böse von *dir*! Still – still! – Es war ja – so – so wie du nur bist – von allen Menschen auf der Erde – nur du allein! – Schweige jetzt, Lieber, – rühre dich nicht. – Ja, ja, hier bleib' ich, deine Pflegerin, – deine Magd, so lange du mich brauchst. – Ach, ich bitte dich so sehr, – ich bitte dich: – nimm mich! Nein, nein! Laß deinen Arm ruhen! Noch nicht an deine Brust! Aber ich will alles thun mein Leben lang – so blind gehorsam! – wie du es willst: nur laß mich bei dir sein, – dein Eigentum!«

Und sie senkte das Köpfchen auf seine Brust.

Da richtete er sich auf, küßte das rote, das flutende Haar, küßte den roten, den schon wieder lächelnden Mund und die noch thränenden Augen und sprach selig: »Oh Bissula, – du Liebe! – Du Böse! – Du meine Braut!«

Felix Dahn

Gelimer

Historischer Roman aus der Völkerwanderung

(a. 534 n. Chr.)

Motto:

Nur durch die gleichen Tugenden, durch
welche sie

begründet worden, werden Reiche erhalten.
Sallustius, Catilina.

O Welch ein edler Geist ward hier zerstört.
Shakespeare, Hamlet.

Seiner Excellenz
dem wirklichen Geheimrat und
Professor
Herrn Dr. Karl Hase
zu Jena
in hoher Verehrung und warmer
Freundschaft
zugeeignet.

Erstes Kapitel

An Cornelius Cethegus Cäsarius ein Freund.

»Lieber an dich denn an alle anderen Menschen schicke ich diese Aufzeichnungen. Warum? Vor allem, weil ich nicht weiß, wo du weilest, die Sendung also recht wahrscheinlich verloren geht. Und das wäre wohl das Beste! Zumal für diejenigen, welchen dann erspart bliebe, diese Blätter zu lesen! Aber auch für mich ist es gut, wenn diese Zeilen irgendwo anders liegen – oder irgendwo anders verloren werden – als hier. Denn fallen sie hier, zu Byzanz, in gewisse kleine, zierliche, sehr beflissen gepflegte Hände, so winken diese Hände vielleicht anmutvoll, mir den Kopf abzuschlagen; oder sonst etwas Wertvolles, woran ich seit der Geburt gewöhnt bin.

Schicke ich aber diese Wahrheiten von hier in das Abendland, so werden sie nicht so leicht erhascht von jenen gefährlichen Fingerlein, die alles, was in der Hauptstadt verheimlicht wird, finden, wenn sie ernstlich suchen.

Ob du in deinem Haus, am Fuß des Kapitols, ob bei der Regentin zu Ravenna weilst, – ich weiß es nicht: aber ich sende dies nach Rom: denn nach Rom fliegen meine Gedanken, suchen sie Cethegus. – Du spottest: weshalb ich schreibe, was zu schreiben so gefährlich ist? Weil ich muß! Ich preise – furchtgezwungen – laut mit dem Munde so viele Menschen und Dinge, die ich im Herzen tadle, daß ich die Wahrheit wenigstens schriftlich und leise bekennen muß. Nun könnte ich es ja ärgerlich niederschreiben, lesen, mich nochmal ärgern und dann die Blätter in das Meer werfen, – meinst du. Aber sieh' – und das ist der andere Grund dieser Sendung – eitel bin ich auch.

Der gescheiteste Mann, den ich kenne, soll lesen, soll loben, was ich schreibe, soll wissen, daß ich nicht so thöricht war, alles rühmend zu finden, was ich rühme. Später aber kann ich die Aufzeichnungen – wenn sie nicht verloren – vielleicht noch brauchen, wann ich einmal die wahre Geschichte schreiben werde der merkwürdigen Dinge, die ich erlebt habe und – demnächst – erleben werde. Bewahre sie also auf, diese Blätter, falls sie an dich gelangen: es sind nicht so fast Briefe: es ist etwas wie ein Tagebuch, was ich dir da sende.

Antwort erwarte ich nicht von dir. Cethegus bedarf meiner nicht – dermalen: – wie sollte mir Cethegus schreiben –: dermalen? Vielleicht aber erfahre ich dein Urteil bald aus deinem Munde. Du staunst?

Freilich haben wir uns nicht mehr gesehen seit den gemeinsamen Studien zu Athen. Aber vielleicht such' ich Dich bald auf in Deinem Italien. Denn es will mich bedünken: er ist nur das Vorspiel zu dem Kampfe mit euren Zwingherren, den Ostgoten, dieser jetzt – heute! – beschlossene Krieg mit den Vandalen.

Da hab' ich es hingeschrieben, das schicksalschwere Wort, das große Geheimnis, um welches erst so wenige wissen.

Es ist doch ein eigen Ding, in scharfen Buchstaben verzeichnet vor sich zu sehen ein furchtbar Geschick, blut- und thränenreich, das noch kein anderer ahnt: dann fühlt sich

der Staatsmann wohl dem Gotte nah, welcher den Blitz rüstet, der demnächst herabsausen wird auf fröhliche Menschen.

Jämmerlicher, schwacher, sterblicher Gott! Wirst du treffen? Wird nicht der Strahl abprallen und auf dich zurückfahren? Der Halbgott Justinian und die Vollgöttin Theodora haben diesen Blitz gezückt: der Adler Belisarius wird ihn tragen: wir brechen auf nach Afrika: Krieg mit den Vandalen!

Nun weißt du zwar viel, o Cethegus. Aber du weißt doch wohl nicht alles: wenigstens nicht alles von den Vandalen. Lerne es also von mir. Ich weiß es. Denn ich werde dafür bezahlt: ich habe in den letzten Monaten den beiden Göttern – und dem Adler – Vorträge halten müssen über diese blondhaarigen Thoren. Wem aber der Himmel Vorträge auferlegt, dem giebt er auch den für dieselbigen erforderlichen Verstand. Blick' auf die Professoren zu Athen: seit Justinian ihnen die Hörsäle geschlossen –, wer hält sie noch für weise?

Also vernimm: die Vandalen sind Vettern eurer lieben Herren, der Ostgoten. Vor hundert Jahren etwa kamen sie – zusammen, Männer, Weiber, Kinder, ungefähr fünfzigtausend Köpfe – aus Hispanien nach Afrika. Ein fürchterlicher König führte sie: Geiserich hieß er und war des Hunnen Attila würdiger Genöß. Er schlug die Römer in schweren Feldschlachten, nahm Karthago, plünderte Rom. Er ward nie besiegt. Die Krone vererbt in seinem Geschlecht, den Asdingen, die als von den Heidengöttern der Germanen entsprossen gelten: stets der Älteste des ganzen Mannesstammes besteigt den Thron.

Aber Geiserichs Nachkommen haben nur sein Scepter geerbt, nicht seine Größe. Die Katholiken in ihrem Reich – die Vandalen sind Ketzer, Arianer – haben sie auf das grausamste verfolgt: das war noch dümmer als es ungerecht war. So ungerecht war es gerade nicht: sie wandten nur wider die Katholiken, die Römer, in ihrem Reiche genau dieselben Gesetze an, welche die Kaiser im Römerreiche vorher wider die Arianer erlassen hatten und anwandten. Aber dumm war es, sehr. Was können uns im Römerreiche die wenigen Arianer schaden? Aber die vielen Katholiken im Vandalenreich, die könnten dieses Reich umwerfen, wenn sie sich nur rührten. Freilich: von selbst rühren sie sich nicht. Aber wir kommen, um sie aufzurühren.

Werden wir siegen? Viel spricht dafür. König Hilderich hat lang in Byzanz gelebt und soll hier heimlich zu dem katholischen Glauben übergetreten sein: er ist Justinians Freund: dieser Urenkel Geiserichs verabscheut den Krieg. Er hat gegen sein eigenes Reich den schwersten Schlag geführt, indem er dessen beste Stütze, die Freundschaft mit den Ostgoten in Italien, in tödliche Feindschaft verwandelte. Der weise König Theoderich zu Ravenna hatte mit dem vorletzten Vandalenkönig, Thrasamund, Hilderichs Vorgänger, Freundschaft und Schwägerschaft geschlossen, ihm seine schöne geistvolle Schwester Amalafida vermählt und dieser als Mitgift außer vielen Schätzen das Vorgebirge Lilybäum auf Sicilien, für das Vandalenreich sehr wichtig, Karthago gerade gegenüber, geschenkt: dazu aber als dauernde Waffenhilfe wider die Mauren – und wohl auch gegen uns! – eine Gefolgschaft von tausend erlesenen gotischen Kriegeren, von denen jeder wieder je fünf tapfere Leute zur Begleitung hatte. Kaum war Hilderich König, als die Witwe Amalafida des Hochverrats wider ihn bezichtigt und mit dem Tode bedroht ward.

Wenn diesen Hochverrat nicht Justinianus und Theodora ersonnen haben, kenn' ich meine angebeteten Herrscher schlecht: ich sah das Lächeln, mit welchem sie die Nachricht aus Karthago aufnahmen: es war der Triumph des Vogelstellers, der sein Schlaggarn über dem gefangenen Vögelein zusammenklappen läßt!

Es gelang Amalafridas Goten, sie aus der Haft zu befreien und ihre Flucht zu begleiten: sie wollte bei befreundeten Mauren Schutz suchen: aber auf der Flucht wurden sie von des Königs beiden Neffen mit Übermacht eingeholt und angegriffen: die treuen Goten fochten und fielen, alle sechstausend beinahe, Mann für Mann, die Fürstin ward gefangen und im Kerker ermordet. Seither grimmer Haß zwischen beiden Völkern: die Goten nahmen Lilybäum zurück und werfen von da aus Blicke der Rachsucht auf Karthago. Das ist König Hilderichs einzige Regierungsthat! – Seitdem hat er vollends erkannt, daß es für sein Volk das allerbeste ist, sich uns zu unterwerfen. Aber er ist fast ein Greis und sein Vetter – leider der allein berechnigte Thronfolger – ist unser schlimmster Feind.

Er heißt Gelimer.

Nie darf er König zu Karthago werden! Er gilt als Hort und Held, ja als die Seele der Volkskraft der Vandalen. Er zuerst hat wieder die Eingebornen geschlagen, die Mauren, jene Söhne der Wüste, die den schwachen Nachfolgern Geiserichs sich stets überlegen erwiesen hatten!

Allein dieser Gelimer ... – es ist mir nicht möglich, aus den widerstreitenden Berichten ein Bild von ihm zu gewinnen. Oder könnte wirklich ein Germane solche Widersprüche in Geist und Wesen tragen? Sind ja doch alle nur Kinder, wenn auch siebentehalb Schuh hoch aufgeschossene: Riesen – mit Knabenseelen. Einen einzigen Inhalt haben sie – fast alle – nur, sonder Zwiespalt oder Gegensatz: Raufen und Saufen. Dieser Gelimer aber – nun, wir werden sehen.

Auch über das ganze Volk der Vandalen sind scharf widersprechende Würdigungen im Umlauf hier.

Nach den einen sind sie furchtbare Gegner im Kampfe – wie alle Germanen – und wie Geiserichs Vandalen ohne Zweifel gewesen sind. Nach anderen Berichten aber sind sie im Laufe von drei Menschenaltern unter der heißen Sonne Afrikas und zumal im Zusammenleben mit unseren dortigen Provinzialen – wie du weißt dem liederlichsten und kernfaulsten Gesindel, das je den Römernamen geschändet hat, – verweichlicht, selber angefault, entartet. Held Belisar natürlich verachtet diesen Feind: wie jeden andern, den er kennt und – nicht kennt.

Mir haben die Götter den geheimen Briefwechsel übertragen, der das Gelingen vorbereiten soll.

Ich erwarte nun wichtige Nachrichten: von vielen Häuptlingen der Mauren – von dem vandalischen Statthalter auf Sardinien – von euren ostgotischen Grafen auf Sicilien – von dem reichsten, einflußgewaltigsten Senator in Tripolis: ja sogar von einem der höchsten Geistlichen – es ist schwer zu glauben! – der ketzerischen Kirche selbst. Letzteres wäre ein Meisterstück.– Freilich ist er nicht Vandale, sondern Römer! – Gleichwohl! Ein arianischer Priester mit uns im Bunde! Ich traue es doch beinahe unsern Herrschern zu! Du weißt, wie scharf ich ihr Walten im Innern unseres Reiches verwerfe, – aber wo es höchste »Staatskunst« gilt, das heißt: Verräter zu gewinnen in

dem vertrautesten Rat anderer Herrscher und so die Listigsten zu überlisten, – da beug' ich bewundernd meine Knie vor diesen beiden Göttern der Arglist. Wenn nur – –.

Ein Brief Belisars ruft mich in das goldne Haus: »Schlimme Nachrichten aus Afrika! Der Krieg ist wieder höchst zweifelhaft. Die scheinbaren Verräter dort drüben haben nicht die Vandalen, sondern Justinian verraten. Das kommt von solchen falschen Listen. Hilf, rate! Belisarius.«

Wie? Ich glaube doch, die geheimen Briefe aus Karthago kämen – durch den verkleideten Boten – nur an mich? Und erst durch mich an den Kaiser? So befahl er ausdrücklich: ich hab's selbst gelesen. Und doch noch geheimere, – von denen ich nur zufällig, hinterdrein, erfahre? – Das ist dein Gewebe, o Dämonodora!«

Zweites Kapitel.

Das Karthago der Vandalen war noch immer eine stolze, prangende Stadt, noch immer die glänzende »*Colonia Julia Carthago*«, die Augustus nach des großen Cäsars Plan am Platze der alten, von Scipio zerstörten Stadt wieder aufgebaut hatte.

Zwar war sie nicht mehr – wie noch vor einem Jahrhundert – nach Rom und nach Byzanz die volkreichste Stadt des Reiches: aber sie hatte in ihren Gebäuden, in ihrem äußeren Ansehen wenig gelitten; nur die Wälle, mit welchen man sie zuletzt gegen Geiserich umgürtet hatte, waren bei der Erstürmung durch die Vandalen vielfach zerstört und nicht genügend wiederhergestellt worden: ein Zeichen hochmütiger Sicherheit oder schlaffer Trägheit.

Noch immer blickte die alte Hochburg, die phönikische »Birtha«, jetzt Kapitolum genannt, auf die blaue See, auf die zwiefachen, durch Türme und Eisenketten geschützten und gesperrten Häfen. Und auf den Plätzen, den breiten Straßen der »oberen Stadt« wogte oder lungerte und lagerte eine müßige Menge auf den Stufen christlicher Basiliken, die oft aus Heidentempeln umgebaut waren, um die Amphitheater, die Säulenhallen, die Bäder mit ihren Blumenbeeten, Gartenanlagen, Palmengruppen, welche die aus weiter Ferne auf stolzen Bogen hergeführte Wasserleitung grün und lebendig erhielt. Die »untere Stadt«, gegen die See hin gelegen, war von den ärmeren Leuten, meist von Hafenarbeitern, bewohnt, von Magazinen erfüllt und von Läden für den Bedarf der Schiffe und der Matrosen: sie zeigte fast nur schmale Gassen, die sämtlich von Süd nach Nord, von der Innenstadt gegen den Hafen hin führten: ähnlich wie heute die schmalen Gäßlein in Genua.

Der umfangreichste Platz der unteren Stadt war das Forum des heiligen Cyprian: benannt nach der ihn schmückenden prachtvollen Basilika dieses größten Heiligen von Afrika. Die Kirche füllte die ganze Südseite des Platzes, an dessen Nordseite man auf vielen Marmorstufen in den Hafen hinabstieg – noch heute ragen melancholisch aus der Verödung, aus der Einsamkeit der stillen Stätte, welche einst das lärmende Karthago trug, die mächtigen Trümmer des alten »Seethors« – während eine breite Straße nach Westen, nach der Vorstadt Aklas und dem »numidischen Thore« leitete und eine ziemlich steil aufsteigende im Südosten zu der Oberstadt und dem Kapitol emporführte.

Auf jenen großen Platz hin strömte und wogte an einem heißen Juniabend buntgemischtes Volk vom Westthor, von der Porta Numidika her: Römer und Provinzialen, Kleinbürger von Karthago, Handwerker und Krämer, auch viele Freigelassene und Sklaven, welche die Neugier, die Freude am Müßiggang als mächtigste Triebfedern bewegten und die jedes glänzende und lärmende Schauspiel anzog. Auch Vandalen waren darunter: Männer, Weiber, Kinder, von jenen grell abstechend in ihrem blonden oder roten Haar, in ihrer weißen Hautfarbe: obzwar diese schon bei gar manchen sich gebräunt hatte unter der afrikanischen Sonne. In der Tracht waren sie nur sehr wenig – viele gar nicht – mehr von den Römern unterschieden. Unter diesen niedern Ständen fehlte es auch nicht an Mischlingen, deren Väter dann meist Vandalen, deren Mütter geringe Karthagerinnen waren. Hier und da besah sich den Zusammenlauf auch wohl ein Maure, der von dem Saum der Wüste in die Hauptstadt

gekommen war, Elfenbein oder Straußenfedern, Löwen- und Tigerfelle oder Antilopenhörner feilzubieten: die üppigen Frauen und Männer der germanischen Adelsgeschlechter waren bessere, das will sagen: gierigere, reichere und verschwenderischere Käufer als die vielfach verarmten römischen »Senatorischen Familien«, denen der Staat ihre alten unermeßlichen Reichtümer meist konfisziert hatte zur Strafe für wirklichen oder angeblichen Hochverrat, auch wohl nur wegen beharrlicher Festhaltung des katholischen Bekenntnisses. Unter der lärmenden jubelnden Menge war auch nicht Ein Römer der besseren Stände zu sehen; ein rechtgläubiger Priester, der auf seinem Wege zu einem Sterbenden diesen Platz nicht hatte meiden können, huschte scheu in die erste erreichbare Seitengasse, auf dem bleichen Antlitz Furcht, Abscheu und Unmut.

Denn die lärmende Menge feierte einen Sieg der Vandalen.

Voraus den heimkehrenden Scharen wogten die dichten Haufen karthagischen Pöbels, lärmend, oft zurückschauend oder Halt machend mit lautem Geschrei; viele drängten sich bettelnd, Gaben heischend, an die vandalischen Krieger. Diese waren sämtlich beritten: und zwar auf trefflichen, zum Teil sehr edeln Rossen: Mischlingen des aus Spanien mitgebrachten, hochberühmten Schlages und der vorgefundenen einheimischen Zucht.

Die Abendsonne flutete durch das weitgeöffnete »Westthor« herein und die »numidische« Straße entlang: hell glitzerten und gleißten in diesem grellen Licht, das der weiße Sandboden und die weißen Häuser blendend zurückwarfen, blitzend funkelten die stolzen Geschwader. Denn reich, überreich, bis zur Überladung, glänzten Gold und Silber an den Helmen und Schilden, an den Brünnen, an den nackten Armen in breiten Ringen, an den Schwertgriffen und Schwertscheiden, sogar an den Beschlägen, welche die Lanzenspitzen an die Schäfte befestigten, und, in eingelegter Arbeit, an den Schäften selbst. An Gewandung, Ausrüstung, Schmuck der Reiter und der Rosse waren überall die schreiendsten Farben sichtlich die meist beliebten: Scharlach, die Stammfarbe der Vandalen, herrschte vor: überall war dies brennende Hellrot angebracht: an den langflatternden Mänteln, an den seidenen Helmtüchern, welche, zum Schutz gegen die Wüstensonne, von den Sturmhauben nach rückwärts auf Nacken und Schultern fielen, an den buntbemalten reichvergoldeten Köchern, aber auch an Sattelzeug, Decken und dem Aufgezäum der Pferde. Unter dem Pelzwerk, welches die Tiere der Wüste in reicher Auswahl boten, war bevorzugt die gesprenkelte Antilope, der gescheckte Leopard, der gestreifte Tiger und von den Helmspitzen nickten und wogten des Flamingo dunkelrosa, des Straußen weiß Gefieder. Den Schluß des Zuges bildeten einige erbeutete Kamele, mit erbeuteten Waffen hochbeladen, und etwa hundert gefangene Mauren, Männer und Weiber: die schritten, die Hände auf den Rücken gebunden, nur von braun- und weißgestreiften Mänteln verhüllt, barhäuptig und barfüßig, einher neben den hochragenden Tieren, gleich diesen manchmal vorwärts getrieben mit Speerschaftschlägen von ihren blondhaarigen Wächtern hoch zu Roß.

Auf den Stufen der Basilika und auf den breiten Mauergesimsen der Hafentreppen drängten sich die Schaulustigen besonders dicht: von hier konnte man den glänzenden Aufzug bequem überblicken, ohne Gefährdung durch die feurigen Rosse. »Wer ist der Jüngling da, der Blonde, Gastfreund?« So fragte, über die Mauerbrüstung deutend, ein Mann mittlerer Jahre, in Tracht und Ansehn eines Seefahrers, einen grauhaarigen Alten

an seiner Seite. »Welchen meinst du, Freund Hegelochos? Blond sind sie ja fast alle.« – »So? Nun, ich bin zum erstenmal bei den Vandalen! Ging doch erst vor wenigen Stunden mein Schiff vor Anker. Du mußt mir alles zeigen und erklären. Ich meine den dort, auf dem weißen Hengst, – der die schmale rote Fahne trägt mit dem goldnen Drachen.« – »Ah, das ist Gibamund, ›der schönste der Vandalen‹, wie ihn die Weiber nennen. – Siehst du, wie er hinaufspäht nach den Fensterbogen des Prinzenhauses da oben auf dem Kapitol? Unter all' den vielen Gestalten, die von dort herniederschauen, sucht er nur Eine.« – »Aber« – und der Frager fuhr wie betroffen zusammen – »wer ist jener – zu seiner Rechten – der auf dem Falben? Ich erschrak fast, da mich sein Auge plötzlich traf – er sieht dem Jüngling ähnlich: – nur viel älter ist er.« – »Das ist sein Bruder: das ist Gelimer! Gott segne sein edles Haupt.« – »Ei, dieser also ist der Held des Tages? Ich habe seinen Namen schon daheim in Syrakus oft gehört. Der also ist der Besieger der Mauren?« – »Ja, er hat sie wieder einmal geschlagen, diese Plagegeister, wie schon oft. – Hörst du, wie ihm die Karthager zujauchzen? Auch wir Bürger haben ihm zu danken, daß er jene Räuber von unsern Villen und Feldern hinweg in ihre Wüste scheucht.« – »Er ist wohl fünfzig Jahre? – Sein Haar ist schon stark grau.« – »Noch nicht vierzig ist er!« – »Schau doch, Eugenies! Plötzlich springt er ab – was thut er?« – »Sahst du es nicht? Ein Kind, ein römischer Knabe, der vor seinem Pferd vorüberlaufen wollte, ist gefallen: – er hebt ihn auf: hoch hält er ihn in den Armen.« – »Er prüft, ob er verletzt.« – »Es ist unversehrt, das Kind: es lächelt ihn an: es greift nach seiner glänzenden Halskette.« – »Und wahrhaftig! Er löst sich die Kette ab: er giebt sie dem Kleinen in die Hände.« – »Er küßt ihn – er reicht ihn der Mutter in die Arme.« – »Horch, wie ihm das Volk zujauchzt! Nun springt er wieder in den Sattel.« – »Der versteht sich drauf um Gunst zu buhlen.« – »Da thust du ihm Unrecht. So ist sein Herz geartet. Nicht anders hätt' er all' das gethan, wo ihn kein Auge sah. Und er hat's nicht nötig, um die Gunst des Volks zu buhlen: er hat sie längst.« – »Bei den Vandalen.« – »Auch bei den Römern! Das heißt: bei uns mittleren und bei den geringen Leuten. Die Senatoren freilich! Sofern noch welche leben in Afrika, hassen sie alles, was Vandale heißt: haben auch allen Grund dazu! Aber Gelimer hat ein Herz für uns: er hilft, wo er kann, und wehrt gar oft seinen Volksgenossen, die fast alle üppig, gewaltthätig, heißzornig und dann, im Zorn, auch wildgrausam sind. – Und ich vor andern habe Grund, ihm heiß zu danken.« – »Du? Warum?« – »Du sahest bereits, ehe wir mein Haus verließen, Eugenia, meine Tochter?« – »Gewiß! Wie hold ist das zarte, fast allzu zarte Kind, seit du es mit nach Syrakus gebracht vor Jahren, zum Mädchen aufgeblüht.« – »Gelimer dank' ich ihr Leben, ihre Ehre. Schon hatte sie Thrasarich, der Riese, der unbändigste dieser Edelinges, der der Scheuen lange nachgestellt, hier auf offener Straße, am hellen Mittag, von meiner Seite gerissen und lachend auf seinen Armen die Schreiende davongetragen: – ich vermochte nicht, so rasch zu folgen als er rannte, – da eilte Gelimer, durch unser Geschrei gerufen, herzu: da der Wilde nicht losließ, streckte er ihn nieder mit einem Faustschlag und gab mir mein schreckbetäubtes Kind zurück.« – »Und der Entführer?« – »Der stand auf, schüttelte sich, lachte, sprach zu Gelimer: ›Recht hast du gethan, Asdinge. Und stark ist deine Faust.‹ – Und dann, seither –« – »Nun? – Du stockst.« – »Ja, denke nur: seither wirbt der Vandale, da er sie mit Gewalt nicht gewinnen konnte, ganz bescheidenlich um meiner Tochter Hand. – Er, der reichste Edeling seines Volkes, will mein Eidam werden.« – »Höre, das ist keine schlechte Versorgung.« – »Fürstin Hilde, meiner

Kleinen hohe Gönnerin: – gar oft bescheidet sie mein Kind zu sich aufs Kapitol und reich bezahlt sie der Kleinen kunstvolle Stickereien – Frau Hilde selber redet ihm das Wort. Ich aber – ich schwanke; – keinesfalls will ich mein Kind zwingen und Eugenia ... –« – »Nun, was sagt die Kleine?« – »Ei, der Barbar ist bildhübsch! Ich glaube fast – ich fürchte – er gefällt ihr. Aber irgend etwas hält sie ab – wer kennt ein Mädchenherz? – Sieh, da steigen die Führer der Reiter ab – auch Gelimer – vor der Basilika.« – »Seltsam. Er ist doch der Gefeierte – es wiederhallt der weite Platz von seinem Namen – und er – er sieht so ernst – ja traurig drein.« – »Ja, jetzt wieder! Aber sahest du, wie freundlich sein Antlitz strahlte, da er das erschrockene Kind beschwichtigte?« – »Wohl sah ich's. Und nun« – »Ja, er hat das an sich: plötzlich fällt's wie schwarz Gewölk auf ihn. Im Volke gehn deshalb allerlei Reden. Er hat einen Dämon in sich, sagen die einen. Er ist manchmal gestört, meinen die andern. Und unsre Priester flüstern: es sind Gewissensqualen wegen geheimer Frevelthaten. Aber das glaub' ich nie und nimmer von Gelimer.« – »War er von jeher so?« – »Es ist schlimmer geworden vor ein paar Jahren. Da soll ihm, in der Einsamkeit der Wüste – beschirme uns der heilige Cyprian! – Satanas erschienen sein. Seither ist er noch frömmer als zuvor. Siehe, da begrüßt ihn an der Basilika sein nächster Freund.« – »Der Priester dort? 's ist ein arianischer: – ich kenn' es an der schmalen, länglichen Tonsur.« »Ja,« zürnte der Karthager, »Verus ist's, der Archidiakon! Fluch ihm, dem Verräter!« Und er ballte beide Fäuste, »Verräter! Weshalb?« – »Nun, oder doch: Abtrünniger. Er stammt ja aus einer alten römischen Senatorenfamilie, die der Kirche schon gar manchen Bischof gegeben hat. Sein Großoheim war der Bischof Laetus von Nepte, der den Martyrtod gestorben ist. Aber auch sein Vater, seine Mutter, sieben Geschwister sind unter einem früheren König unter den furchtbarsten Foltern lieber gestorben, als daß sie ihren heiligen katholischen Glauben verleugnet hätten. – Auch dieser dort – er war damals etwa zwanzig Jahre – ward gefoltert, bis er für tot hinfiel. Als er wieder zu sich kam, da – schwur er den rechten Glauben ab: er ward Arianer, ward Priester – der Elende! – das Leben zu erkaufen! Und bald – denn der Satan hat ihm hohe Geistesgaben verliehen – stieg er von Stufe zu Stufe – ward der Asdingen, des Hofes Günstling, plötzlich sogar Freund des edeln Gelimer, der ihn lange kühl und verächtlich sich ferngehalten hatte. Und der Hof gab ihm diese Basilika, unser höchstes Heiligtum – des großen Cyprianus Weihstum, das, wie fast alle Kirchen in Karthago, die Ketzler uns entrissen haben.«

»Aber sieh – der Gefeierte – was beginnt er da? Er kniet nieder auf der obersten Stufe der Kirche. Er nimmt den Helm ab.« – »Er streut den Staub der Marmortreppe auf sein Haupt.« – »Was küßt er da? Des Priesters Hand?« – »Nein, die Kapsel mit der Asche des großen Schutzheiligen. Er ist gar fromm. Und sehr demütig. Oder – wie soll ich sagen? – sich selbst demütigend. Er sperrt sich tagelang zu den Büssermönchen, sich zu kasteien.« – »Ein seltsamer Kriegsheld barbarischen Bluts!« – »Das Heldenblut zeigt sich gleich darauf wieder in heißer Schlacht. – Er steht auf. – Siehst du, wie sein Helm – jetzt setzt er ihn wieder auf – zerhackt ist von frischen Hieben? Und der eine der beiden schwarzen Geierflügel auf dem Helmkamm ist durchhauen. – Aber das sonderbarste ist: dieser Kriegsmann ist zugleich ein Bücherwurm, ein Grübler in mystischer Weisheit: die Philosophen zu Athen hat er gehört. Er ist ein Theolog und –« – »Ein Lyraschläger, wie es scheint, dazu! Schau, ein Vandale hat ihm eine kleine Lyra gereicht.« – »Das ist eine Harfe, wie sie's nennen.« – »Horch, er greift in die Saiten! Er singt: ich kann es nicht verstehn.« – »Es ist vandalisch.« – »Er ist zu Ende. Wie sie jauchzen, seine Germanen!

Sie schlagen die Speere an die Schilde. – Er steigt die Stufen wieder hinab. Wie? Ohne in die Kirche zu gehen, wie doch die andern thaten?« – »Richtig, ich erinnere mich! Er hat gelobt, wann er Blut vergossen, drei Tage lang die Schwelle der Heiligen zu meiden. – Nun steigen sie alle wieder auf, die Reiter.« – »Aber wo bleibt das Fußvolk?« – »Ja, das ist schlimm – das heißt für sie. Sie haben keines. Oder fast gar keines: sie sind so stolz nicht nur, so faul und weichlich sind sie geworden, daß sie den Dienst zu Fuß verschmähen. Nur die allerärmsten, geringsten geben sich dazu her. Die Masse des Fußvolks besteht aus maurischen Söldnern, die sie für jeden einzelnen Feldzug anwerben bei befreundeten maurischen Stämmen.« – »Ah ja, da seh ich auch Mauren unter den Kriegern.« – »Das sind die Leute vom Papuagebirge. Gelimer hat sie gewonnen. Lange plünderten auch sie unsere Grenzen. Gelimer überfiel ihr Lager und nahm dabei die drei Töchter ihres Häuptlings Antallas gefangen: unversehrt, ohne Lösegeld gab er sie zurück. Da lud Antallas den Asdingen, ihm zu danken, zu sich in sein Zelt: sie schlossen Gastfreundschaft – den Mauren das heiligste Band – und seither leisten sie treue Waffenhilfe, auch gegen andere Mauren. – Der Aufzug ist nun zu Ende. Sieh, die Reihen lösen sich. Die Führer begeben sich aufs Kapitol, König Hilderich den Bericht und die Beute des Sieges zu überbringen. Schau, das Volk verläuft sich. Laß auch uns nun gehen. Komm in mein Haus zurück. Eugenia wartet auf uns mit dem Abendschmause. Komm, Hegelochos.« – »Ich folge, wirtlichster der Gastfreunde. Ich werde dir sehr lange zur Last fallen, fürcht' ich! Die Geschäfte mit den Kornverkäufern fordern Zeit.« – »Was bleibst du stehn? Was schaust du um!« – »Ich komme schon! – Nur einmal noch mußte ich das Antlitz dieses Gelimer betrachten. – Muß immer an diese wundersamen Züge denken! Und an all' das Seltsame, Widerstreitende, das du von ihm erzählt.« – »Es geht den meisten so mit ihm. Er ist rätselhaft, unfaßlich – »*daimonios*«, wie der Grieche sagt. – Gehn wir nun! Hierher! Links – die Stufen hinab.«

Drittes Kapitel

Hoch oben, auf dem Kapitolium der Stadt, ragte das Palatium, der Königspalast der Asdingen: nicht ein einzelnes Haus, vielmehr ein ganzer Inbegriff von Gebäuden.

Ursprünglich angelegt als »Akropolis«, als Hochstadt, Hochfeste, zur Beherrschung der Unterstadt und zur Ausschau über die beiden Häfen hin über die See, war das umfassende Bauwerk von Geiserich und dessen Nachfolgern nur wenig verändert worden: der Palast sollte Burg bleiben und geeignet, die Karthager im Zaum zu halten. Ein schmaler Aufstieg führte von dem Hafenuai empor: er mündete in einem engen, festgemauerten, von einem Turm überhöhten Festungsthor. Aus diesem Thore gelangte man in den viereckigen, einem weiten Hofe vergleichbaren Platz, der auf allen Seiten von den zum Palast gehörigen Bauten umschlossen war: die Nordseite, nach dem Meere zu, füllte das »Königshaus«, in welchem der Herrscher selbst mit seiner Sippe wohnte: die Keller desselben führten tief in die Burgfelsen hinunter: oft und oft hatten sie als Kerker, zumal für Staatsverbrecher, gedient. Auf der Ostseite des Königshauses, nur durch einen schmalen Zwischenraum von ihm getrennt, lag das »Prinzenhaus«, diesem gegenüber das Zeughaus; die nach der Stadt geneigte Südseite war durch die Festungsmauer, deren Thor und Turm gesperrt.

Im Erdgeschosse des Prinzenhauses bildete den stattlichsten Raum eine reichgeschmückte, säulengetragene Halle. In ihrer Mitte, auf einem Citrustische, prangte ein hoher, eherner, reichvergoldeter Henkelkrug und mehrere Becher verschiedener Formen: stark duftete daraus der dunkelrote Wein. Ein Ruhebett, mit einem Zebrafell bespreitet, stand daneben.

Auf demselben saßen, in traulichster Umschlingung dicht aneinander geschmiegt, »der Schönste der Vandalen« und ein wahrlich nicht minder schönes junges Weib. Den Helm, geschmückt mit den silberglänzenden Schwungfedern des weißen Reiher, hatte der Jüngling abgelegt: frei flutete das dunkelblonde Gelock in langen Ringen auf seine Schultern: es mischte sich dabei mit dem ganz hellgelben, fast weißen, frei vom Wirbel fallenden Haar der jungen Frau, die eifrig bemüht war, ihm die schwere Brünne zu lösen: sie ließ nun die klirrende zu Helm und Schwertgurt niedergleiten auf den Marmor-Estrich des Saales. Sie strich ihm jetzt, den liebevollen Blick an seinem edeln Antlitz weidend, mit beiden weichen Händen die vordrängenden Locken aus den Schläfen und sah ihm dann freudestrahlend in die fröhlichen, lachenden Augen.

»Hab' ich dich wieder? Halt' ich dich in meinen Armen?« sprach sie leise, verhalten, innig, beide Arme auf seine Schultern legend und die Hände auf seinem Nacken faltend. »O du viel Süße!« rief er entgegen, riß sie an das hochklopfende Herz und bedeckte ihr Augen und Wangen und die schwellenden Lippen mit brennenden Küssen. »O Hilde, mein Glück, mein Weib! Wie hat mich dein verlangt! Wie sehnte ich mich nach dir – Nacht und Tag – immerdar!« »Es sind fast vierzig Tage,« seufzte sie. »Volle vierzig. – Ach, wie ward mir's lange!« – »O du, du hattest es viel leichter! Mit dem Bruder, mit den Genossen, dich tummeln, lustig reiten und fröhlich streiten in Feindesland! – Ich aber! – Ich mußte hier sitzen – im Frauengemach! – Sitzen und weben und harren – thatenlos. Ach hätt' ich dabei sein dürfen! – An deiner Seite

dahinjagen auf feurigem Roß, neben dir reiten und fechten und endlich – zugleich mit dir – fallen. Nach Heldenleben – ein Heldentod!« Sie sprang auf: die graublauen Augen blitzten wundersam: sie warf das wogende Haar in den Nacken und hob beide Arme begeistert empor.

Zärtlich zog sie der Gatte wieder zu sich nieder. »Mein hochgemutes Weib, meine Hilde,« lächelte er. »Mit weissagendem Sinn hat dein Ahn dir den Namen gekoren nach der Walküren herrlicher Führerin. Wie dank ich ihm so viel, des großen Gotenkönigs Waffenmeister, dem alten Hildebrand! Mit dem Namen ging die Artung auf dich über. Und seine Zucht und Lehre that wohl das Beste.« Hilde nickte: »Die frühverstorbenen Eltern hab' ich kaum gekannt. Solang ich denken konnte, wußte ich mich in des weißbärtigen Helden Schutz und Pflege: in dem Palast zu Ravenna schloß er mich in seinen Gemächern eifrig, eifersüchtig ab von den frommen Schwestern, den Religiösen, und von den Priestern, welche meine Jugendgenossinnen – so die schöne Mataswintha – erzogen. Mit seinem andern Pflegling, dem frühverwaisten, dunkellockigen Teja, zusammen wuchs ich auf. Freund Teja lehrte mich Harfe schlagen, aber auch Speere werfen und Speere fangen mit dem Schild. Und später, da der König und mehr noch seine Tochter Antalawintha, die hochgelehrte Frau, darauf bestanden, daß ich bei Frauen und bei Priestern lerne, – wie mürrisch doch« – sie lächelte bei der Erinnerung – »wie brummig dazwischen durch scheltend der Urgroßvater mir abends abfragte, was mich den Tag über die Nonnen gelehrt! Hatte ich die Sprüche und lateinischen Lieder aufgesagt – etwa das »*Deus pater ingenite*« oder – von Sedulius – »*Salve sancta parens*« – mehr als die Anfänge weiß ich kaum mehr!« – lachte sie fröhlich – »dann schüttelte er wohl das mächtige Haupt, schalt leise in den langen, weißen Rauschbart und rief: »Komm, Hilde! Ins Freie! Komm ans Meer! Dort erzähl' ich dir von den alten Göttern und den alten Helden unsres Volkes!« Dann führte er mich weit, weit von dem volkreichen Hafen in die Einsamkeit eines öden, wilden Werders, wo die Möwen kreischten und der Wildschwan nistete im Meerschilf: – da setzten wir uns auf den Sand und während die weißschäumigen Wellen bis dicht an unsere Füße rollten, erzählte er! Und wie erzählte er, der alte Hildebrand! Daß mein Auge nur an seinen Lippen hängen konnte, wie ich, beide Ellbogen auf seine Kniee gestützt, zu ihm emporschaute. Wie blitzte dann sein meergraues Auge, wie flog sein weißes Haar im Abendwind! Seine Stimme bebte in Begeisterung: – er wußte gar nicht mehr, wo er weilte: er sah das alles, was er sprach, oft – abgerissen – sang. Und war er dann zu Ende, so erwachte er wie aus einem Traumgesicht, sprang auf und lachte dann wohl vergnüglich, mir über das Haupt streichend: »So! so! Nun Hab' ich sie dir wieder aus der Seele geblasen, die Heiligen, mit ihrer dumpfen, süßlichen Sanftheit, wie der Nordwind durchs offene Kirchenfenster den Weihrauchqualm verbläst.« Aber sie hatten schon vorher nicht recht gehaftet,« lächelte sie.

»Und so wuchsest du auf,« sprach er, den Finger drohend erhebend, »als halbe Heidin, wie Gelimer dich schilt. Aber als ganze Heldin, die an nichts so völlig glaubt als an ihres Volkes Herrlichkeit.« »Und an die deine – und an deine Liebe!« hauchte sie innig und küßte ihn auf die Stirne, – »Doch wahr ist es,« fuhr sie fort: – »Wäret ihr Vandalen nicht meiner Goten nächste Stammgenossen, – ich weiß nicht, ob ich dich hätte lieben können – ach nein: lieben müssen! – als du, von Schwager Gelimer gesendet, kamst um mich zu werben. So aber: dich sehen und dich lieben, das war eins! Gelimer dank' ich den Geliebten und all' mein Glück! – Stets will ich daran denken:

das soll mich an ihn binden, wenn sonst,« fügte sie langsam, sinnend bei, »mich manches beinah heftig abstoßen will von ihm.«

»Der Bruder wollte durch diesen Ehebund die Verfeindung lösen, die Kluft überbrücken, welche seit – seit jener blutigen That Hilderichs beide Reiche trennt. Es ist nicht gelungen! Nur uns, nicht unsre Völker hat er einen können. – Er ist voll schwerer Sorgen, voll finsterer Gedanken.« »Ja: oft mein' ich: er ist siech,« sprach sie kopfschüttelnd. »Er? – Der stärkste Held unsres Heeres! Nur er – kaum Bruder Zazo noch – biegt mir den ausgestreckten Schwertarm.« – »Nicht krank am Leib –, siech an der Seele. – Aber still: da kommt er. Sieh, wie traurig, wie düster! – Ist das die Stirn, das Antlitz eines Siegers?«

Viertes Kapitel.

In dem Säulengange, der aus dem Inneren des Hauses zu dem offenen Thürbogen der Halle führte, ward nun sichtbar eine hohe Gestalt, die langsam näher kam.

Der Mann, ohne Helm, ohne Brünne und Schwertgurt, trug ein anliegendes, dunkelgraues Gewand, sonder Farbenzier, sonder allen Schmuck. Er blieb in dem zögernden Vorschreiten manchmal stehen, wie in grübelndes Sinnen versunken, die beiden Hände auf dem Rücken gekreuzt; das Haupt hing, wie von schweren Gedanken belastet, leise vornüber – die hohe Stirn war tief gefurcht; in das lichte Braun von Haar und Bart hatte sich reichlich Grau gemischt in seltsamem Widerspruch zu der sonst noch jugendlichen Erscheinung. Die Augen waren fest auf den Boden geheftet, ihre Farbe, ihr Ausdruck war so noch unerkennbar; unter dem Säulenbogen des Eingangs blieb er wieder stehen; er seufzte.

»Heil dir, Gelimer, siegreicher Held!« rief ihm die junge Frau freudig entgegen. »Nimm, was ich für dich bereit gelegt, seit euere Heimkehr für heute verkündet ward.« Sie griff nach einem reichen Kranze frisch gepflückter Lorbeern, der vor ihr auf dem Tische lag, und hob ihn ungestüm empor. Eine Handbewegung, leise, aber sehr ausdrucksvoll, wies sie zurück. »Nicht Kränze gehören auf das Haupt des Sünders,« sprach der Eintretende mit gedämpfter Stimme: – »Asche, Asche!«

Traurig, gekränkt, legte Hilde den Kranz nieder. »Sünder?« rief ihr Gatte unwillig. »Nun ja: wir sind es alle – vor den Heiligen. Aber du wahrlich am wenigsten. Sollen wir uns deshalb nie mehr freuen?« – »Freue sich, wer sich freuen kann.«

»O Bruder, du kannst es auch! Wenn der Heldengeist über dich kommt, wenn dich der fröhliche Reiterkampf umwirbelt, – mit Jauchzen – ich hab' es wohl gehört und mein Herz frohlockte über deine Freude! – mit lautem Jubel sprengtest du, uns allen voran, in der maurischen Lanzenreiter dichtesten Knäuel. Und hellauf schriest du vor Lust, da du dem gestürzten Bannerträger die Fahne rissest aus der Hand: – du hattest ihn niedergeritten nur durch deines Rosses Anprall!« »Hei ja, das war schön!« rief Gelimer, plötzlich das Haupt emporschnellend. Und nun schossen aus dunkeln langen Wimpern hervor zwei mächtige gelbbraune Augen leuchtende Blitze. »Nicht wahr, der Falb' ist prächtig? Er rennt alles über den Haufen. Er trägt den Sieg!« »Ja, wenn er Gelimer trägt!« scholl da von seitwärts eine helle Stimme: und ein Knabe, – noch war er kein Jüngling zu nennen: noch sproßte kaum der erste Flaum auf den mädchenhaft zarten, rosig angehauchten Wangen, – ein Knabe, Gibamund wie Gelimer sehr ähnlich, in weißem Seidengewand und lichtblauem flatternden Mantel, hüpfte über die Schwelle und eilte auf Gelimer zu mit ausgebreiteten Armen. »O Bruder, wie ich dich lieb habe! Und wie ich dich beneide! Aber auf die nächste Maurenjagd mußt du, – du mußt! – mich mitnehmen! Sonst geh ich *gegen* deinen Willen mit!« Und er umschloß mit beiden Armen des hochragenden Bruders Brust.

»Ammata, mein Liebling, mein Herzenskleinod!« rief dieser weich und warm und streichelte zärtlich des Knaben langes, goldblondes Gelock. – »Ich habe dir ein milchweiß Rößlein mitgebracht – ein windschnelles – aus der Beute. Gleich hab' ich dein gedacht, da es mir vorgeführt ward. Und du, holde Schwägerin, vergieb mir. – Ich

war unfreundlich, als ich eintrat. Ich war voll düsterer Sorgen. Denn ich kam...« »Vom König,« rief eine tiefe dröhnende Stimme von dem Säulengange her und in vollen klirrenden Waffen stürmte herein ein Mann, den die große Ähnlichkeit sofort als den vierten Bruder verriet. Sehr langgestreckte, edle Züge, eine scharf, aber feingebogene Nase, eine freie Stirn und, unter hochgeschwungenen Brauen fast allzutief geborgen, gelbbraune, feurig funkelnde Augen waren ihnen allen eigen, diesen königlichen, dem Sonnengotte Freir entstammten Asdingen.

Nur Gelimers Blick war – regelmäßig – gedämpft, wie umflort, verträumt, wie ins Ungewisse verloren; aber flackerte dieser Blick dann plötzlich auf im Feuer der Begeisterung oder des Zornes, dann erschreckte seine gewaltige Glut; und das schmale Oval des Antlitzes, das bei allen von Fülle weit entfernt war, schien bei Gelimer fast allzuhager geraten.

Der eben Eingetretene war etwas kleiner als dieser, aber viel breiter an Brust und Gliedern; auf dem starken Nacken ruhte ein hoch aufrecht getragenes Haupt, von kurzem, braunem Kraushaar dicht umgeben; die Wangen waren von Gesundheit, von Lebensfreude, jetzt von heftigem Zorn gerötet: obwohl nur ein Jahr jünger als Gelimer, erschien er doch noch als ein feuriger Jüngling gegenüber dem weit über seine Jahre hinaus Gealterten. In hellem Unmut warf er die schwere Sturmhaube, von der die krummen Hörner des afrikanischen Büffelstiers herabdräuten, auf den Tisch, daß der Wein aus den Bechern spritzte. »Von Hilderich,« wiederholte er, »dem Undankbarsten der Menschen! Was war des Helden Lohn für den neuen Sieg? Mißtrauen! Furcht, Eifersucht zu wecken in Byzanz. Der Feigling! Schöne Schwägerin, du hast mehr Heldentum in deiner kleinen Zehe, als dieser König der Vandalen im Herzen und in der Schwerthand. Gieb mir einen Becher Grassiker, den Zorn hinunterzuspülen.« Hilde sprang hurtig auf, schenkte ein und bot ihm den greifengehenkelten Becher: »Trink, tapferer Zazo! Heil dir und allen Helden und ... –« »In die Hölle mit Hilderich,« schrie der Grimmige und stürzte den tiefen Becher hinab auf einen Zug.

»Still, Bruder! Welcher Frevel!« mahnte Gelimer, dessen Stirn sich umwölkte. »Nun, meinethwegen in den Himmel mit ihm! Dahin taugt er viel besser als auf Meerkönig Geiserichs Thron.« »Du sagst ihm da ein hohes Lob,« erwiderte Gelimer. »Nicht meine Absicht! – Als ich daneben stand, wie er dir Bescheid gab, so mißgnädig, ich hätte ihm ... –! Allein das Schelten auf ihn thut's nicht mehr. Es muß gehandelt werden! – Aus guten Gründen blieb ich diesmal zu Hause: ward mir schwer genug, dich allein siegen zu lassen! Aber ich hab' ihn im geheimen scharf überwacht, diesen Fuchs im Purpur, und ich bin hinter seine Schliche gekommen. Schick' dieses verliebte Ehepaar fort – ich glaube, sie haben sich viel allein zu sagen: sind ja erst ein Jahr beisammen! – auch Ammata, das Kind: und höre meinen Bericht, meinen Verdacht, meine Anklage: nicht nur gegen den König, – auch gegen andere.«

Gibamund schlang zärtlich den Arm um sein schlankes Gemahl: der Knabe sprang den Gatten voraus aus der Halle.

Fünftes Kapitel.

Gelimer ließ sich auf das Ruhebett gleiten; Zazo trat vor ihn, stützte sich auf sein Langschwert und hob an: »Also! – Bald nachdem du ins Feld gezogen, traf Pudentius aus Tripolis in Karthago ein.« – »Schon wieder?« – »Ja, der steckt jetzt gar oft im Königsbau! Stundenlang verhandelt er – allein – mit dem König, Oder mit Euages und Hoamer, des Königs übermütigen Neffen, unsern lieben Vettern. Der letztere, der hochfahrende Tollkopf, kann nicht schweigen nach dem Wein. Im Rausch hat er ausgeplaudert.« – »Aber doch gewiß nicht – dir.« – »Nein! Aber dem roten Thrasarich.« – »Dem Wildling!« »Ich lobe seine Sitten nicht,« lachte der andre. »Obwohl er viel zahmer geworden, seit er ganz sittsam wirbt um die zierliche Eugenia. Aber gelogen hat der noch nie. Und er läßt sich totschiagen für sein Vandalenvolk. Und zumal für dich, den er seinen Erzieher nennt! Du fingst die Erziehung mit dem Hauen an! – Im Hain der Venus ... –« »Der heiligen Jungfrau, willst du sagen,« verwies Gelimer. »Wenn es dir Vergnügen macht – gern! Aber sie erlebt wenig Ehre dran, solange der Ort die alten Sitten beibehält. – Also: bei einem Gelag in der Muschelgrotte jenes Hains, da Thrasarich dich lobte und meinte, du werdest den Kriegeruhm der Vandalen erneuen, sobald du König geworden, da schrie Hoamer wütig: »Nie! Niemals wird das geschehen! Byzanz hat es verboten. Gelimer ist ein Feind des Kaisers. Stirbt mein Ohm, so werd' ich König. Oder der Kaiser bestellt Pudentius zum Reichsverweser. So ist es zwischen uns beredet und beschlossen.« – »Das war im Rausch gesprochen.« – »Im Wein – und in dem ist Wahrheit, sagen die Römer. Da kam Pudentius des Weges in die Grotte: »Ha,« rief der Trunkene ihn an, »dein letzter Brief – vom Kaiser – war wieder goldwert. Warte nur, bin ich erst König, will ich dir's lohnen – du wirst Exarch des Kaisers in Tripolis.« Pudentius erschrak gar sehr und winkte ihm mit den Augen, zu schweigen: aber der fuhr fort: »Nein, nein! das ist dein wohlverdienter Lohn!« Und all' das erzählte mir Thrasarich, von dem Gelage hinwegstürmend, in frischem Zorn. Aber warte nur: es kommt noch besser! Dieser Pudentius: – hältst du ihn für unsern Freund?«

»O nein,« seufzte Gelimer. »Seine Großeltern, seine Eltern, wurden von unsern Königen grausam getötet, weil sie ihrem Glauben treu blieben. Wie sollte der Enkel, der Sohn uns lieben?«

Da trat Zazo ganz dicht an den Bruder heran, legte ihm die schwere Hand auf die Schulter und sprach langsam: »Und Verus? Soll *der* uns lieben? Hast du vergessen, wie seine ganze Familie?« – Mit tiefstem Schmerz schüttelte Gelimer das Haupt: »Ich – das vergessen? Ich?« – Er zuckte zusammen – er schloß die Augen. Dann sich mühsam, gewaltsam aufreißend aus dem Zwange finstrier Gedanken fuhr er fort: »Immer dein festgewurzelter Wahn! Immer dieses Mißtrauen gegen den treuesten von allen, die mich lieben!« – »O Bruder! – Aber ich trage dir's nicht nach. – Dein sonst so heller Geist, – blind ist er, verblendet – gegenüber diesem Priester! Es ist, wie wenn hier ein Wunder waltete ...« »Es waltet hier ein Wunder,« unterbrach Gelimer, tief bewegt, mit frommem Blick nach oben. »Was sagst du aber dazu, daß jener Pudentius, dem auch du nicht traust, nachts, heimlich, in die Stadt gelassen wird – durch wen? Durch Verus, deinen Busenfreund!« – »Das ist nicht wahr.« – »Ich hab's gesehn. Ich will's beschwören, dem Pfaffen ins Angesicht. O wär' er jetzt nur da.« – »Er wird nicht weit

sein. Er sagte mir, – er war der erste von euch allen, der mich bei dem Einzug begrüßte!
– er sehne sich, mich aufzusuchen: er müsse mich gleich sprechen. Ich beschied ihn
hierher – sobald ich vom König entlassen sei, wollte ich ihn hier – siehst du? – Da
schreitet er schon den Säulengang heran,«

Sechstes Kapitel.

Er war etliche Jahre älter als Gelimer, der hochragende, hagre Priester, welcher nun langsamen Schrittes in die Halle trat. Das dunkelbraune, faltige, mantelgleiche Obergewand floß von breiten Schultern: die Gestalt und noch mehr der sehr auffallende Kopf machten den Eindruck zähester Kraft; allzusehr zwar geschnitten waren diese Züge, um schön zu sein: aber wer sie geschaut, vergaß sie nicht wieder. Streng gezogene, volle schwarze Brauen beschatteten durchdringende schwarze Augen, die immerdar – mit unverkennbarer Absicht – niedergeschlagen waren; die Adlernase, die festgeschlossenen schmalen Lippen, die tief eingefallenen Wangen, die fahle, wie lichtgelber Marmor mattglänzende Hautfarbe verliehen, zusammenwirkend, diesem Antlitz einen sehr ausgeprägten Charakter. Ganz glatt geschoren waren Mund, Wangen und Kinn und auch das schwarze Haupthaar, das schon mehr mit Grau gesprenkelt war als dem etwa Vierzigjährigen entsprach. Jede seiner – seltenen – Bewegungen wurde so leise, so streng bemessen, daß sie die seit Jahrzehnten unablässig geübte Selbstzügelung verriet, mit welcher dieser Undurchdringliche sich beherrschte – und andere. Seine Stimme klang tonlos, wie tieftraurig oder sehr müde: aber man spürte, daß sie zurückgehalten ward; selten gelang es, den Blick dieser Augen zu erhaschen: aber manchmal blitzten sie überraschend, aufleuchtend empor und dann sprühte aus ihnen abgrundtiefe Leidenschaft; nichts, was in der Seele dieses Mannes vorging, war erkennbar an seinem äußern Wesen; nur der scharfgeschnittene Mund, so fest er die Lippen zusammenzog, verriet manchmal durch leises unwillkürliches Zucken, daß dieses starre leichenfahle Antlitz nicht eine Totenmaske war. –

Gelimer war aufgesprungen, sowie er des Priesters ansichtig geworden: er eilte ihm nun entgegen, und drückte ihn, der regungslos, mit schlaff herabhängenden Armen, stehen blieb, feurig an die Brust, »Verus, mein Verus!« rief er, »du mein Schutzengel! Und dich! – dich! – wollen sie mir verdächtigen! Wahrlich, Bruder, eher fallen die Sterne aus Gottes ewigen Ordnungen am Himmel, als daß dieser Mann mir von seiner Treue läßt.« Und er küßte ihn auf die Wange. Unbewegt ließ der es geschehn. Grollend betrachtete Zazo das Paar.

»Mehr Liebe, mehr Wärme,« so brummte er, sich den starken Kinnbart streichend, »hat er für diesen Römer, den Fremdling, als für –! – Sprich, Priester, kannst du's leugnen, daß du letzten Sonntag – nach Mitternacht – Pudentius – sieh, da zuckt doch deine Lippe! – Pudentius von Tripolis heimlich zu dem Turmpförtlein des Ostthors hereingelassen und ihn in dein Haus, neben deiner Basilika, geführt hast? Sprich! –«

Gelimer war nun zur Seite getreten: er ließ liebevoll das Auge auf dem Freunde ruhen und schüttelte, leise lächelnd, das Haupt. Berns schwieg. »Sprich,« wiederholte Zazo. »Leugne doch, wenn du es wagst. – Du ahntest nicht, daß ich da oben im Turm lauerte, nachdem ich die Nachtwache abgelöst. Schon lang mißtraute ich dem Thorwart, er war einst Sklave des Pudentius, dir verkauft und von dir freigelassen. Siehst du, Bruder? Er schweigt! Ich verhafte ihn sofort, Durchsuchen wir nach geheimen Briefen sein Haus, seine geheimsten Schreine, die Altäre, die Sarkophage seiner Kirche, ja seine Kleider.« Da blitzten die schwarzen Augen plötzlich gegen ihn: dann ein rasch streifender Blick auf Gelimer und sie senkten sich wieder ruhig zu Boden. »Oder leugnest du?« »Nein,«

kam es jetzt, kaum hörbar, über die unmerklich geöffneten Lippen. »Hörst du das, Bruder?« Gelimer trat rasch einen Schritt näher zu Verus. »Ich bat deshalb,« sprach dieser sehr ruhig, Zazo den Rücken kehrend, »um eine sofortige Unterredung, um dir das mitzuteilen.« »Das nenn' ich Geistesgegenwart!« lachte Zazo laut. »Aber wie willst du das beweisen?« »Ich habe,« fuhr Verus, zu Gelimer gewendet, fort, ohne des Anklägers irgend zu achten, »den Beweis mitgebracht, daß Pudentius ein Verräter. Hier ist er, dieser Beweis.« Er schlug langsam den Mantel zurück, griff durch die Falten des Untergewandes an seine Brust und holte – nach einigem Suchen – einen ganz klein zusammengeknitterten Streifen Papyrus hervor. Er reichte ihn Gelimer, der ihn hastig auseinanderfaltete und las: »Trotz deiner Warnung: es bleibt dabei. Belisar ist vielleicht schon unterwegs. Gieb dies dem König.«

Beide Vandalen fuhren, heftig erschrocken, auf.

»Dieser Brief?« fragte Gelimer. – »Ist von Pudentius geschrieben.« – »An wen?« – »An mich.« »Hörst du's, Bruder?« rief Zazo. »Er verrät –« »Die Verräter,« schloß Verus. »Ja, Gelimer: ich habe gehandelt, als du noch zweifeltest, grübeltest, und als dieser tapfere Thor schlief oder – polterte. Du erinnerst dich: längst hatte ich gewarnt, der König und seine Neffen verhandeln mit Byzanz.« »Hat er das gethan – wirklich – Bruder?« fragte Zazo lebhaft. »Schon lang. Und wiederholt.«

Zazo schüttelte, unwillig staunend, widerstrebend, das braune Gelock. Dann sprach er entschlossen: »So verzeihe mir, Priester, – wenn ich dir – wirklich! – Unrecht that.« »Pudentius,« fuhr dieser, ohne Erwiderung, fort, »war – so ahnte ich – der Zwischenträger. Ich gewann sein Vertrauen.« »Das heißt: du täuschest ihn – wie vielleicht jetzt uns!« zweifelte Zazo. »Schweig, Bruder,« herrschte ihn Gelimer an.

»Es war nicht schwer, ihn zu überzeugen. Ist doch meine Familie – wie die seine – von euren Königen« – er brach den Satz ab. »Ich klagte meinen Schmerz – ich schalt auf eure Grausamkeit.« »Mit Recht! Weh uns, mit Recht!« klagte Gelimer und drückte die geballte Faust vor die Stirn.

»Ich sagte, meine Freundschaft für dich sei doch nicht so stark wie mein Groll um – – um alle die Meinen. Er weihte mich ein. Ich erschrak. Denn wahrlich: wenn nicht Gott das Wunder that, ihn zu verblenden, war das Vandalenreich rettungslos verloren. – Ich warnte ihn nun, – um Zeit zu gewinnen bis du zurückgekehrt: ich warnte vor der grausamen Rache, die ihr nehmen würdet an allen Römern, wenn der Aufstand unterdrückt würde. – Er schwankte: er versprach, alles nochmal zu erwägen, mit dem König nochmal zu verhandeln. – Da – dieser Zettel – heute mir zugestellt, von einem Unbekannten, in der Basilika, enthält die Entscheidung. Handle rasch! Sonst könnte es zu spät sein.«

Sprachlos sah Gelimer vor sich hin. Zazo aber fuhr ans Schwert. Er wollte hinausstürmen. »Wohin?« sprach ganz leise der Priester und faßte ihn am Arm: – so fest, so stark war dieser Griff, daß der Vandalen ihn nicht abschütteln konnte.

»Wohin? Zum König! Niederhauen den Verräter und seine Gehilfen! Dann das Heer zusammenrufen und – Heil König Gelimer!«

»Still, Unsinniger!« rief dieser erschrocken, wie ertappt auf eignen geheimsten Wünschen, »du bleibst! Willst du zu allen Sünden, die schon turmhoch der Vandalen Volk – zumal unser Geschlecht! – belasten, noch die Frevel der Entthronung, des

Königsmordes, des Verwandtenmordes häufen? Wo ist der Beweis von Hilderichs Schuld? War mein langgehegter Argwohn nicht nur die Frucht – oder der Vorwand – meines eignen ungeduldrigen Verlangens nach der Krone? Pudentius kann lügen – übertreiben. – Wo ist der Beweis, daß Verrat geplant ist?« »Willst du warten, bis er gelungen?« trotzte Zazo. – »Nein! aber ihn nicht strafen, bis er bewiesen.«

»So spricht ein Christ,« sprach lobend der Priester. »Aber rasch muß der Beweis erbracht sein. Heute noch. Höre. Ich habe Grund zu glauben, daß Pudentius heute wieder heimlich in der Stadt weilt.« »Ihn müssen wir haben!« rief Zazo. »Wo ist er? Beim König?«

»So offen treiben sie's nicht. Nur nachts schleicht er in das Palatium. Ich kenne aber seinen Versteck. Im Hain der heiligen Jungfrau – in den warmen Bädern.« – »Schicke mich, Bruder! – Mich! – Ich fliege!« »So geh,« winkte Gelimer. »Aber töte ihn nicht,« rief der Priester dem Enteilenden nach. »Nein! Bei meinem Schwert: lebend müssen wir ihn haben!« Schon war der Rasche verschwunden in dem Säulengang.

»O Verus,« rief jetzt Gelimer, leidenschaftlich, »du Vielgetreuer! Soll ich dir – wie meines armen Lebens Rettung vor dem fürchterlichsten Tode – so meines Volkes Rettung danken dürfen?« Und er griff nach seiner Hand. Der Priester entzog sie. »Gott hast du zu danken für dein – für deines Volkes Geschick: nicht mir. Ich bin nur ein willenloses Werkzeug seines Willens – seit ich dies Priesterkleid angethan. – Aber höre: nur dir darf ich das Äußerste vertrauen: – dieser Tollkopf würde in seinem blinden Ungestüm alles verderben – dein Leben ist bedroht! – Das schreckt den Helden nicht! Allein du mußt jetzt deinem Volk erhalten bleiben. Falle, muß es sein, im Vorkampf – unter Belisars Schwert,« da leuchteten Gelimers Augen und edle Wallung verklärte sein Antlitz, – »aber nicht durch Mord darfst du jetzt elend umkommen.«

»Mord! – Wer sollte das ... –?« – »Der König. Nein! Zweifle nicht. Pudentius gestand mir's: die Neffen haben den Widerstrebenden dazu fortgerissen. Sie wissen: ihre Pläne scheitern, solange du atmest. Du sollst, du darfst nie König der Vandalen werden.« Hier flog verstohlen ein Blick aus den schwarzen Augen, die sich gleich wieder senkten, »Das wollen wir doch sehen!« rief Gelimer hitzig aus. »Ich will aber König werden und wehe ... –« Hier brach er jählings ab. – – – Hastig ging sein Atem.

– Nach einer Pause fragte er, mit gebrochener oder doch verhaltener Heftigkeit, ganz demütig: »Ist dieser Ehrgeiz Sünde, mein Bruder?« Ruhig antwortete dieser: »Du hast ein Recht auf die Krone. – Starbst du, dann folgt auf Hilderich, nach Geiserichs Erbfolgegesetz, Hoamer als der Älteste des Mannesstammes nach dir. So haben sie den König beredet, dich am Tage deiner Heimkehr zu geheimer Zwiesprach – dich ganz allein – in den Palast zu laden und dort zu ermorden.« – »Unmöglich, Freund. Ich war ja bereits beim König: er empfing mich sehr ungnädig, sehr undankbar: aber,« lächelte er: »du siehst: ich lebe noch,« – »Du warst beim König, umgeben von allen deinen Heerführern in ihren Waffen. Aber gib acht, ob er dich nicht heute nochmal – allein – entbietet.« – »Das wäre sehr auffallend. Wir haben alles erledigt, was zu besprechen war.«

In diesem Augenblick vernahm man Schritte auf dem Gang. Ein Negersklave brachte Gelimer einen Brief. »Vom König,« sagte er und ging. Jener riß die Verschnürung des Wachstäfelchens hastig auf: er sah hinein und erbleichte. »Wahrhaftig! – »Komm heute

um die zehnte Abendstunde in mein Schlafgemach, ohne Begleiter. Ich habe geheim mit dir zu reden. Hilderich.« – »Du siehst –« – »Nein! Nein! Ich will's nicht glauben. Es kann Zufall sein. Hilderich ist schwach, er hasset mich: – aber er ist kein Mörder.« – »Desto besser, wenn Pudentius log. Aber des Freundes Pflicht ist, zu warnen. Geh' nicht hin!« – »Ich muß! Ich mich fürchten? So schlecht kennt mich mein Verus?« – »So gehe nicht allein. Nimm Zazo mit – oder Gibamund.« – »Unmöglich! – Gegen den Befehl des Königs! Und nur ungewaffnet darf man dem König in geheimer Zwiesprach nahen!« – »Wohlan: trage wenigstens – unter dem Gewand – die Brünne, die dich gegen den Dolchstoß schützt. Und das Kurzschwert – kannst du's nicht im Ärmel oder Gürtel bergen?« – »Allzubesorgter Freund!« lächelte Gelimer. »Doch will ich – dir zuliebe – die Brünne heimlich anlegen.« – »Das ist mir nicht genug! Jedoch – ich überlege – es wird ja ein Mittel geben, dir im Notfall Hilfe –. Ja: – so gehts.« – »Was willst du thun?« – »Still! – Beten will ich, daß meine Gedanken sich erfüllen. Auch du, mein Bruder, bete. Denn großen Gefahren gehst du, gehen wir alle entgegen – und nur Gott sieht das ...– –«

Da stockte er plötzlich, fuhr mit beiden Händen gegen das Haupt und brach mit heiserem Aufschrei zusammen auf das Ruhebett.

»Wehe, Verus!« rief Gelimer. – »Ohnmächtig?« Und er griff rasch in den Mischkrug voll Wassers und besprengte des Bewußtlosen Antlitz. Er rieb ihm die Hände: – da schlug der Priester die Augen wieder auf und richtete sich mit Anstrengung empor: »Laß nur! – Es ist vorüber! – Aber die Spannung dieser Stunde – war Wohl – allzugroß. – Ich gehe: nein, ich bedarf der Stütze nicht – in die Basilika, zu beten. – Schicke mir dorthin Zazo, sobald er zurückkommt – noch ehe du zum König gehst, hörst du? – Gott, erhöre meinen heißen Wunsch!«

Siebentes Kapitel.

An Cethegus ein Freund.

»Der Vandalenkrieg ist aufgegeben! Und aus welch jämmerlichen Gründen! Du weißt es: ich hielte es für viel heilsamer, unsere Herrscher kümmerten sich um das Inland, das heißt um uns, als um die Barbaren. Denn solange dieser untragbare Steuerdruck und dieser Mißbrauch der Amtsgewalt im Reiche der Romäer fort dauert, solange wird durch jede Eroberung, durch jede Mehrung unserer Unterthanen nur die Zahl Unglücklicher gemehrt. Wollte man aber einmal Afrika dem Reich zurückgewinnen, dann durfte man den stolzen Gedanken nicht aufgeben: – aus eitel Feigheit! –

Da steht es, das häßliche Wort: leider ein Wahrwort! Feigheit wessen? Nicht des Weibes Theodora. Wahrlich: Feigheit ist dieses zierlichen, sonst so weichlichen Weibes Fehler nicht. Vor zwei Jahren, als der furchtbare Aufruhr der Grünen und der Blauen vom Cirkus her sich sieghaft über die ganze Stadt hinwälzte, als Justinian verzagte und fliehen wollte, da hat ihn Theodoras Mut festgehalten im Palast und Belisars Treue hat ihn gerettet. – Aber auch nicht den Kaiser trifft diesmal der Vorwurf: die Schuld trägt die Feigheit des römischen Heeres, zumal aber der Flotte! Zwar hat es auch Justinians Eifer beträchtlich gekühlt, daß der schlaue Plan mißlang, »fast ohne Krieg, lediglich durch »Künste« – Verrätereien, sagen gewöhnliche Naturen! – das Reich Geiserichs zu zerstören. Der König sollte zu verabredeter Zeit das ganze Heer in das Innere entsenden zu einem großen Feldzug gegen die Mauren; alsdann sollte unsere Flotte in den unverteidigten Hafen von Karthago einlaufen, das Heer landen, die Hafenstadt besetzen und Hilderich, Hoamer und einen Senator von Tripolis als die drei Statthalter des Kaisers in der heimgefallenen Provinz Afrika ausrufen. Diesmal aber kam über uns Listige ein Listigerer. Unser Freund aus Tripolis schreibt, er habe sich getäuscht in jenem arianischen Priester, den er für uns gewonnen zu haben wähnte: – derselbe, anfangs wohlgesinnt, sei später schwankend geworden, habe gewarnt, abgemahnt: – ja, vielleicht sogar den abgelockten Plan den Vandalen verraten. So müsse denn ein offener Angriff das Beste thun. Das gefiel nun zwar Belisar, aber nicht dem Kaiser. Er zögerte.

Einstweilen aber ist – weiß Gott, durch wen! – das Gerücht von dem bevorstehenden Vandalenkrieg hier am Hof, in der Stadt, unter Heer und Flotte verbreitet worden und – Schmach und Schande! – fast alle, die größten Würdenträger, die Feldherren, aber auch die Soldaten und Matrosen, befiel Angst und Entsetzen!

Denn alle gedachten des letzten großen Feldzugs gegen diese gefürchteten Feinde, welcher vor zwei Menschenaltern – unter Kaiser Leo war es – mit Aufbietung aller Kräfte des ganzen Reiches war ins Werk gesetzt worden. Der weströmische Kaiser griff die Vandalen gleichzeitig auf Sardinien an und in Tripolis. Byzanz aber leistete Großes. Einhundertdreißigtausend Pfund Gold wurden aufgewendet, auf tausend Schiffen führte Basiliskos, des Kaisers Schwager, hunderttausend Krieger an die Küste von Karthago. In einer Nacht war alles dahin. Mit Brandern überfiel Geiserich die am Vorgebirge des Merkur zu dicht ineinander geschobenen Trieren, gleichzeitig mit seinen windschnellen Reitern das Lager am Strand: in Feuer und Blut gingen Flotte und Heer zu Grunde. –

Heute nun jammern der Praefectus Praetorio und der Schatzmeister: »Ganz ebenso wird es wie damals gehen! Die letzten Gelder der fast leeren Kassen werden ins Meer geworfen!« Die Feldherren aber (– außer Belisar und Narses –) welche Helden! Jeder fürchtet, gerade ihn werde der Kaiser wählen! Und wie solle man, seien selbst die Schrecken des Weltmeers überstanden, auf feindlicher Küste landen, die Landung schon erzwingen gegen die gefürchteten Germanen? Die Soldaten ferner, gerade vom Perserkrieg zurückgekehrt, haben noch kaum die Freuden der Muse zu Hause wieder gekostet, Sie lärmen meuterisch auf allen Straßen: vom äußersten Osten kaum heimgekehrt, sollten sie in den äußersten Westen, an die Säulen des Herkules, verschickt werden, mit Mauren und Vandalen sich zu schlagen. Der Seekrieg sei ihnen unerhört: sie seien dazu nicht geübt, dazu nicht geworben, dazu nicht verpflichtet. Zumal der Praefectus Praetorio hat dem Kaiser vorgestellt, Karthago sei zu Lande von Ägypten her nur in einhundertfünfzig Tagmärschen zu erreichen, die See aber werde die Flotte der Vandalen, die unüberwindliche, sperren. »Stich nicht,« warnte er, »in dies afrikanische Wespennest! Die Raubschiffe plündern sonst wieder wie in den Tagen Geiserichs all' unsere Küsten und Inseln.« – Und damit drang er durch. Der Kaiser ist umgestimmt. Wie grollt und lärmt Held Belisarius!

Und Theodora grollt und – schweigt. Aber sie wollte ihn heftig, diesen Krieg! Ich bin wahrlich nicht ihr Günstling: ich bin ihr immer noch viel zu unabhängig, zu sehr selbst der Denker meiner Gedanken – und mein Gewissen beißt mich doch oft genug um meiner Unaufrichtigkeit willen! – Das beste, das heißt bestgezähmte Gewissen hat freilich sie selbst: es beißt sie nie mehr: es hat sich wohl längst an ihr die Zähne ausgebissen! – Aber sogar ich erhielt wiederholt jene zierlichen kleinen Papyrusrollen mit dem flammenumgebenen Skorpion im Siegel, die ihre geheimen Befehle zu tragen pflegen, Brieflein, in denen sie mir »Kriegswut« dringend anempfahl, wolle ich es nicht vollends mit ihr verderben.«

Achtes Kapitel

»Seit ich dies schrieb – wenige Tage sind's – neue, wichtige Kunde aus Afrika!

Gewaltige Umwälzungen sind dort geschehen, die dem schwankenden Kaiser vielleicht doch noch den Krieg abnötigen: was für die Zukunft zu verhindern unsere Staatskunst auf das eifrigste und feinste bemüht war, das ist bereits, trotz, vielleicht dank dieser Bemühung eingetreten: Gelimer ist König der Vandalen! –

Der Archidiakon Verus – jetzt kann man alle Namen nennen! – hatte wirklich gegen uns, nicht für uns, Ränke gesponnen. Er hat alles Gelimer verraten! Pudentius aus Tripolis, der heimlich in Karthago weilte, sollte ergriffen werden: Verus hatte dessen Versteck angegeben. Auffallend ist dabei, daß Pudentius kurz vorher, auf des Priesters bestem Roß, in eiliger Flucht Karthago verlassen hatte.

Am gleichen Tage geschah in dem Königspalast ein rätselhaft Geschehnis, von dem nur der Ausgang, der Erfolg zweifellos: – denn Gelimer ist König der Vandalen! – aber der Zusammenhang, die Beweggründe werden sehr verschieden erzählt. Die einen sagen, Gelimer wollte den König, die andern der König wollte Gelimer ermorden. Wieder andere flüstern – so schreibt Pudentius – von einer geheimnisvollen Warnung, die dem König zugegangen sei: ein Ungenannter habe diesem brieflich verraten, Gelimer wolle ihn bei der nächsten geheimen Unterredung erdolchen. Zur Überführung solle ihn der König sofort zu einer solchen entbieten: der Mörder werde entweder aus Furcht bösen Gewissens sich weigern oder kommen, aber, – gegen das strenge Verbot der Hofsitte – mit geheimen Schutz- und Trutzwaffen: Hilderich solle sich daher selbst geheim mit Panzer und Dolch versehen und Hilfe in der Nähe versteckt halten. Der König habe den Rat befolgt. –

Fest steht, daß er Gelimer auf den Abend jenes Tages zur Zwiesprach befahl in sein Schlafgemach im Erdgeschoß des Palastes. Gelimer kam. Der König umarmte ihn, entdeckte dabei die Brünne unter dessen Gewand und schrie um Hilfe. Aus dem Seitengemach stürzten des Königs Neffen, Hoamer und Euages, mit gezückten Schwertern herzu, den Mörder zu töten. Aber gleichzeitig sprangen aus dem Garten durch das niedere Fenster des Erdgeschosses herein zwei Brüder Gelimers, die Verus dort im Gebüsch versteckt gehalten hatte. Der König und Euages wurden entwaffnet und gefangen: Hoamer entkam. Er eilte auf den Hof des Kapitols und rief die Vandalen zu den Waffen, ihren König zu befreien, der von Gelimer mörderisch überfallen sei. Die Barbaren zögerten: denn wenig beliebt war Hilderich, Gelimer dagegen hoch gefeiert und solchen Frevels galt er nicht für fähig. Und schon war auch Gelimer zur Stelle, strafte den Ankläger Lügen, bezichtigte vielmehr Hilderich und dessen Neffen des Mordversuchs, forderte, die Frage zu entscheiden, Hoamer zum Zweikampf vor allem Volk und erschlug ihn auf den ersten Streich. Die Vandalen jauchzten Beifall, erklärten in tumultuarischer Versammlung sofort Hilderich für abgesetzt und riefen Gelimer, ohnehin den rechtmäßigen Kronfolger, als König aus: mit Mühe rettete dessen Fürbitte das Leben der beiden Gefangenen. – Von Verus aber heißt es, er sei zum Protonotar oder Kanzler und obersten Berater Gelimers erhoben, da er dessen Leben gerettet

habe! Wie doch das? Wir wissen's besser, wir Verratenen, wodurch sich dieser Priester solchen Lohn verdient hat – auf unsere Kosten!

Ich vermute nun aber: dieser Thronwechsel zwingt den Krieg herbei. Denn für Justinian ist es jetzt Ehrenpflicht, seinen entthronten und eingekerkerten Freund zu retten oder doch zu rächen. Ich habe denn auch bereits ein gar wunderherrliches Schreiben an diesen »Tyrannen« Gelimer aufgesetzt, welches also schließt: ‚Wider Recht und Pflicht also hältst du deinen Vetter, den rechtmäßigen König der Vandalen, in Ketten und beraubst ihn – ein Gewaltherrscher – der Krone. Setze ihn wieder auf den Thron oder wisse, daß wir ausziehen werden gegen dich. Und dabei‘ – diesen Satz diktierte nur der Kaiser der Pandekten wörtlich! – ‚dabei werden wir den weiland mit Geiserich geschlossenen ewigen Frieden nicht brechen: denn Geiserichs rechtmäßigen Nachfolger werden wir dabei nicht bekämpfen, sondern rächen.‘ Du bemerkst die juristische Feinheit! Der Kaiser bildet sich auf diesen Satz mehr ein, als Belisar auf seinen großen Persersieg bei Dara.

Wenn dieser Gelimer wirklich thäte, was wir von ihm verlangen, – wir gerieten in die abscheulichste Verlegenheit, wir Rächer des Rechtes! Denn wir wollen doch diesen Krieg: das heißt, wir wollten Afrika schon lange bevor der Frevel geschehen war, den zu rächen wir ausziehen, – falls wir nicht doch lieber, hübsch sparsam und vorsichtig, zu Hause bleiben! 409

Da haben wir die Antwort des Wandalen! Für einen Barbaren und Tyrannen recht königlich!

'Herrscher Gelimer an Herrscher Justinian' – er braucht das gleiche Wort: »Basileus« für Kaiser und für König, der Verwegene!

'Nicht durch Gewaltthat habe ich den Königstab mir angemaßt und nicht habe ich Frevel geübt gegen meinen Gesippen. Sondern das Volk der Vandalen hat Hilderich abgesetzt, weil er gegen der Asdingen Geschlecht, gegen die rechtmäßige Thronfolge, gegen unser Reich selbst arge Dinge plante. Mich aber hat das Thronfolagesetz als den ältesten Asdingen nach Hilderich auf den erledigten Thron berufen. Derjenige Herrscher, o Justinianus, handelt löblich, der seinen eigenen Staat gut verwaltet, in fremde Staaten sich nicht mischt. Bichst du den eidlich gefestigten Frieden und greifst uns an, so werden wir uns mannhaft wehren und Gott anrufen, der den Eidbruch und jedes Unrecht straft.'

Gut! Du gefällst mir, König Gelimer! Mich freut es, daß man dem Kaiser der Juristen sagt, er solle nicht blasen, was ihn nicht brennt: ein Spruch, der mir so ziemlich der Inbegriff aller Rechtsweisheit erscheint. Über die himmlische Abstrafung alles Unrechts Hab' ich freilich meine eigenen Gedanken.– – –

Justinian hat der Brief des Barbaren bitter geärgert, ein weiterer Beweis, daß der Barbar recht hat. Aber es scheint: wir stecken diese Antwort ebenso ruhig in die Tasche, wie unser schon gezücktes Schwert in die Scheide: der Kaiser schilt laut auf den Tyrannen: aber das Heer schreit noch lauter, daß es nicht fechten will. Und die Kaiserin – schweigt.«

Neuntes Kapitel

Einstweilen betrieb König Gelimer mit aller Kraft die Vorbereitungen zu dem drohenden Kampfe. Viel, allzuviel fand er dafür zu thun. Der König, sich die Oberleitung vorbehaltend und überall eingreifend, wo es not that, hatte Zazo die Fürsorge für die Herstellung der Flotte, Gibamund die des Heeres überwiesen.

Am Abend eines schwülen Augusttages nahm er ihre zusammenfassenden Berichte entgegen. Die drei Brüder waren versammelt in dem großen Thron- und Waffensaal des Königshauses, in welches Gelimer nun übergesiedelt war; die offenen Fensterbogen gewahrten prachtvollen Ausblick über die Häfen hinweg nach der See: der Nordwind führte einen erfrischenden Hauch her von der Salzflut.

Dieser Teil der alten Hochburg war von den Vandalenkönigen neu gestaltet, umgebaut worden nach den Bedürfnissen des Lebens an einem germanischen Königshof. Die griechische Rundsäule war hier, in Nachahmung des germanischen Holzbaues der heimischen Halle, ersetzt durch gewaltige viereckige Pfeiler von braunem und rotem Marmor, wie ihn Afrika in reichster Auswahl darbot, das Dach war getäfelt mit buntbemaltem oder gebeiztem Holzwerk; und an Stein wie Holz war, außer der Hausmarke der Asdingen, dem von einem Pfeil gequerten Runen-A, noch manch andere Rune, aber auch mancher kurze Spruch in den gotischen Buchstaben Ulfilas angebracht an den Gesimsen. Kostbare seidene Vorhänge von Purpurfarbe wallten an den offenen Fensterbogen; die Wände zeigten Platten geschliffenen Marmors in bunter Abwechslung der oft grellen Farben: denn der barbarische Geschmack liebte das Bunte; der Estrich war aus kunstreichen Mosaiken zusammengesetzt: aber roh und wenig passend: Geiserich hatte ganz einfach die farbenreichsten Muster, die er aus den Palästen des geplünderten Rom neben Statuen und Reliefs in ganzen Schiffsladungen davongeschleppt, ohne viel Auswahl hier aneinander fügen lassen.

Der Seeseite entgegengesetzt erhob sich auf fünf Stufen ein stolzer Aufbau: der Thronsaal Geiserichs. Die Stufen waren sehr breit: sie waren bestimmt, die riesige Gefolgschaft des Königs, die Palatiner und Gardinge, die Tausend- und Hundertführer aufzunehmen, abgestuft je nach ihrem Rang und nach der Gunst des Herrschers. – Wann sie alle, in ihrer reichen phantastisch aus Germanischem und Römischem gemischten Tracht und Waffenrüstung, hier dicht um den König geschart und gedrängt gestanden, umflattert von den vandalischen Fahnen von scharlachroter Seide, und wann von dem hohen Purpurthron, aus dessen zeltgleichem Baldachin ein frei an einer Schnur schwebender goldener Drache herabhing, – wann von diesem Thronsaal, zu dessen Füßen als symbolischer Tribut besiegter Maurenfürsten schuhhoch Löwen- und Tigerfelle gehäuft lagen, der gewaltige Seekönig sich erhoben hatte, die von seinem Freund Attila geschenkte, siebensträngige Geißel mit zornigen Drohworten um das mächtige Haupt schwingend, – da hatte gar manchem Gesandten der Kaiser die vorbereitete hochfahrende Rede versagt.

Den reichsten Schmuck des in seinem gewaltigen Prunk Augen verwirrenden Raumes bildeten aber die ungezählten Waffen jeder Art und jedes Volkes: – germanische, römische, maurische zumeist, aber auch aller andern Inseln und Küsten, welche die

Raubschiffe des Seekönigs hatten heimsuchen können – bedeckten allüberall Pfeiler und Wände; ja die Schilde und Brünnen waren sogar wagerecht über die ganze Saaldecke verbreitet. Und ein seltsames, blendendes Licht strömte jetzt all' dies Erz, Silber und Gold von den Seiten und von vorn funkelnd von sich aus, als vom Nordwesten die schrägen Strahlen der sinkenden Sonne hereindringen in den Waffensaal.

Ein breiter Tisch von weißem Marmor war ganz bedeckt mit Pergament- und mit Papyrusrollen, die Listen der Tausendschaften und Hundertschaften, Zeichnungen von Schiffen, auch Karten des Vandalenreichs, Seekarten der Bucht von Gades und des tyrrhenischen Meeres enthielten.

»Du hast in diesen Wochen, da ich fern im Westen weilte, die Vandalen von dort hierher zu ziehen, mehr als das Mögliche geleistet, Zazo,« sprach der König, eine Wachstafel niederlegend, auf welcher er Zahlen zusammengestellt hatte. »Zwar lange, lange nicht die Zahl und die Stärke der Schiffe erreichen wir, die weiland ›den vandalischen Schrecken‹ an alle Gestade trugen. Aber zur Verteidigung der eigenen Küste, zur Abwehr einer Landung werden diese hundertfünfzig Segel genügen, falls auf der Flotte und noch mehr: hinter ihr, auf dem Strand ein ausreichendes Fußvolk steht.«

»Nein, seufze nicht, mein Gibamund,« fiel Zazo ein, »Der Bruder weiß es: nicht du trägst die Schuld, daß das Heer nicht ist – nicht leistet, was –«

»Ah,« rief Gibamund zornig, »es ist umsonst! Wie sehr ich mich mühe: sie wollen nicht! Sie wollen trinken und baden und schmausen und reiten und Cirkusspiele schau'n, in jenem verfluchten Hain der Venus allem fröhnen, was Mannesmark verzehren mag.« »Von gestern an,« sprach der König, »ist aber dieser Greuel zu Ende.« »Viel kannst du, o Gelimer,« meinte Zazo kopfschüttelnd – »Unglaubliches hast du geschafft, seit du diese schwere Krone trägst: – aber den Venushain reinigen... –« »Nicht reinigen: sperren!« erwiderte der König streng. »Seit gestern ist er geschlossen.« »Ich muß wieder klagen, anklagen gar viele,« fuhr Gibamund fort, »zumal die Edeling. Sie weigern sich, zu Fuß zu fechten, die Übungen des Fußvolks mitzumachen. Du weißt – bitter fehlt es uns an Fußvolk! – Sie berufen sich auf Privilegien, die ihnen schwache Könige verliehen. Sie sagen: sie brauchen gar nicht selbst in den Heerbann des Fußvolks zu treten. Hilderich hat jedem Vandalen gestattet, sich loszukaufen, wenn er zwei geworbene maurische oder andere Söldner stellt.« – »Ich habe diese Privilegien aufgehoben.« »Ja, wohl! Und Heller Aufruhr tobte, Blut floß während deiner Abwesenheit um deswillen in den Straßen von Karthago,« zürnte Zazo. »Aber das Schlimmste ist: sie *können* gar nicht mehr zu Fuß kämpfen, diese verweichlichten Edeling und die reicheren Gemeinfreien. Sie können, sagen sie, – und leider ist es wahr! – die schweren Helme, Brünnen, Schilde, Speere nicht mehr tragen, die wuchtigen Wurflanzen nicht mehr schleudern, welche ich aus Geiserichs Rüsthäusern wieder hervorholte.«

»Sie sind ja verpflichtet,« warf Zazo ein, »sich selbst zu bewaffnen. Warum also –?« – »Weil die meisten die alten Siegeswaffen verkauft, vertauscht haben gegen Schmuck oder Wein oder Leckerbissen oder Sklavinnen. Oder gegen Waffen, welche Zier- und Spielzeug sind. Mit diesem Tand laß ich keinen mehr in die Zehnschaft treten. Und bis sie selbst sich genügend rüsten, könnte Sieg und Reich verloren sein. – Aber es ist wahr: Geiserichs Waffen können sie nicht mehr tragen. Sie fallen um nach kurzer Zeit.

Sie fluchen, daß wir sie jetzt, – in diesen heißesten Monaten gerade ...« – »Sollen wir vielleicht den Feinden bekannt geben, die Vandalen fechten nur im Winter,« lachte Zazo.

»Deshalb, um die Lücken unseres Fußvolks zu füllen, habe ich ja schon viele tausend maurische Söldner geworben,« sprach der König sorgenschwer. »Freilich ein übler Ersatz für die Stätte germanischer Kraft, diese Söhne der Wüste, leichtbeweglich, wirbelnd, wechselnd, gleich dem Sand ihrer Heimat. Doch hab' ich zwanzig Häuptlinge gewonnen mit etwa zehntausend Mann.« »Ist auch Kabaon darunter, der Greis von ungezählten Jahren?« fragte Gibamund. »Nein. Er zögert mit der Antwort.« »Schade! Er ist der Mächtigste von allen! Und weit über seinen Stamm hinaus gilt sein prophetisches Ansehen,« meinte Zazo.

»Nun, wir werden bessere Helfer haben als die maurischen Räuber!« tröstete Gibamund. »Die tapfern Westgoten drüben im nahen Hispanien!« – »Hast du schon Antwort von ihrem König?« – »Ja und nein! König Theudis ist ein kluges, vorsichtiges Haupt. Ich stellte ihm eindringlich vor, – ich selbst schrieb den Brief, überließ ihn nicht Verus! – wie nicht uns Vandalen allein Byzanz bedrohe, wie leicht von Ceute aus die Kaiserlichen die schmale Meerenge überschreiten könnten, wären wir erst bezwungen. Ich bot ihm ein Waffenbündnis an. Er antwortete ausweichend: er müsse sich erst überzeugen von dem, was wir leisten könnten im Kriege.« »Wie will er das angeben?« eiferte Zazo. »Er will wohl abwarten, wie der Krieg verläuft? Haben wir gesiegt oder sind wir vernichtet, brauchen wir ihn nicht mehr!« – »Ich schrieb nochmal – dringender: – seine Antwort muß bald eintreffen.« »Aber die Ostgoten?« forschte Gibamund eifrig. »Wie antworten sie?« – »Gar nicht!« »Das ist schlimm!« meinte Gibamund. – »Ich schrieb der Regentin: ich verwies darauf, daß ich unschuldig war an Hilderichs frevelhafter That. Ich warnte vor Justinian, der sie nicht minder als uns bedrohe, ich erinnerte an die nahe Verwandtschaft unserer Völker ... –« »Du hast doch nicht zu Bitten dich herabgelassen?« fragte Zazo unwillig. »Mitnichten! Ich erbat nichts. Ich verlangte nur, – als unser gutes Recht – daß die Ostgoten wenigstens unsere Feinde nicht unterstützen möchten. Noch habe ich keine Antwort. – Jedoch schlimmer als der Mangel von Verbündeten, – das Verderblichste ist: in unsrem eignen Volk die maßlose, thörichte Unterschätzung der Feinde,« schloß der König.

»Jawohl! Sie sagen: was brauchen wir uns zu mühen mit Übungen und Rüstungen? Die Griechlein wagen gar nicht, uns anzugreifen! Und kommen sie wirklich, wohlan: so werden die Enkel Geiserichs die Enkel des Basiliskos ebenso vernichten wie Geiserich den Basiliskos.«

»Wir sind aber nicht mehr die Vandalen Geiserichs!« klagte Gelimer. »Geiserich brachte mit sich ein Heer von Helden, tapfer, geübt in zwanzigjährigen Kämpfen mit andern Germanen und mit den Römern in den Bergen Hispaniens, einfach, schlicht, streng in Sitten. Er schloß die Häuser der römischen Lüste in Karthago, er zwang alle lockern Mädchen zu heiraten oder in das Kloster zu gehen. –«

»Wie das aber den Ehemännern und den andern Nonnen bekam, – das wird nicht gesagt,« lachte Zazo.

»Und jetzt! Heute sind unsre Jünglinge so verdorben wie die liederlichsten Römer. Zu der Grausamkeit der Väter« – seufzte der König tief auf, »trat die Wollust der Söhne, die

Völlerei, die Trunksucht, die schlafe weiche Trägheit. – Wie kann solch ein Volk bestehen? Es muß untergehn.«

»Aber wir Asdingen,« sprach Gibamund, hoch sich aufrichtend, und seine Augen leuchteten: ein edler Schimmer verklärte sein schönes Antlitz, »wir sind unbefleckt von solchem Schmutz.« – »Was hätten wir – du und wir beiden, verschuldet,« pflichtete Zazo bei, »daß wir untergehen müßten?« Wieder seufzte der König schwer, seine Stirn umwölkte sich, er schlug die Augen nieder –: »Wir? Tragen wir nicht den Fluch, den – ? Aber still! Nichts davon! Nichts zu euch! Es ist der letzte Strohalm meiner Hoffnung, daß ich, der König, wenigstens ohne jede Schuld diese Krone trage. Müßte ich mich hierbei anklagen, dann wehe mir! – Ah, wessen ist diese kalte Hand? Du, Verus? – Du hast mich erschreckt.« »Das schleicht herein – unhörbar, wie die Schlange,« brummte Zazo in den Bart, Der Priester – er hatte auch als Kanzler das geistliche Gewand beibehalten – war unvermerkt von allen eingetreten: wie lange schon, niemand wußte es. Sein Auge war fest auf Gelimer gerichtet. Mit leiser Bewegung zog er die Hand zurück, die er auf des Königs nackten Arm gelegt hatte. »Ja, mein Gebieter, erhalte dir diese Angst des Gewissens! Hüte deine Seele vor Schuld: – ich kenne dich: – sie würde dich erdrücken.« »Du sollst uns nicht,« eiferte Zazo, »den Bruder noch mehr verdüstern.« »Er und Schuld!« rief Gibamund und schlang den Arm um des Königs Nacken.

»Nur allzu gewissenhaft ist er, zu grüblerisch!« fuhr Zazo fort. »Wahrlich auch du, Gelimer, bist nicht mehr wie die Vandalen Geiserichs! Auch du bist angesteckt: nicht von den römischen Lastern, aber von der römischen oder griechischen oder christlichen Grübele! Wie heißt sie doch höflicher: Gnosis, Theosophie oder Mystik? Ich weiß es nicht, kann mir auch gar nichts drunter denken! Wie froh bin ich, daß unser Vater nicht auch mich den Priestern und den Philosophen zur Erziehung überwiesen hat! Ach, er merkte früh, daß auf Zazos harten Schädel nur der Helm paßt, nicht das Schreibrohr hinter sein Ohr. Aber du freilich! – Mir ward immer zu Mut, als träte ich in einen Kerker, besuchte ich dich in deinem düstern, hochummauerten Kloster, in der Wüsteneinsamkeit. Viele, viele Jahre hast du dort unter den Büchern verträumt, – verloren.«

»Nicht verloren!« entgegnete Gibamund. »Hat er doch dabei Zeit gefunden, der erste Held seines Volkes zu werden. Auf ihm ruht der Vandalen Hoffnung.«

»Auf der Asdingen ganzem Haus: wir sind nicht entartet,« schloß der König. »Aber kann Ein Geschlecht – und sei's das herrschende – das Sinken eines ganzen Volkes hemmen, ein tiefgesunkenes heben?« »Schwerlich,« sprach kopfschüttelnd der Priester. »Denn wer will von sich sagen, daß er rein von Schuld? Und,« fügte er langsam hinzu, das Auge plötzlich aufschlagend und es voll auf Gelimer richtend, »die Sünden der Väter ... –« »Halt ein,« rief der König wie tief gepeinigt, aufstöhnend. »Nicht diesen Gedanken jetzt, – da ich handeln, schaffen, wirken soll. Er lähmt mich.« Und er drückte die Hand an Stirn und Brauen. »Auch in der Gegenwart,« fuhr Verus fort, »ist die Sünde allzugroß im Volk. Sie schreit laut um Rache gen Himmel! Eben jetzt – ich mußte, einen Sterbenden zu trösten ... –«

»Er vergißt,« sprach Gelimer, zu den Brüdern gewendet, »auch als Kanzler des Reiches die Pflichten des Priesters nicht!« – »Bis nah an das Südthor. – Da drang abermals aus jenem Hain aller Sünden der Lärm, der infernalische Jubel wiehernder

Lüste furchtbar an mein Ohr. Jene unzüchtigen Lieder ... –« »Wie?« rief der König zornig und schlug mit der Faust auf den Marmortisch. »Sie wagen es? Hab' ich nicht befohlen, vor meiner Abreise nach Hippo, daß alle diese Spiele und Feste aufhören sollten schon tags darauf? Hab' ich nicht den gestrigen Tag als letzte Frist gesetzt, bis zu dem der Hain geräumt und alle seine Lusthäuser gesperrt sein müßten? Ich habe drei Hundertschaften Lanzenträger hingeschickt, zu wachen, daß mein Gebot geschehe: was thun sie?« – »Sofern sie nicht mehr mit tanzen, mit trinken, – schlafen sie, müde der Lust, voll des Weins, den sie, wie alle, dort genossen. Ich sah ein Häuflein unter dem Thorbogen liegen und schlafen.«

»Ich will sie schrecklich wecken,« rief der König. »Soll uns denn wirklich die Sünde verschlingen?« »Jener Hain, – er ist unheilbar,« meinte Zazo.

»Was das Schwert nicht heilt, das heilt das Feuer,« drohte der König. »Ich will unter sie fahren wie Gottes Zorn! Auf, folgt mir, meine Brüder!« Und er stürmte hinaus. »Laß rasch ein paar hundert Reiter aufsitzen, Gibamund,« mahnte Zazo, indem er mit diesem über die Schwelle eilte. »Die Hausreiterei, unter Markomer, dem Vielgetreuen! Denn die Vandalen folgen nicht mehr dem Königswort, blitzt nicht dabei das Königsschwert.« – Langsamem Schrittes, mit leisem Kopfnicken vor sich hinflüsternd, folgte den drei Asdingen der Archidiakon.

Zehntes Kapitel.

Während die »Unterstadt« Karthago nach Norden in den Hafen, nach Westen in die Vorstadt Aklas, die »numidische«, nach Osten in die »tripolitanische Vorstadt« auslief, erstreckte sich unmittelbar von ihrem Südthor, über zwei Stunden lang und über eine Stunde breit, der wiederholt genannte »Hain der Venus« oder »der heiligen Jungfrau«: schon seit alter heidnischer Zeit der Schauplatz und Tummelplatz jener Üppigkeiten und Lüste, die sprichwörtlich waren im ganzen Römerreich: »afrikanisch« sagte man, wollte man das Maßloseste dieser Art bezeichnen.

Ursprünglich hatte die ganze Küste der Meeresbucht hier, getränkt von der Feuchte der Seewinde, dichter Wald bedeckt. Der größte Teil desselben hatte längst der sich ausbreitenden Stadt weichen müssen: jedoch ein ansehnlicher Rest war auf Befehl der Kaiser erhalten und seit Jahrhunderten umgestaltet worden in einen mit aller Kunst und aller Verschwendung der Cäsarenzeit gepflegten herrlichen Park.

Den Hauptbestand desselben bildete die von den Phönikern eingeführte Dattelpalme, die, wie der Araber sagt, als Königin der Wüste die Füße gern in feuchten Sand taucht, aber das Haupt in das Feuer der Sonne. Sie gedieh daher prächtig hier und hob in hundert Jahren des Wachstums die schlanken Säulenschäfte ihrer Stämme bis zu fünfzig Fuß Höhe; senkrecht vermochte kein Sonnenstrahl zu dringen durch das Dach der schräg geneigten Blätter jener grünen Kronen, welche im Winde wunderlieblich, wie träumerisch, säuseln und nicken, einlullend, einladend, zu schlafen, zu widerstandslosem Behagen, zu schwankendem Wiegen, in verträumten Gedanken. –

Aber sie standen in so weiten Zwischenräumen, daß Licht und Luft von seitwärts durchziehen konnten und daß auch niedrigere Bäume, – so die Zwergpalme – daß Sträucher und Blumen trefflich gediehen unter dem Schirm der hochragenden Wipfel. Neben den Palmen hatte zuerst die Menschenhand, bald aber die unvergleichlich üppige Natur hier ähnliche andere Edelbäume gepflanzt und gepflegt: die Platane mit der hellglänzenden Rinde wie die Plastische Pinie, die Cypresse wie den Lorbeer, die Olive, welche den Salzhauch des Meeres liebt, die Quitte mit den duftigen Früchten, die Granate, hier so sehr heimisch, daß die Frucht »der karthagische Apfel« hieß, während Feigen, Citrusbäume, Aprikosen, Pfirsiche, Mandeln, Kastanien, Pistazien, Terebinthen, Kytisus, Oleander und Myrten, bald als mächtige Stämme, bald als Gebüsch gleichsam das Unterholz des herrlichen Palmenhochwalds bildeten.

Und die kaum je wieder erreichte Gartenkunst der römischen Kaiserzeit hatte, mit Hilfe der Berieselung, die großartige Wasserleitungen ermöglichten, hier, hart am Saum der freilich fälschlich so genannten »Wüste«, – richtiger Steppe: denn die »Wüste« lag viel tiefer im Innern – Wunder der Schönheit geschaffen: vor allem einen üppig grünenden, dichten Rasen, der sogar in diesen heißesten Tagen des Jahres kaum versengte Strecken zeigte. Aus den zahlreichen Beeten hatte der Wind die Samen der Blumen entführt und überall glänzten nun auch aus dem Rasen hervor die Blüten in jenen prangenden, brennenden Farben, mit welchen die afrikanische Sonne zu malen liebt.

Die Blumenanlagen, die durch den ganzen Hain verbreitet waren, litten übrigens an einer gewissen Eintönigkeit: die Mannigfaltigkeit der Arten, welche heute unsere Gärten schmückt, fehlte hier: Rosen, Liliaceen, Narcissen, Veilchenarten und Anemonen kamen fast allein vor: aber diese freilich in zahlreichen Spielarten, in künstlich erzeugten Farben, oft zum Flor gebracht vor oder nach ihrer natürlichen Blütezeit. Man suchte durch ungeheure nebeneinander gehäufte Mengen der gleichen Art zu wirken. So waren die dicht wuchernden Beete der weißen und der feuerfarbenen Lilie hier oft fünfzig, hundert Schritte lang oder breit; vom warmen Winde ward ein süßer, aber allzustarker, fast betäubender Duft aus den strotzenden Kelchen getragen.

In dieser Welt von Bäumen, Büschen und Blumen hatten nun die Verschwendung der Kaiser, die früher oft hier residiert, die Statthalter und noch viel mehr die Stiftungen von reichen Bürgern Karthagos aufgeführt eine unübersehbare Fülle von Bauwerken jeder Art. Seit Jahrhunderten hatte ein schöner Patriotismus, eine gewisse Ehrenpflicht, auch oft Eitelkeit und Prahlerei und Durst nach Verewigung des Namens, reiche Bürger der Stadt veranlaßt, durch gemeinnützige Bauten, Anlagen und schmückende Denkmäler ihr Andenken lebendig zu erhalten. Dieser Lokalpatriotismus antiken Städtebürgertums war auch damals in seinen guten und rühmlichen wie in seinen kleinlichen Beweggründen noch keineswegs ausgestorben. So prangten denn hier, abgesehen von den ernstesten Grabdenkmälern, welche die beiden Seiten der breiten, den Hain schnurgerade von Nord nach Süd durchschneidenden Legionenstraße, nur von geringen Zwischenräumen unterbrochen, säumten, Bauten jeder Art: ferner Bäder, Teiche, kleine Seen mit Wasserkünsten, mit Marmorquais und zierlichen Häfen für die zierlichen Lustgondeln, Cirkusgebäude, Amphitheater, Schaubühnen, Stadien für Athletenkämpfe, Hippodrome, offene Säulenhallen, Tempel mit allen ihren oft zahlreichen und weitläufigen Nebengebäuden in reichster Fülle über den ganzen Park zerstreut.

Aphrodite, Venus war ursprünglich der Hain geweiht gewesen: dieser Göttin Statuen und die des Eros waren daher noch immer die häufigsten in dem weiten Gefilde: mancher solchen Gestalt hatte freilich der christliche Eifer den Kopf, die Brüste, die Nase, manchem Eros den Bogen zerschlagen. Viele der Heidentempel hatte man seit Constantin, mit den erforderlichen Änderungen, in christliche Oratorien und Kirchen umgeschaffen, aber keineswegs alle: und diese ehemaligen Tempel, dem heidnischen Gottesdienst entzogen, dem christlichen nicht zugewendet, waren mit ihren besonderen Gärtlein, Lauben und Grotten nun seit zwei Jahrhunderten die Stätten gar mancher Lasters, des Spieles, der Trunksucht und noch schlimmerer geworden. Die Götter waren verjagt: – die Dämonen waren eingezogen.

Unter den mehr als hundert Gebäuden des Haines ragten hervor zwei nahe dem »Südthor« der Stadt gelegene: der »alte Cirkus« und, dicht daneben, das »Amphitheater des Theodosius«.

Der »alte Cirkus« war angelegt worden in der Blütezeit Karthagos: und auf die damalige starke Bevölkerung war der ganze gewaltige Bau, war die Zahl der Sitzplätze – achtzigtausend – berechnet. Jetzt freilich standen die meisten Sitzreihen völlig leer: – gar viele römische Familien waren seit der vandalischen Eroberung ausgewandert, vertrieben, verbannt worden. Und die reiche Bronzeverzierung der Einzelplätze, der Sitzreihen und der Logen war oft zerbrochen, oft wohl auch geraubt: aber nicht von den

Vandalen, die sich mit solchen Kleinigkeiten nicht abgaben: sondern von römischen Stadtbewohnern und von den nächsten Bauern, die sogar die Marmorquadern aus den Gebäuden des Haines brachen und entführten. Der granitne Unterbau – ein zweifaches Stockwerk hochgewölbter Bogen – trug die marmornen Sitzreihen, die im Innern amphitheatralisch aufstiegen. Von außen war der Cirkus umgeben von Arkaden mit zahlreichen Eingängen und Freitreppen neben den Nischen, welche letztere als Kaufläden und zumal als Tavernen, als Garküchen, Weinschenken, Obstbuden und Speisestuben dienten. Hier lungerte stets, nachts und tags, viel übles Volk: aus den größeren, die durch Vorhänge den Blicken der Vorübergehenden entzogen waren, klangen Cymbeln, Handpauken, Kastagnetten und verrieten, daß drinnen gegen ein paar Kupfermünzen Syrerinnen und Ägypterinnen ihre üppigen Tänze zur Schau boten. Südlich von dem Cirkus lag ein weiter durch Meerwasser aus dem »Stagnum« gespeister See, dessen ganzer Inhalt abgeleitet werden konnte in das unmittelbar daranstoßende Amphitheater.

Elftes Kapitel.

Noch immer lastete die Schwüle eines afrikanischen Sommertags über dem ganzen Hain, obwohl die Sonne längst ins Meer getaucht und die hier nur kurz anhaltende Dämmerung dem Dunkel der Nacht gewichen war. Aber schon stieg leuchtend der Vollmond über die Palmenwipfel empor und ergoß sein magisches Licht über Bäume, Sträucher, Wiesen und Wasser, über die phantastisch aus dunkelstem Schwarzgrün der Gebüsche hervorleuchtenden Marmorstatuen und die Verkleidung der Gebäude aus meist auch weißem oder hellfarbigem Gesteinwerk. –

In den entlegenen Teilen des Haines herrschte allein dies sanfte silberne Licht Dianens und hier waltete tiefe keusche, ahnungsvolle Stille, nur durch den Ruf eines Nachtvogels hier und da gestört. Aber in der Nähe des Thores, in den zwei großen Hauptgebäuden, auf dem Rasen, in den Gärten um sie her wogte wilder Lärm von vielen Tausenden. Alle Instrumente, welche die Zeit kannte, schallten mißtönend, einander übertönend zusammen. Die Schreie der Lust, des Rausches oder auch der Wut, des zornigen Streites erklangen in römischer, griechischer, maurischer, zumeist aber in vandalischer Sprache. Denn vielleicht der größte und jedenfalls der lärmendste Teil der »Gäste des Haines«, wie sich die Genossen dieser Lüste nannten, war dem Stamm der Eroberer angehörig, die hier ihre ganze Genußgier und Genußkraft austobten.

Durch das Südthor schritten auf der breiten Heerstraße nach dem Cirkus zu zwei Männer in strenggermanischer Tracht. Das fiel hier auf: denn von den Vandalen fast alle – ausgenommen das Königsgeschlecht – hatten die germanische Gewandung, ja auch die nationalen Waffen entweder ganz mit den römischen vertauscht oder doch aus Bequemlichkeit, Weichlichkeit, Putzsucht das eine oder andere Stück römischer Tracht angenommen. Aber diese beiden Männer trugen nur germanische Mäntel, Sturmhauben und Waffen.

»Welch wüstes Geschrei! Welch Gedräng und Gewoge!« sprach der Älteste von ihnen, von mittelhohem Wuchs, der mit klugen, scharfen Blicken alles musterte, was um ihn her vorging. »Und am wüstesten,« erwiderte der andere, »am wildesten brüllen nicht die Römer, sondern unsre lieben Vettern –.« – »Hatt' ich nicht recht, Freund Theudigisel? Hier, unter dem Volke selbst, lernen wir mehr für unsern Zweck, erhalten bessere Auskunft in einer Nacht, als wenn wir viele Monde mit diesem buchgelehrten König Briefe wechseln.« – »Es ist unglaublich, was man hier mit Augen sieht!«

Da schlugen von rückwärts, vom Thore her, laute Rufe an ihr Ohr. Zwei Neger, nackt bis auf einen Schurz von Pfauenfedern um die Lenden, suchten, goldene Stäbe um ihre kraushaarigen Köpfe schwingend, Platz zu schaffen, offenbar als Vorläufer Bahn zu brechen einem hinter ihnen folgenden Aufzug. »Gebet Raum,« schrien sie unaufhörlich, »gebet Raum für Modigisel, den Edeling.« Aber es gelang ihnen nicht, das Gedränge zu durchbrechen, ihre Rufe lockten noch mehr Neugierige heran. So setzten denn die ihnen folgenden acht gleich wie sie oder gleichmäßig nicht gekleideten Mohren ihre wankende Last notgedrungen nieder: eine reich vergoldete, halboffene Sänfte. Sie hatte eine Rückwand, aus schmalen Purpurpolstern zusammengefügt, von gequerten

Elfenbeinstäben umrahmt und gehalten: herab von den Knäufen der Elfenbeinsäulchen nickten weiße Straußenfedern und das Rosa des Flamingo. »He, guter Freund« – so wandte sich der jüngere der beiden Fremden an den Insassen der Sänfte, einen hellblonden Vandalen von etwa siebenundzwanzig Jahren in glänzend weißem, reich mit Gold und Edelsteinen besetztem Seidengewand – »geht das bei euch jede Nacht so lustig her!?« Der Gefragte war sichtlich erstaunt, daß man sich erdreiste, ihn so ohne weiteres anzureden. Er öffnete mühsam zwei schläfrige Augen und wandte sich zu seiner Begleiterin: – denn nun erst ward neben ihm sichtbar ein junges Weib, von überwältigender Schönheit, aber in fast allzuüppiger Fülle strotzend, in reichem, aber maßlos überladendem Schmuck. Ihre weiße Haut war wie von mattem gelbem Schimmer überzogen: der Ausdruck des streng regelmäßig, wie mit dem Zirkel abgemessenen, schönen, aber starren sphinxähnlichen Gesichts war, ohne jede Andeutung von Geist oder Seele, die leicht ermüdete, aber nicht gesättigte Sinnlichkeit: sie glich einem wunderbar schönen, aber sehr unheimlichen Tier. So wirkten diese Reize mehr bewältigend, betäubend, als anmutend: dazu kam, daß die wenig verhüllte junonische Gestalt mit Gold nicht geschmückt, sondern mit goldenen Ketten, Reifen, Ringen, Zierplatten behängen und belastet war.

»Oh – Ah! – Ich sage! – Astarte!« lispelte ihr Begleiter mit künstlich verhaltener Sprechweise – er hatte von einem griechisch-römischen Stutzer aus Byzanz gehört, es sei guter Ton, so leise zu sprechen, daß man nicht verstanden werde. – »Vogelscheuchen, die beiden, eh?« Und er schob, – und seufzte über die Anstrengung hierbei – den dicken Rosenkranz in die Höhe, der ihm von der Stirn über die Augen gefallen war. »So wie man Geiserich schildert und seine Graubärte! Sieh nur – ah! – der eine hat ein Wolfsfell als Mantel. – Der andere trägt – im Hain der Venus! – einen wuchtigen Speer! – Ihr solltet euch – dort – im Cirkus – für Geld sehen lassen, Ungetüme!«

Der jüngere Fremde fuhr, zornig, ans Schwert: »Wüßtest du, wen ... –«

Aber der Ältere winkte ihm bedeutungsvoll, zu schweigen.

»Ihr müßt freilich weit hergekommen sein,« fuhr der Vandale, durch die Fremden offenbar erheitert, fort, »daß ihr solche Fragen thut. In diesem Hain der Liebesgöttin geht es jede Nacht so her. Nur heute noch ein wenig lustiger. Der reichste Edeling hält Hochzeit heut! Und ganz Karthago hat er eingeladen.«

Da richtete sich die Üppige an seiner Seite ein wenig auf: »Was verplauderst du die Zeit mit diesen Sylvanen? Sieh, der See erglänzt bereits in rotem Licht. Die Gondelfahrt beginnt! Ich will ihn gleich sehn, den schönen Thrasarich.« Und jetzt belebten sich – bei diesem Namen – die starren Züge: die großen, nachtdunkeln, undurchdringbaren Augen schossen einen heißen, suchenden Blick in die Ferne: – dann senkten sich wieder die langen, schattenden Wimpern. Sie lehnte das Haupt zurück an die Purpurpolster: mehr als zwei Hände hoch stieg das tiefschwarze Haar vom Wirbel empor, hoch aufgetürmt, von fünf sich verjüngenden durch Silberkettchen miteinander verbundenen Goldreifen umschlossen: aber dieses prachtvolle Haar, so gewaltig es war, glich wegen der dicken Steifheit der einzelnen Haare allzusehr der Mähne eines üppigen Rosses.

»Willst du nicht,« schrie der Begleiter mit solcher Kraft der Stimme, daß sich das frühere näselnde Gewisper als ärgste Affektation erwies, »willst du nicht, Astarte, du unersättliches Unheil, noch einstweilen mit dem minder schönen Modigisel fürlieb nehmen? Später kann man's ja – ändern. Du wirst zu keck seit deiner Freilassung.« Und er stieß ihr den Ellbogen in die Seite. Es sollte wohl zärtlich sein. Aber die Karthagerin hob, kaum merklich, die Oberlippe, nur die kleinen weißen Schneidezähne wurden sichtbar. Es war bloß ein leichtes Zucken. Aber es erinnerte an die großen bösen Katzen ihrer Heimat, zumal sie dabei, wie ein leicht gereizter Tiger, die Augen mit Gewalt zusammendrückte und den prachtvollen runden Kopf vom Kinn ab leicht in die Höhe hob, wie künftige Rache schweigend gelobend. – –

Modigisel hatte es nicht bemerkt. »Ich gehorche, göttliche Herrin,« näselte er nun wieder im elegantesten Ton. »Vorwärts!« Und da die armen Schwarzen – so vollendet hatte er den modernsten Ton getroffen! – ihn wirklich gar nicht gehört, brüllte er nun wie ein Bär: »Vorwärts, ihr Hunde, sag' ich!« Und mit einer Kraft, die man dem Rosenumkränzten nicht zugetraut hätte, schlug er mit der Faust den nächsten Sklaven in den Rücken, daß er stürzte. Ohne einen Laut stand der Mann wieder auf und faßte mit den sieben andern die dicht vergoldeten Tragstangen: bald war die Sänfte im Gewühl verschwunden.

»Hast du *die* gesehen?« fragte der jüngere Fremde, der mit dem Wolfsfell. »Ja. Wie ein schwarzer Panther, oder wie dies Land: schön, heiß, tückisch und tödlich. – Komm, Theudigisel! Laß uns auch an den See! Da sammeln sich die meisten Vandalen. Da lernen wir sie vollends kennen! – Hier, durch den Rasen, führt ein kürzerer Fußpfad.« – »Halt, stolpre nicht, o Herr! Was liegt da, – quer über den Weg?« – »Ein Krieger – in vollen Waffen – ein Vandale.« – »Und im tiefsten Schlaf! Bei diesem Lärm!«

»Er muß *sehr* trunken sein!« – Der Ältere stieß den Liegenden an mit dem Schaftende des Speeres. »Wer bist du, Mann?«

»Ich? – Ich?« – Der so Aufgeschreckte stützte sich auf einen Ellbogen: – er sann unverkennbar angestrengt nach. »Ich glaube, ich bin – Gunthamund, Guntharichs Sohn.« – »Was thust du hier?« – »Du siehst es ja: ich wache. – Was lacht ihr? Ich wache, daß in dem Haine keine Feste mehr ... – Wo sind die andern? – Habt ihr nicht Wein? Mich dürstet arg.« – Und er sank zurück in den hohen, weichen Rasen.

»Das also sind die Wachen der Vandalen! – Rätst du noch immer, mein tapfrer Herzog, wie du rietest – jenseit des Meeres?« Kopfschüttelnd, schweigend folgte der andere. Sie verschwanden in dem Gewoge von Menschen, das sich nun von allen Seiten gegen den See hin drängte.

Zwölftes Kapitel.

An dem Südufer dieses dicht umbuschten Gewässers, gegenüber dem zierlich mit Marmorplatten ausgelegten Hafen, in welchen es am Nordende auslief, waren hohe Brettergerüste, verhangen mit kostbaren, bunten Decken, errichtet, für besonders geladene Gäste, die doch nach Hunderten zählten; für die Vornehmsten war gewahrt ein weit in den See vorspringender, mit Purpurseide ausgelegter Balkon.

Jetzt ward plötzlich das Halbdunkel des sanften Mondlichts, das über der spiegelglatten Flut des Sees lagerte, in taghelles, grellrotes Licht verwandelt, das minutenlang anhielt. Als es erlosch, flammte blaues, dann grünes Licht empor, das, wie die Gruppen der Zuschauer an den Ufern und die weißen Marmorgebäude in der Ferne und die Statuen in den Gebüsch, so vor allem die Fläche des Sees selbst strahlend beleuchtete und das reiche, überraschende Schauspiel, das sich hier darwies.

Aus dem Hafen, hinter dessen hohen Mauern sie bis dahin verborgen gelegen, glitt, unter Flötenklang und Cymbelschall, hervor eine ganze Flottille von Nachen, Kähnen, Gondeln jeder Art: zehn, zwanzig – schon waren es vierzig Schiffe, phantastisch gestaltet, bald als Delphin, als Hai, als riesige Wasservögel, häufig als Drachen, das »Fahnen-Tier« der Vandalen. Mäste, Rahen, Segel, der spitzauslaufende hohe Schiffsschnabel wie das breit ausgeschweifte Steuer, ja sogar die oberen Teile der Ruderstangen waren, fast bis zu völliger Verhüllung, umflochten, umkränzt, umschlungen von Blumengewinden, von bunten breiten Bändern, auch von goldenen und silbernen Fransen; prachtvolle Teppiche, das ganze durch kostbares Holzgetäfel wagerecht geebnete Deck überziehend, senkten sich am Steuer in das Wasser und fluteten hier dem Schiffe, weit, weit nachschwimmend, nach. – –

Auf dem Deck jedes Fahrzeugs ruhten malerisch hingestreckt, unter dem Mast oder an dem Steuer, auf mehreren Stufen, von einer beherrschenden Gruppe überhört, vandalische Männer und Jünglinge in abenteuerlichen, manchmal auch bestimmten Nationen nachgebildeten Trachten, an der Seite von jungen Mädchen, auch wohl von schönen Knaben. Das blonde oder rote Gelock der Vandalen floß nieder auf manchen tief braunfarbenen Mädchennacken, mischte sich mit gar manchem schwarzen Haar. Musik erscholl von jedem Schiff; geschäftige Sklaven oder Sklavinnen, – Weiße, gelbe Mauren, Neger – schenkten ungemischten Wein aus schöngehauenen Krügen, die sie auch bei heftigem Schwanken der Nachen, ohne zu verschütten und ohne den Schein angestrenzter Mühung, auf dem Kopfe trugen, nur mit einer Hand manchmal hinzugreifend. So glitten die bunten Gondeln über den rotbeleuchteten See dahin. Plötzlich aber öffnete sich ihre Mitte und daraus hervor schoß, wie es schien, ohne Ruder fortbewegt – die Rudersklaven waren unter Deck verborgen – das große, alle andern Fahrzeuge an phantastischer, verschwenderischer Pracht überstrahlende Hochzeitschiff. Gezogen ward es – scheinbar – nur von acht mächtigen Schwänen, die paarweise mit goldenen Kettchen an dem Ansatz ihres Halsbuges quer miteinander und, durch die gewölbten Schwingen hindurch, mit dem nächstfolgenden Paare verknüpft waren. Die prachtvollen, sorgfältig hierzu abgerichteten Tiere zogen, ohne auf den Lärm und das Licht um sie her zu achten, in majestätischer Ruhe pfeilgerade auf die Balustrade am Südufer zu. Aus dem fußhoch mit roten Rosen bestreuten Deck war

um den Mastbaum herum eine offene Laube von natürlichen Reben geschmiegt. In derselben lag, das dickzottige leuchtende Rothaar von Weinlaub und – sehr geschmacklos! – von roten Rosen bekränzt und ein Pantherfell um den Oberleib geworfen, eine Purpurschürze um die Lenden gebunden, einen Thyrsosstab in der mächtigen, aber schlaff herabhängenden Rechten, der riesenhafte, fast sieben Fuß große Bräutigam und, an seine breite, gewaltige Brust geschmiegt, eine überaus feine, schwächliche, fast noch kindliche Mädchengestalt von zierlichstem, fast allzu zierlichem Gliederbau. Das Antlitz konnte man nicht sehen: sie hatten der verlassenen Ariadne – höchst stilwidrig! – den römischen Brautschleier auf dem Haar befestigt; auch schien das Kind erschreckt durch all' den Lärm: verschüchtert versteckte es, sich immer wieder anduckend, das Köpflein unter dem Pantherfell und an der Brust des Riesen; manchmal freilich suchte die Kleine scheu sein Auge, verstohlen, rasch zu ihm aufblickend; aber er sah es nicht.

Denn ein nackter Knabe von etwa zwölf Jahren, goldene Flügel an den Schultern, Bogen und Köcher an goldenem Band auf den Rücken geschnürt, schenkte unermüdlich dem Bräutigam eine ganz unglaublich große Trinkschale voll: der schien sich durch sein Kostüm für verpflichtet zu halten, stets gleich wieder auszutrinken: das zog ihn nun mehr als löblich von seiner Braut ab. Auf einem Pfuhl, etwas oberhalb des Brautpaares, lag, das edle Haupt und das einfach in einen griechischen Knoten geschlungene goldbraune Haar auf die offene linke Hand gelehnt, malerisch hingegossen, ein sehr schönes Mädchen von etwa achtzehn Jahren: unvergleichlich vornehmer, edler als jene karthagische Astarte war sie durch hellenische Formen, durch hellenisch-plastische Ruhe geädelt; zwei zahme weiße Tauben saßen auf ihrer rechten Schulter; sie trug ein weißes koisches Gewand, das bis unter die Kniee reichte, aber mehr Schmuck als Verhüllung zu bezwecken schien; doch ward das dünne Seidengespinnst über den Hüften zusammengehalten durch einen schön gearbeiteten, halbschuhbreiten Goldgürtel, von dem eine phönikische Purpurschürze, mit reichen Goldquasten beschwert, herabhing; an den goldenen Sandalen waren von weißer und grauer steifer Seide »Meereswellen« angebracht, welche der »Schaumgeborenen« bis an die feinen Knöchel reichten und an jedem derselben links und rechts zwei große weiße Perlen weithin sichtbar glänzen ließen.

Als das von Schwänen gezogene Schiff nun all' den vielen Tausenden von Zuschauern in volle Sicht kam, begrüßte das blendende Schaustück betäubender Zuruf. Sobald das Fahrzeug aus dem Halbdunkel in die blendende Helle glitt, suchte die Aphrodite hastig, rastlos, wie in Verzweiflung, sich zu verhüllen: – sie fand und erfaßte ein größeres grobes Segeltuch, das neben ihr lag und wickelte sich völlig darein.

»Wie barbarisch der ganze Aufzug!« flüsterte – aber sehr vorsichtig! – unter dem Gerüst, dem Hafen gegenüber, ein Römer dem andern in das Ohr in den rauhen Gurgeltönen des afrikanischen Vulgärlatein. »Das soll wohl Bakchos vorstellen, Nachbar Laurus?« – »Und Ariadne!« – »Die Aphrodite laß ich mir noch gefallen.« – »Ja, das glaub' ich, Freund Victor. Es ist die schöne Glauke, die Ionierin! Erst kürzlich von Seeräubern aus Milet entführt – guter Leute Kind soll sie sein – auf dem Hafenforum verkauft an Thrasabad, den Bruder des Bräutigams. Soviel wie zwei Landgüter soll sie gekostet haben!« – »Gar traurig schaut sie, unter gesenkten Wimpern, abwärts in den See.« – »Und doch soll ihr Käufer und Herr sie auf den Händen tragen und ganz

vernarrt in sie sein.« – »Glaub's gern! Sie ist wunderschön – feierlich schön, möcht' ich sagen.« – »Aber dieser Bär aus Thule, dieser Büffelstier aus Skythenland ein Dionysos!« – »Mit diesen Elefantenknochen!« – »Mit diesem brandroten, zwei Spannen breiten Bart!« – »Den ließ er sich wohl nicht scheren und das zottige Vließ des Schädels, dürft' er dafür im Ernst der Gott werden.« – »Ja, ein vandalischer Edeling! Das dünkt sich höher als Götter und Heilige!« – »Und waren und sind doch nur Kuhdiebe und Land- und Seeräuber.« – »Sieh nur, da hat er über das Rebengeflecht um die Lenden – seinen breiten germanischen Schwertgurt geschnallt!« »Vielleicht gar aus Ehrbarkeit,« lachte der andere. »Und wirklich: da trägt Dionysos ein vandalisches Kurzschwert im Wehrgehäng.« – »Mir scheint, er schämt sich, der Barbar, ein nackter Gott zu sein!« »So hat er doch noch nicht alle Scham verloren!« rief, unwillig weiterschreitend, ein Mann, der das furchtsame Geflüster gleichwohl verstanden hatte. »Komm, Theudigisel!«

»Verstandest du das? Der da, der mit dem Speere, war's. Das klang nicht vandalisch!« – »Aber ganz ähnlich. Drüben, in Hispanien, reden sie so! Ich hörte es zu Hispalis.« – »Horch, welch Gebrüll auf den Schiffen!« – »Das soll nun ein Hymenaios sein, Victor! Des Bräutigams Bruder hat ihn gedichtet. Denn jetzt machen die barbarischen Edeling lateinische und griechische Verse. Aber sie sind danach!« »Ja höre, Laurus,« lachte der andere, »du bist parteiisch: als Wettbewerber! Hast du doch seither, seit dein Ledergeschäft umschlug, vom Dichten gelebt, o Laure! Hochzeiten – Taufen – Leichen, dir war's gleich. Auch Vandalensiege über die Mauren hast du schon besungen und – daß Gott erbarm! –, das tapfere Schwert König Hilderichs'. Ja, für die Barbaren dichtest du sogar lieber, häufiger als für uns Römer.«

»Natürlich! Die Barbaren verstehen weniger, verlangen weniger und zahlen mehr! Aus dem gleichen Grunde, Freund Victor, mußst auch du in deinem Weinschank wünschen, daß die Vandalen Herrscher bleiben in Karthago.« – »Wieso? Du könntest es richtig getroffen haben!« – »Ei nun, die Barbaren verstehen von richtigem Wein so wenig wie von richtigen Versen.« – »Nur halb getroffen! Sie verstehen es wohl so ziemlich. Aber sie haben immer solchen Durst, daß sie auch den saueren Wein genießen und bezahlen – wie deine saueren Verse. Wehe uns, wenn wir keine dummen Barbaren mehr zu Abnehmern hätten! Wir müßten auf unsere alten Tage bessern Wein und bessere Verse liefern.«

»Bald sind die Schiffe da! Jetzt sieht man alles deutlich! Schau, die unermeßliche Trinkschale des Bräutigams, – kaum kann sie der kleine Amor tragen – sie kommt mir bekannt vor!«

»Ei freilich! Das ist ja der eherne Oceanus – die Riesenschale von dem Neptunus-Brunnen auf dem Forum: – größer als ein Kindskopf!« – »Richtig! Seit ein paar Tagen fehlte die Schale. Ja, die Germanen söffen den Ocean aus, wär' er voll Weines.« – »Und schau nur, – diese Centnergewichte von Gold, mit denen sie die arme Aphrodite behängt haben!« – »Lauter zusammengestohlenes, geplündertes, geraubtes Römergut. Sie kann sich kaum rühren unter ihrem Geschmeide!« – »Schamhaftigkeit, Victor, Schamgefühl! Außer Schmuck hat sie ja nicht viel am Leibe.« – »Nicht des armen Mädchens Schuld, so scheint es! Der Amor, der freche Bengel, hat ihr soeben das Segeltuch abgerissen und in den See geworfen. Sieh, ihre Qual! Schau, wie schämig sie sich zu bergen, zu decken sucht. Sie bittet die Braut: – sie weist auf das weiße

große Seidentuch zu ihren Füßen.« – »Die kleine Ariadne nickt, sie hebt das Tuch auf – sie wirft es um die Schultern Aphroditens –. Wie dankt ihr deren Blick!« – »Gleich landen sie nun: – Mich dauert die arme Braut. Schmach und Schande! Sie ist eines freigebornen römischen Bürgers Kind, obzwar griechischen Ursprungs. Und der Vater« – »Wo steckt Eugenius? Ich seh ihn nicht auf dem Hochzeitsschiff.« – »Er hat sich doch wohl geschämt, sich bei der Opferung seines Kindes zu zeigen. Er ist lange vor der Hochzeit mit seinem sicilischen Gastfreund in Getreidegeschäften nach Utika gereist und gleich nach der Heimkehr geht er mit dem Syrakusaner nach Sicilien. – Es ist wirklich wie das alte Mädchenopfer, das die Athener dem Stier, dem Minotauros darbringen mußten. Er giebt Eugenia, Karthagos anmutvollstes, zierlichstes Kleinod, hin!« – »Man sagt aber: – sie *wollte* ihn! Sie *liebte* den roten Riesen. Und er ist nicht häßlich – er ist sogar schön.« – »Ein Barbar ist er. Fluch den Bar – ... o Verzeihung, mein gnädigster Herr! Möge Sankt Cyprian dir langes Leben gewähren.« Hastig hatte er sich auf die Kniee geworfen vor einem halbtrunkenen Vandalen, der ihn schier über den Haufen gerannt und, ohne des Römers Existenz irgend zu beachten, sich schon weit nach vorn gedrängt hatte. »Aber, Laure! Der Barbar hatte ja dich getreten, nicht du ihn?« meinte Victor, dem Landsmann wieder auf die Beine helfend. – »Gleichviel! Sie sind gar flugs bei der Hand mit dem Kurzschwert, unsere Gebieter! O verschlänge sie alle der Orcus!«

Dreizehntes Kapitel.

Einstweilen hatten die Schiffe das Ufer erreicht: in breiter Auffahrt nebeneinander landeten sie, mit rauschender Musik von Pfeifen und Pauken von dem Balkon herab begrüßt. Alsbald warfen die Kähne von ihren Schnäbeln herab zierliche Falltrepplein, deren Holzwerk reich mit Teppichen bedeckt war. Sklaven streuten Blumen auf die Stufen: über diese hin stiegen das Brautpaar und die Gäste an das Land, während gleichzeitig, auf ähnlichen Treppen, von den Schaugerüsten herab die Geladenen herniederschritten: die beiden Gruppen reiheten sich nun am Ufer zu festlichem Aufzug. Ein schöner, nur etwas weibisch aussehender junger Vandale, einen geflügelten Hut auf den blonden Locken und Flügelschuhe an den Füßen, eilte rastlos hin und her, den von goldenen Schlangen umwundenen Elfenbeinstab schwingend: er schien der Ordner des Festes.

»Wer ist das?« fragte Victor. »Wohl der Herr der schönen Aphrodite? Er nickt! Und sie lächelt ihm zu.« »Jawohl! Das ist Thrasabad,« zürnte Laurus, die Faust ballend, aber gar ängstlich. »Sankt Cyprian schicke ihm Skorpionen in das Bett! Ein vandalischer Dichter! Der mir das Handwerk verdirbt. Mir, dem Schüler des großen Luxorius.« – »Schüler? Ich denke, du warst ... –« – »Sein Sklave, dann Freigelassener. Ganze Eselshäute lang hab' ich ihm seine Verse abgeschrieben.« – »Aber doch nicht als Schüler ...–« – »Das verstehst du nicht. Die ganze Dichterei besteht aus einem Dutzend kleiner Kniffe: die lernt man beim Abschreiben am besten, weil sie immer wiederkehren. Und dieser Barbar dichtet gratis! Natürlich: muß froh sein, hört ihm jemand zu.«

»Er führt den Zug – als Merkur.« – »O, er taugt dazu! Aufs Stehlen versteht er sich! Nur schlagen sie dabei den Eigentümer tot. ›Fehde‹ nennen sie das, diese edeln Germanen!« – »Sieh – er gab das Zeichen: sie ziehen in den Cirkus! – Auf! Laß uns folgen!« Merkur streckte Aphroditen weit die Hand entgegen, ihr an das Land zu helfen. »Hab' ich dich wieder?« flüsterte er ihr zärtlich zu. »Zwei Stunden hab' ich dich entbehrt, du Vielschöne. Ich habe dich wirklich lieb, Schätzchen.« Sie lächelte anmutvoll – dankbar, selbst liebevoll schlug sie das schöne Auge zu ihm auf. – »Das ist der einzige Grund, daß ich noch lebe,« flüsterte sie: gleich senkten sich wieder traurig die langen Wimpern. »Aber so ganz eingewickelt – meine Aphrodite?« – »Ich bin nicht deine *Aphrodite*! Ich bin deine *Glauke*!« Hand in Hand mit ihr eröffnete nun Thrasabad den Zug, der sich, nicht ohne Stockungen, durch die gaffende Menge drängte.

Sowie man in dem Cirkus angelangt war, wiesen zahlreiche Sklaven den Gästen, je nach ihrem Stand oder ihrer Wertschätzung durch den Festgeber, ihre Plätze an. Die ehrenvollsten waren die vorderen, ursprünglich für die Senatoren, die Kurialen von Karthago bestimmten, jetzt leer stehenden Sitzreihen; leer blieb der Ausbau auf der südlichen Langseite, das Pulvinar, die kaiserliche Loge, die gar mancher Vorgänger Gelimers besucht hatte. Auf der nördlichen Langseite, aber nicht dem Pulvinar gegenüber, sondern dem Ostende, der »*porta pompae*«, viel näher waren in ähnlichem Ausbau angebracht die Logen für den Bräutigam und seine nächsten Freunde, die geehrtesten Gäste. – Durch dies Thor, in der Mitte der Ställe und Remisen für die Rosse und die Wagen, – dem »*oppidum*« und den »*carceres*« – bewegte sich vor dem Beginn des Rennens der »*circensische Aufzug*«: von dieser *porta* aus lief die Bahn

länglich gezogen nach Westen, wo sie in einem Halbkreis abschloß; hier zogen die Sieger durch die »*porta triumphalis*« ab. Der Länge nach, von Ost nach West ziehend, schied eine niedrige Mauer, die »*spina*«, reich mit kleinen Säulen, mit Obeliskens aus dunkelgrünem Marmor, mit zahlreichen Statuetten von Siegern in früheren Wettfahrten geschmückt, die Bahn in zwei wie durch eine Schranke getrennte Teile. – Am Ost- und am Westende war ein Mal, ein Ziel, »*meta*«, errichtet, jenes die »*meta prima*«, dieses die »*meta secunda*«. Die Wagen fuhren in die Arena durch zwei Thore im Osten am Süd- und am Nordende der Ställe. Endlich war auf der Südseite, zwischen den Ställen und der Kaiserloge, die traurige Pforte, die »*porta Libitinensis*« halbverdeckt angebracht, durch welche die getöteten und verwundeten Wagenlenker hinweggetragen wurden. Die Länge der Bahn betrug etwa hundertneunzig, die Breite etwa hundertvierzig Schritt.

Nachdem sich die Bewegung gelegt, die Gäste sich sämtlich auf ihren Sitzen niedergelassen hatten, erschien in der Hauptloge, in welcher neben noch etwa zwölf Männern und Frauen auch Modigisel und seine schöne Freundin Platz genommen, Mercurius, neigte sich zierlich vor dem Brautpaar und hob an: »Verstatte, göttlicher Bruder, Sohn Semelens ... –«

»Höre, Kleiner,« unterbrach ihn der Bräutigam, »Mercur« maß ein paar Zoll weniger als Bakchos, aber noch sehr viel über sechs Schuh – »ich meine, du hast von dem vielen Adrumetiner und zumal von dem Grassiker, dem schwarzroten, den ich aus dem »Ocean« gesogen, – kurz du hast *meinen* Rausch bekommen. Unser wackrer Vater hieß doch Thrasamer, – nicht Semele.« Überlegen lächelnd und mit Aphrodite, welche ebenfalls in der Hauptloge Platz genommen, Blicke tauschend, fuhr der dichterische Vandale fort: »Erlaube, daß ich vor dem Beginn der Spiele mein Hochzeitsgedicht vorlese ... –« »Nein, nein, Brüderlein!« fiel der Riese rasch ein. »Lieber, schon viel lieber! – nicht! Die Verse sind ... –« – »Etwa nicht glatt genug? Was verstehst du von Hiatus und ... –« – »Gar nichts! Aber der Sinn – soweit ich ihn begriffen! – Du warst schon so gütig, mir es dreimal vorzulesen ... –« »Mir fünfmal!« sagte die Aphrodite leise, mit einem Lächeln, das ihr lieblich stand. »Ich beschwor ihn, sie zu verbrennen. Sie sind weder schön noch gut. Wozu sind sie also?« »Der Inhalt ist,« fuhr Thrasarich fort, »so aus der Maßen – nun: sagen wir »schamlos« ... –« »Nach den besten römischen Mustern,« grollte der Poet. – »Mag wohl sein! – Vielleicht gerade deshalb. – Ich schämte mich, da ich's allein hörte: ich möchte nicht vor diesen Frauen ... –« Da drang ein gelles Lachen an sein Ohr: »Du lachst, Astarte?« – »Ja, schöner Thrasarich, ich lache! Ihr Germanen bleibt doch unverbesserlich: verschämte Knaben mit Riesengliedern.« Die Braut schlug einen flehenden Blick zu ihm auf. Er sah es nicht: »Verschämt? Ich komme mir schon lange sehr schamlos vor. Mir ist meine Rolle als halbnackter Gott sehr zuwider. Ich freue mich, Eugenia, wann erst all' der wüste Lärm vorüber ist.« Sie drückte ihm dankbar die Hand: »Und morgen, nicht wahr,« flüsterte sie, »gehst du mit mir zu Hilde? Sie hat es gewünscht, am ersten Tage mir Glück zu wünschen.« – »Gewiß! Und *ihr* Glückwunsch *bringt* dir Glück! Sie ist die herrlichste der Frauen. Sie – ihre Ehe mit Gibamund – hat mich zuerst wieder gelehrt, an Frauen, an Liebe und an Glück der Ehe zu glauben. Sie war es, die ... – Was willst du denn, Kleiner? Ach, das Spiel! Die Gäste! Ich vergaß alles! – Also! – Vorwärts! Gieb das Zeichen! Sie sollen anfangen da unten.«

Der Merkur trat vor an die weiße Marmorbrüstung der Loge und schwang seinen Schlangenstab zweimal in der Luft: die beiden Pforten zur Rechten und zur Linken der Ställe sprangen auf: in die Arena traten aus der Rechten ein ganz in Blau, aus der Linken ein ganz in Grün gekleideter Tubabläser und zwei schmetternde Rufe verkündeten weithin den Anfang des circensischen Aufzugs. In der kleinen Pause, die nun vor der Auffahrt der Wagen entstand, zupfte Modigisel den Bräutigam leicht an seinem Pantherfell. »Höre,« flüsterte er, »meine Astarte da verschlingt dich ja förmlich mit den Augen! Ich glaube, du gefällst ihr schon lange viel besser als ich. Nun sollte ich sie wohl totschiagen – vor Eifersucht. – Aber – Uff! – es ist mir zu heiß: zu beiden, zur Eifersucht und zum Schlagen.« »Ich denke,« erwiderte Thrasarich, »sie ist nicht mehr deine Sklavin.« – »Ich habe sie freigelassen, aber die Gehorsamspflicht, das Obsequium, mir vorbehalten. – Bah, deshalb würd' ich sie *doch* totschiagen, wäre es nicht so heiß. – Aber – wie wäre es, wenn wir – ich bin ihrer überdrüssig! – Und deine Kleine da, diese schlanke Eugenia gefällt mir: – vielleicht des Gegensatzes wegen – wie wär' es, wenn wir – tauschten?« Thrasarich fand nicht mehr Zeit, ihm Antwort zu geben. Nochmal schmetterte die Tuba und die Rennwagen fuhren ein zu feierlichem Umzug. Fünf Wagen der »Blauen« rollten langsam aus dem rechten, fünf der »Grünen« aus dem linken Thor: lauchgrün und lichtblau waren die Wagen selbst, waren Zügel und Aufputz der Rosse, waren die Tuniken der Wagenlenker. Die drei ersten Wagen jeder Partei waren Viergespanne, die gewöhnliche Zahl der Pferde: als nun aber als vierter je ein mit fünf, und als letzter Wagen jeder Partei sogar je ein mit sieben Rossen bespannter erschien, erschollen auf den obersten Plätzen – es waren die schlechtesten und obwohl sehr viele bessere Sitzreihen leer standen, hatten die vandalischen Aufseher die römischen Kleinbürger doch da hinauf verwiesen – laute Rufe der Überraschung und des Beifalls. »Schau nur, Victor,« flüsterte Laurus seinem Nachbar zu. »Das sind ja die Farben der Parteien zu Byzanz.« – »Jawohl. Alles ahmen sie nach, die Barbaren.« – »Aber wie die Affen das Flötenspielen!« – »Nur in der Toga sollte man doch den Cirkus besuchen.« – »Wie wir,« sagte Victor wohlgefällig. »Aber die –! Ein paar im Panzer – die Menge in spinnwebdünnen Gewändern!« – »Natürlich! Südländer werden sie doch nie! Nur verdorbene Nordbarbaren.« – »Doch sieh nur: die Pracht, die Verschwendung! Die Räder, ja die Radfelgen selbst sind versilbert und dann blau oder grün gebändert.« – »Und die Wagenkörbe! Sie gleißen dort von Saphiren, hier von Smaragden.« – »Woher hat Thrasarich all' diese Schätze!« – »Gestohlen, Freundchen, alles uns gestohlen! Ich sagt' es ja schon! Aber nicht er selbst – sogar zum Stehlen und Rauben ist dies Geschlecht fast zu faul geworden! – doch sein Vater Thrasamer und zumal sein Großvater, Thrasafid! Der war Geiserichs rechte Hand! Und was das sagen will – beim Plündern wie beim Schlagen! – das ist gar nicht auszudenken!« – »Prachtvolle Pferde, die bei dem Fünfgespann, die Rotbraunen! Das sind nicht afrikanische.« – »Doch! Aber aus spanischem Schlag, in Kyrene gezüchtet. Das sind die besten.«

»Ja, wenn noch maurisches Blut dazu kommt. Weißt du, wie der berühmte Hengst des Maurenhäuptlings Kabaon? Den soll jetzt ein Vandale erworben haben.« – »Unmöglich! Ein solches Roß verkauft kein Maure.«

»Der Umzug ist zu Ende: sie fahren nebeneinander auf: vor der weißen Schnur. Jetzt! –« – »Nein! Noch nicht! Sieh: je ein Grüner und ein Blauer tritt an die Hermulae, links und rechts, an welchen die gespannte Schnur befestigt ist. Horch! Was ruft

Merkur?« – »Die Preise für die Sieger. Höre nur: 15 000 Sesterzen zweiter Preis des Viergespanns, 25 000 erster des Viergespanns, 40 000 für das siegende Fünfgespann – und 60 000 – es ist unerhört! – für das Siebengespann.« – »Schau, wie die Grünen, das Siebengespann, den Sand stampfen! Das ist Herkules, der Wagenlenker! Der hat schon fünf Auszeichnungen!«

»Aber sieh! Sein Widerpart ist der Maure Chalches: – der trägt sieben Siegeszeichen! Sieh, er legt die Peitsche ab – er fordert Herkules auf, auch ohne Peitsche zu fahren. Der aber wagt es nicht.«

»Doch! Sieh, da wirft er die Peitsche in den Sand. – Ich wette auf Herkules! Ich halte die Grünen!« schrie Victor hitzig. »Und ich die Blauen! Es soll gelten – doch halt! Wir, römische Bürger, – wetten um Spiele unsrer Tyrannen?« – »Ah was! Du hast keinen Mut! – Oder kein Geld!« – »Mehr als du – von beiden! Wieviel? Zehn Sesterzen?« – »Zwölf!« – »Meinetwegen. Es gilt!« – »Sieh, die Schnur fiel!« – »Jetzt sausen sie los!« – »Brav, Grüner, schon an der ersten Meta – als nächster – vorbei!

»Halte dich, Chalches! So, Blauer! Vorwärts. – Hei, an der zweiten Meta war Chalches der nächste.« – »Rascher! Herkules! Rascher, du faule Schnecke! Halte dich mehr rechts – Rechts! Sonst – o weh!«

»Ha, heil'ger Cyprian! Triumph! Da liegt der stolze Grüne! Auf dem Bauch liegt er! Wie ein zertretener Frosch! Triumph! Der Blaue steht am Ziel. – Zahle, Freundchen! Wo ist mein Geld?«

»Das gilt nicht. Ich zahle nicht. Der Blaue hat ihm mit Fleiß die Deichsel in den Gaul am linken Flügel gestoßen. Das ist Betrug!« – »Wie? Du beschimpfst meine Farbe! Und zahlen auch nicht?« – »Keinen Stein!« – »So? Nun, du Elender, so zahl' ich *dir*!« Und patschend fiel ein Schlag: es klang wie flache Hand auf feister Wange. »Ruhe da oben, in den Wolkensitzen,« rief Merkur. »Es ist nichts, holde Braut: nur zwei römische Bürger, die sich ohrfeigen. Freund Mandalar da oben – geh – wirf sie hinaus. Beide! – So! Nun weiter im Spiel. Schafft den Grünen zur Libitinensis hinaus. Ist er tot? – Ja? – Weiter! – Die Preise werden am Schluß verteilt. Wir haben Eile. Käme der König vor der Zeit aus Hippo zurück: – weh uns!«

Vierzehntes Kapitel.

»Bah,« meinte Modigisels Nachbar, ein trotzig blickender, etwas älterer Edeling von stolzer, vornehmer Haltung. »Werden uns nicht fürchten, mein' ich! Wir Gundingen sind kaum minder alten Adels. Ich beuge mein Haupt vor den Asdingen nicht. Am wenigsten vor diesem Duckmäuser.« »Recht hast du, Gundomar!« stimmte ein jüngerer bei. »Laß uns ihm trotzen, dem Tyrannen.« Da wandte der Riese Thrasarich langsam das Haupt und sprach sehr langsam, aber sehr nachdrucksam: »Höret, Gundomar und Gundobad, ihr seid meine Gäste: – allein, redet ihr übel von Gelimer, – thu' ich euch wie den beiden Römern gethan ward. So viel Weines mir zu Kopfe stieg: – nichts gegen Gelimer! Das duld' ich nicht! Er – der gütevolle – ein Tyrann! Was heißt das?« – »Das heißt: ein Anmaßer!« – »Wie meinst du das? Er ist doch der älteste Asdinge.« »Nach König Hilderich! Und ob der mit Recht gefangen und abgesetzt ward?« – zweifelte Gundomar. »Ob das Ganze nicht ein ersonnen Stücklein war?« fiel Gundobad ein. »Doch nicht von Gelimer ersonnen, willst du sagen?« drohte Thrasarich. »Nein! Aber vielleicht von Verus!« – »Jawohl: man flüstert allerlei. Es soll eine briefliche Warnung ... –« – »Geichviel! Erfährt dein gütevoller Betbruder von diesem Fest ... –« – »Dann wehe uns! Dann geht er mit dir um wie ... –« »Damals, da du dein Bräutchen ohne Priester heiraten wolltest,« lachte Modigisel. »Daß er mich damals niederschlug, das dank' ich ihm seither alle Tage! Die »Eugenien« raubt man nicht: – man bittet schön um sie.« – Und er nickte der Kleinen zu, begrub ihr ganzes Köpfchen samt dem Schleier in seiner gewaltigen Rechten und drückte sie zärtlich an die mächtige Brust: ein glückstrahlender Blick der großen, dunklen Antilopenaugen dankte ihm.

Aber auch Modigisel hatte den Reiz entdeckt, den solche Beseelung, solcher Ausdruck dem kindlich unschuldigen Antlitz verlieh: bewundernd ruhte sein Auge auf Eugenie. Diese erhob sich und flüsterte dem Geliebten ins Ohr. »Gern, mein Veilchen, mein Vögelchen,« erwiderte dieser. »Wenn du's gelobt hast, mußst du's halten! Geleite sie zum Ausgang, Bruder. Wort halten ist notwendiger als Atemholen.« Die Braut ward von einer Schar von Freundinnen unter Führung Thrasabads durch einen der zahlreichen Quergänge aus dem Cirkus geleitet. »Wohin geht sie?« fragte Modigisel, ihr mit heißen Blicken folgend. »In die katholische Kapelle – dicht nebenan, die sie in dem kleinen Vesta-Tempel eingerichtet haben. Sie hat ihrem Vater gelobt, vor Mitternacht darin zu beten: mußte sie doch auf den Segen ihrer Kirche verzichten bei der Ehe mit dem Ketzer.« Gerade verschwand nun die anmutvolle Gestalt der Braut unter dem Bogenthor.

Da begann Modigisel aufs neue zu Thrasarich: »Laß mir die Kleine da und nimm meine Große –: du gewinnst fast hundert Pfund bei dem Handel. Es ist wahr, in diesem Himmelsstrich soll man sich ein magres Schätzlein wählen. – Freie Römerin? – Nun ich will sie auch *heiraten*, – es soll mir nicht darauf ankommen.« – »Behalte dein strotzend Glück und gönne mir mein schwächtiges. Für diesen Tausch habe ich doch noch lange nicht genug aus dem Ocean getrunken.« Da sprach plötzlich mit lauter Stimme Astarte – beide Männer erschranken: ob sie das leise Geflüster verstanden hatte? Schon, daß sie ihr all' diese Zeit gewahrtes Schweigen brach, wirkte seltsam. – »Ist doch nichts an ihr als Haut und Knochen!« Und wieder zeigten die üppigen Lippen, leise gehoben, die

spitzen Schneidezähne. »Und Augen! *Diese Augen!*« sprach Modigisel. »Ja, größer als das ganze Gesicht! Wie ein gerade ausgekrochenes Huhn!« höhnte Astarte. »Was hat sie denn so Besonderes?« Und die runden Augen funkelten unheimlich. »Eine Seele, Karthagerin,« erwiderte der Bräutigam. »Weiber haben keine Seele,« sagte Astarte, ihn ruhig und groß anblickend. »So lehrte ein Kirchenvater. Oder ein Philosoph. Die einen haben statt der Seele Wasser – so jene Pygmäe. Andere: Feuer«; sie stockte und atmete schwer. Sie war jetzt sehr schön, dämonisch, bezaubernd schön: Glut schossen in die prachtvoll modellierten sphinxgleichen starren Wangen. »Feuer« – sagte Thrasarich, von den versengenden Augen den Blick wendend, »Feuer ist auch die Hölle.« – Astarte schwieg. »Sie ist so schön, weil sie so keusch und rein ist,« sagte seufzend Aphrodite, die einen Teil des Gespräches gehört hatte. Schmerzlich blickte sie der Braut nach und senkte die Wimpern. »Kein Wunder, daß du so fest hältst an ihr,« höhnte nun Modigisel laut. »Hast du doch, nachdem der Raub mißglückt war, gar ehrbar wie ein römischer Walker oder Bäcker um seines Nachbarn, des Schusters, Kind bei dem alten Getreidewucherer um das Püppchen geworben.« »Jawohl,« fiel Gundomar ein, »aber die Hochzeit hat er ausgerichtet mit einer Pracht, als führe er des Imperators Tochter heim.« »Die Pracht der Hochzeit ist ihm lieber als die Braut,« lachte Gundobad. »Das gewiß nicht!« sprach Thrasarich langsam. »Aber eins ist wahr: – seit ich weiß, daß sie mein ist – mein wird – seitdem ist die rasende Wut nach ihr – doch nein! – So ist es auch nicht! Hab' ich sie doch so lieb! – Es ist wohl der Wein! Die Hitze. Und der viele Wein!« »Gegen Wein hilft nur Wein,« lachte Modigisel. »He, Sklaven, bringt Bakchos einen zweiten Okeanos.« Als bald that Thrasarich einen tiefen Zug.

»Nun?« flüsterte Modigisel. »Ich gebe dir als Zuwage zu Astarte meinen ganzen Fischteich voll Muränen neben der Königsvilla bei Grasse für –« »Bin kein Fresser,« erwiderte Thrasarich unwillig. »Ich lege dazu meine Säulenvilla in Decimum: ich habe sie zwar Astarte vermacht: – aber die willigt ein. Nicht?« – Astarte nickte schweigend. Ihre Nüstern flogen.

Thrasarich schüttelte das zottige Haupt. »Ich habe mehr Villen als ich je bewohnen kann. – Horch, ein Tubaruf! Sollte das Wettrennen beginnen? He, Brüderlein! Er ist nicht da. Pferde – Wein – und Würfel – das sind die drei höchsten Güter. Ich gäbe meiner Seelen Seligkeit für das beste Pferd der Welt. Aber« – und er trank wieder gewaltig – »das beste Pferd! Es ist mir entgangen. Durch meine Thorheit. Zehn Eugenien gäb' ich drum.«

Da legte Astarte einen eiskalten Finger leise auf Modigisels nackten Arm: er sah auf: sie hauchte ein Wort und erfreut, überrascht nickte ihr Modigisel zu. »Das beste Pferd? Wie heißt es? Und wie ist dir's entgangen?«

»Es heißt – sein maurischer Name ist nicht auszusprechen; er besteht aus lauter ch! – Wir haben es genannt: Styx. Und es ist ein dreijähriger Rapphengst spanischen Bluts, mit maurischer Mischung, in Kyrene gezogen. Kürzlich, da der wackere König so eifrig die Rüstungen begann, ward den Mauren verkündet, wir Edeling brauchten treffliche Pferde. Da kam unter vielen andern auch des greisen Häuptlings Kabaon Enkel, Sersaon, nach Karthago: der zog von je von den besten Rossen die allerbesten.« »Man kennt sie! Jawohl!« bestätigten die Vandalen. »Von den allerbesten aber war die Perle Styx, der Rapphengst! Ich mag ihn nicht schildern, sonst wein' ich vor Zorn, daß er mir entging. Der Maure, der ihn ritt, fast ein Knabe noch, sagte, er sei gar nicht feil. Da ich

ihn gierig drängte, forderte er – hohngrinsend – einen unmöglichen Preis, den niemand – bei gesunden Sinnen – zahlt: unvernünftig viele Pfund Gold: ich hab's vergessen, wie viele! Ich lachte ihm ins Gesicht. Dann sah ich nochmal auf das herrliche Tier und – befahl dem Sklaven, das Gold zu holen. Als bald gab ich den Lederbeutel dem Mauren in die Hand: es war im offenen Hofe meines Hauses an dem Forum des Constantin: viele andre Rosse standen daneben: einige unsrer Lanzenreiter saßen im Sattel und sahen der Musterung der vorgeführten Rosse zu. Da, nachdem ich den Handel abgeschlossen, sagte ich mit einem Seufzer zu meinem Bruder: »Höre, es ist doch Schade um das Gold! Das Tier ist's doch kaum wert.«

»s ist *mehr* wert! Das sollst du sehen!« schrie der freche Maure, sprang auf den Rappen und jagte zum Hofthor hinaus: – den Beutel aber behielt er in der Faust.«

»Das ist stark,« meinte Modigisel. – »Diese Keckheit empörte uns alle. Sofort setzten wir ihm nach – alle – wir waren wohl zwanzig – unsere besten Rosse und Reiter, – auch auf den eben gekauften trefflichen maurischen Gäulen. An der Straßenecke war er noch so nah, daß Thrasabad ihm den Wurfspeer nachwarf: aber vergebens! Obwohl auf unser Geschrei aus allen Quergassen die Leute herbeiströmten, ihn in der Hauptstraße zu hemmen: – da war kein Halten! Die Wache am Südthor ward merksam: sie sprangen ins Thor – sie wollten die Flügel zuwerfen, – warfen sie auch zu – aber schon war das herrliche Tier wie ein Pfeil hindurchgefahren. Wir verfolgten noch eine halbe Stunde: – da hatte es solchen Vorsprung, daß wir es kaum mehr in der Ferne sahen wie einen im Wüstensande verschwindenden Strauß. – Zornig, laut scheltend über den treulosen Mauren, ritten wir langsam heim auf unsern bis zum Umfallen erschöpften Rossen. – Als wir nach Hause kamen, – stand der Maure in meinem Hof, auf den Rappen gelehrt – er war zum Westthor wieder hereingeritten – warf mir das Gold vor die Füße und sprach: »Kennst du nun des edlen Tieres Wert? Behalte dein Gold! Es ist mir nicht mehr feil!« – Und ritt stolz und langsam davon. So verlor ich Styx, das beste Roß der Erde! – Ha, ist das ein Blendwerk? Oder ist's der schwere Wein? – Da unten – – in der Arena – neben den andern Rennpferden ... –?«

»Steht Styx,« sagte Astarte ruhig. »Wem gehört das Kleinod?« schrie Thrasarich außer sich. »Mir,« erwiderte Modigisel. »Du hast ihn gekauft?« – »Nein. Bei dem letzten Streifzug ward das Tier mit Kamelen und mit andern Rossen erbeutet.« »Aber doch nicht von dir?« brüllte Thrasarich. »Du bliebst ja, wie gewöhnlich, in Astartes breitem Schatten zu Hause.« – »Aber ich stellte dreißig Söldner als Ersatz: die fingen das angebundene Tier in dem Lager der Mauren, und was der Söldner fängt ... –«. »Ist seines Soldherrn,« bestätigte Thrasabad, der wieder in die Loge getreten war. »Also – dir – dir – gehört – dies Wunder?« rief Thrasarich, in höchstem Neid. »Ja und – dir – sobald du willst.« Thrasarich stürzte einen tiefen Becher hinab. »Nein! Nein!« sagte er, »wenigstens nicht so, – nicht mit meinem Willen! Ist sie doch frei, keine Sklavin, die ich verschenken könnte: – selbst wenn ich jemals wollte.« – »Gieb nur dein Recht auf sie auf. Leicht findet sich – für Geld – ein Nichtigkeitsgrund der Ehe.« »Sie ist katholisch, er Arianer,« flüsterte Astarte. »Jawohl! Das genügt schon! Und dann laß mich nur gewähren –: nicht immer kann Gelimer ihren Entführer niederschlagen.« – »Nein! – Schweige! Nicht so! – Aber – würfeln könnte man! – Dann hätten es die Würfel gethan, der Zufall – nicht ich! Ah, ich kann, ich kann – nicht mehr denken! Werfe ich mehr, behält jeder was er hat, – werfe ich weniger, – so will ich – Nein! Nein! Ich will nicht! –

Laßt mich doch schlafen!« Und weinmüde senkte er, trotz des Lärms um ihn her, das mächtige rosenbekränzte Haupt auf beide Arme nieder, die er auf der Marmorbrüstung übereinanderlegte.

Modigisel und Astarte tauschten einverständene Blicke. »Was hast *du* für Vorteil dabei?« fragte Modigisel. »Gegen dich tauscht er nicht: – nur etwa gegen das Roß.« – »Sie – das Nonnengesicht! – soll ihn aber nicht haben! Und meine Zeit kommt später.« – »Wenn ich dich frei gebe aus meinem Patronat.« – »Du wirst!« – »Weiß noch nicht!« – »O ja, du wirst!« schmeichelte sie. Aber sie bog dabei wieder den Kopf zurück und drückte die Augen zusammen.

Nach kurzem Schlaf ward der Bräutigam wach gerüttelt durch seinen Bruder. »Auf,« rief dieser, »Eugenia ist zurück. Laß sie auf ihren Platz, –« – »Eugenia! – Ich habe sie *nicht* verwürfelt! Ich will das Roß nicht! – Ich habe nichts versprochen ... –«

Tief erschrocken fuhr er zusammen: denn Eugenia stand, neben der Ionerin, vor ihm: die großen, tief dunkelbraunen Augen, deren Weiß leicht blau angehaucht war, drangen forschend, ahnend, angstvoll tief in seine Seele. Aber sie schwieg: – nur noch bleicher ward sie als sie immer war. Wieviel hatte sie vernommen –, verstanden? fragte er sich.

Die Sklavin Thrasabads wich ihr – demütig – aus. »Ich danke dir, Aphrodite.« – »O nenne mich nicht mit diesem Namen des Spottes, der Schmach! – Nenne mich – wie die lieben Eltern daheim bevor ich geraubt – eine Beute, – eine Ware ward.« – »Ich danke dir, Glauke.« »Das Rennen kommt nicht zu stande,« klagte Thrasabad, dem ein Freigelassener soeben eine Meldung hinterbracht hatte. »Warum nicht?«

»Weil keiner gegen den Rappen wetten will, den Modigisel zuletzt noch angemeldet hat. Es ist der Styx, du kennst ihn!« »Ja, ich kenne ihn! – Ich habe nichts versprochen gehabt, nicht wahr, Modigisel?« fragte er hastig und leise. »Doch! Gewiß! Zu würfeln! Erinner dich!« – »Unmöglich!« – »Du sagtest: Werfe ich mehr, behält jeder, was er hat, werfe ich weniger –« – »O Gott! Ja! – Es ist nichts, meine Kleine! Achte nicht auf mich.« Er wandte sich nun Modigisel zu: »Gieb mir mein Wort zurück!« flüsterte er. »Niemand.« »Du kannst es ja brechen!« höhnte Astarte. »Schlange!« rief er, und hob die Faust; aber er faßte sich, und nun wandte sich der gewaltige Riese, hilflos, wie ein ins Netz verstrickter Bär, flehend an Modigisel: »Erlaß mir's!«

Aber dieser schüttelte den Kopf. »Ich ziehe den Rappen zurück vom Wettlauf,« sprach er laut zu Thrasabad. »Mir genügt der Ruhm, daß keiner es mit ihm wagt.« – »So kann das Rennen stattfinden! Aber – am Schluß! Vorher zwei Überraschungen, die ich euch an anderem Ort vorbereitet habe. Komm, Glauke, – deine Hand! – Auf: erhebt euch! Folgt mir alle, ihr Gäste Thrasarichs, folgt mir –: in das Amphitheater.«

Fünftehntes Kapitel.

Ausrufer verkündeten mit Tubaschall diese Aufforderung in dem ganzen weiten Gebäude und sehr rasch war, vermöge der trefflichen Einrichtungen und der großen Zahl der Ausgänge, die Arena entleert. In feierlichem Zuge bewegten sich nun die Tausende, unter dem Spiel von Flötenbläsern, in das nahe gelegene Amphitheater.

Dies war ein länglichrundes Gebäude mit einer Längsachse der inneren Ellipse von zweihundertvierzig Fuß. Die Anlage glich der des Cirkus: eine eirunde Außenmauer in zwei Stockwerken von Bogengängen, jedes Stockwerk mit Statuen und Säulen geziert. Auch hier stiegen von der ebenen eiförmigen Arena im Grunde die Sitzreihen stufenweise empor, geteilt durch senkrechte Gürtelmauern, gegliedert in Dreiecke durch die Treppen, die zu den Ausgängen, den Vomitorien, führten. –

Der Wirt und die vornehmsten Gäste fanden hier Platz in der unmittelbar an die Arena stoßenden erhöhten Galerie, dem »podium«, das früher die Senatoren von Karthago aufgenommen hatte.

Das Amphitheater stand in unterirdischer Verbindung mit dem daranstoßenden See. Aus den vergitterten und mit Vorhängen verdeckten Kellern an der einen Seite der Arena scholl den Einziehenden der wüste Lärm mannigfaltiger Tierstimmen entgegen: nur manchmal verstummte das Grollen und Schreien, wann ein gewaltiges, unheildrohendes Geheul – oder Gebrüll – aus dem weitesten der Keller hervordrang: dann schwiegen, wie verschüchtert, die kleineren Nachbarn. »Fürchtest du dich, mein Vögelchen?« fragte Thrasarich die Kleine, die er an der Hand führte. »Du zitterst.«

»Nicht vor dem Tiger,« erwiderte diese.

Als nun die Ehrenplätze besetzt waren, erschien wieder Thrasabad vor diesen, verneigte sich und sprach: »Zwar haben schon lange römische Kaiser Gladiatorenkampf und Tierhetzen verboten. Aber wir sind nicht Römer. Zwar haben unsere Könige – zumal Herr König Gelimer – die Verbote erneut –« »Wenn er es erfährt!« mahnte Thrasarich. – »Bah! – Er wird erst morgen erwartet, – Und kommt er auch früher zurück, – ja weilte er jetzt schon auf dem Kapitol, – es sind zwei starke Stunden von dort bis hierher. Der Lärm des Festes dringt lange nicht so weit. Und wir werden's ihm nicht erzählen – morgen.« – »Und die Gladiatoren?« – »Auch nicht! Tote klatschen nicht. Wir lassen sie fechten, bis uns keiner mehr verraten kann.« – »Brüderlein, das ist mir fast zu – römisch.« – »Ha, nur die Römer wußten, zu leben: unsere bärenhaften Ahnen höchstens, zu sterben. Glaubst du, ich habe nur die Verse der Römer studiert? Nein, ich rühme mich, auch in ihren Sitten es ihnen gleich zu thun. – Sage, Gundomar, sollen wir uns fürchten vor König Gelimer?« – »Wir Edelinges der Vandalen lassen uns nichts untersagen, dessen uns gelüstet. Er soll's versuchen, uns hier wegzuweisen!« – »Und bei meines Bruders Hochzeit ist eine Ausnahme verstatet, ja geboten. Also werd' ich eure Augen weiden mit altrömischen ›Jagden‹ und mit altrömischen Gladiatorenkämpfen.«

Brausender Jubel antwortete dieser Ankündigung. Thrasabad verschwand, die Befehle zu erteilen.

»Wo er die Bestien her hat, ist leicht zu sagen,« meinte Gundomar. »Afrika ist ja ihre Brutstätte! Aber die Gladiatoren?« »Er hat mir's verraten,« antwortete Modigisel. »Zum Teil sind's Sklaven, zum Teil gefangene Mauren aus dem letzten Streifzug. Bald wird der weiße Sand der Arena blutigrot ... –«

»Ich freue mich!« stieß Astarte hervor; sie sprach sonst fast nie: mit einem Ausdruck wie von leisem Grauen sah Modigisel auf sie. »Gladiatoren!« sagte Thrasarich unwillig, »Eugenia, willst du gehen?« – »Ich schließe die Augen – und bleibe. – Laß mich nur bei dir. Schicke mich nicht von dir, ich bitte!«

Da erschollen Paukenschläge und ein Ruf des Staunens der Tausende drang durch den Raum. Die Arena teilte sich plötzlich nach links und rechts in zwei Halbkreise: jeder Halbkreis verschwand, nach seitwärts gezogen, in dem Gemäuer: zwanzig Fuß unterhalb der verschwundenen Arena ward eine neue, sandbedeckte Unterfläche sichtbar: und über diese brauste von allen Seiten, flutend und schaumspritzend, eine gewaltige Masse brodelnden Gewässers herein: rasch war der Untergrund in einen See verwandelt. Auf einmal thaten sich links und rechts zwei weite Thore auf und gegeneinander fuhren, vollständig bemannt und zum Kampfe gerüstet, zwei stattliche Kriegsschiffe mit hohen Masten, die freilich, in Ermangelung jedes Windes in dem rings umschlossenen Raum, keine Segel trugen, wohl aber Rahen, auf denen Bogenschützen und Schleuderer standen.

»Ah, eine Naumachie! Eine Seeschlacht! Trefflich! Herrlich!« jubelten die Zuschauer. – »Sieh, eine byzantinische Triere!« – »Und ein vandalisch Raubschiff! Hei, wie glänzt der Scharlachwimpel!« – »Und darüber – auf des Mastes Spitze – der goldene Drache.« – »Der Vandale greift an! Wo stecken die Ruderer?« – »Man sieht sie nicht! Sie arbeiten unter Deck. Aber oben – schau, vorn am Bugspriet – da steht sie geschart, die Bemannung, die Wurfspere, die Beile gehoben!« – »Schau, der Byzantiner will rammen! Mächtig rauscht er heran!«

»Sieh den dräuenden Sporn, den scharfen, gerade in der Wasserlinie!« – »Aber der Vandale wendet rasch. Er weicht dem Stoß aus! Jetzt fliegen die Speere.« – »Da! Da stürzt ein Römer aufs Deck: – er rührt sich nicht mehr.« – »Ein zweiter fliegt über Bord!« – »Er schwimmt noch ... –« – »Er greift aus dem Wasser ... –« – »Da versinkt er.«

»Blutig wird um ihn das Wasser,« sagte Astarte, sich eifrig vorbeugend.

»Laß mich – o laß mich fort, und komm mit mir!« bat Eugenia. – »Kind, – jetzt nicht – jetzt mußt du bleiben. Ich muß das sehen,« erwiderte Thrasarich. – »Nun legt sich der Vandale seitwärts an den Byzantiner.« – »Sie springen hinüber – die Unsern – wie fliegen die blonden Locken! Sieg, Sieg den Vandalen!« – »Aber Thrasarich! Es sind ja nur verkleidete Sklaven.« – »Gleichviel! Sie tragen unsere Fahne! Sieg, Sieg den Vandalen. Schau, nun aber hebt ein furchtbar Ringen an – Mann an Mann! Wie krachen die Schilde! – Wie blitzen die Beile! – O weh, der Führer der Vandalen fällt! – O wär' ich drüben auf dem verfluchten Römerschiff!« – »Da! Noch ein Vandale stürzt! Aus dem Unterdeck steigen neue Römer auf! O weh! Das ist Verrat!« – »Die Römer haben ja die Übermacht! Noch zwei Vandalen fallen!« – »Sie haben die Unsern arglistig an Bord gelockt.« – »Brüderlein! Thrasabad! Wo steckst du?« – »Dort, auf einem Boot fährt er, neben beiden kämpfenden Schiffen!« klagte Glauke voll Angst.

»Das gilt nicht! – Die Vandalen sind überwältigt – sie springen ins Wasser!« – »Der Rest – auf dem Römerschiff – wird gebunden.« – »Da werfen die Römer Feuer auf unser Schiff! Es brennt.« – »Der Mast flammt lichterloh.« – »Der Steuermann und die Ruderer springen über Bord.« – »Wo ist denn Thrasabad?« Merkur erschien wieder auf dem Podium. »Höre, Brüderlein, das ist ein böses Omen.« Thrasabad zuckte die Achseln. »Kriegsglück. Durfte mich nicht einmischen. Es war ja nichts verabredet über den Ausgang. Tot: fünf Römer, zwölf Vandalen! Fort! – fort mit dem Ganzen! Verschwinde, Meer!«

Er schwang den Hermesstab: rauschend stürzte das Wasser in die Tiefe – samt den Leichen, die es verschlungen. Das bemannte und dem Steuer gehorchende Römerschiff gelangte, kräftig steuerbord rudern, glücklich in das Thor, durch welches es eingefahren war: aber das leere, brennende, führerlose Vandalenschiff ward mit in den brodelnden, wirbelnden Trichter hineingezogen: es drehte sich rasch, immer rascher um die eigene Achse: prasselnd schlug das Wasser, die Flammen, soweit es reichte, löschend, über Bord: der Mast neigte nun nach rechts, immer mehr, immer mehr, lichterloh weiter brennend: – plötzlich schlug das ganze Schiff nach rechts um und verschwand in der Tiefe. Gurgelnd, kieselnd, schäumend folgte der Rest des Wassers nach.

»Das Meer verschwand!« rief Thrasabad. »An seine Stelle tritt die Wüste und ihrer Ungeheuer Kampf.«

Und in der Höhe des früheren Bodens, hoch oberhalb des Spiegels des verschwundenen Meeres, schoben sich wieder von rechts und von links die beiden Halbscheiben der von weißem Sand bedeckten Arena. Sklaven, nur mit Schürzen bekleidet, Weiße, gelbe Mauren und Neger, erschienen in großer Zahl und schlugen die Vorhänge zurück, mit welchen die Gitter der Tierkäfige bedeckt waren. »Wir werden euch vorführen ...« – rief Thrasabad ruhmredig in die atemlose Stille.

Aber er verstummte: jenes furchtbare Gebrüll, das unter dem Lärm der Seeschlacht geschwiegen hatte oder nicht vernommen worden war, erdröhnte von neuem und man sah nun einen gewaltigen Tiger mit solcher Wucht aus dem Hintergrund seines ziemlich langen Käfigs gegen das Gitter vorn springen, daß dessen Stäbe sich nach außen bogen: Splitter des Holzes, in welches sie eingelassen waren, stoben auf die Arena. »Brüderlein,« sagte Thrasarich leise, »der Käfig ist zu lang. Gieb acht! Das Tier hat zu viel Anlauf. Und das Holz des Bodens ist zu morsch! – Fürchtest du dich, Eugenie?« »Ich bin bei *dir*,« sagte diese ruhig. »Aber Menschen kämpfen – sterben, möcht' ich nicht mehr wissen – hab' ich's auch nicht gesehn.« – »Nur am Schluß noch, kleine Schwägerin, ein gefangener Maure ... –« »Wo hast du ihn her?« fragte Modigisel. »Gemietet, wie die meisten, vom Sklavenhändler. Aber dieser ist zum Tode verurteilt.« – »Warum?« – »Er hat seinen Herrn, der ihn geißeln wollte, erwürgt. Er ist ein schöner, schlanker Bursch, aber sehr störrig: er nennt seine Abkunft, seinen Vater nicht. Der Bruder und Erbe des Ermordeten hat ihn mir billig überlassen für die Naumachie und, bliebe er leben – für den Tiger. Er war – durch alle Schläge! – nicht dahin zu bringen, in der Seeschlacht mitzufechten. Sein Herr mußte ihn hinter der Scene binden an Füßen und Händen. Nun, er wird wohl fechten müssen, steht er in vollen Waffen in der Arena – und wir lassen den Tiger auf ihn los, der zwei Tage fastete.«

»O Thrasarich – mein Gemahl – meine erste Bitte!«

– »Kann dir nicht helfen, Vögelchen! Hab' ihm versprochen, ihn heute frei schalten zu lassen. Und Wort muß man halten, ist's auch Unsinn und Frevel.« »Jawohl,« flüsterte Modigisel sich vorbeugend ganz leise in sein Ohr. »Wort muß man halten. Wann würfeln wir?« Wütend fuhr Thrasarich auf: »Ich schlag' dich tot ...–« – »Das hilft dich nichts. Astarte weiß davon. Halte dein Wort! – Das rat' ich dir! – Oder alle Edeling der Vandalen wissen morgen, was deine Ehre und Treue wert.« – »Nie! Eh bring' ich das Kind mit eignen Händen um.« – »Wäre so ehrlos, wie wenn ich – vorher – aus Neid den Rappen niederstieße. Wort halten, Edeling. Du kannst nicht anders.« Da traf Modigisel ein Blick Eugeniens: sie konnte nichts verstanden haben, – allein er verstummte. »Dann aber,« sagte Astarte ebenso leise zu Modigisel – »hast du sie, dann gibst du mich vollends frei.« – »Weiß noch nicht!« brummte der. »Sieht auch nicht aus, als ob ich sie kriege.«

»Gieb mich frei!« wiederholte Astarte dringend. Es sollte eine Bitte sein aber es klang so unheilvoll drohend, daß Modigisel betroffen ihr ins schwarze Auge sah: dies Auge hatte einen Ausdruck, daß er nicht Nein zu sagen wagte. Er wich aus mit der unwirschen Frage: »Was ist nur an dem Riesen, was dich an ihn zieht wie Magnet das Eisen?«

»Die Kraft,« sagte Astarte nachdrücklich. »Er wickelt dich um seinen linken Arm mit seinem rechten.« »Ich war stark genug,« grollte Modigisel finster. »Afrika und Astarte saugen das Mark aus einem Herkules heraus.«

Dies Geflüster ward unterbrochen durch Thrasabad, der nun – der Tiger schwieg – zu Worte kam. –

»Wir werden euch vorführen und kämpfen lassen: sechs afrikanische Bären aus dem Atlas mit sechs Büffeln vom aurasischen Bergthal; ein Flußpferd vom Nil und ein Nashorn; einen Elefanten und drei Leoparden, einen gewaltigen Tiger – hört ihr ihn? Schweige, Hasdrubal, bis man dich aufruft! – mit einem zu Tode verurteilten Mauren in vollen Waffen!« »Ha! Gut! das wird schön!« scholl es in der Runde. »Und zuletzt, da hoffentlich doch Hasdrubal der Sieger bleibt: der Tiger mit allen Siegern in den andern Kämpfen zusammen und mit einer Meute von zwölf britannischen Hunden.« Lauter Jubel brauste durch das Haus. »Schönen Dank!« erwiderte der Festordner. »Aber vom Dank allein lebt man nicht. Euer Merkur verlangt nach Ambrosia und Nektar. Bevor wir weitere Kämpfe schauen, laßt uns genießen. Ein leichter Imbiß, ein kühler Wein und ein üppiger Tanz! – Was meint ihr, meine Gönner? Komm, schöne Glauke!«

Ohne die Antwort abzuwarten – er schien ihrer ziemlich sicher: sie war ein noch viel lebhafterer Beifall – winkte er wieder mit dem Stabe: da senkten sich, wie durch Zauber, die schweren steinernen senkrechten Wände, die das Podium und die höheren Sitzreihen von der Arena und den tiefern Reihen trennten, und verwandelten sich in sanft abfallende Steinstufen, die zu der Arena herabführten.

Gleichzeitig wurden von unsichtbaren Händen auf die Arena aus beiden Seiten lange Tische gehoben, behangen mit kostbaren Decken, besetzt mit prachtvollen Amphoren, Krügen, Schalen und Bechern aus Gold und Silber und mit breiten flachen Schüsseln, gefüllt mit erlesenen Edel Früchten und süßem Gebäck. In der Mitte der Arena stieg aus einer Versenkung ein Altar, dicht mit Blumengewinden auf seinen drei Stufen bekränzt und gekrönt von einer mit weißen Tüchern verhüllten Gestalt. Und von der Seite

strömten gegen hundert Satyren und Bacchantinnen herein, welche sofort mit Haschen und – nicht sehr ernsthaft gemeintem Entfliehen – einen pantomimischen Tanz begannen, dessen Rhythmen eine lärmende, berauschte Musik von Cymbeln und Handpauken aus den offenen coulissenähnlichen Seiten hereinschmetterten: – immer dröhnender scholl in den Lärm, der ihn rasen machte, das Gebrüll des hyrkanischen Tigers.

Sechzehntes Kapitel

Viele der Gäste – so alle, die sich auf dem Podium befunden hatten – stiegen auf die Arena hinab, füllten sich selbst die Schalen, naschten von den Früchten und dem Gebäck. Anderen trugen buntgekleidete Sklaven die Erfrischungen nach ihren Sitzreihen zu.

Sobald nun die Schranken zwischen der Arena und den Zuschauern beseitigt waren, ergossen sich die Gäste in freiem Hin- und Herwogen bald hinunter, bald wieder auf ihre Plätze: ja sie mischten sich in die Tänze der Satyrn und der Bacchantinnen: gar manche der letzteren ward mitten im Tanz umfaßt von dem Arm eines Vandalen, der sich nun selbst in dem tollen Reigen mit drehte.

Immer chaotischer ward das Gewoge – immer glühender brannten die Wangen – immer wilder flatterten blonde und schwarze Haare durcheinander im Tanz – immer rascher mußten die Musiker das Tempo steigern, sollten sie der wachsenden Leidenschaft der Tänzer folgen.

Am stärksten sprach jetzt Thrasabad dem Weine zu. Er war teils erschöpft von dem vielen Hin- und Hereilen, teils in seiner Eitelkeit hocherregt durch den Beifall, den seine Veranstaltungen fanden. Einen Becher nach dem andern stürzte er, an eine Säule gelehnt, auf weichem Pardelfell vor einem niedrigen Trinktisch gelagert, hinunter: mit bangen Blicken sah Glauke, die er im Arme hielt, zu ihm auf: sie wagte keine Warnung. – Thrasarich bemerkte ihren Blick. »Höre, Kleiner,« mahnte er, »nimm dich in acht. Der Festordner ist der einzige, der nüchtern bleiben muß. Und der Grassiker ist schwer. Und du, armes Brüderlein, du weißt es: – du kannst nicht viel vertragen, weil du zu viel beim Trinken redest.« »Hat – keine – keine – Gefahr!« erwiderte dieser, bereits mit Mühe die Worte suchend. »Herbei nun, Iris und ihr Liebesgötter!« Er schwenkte den Stab: er entfiel ihm, Glauke hob ihn auf und legte ihn an seine Seite.

Plötzlich öffnete sich die Wölbung des weiten seidenen Zeltes, welches über die Arena gespannt war: ein Regen von Blumen – meist Rosen und Lilien – schüttete sich über den Altar, über die gedeckten Tische, über die Tänzer aus: von unsichtbaren Röhren ward feuchter, wohlriechender Duft, kaum als leichter Nebel wahrnehmbar, über die Arena, ja auch über die Zuschauerreihen gesprengt. Auf einmal trat aus dem Hintergrund der Arena, hoch oben, aus grauem Gewölk hervorbrechend, eine Sonnenscheibe mit mildem, goldgelbem Licht hervor.

»Helios lächelt in Regenschauer!« rief Thrasabad. »Da ist Iris wohl nicht weit.«

Bei diesen Worten spannte sich der siebenstreifige Bogen – in hellen Farben prachtvoll erglühend – über den ganzen Raum der Arena und, getragen von goldenen Wolken, flog ein junges Mädchen, einen siebenfarbigen Schleier anmutvoll über dem Haupte ausgespannt haltend, hoch von rechts nach links über die Bühne hin. Sowie sie verschwunden war – auch der Regenbogen und die Sonne erloschen nun wieder – und während noch die Rufe des Erstaunens andauerten, schwebte von oben nach unten aus den Zeltöffnungen eine Schar von reizenden Amoretten, Kinder von vier bis neun Jahren, Knaben und Mädchen, an Rosenketten hernieder auf die Stufen des Altars. Von den Sklaven in Empfang genommen, aus den Blumengewinden gelöst, stiegen sie aus

und reihten sich auf den Stufen um die noch immer verhüllte Gestalt, auf die nun alle Blicke neugierig sich richteten.

Da sprang Thrasabad vom Trinkisch hinweg auf den Altar – Glauke im Arm haltend: eben hatte ihm diese leise den neugefüllten Becher aus der Hand gelöst. Der brausende Beifall, der ertönte, riß jetzt vollends den eiteln Jüngling dahin; er wankte sichtlich, als er nun auf der obersten Stufe stand, die widerstrebende Glauke mit sich ziehend: »Schau her, Bruder,« rief er mit unsicherer Sprache, »dies ist *mein* Geschenk zu deiner Hochzeit. – In der Villa des Senators bei Cirta – wie heißt er doch? Er ward verbrannt, weil er hartnäckig katholisch blieb? – Gleichviel! – Ich kaufte vom Fiskus die eingezogene Villa – sie steht auf den Grundlagen einer sehr alten, von kaiserlicher Pracht: herrliche Mosaiken –: Jagdbilder, mit Hirschen, Hunden, edeln Rennern, mit schönen Frauen unter Palmen! – Da ward bei dem Umbau des Kellers, unter zertrümmerten Säulen hervorgegraben diese Statue: – mehr als ein halb Jahrtausend soll sie alt sein: – ein Kleinod soll es sein aus bester Griechenzeit – so sagt mein Freigelassener, der versteht's: – eine Aphrodite. – Zeige dich, Königin von Paphos! – Dir, Bruder, schenke ich sie.« Er faßte ein breites Messer, das auf dem Fußgestelle lag, zerschnitt eine Schnur und ließ das Messer wieder fallen – die Hülle sank: eine wunderschöne, edelgebildete Aphrodite aus weißem Marmor ward sichtbar.

Die Amoretten knieten nun zu Füßen der Göttin und umflochten ihre Knie mit Blumengewinden. Und gleichzeitig fiel von oben her auf den Altar und auf die Göttin glänzend weißes Licht, die Arena, die gewöhnlich nur von Ampeln, nicht allzuhell, erleuchtet war, mit blendenden Strahlen überglänzend.

Lauter als zuvor erscholl der Jubel der Tausende, – immer wilder, immer rascher wirbelte der Reigen der Tänzer, immer lauter schmetterten Pauken und Cymbeln: – aber dieser plötzlich gesteigerte Lärm und das grelle blendende Licht trafen auch das offene Gitter des Tigers: furchtbar brüllte er auf: ein gewaltiger Satz gegen das Gitter – eine Stange desselben fiel geräuschlos nach außen auf den weichen Sand. Niemand achtete darauf. Denn um die Göttin, hoch auf dem Altare, spielte sich schon wieder eine neue Scene ab.

»Danke dir, Bruder,« rief Thrasarich. »Wahrlich, das ist wohl das schönste Weib, das man sich denken mag.« »Ja,« stimmte Modigisel bei. »Was meinst du, Astarte? Du spottest? Was hast du daran auszusetzen?« »Das ist ja kein Weib,« sagte die Karthagerin, eisig, kaum die Lippen öffnend. »Das ist ja ein Stein. Gehet hin! Küßt sie, wenn sie euch schöner scheint als ... –«

»Recht hat Astarte,« schrie Thrasabad außer sich. »Recht hat sie! Was nützt uns eine Aphrodite von Stein? Eine tote, marmorkalte Liebesgöttin! Sie faltet die Arme ewig über dem Busen: – sie kann sie niemals öffnen zu seligem Umfängen. Und wie blickt sie so hoheitsstreng, als ob die Liebe wunder welch todesernste hohe heil'ge Sache sei. – Nein, Marmorbild, du bist nicht das schönste Weib! Das schönste Weib – viel schöner als du – ist meine Aphrodite hier. *Mein* ist das schönste Weib der Erde. Ihr sollt's mit Neid bekennen! Ich *will's!* – Ich *will* um sie beneidet sein. – Ihr alle sollt's gestehn!«

Und mit überraschender Kraft riß er die Griechin, die sich aus allen Kräften sträubte, zu sich empor, schwang sie auf das breite Fußgestell der Statue und zerrte wild an dem

weißen Tuche, das Glauke schon auf dem Schiff über die nackten Schultern und das durchsichtige koische Gewand geworfen hatte.

»Laß ab! Laß, Geliebter! Beschimpfe mich nicht vor aller Augen!« flehte das Mädchen, in Verzweiflung sich windend. »Laß – oder beim höchsten Gott ... –« Aber der Vandale, seiner nicht mehr mächtig, lachte laut: »Hinweg die neidischen Hüllen!« Noch einmal zerrte er an dem Tuch und an dem Gewande darunter: – da blitzte ein Stahl durch die Luft: – die Griechin hatte das breite Messer vom Fußgestell aufgerafft: – ein roter, heißer Strom spritzte ihm in das Antlitz: blutüberströmt sank die feine Gestalt zu den Füßen der Marmorstatue nieder.

»Glauke!« schrie Thrasabad, vom Schrecken urplötzlich ernüchtert.

Aber im selben Augenblick schmetterte draußen vor dem Amphitheater drohend ein eherner, ein kriegerischer Klang, den wildesten Lärm der Musik – denn unablässig wirbelte noch der Tanz der Satyrn und Bacchantinnen – übertönend: das waren die vandalischen Hörner! Und von den Eingangsthüren her, sowie von den höchsten Sitzreihen, die den Ausblick in den Hain gewährten, scholl tausendstimmig durch den weiten Raum der Ruf des Schreckens: »Der *König*! Der König Gelimer!«

Mit Entsetzen strömten die Tausende zu allen Eingängen hinaus. –

Thrasarich richtete sich hoch auf, hob die zitternde Eugenie auf seinen starken Arm und bahnte sich mächtig den Weg durch das Gedränge. – Des Festordners Ruf ward nicht mehr vernommen: – zu den Füßen der schweigenden Marmorgöttin hingestreckt lag Thrasabad, mit beiden Armen die schöne Glauke umschlossen haltend; sie war tot. –

Bald war er allein mit ihr in dem ungeheuern, verödeten Gebäude.

Draußen – fern – scholl nun Lärm von streitenden Stimmen. In dem Amphitheater aber herrschte Totenstille: – auch der Tiger schwieg, wie erstaunt über die plötzlich eingetretene Ruhe und Leere.

Mitternacht war vorüber.

Leise erhob sich der Wind und spielte mit dem Seidendach des Zeltes: – er fegte die vielen Rosen zusammen, die auf der Arena zerstreut lagen.

Siebzehntes Kapitel

Draußen, auf dem großen freien Platz des Haines, standen die Gäste Thrasarichs dicht vor dem Amphitheater, das sie soeben verlassen hatten: die meisten in Bewußtsein und Haltung von Kindern, die der Zuchtmeister auf frischer That des Verbotenen ertappt.

Thrasarich war der letzte Rest von Rausch verfliegen: »Der König?« sagte er leise vor sich hin. »Der Held! – Ich schäme mich.« Und er schob verlegen an dem Rosenkranz auf seinen zottigen Haaren. Da trat Gundomar trotzig an ihn heran, die Hand am Schwert. »Furcht war dir sonst fremd, Thrasamers Sohn. Jetzt gilt es, dem Tyrannen trotzen. Zeig' ihm die Stirn gleich uns.« Aber Thrasarich erwiderte nichts; er schüttelte nur leise das mächtige Haupt und wiederholte zu Eugenien, die er säuberlich neben sich niedergestellt hatte: »Ich schäme mich vor dem König. Und mein Bruder! Mein armer Bruder.« »Arme Glauke,« seufzte Eugenia. »Aber vielleicht ist sie – zu beneiden.«

Jetzt schmetterten nochmal – schon aus größerer Nähe – die Hörner der vandalischen Reiter: der König, dessen Anritt man auf der pfeilgeraden Legionenstraße deutlich von fernher wahrnahm, sprengte nun auf den Platz, all' den Seinigen weit voran. Nur ein paar Sklaven mit Fackeln hatten ihm zu folgen vermocht; seine Brüder, die erst eine Reiterschar aufgeboten hatten, waren mit derselben noch weiter zurück. Dicht vor Thrasarich und den ihn umgebenden Edelingen riß der König den schnaubenden Falben zurück, daß er hoch bäumte.

»Zuchtlose Männer, ungehorsam Volk der Vandalen!« schalt er in dröhnender Stimme vom Roß herab. »So befolgt ihr eures Königs Gebot? Wollt ihr euch mit Gewalt den Zorn des Himmels auf den Nacken ziehen? – Wer gab das Fest? Wer hat's geleitet?« »Ich gab es, mein König,« sprach Thrasarich, einen Schritt vortretend. »Ich bereue es sehr. – Bestrafe mich. Aber verschone den, der's auf mein Gebot geleitet hat, meinen Bruder – er ist ... –« »Spurlos verschwunden samt der Toten,« fiel Gundobad ein. »Ich wollte auch ihn aufrufen, des Adels gemeine Sache mit uns Gundingen zu führen wider diesen König ... –« »Denn diese Stunde,« fuhr Gundomar fort, »wird es entscheiden, ob wir Knechte sind der Asdingen oder edelfreie Männer.« »Jawohl, ich bin es müde, mir befehlen zu lassen,« stimmte Modigisel bei. »Wir sind nicht schlechtern Bluts als er,« drohte Gundobad zu dem König hinauf; schon scharte sich um die beiden Gundinge ein dichter Knäuel von Gesippen, Freunden und Gefolgen, von denen manche Waffen trugen.

Thrasarich wollte in die Mitte treten, dem hier drohenden Zusammenstoß vorbeugen: aber er ward nun umringt von dichten Haufen der Sklaven seines Bruders und von seinen eignen.

»Herr,« riefen sie, »Thrasabad ist verschwunden! Was soll nun geschehen? Das Fest ...–« – »Ist zu Ende. Weh, daß es je begann.« – »Aber das Wettrennen drüben im Cirkus?« – »Nichts davon! Führt die Pferde heraus! Gebt sie den Eigentümern wieder.« »Ich nehme den Rappen nur, nachdem wir gewürfelt haben,« rief Modigisel dazwischen. »Ja, schüttele dich nur vor Grimm. Ich halte dich an Wort und Ehre.« »Und

die wilden Tiere?« drängte ein Freigelassener. »Sie schreien nach Fraß.« – »Laßt sie, wo sie sind! Füttert sie!« – »Und der gefangene Maure –?«

Er konnte nicht antworten. Denn während die Rennpferde, darunter der Rappe, von dem Cirkus her auf den Platz zwischen jenem und dem Amphitheater geführt wurden, scholl lautes Geschrei von den Ausgängen des letzteren her. »Der Maure! Der Gefangene! Er ist entwischt. Er will entfliehen. Haltet ihn!« Thrasarich wandte sich. Er sah die jugendliche Gestalt des Mauren gerade heranrennen. Er war an Füßen und Händen mit Stricken gebunden gewesen. Die Bande zwischen den Füßen zu zerreißen war ihm gelungen, aber nicht, den festen Strick zu lösen, der ihm, etwa einen Fuß lang, fest um beide Handknöchel geschnürt war. Und es hinderte ihn gar sehr, daß er nicht die Hände brauchen konnte, sich Bahn zu brechen durch das Gedränge. »Laßt ihn! Laßt ihn laufen!« gebot Thrasarich. »Nein,« schrieen die Verfolger. »Er hat soeben seinen Herrn mit der Faust niedergeschlagen! Sein Herr hat's befohlen! Er soll sterben! Tausend Sesterzen, wer ihn fängt.« Steine flogen, hier und da ein Speer. »Tausend Sesterzen?« rief ein Römer dem andern zu. »Freund Victor, versöhnen wir uns und verdienen wir sie zusammen.« – »Recht! Halbpant, o Laurus.« Jetzt eilte der Flüchtling pfeilschnell auf Thrasarich zu. Die geschmeidige, edle Gestalt kam näher, näher. Ein schöner Zorn lag auf dem wohlgebildeten, jugendlichen Antlitz. Da – dicht neben Thrasarich – griff Laurus nach dem Strick zwischen den Händen des Jünglings: – ein heftiger Ruck – er stürzte. Victor faßte ihn am Arm. »Tausend Sesterzen sind unser,« schrie Laurus und zog den Strick an sich. »Nein,« rief Thrasarich und riß das Kurzschwert aus dem Wehrgehäng. Blitzend durchschnitt es den Strick. »Flieh, Maure!«

Im Nu war dieser wieder auf den Beinen – sein dankender Blick traf den Vandalen – gleich darauf war er mitten unter den Rennpferden. – »Ah, der Rappe! mein Rappe!« rief Modigisel. Aber schon saß der Maure auf dem Rücken des herrlichen Tieres – ein Wort in sein Ohr – aus griff das Roß – auseinander stoben schreiend die Massen – und bereits flogen Roß und Reiter auf der Straße nach Numidien dahin: – schon waren sie in schirmender Nacht verschwunden.

»Der Rappe,« grollte Modigisel. »Das kostet mich das Würfelspiel – um das junge Weib.« Überrascht sah Thrasarich dem Rosse nach: »Gott! Ich danke dir! – Ich will's verdienen, gut machen. – Komm, Kleine! – Zum König! – Er braucht mich, scheint es.« Drohend hatten sich einstweilen die Edeling und ihr Gefolge gegen den König gedrängt, der keinen Schritt zurückwich.

»Wir lassen uns nicht zwingen von dir,« rief Gundomar. »Wir lassen uns die frohe Lust des Lebens nicht wehren,« rief Modigisel. »Morgen schon – ob du's willst oder nicht – ihr Freunde – *ich* lad' euch ein! – treffen wir uns wieder in dieser Arena, unter diesem Seidengezelt.« »Das werdet ihr nicht,« sprach der König ruhig, nahm dem nächsten Sklaven die Pechfackel aus der Hand, hob sich hoch in den Steigbügeln und schleuderte sie im Bogenschwung mit sicherem Wurf hoch über die Menge hinweg mitten in das Seidenzelt, welches sogleich Feuer fing und in heller Lohe aufflammte. Lautes Gebrüll dröhnte aus den Käfigen. »Du wagst es?« schrie Gundobad. »Dies Haus ist nicht dein eigen. Es gehört dem Volke der Vandalen! Wie darfst du seine Lust zerstören, nur weil du sie nicht teilst?« »Und warum teilst du sie nicht?« fuhr Gundomar fort. »Weil du gar kein Mann bist, kein echter Vandal.« – »Ein Schwärmer: – kein König über ein Volk von Helden.« – »Woher so oft dein plötzliches Erzittern?« – »Wer

weiß, ob nicht geheime Schuld dich drückt?« – »Wer weiß, ob nicht dein Mut versagt, wann die Gefahr ... –«

Da erscholl, alles übertäubend, ein gellender Schrei des Entsetzens, des tödlichen Schreckens, von vielen Hunderten ausgestoßen: kaum war dazwischen durch ein wie Frohlocken klingendes kurzes Gebrüll vernehmlich. »Der Tiger! Der Tiger ist los!« scholl es von der Arena her.

Und von dorther stob, in verzweifelnder Todesangst, nach allen Seiten auseinander ein dichtgedrängter Knäuel von Menschen: Weiber, Kinder, Männer – alles durcheinander. Jedoch überall stießen sie auf andere Menschenhaufen, konnten nicht weiter, rangen, strauchelten, stürzten, wurden zertreten.

Oben aber, auf des Amphitheaters erstem Stockwerk, kauerte, dem König gerade gegenüber, die abgerissene Kette an dem Halsband nachschleifend, zum furchtbaren Sprunge niedergeduckt, die Flanken peitschend mit dem Schweif, den Rachen weit aufreißend und hin- und hergezogen in dem Widerstreit von lechzender Gier und von Furcht vor den vielen Fackeln und Menschen, das gewaltige Tier. Endlich siegte der Hunger über die Furcht. Auf eines der Rennpferde, die vor dem Amphitheater hielten, war sein suchender Blick gefallen: jetzt war dieser Blick wie gebannt. – Wohl wogte ein Schwarm von Menschen vor seiner Beute: – wohl war der Sprung fast allzuweit: – aber fort riß das Ungetüm die Gier und mit einem leisen Schrei sprang es in furchtbarem Satz, über die Häupter der Menschen hinweg, auf sein erkorenes Opfer. – Aber all' die kreischenden Menschen drängten in der gleichen Richtung, die Pferde scheuten, der Sprung erreichte das Ziel nicht ganz: – das Raubtier kam zwei Schuh vor dem Roß zur Erde: – hinweg stob, die Halfter zerreißend, das Pferd. – Niemals wiederholt der Tiger einen verfehlten Sprung: so wollte auch Hasdrubal, wie beschämt, zurückweichen: aber wie er die rechte Vorderpranke ausstreckte, traf sie auf warmes, weiches, lebendes Fleisch. Ein Kind war es, ein vierjährig Mädchen in dem bunten Flitterstaat der Amoretten: längst von der Mutter oder der Spielaufseher Seite gerissen, von den Fliehenden niedergerannt, lag es auf dem Antlitz in dem weichen Rasen: oberhalb des weißen Röckleins quoll das zarte, das rosige Fleisch zwischen Hinterhaupt und Schultern üppig hervor: – der Tiger schob die Pranke vor und hielt hier, am Halse, das Kind gefaßt: – aber nur einen Augenblick: – dann fuhr er plötzlich um Leiblänge zurück, mit einem jeden früheren an Furchtbarkeit übertreffenden Schrei der Wut. Sie galt einem Gegner, der ihm, zu Fuß heranschreitend, den sicheren Fraß zu bestreiten wagte. – Die große Katze zog sich zum Ansprung in sich selbst zusammen, zu jenem schrecklichen Ansprung, welcher bei dem Gewicht des Tieres jeden Mann niederwerfen mußte. – Aber bevor der Tiger sich zum Bogensprunge auseinanderschnellte, stand der Gegner dicht vor seinem Kopf und in den weitgährenden Rachen fuhr dem Untier, von unten nach oben gezielt, den Rückenwirbel durchbohrend, bis an das Heft ein vandalisches Schwert.

Über den toten Tiger sank einen Augenblick, fortgerissen von dem Schwung des Stoßes, der Mann: aber sofort sprang er auf, trat zurück und riß das vom Schreck betäubte Kind vom Boden auf.

»Gelimer! Heil König Gelimer! Heil dem Helden!« rief jetzt die Menge, auch der Römer. »König, du bist unverletzt?« fragte Thrasarich.

»Wie das Kind,« sagte dieser ruhig und legte die Kleine in die Arme der weinenden, zitternden Mutter, die den Saum des vom Blut des Tieres überströmten weißen Königsmantels küßte.

Gelimer wischte nun die blutige Klinge an dem weichen Felle des Tigers ab und stieß es in die Scheide: dann trat er zurück an sein Pferd. Er lehnte sich, voll aufgerichtet, an dessen Bug, das behelmte Haupt hoch erhebend: er hatte den alten Helm mit den schwarzen Geierflügeln – sie schienen jetzt belebt herabzudräuen – auch als König beibehalten und nur Geiserichs gezackte Krone um das Helmdach gefügt. Einen Blick schmerzlicher Verachtung warf er auf das Volk. Tiefes Schweigen entstand: für den Augenblick versagte auch den Kecksten der Edlinge das Wort.

Prasselnd fiel das brennende Gerüst des Gezelttes, noch einmal hoch auflohend, in die Arena nieder.

Achtzehntes Kapitel.

Jetzt trafen die Brüder des Königs an der Spitze ihrer Reiter auf dem Platz ein: sie hatten von ihren Rossen aus, über die Menge hinweg, den grausen Vorgang mitangesehen. Sie sprangen ab und drückten Gelimer stürmisch die Hände. »Was ist dir, Bruder?« fragte Gibamund. »Das ist nicht der Blick des Erretters!« »O mein Bruder,« seufzte Gelimer. »Beklage mich! Mich ekelt meines Volkes! – Und das ist hart.« »Ja, denn es ist doch das Beste, was wir haben,« sprach Zazo ernst. »Auf Erden,« erwiderte grübelnd der König. »Aber ist es nicht Sünde, auch dieses Irdische so heiß zu lieben? Alles Irdische ist eitel! Ist's nicht auch Volk und Vaterland?« – Und er versank in brütend Sinnen.

»König Gelimer, wach auf!« rief ihm, wohlmeinend mahnend, eine Stimme aus der Menge zu.

Es war Thrasarich. Er staunte über diese plötzliche Wandlung: auch er hatte sich gegen den Tiger gewandt: aber der König, der vor allen den dräuenden Ansatz des Tigers bemerkt hatte, war, vom Pferde springend, ihm zugekommen. Ihm – und noch einem andern.

Der ältere der beiden Fremdlinge hatte ruhig standgehalten, den Speer zum Wurfe gezückt. »Das war ein guter Stoß, Theudigisel,« flüsterte er nun. »Aber laß sehen, wie das endet. Dieser König versäumt den besten Augenblick.« Und so schien es.

Denn inzwischen hatten die Edeling von ihrer Beschämung sich ein wenig erholt: nicht mehr ganz so keck zwar wie vorher, aber immer noch trotzig genug trat Gundomar vor und sprach: »Du bist ein Held, König. Es war undankbar, daran zu zweifeln: aber du bist nicht eben leicht zu fassen. – Allein auch einem Helden wollen und können wir nicht mehr dienen und gehorchen wie unsere Ahnen, die Bären Geiserichs, diesem dienten.«

»Es ist nicht nötig und nicht möglich mehr,« fuhr Modigisel fort. Er wollte wieder nach seiner römischer Mode lispeln und leise näseln, vergaß aber bald die Künstlichkeit, fortgerissen von wirklicher Erregung. »Wir sind nicht mehr Barbaren, wie des blutigen Meerkönigs Segelbrüder waren. Wir haben gelernt von den Römern: – leben und genießen. Verschone uns mit den schweren Waffen! Unser ist – unangefochten, unentreibbar unser – dies herrliche Land, in dem man nur schwelgen kann, nicht sich mühen. Genuß, Genuß und wieder Genuß ist allein des Atmens wert. Mit dem Tode ist ja doch alles aus. Darum, solange ich noch lebe, – küssen will ich und trinken und nicht fechten und will ...«

»Ein Sklave werden Justinians,« brach der König zornig los.

»Bah, diese Griechlein! Sie wagen gar nicht, uns anzugreifen.« – »Laß sie kommen! Wir rennen sie in Einem Sauseritt ins Meer!« – »Ja, wäre das Reich in Gefahr, – die Gundinge wissen, daß die Ehre sie ruft an die Spitze des Keils in jeder Vandalenschlacht.« – »Aber es droht nirgends Krieg.« – »Niemand unterfährt sich, mit uns anzubinden.« – »Den Asdingen behagt es nur, unter solchem Vorwand die Edelsten der Vandalen hin- und herzubefehligen wie maurische Söldner oder dienstpflichtige Sklaven.« – »Wir wollen aber nicht mehr – wir ... –«

Modigisel konnte nicht vollenden: lauter Hornruf und der Lärm ansprengender Rosse übertönte seine Stimme: an der Spitze mehrerer Reiter jagte heran auf dunklem Roß eine weiße Gestalt. Zwei Fackelträger sprengten rechts und links neben ihr, vermochten aber kaum Schritt zu halten: – frei im Winde flatterte nach das lange, ganz hellgoldige Gelock, ein weitfaltiger weißer Mantel flutete um Reiterin und Roß. »Das ist Hilde,« rief Gibamund. »Ja, Hilde und der Krieg!« erwiderte diese jauchzend, das schnaubende Tier sofort zum Stehen bringend. Ihre Augen blitzten; in der Rechten schwenkte sie ein Pergament. »Krieg – König der Vandalen! Und ich – ich durft' es dir zuerst verkünden, das schicksalreiche Wort, das dich, das euch Asdingen alle wie des Heerhorns eherner Stimme fortrufft zu Sieg und Ehre.« »Sie ist herrlich!« sprach Thrasarich zu Eugenia. Diese nickte. »Einen Mantel!« – fuhr er fort. »Sie – Hilde! – soll mich nicht in diesem dummen schmachvollen Aufputz sehen. Leih mir deinen Mantel, Freund Markomer.« Und er ließ sich, das Pantherfell abstreifend und den Thyrsos von sich werfend, von dem Führer der Reiter dessen braunen Mantel um die nackten Schultern schlagen.

»Wie kommst du – das Weib – zu solcher Botschaft?« fragte Gelimer, das Pergament aus ihrer Hand nehmend. Sie sprang nun ab, in ihres Gatten offene Arme. »Verus sendet mich. Eilschiffe, die er erwartete, liefen in den Hafen. Er wollte dir dies Schreiben – es war das erste, das er erhielt – selbst bringen. Aber gleich darauf wurden ihm mehrere andere Briefe vorgelegt: – wichtige, umfangreiche: auch vom Westgotenkönig – er mußte sie zum Teil erst aus Geheimschrift übertragen. – Da befahl er, mich zu wecken. ›Hilde wecken – heißt den Kampf erwecken‹, so lehrte mich mein Ahnherr Hildebrand,« schloß sie lachend, mit leuchtenden Augen.

»Und wirklich, wie der Walküren Führerin kam sie unter uns gefahren,« sprach Thrasarich mehr zu sich selbst als zu Eugenia.

»Davon freilich weiß nun Verus nichts,« fuhr Hilde fort. »Aber er lächelte gar eigen als er sprach: ›du bist die rechte Botin dieser Botschaft und meines Auftrags an Gelimer!‹ Ich zögerte nicht! Ich bringe dir den Kampf und – ich fühl's, o König der Vandalen – den sichern Sieg. Lies!« Gelimer entrollte das bereits entsiegelte Pergament und las, einen Fackelträger heranwinkend, mit lauter Stimme: »An Gelimer, der sich den König der Vandalen nennt ...« »Wer ist der Freche?« unterbrach Zazo. – »Goda, einst Statthalter, nun König auf Sardinien.« »Goda? Der Elende! Nie hab' ich ihm getraut!« rief Zazo. – »Nachdem du König Hilderich mit falscher Anklage entthront und eingekerkert hast, versage ich dir, Anmaßer, den Gehorsam. Ihr leichtgläubigen Thoren habt vergessen, daß ich Ostgote bin: ich aber vergaß es nie. Der Einzige fast, der bei der Niedermetzung meiner Volksgenossen übrig blieb, sann ich seither auf Rache, – unablässig. – In blindem Vertrauen habt ihr mir diese Statthalterschaft übertragen: ich aber habe die Garden für mich gewonnen und werde fortan selbst, mit königlichen Rechten, dies Eiland beherrschen. Wagst du es, mich anzugreifen, so wisse, daß ich des großen Kaisers Justinian Schutz angerufen und zugesagt erhalten habe: lieber dien' ich einem mächtigen Kaiser als einem vandalischen Tyrannen. Goda, König von Sardinien.«

»Ja, das ist der Krieg!« sprach Gelimer, ernsten Tones. »Gewiß mit Sardinien. Vielleicht auch mit Byzanz: obwohl die letzten Briefe von dort nur Frieden atmeten. Habt ihr's vernommen?« – so wandte er sich nun mit königlicher Hoheit gegen die Edlinge: – »Habt ihr's gehört, ihr Edeln und du, Volk der Vandalen? Soll ich dem Empörer, soll

ich dem Kaiser schreiben: Nehmt und behaltet, was ihr wollt! Die Enkel Geiserichs scheuen die Schwere der Waffen. Wollt ihr nun weiter Cirkusfeste feiern oder wollt ihr ... –«

»Krieg wollen wir! Den Kampf!« rief da mit lauter Stimme, rasch den Kreis der Edeling durchbrechend, Thrasarich der Riese. – »O König Gelimer, deine That, dein Wort und dieser herrlichen Frau Anblick und jenes frechen Verräters frecher Brief – sie haben wieder wachgerufen in mir – gewiß in uns allen – was ach! zu lang, zu lang eingeschläfert war. Und wie dieser Rosen weibischen Schmuck« – er riß den Kranz vom Haupt und schleuderte ihn zur Erde – »so schleudr' ich von mir all' die weiche, faule, faulende Lust und Üppigkeit! Verzeihe mir, mein König, du großer Held. Ich will's gut machen! Glaube mir, – was ich verschuldet habe: ich sühn' es in der Schlacht.«

Und er wollte, beide Hände ausstreckend, auf das Knie sinken. Aber der König fing ihn auf und zog ihn an die Brust: »Dank dir, mein Thrasarich! Des freut sich dein Ahn, Held Thrasafrið, der jetzt vom Himmel auf dich niederschaut.« Aber Thrasarich riß sich los und zu den Edelingen gewendet rief er: »Nicht nur mich, – diese alle, alle um dich her muß ich der Pflicht, dem Heldentum zurückgewinnen! O wäre doch mein Kleiner hier! Genossen, Vettern: hört mich an! Wollt ihr gleich mir dem wackern König beistehn? Wollt ihr ihm gehorchen? Ihm folgen in den Kampf treu bis zum Tod?« »Wir wollen's! Wir wollen's! In Kampf und Tod,« riefen die Edeling, alle, ohne Ausnahme. Modigisel schrie jetzt lauter als die andern. Nur Gundomar zauderte noch einen Augenblick: dann trat er, hoch aufgerichtet, vor und sprach: »Ich habe nicht an Krieg geglaubt. Ich hielt es wirklich nur für des allzustrengen Königs Vorgeben, um uns von unserm frohen Leben hinweg zu den Waffen zu zwingen. – Aber dieses Goda Frechheit und des falschen Kaisers ihm zugesagte Hilfe: – das ist nicht zu ertragen! – Nun gilt es wirklich Kampf für unser Reich. Da stehn die Gundinge an der Asdingen Schildseite: – jetzt wie ehemals und immerdar! König Gelimer – du bist im Recht – ich war ein Thor. – Verzeihe mir!« »Verzeih uns allen,« riefen die Edeln, in stürmischer Bewegung gegen den König wogend. Dieser streckte ihnen gerührt beide Hände entgegen, die sie eifrig faßten und schüttelten.

»O Hilde,« sprach Thrasarich, »zu rechter Zeit wardst du geweckt: das ist – zum guten Teil – *dein* Werk.« Und bevor diese erwidern konnte, zog er die scheue Eugenia aus dem Myrtengebüsch, in welches sie zurückgetreten war, hervor. »Kennst du diese Kleine noch, mein König? Du nickst? Nun gut – ich habe sie zu meinem Eheweib gewonnen. – Nicht abgezwungen! Sie sagt es selbst: – sie ist mir gut. – Es ist schwer zu glauben – nicht wahr? Doch sie sagt es selbst! Der Priester hat unsern Bund gesegnet – nun gib auch du uns zusammen, – vor allem Volk – nach deinem alten Königsrecht, uns zu vermählen.«

Der König lächelte der Braut zu: »Wohlan! Ein Sinnbild sei dieser Ehebund der Versöhnung, der Verschmelzung beider Volker. – Ich will ... –«

Aber schon vorher hatte sich an Eugeniens Seite ein stolzes, drohendes Frauenbild gedrängt: ein Purpurmantel gleißte in dem roten Schein der Fackeln: das Weib neigte sich herab zu der zarten, rührenden Gestalt und raunte ihr ins Ohr. Eugenia erbleichte. Da schloß die Flüsternde die leise zischende Rede und wies mit ausgestrecktem Arm nach der numidischen Straße, auf welcher der Rappe verschwunden war. »Ah, also doch!« stöhnte die Braut, des Königs Rede unterbrechend: sie wollte hastig von

Thrasarich hinwegtreten, aber die Füße versagten ihr: – sie sank ohnmächtig zusammen. Weiche Arme fingen sie auf. Hilde, die eben noch so kampffreudige, die Walküre, war es. Mit der Linken barg sie nun die zarte Gestalt an der Brust, die rechte streckte sie, wie in schützender Abwehr aus gegen Thrasarich, der bestürzt die kleine Hand ergreifen wollte.

»Zurück!« sprach Hilde streng. »Zurück von ihr! Was es auch sei, das dieser Lilie Kelch gebeugt hat, – erst soll sie sich wieder heben an meiner Brust unter meinem Schutz. Ein Unrecht war es schon – ein schwer verzeihliches! – die Hochzeit mit einer Eugenia hier« – ein vernichtender Blick streifte, ohne an ihr zu haften, Astarte – »im Venushain zu feiern. Thrasarich, entscheide selbst – bist du es wert, – jetzt, von hier aus, – diese Braut mit dir zu führen in dein Haus?«

Da zitterte des Riesen gewaltige Gestalt: seine breite Brust hob sich: er rang nach Atem, – dann seufzte er tief, schüttelte das Haupt und verhüllte es tief in den Mantel. »Eugenie bleibt bei mir,« sprach Hilde ernst und drückte einen Kuß auf die bleiche Stirn der Wiedererwachenden. Thrasarich warf noch einen Blick auf sie: dann verschwand er in der Menge.

Modigisel trat heftig auf Astarte zu: »Schlange,« rief er – ohne jedes Gelispel! – »Dämon! Was hast du der Armen ins Ohr gezischt?« – »Die Wahrheit,« – »Nein! Er hat's nie wirklich – nie im Ernst – gemeint. Und – der Rappe ist zum Teufel! – mein Spiel ist aus.« – »Das meine nicht.« – »Du sollst aber nicht! Ich schäme mich des übeln Streichs.« – »Ich nicht,« lachte sie kurz und sah Thrasarich nach. »Gehorche, Sklavin oder –«

Er hob den Arm zum Schlag. Wieder warf sie den schönen Kopf zurück, aber jetzt so heftig, daß das prachtvolle schwarze Haar sich plötzlich aus seinem goldnen Zwang löste und wild über den blendenden vollen Nacken flutete, sie drückte die Augen zusammen und merklich diesmal fletschte sie ein wenig die weißen, schönen, kleinen Zähne. Er wagte nicht, dies leise drohende Geschöpf zu schlagen. »Warte nur. Zu Hause! Da –« »Da versöhnen wir uns,« lächelte sie von der Seite ihn anblitzend mit den schwarzen Augen. – Es war offener Hohn. Aber ihm graute. Er zuckte, – wie in Furcht.

»Mir aber, mein Bruder und mein König,« rief jetzt Zazo, unfähig, sich länger zurückzuhalten, schon lange kämpfte er mit seiner Ungeduld – »mir vergönne die Lust, diesen Goda zu bestrafen. Die Flotte liegt segelbereit: – laß mich ziehn! Gieb mir nur fünftausend Mann, die ich mir küren darf ... –« »Wir Gundinge ziehn mit,« rief Gundomar. »Und ich gelobe dir: in Einer Schlacht zwing' ich Sardinien zum Gehorsam zurück und bringe dir das Haupt des Verräters.«

Gelimer überlegte. »Jetzt – die ganze Flotte verschicken und die Blüte des Fußvolks? Jetzt? – Da jeden Augenblick der Kaiser uns hier im Hauptlande bedrohen kann? – Das will erwogen sein! – Ich muß mit Verus ... –« »Verus?« rief Hilde eifrig. »Ich vergaß, es zu sagen! Verus trug mir auf: er rate, ohne Verzug diesen ersten Funken auszutreten. »Dich sende ich, Hilde,« sprach er mit seltsamem Lächeln, »denn ich weiß: du treibst und schürst zu rascher Kriegsfahrt.« Du, König, sollst sofort, noch ehe du aufs Kapitoll zurückkehrst, die Flotte im Hafen zur Abfahrt rüsten und sie mit Zazo nach Sardinien schicken.« – »Sie ist gerüstet,« jubelte dieser. »Seit drei Tagen schon liegt sie bereit, den Byzantinern entgegenzufahren. Aber der nächste Feind – der beste! O gieb Befehl,

mein König.« »Verus rät es?« sprach dieser ernst. »Dann ist es wohlgeraten, ist mein Heil. Wohl, Zazo, dein Wille soll geschehen!« »Auf! an Bord! In die See! In den Kampf!« jubelte dieser. »Auf, folgt mir, ihr Vandalen! Besteigt die ruhmgekrönten Schiffe wieder! Die See, das Meer war immer eurer schönsten Kämpfe blau wogend Schlachtgefil! Spürt ihr den Hauch des Morgenwindes, den mächtigen Süd-Süd-Ost? Es ist der rechte Fahrwind nach Sardinien.« »Der Wunschgott selbst,« rief Hilde, »der da im Winde weht und waltet: – Er schickt ihn euch, ihr Enkel Geiserichs! Folgt seinem Hauch! Es ist der Hauch des Sieges, der eure Segel schwellt! Zum Kampf!« »Zum Kampf! Auf See! Auf See! Auf, nach Sardinien!« scholl es brausend aus tausend Kehlen: in stürmischer Bewegung, kriegerisch begeistert, strömten die Vandalen aus dem Hain der Venus nach Karthago und in den Hafen. –

Stauend schauten ihnen die Römer nach; die ganze lebende Generation hatte das noch nicht gesehen an ihren verweichlichten Zwingherrn. Auch die beiden Fremden traten aus dem dichten Lorbeergebüsch hervor, von welchem aus sie die letzten Vorgänge unbemerkt, aufmerksam, mit angesehen.

»Was sagst du nun, Herr?« fragte der jüngere. »Bist du jetzt nicht andern Sinns geworden?« – »Nein!« – »Wie? Und du sahst doch« – er wies auf den toten Tiger. – »Ich sah's! Ich hörte auch diesen Kriegsruf der Menge! – Schade um den wackern König und sein Haus! – Laß uns zu Schiff! – Sie sind doch allesamt verloren!«

Neunzehntes Kapitel

Noch im Verlaufe des auf das nächtliche Fest folgenden Tages war die Flotte aus dem Hafen von Karthago abgesegelt: waren doch nur noch die zu dem Unternehmen bestimmten Truppen auszuwählen und an Bord zu bringen gewesen.

Am Abend dieses Tages waren Gibamund, Hilde und Verus der Kanzler um Gelimer versammelt in dem großen Waffensaale des Palastes, von dessen hochgewölbten Rundbogen man weit hinaussah in das weite Meer. An dem mit Briefschaften bedeckten Marmortisch stand Gelimer, das Haupt, wie von schwerer Sorge, vornübergebeugt: tiefster Ernst lag auf den edeln Zügen.

»Du hast mich entboten, Freund Verus, mit Gibamund die wichtigen Nachrichten zu vernehmen, die eingelaufen in den wenigen Stunden seit Zazo uns verlassen: es müssen ernste Dinge sein – nach deinen Mienen. Beginne: – ich bin auf alles gefaßt. Ich habe Kraft.« »Du wirst sie brauchen,« erwiderte der Priester tonlos. »Aber soll auch Hilde... –?« »O laß mich bleiben, König!« bat diese, sich fest an ihren Gemahl schmiegend. »Ich bin ein Weib: doch ich kann schweigen. Und ich will eure Gefahren kennen, teilen.« Gelimer reichte ihr die Hand: »So bleibe, tapfre Schwägerin! Und trage mit uns, was uns verhängt ist von dem strengen Richter im Himmel.« »Ja,« begann Verus, »es ist nicht anders, als ob der Zorn des Himmels auf dir laste, König Gelimer.«

Dieser zuckte zusammen – er schloß die Augen.

»Kanzler,« fiel Gibamund unwillig ein – »laß doch diese Rede, diesen unseligen Gedanken. Stets drückst du den Dolch dieses Wortes in des besten Mannes Seele. Es ist, als quältest du ihn mit Absicht, als nährtest du diesen Irrwahn.«

»Schweig, Gibamund!« sprach der König, tief aufstöhnend. »Das ist kein Wahn. Es ist die furchtbarste Wahrheit, welche Religion, Gewissen, Weltgeschichte lehren: die Sünde wird gestraft. Und als Verus mein Kanzler ward, blieb er mein Beichtiger. Wer sonst als er, hat Recht und Pflicht, mein Gewissen zu zerknirschen und mit der Mahnung an Gottes Zorn die trotzigte Kraft der Seele mir zu brechen?« »Aber du brauchst die Kraft, König der Vandalen,« rief Hilde mit zornig blitzenden Augen, »nicht die Zerknirschung.« Gelimer winkte und Verus begann: »Es ist fast erdrückend. Schlag auf Schlag, sowie die Flotte die Reede verlassen – sowie das letzte Segel aus unsern Augen verschwunden war, kamen die bösen Botschaften. Zuerst von den Westgoten. Gleichzeitig mit der Nachricht aus Sardinien war ein langes, langes Schreiben von König Theudis eingetroffen. Darin war in vielen Worten – aus Hispalis war es abgesandt – nur wiederholt, er müsse noch alles reiflich überlegen, er müsse prüfen, was wir im Kriege leisten können.«

»Von Hispalis aus prüfen!« grollte Gibamund. Aber Verus fuhr fort: »Bald nachdem unsere Flotte ausgelaufen war, gab ein Unbekannter im Palast dies Schreiben ab. Es lautet: ›An König Gelimer König Theudis. Ich schreibe dies im Hafen von Karthago, –‹ »Wie? Unmöglich!« riefen die drei Hörer. »– den ich sogleich verlasse. Ich wollte mit eignen Augen prüfen. Drei Tage war ich unerkant in eurer Mitte. Nur Theudigisel, mein tapfrer Feldherr, hatte mich begleitet auf dem Fischerboot, das mich aus Kalpe über die schmale Meerenge herübertrug und wieder in die Heimat führt, wann du dies liest,

Gelimer. – Du bist ein echter König und ein echter Held: ich sah dich heute Nacht den Tiger erlegen. – Aber die Schlange der Entartung wirst du nicht erlegen, die dein Volk umringelt hält. Deine Wachen schlafen, deine Edelinges gehen nackt oder in Weibertracht. Wohl sah ich sie endlich aufflammen: – es ist Strohfeuer! Und wollten sie sich auch ernstlich bessern: – sie könnten nicht in wenigen Wochen heilen, was zwei Menschenalter hindurch faulte. Die Strafe, die Vergeltung unsrer Laster bleibt nicht aus« – der König erseufzte tief. – »Wehe dem, der sein Geschick an euch Versinkende ketten wollte! Nicht Bündnis, aber Zuflucht biete ich dir. Wenn du, nach verlornen Schlacht, nach Hispanien entrinnen kannst – und dazu will ich dir gern die Hand entgegenstrecken – kein Justinian, kein Belisar soll dich bei uns erreichen. Fahre wohl!« »Ausflucht der Feigheit,« schalt Gibamund. »Der Mann ist nicht feige,« seufzte Gelimer. »Er ist weise. – Wohlan, so fechten wir allein.«

»Und laden den weisen König Theudis zu Gast zu unserm Siegesfest in diesem Saal!« rief Hilde. »Fordere nicht den Himmel heraus mit eitler Berühmung,« warnte Gelimer. »Aber sei's drum! Mehr als der Westgoten Waffenhilfe ist uns von Wert, daß die Ostgoten wenigstens parteilos bleiben, daß sie Sicilien... –« »Sicilien,« unterbrach Verus, »wird, kommt es zum Krieg, die Brücke sein, über welche die Feinde nach Afrika ziehen.« Der König öffnete weit die Augen. Gibamund fuhr auf: aber Hilde rief erbleichend: »Wie? Mein eigen Volk? Die Amalungentochter?« – »Soeben traf dieser Brief der Regentin ein. Cassiodor hat ihn verfaßt: ich würd' es an dem gelehrten Stil erkennen, hätt' er sich auch nicht genannt. Sie schreibt: zu schwach, das Blut ihrer Vatersschwester und vieler tausend Goten zu rächen mit eigener Macht, wird sie mit Freude durch ihren kaiserlichen Freund zu Byzanz vollstreckt sehen die Rache des Himmels.« »Die Rache des Himmels – die Vergeltung,« wiederholte Gelimer tonlos. »Alle, alle stimmen darin zusammen!« »Wie?« rief Gibamund in hellem Zorn. »Ist der gelehrte Cassiodor kindisch geworden? Justinian, der Ränkeschmied, ein Racheengel Gottes! Und vollends sie, jene Teufelin, deren Namen ich vor meinem reinen Weibe gar nicht nenne! Dieses Paar, die Rächer Gottes!« »Das beweist nichts,« fuhr Gelimer, mit sich selber raunend, fort, in Grübeln verloren. »Die Kirchenväter lehren: Gott bedient sich zu seiner Rachethaten gar oft auch böser, sündiger Menschen.« »Ein weises Wort,« sprach, ernst mit dem Haupte nickend, der Priester. Gibamund rief: »Aber ich kann's nicht glauben! Wo steht's?« Er riß dem Kanzler den Brief aus der Hand und durchflog ihn – »Sicilien soll den Byzantinern offen stehen – Justinian, ihr einziger wahrer Freund. Ihr Schirmherr und gnädiger Beschützer!«

»Ah,« rief Hilde schmerzlich, »das schreibt die Tochter des großen Theoderich!« »Aber« – fuhr Gibamund staunend fort – »das von der Rache des Himmels, – das steht ja gar nicht da, – davon ist ja kein Wort... –« »Nicht dem Wortlaut, dem Sinne nach,« sprach Verus, nahm ihm das Schreiben wieder ab und barg es in den Brustfalten seines Gewandes.

Der König hatte diese Vorgänge nicht bemerkt. Er war langsam, stockenden Schrittes durch die weite Halle geschritten, mit sich selber redend; nun war er wieder an den Tisch getreten: »Weiter,« sprach er müde. »Es ist wohl noch nicht zu Ende? – Aber es geht zu Ende,« fügte er, den andern unhörbar, bei. »Dein Bote, König, den du nach Tripolis gesendet, Pudentius hierher vor dem Gericht zur Verantwortung zu holen, ist zurück.«

»Seit wann?« – »Seit einer Stunde.« – »Ohne Pudentius?« – »Der weigert den Gehorsam.« – »Wie? Ich gab dem Boten hundert Reiter mit, den Verräter nötigenfalls mit Gewalt herbeizuschaffen.« – »Mit Pfeilschüssen wurden sie von der Mauer herab begrüßt. – Pudentius hat die Thore geschlossen, die Bürger bewaffnet: die Stadt ist von dir abgefallen. Auch die ganze Landschaft, die Tripolitana, hat sich erhoben: sie zählen wohl auf Hilfe von Byzanz. Pudentius rief deinem Boten von der Zinne herab: Nun bricht sie ein, die Nemesis, auf die blutigen Vandalen.«

Der König machte eine Bewegung der Abwehr wie gegen unsichtbar auf ihn eindringende Gewalten.

»Die Nemesis?« rief Gibamund. »Ja, sie soll hereinbrechen auf – den Verräter! Und während solche Gefahr in unsrer Nähe, in Afrika selber droht, schicken wir unsere beste Waffe – die Flotte – und die Blüte unsers Heeres und Zazo, den Helden, nach dem fernen Sardinien aus! Wie konntest du das raten, Verus?« »Bin ich allwissend?« erwiderte dieser achselzuckend. »Ich sagte ja: vor einer Stunde erst kamen die Boten von Tripolis zurück.« »O Bruder, Bruder,« drängte Gibamund, »gieb mir zweitausend Mann: nein! nur tausend Reiter gieb mir: – ich fliege nach Tripolis auf den Flügeln des Sturmwindes und zeige dem Treulosen die Nemesis, wie sie aussieht im vandalischen Drachenhelm.« »Nicht bevor Zazo zurück,« gebot der König, der sich jetzt hoch aufrichtete. »Nicht noch mehr Kräfte zersplittern; Zazo muß umkehren! – Sofort! Es war ein Fehler, – ein schwerer! – ihn zu entsenden. Mich wundert, daß ich es nicht erkannte. Aber dein Rat, Verus... – Still! Es ist kein Vorwurf. Doch sogleich muß ein Eilschiff der Flotte nachsetzen, sie zurückrufen.« »Zu spät, mein König!« rief da Gibamund, der an das Bogenfenster geeilt war. »Sieh, das Meer geht hoch und zwar von Norden her! Der Wind ist umgesprungen, seit wir hier eingetreten: der Südost ist vom Nordwind abgelöst. – Kein Schiff holt die Flotte mehr ein, die, von starkem Süd davongerissen, viele Stunden Vorsprung hat.« »O Gott,« seufzte der König, »deine Stürme selbst sind gegen uns. Allein« – und wieder richtete er sich auf – »wer weiß, ob wir nicht ganz irrig die Gefahr so nahe wännen. Byzanz mag eine kleine Hilfsschar an Sardinien wenden: ob aber Justinian es wirklich wagt, uns hier in Afrika im eigenen Land anzugreifen... –« »O daß er es doch wagte!« rief Gibamund. Da eilte ein Priester – es war ein Diakon aus des Verus Basilika – herein und überreichte seinem Gebieter mit demütiger Verbeugung ein gesiegeltes Schreiben. »Diesen Brief, Hochwürdiger,« sagte er, »brachte in diesem Augenblick ein Eilschiff aus Byzanz.« Er neigte sich nochmal und ging.

Bei dem ersten Blick auf die Verschnürung des Papyrus schon fuhr Verus so stark zusammen, daß es allen auffallen mußte als etwas ganz Außerordentliches an dem Manne, der, sonst ein Meister fast übermenschlicher Selbstbeherrschung, nie seine Erregung durch eine Miene, oder gar durch eine heftige Bewegung verriet. »Welch neues Unheil?« rief erschrocken selbst die mutige Hilde. »Es ist das verabredete Zeichen,« sprach Verus, jetzt wieder so eisigkalt auf den Brief starrend, daß der Übergang aus solcher Bestürzung zu solcher Fassung aufs neue befremden mußte. Aber die Anwesenden hatten nicht die Ruhe, sich solchem Staunen lange zu überlassen: – sie warteten ungeduldig, während Verus mit einem scharfen Dolch, den er aus der Brustfalte des weiten Mantels hervorholte, die braunroten Schnüre zerschnitt. Die Stücke samt dem kleinen, zierlichen Wachssiegel, welches sie zusammengehalten hatte, glitten auf den Estrich. Er warf nur einen Blick hinein und reichte sofort –

schweigend – das Schreiben Gelimer. Dieser las: »Ihr erhaltet Besuch in Afrika: das Kornschiff ist ausgelaufen. Den Befehl führt der persische Kaufmann.« –

»So war es ausgemacht zwischen mir und meinem Späher in Byzanz: braunrote Schnur bedeutet: der Krieg ist gewiß; ›Besuch‹ ist Landung, ›Kornschiff‹ ist die Kriegsflotte, ›der persische Kaufmann‹ ist – Belisar.« »Ha, das klingt wie Kriegsgesang,« rief Hilde. »Willkommen, Belisar!« sprach Gibamund und griff ans Schwert.

Der König warf den Brief auf den Tisch. Ernst, aber ruhig war sein Blick: »Dies Blatt in meiner Hand, nur einen Tag, nur ein Paar Stunden früher und alles war anders. – Dank dir, Verus, daß du wenigstens heute schon Nachricht erhieltest.«

Fast unmerklich zuckte ein Lächeln – war es Stolz? war es geschmeichelte Eitelkeit? – um die schmalen, blutleeren Lippen des Priesters. »Ich habe alte Beziehungen zu Byzanz; seit diese Gefahr drohte, habe ich sie wieder eifriger gepflegt.« »Wohlan,« sprach der König, »laß sie kommen! Die Entscheidung, die Gewißheit weht mich wohlthuend, erfrischend an nach der langen, schwülen Spannung. Jetzt giebt es Arbeit – kriegerische Arbeit: – die thut mir stets wohl: – sie hält mich ab, zu grübeln, zu denken.« »Ja, laß sie kommen,« rief Gibamund, »wie Räuber brechen sie in unser Land, wie Räufern wollen wir ihnen wehren. Was hat sich der Kaiser zu mischen in der Vandalen Thronfolge? Auf unserer Seite ist das Recht: – auf unserer Seite wird auch Gott sein und der Sieg.« »Ja, das Recht ist auf unserer Seite,« sprach der König. »Das ist mein bester, mein einz'ger Halt, Gott schützt das Recht – er straft das Unrecht: also wird er, muß er mit uns sein.«

Dem Priester schien diese laienhafte Berühmung der eigenen Gerechtigkeit, dieses heldenfreudige Vertrauen durchaus nicht zu gefallen. Mit finster gefurchter Stirn hob er in seiner durchdringend scharfen Stimme an, die Augen wie drohend auf Gelimer gerichtet: »Gerechtigkeit? Wer ist gerecht vor Gott? Der Herr findet Sündenschuld, wo wir keine sehen. Und er straft nicht nur gegenwärtige ... –«

Der König war bei diesen Worten wieder in sich zusammengesunken: seine Augen verloren den hellen Glanz der Entschlossenheit. Aber Verus konnte nicht vollenden. Lärm erhob sich und das Rufen streitender Stimmen draußen auf dem Gange, der in die Halle führte.

Zwanzigstes Kapitel.

»Ich kenne die Stimme,« sagte Gelimer besorgt, sich gegen den Eingang wendend. »Ja, es ist unser Knabe,« rief Gibamund. »Er scheint sehr zornig.« Und schon stürmte herein Ammata, der junge, einen beträchtlich größeren Knaben in reichgeschmückter Tunika, der sich vergeblich sträubte, am kurzen schwarzen Haar und an der Halsöffnung des Gewandes mit beiden Fäusten hereinerrend durch den nur von einem Vorhang verhüllten Eingang; die dunklen Augen, die scharfgeschnittenen Züge, der runde, kurze Kopf bezeugten römischen Ursprung seines Gegners. »Was giebt es, Ammata? Was habt ihr, Publius Pudentius?«

»Nein, nein! Ich lasse dich nicht los,« rief Ammata. »Du sollst es vor dem König wiederholen! Und der König soll dich Lügen strafen! Höre nur, Bruder. Wir spielten in der Vorhalle. Wir maßen uns im Ringkampf! Ich warf ihn. Grollend stand er auf und knirschte: ›Das gilt nicht! Dir hat der Teufel, der Dämon eures Hauses geholfen.‹ ›Wer?‹ fragte ich. ›Nun, jener Geiserich, der Sohn des Orkus. Von Heidengöttern rühmt ihr euch zu stammen, ihr Asdingen: diese aber sind, so lehrte uns der Diakon, – Dämonen. Daher sein Glück, seine Siege.‹ – Ich lachte. Aber er fuhr fort: ›Er hat es ja selbst gesagt. Als Geiserich einst auf seinem Raubschiff den Hafen von Karthago verließ, und der Steuermann fragte, wohin er den Bug richten solle, sprach der böse Tyrann: laß uns von Wind und Welle treiben: – zu den Völkern, denen Gott zürnt!‹ – Ist das wahr, Bruder?«

»Ja, es ist wahr!« fiel der junge Römer ein. »Und wahr ist auch, daß Geiserich so grausam war gegen Wehrlose, gegen Gefangene, wie ein Dämon! Aus Wut über einen gescheiterten Sturm auf Taenarus landete er auf Zakynthus, schleppte fünfhundert freie, edle Männer und Frauen gefangen fort, ließ auf hoher See sie – alle fünfhundert – von den Füßen aufwärts in kleine Stücke hacken und diese Stücke in das Meer werfen.« »Bruder, das ist doch nicht wahr?« schrie Ammata, das flatternde Haar aus dem erhitzten Antlitz streichend. »Wie? Du schweigst? Du wendest dich ab! – Du kannst nicht –« »Nein, er kann nicht nein sagen,« rief Pudentius trotzig »Siehst du, wie er erbleicht? Ein Dämon war Geiserich! Der Hölle seid ihr alle entstammt. Furchtbare Frevel der Grausamkeit hat er, haben seine Nachfolger an uns Römern verübt, an uns Katholiken! Aber wartet nur! – Es bleibt nicht unvergolten! So wahr ein Gott im Himmel lebt! Auf euch vererbte dieser Sündenfluch. Wie heißt es in der Schrift? ›Ich strafe die Sünden der Väter bis ins dritte und vierte Glied!«

Da stieß der König ein dumpfes Stöhnen aus. Er wankte, sank auf den Ruhesitz und verhüllte ächzend sein Haupt in den Falten seines Purpurmantels. Erschrocken starrte Ammata auf ihn. Hilde schob Ammata und den jungen Römer rasch zur Seite und winkte ihnen hinweg. »Geht!« flüsterte sie. »Versöhnt euch: – ihr *müßt* euch vertragen. Was gehen euch Knaben diese Dinge an? Versöhnt euch, sag' ich.« – Gutmütig streckte Ammata die Rechte hin; zögernd, unwillig schlug der Römer ein.

»Sieh doch,« sagte Ammata, sich bückend, »welcher Zufall!« Und er hob das Stück braunroter Schnur vom Estrich auf, an welchem das kleine Wachssiegel hing.

»Jawohl,« fiel Pudentius überrascht ein, »dasselbe Siegel, das uns Verus nicht schenken wollte für unsere Sammlung von Siegeln und von Abdrücken.«

»Es ist gar eigen: – ein Skorpion, von Flammen umgeben.« – »Vorige Woche, als ich den Brief, – geöffnet, Siegel und Schnüre daneben, – auf seinem Tische liegen sah, wie bat ich ihn darum!« – »Mich schlug er auf die Finger, als ich danach griff.« – »Ich dachte wunder, wie wertvoll es sei.« – »Und heute finden wir's, weggeworfen, auf der Erde.« – »Er hätte es uns doch schenken können, nachdem der Brief schon damals geöffnet war.« – »Aber der und ein freundliches Gedenken! Er sieht immer aus, als käme er gerade aus der Unterwelt.« – »Komm, laß uns gehen.« – Damit verließen die Knaben die Halle: sie schienen versöhnt. Aber auf wie lange? Ihr Geflüster hatte niemand beachtet.

Gibamund beugte sich über den Bruder: »Gelimer,« rief er schmerzlich, »erhebe dich! Raffe dich auf. Wie kann das Wort eines Kindes ... –«

»O, es ist wahr. Allzuwahr! Es ist die Qual meines Lebens! Es ist der bohrende Wurm in meinem Gehirn. Schon die Kinder erkennen es, sprechen es aus! – Gott, der furchtbare Herr der Rache, er rächt die Sünden unserer Väter an uns allen! An unserm Volk – zumal an Geiserichs Geschlecht. Wir sind verflucht – um unsrer Ahnen Schuld. Und auch aus der Tiefe des Meeres werden am jüngsten Tage die Ankläger aufsteigen wider uns. Wann des Menschen Sohn wiederkehren wird in den Wolken des Himmels, wann der Ruf ergehen wird: Erde, thue deine Höhen auf, und du, mächtige Tiefe der Wasser, gib deine Toten heraus: – dann werden auch jene Zerstückelten wider uns zeugen.«

»Nein doch, dreimal nein!« rief Gibamund. »Verus, stehe doch nicht so stumm, so eisig da, mit verschränkten Armen. Du siehst, wie dein Freund, dein Beichtkind leidet. Du, sein Seelsorger – hilf ihm! Benimm ihm seinen Wahn! Sag ihm: Gott ist ein Gott der Gnade. Und jeder Mensch büßt nur für eigne Schuld.«

Allein finster sprach der Priester: »Ich kann dem König nicht Unrecht geben. Du, Jüngling, redest wie ein Jüngling, wie ein Laie, wie ein Germane, fast wie ein Heide. Der König, der gereifte Mann, hat die geistliche Weisheit der Kirchenväter und die weltliche der Philosophen sich angeeignet. Und er ist ein frommer Christ. Gott ist ein furchtbarer Rächer der Sünde. Gelimer hat recht und du hast unrecht.«

»Dann lob ich mir die Thorheit meiner Jugend!« rief Gibamund. »Und meines Heidentums!« fiel Hilde ein. »Sie machen mich froh!« – »Den König macht seine – macht deine heilige Weisheit elend.« – »Sie wäre im stande, ihn zu lähmen!« – »Hätte er nicht so überaus gewaltige Kraft von den vielgeschmähten Ahnen geerbt.«

»Und dazu ihrer Sünden Fluch,« sprach Gelimer zu sich selbst.

»Zu erwägen wäre,« sprach Verus langsam, »ob man zu den andern Gefangenen nicht auch diesen Publius Pudentius, des Rebellen Pudentius Sohn, den er bei seiner raschen Flucht nicht mitnehmen konnte, in den Kerker werfen sollte.« »Das Kind? Weshalb?« fragte Hilde vorwurfsvoll. »Mit kluger Vorsicht haben von jeher euere Könige,« fuhr Verus ruhig fort, »die Knaben vornehmer Römer in ihren Hofdienst, in den Palast gezogen: – scheinbar zur Ehrung ihrer Väter: in Wahrheit als Geiseln für deren Treue.« »Soll etwa Gelimer, der gütige, die Schuld des Vaters strafen an dem unschuldigen Sohn, wie dein furchtbarer Gott?« schalt Gibamund. »Nie würd' ich das

thun,« sprach Gelimer. »Das eben *wußte* der Verräter,« erwiderte Verus. »Er zählt auf deine Milde: deshalb empört er sich, obgleich du seinen Sohn in Händen hast.« – »Laßt sie alle, diese Knaben, frei zu ihren Familien gehen.« – »Das geht nicht an! Sie sind erwachsen genug und sie haben von unsern Rüstungen – und von unsern Schwächen! – genug gesehen und gehört, uns schwer zu schaden, plaudern sie davon zu unsern Feinden. In der Stadt, in dem Palast *müssen* sie bleiben. – Ich verlasse euch nun: die Arbeit ruft.« – »Noch eins, mein Verus. Es schmerzt mich, daß ich nicht vermochte, Zazo vor seiner Abfahrt ein Ja abzunötigen, um das ich schon lange mit ihm ringe.« »Welches meinst du?« fragte Hilde. »Ich errate,« fiel Gibamund ein. »Es betrifft die Gefangenen unten im Burgkerker. Als, gegen des ganzen Volkes und zumal auch gegen Zazos Andringen, Gelimer das Leben Hilderichs und des Euages schirmte und die vom Volksding gefällte Todesstrafe in Gefangenschaft verwandelte, da mußte er Zazo versprechen, wenigstens ohne dessen Zustimmung die Gefangenen niemals freizugeben.« – »Ich wollte sie nun entlassen. Aber Zazo hat mein Wort und er war nicht zu erweichen.« »Er hat recht: – sehr ausnahmsweise,« sprach Verus »Wie? Du, der Priester, widerrätst dies Erbarmen und Verzeihen?« staunte Hilde. »Ich bin auch Kanzler dieses Reichs. Allzugefährlich würde der ehemalige König in der Freiheit. Römer, Katholiken – er soll ja geheim diesen Glauben bekennen – könnten ihm zufallen und am Hofe des Kaisers wäre der ›rechtmäßige König der Vandalen‹ eine erwünschte Waffe wider den ›Tyrannen‹ Gelimer. Die Gefangnen bleiben am besten, wo sie sind. Ihr Leben ist ihnen ja gesichert,« – »Sie haben wiederholt Gehör verlangt: – sie wollen sich rechtfertigen. Diese Gesuche ... –«

»Wurden stets gewährt. Ich selbst habe sie vernommen!« – »Was hat sich dabei ergeben?« – »Nichts, was ich nicht schon wußte. – Hast du denn nicht selbst die verborgne Brünne unter Hilderichs Gewand gespürt, ihm selbst den Dolch entwunden?« – »Ja, leider! – Doch mißtrau' ich mir so leicht. Der Ehrgeiz, die Gier nach dieser Krone – eine meiner schwersten Sünden! – ließ mich gar gern an Hilderichs Schuld glauben. – Und nun hat abermals der gefangene König, seine Unschuld betuernd, sich berufend auf einen ihm an jenem Tage zugekommenen Warnungsbrief, der alles erkläre, alles beweise; er verlangt, man solle nochmals über ihn richten. Du hast doch der Gefangenen Wunsch erfüllt und nach jenem Brief an dem von ihnen angegebenen Ort gesucht?« »Gewiß,« sagte Verus ruhig und seine leblosen Züge wurden noch starrer, noch strenger beherrscht. »Jener Brief ist eine Erfindung. Da Hilderich wiederholt behauptete, er habe denselben in einem Geheimfach der ›Goldenen Truhe Geiserichs‹ geborgen – du kennst den Schrein, Gibamund? – habe ich selbst – ich, eigenhändig und allein – den ganzen Schrein durchsucht. Auch die angegebenen geheimen Fächer fand und öffnete ich: – nichts der Art habe ich gefunden. Ja, auf des Gefangnen unablässig Flehen habe ich sogar die Truhe in seinen Kerker tragen und von ihm selbst – vor Zeugen – durchsuchen lassen. Auch er fand nichts.« »Und niemand konnte – vorher – den Brief herausgenommen haben?« fragte Gelimer. »Nur du und ich haben ja die Schlüssel zu dem Schrein, der die wichtigsten Urkunden birgt. Ich muß euch aber jetzt verlassen,« erwiderte der Priester. »Ich habe noch viele Briefe zu schreiben diese Nacht. Gehabt euch wohl.« –

»Dank, mein Verus. Der Engel des Herrn wache über mir im Himmel so treu, wie du auf Erden für mich wachst und sorgst.«

Einen Moment schloß der Priester die Augen, dann nickte er, leise lächelnd, und sprach: »Das ist auch mein Gebet.« Geräuschlos glitt er über die Schwelle.

Einundzwanzigstes Kapitel.

Hilde sandte ihm einen langen, langen Blick nach. Zuletzt schüttelte sie leise das schöne Haupt, trat auf Gelimer zu und sprach: »O König, zürne nicht, wenn ich eine Frage an dich richte, zu der mir nichts das Recht giebt als meine Sorge um dein, um euer aller Heil.«

»Und meine Liebe zu dir, tapfre Schwägerin,« erwiderte dieser, ihr das frei herabflutende, lichte Haar streichend und sich auf das Ruhebett niedersetzend. »Denn,« fuhr er lächelnd fort, »bist du auch eine schlimme, arge Heidin und hast du auch gegen mich – wohl weiß ich es! – oft geheimen Groll, ja Widerwillen, – ich hab' dich lieb, du thöricht ungestümes Herz!«

Sie ließ sich zu seinen Füßen nieder auf einem hohen und weichen, mit Leopardenfellen überdeckten Kissen, während Gibamund mit langsamen Schritten die weite Halle durchmaß, manchmal durch das offene Bogenfenster über das Meer hinblickend und in die wunderbare Nacht hinaus; es brannte kein Licht in dem Gelaß: aber der Vollmond, der einstweilen aus der dunkeln Flut getaucht und über die Hafenummauer emporgestiegen war, warf seinen ganzen flutenden Glanz herein; und fiel er auf die Züge der drei außergewöhnlich schönen, edeln Menschen, so leuchteten sie in geisterhaftem Schimmer.

»Sieh,« hob sie an, »ich will ja nicht, wie Zazo und mein Gibamund wiederholt gethan, bis du es zürnend verboten, ich will dich ja nicht warnen vor diesem Priester, der ... –« Ohne Ungeduld oder Unmut unterbrach sie der König: »Der zuerst die Ränke des Pudentius, den Verrat Hilderichs uns aufgedeckt, dem allein ich es verdanke, daß ich an jenem Abend dem Mord entging, der das Reich der Vandalen gerettet hat aus der Umgarnung.« Gibamund hemmte seine Schritte. »Ja, es ist wahr! Bald hätte ich gesagt: *leider* wahr! Denn lieber hätte ich jedem andern gedankt!« – »Es ist so schlagend wahr, daß sogar unser Zazo, der ihn zuerst hart bei mir verklagte, kaum noch etwas dawider zu brummen fand, als ich den klugen Mann aufnahm unter meine Räte, ihm, dem schriftgewandten, die Leitung des Schriftwesens, des Briefwechsels übertrug. Und wie unermüdlich arbeitet er seither, Priester und Kanzler zugleich! Ich staune, welche Menge von Urkunden er mir jeden Morgen vorlegt. Er schläft, glaub' ich, nicht drei Stunden.« »Menschen, die nicht schlafen und nicht schlagen, nicht trinken und nicht küssen, sind mir unheimlich,« lachte Gibamund. »Ich warne nicht,« sagte Hilde. »Aber ich frage« – und sie legte leicht die Hand auf des Königs Arm – »wie kommt es, wie ist es möglich, daß du, der Kriegsfürst der Vandalen, diesen finstern Römer, diesen Abtrünnigen, mehr liebst als alle deine Nächsten?« »Darin irrst du doch, Schön-Hilde,« lächelte der König, über ihre Hand streichend. »Nun ja,« verbesserte sie, »Ammata liebst du wohl am meisten: – er ist dein Augapfel.« »Der Vater hat mir sterbend diesen Bruder – er war damals ein lallend Knäblein – auf die Seele gebunden. Ich hab' ihn an mein Herz geschlossen, und ihn erzogen, wie mein eigen Kind,« sagte Gelimer in weichem Ton. – »Es ist nicht Liebe,« fuhr er dann fort, »was mich an Verus bindet: sondern was mich zwingt, in ihm meinen Schutzgeist auf Erden zu verehren, mit heißem Dank, mit Ehrfurcht, mit blind gläubigem Vertrauen zu ihm emporzuschauen,

das ist die Zuversicht, nein, die übermenschliche Gewißheit – ja« – und hier erschauerte er leise – »es ist eine Offenbarung Gottes, ein Wunder.«

»Ein Wunder?« widerholte Hilde. »Eine Offenbarung?« forschte Gibamund ungläubig, bei den beiden stehen bleibend. »Beides,« erwiderte der König. »Allein um das zu verstehen, müßtet ihr mehr – müßtet ihr alles wissen, müßtet erfahren, wie mein Geist, mein Gemüt hin- und hergezerrt ward von widerstreitenden Gewalten – müßtet mit mir nochmal durchleben meine Wandelungen, meine Gefahren und meine Errettung. – Ja, und ihr sollt es, ihr meine Nächsten, meine Liebsten: heute und hier, wer weiß wann uns der drohende Krieg wieder eine Mußestunde gönnt. –

Meine frühesten Kinderjahre schon, sagte mir der Vater, waren kaum kindlich: ich träumte, ich stellte Fragen über Kindermaß hinaus. – Dann kam freilich die fröhliche Knabenzeit: Waffen, Waffen und wieder Waffen das einzige Spiel, die einzige Arbeit, das einzige Lernen! Damals wuchs ich zu der Kraft heran und zu der Waffenfreude –« seine Augen blitzten durch das fahle Mondlicht. –

»Die dich zum Helden deines Volks gemacht,« rief Gibamund. »Aber plötzlich kam ein Ende! Durch Zufall – der Hundertführer, der dazu befehligt war, erkrankte plötzlich und ich war der nächste im Dienst – erhielt ich, der Sechzehnjährige, den Auftrag, mit meiner Schar der fürchterlichen Folterung von Römern, von Katholiken im Kerkerhof dieser Burg beizuwohnen, die ihren Glauben nicht verleugnen wollten. Das Wehegeschrei der Gepeinigten, das durch die dicken Mauern drang, hatte wiederholt die Karthager zum Aufruhr getrieben: Bewachung des Kerkerhofes war unerläßlich. Ich hatte früher wohl gehört, daß solche Dinge geschähen: – man sagte mir, sie seien notwendig, die Katholiken seien alle Verräter unsres Reiches und die Folter bezwecke nur, ihnen die Geheimnisse ihrer verbrecherischen Pläne abzuwingen. Aber gesehen hatte ich es nie! Nun – plötzlich – sah ich es: – der Sechzehnjährige! – Ich selbst war der Befehlshaber der Henker. – Grauenvoll! Grauenvoll! – Gegen hundert Menschen, auch Weiber, auch Greise, auch Knaben und Mädchen, kaum so alt wie ich! – Ich gebot Einhalt. – »Befehl des Königs!« erwiderte der arianische Priester. Ich wollte den Gequälten beispringen: – ach! des Verus ganze Familie war unter den Opfern: – ich wollte seine greise Mutter von dem Marterpfahl reißen – aus den züngelnden Flammen, in denen sie trotz ihrer Eisenfesseln sich vor unsäglicher Qual kreischend wand – meine eignen Krieger hielten mich fest! – »Befehl des Königs!« riefen sie. Ich schlug um mich – ich schäumte – ich tobte! Vergebens! Ich schloß die Augen, das Scheußliche nicht mehr zu sehen! Aber – ach –« Er stockte, er fuhr sich über die Stirn. Dann begann er wieder: »Da drang mein Name, gellend ausgestoßen an mein Ohr. Unwillkürlich schlug ich die Augen wieder auf; da sah ich, gerade gegen mich ausgestreckt, den nackten, gefesselten Arm der Greisin. »Fluch dir, Gelimer!« schrie sie, »Fluch dir auf Erden und in der Hölle! Fluch euch Asdingen all', Fluch über der Vandalen Volk und Reich! Die Rache Gottes für eure und eurer Väter Sündenschuld soll euch furchtbar schlagen vom Kinde bis zum Greise. Fluch, Fluch dir, Mörder Gelimer!« Und ich sah ihr Auge, das, gräßlich entstellt von Schmerz und Haß, sich in das meine bohrte. – Da brach ich zusammen, in Krämpfen, die mich seither oft befallen. Ich erlag keuchend unter dem Gedanken: bin ich auch selbst rein von Schuld, – sterbend hat die Verzweifelnde *mich* verflucht: – sie hat den Fluch vor Gottes Thron getragen: – ich trage die Sündenschuld dieses ganzen Hauses.« Er zitterte: Schweiß stand auf seiner Stirn.

»Um Gott, Bruder! Halt ein! Dein Leiden, es könnte wiederkehren!«

Aber Gelimer fuhr fort: »Als ich zu mir kam, war ich – kein Jüngling mehr. Ein Greis! Oder doch gebrochen, halb irrsinnig – wie ihr es nennen wollt. – Ich warf den Schwertgurt, warf Helm und Schild und alle Waffen von mir und – oh ich werd' es nie vergessen! – nur das eine furchtbare Wort drang allein, drang alles übertäubend durch mein armes Hirn: – ›Sünde – Sündenfluch bedeckt mich, mein Geschlecht – mein Volk!«

Wohl suchte ich Trost. Ich griff nach der Bibel. Man hatte mich gelehrt, Gott redet zu uns durch das Bibelorakel. Ich rollte blindlings, den spitzen Dolch in der Hand, die heiligen Schriften auf. Ich rief zu Gott empor: Herr, wirst du mich wirklich strafen für der Väter Schuld? Blindlings stach ich auf eine Stelle in der aufgerollten Seite: da hatte mein Dolch den Spruch getroffen: ›Denn ich, der Herr, dein Gott, bin ein eifriger Gott, der da heimsucht der Väter Missethat an den Kindern bis in das dritte und vierte Glied.«

Ich erlag beinahe dem Entsetzen! Doch einmal noch ermannte ich mich: von unten, von der Straße her, scholl hell das vandalische Reiterhorn: in glänzenden Waffen zogen da unten unsere Reiter zum Kampfe hinaus gegen die Mauren! Das war ja meine Wonne – mein Stolz! Ich hatte mich selbst schon zweimal in sieghaftem Reiterkampfe getummelt. Mein Herz, mein Mut, meine Lebensfreude hoben sich aufs neue: ich sagte zu mir selbst: bin ich auch für mich der Lust abgestorben für immerdar: – siehe, da ruft mein Volk, der Vandalen Reich, da ruft die Heldenpflicht, freudig für mein Volk zu leben, zu kämpfen, zu sterben. Ist auch das ein Nichts? Ist auch das Sünde, nichtig und eitel? Noch einmal befragte ich Gottes Wort, an anderer Stelle. Ich schloß die Rollen wieder, schlug sie auf und meines Dolches Spitze traf den Spruch: ›Es ist alles eitel! Es ist alles ganz eitel, was auf Erden geschieht.«

Da sank ich zusammen – in Verzweiflung! Also auch Volk und Staat und Heldentum, wie es die Ahnen gepflegt und gerühmt als höchste Mannespflicht und Manneslust zugleich: – auch das ist eitel, ist Sünde vor dem Auge des Herrn!«

»Das ist ein grausamer Zufall,« zürnte Gibamund. »Und Thorheit ist es, ihm zu glauben,« rief Hilde. »O Gelimer, du Held, du Enkel Geiserichs: – widerlegt denn nicht jeder Herzschlag in dir dieses finstre Irrsal?« Sie sprang auf, warf das freiflutende Haar in den Nacken und richtete auf ihn einen flammenden Blick.

»Zuweilen wohl, Walkürenführerin,« lächelte Gelimer. »Und zumal seit – seit Gott mich durch ein Wunder gerettet hat. Und bange nur nicht, Hildebrands Enkelin: du wirst dich nicht zu schämen haben deines Schwagers, des Vandalenkönigs, wann schmetternd uns zum Kampf ruft die Tuba Belisars.« Er hob das edle Haupt, seine rechte Faust ballte sich.

»O Heil uns, mein Gemahl,« rief Hilde, »das ist doch seines Wesens tiefster Kern: – der Held!« Und sie drückte freudig ihres Mannes Hand.

»Wer weiß von sich zu sagen, was seines Wesens tiefster Kern?« fuhr Gelimer fort. »Damals – und für Jahre – war's vorbei für mich mit aller Heldenfreude, mit aller Pracht und Zier des frohen Waffenwerkes. – Ich ward so krank! – Bei jenem zweiten Bibelorakel kamen die bösen Krämpfe wieder! Und seither gar oft: so daß der Vater meinem heißen Drang nachgeben mußte – zum Waffendienst taugte ich damals doch nicht! – Ich durfte als Zögling zu den Mönchen unsres Glaubens in das Kloster – in der Einöde der Wüste – ziehen. Jahrelang, viele Jahre blieb ich dort. Damals verbrannte ich

all' die in unsrer Sprache geschriebenen Heldenlieder, die ich zur Harfe gedichtet hatte.«

»Oh um den Frevell!« klagte Hilde. – »Aber ein paar haben sich bewahrt im Munde unserer Krieger,« tröstete Gibamund; »so das:

»Edelster Ahnen,
Der alten Asdingen,
Edle Enkel,
Des gewaltigen Geiserich
Goldbrünnig Geschlecht,
Auf euch ist vererbt
Des Meerkönigs Macht. –«

»Und seiner Sünden unselige Saat!« schloß Gelimer, düster das Haupt senkend. Er schwieg eine Weile; dann begann er aufs neue: »Statt der vandalischen Stabreime dichtete ich nun lateinische Bußlieder. Die Brüder meinten, die Qualen der Verdammten ächzten, die Flammen der Hölle zuckten durch diese Trochäen. Wohl waren es Flammen: die Flammen des Scheiterhaufens, die ich lebende Menschen hatte verzehren sehen. Keine Kasteiung, keine Askese gab es, die ich nicht bis zum Unmaß übte. Ich wütete gegen mein Fleisch, ich haßte mich selbst, meine sündige Seele, meinen Leib, der den Fluch der Erbsünde mit sich schleppte. Ich fastete, ich geißelte mich, ich trug den stacheligen Bußgürtel, daß er mir tiefe Wunden stach. Ich erfand mir heimlich neue Qualen, wenn mir der Abt das Übermaß der alten verbot. Dabei verschlang ich an Büchern alles, was das Kloster, was die Bibliotheken zu Karthago boten. Ich setzte durch, daß mich der Vater nach Alexandria, nach Athen, nach Byzanz reisen ließ, die Lehrer dort zu hören. Gelehrter war ich, – weiser nicht geworden, als ich aus jenen Schulen in das Wüstenkloster zurückkehrte. Endlich rief mich von dem Kloster aus der Vater an sein Sterbelager: – er befahl mir als heiliges Vermächtnis die Sorge für den jüngsten Bruder, für Ammata, das Kind. Ich durfte nicht selbstisch, wie ich gern gewollt, in das Kloster zurückeilen von des Vaters Grab: – das Kind, das war eine Pflicht, eine menschliche, eine gesunde: sie gab mich der Welt wieder. Ich lebte: für diesen holden Knaben.«

»Kein Vater konnte väterlicher über ihn wachen,« rief Gibamund.

»Damals sollte ich mich vermählen. Der König, das ganze Geschlecht wünschten es. – Sie war aus westgotischem Königsstamm. Sie kam zu Besuch nach Karthago: – sie war schön und klug und edel: – sie gefiel meinem Herzen und meinen Augen: – ich bezwang Augen und Herz und sagte: nein.«

»Um ganz nur Ammata zu leben?« fragte Hilde.

»Nicht bloß deshalb! Es kam mir« – und hier verfinsterte sich plötzlich wieder seine Stirn – »es kam mir der Gedanke: der Fluch der Greisin, der auf meinem Haupte lastet, soll nicht, nach jenem furchtbaren Bibelwort, sich durch mich vererben von Geschlecht zu Geschlecht. Mit Zittern würde ich in meinen Kindern die Züge des verfluchten Vaters wieder schauen: – ich blieb unvermählt.« »Welch finstere Verstörung!« flüsterte Gibamund in seines schönen Weibes Ohr und küßte ihre Wange, sie zärtlich an sich

ziehend. »Damals wohl,« schalt Hilde, »dichtetest du das böse, böse Bußlied, das alle Liebe als Sünde verwirft?

*›Maledictus amor sexus
Maledicta oscula
Sint amplexus maledicti,
Inferi ligamina!‹*

's ist all' nicht wahr!« lächelte sie und erwiderte herzhaft ihres Gatten Kuß.

Aber Gelimer fuhr fort: »Was wahr ist, wird der Ausgang lehren: – am Tage des Gerichts. – Die Sorge um den Knaben hat mich geheilt. Auch den Waffen wandte ich mich wieder zu; galt es doch bald, den Zögling an sie zu gewöhnen. Aber mehr noch als dieses hat mich gerettet die Pflicht ... –«

»Gegen Volk und Vaterland,« fiel Hilde ein.

»Ja,« ergänzte Gibamund. »Damals hatten sich die Mauren unsern verweichlichten Scharen, zumal aber dem unkriegerischen König weit überlegen erwiesen. Geschlagen wurden wir in jedem Gefecht, nicht mehr das offene Feld vermochten wir zu halten gegen die Kamelreiter. Unsre Grenzgebiete wurden Jahr um Jahr verheert. Ja bis in ›die Lose der Vandalen‹ selbst, tief in das Herz der Prokonsularprovinz drangen die keck gewordenen Räuber der Wüste: bis vor die Thore von Karthago streiften sie.«

»Da galt es denn, der Schild zu werden meines Volkes. Ich ward es: – ward es gern! Die alte Waffenlust erwachte und ich sagte mir: nicht eitle sündhafte Ruhmgier treibt dich an.« »Wie? Heldentum soll Sünde sein?« rief Hilde. »Du kämpftest nur, dein Volk zu schützen.« »Ei, aber es freute ihn doch gar sehr,« lächelte Gibamund seinem Weibe zu. »Und er hat gar oft die Mauren viel weiter in die Wüste hinein verfolgt, und ihrer im Nachsetzen viel mehr erlegt – mit eigener Hand – als der Schutz Karthagos gerade verlangt hätte!« »Verzeihe mir der Himmel, was ich that über das Notwendige hinaus,« sprach Gelimer bekümmert. »Oft lähmte meinen Arm – mitten im Gefecht – der Gedanke: 's ist Sünde! Und auch sonst kam sie gar oft noch über mich, die alte Schwermut, die Peinigung der Sündenfurcht, das Schuldbewußtsein, die Last jenes Fluches der halbverbrannten Frau, das markaushöhrende Wort: ›Alles ist Sünde, alles ist eitel!‹

Da kam der Tag, der mir das Furchtbarste brachte: – Folterqualen, nicht sehr viel kleiner, als jene Katholiken, als des Verus Eltern und Geschwister erduldet hatten: – und zugleich die Entscheidung, die Rettung, die Erlösung – durch Verus. Ja, wie Jesus Christus mein Erlöser im Himmel ist, so ward dieser Priester mein Retter, mein Erlöser auf Erden.«

»Lästre nicht!« warnte Gibamund. »Ich bin – leider! – nicht ein so frommer Christ wie du –: aber dem Heiland, ist er auch nur gottähnlich, nicht gottgleich ... –« »Gut hast du, mein Trauter, dein arianisch Bekenntnis auswendig gelernt,« lachte Hilde. »Der alte Hildebrand aber meinte: weder ähnlich noch gleich sei er den Göttern der Ahnen.« »Nein, denn sie sind Dämonen,« zürnte Gelimer und schlug ein Kreuz. »Christus möcht' ich doch,« fuhr Gibamund fort, »den finstern Verus nicht vergleichen.« »Mir war es ergangen ihm gegenüber wie euch, – wie Zazo, wie fast allen: er zog mich nicht an, er stieß mich eher ab. Daß er – er allein, aus seiner ganzen Sippe, deren Tod für ihren

Glauben er mit angesehen – das Bekenntnis ihrer Henker angenommen, war es Todesangst, war es wirklich Überzeugung gewesen? – Ich mißtraute ihm! – Auch daß ihn König Hilderich, der Freund der Byzantiner, dessen Pläne gegen meine Thronfolge ich schon damals ahnte, so sehr begünstigte, mißhagte mir: – wie sehr ich Verus hierin Unrecht gethan, jetzt hat er's erwiesen: nur er, – er allein hat mich und das Vandalenreich errettet. So hat er handgreifbar vollbracht, was Gottes Wahrzeichen mir verkündete in der fürchterlichsten Stunde meines Lebens. – Vernehmt, was nur noch unser Zazo weiß, dem ich es als Antwort auf seine Warnung mitteilte. Höret nun und staunet und erkennet Gottes Zeichen und Wunder.«

Zweiundzwanzigstes Kapitel.

»Vor drei Jahren war's. Wir waren wieder einmal ausgerückt gegen die Mauren, diesmal nach Südwesten gegen die Stämme, welche am Fuß des Auras ihre Zelte aufzuschlagen pflegen. Wir durchzogen die Prokonsularis, dann Numidien und drängten von Tipasa aus die Feinde aus dem Flachland die steilen Berge hinauf. Dort, auf unzugänglichen Felsen, suchten sie Zuflucht. Wir lagerten in der Ebene und hielten sie eingeschlossen, bis der Mangel sie zur Ergebung zwingen würde. Tage, Wochen vergingen. Mir währte es zu lang. Ich suchte häufig, das langgestreckte Gebirg umreitend, nach einer Seite, wo die Felsen, minder steil abstürzend, den Aufstieg, die Erstürmung etwa möglich machten.

Auf einem dieser einsamen Ritze – ich bedurfte keiner Begleitung, denn die Feinde wagten sich nicht in das Thal herab – war ich weit, sehr weit von unserm Lager abgekommen. Einen vielzackigen Vorsprung des Gebirgs umreitend, hatte ich zuletzt die Richtung verloren in der ungeheuren, unterscheidungslosen Wüste. »Diese Seite des Berges hatte ich noch nie geprüft, sie schien mir leichter zu ersteigen: um den Rückweg bangte ich nicht, obwohl ich Meile nach Meile zurücklegte auf dem keuchenden Tier: die Hufspuren in dem Wüstensande mußten mich ja zurückleiten. Schon fielen die Strahlen der glühenden Sonne mehr seitlich ein. Brauner Dunst ballte sich um die sinkende Scheibe. Nur noch um den nächsten Felsenvorsprung wollte ich einen prüfenden Blick werfen. Ich lenkte das Pferd dicht an dessen Gestein, bog herum: – da drang ein furchtbarer Schall betäubend an mein Ohr: – ein markdurchzitterndes Gebrüll. Entsetzt bäumte sich mein Roß: ich sah einen gewaltigen Löwen, ein Untier an Größe, zum Sprunge geduckt, wenige Schritte vor mir. Ich schleuderte mit aller Kraft den Speer. Aber im selben Augenblick überschlug sich, hochsteigend, sinnlos vor Entsetzen, mein Pferd nach rückwärts – und begrub mich unter seinem Gewicht. Ein stechender Schmerz im Schenkel war das letzte, was ich empfand. Dann vergingen mir die Sinne.« Er hielt inne, von der Erinnerung stark bewegt.

Mit atemloser Spannung blickte die junge Frau zu ihm auf mit halb geöffneten Lippen. »Ein Löwe?« stammelte sie. »Sie meiden sonst die Wüste.« »Gewiß,« antwortete ihr Gibamund. »Aber gerade in den Bergen, hart an der Wüste Saum, da lieben sie zu streifen. Ich weiß,« fuhr er fort, »mit gebrochenem Schenkel wardst du nach Karthago zurückgetragen. Viele, viele Wochen zog sich die Heilung hin. – Aber ich wußte nicht ... –« »Als ich die Besinnung wieder fand, war die Sonne im Versinken. Es war glühend heiß: alles: die Luft, der trockene Sand, auf dem mein Hinterhaupt ruhte – der Helm war mir im Sturz entfallen – das schwere Pferd, das auf meinem heftig schmerzenden rechten Schenkel regungslos lag: es hatte das Genick gebrochen, es war tot. Ich wollte mich unter der wuchtenden Last hervorziehen – unmöglich. Ich konnte den gebrochenen Fuß nicht rühren. Nur den Oberleib versuchte ich, indem ich den rechten Arm und die Hand auf den Sand stemmte, über des Rosses Leib zu erheben. Es gelang, da erblickte ich, – ich schaute gerade vor mich hin – den Löwen! Wenige Schritte vor mir lag er, regungslos, auf dem Bauch ausgestreckt: meines Speeres Schaft ragte aus seiner Brust neben seiner rechten Vorderpranke mir entgegen. Er war tot: so frohlockte mein Herz! – Aber ach: nein! Ein leises grimmiges Knurren kam nun,

da ich mich geregt hatte, aus dem halb geöffneten Rachen. Er sträubte die Mähne, er wollte sich erheben, – doch er konnte nicht! Er blieb liegen wo er lag. – Er krallte die Klauen tiefer in den Sand, sichtlich, um sich gegen mich zu schieben, und auf mich, scharf auf meine Augen, waren die funkelnden Augen des Untiers gerichtet! Und ich? Ich konnte nicht einen Zoll breit zurückweichen! Da befahl mich – nicht leugne ich es – Furcht, elende, feige, gliederschüttelnde Furcht! Ich ließ mich zurückfallen auf den Sand: ich konnte den furchtbaren Anblick nicht ertragen. Durch mein Gehirn schoß der Gedanke: »wehe, was wird dein Los?« Ich schrie in Verzweiflung, in Todesangst laut, so laut ich konnte: »Hilfe, Hilfe.« Aber ich bereute es schrecklich! Meine Stimme mußte die Wut des schwerverwundeten Tieres gereizt haben: mir antwortete ein so furchtbares Gebrüll, daß mir vor Grauen und Angst der Atem stockte. Als es wieder still ward, schoß das Blut tobend durch meine Adern. Was drohte mir? Welch' Ende stand mir bevor? Alles Schreien blieb sicher ungehört von den Unsrigen: – viele, viele Meilen nie betretenen Wüstensandes trennten mich von unsern äußersten Wachen; von den Feinden auf dem Berge hatte ich während des ganzen Rittes nicht eine Spur gesehen: wie gern hätte ich mich in ihre Hände gegeben als Gefangenen! Aber hier verschmachten – unter der sengenden Sonne – auf dem feuerheißen Sande – verschmachten – langsam – schon jetzt quälte mich der Durst mit furchtbarem Schmerz! – Oh und ich hatte gehört, daß tagelang dieses qualvolle Ende des Verlehzens sich hinziehen mag in der einsamen Wüste!

Da sah ich empor zu dem erbarmungslosen, bleigrauen Himmel und fragte flüsternd – ich fürchtete, ich gesteh' es, die Stimme des Löwen wieder zu wecken: – Gott, gerechter Gott, warum? Was hab' ich verschuldet, um solches leiden zu müssen?

Da durchzuckte mich aber die schreckliche Antwort des heiligen Buches: »Ich suche heim der Väter Missethat an ihren Kindern bis in das dritte und vierte Glied.« Du büßest, stöhnte ich nun, deiner Ahnen Schuld! Der Fluch der Verbrannten verbrennt dich hier. Du bist verdammt auf Erden und in der Hölle. Ist es schon die Hölle, was mich so brennend umschließt, was mich verbrennt in den Augen, im Schlund, in der Brust, ach in der Seele? Und horch! schrecklicher, lauter noch – mich dünkte: näher – scholl des Ungetümes Gebrüll, ohrenzersprengend: – und wieder schwanden mir die Sinne.

So lag ich die ganze Nacht, aus der Ohnmacht wohl in den Traum hinüber geschlummert. Im Halbschlaf sah ich nochmal alles, was geschehen war. – Ah, lächelte ich, das ist ja nur ein Traum! Kann ja nur Traum sein! – Dergleichen gehört der Wirklichkeit nicht an. Du liegst in deinem Zelte, da, neben dir dein Schwert: – erwachend griff ich danach – oh schrecklich! Ich griff in den Sand der Wüste! Es war *kein* Traum!

Hell war es bereits wieder: und heiß – ach! furchtbar heiß brannte schon wieder die mitleidlose Sonne auf mein ungeschütztes Antlitz. Nun kam mir der Gedanke: mein Schwert! Eine Waffe! Denn die gleiche Qual, die gleiche Todesangst noch Stunden lang ertragen? Nein! Gott vergebe mir die schwere Sünde, ich mach' ein Ende! Verdammt bin ich doch schon zur Hölle! Ich griff nach meinem Wehrgehäng: – die leere Scheide hing daran! Die Klinge war bei dem Sturze herausgefahren. Ich suchte mit den Augen umher, ich sah die traute Waffe liegen, ganz nah: – nie hatte ich sie geliebt wie in diesem Augenblick! – links von mir, ich wollte sie ergreifen, an mich reißen: – vergebens! So sehr ich den Arm ausstreckte, so sehr ich die Finger spannte, – nur

einen halben Schuh vielleicht – aber doch unerreichbar! – zu weit lag die treue Klinge! Da erinnerte mich ein leises Winseln des Löwen: mit Anstrengung – meine Kräfte schwanden rasch – hob ich mich wieder so hoch, daß ich ihn erblicken konnte. –

Wehe! Ist das ein Spiegelbild des beginnenden Irrsinns? – Denn die Gedanken jagten durch mein Gehirn wie fliehende Wolken vor dem Sturm. Nein! Es ist wahr! Das Tier ist näher gerückt! Viel näher als gestern! Es ist nicht Täuschung! Ich kann es deutlich bestimmen: gestern, wenn er die Pranke noch so weit vorstreckte, konnte er nicht erreichen den großen, schwarzen Stein, der, von dem Felshang abgebröckelt, vor meinem Pferde lag: und jetzt, jetzt lag der Stein fast an des Löwen Hinterbug! Er hatte sich im Laufe dieser Stunden, wohl vom steigenden Hunger gespornt, vorwärts geschoben beinahe um seines Leibes ganze Länge. Nur noch anderthalb, zwei Schritte lag er von mir. Wenn er noch weiter vorwärts kam, – wenn er mich erreichte? Wehrlos, hilflos mußte ich mich zerfleischen lassen bei lebendem Leibe! Da schoß heißer Schreck durch mein Herz! Ich betete, ich betete in Todesangst zu Gott! Ich rang mit Gott im Gebet: »Nein, nein, mein Gott! Du darfst mich nicht verlassen. Du mußt mich retten, Gott der Gnade.« Und nun fiel mir plötzlich der Glaube ein, der unser ganzes Volk durchdringt: von den Schutzgeistern, die Gott in Gestalt hilfreicher Menschen uns bestellt hat. Ihr erinnert euch? – Die Folgegeister!«

»Jawohl,« sprach Gibamund. »Und durch brünstiges Gebet kann man Gott in höchster Gefahr zwingen, uns den Schutzgeist zu zeigen, zur Rettung zu senden.« »Auch mein Ahn,« ergänzte Hilde, »glaubte fest daran. Er sagte, unsere Vorfahren hatten die Folgegeister sich als Frauen gedacht, die unsichtbar dem erkornen Helden überallhin schützend folgten. Aber seit der Christenglaube eindrang ... –« – – »Sind diese dämonischen Frauen von uns gewichen,« fuhr Gelimer sich bekreuzend fort, »und Gott der Herr hat uns *Männer* bestellt, welche in seinem Auftrag unsre Helfer, Berater, Retter und Schutzgeister auf Erden sind. »Sende mir, Gott,« rief ich in qualvollster Inbrunst, »sende mir in dieser Stunde höchster Not den Mann, den du mir auf Erden zum Schutzgeist bestellt hast. Laß ihn mich retten! Und solange ich atme, will ich ihm vertrauen, wie dir selbst, will ich in ihm deine Wundermacht verehren.«

Und als ich dies brünstige Gebet vollendet, siehe, da ward mir plötzlich leichter. Zwar Schwäche, große, ohnmachtgleiche Schwäche überkam mich: aber gerade diese Schwäche hatte etwas unendlich Süßes, unaussprechlich Seliges, Erlösendes. Und nun sah ich plötzlich, im Fieberwahn, verlockende Bilder der Rettung: der furchtbare Durst, der mich peinigte, malte mir einen Quell herrlichen Wassers, das aus dem Felsen dicht neben mir sprudelte. – Und schon kamen auch die Retter! Nicht Zazo, nicht Gibamund: – ich wußte ja, daß sie gegen andere Mauren, weit, weit westlich von meinem Lager, ausgezogen waren! – Nein! Ein anderer war es, dessen Züge ich aber nicht deutlich sah. – Er sprengte heran auf wieherndem Roß, er tötete den Löwen, er zog die immer schwerer drückende Last meines toten Pferdes von meinem Leibe! – Nun hörte ich nur noch ein Sausen, ein Klingen im Ohre, welches sagte: dein Retter ist da! »dein Schutzgeist«. – Da, auf einmal, verstummte das Sausen im Ohr und wirklich und wahrhaftig! Das war *kein* Fiebertraum! Ich hörte von meinem Rücken, – von unserem Lager her – das Wiehern eines Rosses! – Ich wandte mit letzter Kraft den Kopf zurück und ich sah, wenige Schritte hinter mir, einen Mann, der, soeben vom Pferde

gesprungen, in zaudernder, wie überlegender, zweifelnder Haltung, die Hand am Schwertgriff geballt, mich und den Löwen betrachtete. Er zögerte.«

»Er zögerte?« rief Hilde. »Er besann sich? Ein vandalischer Krieger?« – »Es war kein Vandal.« – »Ein Maure? Ein Feind?« – »Verus war's, der Priester. – ›Mein Schutzgeist,‹ rief ich, ›mein Retter! Gott hat dich gesendet. Mein ganzes Leben, nimm es hin!‹ Da vergingen mir abermals die Sinne. Verus erzählte mir später, er habe sich – vorsichtig – dem Löwen genähert, und als er gesehen, wie tief die Waffe ihn getroffen, habe er den Speer rasch aus der Wunde gerissen: ein mächtiger Strahl Blutes sei nachgeschossen und das Untier verendet. Dann zog er mich unter dem toten Roß hervor, hob mich – mit Mühe – auf sein Pferd, band mich fest an dessen Hals und führte mich langsam zurück. Die Meinen hatten mich nur auf den Pfaden gesucht, auf welchen sie mich früher ausreiten gesehen. Bloß Verus, der unsern Heerzug begleitete, hatte an jenem Morgen bemerkt, daß ich außerhalb des Lagers den Weg nach Osten eingeschlagen. Und als ich nun vermißt ward, suchte er mich, bis er mich fand.«

»Allein?« – »Ganz allein.« »Wie seltsam,« sprach Hilde. »Wie leicht konnte er, allein, seines Zweckes verfehlen!« – »Ihn hatte Gott erleuchtet und gesendet.« – »Und davon hast du, – hat er nie andern erzählt?« Ernst schüttelte Gelimer das edle Haupt: »Die Wunder Gottes plaudert man nicht aus! Ich bat ihn von Herzen um Verzeihung, daß ich ihm früher fast mißtraut. Großherzig vergab er mir: ›Ich fühlte es wohl,‹ sprach er. ›Es that weh. Nun mach' es dadurch gut, daß du mir voll vertraut. Denn wahrlich, ich sage, dir: du hast recht. Gott hat mich wirklich dir gesendet: ich *bin* dein Schicksal, ich bin das Werkzeug in Gottes Hand, das dein Leben überwacht und leitet zu gottverhängtem Ziel. Ich sah dich – wie in einem Traumgesicht, obwohl ich wachte, – hilflos in der Wüste liegen und eine innere Stimme trieb mich an und mahnte: Such ihn auf. Du sollst sein Schicksal werden! Und ich konnte nicht ruhen und rasten, bis ich dich gefunden.«

Euch hab' ich es nun vertraut, auf daß ihr mir nicht mehr wehe thut mit euren Zweifeln. – Nein, Hilde, schüttele nicht das Haupt! – Keinen Einwand: – ich dulde keinen. Wie erbittert mich dein Zweifel! Hat er mich denn nicht schon zum zweitenmal gerettet? Wollt ihr, kleingläubig, ein drittes Zeichen Gottes? Ich möchte euch nicht zürnen müssen. Darum verlaß ich euch. – Es ist spät geworden. – Glaubet, vertraut und – schweiget!« Er schritt hoheitvoll hinaus.

Hilde sah ihm lange, sinnend, nach. Dann zuckte sie die Achseln. »Zufall!« sagte sie. »Und Aberglaube! Wie kann der Wahn solch hohen Geist verstricken?« – »Gerade solche Geister bedroht solche Gefahr. Ich lobe mir meinen schlichteren Verstand.« »Und die gesunde Seele!« schloß Hilde, mit freudiger Bewegung aus ihrem Sinnen auffahrend und beide Arme schlingend um den geliebten Gemahl.

Dreiundzwanzigstes Kapitel.

Am dritten Tage hierauf, in früher Morgenstunde, saßen in einem der Frauengemächer des Palastes Hilde und Eugenia, ihre Schutzbefohlene, traulich beisammen in eifrigem Gespräch und in fleißiger Arbeit.

Die nicht breiten, aber hohen Bogenfenster gewährten den Blick in den großen viereckigen Hof des Palatiums, in welchem ein lebhaftes kriegerisches Treiben wogte. In einem Theil des weiten Raumes wurden neu in Karthago angelangte vandalische Heerbannleute in Zehnschaften und Hundertschaften gegliedert; in einem andern schossen und warfen sie mit Bogen und Speeren nach Scheiben von Brettern, denen man in Höhe, Breite und Anstrich ungefähre Ähnlichkeit mit byzantinischen Kriegern in vollen Schutz Waffen gegeben hatte; eine besondere längliche Umfriedung diente der Musterung von Pferden, auch von Kamelen, die maurische Verkäufer feil boten. Der König, Gibamund, die Gundinge hatten bald bei dieser, bald bei jener Gruppe zu schaffen.

Hilde saß auf Polstern, von welchen aus die Hochgewachsene, sah sie von der Arbeit auf, ohne Mühe den ganzen Hof zu überblicken vermochte. Und gar oft ließ sie die Nadel ruhen, mit welcher sie an einem mächtigen Stück scharlachroten Wolltuches arbeitete, das zwischen den beiden Frauen, beider Kniee bedeckend, ausgebreitet lag. Dann flog ein leuchtender Blick hinab auf die edle Gestalt des schlanken Gemahls: und erfaßte er diesen Blick – nur wenige ließ er sich entgehen – und winkte er herauf, dann schoß freudige Glutholder Scham, süßen Glückes in die Wangen des jungen Weibes. Hilde bemerkte, daß die Kleine wiederholt den zierlichen Hals gereckt hatte, auch einen Blick in den Hof zu werfen. Aber es war ihr nicht gelungen. Sie saß zu tief unter der Brüstung des Fensters: und jetzt, als sie sich, bei abermaligem Versuch, von Hildes Auge getroffen fand, errötete sie noch viel stärker vor Schreck und Scham als vorhin jene.

»Du bist nun fertig mit dem untern Saum,« sprach Hilde freundlich. »Schiebe dir doch das Kissen dort höher zurecht, auf den Schemel! Du *mußt* jetzt – der Arbeit wegen – höher sitzen.« Eifrig, eifertig gehorchte die Griechin und rasch flog nun ihr Blick verstohlen in den Hof. Aber traurig senkten sich die langen Wimpern wieder und hastiger als zuvor zog sie die Nadel mit dem Goldfaden durch das rote Tuch. »Bald trifft nun,« sprach Hilde, »neue Hundertschaften die Reihe. Dann kommen wohl auch andre Führer in den Hof.« –

Eugenie schwieg: aber ihre Miene erheiterte sich.

»Du warst so emsig,« fuhr Hilde fort, »daß wir bald fertig sind. Die Abendsonne wird Geiserichs alte Heerfahne verjüngt vom Dache des Palastes flattern sehen. Der goldne Drache ist nun gleich wieder geflickt.« – »Nur der eine Flügel ist noch ausgefasert und die Krallen an den Pranken ... –« »Sie waren ihm wohl stumpf geworden,« lächelte Hilde, »in den langen Friedensjahren, da das Banner müßig in der Rüstkammer lag.« – »Es gab doch häufig Kämpfe mit den Mauren.« – »Ja, aber wegen dieser kleinen Gefechte ward Geiserichs alte Siegesfahne nicht aufgerüttelt aus ihren stolzen Träumen. Nur kleine Reiterfähnlein führten unsre Scharen und das hehre Kriegszeichen

ward nicht aufgesteckt auf dem Palast. Jedoch jetzt, da uns das Kaiserreich bedroht, befahl Gelimer, der alten Sitte folgend, die große Fahne aufzuziehen am Dach. Mein Gibamund brachte sie mir, die aufgegangene Stickerei mit neuem Gold zu ersetzen.« – »Wir wären schon fertig, hättest du nicht dem Saum entlang, halb versteckt, jene ganz kleinen seltsamen Zeichen ... –« »Still,« flüsterte Hilde lächelnd, »daß Er nichts davon erfährt.« – »Wer?« – »Nun, der fromme König! Ach, wir werden uns nie verstehn und nie vertragen.« – »Weshalb soll er nicht davon wissen?« – »Siegrunen sind es, uralte, unseres Volks. Mein Ahnherr Hildebrand hat sie mich gelehrt. Und wer weiß, – ob sie nicht helfen?« Damit strich sie glättend, zärtlich liebkosend, über die Arbeit hin und summte leise:

»Altehrwürdige,
Ruhmreiche Runen,
Seligen Sieges
Zaubernde Zeichen, –
Waltet und wogt
Mit der flatternden Fahne
Hoch uns zu Häupten!
Rufet die raschen,
Die Holden herbei,
Die mutigen Maide,
Daß sie schweben wie Schwäne
Hoch uns zu Häupten,
Ja, Siegsendende,
Schimmernde Schwestern,
Fesseln fügt für die Feinde,
Hemmet ihr Heer,
Schwächt ihre Schwerter,
Ihre Speere zerspellt,
Ihre Schilde zerschellt,
Ihre Brünnen brecht,
Ihre Helme zerhackt! –
Aber den Unsern
Sendet den Sieg:
Frohes Verfolgen,
Jauchzendes Jagen
Auf raschen Rossen
Hinter den Haufen
Flüchtiger Feinde!«

»So! – Den Amalungen hat er oft geholfen, der alte Spruch: warum soll er den Asdingen versagen? – Eia, nun mag der Drache wieder fliegen! – Er hat gemausert,« lachte sie fröhlich – »nun wuchsen die Schwingen ihm neu.« Sie sprang auf, erhob den langen schweren, in eine scharfe Spitze auslaufenden Schaft, an den mit goldköpfigen Nägeln das viereckige scharlachrote Tuch geheftet war, und schwang mit beiden Händen das Banner freudig um ihr Haupt. Es war ein schöner Anblick: Gibamund und viele Krieger sahen von unten das fliegende Banner schwingen und den herrlichen

Frauenkopf von goldhellem Haar umflutet: »Heil Hilde, Heil!« scholl es brausend empor. Ganz erschrocken kniete Hilde nieder, so rasch sie konnte, sich den Blicken zu entziehen. Aber sie hatte *seine* Stimme gut erkannt: drum lächelte sie, glücklich in ihrer Beschämung. Sie war sehr reizend in dieser Verwirrung.

Das mochte Eugenie fühlen: plötzlich glitt sie neben die Fürstin hin und bedeckte ihr die Hände und die schönen, weißen, vollen Arme mit heißen Küssen. »O Herrin, wie bist du herrlich! Oft schau' ich mit Scheu zu dir empor. Wann so gewaltig dein Auge blitzt, – wann du, Pallas Athene vergleichbar, von Schlacht und Heldentum begeistert redest, dann beschleicht mich Furcht oder doch Ehrfurcht und bannt mich dir fern. Aber dann wieder, wann ich, wie so oft in diesen Tagen, dein süß verschämtes Glück, deine Liebe sah und deine hingeebene Weichheit, und wie du, so ganz nur ein liebend, ach ein geliebtes! seliges Weib in deinem Gatten einzig – dienend – lebst, – dann, o dann – schilt nicht meine Überhebung! – dann fühl' ich mich dir nah, verwandt wie, wie ...« – »Wie eine Schwester, meine Eugenia,« ergänzte Hilde und drückte die Anmutige zärtlich an den Busen. – »Glaube mir: es schließt sich nicht aus, tapfres todmütiges Heldentum und treueste, zarteste Weibesliebe zu dem Einen, dem Geliebten. Oft stritt ich darüber mit der Allerschönsten, welche die Erde trägt.« »Wer ist das wohl?« forschte die Kleine, nicht ohne Zweifel: denn wie sollte eine schöner sein als Hilde? »Das ist Mataswintha, des großen Theoderich Enkelin, drüben im Lorbeerbuschigen Garten zu Ravenna. Sie wäre mir Freundin geworden: – aber sie wollte nur von Liebe hören, nichts von Heldenschaft und Pflicht gegen Volk und Reich. Sie kennt nur Ein Recht und Eine Pflicht: die Liebe. Das schied uns scharf und streng! – Aber wie rührend beides sich einen mag, – eine alte, gar schöne Sage weiß davon zu rühmen. Teja, mein edler Freund, sang dem Ahn und mir ein Lied davon zur Harfe in wunderbar traurigen und doch so stolzen Weisen: – ach, wie nur Teja singen kann! Ich werde dir's übertragen in deine Sprache. Komm, laß uns hier an der Ecke den goldnen Saum noch nachbessern: – dabei erzähl' ich dir.«

Wieder ließen sich beide am offenen Fenster nieder: – wieder flog Eugeniens Blick oft, aber ohne zu finden, über den Hof und während sie eifrig stickten, hob die Fürstin an: »Im Uralter war es: als Adler kreischten, heilige Wasser rannen von Himmelsbergen. Da ward ferne, fern von hier, in Thuleland auf Skadinaue, ein edler Held geboren aus Wölsungengeschlecht. Der hieß Helgi und hatte nicht seinesgleichen. Und da er nach großen Siegen über die Hundinge, seines Hauses alte Feinde, müde ruhte, im Föhrenwald, auf einem Stein: – da brach Lichtglanz am Himmel hervor und aus dem Glanze schossen Wetterstrahlen wie leuchtende Lanzen und aus den Wolken nieder ritten Walküren, das sind – nach unsrer Ahnen wunderschönem Glauben – Heldenjungfrauen, welche die Geschicke der Schlacht entscheiden und die Gefallenen emportragen in des Siegesgottes schildgetäfelte Himmelshalle. – In Helmen ritten sie und in Brünnen: und auf den Spitzen ihrer Speere loderten Flammen. Und eine von ihnen, Sigrun, kam zu dem Einsamen auf dem Steine, griff seine Hand, grüßte und küßte ihn unter dem Helme. Und sie liebten sich sehr.

Aber Sigrun war von ihrem Vater einem andern verlobt und Helgi mußte in schwerer Schlacht um die Geliebte kämpfen. Und erschlug wie ihren Verlobten so ihren Vater und all ihre Brüder bis auf einen. Und Sigrun selbst, in Wolken schwebend, hatte ihm den Sieg gegeben und ward sein Weib, obwohl er ihr Vater und Brüder erschlagen. Bald

aber ward von dem einen Bruder, den er geschont hatte, Helgi, der teure Held, ermordet. Wohl bot der Bruder der Witwe Buße: sie aber fluchte ihm und sprach: »Nicht schreite das Schiff, das dich trägt, obwohl es im Fahrwinde zieht. Nicht renne das Roß, das dich trägt, wann du fliehst vor deinen Feinden! Nicht schneide das Schwert, das du schwingst, es sause denn dir selber ums Haupt. Friedlos sollst du leben wie im Walde der Wolf.« Und verschmähte allen Trost und raufte ihr Haar. Und sprach: »Wehe der Witwe, die Trost annimmt. Nicht wußte sie jemals von Liebe! Denn Liebe ist ewig. Wehe dem Weibe, das den Gatten verlor: ihr Herz ist verödet. Was soll sie noch leben?«

Da wiederholte Eugenia leise für sich die Worte: »Und raufte ihr Haar. Und sprach: Wehe der Witwe, die Trost annimmt. Nicht wußte sie jemals von Liebe! Denn Liebe ist ewig. Wehe dem Weibe, das den Gatten verlor: ihr Herz ist verödet. Was soll sie noch leben?«

»Wie Edelesche über Distel und Dorn ragte Helgi über alle Helden. Für die Witwe taugt nur Ein Ort auf Erden: ihres Gatten Grab. Und Freude nicht findet Sigrun mehr auf Erden, es bräche denn ein Glanz aus der Pforte seines Hügelgrabes und ich könnte ihn wieder umfassen. Und so mächtig, so allbezwingend ist der echten Witwe Sehnen, – es bricht den Bann des Todes sogar. Am Abend kam eine Magd zu Sigrun gelaufen und sprach: »Eile hinaus, verlangt es dich den Gatten wieder zu haben. Siehe, – aufgethan hat sich der Hügel, ein Glanz brach daraus hervor: von des Siegesgottes Himmel hat dein Sehnen den Helden herabgezwungen: er sitzt in dem Hügel: er bittet dich, ihm die träufenden Wunden zu stillen.«

Und Eugenia wiederholte mit leiser, bebender Stimme: »Der echten Witwe Sehnen, – es bricht den Bann des Todes sogar.«

»Sigrun aber ging in den Totenhügel zu Helgi, küßte ihn, trocknete seine Wunden und sprach: »Dein Haar ist durchnäßt, mit Blut bist du bedeckt, deine Hände sind feuchtkalt – wie soll ich Abhilfe schaffen?« »Du allein bist schuld,« antwortete er. »Du weintest so viele Zähren: und jede fiel blutig auf Helgis Brust.« Da rief sie: »Ich will nicht mehr weinen, ich will dir am Herzen ruhen, wie ich es dir im Leben gethan.« Da jauchzte Helgi: »Nun weilst du im Hügel bei mir, den Entseelten im Arm und bist dennoch lebendig.«

»Nun weilst du im Hügel, den Entseelten im Arm, und bist dennoch lebendig,« wiederholte Eugenia.

»Aber die Sage singt, daß, als auch Sigrun gestorben, beide wiedergeboren wurden: er ein siegreicher Held, sie aber eine Walküre. Das ist das Lied, wie echte Weibesliebe, wie echter Witwenschmerz den Tod besiegt und in allmächtigem Sehnen bis ins Grab zu dem Geliebten dringt.«

»Und in allmächtigem Sehnen bis ins Grab zu dem Geliebten dringt.«

Hilde sah plötzlich auf. »Kind, was ist dir?« In solche Begeisterung hatte sie sich gesprochen, daß sie zuletzt der Hörerin nicht mehr geachtet. Jetzt aber hörte sie leises Schluchzen und bestürzt sah sie die Griechin am Boden knieend, vornübergebeugt, auf dem Schemel das holde Haupt in beiden Händen bergend: durch die schmalen Finger drangen Thränen. »Eugenia!« – »O Hilde, es ist so schön. Es muß so selig sein, geliebt zu sein! Und selig auch ist es, lieben bis in den Tod! O selige Hilde Gibamunds! O selige Sigrun Helgis! O wie weh und wohl zugleich thut dieses Lied dem Herzen! Wie

schön – und ach wie wahr! – ist's, daß es die Liebende zwingend, allüberwindend zu dem Geliebten zieht in seinen Hügel, an des Toten Brust. Vereint im Tod, wenn nicht im Leben mehr, das ist ein Zwang, der stärker zieht als Zauber und Magnet!« – »O Schwester! So mächtig, so heiß, so – *wirklich* – liebt dies zarte Herz? Sprich endlich! Nicht ein Wort in diesen Tagen hast du ... –« »Ich konnte nicht! Ich schämte mich so sehr, für mich – und ach! für ihn! Und ich *darf* ja nicht von meiner Liebe reden! Es ist ja Schmach und Schande. Denn er, mein Bräutigam, nein – mein Gatte! – er liebt mich ja nicht!« – »Gewiß liebt er dich! Weshalb sonst hätte der Unbändige gar demütig um dich geworben?« – »Ach, ich weiß es nicht! Hundertmal in diesen Tagen hab' ich mich selber das gefragt. Ich weiß es nicht! Freilich währte ich bis ... vorgestern: – aus Liebe. – Und manchmal glaubt das noch dies thörichte Herz. Aber – nein! Liebe war es nicht! Laune! Langweile! Vielleicht« – und sie zitterte nun zornig – »eine Wette. Ein Spiel, das er gewinnen wollte und das ihn nicht mehr reizte, nachdem's gewonnen war.« – »Nein, mein Täubelein! Des ist Thrasarich nicht fähig.« »O ja, o ja!« schluchzte sie verzweifelt. »Er ist dessen fähig.« »Ich glaub' es nicht,« sagte die Fürstin, und sich zu ihr niedersetzend, hob sie die kleine Verlassene wie ein krankes Kind leicht auf ihren Schoß und trocknete ihr mit dem Zipfel ihres eigenen weißen Mantels die feuchten Wangen, strich ihr mit beiden Händen über die heißen Augenlider und glättete das wirre Haar und drückte das kleine Köpflein tröstend an den wogenden Busen und wiegte sie leicht hin und her und sprach in beschwichtigendem Tone: »Sieh, Kleine, es wird gewiß alles noch gut! Bald wieder gut! Denn er liebt dich! – Sicher!« Ein verhaltenes Schluchzen und ein ganz leises Schütteln des Köpfchens sagte: »Nein.« – »Sicher! Ich weiß nicht, – und ich will es nicht wissen! – was dir jene – jenes Weib ins Ohr gezischt. – Aber ich sah, wie es dich traf: wie ein vergifteter Pfeil. Was es auch sei ... –« »Ich werd' es nie, nie, niemals sagen!« schrie die Kleine auf. – »Ich will's nicht wissen, sag' ich dir. – Was auch seine Schuld sein mag, die Christen haben ein schönes Wort: »Die Liebe duldet alles, – die Liebe entschuldigt alles ...« »Die Liebe verzeiht alles!« hauchte Eugenia. »Aber freilich: nur die Liebe. Sage, Schwesterlein, liebst du ihn denn wirklich?« Da riß sich die Weinende los, sprang auf, breitete die Arme weit aus und leise rufend »Ach! Unsagbar!« warf sie sich wieder an der Freundin Brust. Nun strahlten, leuchtend durch die Thränen, die großen, sanften Augen. »Sieh,« fuhr sie leise flüsternd fort, als ob Fremde, als ob Männer sie vernehmen könnten in dem einsamen Gemach. »Sieh, das ist ja mein süßes Geheimnis: – das Geheimnis meiner Schmach,« lächelte sie selig. »Längst liebt' ich ihn! Ich glaube, schon als Kind, wann er zum Vater kam und das Getreide seiner Villen ihm verkaufte und mich wie eine Feder auf seine Arme hob und auf seine Hände stellte, bis ich mir's – allmählich – verbat. Und je älter ich ward, desto heißer liebt' ich – und desto scheuer mied ich ihn. Ach, – schweige davon, solange du lebst! – als er mich ergriff, auf offener Straße raubte, – so wild mein Zorn, meine Ehre sich empörten, so schmerzlich Mitleid mit dem Vater mich zerriß – doch – doch – doch! – Während ich mich verzweifelt wand in seinen ehernen Armen, um Hilfe schrie – *doch!* Mitten durch all den Todesschreck und Zorn loderte mir, hier, im Herzen, ganz heimlich, ein selig, ein heißes, ein wonniges Gefühl: >er liebt mich, aus Liebe quält er mich.< – Und glücklich, ja stolz, war ich mitten in dem wilden Weh, daß er so kühnen Frevel wagte aus Liebe zu mir! – Kannst du das verstehen, verzeihen?«

Lieblich lächelte Hilde: »Verzeihen? Nein! Denn ich bin ganz erstaunt vor lauter Freude! – Verzeih *du* mir, Kleine. Ich hatte dir nicht so viel zugetraut – von echter, heißer Weibesliebe. Aber du eigensinniger, kleiner Trotzkopf, du heuchlerischer –: warum hast du denn hinterher dein Gefühl ihm und deinem Vater und deiner Freundin so lange, so hartnäckig verheimlicht, abgeleugnet?« – »Warum? Nun das ist doch klar,« rief die Kleine ganz unwillig. »Vor lauter Scham- und Schmachgefühl! Es ist ja doch fürchterlich, – es ist ja eine schreckliche Schande, wenn ein junges Mädchen den Mann, der sie auf offnem Markt gestohlen – und dabei sogar geküßt hat! – anstatt ihn deshalb für ewig zu hassen statt dessen nun erst recht lieb hat. Es ist ja ganz abscheulich!« Und sie barg halb weinend, halb lächelnd das verschämte Haupt an der Freundin Brust. Und zärtlich küßte sie ein kleines goldnes Kreuz, das sie an silbernem Kettlein um den Hals trug, und zärtlich drückte sie an den Busen einen Halbring von Bronze, mit Runen geritzt, den sie am Arme trug. »Sein Verlobungs- und ach! sein Hochzeitsgeschenk,« seufzte sie.

»Ja, du liebst ihn,« lächelte Hilde, »sehr! Und er? Er war dankbar wie ein Blinder, den man sehend macht, als ich ihm den sehr einfachen Rat gab, – er hatte meinen Gibamund zu mir geschickt mit häufiger Botschaft seiner Schmerzen! – als ich ihm sagen ließ: er sei zwar dein sehr unwert, aber wenn er dich haben wolle, solle er dich eben fragen, ob du ihn haben wollest? Und dann bei deinem Vater recht schön um dich bitten. Über diese – naheliegende! – Weisheit war er selig wie ein Kind. Und that danach. – Und nun ... –« »Und nun?« unterbrach Eugenia in fast drolligem Zorn. »Nun hat er sich bald drei Tage lang gar nicht sehen lassen. Wer weiß, wie weit er ist.« »Nicht sehr weit,« lachte Hilde: »da unten tritt er eben in den Hof.« Pfeilschnell war Eugeniens Köpflein an der Fensterbrüstung. Ein halb erstickter Ton des Jubels brach aus ihrer Brust: – sofort duckte sie sich nieder. »Ei, ei, wie prachtvoll sieht er aus!« rief Hilde mit freudigster Überraschung die Hände zusammenschlagend. »In vollem, schwerem Waffenschmuck! Ein gewaltiges Bärenhaupt mit gähnendem Rachen über der Sturmhaube ... –«

»So? Ja! Er hat ihn selbst erlegt am Aurasberg,« flüsterte die Kleine. – »Und wie wallt ihm das Fell um die mächtigen Schultern! Und einen Speer trägt er, dick wie ein junger Baum. Und auf dem Schild – welch' Zeichen? Ein Hammer ist's von Stein.« »Ja, ja,« fiel die Kleine eifrig ein, sacht emporrückend bis an die Fensterbrüstung, »das ist seine Hausmarke. Seine Sippe stammt, nach altem Glauben, von einem rotbärtigen Hammerdämon: – den Namen weiß ich nicht mehr ... –« »Was Dämon!« rief Hilde. »Gott Donar ist sein Ahn und der Enkel macht ihm heute Ehre.«

»Er spricht mit Gibamund,« meldete die Freundin weiter. »Sie schauen hierher: – er grüßt mich! Oh guter Gott, aber wie bleich, wie sterbenstraurig sieht der arme Riese aus.« – »Ist's wahr?« und das braune Köpfchen schnellte in die Höhe. »Ducke dich, Kleine! Er soll's doch nicht merken, daß wir's vor Sehnsucht noch viel weniger aushalten können als er. Mein Gatte winkt mir: – er kommt herauf: – Thrasarich scheint ihm zu folgen.«

Da war Eugenia schon in dem Seitengemach verschwunden.

Vierundzwanzigstes Kapitel.

Ihrem Gemahl, der nun alsbald eintrat, flog Hilde bis an die Schwelle entgegen: innig, heiß umarmten sich die jungen Gatten. »Du bist allein?« fragte Gibamund, sich umsehend. »Ich meinte, deine kleine Antilope am Fenster gesehen zu haben.« Hilde wies schweigend auf den Vorhang des Nebengemaches; ihr Gatte nickte. – »Du wirst gleich Besuch erhalten,« sprach er mit erhöhter Stimme. »Thrasarich verlangt, dich zu sprechen. Er hat dir allerlei Wichtiges zu sagen.« – »Er ist willkommen.« – »Die Fahne ist fertig?« – »Jawohl!« – Sie ergriff den Schaft und hob mit starkem Arm das schwere Banner kraftvoll in die Höhe: das scharlachrote Tuch, über fünf Fuß lang und zweieinhalb Fuß breit, flutete in langen, schweren Falten auf die beiden schlanken Gestalten herab und um ihre Schultern her: es war ein schöner, feierlicher Anblick.

Gibamund nahm ihr nun den Schaft ab: »Ich pflanze die Fahne auf die höchste Turmzinne, daß sie weithin den Feinden blutigen Willkomm zuwehe. O du höchstes Kleinod, Hort des Ruhmes der Vandalen, Geiserichs sieghaftes Banner: nie sollst du in Feindeshände fallen, so lang ich atme, ich schwör's!« rief er begeistert. »Bei des geliebten Weibes Haupt, auf das du niederflutest!« »Das wird dein Auge, wird auch das meine niemals schauen, ich schwör's wie du,« sprach Hilde tief ernst: – und ein leiser Schauer durchrieselte sie, als nun ein Windstoß das rote Tuch fest um ihre Schultern, um ihren Busen schmiegte. – Gibamund küßte die weiße Stirn und die schönen Augen, die leuchtend zu ihm aufsaßen, und eilte mit dem Banner hinaus. Auf der Schwelle traf er mit Thrasarich zusammen. Hilde ließ sich wieder an dem Fenster nieder: »Gegrüßt, Thrasarich!« sprach sie laut, da wallte der Vorhang des Nebengemachs. – »Das lob' ich! In vollen Waffen! Das steht dir besser an als – anderes. Ich höre, du hast den Befehl über viele Tausendschaften erhalten: – du sollst, bis er wiederkehrt, Zazos Stelle vertreten. Was bringst du mir?« Diese freundliche, unbefangene Ansprache beruhigte sichtlich den Riesen, der mit sehr rotem Kopf eingetreten war. Er ließ einen suchenden Blick über das ganze Gemach gleiten, um vielleicht eine Spur ... – ein Gewandstück: – aber er fand nicht, was er suchte. Seine ganze Seele brannte danach, so rasch als möglich von Eugenia reden, nach Eugenia fragen, deren Stimmung erforschen zu dürfen. Aber er scheute sich so sehr! Er wußte nicht, ob die Braut der Freundin seine schwere, schwere Schuld mitgeteilt habe? Er fürchtete es. War es doch das Wahrscheinlichste, daß die Fürstin die von ihr Geborgene nach dem Grund ihres Entsetzens gefragt hatte: – und weshalb sollte diese schweigen? Weshalb ihn schonen? Hatte er Schonung verdient? Hatte nicht die Entrüstete ihn mit bestem Recht verworfen für immer? Alle diese Fragen, die er sich die ganze Zeit schon vorgelegt, drängten sich jetzt zusammen durch sein armes Gehirn. Er schämte sich so bitterlich! Lieber wäre er allein gegen Belisarius' ganzes Heer ausgezogen, als daß er jetzt dieser edeln Frau Rede stehen sollte. Und doch hatte er sich so tapfer noch was ganz andres, Schwereres vorgenommen! Da er nicht antwortete, sondern nur gewaltig schnaufte, wiederholte Hilde die Frage: »Was bringst du mir, Thrasarich?«

Antworten mußte er: – das sah er ein. Er antwortete also: aber Hilde erschrak fast, als er laut hervorstieß: »Ein Pferd.« »Ein Pferd?« fragte die Fürstin gedehnt. »Was soll ich damit thun?« Thrasarich war sehr froh, reden zu können – viel reden zu können! – und

Dinge, soweit ab von Eugenia! Daher antwortete er jetzt ganz geschwind und leicht: »Drauf reiten.« »Ja,« lachte Hilde, »das glaub' ich wohl! Aber wem gehört das Pferd?« – »Dir! – Ich schenke es dir. Gibamund hat es erlaubt. Er *befiehlt*, daß du es annimmst von mir. Hörst du? Er *befiehlt* es.« – »Gut, gut. Ich habe mich ja noch gar nicht geweigert! Ich danke dir also recht schön! Was ist es für ein Pferd?« – »Das beste der Erde.« Die Antworten kamen jetzt pfeilgeschwind. – »Das soll der Rappe des Kabaon sein, sagten Gibamund und mein Schwager.« – »Ist es auch.« – »Der gehört ja Modigisel.« – »Nicht mehr.« – »Warum?« – »O! aus vielen Gründen! Erstens gehört er jetzt dir. Drittens ist das Tier neulich nachts Modigisel entwischt, entführt worden. Zweitens ist Modigisel tot. Und viertens gehört der Rappe mir.«

Diese Antworten waren fast gar zu schnell gekommen! Hilde sah ihn an, ohne zu verstehen: »Modigisel tot? Unglaublich!« – »Aber sehr wahr. Und im Grunde – außer für ihn – kein zu arges Unglück! Nämlich neulich nachts verhalf ich einem jungen gefangenen Mauren zur Flucht. Daß dieser sich dabei des Rappens bedienen würde, konnte ich nicht vorher wissen. Nachher aber freute es mich sehr – sehr lebhaft. Heute früh bringt ein Maure – aber nicht der Entflohene! – den Rappen in meinen Hof. Der von mir Gerettete war Sersaon, Kabaons Urenkel. Kabaon schickt mir zum Dank den herrlichen Hengst.« – »Aber mußtest du ihn nicht Modigisel zurückstellen?« – »Vielleicht! Keinesfalls – nun und nimmer! – hätt' ich das Tier behalten: lieber den Teufel im Stalle haben, lieber auf dem Höllenroß reiten!« – »Warum?« – »Warum? Warum? – Du fragst: warum?« jubelte Thrasarich. »Du weißt es also nicht, warum?«

»Wenn ich es wüßte, würde ich nicht fragen,« sagte Hilde sehr ruhig.

Aber sie erschrak über die Wirkung dieses Wortes: der baumlange Mann warf sich plötzlich vor ihr auf das Kniee und drückte ihr die Hände, daß sie hätte aufschreien mögen. »Das ist herrlich, das ist göttlich!« rief er dabei. – Sogleich aber sprang er wieder auf: »Ach so!« sagte er ganz traurig. »Es ist noch ärger so! Nun muß ich es ihr sagen. Vergieb mir! Nein, ich bin nicht ganz von Sinnen. Warte nur. – Es kommt schon! – Ich befehle also, das Tier sofort Modigisel zu bringen. Als bald kommt der Sklave zurück: Modigisel sei tot.« – »Also wirklich? Vorgestern in voller Gesundheit! Wie ist das möglich?« »Nämlich Astarte. – Du weißt nichts von solchen Geschöpfen! – Seine Freigelassene und Freundin: – sie wohnte in seinem Nebenhause. Es ist sehr merkwürdig. Die Sklaven erzählen, Modigisel und Astarte hatten nach – nach der Rückkehr aus dem Hain der – »heiligen Jungfrau« – brachte er mit niedergeschlagenen Augen schwer hervor – »einen lebhaften Streit. Das heißt, sie schrie nicht: – man hörte sie ja fast nie sprechen! – Allein sie forderte zum tausendstenmal ihre völlige Freilassung: – Modigisel hatte sich manche Patronatsrechte vorbehalten. Er sagte nein: er schrie, er tobte: – er soll sie geschlagen haben. Aber gestern waren sie wieder ausgesöhnt. Astarte und die Gundinge speisen bei ihm. Nach dem Mahle lustwandeln sie im Garten. Astarte bricht – vor aller Augen – von einem Pfirsichbaum vier Früchte. Drei davon verzehren sie und die beiden Gundinge, den vierten Modigisel. Und nachdem er ihn verzehrt, fällt er tot zu Astartens Füßen nieder.« – »Entsetzlich! Gift?« – »Wer darf das sagen? Der Pfirsich wuchs am selben Baume wie die andern. Die Gundinge bezeugen es: die lügen nicht. Und die Karthagerin: – sie ist undurchdringlich ruhig: auch hierbei.« – »Du – du sahest – sprachest sie?« Der Gewaltige errötete: »Sie kam in mein Haus – sogleich – von der Leiche weg. Ich aber – nun – sie ging sehr bald

wieder! Sie eilte, von der Villa zu Decimum Besitz zu nehmen, die Modigisel ihr längst vermacht hat.« – »Welch ein Weib!« – »Gar kein Weib: ein Ungetüm. Aber ein sehr schönes. – Der Rappe blieb so in meiner Hand. Ich aber – ich behalte das Tier nicht! Und da dachte ich, daß du von allen Frauen unseres Volks die herrlichste, ich meine: die beste Reiterin bist. Und dachte, daß jetzt der Krieg bald ausbricht. Und daß du doch nicht abzuhalten sein wirst, Gibamund ins Feld zu folgen, – wie ich dich zu kennen glaube ... –« »Da kennst du mich recht!« lachte Hilde mit blitzenden Augen. »Und da bat ich Gibamund – und so ist nun der Rappe dein! – Siehst du? Da wird er gerade in den Hof geführt.« – »Ein herrlich Tier fürwahr! Ich danke dir.« »Das wäre also das mit dem Rappen.« Er sagte es sehr betrübt: – denn nun wußte er wieder nicht, was reden. Hilde kam ihm zu Hilfe. »Und dein Bruder?« forschte sie. – »Ist leider verschwunden! Überall ließ ich nach ihm suchen – in seinen, in meinen Villen. Keine Spur! Auch die Leiche der schönen Jonierin, die in jener Nacht – starb, ward nicht mehr gefunden. Keine Spur von ihm in Stadt und Land! Es wäre nur etwa möglich, daß er Karthago zu Schiff verlassen. Es gingen soviel Schiffe in diesen Tagen aus dem Hafen; auch« – und jetzt ward er plötzlich bleich – »auch nach – Sicilien.« »Ja,« sagte Hilde gleichgültig und sah dabei zum Fenster hinaus. – »Der Rappe ist herrlich.« »Aha, sie bricht ab,« dachte Thrasarich. »Es ist so.« – »Auch nach Syrakus,« fuhr er fort, »gingen mehrere«: – scharf suchte er ihr Auge. Sie beugte sich hinaus. »Nur eines, soviel ich weiß,« sagte sie leichthin. »Also ist es wahr!« rief er plötzlich ganz verzweifelt. »Sie ist fort! Sie ist zu ihrem Vater nach Syrakus! Sie hat mich verworfen! Für immerdar! O Eugenia! Eugenia!« Und in wildem Schmerz preßte er den starken Arm an die Fensterwand und drückte sein Angesicht darauf.

So sah er nicht, wie die Vorhänge des Seitengemachs heftig hin- und herflogen.

»O Fürstin«, rief er, sich aufraffend, »es ist ja nur gerecht. Ich darf dich nicht tadeln, – loben muß ich dich, daß du sie mir in jener wilden Nacht aus den Armen gerissen. Und auch sie kann ich nicht anklagen, stößt sie mich von sich. Nein, wolle mich nicht trösten! Ich weiß es ja, ich bin ihrer nicht wert. Es ist meine Schuld! – Aber doch nicht meine ganz allein. Die Frauen, das heißt die Mädchen unsres Volks, sind auch mit schuld daran! Du staunst? Wohlan, Hilde, hast du eine einzige Vandalin dir als Freundin an das Herz gezogen? Eugenia, die Griechin, des geringen Mannes Kind, steht dir viel näher als unserer Edelige Frauen und Töchter. Ich will nicht sagen – ferne sei's von mir! – die Vandalinnen sind so – kernfaul und entartet wie ach! die meisten von uns Männern. Gewiß nicht! Aber unter diesem Himmel, in drei Menschenaltern, sind auch sie – gesunken. Gold, Putz, Tand, Üppigkeit und nochmal Gold füllen ihre Seelen. Nach Reichtum gieren sie, nach maßlosem Genuß – wie die Römerinnen fast. Ihre Seelen sind schlaff geworden: Hilde's Begeisterung teilt, versteht keine.«

»Ja, sie sind eitel und flach und schal,« klagte die Fürstin. – »Ist's da ein Wunder, daß wir Jünglinge die Ehe mit diesen sehr anspruchsvollen Puppen nicht suchen? Weil ich reich bin, haben Väter und noch beängstigender, aufdringlicher Mütter und selbst – nun, ich will's nicht sagen! Kurz: viele Dutzend Vandalinnen hätt' ich schon zu Frauen, hätt' ich ja gesagt! – Aber ich sagte: nein. Keine liebte ich! Nur dieses Kind, dieses kleine Griechinmädchen hat's mir angethan. Ich liebe sie so heiß, so vom ganzen Grund der Seele! Und auch so treu! So für das ganze Leben!« –

Hildes Blick flog von ihrem erhöhten Sitz über ihn hinweg nach den zitternden Vorhängen.

»Und nun – jetzt – lieb' ich sie mehr denn je, die Perle, die ich verloren. Sie hat – so schont sie mich Unwürdigen, so ehrt sie die Liebe, die sie einst mir geschenkt! – Sie hat dir nicht einmal gesagt, was ich an ihr verschuldet, was ich gefrevelt. Aber« – hier richtete er sich auf und sein männlich schönes, kraftvolles Antlitz verklärte jetzt edelste Empfindung – »ich habe mir's auferlegt als Buße, falls sie dir's verschwiegen, dir's *selbst* zu gestehen! Schreib ihr das: vielleicht denkt sie dann minder hart von mir. – Es ist mir allerschwerste Strafe, *dir's* zu sagen: denn, o Fürstin Hilde, hoch wie eine Göttin, ja wie die Schutzgöttin unsres Volkes verehere ich dich: – es ist mir wie der Tod, daß du mich nun verachten wirst. Aber du *sollst* es wissen! Ich habe – so sagen sie, ich weiß es nicht mehr, aber es wird wohl sein – ich habe – um Eugenia – ich that's im Rausch – nach einem Ocean von Wein, – aber ich hab's eben doch gethan! Und nicht wert bin ich, sie je wieder zu schauen! – Ich habe ... –«

»Nicht du, der Wein, Geliebter, hat's gethan,« rief da eine jubelnde Stimme und an seine breite Brust schmiegte sich, leidenschaftlich und doch so verschämt, eine schlanke Gestalt. Und sie streckte, ihn mit der Rechten heiß umarmend, die Fingerlein der Linken vor seinen Mund, ihm das Reden zu wehren.

»Eugenia,« rief der Riese und er errötete über und über. »Du hast gehört? Du kannst verzeihn? Du liebst mich noch.«

»Bis in den Tod! Bis in das Grab! Nein, bis über den Tod hinaus! Ich dränge zu dir in das Grab, verlör' ich dich! Bei dir! Im Leben und im Tod! Denn ich liebe dich.«

»Und das ist ewig,« sagte Hilde, streifte leicht über des jungen Weibes Haar und schwebte hinaus, die Glücklichen allein lassend mit ihrem Glück.

Erstes Kapitel.

An Cornelius Cethegus Caesarius Prokopius von Caesarea.

»Es hat keinen Sinn mehr und keinen Grund, meinen Namen zu verschweigen. Man würde den Vogel doch erkennen: – am Gesang. Und jetzt bin ich schon fast gewiß, daß diese Blätter in Byzanz nicht ergriffen werden: denn bald schwimmen wir auf den blauen Wogen.

Also dennoch: Krieg mit den Vandalen! Die Kaiserin hat ihn durchgesetzt. Sie behandelte den Gemahl, seit er zauderte, sehr kühl, eigentlich recht schnöde. Das wirkt immer. Welcher Beweggrund sie zu diesem Kriege drängte und drängt, – die Hölle weiß es gewiß, der Himmel ungenau und ich gar nicht.

Vielleicht soll der Ketzler Blut ihr wieder einige Schock Sünden abspülen. Oder sie hofft auf die Schätze, die in dem Kapitele zu Karthago, aus allen Ländern von Geiserichs Raubschiffen zusammengeplündert, gehäuft liegen: auch der Tempelschatz von Jerusalem ist darunter. Kurz, sie wollte den Krieg und wir haben ihn.

Ein frommer Bischof aus einer asiatischen Grenzstadt – Agathos heißt der Mann – kam nach Byzanz. Die Kaiserin beschied ihn zu geheimer Unterredung: ich weiß es von Antonina, Belisars Gemahlin, die allein noch zugegen war. Theodora zeigte ihm einen Brief, den er dem Perserkönig geschrieben. Der Bischof fiel vor Schreck zu Boden. Sie stieß ihn an mit der schmalen Spitze ihres goldnen Schühleins. »Steh auf, o Agathos, Mann Gottes,« sagte sie, »und träume heute Nacht, was ich dir jetzt sagen werde. Und erzählst du diesen Traum nicht morgen vor Mittag dem Kaiser, so gebe ich ihm morgen nach Mittag diesen Brief und vor morgen Abend, o Heiligster, bist du enthauptet.«

Der Bischof ging und träumte wie befohlen, wahrscheinlich ohne zu schlafen. Und noch vor dem Frühbad des andern Tages meldete er sich bei Justinian und erzählte ihm in äußerster Aufregung, – sie war *nicht* geheuchelt! – Christus sei ihm diese Nacht im Traum erschienen und habe ihm befohlen: »Geh hin, o Agathos, zum Kaiser und schilt ihn, daß er kleinmütig den Plan aufgegeben, mich zu rächen an diesen Ketzern. Sag ihm: so spricht Christus der Herr: zeuch aus, Justiniane, und fürchte dich nicht. Denn ich, der Herr, werde dir beistehen in der Schlacht und werde beugen Afrika und seine Schätze unter deine Herrschaft.«

Da war Justinian nicht mehr zu halten. Der Krieg ward beschlossen. Der widersprechende Praefectus Praetorio liegt, abgesetzt, im Kerker. Belisar ist zum Feldherrn ernannt. Von den Kanzeln aller Basiliken in Byzantion verkünden die Priester den Traum des frommen Bischofs. Die Soldaten werden zu Hunderten in die Kirchen befehligt, wo ihnen Mut eingepredigt wird. Hofbeamte rufen den Traum auf den Straßen aus, im Hafen, auf den Schiffen. Auf Befehl der Kaiserin hat Megas, ihr schönster Hof- und Leibdichter, den Traum in griechische und lateinische Verse gebracht. Sie sind überraschend schlecht, – schlechter als selbst unser Megas sie gewöhnlich liefert: aber man merkt sie leicht: und so brüllen denn Tag und Nacht Soldaten und Matrosen in den Gassen und in den Weinschänken, wie die Kinder, die im Finstern singen, um sich Mut

zu machen – denn eigentlich ist es unsern Helden noch immer nicht recht wohl bei der heiligen Wasserfahrt nach Karthago! – so singen wir unablässig:

Christus kam zum frommen Bischof! Christus mahnte Justinian:
»Räche Christus, Justinianus, an den schnöden Arianern,
Christus selbst schlägt die Vandalen, unterwirft dir Afrika!«

Das Gedicht hat zwei Vorzüge: erstens, daß man es beliebig oft wiederholen kann. Zweitens, daß es ganz gleich ist, mit welchem Vers man anfängt. – Die Kaiserin sagt, – und sie muß es wissen, – der heilige Geist selbst habe es Megas eingegeben. In diesem Fall haben den heiligen Geist im dritten Fuß des dritten Verses die Trochäen – ganz wie oft einen sehr unheiligen Hofdichter – im Stich gelassen.

Wir sind Tag und Nacht an der Arbeit. In den Straßen von Byzanz wiehern die kleinen, zottigen Gäule der Hunnen; darunter sind sechshundert treffliche Bogenschützen zu Pferde, Aigan und Bleda, Ellak und Bala, hunnische Häuptlinge, führen sie an. Dazu sechshundert Heruler, die Fara führt, ein Königssohn dieses Volks: Germanen sind's, im Solde Justinians: denn nur »Demant schneidet den Demant,« sagt Narses; »immer Germanen gegen Germanen,« 's ist unser altes Lieblingspiel.

Aber auch von anderen Barbaren, die wir unsere »Verbündeten« nennen – das heißt wir »schenken« ihnen Geld oder Getreide und sie zahlen dafür im Blut ihrer Söhne – durchziehen starke Haufen unsere Straßen: Isaurier, Armenier und andere unter Führern eignen Stammes von den Völkern unseres Reiches stellt die besten Krieger Thrakien und Illyrikum. Und im Hafen schaukeln die Schiffe, ungeduldig im Ostwind an ihren Ankern zerrend, die Schnäbel kampferlangend nach Westen gerichtet.

Allmählich wird das Heer eingeschifft: 11 000 Mann zu Fuß, 5000 Reiter, auf fünfhundert Kielen mit 20 000 Matrosen. Darunter als beste Kampfschiffe 102 raschsegelnde Dromonen, bemannt mit 2000 Ruderern aus Byzanz: die andern Matrosen sind Ägypter, Ionier, Kiliker. Das Ganze ist ein gar schöner, kriegerischer Anblick, den ich lieber schaue, als beschreibe; das Herrlichste daran aber ist Belisarius der Held, umgeben von seinen Leibwächtern, den Schildenern und Lanzenträgern, kampferprobten Männern, erlesen aus allen Völkern der Erde.

Schon liegt der Seeweg halb hinter uns. Ich schreibe dir dies im Hafen von Syrakus.

Bis jetzt ging alles mit wunderbarem Glück von statten: ja die Göttin Tyche, die ihr Lateiner Fortuna nennt, bläst in unsre Segel. Zu Ende des Juni war die Einschiffung beendet. Da ward das Feldherrnschiff, das Belisar tragen sollte, an das Ufer vor den Kaiserpalast entboten. Erzbischof Epiphanius von Byzanz erschien an Bord, einen Arianer, den er soeben umgetauft auf das katholische Bekenntnis, brachte er als letzten Mann an Bord: dann segnete er das Feldherrnschiff und Belisar und uns alle, auch die heidnischen Hunnen, stieg wieder in sein Boot und hinaus rauschte, unter den Jubelrufen von vielen Tausenden, das Feldherrnschiff voran, die ganze Flotte. Gar fromme Leute sind wir alle, welche die Kaiserin und der so gelehrig träumende Bischof und Justinianus entsenden, die Ketzer auszutilgen. »Es ist ein heil'ger Krieg – für Christus kämpfen wir.« So oft haben wir's gesagt, daß wir's jetzt selber glauben!

Über Perinthus – Heraklea nennt man's jetzt – ging die Fahrt nach Abydos. Da haben berauschte Hunnen Streit angefangen unter einander und zwei einen dritten erschlagen. Sofort ließ Belisar auf dem Hügel oberhalb der Stadt beide aufhängen. Die Hunnen, zumal die Gesippen der Gehängten, lärmten: auf Totschlag stehe nach Hunnenrecht durchaus nicht der Tod: – ich vermute, das Hunnenrecht läßt die Erben des Ermordeten mit den Mördern auf deren Kosten saufen, bis alle auf der Erde liegen. Und wann sie erwachen, küssen sie sich und alles ist vergessen: denn die Hunnen sind ärgere Trinker als die Germanen: und das sagt viel! – Und nur zum Kampf für den Kaiser verpflichte sie ihr Soldvertrag, aber nicht nach Römerrecht dürfe der Kaiser sie richten. Belisar versammelte die Hunnen unter dem Galgen, an dem die beiden baumelten, umstellte sie mit seinen Getreuesten und brüllte sie an wie ein Löwe. Ich glaube nicht, daß sie sein Latein, – das heißt eigentlich das *meine*: denn *ich* habe ihm die Rede einstudiert – verstanden, aber er wies gar oft auf die beiden am Galgen da oben: das verstanden sie. Und – nun folgen sie wie die Lämmlein.

Weiter ging die Fahrt über Sigeum, Tänarum, Metone. Dort starben uns gar viele Leute: denn der Proviantmeister zu Byzanz hatte das Soldatenbrot, statt es zweimal zu backen, in den öffentlichen Bädern (wie appetitlich! aber freilich: gratis!) als rohen Teig ins Wasser senken, dann von Wasser ganz gesättigt, rasch auf glühenden Platten äußerlich bräunen lassen. So wog es viel schwerer – nach dem Gewicht wird er aber vom Kaiser bezahlt! – und er gewann bei jedem Pfund gar viele Lote. Jetzt aber löste es sich mit sanfter Lieblichkeit auf in stinkenden Brei: fünfhundert Mann sind uns daran gestorben. Der Kaiser ward benachrichtigt: aber Theodora sprach für den armen Proviantmeister, das Zehnfache seines Gewinnes soll er ihr für ihre christliche Fürbitte haben zahlen müssen – und der Mann erhielt nur eine Vermahnung: so hörten wir nämlich später. Von Metone ging es über Zakynthos auf Sicilien zu, wo wir nach sechzehn Tagen auf einer alten, jetzt nicht mehr benutzten Reede – Kaukana heißt der Ort – gegenüber dem Ätna vor Anker gingen.

Aber – aber! Jetzt kamen dem Helden Belisarius nachträglich die schweren Gedanken! Er ist ja so kampfbegierig, daß er blindlings drauf losfährt, zeigt man ihm irgendwo einen Feind. Allein nun wachsen die Sorgen. Keiner der vielen Späher, die von Byzanz aus, schon lange vor unserer Abfahrt, nach Karthago waren geschickt worden, ist zurückgekehrt: weder nach Byzanz noch an die ihnen angegebenen Stationen unserer Fahrt. So wußte nun der Feldherr von den Vandalen soviel, wie von den Leuten auf dem Monde.

Was es für Menschen sind, wie ihre Kriegsführung, wie er ihnen beikommen solle, – keine Ahnung! Dazu tritt, daß die Soldaten in ihre alte Furcht vor der Flotte Geiserichs zurückgefallen sind – und keine Kaiserin an Bord, die wieder jemand träumen lassen könnte! Die Hinketrochäen des Leibdichters werden nur selten mehr gesungen: – das Singen ist ihnen verleidet: stimmt einer das Lied an, halbverdrossen, so hauen ihn gleich zwei andre. Nur die Hunnen und die Heruler – zur Schande der Romäer sei's gesagt! – enthalten sich des lauten Jammerns: sie schweigen finster. Jedoch *unsere* Krieger – die Römer! – scheuen sich nicht, offen zu rufen: auf dem Lande würden sie wacker fechten – das seien sie gewöhnt: – aber greife der Feind auf offner See an, würden sie die Matrosen zwingen, eiligst mit Segel und Ruder davonzufahren: auf schwankem Schiffe fechten mit Germanen und Wellen und Wind zugleich, das könnten

sie nicht, stehe auch nicht in ihren Dienstverträgen. Belisarius aber quälte am meisten die Ungewißheit über die Pläne der Feinde. Wo steckt sie denn, diese allgefürchtete Flotte? Daß man gar nichts von ihr sieht und hört, das wird unheimlich. Liegt sie hinter einer der nahen Inseln im Versteck? Oder hält sie, auf uns lauernd, Wache an der Küste von Afrika? Wo? Und wo sollen wir landen?

Ich meinte gestern, das hätte er sich etwas früher überlegen müssen! Er aber brummte in seinen Bart und bat mich, seine Fehler nach Kräften gut zu machen. Ich solle nach Syrakus gehen und dort unter dem Vorwand, von euren ostgotischen Grafen daselbst Vorräte einzukaufen, über diese Vandalen erkunden alles, was er nicht weiß und doch wissen muß. Seit gestern bin ich nun hier in Syrakus und frage alle Leute nach den Vandalen. Und alle Leute lachen mich aus und sagen, »ja, wenn das Belisar nicht weiß, wie sollen wir es wissen? Wir führen ja nicht Krieg mit ihnen.« – Mir scheint, sie haben Recht: diese Unverschämten.«

Zweites Kapitel.

»Triumph, o Cethegus! Des Belisarius altes Glück schwebt ob den Wimpeln unsrer Maste! Die Götter selbst verblenden die Vandalen! Sie nehmen ihnen den Verstand: – so müssen sie wohl ihr Verderben wollen. Hermes bahnt uns die Pfade, räumt uns Gefahr und Hemmnis aus dem Wege.

Die Flotte der Vandalen, das Schreckbild unsrer Tapfern, schwimmt harmlos von Karthago hinweg nach Norden, während wir mit allen Segeln – der Ostwind bläht sie lustig – von Sicilien auf blauer Flut, von Delphinen umspült, nach Westen, nach Karthago fliegen. Wir durchschneiden wie im Festzug die freundlich geträufelten Wellen! Kein Feind, kein Späher weit und breit, der uns hemmte oder der unser Nahen warnend vorverkündete den Bedrohten, denen wir, wie, aus heitrem Himmel stürzend, ein Meteor, auf den Nacken schmettern werden.

Und daß dies alles zu des Feldherrn Kenntnis kam, daß er diese Kenntnis sofort verwerten kann: – das ist des Prokopius Verdienst. Oder ehrlicher gesagt: des blinden Zufalls, jener launischen Göttin Tyche, welche mir – freilich bin ich kein Philosoph! – vielmehr als die Nemesis die Geschicke der Völker zu leiten scheint.

Ich schrieb zuletzt, daß ich ziemlich ratlos, nicht ohne einige Verlachung durch die Spötter, in den Straßen von Syrakus umherlief und alle Leute fragte, ob sie keinen Vandalen gesehen hätten? Eben hatte wieder einer, diesmal war es ein gotischer Seegraf, mit Lachen die Achseln gezuckt: Totila heißt er und ist ebenso schön als übermütig. »Sucht euch eure Feinde selber,« rief er. »Viel lieber führ' ich mit den Vandalen, *euch* aufsuchen und untertauchen,« meinte er. Und noch dachte ich darüber nach, wie richtig dieser junge Barbar den Vorteil seines Volkes und die Thorheit seiner Regentin erkannt hatte, als ich, unwillig über den Goten und über mich selber und am meisten über Belisar, um eine Straßenecke bog und fast mit der Nase rannte wider einen Entgegenkommenden. Wirklich: Hegelochos war es, mein Schulkamerad von Cäsarea her, der sich – das wußte ich – irgendwo auf Sicilien als Kaufherr, als Kornspekulant, niedergelassen hatte: ich wußte aber nicht, in welcher Stadt.

»Was suchst du hier?« fragte er nach den ersten Worten der Begrüßung. »Ich? – Ich suche nur eine Kleinigkeit,« erwiderte ich verdrießlich, denn ich sah schon im Geiste sein spöttisches Lachen. – »Ich suche überall anderthalb bis zweihundert vandalische Kriegsschiffe. Weißt du etwa, wo sie geblieben?« »Jawohl, das weiß ich,« antwortete er, *ohne* zu lachen. »Die liegen im Hafen von Karalis auf Sardinien.« »Allwissender Weizenhändler,« rief ich, starr vor Staunen, »wo hast du *das* erfahren?« »In Karthago,« sagte er ruhig, »das ich erst vor drei Tagen verlassen habe.« Nun aber ging es an ein Fragen! Und so oft ich auf den klugen, verständigen Mann wie auf einen Schwamm drückte, so oft floß der Strom der für uns wichtigsten Nachrichten heraus.

Also! Wir haben für unsre Flotte nichts, gar nichts von der vandalischen zu fürchten. Die Barbaren haben noch keine Ahnung, daß wir im vollen Anzug sind gegen sie. Der Kern ihrer Kriegsmacht ist auf den gefürchteten Galeeren nach Sardinien verschickt. Gelimer hegt weder für Karthago noch für irgend eine Stadt an der Küste Besorgnis. In Hermione weilt er, in der Provinz Byzacene, vier Tagreisen von der See. Was mag er da

treiben, an dem Saum der Wüste? So können wir, sicher vor jeder Gefährdung, hinübersegeln und, wohin Wind und Welle und unser Wille uns führen, landen in Afrika.

Während dieses Gespräches und indem ich ihn unablässig ausforschte, hatte ich den Arm um des Freundes Nacken geschlungen: ich warf die Frage hin, ob er nicht mit mir in den Hafen Arethufa kommen und sich mein Schiff ansehen wolle, das dort vor Anker lag? Es sei ein Schnellsegler neuer Bauart. Der Kaufherr sagte zu: sowie ich ihn aber glücklich an Bord hatte, riß ich das Schwert heraus, durchhieb das Tau, das uns an den Erzring des Hafendamms band, und befahl meinem Schiffsvolk, schleunig davonzufahren nach Kaukana.

Hegelochos erschrak und schalt und drohte. Ich aber besänftigte ihn: »Verzeihe diese Entführung, Freund: es ist ganz unerlässlich, daß Belisarius selbst, nicht bloß sein Rechtsrat, mit dir spricht, daß er selbst dich ausfragt. Denn er weiß doch allein, worauf alles ankommt. Und die Verantwortung, etwas Wichtiges nicht gefragt oder eine Antwort falsch verstanden zu haben, – die übernehme ich nicht. Dich hat ein Gott, der den Vandalen zürnt, mir gesendet: wehe mir, macht ich mir's nicht zu Nutzen. Du mußt dem Feldherrn alles sagen, was du erkundet hast, du mußt unsere Schiffe nach Afrika begleiten, ja führen. Und diese Eine unfreiwillige Fahrt nach Karthago wird dir reicheren Gewinn abwerfen aus dem Königshorte der Vandalen, als wenn du viele hundertmal mit Weizen hin- und hergesegelt wärest. Und den Lohn, der dein im Himmel wartet für deine Mitwirkung an der Vernichtung der Ketzer, – den will ich dir dabei noch gar nicht verrechnen.« Er schmunzelte, er beruhigte sich, er lachte.

Aber noch viel freudiger schmunzelte Belisarius der Held, als er den Mann »frisch aus Karthago« vor sich sah und ihn ausfragen konnte so recht nach Herzenslust. Wie lobte er mich – für den Zufall dieser Begegnung! Mit Tubaschall ward der Befehl zur Abfahrt gegeben. Wie fliegen die Segel in die Höhe! Wie rauschen unsere Schiffe stolz dahin! Weh dir, Vandalia, und hochgetürmte Burg des Geiserich!

Weiter ging die rasche Fahrt über die Inseln Gaulos und Melita, die das adriatische Meer vom tyrrhenischen scheiden. Bei Melita sprang der Wind, wie von Belisar bestellt, noch frischer ein, als starker Ost-Süd-Ost, der uns am Tage darauf schon bei Kaput-Vada an die Küste Afrikas trieb, fünf Tagemärsche von Karthago. Das heißt: für einen raschen Wandersmann ohne Gepäck: wir werden wohl viel längere Zeit brauchen. Belisar ließ die Segel streichen, die Anker fallen und berief alle Heerführer auf sein Feldherrnschiff, Kriegsrat zu halten. Denn nun gilt es, zu entscheiden, ob wir die Truppen ausschiffen und zu Lande gegen Karthago führen, oder ob wir sie auf der Flotte behalten und jene Hauptstadt von der See her erobern sollen. Die Ansichten widerstreiten sich sehr.

Es ist entschieden: wir ziehen zu Land auf Karthago. Wohl machte Archelaos, der Quästor, geltend, man habe keinen Hafen für die Schiffe ohne Bemannung, keine Festung für die Bemannung ohne Schiffe. Jeder Sturm könne sie ins offene Meer zerstreuen oder an die Klippen des Gestades werfen. Auch den Wassermangel auf der Küstenstrecke hob er hervor und den Mangel an Nahrungsmitteln: »Daß nur ja dann – das bitte ich mir aus! – von mir als Quästor keiner was zu essen verlangt!« rief er ganz

erbittert. »Ein Quästor, der nur das Amt hat, aber kein Brot, kann euch mit seinem Amt nicht sättigen.« Er riet, zur See nach Karthago zu eilen, den Hafen Stagnum dort, der die ganze Flotte aufnehmen könne und zur Zeit völlig unverteidigt sei, zu besetzen und von da, von dem Schiffslager aus, auf die Stadt loszubrechen, die man beim ersten Anlauf nehmen könne, wenn wirklich der König und sein Heer vier Tagemärsche weit von der Küste im Binnenlande weile. Aber Belisar sprach: »Gott hat unseren heißesten Wunsch erfüllt: er hat uns Afrika erreichen lassen, ohne – bisher – auf die feindliche Flotte zu stoßen. Sollen wir nun gleichwohl auf See bleiben und vielleicht doch jenen Schiffen noch begegnen, vor welchen unsere Leute einfach zu fliehen drohen? Was die Sturmgefahr betrifft, – besser die Schiffe gehen leer zu Grunde als gefüllt mit uns. Jetzt haben wir noch den Vorteil, die ungerüsteten Feinde zu überraschen: jede Zögerung verstattet ihnen, sich zu rüsten. Hier können wir landen ohne Gefecht: anderwärts und später müssen wir vielleicht schon die Landung erkämpfen gegen den Wind und gegen den Feind. Daher sag' ich: hier landen wir! Wall und Graben um das Lager ersetzt uns die fehlende Festung. Um die Verpflegung bangt nur nicht! Schlagen wir die Feinde, so erbeuten wir auch ihre Vorräte.« So Belisar. Ich fand – wie meist – seine Gründe sehr schwach, aber seinen Mut sehr stark. Die Wahrheit ist: er wählt stets den nächsten Weg in den Kampf.

Der Kriegsrat war aus. Belisars Wille geschah.

Wir brachten die Pferde, die Waffen, das Gepäck, die Kriegsmaschinen auf das Land. Gegen vierzehntausend Krieger und neunzehntausend Matrosen fingen an zu schaufeln, zu graben, Pfähle einzurammen in den heißen, trockenen Sand: nur tausend Mann bezogen die Posten und tausend Matrosen blieben auf den Schiffen: der Feldherr that den ersten, aber, ununterbrochen fortarbeitend, auch den letzten Spatenstich: sein Schweiß tränkte reichlich die afrikanische Erde: – und, angespornt von solchem Beispiel, wetteiferten alle so wacker, daß, noch bevor die Nacht einbrach, Graben und Wall und sogar die Umpfählung vollendet war um das ganze Lager. Nur je fünf Pfeilschützen verbleiben die Nacht über auf jedem Schiff.

Soweit wäre alles gut. Auch Speisevorräte bergen noch unsere weitbauchigen Schiffe, dank der ostgotischen Wirtlichkeit auf Sicilien. Denn alles, was ein Heer irgend braucht für Mann und Roß, überließen uns diese Tölpel – der unbequeme Totila, der uns nicht wohl will, ward gleich abberufen, – auf der gelehrten Regentin Befehl fast geschenkt und auf unsere erstaunte Frage erwiderten sie – auf des gelehrten Cassiodorius Weisung: »ihr bezahlt uns, indem ihr uns an den Vandalen rächt.« Nun, Justinian wird ihnen schon lohnen! Ob nicht der gelehrte Mann die Fabel kennt, wie der Mensch durch Hilfe des Rosses den diesem verhaßten Hirsch erjagte und erlegte? Für diesen Einen Ritt hatte das freie Tier ihn auf seinen Rücken genommen: – nie wieder ward es den Reiter los! Aber – das Wasser geht zu Ende. Das mitgeführte ist knapp, schlecht, faulig. – Und ohne Wasser für Menschen und Tiere viele Tage lang unter afrikanischer Sonne marschieren? Wie wird das enden?

Jetzt glaub' ich es wirklich bald selbst, daß wir Gottes auserlesene Lieblinge sind: wir, Justinians des Wahrhaftigen und Theodoras der Keuschherzigen Krieger! Oder haben umgekehrt Volk und König der Vandalen so schweren Zorn des Himmels auf sich

geladen, daß unablässig Wunder geschehen gegen diese Barbaren und zu unseren Gunsten?

Gestern Abend waren wir alle, vom Feldherrn bis zum Kamel, in schwerer Sorge um Wasser. Heute früh bringt mir der Sklave Agnellus – er ist ein Landsmann von dir, o Cethegus, eines Fischers aus Stabiä Sohn! – in das Zelt ganze Amphoren köstlichsten Quellwassers. Nicht nur zum Trunk, zum Bade reichlich langend! Mit den letzten Spatenstichen haben unsere Heruler am Ostrand des Lagers eine mächtig hervorsprudelnde Quelle eröffnet: unerhört in der Provinz Byzacene. Zwischen Meer und »Wüste! So nennen nämlich die Leute hier alles Land südwestlich der großen Straße, auf der wir ziehen: freilich ganz mit Unrecht: es ist zum Teil sehr fruchtbar: doch es ist alter Wüstengrund und geht oft unmerklich in die wahre Wüste über. Jedenfalls sprudelte uns dieser Quell aus ringsum trockenem Sandboden! Und so reich ist der Wasserstrahl, daß Menschen und Tiere trinken, kochen und baden können und das schlechte Wasser aus den Schiffsschläuchen fortgegossen und durch das trefflichste ersetzt werden mag! Ich eilte zu Belisarius und wünschte ihm Glück. Nicht nur um des wirklichen Nutzens dieses Fundes willen, – auch zu der Weissagung des Sieges, die darin liegt. »Dir sprudelt Wasser aus der Wüste, mein Feldherr!« rief ich. »Das bedeutet mühelosen Sieg: du bist des Himmels Liebling und seiner Wunder.« – Er schmunzelte. Man hört so was immer gern.

Er gab mir Auftrag, einen Lagerbefehl aufzusetzen, der bei dem Aufbruch jeder Schar verlesen werden soll.

Ein paar Dutzend unserer lieben Hunnen sind nämlich in das Land getrabt und haben die gerade reifen Früchte auf den Feldern geplündert: – sie kamen darüber in Wortwechsel mit den römischen Colonen. – Da die Hunnen leider ihr Latein nur mit Ledergeißeln sprechen und mit Lanzenwürfen, gab es bei der Unterredung ein paar Tote. Natürlich nur auf Seite der bösen Bauern, welche die Hunnengäule sich nicht satt fressen lassen wollten an ihrem besten Korn. Unsere lieben Hunnen schnitten den von dem Vandalenjoche glücklich Befreiten die Köpfe ab, hingen sie an die Sattelknöpfe und brachten sie dem Feldherrn zum Nachtschiff mit. Belisarius schäumte. – Er schäumt oft! Und wenn Belisarius blitzt, muß meist Prokopius donnern.

So auch jetzt. Ich schrieb also einen Lagerbefehl, daß wir ja vielmehr ganz im Gegenteil die Erretter, Befreier und Beglückter der Provinzialen seien und daher weder ihre besten Getreidefelder für unsere Pferdestreu ansehen, noch auch mit ihren Köpfen Fangball spielen dürften. »In diesem Fall,« schrieb ich, sehr überzeugend, – »ist dergleichen nicht bloß frevelhaft, – nein! es ist sogar dumm. Denn nur deshalb durfte unser Häuflein wagen, zu landen, weil wir voraussetzen, daß die Provinzialen den Vandalen feind, uns aber hilfreich sein werden.« Ich faßte unsere Helden aber noch viel eindringlicher: nicht an der Ehre, nicht am Gewissen: – am Magen! »Ihr verhungert, o Fürtreffliche,« schrieb ich, »bringen uns die Bauern nichts zu essen. Schlagt ihr sie tot, so verkaufen euch die Toten gar nichts mehr und die noch Lebenden fast noch weniger. Ihr treibt den Vandalen die Provinzialen als Bundesgenossen zu: vom lieben Gott und seiner Meinung über euch – sie ist ohnehin getrübt! – gar nicht zu reden! Also: schont die Leute: wenigstens vorläufig! – Sonst merken sie zu früh, daß die Hunnen Belisars schlimmer sind als die Vandalen Gelimers. Wann einmal des Kaisers Finanzbeamte im Lande walten, dann, liebe Enkel Attilas, braucht ihr euch ja keinen Zwang mehr

anzuthun: dann haben die ›Befreiten‹ ihre ›Freiheit‹ doch schon würdigen gelernt. Und so arg wie Justinians Steuereinheber könnt ihr's doch nicht treiben, teure Hunnen und Räuber.« So ungefähr, nur mit schöneren Worten zugedeckt, lautete der Lagerbefehl. Wir rücken vor. Von den Barbaren keine Spur. Wo stecken sie? Wo träumt er, dieser König der Vandalen? Wacht er nicht bald auf, so erwacht er ohne Reich!

Wir rücken immer vor. Glück über Glück.

Einen Tagemarsch von unserm Landungsplatz bei Kaput-Vada nach Westen, auf der Straße nach Karthago liegt, nah dem Meere, die Stadt Syllektum.

Die alte Umwallung war freilich seit Geiserichs Tagen niedergerissen: aber die Einwohner hatten, die Einfälle der Mauren abzuwehren, doch fast die ganze Stadt wieder in eine Art von Verteidigungsstand gesetzt. Belisar schickte Borais, einen seiner Leibwächter, mit einigen Schildenern voraus, einen Handstreich auf die Stadt zu wagen. Er gelang vollkommen. Die Leute schlichen sich, nachdem es finstere Nacht geworden, an die Zugänge – Thore waren sie nicht zu nennen, nur Straßeneingänge, fanden sie aber verrammelt und bewacht. Sie verbrachten die Nacht in aller Stille in den alten Festungsgräben: denn es konnten doch Vandalen in der Stadt sein. Am Morgen kamen die Bauern der Umgegend angefahren auf Leiterwagen: es war Markttag. Die Unseren bedrohten die Erschrockenen mit dem Tode, falls sie muckten, und zwangen die Fuhrleute, die Krieger unter den Decken der Wagen zu verbergen. Die Wächter von Syllektum räumten ihre Thorsperren hinweg, die sehnlichst erwarteten Wagen einzulassen. Da sprangen die Unsrigen herab, bemächtigten sich ohne Schwertstreich der Stadt – kein Vandale war darin – besetzten die Curia, das Forum, riefen den katholischen Bischof und die edelsten Spießbürger von Syllektum – diese sind überraschend dumme Menschen! – auf das Forum und erklärten ihnen, nun seien sie frei! Und glücklich: denn sie seien nun Unterthanen Justinians! Zugleich erbaten sie sich aber mit geschwungenen Schwertern ein Frühstück. Die Senatoren von Syllektum überreichten Borais die Schlüssel ihrer Stadt: leider fehlten die dazu gehörigen Thore: diese hatten Vandalen oder Mauren längst verbrannt. Der Bischof bewirtete sie in der Vorhalle der Basilika. Borais sagte, der Wein war sehr gut. Am Schluß segnete der Bischof Borais und forderte ihn auf, den reinen, richtigen Glauben recht geschwind herzustellen. Dieser, ein Hunne, ist leider Heide: er verstand daher nur mangelhaft, was von ihm erwartet wurde. Aber er wiederholte mir mehrmals, der Wein war sehr gut. So haben wir denn schon eine Stadt Afrikas gerettet. Am Abend zogen wir alle durch. – Belisar schärfte strengste Manneszucht ein. Leider gingen dabei recht viele Häuser in Flammen auf.

Hinter Syllektum kam uns wieder ein wichtiger Glücksfang. Der oberste Beamte der ganzen königlich vandalischen Post, ein Römer, war schon vor mehreren Tagen mit allen Pferden, vielen Wagen und vielen Sklaven vom König aus Karthago entsendet worden, nach allen Richtungen des Reiches seine Befehle zu tragen. Er hatte aus dem Wege nach Osten von unserer Landung gehört – und mit allem, was er noch bei sich hatte, uns aufgesucht! Alle Briefschaften, alle geheimen Aufträge des Vandalen sind in Belisars Händen! Ein ganzer Korbwagen voll, – den ich durchlesen muß.

Es ist wirklich, wie wenn ein Engel des Herrn uns unsichtbar in das Schreibgemach und in den Beratungssaal des Asdingen geführt hätte. Verus, der Archidiakon der Arianer, hat die meisten Schreiben diktiert. In diesem Priester haben wir uns aber doch

gründlich getäuscht: Theodora hielt ihn für ihr Werkzeug. Und er ist Gelimers Kanzler geworden! Seltsam, daß man diese Geheimnisse einem Römer anvertraut: – und nicht Einen Vandalen zur Bedeckung, zur Überwachung mitgab. Sollte auch Verus noch nicht gewußt haben, wie nahe wir schon waren, als er diese Briefe schutzlos uns geradezu entgegenschickte?

Freilich, was für uns zu wissen das Wichtigste wäre, nämlich wo der König und das Heer jetzt stehen, das geht nicht aus den – wochenalten – Briefen hervor. Doch lernen wir daraus endlich, was ihn bewogen hatte, so weit von Karthago und der Küste, am Saum der ›Wüste‹ und in der ›Wüste‹ selbst, zu verweilen. Er hat mit sehr vielen maurischen Stämmen Soldverträge geschlossen und von ihnen viele tausend Mann Fußvolk zugesagt erhalten: – fast so viel als unser ganzes Heer! In Numidien, in der Ebene von Bulla, sammeln sich diese maurischen Hilfsscharen. Das ist weit, weit westlich von Karthago, nahe dem Saum der Wüste. Sollte der Vandale seine Hauptstadt und alles Land so tief hinein ohne Schwertschlag preisgeben und uns erst dort, bei Bulla, erwarten?

Belisar schickt jetzt – welches Spiel des Zufalls! – durch die vandalische Reichspost Justinians Kriegserklärung an Gelimer und nach allen Richtungen die Aufforderung an die vandalischen Edeling, Heerführer und Beamten, von Gelimer abzufallen: die Aufforderung ist gut! (Ich habe sie selbst verfaßt!): »Nicht mit den Vandalen führ' ich Krieg und nicht breche ich den mit Geiserich geschlossenen ewigen Frieden. Nur euren Tyrannen wollen wir stürzen, der das Recht gebrochen und euren rechtmäßigen König in Fesseln gelegt hat. Helfet uns also! Schüttelt ab das Joch so frevler Tyrannei, auf daß ihr die Freiheit genießet und die Wohlfahrt, die wir euch bringen: des rufen wir Gott zum Zeugen an.«

(Nachtrag: nach Beendigung des Krieges eingefügt: »Sonderbar! Das ist doch gewiß schön! Und nicht einen einzigen Vandalen hat während des ganzen Feldzugs dieser Lockruf auf unsere Seite gewonnen. Schlaff sind sie geworden, diese Germanen. Aber nicht Ein Verräter war unter ihnen! –«)

Drittes Kapitel

Viele Tagemärsche weit westlich von der Straße, auf welcher die Byzantiner gegen Karthago zogen, und ein gut Stück südlich vom Gebirg Aurasius, diesem äußersten Grenzstreif des vandalischen Gebietes in Afrika, schon innerhalb der großen, *wirklichen* Sandwüste, die sich in ungemessener Weite nach Süden, in das unerforschte Innenland des heißen Erdteils dehnt, lag eine kleine Oase. Ein Brunnen trinkbaren Wassers, – im Kreise um denselben einige Dattelpalmen, – in deren Schatten ein steppengleicher Rasen von salzdurchsättigten Halmen, den genügsamen Kamelen ein erwünschtes Futter: – das war alles. Der Boden ringsum flach: nur hier und da, vom Winde zusammengeweht, Wellen des gelben, lockeren, heißen Sandes – außer der Oase – wie Falten der Erdrinde. Nirgends Strauch, Busch oder Hügel: so weit der Blick im hellsten Licht des Tages schweifte, – nirgend fand er, woran er haften mochte, bis er, ermüdet innehaltend, sich senkte, in die nächste Nähe zurückkehrte.

Aber nun war es Nacht.

Und wunderbar, unvergleichlich großartig war jetzt diese schweigende Einsamkeit, wann über den ganzen Himmel hin, den unabsehlich weit gewölbten, die Sterne in unzählbarer Menge und mit einer Lichthelle funkelten, die sie nur den Söhnen der Wüste zeigen. Wohl begreiflich, daß diesen Mauren das Göttliche von jeher in Gestalt der Gestirne erschienen war: sie beteten in ihnen die lichten, wohlthätigen Gewalten an, im Gegensatz zu Wüstenglut und Wüstensturm: aus der Sterne Wandel, Stellung und Leuchten forschten sie der Götter Willen und die eigne Zukunft.

Um den Brunnen her waren aus Häuten der Wüstenziege die niedern Zelte nomadischer Mauren aufgeschlagen; nur etwa ein halb Dutzend, denn die Horde war nicht vollzählig beisammen; die treuen Kamele, sorglich angepflockt an den Füßen mittels der Zeltstricke und mit Decken umhüllt zum Schutz gegen den Stich der »Nachtmücke«, der Kamelfliege, lagen im tiefen Sand niedergestreckt, weit vorgereckt die langen Häuse. In der Mitte des kleinen Lagers waren die edeln Renner, die »Kampfhengste« und die »Milchstuten«, zusammengestellt in einen von Seilen und eingerammten Lanzen eingehegten Kreis. Auf der runden Krone einer der Zelthütten ragte ein langer Speerschaft, von dessen Spitze ein Löwenfell herabhing: denn dies war das Zelt des Häuptlings.

Der Nachtwind, der erfrischend von Nordosten, von der fernen See her, wehte, spielte in der Mähne des toten Wüstenkönigs, hob bald die Haut der mächtigen Pranke, bald das Büschelende des Schweifes in die Höhe. Phantastische Schatten fielen dann auf den hellen Sandboden: der Mond stand nicht am Himmel: aber die Sterne leuchteten so klar.

Tiefe, feierliche Stille ringsum. Alles Leben, auch der Tiere, schien im Schlaf begraben. Nur von den vier mächtigen Feuern her, welche, die nächtlichen Raubtiere von den Herden zu scheuchen, in allen Himmelsrichtungen, einen Pfeilschuß von den Zelten, loderten, tönnten in langen Zwischenräumen die einsilbigen Anrufe der Hüter, die sich dadurch selbst wach erhielten und die Genossen zur Wachsamkeit ermahnten. –

Lange, lange Zeit währte diese feierliche Stille.

Endlich wieherten ein paar Hengste, eine Waffe klirrte von draußen, von den Feuern her, und ebendaher drang nun ein leicht geschwungener, kaum vernehmbarer Schritt gegen die Mitte der Zelte hin, – gegen das »Löwenzelt«. Plötzlich stockte der Schritt: ein schlanker, jugendlicher Mann beugte sich vor dem Eingang des Zeltes zur Erde: »Wie? Vor dem Zelte liegst du, Großvater?« fragte der Jüngling erstaunt. »Schliefst du?«

»Ich wachte,« antwortete es leise. »Ich hätte es wirklich gewagt, dich zu wecken. Am Himmel steht ein schicksalvoll Gebild. Ich sah es auftauchen, da ich die Feuerwacht hielt gegen Osten. Eben abgelöst, eile ich zu dir. Die Götter mahnen da von oben her! Aber der Jüngling versteht ihre Zeichen nicht. Du jedoch, weiser Ahnherr! Schau dort, nach rechts, – rechts von der letzten Palme. – Siehst du es nicht?« – »Ich sah es längst. Ich erwartete das Zeichen seit vielen Nächten, ja – seit Jahren.« Ehrfurcht und leises Grauen ergriffen den Jüngling, »Seit Jahren! – Du wußtest, was am Himmel geschehen werde? – Du bist sehr weise, o Kabaon.« – »Nicht ich! Mein Großvater hat es meinem Vater überliefert. Und dieser mir. Vor hundert und etlichen Jahren war es. Da kamen sie von Mitternacht über das Meer, die weißwangigen Fremden, in vielen Schiffen, geführt von jenem König der Schrecken, – mit dessen Namen heute noch unsere Frauen trotzige Kinder schweigen.« »Geiserich!« sprach der Jüngling leise vor sich hin: Haß und Grauen bebten in dem Tone. »Damals kam, von gleichem Ausgange wie jene Schiffe, ein schrecklich Sternbild am Himmel aufgestiegen: blutigrot, einer vielhundertsträngigen, flammenden Geißel vergleichbar, drohend geschwungen über unser Land und Volk. »Und mein Großvater, nachdem er den fürchterlichen Kriegskönig gesehen im Hafen von Isocium, sprach zu meinem Vater und zu unsrem Stamme: »Entpflöckt die Kamele! Zäumt die edeln Renner und fort! Gen Süden! In den glühenden Schos der rettenden Mutter! Dieser König der Schlachten und sein kampfjauchzendes Volk: – sie sind es, was der Schreckensstern verkündet. Verloren sind viele, viele Jahre und Jahrzehnte lang alle, die sich wider sie stemmen: die Heere von Rom, die Schiffe von Byzanz werden von diesen Riesen aus Mitternachtland hinweggefegt werden, wie die Wolken, die dem Schreckensstern trotzen wollen.« Und so geschah's: die Söhne unseres Stammes, obgleich sie lieber die langen Pfeile gegen die blonden Riesen geschneilt hätten, folgten dem Rate des Alten und wir entkamen in die rettende Wüste. Bonifacius – so hieß der Römer Feldherr – erlag. Der Ahnherr hatte es vorher gesagt in dem weissagenden Spruch: »G wird B vernichten. Aber,« fügte er bei: »einst, nach mehr als hundert Sonnenjahren, steigt ein Sternbild von Osten auf und dann wird B G vernichten. Andere Stämme unsres Volkes, die den Eindringlingen wehren wollten, an der Seite der Kaisertruppen, wurden, wie diese selbst, hingemäht von Geiserich, dem Sohne der Nacht. Und wann sie heulend, die Totenklage weckend, zu unsern Gezelten kamen und uns aufriefen zum Rachekrieg, da wies sie der Großvater und später der Vater ab und sprach: »Noch nicht! Noch sind sie nicht bezwingbar. Geschlechter der Menschen mehr als zwei oder drei werden dahingehen und niemand wird bestehen vor den Mitternachtsriesen, nicht die Romäer zur See und nicht wir Söhne der Wüste. Aber sie werden nicht dauern im Lande der Sonne, die Kinder des Nordens! Schon gar manche vor ihnen, die kamen in unser Mutterland, uns zu bezwingen, uns zu beherrschen, gewaltigere Krieger als wir, haben wohl uns bezwungen, aber nicht diese Erde, diese Sonne, diese Wüsten. Sand und Sonne und süße Trägheit haben den Fremdlingen die Kraft ihrer Arme, die Schärfe ihres Willens

gelöst. So wird es auch diesen ergehen, den hochgewachsenen, blauäugigen Riesen. Ihre Kraft wird hinwegschmelzen von ihren dickfleischigen Leibern, und aus ihren Seelen die Kampflost. Und dann, – dann werden wir ihnen wieder abringen das Erbe der Väter.« So war es verkündet, so ist es geschehen.

Jahrzehntelang konnten unsere Pfeilschützen, unsere Speerschwinger, nicht bestehen vor den grimmen Feinden: aber dann sank ihre Kraft und oft haben wir sie zurückgejagt, drangen sie ein in die heilige Wüste. »Wann einst ein gleicher Stern,« verkündete mein Ahnherr, »wiederkehrt, dann ist die Zeit der Fremdlinge verstrichen. Achtet darauf, von wannen wieder ein Geißelstern kommen wird: – denn von dannen kommt der Feind, der die Gelbhaarigen niederwehen wird.« Von Osten kam heute der Stern: – von Osten kommt der Sieger über Geiserichs Volk!

Wohl haben wir Kunde, daß der Kaiser die Vandalen mit Krieg überzieht, daß sein Heer gelandet ist im fernen Osten! Aber es stimmt nicht – das andere Zeichen! Wohl heißt G: – Gelimer – der blonde König. Aber J, Justinian, heißt ja der Kaiser der Romäer. Sprich, hast du vielleicht vernommen, wie sich der Römer Feldherr nennt?«

»Belisar.«

Da sprang der Greis auf. »Und B wird G, Belisar wird Gelimer vernichten! Sieh, wie blutrot der Geißelstern herniederglüht! Das bedeutet Schlachtenblut. Wir aber, Sohn meines Sohnes, wir wollen nicht die Hand dazwischenlegen, wann des Romäers Speer und des Vandalen Schwert widereinander gezückt sind. Leicht mag bis an den Aurasberg der Kampf sich hinziehen: wir weichen tiefer in die Wüste. Laß die Fremdlinge wüten widereinander und sich einer den andern verderben. Auch der Adler der Romäer wird nicht dauernd hier horsten. Auch ihnen, wie diesen Hochgewachsenen, wird der Stern des Unheils aufsteigen. Die Eindringlinge kommen – und vergehen: Wir, die Söhne des Landes, wir dauern. Gleich dem Sand unserer Wüste wandern wir vor dem Winde: aber wir vergehen nicht. Und wir kehren immer wieder. Das Land der Sonne bleibt den Sonnensöhnen. Und wie der Sand der Wüste die stolzen Steinbauten der Fremdlinge zudeckt und verschüttet, so verschütten wir, immer und immer wiederkehrend, das fremde Leben, das in unser Land sich drängt, darin es nie gedeihen kann. Wir weichen: – aber wir kehren wieder. –«

»Jedoch über zehntausend Männer unseres Volkes hat der bleiche König geworben zum Krieg. Was sollen diese thun?« – »Zurückgeben das Werbegeld! Verlassen der Vandalen götterverlassenes Heer! Zu allen Stämmen laß morgen meine Boten jagen mit diesem Befehl, wo ich befehlen, mit diesem Rate, wo ich raten kann.« – »Dein Rat ist Befehl, soweit der Sand der Wüste wandert. Allein mich schmerzt es um den Mann mit den traurigen Augen! Manchem der Unsrigen hat er wohlgethan, manchem unsrer Stämme ist er Gastfreund geworden, hat ihnen Gastrecht gewährt: was sollen diese dem Gastfreund erweisen?«

»Gastfreundschaft bis in den Tod! Nicht seine Schlachten schlagen, nicht seine Beute teilen wollen. Doch, kommt er zu ihnen, Schutz und Zuflucht zu suchen: – die letzte Dattel mit ihm teilen, den letzten Tropfen Bluts zu seinem Schutz vergießen. Auf, schlag an das Becken! – Wir brechen auf! noch eh die Sonne wacht. Entpflöcket die Kamele!« –

Der Greis stand hurtig auf.

Der Jüngling führte mit dem geschwungenen Krummsäbel einen Streich auf den bauchigen Kupferkessel, der an der Zeltthüre hing. Wie ein Haufe von aufgestörten Ameisen schwirrten die braunen Männer, Weiber, Kinder durcheinander. –

Als die Sonne über den Horizont emporstieg, war die Oase leer, öde, totenstill.

Im fernen Süden wirbelte eine Wolke von Staub und Sand, die der Nordwind immer tiefer landeinwärts zu treiben schien.

Viertes Kapitel

An Cethegus Prokopius.

»Wir rücken immer vor. Und zwar wie in Freundes Land. Unsere Helden, sogar die Hunnen, haben es begriffen, dank weniger meinem Lagerbefehl, als der handgreiflichsten Erfahrung, daß sie sich beim besten Willen nicht soviel Vorräte erplündern können mit Gewalt, als ihnen die Leute freiwillig zutragen, falls sie die Bauern bezahlen, nicht berauben. Belisar gewinnt alle Provinzialen durch Freundlichkeit und Güte. So kommen denn von allen Seiten die Colonen an unsere Lager, die wir, müssen wir im freien Felde übernachten, am Abend sorgfältig verschanzen, – und sie verkaufen uns alles, was wir gebrauchen, zu billigen Preisen.

Wo es aber angeht, übernachten wir in Städten, – so in Leptis und in Adrumetum. Der Bischof mit der katholischen Geistlichkeit zieht uns entgegen, sobald unsere hunnischen Reiter sichtbar werden. Die »Senatoren«, die vornehmsten Bürger folgen bald nach. Doch lassen diese sich gern »zwingen«. Das heißt: sie warten, bis wir auf dem Forum stehen: damit sie, falls wir doch noch alle miteinander von diesen unfindbaren Feinden ins nahe Meer geworfen werden sollten, bevor wir Karthago erreichen, sich auf unsere grausame Gewalt berufen können für ihre Freundlichkeiten gegen uns. Noch hab' ich, – ein paar katholische Geistliche abgerechnet, – keinen Römer in Afrika gesehen, vor dem ich Achtung spürte. Ich meine fast, sie, die Befreiten, sind noch weniger wert als wir, die Befreier.

Wir legen täglich im Durchschnitt zehn Meilen – zehntausend Schritt – zurück. Heute kamen wir von Adrumetum über Horrea bis Grasse: – noch etwa vierundvierzig römische Meilen von Karthago: – ein herrlicher Lagerplatz! Unser Staunen wächst von Tag zu Tag, je mehr wir die Üppigkeit dieser Provinz Afrika kennen lernen: sie übertrifft alle Schilderung, jede Erwartung. Wahrlich, unter diesem Himmel, in dieser Landschaft nicht erschlaffen, – das mag Menschenkraft übersteigen. Und dieses Grasse! Hier ist ein Landhaus: – richtiger ein stolzer, säulengetragener, marmorglänzender Palast des Vandalenkönigs, umgeben von Lustgärten, derengleichen ich nirgend, in Europa oder Asien, geschaut! Rings sprudeln, durch kunstvolle Leitungen hergeführt aus weiter Ferne oder auch durch die zauberkundigen Quellsucher aus dem Sandboden erbohrt, köstliche Brunnen. Und welche Fülle von Bäumen! Und darunter keiner, der nicht die Zweige biegt, unter der Last der herrlichsten Edelfrüchte! Unser ganzes Heer lagert in diesem Fruchthain, unter diesen Wohlthat spendenden Bäumen: jeder Soldat ersättigt sich reichlich und jeder hat sich den Lederranzen gefüllt: – denn morgen in aller Frühe geht es wieder fort – und doch ist kaum eine Minderung wahrzunehmen. Überall welche Fülle von Reben! – Alles ringsum voll von Trauben! Viele, viele Jahrhunderte lang, bevor ein Scipio dies Land betrat, haben fleißige Phöniker hier, zwischen Meer und Wüste, die sorgfältig beschnittene Rebe, niedrig gehalten, reihenweise an wenig Fuß hohen Stäblein gezogen. Hier wächst der beste Wein in ganz Afrika: aus ihren Helmen sollen ihn die Vandalen – ungemischt! – in großen Zügen trinken. Ich nippte nur an dem fast schwarzroten Getränk, das mir Agnellus zur Hälfte mit Wasser versetzen muß: – und doch fühle ich mich schläfrig. – Ich mag nicht mehr schreiben! Schlafe wohl, Cethegus, im fernen Rom! Schlaft wohl, ihr meine Kriegsgenossen! – Noch einen

halben Becher: es mundet gar zu gut! – Schlaft wohl – der Wein macht gutmütig! – schlaft auch ihr wohl, Barbaren! Es ist gar so behaglich hier! – Das Gemach, das mir zugeteilt worden – die Sklaven, lauter Römer und Katholiken – sind nicht geflüchtet vor uns und bedienen uns mit eifrigster Beflissenheit – ist gar schön mit Wandmalereien geziert. Das Bett ist so weich und bequem! Vom Meere her weht ein kühler Wind durch die offenen Fensterbogen. – Noch einen Viertelbecher darf ich wagen! – Und heute Nacht, liebe Barbaren, wo möglich: keinen Überfall! Schlafet ihr wohl, Vandalen, auf daß auch ich süß schlafen kann. Ich glaube fast, schon hat mich die afrikanische Krankheit ergriffen: die Scheu vor jeder Anstrengung.

Vier Tagemärsche seit dem Wundergarten von Grasse. Wir übernachteten im Freien. Morgen erreichen wir Decimum, nicht mehr ganz neun römische Meilen von Karthago: und noch nicht Einen Vandalen haben wir gesehen. –

Es ist spät Abend. Schon leuchten weithin unsere Lagerfeuer: ein schöner Anblick! Etwas Ahnungsvolles liegt in der weichen, dunkeln Luft. Rasch sinkt die Nacht unter den fernen Bäumen im Westen. Da klingen die schrillen Hörner unserer Hunnen. Ich sehe ihre weißen Schafspelzmantel verschwinden. Sie beziehen die Wachen auf allen drei Seiten. Zur Rechten, im Nordosten, deckt uns ja das Meer und unsere Flotte. Das heißt: heute noch! Morgen sollen die Schiffe nicht, wie bisher, unseren Zug begleiten können, wegen der Klippen des Vorgebirges des Merkur, die hier weit hinausgehen vom Gestade, und welche sie umsegeln müssen. Belisar befahl daher dem Quästor Archelaos, der die Flotte befehligt, sich nicht an Karthago selbst zu wagen, sondern, nach Umschiffung des Vorgebirges, vor Anker zu gehen und weitere Befehle zu erwarten. Da wir nun also morgen zum erstenmal ungedeckt von den treuen Begleitern, den Schiffen, vorrücken müssen, auch der Weg vor Decimum durch schlimme Engen führen soll, hat Belisarius die Zugordnung für morgen sorgfältig im voraus festgestellt und sie schriftlich allen Führern, heute Abend schon, zugehen lassen, morgen früh beim Aufbruch Zeit zu sparen.

Die Tuba weckt die Schläfer mit kriegerischem Ton. Wir brechen auf. Ein Adler fliegt von Westen her aus der Wüste über unser Lager.

Es verlautet, auf unsern alleräußersten Vorposten im Westen habe in der Nacht das erste Zusammentreffen mit ein paar feindlichen Reitern stattgefunden. Einer unserer Hunnen sei gefallen, und einer ihrer Geschwaderführer, Bleda, werde vermißt. Allein ich konnte nichts Bestimmtes erfahren. Wohl nur ein Lagergerücht, wie es die Ungeduld der Erwartung schon ein paarmal ausgeheckt hat. Heute Nacht kommen wir also nach Decimum: – morgen Nacht vor die Thore von Karthago: – und wo bleiben die Vandalen?«

Fünftes Kapitel

Als Prokopius diese Zeilen schrieb, waren ihm die Gesuchten viel näher als er ahnte.

Die ersten Strahlen der Morgensonne schossen aus dem Meer empor, glitzerten auf den Wellen und leuchteten über den gelbbraunen Sand des Wüstensaumes hin, da jagte in das Lager des Königs, ein paar Stunden südwestlich von Decimum, hastig ein Dutzend vandalischer Reiter herein. Gibamund, der sie geführt, und Ammata, der junge, sprangen von den Rossen. »Was bringt ihr?« riefen sie die Lagerwachen an. »Sieg,« erwiderte Ammata. »Und einen Gefangenen,« fügte Gibamund bei.

Sie eilten, den König zu wecken. Aber dieser trat ihnen, vollgerüstet, aus seinem Zelt entgegen. »Ihr seid mit Blut besprengt – beide – auch du, Ammata! – Bist du verwundet?« Bange Sorge zitterte in seiner Stimme. »Nein!« lachte mit leuchtenden Augen der schöne Knabe. »Es ist Feindesblut!« »Das erste, das vergossen wird in diesem Krieg,« sprach der König tief ernst – »befleckt *deine* reine Hand! O hätt' ich nicht eingewilligt! –« »Das wäre sehr schade gewesen,« rief Gibamund dazwischen. »Unser Kind hat seine Sache gut gemacht! – Geh, Kleiner, hole Hilde herbei aus meinem Zelt, indes ich berichte. – Also! – Lange genug haben wir's mit knirschender Ungeduld ertragen, daß du uns gar so fern hieltest von den Feinden, nur in weitem Abstand, ungeahnt von ihren äußersten Posten, ihren Zug begleitend. Als du nun diese Nacht endlich verstattetest, ihnen näher als sonst in die Flanke zu reiten, um zu erforschen, ob sie wirklich heute, ungedeckt von der Flotte, auf Decimum marschieren und also nach Mittag durch die ›Enge Straße‹ ziehen werden. Du meintest, wenn wir ohne viel Lärm einen Gefangenen einbringen könnten, um ihn auszuforschen, so wäre das erwünscht. Wohlan, wir haben nicht nur einen Gefangenen, wir haben mehr: einen wichtigen Streifen Pergament haben wir bei ihm gefunden! – Und das ist gut: denn der Mann verweigert jede Auskunft. – Siehst du, da bringen sie ihn. Dort kommen Thrasarich und Eugenia! – Und da zieht schon Ammata an der Hand Hilde herbei!« »Willkommen,« rief die junge Frau dem Geliebten entgegen. Doch wehrte sie schämig seiner Umarmung. Denn bereits stand der Gefangene vor dem König: finstere Blicke schoß er, die Hände auf den Rücken gebunden, unter buschigen Brauen auf die Vandalen, – zumal aber auf Ammata: – von seiner linken Wange sickerte das Blut auf das weiße Schaffell, das seine Schultern bedeckte; auch sein Untergewand – es reichte nur bis an die Kniee – war von ungegerbtem Leder; seine Füße waren unbeschuht; der rechten Ferse war mit Riemen ein mächtiger Sporn angeschnallt; vier goldene Zierscheiben, wie sie, unseren Ordenszeichen vergleichbar, zur Ehrung tapferer Thaten, vom Kaiser und dessen Feldherrn verliehen wurden, waren auf dem aus sehr dickem Leder gefertigten Brustpanzer angeheftet.

»Wir ritten also, nur eine Zehnschaft Vandalen hinter uns und zwei Mauren, gegen Mitternacht aus dem Lager in der Richtung gegen die ferne Helle, welche die feindlichen Wachtfeuer verbreiteten, uns vorsichtig deckend hinter den langgestreckten Sandhügeln, die, halbe Stunden lang gedehnt, rasch häufend und bald wieder abwehend, der stets geschäftige Wind der Wüste auswirft, zumal an deren Saum. Unter dem Schutz dieser Deckung gelangten wir unvermerkt so weit gegen Osten, daß wir im Schein eines Wachtfeuers, das wohl zur Verscheuchung der wilden Tiere angezündet

war, – auf Pfeilschußweite – vier Reiter gewahrten. Zwei hockten kauern auf ihren kleinen Gäulen, die Bogen gespannt, scharf ausspähend nach Südwesten, woher wir gekommen waren; zwei andere waren abgestiegen: sie lehnten an dem Bug ihrer Pferde: die Spitzen ihrer Lanzen funkelten im flackernden Feuerschein.

Ich winkte nun den beiden Mauren, die ich mitgenommen hatte für diesen lustigen Streich. Geräuschlos glitten sie von ihren Rossen, legten sich platt auf den Bauch und krochen so, im Finstern auch in großer Nähe von dem Sandboden sich nicht abhebend, auf allen Vieren in weitem Bogen, der eine nach links, der andere nach rechts ausbiegend, um das Feuer und die Wachen herum, bis sie diesen im Nordwesten und im Nordosten standen. Aus unsern Augen waren sie sehr bald verschwunden, denn sie huschen so rasch wie die Eidechsen.

Als bald hörten wir jenseits im Norden des Wachtfeuers, den heisern, drohenden Schrei der beutewitternden Leopardin, die mit ihren Jungen auf nächtliche Raubfahrt auszieht. – Sofort antwortete der Alten der bittende, heischende Ruf des Jungen: – die vier Pferde der Wachen scheuten empor, sträubten die Mähnen: – näher drang der Schrei der Leopardin: da wandten sich die Fremden alle vier: – sie hatten solch Geschrei wohl nie gehört! – nach der Richtung des Schalles. Hoch bäumte sich des einen Gaul: – der Reiter wankte, hielt sich an der Mähne – der zweite wollte ihm helfen, griff jenem in den Zügel, da entfiel ihm der Bogen: – diesen Augenblick der Verwirrung benützend jagten wir – in tiefster Stille – hinter dem Sandhügel hervor. Wir hatten die Hufe der Pferde mit Tüchern umwickelt: – fast unbemerkt erreichten wir sie –: erst dicht am Feuer gewahrte uns einer der Berittenen: »Feinde!« schrie er und sprengte davon. Der andre Berittene folgte ihm. Der dritte gelangte nicht mehr aufs Pferd: ich erstach ihn, als er aufspringen wollte. Aber der vierte – dieser hier, der Führer! – war im Nu auf dem Rücken seines Tieres, rannte die beiden Mauren, die ihm den Weg verlegen wollten, über den Haufen und wäre entkommen. Aber Ammata hier, unser Kind –«

Er wies auf den Knaben: da fletschte der Gefangene grimmig die Zähne.

»Schoß ihm nach wie ein Pfeil auf seinem weißen Rößlein ... –«

»Dem Pegasus!« rief Ammata dazwischen. »Weißt du, Bruder, aus dem letzten Maurenkrieg hast du ihn mir mitgebracht. Er saust wirklich wie auf Schwingen dahin!« »Erreichte ihn, überholte ihn und, bevor einer von uns dabei helfen konnte, hatte er mit raschem Doppelhieb ... –« – »Du, Gelimer, hast ihn mich gelehrt!« jubelte – er konnte nicht mehr an sich halten – Ammata mit blitzenden Augen. »Des Kurzschwerts dem Feind den langen Speer zur Seite geschlagen und sofort einen sausenden Hieb über die Wange gestrichen. Der tapfere Mann aber verbiß den heißen Schmerz, ließ den Speer fallen und fuhr mit der Hand an die Streitaxt in seinem Gürtel. – Da warf ihm unser Kind die Schlinge um den Hals ... –« »Du weißt: – den Antilopenwurf!« rief Ammata Gelimer zu. »Und riß ihn mit einem Ruck vom Gaul herab.«

Gibamund hatte dies in vandalischer Sprache erzählt. Aber der Gefangene hatte an den begleitenden Bewegungen alles verstanden: er schrie jetzt – im Latein des Lagers: – »In einen Hund soll die Seele meines Vaters fahren, wird das nicht gerächt! Mich – Attilas Urenkelkind! – Mich! Ein Knabe vom Rosse zerren! Mit einer Schlinge! Bestien fängt man so, nicht Krieger!« – »Ruhig, Freundchen,« antwortete, vor ihn hin tretend, Thrasarich. »Es geht ein gut alt Wort durch alle Gotenvölker: ›schone lieber den Wolf

als den Hunnen.« Übrigens fängt man so auch den königlichen Vogel Strauß, wenn man ihn nämlich einholt. So ist auch dir's keine Schande.« Und lachend schob er sich den schweren Helm mit dem Bärenhaupt zurecht.

»Wir waren nun zur Stelle,« schloß Gibamund, »banden den Mann, der sich wehrte wie ein Eber, und rissen ihm diesen Pergamentstreif, den er verschlucken wollte, aus den Zähnen.« Der Gefangene stöhnte. »Wie heißt du?« fragte der König, das Pergament durchfliegend. »Bleda.« – »Wie stark ist euer Heer an Reitern?« – »Geh hin und zähle sie.« – »Freund Heune,« drohte Thrasarich, »ein König spricht zu dir. Sei artig, Wölflein. Sag hübsch, um was man dich befragt! Oder ... –« Trotzig trat der Gefangene vor Gelimer und sprach: »diese Goldscheibe hat mir der große Feldherr dargereicht mit eigener Hand nach unserm dritten Sieg über die Perser. Glaubst du, ich werde Belisar verraten?« – »Führt ihn ab!« winkte Gelimer. »Verbindet seine Wunde! Pflügt ihn gut!« Einen Blick voll tödlichen Hasses warf der Hunne noch auf Ammata, dann folgte er seinen Wächtern.

Gelimer blickte nochmal auf das Pergament: »Mein Knabe,« sagte er dann, »ich danke dir! Du hast uns fürwahr nichts Geringes eingebracht: die Zugordnung der Feinde für heute. Folgt mir, meine Feldherren in mein Zelt: dort sollt ihr meinen Angriffsplan vernehmen. Wir brauchen das Eintreffen der Mauren nicht abzuwarten. Ich meine, wenn uns der Herr nicht zürnt – aber keine sündhafte Überhebung! – O Ammata, wie froh bin ich, dich lebend wieder zu haben. Ich hatte, nachdem du fortgeritten, einen blutigen Traum von dir. Einmal hat dich Gott mir zurückgegeben: – nicht versuche ich ihn ein zweites Mal.« – Er trat rasch dicht an Ammata heran und sprach, ihm die Hand auf die Schulter legend, mit strengstem Ton: »Höre, ich verbiete dir, heute mitzukämpfen.« – »Was?« schrie Ammata, auffahrend. Er ward sehr bleich. »Das ist nicht möglich! Gelimer, – ich flehe –« »Still,« gebot dieser, die Stirne furchend, »gehörche!« »Ei,« meinte Gibamund, »ich dachte, du kannst ihn gewähren lassen. Er hat gezeigt ... –« »O Bruder, Bruder,« rief Ammata – und Thränen stürzten ihm aus den Augen. – »Womit hab' ich die Strafe verdient?« »Ist das sein Dank für die That dieser Nacht?« mahnte Thrasarich. »Schweigt alle,« gebot Gelimer streng. »Es bleibt dabei. Er kämpft nicht mit. Ist er doch noch ein Knabe ...–« Ammata stampfte zornig mit dem Fuß. »Und, o mein Liebling,« fügte Gelimer hinzu, den heftig Widerstrebenden in die Arme schließend – »laß mich's nur gestehen: – so zärtlich lieb' ich dich, so allzu zärtlich, daß mich die Sorge um dich mitten im Kampfe nicht einen Augenblick verlassen würde. Und ich brauche all' meine Gedanken für den Feind ... –« »So laß mich an deiner Seite kämpfen, schütze du selbst mich!« – »Ich darf nicht! Ich darf nicht an dich, an Belisar muß ich denken.« – »Wahrlich,« sprach Hilde, leidenschaftlich bewegt, »er dauert mich in tiefster Seele, Ich bin ein Weib – und mir wird's schwer genug, euch nicht zu folgen. Und nun ein fünfzehnjähriger Knabe!« Da zog Eugenia sie ängstlich am Gewand zurück, streichelte leise und küßte ihre Hand. Allein Hilde fuhr fort, den Knaben an sich ziehend und über sein goldlockig Haar streichend: »Es ist aber Pflicht! 's ist Heldenpflicht, daß jeder Mann, der es *kann* – und nun zumal ein Sohn des Königshauses – kämpfe für sein Volk. Dieser kann's: er hat's gezeigt. So weigre ihn nicht seinem Volke. Mein Ahnherr lehrte mich: »Nur wer fallen *soll*, – der *fällt!*« »Sündhaftes Heidentum!« zürnte der König. – »Wohlan, so laß mich christlich zu dir reden. Ist das dein Gottvertrauen, Gelimer? Wer ist in beiden Heeren so schuldlos wie dies Kind? O König, ich bin nicht so fromm wie du: aber so viel Vertrauen setz' ich in

den Himmelsgott, daß er in unsrer gerechten Sache diesen Knaben schützen wird. Ja, fiele dieser reinste, holdeste Sprößling des Asdingenhaus: – es wäre wie ein Urteil Gottes, daß wir wirklich verworfen sind vor seinem Angesicht!« »Halt ein,« schrie der König schmerzlich. »Wühle nicht in den tiefsten Wunden meiner Brust. Wenn er nun doch fällt? Wenn wirklich ein Urteil Gottes, wie du es nanntest, so grausig gegen uns ergeht? Wohl ist er schuldlos, soweit es Menschen sein mögen. Aber hast du vergessen das fürchterliche Drohwort – von der Väter Missethat? Erlebte ich *das*: – ich sähe darin den Rachefluch erfüllt und ich glaube, ich verzweifelte.« Hastig ging er auf und nieder. Da flüsterte Gibamund seiner Gattin zu, welche schweigend, aber zornig das stolze Haupt schüttelte: »Laß ihn! Solche Sorge in des Oberfeldherrn Haupt schadet mehr, als zwanzig Knabenspeere nützen.«

»Aber,« rief Ammata trotzig, »Pfeile fliegen weit! Wenn ich, wie ein elender Feigling, hinter euren Reihen halte, – auch hier im Lager, wenn die Feinde siegen, kann ich fallen: in Gefangenschaft würd' ich freilich nicht geraten!« schloß er grimmig, an den Dolch greifend und das Haupt in den Nacken werfend, daß die hellen Locken über die lichtblaue Schulterbrünne rieselten. »Steck mich doch lieber gleich in eine Kirche, – aber in eine katholische! – frommer König, da wäre vollends Asyl.«

»Ja, einsperren werd' ich dich,« sprach Gelimer jetzt scharf, »du ungebärdiger Bube. Für diese kecke Hohnrede gibst du sofort die Waffen ab. – Sofort! Nimm sie ihm, Thrasarich! – Du, Thrasarich, wirst von vorn, von Decimum her, die Feinde angreifen. In Decimum steht eine katholische Kirche: sie ist den Byzantinern unverletzlich: dort hältst du während des Gefechts eingesperrt den Knaben, der ein Krieger sein will und seinem König zu gehorchen noch nicht gelernt hat. Im Fall des Rückzugs nimmst du ihn mit dir. Und höre, Thrasarich, du hast in jener Nacht – im Hain – gelobt, Vergangenes gut zu machen ... –« »Ich meine, er hat's gethan,« rief unwillig Hilde. »Wessen Scharen,« fügte Gibamund bei, sind die best geübten? Wer hat Gold, Waffen, Rosse gespendet wie er?« »Mein König,« sprach Thrasarich, »nichts hab' ich bisher gethan. Gib mir heute Gelegenheit ... –« »Du sollst sie finden! Auf dich verlaß ich mich! – Zumal, daß du nicht durch Ungestüm, durch allzufrühen Angriff mir den ganzen Plan verdirbst. – Und diesen bösen Buben,« sprach er zärtlich, »bind' ich dir auf die Seele! – Du hältst ihn fern vom Kampf: – du bringst ihn mir heil und unversehrt nach dem Sieg, auf den ich sicher zähle. Dir überweis ich auch alle Gefangenen, darunter die Geiseln aus Karthago; denn im Falle des Rückzuges bist du dem Ziel desselben – ihr erfahrt es gleich – am nächsten: die Gefangenen sind daher bei dir am sichersten verwahrt. Ich vertraue dir Ammata, meinen Augapfel, weil – nun weil du – mein tapferer, treuer Thrasarich bist.« Und er legte ihm beide Hände auf die breiten Schultern. »König,« sprach der Riese und sah ihm fest in die Augen, »du siehst ihn wieder, lebend und unversehrt, oder du siehst auch Thrasarich nicht mehr!«

Eugenie fuhr zusammen.

»Ich danke dir! Jetzt kommt, ihr Männer, in das Zelt, um den Schlachtplan zu vernehmen.«

Sechstes Kapitel.

An Cethegus Prokopius.

»Wirklich: wir leben noch! Und übernachteten in Decimum! Aber wenig, sehr wenig fehlte daran und wir übernachteten alle miteinander bei den Haien auf dem Grunde des Meeres. Noch niemals, sagt Belisar, war ihm die Vernichtung so nahe. Die furchtbarste Gefahr hat dieser geheimnisdunkle König über uns gebracht durch seinen ausgezeichneten Angriffsplan. Und als derselbe schon gelungen war, da hat nur er, der König selber, seinen Sieg vereitelt und uns gerettet aus dem sichersten Verderben.

Ich stelle kurz zusammen über die letzten Ereignisse, was wir selbst wahrgenommen, was durch die Bewohner von Decimum, was durch die gefangenen Vandalen erfahren haben. –

Der König hatte, – unbemerkt von uns, – unseren Marsch seit unserer Landung begleitet. Den Ort, wo er uns plötzlich überfiel, hatte er weise lang voraus gewählt: Belisar sagt, nicht sein großer Nebenbuhler Narses hätte es meisterhafter anlegen können. Sowie wir aus dem letzten Lager vor Decimum aufbrachen, versagte uns, wie bemerkt, die Sicherung unserer rechten Flanke durch die Flotte: traf uns ein übermächtiger Stoß von Westen – hier warf er uns nicht, wie auf dem ganzen bisherigen Weg, auf unsere hilfreichen Schiffe, – er warf uns von der hart an der Küste auf den steilen Strandhügeln hinziehenden Straße jäh ins Meer. Vor Decimum, einem kleinen offenen Ort, verengt sich die Straße sehr. Das heißt: hohe Berge, über deren losen, von der Wüste her aufgewehten Sand nicht Mensch, nicht Roß schreiten kann, ohne fußtief zu versinken, treten von Südwesten an die schmale Straße heran: hier sollten wir von allen drei Seiten zugleich angegriffen und in das Meer zu unserer Rechten, im Osten, geworfen werden.

Ein Bruder des Königs, Gibamund, sollte mit zweitausend Mann von Westen her auf unsere linke Flanke sich stürzen, ein Edeling von Norden, von Decimum, her, mit stärkeren Kräften unsere Stirnseite angreifen: der König mit der Hauptmacht wollte uns von Süden her in den Rücken fallen.

Belisar hatte unsere Zugordnung für diesen gefährlichen Teil des Weges vorsichtig festgestellt: zweiundeinehalbe römische Meile voraus schickte er Fara mit seinen tapferen Herulern und mit dreihundert erlesenen Leibwächtern. Sie sollten die »Engstraße« zuerst allein durchziehen und sofort jede Gefahr rasch rückwärts melden an die Hauptmacht, die Belisar führte: auf unsere linke Flanke aber wurden die Hunnenreiter entsendet und fünftausend Mann des trefflichen thrakischen Fußvolks unter ihrem Führer Althias, jeden von dorther drohenden Angriff zunächst aufzuhalten und Belisar zu berichten, um Überraschung der Hauptmacht während des Marsches zu verhüten.

Da geschah es nun zu unserem großen Glücke, daß der Angriff von Norden, von Decimum her, viel zu früh erfolgte.

Gefangene sagen aus, ein jüngerer Bruder des Königs, fast noch ein Knabe, habe gegen Gelimers Befehl am Kampfe teilnehmend, mit wenigen Reitern sich aus

Decimum hervor auf die Unsrigen geworfen, sowie er ihrer nur ansichtig ward. Da habe der Edeling ihn heraushauen wollen – um jeden Preis – und habe nun mit der geringen Macht, die er bei sich hatte, – ebenfalls um vier Stunden zu früh angegriffen, nur Boten nach rückwärts, nach Karthago, entsendend, die seine noch weit entfernte Hauptmacht eilig heranholen sollten.

Der Jüngling und der Edeling leisteten der Übermacht verzweifelten Widerstand. Zwölf der tapfersten Leibwächter Belisars, wetterfeste Männer des Vorderkampfes, wurden von ihnen erschlagen. Endlich fielen beide. Und nun, des Führers verwaist, warfen die vandalischen Reiter die Rosse herum und, in sinnloser Flucht entschart, rannten und ritten sie alles über den Haufen, was in ihrem Rücken, von Karthago her, zu ihrer Verstärkung heranzog – freilich verzettelt in kleinen Haufen von dreißig, vierzig Mann. – Nach jagte mit den raschen Herulern Fara in grimmiger Verfolgung, alles, was er erreichte, niedersäbelnd, über achttausend Schritte weit, bis vor die Thore von Karthago. Die Vandalen, die tapfer gefochten, so lang sie des Asdingen und des Edelings Beispiel im Vorderkampf vor Augen gesehn, warfen jetzt die Waffen weg und ließen sich schlachten: viele Tausend Tote fanden wir später auf der Straße und auf den Feldern zur Linken.

Nachdem dieser erste Anlauf der Vandalen schon lange zum Verderben der Angreifer ausgeschlagen war, traf, ohne Nachricht hiervon, Gibamund, genau sich an die ihm bestimmte Zeit haltend, mit seiner Schar fünftausend Schritte westlich von Decimum bei dem »Salzfeld« – dem Wüstenanfang sonder Baum und Strauch – auf der Hunnen und Thraker erdrückende Übermacht: ohne jede Hilfe von Karthago und Decimum her, scheiterte sein Stoß völlig: fast alle seine Leute fielen: den Führer sah man stürzen: niemand weiß, ob lebend oder tot.

Einstweilen rückten wir, ganz unkundig des Geschehenen, mit der Hauptmacht auf der Straße nach Decimum heran. Da Belisar etwa viertausend Schritt vor diesem Ort einen günstigen Lagerplatz fand, machte er Halt. – Daß der Feind in der Nähe sein müsse, ahnte er: das Verschwinden der beiden Hunnen in der Nacht hatte ihn stutzig gemacht. Er schlug ein wohl befestigt Lager und sprach zu dem versammelten Heer: »der Feind muß nahe sein. Greift er hier an, wo uns die Flotte fehlt, so liegt unsere Rettung nur im Sieg: sind wir geschlagen, nimmt uns keine Burg, keine feste Stadt auf: das Meer, das da unten brandet, verschlingt uns. Das verschanzte Lager ist unser einziger Schutz und in unserer Faust das vielerprobte Schwert. Kämpfet wacker, denn es gilt das Leben wie den Ruhm.«

Nun ließ er das gesamte Fußvolk mit allem Gepäck und Gerät im Lager als letzten Rückhalt und führte die ganze Reiterei heraus gegen Decimum. Denn er wollte nicht sofort alles aufs Spiel setzen, sondern erst durch ein plänkelnd Reitergefecht Stärke und Plan der Barbaren erkunden. Er schickte die Hilfsreiterei voraus und folgte mit den übrigen Geschwadern und seinen berittenen Leibwächtern. Wie die Hilfsreiterei Decimum erreichte, stieß sie auf die hier gefallenen Byzantiner und Vandalen: ein paar Einwohner, die sich in den Häusern versteckt gehalten – die meisten waren nach Karthago entflohen, als sie merkten, daß ihr Flecken zum Kampfplatz ausersehen – berichteten ihnen, was hier geschehen.

Freiwillig stellte sich hier den Unsrigen ein wunderbar schönes Weib, – sieht aus wie die Sphinx von Memphis! – die Besitzerin der größten Villa zu Decimum. Sie war es, die

uns den Tod des Edelings erzählte, den sie mit angesehen. Er fiel vor ihrem Haus unter ihren Augen.

Die Führer berieten nun, unschlüssig, ob sie vorrücken, halten oder zu Belisar zurückkehren sollten. Zuletzt zog sich die ganze Hilfsreiterei etwa zweitausend Schritt westlich von Decimum, um hier von den hohen Sandhügeln aus nach allen Seiten freiere Ausschau zu gewinnen. Siehe, da stieg von Süd-Süd-West aus – also von ihrem und von Belisars Rücken und linker Flanke her – eine mächtige Staubwolke empor und bald blitzten daraus hervor die Waffen und Feldzeichen einer ungeheuren Reiterschar. Sofort schicken sie zu Belisar: er möge herbeifliegen: der Feind sei da.

Inzwischen kamen die Barbaren näher, geführt von Gelimer. Sie zogen auf einer Straße zwischen Belisars Hauptmacht im Osten und den Hunnen und Thrakern, unserem linken Flügel, welche Gibamund geschlagen und weit nach Westen hin verfolgt hatten. Aber die hohen Hügel neben jener Straße hemmten Gelimers Blick, so daß er das Schlachtfeld Gibamunds nicht übersehen konnte. Byzantiner und Vandalen trachteten nun, sobald sie einander ansichtig geworden, wetteifernd den höchstragenden, die ganze Gegend beherrschenden jener Hügel noch vor dem Gegner zu erreichen und die Krone zu besetzen. Die Barbaren waren zuerst oben und von dem Hügel herab stürzte sich nun König Gelimer mit solcher Gewalt auf die Unsern, die Hilfsreiterei, daß diese, von Schrecken ergriffen, in wilder Auflösung zurückflohen in der Richtung nach Osten, nach Decimum.

Etwa neunhundert Schritt westlich vor Decimum stießen die Flüchtlinge auf ihren starken Rückhalt, auf eine Schar von achthundert berittenen Schildträgern, geführt von Belisars Leibwächter Velox. Der Feldherr und wir alle, die wir mit Schrecken die Flucht unserer Hilfsreiter gesehen, trösteten uns der Hoffnung, Velox werde die Geworfenen aufnehmen, zum Stehen bringen und mit ihnen dem Feind entgegenrücken. Aber o Schmach und Entsetzen! Die Wucht der heranbrausenden Vandalen war so gewaltig, daß die Geworfenen und die Schildträger miteinander den Anprall gar nicht abwarteten, sondern die ganze Menge, untereinander gemischt, ergriff die Flucht und jagte entschert zurück, auf Belisar zu.

Der Feldherr sagte, er habe in diesem Augenblick sich und uns alle für verloren erachtet: »Gelimer,« sprach er am Abend bei dem Nachtmahl, »hatte den Sieg in Händen. Warum er ihn – freiwillig! – wieder fahren ließ – ist unerklärlich. Hätte er die Fliehenden verfolgt, er hätte mich und meine ganze Schar über den Haufen und in das Meer gerannt: – so groß war der Schreck der Unserigen und die Kraft des vandalischen Ansturms: dann waren auch Lager und Fußvolk unrettbar verloren. Oder, hätte er sich auch nur von Decimum nach Karthago zurückgewendet – ohne Widerstand hätte er Fara und dessen Leute vernichtet, die, keines Angriffs vom Rücken her gewärtig, einzeln oder paarweise, entlang der Straße und in dem Gefild zerstreut, die Erschlagenen plünderten. Und im Besitz von Karthago hätte er unsere dort in der Nähe verankerten – unbemannten! – Schiffe leicht genommen und uns jede Hoffnung auf Sieg oder Rückzug abgeschnitten.

Aber König Gelimer that keines von beiden!

Plötzliche Lähmung befahl seine soeben noch alles vor sich niederwerfende Stoßkraft.

Gefangene erzählten uns, wie er den Hügel herabsprengte, all den Seinigen weit voran seinen Falben spornend, erblickte er in dem engen Paß bei dem Südeingang von Decimum, zuerst von allen auf dem Wege liegen die Leiche seines jungen Bruders. Da, mit gellendem Weheschrei sprang er vom Roß, warf sich über den Leib des Knaben und hemmte so die Verfolgung der Seinigen, deren vorderste Rosse, von den Reitern mit Mühe zurückgerissen, auf daß sie den König nicht mit ihren Hufen zerstampften, sich bäumten, stiegen, nach rückwärts überschlugen, die nächst Folgenden in Verwirrung, die ganze Verfolgung aber zum Stehen brachten. Der König hob den von Blut und Sandstaub bedeckten, vielfach zerfetzten Leichnam – denn die Flucht unserer Reiter war über ihn hingerauscht – in seine Arme, brach aufs neue in Wehklagen aus, hob ihn auf sein Roß und befahl, selbst mit Hand anlegend, ihn, abseits der Straße, mit königlichen Ehren zu bestatten. Wohl währte das Ganze nicht eine Viertelstunde. Aber diese Viertelstunde entriß den Barbaren den schon gewonnenen Sieg.

Denn einstweilen sprengte Belisar unseren Flüchtlingen entgegen, donnerte ihnen mit seiner rollenden Löwenstimme sein allbezwingend ›Halt‹ entgegen: zeigte ihnen, den Helm abhebend, sein zornflammend Antlitz, das die Seinen mehr fürchten als aller Barbaren Speere, brachte die Tiefbeschämten zum Stehen, ordnete sie – unter furchtbarem Schelten! – so gut es in der Eile gehen wollte und, nachdem er über die Stellung der Barbaren und ihre Stärke alles erfahren, was er wissen mußte, führte er uns zum Angriff auf Gelimer und die Vandalen.

Sie hielten ihn nicht aus. Die plötzliche rätselhafte Lähmung ihres Vordringens hatte sie verwirrt, bestürzt, entmutigt: auch war ihre beste Kraft bei jenem Gewalttritt erschöpft worden. Furchtbar, auch uns belästigend, brannte die Sonne Afrikas herab. Auf den ersten Anlauf durchbrachen wir ihre Reihen. Sie wandten sich und flohen. Den König, der sie hemmen wollte, riß ihr Gewühl mit fort: aber nicht nach Karthago, auch nicht nach Byzacene, nach Südwesten, von wannen sie gekommen waren, sondern nach Nordnordwest, auf der Straße, die nach Numidien, nach der Ebene von Bulla führt, nahm ihre Flucht die Richtung: – ob nach Befehl des Königs oder ohne, gegen solchen, wissen wir noch nicht.

Wir richteten unter den Fliehenden ein großes Blutbad an: erst die Nacht machte der Verfolgung ein Ende. Als, bei voller Dunkelheit, die Fackeln angezündet wurden und die Wachtfeuer, trafen von Norden Fara und die Heruler, von Westen Althias mit Hunnen und den Thrakern wieder bei uns ein und wir übernachteten sämtlich in Decimum, feiernd drei Siege Eines Tages: über den Edeling, über Gibamund und über den König.«

Siebentes Kapitel

Die fliehenden Vandalen hatten, Karthago weit zur Rechten liegen lassend, die bei Decimum von der Straße nach dieser Hauptstadt gen West-Nord-West abbiegende numidische eingeschlagen.

In dieser Richtung waren auch die zahlreichen Frauen und Kinder, die das unsichere Karthago schon vor vielen Tagen verlassen und das Heer begleitet hatten, aus dem Lager der letzten Nacht bereits am Morgen aufgebrochen und unter guter Bedeckung nach dem kleinen Ort: »*castra vetera*« gebracht worden, der einen halben Tagemarsch vom Schlachtfeld entfernt lag. Hier trafen die vorausgeschickten Frauen und ihre Bedeckung mit den Flüchtlingen von Decimum etwa zwei Stunden vor Mitternacht zusammen: die Verfolgung hatte schon mit Einbruch der vollen Dunkelheit aufgehört. Um den Flecken herum lagerte das Heer im Freien: in den nicht zahlreichen, von den Frauen aus dem früheren Lager mitgeführten Zelten und in den dürftigen Hütten des Ortes wurden die vielen Verwundeten und die Großen des Heeres untergebracht. In einem jener Zelte lag, auf Decken und Kissen ausgestreckt, Gibamund; neben ihm kniete Hilde, eifrig beschäftigt, den Verband des Fußes zu erneuern, sobald sie damit zu Ende, wandte sie sich Gundomar zu, der auf der andern Seite des schmalen Gelasses saß, das verbundene Haupt auf die Hand gestützt. Blut sickerte aus seinem gelben Haar: sorgfältig prüfte sie die Wunde: »Es ist nicht tödlich,« sprach sie. »Schmerzt es sehr?« forschte sie. »Nur wenig,« erwiderte der Gunding, die Zähne zusammenbeißend. »Wo ist der König?«

»In der kleinen Kapelle, mit Verus. Er betet.« Herb kamen die Worte von ihrer Lippe. »Und mein Bruder?« fragte Gundomar. »Was ist's mit seiner Schulter?« – »Ich schnitt die Pfeilspitze heraus. Er ist ganz frisch. – Er befehligt die Wachen. Übrigens: – auch der König ist verwundet.« »Wie?« fragten beide Männer erschrocken. »Er sagte nichts davon!« – »Er schämt sich – für sein Volk. Denn nicht ein Feind, – fliehende Vandalen, die er mit Gewalt fest hielt und wenden wollte, haben mit Dolchen nach seinem Arm gestochen!« »Die Hunde,« knirschte Gundomar. Aber Gibamund seufzte. »Gundomad, der es mit angesehen, hat mir's verraten: ich besah darauf den Arm: es ist ohne Gefahr.« »Und Eugenia?« fragte er nach einer Pause.

»Sie liegt wie betäubt in dem nächsten Hause. Als sie des Gatten Tod erfuhr, rief sie: ›Zu ihm! In sein Grab – Sigrun‹ – ich hatte ihr einst die Sage von Helgi erzählt – und wollte, besinnungslos, fortstürmen. Doch sank sie ohnmächtig in meinen Armen zusammen. Auch nachdem sie wieder zu sich gekommen, liegt sie, wie gebrochen, auf dem Ruhebett: ›Zu ihm! – Sigrun – In sein Grab! – Ich komme, Thrasarich!‹ ist alles, was sie antwortet auf meine Fragen. Sie wollte sich erheben, genaueren Bericht zu erkunden: sie konnte es nicht! Und ich verbot ihr streng, es nochmal zu versuchen. Ich werde ihr – schonend – sagen, was ihr zu wissen gut, nicht mehr. Nun aber sprich, Gundomar, falls du's vermagst: das andere weiß ich alles – nur nicht wie Ammata, wie Thrasarich ... –«

»Gleich,« sprach der Gunding. »Noch einen Trunk Wasser. – Und deine Wunde, Gibamund?«

»Es ist ja keine,« sprach dieser bitter. »Ich bin ja gar nicht an den Feind gekommen. Immer, immer wieder schickte ich Boten aus nach Thrasarich, da dessen verabredete Meldung, daß er aus Decimum vordreche, ausblieb. Kein Bote kam zurück, – sie fielen alle in des Feindes Hand! – Keine Meldung von Thrasarich kam. Die Zeit des Angriffs, die der König mir bestimmt, war voll gekommen: getreu dem Befehle griff ich an, obwohl ich die Übermacht des Feindes klar erkannte und obwohl der Hauptangriff, obwohl Thrasarich ausblieb. Als wir auf Pfeilschuß heran waren, prallten die Reiter, die Hunnen, links und rechts auseinander und wir sahen vor uns das thrakische Fußvolk, sieben Glieder tief, das uns mit einem schwirrenden Pfeilhagel empfing. Sie zielten auf die Pferde: meines, das vorderste, und alle der ersten Reihe stürzten sofort; dein tapferer Bruder, in der zweiten Reihe, selbst vom Pfeil getroffen, hob mich mit Mühe auf sein eigen Roß – ich konnte nicht stehen – und rettete mich. Denn von beiden Flanken brachen jetzt die Hunnenreiter auf uns ein, von der Stirnseite drangen die Thraker mit gefällten Speeren vor – nicht hundert von meinen zweitausend leben noch.« – Er stöhnte. – »Aber sage, wie kam Ammata – gegen den Befehl, trotz Thrasarichs Obhut ...?« – forschte Hilde.

»Das war so,« sprach der Gunding, die Hand an die schmerzende Kopfwunde drückend. »Wir hatten den Knaben, ohne Waffen, in der kleinen katholischen Basilika zu Decimum untergebracht, wie die Geiseln aus Karthago, darunter auch den jungen Publius Pudentius.« – »Auch Hilderich und Euages?« – »Nein. Die hat Verus in das zweite Lager nach Bulla bringen lassen. – Bleda, der gefangene Hunne, war mit einem Strick draußen an dem Erzringe der Kirchenthüre angebunden: er lag auf der obersten Stufe. Auf dem Platze vor der kleinen Kirche hielten etwa zwanzig unserer Reiter. Manche waren auf Thrasarichs Befehl – er ritt wiederholt über den Platz, wachsam nach allen Seiten blickend – abgestiegen; sie hatten die Speere neben die Gäule in den Sand gestoßen und spähten von den flachen Dächern der umstehenden Häuser, sich auf denselben niederstreckend, nach Südwesten aus, gegen den heranrückenden Feind. Ich hielt zu Pferde an dem offenen Fensterbogen der Basilika: – denn von ihrer Ecke sah man geradeaus bis an den Eingang der Hauptstraße von Decimum, wo Astartens, ehemals Modigisels, Villa liegt. So hört' ich – noch war kein Byzantiner sichtbar – jedes Wort, das in der Basilika gesprochen ward. Heftig stritten zwei Knabenstimmen.

»Wie?« rief der eine. »Ist das die Heldenschaft, die so lautgepriesene, der Vandalen? Hier, in der Kirche, steckst du, Ammata, im Asyl der Kirche, der vielgequälten Katholiken? Hier suchst du Zuflucht?« »Gebot des Königs,« erwiderte Ammata, – seine Stimme war von Wut erstickt. »Ah,« höhnte der andere – Pudentius war es – ich erkannte nun die Stimme. »Das ließ ich mir von König und von Kaiser nicht befehlen! Ich bin gefesselt an Händen und Füßen: sonst wär' ich längst da draußen und kämpfte an der Römer Seite.« – »Gebot des Königs, sag' ich dir.« – »Gebot der Feigheit! Hei, wär' ich ein Sproß des Königshauses, um dessen Krone hier gefochten wird, mich hielte nichts in einer Kirche, während ... – Horch, das ist die Tuba! Das ist der Römer siegverkündend ... –«

Nicht mehr vernahm ich: draußen vor Decimum schmetterten die römischen Drommeten.«

Da wurden die Falten des Zeltes leise von außen auseinander geschoben. Ein bleiches Antlitz, zwei große, dunkle Augen spähten herein: – niemand bemerkte es.

»Im selben Augenblick sprang aus dem sehr hohen Fenster der Basilika – ich begreife noch nicht, wie der Knabe hinauf kam – eine Gestalt, lief an mir vorbei, schwang sich auf das ledige Roß eines unserer Reiter, riß den daran lehrenden Speer aus dem Boden und mit dem jauchzenden Ruf: »Vandalen! Vandalen!« stob er die Straße hinab, den Byzantinern entgegen. »Ammata! Ammata! Halt!« rief ihm Thrasarich nach. Aber der war schon weit. »Nach! Gundomar! Nach! Rette den Knaben,« schrie Thrasarich und schoß an mir vorbei. Ich folgte, unsere Reiter – ein dünnes Häuflein! – desgleichen. »Zu früh! Viel zu früh!« rief ich, da ich Thrasarich einholte. – »Der König befahl, den Knaben zu schützen!« – Es war unmöglich, ihn zu halten. Ich folgte. Schon hielten wir an dem engen Süd-Eingange von Decimum: rechts die Villa der Astarte, links die hohe Steinmauer eines Getreidespeichers. Ammata, ohne Helm, Brünne und Schild, nur den Speer in der Hand, hielt gegenüber einer ganzen Schar berittener Lanzenträger, die erstaunt den tolldreisten Knaben anstarrten.

»Zurück, Ammata! Flieh, ich decke hier den Eingang,« rief Thrasarich. »Ich fliehe nicht! Ich bin ein Enkel Geiserichs,« war die Antwort des Knaben. »So sterben wir hier zusammen! Hier meinen Schild,« Es war die höchste Zeit. Denn schon flogen die Wurflanzen der Byzantiner dicht auf uns. Unsere drei Pferde stürzten. Unversehrt sprangen wir alle drei auf. Ein Wurfspieß stak in dem Schild, den Thrasarich dem Knaben aufgedrängt, das Hammerzeichen darin durchbohrend. Ein Dutzend unserer Reiter war nun hinter uns angelangt. Sechs sprangen ab, die Lanzen vorstreckend. Wir sperrten zur Genüge den engen Eingang. Die Byzantiner sprengten auf uns ein: nur drei Gäule hatten nebeneinander Raum. Wir drei erstachen zwei Reiter und ein Roß. Die Feinde mußten erst die Toten, auch unsere drei Pferde und das vierte wegziehen, sich Raum zu schaffen. Dabei sprang Ammata vor und erstach noch einen der Byzantiner. Als er zurücksprang, streifte ein Pfeil seinen Hals: hoch auf spritzte das Blut: der Knabe lachte. Wieder sprengten die Feinde an. Wieder fielen zwei von ihnen. Aber Ammata mußte den Hammerschild fahren lassen, so viele Speere staken nun darin, und Thrasarich empfing einen Lanzenstoß in den linken, den schildlosen Arm. Jetzt hörten wir hinter den Byzantinern germanische Hörner: es klang ähnlich wie unser vandalisches Reiterhorn. »Gibamund! Oder der König!« riefen unsere Leute. »Wir sind gerettet.«

Aber wir waren verloren: Heruler waren es, in des Kaisers Sold. Ihr Führer, eine hohe Gestalt, Adlerflügel auf dem Helm, übernahm sofort den Befehl über alle Feinde uns gegenüber. Er ließ mehrere Reiter absitzen und die Mauer des Speichers zu seiner Rechten erklettern, andere trabten nach links ab, die Villa zu umreiten: zugleich überschütteten sie uns mit einem Hagel von Speeren. Mir flog der Eberhelm vom Kopf, zwei Lanzen zugleich hatten ihn getroffen, eine dritte traf nun mein Haupt und streckte mich zu Boden. In diesem Augenblick, da wir alle lediglich nach vorn, gegen die Feinde, unsere Blicke richteten, drängte sich von rückwärts, von der Basilika her, ein Mann zu Fuß durch unsere Reiter: – ich hörte einen heisern Schrei: »Warte, Knabe!« und sah eine Klinge blitzen. Ammata fiel nach vorn aufs Knie.

Bleda war's, der gefangene Hunne. Er schleifte noch den abgerissenen Strick am Fuße nach. Er hatte sich losgerissen, eine Waffe aufgegriffen: bevor er das Schwert aus des Knaben Rücken ziehen konnte, hatte ihn Thrasarich durchspeert. Aber der Angreifer vorn hatte der Edeling darüber ganz vergessen: er schlug nicht wie bisher, die

heranfliegenden Wurflinzen zur Seite. Zwei Speere auf einmal trafen ihn: er erhielt eine tiefe Wunde in den Schenkel, er taumelte gegen die Mauer der Villa. Da öffnete sich eine schmale Pforte derselben und auf der Schwelle stand Astarte. »Komm,« sagte sie, »Geliebter! ich rette dich,« sie griff nach seinem Arm. »Ein geheimer Gang aus meinem Keller ... → Aber schweigend riß Thrasarich sich los und warf sich vor den knieenden Knaben. Denn jetzt drangen Heruler und Byzantiner, zu Roß und zu Fuß, in dichten Haufen, heran. Die Pforte flog zu.

Ich wollte mich aufrichten, – ich konnte nicht. So sah ich, ohne helfen zu können, selbst hilflos, doch gedeckt durch ein totes Pferd, hinter dem ich zusammengesunken war, das Ende. – Ich mach' es kurz. So lang er einen Arm rühren konnte, deckte der treue Riese den Knaben mit Schwert und Speer: zuletzt noch, als ihm der Speer abgehauen, das Schwert zerbrochen war, mit dem eignen Leib. Ich sah, wie er, das gewaltige Bärenfell wie einen Schild über ihn breitend, beide Arme um die Brust des Kindes schlang.

»Ergieb dich, tapfrer Mann,« rief ihm der Führer der Heruler zu. Aber Thrasarich ... – horch, was war das?«

»Ein Ächzen? Dorthier! Schmerzt der Fuß, mein Gibamund?« – »Ich schwieg. Es war wohl ein Nachtvogel – draußen – vor dem Zelt.« – »Aber Thrasarich schüttelte das mächtige Haupt und schleuderte den Schwertknauf dem nächsten Byzantiner ins Gesicht, daß der aufschreiend stürzte. Da flogen so viele Lanzen auf einmal, daß Ammata tot zur Erde sank. Aber Thrasarich fiel nicht. In halb gebückter Stellung, beide Arme vorn überhangend, blieb er stehen. Der Führer der Heruler trat dicht an ihn heran: »Wahrhaftig,« sprach er, »das hab' ich nie gesehen! Der Mann ist tot. Aber er kann nicht fallen: so viele Speere, auf dem Boden mit den Schaftenden anstehend, stecken in seiner Brust.« Mit sanften Händen zog er einige heraus: – nun glitt der Starke nieder neben Ammata. –

Unsere Reiter waren geflohen, sobald sie uns beide hatten fallen sehen. An mir vorbei – ich lag wie tot – jagte die Verfolgung. Erst nach langer Zeit, da alles um mich her still geworden, gelang es mir, mich etwas aufzurichten. So fand mich neben Ammata der König, dem ich der beiden Geschick erzählte. Das andere, – wie er den Augenblick des Sieges verlor, nein, den schon erfaßten Sieg weg von sich schleuderte, – das wißt ihr. –« »Wir wissen es!« sprach Hilde tonlos vor sich hin. »Und wo ist Ammata, – wo Thrasarich bestattet?« forschte Gibamund.

»Dicht neben Decimum. In zwei Hügeln. Einem Colonen gehört das Land. Nach der Sitte der Ahnen pflanzten die Unsern drei ragende Speere auf jeden der Hügel. Des Königs Reiter brachten mich dann zurück und hoben mich auf ein Pferd, das mich in dieser jammervollen Flucht getragen hat. Schmach über dies Vandalenvolk! Seine Fürsten und Edlinge läßt es kämpfen und bluten – allein! – Die Menge hat noch nichts als rasche Flucht geleistet.«

Achtes Kapitel.

Schon wich das dunkelste Dunkel der Nacht im Osten einer leisen grauen Dämmerfarbe: – aber noch strahlten die Sterne funkelnd am Himmel: – da glitt durch die Lagergassen geräuschlos, aber sehr raschen Schrittes eine kleine, schmale Gestalt.

Die zottigen Hunde, welche die Zelte ihrer Herren bewachten, knurrten leise, aber sie schlugen nicht an: sie scheuten das leise dahingleitende Wesen. Ein Vandale, der an einer Ecke der Zeltgassen auf Wache stand, schlug erschrocken, abergläubisch ein Kreuz und bog der Vorüberschwebenden weit aus. Aber die weiße Gestalt trat auf ihn zu. »Wo liegt Decimum? – Ich meine, in welcher Richtung?« fragte sie leise, rasch.

»Im Osten, Dorthin!« Er deutete mit dem Speere. »Wie weit ist es?« – »Wie weit? Sehr weit! Wir ritten, was die Gäule laufen konnten: denn uns hetzte die Furcht, – ich weiß freilich nicht, vor welchem Schrecknis? – wir zogen nicht Zügel bis hierher. – Sechs, acht Stunden jagten wir bis hierher. –« – »Gleichviel!« – Bald hatte die Enteilende den Ausgang des Lagers erreicht. Die hier aufgestellten Posten ließen sie unbehelligt hinaus: einer rief ihr nach: »Wohin? Nicht dorthin! Dort steht der Feind!« – »Nicht lang ausbleiben!« rief ihr ein Maure nach: »der böse Wind ist im Anzug.« Aber sie war schon weit.

Sie mied gleich hinter dem Lager den von vielen Fußritten und Fußspuren, auch von verlorenen oder weggeworfenen Waffen, bezeichneten Weg, wenn man diese Linie durch die Wüste so nennen konnte. – Sie rannte von dem von West nach Ost ziehenden Pfad ein paar hundert Schritte nach Süden, in das Innere der Wüste hinein, überstieg dabei mehrere haushohe, dünenähnliche Hügel von Sand, wie sie, den wechselnden Windwehen folgend, hier in allen Richtungen, aber doch am häufigsten von Süd nach Nord, die Wüste durchziehen, Sandschluchten bildend, neben Sandhöhen, die schmal, aber sehr lang, oft viertelstundenlang dem in der Tiefe Wandernden den Ausblick hemmen über die nächste Sandwelle hinüber.

Erst nachdem sie sich von dem Wege weit genug entfernt glaubte, um von diesem aus nicht mehr gesehen werden zu können, wandte sie sich, in die ursprüngliche Richtung einlenkend, wieder nach Osten: – oder was sie für Osten hielt. Denn einstweilen hatte zwar die flammend, glühend, aufsteigende Sonne das Licht der Steine verlöscht und ihr den Osten gezeigt: aber bald darauf verschwand die rote Sonnenscheibe unter dunstigem Gewölk, dem Qualm der Wüste.

Sie lief und lief und lief.

Sie war nun ganz im tiefen Bereich der Wüste. Kein Unterscheidungsmerkmal mehr: – kein Baum, kein Strauch. Nur Himmel oben und Sand unten. Zwar bald Sandthäler, bald Sandhöhen. Aber auch diese von völliger Gleichförmigkeit. Sie lief und lief. »Nur noch sein Grab erreichen!« dachte sie. »Nur noch sein Grab. Immer geradeaus!« Es war so still, so unheimlich still.

Nur einmal war ihr, sie sähe, weit, weit zu ihrer Linken, dem »Weg« entsprechend, fliegende Wolkenschatten eilen: – vielleicht waren es Strauße oder Antilopen. – Nein:

ihr war, sie höre rufen, menschliche Stimmen: aber weit, sehr weit! Doch klang es wie:
»Eugenie!«

Erschrocken duckte sie sich dicht an den Sandhügel zu ihrer Linken: – so konnte man sie von links her nicht sehen, auch, wenn das Sandthal, in dem sie jetzt kauerte, von einer Sandhöhe überschaubar war: es deckte sie doch der Rücken des Hügels. »Eugenie!« So schien es, nun deutlicher, nochmal zu tönen: es klang wie Hildes Stimme. Zitternd verhallte der ferne, leise Ton: traurig, wie hoffnungslos ersterbend. Nun war alles wieder still. – Sie sprang auf, sie begann aufs neue den atemlosen Lauf.

Daß sie gar keinen Richtpunkt mehr hatte, ängstigte sie. Wenn sie nicht ganz gerade Richtung hielt? Da fiel ihr ein, zurückzublicken: die Spur jedes ihrer obzwar so leichten Tritte prägte sich dem Sande sicher ein: – schnurgerade war die Linie: sie freute sich über ihre Verständigkeit. Nun blickte sie gar oft – alle hundert Schritt – zurück, um zu prüfen. Nur vorwärts, vorwärts! – Es ward ihr bang. Schweiß troff ihr längst von der Stirn, von den nackten Armen. Es ward heiß, sehr heiß und so seltsam dumpf – so bleigrau der Himmel. Ein leiser, hohl pfeifender Wind sprang ein: von Süd nach Nord.

Sie blickte wieder um: – o Entsetzen! Sie sah keine Spur mehr ihrer Tritte! Als ob sie jetzt erst ihre Bahn beginne, so glatt lag hinter ihr die ganze Strecke. Wie betäubt vor Staunen stampfte sie auf den Sand: gleich darauf war, vor ihren Augen, der Eindruck ausgefüllt: zugeweht von feinstem Sand, der leise vor dem leisen Wind flog. Sie erschrak. Sie griff an das übermächtig pochende Herz: sie griff in lauter Sand: eine feine, aber dichte Sandrinde hatte ihr Gewand, ihr Haar, ihr Antlitz überkrustet. Durch ihre bestürzten Gedanken schoß die Erinnerung, gehört zu haben, wie Menschen, Tiere, ganze Karawanen von solchen Sandwehen überdeckt worden seien, wie sich der Sand, vom Wind gehäuft, oft wie eine ungeheure Welle erhebe und alles Leben mit unentrinnbarer Sicherheit unter sich begrabe. Ihr war, von ihrer Rechten, von Süden her habe sich eine Sandhöhe aufgetürmt, die, eilends vorwärts wandernd, ihr den Weg verschütten wolle. Also noch rascher laufen, ihr zu entkommen! Noch war ja der Weg frei. Da fuhr von der Seite, von Süden her, plötzlich ein Windstoß von gewaltiger Stärke: er riß ihr den bastgeflochtenen Reisehut vom Kopf und wirbelte ihn rasch nach Norden: schon war er fast außer Sicht. Ihn einholen war unmöglich. Auch mußte sie ja nach Osten. – Vorwärts! – Weiter! –

Der Wind ward stärker und stärker. Die höher stehende Sonne schoß stechende Strahlen auf ihr schutzlos Haupt: ihr dunkelbraunes Haar flatterte wild um sie her. Es schmerzte sie, wenn es, von Salz rund überkrustet, ihr in die Augen schlug, die Wangen peitschte. Sie konnte die Augen kaum geöffnet halten: der feine Sand drang beißend durch die langen Wimpern ein. Weiter! – In ihre Schuhe drang der Sand; an dem linken brach das Band über dem Rist. Sie hob den Fuß auf: – da riß der Wind den Schuh aus ihrer Hand und wirbelte ihn fort. Es war ja kein Unglück. Aber sie weinte, weinte über ihre Hilflosigkeit. Sie sank in die Knie; leise, leise stieg der tückische Sand an ihr empor. Ein gellender, häßlicher, krähender Schrei schlug an ihr Ohr: – der erste Laut in der ungeheuern Stille seit vielen Stunden: eine dunkle Gestalt flog, von Süd nach Nord vorüberfliegend, einen Augenblick an dem Horizont dahin: es war ein Strauß, der, in Todesangst hastend, vor dem bösen Winde floh: den Kopf, den langen weißen Kragen weit vorgestreckt, den Lauf der raschen hohen Beine durch den Schlag der gewölbten

dunkeln Schwingen manchmal, wie durch Segelhilfe, beschleunigend, glitt er pfeilgeschwind dahin: – schon war er verschwunden. –

»Dies Tier eilt mit solcher Kraft, sein Leben zu retten. Soll mir die Kraft versagen, da ich zu dem Geliebten eile? Schäme dich, Kleine, würde er sagen,« lächelte sie unter Thränen, raffte sich auf und rannte vorwärts. – So ging es fort eine Stunde: – viele Stunden.

Oft war ihr, sie habe die Richtung verloren: – sonst müßte sie längst das Schlachtfeld erreicht haben. Der Wind war zum Sturm geworden. Ihr Herz drohte, zu springen. Schwindel faßte sie: sie taumelte –: sie mußte rasten. Jetzt, hier, holte sie doch kein Vandal mehr ein, sie mit Gewalt von ihrem heiligen Ziel abzuhalten.

Da ragte dicht neben ihr etwas Weißes aus dem gelben Sand. Seit Stunden das erste, was das einförmige Gelb des Bodens unterbrach. Es war kein Stein: sie griff danach, sie zog es aus dem zolltiefen Sand: – o Schreck und Entsetzen! Sie schrie laut auf vor Verzweiflung, vor Furcht, in dem Gefühl der trostlosen, hoffnungslosen, rettungslosen Hilflosigkeit: es war ihr eigener Schuh, ihr vor vielen Stunden verlorener Schuh! Sie war im Kreise herumgelaufen! Oder, hatte der Wind den Schuh weit getragen von jener Stätte, da sie ihn verlor? Aber nein! Der Schuh, den sie jetzt weinend vor sich hinwarf, ward, vor ihren Augen, rascher vom Sande verschüttet als vom Wind entführt. Sie war, nachdem sie ihre letzte, ach allerletzte! Kraft erschöpft, am selben Fleck. –

Sterben – jetzt! Allen Widerstand aufgeben. Ruhen – Schlafen: das lockte die Todmüde so süß. »Aber nein! Zu ihm! Wie hieß es doch? ›Und es *zwang* die Treue und zog sie in das Grab des toten Helden.« Zu ihm!« Sie raffte sich auf, mit sehr großer Mühe –: so schwach war sie schon. Und als sie kaum stand, blies sie der Süd Sturm nieder. Nochmal erhob sie sich: sie wollte umschauen, ob nicht irgend ein Mensch, ein Haus, ob nicht der Weg, sichtbar werde. Da im Norden vor ihr erhob sich ein Sandhügel, höher als fast alle, die sie noch geschaut. Wohl über hundert Schuh. Wenn es gelang, hinaufzuklimmen, – von da oben konnte man weit schauen! Mit unsäglichen Mühen – denn fast bei jedem Schritt sank sie knietief in den lockeren Flugsand, bis ihr Fuß den älteren, den grobkörnigen erreichte, – drang sie aufwärts: oft wieder zurücksinkend, wann sie strauchelte, um mehrere Schritte. Und dabei war das Unheimlichste, Beängstigendste, daß bei jeder Erschütterung der ganze Sandberg knisterte, bebte, daß er zu rieseln anfing in zahllosen Sandrutschen nach allen Seiten. Anfangs machte sie erschrocken Halt: sie meinte, wohl der ganze Berg sinke mit ihr in sich zusammen. Aber sie überwand das Grauen und rutschte zuletzt auf den Knien – sie konnte nicht mehr stehen – empor, die Hände einschlagend in den Sand und sich emporziehend, emporschiebend. Der Wind, – nein, jetzt war es Orkan! – half ihr dabei: – er schob mit von Süd nach Nord. Und endlich, – es dünkte ihr länger als der ganze bisherige Weg! – endlich war sie oben. Sie schlug die Augen, die sie halb geschlossen gehalten, auf: – o Wonne, Errettung! Vor ihr, in weiter Ferne zwar, aber doch deutlich sichtbar blitzte ein stahlblauer Streif: – das war das Meer! Und seitwärts, nach Osten zu, glaubte sie Häuser, Bäume zu erkennen: – gewiß, das war Decimum und etwas weiter landeinwärts, da erhob sich ein dunkler Hügel – das war der Wüste Ende! Sie glaubte, – aber das war ja unmöglich, so weit zu sehen! – sie glaubte oder träumte, auf der Krone des Hügel drei haardünne, schwarze Striche aufrecht ragen zu sehen in den hellen

Horizont hinein: gewiß das waren die drei Speere auf seinem Grab. »Geliebter! Mein Held!« rief sie, »ich komme.«

Und mit ausgebreiteten Armen wollte sie den Sandberg auf der nordöstlichen Seite herabeilen. Aber bei dem ersten Schritt brach sie ein: tief, bis ans Knie, noch tiefer, bis an den Gürtel sank sie: – noch konnte sie den blauen Himmel über sich sehen: – noch einmal griff sie, mit letzter Kraft, mit beiden Armen hoch nach oben, die Hände in den Sand einbohrend bis an die Knöchel, sich emporzuziehen: noch einmal sahen die großen, schönen Rehaugen flehend, ach so verzweiflungsvoll! – zu dem schweigenden Himmel auf: noch ein wilder, heftiger Ruck –: nun ein dumpfer Ton wie von schwerem Schlag und Fall: der ganze Sandberg, von ihrem Ringen erschüttert, vom Orkan im Süden gestoßen, fiel über ihr, nach Norden vorstürzend, zusammen, fast hundert Fuß tief sie verschüttend, im Augenblick sie erstickend. –

Über ihr hohes Grab raste, frohlockend, wie triumphierend der Sturm der Wüste.

Jahrzehnte lag sie so, die schöne Leiche, unverstört, unentweiht, bis der ewig wechselnde Baumeister, der Wind, diesen Sandhügel allmählich abgetragen und zuletzt, in einer Sturmnacht, ganz verweht hatte.

Da kam ein frommer Einsiedler des Wegs, ein Wüstenmönch, der in Decimum seine geringen Lebensbedürfnisse erbettelte und in seine Sandhöhle in der Wüste trug. Oft und oft war er hier vorübergekommen –: erst am Tage vorher hatte der Orkan das Skelett bloßgelegt. Sinnend stand der Greis davor. Gar so zierlich, gar so fein, wie von Künstlerhand gebildet, waren die blendend weißen Knöchlein: das Gewand war, wie das Fleisch, längst völlig zerfressen von der durchsickernden Feuchte: aber die hohe Sandschicht hatte ihr schönes Geheimnis treu bewahrt: kein Knöchlein fehlte. Ein Menschenalter lang hatte der trockene Sand der Wüste, waren auch Gewand und Fleisch verwest, die Umrisse der Gestalt, wie sie in den Sandboden unter schwerem Druck eingepreßt worden waren, unversehrt erhalten. Man sah, die Verschüttete hatte mit der Rechten Augen und Mund vor dem eindringenden Sand schützen wollen, die Linke lag in anmutiger Haltung auf der Brust, das Antlitz war der Erde zugekehrt.

»Wer warst du wohl, du feines Menschenkind,« sprach ergriffen der fromme Mann, »das hier ein einsam Ende fand? Denn ringsum keine Spur der Begleiter. Ein Kind oder ein kaum erblühtes Mädchen? Aber eine Christin jedenfalls – keine Maurin: hier, an dem Hals, an silberner Schnur, ein goldnes Kreuz! Und daneben ein seltsam Schmuckstück: ein Halbring von Bronze mit eingeritzten Zeichen: – nicht latein, nicht griechisch, nicht hebräisch. Gleichviel! Des Mädchens Gebein soll nicht verstreut werden über die Öde. Die Christin soll in geweihter Erde schlafen. Die Bauern müssen mir helfen, sie hier oder in der Nähe zu bestatten.«

Er ging nach Decimum. Längst waren hier die Spuren des Vandalengefechts verschwunden. Die Kinder, die damals von den Dorfleuten geflüchtet worden, waren jetzt erwachsen, waren die Eigner der Häuser und Äcker. Aufmerksam hörte der Bauer zu, welchem der Einsiedler von seinem ergreifenden Fund erzählte. Als der aber von dem bronzenen Halbring mit fremder Schrift sprach, unterbrach er ihn und rief »Seltsam! Sieh, in der Hügelgruft, dem großen Steingewölbe vor unserem Dorf: – der Hügel ist mein eigen: Reben trägt er auf der Südseite – da liegt, wie sichere Überlieferung bekundet – mein Vater hat ihn selbst bestatten helfen – ein vandalischer

Königsknabe, der hier gefallen ist; und neben ihm ein Krieger, ein gar gewaltiger: ein furchtbarer Riese, der an seiner Seite treu ausgehalten haben soll. Die Priester sagen, es sei ein Unhold gewesen, ein Gott des Donners, einer der alten Heidengötter der Barbaren, mit dessen Fall das Glück von diesen gewichen. Nun, der Riese hat genau solch einen Halbring an dem Arme hangen wie du beschreibst an jener Kleinen. – Vielleicht gehörten die zusammen? Wer weiß es? – In der Wüste können wir dir doch kein Grab schaufeln: auch wenn du's willst, verweht's der Wind. Komm, ich schirre meinen Breitwagen an: wir fahren hinaus und holen die Tote und legen sie neben den Riesen: sein Grab ist von Priestern geweiht.« –

Und so geschah's. Als sie aber die zierlichen Reste neben dem Gewaltigen gebettet und der Mönch ein halblaut Gebet geflüstert hatte, fragte der: »Sage, Freund! Ich sah mit freud'gem Staunen, daß ihr dem Toten allen Schmuck gelassen habt. Und daß du dir die Mühe gabst mit dem Skelette der Armen, das ist doch auch nicht gerade ... –« – »Bauernsitte, meinst du? Hast recht, heiliger Vater. Aber sieh, der König Gelimer, der einst hier herrschte, der band meinem Vater nach dem Gefechte hier die treue Obhut der Gräber auf die Seele: – er solle sie pflegen wie ein Heiligtum, bis er, Gelimer, wieder käme und die Leichen berge in Karthago. König Gelimer ist nie wiedergekommen nach Decimum! Aber mein Vater hat sterbend mir dieses Grabes Obhut auf die Seele gebunden: – und so werd' ich vor meinem Tode dem braunen Krauskopf thun, der uns die feinen Knöchlein tragen half. Denn König Gelimer! Der war gütig gegen alle. Auch gegen uns Römer: und hatte auch meinem Vater zur Vandalenzeit manche Wohlthat erwiesen. Schon sagen viele, er war gar kein Mensch, sondern ein Dämon: ein böser, meinen die einen, ein guter, sagen die meisten. Und Dämon oder Mensch: gut war er gewiß: denn mein Vater hat ihn oft gerühmt.« Und so ist die Kleine doch noch an ihres Helden Seite gelangt.

Neuntes Kapitel

An Cethegus Prokopius.

»Dies schreibe ich – wirklich und wahrhaftig! – noch sind es nicht drei Monate, daß wir Byzanz verließen – in Karthago, auf dem Kapitol, in dem Königshause der Asdingen, in Geiserichs des Schrecklichen Waffenhalle. Ich bezweifle es manchmal selbst: aber es ist so! Am Tage nach dem Gefecht bei Decimum traf das Fußvolk, aus dem Lager nachrückend, bei uns ein und das ganze Heer zog auf Karthago, das wir am Abend erreichten. – Wir wählten einen Lagerplatz vor der Stadt, obwohl kein Mensch uns den Einzug wehrte. Ja, die Karthager hatten all' ihre Thore geöffnet, hatten überall auf den Straßen und Plätzen Fackeln und Laternen angezündet. Die ganze Nacht leuchteten die Freudenfeuer aus der Stadt in unser Lager heraus, während die wenigen Vandalen, die nicht geflohen, in den katholischen Kirchen Asyl suchten.

Aber Belisar verbot auf das strengste, in der Nacht die Stadt zu betreten: er fürchtete Hinterhalt, Kriegslist. Er wollte gar nicht glauben, daß ihm so ohne weiteres die Hauptstadt Geiserichs in die Hände gefallen sei. Am folgenden Tage bogen, von günstigem Südost getragen, unsere Schiffe um das Vorgebirg Merkurs. Sobald die Karthager unsere Flagge erkannten, sprengten sie die eisernen Sperrketten ihres Außenhafens, Mandracium, und winkten unsern Seeleuten zu, sie möchten doch einfahren. Jedoch die Befehlshaber zögerten, Belisars Weisung gedenk: sie gingen vielmehr in der Bucht Stagnum vor Anker, fünftausend Schritte von der Stadt, weiteren Befehl erwartend.

Aber damit die guten Bürger von Karthago doch gleich am ersten Tage schon ihre Befreier kennen lernten, fuhr ein Schiffshauptmann Kalonymos mit einigen Matrosen doch – gegen das Verbot Belisars und des Quästors! – in Mandracium ein, landete und plünderte sogleich alle Kaufleute, – Karthager wie Gäste – die dort am Hafen ihre Häuser und Warenlager haben. Er nahm ihnen alles Geld, viele Waren und auch die schönen Leuchter und Laternen, die sie aus Freude über unser Kommen angezündet hatten.

Wir hatten gehofft – Belisar gab Auftrag, eifrig danach zu trachten, – den gefangen gehaltenen König Hilderich und dessen Bruder zu befreien. Aber diese Hoffnung, scheint es, bleibt unerfüllt. In der Königsburg, hoch oben auf dem Kapitol, liegt der finstere Kerker, in welchem der Anmaßer jene Asdingen gefangen hielt, wie er denn alle seine Feinde gern hier einsperrte: – seinen Vorgängern ersetzte der Scharfrichter den Kerkermeister. Auch viele Kaufleute uns unserm Reich hielt er hier gefangen, weil er besorgte – und mein Hegelochos zeigte, mit welch' gutem Grund: reich beschenkt hat ihn der Feldherr heut' nach Syrakus entlassen – sie möchten, ließ er sie frei davonsegeln, uns allerlei wertvolle Kunde zutragen. Als nun der Kerkermeister, ein Römer, unsern Sieg bei Decimum erfuhr und unsere Schiffe um das Vorgebirge biegen sah, befreite er alle diese Gefangenen. Auch den König und Euages wollte er herausführen. Allein ihr Gelaß war leer. Man weiß nicht, was aus ihnen geworden.

Um Mittag gab Belisar den Schiffsmannschaften den Befehl, zu landen, allen Truppen, die Waffen zu putzen und sich selbst aufs beste zu schmücken, und nun zog

das ganze Heer in voller Schlachtordnung – denn immer noch besorgten wir einen Hinterhalt der Vandalen – durch den »Hain der Kaiserin Theodora« – so haben ihn die dankbaren Karthager jetzt neu getauft, hör' ich – dann durch das südliche, das byzacenische Thor, endlich durch die untere Stadt. Belisar und die obersten Befehlshaber stiegen mit erlesenen Scharen auf das Kapitol und feierlich nahm unser Feldherr Platz auf dem purpur- und goldprangenden Throne Geiserichs. Und das Mittagmahl ließ Belisar auftragen in der Speisehalle, wo Gelimer die Edelingelinge der Vandalen zu bewirten gepflegt. »Delphika« heißt der Saal, weil seinen Hauptschmuck ein kunstvoller Dreifuß bildet. Hier bewirtete nun Belisar die Ersten seines Heeres: am Tage vorher war für Gelimer das Mahl hier gerüstet gewesen. Wir aber schmausten nun die für sein Siegesfest bereiteten Speisen: sie mundeten trefflich, von diesem Gedanken gewürzt. Und die Diener Gelimers trugen die Schüsseln auf, schenkten die Schalen duftenden Grassikers voll, bedienten uns in allem. Da sah man wieder einmal, wie die Göttin Tyche ihre Freude daran hat, mit dem Wechselgeschick der Menschen ihr überraschend Spiel zu treiben!

Du, o Cethegus – ich weiß es wohl – denkst anders über die letzten Gründe alles Geschehens; die starre Notwendigkeit eines Gesetzes siehst du sich verwirklichen in den Handlungen der Menschen wie in Gewitter und Sonnenschein. Das mag großartig sein, heldenhaft, aber es ist furchtbar. Ich bin ein kleiner Geist und das Gegenteil eines Helden: ich halte das nicht aus! Skeptisch schwanke ich hin und her. Bald seh' ich nur den blinden Zufall launisch walten, der sich erfreut, wechselnd zu heben und zu stürzen. Bald mein' ich doch, ein unerforschlicher Gott lenkt alles, aus den Wolken niederlangend, zu geheimnisvollen Zielen hin. Ich hab' es aufgegeben, das ganze Philosophieren, und freue mich des bunten Geschehens, nicht ohne Spott und Hohn über die Thorheiten der andern Menschen, aber auch nicht minder über die des Prokopius!

Und ganz will ich es mit dem Christengott doch auch nicht verderben. Man weiß nicht, ob nicht am Ende doch des Menschen Sohn wiederkehren wird in den Wolken des Himmels. Für diesen Fall möcht' ich doch lieber zu den Schafen als zu den Böcken geordnet werden.

Das Volk, die befreiten Römer, die Katholiken in ihrer Freude über ihre Befreiung sehen überall Zeichen und Wunder! Sie betrachten unsere Hunnen wie Engel des Herrn. Werden sie schon noch kennen lernen, diese Engel, zumal wenn sie hübsche Weiber oder Töchter haben; oder auch nur volle Geldtruhen. – Das Heitere aber ist, daß unsere Soldaten: – mit Achtung vor des Kaisers Majestät zu sagen: meist (mit Ausnahme von Belisars Leibwächtern) ein arges Lumpengesindel aus allen Provinzen des Reiches und aus allen Barbarenvölkern der Nachbarschaft, zu stehlen, zu rauben, zu morden nicht minder als zu fechten stets bereit, – daß wir selber infolge des grenzenlosen Glückes, das uns begleitet in dieser ganzen Unternehmung, anfangen, uns für die auserkornen Lieblinge des Herrn, für sein heilig Rüstzeug zu halten: Beutel- und Gurgelschneider, die wir sind! So glaubt das ganze Heer, Heiden wie Christen, jene Quelle ward durch ein Wunder Gottes nur für uns aus dem Wüstensand gesogen. So glaubt das Heer wie die Karthager an ein Laternenwunder bei dem folgenden seltsamen Zufall.

Der höchste Heilige der Karthager ist Sankt Cyprian, der mehr als ein halb Dutzend Basiliken und Kapellen zählt, in denen allen seine Feste, »die großen Cyprianen,« prunkvoll gefeiert werden. Die Vandalen haben aber fast alle Kirchen den Katholiken entrissen und dem arianischen Kultus geweiht. So auch die große Basilika Sankt Cyprians unten am Hafen, indem sie die katholischen Priester schnöde daraus vertrieben. Um den Verlust dieser Kathedrale trugen nun die Rechtgläubigen am meisten Kummer. Sie erzählen, wiederholt sei Sankt Cyprian frommen Seelen im Traum erschienen, habe sie getröstet und ihnen verkündet, einst werde er sich rächen an den Vandalen für die ihm zugefügte Kränkung. (Ich finde das nun ziemlich unheilig von dem großen Heiligen: uns armen Sündern auf Erden predigt man alle Tage, wir sollen unseren Feinden hübsch vergeben: und der zornmütige Heilige dadroben darf sein rachsüchtig Mütchen kühlen und bleibt dabei doch der hochheilige Cyprian!) Die Frommen, in ihrer Rachewut durch ihren besten Heiligen angenehm bestärkt und gerechtfertigt, warteten nun schon lange ganz neugierig und mit Schmerzen darauf, welchen Streich Sankt Cyprian den Ketzern spielen werde. In diesen Tagen endlich ward es offenbar. Die Feier der »großen Cyprianen« stand gerade jetzt bevor: sie fiel auf den dem Gefecht von Decimum folgenden Tag. Die arianischen Priester hatten an dem Tage des Treffens selbst, an dem Vorabend des Feiertages, die ganze Kirche auf das herrlichste geschmückt und hatten zumal Tausende von kleinen Ampeln aufgestellt, nachts eine prachtvolle Erleuchtung als Siegesfeier zu veranstalten. Denn sie zweifelten nicht an dem Siege der Ihrigen. Auf des Archidiakonus Verus schriftlichen Befehl – er hat den König in das Feld begleitet – wurden auch alle sonst geheim gehaltenen, nur Verus bekannten Kirchengeräte und Kirchenschätze jeder Art aus den verborgenen Thesauri hervorgeholt und auf die sieben Altäre der Basilika verteilt. Nie hätte man diese ungeahnten Schätze in den geheimen Gewölben der Kirche gefunden, hätte nicht Verus die Anweisungen und die Schlüssel gesandt. Nun aber gewannen wir, nicht die Vandalen, den Tag von Decimum. Auf diese Nachricht flohen die arianischen Priester kopfüber aus der Stadt. Die Katholiken strömten in die Basilika, entdeckten die geheimen Schätze der Ketzler und zündeten nun die irrgläubigen Lampen zur Feier des Sieges der Rechtgläubigen an. »Das ist die Rache des heiligen Cyprian.« »Das ist das Lampenwunder.« So brüllen sie durch die Straßen und puffen und knuffen jeden Zweifler so lang, bis er es glaubt und mit schreit: »Jawohl, das ist die Rache und das Lampenwunder des heiligen Cyprian!« –

Nun hab' ich gar nichts gegen ein gelegentliches Wunder. Im Gegenteil. Es freut mich, wenn manchmal etwas begegnet, was die alles erklärenden Philosophen, die mich solange gequält haben, nicht erklären können. Aber dann muß es ein rechtes, ein faustdickes Wunder sein. Wenn ein Wunder sich nicht ganz unsinnig unvernünftig anlassen kann, dann soll es lieber gar kein Wunder werden. Es lohnt nicht! Und dieses Mirakel geht mir viel zu natürlich her. Belisar verwies mir meinen ungläubigen Spott. Ich erwiderte aber, Sankt Cyprian scheint mir der Schutzpatron der Lampenanzünder: ich gehöre nicht zu der Genossenschaft.

Die schönste Beute von Decimum hat Fara der Heruler gemacht. Er erhielt zwar von dem Edeling einen derben Lanzenstoß durch den ehernen Schild in den Arm. Aber der Schild hatte doch seine Schuldigkeit gethan: die Spitze drang nicht mehr allzutief in das Fleisch. Und als er in die nächste Villa trat, – er wollte gerade die Thüre sprengen – da ward sie aufgethan und entgegen schritt ihm, reich geschmückt, ein wunderschönes

Weib, brennend rote Blumen in dem schwarzen Haar. Sonst – außer den Blumen – hatte sie sich nicht mit allzuviel Gewandung beschwert.

Einen Kranz von Lorbeern und Granaten hielt sie ihm entgegen. »Auf wen hast du gewartet?« fragte der Heruler erstaunt. »Auf den Sieger,« antwortete das schöne Weib. Ein ziemlich orakelhafter Bescheid! – Diese Sphinx – sie sieht, schon einmal sagt' ich's, ganz aus wie eine solche! – hätte gewiß ihren Kranz und sich selber ebenso den siegreichen Vandalen gegeben. Was gehen auch schließlich die Karthagerin Vandalen und Byzantiner an? Sie ist des Stärkeren, des Siegers Beute: – vielleicht zu dessen Verderben! – Aber ich meine, die Sphinx hat jetzt ihren Ödipus gefunden. Wenn von dem seltsamen Liebespaar Einer untergehen muß: – schwerlich ist es mein Freund Fara. Er führte mich zu ihr: – er hält was auf mich, weil ich lesen und schreiben kann. – Er hatte mich ihr sichtlich sehr gerühmt. Ohne Erfolg! Sie musterte mich von oben bis unten und von unten bis oben: – keine zeitraubende Arbeit: ich bin nicht sehr lang! – und mit verächtlichem Schürzen der schönen, üppigen Lippen trat sie weit hinweg von mir. Ich will nicht behaupten, daß ich schön bin, während freilich Fara nach Belisar der stattlichste Mann von uns allen sechsenddreißigtausend ist. Allein ich fand es doch kränkend, daß sie mein sterblich Teil sofort davon abschreckte, mein unsterbliches auch nur kennen lernen zu wollen. Ich bin gereizt gegen sie. Ich wünsche ihr nichts Böses. Aber es würde mich weder höchlich wundern noch tief betrüben, nähme es mit ihr ein übles Ende.«

Zehntes Kapitel

»Belisar läßt Tag und Nacht an den Mauern arbeiten. Außer dem gesamten Heer und der Bemannung der Flotte hat er die Bürger zu diesem Werk herangezogen. Diese murren: sie meinen, wir seien ja gekommen sie zu befreien und nun zwingen wir sie zu so harter Fronarbeit, wie sie ihnen Gelimer niemals auferlegt.

Die Stadtumwallung in ihrer gewaltigen Ausdehnung zeigt so viele Lücken und Blößen, daß wir hierin den Grund suchen, aus welchem der König nach verlornen Schlacht sich nicht in seine Hauptstadt zurückzog. Verus, der auch in weltlichen Dingen viel bei dem »Tyrannen« gilt – so müssen wir, auf Befehl Justinians, den Vorkämpfer der Freiheit seines Volkes nennen – soll, wie Gefangene aussagen, von Anfang an geraten haben, sich in Karthago einzuschließen und hier von uns belagern zu lassen. Ist dem so, dann versteht der Priester – wie billig – mehr von Laternen als vom Krieg. In der ersten Nacht wären wir, meint der Feldherr, durch irgend ein Loch hereingeschlüpft. Zumal viele Tausende von Karthagern bereit standen, uns solche Löcher zu zeigen. Und wir hätten die ganze vandalische Herrlichkeit wie in der Mausefalle auf einen Schlag abgefangen, während wir jetzt die Feinde in der Wüste aufsuchen müssen. Der König habe denn auch jenen Rat gleich abgewiesen.

Die Göttin Tyche ist das einzige Frauenzimmer, an das ich manchmal wirklich zu glauben Lust verspüre. Und etwa noch an Ate, die Bethörung. Ate und Tyche, euch, ihr gewaltigen Geschwister, nicht Sankt Cyprian, müßten wir Danklaternen anzünden. Die Glücksgöttin wird nicht müde, Ball zu spielen mit dem Geschicke der Vandalen! Aber sie könnte es nicht, hätte ihr Ate nicht diesen Ball in die Hände gelegt.

Gestern läuft von Norden her ein kleines Bootensegel in den Hafen. Es zeigt die blutrote vandalische Flagge. Abgefangen von unsern hinter der hohen Hafenmauer unsichtbar lauernden Wachschiffen, erschrecken die Barbaren an Bord bis zum Tod: sie hatten von der Einnahme ihrer Hauptstadt keine Ahnung gehabt! Sie kommen geradenwegs – aus Sardinien! Dorthin ihre Flotte und ihres Heeres Kern zu entsenden, während wir schon bei Sicilien lagen, – das hat Ate den Feinden eingeblasen. Bei dem Führer ward ein Brief gefunden folgenden Inhalts: »Heil dir und Sieg, o König der Vandalen! Wo sind nun deine finstern Ahnungen! Sieg künd' ich dir! Wir landeten bei Karalis, der Hauptstadt von Sardinien. Wir nahmen Hafen und Stadt und Kapitol. Goda, der Verräter, fiel durch meinen Speer, seine Scharen sind geschlagen oder gefangen: dein ist wieder das ganze Eiland. Feire ein Siegesfest. Es ist die Vorbedeutung eines größeren Tages, da du die kecken Feinde zermalmen wirst, welche, wie wir hier soeben hören, wirklich gegen unsere Küsten heransiegeln. Nicht Einer soll zurückkehren aus unserem Afrika! Das schreibt dir Zazo, dein treuer Feldherr und Bruder.«

Das war gestern. Und heute bringt einer unserer Kreuzer in den Hafen ein vandalisch Eilschiff ein, das er auf dem Wege nach Sardinien abgefangen. Es trug einen Boten Gelimers mit folgendem Brief: »Nicht Goda hat uns nach Sardinien gelockt, sondern in Godas Gestalt ein Dämon der Hölle, den Gott gewähren läßt, uns zu verderben! Du bist nicht ausgezogen, damit wir Sardinien, sondern damit unsere Feinde Afrika gewinnen. Das war des Himmels Wille, da er deine Fahrt verhängte. Kaum warst du fort, da

landete Belisar. Klein ist sein Heer, aber von unserem Volk ist wie das Heldentum, so auch das Glück gewichen. Das Volk hat keinen Stern und sein König keine Einsicht: auch gute Pläne verdirbt das Ungestüm des einen oder das weiche Herz des andern. Gefallen ist Ammata, unser aller Liebling, gefallen Thrasarich der Treue, verwundet Gibamund, geschlagen unser Heer bei Decimum. Unsere Schiffswerften, unsere Häfen, unsere Waffenhallen, unsere Rosse, Karthago selbst sind in des Feindes Hand. Die Vandalen aber, die ich noch beisammen halte, sind von dem ersten Schlage wie betäubt: sie sind nicht aufzurütteln, obwohl alles auf dem Spiele steht. Verflogen ist fast bei allen die kurzatmige Aufraffung zur Thatkraft. Schmachvoll ist es zu sagen: mehr Kriegstüchtigkeit als in unserm verschüchterten Heer steckt zur Zeit in den zwölftausend maurischen Söldnern, die ich mit schwerem Gold geworben und als Rückhalt in einem festen Lager bei Bulla versammelt habe. Versagten auch diese mir, – bald wär's zu Ende. Uns blieb nur die Hoffnung auf dich und auf der Deinen Wiederkehr. Laß fahren Sardinien und des Empörers Bestrafung; hierher fliege mit der ganzen Flotte. Lande aber ja nicht bei Karthago, sondern weit westlich davon, etwa an der Grenzscheide zwischen Mauretanien und Numidien. Laß uns das drohende Verderben gemeinsam abwenden oder gemeinsam tragen. Gelimer.«

Die Briefe der Brüder kreuzen sich! Und beide Briefe fallen in unsere Hände! Und nun erwartet der König vergeblich seine Flotte im Westen! Jetzt, Göttin Tyche, blase die Backen auf, hauche in die Segel der Vandalenflotte und führe sie alle wohlbehalten mit dem siegreichen Heer, der letzten Hoffnung Gelimers, hierher in den Hafen von Karthago – in die Gefangenschaft!

Die Göttin Tyche ist eben auch ein – Frauenzimmer, wie andere. Auf einmal dreht sie uns – ein bischen wenigstens – den Rücken und liebäugelt mit jenen Blondköpfen. Ich hätte gute Lust, mich wieder mehr dem heiligen Laternenanzünder zuzuwenden.

Der Tyrann macht Fortschritte. Wodurch? Durch seine Herzengüte, sagen die Leute, und seine Freundlichkeit. Er gewinnt die Landbevölkerung, – nicht die Mauren, nein: die römische, die katholische: – hör' es und hilf, Sankt Cyprian! – Er zieht sie von uns ab, auf seine Seite. Er hält strenge Mannszucht: – und unsere Hunnen rauben, plündern und stehlen nur dann nicht, wann sie in Reih und Glied vor Belisar stehen. Oder wann sie schlafen: aber dann träumen sie wenigstens vom Plündern. So flüchten die von uns befreiten Bauern vor ihren Befreiern in hellen Haufen in das Lager des Barbarenkönigs. Sie ziehen die Vandalen den Hunnen vor. Sie rotten sich zusammen, fallen über unsere vereinzelt plündernden Helden, freilich meist Troßknechte, her, schneiden ihnen die heidnischen, ja sogar die rechtgläubigen Köpfe ab und wechseln sich von dem Tyrannen dafür je ein ketzerisch Goldstück ein. Das wäre nun noch nicht so schlimm. Aber die Bauern dienen dem Vandalen als Auskundschafter: sie verraten ihm alles, was er wissen will, vorausgesetzt, daß sie es selber wissen. Gewiß ist jene Herzengüte Heuchelei. Aber sie hilft; vielleicht besser, wie wenn sie echt wäre.

Nun thut sie mir doch beinahe leid, die Sphinx. Sie war gar so wunderschön! Schade nur, daß sie kein Tier geworden, sondern ein Menschenweib. Fara fand aus, daß sie auch Althias dem Thraker und Aigan dem Hunnen die Rätsel ihres Wesens zu raten aufgegeben. Anfangs wollten sich die drei Helden um das Wunder auf Tod und Leben streiten. Aber diesmal war der Hunne weiser als der Germane und der Thraker. Auf seinen Vorschlag teilten sie sich brüderlich zu gleichen Teilen in das Weib, schnallten

es auf ein Brett und teilten es mit zwei Beilhieben in drei Teile. Fara erhielt den Kopf: wie billig, er hatte das meiste Recht auf sie. Denn sie hatte ihn, als sie seinen Argwohn merkte, besänftigen wollen durch eine Frucht, die sie ihm frisch vom Baume brach. Sie versah es aber darin: Fara der Heruler und Heide ißt viel lieber Pferdefleisch als Pfirsiche. Er gab die Frucht ihrem Affen: der biß hinein, schüttelte sich und war tot. Das verdroß den Germanen. Und er ruhte nun nicht, bis er alle Rätsel der vielseitigen Sphinx, auch die ihrer naturnotwendigen Treulosigkeit, herausgebracht hatte. Dann teilten sie, wie gesagt, den schönen Leib in drei Teile. Ich riet, die Leiche recht tief zu vergraben: sonst schlagen nachts heiß rote Flammen aus ihrem Grabe.

Eine kleine Schlappe.

Belisar klagte: er wisse zu wenig vom Feind. Er schickt einen seiner besten Leibwächter, Diogenes, hinaus nach Südwesten, Nachrichten einzuziehen. In einem Dorf übernachten sie. Die Bauern schwören: auf zwei Tagemärsche weit und breit kein Vandalen. Unsere Helden schlafen im besten Hause – dem des Villicus – im oberen Stockwerk: gewiß waren sie vorher lang unter dem Erdgeschoß, d.h. im Keller gewesen. Wachen stellen sie nicht aus. Natürlich nicht! Sie sind ja die Befreier der Bauern. Daß sie diesen Bauern soeben allen Wein ausgetrunken, den sämtliche Amphoren des Dorfes bargen, ihre Rinder geschlachtet, ihre Weiber umarmt haben, – das thut nichts zur Sache. Dafür sind's Bauern.

Bald schnarchen alle; Diogenes schnarcht ihnen vor. Es wird Nacht. Die Bauern haben flugs die Vandalen – aus nächster Nähe – herbeigeschafft: die umstellen das Haus. Aber der heilige Cyprian ist stärker als der stärkste Rauschschlaf. Er läßt unten ein Schwert auf einen Erzschild fallen, er erweckt – das ist nun ein Wunder, an das ich glaube: denn ein Sterblicher bringt das nicht fertig – er erweckt dadurch einen der Schläfer. Im Schutze der Nacht gelingt es den meisten, zu entweichen; auch Diogenes kam zurück: mit drei Wunden in Hals und Gesicht, ohne den kleinen Finger der Schwerthand und ohne irgend eine brauchbare Nachricht.

Die Göttin Tyche bläst schlecht. Die Vandalenflotte ist noch immer nicht eingelaufen in Karthago und in ihr Verderben.

Der Tyrann scheint sein Heer aus der Betäubung emporgerafft zu haben. Unsere Vorposten, Reiter, die wir rings um die Stadt ausgesendet, schicken Nachricht: »ungeheure Staubwolken steigen auf von Südwesten her. Nur ein heranziehend Heer kann darin stecken,« meinen sie.

Kein Zazo. Hat er, trotz des Auffangens jenes Briefes, Wind erhalten und einen andern Landungsort gewählt? – Ohne Zweifel steckten in jenem Staubgewölk die Vandalen. Unsere Heruler haben ein paar Bauern gefangen: – soweit sind wir schon erkannt in dem nahezu befreiten Afrika, daß die Bauern gefangen werden müssen von ihren Befreiern, falls wir ihrer ansichtig werden sollen! Sie suchen Zuflucht vor der Freiheit bei den Barbaren! – Die Gefangenen sagen aus, der König selbst sei im Anzug gegen uns. Er hat einen vandalischen Edeling, der eines Colonen Weib geraubt, aufhängen lassen an des Colonen hoher Hausthür. Und dieses Edelings Schildträger, der dem Colonen zwei Gänse geraubt, daneben, an der niedrigen Stallthür. Sonderbar, nicht wahr? Aber es gefällt den Bauern. »Ausgleichende Gerechtigkeit« nennt das

Aristoteles. Und dieser wunderbare Vandalenheld soll ja Philosophie nicht minder als Speerwerfen studiert haben.

Belisar hat dringend in Byzanz gemahnt um den lang fälligen Sold für die Hunnen. Diese werden schwierig. Sechs Monate sind es nun, seit wir Byzanz verlassen: – es ist Dezember! – Stürme toben aus der Wüste über Karthago weg in die graufarbige See, die längst ihr schönes Blau verloren. Die Hunnen drohen, den Dienst einzustellen. Sie entschuldigen ihre Plündereien damit, daß die Bürger von Karthago und die Bauern weder ihnen noch dem Kaiser kreditieren wollen (woran sie nicht Unrecht thun!). Mit dem Sold, der in Byzanz liegt, sagen sie, können wir nicht bezahlen. Heute kam nun ein Schiff aus Byzanz. Es brachte keinen Solidus an Geld. Wohl aber dreißig Finanzbeamte und den Befehl, die ersten Steuern aus der eroberten Provinz einzusenden.

Hängt König Gelimer, hängen wir auch! Aber wir hängen – Römer, nicht Vandalen. Der Groll gegen uns beschränkt sich nicht mehr auf die Bauern. Unter unsern Augen, in Karthago gärt es. Die kleinen Leute, die Handwerker und die geringeren Kaufleute zumal, die nicht so schwer wie die reichen Senatoren der Druck der Barbaren traf, werden aufsässig. Eine Verschwörung ward entdeckt. Gelimers Heer steht nicht ferne dem westlichen, dem numidischen Thor. Seine Reiter streifen nachts bis an die Wälle der Vorstadt Atlas. Man wollte die Vandalen nachts in die noch immer nicht ganz geschlossenen Mauern der unteren Stadt hereinholen. Belisar ließ zwei dieses Einverständnisses überführte karthagische Bürger, Laurus und Victor, hängen auf dem Hügel vor dem numidischen Thor. Belisar liebt Hügel für seine Galgen. Weithin sieht man dann des Feldherrn Rechtspflege im Winde schwanken. Aber Belisar wagt nicht, bei solcher Stimmung der Karthager die Stadt zu entblößen und das Heer hinauszuführen. Erst müssen wenigstens die Mauern geschlossen sein. Die Bürger müssen jetzt auch nachts Fronarbeit an den Wällen leisten; das mißhagt ihnen sehr.

Kein Zazo! – Und die Hunnen sind der offenen Meuterei nahe. Sie erklären, nicht fechten zu wollen in der nächsten Schlacht. Sie hätten noch immer keinen Sold. Und man habe sie überhaupt gegen den Dienstvertrag über das Meer hierher gelockt. Und sie fürchten, nach Besiegung der Vandalen als Besatzung hier gelassen, nie mehr nach Hause geführt zu werden. Belisar hat sich schon nach einem – geräumigeren – Hügel umgesehen. Aber es fand sich keiner, der groß genug wäre. Es sind zu viele! Und wir andern sind – im ganzen – zu wenig. Und sie zählen zu unsern besten Truppen. So hat der Feldherr ihre Führer – der Hängebefehl für diese war gestern schon geschrieben! – lieber heute alle zu seiner Tafel geladen: – das ist die höchste Freude für sie und Ehre: weniger für uns Stammgäste Belisars! – Er hat sie gelobt und ihnen zugetrunken. Bald waren alle berauscht und ganz zufrieden.

Sie haben ausgeschlafen: und nun sind sie wieder unzufriedener als zuvor. Und noch durstiger. Wein ist in Fülle da. Aber – seit drei Stunden – kein Wasser mehr. Die Vandalen haben uns die prachtvolle Wasserleitung vor dem numidischen Thore durchschnitten. Die Hunnen können das Wasser entbehren – leicht! – aber nicht wir, die Rosse, die Kamele und die Karthager. Der König zwingt also die Feldschlacht, die Entscheidung herbei. Die Stadt durch Einschließung bezwingen kann er nicht, da wir die See beherrschen. Erstürmen kann er sie auch nicht mehr, seitdem – endlich! – nach Belisars Plan, die Befestigung vollendet steht. Er will, er sucht den Kampf im Freien.

Der Kamm muß ihm – oder seinem »betäubten Heer« – wieder gewaltig geschwollen sein seit jenem wehmütigen Brief.

Belisar bleibt keine Wahl: morgen früh führt er uns hinaus, dem Feind entgegen. – Er besorgt, die Hunnen führen Arges im Schild. Er hat Fara beauftragt, sie mit seinen Stammgenossen scharf im Auge zu behalten. Schwankt die Schlacht, so schwanken die Hunnen mit. Und wir sehen dann vorn ein Gefecht von Byzantinern und Vandalen und im Rücken ein Gefecht von Herulern und Hunnen. Das kann hübsch werden! – Aber gerade diese Spannung, dieser Reiz der Gefahr hat mich in Belisars Dienst, in sein Lager gezogen. Lieber einen Vandalenpfeil im Kopf, als die Philosophie, an der ich mich krank studiert hatte. – Morgen!«

Elftes Kapitel

Am folgenden Tage schickte Belisar, nachdem er die Neubefestigung von Karthago nochmal besichtigt und für ausreichend erachtet hatte, im Notfall sein geschlagenes Heer aufzunehmen und einer Belagerung zu trotzen, die ganze Reiterei, ausgenommen fünfhundert Mann erlesene Illyrier, aus den Thoren, dem Feind entgegen. Dem Thraker Althias teilte er die erlesene Schar der Schildträger zu mit dem kaiserlichen Hauptbanner: der sollte einem Vorpostengefecht nicht ausweichen, eher es herbeiführen. Er selbst folgte erst am folgenden Tage mit der Masse des Fußvolks und den fünfhundert illyrischen Reitern. Nur die unerläßlichste Besatzung der Thore, Türme, Wälle blieb zurück.

Bei Trikameron, etwa siebzehn römische Meilen – siebzehntausend Schritte – westlich von Karthago stieß Althias auf den Feind.

Die vordersten Reihen beider Parteien tauschten einige Pfeilschüsse und kehrten mit der Meldung um zu ihren Heeren. Die Byzantiner schlugen ein Lager, wo sie standen. Nicht weit von ihnen brannten die zahlreichen Wachtfeuer der Vandalen. Ein schmales Bächlein lief zwischen beiden Stellungen dahin. Die ganze Gegend war flach, unbewaldet. Nur auf dem linken Flügel der Römer hob sich ein mäßiger Hügel aus dem Sande, sehr nah dem Bach.

Ohne des Althias Befehl oder Erlaubnis abzuwarten, sprengte Aigan, der erste Führer der Hunnen, sobald er vernommen, hier sollte heute gelagert, morgen geschlagen werden, auf den Hügel zu. Die anderen Hunnenführer und ihre Schwärme folgten ihm pfeilschnell. Er ließ Althias sagen, auf dem Hügel würden die Hunnen heute nächtigen und morgen Stellung nehmen. Althias hütete sich, zu verbieten, was er nicht ohne Blutvergießen wehren konnte. Aber der Hügel beherrschte die Gegend. –

Zu später Nachtstunde trafen sich die Häuptlinge der Hunnen auf der Krone der Höhe. »Kein Späher nahe?« fragte Aigan. »Dieser Herulerfürst weicht nicht aus unserer Nähe!« – »Herr, ich that wie du befohlen. Siebzig wache Hunnen liegen im Kreise um diesen unseren Standort: kein Vogel fliegt über sie unvermerkt.« »Was sollen wir morgen thun?« forschte der dritte, an seines Hengstes Bug gelehnt und ihm die zottige Mähne streichelnd. »Ich traue nicht mehr den Worten Belisars. Er täuscht uns.« – »Belisar täuscht uns nicht. Aber ihn sein Herr.« »Ich sah,« begann der zweite besorgt, »ein absonderliches Zeichen. Als die volle Dunkelheit einbrach, da zuckten kleine, blaue Flämmchen auf den Speerspitzen der Romäer. Was mag das bedeuten?« »Das bedeutet Sieg,« rief, tief bewegt, der dritte. »In unserer Horde geht die Sage, – mein Urgroßvater hat es selbst gesehen und von Geschlecht zu Geschlecht hat sich's vererbt: – vor dem grauenvollen Tage dort in Gallien, da des großen Atta Geißel brach.« »Atta in den Wolken, großer Atta, sei uns hold,« flüsterten alle drei sich gegen Osten tief verneigend. »Da stand mein Urahn Wache in finsterner Nacht am rauschenden Strom. Am anderen Ufer ritten, die Örtlichkeit erkundend, zwei Männer, Speere über der Schulter. Mein Ahnherr und seine Genossen glitten ins hohe Schilf und spannten die Hornbogen, die niemals fehlten. Sie zielten. ›Sieh, Aetius,‹ rief der eine, ›dein Speer leuchtet.‹ ›Und auch der deine, König der Westgoten,‹ antwortete der andere. Unsere

Ahnen schauten auf. – Und wirklich: blaue Flammen zuckten um der Feinde Speere. Entsetzt entflohen die Unseren, wagten nicht auf die Göttergeschützten zu schießen! Und am Tage darauf war Atta ... –« »Atta, Atta zürn' uns nicht!« flüsteren sie nun wieder, erschrocken in die Wolken schauend. »Was *damals*, Sieg der Germanen bedeutet hat und Unheil ihren Feinden,« erwiderte Aigan mißtrauisch, »kann es diesmal wieder bedeuten. Wir warten's ab. Es bleibt dabei. Wohin der Sieg sich neigt, dahin neigen wir: deshalb hab' ich uns diesen Hügel zum Standort gewählt. Von hier sehen wir klar den Verlauf der Schlacht. Entweder geradeaus über den Bach auf der Vandalen linkes Horn ...« – »Oder nach rechts auf der Romäer Mitteltreffen – wie ein Wirbelsturm!« – »Ich plünderte lieber der Vandalen Lager. Es soll sehr reich an gelbem Golde sein.« – »Und an weißbusigen Weibern.« – »Aber ganz Karthago hat doch noch mehr Gold als der Vandalenfürst in seinen Zelten.«

»Das beste aber ist: die Entscheidung wird wohl fallen, bevor der Löwe der Romäer eingetroffen ist.« – »Da hast du recht! Nicht gegen seines Auges zürnenden Blitz möcht' ich gern den Gaul spornen.« – »Geduld! Wartet ruhig! Wohin ich dann den Pfeil schieße, dahin stürmen wir. Und Atta wird hoch in den Lüften ob seinen Kindern schweben!« – – Er nahm den Helm von dickem, schwarzem Schafvließ ab, warf ihn in die Luft und sang leise:

»Atta, Atta, gieb uns Beute,
Beute deinen lieben Kleinen,
Gelbes Gold und weißes Silber,
Und das rote Blut der Reben,
Und der Feinde schönste Weiber.«

Alle wiederholten entblößten Hauptes diese Worte in tiefster, brünstigster Andacht. Nun stülpte er die Helmhaube wieder auf: »Still! – Auseinander!«

Zwölftes Kapitel

In dem Lager der Vandalen, auf der linken Seite des Baches, flatterte von dem Königszelt herab, von dem Nachtwind manchmal leise gehoben, das große Banner Geiserichs: es flüsterte mit der lauen, dunkeln Luft. Neben dem königlichen saßen in einem etwas niedrigeren Zelt Gibamund und Hilde schweigend Hand in Hand auf dem Ruhebett; den Tisch vor ihnen bedeckten Gibamunds Waffen; die Ampel, die vom Zeltdach niederhing, warf ein mattes Licht darauf, das in dem blanken Erz sich spiegelte; neben diesen hellen Waffen lag ein dunkler Dolch, mit schönem Griff in schwarzer Lederscheide: gar kunstvolle Arbeit.

»Schwer ward es mir,« sprach, ungeduldig aufspringend, Gibamund, »des Königs Gebot mich zu fügen und den Befehl im Lager heute zu übernehmen bis zu seiner Wiederkehr. Die Spannung, die Erwartung ist gar groß.« – »Ja, wenn uns die Mauren versagen sollten! – Wie viele sagtest du?« – »Zwölftausend. Schon vorgestern hätten sie hier eintreffen müssen, wären sie, der Verabredung gemäß, hierher geeilt aus dem Lager von Bulla. Umsonst schickte der König Boten über Boten nach ihnen aus, sie zur Eile zu mahnen. Zuletzt, voller Ungeduld, ritt er selbst ihnen entgegen auf der numidischen Straße. Denn, fehlen uns morgen zwölftausend Mann Fußvolk – sie sollten unseren ganzen linken Flügel bilden! – ist unsere Stellung ... – horch, das ist der Lagerwachen Hornruf! Der König muß zurückgekehrt sein. Laß mich fragen.«

Aber schon vernahm man Schritte, Waffenklirren in nächster Nähe: beide Gatten sprangen auf, eilten an den Ausgang des Zeltes. Die Vorhänge wurden von außen zurückgeschlagen und vor ihnen stand, den Helm auf dem ragenden Haupte, – Zazo. »Du, Bruder?« – »Du zurück, Zazo! O nun ist alles gut.« Ernster, gehaltener als sonst, aber mannhaft, ungebrochen stand der Starke zwischen beiden, die an seine Brust sich schmiegt, seine Rechte drückten. Es war eine Freude, ein Trost, den aufrechten, festen Mann anzuschauen.

»Nicht alles ist gut, holde Schwägerin,« erwiderte er ernst, entschlossen. »Ach Ammata –! Und der ganze Tag von Decimum! Ich versteh ihn nicht,« schloß er kopfschüttelnd. »Aber viel kann noch gut gemacht werden.« – »Wo kommst du so plötzlich her? Hast du Gelimer ... –?« – »Er wird bald hier sein! Er versprach's! Er – betet noch in seinem Zelt – mit Verus.« – »Du kommst von –?« – »Sardinien, rechten Weges. Ein Brief des Königs, von Verus abgesandt, der mich zur eiligen Rückkehr mahnte und vor dem Hafen von Karthago warnte, gelangte nicht an mich. Wohl aber ein zweiter des Bruders selbst – mit der ganzen Unglücksbotschaft. Ich landete nun an der mir angegebenen Stelle und zog auf Bulla, dort die maurischen Söldner aufzubieten und hierher zu führen. Ich kam nach Bulla und fand ...« – er stampfte mit dem Fuß. »Nun, was?« – »Das leere Lager.« – »Die Mauren waren schon aufgebrochen hierher?« – »Auseinandergelaufen sind sie! Alle zwölftausend, in die Wüste.« – »Um Gott!« – »Die Verräter.« – »Nicht Verräter. Sie haben dem König das Soldgeld zurückgesandt. Kabaon, ihr weissagend Oberhaupt, hat sie gewarnt, hat ihnen verboten, an diesem Kampfe teilzunehmen. Alle folgten seinem Rat. Nur ein paar hundert Leute von den Pappuabergen ... –« – »Sie haben Gastfreundschaft mit Gelimer, mit dem ganzen Asdingengeschlecht!« – »Sind uns gefolgt, geführt von Sersaon, ihrem Häuptling,« –

»Das wirft den ganzen Plan des Königs um für die morgige Schlacht.« »Nun,« sprach Zazo ruhig, »dafür hat er unverhofft meine Scharen erhalten: nicht ganz fünftausend, aber ... –« »Aber dich an ihrer Spitze,« rief Gibamund.

»Auf der numidischen Straße traf er zuerst meine vorausgesandten Boten, dann mich und mein kleines Heer. Welch traurig Wiedersehen! Wie hatte ich mich meines Sieges gefreut! Aber jetzt! Reich flossen Gelimers Thränen, wie er an meiner Brust lag. Und ich selbst ... – o Ammata! Aber nein! Jetzt gilt es, fest und ruhig und mannhaft bleiben. Ja, hart: denn allzuweich ist dieser König.«

»Doch hat er sich,« fiel Gibamund ein, »wieder aufgerichtet von dem Schlag zu Decimum. Er war damals ganz zerschmettert.« »Ja,« grollte Hilde, »mehr als einem Mann erlaubt ist.« »Ich habe Ammata kaum weniger geliebt als er,« sprach Zazo und seine Lippe zuckte. »Aber – den sichern Sieg aus der Hand lassen, nur um den Knaben zu beklagen, zu bestatten ... –«

»Das hättest du nicht gethan, mein Zazo,« sprach eine sanfte Stimme. Gelimer war eingetreten: er sagte die Worte ganz ruhig; die anderen wandten sich erschrocken. »Euer Tadel ist begründet,« fuhr er fort. »Aber ich sah in dieser Fügung – er war der erste Vandale, der in diesem Kriege fiel – ein Urteil Gottes. Wenn der Schuldloseste von uns fallen muß, – es ruht die Strafe Gottes für der Väter Missethat auf uns allen.«

Unwillig schüttelte Zazo das Haupt und setzte den Büffelhelm auf den Tisch, daß er klirrte: »Bruder, Bruder! Dieser finstere, grüblerische Wahn kann dich und all dein Volk verderben. Ich bin nicht gelehrt genug, mit dir zu streiten. Aber ein Christ, ein frommer, bin auch ich – kein Heide, wie schön Hilde da – und ich sage dir ... – Nein, laß mich vollenden! Wie jenes fürchterliche Wort von Gottes Rache zu deuten sei, – ich weiß es nicht. Es kümmert mich auch wenig. Das aber weiß ich: geht unser Reich zu Grunde, so geht es zu Grunde nicht wegen der Sünden unserer Ahnen, sondern wegen unserer eigenen Fehler. Der Väter Sünden: freilich, sie rächen sich auch. Es vererben sich ja auch Laster und Krankheit. Selbst verweichlicht, haben sie ein schlaff Geschlecht erzeugt! ihre Genußsucht haben sie vererbt und sie gepflegt in ihren Kindern. Und auch sonst rächen sich die Sünden unserer Väter an uns: – aber ohne Mirakel der Heiligen. Daß die Katholiken, jahrzehntelang gequält, sich dem Kaiser zuwandten gegen uns, daß die Ostgoten, statt uns, unseren Feinden helfen, – das sind freilich lauter Strafen der Sünden unserer Väter. Aber Gott braucht dazu kein Wunder zu thun: ei, er müßte Wunder thun, es zu verhindern! Und Ammata – ist er schuldlos? Gegen deinen Befehl rast er tolldreist in den Kampf. Und der Edeling? Statt, der Feldherrnpflicht gemäß, den Ungehorsamen seinem Los zu überlassen und nicht anzugreifen bis Gibamund zur Stelle, folgt er nur dem heißen Wunsch des Herzens, deinen Liebling zu retten. Und ...« – er stockte. »Und der König?« fuhr Gelimer fort. »Statt seine Pflicht zu thun, zerschmilzt er bei dem Anblick des Toten. Aber das ist eben der Fluch, die Rache des Herrn.« »Durchaus nicht,« erwiderte Zazo. »Auch das ist kein Mirakel! Das ist die Folge davon, daß auch du kein echter Vandale mehr bist, o Bruder, – schon einmal sagt' ich's! – versunken, nicht, wie das Volk, in Lüste, aber in Grübelei. Und freilich auch wieder eine Folge der Missethat der Väter: hättest du nicht als Knabe jenen Anblick grauenvoller Folterung gehabt ... –! Aber es hilft nichts, zu fragen, wie das Vergangene an dem Gegenwärtigen schuld trägt: – es gilt heute, morgen, alle Tage seine Pflicht thun, fest und treu und ohne Grübeln. Dann siegen wir: – und das ist gut – oder wir

fallen als Männer: und das ist auch nicht übel. Mehr können wir nicht thun als unsere Schuldigkeit. Und der liebe Himmelsherr wird mit unserer Seele verfahren nach seiner Gnade. Mir ist nicht bang um die meinige, bin ich im Kampfe für mein Volk gefallen.«
»O,« rief Hilde freudig. »Das hat wohlgethan! Das war wie frischer Nordwind, der schwüles Dunstgewölk zerstreut.« Schmerzlich, doch ohne Vorwurf, erwiderte Gelimer:
»Ja, der Gesunde begreift es gar nicht, daß der Kranke nicht singt und springt. – Ich kann nicht anders: – ich muß ›grübeln‹, wie ihr's scheltet. Doch,« lächelte er wehmütig,
»manchmal grüble ich mich durch! Manchmal durchbreche auch ich – auf meine Weise – das Dunstgewölk. So hab' ich nun in brünstigem Gebet mich wieder durchgerungen zu dem alten starken Trost: – nur Verus, mein Beichtiger, weiß um diese Kämpfe und um den Grund meines Obsiegens: – ›das Recht ist auf meiner Seite.‹ Ich bin nicht ein Anmaßer, wie der Kaiser mich schmäht! Der mörderische Hilderich ist mit Recht entsetzt. Keine Schuld haftet an mir: kein Unrecht hab' ich an Hilderich gethan, kein Unrecht hat der Kaiser an mir zu rächen. Das ist mein Halt, meine Stütze und mein Stab. – Siehe, da, Verus, man hört dich nie eintreten.«

Mit feindlichen Blicken maß ihn Zazo.

»Ich kam, dich abzuholen, o König. – Es sind noch schriftliche Befehle auszufertigen. – Auch sollt' ich dich erinnern an die Gefangenen ... –« »Jawohl! – Höre, Zazo, erteile endlich die langerbetene Zustimmung. Laß mich Hilderich und Euages freigeben.« –
»Mitnichten,« rief Zazo, in starken Schritten das enge Zelt durchmessend. »Mitnichten! Am wenigsten am Vorabend der Entscheidung. Soll Belisar ihn, nachdem wir gefallen, in Karthago wieder auf den Thron setzen? Oder soll er, nachdem wir gesiegt, in Byzanz am Hofe ständig als ein lebendiger Vorwand gepflegt werden, uns nochmal anzugreifen? Die Köpfe herunter den Mördern! Wo sind sie?« – »Hier im Lager, in guter Hut.« – »Und die Geiseln?« – »Sie waren – so auch des Pudentius Sohn – in Decimum geborgen,« antwortete Verus. »Nach verlorener Schlacht wurden sie von den Siegern befreit.« »Das könnte sich morgen wiederholen,« brauste Zazo auf. – »Leicht kann im Gewoge der Schlacht – vorübergehend – der Feind in dieses offene Lager dringen. Ich verlange, König ... –« »Es sei,« unterbrach dieser, und zu Verus gewendet gebot er:
»Laß Hilderich und Euages beiseite schaffen.« – »Wohin?« – »An einen sicheren Ort, wo sie gewiß kein Byzantiner befreien kann.« Verus verneigte sich und ging eilig. »Ich folge,« rief ihm der König nach. – »Seid nicht zu streng gegen mich in euren Herzen,« sprach er nun zu den Dreien gewendet mit sanfter Stimme, »ihr Kerngesunden: ich bin ein blitzgestreifter Stamm! – Doch morgen,« sprach er, sich hoch aufrichtend, »morgen hoff' ich, sollt ihr mit mir zufrieden sein. Auch du, herbe Hilde! Leihe mir deine kleine Harfe: – es wird dich, mein' ich, nicht gereuen.« Hilde holte sie aus einer Ecke des Zeltes. »Hier! Aber du weißt,« sprach sie lächelnd, »ihre Saiten reißen, will man sie spielen zu lateinischen Versen, zu – Bußgesängen.« »Sie werden nicht reißen. Schlaft wohl.« Und der König schritt aus dem Zelt. »Diese Harfe von ganz dunklem schwarzem Holz –?« fragte Zazo. »Ich meine, ich sah sie früher in anderer Hand. – Wo doch? In Ravenna, nicht?« – Hilde nickte: »Mein Freund Teja, mein Harfen- und Waffenlehrer, schenkte sie mir als Hochzeitsgabe. – Und er hat mein nicht vergessen, der Vieledle, Vielgetreue. – In meinem Glück hat er sich nie gemeldet. – Aber jetzt ... –« »Nun?« fragte Zazo. »Sobald die erste Nachricht von unserem Unheil bei Decimum nach Ravenna gelangte,« erklärte Gibamund, »es hieß dabei, ich – wohl verwechselt mit Ammata – sei gefallen, da wollten wackere Männer der Ostgoten – der alte

Waffenmeister, Teja und noch ein paar andere mit einer freiwilligen Schar uns zu Hilfe kommen. Die Regentin hat es streng verboten. Da sandte Teja meiner Witwe, wie er glaubte, diesen herrlichen Dolch von dunklem Erz.«

»Das ist köstliche Arbeit,« sprach Zazo, die Klinge ziehend und prüfend. »Welch edle Waffe!« »Und er hat sie selbst geschmiedet,« rief Hilde eifrig. »Siehe, hier: seine Hausmarke an dem Griff.« »Und auf der Klinge – ein Spruch – eingeritzt in Runen« – forschte Zazo, unter den Schein der Ampel tretend: »»Die Toten sind frei.« – Hm, ein ernster Trost. Doch nicht zu ernst für Hilde. Verwahre dies gut!« »Ja,« sprach Hilde ruhig. »Den Dolch im Gürtel: und den Trost in den Gedanken.« »Doch, Hilde, nicht zu früh!« warnte Zazo scheidend. »Sorge nicht,« antwortete sie, den Gemahl mit beiden Armen umschlingend – »es ist der Witwe Trost und Waffe.«

Dreizehntes Kapitel

Am andern Morgen weckten bei Sonnenaufgang langgezogene Hornrufe das schlafende Lager der Vandalen.

Vor den Augen der Römer verdeckt durch die vordersten Reihen der Zelte, ward das Heer der Barbaren geordnet innerhalb des eigenen Lagers. Schon am Abend vorher waren den einzelnen Führern schriftlich die Befehle für ihre Aufstellung zugegangen: so ward sie nun ohne Schwierigkeit vollzogen; die Leute wurden angewiesen, wo sie standen oder lagen das Frühmahl von Brot und Wein einzunehmen. Das Lager war groß: wenig tief, aber sehr lang, dem Lauf des kleinen Flüßleins folgend, auseinandergezogen. Außer den Kriegern hatte es viele Tausende von Weibern, Kindern und Greisen aufnehmen müssen, die aus Karthago und aus andern von den Feinden besetzten oder bedrohten Gebieten geflüchtet waren.

Nun rief Drommetenklang die Unterfeldherrn und die Führer der Tausendschaften in die Mitte des Lagers, wo auf einem großen, freien Platz der König und seine beiden Brüder zu Pferde hielten. Bei ihnen, an ihres edeln Rappen Bug gelehnt, stand Hilde, eine verhüllte Speerstange in der Hand; neben ihr hielt, im vollen Priesterschmuck, zu Pferd, Verus. Außer den Führern drängte sich hier die Mannschaft zusammen, mit welcher Zazo Sardinien wiedergewonnen hatte.

Noch einmal scholl der Ruf der Heerdrommeten durch die Zeltgassen, dann ritt Zazo einige Schritte vor. Brausender Zuruf begrüßte ihn. Er sprach mit lauter fester Stimme: »Höre mich, du Volksheer der Vandalen. Wir kämpfen heute nicht nur um den Sieg, – wir kämpfen für alles, was wir sind und haben: das Reich Geiserichs und seinen Ruhm, für die Weiber und Kinder in jenen Zelten dort, die Sklaven sind, wenn wir erliegen. Heute gilt's, dem Feinde und dem Tod nah in das Auge sehen. Der König hat befohlen: diese Schlacht wird von den Vandalen mit dem Schwert allein geschlagen: – nicht mit Bogen und Pfeil, nicht mit Wurflanze und Speer. – Seht, hier werf' ich meinen Speer von mir: ihr thut desgleichen: mit dem Schwert in der Faust dem Feind dicht an den Leib!« Er ließ die Lanze sinken: alle Krieger folgten seinem Beispiel: »Nur Ein Speer,« fuhr er fort, »wird heute ragen in der Vandalen Heer: – *dieser* Speerschaft.« Hilde trat vor: er nahm ihr den Schaft aus der Hand, riß die Hülle herab und schwang hoch durch die Luft eine gewaltig wallende, blutrote Fahne.

»Geiserichs Banner! Geiserichs sieghafter Drache!« riefen tausend Stimmen.

»Folgt dieser Fahne, wohin auch sie euch ruft. Laßt sie nicht in Feindes Hand geraten! Schwört, ihr zu folgen bis in den Tod.« – »Bis in den Tod!« scholl es feierlich zurück. »Es ist gut. Ich glaube euch, Vandalen. – Nun hört noch euren König. Ihr wißt: ihm ist des Liedes Gabe eigen und des Harfenschlags. – Er hat – weise, meisterhaft – die Schlachtreihe geordnet: – er hat auch den Schlachtgesang gedichtet, der euch fortreißen soll in den Kampf.« Und Gelimer schlug den langen Purpurmantel zurück, erhob Hildes – Tejas – dunkelgewölbte, dreieckige Harfe und sang zum Schall ihrer helltönigen Saiten:

»Wohlauf nun, Vandalen,
Vorwärts, zur Feldschlacht!
Folget der Fahne,
Der Ruhm-umrauschten
Gesellin des Sieges.

Fahrt in die Feinde!
Ringet und reißt sie,
Brust an Brünne,
Nieder im Nahkampf!

Wahret, Vandalen,
Das Edelerbe
Untadliger Ahnen:
Das Reich und den Ruhm!

Schon rüstet die Rache
Hoch in den Himmeln
Der Rächer des Rechts:
Gott giebt der gerechten
Sache den Sieg.«

»Gott giebt der gerechten Sache den Sieg!« wiederholten brausend die Krieger und verteilten sich, auseinanderströmend, in die Gassen des Lagers. –

Der König und seine Brüder stiegen nun von den Rossen, nochmals kurzen Rats zu pflegen und einen Trunk Weines zu nehmen, den Hilde selbst ihnen darbot. Da, während Gelimer Hilde die Harfe reichte, drängte sich durch die auseinanderwogenden Reihen eine seltsame Gestalt. Der König und seine Brüder staunten sie an: ein hochgewachsener Mann, vom Scheitel bis zu den Knöcheln in einer Kutte von Kamelhaar steckend, die, statt von einem Strick, von einem Gürtel aus wunderschönen goldbraunen starken Strähnen zusammengeflochtenen Frauenhaars, um die Lenden zusammengehalten wurde; keine Sandalen schützten die nackten Füße, keine Kopfbedeckung das kurzgeschorene Haupt: eingefallen waren die Wangen, aus tiefen Höhlen funkelten heiße Augen: er warf sich vor dem König nieder und hob flehend beide Hände empor.

»Bei Gott! – Ich kenne dich, Mann,« sprach dieser. »Ja, das ist ...« – fiel Gibamund ein, »Thrasabad, Thrasarichs Bruder,« schloß Zazo. »Der Verschollene, längst Totgeglaubte?« fragte Hilde, scheuen Blickes naher tretend. »Ja, Thrasabad«, erwiderte eine klanglose Stimme, »der Unselige. Ich bin ein Mörder, – *ihr* Mörder: – König, richte mich.« Gelimer neigte sich, faßte ihn an der Rechten und hob ihn auf. »Nicht der Griechin Mörder! – Ich hörte alles von deinem Bruder.« –

»Gleichviel! Ihr Blut liegt auf meiner Seele. Das empfand ich, sowie ich es strömen sah. Ich lud die schöne Last auf ein Roß – in jener Nacht – und sprengte fort mit ihr – aus den Augen der Menschen! – Fort – immer fort in die Wüste – bis das Roß niedersank: – und mit diesen Händen – nicht weit von hier – habe ich sie bestattet in einer Sandschlucht. Ihr wunderschönes Haar schnitt ich ihr ab: – wie oft hab' ich's

gestreichelt und gekost! Und unablässig hab' ich gebetet und gebüßt an ihrem Grabe. Fromme Wüstenmönche fanden mich dort wachend, fastend, dem Tode nah. Und ich beichtete ihnen meine schwere Schuld. Und sie versprachen mir Gottes Vergebung, wenn ich als einer der Ihrigen an jenem Grabe büßen wolle für und für. Ich gelobte es. Sie gaben mir ihre Gewandung – ich schlang Glaukes Haar darum, mich stets der Schuld zu mahnen; – sie brachten mir Nahrung in die einsame Schlucht. Aber als ich nun den Tag von Decimum und meines Bruders Tod erfuhr, als die Entscheidung näher und näher hierher zog, als ihr und die Feinde dicht neben meinem Verstecke Lager schlugt, seit ich – zwei Tage schon! – die Kriegshörner meines Volkes höre, – seitdem habe ich keine Ruhe mehr in meinem müßigen Gebet! Ich habe einst das Schwert nicht schlecht geführt. Mein ganzes Herz verlangte danach, dem Ruf des Heerhorns einmal noch – zum letztenmal! – zu folgen. Ach, ich wagte es nicht: ich weiß, ich bin's nicht wert! – Aber diese Nacht ist mir im Traume sie erschienen: – ihre Menschenschönheit ganz in Engelsglanz verklärt, nichts Irdisches mehr an ihr! Und sie sprach: »Geh hin zu deinen Waffenbrüdern und erbitte dir ein Schwert und kämpfe und falle für dein Volk: – das ist die beste Sühne.« O glaub's mir, mein König! Ich lüge nicht, den Namen dieser Heiligen im Munde. Und kannst du mir verzeihn, um ihrerwillen – o laß mich ... –«

Da trat Zazo vor, zog einem der Seinigen das Schwert aus der Scheide und reichte es dem Mönche: »Hier, Thrasabad, Thrasamers Sohn! – Ich nehm's auf mich beim König. – Siehst du? Schon nickt auch er dir zu. Nimm dieses Schwert und folge meiner Schar. Du brauchst wohl keine Scheide mehr. – Jetzt, König Gelimer, laß die Hörner schmettern und vorwärts: auf den Feind!«

Vierzehntes Kapitel

Der König hatte mit scharfem Feldherrnblick erkannt, daß die Entscheidung der Schlacht in der Mitte der beiden Heere fallen werde, wo sich links südwestlich und rechts nordöstlich vom Bach sanfte Höhenzüge erhoben, die beiden Lager tragend. Außerdem hatten Überläufer der Hunnen gemeldet, daß diese Hilfsvölker sich zunächst am Kampfe gar nicht oder nur lau beteiligen würden: von dem rechten römischen Flügel erwartete daher Gelimer keine Gefahr für seinen linken. Er nahm nun seine rechte Flanke ziemlich weit zurück, so daß die Feinde lange marschieren mußten, bis sie diese erreichten: – vielleicht so lange, bis in der Mitte die günstige Entscheidung bereits gefallen und damit der Übertritt der Hunnen gewonnen war.

In die Mitte also verlegte der König die beste Stoßkraft seines Heeres: weit überwiegend Reiterei, wenig Fußvolk, die fast fünftausend Krieger Zazos, unter dessen Befehl; hier hatte er auch Gibamund mit dessen treu ergebener Gefolgschaft von zweihundert Mann aufgestellt: hier die beiden Gundinge mit ihren zahlreichen Gesippen in Eberhelmen und Eberschilden gleich ihren Führern: hier hielt er selbst, im dritten Treffen, mit einer starken Reiterschar, welcher er auch die wenigen treu gebliebenen Mauren vom Berge Pappua unter ihrem jugendlichen Häuptling Sersaon anreichte. Die Führung der beiden Flügel hatte er zwei anderen Edelingen anvertraut. Gelimer selbst flog vor Beginn und im Laufe des Gefechts auf raschem Pferd allüberall durch die Reihen, mahnte und schärfte den Mut der Seinigen.

Das Gefecht begann, wie es der König geplant hatte, mit völliger Überraschung der Feinde. Zu der Zeit, da die Byzantiner mit der Zurüstung des Frühmahls beschäftigt waren, führte er plötzlich das Mitteltreffen aus den verbergenden Zeltreihen heraus an das linke Ufer des seichten Bächleins: es ist so unbedeutend, daß es bei den Umwohnern keinen besonderen Namen führt; doch trocknet es nicht aus: und das linke, das vandalische Ufer überhöhte das rechte. Erstaunt ordneten die Unterfeldherrn Belisars – er war noch nicht zur Stelle – ihre Scharen, so gut es in der Eile gehen wollte: das heißt, wo jede Abteilung gerade stand oder lagerte. Den rechten römischen Flügel, auf dem Hügel, hielten die Hunnen besetzt: sie rührten sich nicht. Ihnen zunächst stand, geheimem Befehle gemäß, Fara mit den Herulern, jene verdächtigen Hilfsvölker beobachtend. Darauf folgten – in der Mitte – Althias der Thraker und Johannes der Armenier mit ihren Kerntruppen von Stammgenossen, sowie mit den Schildenern und Lanzenträgern der Leibwache Belisars: hier glänzte das kaiserliche Hauptpanier, das »Vexillum Prætorium,« die Feldherrnfahne Belisars. – Den linken römischen Flügel bildeten die andern Hilfsvölker, außer den Hunnen; auch die Byzantiner hatten erkannt, daß die Entscheidung in der Mitte der beiden Aufstellungen fallen werde. Als Gibamund auf weißem Roß die Seinen vorführte, gab ihm Hilde, von dem herrlichen Rappen getragen, weithin das Geleit. Auf ihres Gatten Wunsch hatte sie mit einer leichten Sturmhaube, auf der sich weiße Falkenschwingen sträubten, das schöne Haupt geschützt: frei flutete darunter hervor das lichtgelbe Haar über den weißen Mantel den Nacken hinab. Auch einen leichten Schild, in heller Versilberung glänzend, hatte er ihr aufgedrängt. Das weiße Untergewand umgürtete das schwarze Wehrgehäng mit Tejas

Dolch; aber die Brünne hatte sie, als zu beschwerlich, abgewehrt. »Du läßt mich ja doch nicht mitkämpfen, nicht an deiner Seite reiten,« klagte sie.

Schon flogen, in hohem Bogenschuß geschneit, die ersten Pfeile der Byzantiner über die Vandalen hin und schlugen unter die Reiter Gibamunds ein. »Halt,« gebot er, »Geliebte. Nicht weiter vor! Nicht in Pfeilschußweite! Hier, auf dieser kleinen Höhe, warte. Ich laß dir eine Zehnschaft zur Bedeckung. Von hier aus siehst du sehr weit. Achte auf die weißen Reiherflügel meines Helms und auf die Drachenfahne. Ihr folge ich.« – Ein Händedruck: – voran flog Gibamund: ruhig hielt Hilde das gelehrige Roß: sie war sehr bleich. –

Sofort kam es zum ersten Zusammenstoß.

Johannes der Armenier, einer der besten Führer Belisars, drang mit seinen Landsleuten durch den Bach, der ihnen nur bis an die Knie reichte, und stürmte aus demselben gegen das steilere vandalische Ufer hinan.

Augenblicklich war er hinabgeworfen. Zazo stürzte sich mit seinem ersten Treffen auf ihn mit der Wucht, mit welcher der Raubvogel das Kleinwild schlägt: die halb erstiegenen Uferhöhen hinab, bis mitten in den Bach, dessen Wasser sich bald rot färbte, und an das andere Ufer ging die Verfolgung der Vandalen. Hilde sah's von ihrem Standort aus ganz deutlich: »oh endlich, endlich,« rief sie, »ein Hauch des Sieges.« Zazo aber verfolgte nicht weiter. Er nahm vorsichtig seine Leute an das linke Ufer des Baches zurück. »Wir wollen sie erst noch einmal hier herunter werfen,« sagte er lachend, »die Stellung auf der Höhe nochmal ausnutzen.« In heller Flucht hatten die Armenier ihren tapfern Führer fortgerissen. Dieser, von Zazos Schwert durch den Schild in den Arm getroffen, sprach grimmig zu Marcellus, dem Führer der Leibwächter: »der Teufel ist in die Memmen von Decimum gefahren. Daß sie nur mit dein Schwerte fechten, macht meine Lanzenträger wirr. Die Barbaren hauen ihnen die langen Speere nach rechts, unterlaufen sie und stechen sie ab. Und dieser Kerl mit dem Büffelhelm stößt wirklich wie ein Bergstier. Gieb mir deine Schildener: ich versuch's nochmal.« Mit den Schildenern, geführt von Martinus, wiederholten die Armenier den Angriff. Kein Pfeil, kein Wurfspeer flog ihnen entgegen: aber sobald sie die Höhen des vandalischen Ufers zu erklimmen begannen, brachen die Germanen mit dem Schwert im Nahkampf auf sie herab. Martinus fiel von Gibamunds Schwert. Da flohen die Schildener: die Armenier stutzten, wankten, wirbelten einen Augenblick durcheinander: – dann flohen auch sie, verfolgt von den Vandalen.

»Fahrt in die Feinde!
Ringet und reißt sie
Nieder im Nahkampf!«

scholl es brausend durch Zazos Scharen, welche dieser abermals auf das linke Ufer zurückführte. »Sie müssen wiederholt der gefürchteten Byzantiner Rücken sehen, ehe sie das Herz haben, sie vollends zu schlagen,« sprach er zu Gibamund, der zur Verfolgung drängte. »Und – wo bleibt Belisar?«

Dieser war soeben von Karthago her mit seinen fünfhundert Reitern bei dem Mitteltreffen angelangt, gerade rechtzeitig, die Flucht der Seinen zu gewahren. Als er erfuhr, daß dies der zweite abgeschlagene Angriff war, befahl er allen seinen

Leibwächtern, welche auf den Fußkampf wie zum Reiterkampf gleichmäßig eingeübt waren, abzusteigen und zu Fuß mit den Thrakern des Althias zum dritten Angriff vorzugehen. Sein eigenes Hauptbanner, die »Feldherrnfahne«, gebot er, ihnen vorzutragen. Es war ein gewaltiger, ein drohender Anblick. Die Tuba der Römer schmetterte, die »Feldherrnfahne« zu begrüßen. Wie eine wandelnde Mauer von Erz rückten die Byzantiner, fest aneinandergeschlossen, heran, weit vorgestreckt die langen Lanzen. Zazo sah, daß seine Leute stutzten. »Jetzt vorwärts! Über den Bach! Zum Angriff! –« Er sprengte den Seinen voran. Aber er merkte bald, daß nur sehr wenige – die Gundinge und ihre Eberhelme – ihm folgten. »Vorwärts!« befahl er nochmal. Aber die Vandalen zauderten. Sie fühlten, daß das Gefecht von der Höhe herab ihren Erfolg sehr erleichtert hatte: sie wollten nun die günstige Höhe nicht verlassen und – sie hatten von fern Belisar erschaut. Furchtbar, drohend rückten die Reihen der Lanzen heran. »Hätten wir nur auch unsere Speere!« So klang es ängstlich hinter ihm. Schon hatten die Byzantiner den Bach erreicht: – schon wateten sie in das seichte Rinnsal hinein: – und noch gehorchten die Vandalen auf der Höhe nicht dem Befehl zum Angriff.

»Ihr *wollt* nicht hinüber?« rief Zazo grimmig, »So sollt ihr *müssen!*« Mit diesen Worten riß er dem Reiter zu seiner Rechten die Drachenfahne Geiserichs aus der Hand und mit dem Ruf: »Holt euch die Fahne wieder und eure Ehre!« schleuderte er sie, mit aller Kraft, in hohem Schwung über den Bach hinweg, mitten in die dichtesten Reihen der Byzantiner.

Laut aufschrien Feinde und Freunde!

Sofort hatte ein Byzantiner das Banner aufgegriffen vom Boden, hoch erhoben, und wollte damit nach rückwärts, zu Belisar, eilen. Aber er kam nicht weit. Denn als sie das Kleinod des Reiches in den Haufen der Feinde sahen, stürzten sich alle Vandalen, zu Roß und zu Fuß, dem Vorgang der Edelinges folgend, den Uferhang hinab, in den Bach und in die Byzantiner. Von der Seite Zazos hinweg stob, auf starkem Hengst, eine seltsame Gestalt: ein Mönch, ohne Helm, Schild und Brünne, in grauer Kutte, nur das Schwert in der Hand. Er brach sich Bahn durch die feindlichen Reiter, er erreichte den Erbeuter der roten Fahne, er riß sie ihm aus der Hand und spaltete ihm mit Einem Schwertstreich Helm und Schädel: Valerianus war's gewesen, der Lanzenträger Oberster.

Hoch schwang der Sieger das zurückgewonnene Banner: und augenblicklich fiel er vom Gaul, von fünf Wurflanzen zugleich durchbohrt. Aber aus des Sinkenden Hand hob die Fahne Gundobad, der Gunding: »Hierher, zu Hauf!« rief er, »der Gundinge Gesippen! Hierher, ihr hauenden Eber!« Und schon war sein Bruder, war die ganze Schar der Eberhelme um ihn: herausgehauen, für den Augenblick, war das Banner und sein Träger. Die nächsten Reihen der Feinde um das Vandalenbanner her wankten und – wichen! »Sieg!« riefen die Vandalen und sangen, mutig vordringend:

»Fahrt in die Feinde!
Folget der Fahne,
Der Ruhm-umrauschten
Gesellin des Sieges.«

Und sie schlugen die Schwertklingen auf die Schilde, daß es hallte. »Sieg!« jauchzte Hilde, die das ganze herrliche Schauspiel übersah.

Fünfte Kapitel

Auch Belisar sah's von seinem Lagerhügel aus.

»Fliege,« rief er Prokopius zu, »fliege zu Fara und den Herulern! Sie sollen links einschwenken und jenen roten Fetzen nehmen.« – »Und die Hunnen?« fragte leise Prokop. »Schau hin: sie reiten langsam vor: aber nicht gegen Westen, nicht gegen die Vandalen ... –« – »Gehorche! – Erst muß diesem germanischen Taumeltanz um die rote Fahne ein blutig Ende gemacht sein. Sonst ergreift sie ihr teutonischer Kampfteufel und dann ist's aus. Die Hunnen schreckt – im Fall der Not! – mein Antlitz allein.« Prokopius stob von dannen – nach rechts.

Einstweilen hatte das Drachenbanner schon wieder den Träger gewechselt. Alle Wurflinien und Pfeile zielten nach dem weithin sichtbaren, gefährlichen Zeichen: Gundobads Roß fiel; der Reiter stand nie mehr auf. Aber aus des Sterbenden Hand nahm der Bruder, nahm Gundomar die Fahne und stieß die Spitze ihres Speers dem Cyprianus in den Hals, dem zweiten Führer der Thraker, der Gundobad, wie dieser von dem toten Hengst aufspringen wollte, den Eberhelm und das Haupt gespalten hatte mit dem Streitbeil.

Hilde hatte für einen Augenblick das rote Banner verschwinden sehn: – angstvoll gab sie dem Rappen einen leichten Schlag mit der Hand: – vorwärts schoß das feurige Tier in schwindelnder Eile: erst am Bachesrand fand sie Besinnung, Zügel zu ziehn. Viel später gelangten ihre Begleiter an die neugewählte Stelle.

Jetzt hatte Althias den zweiten Gunding erreicht. Ungleich, ungünstig für jeden Bannerträger war der Kampf: die Linke, welche den Zügel führte und die schwere Fahne trug, konnte den Schild nicht verwerten: und diese Last erschwerte auch der Rechten sehr erheblich die Verteidigung: nach kurzem Gefecht sank der Edeling, vom Kurzspeer des Thrakers durchstoßen, vom Pferd. Aber schon war Gibamund zur Stelle und sobald Zazo, dicht hinter ihm jagend, das Banner in des Bruders Hand geborgen sah, rief er: »Auch Belisarius hat ja ein Panier!« Und rasch zur Linken abbiegend, sprengte er, nur durch des Rosses Gewalt, eine Reihe von Thrakern auseinander, erreichte den Leibwächter Belisars, der das goldstarrende Hauptbanner trug, und streckte ihn mit einem sehr starken Schwertstreich durch das vordere Helmdach in die Stirne nieder. Das Feldherrnbanner fiel, während Gibamund, umgeben und stark gedeckt durch seine Gefolgschaft, hoch die rote Drachenfahne schwang.

Deutlich sah es Hilde: sie folgte unwillkürlich dem Drang nach vorn, nach dem Sieg: der Rappe, jeder leisesten Bewegung nachgebend, trug sie durch den Bach, dessen Wasser kaum den Saum ihres langen, weißen Mantels netzte: sie war drüben! Sie folgte dem Sieg! Vor sich, etwas zur Linken hin, sah sie bereits Gelimer und dessen Scharen: das ganze Mitteltreffen der Vandalen war in vollem Vorrücken.

Es war der Gipfel, war der Wendepunkt der Schlacht.

Noch einmal versuchte Althias, durch die Gefolgschaft an Gibamund selbst zu dringen: er war auch bis vor ihn gelangt und sie hatten zwei tausende, funkensprühende Schwerthiebe getauscht: – da schlug von links an des Thrakers Ohr

klagendes wütendes Geschrei der Byzantiner: er wandte sich – und sah seines Feldherrn Banner sinken.

Es war schon das zweite Mal: denn Zazo hatte auch den zweiten Mann erschlagen, der es trug: – schon streckte der Sieger die Hand aus nach dem Schaft des Banners, das kein dritter aufzuheben Lust zeigte. – Da schmetterten von rechts her, ganz nah, in Zazos Ohr germanische Hörner: die Heruler waren es, die auf schnaubenden Rossen den Vandalen in die Flanke jagten und, mehrere ihrer Reihen durchbrechend, geradeaus gegen Zazo einsprengten.

Ein Wurfspeer – gut gezielt: denn Fara hatte ihn geworfen! – schmetterte dem Helden den Büffelhelm vom Kopf: er konnte nicht mehr an Belisars Banner, an die eigene Rettung mußte er denken. Er wandte das mächtige Haupt nach rückwärts.

»Jetzt zu Hilfe,« rief er, »Bruder Gelimer!«

»Hier bin ich, Bruder Zazo,« scholl's zur Antwort. Denn schon war der König zur Stelle. Er hatte, langsam dem Vordringen der Brüder folgend, seine Vandalen und Mauren stets näher herangeführt, hatte nun den neuen Angriff der Feinde bemerkt und den Augenblick der Gefahr.

»Vorwärts! Haut Zazo heraus,« rief er und sprengte, den Seinen voran, auf die Heruler ein; ein Mann sprang ihm entgegen, fiel mit der Linken dem Falben in die Zügel und zückte mit der Rechten den Wurfspeer: aber bevor der Speer flog, hatte Gelimers Schwert dem Heruler die Kehle durchstoßen.

Hilde sah's: denn immer näher und näher, wie von den Waffen zwingend angezogen, ritt sie in die Schlacht hinein.

In diesem Augenblick sah sie Verus im vollen Priesterornat, ohne Waffen, an ihr vorüber jagen gerad' auf den König zu. Nicht leicht war es, zu ihm zu dringen durch Mauren und Vandalen. Einen zweiten, einen dritten Speerkämpfer streckte Gelimer mit dem Schwert zu Boden. Schon war er Zazo ganz nahe. Der Ansturm seiner Vandalen traf nun voll die Heruler: diese wichen noch nicht, aber sie gewannen auch nicht mehr einen Schritt Boden, Wie zwei Ringer, die, Arme in Arme verschränkt, – keiner kann den andern von der Stelle drängen, – die gleiche Stärke messen, so wogten jetzt die Scharen gegeneinander: die Schlacht stand.

»Wo bleibt das Fußvolk?« fragte Belisar, besorgt nach den fernen Höhen blickend, wo die numidische Straße sich gen Karthago hinzog. »Drei Boten sandte ich danach aus,« erwiderte Prokopius. »Da! Die Thraker weichen! Die Armenier wanken zurück! Die Heruler sind nun von schwerer Übermacht bedrängt! – Auf, ihr Illyrier, jetzt rettet mir die Schlacht. Belisarius selber führt euch an.« –

Und mit hellem Trompetengeschmetter, an der Spitze seiner fünfhundert auserlesenen Reiter, sprengte der Feldherr den Hügel hinab, den Herulern zu Hilfe. Gelimer hörte den Schall, sah den Ansturm: er winkte eine frische Hundertschaft aus der Nachhut herbei. »Dorthin,« rief er ihnen zu, mit dem Schwerte deutend. »Und stimmt mir an den Schlachtgesang:

»Schon rüstet die Rache
Der Rächer des Rechts.«

Du, Verus, hier? Was bringst du? Dein Antlitz ist ... –« »O König!« rief der Priester. »Welche Blutschuld!« – »Was ist geschehen?« – »Der Bote, den ich sandte – zu den Gefangenen – ein Freigelassener von mir – hat deine Worte mißverstanden: ›Beiseite schaffen,‹ ›wo sie keiner befreien kann‹ –« – »Nun?« – »Er hat – er meldete mir's soeben, – und entrann, als er meinen Zorn gewährte.« – »Nun, was denn?« – »Er hat Hilderich und Euages – getötet.« »Allwissender!« rief der König erbleichend. »Das hab' ich nicht gewollt!« »Aber noch mehr!« fuhr Verus fort. »Zu Hilfe, Gelimer,« scholl da Zazos Stimme aus dem dichtesten Gedränge. Belisar und die Illyrier hatten ihn jetzt erreicht. Gibamund war an seiner Seite. Auch Gelimer spornte das Roß. Aber Verus griff ihm in den Zügel und rief in sein Ohr: »Der Brief! – Die Warnung an Hilderich! – Ich fand den Brief soeben, eingeklemmt zwischen zwei Fächern der Truhe. – Hier ist er! – Hilderich hatte *nicht* gelogen! Er wollte sich nur schützen gegen dich: – unschuldig ward er abgesetzt, gefangen und getötet.« Einen Augenblick starrte ihm Gelimer, sprachlos vor Entsetzen, in das steinerne Antlitz: er schien betäubt. Da scholl ihm in das Ohr der Schlachtgesang der Seinen:

»Schon rüstet die Rache
Hoch in den Himmeln
Der Rächer des Rechts!«

»Weh, wehe mir! Ein Verbrecher! Ein Mörder bin ich!« schrie der König nun laut auf. Das Schwert entfiel ihm. Er schlug beide Hände vor das Gesicht. Ein furchtbarer Krampf rüttelte ihn. Er schien aus dem Sattel zu sinken. Verus stützte ihn, riß des Königs Roß herum, daß es dem Feind den Rücken kehrte und gab ihm aus aller Kraft einen Schlag auf den Hinterbug. Rasend schoß es davon. Sersaon und Markomer, der Führer der Hausreiterei, hielten links und rechts den taumelnden Reiter aufrecht.

»Hilf! Hilf! Ich erliege, Bruder Gelimer!« So scholl nochmal – dringender, verzweiflungsvoll – die Stimme Zazos. Aber sie ward überdröhnt von dem wilden, wüsten Geschrei der Vandalen: »Flieht! Flieht! Der König selber ist entflohen! Flieht! Rettet die Weiber, die Kinder!« Und zu Hunderten rissen jetzt die Vandalen die Gäule herum und jagten davon, auf den Bach, auf das Lager zu.

Da sah Hilde, jetzt nur mehr wenige Schritte fern von dem Gewühl, Zazos hochragende Gestalt verschwinden. Sein Roß, von einem Speer getroffen, stürzte; er blutete aus mehr als einer Wunde. Aber er sprang nochmal auf.

Fara der Heruler erreichte ihn von links und zerspaltete ihm mit der Streitaxt den Drachenschild. Zazo schlug die Trümmer des Schildes dem Heruler an den Helm, daß er, betäubt, im Sattel schwankte. Nun drang von rechts Barbatus, der Führer der Illyrier, auf Zazo ein, die lange Stoßlanze eingelegt. Mit sinkender, mit letzter Kraft schlug Zazo die Lanze nach rechts zur Seite, sprang an der rechten Seite des Rosses gegen den schadlosen Reiter empor und stieß ihm das Schwert zwischen Helm und Brünne in den Hals; der glitt langsam nach links aus dem Sattel. Aber Zazo war im Zurückspringen in das Knie gesunken. Und eh' er sich aufraffen konnte, hielten zwei Reiter gerade vor ihm mit gezückten Wurflanzern.

»Hilf, Gibamund!« rief der Knieende, den linken Arm statt des Schildes über den Kopf hebend. Er sah um sich: ringsum Feinde: kein Vandal! Ja doch, – Einer! Da flatterte

noch die rote Fahne! – »Hilf, Gibamund!« rief er. Da stürzte der eine seiner beiden Angreifer vom Roß: Gibamund war an Zazos Seite. Er hatte mit der Speerspitze des Banners den Mann unter die Achselhöhle des hochgehobenen Armes getroffen. Doch nun griff Fara, der sich einstweilen erholt hatte, die Zügel fallen lassend, mit der Linken nach dem Schaft der roten Fahne. Gibamund erwehrte sich nur sehr schwer mit dem Schwerte der wuchtigen Schläge, welche des Herulers Rechte mit der Streitaxt nach ihm führte. Und schon bog der andere Reiter, der vor Zazo hielt, ein löwengewaltig Antlitz auf diesen nieder: »Ergieb dich, tapferer Mann! Ergieb dich mir: – ich bin Belisarius!«

Aber Zazo schüttelte das Haupt. Mit müder Kraft sprang er empor, das Schwert zum Streiche gezückt. Da stieß ihm Belisar die Spitze seines Speeres mit voller Kraft bis an den Schaft durch die Brünne in die Brust. Noch einen Blick warf der Sterbende nach links: er sah Gibamunds Weißroß, blutüberströmt, zusammenbrechen, er sah die rote Fahne fallen. »Weh dir, Vandalia!« rief er noch: dann brach sein Auge. –

»Das war ein Mann,« sagte Belisar, sich über ihn beugend. »Wo ist das Banner Geiserichs, Fara?« »Fort!« antwortete dieser zornig. »Fern! Siehst du? Dort verschwindet es schon – jenseit des Baches!« »Wer hat –?« – »Ein Weib! – Im Falkenhelm. Mit weißleuchtendem Schild. Ich glaube, eine Walküre,« sprach der Heide mit leisem Grauen. »Es ging so rasch: ich sah es kaum! Ich hatte soeben des jungen Bannerträgers Pferd niedergeschlagen. Da rannte ein Rappe – nie sah ich solch ein Tier! – mein eigen Roß über den Haufen, es sank auf den Hinterbug. Ich hörte einen Ruf: ›Hilde? Dank!‹ Und im selben Augenblick jagte schon der Rappe weit, weit von mir davon! Ich meine, er trug jetzt zwei Gestalten! – Ein lang nachflatternder, weißer Mantel – oder waren es Schwanenflügel? – und darüber flog die rote Fahne hin. – Da, nun verschwindet sie in den Staubwolken. Hilde!« schloß der Germane, leise mit sich selber raunend, – »Auch der Name paßt. Ja, die Walküre trug ihn fort.«

»Vorwärts!« rief Belisar. »Nach! Über den Bach! Es giebt kein Heer mehr der Vandalen. Die Mitte ist durchbrochen, ist erschlagen. Ihr linker Flügel – ei da, seht, unser rechter Flügel, die treuen Hunnen,« lachte er grimmig. »Jetzt sausen sie ihren Hügel herab und hauen ein auf die fliehenden Barbaren! Welche Heldenthat! Und wie sie alle nach dem Lager trachten, zu plündern! Da trifft – endlich! – unser Fußvolk ein auf unserer linken Flanke: – auch dort, ohne Kampf, fliehen die Vandalen. Auf! In das Lager! Laßt nicht den Hunnen allein die ganze Beute! Alles Gold und Silber für den Kaiser, Perlen und Edelsteine für die Kaiserin! Vorwärts!«

Sechzehntes Kapitel

An Cethegus Prokopius.

»Schon manche Schlacht, manches Gefecht Belisars hab' ich mit angesehen, – meist aus sehr sicherer Ferne: – ein so seltsames Treffen sah ich noch nie. In diesem Kampf, der des Vandalenreichs Geschick entscheidet, haben wir im ganzen nur neunundvierzig Mann verloren: aber lauter erlesene Leute und darunter acht Anführer! Fara, Althias, Johannes, alle drei sind verwundet. Jedoch wir haben nicht viele – etwa hundert – Verwundete, da die Vandalen nur mit dem Schwerte fochten: das ergibt fast so viele Tote als Getroffene. – Die meisten von unseren Toten und Verwundeten kommen auf Rechnung der drei Asdingen, zweier Edeling in Eberhelmen und eines offenbar wahnsinnigen Mönches. Von den Vandalen deckten achthundert Tote das Gefilde: weitaus die meisten von diesen fielen auf der Flucht: gefangen haben wir, heil und verwundet, gegen zehntausend Männer, Weiber und Kinder ungerechnet! Auf unseren beiden Flügeln verloren wir nicht Einen Mann; ausgenommen einen Hunnen, den Belisar leider hängen lassen mußte, weil er sich Taschen, Schuhe, Haare und Ohren gefüllt hatte mit Perlen und Edelsteinen, die er in dem Lager der Vandalen, in den Frauenzelten zumal, emsig aufgelesen und die sich doch unsere Kaiserin redlich verdient hat.

Unsere Verfolgung wurde nur durch unsere Habgier aufgehalten. Die gefallenen und gefangenen Vandalen trugen sehr viel Silber- und Goldschmuck an sich, an ihren Waffen und Pferden: jeden plünderten unsere Helden, bevor sie an ihm vorbeigingen. Unsere Reiter, die zuerst an das Lager der Feinde gelangten, wagten, trotz aller Raubgier, nicht gleich einzudringen: sie hielten es für unmöglich, daß solche Übermacht nicht das eigene Lager, nicht Weib und Kind verteidigte.

Der König soll im Lager wie betäubt einen Augenblick innegehalten haben: als aber Belisar mit unserer ganzen Streitkraft vor den Zelten erschien, soll er mit dem Rufe »der Rächer!« die Flucht nach Numidien fortgesetzt haben, von sehr wenigen Verwandten, Dienern und treugebliebenen Mauren begleitet. Jetzt stob auch auseinander in wirrer Flucht, was von vandalischen Kriegern das Lager erreicht hatte: ihre schreienden Kinder, ihre weinenden Weiber, ihre reiche Habe, alles gaben sie preis, ohne Schwertschlag. Und das sind – oder das waren! – Germanen! Kein Wunder, wenn Justinian jetzt alsbald Italien und Spanien von den Goten zu befreien versuchen wird.

Die Unsrigen jagten den Fliehenden nach: den ganzen Rest des Tages, die ganze mondhelle Nacht hindurch, schlachteten die Männer ohne Widerstand, griffen zu Tausenden Weiber und Kinder, sie zu verknechten. Noch nie sah ich soviel Schönheit beisammen. Aber auch noch nie soviel Gold- und Silbergeld auf Einem Haufen wie in den Zelten des Königs und der edlen Vandalen. Es ist unglaublich! –

Belisarius jedoch ward nach seinem Siege von der schwersten Angst gequält. Denn das ganze Heer vergaß in diesem von den schönsten Weibern, von Schätzen jeder Art, von Wein und Vorräten strotzenden Lager aller Vorsicht, jeder Mannszucht: berauscht von unerhörtem, nie geahntem Glück lebten sie nur dieser Lust des Augenblicks: jede Schranke brach, jeder Zügel riß: sie konnten sich nicht sättigen! Der Dämon von

Afrika, der Genuß, erfaßte sie. Im Lager und in dessen Umgebung, der Spur der Flüchtigen folgend, strichen sie, einzeln oder paarweise umher, wohin sie die Sucht nach Beute, nach Lust lockte. Kein Gedanke mehr an die Feinde, keine Scheu vor dem Feldherrn mehr! Die noch nüchtern waren, suchten, vollbeladen mit Beute, Gefangene vor sich hertreibend, nach Karthago zu entweichen. Belisarius sagt: hätten die Vandalen eine Stunde, nachdem wir ihr Lager betreten, uns nochmal angegriffen: – nicht Ein Mann von uns allen wäre entkommen! Vollständig war ihm das siegreiche Heer, waren ihm selbst seine Leibwächter aus Hand und Band entglitten! –

Bei Tagesgrauen rief er mit schmetternden Drommeten alle – d. h. alle Nüchternen – zusammen: seine Leibwächter kamen nun gar eilig und tief beschämt. Er hielt Führern und Mannschaften statt einer Lob- und Dankrede eine Strafpredigt, wie ich noch keine aus seinem Mund gehört. Wir sind eben um Sold geworbene Kriegsknechte, Abenteurer, Raufbolde, wild und tapfer wie gierige Raubtiere: zum blutigen Jagen trefflich abgerichtet, wie Jagdleoparden, aber nicht auch dazu, das erjagte Wild dem Jäger zu belassen oder gar zu bringen und wieder in den Käfig einzuspringen: wir müssen erst unsern Teil des Blutes und des Fraßes vorweg haben. – Es ist nicht gar schön! – Aber doch viel freudiger als Philosophie und Theologie, Rhetorik, Grammatik und Dialektik zusammen. Der Vandalenkrieg aber ist, denk' ich, zu Ende. Morgen fangen wir auch den flüchtigen König noch.

Ich sag' es ja immer! Von den kleinsten Zufällen hängen die größten Entscheidungen ab. Oder, wie ich es ausdrücke, wenn ich sehr poetisch gestimmt bin: die Göttin Tyche liebt es, mit den Geschicken der Menschen und der Völker zu spielen wie die Knaben, welche Münzen in die Luft werfen und Gewinn und Verlust nach ›Bild‹ oder ›Spruch‹ entscheiden.

Du, o Cethegus, hast diese meine Philosophie der Weltgeschichte ein Altweiber-Geträtsch gescholten. Aber – urteile selbst: ein Vogelschrei – eine blinde Jagdlust – ein Fehlschuß treffen zusammen: und die Folge ist: der Vandalenkönig entgleitet unseren schon ihn fassenden Fingern, der Feldzug, der beendet schien, dauert fort und dein Freund muß Wochen verleben in einem höchst langweiligen Einschließungslager vor einem höchst überflüssigen maurischen Felsennest.

Belisar hatte die Verfolgung des fliehenden Königs seinem Landsmann, dem Thraker Althias, übertragen. »Dich wähle ich,« sprach er, »weil ich dir vor allen vertraue, wo es unermüdliche, rasche Thatkraft gilt. Holst du den Vandalen ein, bevor er Zuflucht findet, ist der Krieg morgen zu Ende: läßt du ihn dir entgehen, machst du uns noch lange schwere Mühe. Wähle dir deine Mannschaften selbst: aber raste Tag und Nacht keinen Atemzug, bis du den Tyrannen tot oder lebend greifst.«

Althias errötete wie ein geschmeicheltes Mädchen, kor sich, außer seinen Thrakern, einige Leibwächter, ein Paar Hundert Heruler unter Fara und auch mich bat er, ihm zu folgen, wohl weniger meines friedfertigen Schwertes als meines Rates wegen. Gern sagte ich zu.

Und nun begann hinter den Vandalen her eine fliegende Jagd, wie ich sie nie für möglich gehalten. Fünf Tage und fünf Nächte setzten wir, fast ohne Unterbrechung, den Fliehenden nach: ihre Spuren im Sande der Wüste waren nicht zu verfehlen. Wir holten mehr und mehr ihren Vorsprung ein, so daß wir in der fünften Nacht sicher waren, am

folgenden Tag sie zu erreichen und zum Stehen zu bringen, bevor sie das rettende Gebirge – Pappua heißt es – gewonnen.

Allein die launische Göttin wollte nun einmal nicht, daß Gelimer in des Althias Hände falle.

Uliari, ein alamannischer Leibwächter Belisars, ist ein tapferer Mann und gar stark, aber unbesonnen und, wie alle Germanen, trunksüchtig und, wie auch fast alle, ein leidenschaftlicher Jäger; wiederholt war er bestraft worden, weil er auf dem Marsche selbst jedem aufstoßenden Tiere sofort nachsetzte. Am Morgen des sechsten Tages, da wir nach kurzer Rast bei Sonnenaufgang wieder zu Pferde stiegen, sah Uliari auf dem mannshohen, stacheligen Gebüsch, das allein aus dem Salzboden der Wüste steigt, einen großen Geier sitzen; den Bogen fassen, einen Pfeil aus dem Köcher reißen, zielen, losdrücken war eins bei ihm. Die Sehne schnellte, der Vogel flog davon: – ein Aufschrei vorn: – unter dem Helmdach in den Hinterkopf geschossen fiel Althias, der schon allen wieder voraussprengte, vom Gaul: Uliari, sonst ein Meisterschütze, hatte noch seinen Nachtrunk nicht ausgeschlafen. Er gab – entsetzt über seine That – dem Pferd die Sporen und floh zurück in den nächsten Ort, in der Kapelle daselbst Asyl zu suchen.

Wir aber waren alle um den sterbenden Althias beschäftigt, obwohl er uns durch Zeichen befahl, ihn hier in der Wüste seinem Geschick zu überlassen und die Verfolgung fortzusetzen. Wir brachten es nicht über das Herz. Ja, da ich und Fara, nachdem der Freund in unseren Armen gestorben, weiter ziehen wollten, verlangten seine Thraker drohend, die Leiche müsse vorher bestattet werden: sonst sei die Seele verdammt, hier am Orte zu klagen bis zum jüngsten Tag. Wir gruben also ein Grab und bestatteten den Toten in allen Ehren. Diese paar Stunden entschieden Gelimers Entkommen: wir holten die verlorene Zeit nicht mehr ein. Die Flüchtlinge erreichten ihr Ziel: das Gebirge Pappua an der Grenze Numidiens mit sehr steilen, unzugänglichen Gipfeln, überall von schroffem Felsgezack umstarrt. Die hier wohnenden Mauren sind Gelimer zu Treue und Dankbarkeit verpflichtet. Eine alte Stadt, Medenus, jetzt nur ein Flecken von wenigen Hütten, auf dem Nordkamme des Gebirges, nahm ihn und sein Gefolge auf. Erstürmung dieser schmalen Antilopenpfade ist unmöglich: ein Mann kann den Aufstieg mit dem Schilde sperren. Die Aufforderung, die Flüchtlinge auszuliefern gegen reichen Lohn, wiesen die Mauren mit Verachtung ab. Also heißt es: Geduld! Lager schlagen am Fuß des Berges, alle Ausgänge sperren und die Leuten aushungern.

Das kann lange währen!

Und es ist Winter: die Spitzen der Berge deckt manchmal morgens leichter Schnee, den freilich bald die Sonne wegilgt, dringt sie durch das Gewölk. Aber sie dringt nicht immer durch. Nebel und Regen dagegen dringen unablässig durch die Kamelhäute unsrer Zelte.«

Siebzehntes Kapitel

»Wir liegen immer noch vor dem Eingang der Bergschlucht Pappua. Wir können nicht hinein, sie können nicht heraus. So sah ich den Kater lange lauern vor dem Mauselloch: langweilig für den Kater, sehr. Aber, hat die Höhle keinen andern Ausgang, verhungert das Mäuslein oder läuft zuletzt doch in des Katers Krallen.

Heute Nachrichten und Verstärkungen aus Karthago. Belisar, von der Sachlage verständigt, übertrug den Oberbefehl an des Althias Stelle Fara. Hat doch Fara mit seinen Herulern Belisars glorreichsten Sieg gewonnen: die Perserschlacht bei Dara, als sie schon sehr gefährlich schwankte und nur jene Germanen-Kühnheit, die dem Unsinn ziemlich nah verwandt, konnte sie noch retten: mehr als die Hälfte seiner Heruler ließ Fara an jenem heißen Tage tot am Platz. Belisar selbst zieht auf Hippo.

Neue Nachrichten: – aus Hippo.

Der Feldherr nahm die Stadt ohne Widerstand. Die Vandalen, zahlreiche Edelinges darunter, flohen in die katholischen Kirchen und verließen dies Asyl nur gegen Zusicherung des Lebens. Und alsbald blies ihm abermals der Wind – buchstäblich! – reichen Gewinn in die Hände. Der Tyrann hatte den Königshort der Vandalen aus der Burg von Karthago vorsichtig herausgenommen, da er der Treue der Bürger und den unvollendeten Wällen mißtraute. Er lud alles auf ein Schiff und befahl Bonifacius, seinem Geheimschreiber, wenn die Sache der Vandalen wanke, nach Hispanien zu segeln zu Theudis, dem König der Westgoten, bei welchem Gelimer Zuflucht nehmen wollte, falls das Reich verloren, um vielleicht von dort aus und mit der Westgoten Hilfe es wieder zu gewinnen.

Heftiger Sturm trieb das Schatzschiff zurück in den Hafen von Hippo, gerade nachdem ihn Belisar besetzt. Der Hort der Vandalen, von Geiserich zusammengeplündert von den Küsten und Inseln dreier Meere, wandert in die Hände des Kaiserpaars nach Byzanz. Theodora, deine Frömmigkeit ist einträglich!

Aber nein: ganz gelangt der Königsschatz der Vandalen doch nicht nach Byzanz. Und das hat eine seltsame Bewandnis. Ist wohl der Mühe wert, es aufzuzeichnen. Und vielleicht auch die Gedanken, die mir bei diesem Anlaß kamen. Von allen Völkern, die ich kenne, sind das thörichtste die Germanen. Denn diese blonden Ungetüme rennen am blindesten, ihren Trieben nach, in das offene Verderben. Diese Triebe, diese Wahnvorstellungen sind zwar zum Teil – an Barbaren – ganz achtungswert. Aber das Unmaß, die Wildheit, mit der sie ihnen nachjagen und dienen, müssen sie selbst durch ihre sogenannten Tugenden verderben: »Heldentum« – wie sie es nennen – bis zum helllichten Unsinn, Todesverachtung, Worthalten aus eitel Eigensinn. Zum Beispiel: wenn sie in blinder Spielwut, in der Raserei des Würfels, die eigne Freiheit, den eignen Leib auf den letzten Wurf gesetzt. »Treue« nennen sie's! Neben dämonischer Arglist oft Wahrhaftigkeit bis zum Selbstzerstören, wo eine kleine, hübsche Lüge, eine leise geistreiche Biegung der plumpen Wahrheit oder auch nur ein kühles Schweigen sicher retten könnte. All' das wurzelt im letzten Grunde durchaus nicht in Pflichtgefühl, sondern in ihrem unbändigen Stolz, in Hochmut, in Vornehmheit des Trotzes. »Ehre« nennen sie's. Es soll nur – das ist der Schlüssel zu all ihren Handlungen, ihr letzter

unausgesprochener Beweggrund! – beileibe keiner meinen, geschweige sagen können: ein Germane thue oder unterlasse irgend etwas, weil er sich vor irgend einem Menschen – oder auch vor sehr vielen Menschen! – fürchte: lieber in den sichern Tod springen. Worauf einer von diesen ungefügen Thoren einmal seinen Stolz geworfen hat, – dafür sich zu Grunde zu richten, das ist ›heldenhaft‹, ›ehrenhaft‹. Nun wirft sich zwar ihr Stolz oft auf Volk, Freiheit, Ruhm: aber auch ebenso oft und öfter auf Saufen – Trinken kann man's nicht mehr nennen! –, Raufen, Würfeln. Und dem ›Heldentum‹ des Saufens oder Würfeln nachrennen sie ebenso blindlings nach wie dem des Kampfes. Nur nicht Nachgeben! Ist die ›Ehre‹, das heißt der Trotz, einmal auf irgend etwas – Dummes oder Kluges – geworfen, dann darin fortrennen bis zum sichern Untergang! Auch wenn der Genuß daran längst erschöpft ist: – nur den andern nieder-trinken wie nieder-ringen, – nur nicht einräumen, daß man mit Kraft und Mut zu Ende: – lieber dreimal sterben! – Ich darf so reden: ich kenne sie, die Germanen! Viele Tausende – von fast jedem ihrer zahlreichen Stämme – hab' ich, in Krieg und Frieden, als Kämpfer, als Gefangene, als Gesandte, als Geiseln, als Söldner, als Kolonisten, im Dienst des Kaisers als Heerführer und als Beamte, kennen gelernt. Mich wundert schon lang, daß noch irgend ein Germanenvolk übrig ist: denn wahrlich, ihre Tugenden wetteifern mit ihren Lastern, sie auszurotten.

Und von allen Menschen, die ich kenne, sind die klügsten die Juden.

Wenn Klugheit ist: die Kunst der Selbsterhaltung, dann der Wahrung und Mehrung der Habe. Sie am wenigsten, die Germanen am leichtesten lassen sich ins Verderben reißen durch blinde Leidenschaft, durch edeln oder unedeln Ungestüm und Trotz. Sie sind die schlauesten der Sterblichen: und wahrlich dabei nicht die schlechtesten. Aber findig sind sie, in einem Maße, daß man nur staunt, weshalb sie nicht längst alle Völker beherrschen. Es muß ihnen doch was fehlen, hierzu.

Du fragst, o Cethegus, wie ich im Lager Belisars vor Pappua zu dieser sonderbaren Betrachtung über die vielverachteten Hebräer gelange? Sehr einfach!

Sie haben etwas fertig gebracht, was ich für das Allerunmöglichste halte: sie haben Kaiser Justinian viele tausend Pfund Goldes von der vandalischen Beute aus der goldgierigen Faust heraus nicht gerissen, – beileibe! – auch nicht gestohlen: – denn sie stehlen weniger fast als die Christen: – aber geredet. Kaiser Titus hat aus dem zerstörten Jerusalem hinweg die Schätze des Judentempels: Leuchter, Schalen, Schüsseln, Krüge und alles denkbare Gerät von Gold und Silber mit Perlen und Edelgestein geschmückt, nach Rom gebracht. Aus dem geplünderten Rom entführte Geiserich den Tempelschatz auf seinen Raubschiffen nach Karthago. Die Kaiserin wußte das sehr wohl! Und es wog dieser Schatz wohl nicht am leichtesten unter den Gründen, aus welchen der Bischof träumen mußte! Als nun diese Geräte in Hipponne ausgepackt und samt dem übrigen Hort zunächst nach Karthago gebracht werden sollten, – Belisar will die ganze Beute bei seinem Einzug in Byzanz zur Schau stellen – da ließ sich der älteste der Juden von Hipponne bei Belisar melden und sprach: »Laß dich warnen, großmächtiger Kriegsgewaltiger! Schaffe diese Schätze nicht nach Byzanz. Höre eine Fabel an aus dem Munde deines armen Knechtes.

Der Adler raubte aus dem Opferbrande Fleisch und trug es in seinen Horst. Aber an dem Fleisch, das Gott geweiht gewesen war, klebten glimmende Kohlen. Und die glimmenden Kohlen entflamten den Reisighorst des großen Aars und verbrannten den

Horst und verbrannten die Jungen, die da noch nicht flügge waren an ihren Flügeln, und die Adlerin darauf. Und da der Adler retten wollte, stürzte er in die Flammen und verbrannte sich die Schwingen. Und elend starb der starke Räuber, der da hatte getragen in sein Haus, was Gott gehörte, dem Heiligen. Wahrlich, wahrlich, ich sage dir: das Kapitol von Rom fiel in Feindes Hand, weil es Jehovahs Hausrat barg: die Hochburg des Vandalen fiel in Feindeshand, weil sie diese Schätze barg: soll nun die Hochburg des Kaisers – Gott segne den Schirmherrn der Gerechtigkeit! – zu Byzantium der dritte Aarhorst werden, der darum verdirbt? Wahrlich, ich sage dir, so spricht der Herr: dieses Gold, dieses Silber wird wandern über die Erde, wird verderben alle Städte, wohin der Raub geschleppt wird, bis Gold und Silber wieder liegen in Jerusalem, der heiligen Stadt.«

Und siehe da: – Belisarius erschrak.

Er schrieb an den Kaiser Justinian die Fabel des alten Juden und – wirklich und wahrhaftig! der Erzvater Moses kann noch größere Wunder thun als Sankt Cyprian. Justinian, geiziger und habgieriger als alle Juden zusammen, befiehlt, diese Schätze nicht nach Byzanz zu bringen, sondern nach Jerusalem! Und dort sie zu verteilen unter Christenkirchen und Bethäuser der Juden.

So hat der alte Jude einen Teil der Schätze seinem Volke zurückerworben – ohne Schwertstreich: – während Römer, Vandalen, Byzantiner sie nur durch heißen Kampf, gegen sehr viel Blut, gewannen. Ob der Alte an den Fluch glaubt, der auf dem Schatze liegt? Ich glaub' es, daß er's glaubt. Er lügt nicht; und es nützt seinem Zweck, daran zu glauben: so glaubt er's ganz leicht und glaubt es im Ernst. Der Germane sagt: »lieber durch Blut als durch Schweiß erwerben.« Der Jude sagt: »lieber durch Schweiß als durch Blut und viel, viel lieber durch Geld als durch Schweiß!« Von den Juden kann man rühmen: ihre Fehler und ihre Tugenden wetteifern, sie zu erhalten und ihren Reichtum, ihr Leben, ihre Zahl zu mehren, während die Germanen durch maßlose Trägheit und maßloses Zechen nicht minder sich, ihr Leben, ihre Habe, ihre Macht zu Grunde richten als durch maßlosen Trotz und durch ihr dummes »Heldentum der Ehre«. (Diese Vandalen freilich haben über der Schwelgerei sogar den Eigensinn und das Fechten verlernt!) Man haßt die Juden, man verachtet sie; ich meine, man sollte sie fürchten und, in ihren Vorzügen, sie zu übertreffen trachten.

Ich habe die Betrachtung über die Germanen meinem Freunde Fara vorgelesen (denn auf Lesen und Schreiben hat sich sein Ehrendrang nicht geworfen!); er hörte mich ruhig zu Ende, stürzte einen Becher Ungemischten hinab, strich sich nachdenklich den langen gelbroten Bart und sprach: »Griechlein! Bist ein kluges Griechlein! – Hast vielleicht nicht unrecht! – Aber mir sind meiner Germanen Fehler doch viel lieber als aller andern Völker Tugenden.« –

Allmählich – so erfahren wir – wird der ganze Rest des Barbarenreiches ohne Schwertstreich, Blatt um Blatt, wie man die Artischocken speiset, abgepflückt für Justinians weit aufgesperrten Mund. Die nächste Sorge Belisars nach dem Sieg über die Landmacht war, sich der feindlichen Flotte zu versichern.

Von Gefangenen erforschte er deren Landungsplatz und erfuhr auch, daß sie fast völlig unbemannt vor Anker lag: alle seine Krieger hatte Zazo dem Bruder zugeführt. Wenige unserer Trieren, aus Karthago nachgesendet, genügten, die nur von Matrosen

besetzten anderthalbhundert Galeeren zu nehmen: kein Speerwurf flog dabei! Im Schlepptau wurden sie nach Karthago eingebracht, Geiserichs vielgefürchtete Raubschiffe: ohne Widerstand ließen sie sich fangen: wie ein Geschwader wilder Schwäne, die, sturmverschlagen, wandermatt und flügellahm, einfielen in umhegten Teich: mit der Hand mag man die stolzen greifen! – Ein Unterführer Belisars gewann Sardinien: es war erforderlich, aber genügend, ihnen auf einem Speer des Zazo abgeschlagenen Kopf zu zeigen: vorher hatten die Sarden die Niederlage der Vandalen nicht glauben wollen: jetzt, da sie ihres gefürchteten Besiegers Haupt betasten konnten, glaubten sie daran.

Auch Corsica ergab sich. Ebenso das volkreiche Cäsarea in Mauretanien und die eine Säule des Herkules: Septa; ferner die Inseln Ebusa und die Balearen. Tripolis war von Mauren belagert, die bei dem Kampf zwischen Byzanz und Vandalen auf eigene Faust Land und Beute suchten: die Stadt ward von den Unsrigen entsetzt und aus den Händen des Pudentius für den Kaiser übernommen.

Man möchte meinen, das ganze Volk der Vandalen bestand in seinem Königshaus und wenigen Edelgeschlechtern. Seit Zazo und die Edeln um ihn fielen, seit der König entschwunden, hört jeder Widerstand auf: wie ein Bündel Stäbe, dem man die zusammenhaltende Schnur durchhauen, fallen sie auseinander. Seit dem Tage von Trikameron lassen sich die Barbaren überall greifen wie die Schafe: ohne Widerstand. Man findet sie nur mehr, ohne Waffen, in den katholischen Basiliken, wo sie, Zuflucht suchend, die Altäre umfassen, die sie so oft verunehrt hatten! – Die Männer nicht anders als die Weiber und Kinder.

Wahrlich, wenn ihre Brüder in Italien, in Hispanien, wenn ihre Vettern, die Franken, Alamannen und wie sie sonst heißen, diese Barbaren in Gallien und Germanien, auch schon so fein gebildet wären wie diese lateinisch und griechisch dichtenden Vandalen: dann würde der Imperator Justinianus durch Belisar und Narses den Germanen alsbald das ganze Abendland wieder abnehmen. Aber, ich fürchte, die Vandalen stehen allein auf solcher Höhe der Bildung.

Achtzehntes Kapitel.

Neue Nachricht! Vielleicht neuer Krieg und Sieg vor der Thüre!

Sollte ich wirklich, o Cethegus, dich bald in deinem Italien aufsuchen dürfen und Rom befreien helfen durch Hunnen und Heruler? Eure Tyrannen, die Ostgoten, haben uns die Brücke geschlagen in dies Land: ihr Sicilien ward diese Brücke. Der Dank Justinians ist raschflügelig. Schon hat Belisar auf des Kaisers Befehl – er erhielt ihn versiegelt gleich bei der Abfahrt aus Byzanz mit der Weisung, den Papyrus erst nach Vernichtung des Vandalenreichs zu öffnen – von dem Hofe zu Ravenna die Abtretung eines großen Teiles jener Insel verlangt: von Lilybäum, dem wichtigen Vorgebirg und Kastell, und von allem, was jemals auf Sicilien zu dem Vandalenreich gehört. Denn das Vandalenreich sei jetzt an Byzanz zurückgefallen: – also auch alles, was jemals zu diesem Reich gehört! Man ist nicht umsonst der Kaiser der Pandekten.

Etwas brutal find' ich es freilich, so rasch den Übertölpelten ihre grenzenlose Dummheit vor die Augen zu stellen. Es ist ja allerdings aller Staatskunst Krone, den ersten mit Hilfe des zweiten und dann zum Dank den zweiten niederzuschlagen. Aber so offen trieb man's doch schon lange nicht mehr. Belisar muß sofort mit Krieg drohen, und zwar nicht nur mit Krieg um Lilybäum oder Sicilien, sondern mit dem Krieg um ganz Italien, um Ravenna und Rom! Der Brief an die Regentin Amalasintha schließt – sofort nach der Schlacht von Trikameron habe ich ihn für Belisar in dessen Zelt gemäß dem geheimen Schreiben des Kaisers aufsetzen müssen: – »Weigert ihr euch, so sollt ihr wissen, daß ihr nicht die Gefahr des Kriegs, – daß ihr den Krieg selbst schon habt, den Krieg, in welchem wir nicht Lilybäum nur, sondern alles euch nehmen werden, was ihr wider Recht besitzt. Das ist aber: alles überhaupt!« – Heute traf nun die Nachricht ein: in Ravenna sei ein Umschwung eingetreten. Sehr böse Menschen, die schon die Vandalen hatten unterstützen wollen wider uns, Justinian nicht lieben (und aber auch leider nicht fürchten!), barbarische Namen: – du wirst sie besser kennen, o Cethegus, als ich: Hildebrand, Vitigis, Teja: – haben dort das Ruder an sich gerissen und unsere Forderung rundweg abgeschlagen. Mir ist, es klingt wie Tubaschmettern in den Lüften. –

Aber vorerst müssen wir diesen vandalischen König ohne Reich da oben gebeugt haben. Es dauert unserer Ungeduld und der Belisars allzulang. Alle Bedingungen der Ergebung hat er bisher ausgeschlagen; auch die unsinnigst günstigen, die ihm gestellt wurden, weil Belisar hier rasch zu Ende kommen will: wie mir scheint, um geschwind in Byzanz einen Triumphzug zu halten, wie er seit Jahrhunderten nicht mehr vorgekommen ist, und dann in Italien fortzufahren, wie er hier angefangen.

Und da bei diesem höchst verwundersamen König, der bald weiches Wachs, bald härtester Granit scheint, das Zureden mit Worten nicht verfangen will, wollen wir ihm morgen einmal mit Wurfspeeren zureden.

Fara hofft, der Hunger hat die Vandalen und Mauren da oben so mürbe gemacht, daß sie heftigem Angriff nicht standhalten werden. Die Wahrheit ist: Fara, ein Germane, – und zwar ein ganz vortrefflicher! – verträgt alles, ausgenommen – auf die Dauer – den Durst und die Thatenlosigkeit. Und wir haben nur noch wenig Wein. Und schlechten.

Und haben nichts zu thun, als abwechselnd zu schlafen und vor dem Mauseloch, genannt Pappua, Schildwache zu stehen. Er hat es satt. Er will es erzwingen. Erst fechten wie kein Vernünftiger: das ist ihre Art. – Ich aber betrachte den engen Aufstieg in jene gelben Felsen und habe meine Zweifel am Erfolg. Ich meine: – thut nicht Herr Cyprian und Frau Tyche ein übriges an uns, so holen wir uns morgen nicht Gelimer und die Vandalen, sondern Hiebe.

Wir haben sie schon!

Nämlich die Hiebe. Und ganz gehörige! Die Vandalen und die Mauren da oben wettspielten darüber, wer übler mit uns umspringen könne, und wir bezahlten den Einsatz. Fara machte als Führer und als Kämpfer seine Sachen so gut als man Unausführbares nur irgend machen kann. Er teilte uns in drei Glieder: zuerst die Armenier, dann die Thraker, zuletzt die Heruler. Die Hunnen, deren Gäule viel können, aber doch nicht klettern wie die Ziegen, blieben unten vor unserem Lager. Je zweihundert Mann stark stürmten wir in langem Zug je zwei, vorn je ein Mann, den einzigen gangbaren Steig hinan. Ich mach' es kurz: die Mauren wälzten Felsen, die Vandalen warfen Speere auf uns. Zwanzig Armenier fielen, ohne von den Feinden auch nur einen Helmkamm gesehen zu haben; die andern kehrten um. Die Thraker stiegen todverachtend hinan. Sie kamen wohl hundert Schritt höher: da hatten sie fünfunddreißig verloren, keinen Feind erblickt und kehrten um. »Feigheit,« schalt Fara. »Es ist unmöglich,« erwiderte Arzen, der schwerverwundete Führer der Armenier: ein Vandalenspeer mit der Asdingen Hausmarke, dem fliegenden Pfeil, hatte ihm den Schenkel durchbohrt. »Ich glaub's nicht,« rief Fara, »folgt mir, meine Heruler.« Sie folgten ihm. Auch ich: aber ziemlich als der letzten einer. Denn ich halte mich als Rechtsrat Belisars zu sonderlicher Heldenschaft nicht verpflichtet. Nur wenn er selber ficht, bild' ich mir manchmal thöricht ein, an seiner Seite sei mein Platz.

Ich habe noch keinen solchen Sturm gesehen. Felstrümmer und Lanzen, von unsichtbarer Hand geschleudert, zerschmetterten und spießten die Leute. Aber die lebend übrig bleibenden kletterten, sprangen, krochen höher und höher. Die Krone des Berges, – welche die beiden ersten Versuche entfernt nicht erreicht – war erklommen. Die Stellungen der unter den Felsen des Mittelberges versteckten Mauren waren überhöht und gar mancher dieser braunen, magern Gestalten zahlte die treue Gastfreundschaft gegen die Flüchtlinge mit dem Leben: ich sah Fara allein drei derselben niederstrecken. Oben ordnete er seine atemlose Schar und eben wollte er den Befehl geben, sich auf das schmale Felsenthor zu stürzen, das an dem Scheitel des Berges gähnt: da brachen aus diesem Felsenthor die Vandalen hervor, der König voran – die Zackenkrone auf dem Helm verriet ihn: – ich sah ihn ganz nah – nie werd' ich dies Angesicht vergessen: – einem verzückten Mönche sah er ähnlich und doch auch jenem Helden Zazo, den ich vor Belisar fallen sah. Hinter ihm ein Jüngling, ihm sehr ähnlich; das rote Banner trug, glaub' ich, gar ein Weib. – Aber ich irre wohl; denn der ganze Anprall traf uns mit Blitzesschnelle und Blitzesgewalt. Durchbrochen war das erste Glied der Heruler als wär' es nie gestanden. »Wo ist der König?« rief Fara und sprang vorwärts. »Hier,« scholl die Antwort. Im nächsten Augenblick fingen fünf Heruler seiner Gefolgschaft ihren schwer getroffenen Führer auf. Das sah ich noch. Dann fiel ich nach rückwärts. Der junge Vandale hinter dem König hatte mir den Wurfspeer

sausend auf den festen Panzer geworfen. Ich strauchelte, fiel und rutschte pfeilgeschwind den sandigen, glatten Geröllhang hinunter: ungleich rascher und leichter, als ich herauf gelangt war. Als ich mich wieder erhob, trugen die treuen Gefolgen Fara auf zwei Schilden an mir vorbei. Der Führer der Armenier lehnte an seinem Speer: »Glaubst du's jetzt, Fara?« fragte er. »Ja,« erwiderte dieser und griff nach seinem blutenden Kopf. »Jetzt glaub' ich's. Mein schöner Helm,« lachte er. »Aber besser der Helm allein gespalten als der Schädel dazu.« Unten angelangt, verging ihm das Lachen: von zweihundert seiner Heruler lagen hundertzwanzig auf den Felsen des Berges. Ich denke: das war der erste und der letzte Sturm auf Berg Pappua.

Faras Wunde heilt. – Aber er klagt sehr über Kopfschmerzen!

Da oben auf dem verwunschenen Berge müssen sie elend hungern. Häufig kommen jetzt Überläufer herunter, aber ausschließend Mauren. Noch kein Vandale ist in dem ganzen Feldzug freiwillig zu uns übergetreten: trotz meiner schönen Aufforderung zu Verrat und Abfall! Von den vielgepriesenen germanischen Tugenden scheint fast nur die Treue diesen Entarteten verblieben zu sein.

Fara befahl, niemand mehr anzunehmen: »Je mehr Mäuler und Magen um Gelimer, je knapper seine Bissen,« meinte er. Nun aber, da sie als Waffengenossen nicht mehr angenommen werden, verkaufen sich die Mauren als Sklaven für ein Stück Brot. Auch diesen trauervollen Handelsbetrieb verbot Fara. Er sagte den Seinen: »Laßt sie oben hungern, desto früher erhaltet ihr sie alle als kriegsgefangene Knechte.« Übrigens macht es den Vandalen – nicht vierzig sollen es mehr sein – alle Ehre, daß sie noch aushalten, wo Mauren erliegen. Das ist der stärkste Gegensatz, den man sich denken kann. Denn alles, was wir von der Üppigkeit und Verweichlichung der Vandalen zu Byzanz vernommen hatten, ward überboten durch das, was wir in ihren Palästen, Villen und Häusern vorfanden, was uns die Karthager erzählten. Täglich zwei, drei Bäder, auf den Tafeln die Leckereien aller Länder und Meere, alles Geschirr von Gold, lauter medische, ›serische‹ Gewänder, Schauspiele, Cirkusspiele, Jagd – aber mit möglichst geringer Anstrengung! – Tänzer, Mimen, Musiker, Lustwandel in wohlgepflegten Hainen von edelsten Fruchtbäumen, täglich Schmausereien, täglich Zechgelage und Genüsse zügelloser Lust jeder Art. Wie die Vandalen das üppigste, führen die Mauren das kärgste Leben unter allen Völkern: Winter und Sommer halbnackt im grauen, kurzen Gewand, in den gleichen niederen Filzhütten oder Lederzelten, in denen man kaum atmen kann: weder der Schnee der Hochberge noch die Gluthitze der Wüste ficht sie an: sie schlafen auf der bloßen Erde, nur die reichsten breiten eine Kamelhaut unter; sie kennen weder Brot noch Wein noch andere edlere Speise: wie die Tiere kauen sie ungemahlen, ungeröstet sogar, Gerste, Spelt und Einkorn.

Und nun halten Vandalen ungebrochen aus im Hunger, wo Mauren erliegen!

Es ist unbegreiflich! Söhne desselben Volkes, dem wir in zwei kurzen Reitergefechten Afrika genommen. Auf unsere staunende Frage, wie das zugehe, antworten alle Überläufer stets nur das eine Wort: ›der heilige König‹. Er zwingt sie mit den Augen, mit seiner Stimme Klang, mit Zauber. Aber Fara meint, recht lange kann kein Zauber vorhalten wider Hunger und Durst. Und da, wie diese harten, zu Knochen

abgemagerten Mauren aussagen, des Königs und der Seinigen Leiden mit Worten gar nicht auszudrücken sind, da dachte Fara, – wirklich aus gutem Herzen – diesem Elend ein Ende zu machen. Er diktierte mir folgenden Brief: »Vergieb, o König der Vandalen, fällt dieses Schreiben ziemlich einfältig aus. Mein Kopf taugte von jeher besser dazu, Schwerthiebe auszuhalten, als Briefe auszudenken. Und seit du und mein Kopf neulich zusammentrafen, wird mir das Denken noch merklich schwerer als sonst. Ich schreibe – oder vielmehr: ich lasse schreiben – schlicht, nach Barbarenart. – Lieber Gelimer, weshalb stürzest du dich und all die Deinen in den tiefsten Abgrund des Elends? Nur um dem Kaiser nicht dienen zu müssen? Denn dieses Wort – die ›Freiheit‹ – ist wohl dein Wahn. Siehst du denn nicht, daß du um dieser Freiheit willen, elenden Mauren zu Dank und Dienst verpflichtet wirst, von diesen Wilden abhängst? Ist es nicht besser, zu Byzanz dem großen Kaiser dienen, als auf Pappua über ein Häuflein von Verhungerten zu herrschen? Ist es schimpflich, demselben Herrn zu dienen, dem Belisarius dient? Wirf doch diese Thorheit ab, trefflicher Gelimer! Sieh, ich selbst bin Germane, bin von herulischem Edelgeschlecht, meine Ahnen trugen den Königsstab bei unserem Volk in der alten Heimat am Gestade des rauschenden Meeres, gegenüber den Inseln der Dänen: – und doch dien' ich dem Imperator und ich rühme mich dessen. Mein Schwert und meiner Heruler rasche Kühnheit hat des großen Belisar größte Siegesschlacht entschieden: ein Feldherr bin ich und ein Held geblieben, auch in des Kaisers Dienst. Das Gleiche wartet dein. Belisar sichert dir mit seinem Treuwort Leben, Freiheit, Landgüter in Kleinasien, die Würde des Patriciats und eine Heerführerstelle dicht unter Belisar. Teurer Gelimer, edler König: ich mein' es gut mit dir. Trotz ist schön, aber Thorheit ist – thöricht! Mach ein Ende!«

Der Bote ist zurück. Er sah den König selbst. Er sagt, zu Tode sei er vor dem Anblick erschrocken. Wie ein Gespenst sehe er aus oder wie der König der Schatten: unheimliche Augen glühen aus einem geisterhaften Antlitz. Doch habe der Unbeugsame – als er des gutmütigen Stammgenossen treuherzig gemeinten Zuspruch las – geweint! Er weint wie ein Knabe oder ein Weib, derselbe, der den nie bezwungenen Fara niederschlägt und übermenschliche Entbehungen erträgt. Hier des Vandalen Antwort:

»Ich danke dir für deinen Rat. Ich kann ihn nicht befolgen. Du hast dein Volk aufgegeben: – du treibst dahin auf dem Meere der Welt, ein Strohalm. Ich war, ich bin der König der Vandalen. Dem ungerechten Feinde meines Volks will ich nicht dienen. Gott, so glaub' ich, befiehlt mir und dem Reste der Vandalen, auch jetzt noch auszuharren, er kann mich retten, wenn er will. Ich kann nicht mehr schreiben. Der Jammer, der mich rings umgiebt, benimmt mir die Gedanken. Schicke mir, guter Fara, ein Brot: ein zarter Knabe, eines gefallenen Edeln Sohn liegt schwer krank, im Hungerfieber. Er bittet, er fleht, er schreit nach Brot: – so herzerreißend! Wir alle haben, auch ich selbst, schon lange, schon lange nicht mehr Brot gekostet.

Und einen Schwamm, in Wasser getaucht: meine Augen, von Wachen und Weinen entzündet, brennen sehr. –

Und eine Harfe. Ich hab' ein Lied auf unser Los gedichtet: das möcht' ich gern zur Harfe singen.«

Fara erfüllte die drei Bitten: – die Harfe war nur in der nächsten Stadt aufzutreiben; aber noch enger als zuvor umschließt er den ›Berg des Elends‹, wie ihn unsere Leute nennen.«

Neunzehntes Kapitel.

Trübe, nebelig und grau stieg ein feuchtkalter Morgen im Frühmärz über dem Gebirg' empor. Die Sonne vermochte nicht, das dichte Gewölk zu durchdringen.

Die alte Stadt Medenus auf jenem Berge war längst verlassen von ihren karthagisch-römischen Erbauern und Bewohnern. Verödet und zerfallen lagen die meisten ihrer aus dem Gestein des Gebirges aufgeführten Häuser. Nomadische Mauren benutzten im Winter die wenigen noch von Dächern geschützten Gebäude als Zufluchtsstätten. Den stattlichsten Raum gewährte die ehemalige Basilika. Hier hatten der König und die Seinen Unterkunft gefunden. In der Mitte war auf dem Steinboden aus Reisig und aus Stroh ein dürftig Feuer angezündet. Aber es qualmte mehr als es wärmte. Denn das Holz war naß geworden. Und es drang der feuchte Nebel überall durch die Risse in den Wänden, durch die Lücken des Daches, wo er den langsam emporziehenden, gelbgrauen Rauch wieder herabdrückte, daß der, längs dem kahlen Gemäuer hinziehend und schleichend, seitwärts und durch den Eingang, dessen Thorflügel fehlten, andere Auswege suchte. In dem halbrunden Hintergrund der Apsis waren Decken und Felle auf den Marmorestrich gespreitet. Hier saß Gibamund und hämmerte an seinem übel zerhackten Schild, während Hilde die rote Fahne über den Schos gelegt hatte und sie zusammenflickte.

»Viele, viele Pfeile haben dich durchlöchert, altes, sturmvertrautes Banner. Und hier, dieser weitklaffende Riß – das war wohl ein Schwerthieb! – Aber du sollst doch noch zusammenhalten, bis ans Ende.« »Das Ende!« sprach Gibamund ungeduldig, mit einem letzten Hammerschlag die Nagelung des Schildrandes abschließend. »Ich wollte, es wäre da! Ich mag, ich kann das Elend – *dein* Elend – nicht länger mit ansehen. Lange dring' ich schon in den König: ›mach' ein Ende! Laß uns, alle Vandalen, – die Mauren mögen sich gefangen ergeben – miteinander in die Feinde brechen und –‹ Er ließ mich nie ausreden. ›Das wäre Selbstmord,‹ schalt er, ›und Sünde. Was Gott uns auferlegt hat zur Strafe, das haben wir geduldig zu ertragen. Wenn Gott will, kann er uns auch von hier noch retten, auf den Flügeln seiner Engel uns davontragen.‹ Es geht aber doch zu Ende: – ganz von selbst! Die Zahl der Gräber dort am Bergeshang wächst täglich.« – »Ja, immer länger, immer dichter wird die Reihe: bald unserer Vandalen hochgewölbter Hügel mit dem Kreuz darauf! ...« – »Bald der treuen Mauren Steinverschüttung mit dem Ring von schwarzen Kieseln. Gestern Abend haben wir auch den zarten Gundorich begraben: der stolzen Gundinge letzten Sproß, seines tapfern Vaters Gundobad Augentrost.« – »So hat er ausgelitten, der arme Knabe? Nur in Purpurseide sah man einst in Karthago das Kind, im Muschelwagen, von Straußen gezogen.« – »Vorgestern hatte ihm der König an seine elende Streu das duftende Brot gebracht, das er vom Feind erbeten. Gierig schlang der Knabe es hinein, daß man ihm wehren mußte! Einen Augenblick wandten wir ihm den Rücken, – ich schöpfte, den König begleitend, Wasser für den Kranken: – klagendes und zorniges Geschrei rief uns zurück: ein maurischer Junge, – er hatte wohl den Duft des Brotes gerochen, – war zum Fenster hereingesprungen: mit Gewalt riß er dem Kranken den Bissen aus den Zähnen! Es hat den König tief, tief getroffen. ›Auch dieses Kind, das schuldlose? Furchtbarer Gott!‹ so rief er immer wieder. Ich schloß dem Kleinen heute die gebrochenen Augen.«

»Es kann nicht lange mehr währen; die Leute haben längst das letzte Pferd geschlachtet, ausgenommen Styx.« »Styx soll nicht geschlachtet werden,« rief Hilde. »Er hat dich aus dem sicheren Tod getragen, er hat dich gerettet.« – »Du hast mich gerettet, du mit deinem Walkürenritt,« rief Gibamund und, glücklich in aller Not des Jammers, drückte er sein schönes Weib an die Brust und küßte zärtlich das hellgoldne Haar, die Augen und die edle Stirn. »Horch, was ist das?« – »Das ist das Lied, das er gedichtet hat und zu der Harfe singt, die Fara ihm gesendet. Wohl dir, o Tejas Saitenspiel, daß du nicht solchen Sang begleiten mußt,« zürnte sie, heftig aufspringend und die Locken in den Nacken werfend. Sie stellte die Fahne zur Seite. – »Lieber hätte ich meine Harfe zerschlagen am nächsten Fels, als sie zu solchem Lied geliehen.«

»Aber es wirkt wie Zaubergesang auf die Vandalen und die Mauren.« – »Sie verstehen es ja gar nicht – es ist ja Latein! Den Stabreim hat er ja als heidnisch, als Runenzauber verworfen! Von seinem letzten Schlachtlied darf man ihm nicht sprechen.« – »Freilich verstehen sie's kaum. Aber wann sie den König erblicken, wie er, fast verzückt, wie im Traume wandelnd, die heißen Augen halb geschlossen, das jammer-bleiche Antlitz vom wirren Haar umwogt, den zerfetzten Königsmantel um die Schulter geschlagen, die Harfe im Arm, einsam dahinschreitet über Felsen und Schnee dieses Berges, – wann sie die tiefklagende Stimme, die traurige Weise des Liedes vernehmen, – dann rührt es sie wie Zauber an, ob sie den Sinn nur wenig fassen. – Horch, da tönt es wieder.« Und näher und näher kam, zum Teil vom Winde davongetragen, in abgerissenen Worten und zuweilen vom Klang der Saiten begleitet, der Gesang:

»Weh um dich – ich klage, klage!
Weh um dich, Vandalenvolk,
Bald verschollen ist dein Name,
Der wie Sturm durchdrang die Welt.

Herrlich bist du aufgestiegen
Aus dem Meer, ein Meteor:
Ruhmlos, glanzlos gehst du unter,
Deine Spur erlischt in Nacht.

Alles Erdreichs Schätze häufte
Zu Karthago Geiserich: –
Hungernd bettelt bei dem Feinde
Heut um Brot sein Enkelsohn.

Stärke mich von deinen Helden,
Gottes Zorn liegt schwer auf dir:
Ruhm und Ehre laß den Goten,
Laß den Franken: – sie sind Tand!

»Ich will's nicht hören, nicht ertragen,« rief Hilde. »Er soll nicht schmähen, was allein das Leben des Lebens wert macht.«

Und näher, vernehmlicher klangen die traurigen, langsam quellenden Töne:

Tand und Sünde, weh, ist alles.
Des du pflagst, Vandalenvolk.
Darum hat dich Gott geschlagen
Und dein Haupt in Schmach gebeugt.

Beuge, beuge dich zum Staube,
Geiserichs geknickter Stamm,
Und die Rute küsse dankbar: –
Gott der Herr ist's, der dich schlägt.«

Das Lied schwieg. Die halb zerfallenen Stufen der Basilika empor stieg, wankenden Schrittes, der königliche Sänger; die Harfe schleppte der linke Arm schlaff herabhängend nach; nun stand er an den verwitterten, grauen Säulen des Eingangs; er legte den rechten Arm an den kalten Stein und drückte auf den Arm das müde Haupt. –

Da eilte ein junger Maure die Stufen hinauf: in wenigen Sprüngen war er oben. Gibamund und Hilde standen auf und gingen ihm erstaunt entgegen.

»So flink, Sersaon,« sprach Gibamund, »habe ich dich schon lang nicht mehr die Glieder rühren sehen.« »Dein Auge leuchtet,« rief Hilde. »Du bringst eine gute Nachricht.« Da hob der König das Haupt langsam von der Säule auf und sah mit traurigem, leisem Kopfschütteln auf den Mauren.

»Ja, weiße Königin,« erwiderte dieser. »Beste Nachricht: Rettung!« »Unmöglich,« sprach Gelimer tonlos.

»Gewiß, Gebieter. – Hier, Verus, wird es bestätigen.«

Langsamen Schrittes, aber ungebrochen an Kraft, kam der Priester den Berggipfel herauf. Er schien eher stolzer, stärker als in den Tagen des Glückes: hochaufgerichtet trug er das Haupt; er hielt einen Pfeil und einen Streifen Papyrus in der Hand.

»Heute Nacht,« fuhr der junge Maure fort, »hatte ich die Wache auf unserm alleräußersten Posten gen Süden. Beim frühesten Tagesdämmer hörte ich den Lockruf des Straußen: – ich hielt es für Täuschung: denn nie steigt der Vogel in solche Höhe. Und jetzt ist nicht die Zeit der Paarung: – aber dieser Ruf ist unser Bundeszeichen mit den Südstämmen, gegen die Küste hin, den Soloërn. Ich lauschte nun, ich spähte scharf –: richtig: dort kauerte, an die gelbbraune Felswand geschmiegt, unbeweglich, von dem Stein kaum zu unterscheiden, ein Soloër. Ich erwiderte leise den Ruf: da flog, in hohem Bogenschuß geschneit, ein Pfeil dicht neben mir zur Erde, ein Pfeil ohne Spitze, statt der Spitze in die Höhlung des Rohres gezwängt dieses Blatt. Ich zog es hervor – ich kann nicht lesen – aber ich brachte es den nächsten Vandalen – von denen lasen es zwei – und frohlockten. Verus kam von ungefähr dazu, er wollte den Zettel zerreißen, wollte verbieten, dir davon zu reden: aber der Hunger, die Hoffnung auf Rettung sind stärker als sein Wort ... –«

Verus fiel ihm in die Rede: »ich hielt es für Verrat, für eine Falle; es ist zu unwahrscheinlich.«

Gibamund entriß ihm den Zettel und las: »der Abstieg im Süden, wo der Strauß rief, ist unbewacht: man hält ihn für unbetretbar; klettert einzeln in der nächsten Mitternacht

dort hinab: wir harren in der Nähe mit frischen Pferden. Theudis, der Westgotenkönig, hat uns Gold geschickt, euch zu retten und ein kleines Schiff: es liegt nah an der Küste. Eilt.«

»Es giebt noch Treue! Es giebt noch Freunde in der Not!« jubelte Hilde und warf sich in Freudenthränen an des Gatten Brust.

Der König richtete sich auf: sein Auge verlor den trüben, hoffnungslosen Ausdruck: »Seht ihr nun, wie frevelhaft es gewesen wäre, den Tod zu suchen? Das ist der Finger, den uns Gottes Erbarmen hinreckt: laßt ihn uns ergreifen.«

Zwanzigstes Kapitel.

Verus erbot sich, um die Feinde ganz sicher zu machen für die kommende Nacht, Fara eine Unterredung mit Gelimer für den Mittag des folgenden Tages an dem Nordabhang des Berges vorzuschlagen, wobei die letzten Vorschläge Belisars nochmal erörtert werden sollten. Nach einigen Gewissensbedenken willigte der König in diese Kriegsliste. Verus berichtete, er habe in seiner Zwiesprache mit Fara diesen durch seine Mitteilung sehr erfreut: Fara werde Gelimer erwarten. Trotzdem spähten die Eingeschlossenen während des ganzen Tages scharf hinab in die vorgeschobenen Wachen der Belagerer und in deren Lager, – der hohe Berg gewährte vollen Einblick – ob irgend eine Bewegung nach der Richtung des Abstiegs andeute, daß der Fluchtplan oder doch der Versteck der Soloer am Fuße des Gebirges entdeckt sei. Nichts dergleichen war zu bemerken: in der gewohnten Weise verstrich bei den Byzantinern da unten der Tag. Die Wachen wurden nicht verstärkt; auch nach Einbruch der Dunkelheit wurden die Wachtfeuer nicht vermehrt oder verändert. Auch die Belagerten zündeten, sobald es finster geworden, auf der Nordseite wie gewöhnlich an den bisher dazu gewählten Stellen die Feuer an.

Kurz vor Mitternacht setzte sich der kleine Zug in Bewegung. Voran schritten die wegzudigen Mauren mit Seilen versehen und mit eisernen Klammern. Bei jedem Schritt mußten die Flüchtlinge vorsichtig voraustasten mit den Schaftenden der Speere, prüfend, ob die bröckelnden glatten Rollkiesel des Berggesteins sichern Tritt gewährten. Darauf folgten Gibamund und Hilde; letztere hatte das große Banner Geiserichs eng zusammengefaltet und an den Speerschaft geschnürt, der ihr den Bergstock ersetzte; dann kam Gelimer, hinter ihm Verus und das kleine Häuflein der noch übrigen Vandalen. So ging es wohl eine halbe Stunde auf der Höhe des Berges hin, bis die Südseite erreicht war, von welcher sich der schmale Steig absenkte. Jeder Schritt war lebensgefährlich: Fackeln anzuzünden durfte man nicht wagen.

Als der Abstieg begonnen, wandte sich Gelimer um. »O Verus,« flüsterte er, »der Tod kann uns allen sehr nahe sein. Sprich noch ein Gebet ... – wo ist Verus?« – »Er eilte zurück, schon vor geraumer Zeit,« antwortete Markomer. »Er holt eine Reliquie, die er vergessen. Er befahl uns, voranzugehen: bei der nächsten Biegung des Weges wird er uns einholen, bevor wir die Schlucht hinabsteigen.«

Der König zögerte: er begann leise das Vaterunser zu beten. »Vorwärts,« flüsterte Sersaon, der führende Maure. »Keine Zeit ist mehr zu verlieren! Nur noch rasch um den nächsten Vorsprung – – Ha, weh! Fackeln, Verrat! Zurück nach ... –«

Er konnte nicht mehr vollenden: ein Pfeil fuhr durch seine Kehle. Fackeln glänzten blendend vor den Augen der Flüchtlinge, sowie diese sich um die vorspringende Felswand gedreht hatten. Waffen blitzten ihnen entgegen: und vor die Reihe der Heruler trat ein Mann, hoch eine Fackel hebend und damit leuchtend: »Dort, der zweite, ist der König,« rief er. »Fangt ihn lebend!« – Und noch einen Schritt trat er vor.

»Verus!« schrie Gelimer und stürzte hinterrücks zusammen. Zwei Vandalen fingen ihn auf und trugen ihn nach oben.

»Hinauf! Stürmt!« befahl unten Fara. Aber das war unmöglich! Diesen Pfad zu stürmen, bei dem man aufwärts nur klimmen konnte, wenn man sich mit beiden Händen an der senkrechten Felswand fortastete. Fara begriff es sofort selbst, da er im Schein der Fackeln den Aufstieg erkannte und Gibamund mit gezücktem Speer oben stehen sah auf der letzten breiteren Steinplatte, die noch Einem Mann sichern Stand gewährte. »Schade!« rief er. »Nun aber, das Schlupfloch ist euch fortab gesperrt. Ergibt euch!« – »Niemals!« rief Gibamund und warf den Speer: der Mann neben Fara stürzte. »Schießt! Rasch! Alle zumal!« befahl dieser zornig. Hinter den Herulern hielten, zu Fuß, zwanzig hunnische Pfeilschützen: – ihre Sehnen schnellten: lautlos sank Gibamund nach rückwärts. Mit einem gellenden Schrei fing ihn Hilde auf. Aber schon stand Markomer an des Gesunkenen Stelle und hob dräuend die Lanze.

»Laßt ab,« gebot Fara. »Haltet nur den Ausgang stark besetzt. Morgen oder übermorgen, sagte ja der Priester aus, müssen sie sich doch ergeben.«

Gelimer war aufgefahren aus seiner Ohnmacht, da er Hildes Schrei vernommen: »Nun ist auch Gibamund gefallen,« sagte er dann ganz ruhig. – »Es ist aus.« Mühsam schritt er, auf seinen Speer gestützt, zurück; ein paar Vandalen folgten ihm. So verschwand er im Dunkel der Nacht.

Hilde saß lange schweigend, des toten Gatten Haupt im Schos, den Fahnen speer über die Schulter gelehnt, sie fand keine Thränen: sie tastete in dem tiefen Dunkel über das geliebte Antlitz. – Bald hörte sie einen Vandalen, der von dem König zurückkam, zu Markomer sagen: »Das war das Letzte. Morgen wird – ich soll es den Feinden melden – der König sich ergeben.«

Da sprang sie auf: dann bat sie ein paar der Männer, ihr zu helfen, – sie ließ das teure Haupt nicht aus den Händen – den Toten zurückzutragen auf die Kuppe des Berges. Dort in einem kleinen Wäldchen von Pinien, vor der Stadt, war eine Holzhütte aufgeschlagen, die früher die Vorräte jeder Art geborgen hatte: jetzt war sie halb leer; nur das Holz für die Feuerung lag noch hoch aufgehäuft. In dieser Hütte verbrachte sie die Nacht und den dunkeln Morgen allein mit dem Toten. Als es hell geworden, suchte sie den König. Sie fand ihn in der Basilika an der Stelle, die ehemals – die Reste von ein paar Stufen deuteten es an – den Altar getragen. Hier hatte Gelimer ein Holzkreuz, plump aus gequerten Ästen gezimmert, in eine Ritze zwischen zwei Quadern gebohrt; er lag davor auf dem Antlitz, das Kreuz mit beiden Armen umklammernd.

»Schwager Gelimer,« sagte sie kurz und herb, »ist es wahr? Du willst dich ergeben?« Er antwortete nicht.

Sie rüttelte ihn an der Schulter: »Gefangen willst du dich geben, König der Vandalen?« rief sie lauter. »Sie werden dich als ein Schaustück führen durch die Straßen von Byzanz! Willst du dein Volk – dein totes Volk – noch schänden?« – »Eitelkeit,« antwortete er tonlos. »Eitelkeit redet aus dir! Es ist Sünde, es ist eitel, es ist Hoffart, was du denkst.« – »Warum jetzt auf einmal? Monatelang hast du ausgeharrt. Warum?« – »Verus!« stöhnte der Mann tief auf. »Gott hat mich verlassen, mein Schutzgeist hat mich verraten. Ich bin verdammt auf Erden und im Jenseits. Ich kann's nicht anders enden.« – »Doch. Hier, Gelimer, hier ist dein scharf geschliffen Schwert.« Und sie bückte sich und riß es aus der Scheide, die samt dem Wehrgehänge unterhalb der Stufen lag. »Die Toten sind frei: es ist ein gutes Wort.« Er aber schüttelte das

Haupt: »Eitelkeit. Hoffart des Herzens. Heidnische Sünde. Ich bin ein Christ: ich töte mich nicht selbst. Ich trage mein Kreuz, – wie Christus es getragen – bis ich zusammenbreche.«

Sie warf ihm klirrend das Schwert vor die Füße. Ohne ein Wort des Abschieds wandte sie sich von ihm. – »Wohin? Was willst du thun?« – »Meinst du, ich liebte minder treu und tief und heiß als jenes zarte Griechenkind? – Ich komme, mein Held und mein Gemahl.«

Und sie schritt hinüber in ein nun als Stall verwendetes Gebäude: die ehemalige Curia von Medenus, in welchem vor kurzem viele Rosse gestampft; nur Styx, der Rappe stand jetzt noch darin; sie nahm ihn an der Mähne, lammfromm folgte das kluge, treue Tier. Sie ging mit dem Roß nach der Holzhütte. Einen Augenblick stutzte es da, bevor es über die Schwelle folgte in das enge Gelaß, das ein brennender Kienspan in eiserner Öse an der Thüre schwach erhellte. »Komm nur herein,« redete sie mit dem Roß, es sanft nach sich ziehend. »Es ist auch dir besser. Du bist doch schon lange sterbenselend. Deine Schöne, deine Kraft ist hin. Und nachdem du jenem Ritte tapferer Liebe gedient in der Schlacht, soll dich der Feind nicht erbeuten und quälen in unwürdigem Fronwerk. Und wie heißt es in dem alten Liede?

»Und sie häuften dem Helden,
Geschüttet die Scheite:
Es teilten den Tod des Tapfern
Sein rasches Roß,
Und, willig, sein Weib,
Weh, seine Witwe!
Nicht wollte sie weiter
Die Last des Lebens
Öd und einsam
Tragen, die Treue.«

Und sie führte das Roß neben den hohen Holzstoß, auf welchen sie die schöne Leiche gelegt. Sie zog Gibamunds Schwert aus der Scheide und, mit der Hand den Schlag des Herzens suchend, traf sie mit kräftigem Stoß des Tieres Herz. Das fiel und war tot. Sie warf das blutüberströmte Schwert weg.

»O mein Geliebter,« rief sie. »O du mein Gemahl, mein Leben! O warum hab' ich dir doch nie ganz gesagt, wie ich dich liebte? Ach, weil ich's nicht gewußt habe – bis jetzt! Hör' es, o hör' es, Gibamund! Ich habe dich sehr geliebt. – Dank, Freund Teja! – O du mein alles: ich folge dir.« Und nun zog sie den scharfen, den schwarzen Dolch aus dem Gürtelgehäng. Mit einem Schnitt trennte sie das Tuch, das lang wallende, der Fahne von dem Speerschaft und breitete es wie eine Totendecke über die Leiche: es war so breit, daß es noch den ganzen Raum neben dem Toten bedeckte. Jetzt entflamte sie mit dem lodernden Kienspan das unterste Holz, beugte sich über den Toten und küßte nochmal heiß die bleichen Lippen. Dann holte sie aus mit der dunkeln Waffe, die hell aufblitzte im Flammenschein, und traf mit sicherem Stoß das mutige, das edelstolze Herz. –

Und sie sank auf ihr Antlitz über den geliebten Mann. Und die Flamme ergriff zuerst leise knisternd und flüsternd, die rote Fahne, welche die beiden Gatten hüllend bedeckte.

Der Frühwind blies kräftig in die halboffene Thür, durch die Luken des Gebälks –: hoch schlug alsbald die helle Lohe durch das Dach.

Einundzwanzigstes Kapitel.

An Cethegus Prokopius.

»Es ist zu Ende!

Dank sei Gott! Oder wem sonst der Dank dafür gebührt. Drei Monate, arger Langeweile voll, lagen wir vor dem Berg des Trotzes. Es ist März: die Nächte sind noch kühl, aber die Sonne brennt um Mittag schon wieder heiß herab. Ein Fluchtversuch scheiterte durch Verrat: Verus, Gelimers Kanzler und nächster Freund, hat das Verdienst dieser Schandthat. Wir suchten, des Priesters Weisung folgend, nach den am Südabhang verborgenen Soloërn, welche die Fliehenden geleiten sollten bis ans Meer, fanden aber nur noch die Spuren zahlreicher, nach der See hineinlender Hufe. Wir sperrten den Ausgang. Da bot der König freiwillig, ohne weiteres, seine Ergebung an. Fara war hoch erfreut: er würde jede Bedingung gewährt haben, die ihm verstattete, den König gefangen vor Belisar zu stellen, der noch ungeduldiger als wir den Abschluß herbeisehnte. An dem Eingang der Schlucht, den wir nie hatten durchdringen können, empfing ich den kleinen Zug Vandalen, – es sind etwa noch zwanzig. Auch die Mauren kamen mit herab: auf Gelimers Bitten entließ sie Fara sofort wieder in Freiheit. Diese Vandalen – welche Gestalten des Elends, des Hungers, der Entbehrung, des Siechtums, des Jammers! Ich begreife nicht, daß sie noch aushalten, noch Widerstand leisten konnten: vermochten sie doch kaum, die Waffen zu tragen: gern ließen sie sich dieselben von uns abnehmen.

Als ich aber Gelimer sah und sprach, da, – so gebrochen er nun ist, – da verstand ich, daß dieses Mannes Geist und Wille andere zwingen, beherrschen, aufrechthalten konnten, solange er es wollte. Ich habe seinesgleichen nie gesehen: ein Mönch, ein Schwärmer und doch ein königlicher Held.

Ich bat Fara, ihn in mein Zelt aufnehmen zu dürfen. Während wir die andern kaum abhalten können von maßlos gierigem Genuß lang entbehrten Fleisches und anderer Speise, setzt er freiwillig das solange ihm aufgezwungene Fasten fort; mit Mühe brachte ihn Fara dazu, Wein zu nehmen; der Heruler fürchtet wohl, sein Gefangener stirbt ihm auf dem Wege, bevor er ihn Belisar einliefern kann. Lange weigerte er sich: als ich andeutete, er wolle sich wohl den Tod auf solche Weise geben? da trank er gleich und aß vom Brote.

Lang und eingehend, die halbe Nacht lang, sprach er mit mir, voll sanfter Ergebung, über sein Geschick; es ist rührend, ergreifend, ihn alles demütig auf Gottes Fügung zurückführen zu hören. Doch kann ich seinen Gedanken nicht immer folgen. So meinte ich, nach so langer Ausdauer habe ihn zu plötzlichem Nachgeben doch wohl die Vereitelung der Flucht gebracht? Da lächelte er trüb und sprach: »O nein. Wäre die Flucht aus anderm Grund gescheitert, – ich hätte ausgehalten bis zum Tode. Aber Verus, Verus!« Er schwieg: dann fügte er bei: »Du wirst das nicht verstehen. Ich aber weiß jetzt, daß mich Gott verlassen hat, wenn er jemals mit mir war. – Ich weiß nun: auch das war Sünde, war hohle Eitelkeit, daß ich mein Volk so heiß geliebt, daß ich, aus Stolz auf der Asdingen Blut, auf unsern alten Waffenruhm, nicht nachgeben, nicht mich beugen wollte. Nur Gott sollen wir lieben, und nur dem Himmel leben!«

Da kam Fara, ziemlich unwirsch, in das Zelt: ›Du hast nicht Wort gehalten, König!‹ grollte er. ›Alle Waffen und Feldzeichen auszuliefern hast du gelobt: – aber das wichtigste Beutestück – Belisar band mir es auf die Seele, – er sah, wie es aus der Schlacht gerettet ward und ich selbst erblickte es vor kurzem noch, bei unserm Sturm, in eines Weibes Hand, – die große Fahne König Geiserichs: sie fehlt! Unsere Leute, ich selbst, von Vandalen geführt, suchten oben alles danach ab: wir fanden nur in der Asche einer verbrannten Hütte – neben Gebein – diese goldnen Nägel: die Vandalen sagen, sie sind vom Schaft der Fahne. Hast du sie verbrannt?‹ ›O nein, Herr, ich hätte dir und Belisar den Tand gegönnt. Das that ein Weib: – Hilde. Sie hat sich selbst gemordet. Gott, ich flehe dich an für sie: vergieb ihr!‹ – Und das ist nicht Heuchelei. Ich versteh' ihn kaum. Doch zwingen auch mir diese wundersamen Ereignisse Gedanken auf, denen ich sonst gern ausweiche. Wer einmal Philosophie gekostet hat, – ich laufe vor ihr davon, aber ich trage sie im Kopfe mit! – der wird sie nicht wieder los: die Frage nach dem Warum?

Nun sind ja von jeher in den Geschicken der Menschen Glücksfälle eingetroffen, die alles Erwarten übersteigen. Allein ob jemals ein Unternehmen von solchem Glücke getragen ward wie das unsrige, das ist doch zweifelhaft. Belisarius selber staunt. Fünftausend Reiter – denn unser Fußvolk kam fast nicht zum Schlagen – fremde Ankömmlinge, die, nachdem sie ans Land gesetzt waren, keinen Hafen hatten, keine Burg, keinen Fleck Erde besaßen in ganz Afrika als die Scholle, darauf sie standen, nicht wußten, wo sie ihr Haupt hinlegen sollten, – fünftausend Reiter haben, in zwei kurzen Gefechten, gegen zehnfache Übermacht, das Reich des fürchterlichen Geiserich zerstört und dessen Enkel gefangen, dessen Königsburg und Königsschatz erbeutet! Es ist unfaßlich. Hätt' ich's nicht staunend selber mit erlebt, ich würd's nicht glauben! Lebt am Ende doch ein Gott in den Wolken, der wunderthätig die Geschicke lenkt?

Viel that Belisars Feldherrnschaft und unser tapferes, kampfgeschultes Heer. – Einiges, aber nicht gerade viel, that, wie jetzt erhellt, des Verus lang voraus angezettelte und bis ans Ende durchgeführte Verrätere: er hat ohne unser Wissen all diese Zeit mit dem Kaiser und zumal mit der Kaiserin Briefe gewechselt. Das meiste that die Entartung des Volkes, ausgenommen das Königshaus, das drei Männer im Kampfe verlor. Sehr, sehr viel verdarb dieses Königs unerklärliche, widerspruchsvolle Art. Allein all das hätte nicht so raschen Erfolg bewirkt, ohne das beispiellose Glück, das uns von Anbeginn begleitet hat.

Und dieses Glück, ist es blind? Ist es Gottes Werk, der die Vandalen strafen wollte für ihrer Ahnen und für eigene Schuld? Mag sein! Und nicht ohne Ehrfurcht beug' ich mich solchem Walten. Aber – und hier zupft mich leise wieder der spöttische Zweifel, der mich nie ganz verläßt – dann muß man sagen, daß der liebe Gott nicht wählerisch ist in seinen Werkzeugen. Denn schwerlich überragen an Tugend diesen Gelimer und seine Brüder Theodora, Justinian, selbst Belisar: und vielleicht nicht einmal dein Freund, o Cethegus, der dies geschrieben hat.«

Zweiundzwanzigstes Kapitel.

Am Tage nach der Ergebung Gelimers ward das Lager Faras abgebrochen und der Zug der Sieger und der Gefangenen setzte sich in Bewegung nach Karthago; eilende Boten an Belisar flogen voraus.

An der Spitze ritten Fara, Prokop und die anderen Führer auf Rossen und Kamelen, in der Mitte wurden die gefangenen Vandalen geführt, der Vorsicht wegen an Händen und Füßen gefesselt mit Ketten, die das Gehen oder selbst das Reiten, aber nicht das Laufen verstatteten; sie waren von Fußvolk umgeben; den Schluß bildeten die hunnischen Reiter. So zog man langsam, nachts unter Zelten rastend, in vierzehn Tagen den Weg zurück, den man in rastloser Verfolgung in acht Tagen durchmessen hatte.

Verus ritt meist allein: er mied die Vandalen, und die Byzantiner – mieden ihn.

Am zweiten Tage nach dem Aufbruch von Berg Pappua – Fara und Prokop waren weit voran – in einer Krümmung des Weges hielt der Priester das Roß an und wartete: die Gefangenen kamen heran. Manche gefesselte Faust hob sich gegen ihn empor, mancher Fluch ward wider ihn ausgestoßen; er sah es nicht, er hörte es nicht. Endlich kam, einen Stab, der in ein Kreuz auslief, in der gefesselten Rechten, Gelimer zu Fuß herangewankt. Verus drängte sein Pferd durch die Reihe der Wächter, er ritt nun dicht neben ihm; der Gefangene sah auf: »Du, Verus!« Er erschauerte. – »Ja, ich: Verus. Ich erwartete dich hier: – dich und diese Stunde! Diese Stunde, die nun endlich, zögernd, kam, diese Stunde habe ich herbeigesehnt, herbeigewünscht, herbeigeführt durch Gebet, durch Rat und That: für diese Stunde allein habe ich gelebt, gelitten, gerungen jahre-, jahrzehntelang.« – »Und warum, o Verus, warum? Was hab' ich dir gethan?« Da lachte Verus grell auf und riß sein Roß am Zügel, plötzlich anhaltend. Gelimer erschrak: – er hatte diesen Mann selten lächeln sehen, niemals laut lachen gehört. »Warum? ha, ha! Du kannst noch fragen? Warum? – Weil ... –! Doch um diese Frage zu beantworten, müßte ich die ganze Geschichte unserer – der Römer, der Katholiken – Leiden hersagen vom ersten Schritt an, den Geiserich auf dieser Erde gethan! Warum? Weil ich der Rächer, der Vergelter bin des hundertjährigen Verbrechens, das da genannt wird: das Vandalenreich in Afrika. Hört es, ihr Heiligen im Himmel! Dieser Mann: – er stand dabei, als alle die Meinigen scheußlich hingewürgt wurden, und er fragt: *warum* ich sein Volk und ihn gehaßt und nach Kräften vernichtet habe?« – »Ich weiß ... –«

»Nichts weißt du! Denn du kannst mich fragen: *warum?* Du weißt, willst du sagen, von meiner verröchelnden Mutter Fluch? Aber das weißt du nicht – denn betäubt warst du umgefallen – daß ich, als sie den Fluch auf dich schleuderte, mich losriß aus meinen Stricken, von meinem Marterpfahl, daß ich da auf meine Mutter sprang, in die Flammen hinein, daß ich sie umschlang und mit ihr sterben wollte. – Sie aber stieß mich zurück aus der Lohe und rief: ›Lebe! Lebe und räche mich – und all die Deinen – und vollführe den Fluch an diesem da und an all den Seinen.‹ Und nochmal drang ich vor und schlug ein in die Hand der Sterbenden und schwor ihr's zu mit letztem Handschlag. Und deine Krieger rissen mich weg von ihr: und ich sah sie versinken in den Flammen und mir vergingen die Sinne.

Aber als ich erwachte, da war ich kein Knabe mehr: – ich war der Rächer! Und ich sah und hörte nichts und fühlte nichts als jenen letzten Händedruck der Mutter, ihren Blick und meinen Schwur. Und ich schwor meinen Glauben ab – zum Schein! Und ihr, elende, vor Hochmut dumme Barbaren, ihr glaubtet, aus Feigheit, aus Furcht vor Folter und Flammen, hätte ich das gethan! O wie oft habe ich eure, hab' ich in früheren Jahren auch deine – du blöder Thor! – Verachtung, stumme, kaum verhehlte Geringschätzung gefühlt und ertragen mit tödlichem Haß, mit einer Wut, die mir das Herz, die Eingeweide brannte. Hochfahrende Brut von eiteln Thoren! Feigheit, Furcht, euch das Schimpflichste des Schimpfes, – *mir* schobt ihr sie ohne weiteres unter! Blinde Narren! Als ob ich nicht mehr gelitten, zehnmal mehr als den Feuertod, all diese Jahre mich selbst bezwingend, der Karthager, der Katholiken Verabscheuung meiner Abtrünnigkeit ohne ein Wort der Aufklärung erdulnd, mich selbst in Zucht haltend, jede Regung meines Herzens in Haß und Zorn und Hoffnung im Keim erstickend, damit ihr nichts davon gewahrtet, mich selbst künstlich versteinend, indes mein ganzes Wesen sich in Glut verzehrte! Euch dienen, euren gotteslästerlichen Gottesdienst als euer Priester mitfeiernd, eure unerträgliche Prahlerei ertragend! Denn ihr Germanen seid, ohne laut zu prahlen, – diese eure *lauten* Prahler erträgt man leicht: man verachtet sie – aber ihr seid *stille* Prahler. Ihr schreitet über die Erde hin, als müßtet ihr stets etwas zertreten, ihr werft das Haupt in den Nacken, als grüßtet ihr im Himmel eure Ahnen und nicktet ihnen zu: ja, ja, *uns* gehört die Erde! Und daß ihr es gar nicht mehr wißt und fühlt, wenn ihr uns auf das tödlichste beleidigt durch solch Gebahren, weil sich's von selbst verstehe – das ist das Unerträglichste von allem. O wie ich euch hasse« – und er schlug mit der Gerte nach dem neben seinem Rosse Schreitenden, der den Streich empfing, aber nicht zu fühlen schien. »Ihr Barbaren, vor wenigen Menschenaltern noch Kuhdiebe an den Grenzen unseres Reiches, zu Hunderttausenden von uns geschlachtet, verknechtet, den Bestien vorgeworfen, – nackte, hungernde Bettler, die dankbar die Brosamen aufleckten, die römische Großmut euch zuwarf! – Hin müßt ihr werden, alle, alle, ihr Stiere, ihr Wölfe, ihr Bären, welche die tierische Kraft allein und Gottes Zulassung, – zur Strafe unserer Sünden – in das Römerreich hat brechen lassen.

Hin müßt ihr werden!« – Und er hob wieder die Gerte zum Schlag: da sah er eines herkulischen Wächters Auge drohend auf sich gerichtet: – verlegen senkte er den Arm.

Gelimer schwieg immer; nur manchmal seufzte er. »Und dein Gewissen?« sagte er jetzt, ganz sanft. »Hat es dich nie gestraft? Ich – seit jener Löwengefahr – ich traute dir ja ganz, ich gab dir mein Herz in die Hand, du warst mein Beichtiger: schämtest du dich denn nicht?«

Da schoß einen Augenblick helle Röte über des Priesters bleiches Antlitz: aber nur wie ein Wetterleuchten. Gleich darauf erwiderte er: »Ja! So thöricht war mein Herz – manchmal: zumeist im Anfang. Aber,« fuhr er grimmig fort, »immer überwand ich diese Anwandlung von Schwäche, wenn ich mir sagte, wenn ich es fühlte, – und euer beleidigender Hochmut sorgte dafür, daß ich es alle Tage fühlte: ah, jener Zazo! am meisten hab ich den gehaßt: – sie halten dich für so niederträchtig, daß du aus Feigheit vor all der Deinen Leichen deinen Glauben abschworst! Sie wännen, diese frechen, diese maßlos dummen Barbaren – aber es ist noch mehr Hochmut als Dummheit! – *du* – *du*, dieser Eltern Sohn, könntest ihnen wirklich ergeben sein, könntest der Deinen Martern vergessen, – um ihnen zu dienen, und ihrer brutalen, gewaltthätigen

Herrlichkeit. So denken sie von dir, so unabsehbar niedrig! Räche dich, strafe sie für diese unertragbare Überhebung! – O auch der Haß ist eine Wollust: der Haß von Volk zu Volk! Und gehaßt sollt ihr werden, ihr Germanen, solange noch ein Tropfen Blutes rinnt in andern Völkern: – bis in den Tod, bis ihr zertreten seid!« – Und er schlug mit der Faust hart auf das bloße Haupt des neben ihm wankenden Königs. Gelimer sah nicht auf: er zuckte nicht. »Was drohest du da leise in den Bart?« forschte jener sich herunter neigend. »Ich betete nur – wie auch wir vergeben unsern Schuldigern!« Aber – das ist auch vielleicht noch Überhebung, Sünde –! Du bist – vielleicht! – gar nicht mein Schuldiger. Du bist vielleicht wirklich –« er erschauerte abermals – »mein Engel, den Gott mir gesendet, nur nicht zum Schutze, wie ich in Eitelkeit wähnte, sondern zur Strafe. –« »Dein *guter* Engel war ich nicht,« lachte der andere. – »Aber – wenn es vergönnt ist, zu fragen –?« »Frage nur! Ich will sie auskosten, diese Stunde!«

»Wenn du mich so hassest, – die Mutter rächen wolltest an mir, – warum dieses lange, jahrelange Spiel? Oft und oft – schon als ich bei dem Löwen lag – hättest du mich töten können: warum also?« – »Dumm gefragt! Hast's noch nicht – noch immer nicht! – begriffen? Du Thor? Wohl haßte ich dich: aber doch noch mehr – dein Volk! Dich umbringen – o es reizte wohl! Und hart und schwer habe ich damals mit meinem Haß gerungen, ob ich den Tod nicht dir geben sollte statt dem Löwen. Ich zauderte ...–« – »Ich sah das.« – »Aber ich erkannte: hier, in diesem Manne, lebt die Seele des Vandalenvolks. Ihn auf den Thron heben und dann ihn beherrschen, das heißt sein Volk beherrschen. Töt' ich ihn jetzt, treib' ich Hilderich zum geheimen Abschluß mit Byzanz: – Zazo, Gibamund, andere werden tapfer, werden lange widerstehen. Aber wird dieser, der vor allen sein Volk retten könnte, König und steht er dann als König unter meiner Gewalt, so ist sein Volk am sichersten verloren. Ihn töten, wird's nötig, dazu findet sich wohl immer noch Gelegenheit. Besser als ihn töten, durch ihn das Vandalenvolk beherrschen und – verderben!«

Da stöhnte Gelimer; er wankte; er griff unwillkürlich nach des Pferdes Hals, sich zu halten. Verus stieß seine Hand hinweg: er strauchelte und fiel in den Sand; gleich stand er wieder auf und ging weiter. »Hat dich der Pfaff geschlagen, König?« rief der Heruler drohend. »Nein, mein Freund.« Aber Verus fuhr fort: »Hilderich mußte den Thron räumen. Denn gar nicht unbedingt war er mir zu Willen: er verlangte allerlei Schonung für die Vandalen: und Justinianus wollte sie gewähren. Ich aber wollte Gelimer und die Vandalen nicht bloß zu Unterthanen des Kaisers machen, – vernichten wollt' ich sie. Dein plumper Bruder entdeckte meinen Verkehr mit Pudentius: – ward ich damals durchsucht, *fund* man des Pudentius Brief, war alles verloren. Statt dessen *gab* ich ihn: ich verriet des Tripolitaners Aufenthalt: ich wußte, er war schon, auf meinem besten Renner, aus den Thoren. Der König und du – ihr gingt in die Falle meiner Warnungen, beide. Ich freute mich, wie rasch du doch bereit warst, an Hilderichs Schuld zu glauben, weil du sie – wünschtest! Weil du vor stiller, ob auch verhaltener Gier nach der Krone branntest! Zeigte man dir die Gefahr, sie einzubüßen, sprangst du in jedes dir gestellte Netz. Deine Gier nach der Krone, – das ist deine wahre Schuld und Sünde. Hast du auch Hilderich in gutem Glauben entthront, – wie flink warst du, wie hitzig, dir die Krone zu sichern! Ich stand dabei, ich sah's mit an, wie du den armen Hoamer niederschlugst: der doch in vollem Rechte war, da er den Mordplan Hilderichs leugnete. Ein Gottesurteil nanntest du den Zweikampf, Gottes Gerechtigkeit wähhntest du darin zu dienen: – und nur der eignen Herrschsucht dientest du und, durch sie, – mir! Deine Leidenschaft – der

Satan, nicht Gott! – gab dir die Begeisterung, die rasche Kraft des Armes, der Hoamer sofort erlag: ein Teufelsurteil, ein Sieg der Hölle, nicht ein Gottesurteil war's. Nun ward ich dein Kanzler: das heißt dein Verderber. Ich brach offen mit dem Kaiser: ich verhandelte im geheimen weiter mit der Kaiserin. Ich entfernte eure Flotte nach Sardinien, nachdem ich, Tage zuvor, die Einschiffung Belisars erfahren. Nach dem Schlage von Decimum riet ich, dich und das Heer in Karthago einzuschließen. Ein halb Jahr früher wäre das Spiel zu Ende gewesen: dies einzige mißlang: du folgtest mir nicht. Verhüten mußst' ich Hilderichs Rechtfertigung vor dir: – ich nahm den Brief, den Warnungsbrief, den ich diktiert hatte, aus der Truhe, bevor ich sie Hilderich durchsuchen ließ. Leben bleiben sollte aber kein Sproß von Geiserichs Geschlecht: – Justinian hätte deine beiden Gefangenen nach Belisars Sieg ehrenvoll empfangen! – Ich ließ sie töten durch meinen Freigelassenen und sicherte dessen Flucht. Dich aber – das hatt' ich mir längst aufgespart für die Stunde deiner kräftigsten Erhebung, für den Fall der äußersten Gefährdung unserer Pläne – dich zerschmetterte ich im rechten Augenblick durch die Enthüllung, daß du Hilderich ohne Grund damals entthront und jetzt gemordet. Jedoch nicht eher war der Mutter Fluch und mein Eid erfüllt, bis du in Ketten gingst, als Justinians Gefangener. So teilte ich, um sicher dein Entkommen zu verhindern, alle Not, alles Elend dieser drei Monate mit dir. Briefe des Königs Theudis hatten schon nach dem Gefecht von Decimum deine Rettung durch die Küstenstämme und durch westgotische Schiffe angeboten: – du sahst jene Briefe nie: ich unterdrückte sie. Erst als die Rettung wirklich winkte, als du die Hand schon danach ausgestreckt, – erst da warf ich, dich vollends zu zermürben, den Trug, die Hüllen, ab. Jetzt werd' ich dich noch Justinians Füße küssen sehen im Hippodrome zu Byzanz: – das ist das letzte von der Mutter Fluch, von meinem Eidschwur und von meines Volkes Rächung.«

Er schwieg; sein Antlitz glühte, sein Auge schoß Blitze auf den Gefangenen nieder.

Dieser beugte sich und küßte ihm den Schuh im Steigbügel. »Ich danke dir! Du also bist die Rute Gottes, die mich schlug und schlägt. Ich danke für jeden Streich Gott und dir, wie ich Gott und dir dankte, als ich dich meinen Schutzengel wähnte. Und hast du dich dabei etwa gegen mich, gegen mein Volk versündigt, – ich weiß es nicht zu sagen! – so verzeihe dir Gott, wie ich dir voll verzeihe.«

Dreiundzwanzigstes Kapitel.

An Cethegus Prokopius.

»Auf dem ganzen Wege nach Karthago ging er zu Fuß: er lehnte Roß und Kamel ab. Er schwieg oder er betete laut in lateinischer, nicht mehr in vandalischer Sprache. Fara bot ihm angemessene Kleider anstatt dieses zerschissenen, halb zerfetzten Purpurmantels, den er auf bloßem Leibe trägt. Der Gefangene dankte und bat um einen Bußgürtel mit spitzen Stacheln auf der Innenseite, wie ihn die Einsiedler tragen in der Wüste. Wir wußten kein solch unsinnig Gerät aufzutreiben, auch mißbilligte wohl Fara den Wunsch; da fertigte sich der »Tyran« selbst einen solchen aus einem weggeworfenen Pferdezügel, den er fand, und aus den harten Stacheldornen der Wüstenakazien. Dicht vor dem Thore seiner Königsstadt brach er zusammen: sein Antlitz sank auf den Sand der Straße. Verus blieb hinter ihm stehen, zögernd: er hob den Fuß! Ich glaube, er wollte ihn auf des Königs Nacken setzen: aber Fara, der den gleichen Argwohn fassen mochte, riß den Priester unsanft nach vorn und hob den Gefallenen mit gutem Zuspruch auf. Gleich hinter dem numidischen Thor, auf geräumigem Platz, in der Vorstadt Aklas, hatte Belisarius den größten Teil der Truppen aufgestellt, drei Seiten des Vierecks füllend; die vierte, gegen das Thor hin, blieb offen. Dem Thor gerade gegenüber, auf erhöhtem Sitz, thronte der Feldherr, in vollem Waffenschmuck; über seinem Haupte ragten die kaiserlichen Feldzeichen, zu seinen Füßen lagen die Scharlachfähnlein und Scharlachbanner der Vandalen, die wir erbeutet zu vielen Dutzenden: jede Tausendschaft führte solche; nur das große Königsbanner fehlt: – es ward nie aufgefunden. – Um Belisarius her standen die Anführer seiner siegreichen Scharen, auch viele Bischöfe und Geistliche, dann die Senatoren, vornehme Bürger Karthagos und der übrigen Städte, zum Teil erst in diesen Monaten wieder aus Verbannung oder Flucht zurückgekehrt; auch Pudentius von Tripolis und sein Sohn standen frohlockend darunter. Zur Linken Belisars lag, auf Purpurdecken vor seinen Füßen hingebreitet, in kunstvoll geordneter Unordnung gehäuft und ausgeschüttet, der Königshort der Vandalen: viele goldene Stühle, der Wagen der vandalischen Königin, eine unabsehbare Menge von Schmuck jeder Art, – wie funkelten die Edelsteine unter der strahlenden afrikanischen Sonne! – das ganze silberne Tafelgerät des Königs, viele zehntausende von Pfunden wiegend, und alle andre Ausstattung der Königsburg: dazu Waffen, Waffen ohne Zahl aus den Rüsthäusern Geiserichs: – auch alte römische Feldzeichen, die nach einer Gefangenschaft von vielen Jahrzehnten nun wieder befreit waren: Waffen genug, den Erdball damit zu erobern, in den Händen tapfrer Männer: römische Helme mit stolz geschweiftem Kamm, germanische Eber- und Büffelhauben, maurische Schilde, mit Pantherfellen überzogen, maurische Hauptbinden mit wallenden Straußenfedern, Panzer aus Krokodilhaut, – wer zählt die bunte Fülle auf! Zur Rechten Belisars aber standen, die Hände auf den Rücken gebunden, die vornehmsten der Gefangenen, Männer und auch viele Frauen der Vandalen: schöne, üppige Gestalten. – Das ganze Bild jedoch ward, wie von einem ehernen Rahmen, eingefast von den Geschwadern unserer Reiter und den dichten Haufen unseres Fußvolks: – wie wieherten die Rosse, wie wogten die Helmbüsche, wie klirrte das Erz und warf weithin blendend seinen Schimmer! Ein herrlich Schauspiel, das jedes Mannes Herz mit Entzücken füllen mußte, der es nicht als Besiegter mit ansah.

Hinter unsern Kriegern drängte sich neugierig das Volk von Karthago heran, durch manchen Stoß mit dem Speerschaft belehrt, daß es gar nichts zu sagen und zu bedeuten habe bei der Befreiung seiner selbst und Afrikas, die hier gefeiert ward. Das Ganze war wie das Vorspiel des Triumphes im Hippodrome zu Byzanz, den der Kaiser dem Feldherrn bereits zugesagt hat.

Innerhalb des gewölbten Thores hielt unser kleiner Zug, der verabredeten Zeichen harrend. Ein Tubastoß: Fara und ich, gefolgt von einigen Unterfeldherrn und dreißig Herulern, ritten auf den Platz ein bis vor Belisars Stuhl. Der gebot uns, abzusteigen, stand auf, umarmte und küßte Fara und hing ihm eine große, goldne Scheibe um den Hals, den Siegespreis für Einbringung eines gekrönten Königs. Mir aber drückte er die Hand und bat mich, ihn auch auf allen künftigen Zügen zu begleiten. Das ist mir höchster Lohn: denn ich lieb' ihn nun einmal, den Mann mit dem Mut eines Löwen und dem Herzen eines Knaben!

Wir stellten uns auf einen Wink rechts und links von seinem Thron. Zwei Tubastöße: in reichstem Ornat katholischen Priestertums – ich bemerkte, auch die schmale, arianische Tonsur war in die breitere, katholische verwandelt – trat Verus aus dem Thor auf den Platz: hoch aufgerichtet, stolz das Haupt in den Nacken geworfen. Man sah es ihm an, er dachte: »Ohne mich wäret ihr nicht hier, ihr hochfahrenden Soldaten!« – Aber das ist erstens durchaus nicht wahr: wir hätten wahrlich auch ohne ihn gesiegt, wenn auch schwerer, langsamer. Und sofern es etwa doch richtig, – gerade sofern verdroß es meinen Freund Belisar. Der zog die Brauen zusammen und maß den Heranschreitenden mit einem Blick der Verachtung, den dieser nicht ertrug: er schlug die finstern Wimpern nieder, als er sich – hochmütig genug – verneigte.

»Ich habe dir einen Brief des Kaisers zu verlesen, Priester,« sprach Belisar, ließ sich eine purpurfarbene Papyrusrolle reichen, küßte sie und las: Imperator Cäsar Flavius Justinianus, der fromme, glückliche, ruhmvolle Sieger und Triumphator, allezeit Augustus, Besieger der Alamannen, Franken, Germanen, Anten, Alanen, Perser, jetzt auch der Vandalen, der Mauren und Afrikas, an Verus den Archidiakon.

Du hast es vorgezogen, anstatt mit mir, mit der Kaiserin, meiner geheiligten Gemahlin, geheimen Briefwechsel zu führen über den durch unsere Waffen mit Gottes Hilfe herbeizuführenden Sturz der Tyrannen. Sie versprach dir, falls wir siegten, den von dir gewünschten Lohn bei mir zu erbitten. Theodora bittet nicht vergebens bei Justinian. Nachdem du nachgewiesen, daß du nur zum Scheine den Ketzerglauben angenommen, daß du im Herzen und auch deinem katholischen Beichtvater gegenüber, der dir für jenen äußeren Schein der Sünde Dispens zu gewähren ermächtigt war, stets den rechten Glauben bekannt, giltst du, insgeheim mit den katholischen Weihen versehen, als rechthgläubiger Priester. Und so befehle ich denn Belisarius, dich angesichts dieses Briefes allsogleich als katholischen Bischof von Karthago auszurufen. – Hört, ihr Karthager und ihr Römer all': ich verkünde in des Kaisers Namen Verus als katholischen Bischof von Karthago! – dir die Bischofsmitra aufzusetzen und den Bischofstab zu reichen. – Knie nieder, Bischof.«

Verus zögerte. Es schien, er wollte lieber stehend die goldgestickte Mitra empfangen: aber Belisar hielt die ihm dargereichte so niedrig, so hart an seinen eigenen Knieen, daß dem Priester wohl nichts übrig blieb, als sich zu fügen, sollte die begehrte Zier und sein Kopf zusammentreffen. Sowie er sein Haupt bedeckt fühlte, sofort schnellte er

wieder empor. Belisar gab ihm nun den gebogenen reichvergoldeten Hirtenstab in die Hand. Da wollte der Bischof, hoch sich aufrichtend, an des Thrones rechte Seite treten. Aber Belisar rief: ›Halt, o Heiligster! Des Kaisers Brief ist noch nicht zu Ende.« – Und er las fort:

›So ward dir denn der gewünschte Lohn. – Aber Theodora bittet, wie du soeben erfahren, nicht vergebens bei Justinian; so erfülle ich denn auch ihre zweite Bitte. Allzugefährlich, meint sie, ist ein so kühner und so verschlagener Mann auf dem bischöflichen Stuhle von Karthago: du könntest deinem neuen Herrn dienen wie deinem alten. Deshalb bat sie mich, daß Belisarius dich, angesichts dieses Wortes, sofort ergreifen läßt: – auf einen Wink Belisars legte Fara, blitzschnell und sichtlich sehr erfreut, dem Erbleichenden die gepanzerte Rechte schwer auf die Schulter. – ›Denn du bist auf Lebenszeit verbannt nach Martyropolis am Tigris, an der Persergrenze, soweit wie möglich von Karthago, wo an deiner Statt, als dein Vicarius, der Kaiserin Beichtvater, den sie aus Byzanz versetzt wünscht, des bischöflichen Amtes walten wird – mit Einwilligung des heiligen Vaters zu Rom. Dort, zu Martyropolis, sind Strafbergwerke. Du wirst sechs Stunden im Tage der Sträflinge Seelsorge pflegen. Damit du aber dies besser vermagst, indem du deren Seelenstimmung völlig kennst, wirst du die andern sechs Stunden ihre Arbeit teilen. – Fort mit ihm!«

Verus wollte antworten: aber schon schmetterte wieder laut die Tuba und bevor sie zum dritten Male rief, war der Priester von sechs Thrakern von dem Festplatz bereits weit hinweggeführt und verschwunden in der Hafenstraße.

›Jetzt ruft Gelimer, den König der Wandalen,« sprach der Feldherr laut«

Und Gelimer trat aus dem Thor auf den Platz, die Hände mit einer goldenen Kette gefesselt; man hatte ihm eine der vielen im Königshorte gefundenen goldenen Zackenkronen auf das lange, wirre Haar gedrückt und über seinen zerfetzten, alten Purpur und den Bußgürtel einen prachtvollen, neuen Mantel aus jenem königlichen Stoff geworfen; willenlos, regungslos, schweigend hatte er alles mit sich geschehen lassen; nur gegen die Krone hatte er sich zunächst gesträubt: dann sprach er sanft: ›Wohl denn: – meine Dornenkrone!« Ebenso willenlos, schweigend, regungslos, wie eine wandelnde Leiche, kam er nun mit langsamen, langsamen Schritten den wohl dreihundert Fuß breiten Platz auf Belisar zugegangen. Während bei der Nennung seines Namens ein lautes Flüstern, vermischt mit einzelnen Rufen, durch die Reihen geflogen war, – jetzt, da sie ihn sahen, verstummten sie alle, die vielen Tausende: der Hohn, der Triumph, die Neugier, die Rachsucht, das Mitleid, sie alle fanden keinen Ausdruck mehr: sie verstummten vor der Majestät dieses Anblickes, der Majestät des höchsten Elendes.

Ganz allein ging der gefangene König über den Platz. Kein anderer der Gefangenen, auch kein Wächter, kein Krieger begleitete ihn. Er hielt die Augen, von den langen Wimpern überschattet, auf den Boden geheftet: tief eingesunken lagen sie in ihren Höhlen, tief eingefallen waren die bleichen Wangen; die mageren Finger der Rechten waren fest um ein kleines Holzkreuz geklammert. Blut sickerte – man sah es, wo sich der Mantel beim Schreiten verschob – von seinem Gürtel an seinen nackten Beinen in zögernden Tropfen nieder auf den weißen Sand des Festplatzes.

Alles schwieg: – Totenstille herrschte in dem weiten Raum: die Leute hielten den Atem an, bis der Unselige vor Belisarius stand.

Tief erschüttert fand auch dieser keine Worte.

Er streckte gütig dem vor ihm Stehenden die Rechte entgegen. Der schlug jetzt die großen Augen auf, sah Belisar im Glanz von Gold und Waffen vor sich, blickte rasch nach allen drei Seiten des Platzes, sah rings die Pracht und den stolzen Pomp kriegerischer Herrlichkeit, hoch flatternd die Fahnen der Sieger, auf dem Boden die Feldzeichen der Vandalen und ihren glitzernden Königshort: da hob er plötzlich – wir alle erschranken, da dieser Leichnam in so wilde Bewegung ausbrach – die beiden Hände mit der langen Goldfessel hoch über das Haupt und schlug sie zusammen, daß es laut schallte; das Kreuz entfiel ihm: er stieß ein gellendes, gellendes Lachen aus. ›Eitelkeit! Alles ist eitel!‹ schrie er dann und warf sich auf das Antlitz nieder in den Sand, gerade vor des Belisarius Füße! ›Ist das Krankheit?‹ flüsterte dieser mir leise zu.

›O nein,‹ erwiderte ich ebenso. ›Verzweiflung ist es. Oder Frömmigkeit. Er hält das Leben nicht des Lebens wert: alles Menschliche, alles Irdische, auch Volk und Staat, für sündig, für eitel, für nichtig. Ist nun dies das letzte Wort des Christentums?‹

›Nein, das ist Wahnsinn,‹ rief Belisarius der Held. ›Auf, meine Tapfern! Laßt nochmal die Tuba schmettern, die Römertuba, die die Welt durchdröhnt! In den Hafen! An Bord! Und zum Triumphzug – nach Byzanz!‹«

Felix Dahn

Die schlimmen Nonnen von Poitiers

Historischer Roman aus der Völkerwanderung

(a. 589 n. Chr.)

Motto:

– – ridentem dicere verum
quid vetat?

Horatius, Sat. I, 1, 24.

Dem Andenken
meines lieben Freundes und
Landsmannes
Karl Stieler.

Erstes Kapitel

Es war – nach urkundlicher Überlieferung – am Frühmorgen des ersten Märztages im Jahre fünfhundertneunundachtzig.

Heftiger Wind warf Regen und Schnee, durcheinandergemischt, an die Holzläden, mit welchen, in Ermangelung von Glas, das Rundbogenfenster des Schlafzimmers im Bischofshause zu Tours geschlossen war. Die Ampel, die, von der Decke herabhängend, in schöner Bronze-Umschalung ruhend, die Nacht über gebrannt hatte, war dem Erlöschen nahe. Daran merkte der hochhehrwürdige Herr Bischof von Tours, daß der Tag angebrochen sein mußte. Er wachte schon lange. Sowie der Schlummer von ihm gewichen war, hatte er, fromm und tiefgläubig, mit warmer Inbrunst sein Morgengebet gesprochen. Daran reihte er das Vaterunser. Als er an die schweren Worte kam: »Wie auch wir vergeben unsern Schuldigern,« erhob er die Stimme lauter. Und nach dem Amen sagte er: »Ja, ich vergebe ihnen – allen. Unter den Verstorbenen dem argen, argen Grafen Leudast. (Ob der wohl im Fegefeuer vom Ränkeschmieden lassen kann?) Und unter den Lebenden der bösen Königin Fredigundis, Und sogar – ja, ich will ihm vergeben: es muß sein! – Ihm! Du weißt schon, heiliger Martinus, und du, lieber Gott, weißt es wohl auch, wen ich meine. Den Namen spreche ich nicht gern aus. Denn der Name reizt mich und ärgert mich und erschwert mir das Vergeben.

Es ist aber wohl keine Sünde, wenn ich bei dem: »Erlöse uns von dem Übel« auch bete und wünsche, daß er von allen seinen Übeln erlöst werden möge: von seiner Hoffart nämlich und von seinem Dünkel, von seiner aufgeblasenen Überhebung, mit der er auf Amtsbrüder herabblickt, die ... – ich behaupte ja nicht, daß mein Latein so zierlich sei wie das seinige: aber macht denn das allein den Bischof, den Priester aus? Mag er ein besserer Grammatiker sein, ich bin ein besserer Christ. Wer weiß, ob er heute in aller Frühe schon für mich gebetet hat, so liebevoll wie ich für ihn! –

Was ist denn heute alles zu thun? – Nach der Messe kommt Dodo, mein Ökonom, mit den Rechnungen des abgelaufenen Monats. Und dann die Antwort auf des Herrn Königs Brief! Das will erwogen sein! Und dann – ei, was ist das für ein Lärm im Hofe? Welch Geschnatter! Wie eine Herde Gänse! Sollten die aus dem Verschlag entwischt sein? Heiliger Martinus, fang dein Geflügel wieder ein!«

Da ward die Thüre des Schlafgemaches heftig aufgestoßen: – der Bischof durfte nicht bei geschlossenen Thüren die Nacht verbringen und zwei Priester mußten, wenn nicht in seinem Schlafgemach, wenigstens in dem Vorzimmer schlafen: – herein stürmte Dodo, der Ökonom, das heißt der Vorsteher und Verwalter des bischöflichen Hausvermögens, mit ganz verstörten Mienen und rief: »Herr Bischof! Helft! hochwürdiger Herr Bischof! Der Teufel ist los! Der Teufel hat sie losgelassen! Der Teufel hat sie zu uns hergeführt. Sie stehen im Hofe! Ich weiß mir nicht zu helfen.«

Bischof Gregor, so rundlich und so behäbig-langsam er sonst war in Gedanken und Bewegung, fuhr ganz geschwind aus den Decken, schlug, entsetzt über die wiederholte Erwähnung des Erzfeindes, ein Kreuz, stand, nur vom langen Nachthemd bedeckt, vor seinem Diakon und rief: »Wer ist los? Wer steht im Hofe? Wirklich – Er?« – er ward

ganz rot im Gesicht, als er zögernd beifügte – »Bischof Felix von Nantes?« – »Ach, was viel ärgeres!« »Das giebt es nicht,« sagte Gregor überzeugt. »Doch! Schaut nur selbst!« – Er zog den Riegel am Fenster zur Seite und stieß den Laden hinaus.

Gregor trat an die Öffnung, steckte den Kopf ein wenig vor, fuhr aber gleich, wie vom Blitz getroffen, zurück: »Barmherziger Heiland!« rief er. »Was ist das? Weiber? Lauter junge Weiber! Eine ganze Herde! Hilf, Sankte Martine.« Aber so flüchtig er sich gezeigt hatte an dem Fenster, er mußte erkannt worden sein: denn sofort rief vom Hofe aus eine helle Frauenstimme: »Guten Morgen, lieber Oheim! Wie hast du geschlafen?« Und eine noch lieblichere fügte bei: »Ei, der Herr Pate! Gleich, gleich! Wir kommen schon.« – »Gerechter Gott! Sie sind es im stande! Dodo, schließe die Thüre zu!« – »Aber Ihr wißt ja, sie ist nicht verschließbar.« – »Da hör' ich sie schon auf dem Gang! Dodo! Wirf dich ihnen entgegen.« Aber zu spät: – schon standen auf der Schwelle zwei sehr schöne, ganz auffallend schöne junge Mädchen.

Mit gewaltigem Satze sprang der Rundliche auf sein Lager und zog sich die Decke bis unter das Kinn.

»Aber Mädchen! Unglückskinder!« rief der Bischof. »Wo kommt ihr her?« »Geradeswegs von Poitiers,« antwortete die Größere der beiden. »Ist das Kloster der heiligen Radegundis abgebrannt?« »Nein! Aber wir sind durchgebrannt!« erwiderte die Kleinere lustig. »Ist der Feind im Kloster, Chrodieldis?« – »Nur der böse Feind!« – »Um Gott! Wen meinst du?« »Die Frau Äbtissin,« riefen beide zugleich. »Sie reden irre, Dodo,« rief Herr Gregorius und fuhr sich durch die spärlichen grauen Haare. »Und allein? – Sprich du, Basina! Du warst immer artiger.« – »O nein, wir haben noch neununddreißig mitgenommen!« »Ich dachte, es sind viel mehr,« sprach Dodo zum Fenster hinausblickend, »solchen Lärm vollführen sie.«

»Und in weltlicher Tracht,« klagte Gregor. »O Chrodieldis!« »Leider nur von außen,« lachte die Größere und schlug den braunen Mantel auseinander, »damit man uns nicht so leicht kennt und aufgreift. Unten trag ich es noch, das verhaßte weiß und graue Nonnenkleid ... –« »Das Pfeffer- und Salzgewand,« fügte die Jüngere bei, »Aber nicht mehr lang, beim Schwerte Chlodovechs, meines Ahnherrn.«

Einstweilen hatte sich der Bischof soweit besonnen, daß er begriff, was geschehen war. Das war ein Fortschritt, Das Geschehene war unerhört, war entsetzlich. Aber es war ein Fortschritt, es zu verstehen. Er richtete sich ein wenig auf, stützte sich auf den linken Ellbogen und sprach: »Vor allem hebet euch hinweg aus meinem Schlafgemach, damit ich aufstehen kann. Dann werd' ich über euch richten. Dodo, – du sperrst sie ein.«

»Nein, Oheim,« sprach Chrodieldis ruhig, »das geschieht nicht.« »Da hätten wir zu Poitiers bleiben können,« lachte Basina, »Eingesperrt waren wir lang genug.« – »Gieb uns lieber was zu essen, Dodo.« »Ja, guter Dodo, lieber Dodo, Herzens-Dodo,« schmeichelte die Jüngere, aus braunen Schelmenaugen zu ihm aufblickend, »Wir sind so hungrig!« Jede hing sich an einen Arm des Alten und lachend zogen sie ihn gegen die Thüre hin. »Hungrig seid ihr? Arme Kinder! Das soll nicht sein im Hause des heiligen Martinus. Kommt nur mit mir.« »Aber die anderen auch,« bat Basina. »In Gottes Namen.« »Dodo, werd' nicht schwach!« mahnte der Bischof, aus dem Bette warnend. »Laß sie doch hungern, die Ausreißerinnen.« »Was?« rief Chrodieldis, drehte

sich blitzschnell um, daß die Mantelkapuze herabfiel und ihre prachtvollen schwarzen Haare in breitem Strom herabrieselten: stolz und zornig leuchteten ihre dunkeln Augen. »Was?« wiederholte sie, »Königinnen sind wir.« »Oder doch Fürstinnen,« sprach Basina. »Nein, Königinnen: *Reginae!* So dürfen wir uns nennen: das ist unser Recht. Und als Königinnen wollen wir behandelt sein. Das merkt Euch nur gleich für diesen ganzen Handel und ... –« – »Und ins Kloster gehen wir nie mehr zurück!« – »Und wollt Ihr uns nicht zu unserm Recht verhelfen ... –« »So gehen wir zu unsern Vettern, den Königen ... –« – »Ich gehe zu dem alten König, zu Oheim Guntchramn nach Orléans.« – »Und ich zu dem jungen! Zu Vetter Childibert! Da soll es noch viel lustiger sein, am Hof zu Metz.« »Und find' ich kein Recht in diesem Reich der Franken,« fuhr Chrodielis fort, »darin mein Oheim und mein Vetter Könige sind, so schüttle ich den gallischen Staub von meinen Schuhen und geh hinüber nach Britannien, wo meine Schwester Aldeberga unter Krone geht zu Kent, des tapfern Königs Üthelbert Königin: dort find ich Zuflucht, Schutz und – Rache.« »Lebte nur mein Vater noch, König Chilperich,« rief Basina. »Ich war sein Liebling! Ich wollte auf seinem Schoße sitzen und seine Wange streicheln so lange, bis er das verrottete Klosternest säuberte.« Angstvoll sah Gregor auf die beiden: dann rief er: »Wißt ihr, was ihr seid? Besessen seid ihr.«

»Nein!« zürnte Chrodielis, »Königinnen sind wir.«

»Aber sehr hungrige,« lachte Basina, Und damit zog sie Dodo über die Schwelle hinaus.

Zweites Kapitel

Das sollte ein schlimmer Tag werden für den guten Bischof Gregorius und noch gar vieler schlimmer Tage Beginn!

Nachdem er die heilige Messe gelesen, ging er in das kleinere Refektorium, das Speisegemach des Bischofhauses, das unmittelbar an die Basilika des heiligen Martinus angebaut war. Er fand hier Dodo und die beiden Rädelsführerinnen; dieselben lagen, lang ausgestreckt, auf den Holzbänken, die der Bischof – ganz gegen die Regel – mit weichen Decken belegt fand; sorgfältig hatte der freundliche Alte warme Teppiche auch über ihre Füße gespreitet; vor jeder der beiden Bänke stand auf niedrigem Tischlein ein Becher, aus welchem würziger Duft aufstieg.

Große Augen machte Gregor als er eintrat; er witterte gegen die Becher hin, »Was ist das für ein Getränk?« fragte er neugierig, »Warmer Würzwein, lieber Pate,« rief Basina. – »Verstehst du, Dodo, diesen zu bereiten? Ich wußte das nicht,« – »Nein, o Herr. Aber die Kleine da, die Braunäugige! Sie froren alle so sehr, die armen Mägdelein, wie Schwalben oder andere feine Zugvögelein, die zu früh zurückgekommen sind. Denkt doch nur! Von Poitiers bis Tours, – von Sankta Radegundis bis zu Sankt Martinus! – sind die armen Kinder, ohne Rast zu machen, gelaufen, Tag und Nacht, auf der von Schnee und Schmutz hoch bedeckten Heerstraße, bei diesem Unwetter von Wind und Wasser. Kein Mensch hat sie auf Wagen oder Pferd genommen. Kein Mensch hat ihnen einen Bissen Brot gereicht, weil ... –« »Weil wir nicht betteln,« sagte Chrodieldis stolz.

»Weil mit davongelaufenen Nönnlein kein Mensch was zu thun haben will,« lachte Basina. »Und weil wir nicht lassen von einander,« fuhr Chrodieldis fort und ihre schwarzen Augen blitzten. »Wir hätten wohl hin und wieder einen Karren oder ein Pferd haben können für die eine oder andere; aber nicht für einundvierzig. Und wir stehen alle für eine und jede für alle. Wir haben's geedet. Und ...« – »Und ein Mädchen – ein Wort!« schloß Basina.

»Aber ganz schwach und elend,« klagte Dodo, »waren die armen Dingerlein geworden.« »Wo sind sie denn, – die andern?« fragte Gregor, sich scheu umsehend. »Ich habe sie einstweilen alle untergebracht in dem alten großen Oratorium, das leer steht: da hab' ich ihnen Feuer anschüren lassen auf den Steinquadern. Sie liegen und sitzen jämmerlich umher auf den Kirchenbänken, Ich habe schon den Bruder Zacharias, den Klosterarzt, kommen lassen; denn gar manche ist krank oder doch unbaß. Und wunde Füßlein haben gar die meisten. Nun, ich gab ihnen ein gutes warmes Frühstück: Eier und Süpplein und dann süßes Geschleck: – wie leckten so eifrig danach die zierlichen Zünglein, wie von jungen Kätzlein, ganz rosenfarben! Und dann brachte ich Wein. Aber die Kleine da, die Braunäugige, Braunhaarige, – schau nur die lockigen Haare ... –« »Ja,« sagte diese, mit den Fingern durch die Locken fahrend »jetzt – da sie trocken sind, – kräuseln sie sich gleich wieder: sind liebe, gute Seelchen, meine Haare.« – »Die nahm mir den Krug gleich aus der Hand, lief in die Küche – die hatte sie mit dem Näslein längst erraten! – und vertrieb den dicken Koch vom Herd: sie schickte ihn in die Würzkammer (– denkt nur, den brummigen, der keinen von uns in seine Küche treten läßt! ganz gutwillig diente er ihr, der Kleinen –) mit vielerlei Aufträgen und

da er ihr alles Verlangte gebracht, Honig und allerlei Gewürz, da kochte sie den Wein damit auf, alles so geschickt und nett und rasch und säuberlich, daß der Koch sagte ... –« Er stockte. »Ich tauge,« fuhr Basina eifrig fort, »viel besser zur Hausfrau als zur Nonne. – Er hat recht, glaub' ich,« seufzte sie. »Mein Koch und mein Ökonom sind behext, fürcht' ich,« sprach Gregor staunend. »So viele Worte hintereinander hab' ich von Dodo nie gehört. Bei der Litanei leidest du an schwerer Sprache. Übrigens: – riechen thut das Zeug nicht schlecht ...–« – »O kost' es, Pate!« Schon war die Kleine aufgesprungen und hielt ihm den duftenden Becher vor die Nase. »Die liebe Mutter lehrte mich's zu mischen.«

»Audovera,« sprach Gregor bewegt, »die arme, gute, Frühverstorbene! Nun, ihr zum Gedächtnis! Der Freundin meiner jungen Tage! Näher stand sie mir als Chrodielens Mutter, meine leibliche Base Ingoberga; denn die war gerade so wildtrotzig wie du, Chrodielidis. – Ah, das mundet besser als des Kochs Gebräu. Danke dir, liebes Kind!«

Er wollte ihr über das krause Köpflein streichen: – aber sie stak schon wieder unter den Decken: sie hatte im Eifer vergessen, daß sie barfuß und nur vom Unterkleide bedeckt war. Gregor hatte das gar nicht gesehen. Er setzte sich nun zwischen beide Bänke auf einen faltstuhl: den Becher hatte er in der Hand behalten. »Das that wohl; ich war erschöpft: ich faste natürlich bis nach der Messe. – Du hast doch keine von den Ausreißerinnen, Dodo, zugelassen zu dem heiligen Sakrament? Wer weiß, ob sie nicht – thatsächlich – schon exkommuniziert sind.« »Es hat keine danach verlangt,« warf Chrodielidis ein. »Wir brauchten dringender Speise als Gebet,« meinte Basina. »Ausgenommen eine: – sie weinte, da ich sie zurückwies.« – »Wer war das?« – »Constantina.«

»Wie? Welche? Doch nicht die Tochter des Herzogs Burgolen?« – »Jawohl.« – »Was? Die ist auch dabei! Das sanfte, brave, liebe Kind!« »Sind wir das nicht?« fragte Basina. – »Die ist verführt. Verführt – von jener Chrodielidis da.« »Ich hab' sie nicht gezwungen, mitzugehen,« erwiderte diese achselzuckend. »O Dodo: – da muß es doch nicht ganz ohne Grund sein, dieses Davonlaufen,« flüsterte Gregor seinem Vertrauten in das Ohr. Aber Chrodielidis hatte feine Ohren: »Ohne Grund? Gerechter Gott! Die Äbtissin Leuovera – ist *das* kein Grund?« »Davonzulaufen?« ergänzte Basina. »Ehe das Verhör beginnt, – das Gericht!« sagte Gregor, sich räuspernd, mit möglichst strengem Ton: er trank den Becher leer und gab ihn Dodo, der ihn geräuschlos wieder füllte aus einem großen Krug. »Eine Frage noch. Wie ist es möglich – daß ihr, – vierzig Stück! – daß eure Flucht nicht entdeckt ward, daß man euch nicht verfolgte, einholte?« »Man hat uns verfolgt, man hat uns eingeholt,« rief Chrodielidis laut. – »Nun: aber? –« »Ich schlug die Angreifer sieghaft zurück! Einer blieb liegen: – der greift nach keiner Königstochter mehr.«

»Heiliger Martinus!« schrie Gregor auffahrend von seinem Stuhl und auch Dodo erschrak. »Totschlag, Homicidium! Friedbruch, Blut ... –« »Ja, Blut der Merowingen rinnt auch in meinen Adern,« rief Chrodielidis, das schwarze Haar in den Nacken werfend. »Vier berittene Knechte holten uns ein und wollten uns greifen. Den ersten, der die Hand nach mir ausstreckte, rannte ich vom Gaul mit dem Speer.« – »Einen Speer! Wo hast du die Mordwaffe herbekommen?« – »Ich nahm ihn mit aus der Halle – auf alle Fälle. Es ist der Eberspeer des Jägermeisters: er lehrte mich immer gern die Waffen führen.« – »Eine Nonne!« – »Ich bin noch keine! Und werde nie nicht keine werden.«

»Wo ist der Speer?« rief Gregor ängstlich und setzte sich vor Schreck nieder. »In der Waschküche,« antwortete Basina. »Nahe dem Feuer, von Wand zu Wand gespreizt: unsere beiden Mäntel hängen daran zum Trocknen. Sieh doch mal nach, guter Dodo! Sie müssen bald trocken sein. Wir möchten doch in Ehrbarkeit aufstehen können.« »Und vergiß nicht, frische Sandalen mitzubringen,« rief ihm Chrodieldis nach. »Die unsrigen sind wie Siebe.« »Und einen Metallspiegel, Herzensdodolein!« bat Basina, »meine Locken sind ganz unverständig kraus und wild.« »Du hast den Mann schwer getroffen?« fragte Gregor. »Ei bewahre,« tröstete Basina. »Der humpelte gar hurtig davon. Aber zwei andere! Tüchtige Kopfschmerzen müssen sie haben. Die Feldsteine waren groß. Und ich hätte der viel fastenden Castula gar nicht so kräftigen Schwung des Armes zugetraut.« »Was?« forschte Gregor ganz verblüfft. »Castula? Die fromme Klausnerin ist auch dabei?« – »Gewiß! Die und Chrodieldis haben ja das Ganze gemacht.« »Ich habe keine Freude,« sagte diese, die Lippen aufwerfend, »an solcher Zusammenstellung. Sie ist eines Handwerkers Tochter.« – »Nun, immerhin war es gut, daß sie neben dir stand, als die Reiter ansprengten; sie warf ihnen zwei Steine an die Schädel, daß zwei die Sättel räumten.« »Der vierte aber,« fuhr Chrodieldis fort, »wollte nicht ablassen von uns: sein Roß rannte die Klausnerin in den Graben, schon streckte er den Arm nach mir aus. Da schlug ich die Kapuze zurück und rief ihn an: »Wag' es, elender Knecht, König Chariberts Tochter anzurühren! Glied für Glied lassen dir abhacken meine Gesippen, die Könige.« »Und so stolz und grimmig sah die Base aus,« fiel Basina ein, »daß der Mann den Gaul herumriß und davonjagte querfeldein.« Gregor schüttelte den Kopf, »So was war doch früher nicht!« sagte er langsam. »Die Welt wird alt und arg. Was mag solches Geschehnis bedeuten? Denn merket: die Heiligen verkünden in allem, was geschieht, warnend, strafend, lohnend ihren Willen. Ist nur meist schwer zu erraten, was ein Ding bedeutet.« »Jawohl! Was bedeutet zum Beispiel diese deine Rede?« fragte Basina, das etwas zu kurze Näschen emporreckend. Aber Gregor fuhr fort: »Jetzt soll ich also über euch richten. Über einundvierzig Mädchen.« Er wischte sich die Stirn. »Dodo: – das wird eine harte Arbeit. Womit fang ich nur an?«

Der kleine Ökonom, dessen Bäuchlein bewies, daß er selbst nicht zu kurz kam bei seiner Hausverwaltung, hatte einstweilen die Oberkleider, die Mäntel, die Sandalenschuhe mitgebracht und auch den gewünschten kleinen runden Metallspiegel nicht vergessen. Rasch bekleideten und beschuhten sich die Mädchen; Basina holte aus dem Gürteltäschlein ein zierliches Kämmlein von Silber hervor und suchte vor dem Spiegel ihr lustig widerstrebend Haar zu bändigen.

»Herr,« antwortete der Gefragte, »es ist gar nicht so schlimm. – Ich habe mich schon ganz gut darein gefunden. Und war doch zuerst sehr, sehr erschrocken! Der Pförtner hört den Klopffammer ganz leise pochen, wie sonst nur Bettler klopfen ... –« »Das hatte ich geraten,« kicherte Basina vergnügt. »Chrodieldis wollte mit ihrem Speer an die Notglocke schlagen, die neben der Pforte in dem Türmchen hängt. Beileibe! warnte ich. Sehen sie uns, lassen sie uns am Ende gar nicht ein. Ist doch ein Mönchskloster dicht daneben! So pochte ich gar demütig an.« »Der Pförtner, noch halb im Schlaf,« fuhr Dodo fort, »schiebt den Riegel zurück und will die frühen Ruhestörer schelten: – da war er schon hinweggespült, hinweggeschwemmt, hinweggetragen weit vom Eingang von einer ganzen Flut von jungen Geschöpfen; und fliehend, mit Angstgeschrei, weckte er mich.« »Und da sind wir nun,« sprach Chrodieldis, die hohe schlanke Gestalt voll aufrichtend, sie hatte ihren Anzug vollendet – »und fordern unser Recht.« »Und kleinere

Schuhe, liebster Dodo,« sprach Basina, das Füßlein diesem hinstreckend: »du siehst –: einer von diesen würde für vier meiner Füße ausreichen.« »Euer Recht?« wiederholte Gregor. »Ja, ihr seid ja die Schuldigen!« »Mitnichten!« riefen beide Mädchen. »Leubovera und Leuba sind's.«

»Das golddurchwirkte Kleid,« sprach Basina sehr zornig, »war hundert Solidi wert.« »Und Ball gespielt hat die Äbtissin auch,« rief Chrodielis. »Und die Kopfbinde mit den Goldplättlein, die für die heilige Genoveva bestimmt war, ihrer Nichte aufzusetzen!« – »Und der unleidliche Kalkgeruch in den Bädern.« – »Und einen sündhaften Mummenschanz hat sie abgehalten im Klostergarten.« – »Und uns hat sie dabei ausgeschlossen!« – »Ja! bei dem zweiten!« – »Natürlich! Waren wir wieder dabei, war Leuba, ihre Nichte, wieder nicht mehr die Schönste.« – »Wie das erste Mal.« – »Und wochenlang – auch wann kein Fastentag ihren Geiz beschönigte – keinen Bissen Fleisch!« – »Im Juni noch gelbe Erbsen!« – »Weil sie kein Fleisch verträgt, sollte es uns ungesund sein!« – »Aber das Stärkste ist doch das mit dem Goldgewand.« – »Und mit der Stirnbinde!« – »Nein, das Ärgste war: um Leubas Putzsucht willen, die arme kranke Julia und Constantina, die gewiß kein Unrecht thut, so schwer zu strafen!« – »Mit dem Stachelgürtel!« – »Und weil wir sagen, daß das sündhaft und blinde Gunst für Leuba sei, uns, die Königstochter, auf drei Wochen bei Wasser und Brot in die Zellen sperren!« – »Und uns, als ob wir Mägde wären, eigenhändig den Speisesaal reinigen lassen wollen!« – »Zur Beugung unserer Hoffart!« – »Zur Beförderung unserer Demut!« »Aber ich habe ihr meine Demut gewiesen,« lachte Chrodielis auf. »Wohl nahm ich endlich den aufgedrängten Kehrbesen: – aber kreischend flohen sie beide, Leuba und Leubovera, als ich ihn gegen ihre Köpfe schwang.« Hell auf lachten beide Mädchen.

»Das im vollen Ernst Allerschlimmste aber,« sprach Chrodielis ernst, »das sag' ich nur den Königen, meinen Gesippen, oder dem versammelten Gericht der Bischöfe. Die Zunge sträubt sich, es zweimal auszusprechen.«

Gregor stand seufzend auf. »So geht es nicht! So geht es, glaub' ich, nicht mit dem Verhör. Es sollte alles der Reihe nach ... –! Aber womit fang' ich an?« »Wenn wir sie einmal zählten?« meinte Dodo. »Wir sind jetzt gewissermaßen für sie verantwortlich. Denkt, wenn uns die eine oder andere auskäme? Ins Kloster liefe sie wohl nicht zurück! – Laßt einmal alle hereinkommen ... –« – »Nein! Nein! Nicht noch mehr! Ich habe ganz genug an diesen beiden.« – »Ei, es sind auch unter den andern einige blitzsaubere.« – »Aber Dodo!«

»Keine Gefahr, Herr Bischof. Bin bald sechzig. Allein wenn man sich einmal an das Gewusele und das Gezapple gewöhnt hat: – sie sind wie vierzig Grundeln in engem Wasserkessel! – es ist ganz hübsch.« »Ja, zählen oder – zeichnen müßte man sie allerdings,« nickte Gregor, »daß sie, wenn entsprungen oder gestohlen, nicht so leicht unterschlagen, verwechselt oder abgeleugnet werden können.« »Mit roter Kreide, wie die Klosterschafe,« lachte Basina. »Euer Ökonom hat recht, Herr Oheim,« sagte Chrodielis streng. »Es ist notwendig, unsere Zahl, unsere Namen festzustellen: – nicht aus jenen Gründen! Sondern damit wir alle, alle die Anklageschrift gegen die Äbtissin unterschreiben und insgesamt die Erklärung, daß wir uns nicht zufrieden geben und beruhigen, bis diese Äbtissin abgesetzt ist ... –« »Wehe, wehe, das ist offene Rebellion!« seufzte Gregor.

»Oder doch eingesteht,« fügte Basina bei, »daß sie bezüglich ihrer Nichte Leuba in schwerem Irrtum und gegen uns im Unrecht war.« »Diese Anklageschrift und Erklärung werde ich jetzt aufsetzen,« schloß Chrodielis. »Hilf mir, Kleine! Ich gehe besser mit dem Jagdspeer um, als mit dem Schreibrohr. Ich diktiere, du schreibst.« »Wie Jungfrau Königin befiehlt,« spottete Basina. »Vergiß nur nicht, daß ich *auch* Königin bin.« – »Und unsere Mitanklägerinnen werden alle die Urkunde unterschreiben. Dann habt ihr auch gleich unsere Namen alle beisammen.« – »Und jede von uns erhebt drohend Hand und Stimme bei dir.« – »Und bei dem Bischof von Poitiers!« – »Und bei dem Oberbischof zu Bordeaux!« – »Und bei den Königen, unseren Gesippen!« – »Und, muß es sein, bei dem heiligen Vater in Rom!« – »Und bei dem ganzen Volk und Heer der tapferen Franken!« – »Wir wollen doch sehen, wenn Bischöfe und Könige, wenn die Alten uns im Stiche lassen, – ob es in diesem Reiche keine jungen Helden mehr gibt, welche sich armer, verlassener, hübscher, junger Mädchen annehmen!«

Gregor schlug die Hände über dem Kopf zusammen; auch Dodo erschrak. »Welch weltliche Gedanken!« stotterte der Bischof.

»Ja, das wollen wir doch sehen!« schloß Chrodielis und rauschte majestätisch hinaus; Basina hüpfte ihr nach.

»Dodo,« sagte Gregor, ihnen nachblickend. »Das war kein Verhör. Nicht einmal ein Anfang dazu.« – »Nein! Aber die Namen wenigstens stellen wir fest auf diese Weise. Und erfahren, hübsch hintereinander fort, was denn geschehen ist in dem Kloster. Wer weiß, ob die Mädchen nicht im Rechte sind. Frau Leubovera ist ein wenig ... –«

»Beschränkt, willst du sagen? Das ist nicht ganz zutreffend. Der Eine Gedanke, den sie überhaupt nur hat: – nämlich das unsinnig viele Geld ihrer Nichte dem Kloster zu sichern ... –« – »Ja, der ist an sich nicht dumm. Aber Ihr werdet zugeben, Herr Bischof, Ein Gedanke ist – für zweiundsechzig lange Jahre – wenig. Was nun die Leitung des Verfahrens betrifft ... –« »O das wird schwer,« klagte Gregor. »Zwar der Fall ist klar: der Stiftungsbrief der heiligen Radegundis bedroht solche Flucht mit Exkommunikation ... –« – »Herr, Herr, treibt die Mädchen nicht immer weiter! Baut ihnen eine Brücke zur Rückkehr.« »Wie wär' es,« meinte Gregor listig, »wenn ich mich für unzuständig erklärte? Des Königs Gericht anriefe?« – »Geht nicht! Ist ja doch ein kanonischer Fall. Geistlicher Gerichtsbarkeit darf nichts vergeben werden.« »Nein! Gewiß nicht, gewiß nicht!« rief Gregor erschrocken. »Aber ... –« »Herr,« riet Dodo, »ich wüßte schon einen, der Euch den rechten Rat erteilte. Er ist gar scharfen und feinen Geistes, auch in Rechtsgelahrtheit gut beschlagen. Zufällig erfuhr ich, daß er auf der Reise nach Orléans zu König Guntchramn ganz in der Nähe weilte: – im Kloster des heiligen Anianus drüben über der Loire ... –« »Mensch,« fragte Gregor zornig und ward ganz rot im Gesicht – »wen wagst du zu meinen? Wen? –« – »Nun, den gescheitesten Bischof im ganzen Reich ... –« »So! So!« schrie Gregor außer sich. »Auch du, mein Dodo, bist also eine Viper – und eine recht dicke Viper bist du! – die ich an meinem Busen genährt? – Herrn Felix? Den Grammatikus? Den Stilkünstler von Nantes? Eh' ich den zu Rat und Hilfe bitte, – eher sollen mir schon alle einundvierzig Nonnen einundvierzig Eheweiber werden!« – »Herr Bischof, hütet Euch, daß Euch nicht der böse Feind beim Worte nimmt.«

Drittes Kapitel

In dem Palatium des vortrefflichen alten Königs Guntchramn zu Orléans drängten sich Gesandte fremder Fürsten, geistliche und weltliche Große, Prozeßparteien, Beschwerdeführer, Bittsteller aller Art.

Das war draußen, in den Vorhallen. Die zunächst zu dem Gehör Zugelassenen wurden, einzeln oder paarweise, von den Wache haltenden Höflingen in das kleine Gemach geführt, das vor dem Schlafzimmer des Königs lag, Flavianus, der Domesticus, das heißt der Groß-Haus- und Hofmeister des Reiches von Orléans, nahm sie hier zunächst in Empfang.

Der war von Geburt ein gallischer Romane: ein sehr geschäftserfahrener, gewandter, und auch durchaus wohlwollender Mann, der nur das Unglück hatte, von armen Eltern zu stammen und ehrlich zu sein. Er hatte sich durch Verdienst und Tüchtigkeit zu jenem hohen Amt emporgearbeitet; aber da er unbestechlich war, hatte er nicht ein Vermögen erworben, wie es seine Stellung und noch mehr die kostspieligen Neigungen seines Herrn Sohnes, Macco, erheischten. Das machte ihm oft schwere, schwere Sorge.

So auch an dem schönen Aprilmorgen, da wir ihn in dem Vorzimmer des Königs treffen, das kahle Haupt auf beide Hände gestützt, die Ellbogen gelehnt auf einen mit Schriften und Rechnungen bedeckten Marmortisch. »Es langt nicht! Es langt wieder einmal nicht!« seufzte er. »Dieser Junge braucht mehr für seine Jagdfalken, seine Eberhunde und seine Rosse als ich für mich, für seine Mutter und für seine fünf Schwestern. Eben hatte ich für zwei der braven Mädchen von dem gütigen König in dem Kloster der heiligen Radegundis zwei erledigte Stellen erbeten: – da bricht diese lächerliche Empörung aus, der »Nonnenkrieg von Poitiers«, wie der dumme Handel schon in ganz Gallien heißt. Wer kann seine Töchter in diesen Hexenkessel tauchen? Nun sind diese zwei auch wieder nicht versorgt. Und es langt nicht! Und ich finde keinen Rat!« »Dann ist keiner zu finden!« sagte eine angenehme Stimme und eine Hand legte sich leicht auf des Niedergebeugten Schulter. »Verzeiht, Herr Domesticus! Ich ward hereingeführt: ich rief Euch wiederholt an: – Ihr hörtet nicht. Nicht länger durfte ich Euer Selbstgespräch belauschen.« »Ihr seid von feinsten Sitten, hochwürdiger Herr Bischof,« sprach der Domesticus aufstehend. »Vergebt,« und er reichte dem andern die Hand; der trug die bischöfliche Tracht, sehr geschmackvoll, aber durchaus nicht überladen, mit Gold gestickt. Es war eine schlanke, zartgliederige Gestalt von kleinen, leichten, leisen Bewegungen; ein wohlgebildetes ovales Antlitz von klugem, gereiftem, geistüberlegenem Ausdruck: die kleinen, grauen Augen blickten scharf, aber nie böseartig: dieser feine Mund liebte den zierlichen Witz und das Lächeln. »Ich hörte Euch seufzen. Vermutlich der alte, Eures hohen Wesens unwürdige Verdruß?« – »Gewiß! Mein Sohn verschwendet maßlos.« – »Das ist ein zu unbarmherziger Ausdruck. Freilich: ich kann leicht barmherzig sein, ich zahle seine Schulden nicht. Aber ich kenne seine Gewohnheiten. Ich lade ihn gern zu mir, den fröhlichen Schalk. Ich habe gern die Jugend um mich.« – »Drum bleibt Ihr selber jung.« »Ich weiß die Zeit noch recht wohl,« lächelte der Bischof, »da ich erheblich jünger war. Herr Macco braucht viel, nicht allzuviel. Ihr allein seid schuld.« »Das wäre!« sagte ärgerlich der Vater. »Ich spare an mir selbst, damit ... –« – »Nicht so. Ihr habt jetzt nur zu zahlen für Euren – Ehrgeiz.

Warum ruhtet Ihr nicht, bis Ihr der erste Mann waret in diesem Reich? Der Sohn des burgundischen Domesticus kann nicht sparen.«

Angenehm berührt sprach Flavianus: »Ja, ja, er soll ja nicht geizen der Junge.« – »Und er ist sonst so tüchtig, so brauchbar, so waffenfreudig. – Ich möchte Euch, ihm und dem Staat einen Gefallen erweisen. Der Graf von Poitiers ist plötzlich gestorben. Ihr wißt, der Bischof der Stadt hat – thatsächlich – eine Art Vorschlagsrecht. Ich habe Bischof Marovech, meinen Freund, bewogen, beim König Euren Sohn sich als Grafen zu erbitten.«

»Dank, tausend Dank, Herr Bischof. Ja, so handelt ein Freund. Aber,« fuhr der Staatsmann sogleich fort, »was kann ich ... –?« – »Ihr meint: als Gegenleistung geben? Ich sehe, ich atme die Luft des Hofes. Hier ist kaum der Tod umsonst! – Nun, ich will nicht heucheln. Ich hatte wohl eine kleine Bitte.« »Alles, was Ihr wollt! – Denn,« fügte der Politiker, sich rasch verbessernd, bei: »Ihr verlangt von mir nichts Unmögliches. – Namentlich kein Geld ... –« schloß er ganz zaghaft.

»Im Gegenteil. Ich möchte Euch Geld anbieten: – natürlich nicht geschenkt: denn Ihr seid mein Vorgesetzter! Und auch nicht geliehen: – denn ich möchte, daß wir Freunde bleiben. Aber abkaufen möchte ich Euch etwas. Mein Freund Venantius Fortunatus –« – »Ah, der große Dichter!« »Nun, nun, die Verslein könnten manchmal sauberer sein,« meinte der Feinschmecker, mit den Fingern leicht skandierend. »Ebensodan wollte ich eine Handschrift des Ovidius für ihn erwerben. Es ist nur Selbstsucht,« lächelte der feine Mund. »Ich habe so empfindliche Ohren. Und er liest mir, unerbittlich, alle seine Verse vor –: vielleicht schult er sich an dem unvergleichlichen Naso.« – »Ja, aber wer hat einen Ovidius!« – »Ihr, o Herr Domesticus!« – »Ich? Nicht daß ich wüßte! – Wo?« »In Eurer Speisekammer,« schmunzelte der andere. »Eure fleißigen, vortrefflich wirtlichen Töchter haben ihn zerschnitten und die Töpfe voll eingemachter Früchte damit zugebunden. Mein Schreiber, der schon früher einmal eine halbe Dekade des Livius aus Eurem Hühnerstall hervorgezogen – er wittert alles aus, dieser gescheite, fürwitzige und freche kleine Wascone! – fing nur deshalb eine – Freundschaft an mit Eurer dicken Kameraria. Sie ließ ihn von gar mancher ihrer Süßigkeiten naschen: aber ihm war es mehr um die Küche als um die Köchin darin und mehr um die Deckel der Töpfe als um die Pfirsiche darin zu thun! – Man kann noch alles zusammenkleben, es ist fast der ganze Ovid. Manchmal fehlen freilich die Hexameterausgänge: – aber das ist gerade heilsam für Freund Fortunatus. Er mag sich üben, sie zu ergänzen: just den fünften Fuß behandelt er nachlässig;« er lachte und rieb die kleinen Hände, – »Mit Freuden schenk' ich sie ...« – »Nicht doch! Toccho, der Librarius des Hofes, soll den Wert der Handschrift schätzen. Ich zahle ihn bar! – Und außerdem den Wert der Pfirsiche, die deshalb – vielleicht! – verderben.« – »Und das ist – wirklich – alles, was Ihr von mir zu erlangen wünscht?« Der Prälat hob verweisend den Finger: »Ei, ei! So ein Staatsmann glaubt nicht an Uneigennützigkeit von anderen, nicht einmal von Bischöfen. – Gut denn, ich habe noch eine Bitte.« »Dacht' ich's doch,« brummte Flavianus. – »Verwendet Euch beim König für einen wackern Amtsbruder von mir, der ein wenig in den Schatten der Ungnade gesunken ist.« – »Für wen?« – »Für Gregorius, den braven Herrn zu Tours.«

Hoch erstaunt fuhr Flavianus auf: »Wie? Ihr –: Herr Felix? Er hält Euch für seinen schlimmsten Feind!« »Sehr mit Unrecht,« sprach der Bischof von Nantes und ließ sich

auf dem Ruhebett nieder, das neben dem Tische stand. »Seht, das kam so.« Und nun zog ein gutmütiges, behagliches Lächeln über die feinen Züge, das sie angenehm belebte, »Wir waren Schulkameraden, schon in der Klosterschule zu Arverna, die der gelehrte Avitus leitete. Leider war ich immer der Erste. Und der gute, fleißige, pflichttreue Gregor, – der war, nun, sagen wir: nie der Erste. Er hat ganz hübsche Geistesgaben, aber – er ist ein wenig – langsam und schwerfällig. Die andern neckten und verspotteten ihn viel: ich leider auch! – Zumal wegen seines unglaublichen Latein.« »Ja, daß Gott erbarm!« seufzte der Domesticus. »Das ist es ja eben! Der Herr König Guntchramn, der kann zwar viele falsche Casus vertragen. Er selbst ist ja ... –« Felix lächelte: »als König oberhalb der Grammatik.« – »Aber mein gestrenger Amtsbruder, der Referendarius Marcus! Ein starker Lateiner ...–« – »Es ist das Einzige, worin er stark ist.« – »Der ist ganz wütig auf den alten Herrn zu Tours. Er hat beim König sich beschwert über Gregors gewaltthätige Deklinationen. Er hat erklärt, er lege sein Amt nieder, wenn er noch mehr gregorianisches Latein lesen müsse. Es sei eine Schande für einen Bischof.« – »So? Seltsam! Wenn aber der Herr König Guntchramn – für Geld! Simonie nennt man das ... –« – »Still! Um Gott! Der König ist ja da drinnen.« Aber Felix fuhr mit noch lauterer Stimme fort: »für Geld irgend einen alten Schildspalter und Helmbrecher, einen krassen Laien, gegen die Kanones flugs weg zum Bischof macht, da fragt Herr Marcus nicht nach dessen Latein. – Natürlich! Die tapferen Herzoge und Grafen, die den Bischofstuhl als Faulbett, – wollte sagen: als – Ruhesitz suchen für das Ende ihrer sehr weltlich verbrachten Tage, die schreiben gar kein Latein, weder schlechtes noch gutes: aus triftigem Grund! – Nun will ich freilich gern zugeben, daß gar kein Latein immer noch viel, sehr viel besser ist als das meines armen Gregor. – Und aus seinem Latein rührt ja sein Wahn, ich sei sein Feind. Ich habe ihm allerdings einen Spitznamen aufgebracht, den er mir nie vergab. Wir waren schon junge Diakone. Da wettete ich mit den andern bösen geistlichen Buben von Arverna, Gregor werde in dem Niederschreiben des Glaubensbekenntnisses mehr als dreißig Fehler machen. Wir ließen den Nichtsahnenden es schreiben: – er machte vierundsechzig! Und ich nannte ihn den ›Wunderhirsch Sankt Martins‹, den ›Vierundsechzig-Ender‹. Das haftete an ihm. Und er hat mir nicht verziehen bis heute. Ich wollte neulich gern einen Hof seiner Kirche kaufen, der meine Güter im Gebiet von Tours gut abrunden würde. Da schrieb er mir ganz wutentbrannt: – anstatt einfach ›nein‹ zu sagen, falls er nicht wollte. Hier hab ich das Brieflein. ›Wehe denen, die da ein Haus an das andere ziehen und einen Acker bringen zum andern, bis daß kein Raum mehr da sei, daß sie allein das Land besitzen! Dich, o Felix von Nantes, oder vielmehr von Habsucht und Großsprecherei – (diese Wendung hat ihm offenbar sehr gefallen! er hat sie unterstrichen!) hat der Prophet Jesaias V, 8 mit diesen Worten gemeint. O – fährt Gregor fort – daß du doch Bischof von Marseille geworden wärst! Dann würden dir die großen Seeschiffe nicht Öl oder andere Waren bringen müssen, sondern immer nur Papier, Papier, Papier:‹ (du weißt Flavianus: der meiste Papyrus aus Ägyptenland wird nach Marseille eingeführt!), damit du noch mehr Raum hättest, durch deine spitze Feder brave Männer zu verunglimpfen. Aber so setzt der Mangel an Papier deiner bösen Zunge ein Ziel!« – Ich bitte, Herr Domesticus, als ob ich für meine Zunge des Papiers bedürfte! – Ganz falsches Bild! – Ich habe die Schnitzer in diesen fünfzehn Zeilen wieder gezählt: es sind sechsundzwanzig Fehler darin.« – »Ihr könnt aber auch das Zählen nicht lassen!«

»Gregorius hat ein Latein von Blei, aber ein Herz von Gold. Wie hat er sein eigenes Vermögen hingegeben, um die blutige Fehde zu schlichten, die kürzlich im Bistum Tours ausbrach: aus eigenen Mitteln hat er das hohe Wergeld bezahlt. Ehre solchem Hirten der Seinen! Und wie unerschrocken hat er dem Tode getrotzt in dem Prozeß des Bischofs Prätexitatus von Rouen, getrotzt der fürchterlichen Königin Fredigundis ... –« »Gott schütze uns vor ihr,« sprach, leicht erschauernd, der Domesticus. »Schon pochten nachts ihre Mordboten an seine Pforte: – er gab nicht nach. Er blieb bei seinem Wort und seiner Pflicht. Einem solchen Mann und Christen muß man mehr als vierundsechzig Schnitzer im Glaubensbekenntnis nachsehen. Ich bitt' Euch, sprecht zu seinen Gunsten.« – »Gern! Aber es wird schwer sein, – Freilich: daß er so gern an Mirakel glaubt, das empfiehlt ihn unserm königlichen Heiligen.«

»Ja, ja,« lächelte der Bischof. »Fällt ein Böser, der nicht schwimmen kann, ins Wasser und ertrinkt, so ist's Gregor ein Strafwunder. Fällt ein Guter ins Wasser und schwimmt ans Land, so ist's ein Gnadenwunder. Bleibt ein schönes, braves, aber armes Mädchen sitzen, so ist's ein Strafwunder: – für eine freilich sehr verborgene Schuld! –« »Die Schuld ist, daß ihr Vater kein Geld hat,« seufzte Flavianus, – »Während es doch ein viel größeres Wunder wäre, wenn sie einen Mann bekäme, wie jetzt unsere jungen Herren sind.« Flavianus lachte. »Ei, Herr Bischof, glaubt Ihr nicht an Wunder?« Da sah ihm Herr Felix ernst in die Augen und sprach: »Die ganze Welt ist ein herrlich Wunder, das Gottes Weisheit preiset. Aber ich glaube nicht, daß der liebe Gott so viele Wunder thut, daß sich kein Mensch mehr darüber wundern kann. Ein Wunder aber ist, daß Ihr Domesticus geworden und doch arm geblieben seid. Übrigens! jetzt thut ja sogar der Leib des frommen Königs Guntchramn Wunder! Seltsam ist es schon! Der Ahn ist ein heidnischer Meerwicht: – und durch des Enkels Leib, durch seine Berührung thun unsere Heiligen die schönsten Wunder! Zum Beispiel: ist dem König Guntchramn im Schlaf schon lange kein Geist mehr aus dem offenen Mund gefahren, wie damals, in Gestalt des kleinen Tierleins? Nicht? – Nun, an jenes Wunder glaub' ich. Weil es ihm nämlich im Schlafe geschah.« – »Wie meint Ihr das?« – »Im Wachen hab' ich noch nichts von Geist aus seinem Munde gehen hören.« – »Ei, ei, Herr Felix! Ihr habt wirklich ... –« – »Eine böse Zunge? Nein! Ich mein' es niemals böse. Aber ich sehe so leicht das Lächerliche an den Menschen und an den Dingen: – zumal jedoch auch an mir selbst! – und, hab' ich es gesehen, dann *muß* ich es sagen und kostet's den Hals.«

»Es ist vererbt auf Euch, Herr Bischof. Stammt Ihr doch von jenem Apollinaris Sidonius ab, den man mit Recht den witzigsten Geist der Gallier genannt hat. Aber still: da kommt der König. So rasch? – So lebhaft? – Gegen seine Art! Was mag er haben?«

Viertes Kapitel.

Aus dem Seitengewach eilte, so geschwind die kurzen und dicken Beinchen ihn tragen wollten, der gute König Guntchramn in den Saal. Einen weiten Purpurmantel hatte er um die Schultern geschlagen; das Untergewand, das den Gürtel verloren oder heute noch nicht getragen hatte, hielt er über dem Bauch mit der Linken zusammen; in der Rechten trug er einen zerknitterten Brief. So wenig würdevoll die Haltung des alten Fürsten war, – immerhin lag auf den weichen Zügen, in den heiteren himmelblauen Augen soviel freundliche Herzensgüte, daß man dies Antlitz gern schaute. Und das schneeweiße Haar, das er, nach der Sitte der merowingischen Könige, in langen, langen Lockenringen auf die Schultern wallen ließ, gewährte eine bedeutsame Umrahmung des an sich nicht sehr bedeutenden Kopfes. »Oh, ah,« rief er beim Eintreten. »Uh, ah! Das ist arg, das ist arg, sag' ich. Das ist, – das ist des Teufels Unkraut unter den Lilien!«

Staatsmann und Bischof verneigten sich ehrerbietig.

»Ah! Flavianus! Und Ihr, hochwürdiger Herr Bischof! Euren Segen! – Nachher! – Heilige Chrotehildis, was ist denn da unten so kalt? – Ach so! Ich vergaß – in der Eile! – Gleich, gleich bin ich wieder hier,« Und er humpelte in das Schlafgemach zurück.

»Was ist ihm denn?« fragte der Bischof erstaunt.

»Er hat,« lachte Flavianus, »nur Eine Sandale angebunden. In dem Schlafzimmer, auf den Teppichen, hat er es nicht gemerkt: aber hier auf dem kalten Stein-Estrich!« »Wie eine Krähe!« und der Prälat lachte, bis er vor Vergnügen über seinen eigenen Einfall die Augen zusammendrückte. – »Eine Krähe sah ich jüngst so hüpfen – in dem Schnee!«

»Krähe im Schnee? Ja, ja« – der König stand schon wieder vor ihm; er hatte die andere Sandale angebunden und sich einstweilen den Goldreif, der die Krone ersetzte, auf das runde Haupt gesetzt; nun mühte er sich, den Gürtel um die Hüften zu befestigen. – »Ja, die Krähe! Das ist das jüngste Wunderzeichen. Hast auch schon davon gehört, Bischof. Ja, ja, die Zeichen mehren sich. Weißt noch nicht? Zu Bourges war's. Der Graf Doniko hat eine schöne Tochter – gehabt. So schöne rote Haare: – hast sie nicht gekannt? Schade! – In dem Hof vor ihrem Schlafzimmer sah man tagelang mit erstaunsamer Beharrlichkeit eine Krähe hüpfen in dem frisch gefallenem Schnee. Anfangs waren's lauter Krähentritte, Aber eines nachts hatte die Krähe Spuren hinterlassen – von was? Rate! Aber das rätst du nie! Wie von einem Manne: ganz täuschend ähnlich, sag' ich dir, Bischof. Habe sie selbst gesehen und ausgemessen. Am anderen Morgen – whit, whit!« – der König piff unheimlich, »Tochter war fort: Schlafzimmer leer! Die Krähe hat sie entführt. Natürlich: der Üble, der schwarze Wicht, der in Krähengestalt im Hof umhergehoppelt hatte. Du zweifelst? Ich sage dir aber: vor dem Hof war – du weißt: Er hat einen Pferdehuf! – deutlich eine Pferdespur: – sogar von vier Hufen! Grauenhaft, nicht? – Hast du schon gehört? Neulich ging wieder von mir eine große Wunderkraft aus. Ich sage mir's nicht zum Lobe! Gott behüte! Wundert mich sogar, daß die Heiligen sich meiner bedienen. Ging da in Prozession psallierend durch die Straßen von Marseille, wo die arge Pest wütete. Viele Dämonen waren in den letzten Tagen ausgefahren aus Besessenen bei meinem Anblick. War da eine arme

Frau, deren Sohn litt am viertägigen Wechselfieber. Die Mutter schleicht mir nach, schneidet mir im Gedräng eine goldene Quaste vom Mantel, trägt sie nach Hause, kocht sie in Wasser, giebt ihm den Sud zu trinken und – der Mensch ist geheilt. Nun bitt' ich dich! Eine bloße Quaste von mir! Ich spürte nichts davon! Rein gar nichts! Und er – er war geheilt. Da ist die andere Quaste. Ich schenke sie dir: – ich widme sie auf den Altar deiner Basilika zu Nantes. Schneide ab, Flaviane! Ach so, es ist verboten mit Waffen mir zu nahen, seit ... – Elf Mörder hat Schwägerin Fredigundis schon gegen mich ausgesandt. He, Bischof, die Hartnäckigkeit von dem Weib? Aber ich fürchte mich nicht. Mich schützen die Heiligen.« »Und du verdienst es, Herr König,« sprach Felix, der jetzt zu Worte kam, weil der König nicht mehr Atem fand, »Denn du bist gut. – Allein was hat dich vorhin so aufgebracht? Ich glaube, es war der Brief da in deiner Hand.« Rasch warf ihn König Guntchramn auf den Tisch, als ob das Pergament ihm die Finger brenne. »Ja freilich! – Der Brief! Die Anklageschrift, wie sie's nennen, diese kecken Maikäfer von Mädchen! Der Inhalt selbst: – dummer Schnack! Gar nicht zu verstehen. – Aber die Unterschriften! Das ist was Arges! Was ganz Arges, sag' ich! Vierzig Mädchen! Aus den ersten Häusern! Ich rede nicht von den Hauptspitzbübinnen, meinen lieben Nichten! Aber die andern! Constantina! Und Klara, die Sanfte! Und Helena, die da die Gute heißt! Patricier – Herzoge – Grafen – Oberärzte – Richter sind die Väter. Wie ist das nur möglich, Bischof? Was denkst du davon?« – »Ich habe davon gehört. Ich denke, daß Äbtissin Leubovera schwerlich allein recht hat und vierzig bis dahin brave Mädchen schwerlich allein unrecht haben.« – »Oho! Oho! Brave Mädchen! Oho! Chrodieldis, die Wilde! Und Basina, der Schalk! Und Hukberta aus Westfalaland, der Heidensturm! Und die ungestüme Anna, die Tochter des Forestarius Wepfo! – Und die Herzogstochter, die hochfärtige Anstrudis! Brave Mädchen? Whit!« er Pfiff wieder leise vor sich hin. – »Aber – lies – lies sie einmal herunter, Flaviane! Alle nacheinander! Nicht den Text! – Nur die Unterschriften. Die Zusätze, zur Erklärung, hat wohl meist Basina beigefügt: sie sind oft so mutwillig. Oder Bischof Gregorius und sein dicker Dodo: sie sind oft so einfältig.«

Und der Domesticus nahm den langen Pergamentstreifen vom Tisch auf und las:

»Chrodieldis, Tochter weiland Königs Charibert, Königin. Basina, Tochter weiland Königs Chilverich, Königin. Constantina, Tochter des Herzogs Burgolen. Aldgundis, Tochter des Patricius Eunodius. Genoveva, Tochter des Senators Desiderius zu Amboise. Amanda, Tochter des Grafen Sechellus zu Bruochsala. Anstrudis, Tochter des Herzogs Siggo. Anna, Tochter des Forestarius Wepfo, der schon lange starb. Emma, deren Schwester. Christiana, Tochter des Dosso, der weiland Richter war. Austriberta, Tochter des Domesticus Leonardus, Eugenia, Tochter des Richarius, der weiland Arzt war. Johanna, vor der Taufe Miriam genannt, Tochter des Argentarius Angelus, aus den Tiefen kananitischer Verdammnis zum Lichte des Glaubens emporgeführt. Regina, genannt das Blondköpfchen, Tochter des Villanus, des Kaufherrn. Anna die Jüngere, Tochter des Frimund, der so schön dichtete. Helena, genannt die Gute, Tochter des Benko. Lilia, die Tochter des Karolus, der da ein Vogt ist zu Genf. Hukberta, die Heidin aus Westfalaland, die in der Taufe Tarasia genannt ward, aber nicht auf diesen Namen hört. Machtildis, die Schwägerin des Bezzo, der aus dem Land der Chatten kam. Frida, genannt die Lange, Tochter des Torno, der da unter den Räten des Königs für weise gilt. Lindis und Stephania, die Enkelinnen des Witto. Katharina, die Tochter des Villicus der Villa Gajana an der Athesis bei Mansio Majae.

Balthildis, Tochter des Majordomus Mummolus. Richauda, Tochter des Charigisil, des Thesaurarius. Waldrada, Tochter Willachars, des Grafen der Santonen. Ulfia, Tochter des Grafen Faisto zu Patavia an der Donau, genannt die Siebenschläferin: es wird festgestellt, daß sie ganz wach war, als sie unterschrieb. Elisabeth, Tochter des Grafen Wido von den Rheinfranken. Waltpurgis, Tochter des Strako, der bei den Nordmannen war. Emma, Tochter des Brolius, der aus dem Land der Langobarden kam. Klara, Tochter des Grafen Rutto, genannt die Sanfte. Paula, deren Schwester, genannt die Mindersanfte. Johanna, Tochter des Tszarnicho, des Wenden, der, wider Willen, getauft ward und nun im Land der Thüringe, im Auftrag des Herzogs Radulf, alle Wissenschaften in der rechten Ordnung hält. Allberahta, Tochter des Rotho, des Notarius, genannt Rotundula. Gertrudis mit den weizenblonden Zöpfen, Tochter des Alskarius, des Tabellio. Julia, Tochter des Grafen Volkhard, die von allen als die beste gilt, aber sehr krank ist. Arminia, Tochter des Hilarius, der Richter war im Land der Alamannen. Antonia, Tochter des Trollo, des Archiaters, der die Ohren des Königs Guntchramn merklich gebessert hat.« »Das ist die Wahrheit,« unterbrach der Fürst, »ich muß ihn loben.« »Berahta, die Tochter des Fritzo. † Margareta, Tochter des Asparius, des Arztes, hat dieses Kreuz gemacht. Sie kann noch nicht schreiben, weil sie noch nicht sechzehn Jahre alt ist. Sie lernt es aber. Und sie ist von allen die Jüngste. Was ihr beides auf ihren Wunsch bezeugen Chrodieldis und Basina, die Königinnen. X • Castula, die Klausnerin, die nicht schreiben kann, hat dieses gemacht, was ein Kreuz bedeuten soll.«

Fünftes Kapitel.

»Nun? Was sagst du zu der Liste, Bischof? Eine saubere Gesellschaft! Ein hübscher Schwarm Vögelein.« »Ich kenne manche von ihnen,« lächelte Herr Felix, »die nicht übel ist. Man muß sie vor dem Vogelsteller hüten. Das hat nun Herr Gregorius zu Tours bisher getreulich gethan. Er ist durchaus wacker,« schloß Felix, »und unsträflich ... –« »Bis auf sein Latein,« lachte der König. »Das heißt, so klagt der gestrenge Marcus, mein Referendar. Für mich war's gut genug. Und ich, – ich mag ihn sonst gut leiden, den alten Gregorius. – He, he, da fällt mir ein,« rief er plötzlich drohend, »du – Herr Felix – (deinen Segen! Ich vergaß vorhin –!) du sollst ja gesagt haben, es sei große Ähnlichkeit zwischen uns, zwischen mir und Gregor! Wie meinst du das? He?« Flavianus erschrak. Aber der Bischof segnete erst den König und sagte dann ruhig: »Und so ist es, mein königlicher Sohn! Ihr seid beide gleich stark in Wundern. Gregor *glaubt* viele Wunder mit seinem Geist, wachend und schlafend. Und du *thust* viele Wunder mit deinem Leibe: schlafend und wachend.«

Flavianus atmete auf.

»Gut gesagt! Gewiß, ja, ihr Kelten dort drüben jenseit der Loire seid gar witzig. Also weißt du schon das Wunder, das ich neulich im Schlafe gethan? Wie mir aus dem offenen Mund – im Schlaf – ein kleines Tierlein lief? Über eine Quelle, auf meinem Schwerte, das mein Gefolgsmann staunend darüberlegte, weil das Tierlein nicht hinüberkam ohne Brücke! Und verschwand das Tierlein in dem Berge drüben. Und als ich erwachte, erzählte ich ...« –

»Du hattest geträumt, deine Seele sei auf einer Eisenbrücke über einen Strom gegangen und habe drüben in einem Berge Schätze von Silber und Gold gesehen.« – »Sollte ich das wirklich schon einmal erzählt haben?« Beide, Staatsmann und Bischof, schwiegen. »Das Schlimme war aber: der Traum war falsch! Ließ nachgraben, kostete viel Geld! Fand nichts im Berg als Muscheln –: was thu' ich mit Muscheln!«

»Wer weiß!« lächelte Felix. »Man müßte Herrn Gregor fragen, was Muscheln bedeuten.« »Leider kein Geld,« seufzte Flavianus. – »Ja, richtig, Gregor! – Also, er that einmal was Gescheites.« – »Dann hat es ihm nicht sein Kopf eingegeben, sondern sein Herz.« – »Gut, Bischof. Gut! Das heißt: er behielt die tollen Mädchen bei sich. Sie wollten geradeaus zu mir laufen! Nun denkt Euch! Zu mir! An meinen Hof! Was thue ich mit einundvierzig meist recht hübschen Nonnen? Nonnen, die es nicht sein wollen! Und da sie um keinen Preis freiwillig umkehren wollten, so hat er sie behalten, herausgefüttert und gepflegt: – und hat sie diesen Brief an mich verfassen lassen. Und ihn geschickt und mich gefragt, was nun weiter werden solle?« »Sehr scharfsinnig,« bestätigte Felix. – »Und vorsichtig! – Aber was nun mit ihnen allen anfangen?« »Es wäre ja nicht schwer,« meinte Felix. »Schließlich ist der Heerbann von Burgundia doch stärker als einundvierzig noch so übermütige Mädchen. Man bietet das Reichsheer auf mit der großen Königsfahne, bringt dem belagerten Bischof von Tours Entsatz, wirft so viele Jungfrauen, als den Andrang überleben, auf Leiterwagen und führt sie mit gezückten Schwertern der heiligen Radegundis wieder in den Schos: – was dabei bricht, – das bricht.«

Der König lachte. »Feiner Kopf, der Bischof, eh, Flaviane? Redet immer auf Umwegen! Rede immer geradeaus, ich. – So deutet er jetzt durch scheinbaren Rat einer dicken Dummheit an, wie wir es – nicht machen dürfen. Nein! Nur kein Aufsehen! Kein Ärgernis!« – »Euer Scharfsinn hat mich durchschaut, Herr König. Der Name von Jungfrauen soll nicht viel genannt werden: – jede Nennung trübt ihn: wie häufiger Hauch des Mundes einen Goldspiegel.« »Ich fürchte,« wandte der Domesticus ein, »die beiden jungen Fürstinnen. Basina ist ein Schelm.« »Aber so anmutig!« schmunzelte der alte König. »Ich streichle ihr so gern den krausen Kopf.« – »Und Chrodieldis ist ... –«

»Sage mir nichts gegen sie! Der Merowingen Heldenblut ist lebhaft in ihren Adern! – Mehr fast als in den meinen,« lachte er gutmütig. »Wenn es nur gelänge, die beiden Führerinnen zu bändigen,« fuhr der Staatsmann fort, »um das Gerede der Leute vom Königshaus nicht weiterplappern zu lassen. Die andern wären dann wohl bald zu Vernunft gebracht.«

»O Bischof,« sagte der König, »der Domesticus da will neununddreißig Weiber zur Vernunft bringen – und ist doch ein alter Ehemann! Ich habe viele Frauen gehabt! Im ganzen, gering gezählt, so vier bis fünf durch Gottes Gnade, der mir sie alle rasch nahm –. Aber zur Vernunft bringen! Heiliger Martinus! Sie hätten mich bald um mein bischen Vernunft gebracht. – Ja, was thut man nur mit den beiden Rädelsführerinnen? Einfangen? Einsperren? Fortschicken? Was thu ich nur, was thu ich mit den beiden? Das Beste wäre wohl, sie zu ... –«

»Verheiratet,« sprach da eine tiefe, ganz tiefe Baßstimme. Und aus dem Vorhang des Eingangs trat, ehrfurchtvoll vor dem König sich verneigend, eine mächtige, hochragende, breitschultrige Gestalt, die in dem weiten, wallenden Bischofsmantel, der bis auf die Knöchel reichte, noch größer und umfangreicher erschien; der schwere Gang ward noch wuchtiger durch seinen Speer, der über den Kopf des fast sieben Schuh langen Mannes hinausragte.

»So? Truchtigisel! Bist du wieder einmal da, alter Bajuvarenheld?« rief ihm der König sehr freundlich entgegen, zu ihm hinaufsehend. »Aber Truchtigisel!« schalt der Domesticus. »Wißt Ihr denn nicht, daß man nicht mit Waffen in des Königs Gemach tritt?« Der Riese atmete schwer und warf hilflos einen Blick auf den König. »Laß ihn nur, Domesticus, laß ihn! Truchtigisel spießt mich nicht. Ist es noch der alte Speer, der aus der Avarenschlacht?« – »Derselbe.« Der zierliche kleine Bischof von Nantes trat nun auch auf den Amtsbruder zu und vergrub seine schmale Hand in der ungeheuren Rechten des Bajuvaren. »Gott zum Gruß, ehrwürdiger Bruder. Freut mich, euch wieder hergestellt zu sehn von – von Eurem hartnäckigen rückfallreichen Leiden. – Au, Wehe! Laßt mir doch noch Einen Finger ungebrosen.« Der Große verzog den großen Mund zu einem breiten Lachen. »Sag, du alter Hüne, was führt dich zu mir? Was willst du?« forschte der König. – »Danken!« – »Ach ja! Weil ich deine Bußezeit abgekürzt habe.«

Der Starke ward rot bis in die braunen Haare hinein, die ihm noch reichlich und gar nicht ergraut das mächtige Haupt schmückten; nur an den Schläfen waren sie spärlich, abgerieben vom langjährigen Drucke des Helmes. »Ein recht liebliches Kirchenrecht handhabst du, Herr König,« lächelte Felix. »Kürzet jetzt der weltliche Arm auch bereits die Kirchenbußen ab?« – »Ach was! Ich hab's nur kurz ausgedrückt! Ich habe mich für ihn verwendet bei seinen Mitbischöfen.« »Und weswegen hat wohl,« fragte Herr Felix mit der harmlosesten Miene, »diesmal unser unsträflicher Bruder eine kleine Pönitentz

erhalten? Kann mir's gar nicht vorstellen! Wegen welchen Fehlers?« Der König lachte laut und der Domesticus lächelte, bis der Bajuvare, abermals errötend, sehr ernsthaft antwortete: »Von wegen – des alten ... –« »Kleiner, laß mir den Großen in Ruhe,« warnte Guntchramn, den Zeigefinger hebend. »Es ist sein Einziger Fehler. Andere Leute haben feinere, aber viele. Truchtigisel spricht von keinem Menschen was Böses.« »Keine Kunst,« meinte Herr Felix. »Er spricht ja überhaupt nicht.« – »Desto besser kann er dreinschlagen. Wahrlich, du feiner Kelte, stand an des tapfern Riesen Stelle damals in der furchtbaren Avarenschlacht ein Bücherwurm wie du, – ich wäre nicht lebendig vom Fleck gekommen. Und auch nicht – was viel größerer Schade gewesen wäre! – mein armer Bruder, Held Sigibert, der jetzt im Himmel ist, Dank Frau Fredigundens blutigen Mordmessern,« schloß er grollend. »Wie war das in jener Schlacht, Herr König?« fragte Felix. »Einfach war's. Die Avaren, diese heidnischen Unholde, hatten uns in Thüringland von allen Seiten eingeschlossen. Wir wurden hart geschlagen. Auf der Flucht holten den Bruder Sigibert und mich etwa zwanzig solche Söhne der Steppendämonen ein. Unsere Pferde stürzten, von Pfeilen gespickt. Unsere wenigen Gefolgen fielen, Mann für Mann, um uns her. Zuletzt standen wir beide noch allein, wir Brüder, Rücken an Rücken. Wir waren verloren. Da jagte auf einem mächtigen Rapphengst der treue Graf aus Bayerland, Herr Truchtigisel vom Chiemgau, herzu – mit diesem Speere! – du siehst, er ist nicht klein! Und stach so ungefügt um sich, daß die Heiden flohen, soviel noch übrig waren. Er bekam aber dabei durch die zerschmetterte Sturmhaube einen avarischen Keulenschlag auf den Kopf. – Seitdem kann er – für einen Grafen – nicht mehr genug oder schnell genug denken. So macht' ich ihn denn alsbald zum Bischof – zum Dank.« »Ich danke auch,« lächelte Felix sich verneigend. »Jetzt weiß ich doch, wie man schnellstens Bischof wird. – Man sagt, der Held setzt oft die Frommen zu Soissons in Erstaunen: durch seinen Durst.« Truchtigisel sprach langsam: »Früher – mehr!« »Jawohl,« bestätigte Flavianus. »Er hat sich gebessert. Und zu dem Trinken, zu dem Laster kam er ganz unschuldig. Eigentlich ist der Herr König schuld, der einen Kriegshelden auf einmal zum Kirchenlichte macht. Der Arme sollte nun – nach bald fünfzig Jahren der Schwertkunst – die Schreibekunst lernen.« »Und das Lesen auch!« seufzte der Große. »Da mußte er soviel sitzen, der früher nie gesessen.« »Außer beim Trinken,« ergänzte Truchtigisel, den Finger erhebend.

»Richtig, ich verstehe,« sagte Felix. »Sitzen ohne Trinken hatte er nie gelernt. Und da er nun fast immer sitzen mußte, mußte er auch fast immer trinken.« »Dazu kam die Verzweiflung über die Buchstaben,« fuhr der König fort. »Kurz, er trank zuletzt – aus Tiefsinn. Eine Zeit lang trieb er's schon arg, der Truchtel da. Und nichts wollte helfen! Nicht einmal *mein* Gebet für ihn bei den Heiligen.« »Herr,« meinte Felix, »an Eurer Stelle hätte ich ein Wunder an ihm gethan.« »Jawohl,« fuhr ihn der König ganz zornig an, »du meinst, das geht mit dem Wunderthun immer nur so dahin? Wie mit Ballwerfen? Das zehnte Mal geht es nicht! – Ich kann überhaupt mit meinem Willen und Geist gar nichts Wunderbares wirken.« – »Ich glaub's Euch, o Herr.« – »Es geht ohne meinen Willen! Von meinem Leibe strahlt das – manchmal – aus, wenn es die Heiligen wollen. Und dann: dieses Bajuvaren Trinken stillen ... –«

»Ja, dazu mag mehr als mittelschlächtige Wunderkraft gehören.« »Überhaupt!« schalt der König und kraute sich verdrießlich hinter dem rechten Ohre. »Überhaupt! Mit den Heiligen ist es ein eigen Ding. Bin manchmal schlecht mit ihnen zufrieden, sag' ich dir,

Bischof. Herzlich schlecht.« – »Wird wohl auf Gegenseitigkeit beruhen, o Herr.« – »Zum Beispiel erkläre mir doch, du, der du gar so gescheit bist: warum werden meine Heere ganz regelmäßig – eines nach dem andern! – jetzt ist's das fünfte Mal! – geschlagen von diesen gottverdammten Ketzern, den arianischen Westgoten? Längst such' ich dem Herrn Christus – und für ihn: mir! – das schöne Südgallien zu erobern, das sie immer noch haben, diese Verfluchten. Warum werd' ich immer geschlagen? Sag's, Bischof! Ich habe doch den rechten Glauben!« – »Du hast den rechten Glauben: – aber sie haben die rechten Feldherren!«

»Nun, zurück zu unserem Truchto. – Als es am schlimmsten war, da haben die Bischöfe einen Beschluß gefaßt auf einer Synode, er sei vom Amt zu suspendieren – ich weiß den Wortlaut nicht mehr. Herr Gregorius zu Tours hat es abgefaßt: es klang so drollig. – Weißt es nicht mehr, Truchtolein? Geh, sei gut: sag' es uns auf.«

Sechstes Kapitel.

Der schlug die Augen nieder und sagte ganz beschämt: »Fünftens ward beschlossen, daß Bischof Truchtigisel von Soissons wegen allzuheftigen Trinkens seinen Verstand verloren habe, jetzt schon im vierten Jahre. – Es fing aber schon an – ich bitte, daß ich es sagen darf –« unterbrach er sich, »mit jenem Keulenschlag ... –« »Ja, ja,« nickte der gute König, »da hast du ganz recht.« »Es behaupten nämlich viele der Einwohner,« fuhr der Riese im Aufsagen fort, »daß ihn dies befallen habe durch Zauberei – auf Anstiften seines« – da zitterte die Stimme des starken Mannes vor Weh und Zorn – »seines Archidiakons, den er seiner Würde entsetzt hatte.« »Jawohl,« zürnte der Domesticus, »weil der Schuft viele Tausend Solidi an Steuern unterschlagen hatte. Der gutmütige Bajuvare zahlte sie aus eigener Tasche, vertuschte lange Zeit das Verbrechen, aber entsetzte natürlich den Betrüger!« »Durch Zauberei« – wiederholte der Bischof. »Aber – ich bitte, daß ich es sagen darf – es war weniger der Zauber ... –« »Der half wohl nur nach,« meinte Felix. »Nein! Er weckte mich immer nachts um zwei Uhr, mir Vokabeln abzufragen. Und – Und –« er hob dräuend den Speer und ballte die Faust darum – »er wollte – das war das Ärgste! Verschlage mich der Donnerhammer, wenn ich ihm je verzeihe!« »Was?« fragten alle drei Hörer besorgt. »Griechisch wollte er mich lehren, der Elende!«

»Ja, das ist grausam,« sagte Felix. »Ich kann es selber kaum.« »Truchtigisel hatte,« fuhr der Große fort, als ob er von einem Wildfremden erzählte, »das Leiden in der Art, daß es ihm besser ging, wann er die Stadt verließ, schlimmer in den Mauern. Das kam aber daher: – nicht von Zauber, wie die Amtsbrüder annahmen: in der Stadt war der Archidiakon, auf dem Land aber war – Sie.« »Wer?« fragte Felix neugierig. »Meine liebe Ehefrau,« sprach der Starke und seine Augen wurden feucht. »Es war so arg mit ihm geworden,« fügte der König, »daß, als ich in seine Stadt kam, die Synode ihm – dem Bischof! – verbot, mich in seiner eigenen Stadt zu begrüßen.« »Obwohl Truchtigisel,« fuhr dieser in seinem Aufsagen fort, »ziemlich – speisegefräßig war und ein Weinzecher ... –« »Jetzt gebt acht, Herr Felix,« schmunzelte der König – »das sind des Bischofs Gregor eigene Worte. –« – »Weinzecher über das Maß hinaus, welches bischöflicher Fürsichtigkeit zukommt ... –« Der Bischof von Nantes lächelte: »O Gregorius! Du bist ein großer Meister des Stils.« – »Hat ihm doch niemand je was Übles nachsagen können, was keusche Zucht betrifft. – Nun ist's aus. – Das letzte – Gregorius hat's gut gemeint, – aber das letzte allein hat mich gekränkt.« »Ei, wie, Herr Bruder?« staunte Felix. »Weil's sich von selbst versteht. Und weiß doch Gregor, daß ich eine Ehefrau habe. Freilich nicht, wie gut sie ist. Niemand weiß das als ich. Und – vielleicht – der liebe Gott.« – Und die tiefe Baßstimme ward ganz leise – vor Rührung. »Und sie suspendierten ihn auf ein Jahr,« fuhr der Domesticus fort. »Aber ich,« fiel der König ein, »überzeugte mich alsbald, daß er gebessert, geheilt war. Und schon nach einem halben Jahr erlangte ich, daß ihm die Synode zu Sauricy den Rest erließ. Und ich gab ihm das Privileg – weil er doch noch manchmal wankt im Gange, so was wirkt nach! – daß er allein aus allen Bischöfen meines Reichs beim Gehen sich statt des Bischofstabes ... –« »Alle zu dünn,« sagte Truchtigisel, »und zu kurz.« – »Des Speeres bedienen darf, dankbar gedenkend der Avarenschlacht, wo er sein Leben für mich eingesetzt.« Herr Felix versuchte, dem Bajuvaren freundlich auf die Schulter zu

schlagen, kam aber nur wenig über den Ellbogen empor: »Herr Bruder,« sagte er herzlich, »ich gäbe gern mein bischen Verstand, hätte ich jenen Keulenschlag empfangen dürfen, der Euch den Eurigen ein wenig durcheinander geschüttelt.« »O nein! Wäre nichts für Euch gewesen!« sagte der Riese. »Euer kleines Köpfelein! Eure glasdünnen Knöchlein! O weh! Ich sag' Euch, Herr Bruder: noch heute brummt mir der Schädel, denk' ich dran.« »Aber,« forschte der Kelte, »ein solches Leiden – wie das Eure war – ich meine: das – das Feuchte! – wenn einmal eingewurzelt, ist schwer, ist erst nach Jahren auszutreiben. Ein großes Wunder sah wohl darin Gregorius?« »Ist auch eins! Ist's auch!« eiferte der König. »Ich habe selbst sein Gewicht in Wachs – er wiegt Unglaubliches! – der Heiligen Chrothilde, meiner Ahnfrau, gelobt und wir haben in Prozessionen mit lautem Psallieren in den Straßen von Soissons neunundsechzig Tage lang – alle Bürger und Weiber und Kinder – den heiligen Geist gebeten, daß er doch ihrem Bischof den Trunk abgewöhne. Und so ...–« – »Nein, Herr König. Mit Vergunst. Nicht so! Ganz anders. Alle Verehrung für die heilige Chrothilde, Eure Ahnfrau, und auch für den heiligen Geist. Aber geheilt haben mich nicht die beiden. Sondern ganz wer anders.« »Und wer?« fragte der König.

»Meine liebe Ehefrau, Irmintrudis. Gott segne ihre treuen Augen! – Ich konnt's nicht lassen. Lange nicht! Sah ich den Archidiakon, fielen mir seine Vokabeln ein – oder auch nicht ein! – und seine je zwei gottverfluchten griechischen Haken für e und für o – dann ward ich erst wütig. Und dann trauersinnig. Und dann – dann trank ich. – Aber wie ich draußen in unserer Villa einmal aufwachte in der Nacht von einem Rauschschlaf: da sah ich auf dem Estrich im Mondlicht knien meine Frau, meine liebe Irmtraut; und große, große Thränen flossen ihr langsam über die lieben, alten, runzlichen Wangen – o wie waren sie so schön glatt gewesen vor dreißig Jahren! – Und ich hörte, wie sie bitterlich schluchzend betete: ›o treuer Himmelsherr! Nimm doch dieses große Leid von mir, daß mein lieber Mann, ein so wackerer, ehrenreiner Held, verlacht wird und geschändet von den Leuten, die alle lange nicht so gut sind wie er. Und da er – scheint es – nicht davon lassen kann, so oft ich ihn darum gebeten‹ (– »und o, das ist wahr gewesen,« stöhnte der Riese –) ›so nimm mich aus dieser Welt, daß ich es nicht mehr ansehen muß.« – Begreift Ihr das? Sie – sie hatte sich den Tod gewünscht! Wegen meiner Ehrenschnack! Ich kniete neben sie und hob die Schwurhand zu Gott dem Herrn empor und küßte ihr die Thränen von den Wangen. Und seitdem – nie mehr! Die heilige Chrothildis und der heilige Geist haben mich im Stich gelassen: – gerettet hat mich meine Frau, – sie ganz allein! – Und Heil dem Mann, Bischof oder König, der ein wacker Weib hat. Heil dem lieben Herrgott, der das heilige Sakrament der Ehe eingesetzt! Heil ihm und Preis in Ewigkeit. Amen!«

Eine Pause entstand: die Hörer waren ergriffen.

»Ich werde nie mehr sagen, daß Ihr nicht sprechen könnt, hochehrwürdiger Bruder mit dem Speere,« sagte Felix nach einer Pause. – »Übrigens habt Ihr wohl nun in der Ehe das Allheilmittel und den helfenden Zauber für alle schlimmen Dinge gefunden,« lächelte er. »›Verheiraten,‹ das war Euer erstes Wort beim Eintritt.« »Ja, und Ihr wußtet noch gar nicht, von welchem Übelstand die Rede war,« lachte der König. – »Doch.« – »Nun wovon?« – »Von den schlimmen Nonnen von Poitiers. Ganz Gallien spricht von ihnen.« – »Von *meinen* Nichten! Angenehm! Kann mir's denken, wie die Leute reden. –

Übrigens Truchtigisel hat ganz recht! – Es wäre gar nicht so übel! – Dann wäre Friede! – Mir wäre geholfen, – der Äbtissin, – den beiden Mädchen, – kurz allen.«

»Ausgenommen vielleicht den beiden Ehemännern,« meinte Felix. Da hörte man plötzlich draußen vor dem Vorhang laute Stimmen: »Gleich muß ich ihn sprechen – gleich! Es ist Gefahr im Verzug.« Und halb eigenmächtig eindringend, halb von dem Velarius eingeführt, erschien, staubbedeckt, ein Bote, neigte sich tief vor dem König und sprach: »Herr König Guntchramn! Also meldet dir, sehr bestürzt, dein treuer Bischof Herr Gregorius von Tours: ›o Herr König,‹ spricht er. ›Laß es mich nicht entgelten. Sie sind mir ausgekommen: alle einundvierzig. Sie ziehen hierher zu Euch, sie ziehn auf Orléans. Noch heute können sie hier sein‹« sprach's, verneigte sich wieder und verschwand.

Da hob König Guntchramn seinen weiten Purpurmantel und sein wallendes Untergewand, die ihn beide sehr in der Bewegung hemmten, mit beiden Händen an den Seiten auf und rief: »Alle einundvierzig? Ich verreise! Zur Stunde! Laßt satteln! Rasch.« »Aber,« rief der Domesticus, »was soll geschehen mit den Mädchen?« – »Wofür bist du Domesticus des Reiches? Das hast *du* zu entscheiden. Und die beiden Bischöfe da mögen dir dabei helfen.« »Aber, Herr König? Wohin begeht Ihr Euch?« rief Flavianus dem Enteilenden nach. »Jawohl,« rief der sich wendend und pfiffig lächelnd, »jawohl! Daß sie mir nachkämen? Ich schicke dir schon Botschaft, bin ich weit genug – in Sicherheit.«

Siebentes Kapitel.

Wenige Tage darauf bewegte sich auf der alten, gut erhaltenen Römerstraße von Orléans nach Paris ein kleiner Zug von Reitern und von Reiterinnen; auch ein paar Sänften, von je zwei voreinander gespannten Maultieren getragen, waren sichtbar.

Es war wunderschönes Frühlingswetter in diesen Apriltagen: die Obstbäume in den wohlgepflegten Gärten der Villen standen in vollster Blüte, lichte rosige Wölklein zogen, von sanftem Wind langsam getrieben, am heiter blauen Himmel hin: und die Vögelein hatten es überall in Busch und Baum gar geschäftig mit Singen, Werben und Nesterbauen.

Ein paar Lanzenreiter eröffneten den Zug, dann folgten die Reiterinnen, hierauf die Sänften, ein Dutzend Reiter folgte diesen und schloß ab. An der Spitze dieser Nachhut tummelten zwei schöne Jünglinge in vollen Waffen lustig die feurigen Rosse; sie waren Brüder: die große Ähnlichkeit bezeugte das.

»Eigentlich, Sigvalt,« lachte der Jüngere, dem dicke rote Haare aus der Sturmhaube quollen, »wäre wohl, wann wir nicht an ihren Seiten traben dürfen, unser Platz da vorn –: an Stelle der beiden Reiter – als Führer. Aber da müßten wir doch thöricht sein! – Den Herzliebchen den Rücken zu kehren!« – »Hast recht, Bruder Sigbert! Welche Lust ist's, kann ich Chrodielden nicht in das dunkle Auge sehen, wenigstens ihre herrliche Gestalt mit den Blicken zu verschlingen! Und das schöne Rund des Hauptes! Und das prachtvolle Haar! Sieh, wie's im leichten Wind um ihre Schultern fliegt.« – »O und erst Basinas anmutvolles Bild! Schau nur, wie sie eben so zierlich die Reitgerte hob. Und da! Sie hat umgeschaut! Zwar nur ganz scheu! Ein klein wenig nur! Aber doch! – Komm! Laß uns vorsprengen! Wir dürfen wohl wieder neben ihnen reiten.« – »O Bruder, wie ist mir's so selig im Herzen!« – »Und mir! Ein solcher Frühling war noch nie.« – »Wenn doch der Weg nach Paris so weit wäre wie der Weg nach dem Monde.« Beide gaben den Pferden die Sporen und ritten an die Seite der beiden Mädchen.

»Seid Ihr schon wieder da, ihr unnützes Wegekraut?« lächelte Basina dem Rotlockigen zu. »Überall steht Ihr zwischen uns und dem Graben! Wir fallen nicht hinunter! Der Weg ist breit.« – »Ich meine nur, weil Ihr vorhin umsah, holde Basina! –« – »Ich? Daß ich nicht wüßte! Oder ja – ich sah dem Vöglein zu, das dort Halme zu Neste trug.« – »Ja, jetzt ist die Zeit dazu! Wer jetzt nicht Nestlein baut, – wann sollte der's? Sogar der alte Bischof Truchtigisel sprach solch ein Wort zu mir.« »O der Gute, der Liebe!« rief Basina. »Der hat mir am besten gefallen vom ganzen Hof des unsichtbaren Herrn Ohms.« – »Ja, und wer weiß, ob die andern Herren gerade den Bruder und mich zu euern Begleitern auserkoren hätten. Es gab daselbst noch viele junge Leute, die gar gern die armen, schönen Nonnen beschützt hätten ... –« – »Als ob man sich so ohne weiteres von jedem begleiten und beschützen ließe!« – »Der Bajuvare führte mich an der Hand in den Schloßgarten, tief ins Gebüsch: und wies auf zwei Nester: ›Was für ein Vogel?‹ – ›Ammerling,‹ sagte ich. – ›Was für eine Farbe?‹ – ›Gelb.‹ – ›Ja, wie dein Bruder. – Da drüben: was für ein Vogel?‹ – ›Rotköpfchen, Rotzeisig.‹ – ›Ja, locker und rotköpfig – wie du. Was thun die Vögelein?‹ – ›Sie bauen Nester.‹ Da drückte er mir die beiden mächtigen Hände auf beide Schultern und sprach:

›Gehet hin und thuet desgleichen! Und kommt ihr von Paris zurück, wie ihr hingehet, so seid ihr die beiden dümmsten Alamannen, die der Allmächtige zu schaffen vermochte. Das sind wir aber nicht! Und so reiten wir mit Euch und den andern wackern Mägdelein schon viele Tage lang nach Paris. – Sagt aber an: habt Ihr keinen Freund, keinen Berater dort am Hofe König Childiberts?«

›Keine Seele. Wenn nicht noch Theutar lebt, der alte, bucklige, kleine Mönch, der meiner Mutter Freund und Beichtvater war und später an König Childiberts Hof das Gnadenbrot erhielt: – halb Pfaff, halb Lustigmacher.« – »Wie das?« – »Ei, er steckt voller schlauer Einfälle und ist grundgescheit; aber er stellt sich ein wenig blöd und täppisch an, weil ihm früher seine Schlaueit allerlei Mißtrauen der Mächtigen, Hochverratsprozeß und Folter zugezogen hatte. Aber der müßte jetzt schon sehr, sehr alt sein.« – »Und sonst kennt Ihr niemand an jenem Hof?« – »Freilich, des Königs Braut, Faileuba, – die kenn' ich gut. Sie ist mir eine herzvertraute Freundin, und hat mir viel von ihm, von ihrem Bräutigam, den sie so zärtlich liebt, erzählt. Allein das hilft uns nichts; – das schadet uns eher dort: diese Braut wird ja von dem Bräutigam durch dessen Räte sorglich ferngehalten: – sie ist nie an dem Hof: sie klagte sehr darüber.« – »Ja! Wenn Ihr des Königs Braut befreundet seid, – das verschweigt nur sorgfältig den Machthabern dort! Es könnte Euch schlecht bekommen. O weh, o weh – da läuft uns ein Wiesel über den Weg! Das bedeutet übeln Empfang.« Und er zog den Braunen an und sprach andächtig den Wegsegen:

›Hurtiges Heermännlein,
Wiesel, weiche vom Wege!
Weiche vom Wege weit,
Du scheues, du schönes Schlüpferlein!
Schlepp alles Schlimme schlappab!
Alles Schlimme verschleppe!«

›Das ist so ein Spruch aus der Heidenzeit,« meinte Basina, als sie wieder weiter ritten. »Es ist gar geheimnisvoll mit denen: man meint, man hat's all' schon mal gehört – und möchte stets noch mehr davon vernehmen. So glaubt Ihr also an den Angang?« – »Ich glaub', daß Ihr mein allerbesten Angang seid, den ich je auf meines jungen Lebens Reise fand!« »Bangt Euch nicht dabei um den Ausgang?« neckte Basina.

Achtes Kapitel.

Einstweilen hatte Chrodieldis, wie sie Sigvalt an ihrer Seite sah, das schwarze spanische Rößlein mit einem leichten Gertenschlag rasch vorangetrieben, wie ihr Schatte folgte ihr der Jüngling. »Ich hatte Euch gebeten,« sprach sie, »nicht so viel neben mir zu reiten. – Es ist – wegen der andern. Es sind doch noch über ein Dutzend Mädchen.« – »Was liegt an den andern, an der ganzen Welt, wenn du mich nur an deiner Seite dulden willst! Dein Wunsch, deine Huld ist alles! –« Ein warmer, erfreuter Blick aus den dunklen Augen traf ihn. »Ah,« rief sie, sich hoch im Sattel aufrichtend und noch rascher dahinjagend, »das ist was anderes als Litaneien plappern in dumpfer Weihrauchluft. Wie der Wind mir um die Schläfe streicht! Wie das die Brust weitet und die Seele!« – »O jetzt an deiner Seite, herrliche Königin, in den Feind jagen, in die starrenden Speere! Und nach freudigem Kampf ein heißer, ein seliger Sieg – oder ein rascher Tod.« – »Freut es Euch nicht, zu leben?« Eine rasch fertige Antwort fing der Jüngling gerade noch auf. »Jetzt, heute,« sprach er dann gefaßter, »ist's viel seliger auf Erden leben, als im Himmel. Aber – auf Lenz folgt Winter. Wer weiß, wie bald wir Abschied nehmen müssen am Hofe zu Paris. Wie selig waren diese Tage! Welch glücklicher Zufall, daß uns der Herr Vater, Sigfrid der hohe Herr, aus dem fernen Breisgau mit den Ostergaben an König Guntchramn gesandt hatte, noch bevor Ihr ankamt! Und Welch Glück, daß der gute Herr vor Euch davonlief und sich verbarg! Und daß der Domesticus und die beiden Bischöfe gerade uns auserkoren, Euch nach Paris zu begleiten zu König Childibert, Euerm Vetter! Doch werdet Ihr in seinem Glanz uns arme Herzogssöhne gar nicht mehr sehen. König Childibert ist ... –« »Achtzehn Jahre. Ein Junge!« sagte Chrodieldis stolz. »Ich bin drei Jahre älter.«

Sigvalts Augen leuchteten auf. »Aber hütet Euch, vielschöne Königin. An diesem Hof geht es nicht so ehrlich, so ungeschlacht gutmütig zu wie in Orléans. Nicht umsonst erreicht Ihr von Childibert irgend etwas.« Chrodieldis lachte: »Arme weggelaufene Nönnlein haben kein Geld, das weiß man.« Sigvalt seufzte. Er lenkte ab. »Wie ist es Euch nur gelungen, ebenso dem heiligen Martinus wie der heiligen Radegundis zu entweichen?« – »Einundvierzig Mädchen werden doch zuletzt mit einem alten Bischof fertig werden? Eine Zeit lang war's ja ganz gut, daß er uns pflegte, der wackere Gregorius und sein dicker Dodo. Denn wir – das heißt viele von uns, ich nicht! – waren doch recht erschöpft nach dem Eillauf von vielen, vielen Meilen. Und die Wege, das Wetter im März waren – den andern, mir nicht! – gar zu schlecht und rauh. Als aber der heitere Aprilwind und die Aprilsonne die nassen Straßen getrocknet hatten, als es draußen in der Welt viel schöner war – das heißt: so ahnten wir! – denn in dem Bischofshause zu Tours, und als wir merkten, daß die listige Gutmütigkeit Gregors uns nur immer hinhielt, *gar nicht* uns in die Welt hinaus und zu den Königen, unseren Gesippen, lassen wollte, da riß mir die Geduld. Er bildete sich ein, durch unablässiges Wiederholen seiner Bußpredigten und Vorlesen des Stiftungsbriefes der heiligen Radegundis mich umzustimmen, zur Unterwerfung zu bewegen! Er kennt Chrodieldis schlecht, die Tochter Chariberts! – Da stiegen wir in dunkler Nacht im Garten eine auf der andern Schulter und so immer hübsch über die Mauer: die letzte, die lange Frida, zogen wir herauf! Das Bischofshaus steht außer der Stadtumwallung: so waren wir nun frei. Auf der Heerstraße nach Orléans hätte man uns bald eingeholt: wir teilten uns

daher in kleine Häuflein und an vorbestimmtem Ort, weit hinter Tours erst, trafen wir wieder zusammen. Zwar« – und hier verfinsterte zornige Trauer ihr Antlitz – »lange, lange nicht mehr alle! Gar viele, viele von den Mädchen ergriffen die erste Gelegenheit, da sie nicht mehr unter meines Auges Herrschgewalt sich fühlten, zu ihren Eltern oder zu Freunden, Verwandten in der Nähe zu eilen, vergessend das Wort der Treue, das eidliche Wort, mit welchem sie alle vierzig sich mir verpflichtet hatten, bei mir auszuharren und diesen Handel nicht schmäählich im Sande verlaufen zu lassen, sondern unser gutes Recht durchzukämpfen bis an das Ende, muß es sein: – bis in den Tod.« – »O Königin!« – »Das mußt du nachfühlen können, Herzogssohn! Oder du bist nicht der, – der mir Vertrauen erweckte. Mädchen, – halbe Nonnen – die solches begonnen, gegen die Sitte, müssen es durchkämpfen für ihre Ehre: sonst ist es – gemein. Und vor Gemeinem ekelt meiner Seele.« Sie hob das hohe Haupt: ihre Augen leuchteten: sie war sehr schön in dieser Erregung. Entzückt labte sich an ihrem Anblick der Jüngling. »Viele, viele sind von mir abgefallen, den Spott, die üble Nachrede der Menschen, den Zorn, auch Wohl den Gram der Eltern scheuend. Ich will nicht mit ihnen rechten! Sind schwache Kinder. Aber in das Kloster ist doch keine zurückgekehrt,« fuhr sie freudiger fort. »Constantina, die Sanfte, hab' ich zu heiligem Zweck auf ihren Wunsch beurlaubt und ihr Julia, des Volkhard Tochter, beigegeben. Die Reclusa – ich verstehe sie nicht recht – ist zwar zurück nach Poitiers, aber, beteuerte sie, nicht ins Kloster: sondern ins Asyl: in die Basilika des heiligen Hilarius. Sehr bestürzt war ich, als ich, in Orléans eintreffend, den guten Oheim nicht fand – seinen Versteck hat er noch nicht verraten! – der rasch mir zu meinem Recht verholffen hätte. Denn je länger – ich fühl' es wohl – wir jungen Mädchen so in der Welt umher irrfahren, desto übler wird die Sache. Ich beschloß daher sofort, nach Paris aufzubrechen, wo Vetter Childibert aus Metz zur Zeit verweilt. Ich hoffe nun alles von ihm.« – »Hofft nicht zu viel. Ihr sagtet selbst: er ist noch ein Knabe ... –« – »Aber sein Hof! Seine Räte –« – »Ihr habt einen großen Fehler an Euch für diesen Hof: Ihr seid zu schön. Das wird Euch schaden.« – »Das versteh' ich nicht. Ich führe meine Sache durch bis an das Ende. Schmach überleb' ich nicht. Und Beugung wäre Schmach.« – »O Chrodieldis! Fast freu' ich mich, dunkel Gewölk gegen Euch aufsteigen zu sehen. Und viele, viele Feinde, die Euch bedrohen,« – »Warum freut Euch das?« – »Warum? Fühlt Ihr's denn nicht? Ich will Euer Schild sein! Kein Streich erreicht Euch, der nicht mich zuerst durchbohrt.« Chrodieldis hielt den Rappen und sah ihrem Begleiter fest in die Augen: »Das war ein Manneswort, Herr Sigisvalt aus Alamannenland. Ich danke Euch dafür. Ihr seid von meiner Art, ich fühl's. Doch nein,« fuhr sie errötend fort, das erglühende Antlitz tief gegen die Mähne des Rosses beugend, und holdselige Weichheit verschönte jetzt die sonst so stolzen, strengen Züge. »Das war in Hoffart geredet. Ihr seid ein junger Held: hoch rühmten der Domesticus und der Bajuvare Euren Sieg über die Slavenen: ich bin ein Mädchen nur. Verzeiht! Ich will mich niemals wieder Euch vergleichen. – – Ist der Silbergürtel dort die Seine? Und jene hohen Türme ... –?« – »Es sind die Türme von Paris: hinter jenen Thoren wird die Entscheidung Eures, meines Schicksals fallen. –«

Neuntes Kapitel.

Nahe bei Tours, in dem lieblichen Gelände der Loire, lag, in Büschen und Gärten versteckt, eine schöne römische Villa, von Geschlecht zu Geschlecht seit Jahrhunderten vererbt in der reichen Senatorenfamilie der Gratiani. An dem Abend des gleichen Tages, da die jungen Königinnen Paris erreichten, ergoß die Frühlingssonne im Scheiden ihren roten und goldenen Glanz durch den breiten, von Platanen umsäumten Mittelweg des wohlgepflegten Hauptgartens, der das von Marmorsäulen getragene Wohngebäude umhegte. Einige Stufen führten von dem Garten empor zu dem Eingang, an dessen Mittelsäulen ein gelber Vorhang segelartig ausgespannt war, die Sonnenstrahlen aufzufangen über einem Krankenlager, das hier auf der obersten Stufe sorgsam, pfleglich und kostbar aufgerichtet war. Auf den weichen Kissen, mit seidenen Hüllen bedeckt, lag ein blasser Jüngling, dessen reiches schwarzes Gelock die bleiche Gesichtsfarbe noch greller hervortreten ließ; zu seinen Füßen saß eine alte Frau in dem würdevollen Gewand römischer Matronen; sie hatte das Antlitz auf die Decken gepreßt; ihre Thränen flossen reichlich; aber der Kranke wußte es nicht: er schlief.

Alles umher war ganz still und friedlich, wie feierlich, unter dem Glanz der sinkenden Sonne; nur leise scholl vom Wipfel einer Platane ferne her der Amsel melodisches Abendlied; die Mücken tanzten in den letzten Sonnenstrahlen; eintönig, leise goß der Brunnen in dem Marmor-Atrium der Villa.

Es war wunderschön ringsumher: Reichtum, Geschmack, edler Kunstsinn hatten all' dies Besitztum seit Jahrhunderten geschaffen, gemehrt, gepflegt, geschmückt.

Und der junge Erbe all' dieser Schönheit und Herrlichkeit, da lag er, schwer atmend, manchmal jäh aufzuckend, in fiebernder Betäubung.

»Mutter,« rief er nun und schlug die großen, runden, schwarzen Augen auf, die tief eingesunken lagen, aber ein seltsam Feuer sprühten, »jetzt ist sie aber da.« Die alte Frau richtete sich auf, die Spuren der Thränen mit zitternder Hand hinwegzutilgen trachtend: sie schüttelte leise das Haupt. »Du hast wieder geweint, Mütterlein! Wie unnütz quälst du dich doch! Ich sagte dir schon oft: mir fehlt nichts als – sie. Sie wird kommen: – sie muß kommen. Dann spring ich auf – und aller Schmerz ist – fort!« Er drückte ächzend beide Hände auf die linke Brust: wie waren diese Hände so abgemagert, so durchscheinend! »Mein Sohn, nimm, o nimm den Trank, den dir der gute Jude, der weise Jaffa, verordnet hat. Und selbst gemischt. Da ... –« Ungeduldig stieß er die Schale von sich. »Constantina heilt mich: – kein Trank der Welt! Sie wäre längst gekommen, hättet ihr von meinem Leiden ihr gemeldet.« – »Es ist geschehen. Aber –« – »Dann wäre sie schon hier. Kloster? Äbtissin? Sie *liebt* mich, sag' ich dir. Weigerte wirklich die Oberin – auch zu *solchem* Zweck! – ihr Urlaub, – nicht Mauern, nicht Riegel hielten sie fern von mir. Allein – es hilft euch nichts, daß ihr's meiner süßen Heiligen verbergen wollt. Sie weiß es doch! Den Heiligen zeigt Christus auch das Ferne, das Verborgene. Heute Nacht sah ich sie: – traurig und doch unsagbar trostlieblich sah sie aus. Sie winkte mir und sprach: »Ich weiß, Gratianus, du kannst der Schmerzen nicht genesen, bevor ich dir die Hand aufs Herz gelegt. Siehe, ich komme!« Und hier,

den Platanengang schwebte sie heran: auf weißen Flügeln – oder auf den Strahlen der sinkenden Sonne? Ich weiß nicht! Lautlos war sie auf einmal da! Hier, zu meinen Häupten stand sie, unter dem Vorhang, und legte mir die kühle Hand aufs Herz. O that das wohl. Und sie kommt, ich fühl's – ...« Er schwieg, erschöpft. Er schloß die Augen.

Die Mutter ließ nun wieder den Thränen freien Lauf. Doch der Schmerz drohte, sie zu lautem Schluchzen fortzureißen; geräuschlos stand sie auf: noch einen Blick auf die festgeschlossenen Augen des Kranken – sie verschwand im Hause. – Sie wollte sich ausweinen, ausbeten im Oratorium vor dem geweihten Kreuz, das dereinst ein Pilger mitgebracht von dem Grabe der Apostelfürsten.

Die Sonne sank tiefer; leiser sang die Amsel; der Brunnen schien lauter, stärker zu gießen; ein sanftes Lispeln ging durch die breiten Blätter der Platanen. – –

Geräuschlos öffnete sich da zwischen der Flora- und der Pomonastatue des Garteneingangs das stolze vergoldete Gitterthor; in mächtigen Sätzen sprang aus dem Taxusgang zur Seite ein gewaltiger braungelber molossischer Hund herzu, dem Eindringling zu wehren: aber plötzlich kauerte er, schweifwedelnd, nieder: eine schlanke, weiße Gestalt legte die linke Hand ihm auf das breite Haupt, mit erhobenem rechten Zeigefinger Stille gebietend; und so glitten nun beide unhörbar den Mittelweg hinan, die weiße Jungfrau, die Hand ruhend auf des treuen Tieres Haupt, das langsam, traurig, jeden ihrer Schritte begleitete; nur einmal sah der Hund zurück: eine ganz schwarze Mädchengestalt folgte, unhörbar wie ihr Schatten, der Weißen: ein Wink der Führerin genügte, auch der Begleiterin bei dem Hunde Friede zu erwirken.

So waren sie zu dritt die Stufen hinaufgelangt. Der Hund legte sich zu Füßen des Lagers, die weiße Jungfrau trat an des Kranken Haupt zu seiner Linken: hinter ihr, vom Schatten des Vorhangs verdeckt, stand die dunkle Gestalt. Unsäglich traurig sah die lichte Jungfrau auf den Jüngling herab. – Nun trat – ihr Gebet war beendet, ihr Schluchzen gehemmt – die Mutter aus dem Innern des Hauses wieder auf die Schwelle. Tonlos, wie vor einer Erscheinung blieb sie stehen. Da schlug der Sohn die dunkeln Augen auf, griff, ohne sich umzusehen, nach der Hand der weißen Jungfrau und sprach: »Siehst du, Mutter? da ist sie. Ich hab' es wohl gewußt. Nun bin ich genesen.« Erst jetzt richtete er die Augen zu dem Mädchen auf: ein selig Lächeln zog um seinen Mund.

»Constantina, Engelkind!« rief die Alte. »Wie ward es möglich ... –?« – »Durch die Liebe, Mutter,« erwiderte die Jungfrau mit heller, aber starker Stimme, »Als – vor vielen Wochen – deine Meldung kam und deine Bitte, weigerte die Frau Äbtissin jeden Urlaub. Ich bat, ich flehte, ich weinte sehr, – umsonst. Umsonst schrieb mein Vater, er verlange, daß man mich an meines Verlobten Krankenlager entlasse. Sie blieb starr. Da erachtete ich es nicht für Sünde, als eine Anzahl der Genossinnen – aus sehr gerechten Gründen – das Kloster heimlich verließ, sie zu begleiten, nur, um hierher zu eilen. Die Führerin der Flucht, der wir alle uns eidlich verpflichtet, erlaubte mir's, – hier bin ich.« – »Aber« – der Kranke fuhr jäh empor, richtete sich gewaltsam auf, warf den schwarzumlockten Kopf zur Seite – »aber nicht allein! Von dieser Schwarzen da – mich schauert's kalt! sie steht mir in der Sonne – von dieser träumt' ich nicht!« – »Dank' ihr, Gratianus, es ist Julia, meine edle Freundin. Sie, sie allein erbot sich, mir hierher zu folgen, obgleich sie selbst recht krank. Sie ist die treueste von allen.« Die Begleiterin, den schwarzen Schleier dicht um Haupt und Schultern ziehend, verschwand leise hinter den Säulen.

»Sie hat mich erschreckt. Mich fröstelt. Constantina, deine Hand. Hierher – so! Dicht ans Herz. Der Schmerz läßt nach – er ist fort. Fort! Zum erstenmal! Nach Monaten. Siehst du, Mutter? Wer hatte recht? Nun ist dein Sohn – genesen.« Er schloß, sehr müde, die Augen.

So sah er nicht, wie die arme alte Frau, die Hände über der Stirne ringend, zu seinen Füßen niedersank, neben den treuen Hund. Verzweiflungsvoll sah sie auf zu Constantina, ihr Mund öffnete sich zu wildem Weheschrei. Aber die Jungfrau, hoch aufgerichtet, hielt ihr, während sie die Linke auf des Geliebten Herz drückte, warnend, mahnend die offene Rechte entgegen: zwei große Thränen liefen langsam, langsam über des Mädchens ernste, feste Züge.

Zehntes Kapitel

Und an demselben Abend, da die Königinnen Paris erreichten, waren Castula die Klausnerin und ein paar der Mädchen schon wieder in Poitiers, im Asyl des heiligen Hilarius. Castula hatte Chrodielis zwar darin die Wahrheit gesagt, daß sie sich dorthin begeben wolle mit so vielen Genossinnen als ihr folgen würden. Aber nicht hatte sie der Fürstin anvertraut, was sie von jenem Asyl aus weiter ins Werk setzen wollte. Nur sehr wenige folgten ihr, und diese aus ganz besonderen Gründen.

Die erste, die Castula für den Gedanken des ruhigen Abwartens gewonnen hatte, war die arme Ulfia von Passau.

Arm war »das dicke Kind« zu nennen, nicht wegen Mangels an weltlichem Gut oder an leiblicher Gedeihlichkeit – im Gegenteil: Ulfia hatte des ersteren genug und des letzteren fast zu viel: – sondern weil es unaufhörlich die Zielscheibe der Neckereien aller Genossinnen war vermöge unbeschreiblichen Schlafbedarfs. Sie war immer so furchtbar müde, die kurzgewachsene, vollblütige Kleine! Kaum der Kindheit entknospt, hatte sie noch ganz Kindergewohnheiten; und die Anstrengung, die es sie gekostet hatte, sich fortab als Jungfrau zu begreifen und zu benehmen, lag ihr noch schwer in allen ihren nudelrundlichen, rosa behauchten Gliedern. Nicht mit Unrecht hatte die muntere Allberahta, das schöne Haupt in den üppigen Nacken werfend, gemeint, wenn man sie schon »Rotundula« schelte, müsse man die Passauerin »die Kugel« nennen.

Sie schlief immer. Die Äbtissin mußte Monat für Monat die Strafwachstunden, Halbe-, Viertel-, Achtelstunden fallen lassen, die das unglückliche Bajuvarenkind verwirkt hatte, weil es zu spät kam zur Hora, zu spät zur Matutina, zur Messe, zum Frühstück, zur Morgenarbeit, zum Hauptmahl, ja auch zum Nachmittagsschlaf: – denn sie war, den letzten Bissen im Munde, regelmäßig schon an der Tafel eingeschlafen und konnte weder durch Zuruf noch durch Hukbertas Rippenstöße noch durch Basinas Kitzelversuche mit ihres eigenen Haarzopfs Spitzen unter der Nase zum Erwachen aufgeschmeichelt werden, wann es aufstehen hieß, das Nachtischgebet zu sprechen. Beim Abendessen sank sie mit dem stumpfen Näslein oft vornüber in die gemeinsame klösterliche Abendmilch; und in ihre Zelle und in ihr Bett gelangte sie ohnehin nie anders als im Halbschlaf wankend, geführt von gutmütigen Freundinnen, an denen es ihr bei ihrer großen Herzengüte und – sofern sie nicht gerade schlief – liebenswürdigen Fröhlichkeit nie fehlte.

Einmal hatte sie den ersten Preis im Goldsticken erhalten, Basina den zweiten (Chrodielis war auf Wasser und Brot gesetzt worden, weil sie den kostbaren Stoff über die Scheibe für ihre Lanzenwürfe gespannt hatte). Beide durften sich ihren Lohn erbitten: Basina bat, sie so lange im Klostergarten Kirschen von den Bäumen pflücken und essen zu lassen, – mit der sonst streng verpönten Aufbeißung der Kerne, – bis sie genug haben werde: dies Ziel ward spät, aber doch erreicht; der Garten war noch nicht ganz leer: aber alle Sperlinge zogen laut scheltend davon. Ulfia hatte gebeten, sie einmal im Leben ausschlafen zu lassen. Doch sie kam um ihren Lohn! Nachdem sie achtundzwanzig Stunden ohne Unterbrechung geschlafen, weckte sie die Äbtissin

angsterfüllt: »Aber doch auch nicht die Augen lassen sie einen Menschen zumachen in diesem Hause,« brummte sie, legte sich auf die andere Seite und – schlief fort.

Da waren denn dem Grafenkind von Passau die letzten Abenteuer wenig erwünscht gewesen. So fand Castula günstig Gehör, als sie gleich nach der Flucht von Tours sich an die Bajuvarin wandte. An einer langen Latte, die sie aus einem Weinberg gerissen, schwang sie sich über den Graben der Heerstraße und ging auf einen Haufen frisch geschnittenen Frühheues zu, auf welchem sich Ulfia hingestreckt hatte, während die anderen aus den mitgeflüchteten letzten Gaben des guten Dodo ein hastig Frühstück bereiteten und einnahmen.

Die Klausnerin war eine mittelgroße Gestalt; ihr starkes braunes Haar zeigte nur hier und da durchlaufende weißgraue Streifen, die dunkle Farbe des Gesichts, die feurig unter starken Brauen hervorblitzenden schwarzen Augen bezeugten ihre südgallische Herkunft; der Mund, jetzt herb und trotzig aufgeworfen, mußte früher sehr reizvoll gewesen sein und die ganze Erscheinung trug die Spuren ehemaliger hervorragender Schönheit; das immer noch anziehende Gesicht war nur zerrissen und entstellt durch seltsame, unregelmäßige Narben.

Sie stand lange betrachtend vor der Schläferin, deren tiefe volle Atemzüge so gleichmäßig den jungen Busen hoben und senkten. Das rosige Gesicht blühte in Unschuld und Gesundheit: ein kleiner blauer Schmetterling mit vielen Äugelein auf den Unterflügeln, der gern an allerlei Süßem nascht, war lang hin und hergeflogen über ihrer Stirn: er ließ sich nun am Ansatz der Haare nieder und sog den Duft dieses jungen Lebens ein. Rührung oder Mitleid – mit sich selbst oder mit dem holden Kinde? – oder Wehmut lag in den Zügen der Reclusa. Endlich beugte sie sich – der Falter flog davon – und sprach laut, ganz nahe der Schlummernden zierlichem Ohr: »Herzulfia, schläfst du?« – »Zum erstenmal seit vielen, vielen Wochen!« – »Lagst du gut?« – »Sehr gut.« Und das rosige Gesicht sank schon wieder auf den weichen, nackten Arm. Aber Castula tröpfte ihr aus ihrem Kürbiskrug einen Tropfen kalten Wassers in den Busen und rief ihr ins Ohr: »Sollst noch besser liegen: – auf dem Heuboden des Bischofshofes zu Poitiers, wenn du mit mir umkehrst! Willst du?« – »Kann nicht.« – »Warum nicht?« – »Chrodielis – versprochen! – Gute – Nacht!« Aber die Klausnerin zupfte sie am Ohrläppchen: »Chrodielis hat's erlaubt.« – »Aber wie? – Zu Fuß? – Bin zu müde.« – »Zu Esel.« – »Zu Esel! Das wäre was! Die gehn gleichmäßig!« – »Wie eine Schlafwiege. Und ich gelobe dir: du sollst schlafen, schlafen – bis alle Könige und alle Bischöfe und die Äbtissin und Chrodielis einig sind.« »Das wird lange! Ich folge dir!« hauchte sie noch und sank aufs Heu zurück. »Ein Grafenkind, auch im Schlaf, ist immer etwas wert,« raunte die Klausnerin, »Der werden sie nicht viel thun. – Nun zu der Herzogstochter.« – Und sie humpelte – denn der eine Fuß lahnte ihr ein wenig – über die Heerstraße zurück und einen kleinen Hügel hinan, auf dem, hochaufgerichtet, stand Anstrudis, des Herzogs Siggo stolzes Kind; sie lehnte den Rücken an einen Baum und spähte scharf nach Westen; unwirsch zupfte sie an den Flechten ihres braunen Haares, die sie nach vorn über die Brust geworfen hatte. »Was thust du hier, o Herrin?« – »Du meinst wohl Chrodielis. Sie ist hier Herrin: – wie allerwärts.« – »Was thust du hier?« – »Ich stehe Wache: ich spähe, ob wir verfolgt werden, von Tours her.« – »Freiwillig?« – »Auf ihr Geheiß.« – »Ha, es behagt ihr wohl, Herzogstöchter umher befehlen, auf Wache schicken zu können.« – »Sie versteht zu befehlen, das muß man ihr lassen.« –

»Ist nicht schwer, findet man sogar Siggos, des Langobardenbesiegers Kind, bereit, zu gehorchen. Mach ein Ende! Geh mit mir nach Poitiers ...« – »In das Kloster? Niemals!« – »Gegen das Kloster!« Anstrudis horchte hoch auf. »Laß der Hochfärtigen den billigen Ruhm, von Ort zu Ort heimlich zu entwischen. Ich gehe nach Poitiers, das Kloster zu stürmen. Du staunst? Entschlossene Männer stehen bereit, mir zu helfen. Willst du uns führen? Willst du vollenden mit der Faust, was jene erbitten will?«

»Gern! Wie gern! Aber mein Eid ... –« – »Sie läßt jede ziehen, die will: – und dich am liebsten, die ihr an Rang, an Ansehen nächste.« – »Ich gehe mit! Komm, ohne Abschied von – ihr.« – »Recht! Ich hole dich hier ab. Noch ein paar andere bring' ich mit.«

Und sie schlich wieder hinab auf die staubige Straße; da saß am Rande des Grabens, unter hochaufgeschossenem Unkraut, Richauda, des reichen Thesaurarius Charigisel hübsche, viel verwöhnte, verzärtelte Tochter und flickte mit langen Stichen, weit ausziehend, mit grauem Bindfaden den Saum eines wenig klösterlichen Mantels, der, von köstlich gewebtem Stoff, einst veilchenblau von Farbe und reich gestickt gewesen war: allein von Regen und Schnee jener ersten Märznacht hatten Farbe, Gewebe, Stickerei kläglich gelitten.

Castula setzte sich zu ihr in den Graben, zog eine Schere aus dem Gürtel und half ihr. »Risch – rasch! Fort damit. Lauter Fetzen! Schade drum! Welch herrliches Zeug! Das ist nicht hier im Frankenreich gewebt worden!« »Dank für die Hilfe!« seufzte Richauda. »Das kommt aus Byzantion. Mein Herr Vater hat dort, als Gesandter unsrer Könige, vom Kaiser kostbare Ehrengeschenke erhalten. Das ist ein »holosericon himation«, ein ganz seidener Mantel.«

»O heilige Radegundis,« seufzte Castula. »Daß ein Edelkind wie Ihr hier, an dem Graben auf der Heerstraße, an solchen Prachtgewanden flickt! – Und seht nur, wie Eure Haare staubig sind! Schaut einmal hierher, schöne Herrin!« – »Einen Spiegel? Ei Castula! So eitel?« Die Klausnerin, die heute noch viel schöner war als das eitle junge Kind, lächelte: »Nur für Euch hab' ich das Spiegelein beigesteckt. Behaltet es nur. Gott, o Gott! Wenn ich denke, wie viele Truhen voll solch' köstlicher Kleider Ihr im Kloster liegen habt, die Euch der Herr Vater schickte. Und Ihr durftet sie nicht tragen! Warum? Weil dann vollends Leuba, die Äbtissin-Nichte ... –« »Äbtissin-Nichte, das ist gut!« lachte Richauda. – »Nicht mehr anzuschauen war neben Euch. Und all diese Truhen, – sie verbrennen demnächst. Oder andere teilen sich darein.« »Wie das?« rief die Kleine erschrocken und sprang auf. »O Gott! Meine Schmucksachen! Nicht wieder sobald geht mein Vater nach Byzanz. Warum soll ich sie verlieren?« – »Weil Anstrudis und tapfere Männer das Kloster stürmen! Geht mit und rettet, was Ihr könnt von Eurem Eigen.«

Elftes Kapitel.

Ohne die Antwort abzuwarten, eilte sie, so rasch die Füße sie trugen, quer in die blumige Wiese hinein. Hier saß, an eines klaren Bächleins Rand, die blonde Genoveva, das Haupt träumerisch an einen moosumwachsenen alten Markstein gelehnt. Sie zerpflückte bald Sternblumen, deren Weissagung befragend, bald flocht sie weiter an einem halbfertigen Kränzlein, das sie aus den bunt und üppig hier sprießenden Frühlingsblumen zu winden angefangen hatte. Sie summte dazu, träumerisch, gedankenvoll, ein Liedchen:

»Weit vom Weibe –
Nicht müht es den Mann!
Nach andern äugt er, der Arge,
Aber des armen
Mädchens Gemüt, –
Ferne vom Freunde
Sehnsucht fehlt es und Sorge! –
Blumen und Blätter,
Kleine Kränze,
Will ich den Wogen
Vertrauen und Träume der Trauer!
Führt sie zum Freunde,
Ihr willigen Wellen,
Und sagt ihm, wie selig ... –«

»Du bist es, Castula? Was bringst du mir?«

»Bessern Rat, als diesen Kranz in den Bach zu werfen! Bringt ihn dem Freund – mit eigenen Händen.« – »O weh! Du hast gelauscht –!« – »Heute, hier war nichts Besonderes zu erlauschen, Täubchen. Aber im Klostergarten, in der Werkzeughütte ... –« – »Heilige Genoveva!« – »Ohne Sorge! Die Klausnerin war auch einmal jung. – Herr Frontinus, des Senators Sohn zu Poitiers ist ein bildschöner Herr! Und weder des Januarius Schnee zur Mitternacht noch des Juli Sonnenbrand um Mittag konnten ihn fernhalten von der Zeughütte! Nun war er verreist, mondelang. Aber er ist zurück – seit acht Tagen.« – »Woher weißt du ... –?« – »Sein Freigelassener ist ein Freund eines meiner Freunde im Kloster ... –« – »Du? – Du, die Reclusa, die seit Jahren ihre Zelle nicht verließ vor lauter Frömmigkeit, vor lauter ... –« – »Sagt es nur: vor lauter Reuebuße für eine frühere Flucht! Ja, die arme verachtete Reclusa hat doch Freunde im Kloster! Und sein Freigelassener erkundete von meinem Freunde, wohin Ihr geflüchtet. Und kam, im Auftrag seines Patrons, auf Eurer Spur, nach Tours zu den Mönchen. Und warf mir dies Brieflein für Euch über die Mauer: hier, es sieht recht zärtlich aus, das Wachstäfelchen.« Selig las das blonde Kind: »O komm zurück – mich verzehrt das Verlangen.« Sie errötete bis an die Stirn, barg das süße Geheimnis im Busen und lächelte: »Gut, daß du nicht lesen kannst.« Castula lächelte gutmütig: »Ja, es ist immer gut, wenn man dumm ist: – gut für die andern.« – »Denke nur: er schreibt, ich solle zurückkommen ... –« – »Ah, das hätt' ich nie erraten! – So kommt zurück.« –

»Unmöglich.« – »Sehr leicht. Ich gehe heute noch mit drei Edelfräulein –: Chrodieldis hat's erlaubt.« – »Im Kloster werden sie jetzt scharf Wache halten.« – »Nicht ins Kloster sollt Ihr! In die Stadt, zu ihm, dicht neben sein Haus, in die Basilika!« – »O süße Wonne, die mich durchrieselt! Ich will's noch überlegen, aber ich kann kaum anders. Er ruft: – Castula, wie dank' ich dir.« – »Habt mir nichts zu danken. Seht, andre – die führ' ich gern, an ihren stolzen Nasen sie gängelnd, ohne daß sie's merken, zu meinen Zielen. Aber du, – du thust mir weh und wohl zugleich im Herzen! Schau, Genoveva, ich war auch einmal wie du: gut und rein und blind vertrauend, bis ... –! Doch das ist nichts für dich! – Dich aber täusch' ich nicht. Denn du gleichst ihr, der Armen, die um fremde, – weh, um meine – Schuld! gelitten hat: der Süßen gleichst du, der Unschuldigen, die sie zertreten haben. Du staunst? Ja doch: ich habe eine Wut gegen das Kloster und gegen die Äbtissin und gegen – ha,« lachte sie, »fast gegen alles, was geistlich ist oder vornehm, gegen diese ganze Heuchelei und Sünde und Gewalt, die man zusammen Kirche und Reich der Franken nennt. Ah, das ist all' ein ungeheurer, von Schätzen vollgestopfter Scheiterhaufe: – darauf liegt gebahrt die tote Treue. Hei, welche Hand darf die erste sein, die zündend die Fackel darein wirft? – Was ich will? Nur der Äbtissin Eine Frage vorlegen: – aber so, daß sie antworten muß, nicht wieder ihre Wolfshunde rufen kann gegen mich. Du schüttelst die blonden, die goldnen Ringelein, holdes Kind? Du meinst, die Klausnerin ist wahnsinnig? Mag sein! Dir aber thut sie nichts zuleide. Du darfst mir trauen!« – Und wieder ohne Antwort abzuwarten, lief sie fort; sie war diesmal der Entscheidung noch sicherer als bei den andern.

Und mit den vier Genossinnen war Castula zurückgewandert nach Poitiers. Sie hatte in der Nähe der Basilika des heiligen Hilarius, in einer Seitengasse versteckt, abgewartet, bis am frühen Morgen das Gitter des Nebenhauses, des Oratoriums, geöffnet ward, die Frommen zu den Horen zuzulassen: und sofort hatten die Fünf mit dem Ruf »Asyl! Asyl! Hilf, Sankt Hilarius!« sich über die Schwelle hinein in das Innere der Kirche geflüchtet. Gerade dieser Teil des Gebäudes war für die Asylsuchenden bestimmt: deren Zahl war das ganze Jahr hindurch nicht klein, wenn sie auch niemals die Menge der Schützlinge erreichte, die Sankt Martin zu Tours, der größte Heilige des Frankenreichs, unter seinem Frieden barg.

Deshalb hatte man hier, wie in den meisten stark als Freistätten gebrauchten und mißbrauchten Kirchen, eine besondere Abteilung den Flüchtlingen angewiesen: Asyl gewährte freilich jeder Raum innerhalb der geweihten Umfriedung. So ward die Verwendung des übrigen Baues für die Kirchenzwecke nicht beeinträchtigt durch das Leben der Schützlinge in dem Oratorium und deren häufige Verhandlungen mit den Abgesandten der Staatsgewalt; um dieser sehr nötigen Vorsicht willen hatte man den den weiblichen und den den männlichen Schützlingen zugeteilten Raum durch eine dicke und hohe Zwischenmauer geschieden.

Der den Frauen gewährte Raum war leer, so schien es. Verschüchtert, unbehaglich sahen sich die Edelfräulein in dem halbdunkeln, kahlen, schmalen Viereck um: ein Kreuz, ein verblaßtes Mosaik: die Lämmer, die der gute Hirt schützend um sich scharf, darstellend, ein Betschemel, ein paar Decken auf den Steinstufen, die als Lagerstätte dienten, das war alles; ein Krug Wasser und ein paar Brote waren frisch hineingetragen worden von einer unfreien Magd der Kirche, die, mit einem verwunderten Blick auf so vornehmen Besuch, auf so feine Gestalten, schweigend wieder ging.

Castula durchmusterte den Raum; sie maß vor allem fünf Schritte vom Eingangsgitter ab, die Zwischenmauer entlang, nach hinten, machte plötzlich Halt und klopfte mit der geballten Faust an die Mauer: Mörtelbewurf bröckelte ab: – es klang wie Holz. Sie nickte und schritt weiter in die finstere hinterste Ecke, bückte sich und hob ein grobes Segeltuch auf, unter dem ein drohendes Brummen hervordrang: »Dacht' ich's doch! – Wieder hier, Struzza?« Da richtete sich unter der Decke ein gewaltig Weib auf: braunrote Haare strich sie sich aus dem breiten Gesicht: »Du bist's? Die Arleserin? Nun wird's lustiger!« rief sie aus rauher Kehle. – Weindunst ging von ihrem Atem aus. »Wer ist das, o all' ihr Heiligen?« rief Genoveva erschrocken und flüchtete hinter Anstrudis, während Richauda bis an die Thüre zurückwich. – Nur Ulfia blieb von dem Eindruck verschont: sie lag auf der untersten Stufe und schlief sanft.

»Das ist eine – Freundin von mir! Struzza, aus dem Bajuwarenland hierher verschlagen, das heißt: Herrn Truchtigisel zu Soissons entlaufen und seiner gestrengen Ehefrau. Auch eine Klausnerin, – aber eine wilde.« – »O,« flüsterte Genoveva, hinter Anstrudis scheu hervorlugend, »die in den Steinbrüchen hauset, draußen vor der Stadt?« – »Was hast du da für feine Püppchen mitgebracht?« grinste, wenig freundlich, die Rothaarige. »Sie soll manchmal einen Dämon haben, ist das wahr?« fragte Richauda. »Oder der Dämon mich,« lachte das Weib. »Sie ist gar so groß,« meinte furchtsam selbst Anstrudis. »Und sie frißt kleine Kinder,« fügte die Vorgestellte bei, die Furcht und den Abscheu der Mädchen bemerkend.

»Sie beißt nicht!« beruhigte Castula. »Wenn sie nüchtern ist,« grinste die Riesin. – »Was hat dich diesmal hergeführt?« – »Bah, eine geringe Sache! Nicht jede heilige Klausnerin hat einen Klosterkeller neben ihrer Zelle.« – »Still! Schweige doch!« – »So hab' ich denn eine Amphora Rhonewein gestohlen. Und den Hund von einem Hehler, der mir heimlich die Hälfte weggesoffen hatte, mit der Faust niedergeschlagen: – war halb tot. Wer sind die vier jungen Katzen?« – »Edle fränkische Fräulein.« – »Haben die auch gestohlen? Haben sich wohl eher stehlen lassen, eh? – Höre, schaff mir bald die nasenrümpfenden Puppen aus den Augen oder ich erdroßle sie wie vier Schnepfen auf vier Griffe.« – »Geduld! Freilich müssen sie fort, bevor wir die Männer hereinlassen. Mein Freund, der Kellermeister, der früher einmal hier Asyl gesucht, hat mir das Geheimnis der Zwischenthür verraten. Wie viele mögen drüben sein?« – »Nach dem Lärm, den sie heute Nacht machten, wohl dreißig.« – »Das genügt.« – »Wofür?« – »Für mein Werk: ein großes! Bücke dich.« Sie raunte ihr ins Ohr. »Heia! Gevatterin! Das lob' ich mir! Dir fällt doch immer was ein! – Mir – mir hat der viele Wein – und die Wut über die viele Geißelung – das Denken verstört. Die Äbtissin! Die bitt' ich mir aus.« – »Nein! Die gehört mir! Ich muß sie etwas fragen! – Aber still! Erst muß alles mit den Männern drüben beredet sein.« – Angstvoll drängten sich während dieser geflüsterten Unterredung die drei Mädchen zusammen um die schlafende Ulfia, mit scheuen Blicken die beiden unheimlichen Weiber betrachtend.

Zwölftes Kapitel.

Das Palatium der Merowingenkönige zu Paris – das wichtigste, in dem sie am häufigsten weilten – war derselbe alte Kaiserpalast, in welchem weiland Julian dem Apostaten von seinen Legionen die Kaiserkrone aufgezwungen ward. Es sind die Räume, die heute die Namen: »Museum der Thermen« und »Hotel von Clugny« tragen. Die etwa achtzehn Mädchen waren in den Frauengemächern des weitläufigen Gebäudes untergebracht worden: diese standen leer. Denn die Königin-Mutter, die hohe Brunichildis, war vom Hofe vertrieben worden von der herrschenden Bischofs- und Adelspartei, die den jungen König Childibert, Brunichildens und des allzufrüh ermordeten vortrefflichen König Sigiberts Sohn, zu seinem und des Reiches schweren Schaden, damals noch völlig beherrschten. König Guntchramn, den Oheim, hielten sie nach Kräften fern von ihm. Mutter und Oheim hatten dem Jüngling eine Braut, die schöne und sanfte Faileuba, ausgewählt, um durch die Segnungen der Ehe die erwachenden sehr lebhaften Neigungen des jungen Merowingen zu bekämpfen. Aber die »Erzieher« des Königs hatten keine Freude an dieser Verlobung. Sie ließen die Braut sowenig wie die Mutter in die Nähe des königlichen Jünglings kommen, schoben die Vermählung immer wieder hinaus – ins Unbestimmte – und versicherten sich ihrer festen Herrschaft über den Heißblütigen, indem sie immer für lustige, wechselnde Zerstreuungen sorgten.

In dem Vorsaal vor des Königs Gemach saßen beim Brettspiel an einem Marmortisch zwei Männer; der Bischofsmantel des einen und der reiche Waffenschmuck des andern deuteten den hohen Rang der beiden Freunde an. Nur dieser Vorsaal führte zu dem königlichen Cubiculum: wer hier Stellung nahm, hielt den jungen Herrn in Belagerung; nie – bei Tag und bei Nacht – fehlte einer der beiden Männer in diesem Saal.

»Lieber Schwager und Herzog,« sagte der Bischof nach langem Schweigen – und um die vornehmen bedeutenden Züge spielte ein feines Lächeln: »du bist auf dem Schlachtfeld, Dank dem heiligen Martinus, ein besserer Feldherr als auf diesen Marmorfeldern: – du gibst nicht acht! – Denk an deinen König!«

Der andere, eine gewaltige Kriegergestalt, warf das mächtige Langschwert, das er zwischen den Knien trug, quer über den Schos und schob eine reichgestickte Scheitelhaube zurecht, die er unter dem stolzen Drachenhelm zu tragen pflegte, den er nun neben sich auf einen niedern Schemel gestellt hatte.

»Weil ich an meinen König denke, Schwager Egidius,« lächelte der Kriegsheld, »an den von heißem Merowingenblut – nicht an den toten hier von Elfenbein – geb' ich auf das Brettspiel nicht acht. – Ich hoffe, wir gewinnen das *andre* Spiel.« – »Gewiß! Diese beiden Mädchen kamen zu rechter Zeit.« »Sollten sie deine Heiligen uns zu Hilfe gesandt haben?« höhnte der Herzog. »Frau Venus nannten eure römischen Ahnen *diese* Heilige, denk' ich.«

»Du reibst dich gern an der Geistlichkeit!« lächelte der Bischof. »Und doch wo wärest du ohne ... –« – »Die Beichte! – Gewiß! Mittags Wein, Abends schöne Freundinnen, Morgens die Beichte. Wer damit keinen merowingischen Königsknaben beherrschen kann, ist ein Tropf, kein austrasischer Palatin.« »Beherrschen und –« flüsterte der

Bischof – »verderben. Das Bürschlein wird nicht alt bei diesem Leben.« – »Schadet nichts! – Das Merowingenhau steht nur noch auf sechs Augen. Es hat lang genug geherrscht. Auch andre Frankengeschlechter ...–«

Da wurde die Vorhausthüre, die nach dem äußern Gang führte, aufgeschlagen und, geführt von vier reichgekleideten Höflingen, traten Chrodielis und Basina in den Saal, gefolgt von den beiden Alamannen, die, sich tief vor dem Bischof und vor dem Herzog verneigend, an der Thüre stehen blieben; die beiden Gewaltigen schienen die Eintretenden nicht zu achten, sie waren ganz in ihr Spiel vertieft.

Zwei Höflinge gingen in des Königs Gemach, die Mädchen zu melden. »Sehr willkommen, sehr!« klang es vernehmlich heraus. Die Höflinge erschienen wieder und winkten den Mädchen, zu dem König einzutreten. Sie mußten an dem Spieltisch vorüber; beide Männer warfen einen raschen Blick auf sie und spielten weiter. Da blieb Chrodielis stehen, hart an dem Tisch. »Ihr wurdet beide gestern,« sagte sie laut, »der Ehre gewürdigt, uns zu begrüßen und unsere Namen zu erfahren. Ihr, Herr Egidius, seid ein Bischof des Herrn: Ihr habt eure besondere Hoheit – Du aber, Herzog Rauching, lerne nun und merke dir's, wie man eine Königin der Franken zu begrüßen hat.« Und heftig schlug sie ihm mit der Hand die Stirnhaube vom Kopf, daß sie weit weg auf den Estrich flog.

Wütend fuhr der Herzog auf, erleidend vor Zorn, – der Spieltisch stürzte um, die elfenbeinernen Figuren klirrten über den Mosaikestrich hin – Rauching rang nach einem Wort: aber schon war Chrodielis rauschenden Gewandes im Gemach des Königs verschwunden. Glutrot vor Schreck folgte ihr Basina.

Die Scene war von furchtbarer Wirkung auf alle Zeugen: die beiden Alamannen eilten unwillkürlich ein paar Schritte vor, wie um dem verwegenen Mädchen beizuspringen: die vier Höflinge zitterten am ganzen Leibe: dann fiel ihnen ein, daß sie die Spielfiguren auflesen konnten. Welches Glück! Welche Ablenkung! Welche Beschäftigung! Der Bischof, der ebenfalls aufgesprungen war, blickte, die Finger der Rechten ausstreckend, gespannt zu dem gewaltigen Herzog hinauf. Dieser aber holte tief Atem und die geballte gepanzerte Faust drohend gegen das Königsgemach hin erhebend, stöhnte er heiser hervor: »Warte!«

Dreizehntes Kapitel.

Kaum hatten die beiden Mädchen die Schwelle des kleinen, mit Mosaiken und Wandteppichen reich geschmückten Gemaches überschritten, als sich jede an der Rechten gefaßt und lebhaft nach vorn gezogen fühlte.

Ein schlanker Knabe, in reichem golddurchwirktem Gewand riß sie ungestüm von der Thüre hinweg, – er hatte der Merowingen meerblaues Auge, das lange Goldgelock, die kurze, feingeschnittene Nase mit den nervös beweglichen Nüstern, die üppigen, verlangenden, genußgierigen Lippen und eine blendend weiße, mädchenzarte Hautfarbe: lieblicher Flaumbart träufelte sich ihm auf der Lippe und auf den wohlgebildeten Wangen: er war sehr schön; es war König Childibert. Er strahlte vor Vergnügen.

»Weg von der Thüre!« flüsterte er. »Da hören sie uns! Und dann, weh uns! – O dunkelschöne Base! Was hast du gethan! Kein Mann auf Erden wagte das: – er wäre des Todes! Den Großgewaltigen, Rauching, den Herzog des Stolzes! Du hast ihn – vor Zeugen – geschlagen. Habe alles gesehen!« kicherte er, kindlich vergnügt. »Konnte es nicht aushalten vor Neugierde – nach euch. Habe durch die Vorhänge geguckt! Thu's oft. – Du bist gewiß Chrodieldis! – Ich erschrak vor Entsetzen! Aber tief, tief hat mich's gefreut. Ich muß dich belohnen.« Und er mühte sich, sie zu küssen. Aber es genügte, daß die schlanke Jungfrau sich zu ihrer vollen Höhe aufrichtete, um ihm diese Hoffnung vollständigst zu entrücken.

»Hui, ist die stolz, die Große! – Du, liebes kleines Bäschen, du bist gewiß nicht so ... –« »Lang«, sagte Basina, »aber noch viel hurtiger.« Und schon war sie unter seinem umschlingenden Arm durchgeschlüpft und stand wieder dicht am Eingang. »Schwöre Frieden, – Kußfrieden, jung Vetterlein, du zuchtlos Königsbublein. Sonst schlag' ich hier die Vorhänge zurück und du stehst recht kläglich da vor deinem Hofgesind.« – »Um Gott!« – »Schwöre, Königin! Schwöre! Oder –« sie griff in die Falten. – »Laß zu, laß zu! Ich schwör's bei allen Teufeln.« – »Und – auch bei deiner lieben Braut?« – »Die ist dabei schon eingezählt! – Ei, seid ihr dornige Röselein! Vettern und Basen küssen sich doch.« »Bei den Bauern, ja, und den Schneidern,« zürnte Chrodieldis, »nicht in Königshäusern. – Herr König von Austrasien! Wir fordern von dir unser Recht. Und wären wir arme Bettlerinnen ... –« – »Ihr seid aber viel was Schlimmeres, ihr seid entsprungene Nönnlein!«

»Da liegt – ich seh's – unsere Klageschrift auf deinem Tische. Hast du sie gelesen?« – »Behüte. Ist viel zu lang! Aber es versteht sich: alles geschieht, was ihr haben wollt.« – »Wirklich?« – »O Dank!« – »Nun das versteht sich doch! Die Äbtissin – ich hasse Äbtissinnen! – ist eine alte langweilige, saure Holzbirne. Und ihr – weiß Gott – ihr seid die schönsten Mädchen, die ich ... –« »Je geküßt,« spottete Basina. »Du, Kleine! Wäre nur der Saal da draußen nicht! – Und noch neununddreißig andere! Sind auch noch recht hübsche darunter?« fragte er neugierig. »Also unsere Forderung ist gewährt?« fragte Chrodieldis ungeduldig. »Gewiß! Vorausgesetzt, – daß« – fügte er mit schüchternem Blick auf den Vorhang bei – »daß Herzog Rauching und Bischof Egidius ... –«

»Bist du König oder ist es Herzog Rauching?« rief Chrodieldis. – »Still, still! Um Gott! Er hört so scharf. – Er hat, nach meinem königlichen Willen, ja gesagt.« – »Also!« »Aber auch ich habe meinen Willen,« prahlte der Knabe. »Und ich bedang dabei, daß ihr nur dann des Königs Gnade finden sollt, wenn,« flüsterte er und griff – umsonst – nach Basinas vollem Arm, »auch ihr für den König nicht ungnädig seid. – Wie kommt es doch, daß ich euch noch nie gesehen?« »Weil man uns, nach unsrer Väter Tod, ohne uns, ohne unsere Mütter zu fragen,« zürnte Chrodieldis, »ins Kloster steckte.« – »Und vorher?« »Vorher? Ei du lieber Gott,« lachte Basina. »Da ging der Herr König ja noch in Kinderhöslein.« – »Kleiner Krauskopf, ich werde dir zeigen, daß ich ein Mann bin! ich werde dir Respekt beibringen.« Er griff nach ihrem Gürtel. Patschend schlug sie ihn auf die Hand. »Das müßtet Ihr aber beides ganz anders versuchen als bisher.«

Da zuckte ein unheilverheißender Blitz aus den lodernden Merowingeraugen und der erboste Knabe rief sehr laut: »Ihr seid entlassen! Nicht in Gnaden! Euer Gesuch kann nicht so rasch entschieden werden. Wir werden euch Bescheid zufertigen lassen – in drei, vier Monaten.« Beide Mädchen erbleichten. »Ja, was meint ihr denn? Gottlose Nonnen! Kirche und Staat, die Ehre des Königshauses stehen auf dem Spiel. – Auch der Ruf unseres Hofes! –«

Leise lachte er dazwischen durch: »Hier seid ihr in meiner Gewalt! Das sollt ihr fühlen. Von hier entwischt ihr nicht wie zu Poitiers und Tours. Ihr sollt mir diese Stunde, diese Sprödeheit büßen!« Laut fuhr er wieder fort: »Durch Herzog Rauching werdet ihr näheres erfahren.« Er schlug mit der Faust zornig auf ein Metallbecken. Die Vorhänge rauschten auf: zwei Höflinge erschienen.

»Meine Basen sind scharf zu überwachen! Natürlich nur,« schloß er höhnisch, »daß sie nicht Übles *erleiden*. So tugendreiche Mägdlein *thun* nichts Böses.«

Die Mädchen schritten schweigend durch den Vorsaal. Die jungen Alamannen wollten ihnen aus demselben in den Gang folgen. »Halt!« gebot Herzog Rauching. »Des Herzogs Sigfrid Söhne sind *meine* Gäste. Sie bleiben. Sie folgen mir in *mein* Haus.« Da traten die Jünglinge vor, verbeugten sich und Sigvalt sprach: »Ihr habt hier zu befehlen, Herzog: – aber nicht uns.« »König Guntchramn hat uns durch seinen Domesticus eingeschärft,« fuhr Sigbert fort, »soweit die Schicklichkeit verstattet, Tag und Nacht in der Nahe der jungen Königinnen zu bleiben.« »Er wird euch wohl nicht schwer, dieser Dienst?« grollte der Herzog.

»Wir werden also,« fiel Sigvalt ein, »mit unsern Schwertern vor der Jungfrauen Schwelle liegen und bürgen, daß niemand von ihnen herausgeht ... –« »Und niemand zu ihnen hinein,« schloß Sigbert.

»Kecke Schwaben!« brauste der Gewaltige auf. »Ein Wink, und –« Aber Egidius zog ihn am Mantel: »Gieb ihn *nicht*, diesen Wink. König Guntchramn – er haßt uns lange – lauert nur auf die Gelegenheit, uns zu stürzen, Krieg anzufangen, brauchst du Gewalt gegen seine Sendlinge. Laß mich gewähren! Ich setze sie bis morgen früh ins hellste Unrecht, Dann – Gewalt, blutige, wenn es sein muß, – Geht, meine Söhne! Gehet nur mit diesen Lämmlein, sie zu hüten, – Der König ruft mich zum Vortrag. Ich komme!«

Vierzehntes Kapitel.

Die Gefahr, daß die Königinnen und ihre Gefährtinnen entrinnen könnten, auch nur aus dem Palatium, war in der That ausgeschlossen.

Die Frauengemächer, in welchen die Flüchtlinge untergebracht waren, lagen zwar im Erdgeschoß – davor ein kühler grüner Garten im römischen Stil: ein Viereck, ein Springbrunnen in der Mitte, ein paar Lorbeeren und Cypressen darum her – aber das Ganze war von turmhohen Mauern umgürtet. – Vor der einzigen Pforte schritten zwei Speerträger. Herzog Rauching hatte sie geschickt: als Ehrenwache!

Die beiden Herzogssöhne hatten zu ihrem Nachtquartier bestimmt einen kleinen kreisrunden Raum im Garten neben dem Springbrunnen; es war ein Tempel der Flora gewesen unter Julian: jetzt war's ein Oratorium der heiligen Genoveva, der Schutzpatronin von Paris.

Im silbernen Mondlicht lag der Garten still, einsam; der Lärm des Hoflebens drang nicht hierher, Chrodielis und Sigvalt, Basina und Sigbert wandelten, jedes Paar vom andern getrennt durch die ganze Weite des Gartens, nebeneinander hin.

Hinter den dunkelschattigen Platanen blieb Chrodielis plötzlich stehen: »Du hattest Recht, geliebter Mann! Ich wußte nicht, was ich that, als ich diesen Hof, diesen lüsternen Königsknaben, diese gewaltthätigen Palatine, diese gewissenlosen Bischöfe aufsuchte. Nun ist's geschehen. Und ohne deine, deines Bruders mutige Treue, – wer weiß, ob wir nicht schon gefangen wären. Wir sind's! – Aber ihr seid bei uns! Dank dir! – Die Zukunft ist verhüllt. Drum solltest du jetzt heute Nacht schon wissen, was ich – sonst wohl noch lange verhehlt hätte. Denn sie sagten einst,« lächelte sie, zu ihm aufblickend, »Chrodielis hat ein trotzig Herz. Aber nicht gegen dich, Geliebter! – Nein! Küsse mich nicht, mein Held! Ich hab' es ernster vor in dieser Stunde. Ich will dir meine ganze Seele zeigen. – Sieh, du hast dich wohl gewundert, weshalb ich so eisern bestehe auf dem Wort, das ich den Mädchen gegeben habe, die meist – ich seh' es wohl! – recht schwach und thöricht sind. Und weshalb ich es halte, so eisern, obgleich viele, ja die meisten mich verlassen, ihr Wort gebrochen und so auch mich des meinigen entbunden haben. – Sieh, dir will ich's sagen, Geliebter, – neige dein Ohr – vor den schweigenden Sternen. – Groß wie keines auf Erden ist unser, ist der Merowingen Haus und der Franken Macht. Kein Königshaus, seit die Amalungen dahin gesunken, kann sich uns vergleichen. Kaum dem Kaiser stehen wir nach an Macht. Durch alle Völker geht der Ruf der Franken und der Merowingen: unserer Kraft, Kühnheit, unserer Siege –: ach und unserer – Falschheit!« Sie schlug die Hand vor die Stirn.

»Liebchen, beruhige dich!« – »Nein, bei Schmach beruhige ich mich nicht! »Falsch wie ein Merowing«, »ein Merowingeneid das heißt ein Meineid«, »ein Merowingenwort das heißt die Lüge«: so sprechen sie in Toledo und Pavia, bei den heidnischen Sachsen, drüben bei den Angeln in Kent, beim Papst zu Rom, sogar zu Byzanz, wo doch alle Lügen ihren Ursprung haben. Das ist unleidlich zu hören: – denn ach: es ist wahr! Die Geschichte unseres Hauses ist: Sieg – Mord – Verrat – Meineid – Falschwort.« – »Die Speere machen die Geschichte der Häuser, nicht die Spindeln,« – »Ja, aber ich hab'

mir's geschworen; ich will's den Menschen zeigen: auch Merowingenblut kann Treue halten, eisern, zäh, trutzig, nenn' es eigensinnig, – aber Treue bis zum Tode. Was ich gelobt, ich muß es erfüllen, das siehst du nun wohl ein, nachdem ich dir des Herzens tiefsten Kern enthüllt – oder drüber sterben! Verstehst du's nun?«

»Du bist ein herrlich Weib!« – »War das nicht weihevoller als ein Kuß? – Hab nur Geduld! Überleb' ich's und giebt mich Oheim Guntchramn dir, dann holt Chrodieldis die versagten Küsse treulich nach. Doch jetzt – statt eines Kusses – nimm mein Blut,« Sie riß einen kleinen scharfen Dolch aus dem Gürtel, ritzte sich ganz leicht die Haut des nackten linken Armes, daß ein einzig, ein winzig Tröpflein Blut hervortrat: sie hielt ihm den Arm hin. »Trink: Merowingenblut! – Wenn dir nicht graut.« Er beugte das Knie, umschlang ihre schlanken Hüften und sog gierig das Tröpflein heißen, roten Bluts. »Nun bist du mir verfallen« – sprach sie lächelnd und strich ihm zärtlich kosend über die schöne offene Stirn. »Von Meerdämonen, geht die alte Sage, sind wir entstammt: – dämonisch ist unsere Art: – graut dir vor mir, Geliebter?« – »O süßes, seliges, heißes Grauen der Liebe!«

»Steh auf. Und sei getrost: dieser kleine Dolch ist viel stärker als König Childibert. Der Bube überlebt es nicht, wenn er mich küßt, –« Das Paar verschwand im tiefen Schatten der Platanen. – – –

Basina zog Sigbert hinter sich her in das helle Mondlicht. »Es ist besser hier,« lächelte sie verschämt. »Zwar auch hier sieht uns nur der Mond: aber es ist doch – anständiger als so ganz im Düstern.« »Ja, es ist besser so,« erwiderte er, »denn Einen Zeugen wenigstens will ich haben bei unserer Verlobung. Herr Mond, du hast darin wohl alte Übung. Und sieh – da schaut auch noch ein Sternlein zu! – 's ist Frau Berahtas, der holden, Gestirn: – vor diesen zweien Zeugen, süße Braut, küß ich dich. Mein sollst du sein.« – »Genug! Genug! Der Mond hat's schon gesehen!« – »Er hat aber zwei Augen. Und, dieser Kuß, der war für den Stern. – Und der für mich!« – »Und der, und der, und der – und die, die waren alle für mich!« rief die Kleine und ließ erst jetzt die roten Locken los: sie hatte ihn so kräftig festgehalten, als ob er ihr mit Heldenkraft sich entringen wolle, was ihm doch fern zu liegen schien. »Pfui, Basina,« schalt sie sich nun. »Wie kann man so zudringlich sein! Wenn das Chrodieldis wüßte, die gestrenge! Ich könnt' ihr nicht mehr in die Augen sehen – Horch, das Thürlein knarrt. Wer kommt?«

Wie zwei mächtige, treue und tapfre Wachthunde führen die beiden Brüder auf den Eintretenden los. »Halt!« schrieten sie, daß die Mauern widerdröhnten. »Steh! Oder du bist des Todes.« Der Angeschrieene schien in der That bereits des Todes. Denn ohne sich zu rühren, sank er um, den Brüdern in die Arme. Die Gruppe stand im hellen Mondschein.

»Ei, das ist ja Theutar, meiner armen Mutter Beichtiger,« rief Basina, schöpfte in beide Hände Wasser aus dem Römerspringbrunnen und fuhr dem Ohnmächtigen über das Antlitz. Der schlug die Augen gleich wieder auf: »Leb' ich noch?« fragte er. »Noch lange,« sagte Basina, »wenn du immer nur so stirbst.« Chrodieldis trat heran: »Du bist es. Theutar? Du bist kein Verräter.« – »Nein, Chrodielchen, ich bin im Gegenteil – nun, Theutar bin ich.« »Ist der blödsinnig?« fragte Sigbert ganz leise sein Liebchen. – »Der klügste, treueste Pfaff der Welt! – Stellt sich nur gern ein wenig blöde, da ihn schon so viele Könige köpfen lassen wollten, weil er so klug war.«

»Du bringst uns wohl was Wichtiges?« forschte Chrodieldis, – »Gewiß! Wie früher, da ihr auf meinem Schoße saßet und schaukeltet. Aber Chrodieldis wollte immer höher, immer höher fliegen. Ihr bracht' ich immer Pfeffernüsse und dir, Basinelein, Honigkuchen: Honigküsse, heißen sie. So habe ich solche auch jetzt mitgebracht. Da, Schwarze, hast du deine Pfeffernuß! Und da – du ein Honigküßlein, solltest du noch eines brauchen.« Basina ward rot wie Mohn! aber sie stand im Schatten. Chrodieldis warf das Gebäck zur Seite; Basina teilte das ihrige mit Sigbert. »Und *deshalb* bist du noch so spät zu uns gekommen?« – »Nur deshalb! Seht: wie hell der Mond auf eurer Ehrenwachen Helmen glänzt. – Und um euch den Kerkersegen zu sprechen. Denn morgen früh ...–« »Kerkersegen?« – »Nun ja freilich! Den Reisesegen läßt mich Chrodieldis ja doch nicht sprechen –: obwohl's besser wäre.«

»Gewiß! ich *will* reisen. Nur fort von hier! Gleichviel wohin!« – »Gleichviel wohin! Das war ein weises Wort.« – »Warum so weise?« – »Weil nur Gott weiß, *wohin* wir reisen. – Ich hatt' einen Traum ... –«

»Jetzt gebt acht,« flüsterte Basina: »jetzt kommt's.«

»Ich hatte euch gestern Abend gesehen bei eurem Einzug in das Gefängnis – wollte sagen: in das Palatium. Schnapp, klang mir's im Ohr, wie wenn Vöglein in das Schlaghaus springen. Ich hörte dann heute – von den Höflingen, es schauderte ihnen noch die Haut! – wie das sanfte Chrödchen da dem stolzesten Palatin im ganzen Frankenreich die Kappe zurechtgerückt habe. Ei ei, dacht' ich, das wird lustig. Da legt' ich mich auf die Holzbank in dem Vorsaal und schlief. Der König hatte mich befohlen, ihm Rätsel aufzugeben. Denn er meint, ich sei sein Narr. Aber oft hält einer einen Narren, der *ihn* zum Narren hat. Also ich schlief.« »Der ist nämlich das Gegenteil von Ulfia: – er *kann* gar nicht schlafen,« lachte Basina. »Bis der Bischof wieder von dem König herauskam, schnarchte ich schon. Und der Herzog wollte mich hinauswerfen lassen ... –« Er hielt inne. – »So träumte mir nämlich. Aber der Bischof sprach: ›Sieh‹ – er meinte: mit den Ohren! – ›er schnarcht.‹ Und da sagte der Bischof – träumte mir – der König solle am andern Morgen befehlen, daß die Mädchen sofort nach Poitiers zurückkehrten.« »Nimmermehr!« rief Chrodieldis. »›Nimmermehr!‹ werde dann Chrodieldis rufen. – Wie doch der Bischof diese Heldin kennt! Und wie scharfsinnig ich träumen kann! – Und ihr würdet euch trotzig weigern, die Herzogssöhne desgleichen. Dann würdet ihr – in offenem Trotz – den Königsbann, den Palastfrieden gebrochen haben. Man könne dann mit bestem Recht, ohne König Guntchramn zu verletzen, Gewalt brauchen, die jungen Schwabenhündlein mit Gewalt von den Lämmlein reißen ...« – »O weh!« klagte Basina. »Fielen sie dabei, desto besser: so sei's gerechte Strafe.« Auch, – denkt nur, wie so dumm, im Traum, ein Bischof reden kann! – stünden sie, wie es scheine, vor der Mägdlein Herzen, sagte er dem König – wie vor ihrem Schlafgemach Schildwacht, solange sie nämlich lebten: – aber tote Schwaben seien Mädchen nicht mehr so lieb wie lebende! – Dann könne man die Mädchen, getrennt, in verschiedene Kerker bringen. Und dort beliebig lang behalten. Hunger kirre die wildesten Falken. Und das gefiel dem Herrn König sehr! – Und da nun Chrodieldis ganz gewiß nicht nach Poitiers geht, ist alles dies so gut wie schon geschehen.« – »Ins Kloster geh' ich nicht zurück;« sie griff in den Gürtel. »Wer sprach denn vom Kloster? Kannst ja gar nicht ins Kloster,« flüsterte Theutar, sich vorsichtig umschauend: »Das heißt: – so träumte mir.« – »Warum nicht?« – »Weil die Äbtissin Leubovera geschworen

hat, – so träumte mir, – sie nimmt dich nicht mehr auf.« – »Gott hat ihren Verstand erleuchtet,« rief Basina begeistert. »Das wissen der König und die andern nicht aber ich weiß es – durch Truchtigisel, meinen Freund. – Du aber weißt es auch nicht. Also weigerst du dich, nach Poitiers zu gehen, weil du dabei nur an das Kloster denkst. Und es kommt hier zur Gewalt. Und alles ist verloren. Amen, Amen, Amen. – Darum empfängt den Kerkersegen, liebe Töchter. Ihr beiden Schwaben: ihr seid schon so gut wie begraben; ihr braucht gar keinen Segen mehr; höchstens den Grabsegen.« »Aber – wenn wir nun doch nach Poitiers gingen?« fragte Basina. – »Mir träumte: wenn ich eine schöne Jungfrau wäre, – ich ginge ins Fegefeuer, um nur aus diesem Königshof zu Paris loszukommen.« »Ja! In die Hölle,« rief Chrodieldis. »Nur fort aus Paris!«

»Du träumst viel gescheiter, Theutar, als andere denken!« rief Basina. »Aber, wenn nicht ins Kloster, wohin dann zu Poitiers?« forschte Sigvalt. »Mir träumte: da steht zu Poitiers ein großes Haus, das gehört dem heiligen Hilarius ... –« »Asyl! Ins Asyl!« riefen beide Paare. »Heil uns! Wir gehen willig nach Poitiers, aber ins Asyl. Wir sind gerettet.« »Ja, ja,« sagte der gute Mönch und ging, »Den Seinen giebt's der Herr im Schlaf. Aber aufpassen müssen sie dabei ein wenig!«

Fünfzehntes Kapitel.

Groß war am andern Morgen König Childiberts Erstaunen, als auf seine höchst ungnädige Botschaft hin, die Herzog Rauching noch ungnädiger ausrichtete, Chrodielis sofort ihre Unterwerfung unter des Königs Gebot erklärte.

Sein Wort brechen? Er hätte es gern gethan! Weniger das Gewissen, – die Furcht vor König Guntchramm, seinem Oheim, hielt ihn ab. Doch gedachte er, wenigstens die beiden Alamannen zu deren Vater heimzuschicken. Eifersucht hatte ihn erfaßt. Entgingen ihm, dem König, die schönen Bäslein, so sollten andere gewiß nicht ... Bald nachdem er dies zu wissen gethan, kam der Priester Theutar in sein Gemach mit einem Gesicht, das war noch viel verlegener, furchtsamer und blöder als sein gewöhnliches. »Was willst du?« fuhr ihn der König an. »Eines bisher braven Mägdleins Schwäche beklagen! Ich, ein Priester des Herrn, ich sollte nicht solche Botschaft tragen. Es ist,« seufzte er, »wie Kuppelei.« Hoch horchte der Königsknabe auf. »Welches Mädchen?« »Basina ist es – leider!« fuhr der stöhnend fort. »Ei, bei Frau Abundia! Die ist noch viel lieblicher als ... Was will das süße Kind?« – »Sie bereut, daß sie so unartig gegen ihren lieben Vetter und König war. Tief hat sich sein Bild ihr eingepägt. Und sie bittet, Abschied nehmend von diesem Bild, ihm den versagten Kuß geben zu dürfen.«

»O der Engel! Wo ist sie?« – »Schon draußen!« – »Führ sie herein! Rasch! Und geh.« – »Gleich! Aber ... –« – »Was noch!« – »Dafür bittet sie, daß die beiden Schwaben die Reise nach Poitiers begleiten dürfen.« Der Knabe verzog den Mund! »Das ist mir nicht lieb.« – »Sehr wohl!« Er rief durch den Vorhang. »Geh' nur, Kind. Der brave Herr König will nichts von dir wissen. Behalte, was du bringen wolltest.« – »Ah, so laß dir doch Zeit! Und mir! – Meinetwegen! – Sei's um die Schwaben.« Basina stand schon im Gemach: »Ihr gebt Euer Königswort?«

»Ich gab es schon, reizendes Bäslein.« – »Bitte: nochmal! Aber recht deutlich. – Vor dem Priester und mir!« – »Beim roten Donner: ja! – Hinaus mit dir, Mönch.« »Kind, halt' dich tapfer,« flüsterte der und verschwand.

Der König eilte auf das Mädchen zu, das hart an dem Vorhang stehen blieb, und streckte beide Arme nach der reizvollen Gestalt aus.

»Gemach,« bat sie leise. »Draußen stehen vierzig Menschen. Hübsch säuberlich! – Sehet nun, Herr König, wie Euch, weil Ihr sündhafter Lust blind gefolgt seid, ein kleines Mädchen überlistet hat.« – »Ah, was ist das?« »Ich rat' Euch, nicht zu schreien,« fuhr sie ganz leise fort, »um *Eurer* Ehre willen! Nicht um der *meinen* Willen, *die* ist mir sicher. – Was wollt Ihr denn nun thun, großmächtiger Herr König von Austrasien, wenn ich diesen Vorhang zurückschlage und vor all' den Priestern und Palatinen dort ausrufe: ich sagte, Euer *Bild* habe sich tief mir eingepägt, ich versprach, zum Abschied dies Euer *Bild* zu küssen. Nichts andres that ich dir zu wissen. Sieh diese Münze, König Childibert, sie trägt dein Bild: – tief eingepägt hab' ich's – du siehst es hier – in meinem nackten Arm: ich küsse hier *dein* Bild: und hab' mein Wort gelöst und hab' mein Spiel gewonnen! – Und allgemeines Gelächter wird dein Los.« »Das wäre ... –:« er erröthete vor Scham. – »Mädchenlist gegen Königslist, die du tückisch gegen uns arme schutzlose Kinder geschmiedet hattest. Aber, Vetter Childibert – ich will's nicht thun. Ich

hoffe, wir kommen besser auseinander. Daß sich dein Bild meinem Herzen in Liebe eingepägt, das hab' ich nie gesagt. Aber – gefallen hast du mir doch.« Geschmeichelt, doch mißtrauisch blickte er auf. »Wirklich? Dir soll ich noch trauen?« – »Ja, denn ich sage dir die Wahrheit. Du bist sehr schön.« Er errötete über und über. »Ich habe viel über dich nachgedacht, seit ich dich verlassen, obwohl ich sonst mich nicht viel abgeben mit Denken, auch über mich selbst genug zu denken hatte. Allein ich dachte wirklich viel an dich und sagte mir: Wie schade! Ein echter Königsjüngling von Ansehn und Gestalt, des edeln Sigbert, der herrlichen Brunichildis Sohn!«

Der König trat betroffen einen Schritt zurück.

»Schön, gescheit, witzig, liebenswürdig! Und verdirbt sein junges, edles Leben mit eitel Liebelei. Nein, nicht er verdirbt's.« – Sie sprach ganz leise nun: »zwei herrschsüchtige Männer, die er nicht lieben kann ... –« Er schüttelte heftig die langen Locken. »Die er durchschaut mit seinem Königsblick.« Er nickte drohend. »Sie verderben ihm das Leben, um ihn desto sicherer zu beherrschen. O König Childibert, ich bin kein Mann, verstehe nichts vom Staat! Aber glaubst du nicht, dein guter Oheim Guntchramn meint es besser mit dir, mit Eurem Hause, als dieser hochfahrende Rauching? – Mit deiner *Ehre!* – Denn wär's nun nach deinem – nein, nach *seinem* Willen gegangen – hättest du wirklich zwei junge Mädchen, die, um Recht und Schutz flehend, zu dir eilten, in Eitelkeit der Jugend – denn auch wir sind jung und eitel und schwach, lieber Vetter! – dazu gebracht, deine – das garstige Wort, es muß heraus! – deine Buhlinnen zu werden ...« – sie stammte auf vor Scham und Zorn und stampfte mit dem Füßlein – »die nächsten Lilien deines Hauses! – dann wärst du heute noch viel, viel ehrloser als wir!« »Laß ab, Basina,« bat er. »Du hast recht – schone mich. Ich bin ein ... –« – »Du warst ein Knabe, Vetter. Sei fortan ein Mann, wirf diese Liebeleien weit von dir und mit ihnen: das Netz der Schande.« – »So hat nie Mann, nie Weib zu mir gesprochen.« »Doch, deine Mutter. – Aber du hörst lieber,« lächelte sie, »auf jüngere Lippen ... –« – »O Basina! Wenn du meine Königin ... –« – »Das geht nicht an, lieb Vetterlein! Du hast schon eine Braut: ein schönes, kluges, sanftes Mädchen – viel schöner und viel klüger und viel sanfter als Basina. Ich kenne sie so gut! Laß sie kommen, sofort! Sie liebt dich warm; sie hat es mir, der Freundin gestanden; du hast ihr nur noch das Herz nicht aufgethan.« – »Sie lassen sie mir ja nie! Ich habe ja nur eine gemalte Braut. Auch ist sie kalt.« – »Das ist sie nicht! Aber keusch. Und das ist zweierlei. Laß sie kommen – heute noch. Lerne, welchen Schatz du an ihr hast: sie wird dein Glück und deine Ehre sein.« »Du hast gesiegt, Basina!« rief der Jüngling. »Heute noch reit' ich zu Faileuba. Meine Mutter muß an den Hof zurück! Mein Oheim Guntchramn soll fortan mich leiten. Und du meinst, die beiden Vornehmen da draußen haben absichtlich mich durch meine – Eitelkeit beherrscht? Haben euch mir deshalb zugeführt und mir geraten, euch ... –« – »So ist es!« »Ich verbanne sie, beide,« rief er zornig. – »Das heißt: sowie König Guntchramn hier ist,« fügte er schüchtern bei. – »Werde nur nicht rückfällig, Vetterlein!« – »Nein! Ich schwör's, ich will mich bessern! Ich schwör's bei König Sigberts, meines edeln Vaters Blut!« – »Dank dir, Vetter, das war ein Manneswort. Nun, bitte, reich' mir deine Hand, nimm diesen Kuß darauf, junger König. Und willst du schwanken: – schau auf deine Hand, die meine reinen Lippen jetzt berühren, und denke dran, was du Basina gelobt hast. –« Sie war verschwunden.

Und tief im Innersten erschüttert sah ihr der Jüngling nach.

Sechzehntes Kapitel.

Eine Woche etwa nach dem Aufbruch der Mädchen von Paris hatte die Klausnerin zu Poitiers ihre Vorbereitungen beendet.

Der lästigen Gesellschaft der Edelfräulein war sie bald nach dem Eindringen in das Asyl entledigt; am Tage darauf war ein Geistlicher am Altar von einem Trunkenen verwundet worden: die Kirche war mit Blut befleckt und mußte neu geweiht werden. Die zahlreichen Kleriker, die das ganze umfangreiche Gebäude sonst erfüllten, waren in andern Kirchen untergebracht worden. Bischof Marovech war fern auf Visitationsreisen in seinem ausgedehnten Sprengel. Die zurückgebliebenen untersten Kirchendiener ließen gern die Mädchen auf deren Bitten aus dem Frauengemach des Asyls im Oratorium in das einstweilen unbenutzte Hauptschiff der Basilika übertreten.

Kaum war das geschehen, als Castula und Struzza den im Männerasyl nebenan gescharten Räubern, Dieben und Verbrechern jeder Art durch Klopfen und Rufen die in der Mauer befindliche Holzthüre bezeichneten. Die Spitzbuben, die, gegen das Asylrecht, die Geräte ihres Einbruchsgewerbes verborgen mit in das Weihtum geschuggelt hatten, waren bald der Thüre Meister geworden: sie hatten sie aus den Angeln gehoben. Bei Nacht kamen sie zusammen mit den beiden Weibern, die auch noch Zulauf aus der Stadt erhielten. Bei Tage wurden die Backsteine, welche die Holzthür verkleideten, sorgfältig wieder aufgeschichtet und dann hing die Thüre geziemend in ihren Angeln.

Es war immer schwer, oft unmöglich, Mißbrauch des Asyls zu verhüten in größeren Kirchen. Jetzt, hier, da der Bischof fehlte, die Kirche entweiht und verlassen war von fast allen Klerikern, gebrach es vollends an Aufsicht. Die unfreien Knechte und Mägde des heiligen Hilarius, welche die Flüchtlinge bedienten, ihnen die – allerdings magre – Asylkost darreichten, waren leicht gewonnen oder eingeschüchtert. Eines Morgens fehlte Castula; und aus dem Männerraum waren vier Bursche entwichen.

Die Edelfräulein verbrachten eine bange Zeit. Jede Nachricht von der Außenwelt, von Chrodiens Erfolgen bei den Königen blieb aus; Genoveva litt am meisten; aber auch Ulfia klagte, sogar im Wachen habe sie keine Ruhe vor bösen Träumen.

Zwei Tage vergingen. Am Abend des dritten kam Castula zurück; bei einbrechender Dunkelheit fanden sich auch die vier Männer wieder ein; sobald der Ostiarus die äußere Thüre des Asylbaus verschlossen hatte, wurden die Backsteine weggeräumt und die Zwischenpforte ausgehoben. Beim matten Schein eines ewigen Lichtes, das in dem Frauenraum in einer Ampel glimmte, kamen Weiber und Männer zusammen: sie sprachen heute noch leiser als sonst. »Habt ihr die Waffen, Gisbrand?« war Castulas erste Frage. »Wir haben sie,« antwortete ein riesiger Schmied, ein mächtig Beil erhebend; »der Waffenhändler auf dem Forum der heiligen Radegunde findet heute Morgen leere Truhen in seinem Keller. Hast du den Wein, schöne Arleserin?« fragte er dawider, »Hier ist er,« antwortete Castula, einen langen Schlauch, den sie unter dem Mantel eingeschleppt, aus der Ecke ziehend; »mein Freund hat mich nicht im Stich gelassen. Ich wußt' es wohl. – Halt, Struzza, Geduld! Nicht *aufbeißen* den Schlauch! Der ist doch stärker als dein Gebiß. Du *sollst* ja trinken, aber – erst muß alles

besprochen sein. Also! Ich habe mit meinem Freund im Kloster alles verabredet. Er nimmt dem Pfortner die Schlüssel ab, sowie er ihn berauscht hat. Du, Gisbrand, du klopfst ans Hauptthor im Osten, sowie der Mond hinter den Glockenturm tritt: Doppelschlag: so! Dann wird dir aufgethan: und du dringst ein mit fünfzehn Männern, mit Struzza und allen Weibern. – Du, Waroch, geschmeidiger Britanne, – da hast du eine Strickleiter, sie paßt genau! – du kletterst mit dem Rest der Männer von Norden, vom Bach aus, wo die alte Weide steht, hinauf: ein Eisenhaken ragt dort aus der Zinne, der hält die Leiter, er ist stark; ihr besetzt das Pfortlein dort im Norden, durch das werden sie fliehen wollen, sehen sie das Hauptthor von Gisbrand besetzt. Laß alle laufen – nur die Äbtissin halte mir fest – hörst du? – falls ich sie nicht vor dir erreiche! Es sind nur zwölf Knechte im Kloster.«

»Aber die großen Hunde?« fragte Struzza. »Sie beißen furchtbar.« »Das weiß ich leider am besten. Aber sie beißen nur, solange sie leben,« erwiderte grimmig die Klausnerin. »Sie werden ihr Mittagsmahl heut' nicht gut verdauen, mein' ich! Von den zwölf Männern sind fünf gewonnen! Sieben ... –« »Ducken unter, wenn sie sich rühren,« grinste Gisbrand, das Beil lupfend. – »Jedoch die Hauptsache ist: die Äbtissin darf mir nicht entkommen.« – »Und uns nicht der Klosterschatz! Wo ist er?« – »Unten, in der Krypta, unter der kleinen Basilika der heiligen Agnes: – neben dem Sarkophag der heiligen Radegundis.«

»Da?« rief einer der Männer entsetzt, ganz weiß war schon sein Bart. »Da rühr' ich nicht dran! Die Heilige hat mir – als Äbtissin – wohlgethan.« »Glaubst du, es thut ihr wehe, nimmt man ihre Knochen aus dem Silberschrein?« lachte Struzza. »Da ist auch,« meinte Waroch, »das Stück vom heiligen Kreuz aus dem Morgenland. Wenn der Herr Christus nur nicht ... –« »Thor! Meinst du, der Herr Christus hat eine Freude an dem Holz, dran er so blutig litt?« meinte Gisbrand. »Gerade das Kreuzstücklein müssen wir haben.«

»Ja,« raunte der eine. »Es macht unsichtbar.« »Nein,« verbesserte der andere, »aber stichfest.« »Da ist mir eine Büffelbrünne sicherer,« höhnte Gisbrand. »Aber mit Rubinen und mit Perlen ist seine Kapsel ganz bedeckt,« schloß Waroch.

Sehr nachdenklich hatte Castula zugehört. Sie wollte etwas einwenden, aber sie besann sich anders. »Merkt auf,« mahnte sie nun; »die Pechkränze für das Johannisfeuer hängen in der Kelterstube, zwanzig Stück ... –« – »Die müssen alle brennen!« »Das ganze Nest soll diesmal in Flammen aufgehen,« drohte Gisbrand. – »Ich werfe den ersten, sobald ihr an das Hauptthor klopft, in die Schlafstube der Pröpstin.« – »Ei, wie kommst du hinein, Castula? – vor uns – ohne uns?« – »Meine Sorge.« – »Nein, unsere Sorge! Wenn du uns vorher das Beste wegnimmst ...–« – »Haltet sie hier fest! Bindet sie hier an! Wir wissen nun, was wir wissen müssen. Sie soll nichts Besonderes haben,« ging es durcheinander. – »Ich will nichts Besonderes! Gar nichts will ich als mein Recht. Das heißt: eine Frage an die Äbtissin! Euch der Wein und das Gold und die Perlen; – mir nur: diese Frage!« »Nun wartet,« drohte Waroch, »ihr Priester und Gewaltigen dieser Welt, die ihr uns zertretet.« »Das ist doch nicht wahr,« sagte der Weißbart. »Die Edeln, ja! Aber wer allein nimmt sich der Elenden an auf Erden als die Kirche?« »O ja! Man füttert uns vom Überfluß, aber,« sprach Castula bitter, »stoßen wir irgendwo an das Netz, das unsichtbare, ihrer tausend Lehrsätze oder Zwecke – dann wehe uns! Viele hundert, viele zehnhundert Herzen brechen sie, ehe sie

Einen Faden jenes Netzes zerreißen lassen. Doch das versteht nur, wer's erfahren hat.« »Aber, die Flammen! Werden sie uns nicht gar geschwind den Grafen aus der Stadt auf den Nacken locken?« fragte der Alte. »Es giebt gar keinen Grafen von Poitiers zur Zeit,« lachte Struzza. »Das ist der Spaß,« frohlockte Gisbrand. »Der alte ist tot, der neue noch nicht ernannt. Und alle Krieger in der Stadt hat der Bischof mitgenommen, ihn zu begleiten, weil die Straßen wenig sicher waren, solange ich und Waroch draußen in dem Flachland walteten! Nicht zwanzig Bewaffnete sind zur Zeit in der Stadt. Drum ist jetzt der rechte Augenblick! – Die Bürger? Bah! Diese Feiglinge, wagen sie sich wirklich in die Nähe des Klosters und auf die große Straße, – da weiß ich einen Fleck, der ist vom lieben Gott zum Hinterhalt eingerichtet, so trefflich wie eine Kirche zum Beten!« »Still!« mahnte Castula, »bohrt den Schlauch jetzt an. Trinkt euch Mut; aber nicht Sinnlosigkeit. – Ich habe noch andere Geschäfte.« Und sie verschwand in dem Gang, der in die Hauptkirche führte, tastete nach der Pforte und klopfte – in verabredeter Weise. Anstrudis ließ sie ein und schob rasch den Riegel wieder vor. »Nun gebt acht, ihr vier. Ja so, Ulfia schläft. Laßt sie nur. – In zwei Stunden wird das Kloster gestürmt.«

Entsetzt standen die drei Mädchen.

»Unmöglich! Wer ...-« – »Tapfre Freunde! Die Äbtissin soll Abbitte thun.« »Ich glaub' es nicht,« rief Anstrudis. – »So wart' es ab! Doch, brennt in einer Stunde das Kloster, willst du dann, Anstrudis, zeigen, daß du Chrodielis ersetzen, vertreten kannst? Soll die Äbtissin dann nicht vor dich geführt werden, dir Abbitte zu thun?« – »Ja, das soll sie!«

»Gut! So eile an das Kloster, sobald die Lohe steigt. – Und deine Kleider, Richauda, deine Kleinodien, sollen sie verbrennen? Sollen andre sich drein teilen?« – »Nein, o nein! Eh' sie verbrennt, rett' ich meine Habe.« »So folge Anstrudis. Du, Genoveva – du bleibe nur hier und hüte Ulfias Schlaf.« – Mit Erbarmen ruhte ihr Blick auf dem schönen, blonden Mädchen. »Sie ist ihr so ähnlich! Und ich habe der Geiseln, der Mitschuldigen an zweien genug,« raunte sie mit sich selbst. »Genoveva,« flüsterte sie ihr nun ins Ohr: »sei wachsam! Bleibe hier! Es wird vielleicht recht ernst da draußen. – Er – Er ist drüben: in seiner Eltern Haus! Er suchte dich Tag für Tag – im Klostergarten – auch diese Nacht will er dorthin kommen.« – »O Gott!« – »Still, ich werd' ihn warnen. Er soll dich finden, holen: – hier! Und wann alles zu Ende, und wann sie alle lästern werden, die Klausnerin habe Stein und Feuer in der Brust, aber kein Herz: – dann denke du dieser Stunde! – O Desiderata! – Nein, nein! ich weiß es! Du trägst nur ihre Züge, nicht ihren Namen! – Still! – Schweige! – Ich muß fort. – Jetzt will ich die Äbtissin fragen! Und diesmal – diesmal: soll sie mir Rede stehen!«

Siebzehntes Kapitel

Nur allzugut gelang der Überfall des Klosters, das eine kleine halbe Stunde von der Basilika entfernt in einer Vorstadt lag, im Norden der Stadt, nahe der großen Straße, die nach Tours, Orléans und Paris führte: außerhalb der eigentlichen Umwallung der Stadt, die, damals sehr enge zusammengebaut, auf felsigem Vorsprung die beiden tief eingeschnittenen Thäler des Clain und der Boivre beherrschte.

Alles ging nach Verabredung. Auf das gegebene Zeichen – kein Anschlagen der bösen scharfen Hunde hatte die Heranschleichenden gemeldet – schloß ein Knecht des Klosters, ein sehr angesehener, – kein geringerer als der Kellermeister war es – das Hauptthor auf: dasselbe ward von Gisbrand und den Seinen besetzt. Gleichzeitig schlug Feuerschein aus den Fenstern des Schlafgemachs der Pröpstin und der ihr zugeteilten Nonnen. Die wenigen Knechte, die Widerstand versuchten, waren rasch überwältigt.

Der Lärm drang jetzt in das Schlafgemach der Äbtissin. Justina, die treue Pröpstin, ihr an Alter und an Aussehen ähnlich, weckte sie vollends. »Das Kloster brennt! Räuber! Rettet die Reliquien der Heiligen!« rief Justina. »Ach was Reliquien! Wo ist Leuba, mein Täubchen? Rettet Leuba!« – »Ihr vergeßt, eure Nichte ist ja fort, ist zu Besuch in Quincy.« – »Und ihr neues goldseidiges Gewand! Und ihr Saphirenschmuck! Ach! Und das Wichtigste: ihr Testament!« – »Das liegt ja sicher aufgehoben in der Stadt! In den Akten der Kurie. Frau Äbtissin, gedenkt doch nur des heiligen Kreuzes!« – »Ja, tragt mich hinab. Ich kann nicht gehn! Die Gicht!«

Und sechs Nonnen, der eignen Rettung nicht gedenkend, trugen die alte Frau die vielen, vielen Steinstufen hinab in das Erdgeschoß, in die Basilika, die Treppe der Krypta hinunter an den schmalen Schrein von halb durchsichtigem Marienglas, in welchem der Holzsplitter des heiligen Kreuzes geborgen war. Hier legten sie die Zitternde nieder; es war fast ganz dunkel, das Licht einer ewigen Ampel gab nur matten Schein. Gleich darauf polterten drei der Räuber die Steintreppe herunter, einer trug eine brennende Pechfackel: »Hier muß es sein!«

Ängstlich kauerten die Nonnen, ungesehen hinter dem einzigen mächtigen Pfeiler, der das Gewölbe trug.

»Richtig! Da gegenüber steht der Sarg der heiligen Radegundis. Hei, was schweres Silber! Im Sarge soll sie auf lauter Edelsteinen liegen.« Und der zweite hob eine schwere Eisenstange, den Holzdeckel einzuschlagen.

»Laß die heilige Radegundis schlafen in ihren Ehren!« rief der dritte im weißen Bart: »Ihren Sarg zu schützen eilt' ich her! Sie hat mich mit den eigenen königlichen Händen gepflegt und geheilt, als ich ... –« – »Weg mit dir!« – »Nein, du sollst nicht!«

Der mit der Eisenstange holte aus zum Streich. Aber plötzlich schrie er auf und stürzte: er war im Dunkel in seines Gegners kurzes Schwert gerannt.

Justina stöhnte vor Entsetzen: sie lag hinter dem Sarkophag der Heiligen. »Weh, die Heilige steht auf!« schrie der mit der Fackel, ließ sie fallen, daß sie erlosch, und eilte die Stufen hinauf. »Die Toten stehen auf!« rief der dritte, der Alte. »Hilf, heilige Radegundis!« und er verschwand ebenfalls.

Nun ward's eine Zeitlang ruhig in der Krypta: nur von der Oberwelt her drang hier und da ein schwerer Fall oder Schlag, ein wilder Schrei.

Aber plötzlich schlug rote Lohe aus der Basilika von oben herab: die Räuber hatten ihre brennenden Fackeln in die frisch gepichteten Kufen gestoßen, die im Hofe aufgereiht standen: lichterloh flackerte das trockene Holz, das Pech empor. »Hier muß sie sein! hier unten!« hörte man Castulas Stimme. »Hier hinab. Sucht nur nach ihr.«

Da stand Justina die Pröpstin rasch auf, warf der Äbtissin goldgestickten weißen Mantel, den diese von sich gestreift hatte, über Haupt und Schultern und ging ruhig den Herabpolternden entgegen!

Ein Keulenschlag auf die Schulter streckte sie nieder. Sie stand mühsam wieder auf und sprach: »Ich vergebe dir, mein Sohn, um Christi willen.« Der Räuber sah ihr ins Antlitz: »Weh mir!« schrie er. »Sie sieht aus wie meine alte langverstorbene Mutter!« warf die Keule weg und floh. Aber drei andere packten sie und zerrten sie herauf, rissen ihr den Mantel herab und schrieten: »Hier, Castula, hier hast du die Äbtissin.«

»Diese? Laßt sie los! Sie ist es nicht! Thut ihr nichts zuleide. Es ist Justina, die gute Proposita! – Ich finde besser!« – Und eine Pechfackel schwingend, rannte sie in die Krypta hinab: »Hier ist, die ich suche. Hebt euch weg, ihr Nönnlein! Ihr wollt nicht? Fort, sag ich!« Und sie schwang die Fackel gegen die Nonnen, die ihre Äbtissin mit dem Leibe decken wollten. Der weiße Schleier der nächsten fing Feuer und flatterte auf: – da flohen sie kreischend die Stufen hinauf.

Die Klausnerin und die Äbtissin waren nun allein, letztere, von der Gicht gelähmt, konnte sich nicht regen. Castula beugte sich über sie, die Fackel in der Linken; die Rechte nestelte an ihrem Gürtel, sie suchte nach dem Griff eines breiten Küchenmessers. Leubovera sah's mit Todesangst: »Erbarmen,« flehte sie. »Erbarmen!« – »Ah, hast du jemals meiner dich erbarmt? All diese Jahre, diese zwei Jahrzehnte? Da ich Tag und Nacht vor dir kroch und winselte und deine Füße küßte, bis du mich hinwegtratest wie einen Hund, und als ich flehte tausend, tausend Male: »Erbarme dich! Gieb mir mein Kind, gieb mir mein Kind zurück, auf daß ich doch wisse, warum ich noch lebe! Gieb mir mein Kind wieder, das ihr mir gestohlen habt, *sein* Kind: – aber ich lieb' es doch! Das einzige, was ich auf der Welt zu lieben habe! Gieb mir mein Kind zurück und ich will alle Stunden meines Lebens alles thun, was eure Bücher, eure Priester sagen.« Weißt du, was du da sprachst? »Du sollst, du darfst dies Kind nicht lieben. *Gott* sollst du lieben. Nie wirst du dies Kind wiedersehen. Die Kirche kann diesen Schandfleck eines Priesters nicht ruchbar werden lassen. Ich weiß nicht, wo dein Kind ist.« Und da ich das nicht glaubte, sagtest du: »und wenn ich's wüßte, würde ich dir's nie sagen.« Oh, mein Haar hab' ich gerauft, mein Antlitz auf den harten Kirchensteinboden gestoßen und gewinselt: »mein Kind! mein Kind, gieb mir mein Kind heraus.« – Und jetzt, in dieser Stunde, nach zwanzig Jahren schreienden Herzbegehrs, – ich kann dich von den Sohlen an Zoll für Zoll verbrennen hier unten! – auch jetzt bitte ich, hörst du? ich bitte dich, ich flehe dich demütig an: sag mir's! Wo ist mein Kind? Sag's! Und ich schütze dich und schütze jenes heilige Stück Holz und jene morschen Knochen, die dir mehr, viel mehr wert sein müssen als dein Leben: – aber sage mir, ich flehe dich an: wo ist mein Kind?« – »Ich weiß es nicht.« – »Äbtissin, hüte dich!« sie hob die Fackel. – »Ich weiß es nicht! Ich schwöre dir's, hier bei dem Leib der Heiligen dieses Klosters.« »Oh, und morgen erläßt dir der Pfaff den Meineid als erzwungen. Und du bist vielleicht schon

lange durch Eid gebunden, zu schweigen. – Wie? All das hätt' ich herbeigeführt, Brand und Raub und Kirchenschändung und« – sie entdeckte jetzt den Toten – »Mord! Und doch umsonst? Nein!« Und mit der Eisenstange des getöteten Räubers zerschlug sie den Glasschrein; laut auf schrie die Äbtissin. »Tage-, wochen-, mondenlang will ich dich fragen: wo ist mein Kind? Und sagst du's nicht – wehe, wehe dann dieser eurer heiligsten Reliquie!« Sie griff hinein und riß die Kapsel mit dem Kreuzsplitter heraus. »Hierher!« schrie sie nun die Stufen hinauf. »Hierher, Gesellen, tragt die Äbtissin hinauf. Sie ist *meine* Gefangene. Dich und das Kreuz,« – raunte sie ihr zu – »nur gegen mein Kind kriegt euch die heilige Kirche wieder.«

Achtzehntes Kapitel.

Als die Klausnerin mit der Äbtissin, die auf ein Maultier gebunden worden war, den von Qualm und Rauch erfüllten Klosterhof verlassen – das ganze Gebäude stand, gründlich ausgeplündert, in Flammen – und die große Heerstraße erreicht hatte, drang Waffenlärm an ihr Ohr. »Aha,« lachte sie, »jetzt holen sich die Krämer und Schneider von Poitiers ihre Hiebe.«

Und so schien's werden zu sollen.

Sobald man in der Stadt das Feuer im Kloster bemerkt hatte, waren zuerst einzelne Neugierige, dann viele Hilfsbereite hinausgelaufen: – und nicht wiedergekehrt. Nur einer kam, nach geraumer Zeit, verwundet, zurück, der nun schreiend meldete, Räuber plünderten das Gotteshaus und fingen alles ab, was löschen wollte.

»Wo ist der Graf?« hieß es nun. Er fehlte. Sein Vertreter, der Vicarius, ein dicker, alter Herr, stellte sich endlich an die Spitze von einigen Fronboten, ein paar Kriegern und einem Schwarm von Bürgern, die zu den nächsten besten Waffen gegriffen. Sie eilten auf die Brandstätte zu. Auf der Straße trafen sie Anstrudis und Richauda, die sehr bald erkannt hatten, was Art von Leuten die Klosterstürmer waren: angesichts der Waffen, der Flammen hatten sie Hochmut und Kleiderlust gar rasch verloren und waren zurückgeeilt, nach der Stadt zu. Hier wurden sie aber von dem Vicarius angehalten und, da sie in der Angst auf die Frage wohin? thörichterweise antworteten »ins Asyl«, sofort festgenommen.

»Hier, auf der Landstraße, ist kein Asyl, meine Täubchen,« meinte der Vicarius. Jedoch dies blieb der Bürger einziger Erfolg; wenige Schritte weiter wurden sie auseinandergesprengt von Gisbrand, der sich mit einem Teil der Seinen in Hinterhalt gelegt hatte, gerade da, wo in einem kleinen dichten Wäldchen die nach Norden, nach Paris führende Straße abbog. Kaum hatten die flüchtenden Bürger die beiden gefangenen Mädchen noch mit sich gegen die Stadt hin zurückführen können.

»Nach, Brüder!« jauchzte Gisbrand. »Ja,« schrie Waroch, »jetzt geht's an die Stadt, an die Kaufherrn! Castula, hast du deine Alte? Gut, schaff sie fort wohin du willst. Halt, horch! Was ist das?« – Ihm blieb nicht Zeit, nochmal zu fragen: denn von der Straße von Paris her sprengten plötzlich – taghell leuchtete der Brand des Klosters – mehrere Rosse, Waffen klirrten. Chrodieldis, Sigvalt, Sigbert und etwa zwanzig wohlbewehrte Reiter drangen auf sie ein. »Mordbrenner und Räuber!« rief Chrodieldis, nun den Rappen anhaltend, der zwei Gegner über den Haufen gerannt hatte. »Euer Blut komme über euch! – Schau, Sigvalt, die Greisin auf dem Maultier dort! Die Äbtissin! Frei muß sie werden. Drauf!«

Und noch ein Anprall der Reiter – ein paar Klingen kreuzten sich – mehrere der Strolche, darunter Waroch, jetzt, mit wildem Fluch, auch Gisbrand, fielen: da stob der Haufe auseinander, der dem Angriff mutiger Krieger entfernt nicht gewachsen war.

Chrodieldis ritt dicht an die Äbtissin heran und zerschnitt ihr mit dem Dolch die Stricke. »Chrodieldis! Dir dank' ich Freiheit, Leben?« Aber diese hielt bereits vor dem Vicarius: »Euch übergib' ich diese befreite Frau.« Recht jämmerlich klangen da, recht flehend

zwei Mädchenstimmen an ihr Ohr: »O Chrodielis, befrei' auch uns! Wir sind gefangen.« – »Was seh' ich? Anstrudis – Richauda! Wie kommt ihr hierher?« »Hilf, Chrodielis, nie mehr will ich dir trotzen,« bat jene. »Wir sind unschuldig,« beteuerte Richauda, »ganz unschuldig; hilf uns!« – »Das versteht sich! Ihr seid meine Genossinnen. Vicarius, gib diese Mädchen frei. Ich büрге für sie.«

Allein unwillig erwiderte, sie mit finstern Blicken messend, der Alte: »Bürg du für dich! Du bist also die schlimme Chrodielis, die diesen ganzen Handel angefangen hat? Mit dir, mit deiner Schar entwich die Klausnerin, die man als Führerin der Räuber sah. Du wirst den Herrn Königen Rede stehen. – Ihr Leute, gebt die Mädchen *nicht* heraus! Es sind Asylflüchtige, außer Asyl gegriffen.« – Und noch mehr Bewaffnete drängten sich um die gefangenen Mädchen.

»Laß sie, Chrodielis,« warnte Sigvalt leise. »Es geschieht ihnen nichts Böses in des Richters Obhut. Und wir wollen doch nicht den Königsfrieden brechen auf des Königs Heerstraße mit gewaffneter Hand ... –«

Die Jungfrau überlegte; schon zog sie sacht den Zügel an. Da schrie Anstrudis: »Wehe, wehe! Wir werden fortgeschleppt! Und Chrodielis schaut zu! Ist das deine Treue und das geedete Wort?« Da gab Chrodielis dem Rappen die Sporen, daß er in hohem Satz über die vorgehaltenen Speere hinweg in den Knäuel der Bürger und Fronboten sprang: »Gebt sie heraus, die Mädchen,« rief sie und schwang die Reitgerte. Zwei Bürger fielen ihr in die Zügel: ein Fronbote griff nach ihrer Hüfte, sie herabzuziehen aus dem Sattel. Im Augenblick waren die beiden Alamannen neben ihr, ihre Kurzschwerter blitzten. Der Fronbote, der ihr Gewand nicht loslassen wollte, stürzte mit blutendem Gesicht: – schreiend stoben die Gegner von den gefangenen Mädchen hinweg und auseinander. »Friedbruch! Waffen! Blutwunden! Friedbruch!« hörte man noch den Vicarius rufen: dann ward alles still.

»Die Mädchen sind gerettet,« sagte Sigbert, das Schwert einsteckend, leise zu seinem Bruder. »Ja, und wir sind verloren,« erwiderte dieser ebenso. »Aber es ging nicht anders. Jetzt hol' ich Basina und die andern schüchternen Täublein.« – »Aber wohin mit ihnen?« meinte Sigbert.

»Ja, wohin?« fragte Chrodielis, die beiden Mädchen abwehrend, die ihr dankend die Hände drückten. Richauda küßte den Saum ihres Gewandes. »Wohin?« wiederholte sie, in Sinnen verloren.

Der schwere Ernst ihrer Lage stieg drohend vor ihr auf. Sie hatte kühn das Außerordentliche gewagt, jede Schranke scheuen Mädchentums stolz übersprungen. Diese Schranken, das erkannte sie nun recht klar, recht bitter, hemmten nicht nur, – sie schützten auch sehr wohlthätig. Und andre treue Herzen hatte sie mit hineingerissen in ihr wildes Geschick, hatte sie, tiefer als sich selbst, mit Schuld befleckt. Nun stand sie nachts auf offener Heerstraße – friedbrüchig. »Wohin?« Sie dachte an ihre Schwester – an England – an Kent –. Aber bis sie die Küste erreichten, waren sie längst eingeholt von der empfindlich verletzten, keck herausgeforderten Gewalt des Staates. »Wohin?« seufzte sie ratlos.

»Je nun,« antwortete ihr aus dem Halbdunkel heraus – denn der Feuerschein des Klosters nahm nun rasch ab – eine frische, resolute Summe, »ins Kloster können wir doch nicht – beim allerbesten Willen. Das hieße bei lebendigem Leib ins brennende

Fegefeuer reiten.« – »O Basina! Auch dich hab ich in diese Not gebracht.« – »Ei was! Freundinnen gehören zusammen. Ein Glück aber war's für Frau Leubovera, daß wir gerade im rechten Augenblick den Brand wahrnahmen, bevor wir in die Stadt einbogen von der Straße weg! Ich wollte kaum glauben, daß es das Kloster sei, so nahe schien die Flamme der Stadt. Und lustig war's auch zu schauen – vom sichern Hügel aus! – wie ihr auf schnaubenden Rossen die Räuber auseinander sprengtet. Ich hätte gar zu gern mitgethan: wenn ich nur ein ganz klein bißchen mehr Mut hätte zusammenbringen können! – Nun, auf der Landstraße können wir nicht bleiben! Ins Kloster gehen wir nicht: aus Grundsatz und weil's brennt. Also: In die Stadt, ins Asyl!«

»Schwerlich lassen sie uns, die Bürger, jetzt ungestört Asyl gewinnen. – Ihr, treue Freunde, habt euer Wort gelöst und König Guntchramns Auftrag erfüllt. Ihr habt uns nach Paris und von Paris zurück nach Poitiers sicher geleitet. Habt Dank: – Dank fürs Leben! Verlaßt uns jetzt. Trennt euer Geschick von dem meinigen, dem schwer verstrickten. – Kommt, ihr Mädchen, wir suchen Asyl in der Basilika. Gelingt es nicht, so geben wir uns den Bürgern gefangen.«

»Nie! Nimmermehr!« riefen da Sigbert und Sigvalt. »Wir ziehen mit euch. Euer Los ist auch das unsere.« »Ich will doch sehen,« lachte Sigbert, »wer mir den Weg zur Kirche sperrt, wenn ich mit Basina zum Altar schreiten will.«

»O Sigvalt,« flüsterte Chrodieldis. »Laß mich! Und rette dich.« – »Hast du vergessen mein Treuwort, Geliebte? Ich bin dein Schild: im Leben und im Tode deck' ich dich. – Frisch, Genossen, bindet die Helme auf! Nehmt die Mädchen in die Mitte, senkt die Speere, schließt die Schilde fest an den Leib und vorwärts.« »Jawohl,« fiel Sigbert ein. »Der heilige Hilarius muß uns schützen, ob es ihn viel freut oder wenig. Und wer sich zwischen uns und unsern unfreiwilligen Schutzherrn drängt, – drauf mit Alamannenhieben!« »Das gefällt mir sehr,« rief Basina. »Komm, Chrodieldis! Königinnen sind wir!«

Neunzehntes Kapitel

So scharf entschlossen sprengte der kleine waffenklirrende Reiterzug heran, daß die wenigen Bürger und Wächter, die der Vicarius allerdings vor der Basilika aufgestellt, keinen Widerstand wagten: – er selbst hatte sich weislich in sein Bett begeben. Denn er konnte, so sagte er, die Nachtluft schlecht vertragen.

Die Flüchtlinge waren so zahlreich, daß sie sofort das Hauptgebäude der Basilika für sich in das Auge gefaßt hatten, nicht das gewöhnlich als Asyl dienende Oratorium. Anstrudis und Richauda berichteten, daß wegen der Entweihung der Kirche der ganze, fast ein Stadtviertel einnehmende Bau geräumt war. Die Gefolgen brachten die Rosse in den zu dem Bischofshause gehörigen Stallungen unter, in welchen sowie in Speisekammer und Keller sie Vorräte für Menschen und Tiere genug fanden. Hier, in dem »Bischofshause,« welches hinter dem Schutzgitter der Kirche gelegen und deshalb ebenfalls Freistatt war, nahmen die Brüder mit ihren Gefolgen Quartier, nachdem sie zuerst die Mädchen in das Schiff der Hauptkirche begleitet und dort sicher untergebracht gesehen hatten.

»Genoveva! Genoveva! wo bist du?« riefen Anstrudis und Richauda. Keine Antwort. »Was ist aus ihr geworden?« – »Wo ist sie hingeraten?« – »Ulfia! Ulfia muß es wissen. Wo ist Ulfia?« – »Hier! Neben dem Taufkessel! Unter der ewigen Ampel.« – »Seht, wie rosig, wie vollwangig!« – »Weiß Gott! Sie schläft.« – »Bei all' dem Lärm!« – »Sturm, Waffen und Mord haben die Bürger geschrien!« – »Und auf der großen Glocke im Glockenturm nebenan unablässig den Feuerschlag gehämmert!« »Ulfia!« rief Chrodieldis. »Ulfia! Murmeltier von einer Jungfrau! Erwache! Es regnet! Die Sündflut!« lachte Basina, griff mit beiden Händen in den tiefen gemauerten Marmor-Taufkessel, in welchen erwachsene Täuflinge bis an den Gürtel stiegen, und spritzte ihr einen ausgiebigen Guß in das Gesicht.

Sehr ungnädig richtete sich das dicke Kind auf und reckte beide Arme: »Weißt du, Basina, jetzt sag' ich's aber der Äbtissin! Das ist nun in einer Viertelstunde das fünfte Mal, daß ihr mich weckt. Man kann doch in diesem Kloster nicht einen Augenblick ... –« Und sie legte sich auf die mehr trocken gebliebene Seite. »Halt! Halt! Halt!« rief aber da Basina. »Du thust mir Unrecht mit dem Vorwurf. Wir haben uns ja volle vier Wochen nicht mehr gesehen, du rosenrotes Schlafmäuslein!« »Wo ist Genoveva?« fragte Chrodieldis streng. – »Fort!« – »Wohin?« – »Auf ihre Hochzeit.« »Was? Hochzeit?« riefen da fünfzehn helle Mädchenstimmen. »Ja, Hochzeit!« sagte Ulfia, sich aufrecht setzend. »Aber erst gebt mir was zu essen. Was meint ihr denn? Das ewige Nachtwachen, hier in der öden Kirche. – Und dann – dann muß ich mich auch waschen ... –« »Nachher!« beschwor Basina. »Hier! Hier ist Brot! Lauf eines von euch! Du, Frida, du hast die längsten Beine. Ich hörte Kühe brüllen neben den Pferdeställen. Aber sprich, kannst du melken, o hochgestellte Frida?« – »Ich hab's noch nie versucht – aber ... –«

»Nicht wahr, tanzen wenn es hieße? Das geht ungelernt! Aber dein Vater ist ein weiser Rat. Wirst's schon können! Versuch's nur! Rühr' dich! Da, nimm vom Altare dort die goldne Schüssel. – Geh du mit, wackre Anna, Försterskind, du bist stets zu allen

guten Dingen nützlich, und hilf ihr. Ich – ich kann wohl melken – aber ich bin zu neugierig! Hochzeit? Da, dickes Kind! Weißbrot. – Nein, mehr kriegst du erst nach der Hochzeit – das heißt: nach der Geschichte davon!« »Nun ja,« sagte Ulfia herzhaft abbeißend und dazwischen durch erzählend, »da Genoveva« – sie schaute sich rings um – »da sie wirklich fort ist, war es wohl kein Traum. Ich erwachte plötzlich ... –« »Von selbst? Ulfchen, das ist unwahrscheinlich! Hübsch bei der Wahrheit bleiben,« mahnte Basina, ihr das reizende Doppelkinn mit dem Zeigefinger in die Höhe hebend. »Weiß ich nicht. Kurz: ich sah Genoveva und einen jungen – sehr! ach sehr schönen! jungen Mann.«

»Wie sah er aus?« – Das waren sechzehn Stimmen gewesen. »Gott, verschreckt mich nur nicht so! Braucht nicht so zu schreien. Bin ganz wach! – Leider! – Nun: schlank und so schöne kastanienbraune, gelockte Haare.« »Ach! Auch einen Bart?« fragte Emma, die Langobardin. »Zu dienen: sehr schönen krausen Bart.« »Ganz mein Josefus daheim,« dachte Emma. Aber sie sagte es nicht. »Und sie saß auf seinem Schoß ... –« »Empörend! Abscheulich!« scholl es, durch die Kirche hallend. – »Nur nicht immer zwölf auf einmal! – Und er drückte sie so an sich! – So eng! – Ich glaubte, sie würde ersticken.« »Wie schrecklich!« rief mit leisem, aber süßem Gruseln die junge Margareta. »Das muß ja was Fürchterliches sein! – Und sie ließ sich's gefallen?«

»Mäuschenstill hielt sie. Und erstickt ist sie auch nicht. Und geküßt hat er sie ... –« – »Wie oft? wie oft?« – »Ja, das konnte niemand zählen. In einem fort! Und wenn er aufhörte, dann fing sie an.« – »Nein! Das glaub' ich nicht. Das will ich von meiner Genoveva nicht glauben!« rief entrüstet, aber im Zustand der höchsten Neugier, Antonia, die Tochter des Trollo. »Jawohl, auf den Mund! Und sogar auf die Hand!« »Einen Mann! auf die Hand?« rief Hukberta, die Westfalin, und ihre goldgelben Augen wurden so groß, daß sie ganz verglasten. »Und ich hab' ihr die heilige Jungfrau auf ihren Nähkasten gemalt! Die kratz' ich ab. Ich künd' ihr die Freundschaft.« – »Auf beide Hände sogar.« »Und das ließ er sich gefallen?« fragte entrüstet die lange Frida. »Milch? Ich habe keine. Ich oder die Kuh – wir haben das Gefäß umgestoßen. Anna hat nun gemolken und schleppt schwer daher.« – »Und was sie sich alles für schöne Dinge sagten! Es ist gar nicht zu glauben! Mir ward siedheiß dabei: ich schämte mich zwar ein bißchen! – Und ich war sehr schläfrig, glaubt es mir –« »Wir glauben es dir!« riefen alle. »Nur weiter!« – »Aber meint ihr, ich hätte wieder einschlafen können? Nicht ums Sterben. Es ließ mich nicht! Ganz leise wie ein Mäuslein kroch ich unter der langen Altardecke dicht heran, damit mir ja nichts entginge, und hörte zu. – Ich sag' euch: Sachen giebt's unter zwei Verliebten! Ich habe viel gelernt! Mehr in einer Viertelstunde als im Kloster im ganzen Jahr! – Es war arg, sehr arg. Auch auf die Nase hat er sie geküßt.« »Das ist eine Verschimpfung aller christlichen Jungfrauenschaft!« sprach die strenge Antonia. »Aber bitte, was hat er ihr denn für Namen gegeben. Recht zärtliche?« fragte die blondgezopfte Gertrudis. »Das meiste war nur so geflüstert zwischen dem Küssen durch! Hab leider nicht alles verstanden.« »Nicht eine Silbe wäre mir entgangen,« klagte Christiana, die Tochter des Dosso, die großen, schönen, neugierigen Augen weit öffnend. – »Sogar ihre Zehen hat er gestreichelt und geküßt.« »Was? Hatte sie denn keine Schuhe an?« fragte entrüstet Paula. – »Er streifte ihr den einen ab.« »Das hätt' ich mir nie, nie, nie gefallen lassen,« eiferte Richaуда. »Schrei' nur nicht so, wir glauben dir's,« lachte Basina und zischelte der mutwilligen Stephania ins Ohr. »Natürlich,« lachte diese, »Richaуда, die arme, hat, wie der Pfau, gar schöne Kleider, aber sehr garstige Füße.«

»Halt, Ulfchen! Dornröslein! Noch nicht einnicken,« mahnte Basina, mit einem gelinden Schütteln. »Erzähle ... –« »Laßt sie erst tüchtig Milch trinken,« sprach die gute Anna, und hielt ihr die tiefe Schale nochmal hin. »Schlucke nur, Kätzchen, ich halte. Stark sind meine Arme.« »Und treu und fleißig allezeit,« sprach Hukberta und schlang den Arm um sie. »Aber das Merkwürdigste ist,« fuhr Ulfia, nachdem sie getrunken, mit einem dankbaren Blick für Anna fort, »daß sich die beiden – denkt euch nur! im Kloster! – Winter und Sommer hindurch fast täglich getroffen hatten.« »Ei du Gott, – das war *möglich?*« rief Allberahta. »Und mein langer Karolus hat's nicht versucht?« dachte sie im stillen. – »Ja, durch das Kellerloch schlüpfte er. Der Cellerarius war bestochen. Und wißt ihr, wo sie sich trafen?«

»Wo? Wo? Wo? Wo?« fragten alle. – »In der Werkzeughütte im Garten.« »Nein, diese Verschmitztheit! Die Hütte mieden wir alle,« rief Stephania. »Weil angeblich ein Geist dort umgehe und seufze,« meinte Paula. »Nicht angeblich!« beteuerte Basina. »Ich hab' es selbst gehört – einmal in einer Sommernacht.« »Jawohl,« nickte Ulfia. »Und gar fröhlich lachten beide, als er ihr's vormachte, wie er die Kecke – so sagte er – die Kurznasige, das Wirbelköpfchen, weggestöhnt habe, die Neugierigste von allen: ja, so sagte er, Basinchen! Und zuletzt gebot er ihr, sie möge nur gleich mitkommen: er sei gemahnt durch ein paar Zeilen – wohl von Castula, ... –« – »Die kann ja nicht schreiben.« – »Scheint doch wohl! – sie rasch her zu holen. Er habe einstweilen – deshalb sei er verreist gewesen – ihrer Eltern und der Seinen Zustimmung gewonnen; und drüben, im schönen Senatorenhaus, sei seine Mutter bereit, die Schwiegertochter zu empfangen: schon morgen könne die Hochzeit sein.«

»Oh! Ah! Das ist stark! Diese Unverschämtheit! Die Glückliche!« – so scholl es in der Runde. »Wahrscheinlich zur Belohnung ihrer Tugend,« lachte Basina, »geht es der viel besser als uns allen.« – »Aber ich muß Genoveva loben. Sie sträubte sich. Sie sagte, sie hab' es Chrodieldis gelobt, bei ihr auszuharren.« »Heirat geht vor,« sagte da Chrodieldis, hinwegtretend. »Habt ihr's gehört! Heirat geht vor!« jubelten die Mädchen. »Jawohl,« lachte Chrodieldis, »schafft euch nur Männer: dann braucht ihr gewiß weder bei mir zu bleiben, noch Nonnen zu werden.« – »Als er ihr aber gelobte, treulich zu Chrodieldis stehn, ihr durch seinen Vater heraushelfen zu wollen, – da gab sie nach. Und ... – aber jetzt – kann ich wirklich nicht – mehr.« »Ja, laßt sie schlafen! Sie hat sich's redlich verdient,« lachte Basina.

Zwanzigstes Kapitel

Die nächsten Tage hätten sich für die Flüchtlinge, zumal für die beiden Liebespaare, recht hübsch und heiter gestalten mögen. Sie schalteten und walteten unbeschränkt in dem ganzen weiten Quartier, das außer den dem Gottesdienst geweihten Stätten Wohnräume, einen großen, schönen, quellendurchrieselten Garten, Wirtschaftsgebäude und reichlichste Vorräte enthielt. Die wenigen Geistlichen, die zur Überwachung des verlassenem »Bischofshauses«, wie der ganze Komplex von Häusern hieß, noch verblieben waren, räumten das Feld, da ihnen die beiden Herzogssöhne in einer Urkunde Bürgschaft für jeden Schaden leisteten und da sie das Bischofsgut in der That durch deren Krieger viel wirksamer als durch sich selbst gehütet sahen.

Basina, Anna und einige andere der Mädchen nahmen sich eifrig, fleißig der Wirtschaft an, kochten und buken, brieten und schmorten in der gewaltigen Bischofsküche nach Herzenslust. Die jungen Gemüse im Garten, die Enten und Hühner im Geflügelhof, Butter, Eier, Milch, Honig in der Speisekammer, der vortreffliche spanische Wein im Bischofskeller wurden weidlich in Anspruch genommen. Und wenn Chrodielis Bedenken äußerte, strich sich Basina resolut das weiße Fürtuch zurecht, das sie, in der Küche hantierend, vorn übergebunden hatte, und lachte: »Ah bah: muß dem Herrn Bischof eine Ehre sein! Solche Gäste kriegt er nicht wieder in sein langweilig Junggesellenhaus. Sein Schade, nicht unsre Schuld, daß er nicht dabei ist! Du hast es oft gesagt: »Königinnen sind wir.« Und nicht wie Mägde wahrlich wollen wir leben.«

Jedoch Chrodielis seufzte. Nicht bebte sie vor den Folgen ihres Thuns zurück: aber sie täuschte sich nicht mehr über deren Ernst.

Und ihr bangte um den Geliebten: sein Schwert, sie hatte es wohl gesehen, hatte den Fronboten getroffen. Dazu kam eine recht unliebsame Entdeckung, welche sie gleich am nächsten Morgen machten.

Ihr Ansprengen gegen die vor der Basilika aufgestellten Wachen hatte diese verscheucht, aber nicht nur zu Chrodielis Gunsten. Auch der Zugang zu dem Oratorium war frei geworden: und alsbald hatten sich Castula, Struzza und ein großer Teil der Räuber darin eingeschlichen und, nach der heillosen Logik des Asylrechts, in ihrer nächsten Nachbarschaft – nur eine Mauer schied sie – den gleichen Schutz wie die Königinnen gewonnen. Mit diesen Verbrechern zusammen im Munde der Leute, wohl bald in der Klage und Anklage von Kirche und Staat genannt zu werden, war nicht fein.

Und endlich fingen denn doch nachgerade Kirche und Staat im Frankenreich an, sich zu rühren: lange genug wahrlich hatte es damit gewährt.

Eilende Boten des Vicarius hatten den Bischof der Stadt zu raschester Rückkehr von der Visitation gemahnt, andere hatten König Guntchramn gedrängt, endlich den tief erregten Bürgern den lang erwarteten Grafen zu schicken mit ausreichender Waffenmacht, um mit beiden Gruppen der Übelthäter fertig zu werden. Beim geistlichen und beim weltlichen Gericht hatte die Äbtissin dringendste Klage erhoben, nachdem sie in das halbverbrannte und ganz ausgeplünderte Kloster war zurückgebracht und dort begrüßt worden war von ihren Nonnen, die sich übrigens alle unversehrt wieder

eingefunden hatten; der von ungefähr erstochene Räuber war der einzige Tote im Kloster gewesen.

Durch die Händler und Händlerinnen, die, wie immer, Lebensmittel in den Bischofshof brachten, erfuhren die hier Eingeschlossenen, daß auf allen Straßen Bischöfe, Äbte, Archidiakone, Herzoge, Grafen, Domestici beider Könige heranreisten und heranzogen von allen Seiten auf Poitiers; aber zunächst würden die Geistlichen eintreffen. Und so geschah's.

Eines Morgens erschien vor dem Gitter des Oratoriums ein Aufzug von hohen Prälaten: Bischof Gundigisel von Bordeaux, zu dessen Kirche Poitiers als Tochter gehörte, dann Marovech von Poitiers, Nicasius von Angoulême, Saffarius von Périgueux mit sehr vielen Priestern und Diakonen. Sie forderten die dort Geborgenen auf, ihr Asyl freiwillig aufzugeben, und da diese sich natürlich weigerten, verlangte man für die Bischöfe und ihr unbewaffnetes Gefolge sicheres Geleit in das Innere, um hier mit den Räubern zu verhandeln. Das ward gewährt.

In dem Oratorium angelangt, sprach der Bischof von Bordeaux, eine hochragende, mehr kriegerische als priesterliche Gestalt – er war früher ein gewaltiger Heerführer gewesen –: »Nicht ich will hier das Wort führen, sondern an meiner Statt und an der des Herrn Königs Guntchramn, der es so gewollt, sprich du, mein Sohn, Desiderius, Archidiakon von Autun, da dir der Herr einen scharfen, heiligen, mitleidlosen Geist und eine Zunge wie ein schneidend Schwert gegeben hat.«

Und aus dem Kreise der Bischöfe und der Priester, die, den Rücken gegen die Thüre des Oratoriums gewendet, dessen Vorderraum füllten (während die Flüchtlinge sich um den Altar, die heiligste, also sicherste Freistatt, zusammendrängten), trat hervor ein hagerer Priester von wachsgelber Gesichtsfarbe, aus dessen schwarzen Augen ein unheimlich Feuer loderte, und mit grausam herber Stimme hob er an: »Ich kann es kurz machen. Dem Schwert des Scharfrichters seid ihr verfallen alle miteinander wegen schwerster weltlicher Verbrechen. Und vorher dem Bann, dem großen Anathem der Kirche, wegen noch schwerer wiegender Frevel gegen das geistliche Recht. Mit euch Männern ist's damit genug. Aber ich höre: unter euch sind auch Frauen, die sollen nicht so leicht davonkommen. –« Und seltsamer, wilder Haß loderte jetzt aus der fanatischen Erregung des Mannes.

Schon gleich, als er vortrat, bei dem ersten Ton seiner Stimme war Castula, die bis dahin mit großer Ruhe das geistliche Gericht gemustert hatte – wußte sie doch, daß diese Freistatt unantastbar war – hinter eine Säule geglitten, hinter der sie nun mit weit geöffnetem Munde, mit stierem Blick auf den Redner schaute. »Denn von jeher,« fuhr dieser fort mit greller Stimme, »ist durch das Weib alles Übel, alle Sünde, alle Verführung, alle Untreue in die Welt kommen. Ein gelehrter Kollege hat erst jüngst wieder gezweifelt, ob die Weiber überhaupt zu den Menschen zählen. Aber jedenfalls soll, bevor ihr Weiber getötet werdet, die Folter eure üppigen Glieder zerfleischen. Auf dem Marterholz werde ich selbst sie euch abfragen, eure geheimen Zauberkünste. Denn ohne Zweifel habt ihr, wie Eva ihren Genossen, die Männer verführt. Daher sag' ich euch, Verführerinnen, Ungetreue ... – O weh,« schrie er plötzlich, Glut stieg in seine fahlen Wangen. »Die Toten stehen auf. Theophano! Ihr Geist.«

»Nicht ihr Geist! Sie selbst,« schrie nun die Klausnerin, die bei seinen letzten Worten hinter ihrer Säule hervor langsam auf ihn zugeschritten war. »Verführer! Ungetreuer! Wo ist mein Kind? Wo ist unser Kind?« »Sie – sie raset –« stotterte der Priester, entsetzt zurückweichend – »ich kenne dich nicht, Weib – so wahr mir – Gott ... –« Aber er konnte nicht vollenden: mit dem letzten Wort stürzte er hintenüber, Schaum trat ihm vor den Mund.

»Ein Gottesurteil! Das Gericht Gottes!« schrieten die Räuber und viele der Priester. »Er ist tot.« »Nein, er ist nicht tot,« rief der mutige Bischof von Bordeaux, dessen entschlossener Mut weiland manche wankende Schlacht gestellt und gewendet hatte. Er riß den Priester vom Boden auf, der schwer atmete. »Ihr seht's! Er lebt: aber das Weib ist eine Hexe. Sie hat den bösen Blick. Sie hat's ihm angethan! Ergreift die Unholdin.« Und er faßte sie am Arm.

Castula wand sich in seiner starken Faust. »Asylbruch! Helft, ihr Genossen! Asylbruch! Gewalt! Schützt mich, ihr Freunde.« »Laß sie los!« – schrieten die Räuber. Und da der alte Krieger in seinem Trotz nicht gleich den schweren Fehler, den er begangen, einsehen und bessern wollte, sondern sie gegen den Ausgang hin zog, fielen über ihn und die Priester, die ihn schützen wollten, die wilden Gesellen her, mit den Fäusten, mit Knütteln und Stangen, mit Dolchen und Beilen. Blut spritzte auf. Die vordersten der Kleriker wurden auf den Marmorestrich geschleudert, daß sie sich kaum wieder erheben konnten.

Mit Mühe retteten die Seinen den Bischof von Bordeaux aus dem Getümmel ins Freie. Ein so blinder Schreck hatte die andern Bischöfe und die meisten Geistlichen befallen, daß sie, draußen vor dem Oratorium angelangt, sich nicht einmal mehr Lebewohl sagten, sondern auseinanderstoben, zur Stadt hinaus, und sich, jeder auf dem nächsten Wege, in ihre Heimat davonmachten. Vergebens rief der tapfere Gundigisel, aus einer Kopfwunde blutend, rief auch Marovech von Poitiers den Entsetzten nach. Sie hörten nicht: – sie rannten davon, obwohl kein Mensch sie verfolgte.

Aber am wildesten rannte Desiderius, der Archidiakon von Autun. Er ward verfolgt. Sowie er sich erholt hatte, war er zur Thür hinausgesprungen, die Stufen hinab: – aber an seinem Mantel hing die Klausnerin, unabschüttelbar, wie sein Schatten, wie ein Fluch, wie sein Gewissen.

Er rannte über den Platz: sie hing an seinem Mantel. »Wo ist mein Kind?« scholl ihre gellende Frage laut, weithin über den Markt und die gaffende Menge. Er riß sich den Mantel vom Halse: das Weib flog mit dem Mantel zu Boden.

Aber schon war es wieder auf, schon war es ihm wieder auf der Ferse. »Wo ist Desiderata?« schrie sie. »Wo ist meine Tochter?« Da, vor einer offenen Stallthüre, stand ein ungesattelt Pferd. Im Augenblick saß er auf des Tieres Rücken, stieß ihm die Fersen in die Weichen, schlug es unbarmherzig mit der Faust zwischen die Augen: – das Roß jagte davon wie ein Pfeil.

Aber wehe! Eingekrallt in die Mähne mit der Rechten hing an dem Roß das halb wahnsinnige Weib, die Linke hatte es in des Priesters Soutanengürtel geschlagen. Ihr schwarzes Auge bohrte sich in das seine, und durch das Schnauben des Rosses, durch den Donner der Hufe über die steinige Straße drang ihm grell in das Ohr der Schrei – »Verführer! Wo ist mein Kind?«

So ging der rasende Ritt durch das nächste offene Stadthor hinaus – bis an den nahen Fluß, den Clain. Das Tier, sinnlos vor Angst, rannte gerade darauf zu, mitten hinein. Da ließ das Weib, wie es das Wasser spürte, von seinem Halt und sank am Ufer zu Boden. Das Pferd sprang mit gewaltigem Satz in die Flut: – der Reiter hielt sich über Wasser, – aber er schwankte, er taumelte, und noch auf dem andern Ufer scholl ihm nach der verzweifelte Schrei: »Mein Kind! Fluch dir! Gieb mir mein Kind!«

Einundzwanzigstes Kapitel

Der Vorgang in dem Oratorium warf sehr dunkle Schatten auf die schlimmen Nonnen. Bischöfe und Priester waren an geweihter Stätte geschlagen, am Leben gefährdet worden, zwar nicht von den Schützlingen der Hauptgebäude, aber von einer Fluchtgenossin und Eidgenossin Chrodielens.

Tags darauf erschien Frontinus, Genovevas junger glückstrahlender Gatte – ein Gegenstand unglaublichen Interesses für die jungen Mädchen! – in der Kirche. Nach sorgfältigster Beaugenscheinigung von allen Seiten, an welcher sich auch Ulfia, ohne einmal zu gähnen, beteiligte, ward einstimmig der Beschluß gefaßt, er sei wirklich ein bildhübscher junger Mann. Und wenn auch seine Aufführung in Werkhütte und Basilika die schärfste sittliche Brandmarkung verdiene und kein braves junges Mädchen ihn ohne Entrüstung und Erröten betrachten könne, so habe doch die sanfte, duckmäuserische Genoveva ein höchst beneidenswertes Los getroffen, ihm zum Opfer gefallen zu sein.

Er erklärte, in aufrichtiger Bestürzung, den beiden Alamannen, sie möchten sich und Chrodielis auf das Äußerste gefaßt machen. Er habe seinen Vater, einen sehr einflußreichen Mann, gewonnen gehabt, bei den Bischöfen und bei dem Domesticus Flavianus alles zu Gunsten der Genossinnen seiner holden Genoveva zu thun. Derselbe habe auch den besten Willen. Aber die im Oratorium geprügelten Priester seien ein himmelschreiender Casus. Mit dem gutmütigen König Guntchramn sei am Ende noch fertig zu werden, – aber die Äbtissin Leubovera!

Sie habe den Klag- und Strafantrag gestellt vor geistlichem und weltlichem Gericht: ihr Antrag gehe – so weit er überhaupt gehen könne. Das Allerärgste jedoch sei, daß bei dem Klostrraub das heilige Kreuz verschwunden, vielleicht entweiht worden. Man glaube, Chrodielis sei mit Castulas, ihrer Eidgenossin, Plänen von Anfang einverstanden gewesen. Daher auch das höchst verdächtige Zusammentreffen Chrodielens mit den Räubern auf der Straße. Die scheinbare Befreiung der Äbtissin habe lediglich bezweckt, diese den Räubern abzujagen, um sie in die eigene Gewalt zu bringen, was dann nur zum Glück mißlungen sei durch des tapferen Vicarius Verdienst.

»Es ist aber nicht wahr,« riefen die Brüder mit Einem Mund.

»*Ich* glaub' euch, tapfere Herren, aber nicht eure Feinde. Das größte Glück ist, daß die Klausnerin wenigstens nicht eure Gemeinschaft teilt und ihr nicht die ihrige.«
»Theophano ist hier, bei mir,« sagte Chrodielis ruhig. »Um Gott,« rief Frontinus erschrocken. »Seit wann?« – »Seit heute Nacht. – Halb tot schleppte sie sich vom Fluß zurück. Sie ist ganz anders, ganz verwandelt. Die Gesellschaft der Räuber widerstrebte ihr, sie bat mich ... –«
»Und Ihr liebet sie ein?« fragte Frontinus. – »Gewiß. Ich halte immer mein Wort. Mein Widerwille hat sich in warmes Mitleid verwandelt, seit ich – ihr – ihr Geschick erfuhr. Und sie, wie gesagt, ist ganz umgewandelt. Sie erblickt in der Begegnung mit dem Priester ein Gnadenwunder Gottes. Und sie hofft jetzt auf Gerechtigkeit bei Gott und Menschen: sie hofft ihre Tochter wiederzufinden. Sie bereut, daß sie diese durch Gewalt wiedergewinnen wollte. Sie betet viel und ist ganz gottergeben.« – »Und weiß man, daß sie hier ist?« – »Jawohl. Sie entkam mit knapper

Not ihren Verfolgern, den Wächtern, noch in das Gitter, das ich gerade zu rechter Zeit aufriß.« »Das ist schlimm! Wird immer schlimmer,« meinte kopfschüttelnd Frontinus. Als er sich verabschiedete, flüsterte er den Jünglingen zu: »Macht euch gefaßt auf scharfe Stöße. Der neu ernannte Graf der Stadt ... –«

»Wer ist's?« – »Macco, der Sohn des Domesticus.« – »Ei, das ist ja unser lustiger, wackerer Genoß vom Knabendienst her am Hof des Königs. Ein guter, ein trefflicher Kumpan!« – »Und unser treuer tapferer Waffenbruder im Slavenkrieg!« – »Nun so wißt ihr: er führt ein rasches Schwert. Ehrgeizig ist er auch, hat Schulden wie der Jagdhund Flöhe, will vorwärts kommen, des Königs Gunst gewinnen ... –« »Er soll nur kommen,« lachte Sigvalt. »Er ficht sehr gut: aber ich fechte besser. Hab' ihn jedesmal überwunden in der Waffenschule. «Das ist der *furor alamannicus*,« sagte der gallische Römer. »Immer mit dem Kopf durch alle Wände! Mich wundert, daß in der Welt noch Eine Wand steht und noch ein Germanenkopf ohne Sprung! Das Reich der Franken, ihr jungen Helden, ist zuletzt doch stärker als ihr beiden. – Ich wollte,« rief er ärgerlich, »alle achtzehn Mädchen hier wären verheiratet.« »Das wollten wir schon lang,« sagte Basina vorbeischlüpfend. »Fahrt wohl, ihr edeln Fräulein und ihr tapfern Männer: mir bangt schwer um euch.« – Und er ging.

In der Nacht war in der Stadt viel Reiten und Sänftentragen, auch Waffenklirren zu vernehmen. –

Am andern Morgen erscholl Drommetenruf vor dem großen Gitter des Haupteingangs. Die kriegskundigen Brüder hatten die wenigen Zugänge des von hohen Steinmauern rings umfriedeten Bischofshofes nach Kräften in Verteidigungszustand gebracht, verrammelt und mit ihren etwa zwanzig treuen Gefolgen besetzt. Chrodielis und die beiden Brüder eilten nach vorn. Die Schar der Mädchen drängte sich, angsterfüllt und doch von brennender Neugierde verzehrt, an die Bogenfenster: kaum vermochte Basina, sie in Ordnung zu halten. Da, in vollen Waffen, von zwei Drommetenbläsern begleitet, erschien auf der untersten Stufe der Kirchentreppe ein sehr stattlicher, junger Mann, dessen Erscheinung sofort von sämtlichen Mädchen auf das gewissenhafteste mit Frontinus verglichen ward. Die Wahl schien schwer: daß er noch unverheiratet schien – er trug keinen Ehering –, sprach stark zu seinen Gunsten, bis die bildhübsche, sehr lebhafte und noch sehr junge Stephanie voller Entrüstung ausrief: »Nein! Es ist aber doch nicht auszuhalten! Jetzt trägt der auch schon einen Verliebungsreif! Den mit den roten Steinen, am linken Arm! 's ist die jüngste Sitte am Hof,« – worauf seine Wertschätzung merklich abnahm. Ulfia, die merkwürdigerweise die Drommete geweckt hatte, legte sich nach obiger Wahrnehmung sofort wieder auf das zierliche Ohr.

Der junge Mann musterte seinerseits mit lebhaftem Eifer die vielen hübschen Gesichter, die sich in den Vorhängen und hinter dem Gitterwerk für »versteckt« zu halten schienen: – was, wenn wirklich ihre Meinung, nur geringen Sinn für das Wahrscheinliche bekundete. Als er aber damit fertig war, nahm er eine sehr böse Miene an, verneigte sich feierlich vor Chrodielis und hob an: »Ich, Macco, durch des Herrn Königs Guntchramn Gnade Graf von Poitiers, fordre euch Freistattgäste des heiligen Hilarius auf, freiwillig diesen Zufluchtort zu räumen und euch euren geistlichen und weltlichen Richtern zu stellen.« Als hierauf, wie er erwartet, keine Antwort folgte, fuhr er fort: »Zu euch geflüchtet ist in dieser Nacht die Klausnerin Theophano oder Castula, die

gestern das Asyl des heiligen Hilarius gebrochen und daher jeden Schutz verwirkt hat. Gebt sie also heraus.«

»Niemals,« sprach Chrodielis. »Sie steht in meinem Schutz und Treueeid.«

»O schöne Königin Chrodielis,« fuhr der Graf fort, »wisse, daß du durch diese Weigerung mir das Recht gibst, deine eigene Freistatt nicht mehr zu achten und die Verbrecherin mit Gewalt zu holen.« »Hole sie,« sprach Chrodielis, langte ein nacktes Schwert aus dem Mantel und hob es in die Höhe. »Ihr alle seht es,« fuhr der Graf fort, »eine Waffe blitzt in der Freistatt.« »Nicht Eine nur, glücklicherweise, Freund Macco,« rief da Sigvalt und zeigte sein langes Schwert. »Wir haben's nach der Auswahl,« lachte Sigbert und riß die Streitaxt aus dem Gürtel. »Komm nur.«

»Weißt du noch, in der Waffenschule zu Châlons?« lachte Sigvalt. »Fünfmal besiegt' ich dich im Waffenspiel.« »Liebe Knaben und Schwaben,« sagte Macco gutmütig, hinaufflüsternd, »diesmal ist's leider bitterböser Ernst. Manchen frohen Schelmenstreich, manchen guten Trunk haben wir geteilt: – aber diesmal lacht keiner von uns, wann der Spaß zu Ende. Solang ich kann, will ich gern der bildschönen Mädchen und euer schonen; andernfalls wäre ich schon lang da droben, wie der Wolf unter den Lämmlein.« »Denk an die Schäferhunde,« warnte Sigbert. »Eure lieben Nachbarn, die Herren Räuber – verzeiht, nur wegen der Nachbarschaft vergleiche ich euch! – haben bereits klein beigegeben. Sie sahen, daß wir sie bald ausgehungert haben würden. Denn, wenn kein Priester mehr im Asyl ist, hört auch die Asylspeisung von selbst auf: ihnen von außen Speise ins Asyl zu tragen, dazu ist Sankt Hilarius nicht verpflichtet. Ihr könnt es eine Woche weiter treiben: – länger nicht. Also ergebt euch gleich – ihr müßt es doch.« – Laut fuhr er nun fort: »Aus großer Langmut und weil Königinnen unter euch sind, deren edles Blut auch in Thorheit und Unrecht wir scheuen, solange es angeht, wollen die ehrwürdigen Bischöfe und der Domesticus des Königs Guntchramn, die heute Nacht hier eingetroffen sind, noch eine letzte Vergleichsverhandlung mit euch halten, obwohl eure Schuld gestanden und sonnenklar erwiesen. Sie wollen sich zu euch hinein begeben: die Söhne des Herzogs Sigfrid sind mir Bürgschaft genug, daß den Ehrwürdigen diesmal kein Haar gekrümmt wird. Scheiden sie von euch ohne Erfolg, so werdet ihr bald lernen, tapfre Freunde, daß vierhundert Speere bedeutend mehr sind als zwanzig.«

Er trat zurück, da Chrodielis Zustimmung genickt hatte, die Bischöfe herbeizuholen.

»Laß mich, du Schelm,« hatte Basina gesagt und sich Sigbert entwunden, der ein Küßlein stehlen wollte in dem dunkeln Gang zwischen Bischofshaus und Basilika. »Ich hab's gar geschäftig. Wir bekommen hohen Besuch. Bischof Marovech kömmt bei uns zu Gast: noch dazu in seinem eignen Hause! – Er muß doch sehn, daß saubre Mädchen darin schalten. Sonst meinen die Herren, wir verstünden uns nicht genug auf die Wirtschaft, und lassen uns am Ende noch lange nicht heiraten.«

Und sie befahl die Mädchen wacker hin und her, fleißig selbst mit Hand anlegend. Und als später die Bischöfe, in feierlichem Aufzug, die Vorhalle der Basilika betraten, fanden sie bequeme Stühle und Bänke mit den schönsten Decken und reinlichsten Tüchern belegt; der Boden war mit frischgeschnittenem Schilf bestreut, wie es im Bischofsgarten reichlich wuchs: das roch gar gut. Und Basina hatte sich's nicht nehmen lassen, auch einen Kredenz Tisch mit kaltem Fleisch und allerlei süßem Gebäck, das sie

vortrefflich zu bereiten verstand, und mit silbernen Schalen und Bechern und einem mächtigen Weinkrug zu versehen.

»So vergnüglich wird das hier nicht werden, holdes Bäslein,« meinte Sigvalt. »Nicht für uns, aber vielleicht für sie! Und der Mensch ist immer weniger böse, wenn er angenehm gefrühstückt hat.«

Zweiundzwanzigstes Kapitel.

Die Geistlichen versammelten sich einstweilen unter Leitung des Domesticus in dem bescheidenen königlichen Palatium der Stadt. Hier begrüßte Flavianus auch zuerst seinen Sohn. »Wie gewöhnlich, Herr Sohn,« sagte er, den Zeigefinger hebend, »muß ich mit einem Verweis beginnen. Der Graf von Poitiers konnte schon einen halben Tag früher hier sein.« »Zugestanden, Herr Vater, lächelte der Schalk. »Er wäre auch rechtzeitig eingetroffen. Aber er fand auf dem Wege hierher bei Quincy eine Sänfte: in dieser Sänfte saß ... –«

»Ein Mädchen! Wie gewöhnlich!« fuhr der Vater fort. »Und in dem Mädchen saß, wie gewöhnlich, der Teufel.« – »Letzteres thäte mir leid. Denn dann säße der Teufel in einer – Nonne.« »Was?« rief der Vater, »Nonnen und kein Ende! Mensch! Du wirst dich doch diesmal nicht in eine der Verbrecherinnen vergafft haben, die wir richten sollen?« – »Nein! Von denen ist sie nicht. – Aber diesmal, Vater, ist es Ernst. – Nein, lache nicht. Das ist die wahre Liebe.« – »So? O ja! Warum nicht? Das ist nun deine zweiundzwanzigste falsche und deine neunzehnte wahre Liebe.« – »Sie heißt ... –« »Ist mir sehr gleichgültig. – Ei, du trägst ja wieder den Verlobungsring? Er ist schon etwas schadhaft, abgetragen! Aber die roten Steine darin sind neu! Ach,« seufzte er, »was mögen sie wohl kosten? Das ist mir viel wichtiger zu wissen als jener Name.«

»Nichts! Sie hat sie mir geschenkt – samt ihrem Gürtel, daran sie ehemals saßen. Aber ... –« »Die muß viel Geld haben,« sprach der Vater erstaunt. »Nun, diese Abwechslung hat ihr Gutes.«

»Da die Wege unsicher sind durch die versprengten Räuber ... –«

»Hat der Graf von Poitiers die übrige Grafschaft von Sankt Hilarius bewachen lassen und selbst nur das hübsche Lärvchen bewacht. Sohn, Sohn, es ist höchste Zeit, daß du vernünftig wirst und heiratest.« – »Ich weiß zwar nicht, Herr Vater, ob dies dasselbe ist: – man kriegt dann oft so unvernünftige Töchter! – aber ich bin so bereit dazu wie noch nie.« – »Still, die Heiligen ordnen sich paarweise. Da schreitet Herr Felix von Nantes auf den guten Gregorius zu: – was wird das geben?«

»Herr Bruder,« sprach der zierliche Kelte, »grollst du mir wirklich noch immer? Wenig christlich! Daß von den vielen Wundern, die du fast wöchentlich erlebst, sich noch keines auf Erweichung deines Grolles geworfen hat! Gieb mir die Hand.« Gregor, eine breite, behäbige Gestalt, blies sich auf wie ein zürnender Hahn und bot dem feinen Herrlein die Linke: »Die Rechte, die Schreibhand, könnte Euch anstecken, Herr Felix, und Euch den schönen Stil verderben.« – »Sage mir nur, Dodo,« fragte der Bischof von Nantes den dicken Ökonom, der seinen Herrn begleitet hatte, »warum ist dein Herr, abgesehen von seiner herkömmlichen Erbosung gegen mich, heute so ganz besonders bedrückt, so sorgenschwer?« – »Hat seine guten Gründe.« – »Vertraue sie mir, guter Dodo. Vielleicht kann ich ihm helfen.« Dodo sah den Kelten groß an: »Ja, Ihr! Ihr könntet ihm freilich helfen! Gerade Ihr! – Aber doch auch wieder nicht. Das ist es ja eben, daß ihm kein Mensch dabei helfen soll.« – »Helfen? Wobei?«

»Ich weiß, Ihr meint es gut, – oft hab ich's ihm gesagt, – mit meinem lieben Herrn. Der Mensch müßte auch gar kein Mensch sein, der Herrn Gregorius, dem Mann ohne

Falsch, gram sein könnte.«

»Nun also?« – »Nun also! Ihr wißt: der junge König Childibert hat sich völlig gebessert, hat plötzlich seine bösen Ratgeber, Herzog Rauching und Bischof Egidius von Reims, entlassen, seine Mutter, die edle Frau Brunichildis, und seine Braut an den Hof nach Metz berufen, sich mit dieser gar fröhlich vermählt und unserm Herrn König Guntchramn einen recht warmen Brief geschrieben, in welchem er diesen um Aussöhnung, um seinen Rat und seine Hilfe in der Regierung von Austrasien bittet.« – »Gewiß Das kann doch aber Herrn Gregorius nicht grämen, der von jeher am meisten an Aussöhnung von Oheim und Neffe gearbeitet hat.« – »Freilich! Und deshalb hat ihm der Herr König Guntchramn das hohe Vertrauensamt übertragen: die Vermittelung zu übernehmen, einen Erbverbrüderungsvertragsentwurf – ein furchtbar Wort und Werk! – aufzusetzen.« – »Das ist ja alles sehr schön und ehrenvoll für ihn.« – »Jawohl! Aber –! Der König hat einen kleinen Zorn auf uns, weil wir uns die einundvierzig haben auskommen lassen.« – »War auch schlimm! Dadurch ward das Skandalon so arg. Ihr beiden, Gregor und du, ihr seid an allem schuld.« – Dodo wurde rot im Gesicht: »Herr Bischof, Ihr habt leicht reden. Und der Herr König erst! Der ist gleich gar vor ihnen davongelaufen! Habt Ihr schon einmal einundvierzig Heuschrecken, Maikäfer oder andere Hupf- und Fliegetierlein gehütet?« – »Die Sorge um meine Seele und um mein bißchen Latein, o trefflicher Dodo, hat bisher solche ergötzliche Nebenbeschäftigung mir noch nicht verstattet. Aber, wenn du meinst, will ich's einmal versuchen.«

»Bis dahin – redet nicht. Hüten! Mädchen hüten! Entlaufene Nonnen! Darunter zwei Königinnen! – Übrigens habe ich doch, soviel sie mich plagten und ängstigten, die Fratzen, eine solche Herzensfreude an ihnen gehabt, daß ich den Herrn ganz besonders bat, mich mitzunehmen, damit ich sie, zumal das braungelockte Basinelein, wieder sähe. – Nun also, der König hat noch einen kleinen Groll auf unsere Mädchenhütung. Und der Referendarius Marcus hat einen großen Zorn auf unser Latein.« – »Letzteres nicht ganz mit Unrecht, Dodo.« – »Und so hat der König – auf des Marcus Anstiftung! – Herrn Gregor anbefohlen, den Erbverbrüderungsvertragsentwurf ganz allein, ohne irgend eines Menschen, auch eines Schreibers, Hilfe aufzusetzen.« – »Kein Wunder! Höchstes Staatsgeheimnis. Immer ehrenvoller für Gregor; ich gönne es ihm aber.« – »Ja, und das gönnt Ihr ihm aber wohl auch, daß der Referendarius mit Erlaubnis des Königs erklärt hat, es dürfe, bei Meidung königlicher Ungnade, kein einziger – nun, kein Böcklein wider die Grammatik darin enthalten sein, und der Referendarius werde es so lang und so oft zurückgeben, bis das Latein fehlerfrei. Bei den sieben Wunden Christi, es sind vierzehn langmächtige Seiten! Und der König drängt. Es eilt.« »Armer Gregor,« lachte der Herr von Nantes. »Da könnte er eines seiner kleinen Mirakelchen brauchen.«

»O Herr, nein, da brauchte er schon eines von den stärkeren!« –

»Ei sieh da,« sprach Felix, »gegrüßt, Bruder Truchtigisel mit dem Speere. Auch hier an dem Clain?« – »Leider.« – »Warum kamst du dann?« – »Königs Befehl.« – »Er hat groß Vertrauen in dich.« – »Ja. Aber ist mein letztes bischöfliches Geschäft.« – »Warum?«

»Bin's müde.« – »Ja, was willst du beginnen?« – »Gehen.« – »Wohin?« – »Heim. Stracks von hier nach Haus, ins Land der Bajuwaren, in den Chiemgau.« – »Allein?« – »Behüte! Mit meiner lieben Frau.« – »Was willst du fortan thun?« – »Ausruhn. – Und

fischen.« – »Was?« – »Asch.« – »Was ist das? Asch?« – »Asch? Aschen, – nun eben: Asch! Seid Ihr so gelehrt, und wißt nicht einmal, was Asch sind! Ein feines Tier von einem Fisch, sag ich Euch, Herr Felix. – Wann abends im Erntemond die Sonne in den Chiemsee sinkt und die Mücken tanzen auf der Alz, wo sie, an ein paar Fischerhäusern vorbei, ausfließt, dann mit der Angel die Alz hinabgehen an dem Uferschilf und sehn, wie die Asch aufspringen und, eifrig schnappend, anbeißen und sie flugs herausschnellen weit auf die Wiese: – natürlich muß Frau Irmentraut danebenstehn und die Fische in das Längel stecken – und dann im Abenddämmerchein nach Truchtilinga heimwandern, wo meines Hauses uralter Stammhof steht unter hohen Linden, und an dem Herde stehn und Frau Irmentraut zuschauen, wie sie die Mägde die Fischlein braten lehrt, – das, hochweiser Herr Bruder, das ist die höchste Glückseligkeit auf Erden, viel schöner als zu Soissons; und auch als zu Rom, wo ich aber nicht gewesen bin. – Und so mein Leben beschließen zu dürfen, das hab' ich mir von meinem gnädigen König als letzte Ehrengunst erbeten.« – »Bruder Gregorius,« sagte Felix, »hier ist ein Mirakel, größer als das Pfingstwunder.« – »Was meint Ihr?« fragte der Bischof von Tours mißtrauisch. »Truchtigisel mit dem Speere hat eine Rede geredet. – Aber es ist nicht das erste Mal. Ich erlebte es schon einmal. Damals galt es nur seiner Frau. Jetzt sind noch hinzugekommen die A–As– Ask–? wie sagt man? Um diese Fische auszusprechen, muß man entweder einen bajuvarischen Mund oder ein doppelflüglich Scheunenthor zur Aufsperrung zur Verfügung haben. – Und nun, da er von der Heimat redet, und ihren Fischen, kommt gar niemand mehr zu Wort neben dem zungengewaltigen Bayern. Hör' einmal, Bruder Truchtigisel,« sprach Herr Felix, schmunzelnd mit den feinen Lippen, »eine Frage an dich als Sohn des Bajuwarenstammes. Da ist mir heute in dem Verhör mit den Räufern, das mir der Domesticus übertrug, eine merkwürdige Antwort geworden von Struzza. Das ist nämlich eine Landsmännin von dir.« »Kann nichts dafür,« sagte Truchtigisel, ziemlich grob. »Wird wohl auch in Nantes Spitzbüben geben.« – »Viele!« – »Meine liebe Gattin, Frau Irmentraut, hat gleich gesagt, sie taue nichts. Aber sie that so fromm. Als ich dann merkte, sie trinke, da wollt' ich sie bessern: – mit der Rute. Aber sie lief davon und ward lieber eine Heilige, eine Klausnerin.« – »Nun, also: ich frage die Bayerin um ihren Status. »Ehefrau?« frag' ich. Denn sie sah so aus. »Jungfrau,« sagt sie. Da springt mein Schreiber auf, der Armenpfleger Bischof Marovechs, und ruft: »Das ist aber stark! Glaub't nicht, Herr Bischof. Wir füttern schon drei Jahre ihr Kind.« »Das ist nur ein Mädchen,« sprach die Bajuvarin unerschüttert. Dieses machte mir großen Eindruck! Sprich, o Truchtigisel, habt Ihr daheim bei Euch diese Begriffsbestimmung, diese subtile Unterscheidung?« Truchtigisel zuckte etwas verlegen die breiten Achseln: »Manche halten es so bei uns. Was freilich die Strengeren sind, die nehmen's wieder anders. Ich kann nicht viel Latein, aber ich meine: man nennt das eine: benigna interpretatio, eine milde Auslegung.« »So? Es ist nur, bis man's weiß,« sagte Herr Felix. »Ländlich, schändlich. – Aber horch! Das Psallieren beginnt schon unten auf der Straße. Gehen wir.« »Arme Mädchen,« sprach Truchtigisel und erhob schwer stapfend den Speer.

Dreiundzwanzigstes Kapitel

Und nun begaben sich der Domesticus und die Bischöfe Gundigisel von Bordeaux, Marovech von Poitiers, Gregor von Tours, Felix von Nantes und Truchtigisel von Soissons in feierlichem Aufzug, unter lautem Psallieren von mehr als hundert Priestern, mit starkem Schwingen von Weihrauchfässern der Chorknaben, in die Basilika und nahmen Platz in den von den Mädchen bereiteten Sitzen, nicht ohne Wohlgefallen die säuberlichen Veranstaltungen wahrnehmend.

Der Vorsitz und die Leitung der Verhandlung war durch den König, unter Zustimmung des Metropoliten Gundigisel, dem geschäftserfahrenen Domesticus überwiesen worden. Ihnen gegenüber standen die Mädchen, die Klausnerin und die beiden Herzogssöhne. Gar manches Herzlein klopfte ängstlich; aber Chrodieldis blieb ruhig, trotzig, und Basina blieb heiter; sie würdigte nicht die drohende Gefahr.

Die Verhandlung begann, indem der Domesticus aus der Anklageschrift die Namen der unterschriebenen Mädchen ablas. Es antworteten dem Aufruf: Chrodieldis, Basina, Anna die ältere, Christiana, Hukberta, Richaуда, Anstrudis, Paula, Emma die Langobardin, Allberahta, Gertrudis, Frieda, Paula, Antonia, Stephania, Margareta die Kleine, Theophano die Klausnerin und, beim zweiten Aufruf, auch Ulfia. Von den übrigen dreiundzwanzig ward festgestellt, daß, abgesehen von Constantina und Julia, welche aus der nahen Villa der Gratiani herbeigeholt werden sollten, und von Genoveva, deren Hochzeitsfest nach dem fröhlichen, aus dem nächsten Haus herüberschallenden Flötenklang noch immer nicht zu Ende schien, weitaus die meisten die ihnen gegönnte kurze Zeit von zwei Monaten fleißig dazu verwendet hatten, sich zu verloben oder gleich gar zu verheiraten: nur etwa vier von jenen einundzwanzig waren unverlobt und unverheiratet bei ihren Eltern.

Gregor von Tours und Felix von Nantes erhielten den Auftrag, in angemessener Frist dem König genauesten Bescheid über den Verbleib von allen vorzulegen.

Hierauf begann der Domesticus das Verhör der Anwesenden. »Einundvierzig pflichtvergessene Nonnen ...« – hob er an.

»Verzeiht,« fiel ihm Chrodieldis in die Rede, »daß ich gleich zu Anfang unterbrechen muß. Es ist nicht meine Schuld. Ich weise in unser aller Namen das Wort ›Nonne‹ weit von uns zurück. Wir *sind* nicht Nonnen. Wohl nennt man uns so oder Religiösen oder Sanctimoniales: und, weil es der allgemeine Brauch, haben wir uns wohl auch selber so genannt. Aber wir sind lediglich Schülerinnen, die man, meist ohne uns zu fragen, in das Kloster gesteckt hat, darin den heiligen Glauben und allerlei anderes zu lernen. Und es ist – leider! – auch wahr, daß unsere Eltern oder Muntwalte von den meisten von uns wollen und erwarten, daß wir dereinst Nonnen werden sollen. Aber, abgesehen von Theophano, von uns andern vierzig hat auch noch nicht Eine das Gelübde abgelegt. Wir sind nicht Nonnen. Hätten sonst so viele von uns, wie ihr verlesen, sich verloben und verheiraten können? Nun fährt fort.«

»Spricht gut, das Kind,« sagte Truchtigisel leise zu Gregor, der neben ihm saß, »Ganz glatt! Ganz flüssig!« »Ist auch sehr stark in der Grammatik,« seufzte dieser.

»Was nun eure lächerliche, sogenannte Anklageschrift angeht,« fuhr Flavianus fort, »so werdet ihr wohl nicht verlangen, daß ernsthafte Männer sich dabei aufhalten, während wider euch die schwersten Anschuldigungen vorliegen. Kindereien! Mädchengezänk gegen andere Mädchen! Es scheint,« – er blickte in die Anklageschrift, – »am meisten hat böses Blut gemacht, daß die Äbtissin ihre Nichte, eine gewisse Leuba ... –«

Da fuhr einer in der Versammlung lebhaft zusammen. Das war der junge Graf von Poitiers, der, das gezogene Schwert in der Hand, hinter seines Vaters hohem Stuhle stand: höchst neugierig spähte er jetzt über dessen Schulter in das Pergament. »Und wäre auch alles wahr, was hier für Schnickschnack gegen die Äbtissin gesagt ist: – da sollt ihr in dem Badhaus haben baden müssen, während es noch ein wenig nach Kalk roch ... –« »Bitte sehr! Bin umgefallen darüber,« rief Basina dazwischen.

»Da soll die Äbtissin mit ihrem Beichtvater des Brettspiels gepflogen haben ... –« »Sieben Stunden! Am Pfingstsonntag! Das Essen ward eiskalt!« rief Christiana.

»Da hat sie im Februar einen großen Mummenschanz im Kloster abgehalten, wobei Nonnen und Gäste aus der Stadt in Tierlarven, auch als Sylvane und Faune, mitgewirkt haben ... –« »Jawohl,« rief Richauda. »Mir hat sie meine schönen aus Byzanz von meinem Herrn Vater mitgebrachten Gewande – ich durfte sie niemals tragen! – abgeschmeichelt und eines nach dem andern ihrer Nichte angehängt. Siebzehnmal trat diese auf! Und mir hat sie einen Wolfspelz umgestülpt, aus dem die Motten stoben, gewölkweise. Ich sollte eine Wölfin darstellen – wozu ich gar nicht passe – und Leuba sollte mich mit goldenem Speer erstechen. Sie hat mich – mit Fleiß – mit dem Speer viermal heftig in die Rippen gestoßen.« »Jawohl!« warf Basina ein, »und wir andern sollten alle Larven und Lemuren sein, das heißt: uns die Gesichter mit Mehl anstreichen, daß wir aussahen wie übel gebackene Semmeln.« »Und nur weiße und graue Tücher sollten wir tragen!« rief Stephania, »die uns sehr schlecht stehen.«

»Ja, und erst noch flicken, weil sie meist zerrissen waren,« klagte Frieda, die Lange. »Sogar nachts; um siebeneinhalb Uhr noch!« rief Ulfia sehr entrüstet. – »Stille! – Ferner: und das scheint euer Hauptseelenschmerz gewesen zu sein: soll die Äbtissin von einem kostbaren Goldstoff, den eine fromme Seele, Donna Didimia, für den Hauptaltar gestiftet hatte, einen Fetzen –« »Hoho, es war ein wunderschönes, großes Stück!« rief Richauda. »Abgeschnitten und samt den ›Goldplättlein‹ – diese ›Goldplättlein‹ ziehen sich durch die Anklageschrift viele Seiten lang hindurch. Ich weiß gar nicht,« schloß er ungeduldig blätternd, »was das sind ›Goldplättlein?«

Richauda stieß die strenge Antonia an und sagte sehr verächtlich: »Jetzt will der alte Herr Domesticus des Reiches sein und weiß nicht einmal, was Goldplättlein sind. Da sieht man's, wie wenig oft dazu gehört!« – »Also aus dem Zeug hat sie ihrer Nichte eine Brustbinde gemacht?« »Ach, was nicht gar!« rief Richauda, nun ernstlich entrüstet über solche Unwissenheit. »Eine Stirnbinde.«

»Endlich soll das Essen manchmal weniger schmackhaft gewesen sein, als die verwöhnten jungen Mäulchen wünschten.« Da trat aber Christiana vor, stemmte beide Fäuste in die Hüften und sprach: »Halt! Jetzt red' ich. Ich war immer sehr hungrig. Denn ich war im Wachsen; und bin's glücklicherweise noch. Sie sagten alle, ich sei die hungrigste gewesen. Aber nicht einmal ich konnte es hinunterwürgen! Wißt ihr noch,

Schwestern – zumal du, Margaretlein, denn du wuchsest auch so rasch! – die alten getrockneten Erbsen im Juni? Während im Garten schon das schönste Junggemüse stand? Sie und die Nichte freilich! Von Anfang April nichts als Spargel! Und ihre Nichte durfte von den eingemachten Früchten stets den Sanft schlürfen, was das Beste ist. Und wir –? Heilige Radegundis! Verwöhnt? Erst, seit wir in diesem Bischofshause leben, wissen wir, wie diese Herren zu speisen pflegen! Von unseren Erbsen wäre keiner unserer Richter so rundlich geworden unterhalb der Rippen, wie wir sie – mit Freuden – hier bewundern.« »*Die* schreib' ich mir auf,« sagte erbost Marovech von Poitiers. »*Die* mag schön gehaust haben in meiner Vorratskammer! *Die* soll mir einmal fasten lernen! Ich sehe nicht so weit. Wie heißt sie, die Hungrige, Bruder Felix?« »Martina,« sprach der sehr ernsthaft und schmunzelte.

Vierundzwanzigstes Kapitel

Aber der Domesticus rief: »Das sind alles ... –« »Kindereien,« sprach Chrodieldis vortretend, »Ihr habt recht, Herr. Und gegen meinen Willen haben die Mädchen all' das hineingeschrieben. Aber keine Kinderei ist *meine* Klage. Die Äbtissin Leubovera ist eine ganz unglaublich beschränkte Frau.« »Die nimmt kein Blatt vor den Mund,« meinte Gregor, ganz erschrocken. »Was? Beschränkt?« fiel da eine kraftvolle Mädchenstimme ein. »Dumm ist sie! Wenn sie so lang wäre, wie sie dumm ist, könnte sie den Mond küssen. In meiner Heimat, an der Lippe, steht eine tausendjährige Eiche Donars: – mit Leubovera könnte man sie umrennen.«

»Was ist denn *das* für eine?« fragte Truchtigisel. »Die gefällt mir,« »O die? Das ist eine aus Westfalenland: – noch eine halbe Heidin,« erklärte Marovech. »Auf den Namen ›Tarasia‹ folgt sie gar nicht, und auf ›Hukberta‹ wenig! Sie wäre froh, glaub' ich, wenn sie wieder drüben wäre überm Rhein unter ihren Donars-Eichen. Aber ich – ich wäre noch froher; denn das ist die ärgste.«

»Frau Leubovera,« fuhr Chrodieldis fort, »hat nur Eine Sorge: ihrer Nichte unermesslich Vermögen dem Kloster zu sichern.« »Herr Graf von Poitiers, was stöhnt Ihr? Seid Ihr plötzlich erkrankt?« rief dessen Vater, sich sehr ungnädig wendend. »Nein! Verzeihung! Es ist nur ein Hexenschuß gewesen! Aber ein scharfer!«

»Darauf ganz allein geht all das bißchen Denken, das sie hat,« sprach Chrodieldis. »Mein Gott, sie kann auch nicht dafür, daß es nicht mehr ist,« meinte Gregor beschaulich zu Truchtigisel. »Und seit sie nun glücklich ein solches Testament herausgeschmeichelt hat von Leuba ... –«

Der Graf von Poitiers fuhr sich unruhig, hastig durch das krause Haar und blies Luft vor sich hin, aber so leise, daß es nicht störte.

»ist vollends nicht mehr mit ihr auszukommen. Sie ist maßlos parteiisch für die in der That recht hübsche Kleine (die übrigens unsere um ihretwillen verhängten Bestrafungen herzlich bedauert hat). Das sagte ich der Äbtissin ins Gesicht, als sie – nicht etwa mich ... –« »Oder mich,« rief Basina. »Ich weiß mich schon zu wehren.« »Als sie die sanfte Constantina und die arme kranke, brave Julia, weil sie nicht rechtzeitig mit einem Putzschleier für Leuba fertig geworden waren, zum Osterfest mit zwei Wochen Fasten und beide, – wirklich auch die Kranke! – mit dem Stachelgürtel strafte. Ich sagte ihr, das sei Sünde und sei schwere Ungerechtigkeit und ich würde es den Königen klagen, meinen Gesippen: die würden dem wehren und steuern. ›Was‹ schrie da die Äbtissin. ›Mir wehren? Und ich habe doch Leubas Testament herbeigeführt.‹ Und wollte mich schlagen ins Antlitz. Mich!« Chrodieldens dunkle Augen loderten, »Aber man schlägt nicht König Chariberts Tochter und die Schwester der Königin von Kent. Ich begnügte mich ihre Hand zu fangen – so!« »Ja,« rief Basina. »Wie eine eiserne Zange war Chrodieldens Faust. Es war beim Mittagmahl. Vierzig Mädchen sprangen auf und riefen: ›Recht hat Chrodieldis.‹ Darauf verurteilte sie uns alle vierzig auf vier Wochen zu härtestem Fasten und zur Einsperrung in der Zelle, mich aber und Chrodieldis obenein dazu, ihr und ihrer Nichte zur Beugung unserer Hoffart den rechten Fuß zu küssen.«

»Auch der Alten?« fragte der Graf von Poitiers Herrn Felix von hinten her. »Ich würde lieber der Jungen auch den linken geküßt haben.«

»Das that ich nicht,« sprach Chrodielidis. »Erklärte, es nie zu thun. Und deshalb brachen wir nachts aus.« Das Gesicht des Domesticus nahm einen ganz andern Ausdruck an, ernster, aber doch gleichsam befriedigt. »Aber das steht ja alles gar nicht in der Anklage!« – »Nein! Constantina und Julia baten um Schweigen von dem ihnen Auferlegten, solange es angehe. Und ich schämte mich, die mir gedrohte Schmach hinzuschreiben. Nur mündlich wollt' ich es, im Notfall, sagen!« – »Wie ward euch das Ausbrechen möglich?« »Oho,« rief Basina, »brave Mädchen plaudern nicht aus.« – »Ich muß es wissen.« Alle schwiegen. »Hütet euch: ihr verschlimmert eure Sache durch solchen Trotz.« Aber keine rührte sich.

Da trat ganz ruhig und bescheiden die Klausnerin vor und sprach: »Ich verhalf ihnen dazu. Der Kellermeister, ein widerwilliger Schuldknecht des Klosters, neulich glücklich entsprungen, war mein Freund: er ließ sie durch den Keller in einen geheimen Gang, der jenseit der Klostermauer mündet. Es ist derselbe, durch den ich neulich mich einschlich.«

Chrodielidis aber fuhr fort: »Und deshalb unterwerf' ich mich weder irgend welcher Strafe, noch hör' ich auf, zu klagen gegen die Äbtissin, bis diese erklärt hat, daß sie bezüglich ihrer Nichte im Irrtum und gegen uns im Unrecht war.« »Und wir alle,« riefen die Mädchen, »stehen zu Chrodielidis.«

»An dem Überfall des Klosters,« sprach jene weiter. »sind wir unschuldig. Daß ich die gefangene Äbtissin befreit habe, zähl' ich mir nicht zum Verdienst an ... –«

»Aber wir zählen dir's so an, tapferes Mädchen,« sprach Gundigisel von Bordeaux. – »Meine beiden Genossinnen mußte ich retten. Ich hatte es geschworen, sie nicht zu verlassen.«

»Der Vicarius würde sie nicht gefressen haben,« sprach Flavianus.

»Daß ich die beiden Söhne des Alamannenherzogs Sigfrid in diese Schuld hineingezogen habe, schmerzt mich tief. Ich bitte – für sie – um Gnade. Sie glaubten, mir helfen zu müssen.«

»Das ist nicht so schlimm ausgefallen,« sprach der Domesticus. »Der Fronbote hat nur Blut und ein Ohrläppchen verloren. Ich bin von König Guntchramn ermächtigt, Gnade auszusprechen für alle in diesem ganzen Handel von euch begangenen weltlichen Vergehen und ich bin sehr hierzu geneigt. Der Brand des Klosters kommt auf anderer Rechnung, nicht auf eure. Über euch Mädchen werden wir ein mildes Urteil finden. Jetzt aber gebt uns gutwillig Theophano oder Castula heraus, die Führerin der Räuber. Denn alle ihre Mitschuldigen haben, auf Sicherung gegen Tod und Verstümmelung, das Asyl verlassen und sich ergeben, nur sie fehlt uns noch.«

»Niemals,« rief Chrodielidis. »Mein Wort, mein Eid schützt sie wie jede von uns.« Die Klausnerin drängte sich eifrig vor, kniete nieder und sprach: »Um meinetwillen soll euch der Zorn der Richter nicht treffen. Hier bin ich: – ich folge, freiwillig.« – »Mitnichten! Das verbiet' ich!« rief Chrodielidis. »Nach allem, was ich jetzt von dir erfahren, bist du ein Opfer nicht minder als eine Schuldige. Der Strafe kann ich dich nicht entziehen: aber auch dein Recht soll dir werden. Und bevor dir's wird, sollst du diese Zuflucht nicht

verlieren. Ich befehl' es dir. Jetzt, nach vielen Jahren, kam die Stunde, da Kirche und Reich dich endlich hören, dich hören müssen. Erhebe deine Klage, erzähle die Geschichte deines Wehs – wie du sie mir erzählt hast – und dann, nachdem du Recht genommen, sollst du auch Recht geben.«

Fünfundzwanzigstes Kapitel

Da stand die Klausnerin auf, trat vor und sprach, das Haar aus dem immer noch reizvollen Antlitz streichend: »In Arles bin ich geboren, von Griechen stamme ich, Theophano heiß' ich. Steinmetz, Bildhauer war mein Vater und des Bischofs Freigelassener. Sie sagten, ich sei das schönste Kind in jener an altvererbter Schöne reichen Stadt. O ich sag's nicht aus Eitelkeit: schwer hab' ich gebüßt für diese Gabe. Noch nicht fünfzehn Jahre war ich. Mein Beichtiger war Desiderius, des Bischofs Neffe. Ich war ein Kind, ich liebte ihn nicht, gar nicht, gar nicht ein wenig: ich fürchtete ihn nur so sehr, weil er immer von der Hölle sprach. Die habe mir meine Schönheit gegeben, um ihn zu quälen. Und ich müsse dafür Buße thun und in allem seinen Willen, sonst sei ich verdammt und er gebe mir nicht die Absolution. Und die Absolution mußte ich doch nach Hause bringen, sonst schlug mich der Vater, der so fromm war; tot war lange schon die Mutter. – Und als ich nun mein Elend sah und meine Schmach Desiderius klagte, da riet der, ich solle sagen, ein böser Geist habe mich bewältigt im Walde, Und ich sagte das dem Vater; der schlug mich halb tot und warf mich auf die Straße. Und ich stand auf und lief zum Bischof, aber an dessen Stuhl stand Er. Und wie ich das vom bösen Geiste sagte, da lachte er. Der Bischof aber lachte nicht, sondern ließ mich ergreifen und geißeln und dann mich fortführen von Arles, weit, weit gen Norden auf einen Hof der Kirche. Und da mußte ich zwar schwer arbeiten, recht schwer. Aber der Villicus der Villa und sein Weib waren mitleidig. Und wie mein Kind heranwuchs, da – ach da lieb' ich es so sehr! Und es war alles, was ich hatte auf Erden. Desiderata hatt' ich es genannt.«

Da fuhr Herr Truchtsel auf mit einem ungefügten Staunensruf.

»Und ich lebte nur für Desiderata. Sie hatte blaue Augen und goldene Locken – wie sie Frau Genoveva drüben hat. Und zehn Jahre lebte ich nur für dies Kind, das süße Kind. Und mein Geheimnis – *sein* Geheimnis – keiner Seele hatt' ich es verraten. Da kam er auf den nächsten Hof, nicht auf den unsern. Und unser Villicus erstaunte, da er ihn sah und sagte, bei ihm lebe ein Kind, das sei ihm so ähnlich. Und am dritten Tag, da ich von der Erntearbeit nach Hause kam, da – o Gott! o Gott! – da war die Hütte leer! Und der Villicus sagte, zwei Mönche seien gekommen und hätten das Kind geholt und hätten gesagt, ich sei eine schlechte Mutter, – ich! – und das Kind dürfe nicht bei mir bleiben. Das arme Kind hatte sich an mein Bett geklammert und geschrieen: »Mutter! Mutter!« Aber sie rissen die kleinen Finger los vom Bett und trugen das schreiende Kind davon. Ich lief zum Grafen; der lachte und sagte, »dein Kind sieht des Bischofs Neffen viel zu ähnlich, der selber Bischof werden will.« Ich lief zum Archidiakon, erzählte ihm alles. Der war ein guter Mann. Er weinte. Dann aber sagte er: »Es darf nicht ruchbar werden, daß ein Priester im Beichtamt solch Scheußliches begehen kann. Du mußt dein Kind der Kirche opfern. Es wird Nonne werden.« Aber ich ruhte nicht. Ich lief zum Herzog. Der wies mich an den König: das war der gute Herr Guntchramn. Der wies mich an den – Bischof von Arles. Und der Bischof sagte, ich hätte ja selbst gestanden, daß ich mich einem Dämon im Wald ergeben; und ließ mich abermals schwer geißeln. Und ließ mich foltern, ich solle mehr von dem Dämon gestehen, und ich gestand alles, was sie haben wollten: denn das Fleisch hing in Fetzen von mir! Und die Urkunde über

mein Geständnis schickte der Bischof dem guten König Guntchramn. Und der entsetzte sich sehr, aber er schenkte mir das Leben, falls ich als Reclusa in das Kloster treten wolle zu Poitiers. Ich that's und zehn Jahre lebte ich hier. Jedoch ich fand nicht Ruhe, Tag und Nacht: ich mußte unablässig fragen: »wo ist mein Kind?« Haben sie es wirklich in solch ein Kloster gesteckt, das lustige, fröhliche Ding? Und muß es da werden wie – wie so viele? Und da kam einmal die Verzweiflung über mich und ich stieg nachts über die Mauer und lief davon, in die Welt hinaus, in die weite Welt: ich wußte nicht wohin, ich wollte die Welt aussuchen, bis ich die Kleine gefunden. Aber die Frau Äbtissin hetzte die Klosterhunde auf meine Spur und die hatten mich bald. Und da ich mich wehrte, zerbissen sie mir das Gesicht und eine Sehne des Fußes, daß ich lahme von Stund an. Und die Knechte trugen mich zurück an die Klostermauer und entkleideten mich und, öffentlich, vor der gaffenden Menge, geißelten sie mich schwer, und an derselben Stelle, wo ich über die Mauer herabgesprungen – der Strick hing noch oben an der Zinne –, wanden sie mich langsam, langsam vor aller Augen in die Höhe, »damit ich mir die Stelle merke«, hieß es. Es that sehr weh. Und auf der andern Seite der Mauer stand die Äbtissin, hob den Finger und sprach: »Mit Recht ist dir dein Kind genommen worden; du wirst es nie wieder sehen im Leben; die Kirche, die allbarmherzige Mutter, hat es in Verwahrung – ich weiß davon – und lehrt es, seiner sündigen Mutter Sünde fluchen!« Und da lag ich in meinem Blut und fluchte der Äbtissin und ihm und allen Klöstern und mir selber und Gott. Und da kam des Wegs ein mitleidiger Mensch, des Klosters gezwungener Knecht, der Kellermeister: der erbarmte sich meiner und wusch meine Wunden und gab mir Wein. Aber meines geraubten Kindes dacht' ich nicht minder Nacht und Tag. Und ich wollte die Äbtissin zwingen, mir zu sagen, wo mein Kind versteckt gehalten wird. Deshalb mußte ich sie in meine Gewalt bringen, deshalb ließ ich die Räuber in das Kloster. Und jetzt verlange ich Gerechtigkeit. Straft mich, tötet mich: aber straft auch den Verführer und den Räuber meines Kindes.«

Da brach sie zusammen und fiel nieder auf ihr Angesicht. Chrodielis und Anna sprangen hinzu und trugen sie hinaus.

Und es ward ein großes Schweigen. – –

Endlich stand Herr Felix von Nantes auf und sprach feierlich: »Ich verlange, daß das Gericht zurücktritt, über das Neue zu beraten, was wir gegen die Äbtissin von Chrodielis und zumal, was wir gegen den Archidiakon Desiderius von Autun gehört. – Ihr Mädchen aber, die ihr durch solche Dinge Ärgernis nehmen möchtet an der heiligen Kirche und an dem Glauben selbst, euch sag' ich ein Wort, darüber denkt nach euer Leben lang. Wahrlich Christi Wort und Christi Kirche muß in Gott gegründet stehn, daß all' die Frevel, welche seine unwürdigen Diener nun schon ein halb Jahrtausend lang begangen haben, nicht im stande sind, an seinem Werke zu rütteln.«

Sechszwanzigstes Kapitel

Eine Stunde, nachdem die Richter die Basilika verlassen, erschien, durch Trompetenstoß verkündet, vor dem Gitter der Graf von Poitiers an der Spitze einer sehr starken Schar von Kriegeren in vollen Waffen und mit sehr ernstem Angesicht. Und nachdem die Flüchtlinge hinter dem Gitter erschienen waren, verbeugte er sich vor den Königinnen und sprach:

»Im Namen König Guntchramns von Burgund! So lautet das Urteil des Domesticus und der Bischöfe: die Friedbruch-Sache ist in Gnaden niedergeschlagen, zumal sich ergeben hat, daß Gisbrand und Waroch, die beiden gefährlichen Führer der Räuber, nicht durch des Herrn Vicarius Schwert, wie dieser sich berühmte, sondern durch die beiden Herzogssöhne gefallen sind.

Die Klage Theophanos um ihre Tochter ist als voll begründet erkannt. Die Bischöfe werden der Mutter zu ihrem Rechte verhelfen: man ist dem Kind auf der Spur. Die Klage der Klausnerin gegen den Archidiakon aber hat Gott der Herr bereits gerichtet: jenseit des Clain, auf einer Wiese, ward er tot gefunden. Der Schlag hat ihn gerührt; daneben stand, die Leiche beschnuppernd, ein ledig Pferd.

Den vierzig Nonnen ist jede Strafe durch die Gnade der Kirche erlassen, sofern sie bekennen, daß sie gefehlt durch ihre Flucht. Die Frau Äbtissin aber hat, obwohl die Richter sie dazu dringend aufgefordert, abgelehnt, zu erklären, daß sie bezüglich ihrer Nichte im Irrtum und gegen euch im Unrecht war.

Die übrigen Räuber haben ihr Strafurteil bereits empfangen. Ihr aber habt die Klausnerin herauszugeben, auf daß auch sie für den Klosterbrand und Klostersraub bestraft werde. Endlich hat das Gericht erkannt, daß ihr alle Asylrecht gar nie gewonnen hattet, da ihr, offenkundig – da seh' ich sie vor meinen Augen blitzen! – mit vielen Waffen in das Gotteshaus gedrunken seid.

So gebt denn augenblicklich die Waffen ab, und die Klausnerin heraus. Sonst sollt ihr wissen, daß der Graf dieser Stadt, so schwer es ihm fällt, liebe Freunde zu bekämpfen, dies Gotteshaus stürmen wird, das euch keine Freistatt mehr bietet, und daß die Bischöfe morgen früh den großen Kirchenbann über alle verhängen werden, die nicht bis dahin freiwillig aus diesem Gitter getreten sind.

Endlich, – Trompeter, blase! blas in die Gassen, daß das Volk es hört: – verschwunden ist, geraubt und wahrscheinlich verkauft um der Juwelen der Fassung willen das kostbarste Kleinod des Klosters, das Stück vom heiligen Kreuz. Kund und zu wissen, daß, wer immer es den Bischöfen wieder einliefert, frei sein soll von jeder Strafe, die er wegen irgend welcher Schuld verwirkt hat und verdient.«

Kaum war der Trompetenruf verhallt, als Chrodieldis, die Klausnerin an der Hand, vortrat und sprach: »So ist Theophano von jeder Strafe frei.«

»Ja,« sprach diese, dicht an das Gitter tretend, »hier ist das Kreuz. Ich hab's in jener Nacht genommen als Pfand für mein Recht gegen den Verführer, gegen die Äbtissin, für mein Kind. Mein Recht ist mir geworden und soll mir noch werden: ich gebe das Pfand zurück. Es fehlt auch kein Stein an der Fassung.« Und sie reichte es durch das Gitter

dem Grafen, der niederkniete, gebeugten Hauptes es in Empfang nahm und andächtig küßte.

Gleich darauf erhob er sich aber in einem fröhlichen Sprung: »Vortrefflich! So ist der letzte Anstand gehoben! Denn ich bangte sehr, ob Königin Chrodieldis die Genossin ausliefern werde. Kommt nun alle heraus aus eurer geistlichen Festung, die euch aber nicht mehr schützt, ihr holden Mädchen und ihr tapfern Freunde. Die Waffen könnt ihr getrost nun ablegen auf der glückstrahlenden Frau Genoveva Hochzeitfest, zu dem wir allesamt geladen sind: auch die schöne Leuba, die dort gar fröhlich tanzt und euch durch mich recht herzlich bitten läßt, ihr nicht zu zürnen um ihrer Muhme Dummheit willen. Also heraus mit euch und alles nimmt ein fröhlich Ende.«

Allein hoheitvoll blickend trat Chrodieldis vor und sprach: »Mitnichten, Herr Graf Macco von Poitiers! Erkennt nicht die Äbtissin an, daß sie bezüglich ihrer Nichte im Irrtum und gegen uns im Unrecht war, geb' ich nicht nach und wank' und weiche nicht, mag kommen, was da mag, Bann und Waffengewalt.« – »Aber Königin,« rief der Jüngling ungeduldig, »Ihr hört doch, daß die Alte nun einmal nicht will. Die Bischöfe haben sie aus dem Kloster geholt und haben ihr sehr scharf zugeredet und die liebe, holde Leuba hat sich ihr zu Füßen geworfen. Sie giebt nicht nach. Sie thut's nun einmal nicht. Also ... –«

Chrodieldis wandte ihm schweigend den Rücken.

»Aber so hört doch!« schrie er ihr nach. »Soll daran das ganze Versöhnungswerk scheitern, bei dem Ihr so glimpflich fortkommt, daß es eine Freude ist? Soll deshalb das Blut dieser wackern Knaben fließen ... –?« Chrodieldis zuckte zusammen: »Ich halte keine – und keinen! Geht, ihr Mädchen, ich erlaß euch allen euer Wort! Geht auch ihr, tapfere, treue Freunde: – der Weg ist frei.« Sie stieß die Gitterthür weit auf. Aber Basina rief: »Alle für eine, eine für alle. Recht hat Chrodieldis und wir stehen zu ihr.« »Recht hat Chrodieldis und wir stehen zu ihr!« wiederholte der Chor.

»Komm nur, Freund Macco,« rief Sigvalt, »und hole dir ... –« »Nicht unsere Waffen, aber unsere Hiebe,« schloß Sigbert. »Verrückte, kampftolle Schwaben!« schalt Macco. »Und ich müßte so notwendig auf Genovevas Hochzeit!« brummte er. »Bah, in einer halben Stunde sitz' ich doch neben der schönen Leuba. Schickt die Mädchen in Sicherheit! Wir machen's hier rasch aus.«

Auf Chrodieldens Befehl – sie brauchte ihn nicht zu wiederholen! – wichen die Mädchen in das Innere des Bischofshofes zurück; sie geleitete sie bis an die Thüre. Nur Hukberta war nicht vom Fleck zu bringen. »Geh hinein,« mahnte Chrodieldis, ein Schwert aus dem Mantel ziehend, »Hier werden gleich Speere fliegen.« »Jawohl,« sprach das Sachsenkind. »Herein. Und hinaus!« Damit nahm sie einem der Gefolgen den Wurfspeer aus der Hand und hob ihn drohend.

Macco wartete nicht länger: es eilte ihm zu sehr, an Leubas Seite zu kommen. Er zog das Schwert, ordnete seine Schar und stürmte mit lautem Waffenschrei den Seinigen voran die Stufen hinauf. Der Schlag einer Streitaxt sprengte sofort das Gitterthor. Schon stand er auf der Schwelle. Sigvalt sprang ihm entgegen, den ganzen Eingang sperrend. Sie kreuzten die Klingen, einmal – zweimal –: helle Funken stoben – hui, da flog des Grafen Schwert zur Erde und hellauf spritzte gleich darauf sein Blut aus seinem rechten Arm. Er wankte zurück; die Seinen stockten. »Siehst du, Maccolein! Ich sagte dir's ja

immer, du kannst meinem Doppelhieb noch immer nicht begegnen,« rief Sigvalt, »Und die Herausschlagung des Schwertgriffs aus der Hand nicht hindern,« fügte Sigbert hinzu,

Macco rieb sich einen Augenblick den Arm. Die Wunde war nur ganz geringfügig; er überlegte, daß er leichter mit seiner Übermacht die Ummauerung des Bischofshofes an verschiedenen Seiten zugleich überklettern lassen als hier den Eingang stürmen könne.

Aus dem Hochzeitshaus klangen so süß die Flöten, so lockend! Aber er blieb fest. »Zurück!« gebot er seiner Schar. »Zurück: hier! Schwenkt links und rechts um das Haus! – Wartet nur, Freundchen, wir haben euch doch gar bald. Zum Nachtmahl komme ich doch noch recht.«

Aber er sollte sogar noch zum ersten Gange recht kommen. Zu seinem lebhaften Erstaunen sandte in diesem Augenblick sein Vater einen Boten, der den Eingeschlossenen Waffenruhe bis zum nächsten Mittag verkündete und Macco zu sich beschied. Der Vater befahl dem immer mehr staunenden Sohne die Waffen abzulegen, die leichte Hautwunde zu verbinden, seine schönsten Festkleider anzuziehen und sich sofort zu dem Hochzeitsfest des Frontinus zu begeben, wo er seine ganze Liebesheldenthat zu entfalten habe. »Die ganze?« fragte der Jüngling ernsthaft. »Väterchen, dann hast du morgen eine Schwiegertochter.«

Siebenundzwanzigstes Kapitel

Wunderschön war's in dem stillen Bischofsgarten. Ein warmer feuchter Maiabend: die Blumen dufteten gar stark; der Mond warf sein bleiches Licht auf die Büsche. Die erste Nachtigall versuchte ihren Schlag.

Die beiden Liebespaare wandelten in den breiten Laubgängen. Lustwandeln konnte man es aber nicht nennen; was der folgende Tag brachte, konnte der Tod, konnte Trennung fürs Leben sein.

Schon ging es gegen Mitternacht, da ward ein Besuch, ein Freund, wie er sich nannte, gemeldet, der nach den beiden Paaren und nach der Klausnerin fragte. In einer kleinen Kapelle erwarteten die Fünf den späten Gast; er kam mit wuchtigem Gang, bei jedem Schritt einen Speer klirrend aufstoßend. »Ihr, Bischof Truchtigisel?« rief Basina erfreut, ihm entgegenhüpfend und ihm beide Hände küssend. »Ihr seid der Beste von allen! Ihr bringt nichts Schlimmes.« »Nein, was Gutes, braunes Schmeichelkätzlein. Aber für mich wird's hart! – Arg hart! – Muß viel, viel reden! Erschwert mir's nicht durch Dummheit.« Er setzte sich mit Gedröhn in einen Stuhl, den ihm die Jünglinge eifertig bereitschoben.

»Erst höre du, Klausnerin. Klausnerin bist lang genug gewesen. Und nicht gerade besser dadurch geworden. Jetzt paß auf! Dein Kind, deine Desiderata, – die lebt.« – »O Gott! Dank, Herr Bischof. Dank! Aber wohl als Nonne?« – »Im Gegenteil. Als Mutter! Als Ehefrau – hätt' ich wohl zuerst sagen sollen. Seelenvergnügt. Bist Großmutter. Dreimal.« – »Wo? Wo lebt sie?« »Bei mir daheim. In Bajuvarien. Am Chiemsee. Zu Truchtilinga. In meinem Haus. Backt vortrefflich Asch': – aber das verstehst du nicht. Ihr Mann ist mein Falkner. Ein Wunder? Nein. Oder ja! Wie du willst. Vor zwanzig Jahren etwa – noch nicht ganz – ritt ich mit meiner lieben Frau – Irmentraut heißt die! – auf der Straße bei Soissons. Da kamen zwei Mönche daher. Hatten ein etwa zehnjährig Kind auf einem Maultier. Das weinte und schrie in einem fort: »Mutter! Mutter!« Das konnte ich nicht mit anhören. Und Frau Irmentraut noch viel weniger. Kurz: wir hielten die Mönche an. Die sagten, sie sollten das Kind, das ein Kind der Sünde sei, – Desiderata nannte sich die Kleine, – in ein Frauenkloster bringen. Frau Irmentraut mag die Kloster wenig. Und ich gar nicht. Warum? Weil die Menschen heiraten sollen. Das ist des Herrgotts Wille. Sonst hätte er lauter Männer geschaffen. Oder lauter Weiber. Frau Irmentraut sagte, das holde Kind könne nichts für die Sünde seiner Eltern, und befahl mir, – heißt das: sie bat mich! – den Mönchen das Kind abzuhandeln. Die gaben es gar billig! Und wir nahmen das Kind mit uns nach dem Chiemgau. Und Frau Irmentraut hat es erzogen zu einem trefflichen Mädcl. Und bildsauber ist sie auch geworden, die Siderie. Und so hat sie mein schmucker Falkonier geheiratet. Drei Kinder. Ah, ich sagte es schon. Und ich ziehe morgen aus Gallien hinweg in den Chiemgau, dort meine Tage zu beschließen. Und du – du gehst mit. Ist's recht so?«

Da sank die Klausnerin dem Bischof zu Füßen und umklammerte seine Kniee und weinte. – –

Eine Zeitlang ließ er sich das gefallen. Dann sagte er: »So! Jetzt ist's genug. Steh' auf. Jetzt kommen die andern. – Ihr zwei Schwaben: ihr seid recht. Bei euch hilft Zureden.

Der Goldammer und der Rotkopf – eh? Die Schwarze und die Braune – eh? – Recht, recht. Aber jetzt gebt acht. Jetzt kommt's. Ihr habt ein *Scandalum Magnatum* angefangen gehabt, ihr Mädchen – einen *Scandalus* oder ein *Scandalum Scandalarum* oder *Scandalorum*? (Dies Latein ist eine boshafte Sprache. Sowie ich überm Rhein bin, geb' ich ihm einen Schlag in den Nacken für immerdar!) Es war arg. Schlecht hat's ausgesehen, eine Zeitlang. Ganz schlecht! Und obwohl zwei Könige und der Domesticus von Burgund und sein Schlingel von einem Herrn Sohn und der Senator Frontinus und *sein* Herr Schlingel von einem Sohn und alle Bischöfe, von dem klugen Herrn Felix angefangen bis auf mich herunter (– Bruder Gundigisel von Bordeaux, der ein wenig brummte, – noch brennt ihn die Kopfwunde! – den hatte ich euch gewonnen: ich habe ihn einmal herausgehauen aus den Slavenen im Pusterthal –) und obwohl also alle Leute euch gut waren – ich weiß wirklich nicht warum? denn ihr seid schon recht schlimme Dinger! – und euch heraushelfen wollten mit bestem Willen – immer, immer wieder habt ihr euch aufs neue hineingerannt, wie die Gäul' immer wieder hineinlaufen ins Feuer und ob man sie am Schweif herauszerrt! Und zwischen dieser schwarzhaarigen Chrodieldis da, die von Eisen ist, und der weißhaarigen Leubovera dort, die von Stein ist, hättet ihr alle miteinander ganz sinnlos zu Grunde gehen müssen. – Denn es ist wahr: die Alte ist so dumm, wie eine taube Rohrdommel. – Aber ich – oder vielmehr: meine liebe Frau – Irmentraut heißt sie – hat euch gerettet. Ja, sag' ich! Beim Hammer des Donners, ihr seid's, sag' ich. Nicht einmal du, schwarze Mauerschwalbe, kann das mehr verderben. Also wie ich nach Hause komme – ich wohne nie mit den andern Bischöfen, weil – da stets getrunken wird: ich wohne stets in besonderem Gelaß mit meiner Frau, – erzähl' ich ihr die ganze Geschichte. Amtsgeheimnis? Meine Frau ist viel mehr Bischof als ich! Und wie ich fertig bin, sag' ich: ›ich hab' all meine Gedanken erschöpft und alle meine Heilmittel überlegt. Aber ich weiß in *diesem* Falle keines als: – Verheiraten‹. Sagt meine Trautel: ›Aber Truchtel!‹ sagt sie, ›du weißt aber schon gar nichts als den Einen Spruch. Wen willst du denn *jetzt* wieder verheiraten?‹ ›Wen?‹ sag' ich. ›Die Nichte,‹ sag' ich. ›Die mit dem Testament. Wenn die der alten Habergeiß, der bockbeinigen, den Tort anthut, und nicht ins Kloster geht, vielmehr im Gegenteil heiratet und dann all' ihr reiches Sach natürlich ihrem Mann und ihren Kindern zuwendet, dann muß sogar diese Erzbischöfin des Eigensinnes einsehen, daß sie in schwerem Irrtum und Unrecht war über ihre Nichte, um deren und um deren Geldes willen sie vierzig arme Jungfräulein in die arge Welt hinausgetrieben hat.‹ ›Mann,‹ sagt da die Meinige, ›du hast zwar nur Ein Heilmittel, aber es hilft. – Es hilft vielleicht auch diesmal. Jedoch,‹ sagt sie, ›du bist nicht pfiffig genug für diese Sach,‹ sagt sie, die Trautel. ›Und woher so geschwind einen Mann für die Leuba finden? Sprich mit dem Herrn Felix. Das ist ein feiner.‹

Ich gehe also zu Herrn Felix. Der ist aber bei dem Herrn Domesticus. Ich geh also zu dem Herrn Domesticus. Und wie ich vor diesen beiden Hauptgescheiten anfangen von dem Verheiraten und daß ich damit das *Scandalum Magnatum* in Burgundia lösen will, da werden sie beinah schon ein wenig grob. – Wenigstens der Domesticus. Der war ohnehin sehr, sehr übler Laune, weil nämlich sein Herr Sohn wieder soviel Schulden hat als Haare und weil kein Jude mehr die Sieblocher stopfen will. – Wie ich aber Leuba nenne und ihr unsinnig vieles Geld, da springt der Herr Domesticus auf und umarmt mich und läßt Trompeten blasen. Daß nämlich das Fechten aus sein soll. Und ruft seinen Sohn. Und der geht auf die Hochzeit zur Frau Genoveva. Und verlobt sich

sofort mit Leuba: – die Äbtissin hat zum allergrößten Glück nichts darein zu sagen. Leubas Vormund ist Bischof Gundigisel, mein alter Zeltgenos, und den hatte ich gleich herum! – Und Leuba sagte, natürlich nehme sie nun sofort ihr Testament zurück. Und noch spät am Abend – der Herr Domesticus war gar eifrig dahinter her! – mußte es die Stadtbehörde herausgeben aus ihren Akten. Und das junge Paar ging – von uns allen begleitet – zu der Äbtissin, die noch die Stadt nicht wieder verlassen hatte. Und vor ihren Augen warf Leuba das Testament ins Herdfeuer, daß es gar lustig brannte. Da fiel die Äbtissin um. Sie hatte geglaubt, dumme Dommel, ein Testament sei ein Vertrag und unwiderruflich. Aber ein Testament ist –. Wißt ihr, was das ist? Nein? Nun: so merkt's euch! – ein Testament ist das Gegenteil von einem Vertrag. – Und wir meinten, sie sei tot. Vor Giftzorn. War aber nicht tot. Sprang bald wieder auf und schalt Leuba eine Rabennichte hin und eine undankbare Beißviper her um die andere. Der aber machte das wenig Eindruck. Sie lachte und küßte ihren Bräutigam in einem fort. Und je mehr sie ihn küßte, desto giftiger schalt die Alte. Und als sie auf dem Schaumgipfel des Zornes war, da fragte sie auf einmal Herr Felix, gar betrübt und teilnehmend: ›Seht Ihr jetzt ein, arme Frau Äbtissin, daß Ihr bezüglich Eurer Nichte im Irrtum waret? Und daß Ihr um ihretwillen vierzig andern Mädchen unrecht gethan habt?‹ ›Ja, ja,‹ schrie die Äbtissin. ›Ich war mit Blindheit geschlagen! Ich überschätze sie maßlos, die Undankbare. Ich war über sie in schwerem Irrtum! O wehe, daß ich um ihretwillen den andern unrecht gethan! Das wissen alle Heiligen und alle Menschen sollen's hören.‹ Da verneigte sich Herr Felix vor ihr gar zierlich, lächelte und sprach: ›Alle Menschen brauchen's nicht zu hören! Es ist genug, daß *wir's* gehört haben.‹ Und er erzählte ihr, daß sie mit diesem Ausspruch bereits gethan, was Chrodieldis von ihr verlange. Und da wir ihr sagten, jetzt würdet wohl auch ihr erklären, daß ihr mit eurem Ausbrechen aus dem Kloster unrecht gethan ... –« »Aber *bereuen* können wir's nicht,« lachte Basina und strich leise über Sigberts rote Locken hin. »Da nahm sie die Anklage beim König und bei den Bischöfen zurück. Aber auf einmal fing es an, sie zu reuen, so schien es. Denn sie fragte plötzlich, wie viele von euch zu ihr ins Kloster zurückkehren würden? Und da wir ihr sagten, nicht Eine, soviel wir wußten: – da ward sie rückfällig. Nämlich sie ist offenbar nicht gutartig, diese sehr unwürdige Nachfolgerin der heiligen Radegundis und der heiligen Agnes! – Und sprach: *Eine* wenigstens muß zurück ins Kloster. Das verlangt die Ehre der Heiligen. Ein Sühnopfer muß fallen. Sonst streite ich weiter.‹ Da standen wir denn wieder aufs neue in großer Hilflosigkeit. – Sogar mir versagte jeder Rat: denn hier galt es ja das Gegenteil von meinem sonstigen Mittel! – Und je mehr wir in sie drangen, desto eigensinniger wurde sie.

Da that sich plötzlich der Vorhang der Halle auf, herein trat ein schlankes, blasses Kind, sank in die Knie vor der Äbtissin und sprach: ›Ich kehre zurück ins Kloster. Verzeihe nur, daß ich ohne deine Erlaubnis den Verlobten gepflegt habe, bis er starb. Mit ihm starb mein Leben. Ich, Constantina, gehöre fortan nur der heiligen Radegundis. Und auch der andern verzeihe, die meine Flucht geteilt, Julia. Sie kann dir nicht wiederkommen. Neben dem Geliebten hab' ich unter Cypressen sie bestattet. Sie trug den Stachelgürtel, den du ihr angelegt, bis in das Grab, Und ich, – ich trag' ihn noch zu dieser Stunde.‹ Da wurden aber Herr Gundigisel von Bordeaux und Herr Marovech von Poitiers, des Klosters Vorgesetzte, sehr gerührt und sehr zornig! Und sie befahlen Constantina, augenblicklich den Gürtel abzulegen. Und Herr Gundigisel ballte die Faust, gleichsam wie um den Griff des Schwertes, und schrie die Äbtissin an: ›Ich werde dem

Herrn König was berichten.« Und ich glaube, bald wird eine andere als Frau Leubovera die Binde der Äbtissin tragen in jenem Kloster.

Und so werden morgen früh zwar wir Bischöfe wieder hier vor euch erscheinen. Aber nicht, um den Kirchenbann über euch auszusprechen, sondern um ganz was anderes laut und fröhlich zu verkünden.

Ich habe nämlich schon lange gehört, wie's mit euch Vieren steht. Ihr habt es auf dem Wege nach Paris, an jenem Hof und seither derart getrieben, daß es ohne sonderlichen Scharfsinn zu entdecken war: ihr habt meine Wünsche, – natürlich nur mir zu Lieb! – erfüllt. Und der gute König Guntchramn, dieser schlimmen Mädchen Muntwalt, hat mich (schon lang!) ermächtigt, an seiner Statt euch euren Schwaben zu verloben. Das soll morgen geschehen, auf den Stufen der Basilika, vor allem Volk, gar feierlich und unter großem Psallieren.

So! – Jetzt geh' ich aber heim zu Frau Irmentraut. Sie hat mir einen tiefen, tiefen Becher Weins versprochen zum Lohn für meinen klugen, mannigfaltigen Rat und für meinen Eifer. Und vor allem: für das viele Reden, Denn dieses war das schwerste.«

Achtundzwanzigstes Kapitel.

Am ersten August des Jahres fünfhunderteinundneunzig schrieb Gregorius, der gute Bischof von Tours, einen Brief an den guten König Guntchramn von Burgund, der lautete: »Du hast, ruhmreicher Herr König, uns beiden, nämlich meinem lieben Bruder, Herrn Felix von Nantes, und meiner Geringheit, als der Handel mit den schlimmen Nonnen von Poitiers zu Ende ging, den Auftrag erteilt, dir, nach angemessener Frist, Bericht zu erstatten, über das Geschick dieser Mädchen und wie sich jeder einzelnen Lebenslauf gewendet habe. Das war nun, o frommer König, ungleich leichter aufzutragen als auszuführen. Weil nämlich diese Mädchen, auch die, welche bis zuletzt beisammen geblieben waren unter dem Schutz des heiligen Hilarius, sich sobald das *Scandalorum* (so wird es doch wohl heißen?) beigelegt war, mit überraschender Geschwindigkeit nach allen Richtungen zerstreuten. Und nicht ohne müheschwere Anstrengung unseres Scharfsinnes (wovon aber der ungleich größere Teil Herrn Felix zufiel) haben wir endlich, nach vielem Schreiben und Botenverschicken – länger als zwei Jahre hat es gedauert – über alle die Kinder Nachricht eingeholt. Und stelle ich dir das Ganze nun zusammen.

Daß Julia gestorben war, ist dir bekannt. Von deiner Nichten Chrodielis und Basina und von Genovevas Vermählung weißt du schon lange. Und wohl auch, daß jede von ihnen ein Kind hat. Basina aber sogar drei: nämlich Zwillinge, ein Pärchen, und noch einen lustigen Knaben besonders. Chrodielis hat einen Sohn. Dieser junge Held hat mehrere Zähne mit auf die Welt gebracht. Was, nach meiner Auslegung, bedeutet – denn bedeuten muß es etwas! – den mutigen, fast allzu kriegsmutigen Sinn der Mutter. Der besondere Knabe Basinas heißt Truchtigisel, der andere heißt Gregorius! den dritten, wann er eintrifft, will König Childibert aus der Taufe heben. Du darfst aber, o König Guntchramn, vertrauen, daß auch du noch als Pate an die Reihe kommst. Die Klausnerin Theophano wiegt ihre Enkel auf den Knieen im Hof des guten Truchtigisel an der Alz. Constantina trägt den Schleier der Äbtissin im Kloster zu Poitiers: denn Frau Leuvera hat, auf lebhaftes Zureden aller Bischöfe, diese Würde niedergelegt; sie hat übrigens der Frau Gräfin von Poitiers verziehen und stickt gar fleißig an einem goldplättleingeschmückten Röcklein für deren erstes Mädchen.

Zu ihren Eltern sind (– vorläufig! –) zurückgekehrt Lindis und Stephania, Arminia, Antonia, Machtildis, die aus dem Land der Chatten kam, und das Nesthäklein Margareta: (diese hat nun schreiben gelernt).

Verheiratet oder verlobt haben sich: Aldgundis mit dem Grafen Waddo, Amanda mit Karolus, dem Bibliothekarius des Königs Childibert, Anstrudis mit Adovakar dem Patricius, Anna mit Adam dem Richter, Emma, deren Schwester, mit einem Salbenmischer, Richauda mit dem reichen Herzog Baudegisil, den du als Gesandten nach Byzanz schicken willst, Christiana und Helena die Gütige mit je einem Argentarius, Johanna-Miriam und Berahta mit je einem Baumeister, Eugenia mit einem Wasserleitungskünstler, Regina und Walpurgis mit je einem Grammatikus, Anna die Jüngere und Emma die Langobardin mit je einem Oberarzt der Herren Könige, Lilia mit einem Magister, der die Geheimnisse der Natur erforscht, Hukberta aus Westfalaland ist mit einer sächsischen Gesandtschaft heimgekehrt an den Lippefluß zu ihren

heidnischen Eichen und eines Wodanpriesters Weib geworden, Austriberta ist verlobt mit Kanao, des Keltengrafen Neffen, die lange Frieda mit einem fast noch längern jungen Menschen, der einst des Königs Childibert Richter werden soll, Balthildis mit Dacco, dem Domesticus, Waldrada mit Erpo, dem Comes stabuli, Katharina ist vermählt mit dem Nachbarn ihres Vaters, einem klugen Langobarden, der die wilden Etschthaler ihre Reben besser ziehen lehrt (aber sie lernen's nicht!), Elisabeth ist gar eines Fürsten an der Donau Weib geworden, Klara, die Sanfte, hat sich einen Archidiakon gezähmt und ihre Schwester Paula wird auch nicht lange mehr bei dem Vater bleiben, Johanna, die Wendin, ist eines Librarius Weib geworden in einer fernen großen Seestadt, Allberahta, genannt Rotundula, hat sich den Cancellarius erobert im Land der Chattuwaren bei dem Herzog dort, Gertrudis mit den weizenblonden Zöpfen ist einem Mercator transmarinus aus König Äthelberts Land nach Kent gefolgt. Ulfia endlich, das dicke Kind, hat den Hauptmann geheiratet von König Childiberts Palastwächtern, der nur bei Tage schlafen kann, weil er zur Nacht im Königshaus die Wache hat; wenn sie wollte, könnte sie also ungestört die ganze Woche schlafen; aber schon seit sie sich verlobt hat, ist ihr der Schlaf vergangen. Und sie läßt ihren Gatten, wann er zu Hause, nicht von der Seite; sie nennt Genoveva ihre Lehrerin, es weiß kein Mensch: warum?

Wir haben ausgerechnet, daß die fünfundzwanzig Vermählten dermalen zusammen siebenundzwanzig Kindlein haben, woraus erhellt, daß, wie die Herren Könige und wir Bischöfe auf Erden, so die Heiligen im Himmel die schlimmen Streiche verziehen und ihren Segen ihnen reichlich zugewendet haben.

Damit wäre der Bericht zu Ende und ich könnte füglich schließen.

Allein weil ich weiß, o König und Herr, daß du ein gar gütevolles Herz in der Brust trägst und dir alles Freude macht, was gut ist und friedesam in deinem Reiche, so schreibe ich dir noch eines.

Daß nämlich Herr Felix von Nantes und ich die besten Freunde geworden sind. Auch daß ich erkannt und eingesehen habe, wie unrecht ich ihm jahrelang mit meinem Groll gethan und mit meinem Wahne, daß er böse sei von Gemütsart. Er hat eine rasche, scharfe, spitze Zunge, das ist wahr. Und es fällt ihm unaufhörlich etwas ein! Und was da etwa zum Lachen ist an den Menschen und an den Dingen, das sieht er und holt es heraus, wie der Specht die Würmer aus den Rinden. Und dann muß er es belachen, ob es auch seinen besten Freund angeht. Aber er meint es nicht böse. Und über sich selbst lacht er am lautesten. Und er trägt nicht nach in seinem leichten Blut, wie leider! ich es mit meinem schweren Geblüt ihm solange gethan.

Sein gütewarmes Herz aber und seinen edeln Sinn hab' ich entdeckt in folgender Weise. Du gedenkst noch, o Herr, des Vermittelungsvorschlags- und Erbverbrüderungsvertrags-Entwurfs, den ich dir aufsetzen mußte – fehlerfrei. Dieser Auftrag war das Unchristlichste, was du je gethan. Zuletzt schickte ich dir verzweiflungsvoll das Geschreibsel ein. Und es ward ja auch daraufhin mit deinem Neffen, Herrn König Childibert, der nun ein so wackrer junger Fürst geworden ist, der Erbvertrag zu Andelot geschlossen zum Segen eurer beiden Reiche.

Ich hatte der Rücksendung des Pergaments mit den nur zu wohl bekannten giftigen Randnoten deines Herrn Referendarius bestimmt entgegengesehen. Als nun aber deine Belobigung eintraf des ›fehlerfreien Latein‹, da, – lieber Gott, vergieb mir noch

nachträglich den sündigen Hochmut und die Eitelkeit! – da war ich fest überzeugt, Sankt Martinus habe ein Wunder für mich gethan und in dem Schreiben unterwegs alle Schnitzer herausgekorrigiert. Denn ich hatte ihn heiß angerufen in meinen grammatischen Nöten. Habe auch dreimal gepredigt über dies Miraculum: natürlich bescheidenlich, ohne Nennung des Namens des so begnadeten Schreibers.

Nun komm' ich neulich von ungefähr, an diesem Berichte für dich mit Herrn Felix zu Nantes arbeitend, in dessen Schreibgemach, auf ihn zu warten. Ich krame umher in seinen Bücherrollen, die viele, viele Truhen füllen, und sehe plötzlich – meine plumpe Handschrift. Was ist's? Mein Vertragsentwurf. Mein Pergament: vierzehn Seiten! Und mit roter Farbe – sehr grell! – angestrichen alle Fehler und darunter geschrieben mit *seiner* zierlichen Kritzelschrift: ›Einhundertvierundsiebzig. O Gregorius, alter Vierundsechzig-Ender, du setzest stets noch neue Zacken an!‹ – Er, Herr Felix, hatte, mit des verschwiegenen Dodo Beistand, meine Schrift beseitigt und sie fehlerfrei mit seiner Hand – er kann jede Schrift so täuschend nachmachen! – an Euch geschickt und hat mir damals so aus schwerer Not geholfen, ohne daß ich's ahnte.

Wie er nun, als ich die Schrift betrachtete, dazu kam, da erschrak er heftig. Ich aber fiel ihm um den Hals und – ich schäme mich nicht, es zu sagen – und weinte sehr. –

Später hat es mich zwar dann ein wenig gewurmt, daß es nun nichts war mit dem Korrigierwunder des heiligen Martinus. Und daß auch meine Predigt hierüber falsch. Aber bald sagte ich mir: ei, der Wunder giebt es so viele alle Wochen und der guten edeln Menschenherzen so wenige! Besser ein Mirakel minder und zwei ausgesöhnte Männer mehr!

Denn, o Herr König von Burgund: – aber glaube nicht, daß ich so rede, weil mir allerdings die Heiligen mehr Herz als Hirn gegeben, sondern ganz von mir hinweggesehen: – das Wichtigste am Menschen ist nicht der Verstand, sondern das gute, warme Herz. Das hat sich auch gezeigt bei den *Scandalibus* der Nonnen von Poitiers.

Nicht der kluge Herr Domesticus und auch Freund Felix nicht, der feine, haben da das Richtige gefunden: – was wäre aus dem schlimmen Handel geworden ohne Truchtigisel, den Wackern, und seine einfältige Gutherzigkeit? Nun ist es ja gewiß das höchste Lob, wenn einer so klug und so gut dabei ist, wie du, Herr König, bist und Freund Felix ist: – aber das ist nicht vielen gegeben, mein' ich. Und wir andern wollen beten: ›Herr, Herr, gieb uns ein einfältig Herz und ein Herz voll Liebe und Güte gegen alle Menschen, auf daß Ehre sei dir, Gott in der Höhe, und Friede auf Erden und unter den Menschen ein Wohlgefallen. Amen‹

Felix Dahn

Fredigundis

Historischer Roman aus der Völkerwanderung

Motto: »On chante encore, on craint encore
De l'Austrasie au Périgord
La belle, la blonde,
La terrible Frédegonde.«

Meinem lieben Freund
Wilhelm Hertz
in München
zu eigen.

Erstes Buch

Erstes Kapitel.

Bei dem Dorfe Fleury, östlich von Rouen, sucht von Norden her in den stolzen, den königlichen Seinstrom eines schönflutigen Wildbachs rasche Welle ihren Weg.

Hastig, unberechenbar schießt sie dahin, launenhaft die Richtung wechselnd, wie in neckischem Spiel. Aber, fühlt sich die ungestüme Kraft stark genug, wandelt sie plötzlich das Spiel in drohenden Ernst: böseartig zerreißt sie jeden Widerstand auf ihrer Bahn, verschlingt sie alles Leben; »die Furieuse« heißt sie jetzt, »die Wut-Ach« nannten sie die Franken. Nah ihrer Mündung in die hier nach Westen biegende Seine erhebt sich auf dem linken Ufer jener kleinen Wildflut ein mäßiger Hügel; er trug damals das stattliche Herrenhaus, zu welchem die Ländereien weithin gehörten. Am Fuße des Abhangs lagen ein paar ärmliche Lehmhütten, der Unfreien traurige Heimstätten.

Es war ein heißer Sommernachmittag; weißgrau Gewölk zog langsam an dem dunstigen Himmel nach Nordwesten, stromabwärts, dem Meere zu. Drüben, auf dem rechten Ufer des Fließchens, wo steilere Hebungen ansteigen, kletterten verstreut etliche Ziegen, aus kargem Sandboden salzige Halme rupfend. Da kam aus dem dichten Walde, der hier, auf diesem rechten Ufer, den Höhenzug krönte, ein Knabe von etwa sechzehn Jahren. Den dunklen Jägerhut zierten ihm die bunten Federn des Grauspechts; Bogen und Pfeilköcher trug er auf dem Rücken; aber die netzgestrickte Jagdtasche an seiner Seite war leer.

Unter den letzten Bäumen des Waldrandes – mächtigen, hochragenden Eichen – blieb er stehen. Er hielt nun die Hand vor die Augen – die blinkenden Wasserspiegel da unten blendeten –, er spähte so, vorgebeugt, über die vor ihm umher weidenden Ziegen hin. Kopfschüttelnd ging er weiter; er streichelte das nächste der magern Tiere, das er erreichte und sprach zu ihm; er schien es um etwas zu befragen. Und wieder schaute er ringsumher: dann ging er rasch bergab, dem Wildbach in der Tiefe zu. Der Boden war hier wellig, von langen Falten durchzogen. Der Knabe wollte eben eine tiefe Furche dieser Art überspringen, als er mit einem Schrei des Schreckens, als habe er auf eine Natter getreten, zurückfuhr.

»Fredigundis! du!« sprach er jetzt. »Ich suche dich überall und du ...! Wie du mich erschreckt hast!« Er schwieg; stark klopfte sein Herz.

Ein helles, kicherndes Lachen schlug zu ihm empor.

In der dunkeln Furche niedergeduckt lag, auf beide Ellbogen gestützt, ein Kind von noch nicht vollen sechzehn Jahren, das langgestreckte, sehr schmale, blasse Gesicht ganz umrahmt und umflutet von prächtig rotem Haar; ein Paar graue Augen blitzten lustig und listig aus den vornüber gefallen Locken; die Kleine lehnte das eirunde Kinn auf die Ballen der zarten, außerordentlich feinknochigen Händlein und blickte zu dem Erschrockenen empor, ohne sich zu regen. Plötzlich sprang sie auf die Füße, richtete sich hoch vor ihm auf – sie war klein für ihr Alter – und rief: »Schäme dich, Herrensohn, das Bettelkind hat dich überlistet,« Und siegesfroh, höhnisch, warf sie das rote Gelock

in den Nacken mit einer raschen, leichten Bewegung, die ihr sehr wohl ließ. Dann strich sie langsam das Hemd von grauem Ziegenfell herab. Es war ihr einzig Gewand; viel durchlöchert und, wo es endete, unter den Knieen, ausgefranst. Der alte Gürtel, der es um die allzuschmalen Hüften zusammenhielt, hatte die Spange verloren; ein kleiner, starker Zweig von Wildrosen mit seinen festen Dornen mußte die Spangennadel nun ersetzen.

»Immer so böseartig,« sprach der Knabe mißbilligend, verweisend. Aber er brachte die ernstesten, gutblickenden, dunkeln Augen nicht weg von diesem schwächlichen, weißen Gesicht; und seine Miene strafte den strengen Ton der Rede Lügen. »Du wirst es auch mit mir noch verderben,« schloß er, fast traurig. »Geh zu,« lachte sie und drehte ihm den Rücken. »Ich brauche dich nicht. Dich so wenig wie deinen Bruder.« – »Armer Prätextatus!« – »Wo ist er hin?« Blitzschnell hatte sie sich umgedreht. »Fort! – Fortgebracht! Nach Rouen! In ein Kloster.« – »Schade!« – »Nun recht, – das freut mich. Du vermissst ihn doch, den treuen Gespielen.« – »Gar nicht! – Aber er lehrte mich Lesen und Schreiben. Das muß ich lernen.« – »Warum?«

»Dumme Frage! Nur die auch in die Ferne hin reden können – schmeicheln, befehlen, bitten, wollen in die Ferne hin – und geheim –, so daß nur der Vertraute es vernimmt und blindlings rasch es vollführt – nur solche Menschen machen sich gefürchtet und gewaltig.«

»Und willst du das werden? Du?«

»Die Bettelgundis, willst du sagen?« schrie das Kind und lachte dann höhnisch, grinsend, daß der halb offene Mund die schönsten, zierlichst gereihten, weißesten Zähne zeigte. »Die Bettelgundis genannt, weil mich die Großmutter anhielt, sobald ich schreiten konnte, jedem, der als Gast in reichem Gewand in das Herrenhaus zu euch hinauf ritt, nachzulaufen und Gabe zu heischen. Hui, viele Hiebe mit der Reitgerte trug ich davon, aber wenig Gaben! Bis ich größer wuchs –« fügte sie langsam bei und in seltsamem Stolz funkelten ihre Augen, »Jetzt streichen mir die stolzesten Männer gern, – recht gern! – im Vorüberreiten über das Feuergelock hin.«

Der Knabe fürchte die Stirn: »Du darfst nie mehr betteln, wenn du mich lieb hast.« – »Ich hab' dich aber nicht lieb! Und nun bettel' ich erst recht. Das heißt, nicht die Frauen: – die geben mir bloß fromme Lehren; – nur die Männer bettel' ich an.« – »Ich verbiet's dir.« – »Ha, ha, Landerich, stolzer Herrensohn! Du bist nicht mein Muntwalt.« – »Nein, denn die Unfreie hat keinen. Aber dein *Herr* bin ich.« – »Dein Vater ist mein Herr, nicht du. Und schlecht geht es dir bei dem, erzähl' ich ihm, daß du mir gerade so nachläufst wie dein älterer Bruder gethan hat. Und daß ich nicht häßlich bin, – das weiß ich doch schon lang.« – »Du bildest dir doch nicht ein, – schön zu sein?« – »Noch bin ich's nicht: aber bald werd' ich's sein. Ich lag auf meinem Stroh in der Hütte und schlief; das heißt: sie meinten es – als deine Mutter, – sie war mir immer feind: bin froh, daß sie begraben ist! – kurz vor ihrem Tode die Großmutter aufsuchte, und drohte, sie und mich geißeln zu lassen, wenn sie Prätextatus nochmal in unsrer Hütte treffe. ›Denn‹ sagte sie – und nun gieb acht! – ›noch ist die kleine Natter ein mager, ein fast häßlich Ding: aber –; und hier funkelten wieder und blitzten Fredigundens Augen – ›mir ist: die wird einmal das verführerischste Weib auf Erden. Man sollte sie vordem ins Feuer werfen.« – »Und das hast du alles ...-?« – »Verstanden? Bin nicht so dumm. Warum hat mich Prätextatus geküßt? Warum läufst du mir immer nach? Bis zum Langweilen! Warum

kann ich denn bei dir alles erlangen, was ich will? Hast du nicht sogar deiner Mutter aus der Truhe für mich den kleinen Silberspiegel ... –? Bange nicht! Er liegt versteckt, wo ihn niemand findet. Und ich spiegle mich und meine weißen, nackten Glieder nur darin, wann mich niemand also spielen sieht.«

»Das ist Sünde.« – »Still! Was flattert dort über die Wiese hin?« Sie bückte sich und hob einen Stein auf. »Ein Vögelein!« – »Ist es nicht ein Rotkehlchen?« – »Freilich! Wie glänzt im Sonnenschein sein schönes Rot.« – »So? Auch du? Warte!« Sausend flog der Stein. Aufjammernd stürzte, schwer getroffen, der Vogel, und zappelte am Boden. Schon stand Landerich dabei. Schonend hob er das Tierchen auf: noch einmal zuckte das kleine, warme Leben in seiner Hand – und starb. Mit einem Sprung, wie eine Katze, war das Mädchen an seiner Seite, faßte den toten Vogel an einem der Flügelein und schleuderte ihn in hohem Bogen in die unten dahinschießenden Wellen.

»So!« – »Pfui, du Unholdin! Warum..?« – »Dein dummer Bruder. Er lobte mein Haar. ›Nichts auf Erden‹, sagte er, ›hat schöneres Dunkelrot. Ausgenommen‹, fügte er bei, ›des Rotkehlchens Brust.‹ Da schwur ich zornig, alle Rotkehlchen zu töten, deren ich mächtig würde. Es soll nichts Schönres leben als Fredigundis.« – »Du bist abscheulich! – Ich gehe!« – »Das ist ja doch nicht dein Ernst! – Ich muß dir was sagen. Komm! Duck dich nieder in die Furche zu mir. Sonst sehn sie uns von der Herren-Villa aus. Komm, Landerich.« Und plötzlich sprang sie an ihm empor, umschlang seinen Hals mit beiden Armen und riß ihn zu sich in die Vertiefung herunter. Willenlos ließ er's geschehen.

»Meinst du, ich sah es nicht, wie du, scheinbar um der Jagd willen, zu Walde gingst? – Aber nur mich,« fuhr sie nun eifrig flüsternd fort, »mich suchtest du auf dem Geißhügel. Und dann standest du – unter den Eichen – den Bogen gespannt, den Pfeil auf der Sehne: aber nicht auf die Rehe lauertest du, die gegen Abend aus dem Walde treten. In die Mark-Eiche hast du ein Frauenbild geritzt – mit langem, flatterndem Haar – leider hast du das Gelock nicht rot malen können –! Und in das Herz des Frauenbildes hast du gezielt! – Uralter Liebeszauber! Aber daneben hast du geschossen! Hi, hi!« – »Fredigundis! – Du bist ...« – »Fredigundis. Und dann sah ich dich mich wieder suchen: – wie duckt ich mich und wie freut' ich mich, dich so arg zu erschrecken! Aber nun sei gut. – Versprich, mich vollends lesen und schreiben zu lehren – und ich schenke dir die Locke, um die du solange schon batest. Und ich lehre dich dafür« – nun flüsterte sie ganz sacht, leise bebten dabei die Nüstern ihrer fein gebogenen, schönen Nase – »die Zauberkünste meiner Ahnfrau. Nicht alle freilich!« – lachte sie gleich wieder höhnisch. – »Die besten behalt' ich für mich. Was hilft auch dir die Kunst, Männer wahnsinnig zu machen durch Spruch, Sud und Sang oder blind gehorsam?« – »Mein Vater wird nicht verstaten...« – »Der merkt es ja nicht! Gieb acht. Unter den Weiden – dort an der Wutach – ist ein Versteck, nur vom Fluß aus erreichbar. Ich schwimme wie eine Otter – so leise.« – »Aber die Fischer ...« – »Fischen nur bei Tage. Wir kommen bei Mondlicht zusammen.« – »Und wenn du nun lesen und schreiben kannst... –?« – »Und die Zauberkunst der Ahnfrau dazu? Und wenn ich so schön geworden, wie deine Mutter – widerwillig! – geweissagt, – dann schlag' ich in meine lichten Hände und lasse meine Feuerlocken wallen und breite die Arme in die Nachtluft und rufe: »Kommt, ihr Dämonen, vor denen die Priester sich fürchten. Ich fürcht' euch nicht – ich rufe euch! Gebt mir die Fülle der Kleider und der Macht und der Schätze und der Lust und des Glanzes, gebt mir die Welt zu eigen und nehmt mich dafür hin mit Leib und Seele!« –

»Höret sie nicht, ihr Heiligen da oben!« – »Ist nicht nötig! Wenn mich nur die Unheiligen hören da unten.«

»Fürchtest du denn nicht die Höllenpein? Arg sollen sie brennen, die Flammen. Und ewig – denke nur!« – »Das ist nicht so! Man muß nur recht, recht viel Gold haben. Die Höllenstrafen kann man abkaufen. Man kann den Heiligen allen Zorn wieder abschmeicheln, schenkt man ihnen was.« – »Ihnen! Sie wohnen über den Wolken, bei dem Herrn Christus. Sie brauchen nichts.« – »Aber ihre Kirchen auf Erden; die brauchen gar viel! Altardecken! Und goldne Schalen! Und Becher mit Edelgestein und viel, viel Wachslichter. Und breite Äcker, viele Höfe mit Unfreien und Zinsleuten und Herden. Aber auch den Armen kann man schenken und so die Heiligen bestechen.« – »Wer hat dich solches gelehrt?« – »Die Großmutter. – Und wir haben's ja selbst erlebt, in diesem Jahr! Weißt du's nicht mehr? Herzog Eulalius hat seine eigne Mutter ermordet. Er zahlte dem Bruder hundert Pfund Gold und kaufte so die Rache ab, er schenkte dem Herrn König einen Wald voll von Hirschen und ward der Strafe frei, dem Heiligen Martinus aber schenkte er drei Weingüter an der Rhone und für die Armen von Tours monatlich eine Speisung. Und alsbald erschien dem Bischof im Schlaf Sankt Martinus und sagte, er habe den Herrn Herzog von allen Strafen losgebeten bei dem Himmelskönig. So siehst du! Seit ich das gelernt, versteh' ich erst, was um mich her geschieht: es kommt alles nur auf Gold an, im Himmel und auf Erden. Darum ist arm sein, wie ich es bin, das elendeste Los. Im Staub bin ich geboren! Könnt' ich nicht gerade so gut als Königstochter geboren sein? – O stünd ich auf der Höhe oben bei denen, welche die andern treten können! O wär' ich so reich wie deine hochfahrende Mutter war! Dürft' ich nur einmal – nur einen Tag! – einen Festtag aber, wann alle Nachbarn in euer Bethaus kommen! – in ihrem goldgestickten blauen Kleide gehen und ihre breite Gürtelspange...« –

Da tönte ein greller Pfiff von jenseit des Fließchens, von den Hütten her.

Erschrocken fuhr die Kleine auf. »O weh, o weh!« jammerte sie. »Ich habe die Stunde des Heimtreibens, des Abendmelkens, verpaßt. Und nun erst wieder durch die Furt mit den verfluchten Tieren! Daß sie doch alle ersöffen! Jetzt geißelt mich der Großhirt wieder schwer! O, das thut so weh! Erwürgen möcht' ich ihn mit meinem Haar! – Ducke dich, bleib noch liegen! Sonst läßt auch dein Vater mich geißeln. Aber in der nächsten Mondnacht: – im Weidicht! Bring den Psalter mit. In dem lernst' ich lesen. – Vorwärts, des Donnerteufels Ingesind, ihr Ziegen! Vorwärts!«

Zweites Kapitel.

Die »Hütte des Ziegeners«, wie man sie im Herrenhof nannte, lag nah an dem Wildbach; das gar elende niedrige Gelaß, ganz aus Lehm, bloß von ein paar Balken zusammengehalten, hob sich nur wenig vom Boden; es schien zu verschwinden, sich zu verstecken unter dem mächtigen Stamm einer Stumpfweide, der seine knorrigen Äste mit den wehenden Blättern breitete oder vielmehr stützte auf das braune Moosdach; vielgeflickt war es und doch löcherig; nicht bloß arm, – verwahrlost, wie das Dach, sah das ganze Hüttlein aus; der Gatterzaun, der das winzige Gärtlein vor dem Eingang, von nur ein paar Schritten im Geviert, umhegte, lag an vielen Stellen zerbrochen, die Latten hingen lose herab in dem Weidengeflecht, das die Nägel

ersetzen sollte; mit leichter Mühe hätte man sie zurechtschieben mögen; aber diese Mühe, so schien es, gab sich niemand.

Der für die Menschen bestimmte Wohnraum war eine einzige Stube, die zugleich als Küche diente; auf dem Herd, der schmalen Thüre gegenüber, glimmten oder schwelten, übel qualmend, ein paar Kohlen; neben dem Herd, auf dem aus Lehm gestampften Fußboden, lag eine Streu von Schilf, Weidenblättern und Waldmoos. Der gelbe Rauch zog langsam die Wände entlang, den Ausgang suchend durch eine schmale Luke, die das Fenster vertrat. Auf der Streu lag, die Füße verhüllt mit einem alten, schlimm enthaarten Wolfsfell, eine greise Frau; lange Strähne grauen Haares hingen in ihr hageres Gesicht; mit halb geschlossenen Augen raunte sie leise mit sich selber, in den knochigen Fingern ein paar Streifen von Bast seltsam knüpfend und knotend.

»Wo sie nur wieder bleibt?« rief die Alte jetzt lauter, sich etwas aufrichtend auf einem Ellbogen und nach der halb offenstehenden Thüre blickend. »Die Schatten fallen länger. Was treibt sie wieder? Gutes gewiß nicht! Wie *könnte* sie auch! – He, Fredigundis!«

Da verfinsterte sich der Eingang einen Augenblick, mit einem Satz sprang die Gerufene über die Schwelle: »Da bin ich!« rief sie, schadenfroh lachend über den Schreck der Alten. »Wer mich ruft, der hat mich am Nacken.« – »Jawohl, wie üble Elben! – So spät! Der Großknecht wird dich wieder schlagen.« – »Nein! Der schlägt mich nie mehr. – Ich weiß was! Ich habe gerade was gelernt.« – »Was Böses: – weil's dich freut.« – »Du hast immer gedroht, du wirst mir nie sagen, wann ich kein Kind mehr bin, damit ich. . –« »Nicht noch frecher werde,« schloß die Alte. – »Eben hab' ich's erfahren. Der Großhirt packte mich mit der Linken und hob die Rechte, er schlägt gar grimmig. – Ich wollte mich losreißen, das Gewand fiel mir von der Schulter; da stockte er, ließ die gehobene Faust sinken und gab mich frei mit einem sanften – ja, denke dir nur! – einem fast kosenden Streich Er ging, mit sich selber redend, recht leise, aber ich habe Ohren wie ein Wiesel. »Sie ist kein Kind mehr, s'ist ein Weib. Und wie schön!« Hell auflachend schlug sie beide Hände zusammen und hüpfte auf einem Fuß, mit dem andern den flatternden Kittel in die Höhe schlagend. »Nun weiß ich's doch! Und alle, – aber auch alle! – sagen's! – Das heißt: alle Männer.« Und verschmitzt, triumphierend, blitzten die dunkelgrauen Augen.

»Ach,« brummte die Alte, »wird dir auch nichts helfen. Im Gegenteil! Schaden wird es dir, dich verderben, wie deine...– Ja, wenn du reich wärest! Vornehm geboren! Und dann nur ein Tausendteil so – bethörend! Dann–! Aber so! – Elend geboren, elend erwachsen, elend gelebt und elend gestorben: so wird es gehen. – Wenn ich dir nicht helfe!« schloß sie leise und knüpfte wieder an ihren Bastknoten.

»Dann hilf mir bald: ich werde ungeduldig.« – Sie hob den Deckel von einer alten Truhe aus rohem Tannenholz, die neben dem Herde stand und warf ihn heftig wieder zu. »Wieder nichts zum Abendbrot als den alten Ziegenkäse! Den mißratenen! Denn den guten behält der Großhirt für sich. Und mich hungert immer so heiß! Aber doch! Da geh' ich lieber hungrig schlafen, – wie schon so oft,« rief sie trotzig. »Und da droben, im Herrenhaus, da schmausen sie jetzt und schlürfen den dunkeln Wein, der mir durch die Adern glühte wie Feuer, als mir einmal Prätexitatus davon gab. O wie ich sie alle hasse! Nein: beneide! – Ich bin schön, sagen alle, und muß hungern!« – Sie stampfte mit dem kleinen Fuß und sie weinte vor Zorn.

»Still, still, Liebling,« flüsterte jetzt die Alte. »Warte nur, bis es ein wenig dunkler geworden, dann streu' ich dir wieder den braunen Saft in die Wutach, wo die Forellen stehen unter den alten Weidenwurzeln; mit Händen dann magst du sie greifen. Aber bei Tage wag' ich's nicht mehr. Die Fischer haben gedroht, mich des Zaubers zu zeihen bei unserem Herrn Landbert.«

»Dein Zaubern! Wenn's nur was helfen wollte! Warum, wenn du zaubern kannst, verwandelst du nicht diese Spreu da in Gold und die Kohlen am Herd in Rubine?« – »Geduld, Kind, Geduld! – Ich kann doch nur einiges, nicht alles! Und dann: mit den Heiligen möcht' ich's doch auch so ganz nicht verderben.« – »Großmutter, das ist dumm. Gieb acht! Kannst du Gold, kannst du Schätze herzaubern, – freilich ist's arge Sünde! – aber haben wir das Gold, dann kaufen wir den Heiligen ja ihre Strafen ab: hast's mich selbst so gelehrt! Dann haben wir Gold auf Erden und doch das Himmelreich sicher. Aber du kannst nichts! Was knüpfest du da wieder?«

Zornig schleuderte die Alte den Bast auf die Kohlen, daß er hell aufflackerte und brannte und flink haschte sie das Mädchen am langen Haar; unsanft riß und raufte sie daran »Ja, schrei nur und winsele! Mich bestechen sie nicht, deine weißen Schultern. Verdorben durch vorlaute Frage das ganze mühsame Werk vieler Stunden! Und alles für dich, undankbare rote Natter. Einen Liebesknoten, unter dem Gürtel zu tragen! Nun muß ich von neuem beginnen. Warte du – da!« – »Laß mich los oder –!« – »Hei, schlage doch zu! Schlage doch deine alte Großmutter, der du das Leben dankst.« Fredigundis hatte sich nun frei gemacht; »ich denke, das dank' ich – wie andre – Vater und Mutter,« höhnte sie. – »Deinem Vater!« schrie die Alte grimmig. »Ja, dem hast du freilich zu danken! Hast ihn nie gesehen!« – »Nicht seine Schuld, hast du mich gelehrt. Er ward gleich, nachdem er die Mutter geheiratet, in den ersten Tagen –« »Der – ? Ja freilich – der! Ja, ja. In den ersten Tagen!« nickte die Greisin böse – »in den Krieg geschickt. Und kam nie wieder.«

»Auch meine Mutter hab ich ja nicht gekannt. Sie starb ... –« – »Bevor du sie Mutter nennen konntest. Wohl ihr, daß sie starb.« – »Warum?« »Weil ... – weil ihr erspart blieb zu sehen, wie böse, wie frech, wie unbändig du bist. Ihr hatte geträumt, wiederholt klagte sie's, kein richtig Menschenkind, rot fressend Feuer werde sie gebären. – Und so geschah's!« schloß die Alte. »Wie konnt's auch anders werden,« brummte sie nach. »O wär's doch so geschehen! Wär' ich doch rot fressend Feuer! Lustig und wild und heiß und stolz ist der Flamme lodernd Leben! Verderben den Feind, verzehrend umarmen auch den Freund, hoch emporlohen, gefürchtet und doch geliebt, und im höchsten Aufsteigen, im Sieg – verlöschen. Ha, eine Königin ist sie, die rote Flamme! – Und Fredigundis ist ein hungernd Bettelkind, eine unfreie Magd, von allen getreten, von keinem geehrt oder gefürchtet – ! O wär ich tot! Ich will, ich will nicht leben in Niedrigkeit.« Und in Thränen ausbrechend des Zorns, der unbestimmten Sehnsucht, der Heißgier nach Genuß, griff sie in ihr reich flutend Haar und preßte es an die Augen. – »Horch! Schritte? Da kommt der Geschorene, der aus der Kapelle des Herrenhauses, auf unsere Hütte zugeschritten. Demut predigt er und Entsagen! Prätextatus hat ihm anbefohlen, meine Seele zu retten, sagt er. Ich kann's nicht mehr anhören! Mein ganzes Herz schreit dawider. Ich fahr' ihm an die Gurgel. – Fort! – Ins Freie! In die Nacht! In die Wildnis! Aber nur ins Freie!«

Mit einem wilden Sprung war sie draußen.

Sie kehrte der Hütte den Rücken und rannte dem Wind entgegen, beide Arme ausbreitend, als wollte sie ihn umfassen; weit flatterte hinter ihr nach das rote Haar.

Drittes Kapitel.

Zwei Monate waren ins Land gegangen.

Ein warmer Tag neigte schwül zu Ende. Schwarze, drohende Wolken hatten sich lange schon im Süden dicht emporgeballt; aber die Luft schien müde; kein Windhauch regte sich. Aus der Ziegnerhütte schlüpfte behutsam heraus Fredigundis; leise, ganz leise ließ sie die Thüre einfallen, lauschend. Noch einen Augenblick hielt sie an. Alles blieb ruhig. Sie nickte und schritt nun rasch gegen den Wildbach hin; in der Linken trug sie ein kleines Bündel; es war ein altes Gewandstück, dessen vier Zipfel sie oben zusammengeschnürt hatte.

Ernsthafter war heute der Ausdruck ihrer Züge, fest zusammengenommen, wie nach gefaßtem schweren Entschluß.

Als sie in der Richtung nach dem Ufer um eine dichte Hecke bog, hob sie erschrocken den schönen Kopf: – sie spähte scharf. »Du bist's, Rulla,« sagte sie dann ruhig. »Schon wieder einmal wartend, hinter der Hecke.«

Ein großes starkes Mädchen mit dunkelbraunem Haar und schwarzen Augen richtete sich nun auf aus dem Heckengraben, in welchem es sich versteckt hatte; sie war auch hübsch, sehr hübsch sogar, diese üppige, strotzende Braune von neunzehn Jahren mit den vollen sinnlichen Lippen; und sie war besser gekleidet, zumal viel sorgfältiger war ihr Gewand in stand gehalten – kein Riß, kein Loch wie in dem Rock der Ziegenhirtin – und doch! Gegenüber Fredigundis sah sie aus wie eine dralle Magd vor einer Königin sehr böser, aber sehr schöner Geister.

»Verrate mich nicht,« klang es ängstlich. »Dein Oheim, der reiche Müller, mag sein Mündel selber hüten! Bewahre! Mich freut's, wenn die freiebornen Mädchen, die wohl anständigen, es ärger treiben als die Sklavin, die Ziegenmagd. – Aber ich – an deiner Stelle – ich thät's nicht. Warum thust du's?« – »Weil ich muß.« – »Warum mußt du?« – »Das Blut! Das Blut zwingt mich. Es reißt mich fort. Wenn ich weiß, er, mein Rando, steht hinter der Hecke hier, – er wartet auf mich, wenn ich denke, wie er mich empfängt, in die Arme schließt, als wollte er mich erdrücken – dann muß ich! Es reißt mich fort – bei Tag oder Nacht! Aus dem Gebet, von der kranken Mutter Lager – ich muß!«

Fredigundis verzog die schöne Lippe. »Du bist dumm. Er kann dich ja heiraten, der Fischersohn.«

Das wird er auch! Sowie er den Brautschatz zusammengespart hat.« – »Nun also!« – »Aber – einstweilen –!«

– »Nun?« – »Er liebt mich so heiß? Er kann's nicht erwarten.«

»Aber du?« »Ich! – Ich noch weniger! Ich vergehe um ihn!« Ganz leise kam es heraus. Und das glühende Geschöpf drückte den vollen, üppigen Arm vor beide Augen und seufzte – vor Liebe. – »Siehst du, Rulla, das eben nenne ich dumm!« – »Dumm! Weil du nicht weißt, was es ist, einen Mann lieben, – einen Mann lieben müssen, – wie das brennt!« »Nein!« lachte die andre, das Haar lustig schüttelnd. »Freilich nicht! Habe

noch keinen Mann gesehen.« – »Ei, wenn das Landerich hörte –!« – »Ist das ein Mann? – Und dein Fischer – mit den plumpen roten Händen!« – »Mach, daß du weiter kommst, willst du ihn schelten. Zwar, ich bin froh, daß du nichts von ihm wissen willst. Er ist dir lange nachgelaufen.« – »Wie alle!« – »Aber er hat's eingesehen: du hast keine Seele, kein Herz, ja auch nicht einmal Blut und Verlangen. Er hat mir's gesagt: halb wahnsinnig war er um dich. Er wollte dich küssen – nur einmal –, mit Gewalt und dann mit dir in die Seine springen. Allein – die Heiligen haben ihn gerettet und damals statt deiner – mich ihm in den Weg geschickt. Dann hat er's eingesehen: du bist nicht geheuer: du bist von den Elbischen. Er hat gesagt, man sollte dir mit deinen eignen roten Haaren einen Mühlstein um den Hals binden und dich in die Seine werfen, wo sie am tiefsten rinnt. Du habest nur daran deine Freude, zum Spiel die Männer zu entzünden. Ich glaub's. Du bist eiskalt. – Du kannst gar nicht lieben.«

»Vielleicht!« sprach Fredigundis langsam, sinnend. »Vielleicht hat er recht! Und doch, – wenn du wüßtest, – wohin ich gehe! – Leb wohl Rulla, braune, heißblütige Rulla, Nachbars Kind vom Wildbachufer. Ich glaube fast, ich habe dich gern. Du wärest die einzige dann! Aber es ist wohl nur eine Gewohnheit. – Leb wohl, Rulla.« –

»Wohin willst du? Fort? Ganz fort! – Bleibe!«

Und bestürzt, in warmer Liebe, reckte sich die Große, über die Hecke hinwegzusehn.

Aber Fredigundis war schon verschwunden. Aus dem Uferschilf, von der Furt her, blitzte nochmal ihr leuchtend Haar.

Rasch hatte sie jene Furt, über die künstlich gelegten und befestigten Schreitsteine wie die Bachstelze leicht und sicher hüpfend, durchschritten; nochmal warf sie einen scheuen Blick auf die Ziegnerhütte zurück; dann rannte sie, wie um sich selbst zu zwingen, den steilen Berg der Geißenhalde hinauf, ohne auch nur einmal Halt zu machen. Auf der Höhe angelangt blieb sie stehen und schöpfte tief Atem; aber sie schaute nicht mehr um. Dann ging sie langsamer auf den Wald zu; an dem Saume desselben machte sie Halt, mit den Augen suchend.

»Das ist die Mark-Eiche. Da ist die Mädchengestalt eingeritzt mit dem flatternden Haar. Die Fratze! Und das soll ich sein! – Hier soll ich auf ihn warten. Ich! Auf ihn, – auf den Werber! Aber freilich – er muß erst bei dem Diakon im Herrenhause die Vesper beten – eh' er davon kann – zu mir!« Sie warf ihr Bündel unter die Eiche. »Da liege, Fredigundens ganze Aussteuer und ganze Mitgift! Ein gestohlener Spiegel, ein paar bunte Fetzen, ein paar Zaubersprüche und Zaubegeräte der Alten.«

Sie ließ sich leise zu Boden gleiten und lehnte den Kopf an den Stamm der Eiche, nun hinüberblickend nach der andern Seite des Baches.

»Staunen wird sie, die Ahne! Und schelten! Und fluchen: ›Bei allen übeln Wichten!« – Eh was! Sie muß sich drein finden. Wie lange kann sie noch leben? – Und bin ich reich, – aber sehr reich –! geworden, schenke ich ihr vielleicht einmal etwas – aber werd' ich reich werden? – Fürs erste einmal sicher nicht! – Erst muß der Hofherr da drüben tot sein. – Bah, ist auch schon alt! – Und Landerich muß dann das Erbe haben. – Prätexitatus erbt ja nicht mit. Hat sich ja zum Priester oder gar zum Mönch machen lassen! Aus Gram? Um die Ziegenmagd seines Vaters! Oder zur Buße? Weil er mich geküßt, da er fast noch ein Knabe war und ich ein Kind! Der Thor! – Landerich muß mir freilich sicher bleiben. Ganz sicher! Ei« – sie warf das Haupt in den Nacken. »Er wird

schon! Er kommt mir nicht mehr los vom Angelhaken! – Aber vorher: manches Jahr der Entbehrung – der Verborgenheit: er will mich einstweilen unterbringen in waldverstecktem Jägerhaus eines Freundes, eines Forestarius des Herrn Königs. Das kann lange währen! – Und langweilig wird es werden, sehr! – Denn zur Kurzweil – als einzigen Besuch – nur Landerich. – Aber wann sein Vater tot, dann, Fredigundis! – Dann zieh' ich gleich seiner Mutter blaues Festkleid an – es liegt noch in der Truhe, sagte er. – Und vor allem: ich halte dies Leben nicht mehr aus! Not, Hunger, Schmutz, die Zaubersprüche der Alten, die nichts hervorzaubern! – Und Landerich ist nicht mehr abzuwehren. – Ich glaube fast, ich hab's zu arg gemacht, ihn zu entzünden,« lachte sie. »Brauchte keinen Liebesknoten dazu! Nur immer ›Nein‹ sagen! Und ihn dabei anschauen als wäre es ›Ja‹. – Was er eigentlich von mir will? – Ich weiß es nicht! – Sein Weib soll ich werden, sagt er, vor Gott, bis ich dereinst es vor den Menschen werden könne. Und dabei küßte er mich – bis zum Wehe thun; ich wehrte ihm nicht mehr stark – und er fragte: ›Glühst du denn nicht ganz von innen?‹ Ich mußte lachen. – Denn ich dachte gar nicht an ihn! An den Goldbecher seines Vaters dacht' ich, der in der Halle auf dem Eckbrett prangt, und ob ich dann wohl täglich daraus trinken würde? – Aber er drohte, davonzulaufen in die weite Welt, wenn ich ihn nicht endlich ›erhöre‹ –, was immer das nun auch bedeuten mag. Und lesen und schreiben und alles was er lehren kann an Wissen, das hab ich von ihm gelernt. Und so versprach ich denn, heut' abend unter der Mark-Eiche auf ihn zu warten. Und sein Weib zu werden heute noch. Und mich dann von ihm in jene Försterhütte flüchten zu lassen, viele Stunden weit. Und jetzt sitze ich also hier, unter der Eiche. Und warte.«

Sie war müde, sie schloß die Augen.

»Ich möchte schlafen,« sagte sie gähmend. »Es ist so schwül. – – Ein leiser Wind hebt sich in den Bäumen.«

– Sie reckte die Hand empor. »Südwind ist's. Der macht noch viel heißer. – Und der bringt das aufgeballte Gewölk von da drüben her – wie rasch es naht! Ich kann von hier die Thüre sehn, aus der er treten, den Pfad, den er einschlagen muß. Er kommt noch nicht....

Er kommt noch nicht. Oh, wenn er doch gar nicht käme! – Seltsam! – Ich sollte ihm zürnen, dem Bräutigam, der säumt, zur Braut zukommen. Ach! Und ich wollte, er käme gar nicht, der Bräutigam! Ei ja! Ich nehme mein Bündel wieder auf und laufe zurück zur Ahne und sage, das Gewitter – denn jetzt kommt's mit Macht! – hat mich aufgehalten. – Oh je, wieder in der Ziegenhütte! Und wieder Hunger und Öde und – eitel nichts! Komm, Bräutigam! – Oh hießest du doch nicht Landerich! Aber wie sollte er heißen, mir zu gefallen? Keiner gefällt mir! Ich kann vielleicht wirklich nicht lieben! Rulla mit den glühenden Wangen hat wohl recht.

Hei, das Wetterleuchten! Das war schaurig schön! Ein Wink, ein stummer, des Donnerherrn, des roten, ein Götterzeichen, sagt die Ahne: ein Teufelszeichen, sagt der Diakon. – Wie der Wind jetzt heult und pfeift! Staub wirbelt auf der Geißenhalde empor! Wie der Sturm den Rauch niederdrückt über den Dächern im Dorf! – Hui, jetzt Blitz und Donner! – Und horch! Was war das? Fern im Wald hinter mir. Ein Hornruf? Ein Jäger? Im Bannwald jagen bei solchem Unwetter? Das ist der *wilde* Jäger wohl, der im Gewittersturme jagt! Hei, der wäre mir gerade recht, der starke Buhle! Komm, roter

Donnerkönig, oder wer du auch bist, der im Gewitter dahinrast über mir: – Wildjäger, Rotjäger, Rotkönig, komm! Hier harrt eine Braut eines Bräutigams. Komm!

Da! Blitz auf Blitz! Und der Donner jetzt ganz nah! Ist es der Sturm, was mich so wild macht, so berauscht, so freudig? Oh, wüchsen mir Flügel, durch die Lüfte mich zu tragen – zu ihm. Ja, zu wem denn?«

»Hei, hilf Sankt Martinus!« kreischte sie und sprang auf mit Entsetzen: ein furchtbarer Schlag krachte über ihrem Haupt, in langhin rollendem Donner sich entladend.

Sie sah zitternd empor. »Die Eiche brennt! Der Blitz! Er schlug in unser Brautbett, Landerich! – Und horch! Gewiß, gewiß, das ist ein Horn! Ein Jagdhorn! Es naht! Er naht! Ein Reiter! aus dem innersten Wald! Auf rotem Roß! Rot flattert im Sturmwind sein Mantel. Rot aus dem Jägerhut fluten die langen Locken. Ja, es ist der rote Dämon des Blitzes! Schützt mich, ihr Heiligen! – Oder nein, schützt mich *nicht*: er hat meinen Ruf gehört – der Bräutigam ist 'kommen.«

Und vor ihr hielt ein Reiter, der mit dem rechten Arm weit vom schnaubenden Rotroß herab nach ihr griff. Sie schmiegte sich zitternd an den nächsten Baum. Der brennende Eichenwipfel beleuchtete grell beide Gestalten.

Regungslos stand das Mädchen, an den Stamm geduckt, und starrte auf den stolzen Reiter, seine reiche Tracht, seinen blitzenden Goldschmuck: nie hatte sie solche Pracht geschaut. »Wer bist du?« fragte sie bebend, aber sie konnte das Auge nicht von ihm wenden. »Wer ich bin? Dein Herr! – Wer du bist? Ich frag' es nicht, denn du bist zauberschön! Ich bin ein Jäger und du – meine Beute! Willst du nicht? Muß ich dich zwingen!« »Ich will!« rief sie leidenschaftlich und sprang von dem Baume weg auf ihn zu. Rasch hatte er nun die schlanke, fast noch kindliche Gestalt um die Hüfte gefaßt und vor sich in den Sattel gerissen. Er breitete seinen langen roten Flattermantel um sie und jagte mit ihr davon in den dichten Wald unter lohendem Blitz und hell nach prasselndem Donner.

Zweites Buch.

Erstes Kapitel.

Der Frühling war wunderschön eingezogen in das Land der Rosen und der Reben, in die blühende Provence. Reichen Schmuck hatte er gebreitet über die stolze Stadt Marseille. Und herrlich war von der Burg aus, wo jetzt auf steilem Kalkfels die Wallfahrtskirche Notre Dame de la Garde weithin den Schiffer grüßt, der Ausblick auf das blaue, das leuchtende Meer im Westen und auf die von blühenden Obstbäumen bedeckte »Campania« rings vor den Wällen der Stadt.

In der Bogenhalle des königlichen Palatiums in jener Burg standen und saßen in ernstem Gespräch zahlreiche geistliche und weltliche Große des Frankenreichs; ein mächtiger Marmortisch war mit Urkunden und mit Schreibgerät bedeckt. Ein hoher Greis in reichem bischöflichem Gewand beugte sich über eine der Urkunden und schrieb langsam, fast feierlich, mit schönen, festen Zügen unter den Text seinen Namen: »Germanus, durch die Gnade Gottes Bischof der Stadt Paris.« Er legte das Schreibrohr weg und erhob sich! »So! Nun möge Gottes Segen walten über unsrem Werk, daß diesem vielgequälten Reich der Franken endlich Friede werde. Amen.« »Amen!« wiederholten alle.

»Verzeiht, ehrwürdige Bischöfe und große Herzoge,« begann ein stattlicher junger Krieger, dessen schönes Antlitz von südlicherer Sonne gebräunt schien, – er sprach das Latein mit andrem Anklang als die Franken, – »wenn ich ein paar Fragen an euch richte. Die Dinge in euren drei – oder vier? – Reichen liegen etwas kraus. Wir Goten kennen nur Einen König, der mächtig zu Toledo thront. Mir ist nicht alles klar geworden aus euren Reden; auch aus den Urkunden nicht ganz. Eure Stadt, Herr Bischof, Paris, scheint mehreren Königen zu gehören? Wie kam das?«

»Das kam so, Herr Marschall Sigila. Wir haben noch Zeit: rechtzeitig ruft uns das Zeichen, bevor das Hochzeitschiff den Hafen erreicht. – Ihr könnt dann Eurer jungen Herrin und Königin alles genau klarlegen. Sie ist – das fand ich bald, als ich in Toledo um ihre Hand warb bei ihrem Vater, König Athanagild, – sie ist gar hohen herrschgewaltigen Geistes, eine echte Königstochter vom Wirbel bis zur Sohle.«

»Herrlich ist Frau Brunichildis, meine Herrin,« sprach der Gote mit blitzenden Augen. »Glückliches Frankenreich, das sie zur Königin empfing. ›Die neue Perle, die Hispania gebar,‹ wie Venantius Fortunatus gesungen hat. Wie rühmt er sie doch?:

›Schön, anmutig und klug, echt königlich: hehr und doch gütig,
Mächtig durch Reiz und durch Geist wie durch ihr fürstlich Geschlecht.‹

»Ja, sie ist unvergleichlich,« sprach ein jüngerer Priester, über die edeln, sehr bleichen Züge flog ein leiser Schimmer hin. »Ei, Prätextatus,« lächelte der Bischof. »Seit Ihr sie mit mir geschaut in Toledo, seid Ihr so begeistert wie jener Poet. Aber ich darf nicht schelten. Ging mir es doch ebenso wie Euch.« »Reinheit thront auf ihrer Stirn,« sprach Prätextatus mit tiefem Ernst, »und hoher Seelenadel leuchtet aus ihrem

klaren Auge. Reinheit und Seelenadel! Wie dringend bedarf dieser Tugenden der arge, im Schmutz der Lüste versunkene Hof der Merowingen.«

»Nicht unser Herr!« rief da laut ein junger Franke, »nicht König Sigibert. Wer wagt es, ihn zu vergleichen mit jenem geilen Fuchs, dem roten ... –« »Gemach, Herr Charigisel!« unterbrach ein anderer der Großen, ein älterer Mann mit leicht ergrautem Haar, von schönem Antlitz und ruhiger, vornehmer Haltung, der auf der Marmorbrüstung des Bogenfensters saß: der reiche Schmuck seiner Gewandung überstrahlte bei weitem alle andern. – »Zwar sind wir – leider! – keineswegs sonderlich zufrieden mit unserm Herrn – gar nicht! Und die Zeit mag kommen, fürcht' ich, da er das erfährt! – Aber wenn über König Chilperich gescholten wird, so wollen wir das selber thun, nicht von andern gegen ihn schelten hören, Herr Kämmerer!« – »Freilich, Herzog Drakolen, Ihr seid diesem Rechte der nächste! Doch gesteht selbst: ragt nicht Herr Sigibert, der junge Held, wie ein Erzengel Gottes hoch über den guten, aber trägen König Guntchramn von Orleans und über Euren schlaunen, ja geistvollen, erfindungsreichen Herrn? Von König Chilperichs Hinterlist, von seiner Wollust ist ganz Gallien voll, – von seinen Heldenthaten hat noch niemand was gehört.« »Daß Gott erbarm!« rief der Herzog, unwillig aufspringend: »Kommt, ihr Getreuen König Chilperichs! Wir können ihn nicht verteidigen mit Gründen – mit den Waffen dürfen wir's nicht – in Gegenwart der heiligen Reliquien, vor denen wir soeben den Frieden beschworen. Aber unsern Herrn schmähen hören ohne dem zu wehren, das stößt mir gegen das Herz. – Wir gehen voran! – Habt ihr ausgescholten, so kommt uns nach.« – Waffenklirrend verließen der Herzog und die übrigen Mannen des Königs von Neustrien den Saal.

Der Gote sah ihm nach. »Ein wack'rer Held! Und seinem Herrn getreu.« »Treu wie Gold,« sprach der Bischof. »Gott hat seine Tugend auch auf Erden schon belohnt.« »Ja,« rief der Kämmerer, »das muß wahr sein. Der Herr Herzog von Aquitanien ist wohl der glücklichste Mann im ganzen Reich der Franken; reich wie kein anderer – im schönsten Land des schönen Rhonestroms! – begütert, hochangesehen: in Krieg und Frieden gleich gerühmt; König Chilperich hat ihm seine starke Feste Chartres zur Behütung anvertraut; an der Seite einer trefflichen Gemahlin, umgürtet und umblüht von sechs trefflichen Söhnen, wackern Eidamen vermählt sind die zwei schönen Töchter. – »glücklich wie Herzog Drakolen.« sagt man im Volk.«

»Ich sehe aber noch immer nicht klarer,« mahnte der Gote. »So hört,« begann Bischof Germanus. »Als König Chlothachar, der das ganze Frankenreich in seiner Hand vereinigt hatte, zu sterben kam, verteilte er es unter seine vier Söhne: Charibert, Guntchramn und – den Jüngsten – Sigibert, welche drei Königin Ingundis und Chilperich, den ihm deren Schwester Aregundis geboren.« »Wie?« staunte Sigila, »Zwei Schwestern nacheinander?« Beschämt schwieg der Bischof. Aber der Kämmerer lachte. »Nacheinander? Ha, ha! Zugleich, nebeneinander hat er sie gehabt. Als Ehefrauen! Alle beide!« »Die Kirche verbietet das,« fiel Prätextatus eifrig ein, »im Frankenreich, wie überall... –« »Aber,« fuhr Charigisel fort, »ein Merowing läßt sich auch von der heiligen Kirche nicht viel einreden.« – »Und am wenigsten,« seufzte Prätextatus, »wo es sich um Weiber handelt.« »Hei, das war schnurrig,« lachte der Kämmerer, »wie König Chlothachar die zweite Schwester dazu nahm, nur um der ersten einen rechten Gefallen zu erweisen.« »Wie das?« staunte Sigila. – »Je nun, so! Frau Ingundis sprach eines schönen Morgens, da sie sich vom ehelichen Lager hob, zu

ihrem Gatten: ›Alles hab ich nun, mein königlicher Herr, erreicht durch deine Liebe und Gnade, was deine Magd ersehnen konnte. Nur Ein Wunsch übrig noch: siehe, o Herr, Aregundis, meine Schwester, ist allmählich gar schön aufgeblüht; sie sollte nun doch auch bald der Liebe, der Ehe Glück genießen; o thu' mir die Gnade, such' ihr einen ihrer würdigen Gatten. Denn gar sehr begehrenswert ist die reizvoll üppige Gestalt. Du hast sie über Jahr und Tag nicht mehr gesehen. Sie wohnt im Hofe Clichy bei Paris.« Der König schwieg und nickte mit dem Kopfe. Zwei Tage darauf trat er vor seine Königin und sprach: ›Aus Clichy komm' ich. Wahr hast du gesprochen. Sehr schön ist deine Schwester geworden, die weißarmige Aregundis. Und ich weiß ihr in meinem ganzen Reich keinen ihrer würdigen Mann – als mich selber. So hab ich sie denn gestern mir vermählt.« Und Ingundis, wohl gezogen, sprach: ›Was mein Herr thut, das ist wohl gethan. Wenn nur auch ich... –‹ Darüber beruhigte sie sofort der gnädige Herr König. Und so ist nun Chilperich, Aregundens Sohn, zugleich der Vetter und der Bruder von Ingundens drei Söhnen.« »Das ist ja himmelschreiend,« rief der Gote. »Merowingisch ist es!« meinte Charigisel. – »Und die Kirche – die Bischöfe?« »Leider,« zürnte Prätexitatus, »schwiegen sie damals zu solcher Fleischeslust und Vielweiberei. Heute, nicht wahr, ehrwürdiger Vater, würden wir nicht schweigen!« »Wir nicht, mein eifriger Sohn,« sprach Germanus. »Aber auch heute giebt es gar manche Bischöfe und Äbte, welche die Herren Könige aus Herzogen und Grafen plötzlich in Priestergewande steckten und die weltlich denken, nach wie vor der Weihe.« »Aber,« fuhr Charigisel fort, »damit hatte Herr Chlothachar noch lange nicht genug! Im ganzen hat er es, teils neben-, teils nacheinander, auf sieben Weiber gebracht – Eheweiber, – die Buhlinnen nicht gezählt, die er im ganzen Reich sich aufgriff, Hirtinnen, Bäuerinnen, Unfreie, wie Freie und Edle.« Der Gote schüttelte das Haupt; Bischof Germanus aber fiel ein: »Laßt diese Dinge ruhen, die der Kirche und ihrer lässigen Zucht zur Schmach gereichen. – Also König Chlothachar gab vor dem Sterben seinem Sohn Charibert Paris und Aquitanien, Guntchramn Orleans und Burgund, Sigibert Reims und Austrasien, Chilperich Soissons mit Neustrien.« »Aber kaum,« ergänzte der Kämmerer, »hatte er die Augen geschlossen, als, trotz dem Erbvertrag, der Bruderkrieg begann.« »Warum?« fuhr Prätexitatus fort. »Weil König Chilperich in maßloser Habgier sofort den Frieden brach, des Vaters Schatzhaus zu Braine überfiel und plünderte und Paris, das er so heiß begehrt, wie sonst nur noch ein schönes Weib ... –« »Wegschnappte,« zürnte Charigisel, »das heißt, durch seine Feldherren, durch seine drei Söhne von Audovera.« »Wie?« fragte Sigila, »Ja, wie alt ist er denn, dieser König Chilperich?« »Etwa zweiundvierzig,« antwortete der Bischof. »Die Merowingen haben meist schon mit sechzehn, siebzehn Jahren Kinder.« »Sogar eheliche,« grollte Prätexitatus, »von den andern zu schweigen!« »Das ist ja Unzucht!« rief der Gote entsetzt. »In welchen Pfuhl haben wir dich verpflanzt, o Lilie von Toledo!« »Ihr Gemahl, unser Herr Sigibert, ist frei von solchem Schmutz,« rief Charigisel. – »Durch seine Söhne: Theudibert, Merovech und Chlodovech, vollführt Herr Chilperich seine Heldenthaten.«

»Er selbst bleibt klüglich zu Hause, verführt Frauen und Mädchen...« – eiferte Prätexitatus. »Oder dichtet zur Abwechslung fromme Lieder,« lachte Charigisel. »Oder erfindet neue Buchstaben,« meinte der Bischof. »Oder neue Steuern,« seufzte ein Kaufherr aus Chartres. »Oder stiftet und beschenkt Klöster, hat ihm der ehrwürdige Vater Germanus das Gewissen wieder einmal geweckt,« meinte der Kämmerer. »Oder widerlegt Juden in scharfsinniger theologischer Disputation« –, fuhr Prätexitatus fort.

»Sie dürfen ihm aber nicht antworten!« lachte Charigisel. »Und kann er sie nicht zur Taufe bereden ...« – sprach der Bischof – »So führt er sie auf der Folter gelinde zu besserer Einsicht« – meinte Prätexatus. »Und verbrennt die Rückfälligen!« rief der Kämmerer. »Oder behauptet ihren Rückfall, d.h. der Reichen, um sie verbrennen und dann beerben zu können!« schloß der Kaufherr. »Nun also,« begann der Bischof aufs neue, »die drei vollbürtigen Brüder thaten sich zusammen, jagten ihm Paris und seinen übrigen Raub wieder ab und zwangen ihn, Ruhe zu halten.« »Herr Charibert wollte den schlimmen Bruder bestraft wissen; der dicke Guntchramn schwankte,« fuhr Charigisel fort. »Wie gewöhnlich!« meinte der Kaufmann. »Doch unser edler König, Herr Sigibert,« rief der Kämmerer, »erwirkte ihm Verzeihung.« »Der Dank blieb nicht aus,« seufzte Prätexatus. – »Jawohl! Wenige Monate, später ward er heimgezahlt! Kaum hatte Herr Sigibert den ganzen Heerbann Austrasiens ins Thüringland geführt, die Avaren, diese greulichen Unholde, hinauszuschlagen, als Herr Chilperich unsere Länder überfiel.« »Schmählich!« rief der Gote. – »Und da vollführte er denn selbst große Heldenthaten: er nahm Reims, Herrn Sigiberts Königssitz, – freilich: nur Weiber standen auf den Wällen! – und andre Städte mehr. Aber er faßte sich das Herz dazu doch nur, weil ein Gerücht unsern Herrn in der Schlacht geschlagen und gefallen gemeldet hatte. Allein Herr Sigibert war nicht tot. Nach heißem Kampf hatte er den Avaren-Chan bezwungen und auf die Nachricht von dem Fall von Reims flog er aus Thüringland über den Rhein zurück, zornig und rasch, dem Adler gleich, der den eingedrungenen Geier aus dem Horste jagt.« »Herr Chilperich hatte sich zwar längst davongemacht. Nicht einmal in seinem eigenen Königssitz Soissons glaubte er sich sicher,« erzählte der Kaufmann weiter. – »Nur Theudibert, sein ältester Sohn, verteidigte die Stadt: und zwar recht tapfer. Aber wir nahmen sie mit Sturm. Und Herr Sigibert griff mit eigener Hand seinen Neffen, umarmte und küßte ihn, lobte seinen Mut und – ließ ihn frei.« »Ein edler, wahrhaft königlicher Herr!« rief Sigila. »Nur mußte er schwören,« schaltete Prätexatus ein, »niemals wieder gegen Herrn Sigibert das Schwert zu heben. Und da bald darauf Herr Charibert starb, vermittelte Herr Guntchramn den Frieden. Abermals verzieh Sigibert dem besiegten Bruder.« »Aber Soissons behielten wir,« lachte Charigisel. »Herr Chilperich mußte seinen Sitz in das kleine schmale Tournay verlegen. Gewaltig soll es ihn wurmen.« – »Das Erbe Chariberts – Aquitanien – ward unter den drei Brüdern geteilt. Nur über Paris konnten sie sich nicht verständigen. Schon drohte neuer Kampf darüber auszubrechen...« »Da fand,« sprach Prätexatus, »die Weisheit des Bischofs der Stadt, stets bemüht, Blutvergießen zu verhüten, den Ausweg, daß Paris Gemeingut der drei Brüder werden sollte.« »Aber mit so mißtrauischen Augen,« rief der Kämmerer, »betrachten sich die Merowingen, daß keiner den andern in jenen Wällen weilen wissen mag.«

»Daher ward,« belehrte Germanus, »von den drei Brüdern, unter fürchterlicher Selbstverwünschung für den Fall des Eidbruches, auf die heiligsten Reliquien von Sankt Hilarius und Sankt Martinus den Bekennern, und zumal von Sankt Polyeuktus dem Martyr, dem furchtbaren Rächer des Meineids, ein schwerer Schwur geleistet, daß keiner ohne die beiden andern Brüder je einreiten solle durch die Thore von Paris.« »Ich erschauerte,« schloß Prätexatus, und ein leises Zittern flog über seine Glieder. »Ich stand nur als Zeuge dabei. Aber Grauen ergriff mich in die Seele der Schwörenden hinein, da sie nun, die heiligen Pfänder, den Reliquienschrein, berührend, die fürchterlichen Worte wiederholten, die der hochwürdige Bischof hier ihnen vorsprach.«

»Ich aber hätte das Friedenswerk nicht zu stande gebracht,« beteuerte dieser, »ohne die eifrige Unterstützung dieses jungen Freundes hier. Der Sohn Herrn Landberts, in kurzer Zeit zum Archidiakon des Bischofs von Rouen emporgestiegen, ist ebenso gewandt in weltlichen Geschäften wie eifrig im Gebet und in fast allzustrenger Askese.« »Und als nun unser König Sigibert Friede hatte vor seinem bösen Bruder,« rief der Kämmerer freudig, »da eilte er, das Verlöbniß abzuschließen mit der Königstochter der Westgoten. Der reine Mann, den nie, wie seine Brüder, der Schmutz der Lust besteckt, er wollte nun in seine Halle die edle Gattin führen.« »Und keine herrlichere wahrlich,« sprach Prätexitatus, »hätte er wählen können, als diese königliche Brunichildis.« »Ja, gewiß!« rühmte Charigisel. »Wie er bisher schon seine Brüder an Heldenkraft, an Siegesruhm, an edlen Sitten überstrahlte, so wird nun vollends diese Königstochter an seiner Seite seinen Hof, seine ganze Herrschaft weit erhöhen über seine beiden Brüder, die mit unfreien Mägden in Buhlschaft, mit vielen Weibern zugleich leben, ein Zerrbild echter Ehe.«

»Und vergeßt nicht, ihr Herren,« sprach der Gote stolz sich aufrichtend, »wie auch seine Kriegsmacht gestärkt wird durch das enge Waffenbündnis mit König Athanagild. Auf sechzig Tausendschaften tapfrer Goten kann er fortab als Rückhalt seines Heerbanns zählen, – wider jeden Feind.« »Horch!« unterbrach der Kaufmann, »das Hornzeichen! Es meldet, daß das Hochzeitsschiff demnächst einlaufen wird.« »Auf! mahnte Germanus. »Schon hör' ich das Psallieren der Geistlichen und Mönche. Der ehrwürdige Herr Bruder, der Bischof von Marseille, zieht mit seinem ganzen Klerus dem Brautpaar entgegen bis in den Hafen.« »Auf, hinunter in den Hafen!« scholl es nun ringsum. Und eifertig verließen Bischöfe, Äbte, Krieger und Kaufherren den Saal und stiegen die steile Felsentreppe hinab, welche in die untere Stadt führte.

Zweites Kapitel.

Die Ausschiffung der neuvermählten Gatten, auch der Einzug derselben und ihres zahlreichen Gefolges durch die reichgeschmückten Straßen von Marseille war nahezu vollendet. Nur noch der Weg über den Platz des großen Schutzheiligen der Stadt, Sankt Viktor, war zurückzulegen, dessen eine Seite das Palatium in der »Neustadt« füllte. Hier drängte sich am dichtesten das Volk: denn die vielen Stufen der Basilika gegenüber dem Palast gewährten gute Aussicht und bei dem Eintritt in das schmale Thor des Königshauses mußte der Zug notwendig stocken oder sehr langsam vorschreiten und so längere Zeit dem Auge sich darbieten.

Auf der breiten Terrasse vor den Thüren der Basilika und auf den Stufen bis hinab zu dem staubigen, ungepflasterten Platz wogte die Menge: man hatte Wasser gesprengt, den Staub zu mindern, aber nun waren vielfach Pfützen und Lachen schmutzigen, staubverdichteten Wassers entstanden.

»Jetzt kommen sie!« rief ein Bürger von Marseille. »Eben biegen sie um die Ecke! Seht! König Sigiberts Gefolgschaft in vollem Waffenschmuck!« – »Auf trefflichen Rossen!« – »Ja, alamannischer Zucht!« – »Und nun die Goten, die Begleiter der jungen Königin! Wie glänzt da alles an ihnen von Gold und Silber und bunten Steinen.« – »Ja, sind reiche Herren. Große Schätze soll die Braut von Toledo Herrn Sigibert zubringen.« – »Horch, Trompeten!« – »Was bedeutet das?« – »Ein König reitet an! – Das ist das

Brautpaar! Seht nur, seht! Herr Sigibert! Hoch zu Roß! Wie herrlich flutet ihm das dunkel-goldne Gelock aus dem Kronhelm auf die Schultern! Wie Sankt Georg, der den Drachen sticht, auf Goldgrund gemalt, drüben in dem Oratorium! – Was drängst du so, Weib? – 's ist wieder die junge Rothaarige! – Mußt du durchaus den König sehen? Mußt du?«

»Ja, ich muß!« – Und eine schlanke junge Frau in schlechtem Gewand, wie es unfreie Mägde trugen, drängte sich keck durch die vor ihr dicht gereihten Männer; es gelang ihr wirklich; aalgleich glitt sie vor; nun stand sie hart an dem Bug des herrlichen weißen Rosses, das den König trug; jetzt sah sie voll sein Antlitz! da rieselte ein süßer Schauer durch ihren Leib: Lohen schlugen ihr in die Wangen, sie suchte gierig sein Auge, aber er sah sie nicht. Ganz versunken in seinen Anblick, machte sie noch einen Schritt weiter vor, da scheute, vielleicht über ihr plötzlich aufleuchtend Rothaar, – denn die Kapuze des Mantels war ihr bei der raschen Bewegung herabgefallen, – ein Pferd neben dem des Königs, – es bäumte sich; das Weib wollte rasch ausbiegen und trat dabei heftig in eine der Pfützen; hoch auf spritzte das gelbbraune Wasser.

»Verfluchte Sklavin!« schrie Sigila, welcher jenes zweite, ebenfalls weiße Roß am Zügel führte. »Besmutzest Frau Brunichildens Hochzeitskleid! Über und über! Da! Freche Magd!« Und mit der Reitpeitsche gab er ihr einen leichten Hieb über das Gesicht.

Grimmig schrie die Getroffene auf: beide Hände und das rote Haar vor die Augen drückend.

»Was ist, meine geliebte Königin?« fragte Sigibert. Wie wohl lautend scholl diese schöne klangreiche Stimme! »Nichts, mein Gemahl!« – die Stimme Brunichildens war fast tiefer, – »einer Plebejerin Keckheit. Sie fand bereits, was solcher Brut gebührt.«

Schon waren Braut und Bräutigam vorüber. --

Die Geschlagene warf beiden einen langen, langen Blick nach; sie stand unbeweglich. Sie hemmte so den Zug. »Aus dem Wege, Straßenunkraut!« rief ein fränkischer Reiter vom Pferd herab. Die Gescholtene hörte nicht: sie starrte dem Paare nach. –

»Vorwärts! Was stockt da? Was staut den Zug?« rief Charigisel, der Kämmerer, und spornte seinen Rappen. »Eine Dirne? Eine Bettelmadg? Packe dich aus dem Wege! Du trottest? So stampfe ich denn Kot zu Kot!« Und ein Sprung des Rosses: das Weib lag in der Schmutzlache. Sofort war sie wieder auf den Füßen; sie sah dem Kämmerer stumm ins Auge: der erschrak und sprengte rasch hinweg.

»Ha, schau einer die rote Katze! Die ist flink!«

»Zurück, Weib!«

Über und über beschmutzt schlich die junge Frau wieder hinter die vorderste Reihe. Und sie hielt sich, offenbar mit Mühe, aufrecht an einem auf dem Platz eingemauerten hochragenden Kreuz.

»Horch! Wieder ein Trompetenstoß!« – »Wieder ein König?« – »Gewiß! Aber welcher?« – »Guntchramn von Orleans?« – »Nein! Der liegt ja krank zu Bett in Chalons.« – »Dann muß es Chilperich sein!« – »Jawohl! Der ist's auch! Seht! Da trägt schon sein Bandalarius seine scharlachrote Heerfahne.« – »Mit der goldnen Schlange.« – »Ja, unter dem Meerwicht mit dem Fischleib.« – »Den haben alle Merowingen.« –

»Jawohl! Und da kommt er selbst! Auf seinem roten Roß! Auch ein gar schöner Herr!« – »Bah! Aber neben seinem Bruder!« »Wie Loge neben Paltar,« murmelte ein eisgrauer Mann. »Du alter Heide, schweig von den Dämonen, daß dich keiner der Geschorenen hört!«

Da flog ein Blick des Königs über die Gruppe hin; hastig duckte sich die junge Frau hinter das breite Kreuz.

»Aber wer ist das Weib auf dem goldbraunen Zelter an seiner Seite?« – »Ha, wird eine seiner vielen Buhlinnen sein. Wohl Audovera ...« –

»Oder die neue, die er sich vor ein paar Monden im Wald gegriffen haben soll. Wie heißt sie doch?«

»Nein, nein! König Sigibert soll ihm zur Bedingung gemacht haben bei der Einladung zu seiner Hochzeit, daß er keines seiner Weiber ... –« – »Dirnen sinds! Nicht Frauen!« – »Mitbringen darf, sieben Meilen weit von Marseille!«

Hoch auf horchte das Weib an dem Steinkreuz.

»Und das, bei Sankt Julianus ...« – »Das ist keine Buhle!« »Laßt sehen, laßt sehen!« riefen alle, zumal die Frauen, und drängten sich vor. »Schaut nur, Nachbarin,« rief ein Weib dem andern zu, wie herrlich die fremde Jungfrau geschmückt ist!« – »Ja, wie ein echtes Königskind.« – »Sehet nur hin! Was glänzt da so weiß an ihrem Halse?« – »Das sind Perlen!« – »Nicht möglich! Nie sah ich soviele auf einmal!«

»Wieder stockt der Zug. Man kann alles bequem mustern.« – »Was thut ihr?« – »Vier – fünf! – Ich zähle. – Sieben Schnüre der größten Perlen trägt sie um den Hals!« – »Ja, die reichen Goten! Das stammt all' aus dem Königsschatz zu Toledo.« »Oh,« rief ein junges Mädchen, »welch wunderholde Züge!« – »Nicht so stolz königlich wie Brunichildis.« – »Aber ihr sehr, sehr ähnlich! Nur gar so bleich! Ob sie krank ist?« – »Und gar so schlank!« – »Und gar so jung noch! Seht nur, wie sie so schüchtern den Worten König Chilperichs lauscht.«

»Wie er in ihr Ohr flüstert!« – »Wie er sich vorbeugt! Ihr weißes Haar... –« – »Ja, das ist nicht mehr blond, 's ist fast weiß,« – »Es mischt sich mit seiner roten Merowingemähne.« – »Aber Weib, dränge doch nicht so!«

»Du rote, freche Fliege dahinten!« – »Mußt du denn alle Könige begaffen?« – »Hast du nicht genug am ersten Peitschenschlag?« – »Zurück mit dir!« zürnten Bürger und Frauen durcheinander. »Nur Einen Blick. – Nicht auf den König! – Auf das Weib an seiner Seite.«

So weichflehend ward das gesprochen, daß ein junger Matrose, von der Stimme gelockt, sich wandte, und die so schmeichelnd Bittende betrachtete. »Zurück,« wiederholte drohend der andere, ein graubärtiger Bürger von Marseille. »Oder –« und er hob die Faust zum Schlag. Da blitzte des Matrosen Messer; der Bürger schrie auf, das Blut spritzte aus seinem Arm: er ließ ihn sinken. »So!« lachte der Seefahrer, das junge Weib vorschubend, »jetzt magst du schauen nach dem Milchgesicht. Ich kann nichts an ihr finden, du gefällst mir viel besser, Rote.« Und er faßte ihren vollen, nackten Arm und drückte einen Kuß darauf.

Das Weib hatte nun die jugendliche Reiterin zur Genüge gemustert. Es wandte sich jetzt seinem Beschützer zu. »Zum Dank für dieses Wort,« flüsterte es und senkte die

grauen Augen in die seinen, »nimm das!« Und sie drückte dem Erstaunten ein schweres Goldstück in die Hand. »Und komm heute nacht in die Herberge vor dem Rhonethor, Vergiß dein Messer nicht!«

Drittes Kapitel.

In einem der Frauengemächer des unteren Palatiums saß auf einer Ruhebänk am offenen Bogenfenster die junge Königsfrau.

Den Überwurf von schwerem weißem Seidenstoff hatte sie abgestreift, den Kronreif aus dem reichen dunkelbraunen Haare gelöst, das nun in Einer breit wogenden Welle bis auf die Kniekehlen flutete; auch die Goldringe hatte sie von den schimmernden Armen gestreift, den mit edeln Steinen besetzten Gürtel gelockert über den Hüften. Das Licht der Ampel, so gedämpft es aus der Achatschale glimmte, hatte sie gestört: nur wenig hatte sich die hochgewachsene, die junonische Gestalt auf den Zehen heben müssen, das Licht auszublenden.

»So,« sprach sie, »nun waltet nur des Mondes trauer, all' verklärender, verschwiegener Schein.« Sie lehnte den linken Arm gegen die Rückwand der Ruhebänk und das schöne Haupt darauf; die Rechte lag im Schos. So blickte sie verträumt in den Garten zu ihren Füßen, wo hohe Pinien und breitästige Platanen regungslos die dunklen Wipfel im hellen Guß des Mondlichts badeten.

»Der Mond! Er scheint jetzt auch in den Garten, in den Burghof von Toledo! Des Tajo stolze Wellen glänzen wie eitel Silber in seinem Strahl. – Grüße mir die Heimat, grüße den edeln Vater und die bange, allzubange Mutter und sag ihnen – »glücklich, nein selig, unaussprechlich selig ist euer Kind.« – Seine Erkorene! Sein Weib! – Oh, ich fühl es wohl: sein ganzes Glück!« – Sie führte die Rechte an den Mund: »Kleiner, schmaler Ring, welche Wonne, welchen Stolz hast du mir gebracht! Ich bin des besten Helden, des reinsten Mannes, des Herrlichsten Genossin! –

Ja, seine Genossin! Nicht seine Liebe nur, – seine innersten, seine echtsten Königsgedanken enthüllt er mir: er hebt mich auf die Höhe seines edeln Willens. – Noch nicht drei Wochen bin ich sein Weib – und schon bin ich die Vertraute seiner Pläne, seiner Sorgen, seiner ganzen Königschaft; und welche Gedanken! Die Pflicht, die Pflicht und noch einmal die Schutzpflicht gegen dies arme Volk der Franken, das aus tiefen Wunden blutet, das ein unbändger Adel knechtet, wie er des Herrschers Herrschaftsrecht nicht achtet. Schutz den Schwachen, Recht für alle, Beugung der frechen Großen unter des Königs Richterschwert – das ist sein Gelübde. Und mitten unter den heißen Küssen der ersten Tage schon hieß er mich schwören auf sein Schwert, dieses Gelübde ihm nachzusprechen, es gleich ihm zu erfüllen. »Denn nicht mein Lager nur,« sprach er zu mir, »meine Kämpfe sollst du teilen und meinen Sieg.« Ich schwur es auf sein Schwert. Und als er im Schlummer neben mir lag in voriger Nacht, da legte ich – nur du, vieltrauter Mond, hast es gesehen – leise, leise diese Hand auf sein Herz und bei seinem heil'gen, edeln Herzen schwur ich s nochmal: – mir selbst! Wie ich ihn liebe! Mehr als Gott den Herrn und alle Heiligen! O zürne mir nicht, strenger Himmelsherr da oben. Und laß mich's nicht entgelten – an ihm! Wer mir ein Haar krümmte seines schönen Hauptes,« – sie sprang aus – »nicht ruhen, nicht rasten könnt' ich, bis ich sein Herzblut fließen sah. – Thörin, die ich bin!« schalt sie. »Welcher Feind

reicht an den Herrlichen hinan? Aber horch! Schritte in der Vorhalle? Das ist sein Gang! Er ist's! – O Geliebter!«

Sie flog ihm entgegen. Die Vorhänge rauschten auseinander: von der Vorhalle her fiel das rote Licht von mehreren Fackeln seitwärts auf den Eintretenden, während sein Antlitz in hellstem Mondlicht glänzte. Zauberisch war der Eindruck. Wie hatte seit Wochen die bräutliche Frau geschwelgt im Anschauen dieser vornehmen Züge, dieses edel gebildeten Hauptes, umrahmt vom flutenden Dunkelgold des Haargelocks: – aber doch stand sie nun wie geblendet von soviel Mannes-Schöne, vom Glanze dieser herrlichen Gestalt. –

Stürmisch schloß er sie in die Arme, führte sie, ohne sie im Schreiten loszulassen, an das Ruhelager: und drückte sie zärtlich darauf nieder, ihr Haar und Stirn und Augen und Mund mit heißen Küssen bedeckend. »O du mein Held!« hauchte sie erglühend. »Mein Herr und mein Gemahl!« Sie fand kaum Atem. Endlich sprach sie: »ich hoffte nicht, dich so früh wieder zu haben. Das Festmahl im Haus des Bischofs ... –« – »Währt noch lang. Aber ich riß mich los mit Gewalt. Mich zog's unwiderstehbar her zu dir, du meines Herzens stolze Königin. Und außer der Sehnsucht noch – die Freude, der Eifer, dir eine Botschaft zu bringen, dir ...« –

Bruinchildis fuhr auf, tief erschrocken. »Weh' mir! So ist es wahr? Er hat um sie geworben?« – Freudig nickte Sigibert. »Jawohl! Ich sah es kommen – seit vielen Tagen. Ja, sobald er sie auf dem Schiffe zuerst erschaut: – er war uns ja bis Narbonne entgegengesegelt...« – »O wehe, wehe! Meine arme Schwester! Mein Liebling! Mein Pflegling! Mein allzuartes Schneeglöcklein!« »Ei was, er wird sie nicht fressen,« lachte der Gemahl. – »Aber verraten – wie alles, was ihm naht.«

»Das sollte ihm schlecht bekommen! Beim Sonnenglanz! Er soll uns Eide schwören, wie sogar er sie noch nie gebrochen.« – »Oh mein Gemahl! Ich flehe dich an! Nur das nicht! Nur nicht dieser unheimliche ... –«

Sigibert schloß seinem schönen Weibe den Mund mit einem Kusse. »Still, Königin der Franken. Du weißt: es ist deines Vaters Wunsch.« – »Aber die Mutter ward krank vor Schreck über den Plan!« – »Es ist auch mein Wunsch. Denn leider, leider, nicht nur der Adel ist es, der das Volk quält: die Könige, die seine Schützer sein sollten, sind seine Peiniger geworden. Nicht nur, daß sie in unablässigen Bruderkriegen Franken gegen Franken führten, – jeder der drei, vier Herrscher unterdrückte in seinem Gebiet Freiheit und Recht seiner Unterthanen. Weder ihre Truhen noch ihre Weiber und Töchter waren – und sind – sicher vor der Habgier, vor der bösen Lust ihrer Fürsten. Mit der eigenen Besserung müssen die Merowingen beginnen, bevor sie andere bessern oder züchtigen können. Leider mit vollem Recht mahnen mich hieran, wenn ich sie treibe, mir den Adel bändigend zu helfen, die beiden wackersten Männer in meinem ganzen Austrasien.« –

»Wer sind sie? Jene beiden, die du mir schon früher rühmtest?«

»Jawohl, Herr Karl und Herr Arnulf an der Mosel! – Und mein Bruder Chilperich hat so viele Vorzüge: auch vor mir: ja! ja! er ist zehnmal so gescheit, ist ein Gelehrter. Er kann auch in seinen Sitten gebessert werden, sicher. Und das wird am besten vollbringen die Ehe mit einem edeln, reinen, fünften Kind wie dein bleich Schwesterlein. – Auch mit mir wird er so näher verbunden und – ich zählte darauf! Alles fügt sich wie ich es gehofft – hinweggesonnt ist der letzte Schatte in dem Haus der Merowingen.«

»Und das Opfer heißt Galsvintha, das scheue Reh, die bleiche, weiße Blüte!«

»Nein, süßes Weib. Denn, deine Schwester ... –«

»Sie liebt ihn, jawohl, ich hab's entdeckt mit Zittern und Schrecken. Sie liebt ihn: – desto tiefer elend wird sie werden.«

Viertes Kapitel.

Eine Stunde später traten aus dem Bischofshause, das mit der Basilika Sankt Viktors zusammengebaut war, mehrere Fackelträger, einen heimkehrenden Gast zu begleiten. Bischof Theodor selbst gab dem Scheidenden das Geleit bis an die Schwelle.

»Dank, ehrwürdiger Vater, für die reiche Bewirtung! Freute mich.« – »Das ehrt mich, königlicher Herr!« – »Warum freute sie mich? Warum? Ratet! – Ihr erratet 's doch nicht. Will's Euch sagen. Wo soviel Reichtum ist, da kann, ja, da muß die Steuer erhöht werden, dreifach! So! – Hi, hi! – So! Nun schlaft wohl! Dies Wort sei Euer Schlummerkissen. – Ihr mit euern Fackeln – trollt euch! – Herr Mond giebt Licht genug. – Und des führenden Armes bedarf ich nicht! – Trinke nie zu viel! – Nur ein wenig heiter. Trollt euch, sag ich.« Und er gab dem nächsten einen Schlag mit dem eingeschaideten Langschwert, das er, aus dem Wehrgehäng gelöst, in der Rechten trug. »Schurke von einem Knecht!«

»Herr König,« rief der Geschlagene und Gescholtene, »ich bin kein Knecht. Freiwillig hab' ich mich dem Herrn Bischof heut' zu Diensten erboten. Ich bin ein freigeborner Bürger dieser Stadt.« – »So! Frei bist du? Dann nimm noch eins dazu.« Und er schlug ihm diesmal schwerer über den Kopf. »Vor uns Königen seid ihr alle Knechte, das merkt euch!«

Er schritt nun rasch weiter. – »Heller Mondschein!

– Ich spüre Lust, noch auf Abenteuer durch die Stadt zu streunen. Berühmt sind um ihrer Schönheit willen die Weiber von Marseille. Und um ihr heißes Blut. – Ja so! – Ich bin ja Bräutigam! – Wieder einmal! – Zwar hab' ich dem gestrengen Bruder – was hat der Gelbschnabel den reifen Mann zu meistern? – versprochen, meine bisherigen Weiber und – Gespielinnen fortzujagen. Aber nicht hab' ich versprochen, wenn neue auftauchen, die Augen zu schließen! – Hi hi! – Seit ich in der Dialektik diese Kunst der ›Distinktionen‹ lernte, bin ich stärker als alle Gegner, stärker als alle Verträge und alle Eide. – Jedoch Vorsicht! Erst nach der Hochzeit! – Merken sie's vorher, weder der weißen Jungfrau noch ihres roten Goldes werd' ich froh. – Da ist ja das Haus, in dem ich abgestiegen.«

Zwei Speerträger hielten davor Wache, sie senkten ehrerbietig die Spitzen ihrer Lanzen. Ohne Gruß schritt er über die Schwelle. In der Vorhalle lag ein junger schöner Knabe am Fuß eines Pfeilers, der in einer Öse eine Kienfackel trug. Der Knabe war tief eingeschlafen, ein Lächeln spielte um die reinen Züge. Der Heimkehrende blieb vor ihm stehen: einen Augenblick betrachtete er den Schlummernden: »der jüngste Sohn des Herzogs Drakolen, Der Alte ist so stolz, so aufrecht! Und so unsinnig reich! Könnt ich ihm an seine Güter! Doch er hütet sich vor jeder Verfehlung! – Der Junge da ist sein Augapfel. Warte!« – Mit einem Fußtritt weckte er den Schläfer: schreiend fuhr der auf

und griff ans Schwert: aber bestürzt sank er sofort aufs Knie: »König Chilperich! – Vergebung! Ich war so müde – vier Nächte... –«

»Wofür hält man die Wächterhunde, als damit sie wachen?« Der Knabe erbleichte. »So? Blaß, nicht rot wirst du im Zorn? Solche Art ist gefährlich. Sag deinem Vater, du bist aus dem Hofdienst weggejagt.«

Und der König drehte ihm den Rücken, und schritt weiter, in sein Schlafgemach. Hier trat er sofort an das offene Fenster und legte Stirnreif und Schwert und Oberkleid ab, seinem Lager, das im Hintergrund des Zimmers hinter Vorhängen aufgeschlagen war, den Rücken kehrend. Eine kurze Weile sah er noch in die Maiennacht, in die schweigenden Straßen hinaus. »Das ist keine Nacht zum Durchschlafen! Weich, warm, wohlig! Zum Durchküssen und Durchkosen! – Ich möchte wohl wissen, wo –? Ei. das ist aber kein Nachtgebet.« – Und plötzlich ernsten, ja furchtsamen Ausdruck annehmend bog er ein wenig das rechte Knie, griff nach der versilberten Reliquienkapsel, die er an seidener Schnur auf der Brust trug und murmelte: »Schütze mich, heiliger Martinus, dieweil ich selbst mich nicht schützen mag, in den unheimlichen Stunden vor den Dunkelelben der Nacht und allen Dämonen. Amen.« –

Nun schritt er auf sein Lager zu und schlug den Vorhang zurück. Da saß auf dem Rande seines Bettes regungslos eine verhüllte Gestalt. Kreischend vor Schreck, sinnlos vor Angst fuhr er zurück: »Mörder! Zu Hilfe! Mörder!« lallte er; er wollte nach seinem Schwerte springen, aber er glitt aus auf dem glatten Marmorestrich; – hilflos lag er auf der Seite. Jedoch die Gestalt rührte sich nicht. »Schweig, Chilperich,« sagte sie leise. »Es ist nur ein Weib.«

»Ein Weib?« wiederholte er, rasch aufspringend, – »Du – Fredigundis?« – Und zornig stampfte er mit dem Fuß: »Du Walandine! Mich so zu erschrecken!« – »Was kann ich für deine Feigheit –!« – »Und welche Frechheit! Hab' ich dir nicht befohlen – dir und den andern! – bei meinem Zorn, euch nicht nach Marseille zu wagen, auf Meilenweite? Weshalb kommst du?« – »Weil du's verboten hast!« – »Weib!« – Er hob die geballte Faust. – »Schlag' nur zu. Es ist nicht das erste Mal.«

Er senkte den Arm. »Wäre aber das letzte Mal,« drohte er. »Denn du siehst mich nie mehr wieder. Das macht dir gar keinen Eindruck? – Du lächelst. – Das Lachen wird dir geschwind vergehen. – Es ist am Ende ganz gut, daß du kamst. So erfährst du noch vorher, was du nicht früh genug befolgen kannst. Aber – was suchtest du hier?« – »Meinen Ehegemahl.« – Er lachte, »Das weiß kein Mensch, ob du, nach der Kirche und des Volkes Recht, mein Eheweib bist.«

»Du bist mit mir getraut. Das Gewissen trieb dich doch dazu.« – »Ja, aber auch mit Audovera, mit manchen andern. Leben alle noch! – Trauen! Ich laß' mich immer trauen! Beruhigt die Weiblein! – Und du bist eine Unfreie, bist nach Volksrecht gar nicht der Ehe fähig.« – »Du hast mich losgekauft von Herrn Landbert.«

»Aber erst nach der Trauung, hi, hi. Das nennt man ›distinguieren‹. Trauung gilt nicht und Ehevertrag gilt nicht. Nichts gilt, als mein Wille. Und übrigens: als ich dich im Wald, an dem Grenzgraben, auf der Straße auffas, – hast du da lang mit mir – dem niegesehenen Jäger – ein Eheverlöbniß verhandelt? Oder habe ich dich gezwungen? ›Ich will!‹ riefst du – gar laut scholl's durch den Donner – und sprangst mir entgegen in die Arme. Keinen Schatten hast du eines Rechts. Hi, hi,« lachte er, »freilich, große

Augen machtest du – später! Im Walde noch, da du mein wardst unter lohendem Blitz und krachendem Donner – die Dämonen freuten sich unserer Umarmung und eine brennende Eiche leuchtete dazu! – erfuhrst du, daß ich der Frankenkönig. Nun wähtest du, – hi, hi! – Frankenkönigin zu sein, Chilperichs alleinige Gemahlin, du! Die Plebejerin, die unfreie Magd!« –

Hier zum erstenmal zuckte Fredigundis.

»Als du aber nun daheim in meinem Palast Audoveren im Vorbesitze trafst und die andern alle –, da warst du sehr erstaunt! Frech wurdest du vor lauter ›Staunen‹«. »Und du schlugst mich,« sprach sie tonlos. »Mit der Faust. Hierher! Auf Schulter und Rücken!«

»Ja, weil du schäumtest! An die Gurgel wolltest du mir fahren. Aber plötzlich – nach dem Faustschlag – wardst du lammfromm. Weiß Gott, was dir da durch die Seele ging!« »Die Hölle weiß es,« sagte Fredigundis ruhig. »Und wahr ist es,« sprach er nachsinnend, »du bist von allen meinen Gespielinnen die schönste, die berückendste. Und – weitaus! die gescheiteste. Weitaus! – Klug sind deine Ratschläge. Ein wenig zaubern kannst du auch, die Eifersucht hast du dir abgewöhnt. – Reizvoll, sehr reizvoll bist du!« Er sprang auf sie zu und küßte sie auf den Mund. – »Warum bist du in tiefster Niedrigkeit geboren!«

Fredigundis bebte leise.

»Ich verlangte mir keine bessere Königin von Neustrien. Aber so! – Es geht nicht! – Mein Bruder Sigibert mit dieser gotischen Fürstin neben sich – es ist wahr: jede Bewegung Brunichildens bezeugt das throneborne Königskind. – Was hast du? Was knirschest du mit den Zähnen? – Und dann dieses ungeheure Heiratsgut, das die Gotinnen mit erhalten! Die Jüngere, – denk dir nur! – erhält ebensoviel wie die Ältere.« – »Und ein neues Spielzeug ist das Wachsbild auch. Aber hüte dich, Chilperich, wenn du sie küsses: halte den Atem an. Sie hat die Schwindsucht. Schwindsucht steckt an.« – Der König fuhr zusammen, furchtbar, auf das äußerste erschrocken. »Was? Was? – Bah, Eifersucht! – Du willst sie mir verleiden.« – »Warum? Da ich ja doch verstoßen bin, könnte mir's gleich sein, ob ich der Brustsiechen weiche oder einer andern. – Aber du, du thust mir leid! Siehe, dir das zu sagen, – deshalb kam ich.« Sie erhob sich von dem Bette. – »Wirklich? Nur deshalb? – Das wäre ja –! Diese Sanftmut? – Ich glaub's nicht! Nur deshalb?«

»Nein, noch um ein andres Wort.« Sie beugte, wie verschämt, das schöne Haupt, trat dicht an ihn heran und flüsterte in sein Ohr. Dann wollte sie, – so schien's, – zur Thüre eilen: aber er hielt sie fest und riß sie an die Brust. »Mein rotes Fredelein, mein süßes! Wirklich? wirklich? – Nun, mein Gundelein, dann wünsch' ich dir Glück. – Das bringt dir Glück! – Hat dir's schon gebracht! – Nun sollst du nicht, wie ich's vorhatte, in ein Kloster.« Fredigundis lachte übermütig; es stand ihr gut: »Armes Kloster, das mich aufnehmen müßte.« – Chilperich lachte auch und küßte sie: »Du hast Witz. Darum taugst du so gut zu mir. – Taugtest!« seufzte er, »Denn leider – geschieden muß es sein. Geh in meinen – das heißt: jetzt deinen Hof Amica bei Limoges. Ich hab' ihn dir ja geschenkt mit aller Zubehör von Wald, Wiesen und Weide, mit Hirten und Herden, Knechten und Mägden: – recht reichlich kannst du leben von dem Ertrag und noch rotes Gold zurücklegen. Von dort melde mir's. Lauter schreiende Mädchen haben mir die

andern geboren. Das allein hat Audovera solange gehalten in meiner Gunst, – sie ist ja fast so alt wie ich, sie muß jetzt ins Kloster! – daß sie mir drei Söhne gab. Aber«, und hier nahm sein Gesicht eine unheimlich drohende Miene an – »ich bin unzufrieden mit meinen Söhnen in jüngster Zeit. Der Trotzkopf Chlodovech grollt, weil ich dich mir gesellt. Merovech! – ha, der ist eigentlich mehr Sigiberts Neffe als mein Sohn.« – »Wie meinst du das?« – »Der seltsame, weiche, träumerische Mensch! Hat von mir gar nichts geerbt. Ich hab' ihn schon als Knaben nicht leiden mögen: nun, da lernte er auch wohl nicht, mich lieben. Als er heranwuchs, – er sah mich immer so vorwurfsschwer an: ich wußte nicht, was er wollte. Endlich kam es heraus. Als er etwa sechzehn Winter zählte, trat er eines Tages vor mich, mit ungewohnter Festigkeit –, und verlangte, fast drohend, – weiß Gott, welcher Priester ihm das in das Ohr gesetzt hatte! – Audovera selbst nicht: der hatte ich solch Ansinnen längst ausgetrieben! – ich müsse seine Mutter feierlich zu meiner Ehefrau erheben. Das sei ich Gott und ihr und ihm und seinen beiden Brüdern schuldig. Ich lachte ihn aus. Aber der weiche Träumer war auf einmal wie Stein und Eisen geworden: er ließ nicht ab, trotz meiner Drohung – er zerrte mich am Mantel: gar rasch fährt mir im Zorn die Hand an den Skramasachs! – ich traf ihn tief. Bruder Sigibert kam dazu, trug den Blutenden davon. – Seither hab ich Merovech wenig gesehen. Sein Oheim hat ihn an seinen Hof genommen seit vielen Jahren. Er hat eine feine Seele, der Junge. Aber eine allzu zarte. Und verträumte Augen, die nur die Sterne suchen, statt die Dinge dieser Welt.« –

»Solche Menschen bringen es nicht weit auf Erden,« meinte Fredigundis ruhig, »auch wenn sie Königssöhne sind.« – »Und jüngstens, so scheint's« – lachte er hämisch – »liebt Merovech seine Muhme, Frau Brunichilden, mehr als seine Mutter –«

Fredigundis horchte hoch auf.

»Nur Theudibert blieb mir: aber der« – und er warf einen raschen, lauernden Blick auf sie – »der verehrt mir seine schöne junge Stiefmutter mehr als nötig.«

Fredigundis zeigte die kleinen weißen Zähne: »der Milchbart!« lachte sie.

Beruhigt fuhr Chilperich fort: »kurz, die Söhne sind mir nicht recht sicher. Zudem: die Pest hat auch Bruder Guntchramns Söhne sämtlich hingerafft. Meine Knaben schlagen meine Schlachten: – ich werde doch nicht so thöricht sein, diesen meinen gedankenvollen Kopf den Schlachtbeilen dummer Feinde auszusetzen! – Wie leicht fällt man in jenem rohen Mordhandwerk, das sie Heldentum nennen! So steht mein Geschlecht auf sechs Augen nur. Söhne, Söhne will ich haben! Kann ein König gar nicht genug haben! Bring mir einen Knaben, Fredeline! Kann dein Glück werden.«

»Aber – der Unfreien – der Buhlin Sohn –, kann er...-?«

Chilperich lachte hell: »Hihi! Da hinaus wolltest du? Nein, Gundelchen! Damit erzwingst du die Ehe nicht! Nach zweifellosem Frankenrecht kann jeder Königssohn die Krone seines Vaters erben, auch der Bastard, wenn nur der Vater ihn als sein Blut anerkennt.«

Hoch auf atmete Fredigundis; ihr graues Auge leuchtete Triumph. Chilperich sah es scharf. »Du scheinst mir des Knaben allzusicher, Fredeline,« lachte er hämisch. »Ich befragte Zauberlose: – dreimal fielen sie auf den Speer, nicht auf die Spindel.« – »Hi, hi! Ich geh doch lieber sicher! Ich werde einen verlässigen Mann dir an die Seite geben –, daß du mir nicht das Mägdelein, das du etwa geboren, vor lauter Liebe zu mir in einen

Buben verzauberst! Ich trau' dir nicht über den Weg! Wie sollte ich? Trau' ich doch mir selber nicht!« – »Wirst du dein Kind nicht sehen?« – »Das Kind? Ja! – Aber dich, Gundelchen, leider nie mehr! Ich mußte es beschwören« – er schauderte hier – »mit gräßlichen Eiden.« – »Wem?« – »Bruder Sigibert. Euch alle fortzujagen. Zumal auch dich. Er hasset dich vor allen.« Sie atmete gepreßt. »Er kennt mich nicht.« – »Er hat genug von dir gehört.« – »Und – warum Chilperich, warum thust du das alles? Was erhältst du dafür? Nur jene Sieche, jene wandelnde Leiche, deren Atem tödlich?« Chilperich stampfte mit dem Fuß. »Schweig davon! Ich muß ein Königskind haben, meiner Franken wegen. Und dann – die volle Aussöhnung mit Bruder Sigibert!« – »Du liebst ihn, diesen Bruder? – Heute hört ich alles Volk rufen: Heil Sigibert dem Helden! Ein feiger Fuchs ist der rote Chilperich.« »Bah,« meinte er spöttisch, aber doch recht geärgert, »ein Stier ist auch ein Held. Giebt gar nichts Dümmeres als so einen Helden.«

»Also volle Aussöhnung! – Das ist ja schön. – Giebt er dir auch Soissons zurück?« fragte sie, sich harmlos vorbeugend und ihm ins Auge sehend. »Hölle, Tod und Teufel! Nein! Das thut er nicht! Aber schweig davon! – Es macht mich wütig.« – »Nun gut, gut! – Mir kann es jetzt ja gleich sein. Ich habe ja nicht mehr teil an dir. – Nur noch ein Wort zum Abschied von deiner – armen Fredigundis.« Sie schluchzte.

»Nicht weinen, Gundelchen. Ich kann's nicht hören – du weißt es recht gut, es macht mich weich.« Seine Nasenflügel bebten und zuckten. »Ein Wort der Warnung nur. Du kennst meinen Zauberspiegel –? Du weißt... –« »Er zeigt wahr. Sahst du was darin?« forschte er ängstlich. »Ich sah den Dolch des Mörders gegen dich gezückt. Morgen Abend wird's versucht. Trag unter dem Wams die geschuppte Brünne. Und denke Fredigundens!« Ein flammender Blick; sie war verschwunden.

»Bleib – bleib doch!« rief er ihr nach. »Noch einen Kuß! Bleib doch! Du hast mein ganzes Herz entzündet. – Fort ist sie! – Läßt mich allein in solchem Sehnen! – Ah so, ja! – O, weshalb ist sie nicht König Athanagilds Tochter geworden?«

Fünftes Kapitel.

Wenige Tage darauf ward zu Marseille das Fest der Vermählung Chilperichs und Galsvinthens gefeiert; der gotische Mariskalk Sigila übergab an seines Königs Stelle die Braut dem Bräutigam. Der Plan dieser zweiten Heirat war längst zwischen dem Gotenkönig und Sigibert verabredet worden, nur war einerseits Chilperichs Zustimmung und Werbung, andererseits dessen eidliche Übernahme gewisser Verpflichtungen vorbehalten. Denn man wußte in Toledo genug von diesem begabtesten, aber böartigsten der Nachkommen Chlodovechs, um ihm zu mißtrauen.

Der Bräutigam war übler Laune. Nicht jenes Mißtrauen kränkte ihn – er war daran gewöhnt! – Nur daß er – in Folge dieses Mißtrauens – solche Opfer bringen, solche Verbindlichkeiten auf sich nehmen sollte, das verdroß ihn. Hatte er doch noch nicht ausgeklügelt, – so angestrengt er seinen schlaunen Kopf bemühte, – wie er diese lästigen Fesseln werde abstreifen können, ohne doch die angestrebten Vorteile wieder herausgeben zu müssen. Auch noch anderes schien ihm die rechte Bräutigamsstimmung zu stören.

Er hatte vor dem Kirchgang mit der Braut seine drei Söhne in sein Gemach beschieden. Ärgerlich auf- und niederschreitend, während er sich von den Vestiarii ankleiden ließ, – diese hatten ihre Not, ihrem ungeduldigen Herrn, der nicht stillstand, mit den Gewand- und Schmuckstücken nachzulaufen, – fuhr er bald den einen, bald den andern von ihnen an.

»Wenig Freude hab' ich an euch, allen dreien! – Es ist ohnehin schon abgeschmackt, daß ein noch so junger Mann wie ich schon so große, alte, hoch aufgeschossene Lümmel von Söhnen hat. – Jetzt bin ich zweiundvierzig Jahre, und dieser Riese da, dieser Merovech ist dreiundzwanzig! Das ist ein Unsinn!« »Den nicht wir begangen haben,« klang eine trotzig Antwort. Chilperich blieb plötzlich stehen: »Eh? – du, Chlodovech? Natürlich! Der Jüngste und der – Frechste.«

»Man sagt, ich gleiche dir am meisten!« erwiderte rasch der Jüngling mit rotbraunem krausem Haar und blaugrauem Auge; und in der That war sein Äußeres dem Vater am ähnlichsten, nur war auch er bedeutend größer, breitknochiger als der feingliedrige Vater.

»Höre du! Hüte dich!« rief dieser. Aber er mußte lachen. Er hatte Sinn für Witz, auch für solchen, der sich gegen ihn selbst richtete. – »Also! – Ihr wißt, eure Mutter Audovera – es ist zweifelhaft, ob die Trauung mit ihr gültig war – nun, das schadet keinesfalls eurem Erbrecht, da ich euch – leider! – als mein echtes Blut anerkennen muß, – sie war so verständig, – gutwillig in das Kloster zu gehen, als ich es ihr anriet, damit ich diese neue Ehe schließen könne, die auch *euer* größter Vorteil ist, sobald ihr mein Reich erbt, – mag es noch recht lange nicht geschehn! – um der Schätze, um der Waffenhilfe der Goten willen. Seht ihr das nicht ein?« »Ich würdige ganz die Ehre,« sprach Merovech, der Älteste, ein Jüngling mit dunkelm Haar, dunkeln, ernsten Augen und sinnigem, fast weichem Ausdruck der edeln Züge, »die in der Verschwägerung mit der herrlichen Frau Brunichildis liegt. Mußte unsre arme Mutter weichen, so ist dieser Ersatz, dieser Preis noch eine Art von Trost.« »*Mein* Trost ist:« polterte der ungestüme Chlodovech heraus, »nicht unsre liebe Mutter allein räumt das Feld! Auch die andern Freundinnen verschwinden! Vor allem die verhaßte Hexe: Fredigundis, die Verfluchte.« Theudibert, der mittlere Sohn, ein schlanker, stattlicher Jüngling mit offenen, hellbraunen Augen und schönem braunem Flaumbart, fuhr zusammen und wurde, als er durch diese Bewegung des Vaters Auge auf sich gelenkt hatte, blutrot.

Chilperich stemmte beide Arme in die Seiten und musterte die drei Jünglinge: »Nette Früchte! Angenehmes Kleeblatt! – Du, Merovech, solltest dich doch lieber gleich von Bruder Sigibert an Sohnes Statt annehmen lassen! Schon wegen der so zu gewinnenden herrlichen Stiefmutter. Meinen Segen hast du dazu. Der Oheim ist dir doch lieber als ich. – Du, Theudibert! – Dich sollte ich eigentlich scheren und ins Kloster stecken. Aber ich brauche deine starken Knochen im Schlachtfeld. Und dann: – auch Mönche sollen nicht immer Engel sein, sondern oft nach Verbotenem verlangen. Hi, hi! – Dir aber, Chlodovech, geb' ich zu bedenken: – Nur ihr, nur der ›Hexe‹, wie du sie schiltst, habt ihr's zu danken, daß euer Vater heute noch lebt. Oder wär's euch lieber gewesen, der Dolch des Matrosen neulich hätte mich durchbohrt?«

»Dich schützte das Schuppenhemd, Vater,« sprach Chlodovech trotzig, »das du unter dem Wamse trugst, nicht jene ...« – »Gelbschnabel! *Daß* ich aber das Schuppenhemd angelegt hatte an jenem Abend, – das hatte mir das Gundelchen geraten« »Wann?«

fragte Theudibert rasch. »Hattest du sie gesprochen – hier?« – »Geht's dich was an, tapferer Krieger, wann und wo ich meiner Gespielinnen eine spreche? – Übrigens – du warst ja wohl bei seinem Tod zugegen? War denn nicht aus ihm herauszufoltern, wer ihn gedungen?« – »Er sagte: er habe eine Rache vollziehen wollen.« – »Für wen?« – »Für ein Weib.«

Chilperich lachte. »Wieder einmal? – Hi, hi! Dadurch werden wir freilich nicht klüger! – Sind ihrer zu viele. – Nannte er keinen Namen?« – »Nein; er konnte ja kaum noch sprechen. Sowie sein Messer abgeprallt war an dir, stieß er sich's selber in die Brust. Auf meine Frage lallte er nur noch: › sie hat das geraten, falls es mißlingt, um der Folter zu entgehen, – Und all das‹, so schloß der Mörder, ›umsonst. Nur für die *Hoffnung* eines Kusses nach der That.‹ – Damit streckte er sich und war tot.«

»Mögen ihm darin noch viele ›Rächer‹ folgen! Nun, ihr Söhne, einen Auftrag für euch. Morgen brecht ihr auf von hier und begleitet eure Mutter Audovera aus Rouen mit allen Ehren in das Kloster der heiligen Chrothechildis, unserer Ahnfrau, zu Beauvais. Sagt der Äbtissin, gut möge sie die Arme halten, bei meinem Zorn! Und grüßt sie mir noch mal! Sie hat es gut gehabt – über zwanzig Jahre! Was kann sie mehr verlangen? – So, nun geht! Wer will das Festmahl heute teilen? Ich zwingen keinen!«

»Den Leichenschmaus für meine Mutter? Ich nicht!« rief Chlodovech und stürmte aus dem Gemach. »Ich auch nicht,« sprach Theudibert, ihm folgend.

»Ich werde teilnehmen,« sagte Merovech. »Ohm Sigibert, der selbst Galsvintha in die Basilika führt, hat mich beauftragt, an Frau Brunichildens Seite zu gehen.« Chilperich wollte spöttisch erwidern, da wurden von den Thürhütern gemeldet: König Sigibert, dessen Gemahlin und mehrere Priester und weltliche Große.

»Aha! – Jetzt kommen sie mit den geistlichen Stricken und Banden, mich zu fesseln. Der Gotin hab' ich schon geschworen; jetzt nochmal, – öffentlich! Laßt sie herein! In aller Teufel Namen!«

Sechstes Kapitel.

Mit tiefem Schweigen erschienen nun Sigibert, Brunichildis, Bischof Germanus, Bischof Theodor von Marseille, Prätexatus, Sigila, Charigisel, Herzog Drakolen, andre Vornehme mehr und viele andre Geistliche, von welchen vier mittels zwei Tragstangen auf den Schultern eine reich vergoldete Truhe mit hochgewölbtem, dachähnlichem Deckel trugen. Die Kiste, auf zwei zierlichen Rundpfeilern ruhend, war in allen Stücken einer Basilika nachgebildet.

Höchst feierlich und andächtig ward das goldstarrende, reich mit bunten Steinen besetzte, kleine Gebäude auf einen Marmortisch niedergestellt, indem die vier Träger niederknieten und die beiden Bischöfe und der Archidiakon Prätexatus dasselbe auf die Marmorplatte hoben, nachdem sie es ehrfürchtig geküßt hatten.

»Oh jeh! o jeh!« stieß Chilperich ärgerlich hervor, indem er unter wiederholten tiefen Verneigungen, unwillig und ängstlich, vor der Truhe, soweit er konnte, an das andere Ende des Saales zurückwich. »Da sind sie ja wieder! Da haben wir sie ja wieder alle beisammen, die lieben, gottgesegneten, verfl ..., verehrten, teuern Heiligen. – Weiß der Teufel, das ist derselbe heilige Holzkasten, wie damals bei dem Eide wegen Paris!

Lieber hundert lebendige Könige betrügen, als einen solchen heiligen Knochen!« Das hatte er leise grollend vor sich hin gebrummt.

»Mein Bruder,« begann Sigibert, »wir haben – wohlmeinend – beschlossen, dir den Eid in der Basilika vor all dem gaffenden Volk zu erlassen und statt dessen dich nur hier, vor wenigen, aber bedeutungsvollen Zeugen schwören zu lassen!« »Sehr gütig,« brachte Chilperich giftig hervor. »Ich habe dies bei meiner Gemahlin und bei Marschall Sigila, als dem Vertreter des Gotenkönigs, erbeten ... –«

»Danke sehr, danke!« – »Weil es der Frankenkönige Ehre nicht eben erhöht, daß man solche Eide von ihnen fordern muß.«

Chilperich wollte auffahren; aber er bezwang sich. »Tausend Pfund Goldes bringt die Braut,« sagte er zu sich selber, »dafür kann man schon ein paar Tugendwörtlein hinunterwürgen von diesem Ausbund aller Trefflichkeiten. – Macht's kurz,« sprach er brummig, »ich schwöre alles, was man geschworen haben will.«

Da trat Frau Brunichildis vor; königlich war ihr Schritt, majestätisch ihre Haltung, als sie das große dunkle Auge voll auf ihn richtete; er ertrug dessen Blick nicht, sondern sah zur Seite und fragte unwirsch: »Was soll's, Frau Schwester?« – »Bevor du schwörst, vertraggebunden, König von Neustrien,« sprach sie feierlich, »höre du – und höret all ihr, ehrwürdige Priester des Herrn, vornehme Franken und ihr, meine edlen Goten, was ich schwöre – freiwillig.« – Sie legte die Rechte auf den Deckel der Kiste und fuhr fort: »Rache schwöre ich, furchtbare Vergeltung, wird meine süße, arme Schwester Galsvintha, das weiße Lamm, gekränkt von König Chilperich! Verletzt er die Eide, die er nun zu schwören hat und sollten die Heiligen im Himmel der Rache vergessen des Eidbruches, – ich, Brunichildis, werd' ihrer *nicht* vergessen. Und von dir, Herr König von Austrasien, mein Gemahl, von euch, ihr tapfern Franken, aller drei Reiche, so auch von Euch, Herr Herzog von Drakolen, und den übrigen Mannen König Chilperichs, wie von euch, ihr meine Goten, verlange ich's, daß ihr schwört gleich mir: Rache, Rache, Rache für jedes Unrecht wider meine Schwester.« –

Laut, mächtig scholl ihre starke, tiefe Stimme durch das weite Gemach. Chilperich erleichte. Und Sigibert und alle Laien im Saale traten einen Schritt gegen ihn vor, erhoben die Schwurhand und sprachen feierlich »Rache!«

Kaum war der Ruf der vielen Stimmen verhallt, als Merovech, die Augen starr auf die herrliche Frau gerichtet, ebenfalls vortrat und laut sprach: »Rache!« Alle erschrakten, Merovech selbst zumeist: er hatte wie in Verzückung gehandelt, fortgerissen von dem gewaltigen Eindruck. Ein grimmiger, ein bitterböser Blick seines Vaters traf ihn; er sah es nicht, sein Auge hing noch immer an Brunichildis.

Chilperich fand zuerst das Wort; lächelnd trat er an die Kiste: »Der eigne Sohn! – So unmöglich scheint uns allen der Eidbruch, daß der eigene Sohn die Rache versprechen kann. Natürlich. Denn merket: also lehrt die Theologia: ›der Eid ist die bedingte Selbstverfluchung.‹ Verflucht sich der Vater selbst für den Fall der Nichterfüllung, darf auch der Sohn ihm drohen für diesen ganz unmöglichen Casus. Nun vorwärts! Sprecht die Formel!« »Nicht so rasch,« mahnte Bischof Germanus, »Ihr müht dabei die heiligen Reliquien selbst berühren.« »Muß ich?« forschte Chilperich, ängstlich, widerstrebend. »Wirklich – soll ich? Damals – wegen Paris – genügte es, daß ich die Hand auf den Deckel... –« »Die Frau Königin Brunichildis will's,« meinte der Bischof.

Er und Bischof Theodor zogen nun zwei kleine goldne Schlüssel aus zwei kleinen Kapseln, die sie auf der Brust trugen, schlossen die zwei Schlösser auf, welche den Deckel an die »Arche« befestigten, und schlugen den hochgewölbten Deckel auf. Ein starker, scharfer Geruch von orientalischem Räucherwerk drang aus der Truhe. Feierliches Schweigen, Schauer der Andacht ergriffen alle und nicht am schwächsten Chilperich; er legte unwillkürlich die Hand aufs Herz und wandte das Haupt ab.

Bischof Germanus begann: »Durch die Güte unserer Mitbischöfe und der Äbte in diesem ganzen weiten Reich der Franken haben wir in dieser Arche vereinigt Überbleibsel von Christus selbst, dem Herrn, und von den größten Heiligen. Hier ruhen bei einander: ein Splitter vom Kreuze Christi, Haupthaare des Apostels Petrus, ein Barthaar des Apostels Paulus, ein Zahn des heiligen Bekenner Hilarius von Poitiers, eine Rippe Sankt Martins von Tours und – die Schwurhand des heiligen Polyeuktus, des furchtbaren Rächers des Meineids. König Chilperich von Neustrien, mit leiblicher Berührung all dieser Heiligtümer – bedenk' es wohl! dadurch zwingst du den Herrn Christus selbst und alle die genannten in diesem Augenblick, ob unsichtbar, doch leibhaftig in ihren verklärten Auferstehungsleibern hier zu erscheinen! – sie weilen jetzt in diesem Saal: – sieh', wie geheimnisvoll, von keinem Lufthauch bewegt, die Kerze flackert: – sie schweben über unsern Häuptern – ich fühl' mein spärlich Haar sich sträuben vor heiligem Schauer! – Vor ihnen schwörst du und versprichst du nun zum ersten:

»Nie werd' ich Jungfrau Galsvintha, die Tochter Athanagilds, des Königs der Westgoten, die heute mein ehelich Weib werden wird, aus irgend einem Grund oder Vorwand welcher Art immer verstoßen oder, solange sie lebt, von mir scheiden oder ihrem Vater zurückschicken.«

»Ich schwöre!« sprach Chilperich mit lauter Stimme.

»Zum zweiten: Alle die Frauen oder Mädchen, die ich bisher unter dem Schein oder ohne den Schein der Ehe mir gesellt hatte, entferne und verstoße ich am heutigen Tage.« Unwillig, rasch, polternd, stieß der Gepeinigte heraus: »Ich schwör's! – Ist's nun aus?«

»Gemach,« sprach Sigibert vortretend. »Das Gerücht geht durch die Gaue, – es drang auch zu dem Ohre meiner reinen Königin und hat sie erschreckt mit banger Furcht – vor wenig Monden habest du dir aus tiefstem Pöbelstaub, in der That aus der unfreien Mägde Schmutzstand, neuerdings ein solch verworfnes Geschöpf hervorgezerrt ... –«

Chilperich biß die Lippe, seine Nüstern flogen.

»Es läge zu tief unter unserem Stolz, ihrer zu gedenken. Aber man flüstert, die Unholdin verstehe bösen Zauber, ja durch Zauber Haß und Liebe, Siechtum und Tod herbeizuzwingen. Das hat meine hohe Königin erschreckt. Versprich daher ausdrücklich, auch diese zu verstoßen: vergieb, du Vielreine, – daß ich vor dir den schmutzigen Namen nenne, doch es muß sein: – verstoße auch Fredigundis.«

»Was? Heil'ger Gott!« Ein schriller Schrei. Nicht Chilperich hatte ihn ausgestoßen.

Er und alle andern fuhren zusammen und blickten nach dem Marmortisch; über denselben gebeugt stand, mühsam sich aufrecht haltend, leichenfahl, Prätexitatus.

»Was befällt Euch, mein Sohn?« forschte staunend Bischof Germanus. »Welche – welche Fredigundis?« stammelte der Priester. »Ihr scheint deren viele zu kennen,« höhnte Chilperich. – »Ei ja, diese werdet Ihr wohl meinen; sie war ja Eures Vaters Ziegenmagd.« »Ich kannte sie,« sprach Prätexatus, sich eisern zusammenfassend, »Sie war als Kind schon – ruchlos. Und konnte – glaub' ich – zaubern.« – Er atmete schwer.

»Auch sie verstieß ich,« rief Chilperich gereizt. »Ist's nun zu Ende?« »Noch nicht!« sprach Sigibert, »König Athanagild verlangt noch eins. Reich ist das Brautgut an gemünztem Gold und Silber, an Gold- und Silberschmuck und Gerät, an köstlichen Gewänden und Edelgestein, an edeln Rossen, Hunden und Habichten, an Knechten und Mägden, ja auch an liegenden Gründen und allerlei Hoheitsrechten im gotischen Gallien, in Septimanien, zumal bei Narbonne: die Mitgift seiner Tochter Galsvintha ist so reich wie die meiner geliebten Gattin Brunichildis. König Athanagild ist ein Greis und darbt der Söhne. Darum will er, daß, falls, – was Gott verhüte! – Galsvintha vor dir sterbe ... –« »Dann erben die Mitgift unsere Kinder,« rief Chilperich. »Selbstverständlich!«

»Gewiß. Doch blieb eure Ehe kinderlos, dann soll die Mitgift, das Erbe Galsvinthas, falls sie vor dir verstirbt, an Brunichildis, ihre Schwester, fallen.« »Das ist eine Bosheit!« schrie Chilperich außer sich. »Das will ich nicht! Das thu' ich nicht.« »So seien die Heiligen gelobt!« sprach freudig Brunichildis. »So wird nichts aus der unseligen Vermählung. Komm, mein Gemahl! Wie froh bin ich!« Und sie wandte sich, zu gehen.

»Aber so bleibt doch! So hört doch, schöne Schwägerin! – Ein Mann darf sich doch eine Sache überlegen.« »Vater,« flüsterte ihm Merovech zu, »Eure Habgier hat sich allzusehr verraten.« »Du schweig,« fuhr er ihn an. »Du nähmst diese hochfärtige Gotin da und gäbst dein Erbteil obenein dafür.« »Und meine arme Seele,« sagte der Gescholtene ganz leise zu sich selbst.

»Höre,« – forschte Chilperich, zögernd – »gilt das – soll das gelten auch umgekehrt – für Galsvintha als Erbin Brunichildens?« Sigibert lachte hellauf. »Herr Bruder, gern! Doch wirst du, – das sag' ich dir schon heute – dieses Trostes nicht froh werden.« In Gluten gebadet senkte sich Frau Brunichildens edles Haupt. »So, so!« – grollte Chilperich leise, sie grimmig betrachtend. »O Fredigundis, brächtest du mir doch den Sohn! – Nun denn, auch das! Es sei! Ich beschwöre auch das.« »Sehr wohl,« sprach der Bischof von Paris: »nun legt die rechte Hand auf den Splitter vom Kreuze Christi und die linke auf die Haare der Apostel Petrus und Paulus und sprecht mir nach die Formel des Schwurs: ›Und wenn ich, Chilperich, König von Neustrien, von diesen, von mir beschworenen Stücken auch nur Eins im mindesten verletze, so sollen mich strafen Gott und alle Heiligen, zumal aber Sankt Polyeuktus, der Rächer des Meineids, und Sankt Hilarius und Sankt Martinus, bei denen ich geschworen. Und ausgestoßen soll ich sein aus der Fürbitte des Herrn Christus und aus der Gemeinschaft der Kirche. Und es treffe mich der Fluch von Data und Abira und der Aussatz Naamans des Syrers schlage mein Gebein. So im Leben. Im Tod aber sollen mich davontreiben die Dämonen und peinigen meine Seele in dem gleichen Feuer, in dem sie peinigen Judas Ischariot, den Verräter des Herrn, von Ewigkeit zu Ewigkeit. Amen.««

Chilperich fluchte vor sich hin, machte ein sehr finsternes Gesicht und sprach die Formel nach.

Siebentes Kapitel.

Ziemlich früh in der Nacht nahm das Hochzeitsmahl ein Ende, das Sigibert in dem Palaste den Neuvermählten ausrichtete. Er, nicht der Bräutigam, war es, der das Zeichen zum Aufbruch gab. Hastig stürzte Chilperich noch den Becher Weines hinunter, der halbgeleert vor ihm stand. Galsvintha aber, die bleiche Braut, lag fassungslos, einem geknickten Schilfe vergleichbar, in ihrer Schwester Armen, unter strömenden Thränen, bebend am ganzen Leibe. Holdselig, aber noch vielmehr rührend war der Anblick der nur allzu Zarten, die in dem weißen Gewölk des faltenreichen weiten Brautgewandes fast zu verschwinden drohte. Auch die starkmutige Brunichildis unterdrückte nur mit Anstrengung die Thränen. Endlich löste Sigibert mit sanfter Gewalt die Umarmung der Schwestern. Krampfhaft hatte Galsvintha die langen schmalen durchsichtigen Finger in die Hände Brunichildens gerenkt.

»Fasse dich, holde Schwägerin! Sieh, der Bräutigam harret dein mit Ungeduld!«

Da hob sie das kleine Köpfchen, schüchtern wie ein Vögelein, von der Schwester hochwogendem Busen: ein verstohlener Blick wagte sich scheu, doch nicht ganz ohne Hoffnung, nach dem schönen, scharfgeschnittenen geistvollen Gesicht Chilperichs: – schon hatten sich die blutlosen Lippen zu einem sanften Lächeln ermutigen wollen. Aber da die Braut den Bräutigam abgewandt, über den Kredentzisch gebeugt sah, – er gebot mit gefurchter Stirn, ihm den Pokal nochmal zu füllen – da legte sich wieder bange Trauer auf die weiße Stirn. Willenlos folgte sie Sigibert, der sie an der Hand aus dem Saale zog. Mürrisch schritt ihnen nach Chilperich, von jungen Männern umgeben; diese riefen ziemlich laut derbe Scherze in sein Ohr, da lachte er einmal grell auf; erschrocken fuhr Galsvintha zusammen. Sie stiegen die Stufen des Palastes hinab.

Brunichildis, den Arm in die Hüften gestemmt, sah den Verschwindenden nach: »Mein Lamm! Mein weißes Lamm! Zur Schlachtbank! – Vergieb, Neffe Merovech: er ist dein Vater.« »Leider,« sprach der Jüngling. »Aber nichts als das Blut hab' ich mit ihm gemein.« –

An der Behausung Chilperichs angelangt, verabschiedete sich Sigibert von Galsvintha mit einem Kuß auf die Stirn. Dann trat er rasch zu seinem Bruder: »Sei gut, sei zart mit ihr. Sie ist so hilflos, ein zitternd Kind.« »Ich werde sie nicht beißen!« war die unwillige Antwort. »Habe keine Sorge! – Es ist mir gar nicht drum, noch mehr von ihren Thränen zu sehen. Kann ja nichts als weinen, das Geschöpf. Hat wohl Thränen statt Blutes in den Adern.«

Um Mitternacht sah der Mond eine weiße Gestalt am offenen Bogenfenster des Brautgemachs stehen. In diesem Lichtguß glänzte das weißgelbe Haar wie Silber; das kleine Köpflein war an den kalten Marmor des Fensterbogens gepreßt. Die Arme hingen schlaff herab; die einsame Braut weinte bitterlich. – –

Aber am Hafen unten, in der schlimmst berüchtigten Schenke des rohen Schiffervolkes saß, unter Matrosen, Sklaven, Ruderknechten, Gauklern und Tänzerinnen, ein Mann, der trotz der schwülen Luft, die in dem niedrigen, nach Fischen und Würsten übelriechenden Holzverschlag brütete, sorgfältig das Haar und zum Teil das scharfgeschnittene Gesicht mit der Kapuze des Mantels bedeckt trug. Er würfelte eifrig um Pfennige mit Sklaven, lachte lärmend über die wüstesten Scherze und warf

hier und da den braunarmigen Cymbelschlägerinnen, die, hochgeschürzt, um ihn her tanzten, Goldstücke zu.

Da sprang mit einem Satz eine solche, eine schwarzlockige Syrerin, auf seine Knie. »Bist du, Goldspender, König Midas, daß du so sorgfältig deine Ohren verbirgst?« Und rasch riß sie ihm die Kapuze ab: – in langen roten Locken flutete ihm nun das Haar auf die Schulter. »Das ist ein Merowing!« – »Ein König der Franken!« – »König Chilperich ist's!« – »Der heute Hochzeit hielt.« »Schon überdrüssig der ›weißen Lilie?«« höhnte die Syrerin.

»Schweigt, ihr Gesindel!« rief er, jäh aufspringend, daß die Tänzerin auf den Boden rollte. »Ein Wort hiervon außer dieser Spelunke und ich laß euch allen die Augen ausbrennen.« –

Schon stand er im Freien. Gierig sog er die kühle Nachtluft ein. »Ach, wohin nun? Nach Haus? Ich kann sie nicht anrühren! Eiskalt ist ihre Hand, wie einer Toten. Mir graut vor ihrem Geseufze. – Mir graut vor ihr ganz und gar! – Du hast sie mir gründlich verleidet, Fredigundis! – Beim Dämon! Die Begehrte verstoßen! Die einzige, die ich wirklich *will*. Und verkettet an dieses Gespenst, vor dem mir schaudert! Das ertrag' ich nicht lang! O läge doch jede von ihnen, wohin jede von ihnen gehört: die eine im kalten Sarge, die andre an meiner heißen Brust.«

Nach einer Woche trennten sich die beiden königlichen Paare. Sigibert und Brunichildis brachen von Marseille auf gen Norden, um über Lyon und Langres nach Reims, dem damaligen Königssitze von Austrasien, zu ziehen, während Chilperich seine junge Gattin über Limoges, Poitiers, Tours zunächst nach Rouen, später dann nach Tournay führen wollte.

Prätextatus, der nach Rouen zurückkehrte, schloß sich ihnen an, während Bischof Germanus das andere Paar begleitete; ebenso Merovech, den sein Oheim sich zum Majordomus seines Palastes erbeten hatte von Chilperich, der, anfangs betroffen, bald einwilligte. »Es ist gar nicht übel,« dachte er in seinem Sinne, »stets zu erfahren, was da vorgeht im Palast zu Reims: freiwillig wird zwar der Träumer nicht selbst ausplaudern, aber ich will ihn schon ausfragen.«

Sigibert hielt beim Abschied ernst und eindringlich Zwiesprach mit seinem Bruder. »So hat sie mich verklatscht, die Thränenprinzessin?« fuhr dieser alsbald auf. »Wohl bei der gestrengen Frau Schwester? Sehr zartfühlend, das muß ich sagen, von Jungfrau Galsvintha! Ist es meine Schuld, daß mir vor ihr graut?« – »Es graute dir gar nicht vor ihr auf dem Schiff, auf der Fahrt von Narbonne bis Marseille. Kaum hattest du das zarte, keusche Kind gesehen mit den großen, den rührenden Rehaugen, – da warbst du um sie wie ein Dämon. Habe noch nie einen Mann so freien sehen: – wie ein Feuerstrom! Wie sollte solchem Andrang eines solchen Geistes ein Mädchen widerstehen? – Noch bei dem Einzug in Marseille! Du verschlangst sie mit den Augen. Und gleich danach – dieser Widerwille! – Keine Silbe hat sie gehaucht! Aber man sieht ja, wie sie leidet, die Verschmähte! Was liegt dazwischen?«

»Ein Wort! – Nicht doch, – ich meinte: vielleicht ein Zauber. Du weißt, es giebt solche Künste! Man knüpft Knoten – mit magischen Worten: – Nestelknüpfen nennt man's – und verwandelt ist des Bräutigams Sinn. Er *kann* gar die Braut nicht küssen, ob er's auch wollte.

– So geht es mir. – Will ich ihr nahen –, es bläst mich etwas an wie Furcht vor Siechtum, wie Leichenkälte.

– Aber warte nur. Kommt Zeit, kommt Rat. Auf der langen Reise werden wir wohl vertrauter werden. Hier, in dem lärmenden Marseille, werden wir stets auseinandergestört. Es wird schon alles gut werden.«

»Wir wollen's hoffen. Leb wohl, Bruder.«

»Leb wohl. He, noch eins! Was ist's mit Soissons? Wir sind ja jetzt ausgesöhnt – und nicht nur Vettern – Hi, hi! – und Brüder sind wir – noch Schwäger dazu. Gieb mir meine Stadt Soissons zurück.«

»Kann nicht, Bruder. Sieh, ich thät' es gern. Aber ich habe versprochen, dies Pfand für deine friedliche Gesinnung noch zurückzuhalten.« – »Versprochen? Wem versprochen?« – »Einer Seele, die dir wenig traut.« – Er war fort.

»Das ist seine Gotin,« rief Chilperich giftig. »Beim Dämon! Warte! Du sollst noch Grund finden für dein Mißtrauen. Was mischt sich das Weib in fränkische Reichsgeschäfte? Sie beherrscht diesen guten Jungen, der früher so leicht zu bereden war. Sie macht ihn mißtrauisch und fest. Warte, Brunichildis!«

Schmerzlich und thränenreich war der Abschied der Schwestern. In dem Frauengemach des Palastes saßen die beiden auf der Ruhebänk; zärtlich schmiegte sich die schwächliche, kindliche Gestalt Galsvinthens an Brunichildis, diese hatte die Schlanke auf ihren Schos gehoben und wiegte sie leise hin und her, wie die Mutter ein krankes Kind; die Kleine barg das Antlitz an der Schwester Busen; die beiden Hände hatte sie hinter deren Nacken gefaltet.

»Meine weiße Wasserrose! Mein schlankes Schilf! Mein silbernes Sternlein!« koste sanft beschwichtigend die ältere Schwester. »Wie soll ich dich entbehren?«

»Du – mich? Das wirst du leicht. Du bist so glücklich.« – »Ich kann es nicht sein, weiß ich dich traurig. Du darfst, du sollst mir nicht traurig sein.« Da machte sich Galsvintha los, richtete die sanften dunkeln Augen auf die Trösterin und sprach mit trübem Lächeln: »Warum bist du glücklich? Weil du liebst und geliebt wirst. Warum bin ich elend? Weil ich liebe und ... –!« »Er liebt dich auch. In seiner Art. Hast du vergessen, wie er um dich warb, wie glühend?« – Zornig furchte sich bei der Erinnerung die hoheitvolle Stirn. – »Ich bat Sigibert, als ich dies wilde Werben sah, dem zu wehren. Denn solche Glut steckt an. Und es ist wahr,« – sie wollte die Kleine mit ihrem Lose versöhnen – »er ist schön von Antlitz und rasch von Gedanken und witzig und reich an allerlei blendenden Einfällen und schmeicheln kann er und scherzen und schwatzen zum ... –«

»Bethören des ganzen Herzens. Ach, ich ward ihm gut schon am ersten Tage. Und Schwager Sigibert sagte mir gleich, unser Vater wünsche es. Ich fühlte nur, ich sei seiner nicht würdig, seinem Geist nicht gewachsen. Aber die schmeichelnde Welle seiner süßen Rede trug mich schaukelnd dahin – willenlos. Und nun! Ich sehe es jetzt wohl: nur die Schätze lockten ihn, die unseligen, die, wie er wußte, der Vater mir so hochgehäuft wie Dir zum Heiratsgut bestimmt hatte. 's ist auch begreiflich. – Was bin ich!«

Heftig rief Brunichildis: »Du bist ein holdes, süßes Mädchen, viel schöner als ich, viel sanfter und viel besser!« und sie drückte die Kleine an die Brust.

»Oh nein! – Und gestern, da er wieder so wortkarg mit mir beim freudlosen Abendmahle saß: – seine glitzernden grauen Augen sahen an mir vorbei, weit weg, in die Ferne, als ob sie dort etwas suchten – und als die Diener fortgeschickt waren, da faßte ich mir ein Herz. Leise, leise, – er merkte es nicht, – glitt ich von dem Sitz an seiner Seite auf den Boden und umfaßte seine Kniee.« – »Galsvintha! Du hast vor ihm gekniet? Des Gotenkönigs Tochter!« – »Ei, strenge Schwester,« lächelte das Kind wehmütig unter Thränen, »als ich heute plötzlich in euer Gemach trat: – wer lag auf beiden Knieen vor König Sigibert und bedeckte seine Hände mit demütigen, raschen, raschen Küssen?« – Brunichildis errötete über und über: »Das ist ganz was andres, Kind!« – »Freilich wohl! Denn er liebt dich! – Ich aber – ich bat ja auch nicht um Liebe – kann man Liebe erbitten? – Ich bat nur um meine Freiheit!«

»Wie? Was hör' ich?« – »Vielmehr um seinetwillen als um meinetwillen! Denn ich – ach, es ist eine Schmach, es zu gestehen! – ich war es am Ende auch zufrieden, nur still, geduldet, neben ihm hinzugehn und still, ungeliebt, zu welken, seinen überlegenen Worten lauschend, seinem Witz, den ich fürchte und der mich doch anlockt wie die Flamme. – Aber er! – Er leidet auch unter dieser aufgezwungenen Ehe!« »Wer hat ihn gezwungen?« drohte Brunichildis. – »Nun – oder er hat sich geirrt. Er hat gewähnt, um das reiche Heiratsgut sei auch leicht in den Kauf zu nehmen die arme Galsvintha, die nie das Wort findet für ihre Empfindung, für ihre Gedanken –: denn manchmal, Schwester, hab' ich wirklich auch Gedanken, gar nicht ganz üble. Er hat mich überschätzt. Er leidet an meiner Seite, beim Anblick meiner stummen Qual. Ach, ich vermag es wohl nicht genug zu verstecken, daß ich ihn liebe. – Er aber soll nicht leiden! – So sprach ich denn zu ihm, recht flehentlich, so demütig ich bitten konnte: »Ach Herr König von Neustrien,« sprach ich, »laß deine Magd in Frieden von dir scheiden. Ich bin zu einfältig für deinen raschen, reichen Geist. Laß mich, ohne Groll und Vorwurf, von dir gehen, und über die Berge wieder heimwärts ziehen zur lieben Mutter. Die Schätze aber, die ich dir zugebracht,« – so fügte ich eilig bei – »sollst du behalten.«« »Mein armes Reh!« rief Brunichildis. »Was hast du gethan!« – »Das Rechte. Es schien auch ihn zu rühren. Ich konnt' es nämlich nicht verhindern, daß mir dabei zwei große Thränen langsam über die Wangen flossen. Er sprang auf, strich mir – oh wie schauderte ich dabei bis ins innerste Mark! – fast zärtlich über das Haupt – und rief: »Gute Kleine!« Er bog sich zu mir nieder: gar traurig sah ich zu ihm auf, er faßte mich an der Schulter, er näherte mir das schöne, schöne Antlitz – ich glaube,« – hauchte sie ganz leise – »er wollte mich küssen, auf den Mund. – Schon fühlte ich seinen warmen Atem mir ganz nah – mir schwindelte dabei ein wenig, liebe Schwester! – aber plötzlich, als habe ihn eine Schlange gestochen, fuhr er weit von mir zurück. »Unsinn!« rief er mit der harten, bösen Stimme, die ihm oft den weichsten Schmeichelton ablöst: »Unsinn! Geht nicht! Gäbe Krieg mit den Goten und mit Frau Brunichildens gehorsamem Gemahl. Mußt schon bei mir bleiben, Kleine.« – Das letzte,« flüsterte sie, »klang beinah wieder zärtlich.« »Nun siehst du?« tröstete die Schwester mit Worten, an die sie selbst nicht glaubte. »Hoffe und vertraue! Wann ich dich wiedersehen werde in wenigen Monden, bist du so glücklich wie« – »wie ich«, hatte sie sagen wollen. Aber sie brachte dieses Unrecht gegen die eigene Liebe nicht über die wahrhaftigen Lippen. »Wie die Toten alle«, sprach Galsvintha feierlich und erhob sich.

Brunichildis erschrak, so tief ernst, so ruhig, so feierlich gereift klang das Wort: »Schwester,« rief sie, »welcher Wahn!«

»Kein Wahn, Wahrheit. Hast du vergessen, wie unsere liebe Mutter daheim, welche dich ohne Klage, mit Stolz, König Sigibert anvertraut hatte, auf den Tod erschrak, da sie hörte, ich – ich solle dich begleiten, um – vielleicht – zu werden, was ich Arme nun geworden bin? »Niemand seh' ich dich wieder,« schrie sie verzweiflungsvoll und rauhte das graue Haar. »Du steigst nicht in das Brautbett, – in das Grab. Totenkränze harren dein in Gallien!« – Sie tobte, sie erkrankte. – Wahr hat sie geredet. O Brunichildis, selige Frau! O wer so glücklich wäre wie du! – Aber ungeliebt, verschmäht, dem Geliebten zur Last! – O wenn du mich lieb hast, wünsche mir nicht das Leben, wünsche mir den Tod. Wie oft, wie heiß, wie flehend hab ich in diesen Tagen mir selber ihn gewünscht!«

»Nein, nicht den Tod wahrlich,« rief Brunichildis kraftvoll, »aber ein Ende wünsch' ich – und schaff' ich dir! – dieser Schmach, dieser herzverzehrenden Pein. – Drei Monde geb ich ihm noch Frist, dem Herrn Schwager. Nach drei Monden such' ich dich auf, mein holdes Schwesterlein. Und bist du dann noch so geknickt wie heute, – beim Leben unseres Vaters! dann soll dein Wunsch geschehen und ich zerhaue diese Ehe: muß es sein, – mit scharfem Schwert.«

»Drei Monate? – O Schwester, was wähnst du! – Horch! Die Hörner mahnen zum Aufbruch. Schritte auf dem Gang! Dein Gatte naht, dich abzuholen und – der König von Neustrien. Noch einen Kuß, den letzten, – den allerletzten, – Schwester Brunichild! – Grüße, o grüße noch die arme Mutter.«

Achtes Kapitel.

In den nächsten Tagen besserte sich merklich das Verhältnis der Neuvermählten.

Viele Stunden ritt Chilperich an der Seite des unschuldigen jungen Geschöpfes, neben ihrem Zelter oder, falls sie der Sattel ermüdete, neben ihrer offenen Sänfte. Es konnte nicht ausbleiben, daß der stille Reiz dieser sanften Natur, der ihn von Anbeginn gelockt, in solch traulichem Verkehr offener entfaltet, auf ihn zu wirken begann. Daß sie ihn liebte, wußte er längst: hatte er es doch von Anfang darauf angelegt, das unerfahrene Kind für sich einzunehmen.

Nun kitzelte es seine Eitelkeit, – es machte ihm wirkliches Vergnügen – zu beobachten, wie die scheue, knospenhaft streng in sich geschlossene Mädchenseele sich auf das ängstlichste bemühte, das süße Geheimnis ihrer Neigung vor ihm zu verbergen. Soviel Verwirrung holder Scham, – es war ihm ganz ergötzlich, sie zu betrachten. Aber recht wohl war ihm doch nicht dabei. »Es ist alles so kindisch oder kindlich an dieser ihrer Liebe, – lauter Duft und Mondschein. Ich bin von derberem Stoff und habe heißere Wünsche.«

Nach mehreren Tagen kamen sie in die Nähe von Limoges; diese Stadt wäre aber erst in tiefer Nacht zu erreichen gewesen; man beschloß daher, in einem König Guntchramn gehörigen Hof, Baniacus, der am Wege lag, zu übernachten; der gutmütige Beherrscher von Burgund stellte stets seine Paläste und Villen den Brüdern zur Verfügung, was der geizige Chilperich gern annahm, aber nicht erwiderte. Schon zwei Tage vorher war durch Vorreiter angesagt worden, daß das Königspaar hier übernachten werde. Die Sonne neigte zum Untergang, als der Zug der Reisenden sich jenem Hofe näherte.

Aber nicht geradeaus nach diesem Ziel der Reise, nach Norden, und auch nicht in den dunkelrot erglühenden Abendhimmel war Chilperichs Auge gerichtet. Unverwandt blickte er seitwärts, nach rechts, nach Osten, aus, wo eine sanfte Hügelkette ziemlich nah und der alten Römerstraße, auf der sie ritten, parallel sich hinzog. Er überhörte wiederholt Fragen der jungen Frau neben ihm. Diese richtete sich endlich neugierig in der Sänfte auf und blickte scharf in die gleiche Richtung. »Was ist dort so Schönes zu sehen, Herr König?« fragte sie. »Auf jenem Hügel? Jene weißen Häuser...-?« – »Sie gehören mir. Es ist ein recht angenehmer Aufenthalt, jener Hof.« – »Warum übernachten wir nicht dort, auf Eurem Eigen?« »Eh – ich versprach mich,« – er ward sehr rot und redete hastig: »Bis vor kurzem war jene Villa mein. Jetzt nicht mehr. Ich habe sie – verschenkt.«

»Schaut einmal dorthin, königlicher Herr,« sprach Prätextatus, sein Maultier näher heran spornend, »dort im Westen von Baniacus. Seht Ihr da das schmale turmartige Gemäuer?« – »Jawohl. Sieht aus wie die Cella eines Einsiedlers.« – »Ist es auch. Ein altes zerfallenes Oratorium; in dessen Trümmern hat sich vor kurzem, wie ein Steinkauz, ein Klausner eingenistet.« »Wie heißt er?« fragte Chilperich gleichgültig. – »Winnoch.« »Wie?« rief der König hastig und hielt sein Rotroß kurz an. »Der Kelte, der Britanne aus Vannes? Der Weissager, dem die Zukunft offen liegt wie eine aufgerollte Urkunde? Der Allwissener, wie ihn die Leute nennen?« – »Derselbe. Er weilte früher in der Nähe von Paris. Bischof Germanus hat ihn aber nicht geduldet dort.« – »Warum?« »Weil das Gerücht geht – und er konnte sich nicht gänzlich davon reinigen, – daß er die Zukunft weniger durch den Geist Gottes erkunde und durch Traumgesichte, wie die Heiligen und frommen Büsser nach langem Fasten und Kasteien, als vielmehr durch« – er stockte und bekreuzte sich. – »Nun, wodurch?« – »Durch Anrufung der Dämonen und allerlei Zaubermittel.« »Das wäre mir gleich!« rief Chilperich. »Wüßte ich nur, daß er wirklich die Zukunft schaut.« – »Daran ist kein Zweifel, Herr König. In unzähligen Fällen erfüllte sich sein Wort.« »So, so?« forschte Chilperich nachdenklich; er warf einen raschen Blick nach der fernen Cella. – »Und Bischof Ferreolus von Limoges denkt – leider! – wie Ihr: er schützt ihn, weil er selbst die Zukunft erforschen will, gleichviel durch wessen Hilfe, – was von einem Bischof traurig zu sagen ist.« »Was von einem Bischof gerade so gescheit ist wie von andern Menschen!« lachte Chilperich.

»Ihr redet Sünde, Herr König. – Wie gern befragte ich den Klausner – nicht um der Zukunft willen: die liegt in Gottes Hand, der ich mich längst ergeben. – Aber Winnoch weiß auch verborgene Dinge der Gegenwart. Und was gäb' ich darum, zu wissen...« – er seufzte. – »Nun, was erregt sogar Eure Neugierde, in dieser Welt, der Ihr, fast bei lebendigem Leibe schon ein Heiliger, habt abgesagt?« – »Nicht Neugier. Schwere brüderliche Sorge! Verschwunden ist, zu großem Kummer meines Vaters, mein Bruder Landerich. Spurlos verschwunden!« – »Seit wann?« – »Seit vorigem August.« – »So? – Seltsam! Gerade – auch – seit vorigem August?« meinte Chilperich; er warf einen Blick nach Osten, auf die Hügelvilla. – »Ich brauchte nur hinüberzureiten und dem Klausner, der leider sehr geldgierig und weltlich schlau sein soll, ein paar Goldstücke in die Hand zu drücken, – in einer Stunde wüßt' ich, wohin mein Bruder sich gewandt, ob er noch lebt. – Aber ich will meine, selbst des geliebten Vaters Beruhigung nicht den Dämonen zu danken haben.« »Archidiakon,« sagte Chilperich feierlich und laut. »Ihr denkt edel. – Aber dumm!« flüsterte er lachend vor sich hin, seinen schönen roten Bart streichend. –

»Seht, da sind wir gleich am Ziel! Schon eilen uns zur Begrüßung der Villicus und die Knechte und Mägde entgegen – ei, was für eine dralle Dirne da, die dritte.« – Er sprang vom Pferd und schritt, den weißbärtigen Villicus, der sich tief vor ihm verbeugte, unsanft zur Seite stoßend, auf die Magd zu. Plötzlich blieb er stehen und sah zurück nach der Sänfte, aus welcher Galsvintha ehrerbietig gehoben ward. »Ja so! Ich bin verheiratet! Und – zum erstenmal – im Ernst – im bittersten Ernst. Nur mit Einer! – Und die, die ist mir so verleidet von der Roten da drüben in der Villa, als wäre sie eine Braut aus Nebelgewölk. Beim roten Höllenwirt, das muß ein Ende nehmen: so oder so! – Vorwärts, ihr Schurken von Knechten! – Pflügt der Rosse! – Und, du, Weißbart, ein reichlich Mahl bitt' ich mir aus. Und höre, von Bruder Guntchramns allerbestem Wein! Es freut den guten Bruder, geht was drauf. – Wir wollen ihm, Herr Archidiakon, recht viele Freude machen.«

Die Villa bestand aus einer Mehrzahl von Gebäuden. Der Villicus hatte das stattlich eingerichtete Wohnhaus für die Aufnahme des Königspaares und seiner vornehmsten Begleiter zurüsten lassen: die erhebliche Menge von unfreien und freigelassenen Knechten und Mägden des Trosses wurde in den Wirtschaftsräumen untergebracht. Außer diesem zahlreichen Gefolge und neben den ständigen Bewohnern der Villa trieben sich an diesem Abend auf dem geräumigen Platz vor dem säulengetragenen Hauptgebäude noch gar viele Leute aus der Nachbarschaft umher: Männer, Weiber, Kinder, welche die Neugier herangezogen hatte, das königliche Paar und dessen glänzenden Aufzug zu mustern, auch wohl anzubetteln: denn eine neu vermählte Frau durfte nach dem Glauben der Zeit keine erbetene Gabe weigern. Ungeduldig drängte sich die Menge vor dem Hause während des Mahles, das die Reisenden in dem inneren Hof einnahmen; allerlei Rufe und Bitten klangen bis zu ihnen.

»Was will das Gesindel?« fragte Chilperich, den letzten Becher hinunterstürzend. »Jagt die Hunde in den Haufen!« »Herr,« bat der Villicus, »zürnet nicht den guten Leuten. Sie haben sich Eures und zumal Eurer holdseligen Frau Königin Anblicks noch nicht ersättigt. Auch sind viel Arme darunter, die ... –« »Wenn es Euch genehm wäre, Herr König,« sagte Galsvintha mit sanfter schüchterner Stimme, »ich möchte wohl den Dürftigen spenden.«

»Es sei! Gehen wir! Der Wein ist sehr stark. Es ist genug!« Er sprang auf und schritt mit der Königin und den Tafelgenossen aus dem Hause auf die Freitreppe, welche mit mehreren Stufen auf den Vorplatz führte. »Heil! Heil König Chilperich! Heil dem Merowing! Heil unserer jungen Königin, der schönen Herrin!« scholl es dem Paar entgegen in fränkischer und in vulgär-lateinischer Sprache. Und schon drängten die Bittenden die Stufen hinauf. »Gebet, gebet, gute Königin! Spendet, holde Frau!« Galsvintha griff in ein ledernes Täschlein, das ihr eine gotische Freigelassene hinhielt, und streute Kupfer- und Silbermünzen unter die Menge. »Danke, Frau Königin!« rief eine junge Frau, die einen Säugling an der Brust trug. »Wie Ihr mir meine Bitte erfülltet, so mögen die Heiligen Euch erfüllen Euren geheimsten, süßesten Wunsch!« »Was mag sie meinen?« fragte Galsvintha ihren Gemahl.

»O süße Unschuld!« fuhr die Frau fort, welche die Frage vernommen. – »Das war wirklich nicht Verstellung! Welch reine, kindliche Frau habt Ihr Euch da genommen, Herr König! Nun, vor Jahresfrist, mögt Ihr an die Brust drücken, schöne Königin, einen Sohn, stark wie diesen da, den meinen!«

Über und über errötete das bleiche Kind. Das ließ ihr sehr wohl. Die letzten Tage, stets in der warmen Maienluft verbracht, hatten auf ihre bleichen Wangen ohnehin bereits etwas Farbe gezaubert und wie sie nun, in reizender Verwirrung der Scham, die langen, langen Wimpern gesenkt, das Köpflein gegen den knospenden Busen niederbeugte, dem suchenden Blick des Königs ausweichend, während ihr wunderschönes, seidenweiches und silberhelles Haar in zwei reichen Wellen vorn über ihre Schultern wogte, bot sie eine holdselige Schau. Chilperich, ein begabter und viel geübter Kenner aller Art von Weibesschöne, blieb nicht unberührt von diesem Reiz: er ließ mit Wohlgefallen, mit einem Anflug von Stolz, daß die Leute das ihm vermählte Königskind bewundern mußten, die Augen auf der rührenden Gestalt ruhen, trat einen Schritt näher und streichelte freundlich vor allem Volk ihr schön gewölbtes Haupt, das weiche Haar und die liebliche, nur allzuschmale Wange. Noch tiefer errötete Galsvintha: – vor all' den Leuten! – Nie hatte er sie so zärtlich berührt! Und sie fühlte, obwohl sie die Augen eifrigst gesenkt hielt, seinen heißen Blick hingleiten über ihre Gestalt.

Dem Volke, das die holde, so gar nicht hochfärtige junge Königsfrau rasch liebgewonnen hatte, gefiel diese eheliche Zärtlichkeit: die Leute hätten es gern gesehen, wenn er sie geküßt hätte. Laute Heilrufe stiegen in die Luft. Aber als sie verhallt waren, schlug an des Königs Ohr ein halblautes Wort: »Werde nicht zu zärtlich, Chilperich, liebst du dein Leben.«

Betroffen fuhr der König einen Schritt zurück: – scharf spähte er in die Menge, in die Richtung der geflüsterten Worte: – aber da wogten zu viele Köpfe von Frauen und Männern durcheinander, keine einzelne Gestalt war auszuscheiden in dem Gedränge. Mit verfinsteter Miene nahm er Galsvintha an der Hand und trat mit ihr in das Haus zurück; die Menge draußen begann nun sich zu verteilen und zu entfernen. Galsvintha ward von der Frau des Villicus gebeten, sich den kleinen Blumengarten hinter dem Haus anzusehen: sie nickte freundlich und folgte.

»Wo hast du mein Lager gewählt?« fragte Chilperich den Villicus. »Dort, in jenem Gang ist das bräutliche Gemach, Herr König. Ich hoffe, Ihr werdet beide zufrieden sein. Mit Blumenkränzen haben meine Töchter die beiden Ruhebetten aneinandergeknüpft. Sehet nur selbst.«

Er stieß die Thüre auf: das sehr schmale Gelaß bot außer den beiden über und über mit Blumen beschütteten Lagern fast gar keinen Raum; eine Ampel, die von der niederen Decke herabhing, war bereits angezündet und verbreitete ein mattes, gedämpftes Licht. Zu Häupten des Doppellagers hing an einem starken, weit vorspringenden Eisenhaken, der die Gestalt eines Greifen trug, an einer zierlichen Kette, ein weites Bronzebecken für geweihtes Wasser.

Zögernd blieb Chilperich auf der Schwelle stehen; er schien zu überlegen. – »Es wäre das erste Mal,« murmelte er. – »Hast du kein anderes Gelaß?« fragte er dann. – »Keines, das sich so eignete; nur Vorhänge schließen die Eingänge der andern. Die scheue junge Frau! – Seht, diese Thür hat innen einen Riegel. Ich wüßte hier keinen andern Raum für solch ein Paar.«

»Dummes Gerede!« schalt Chilperich. – »Aber – vielleicht ist es ein Wink der Heiligen. – Nun, die Kleine wird staunen über meine Schlafgesellschaft! – Ah, da bist du, meine holde Königin. – Tritt hier ein: hier wirst du heute Nacht ruhen.« – Sie trat auf

die Schwelle – – und bebte leise zurück. »Nur hinein, mein Täubchen! – Ich – ich reite noch ein wenig aus. – Du aber« – hier neigte er sich und ganz leise flüsterte er in ihr Ohr – »du riegle mir auf, wann ich poche.«

Neuntes Kapitel.

Draußen auf dem Vorplatz bestieg alsbald der König ein Pferd, das ihm der Villicus empfohlen.

»Ich muß den heißen Wein in meinem Kopf noch kühlen in der Abendluft,« rief er. Laß einen Knecht des Hofes mir folgen, der die Wege, die Nachbarschaft kennt.« – »Wohin?« – »Ich weiß es selbst noch nicht, Herr Archidiakon! Nur ins Freie. – Vorwärts, mein Rößlein!« Und damit sprengte er aus dem Thor des hölzernen Gatterwerks, das den ganzen zu den Gebäuden der Villa gehörigen Hofraum umfaßte. – In gemessener Entfernung folgte ihm ein berittener Knecht.

Er hatte nicht gelogen mit den Worten, er wisse selbst noch nicht, wohin? Aber daß er nur zwischen zwei Zielen seines Rittes schwanke, das zu verraten hatte er nicht nötig gefunden.

Eine gute Strecke führte nur der eine Weg von dem Hofe weg, ohne Abbiegung. Nach kurzer Frist wilden Jagens zog der König den Zügel an und ließ das Pferd im Schritt gehen; er nahm den breitrandigen Reisehut von Filz ab, steckte ihn in den Schwertgürtel und wischte sich die Stirne.

»Heiß, Heiß! Im ganzen Leibe! Es ist nicht nur der Wein! Es ist das wilde Blut. – Wir haben ja den Arzt im Gefolge, den Griechen. – Ob ich mir heut' noch eine Ader schlagen lasse? – Bah, freut mich wenig. – Und allüberall her von den Wiesen, aus den Büschen dringen Wohlgerüche stark duftender Blumen auf mich ein: – betäubend, berauschend, wollustschwül! Und diese Nachtigall mit ihrem brünstig heißen, buhlerisch lockenden Schlag! Diese Töne, die langgezogenen, schmelzenden – sie machen mich ganz toll! Wohin? Wohin will ich denn eigentlich? – Da drüben,« er wandte sich leicht im Sattel zur Seite, »da droben auf dem Hügel winkt die Amica: – ich meine die Villa. – He du, Schneckenreiter, komm' mal heran. Wem gehört die Villa da drüben?«

»Man sagt, seit acht Tagen einer sehr schönen Frau.« – »Kennst du sie?« – »Nein, niemand kennt sie; sie war noch nie auf unserem Hof.« – »Wie weit ist's von hier nach der Villa da oben?«

»Nicht eine halbe Stunde, und wie *Ihr* reitet, Herr König, kaum eine Viertelstunde.« – »In einer Viertelstunde,« flüsterte er zu sich selber, »könnte ich in ihren Armen liegen, ihre wilden Küsse pflücken. Und mir wäre wohl, – selig! – Warum soll ich nicht? Bin ich nicht König? – Dort, linkshin zieht sich der Weg. – Ich will –!« Da scheute sein Roß und sprang mit mächtigem Satz nach rechts zur Seite; beinahe wäre der Reiter aus dem Sattel geflogen. Ein zorniger Faustschlag zwischen die Ohren züchtigte das schnaubende Tier. »Was hat die Bestie?« schrie er den Knecht an, der eilig herzusprengte. »Das Roß scheute.« – »Ja, das hab' ich gespürt, Esel. Aber wovor?«

»Wohl vor jenem Bildstock an dem Scheideweg; es ist eine Gestalt von Holz, ein Heiliger darauf geschnitzt, den wir hier im Gau sehr hoch verehren.«

»Welcher?« fragte Chilperich unwirsch. »Sankt Polyeuktus, der Rächer des Meineids,« sagte der Mann leise bebend. Chilperich erschrak. »Eine Warnung? Eine Mahnung des Himmels an den Eid? Bah, es geschehen wohl nicht ganz so viele Mirakel als mein Bruder Guntchramn glaubt. Weil ein dummer Bauerngaul vor einem Wegkreuz einen Sprung macht, soll ich nicht – –? Aber freilich! Das andre Ziel lockt auch! – Denn wer die Zukunft weiß, – der kann all' seine Feinde schlagen, seine Pläne danach bauen. Halt, wir wollen's davon abhängig machen, was näher ist. Das soll ein Wink der Heiligen sein. – Sage du, wo geht der Weg von hier ab zu dem Hause des heiligen Winnoch?« – »Da, rechts neben Euch, biegt der Weg in die Wiese.« – »Und wieweit ist's dorthin?« – »Genau so weit wie nach Villa Amica, Herr.«

»Lieber Gott, sind deine Heiligen eigensinnig,« rief er, das Roß anhaltend. »Ja, wenn die nicht wollen, dann mucksen sie nicht! – Und sonst sind sie oft recht aufdringlich mit ihren Warnungen. – Jetzt bin ich so weise wie zuvor. Nun, wenn der Himmel schweigt, so mag die Hölle reden. Zwar hat's Prätextatus auf der Reise streng verboten, als er mich das alte heidnische Loswerfen üben sah (– ob ich den diebischen Pferde knecht köpfen oder hängen solle –?), aber der Tugendschwätzer ist ja nicht da. – Also!« – Er nahm aus der Gürteltasche ein Goldstück. »Bild oder Spruch! Der Spruch bedeutet des Heiligen Sprüche, das Bild bedeutet das schöne Gundelchen. Nun flieg' und falle.« – Er legte die Zügel auf des Pferdes Hals, warf mit der Rechten die Münze in die Luft und fing sie mit der Linken. Es war schon ziemlich dunkel, doch konnte er deutlich erkennen, daß die Spruchseite oben lag. »Verdammt!« brummte er. – »Ich glaub', ich sehe schlecht. – Komm her, du Kerl. – Sprich! Siehst du, wie ich's wünsche, so ist das Goldstück dein. – Sag: siehst du da ein Bild oder einen Spruch –?« – »Einen Spruch, ohne Zweifel, Herr König.« »Du bist ein Schaf!« schrie der König zornig. »Der Höllenwirt hole sich die Münze!« Und er warf sie weit von sich. – »Armes Gundelchen! Du hast Unglück. – Und ich noch mehr! – Nun denn, im Namen aller Teufel – zu dem Heiligen!« – Und er gab dem Roß den Sporen und sausend sprengte er davon auf dem Seitenweg nach rechts. –

Eine halbe Stunde später war der König bereits im tiefsten Gespräch mit dem Reclusus; den Knecht hatte er außerhalb des schmalen Gemäuers gelassen.

»Sagt aber doch, heiliger Vater oder Bruder, – – denn Ihr seid noch ziemlich jung! – ja Jugend schützt im Reich der frommen Franken nicht vor der Heiligkeit! – Warum habt Ihr mich denn anfangs nicht hereinlassen wollen? Mußte erst lange bitten, bis Ihr aus Eurem Turme die schmale Leiter herabließet, auf der allein man zu Euch, wie in einen Taubenschlag, hinaufklettern kann. Wäre schier hinuntergefallen.«

»Der Weg ins Himmelreich ist schmal und steil, mein Sohn,« näselte der Einsiedler. »Nun, ich hoffe, ist man aber oben, dann ist's da beim lieben Gott hübscher als bei dir. Sonst danke ich für die Herberge! – Also, warum hast du mich nicht einlassen wollen? Bei dir ist doch nichts zu rauben?« – Er sah sich um in der schmalen Zelle, die ringsum nur die nackten Ziegelsteine wies und einen irdenen Krug mit Wasser. »Freilich nicht, freilich nicht! Wasser und Wurzeln, Wurzeln und Wasser.« – »Höre, das bekommt dir aber gut. Der Kienspan giebt zwar mehr Qualm als Licht. Aber ich sehe doch: deine Wangen sind voll und deine Nase ist rot. – Warum ließt du mich solange harren?«

»Herr, – es ist Nacht. Ich war versunken im Gebet.« – »So? – Es klang täuschend wie Schnarchen. – Du sahst ganz verschlafen aus deinen verschmitzten, grünen Augen.

Übrigens, diese Augen sehen allerdings so listig aus, als könnten sie, was die Weissagung betrifft, durch ein dickes Brett gucken.« Der Klausner schmunzelte geschmeichelt: »Muß auch sein! Die Zukunft ist dicker verhüllt als mit Bretterverschlägen. Euer Bitten hätte Euch auch den Eingang nicht verschafft: aber daß Ihr gleich ein paar Goldsolidi in die Turmluke warft, das gefiel mir.«

»Was thut Ihr mit Geld? Dürft es ja doch nicht behalten!« – »Freilich nicht, freilich nicht,« eiferte Winnoch. »Habe nichts zu eigen als diese Kutte aus Kamelhaar, diesen Strick um die Lenden, jenen Wasserkrug und einen Stab. Aber die Armen in der Nähe – die brauchen gar viel! – Und als Ihr dann beifüget: ›höre, Kerl, ich bin König Chilperich, der Merowing, und läßt du mich nicht ein, so laß ich dich schinden und pfählen‹, – und als Ihr das beschwört mit so gotteslästerlichem Fluch – da erkannt ich Euch gleich.«

Der König lachte. »Sahst du mich denn schon?«

»Oh ja, Herr! Ich hab' Euch fluchen gehört und gesehen, wie Ihr pfählen ließt, als Ihr Reims überfallen hattet und die Bürger Euch nicht huldigen wollten, sondern an Herrn Sigibert festhielten.«

»Die Hunde! Nie vergeß ich's ihnen! – Nun gib acht. In der Villa haben sie mir erzählt, dein Hauptkunststück sei: dein Besucher denkt sich einen Menschen, nennt ihn dir nicht, du legst dem Fragenden die Hand auf die Augen und sagst dann, was dieser ungenannte Mensch dem Fragenden in der Zukunft an Glück oder Unglück bedeuten wird. Ist das so?« – »So ist's. Und ist noch immer eingetroffen. Aber –« – »Was aber?« – »Das ist mein allerschwerstes Stück! Das kostet viel Lebenskraft! Und soviel Fasten! Und Beten und Geißeln und Anschreien der Heiligen. Sind oft gar taub und eigensinnig.« – »Ja, das weiß Gott. – Aber höre, Freundchen, du sollst deine Wissenschaft weniger von den Heiligen beziehen als von dem da unten.« – Er stieß mit dem Fuß auf die Ziegel: ein Stein gab nach und senkte sich in die Tiefe. »Was Teufel,« rief Chilperich, »der Boden ist ja hohl! Und was steigt da für ein starker Schmack auf? Das ist ja Wein! Bei Sankt Martinus! Ein halb offener Schlauch, – da rinnt es aus ... – und zwei Becher. Ei, frommer Klausner!« – »Herr König, schweig! – wißt Ihr nicht, daß man zum heiligen Sakrament des Weines bedarf?« – »Wohl – aber gleich soviel! Und so feurigen! Gib mir einen Schluck. Der Ritt machte wieder durstig.« – »Vergebt: – er ist schon geweiht und gesegnet!«

»Ich bin auch geweiht und gesegnet, als König. Wenn er nur nicht getauft ist! Her damit! So –! Nun fangen wir an. Trink' aus.« – »Gemach, Herr König! Die Goldstücke waren nur für den Eintritt. Für die Weissagung bedarf's besondern Vergelts!« – »Du bist vielleicht gut in der Not, aber jedenfalls teuer im Handel, wie mein Ahn, Herr Chlodovech, von Sankt Martinus sagte. Was verlangst du? Mehr Gold?«

»Nein, Herr! Auch sollt Ihr mir nur noch schenken, wenn Ihr mit meinem Spruch zufrieden seid. Dann aber nicht Gold: – ich darf gar nicht viel zeigen, sonst ... –«

»Glauben dir die Leute deine andern Gelübde auch nicht,« lachte Chilperich, sich wieder einschenkend. »Höre, dein Wein ist besser, als der König Guntchramns.«

»Doch nicht, o Herr. Es ist derselbe, den sie dir in Baniacus vorsetzten. Aber – ich verstehe ihn besser zu behandeln. Denn für den frommen Zweck kann der Saft gar nicht kostbar genug sein. – Kurz, seid Ihr zufrieden mit meinen Worten, sollt Ihr mir einen Weinberg schenken, an der Rhone, in bester Lage: – natürlich für meine Armen.«

– »Höre, du bist frech, frommer Bruder. Aber es sei darum. Nun paß auf: – ich denke mir ... –« Verzeiht, Herr König, – nur eins muß ich wissen: ist's ein Männlein oder ein Weiblein?« – »Ein Weiblein ist's.« »Aha,« lächelte der Einsiedler. Jetzt weiß ich's schon,« sagte er zu sich selber. »Wenige Tage vermählt! – Laßt Euch übrigens danken, Herr König,« sprach er nun laut, »daß Ihr, um meine Weissagung zu hören, sogar auf Eurer Hochzeitsfahrt Euch zu mir bemüht.« Damit bekreuzte er seine rechte Hand dreimal mit seiner Linken und legte dann deren innere Fläche auf des Königs heiße Stirn. »Sage, werde ich sie bald wiedersehen?« – »Gewiß! Wenn nicht noch heute nacht: – morgen.« »Ei, das trifft zu,« lachte der König. Und zu sich selber sagte er: »ich hatte es beschlossen. – Wird sie mir Glück bringen oder Unglück?« – »Sie *hat* Euch bereits die süßesten Stunden Eures ganzen Lebens gebracht: – unvergleichbar allen andern Lebenswonnen, die Ihr je genossen, stehen diese Stunden in Euerem Erinnern.« – »Weiß Gott! Der Mann spricht wahr!« – »Und Glück, heißes Glück wird sie Euch bringen immer aufs neue. Solang Ihr an ihr festhaltet, wird Euer Stern steigen, solange Ihr *ihr* klugen Rat Euch holet, werdet Ihr siegen über Eure Feinde. Wie Ihr denn nie eines andern Weibes Rede so gerne gelauscht habt.« – »Das ist alles richtig.« »Es gefällt ihm – er ist *sehr* verliebt: also kühn weiter!« sagte der Klausner zu sich selbst. »Schon trägt sie von Eurer Liebe ein kostbar Pfand unter dem Herzen.« – »Auch das weiß er! Sage: wird's ein Sohn?«

»Jawohl, mein König. Einen Sohn wird sie Euch bringen. Und dieser Sohn wird all' Eure andern Söhne überleben.« – »So? Das ist ... –!« – »Diese Söhne lieben Euch nicht sehr.« – »Ich sie auch nicht, bei Gott! Aber – das Reich – die Erben meiner Macht?« – »Merket auf! Der Sohn, den *sie* Euch bringt, wird nicht nur *Eure* anderen Söhne überleben, – er wird auch die Söhne Eurer beiden Brüder überleben.« »Wie? Welche Freude!« schrie der König. – »Und er wird alle drei Reiche der Franken vereinigen unter seinem Scepter, nachdem Ihr im höchsten Greisenalter – achtundneunzig Jahre geb' ich Euch ... –« – »Das ist recht! Hundert wären mir noch lieber!« – »Friedlich auf Eurem Bett entschlafen seid: – nicht Mörderdolch, nicht Feindesschwert wird je Euer königlich Blut verspritzen.« – »Das höre ich *sehr* gern.« – »Nachdem Ihr, fast hundert Jahre alt, selig im Herrn entschlafen, wird dieser Euer Sohn, *ihr* Sohn ruhmvoll herrschen über Rheims und Soissons und Orléans, von dem Rheinstrand bis an die Pyrenäen, geleitet von dem klugen, von dem unvergleichlich überlegenen Geist seiner Mutter –«

»*Fredigundis!*« rief der König. »Klausner, der Weinberg ist dein. Und dies dazu.« Er warf eine ganze Handvoll Goldstücke klingend auf den Ziegelboden. »Heil Fredigundis! Mit dem Morgenrot bin ich bei ihr.«

Und schon hatte er sich zu der Mauerluke, die als Fenster und Thüre zugleich diente, hinausgeschwungen, rasch wie ein Marder glitt er die Leiter hinab; gleich darauf hörte ihn Winnoch eilig davonsprengen.

Verblüfft zog er die Leiter herauf. »Fredigundis?« sagte er langsam. »Nicht Galsvintha? – Nun, mir kann's gleich sein. – Der Weinberg ist mir sicher.«

Mit wild erregten Sinnen jagte Chilperich durch die Nacht. Kaum konnte der Knecht ihm folgen.

»'s ist wahr! – 's ist alles wahr!« raunte der König. »Soviel hat der Pfaff richtig gesagt, was schon vergangen oder was gegenwärtig ist und was ihm nur Engel oder Teufel zugetragen haben können, – warum soll nicht wahr sein, was er von der Zukunft sagt? Bestärkt doch mein Herz mit heißen Schlägen jedes seiner Worte. Keins von all' den vielen Weibern hat mich je so fest gebunden, weil so heiß beglückt. Und nicht nur mein Blut! Es ist ja wahr! Ihr Geist, ihr Verstand! Alle Frauen überragt sie darin, die ich je gesehen. Sie hat viel Ähnlichkeit mit – nun, mit mir selbst. Ja, sie ist gescheiter, listiger, erfindungsreicher und – und kühner als ich. Ein Sohn von ihr! Erbe ihrer Art, meiner Art und Erbe von allen drei Reichen! Wie konnt' ich sie nur verstoßen! Ja, ja! Zu ihr, zu ihr allein zieht es mich! Zwingt es mich! – Und nun diese verfluchte Ehe! Eine Ehe, die ich *halten* soll! – Es ist nicht zu tragen! – O wär ich ihrer doch ledig, dieser Seufzerprinzessin! – Und nun heute nacht – jetzt – in dieser Erregung – ganz erfüllt von Fredigundens feuerheißem Reiz, in Einem Gemach neben diesem Kinde schlafen! – Das ist wie Wahnsinn! – Und doch! – Ob sie schon schläft?«

Er sprang ab am Thor der Villa, die sonst in tiefstem Schweigen lag; nur ein angebundener Hofhund tobte an seiner Kette, zerrte und riß daran und bellte wütend: – aber nicht gegen die beiden Reiter, nach anderer Richtung hin, wo ein kleines Pförtlein in dem Zaun in die Wiesen führte. Der Villicus kam auf den Ruf des Knechtes aus dem Nebenhaus mit einer Fackel, beruhigte mit Mühe das Tier und empfing ehrerbietig den König. »Es schläft schon alles bei Euch?« fragte dieser, in das Haus schreitend. »Schon lang, Herr; Eure Begleiter sind müde von der Reise.« Und er leuchtete mit der Fackel über die Schwelle.

»Bleib nur! – Laß nur! Ich sehe genug! In der Mauernische des Ganges brennt ja ein Öllämpchen. Ich weiß ja. Die dritte Thür ist's in diesem Gang.« Der Alte blieb gehorsam stehen und leuchtete nur mit der Fackel weit vor in den Gang; da ward es nun ziemlich hell; doch stolperte der König über etwas Weiches auf dem Estrich; er bückte sich mit einem leisen Fluch und stieß das Hindernis zur Seite – es war ein Schuh –; noch ein paar Schritte; er stand vor der Thür des Schlafgemaches.

Der Alte verschwand nun mit seiner Fackel. Eine seltsame Scheu hielt ihn ab von dem Gelaß, in welchem das keusche Kind schlummerte, das er soeben erst – unter heißen Gedanken an eine andere – verwünscht hatte. Durfte er diesen Schlummer stören? Er wollte umkehren, dem Villicus befehlen, ihm ein anderes ... – aber der Alte ging schon über den Hof. »Ach was,« sagte der Merowing, »was für eine thörichte Scheu! Dumme Schwäche! Wie ein Mönch! – Sie muß ganz lieblich aussehen im Schlaf, von ihrem langen, weißen Haare zugedeckt –.«

Er pochte. Er lauschte. Er pochte stärker – er drückte auf das Schloß – die Thür ging auf. »Nicht eingeriegelt hat sie sich?« Er trat über die Schwelle, blickte auf das Bett; es war leer: aber die Decken, die Kissen lagen zerwühlt, durcheinandergeworfen: – er sah umher in dem schmalen Raum: die Ampel gab nur trüben Dämmerchein: – er sah zu Häupten des Bettes – da stieß er einen gellenden Schrei aus: denn an dem Eisenhaken der Wand hing neben dem zurückgeschobenen Vorhang eine schlanke, weiße Gestalt, – regungslos; »Galsvintha!« schrie er nun und sprang darauf zu: »Tot! – Erhängt! Sie hat sich selbst getötet!«

Zehntes Kapitel.

Die Schreckensrufe des Königs, weithin durch die Gänge schallend, weckten das Haus.

Sofort stürzten die Reisegeossen und die Leute der Villa herzu. Chilperich selbst hatte mit raschem Hieb des Kurzschwertes das Band zerschnitten, das der Unseligen Kehle zusammenschnürte – es war ihr eigener breiter, seidener Gürtel – und die leichte Last auf das zerwühlte Ruhebett gelegt. »Ich fand sie schon tot, Archidiakon!« rief er dem verstört Eintretenden entgegen. »Welches Glück, daß der Knecht und der Villicus bezeugen müssen, ich war fern vom Hause, wie's geschah. Ihre Schwester wäre im stande ...!« – »Nicht doch, Herr König.«

»Selbstmord! Es ist schrecklich! Aber sie hat wiederholt sich den Tod gewünscht in diesen Tagen.« – »Kein Wunder,« sprach Prätexatus zu sich selbst. »Den Tod gewünscht? Das mag sein! Aber sich selbst den Tod gegeben? – Das glaub' ich nicht von Königin Galsvintha! Sie war sehr fromm. – Übrigens, ist sie denn unrettbar tot?« – »Ja, freilich, ja,« rief Chilperich hastig. »Nicht wahr, Grieche? Hier ist all' deine Kunst ohnmächtig?« »O Herr,« klagte dieser, ein alter Mann, welcher die beiden Königstöchter aus Toledo nach dem Frankenreich begleitet und auf Wunsch Brunichildens in Marseille sich der jüngern Schwester angeschlossen hatte. Die Thränen liefen ihm in den grauen Bart. »Meine Kunst kann manchmal Lebenden helfen, aber Tote auferwecken kann nur Gott der Herr. Meine arme Herrin ist tot! Noch ist der zarte Leib ganz warm: aber das Herz steht still: das Auge ist gebrochen; am jüngsten Tage wird sie es wieder aufschlagen und den verklagen, der da schuldig dieser grausen That.«

»Also sich selbst!« – »Nein, Herr! Dieses gute Kind, das ich von seinen ersten Atemzügen an kannte und liebte, hat nicht selbst Hand an sich gelegt. Sie ist erwürgt, erdrosselt worden!« – »Wie wagst du, so was zu behaupten?« – »Weil ich's beweisen kann. Sieh her, oh König von Neustrien! Das Bett ist zerwühlt, hier ward gerungen: – und nicht der Gürtel, den dein rasches Schwert zerschnitt, hat sie getötet: sie ward erwürgt mit ihrem eignen Haar. Schau – hier, – dicht unter dem Halse zieht sich noch ein Strähn dieses ihres Haares hin, fest zusammengezogen, tief einschneidend in das zarte Fleisch. – Die andern Strähne haben die Mörder nach dem Mord aufgelöst – diesen zu entknoten, vermochten sie wohl nicht in der Eile. Oder sie haben im Halbdunkel den schmalen Streifen übersehen. Sieh, diese tief eingeschnittenen, schmalen, haarscharfen Furchen: – nicht der breite Gürtel konnte sie bewirken. Die Mörder haben die bereits Tote mit deren Gürtel an jenen Wandhaken gehängt, wohl um den Schein des Selbstmordes zu erzielen. Mit dem eignen Haar *kann* sich kaum ein Weib selbst erwürgen.« »Wohl aber kann ein anderer sie so töten?« fragte Prätexatus. – »Oh ja! Oder – leichter – mehrere.« – »Unsinn!« schalt Chilperich. »Wem hätte sie was zuleide gethan im ganzen Frankenreich? Sie war sanft und gütig.« – »Wer hätte ihr den Tod wünschen sollen?« – so wollte er sagen. Aber er gedachte seiner eigenen wilden Wünsche während seines letzten Rittes – – und er schwieg. – »Strengste, genaueste Untersuchung!« gebot er, von neuem anhebend. »Ob Selbstmord oder Mord – es muß heraus! Ei, wird Frau Brunichildis toben! Und Bruder Ungestüm! – Wahrlich, froh bin ich, – ich muß es nochmal sagen! – daß ich Zeugen meiner Abwesenheit habe. Denn – der Verdacht! – ich – denn freilich – ich war nicht sehr glücklich in dieser kurzen

Ehe. Und die Schmerzwut, die Rachsucht vielmehr, einer Schwester, wie diese Brunichildis! – Archidiakon, helft mir die Untersuchung leiten.«

Ein Paar auffallende Thatsachen zwar fand man, aber sichere Schlüsse ließen sich nicht daraus ziehen.

Wollte man Mord annehmen, so mußten die Verbrecher durch die Thüre eingedrungen sein. Das Gemach hatte nur diesen Einen Eingang und kein Fenster, das Tageslicht fiel von oben ein durch mehrere höchstens handbreite Öffnungen; das kleine Gelaß war nicht bestimmt, bei Tag bewohnt zu werden. Schloß und Riegel waren unversehrt. Die Unglückliche mußte den Mördern selbst geöffnet haben; eine gotische Freigelassene, die sie, nachdem der König abgeritten war, entkleidet hatte, war bereit, zu beschwören, daß ihre Herrin hinter ihr die Thüre nicht nur in das Schloß gedrückt, sondern den Riegel vorgeschoben habe. »Denn die Königin war sehr scheu und furchtsam, seit sie das Gotenreich verlassen,« schloß die Magd; »sie sagte mir, als ich sie entkleidete, sie freue sich des starken Eisenriegels und ganz deutlich hörte ich, wie sie ihn in die eiserne Öse schob, als sie die Thüre hinter mir geschlossen hatte.«

Die Aussage dieser Freigelassenen war auch sonst noch die wichtigste. Sie berichtete, etwa eine halbe Stunde, bevor der Mordschrei durch das Haus dröhnte, habe sie, die in einem Gemache des Parallelganges schlief, ein leises Rufen oder Wimmern zu vernehmen geglaubt, das aus dem Brautgemach zu kommen schien. Sie habe rasch einen Mantel umgeworfen und sei hinzugeeilt, um nachzusehen, ob die Königin ihr rufe. Aber da sei alles wieder still gewesen. Als sie gleichwohl noch um die Ecke des Ganges geblickt, in welchem das Brautgemach lag, sei ihr von dem Gemache her eine gleich ihr selbst in einen Mantel gehüllte Magd des Hauses entgegengetreten, die ganz leise, vielleicht barfuß, ging und ihr, den Finger auf den Mund legend, Schweigen bedeutet habe, mit der andern Hand winkend, die Herrin schlafe schon wieder; das Gesicht sei fast ganz von der Mantelkapuze bedeckt gewesen.

Auf die Frage des Villicus, woher sie wisse, daß dieses Weib eine Magd der Villa, erwiderte die Gotin sofort, sie habe dieselbe unter den Mägden der Villa im Laufe des Abends bereits in der Nähe des Königshauses gesehen. Sofort wurden alle weiblichen Angehörigen der Villa ihr vorgeführt: sie meinte, bald in der einen, bald in der andern eine gewisse Ähnlichkeit zu finden mit dem jungen hübschen Weibe. Allein der Villicus wies nach, daß alle diese die ganze Nacht in dem Frauenhause des Hofes verbracht hatten, das er selbst abgeschlossen hatte. Er erinnerte nun, daß sich im Laufe des Abends noch viele fremde Gäste, Männer und Weiber, um das Haus versammelt und unter das Gesinde gemischt hätten; leicht könne die Gotin eine Fremde für eine Magd der Villa gehalten haben. Die Freigelassene gab denn auch zu, letzteres habe sie nur daraus geschlossen, daß sie das gleiche Weib mitten in der Nacht in dem Gange getroffen. –

Ob aber dieses Weib die Thäterin war? Dann hätte dieselbe pochen und die Königin selbst ihr öffnen müssen, in dem Glauben, ihr Gatte stehe vor der Thüre: dann wäre sie also nicht im Schlaf überfallen und überwältigt, sondern nicht ohne Gegenwehr erwürgt worden, worauf auch die durcheinander geworfenen Decken und Kissen des einen Lagers hinwiesen: das des Königs war unberührt. – Der Schuh, über welchen der König gestrauchelt, war, auf den rechten Fuß zugeschnitten, ein Bastschuh, wie ihn die Bäuerinnen des Gaus im Sommer allgemein zu tragen pflegten. –

Der Villicus dachte an Raubmord. Er sagte, er habe unter den Fremden in der Menge zwei schlimme Burschen bemerkt und sofort aus dem Hofe fortgewiesen, herumziehende Händler, die, von Hof zu Hof wandernd, allerlei Kleinkram feil hielten; sie waren vor Jahren schon einmal wegen Straßenraubes bestraft und gebrandmarkt worden; nur zögernd, finstere Blicke auf den reichen Glanz des königlichen Aufzugs werfend, hätten sie sich entfernt. Und ganz sicher ward er seiner Sache, als sich herausstellte, daß die goldnen breiten Armreife und ein reich mit Edelsteinen besetztes Busenkreuz, das die treue Freigelassene der Herrin abgenommen und auf einen Marmortisch gelegt hatte, fehlten. Während bei dem Scheine vieler Fackeln das ganze kleine Gelaß nach den fehlenden Stücken durchsucht wurde, bückte sich auch Prätextatus und griff unter das fast ganz auf dem Estrich aufstehende Gestell des Lagers. Mit einem leisen, halb unterdrückten Schrei zog er die Hand rasch wieder hervor und barg sie in dem Busen seiner Stola.

»Ihr habt Euch wohl die Hand verletzt?« fragte Chilperich. »Auch mir ging es so. Die Spalte zwischen Bett und Boden ist so eng. – Nun also,« schloß er, aufatmend, »nicht Selbstmord, sondern Raubmord. – Schrecklich! Aber doch ist mir's viel, viel lieber! – Nun kann die Frau Königin von Austrasien beim besten Willen nicht sagen, ich sei – auch nur mittelbar – an diesem Unglück schuld. – Verlassen wir die Stätte des Grausens. – Laß die Spur jener Räuber eifrig verfolgen, Villicus. – Kommt alle, folgt mir! Was wollt Ihr noch hier, Archidiakon?« – »Beten bei dieser Leiche. Für die Tote. – Und, – dringender noch! – für die Lebendigen.« –

Der König hatte bereits befohlen, ihm ein Roß zu satteln. Er wolle noch in der Nacht einen Ritt machen. Aber dann besann er sich eines andern.

Er ließ das Pferd wieder absatteln und sich ein Schlafgemach anweisen. »Ich kann nicht mehr, bin zu müde! Müder in der Seele als im Leibe. Welche Wechsel von Gefühlen! – Ich will versuchen, zu schlafen.« Und nach kurzer Zeit schlief er, fest. Er schlief bis in den hellen Tag hinein; als er allmählich wach wurde, sagte er, noch halb im Traum, zu sich: »Was ist doch so Wunderbares geschehen? *Ihr* Sohn König aller drei Reiche! Ein Traum? Nein! Der Spruch des Klausners! – Und dann jenes Eheband ... Großer Gott, ich bin ja frei! Das ist auch kein Traum! Die bleiche Braut ist tot. Ich bin Witwer! Ah, ich bin aller Eide und Verträge frei! Ich kann an Herrn Polyeuktus ruhig vorbeireiten. – hinüber nach jenen Hügeln....!«

Als er aus dem Bade trat, erbat sich Prätextatus geheimes Gehör. »Um Gott – Ihr sehet ja ganz entstellt, leichenblaß – ganz verstört aus, als hättet Ihr einen Geist gesehen! Habt Ihr sie etwa wieder lebendig gebetet? – Hat man die beiden Mörder? Die Räuber, mein' ich.« Prätextatus schüttelte das Haupt und legte vor den erstaunten König die vier goldnen Armringe und das Busenkreuz Galsvinthas. »Woher? – Hat man es ihnen abgenommen?« – »Die beiden – ohne Grund – Verdächtigten haben bewiesen, daß sie von Sonnenuntergang bis sie – soeben – ergriffen wurden, die Hütte des Schankwirts im Dorfe nicht verlassen haben.« – »Nun, und die Raubsachen?« – »Aus der Cisterne – neben dem Hofhund – schöpften die Knechte soeben Wasser für die Pferde; mit dem ersten Eimer hoben sie auf Einen Zug diese fünf Schmuckstücke hervor. Die Mörderin ist sehr schlau. Sie wollte zuerst an Selbstmord glauben machen, dann, nachdem sie das Haar nicht völlig losknüpfen konnte, an Raubmord. Auf der

Flucht warf sie diese Stücke von sich – in den Brunnen.« – »Sie? Die Mörderin! Ihr meint, jene Magd –?«

Da griff Prätexatus an seine Brust und tief aufseufzend legte er vor den König ein kleines in Linnen gehülltes Päcklein. »Sehet her, oh König Chilperich. Ihr wähtet, ich verletzte mir die Hand. Allein ich schrie auf aus tiefstem Schreck, aus tiefstem Weh der Seele. Unter dem Bett hervor zog ich – diese Handvoll ausgerissener langer Frauenhaare. Nicht der Ermordeten! Seht – tief rot – wie eines Rotkelchens Brust. Wem, im ganzen Reich der Franken, von allen Weibern, die Ihr kennt, wem allein gehört dies rote Haar, oh König Chilperich?«

Alles Blut wich aus des Königs Wangen. »Oh,« schrie er, »sie ...! Nein! Nein! Ich will's nicht wissen. Ich will gar nichts wissen. Nichts ahnen. – Mir her dies Haar!« – »Nein, Herr König. Dies himmelschreiende Zeugnis bleibt in meiner Hand. Aber – sorgt nicht! Ich werde sie nicht verraten, Eure Buhle! Denn – wehe, wehe mir Sünder, mir Verfluchten! Ich liebe sie noch immer.« Und wie vom Blitze getroffen stürzte der Priester ohnmächtig zusammen.

Elftes Kapitel.

Am Abend des folgenden Tages saß in seinem Gemach zu Amica-Villa an der Seite Fredigundens König Chilperich.

Er hatte zärtlich den Arm um ihren weißen Nacken gelegt und sah ihr aufmerksam zu, wie sie auf wohl geglättetes Pergament mit der Rohrfeder gar zierliche Buchstaben malte, schön und gleichmäßig, einen wie den andern, mit sicherer Hand. Denn er diktierte ihr einen Brief, der also lautete: »Meinem geliebten Bruder, dem Herrn König Sigibert, und meiner teuren Schwester, seiner Frau Königin Brunichildis.

Durch die Boten, die euch dieses Schreiben überbringen, werdet ihr mündlich alles genau erfahren über das Unheil, welches mich, welches euch mit mir betroffen hat. Denn ich wähle zu Boten die Männer und die Frauen, den Villicus, die gotische Freigelassene, den griechischen Arzt, die – nach mir – zuerst die arme Tote sahen.« »Hast du das schon?«

Fredigundis nickte und wiederholte »arme Tote sahen«.

»Ob Selbstmord, ob Raubmord – noch ist es nicht entschieden. Zwei verdächtige gebrandmarkte Räuber werden so lange gefoltert werden, bis sie ihre Schuld gestehen. Wird der Thäter entdeckt, so ... –«

Hier löste er seinen Arm von Fredigundens Nacken und machte einen Gang durch das Zimmer, wie um nachzudenken über den Schluß des Satzes. – Aber in Wahrheit sah er scharf in den Fredigunden gegenüber in das Marmorgetäfel der Wand eingelassenen Metallspiegel.–

Sie bemerkte es sofort, und wiederholte rasch: »wird der Thäter entdeckt, so – Nun, weiter?«

– »soll er der grausamsten Todesstrafe nicht entgehen.« – Er machte Halt in seinem Wandelgang und sah scharf in den Spiegel. Gleichgültig, ohne die leiseste Erregung, wiederholte sie: »grausamsten Todesstrafe nicht – entgehen.«

Er trat wieder an sie heran und sah auf das Pergament: »Wie schön du schreiben kannst! Es ist zum Staunen! Du bist mein bester Tabellio. Und sollst es immer bleiben.« Er küßte sie auf den weißen Nacken, und legte dabei ihr offnes Haar auseinander, das nun um sie her flutete. »Laß das! – Du wirst die Schrift verwischen!«

Mit ungeduldiger Bewegung entzog sie ihm den Kopf.

Er trat wieder von ihr hinweg und fuhr fort:

›Unaussprechlich ist mein Schmerz.

›Allein, als gute Christen müssen wir uns fügen. Denn, oh teure Schwägerin, nicht also dürfen wir meinen, daß Gott und die Heiligen nur jene Ereignisse schicken, welche uns erfreuen. Vielmehr schicken sie Trübsal wie Freude, Tod wie Leben, Frost wie Sonnenschein. Sie haben also auch diesen Schlag auf uns geführt, unsere Häupter zu beugen, zu unserer Prüfung und Läuterung. So lehrt unser heiliger Glaube. Nicht ein Sperling fällt ja vom Dache, nicht ein Haar fällt von unserm Haupt – ohne Gottes Willen: wie sollte eines Frankenkönigs Gattin sterben können ohne Gottes Fügung?«

›Ohne Gottes Fügung. – Weiter.«

›Nun müssen wir aber die Trauer um die Tote den Pflichten der weltlichen Geschäfte opfern. Ich bin überzeugt, ihr werdet mir Einen Trost in meinem großen Schmerze nicht mißgönnen: ich meine die Schätze, welche die mir Entrissene in die Ehe gebracht hatte. Zwar ist in jenem Vertrag – er bedeutete Unheil, hätten wir ihn lieber nicht abgeschlossen! – vorgesehen, daß ich, falls Galsvintha in unbeerbter Ehe sterbe, diese Schätze an Frau Brunichildis herausgeben solle. Allein! Dabei ward doch vorausgesetzt, daß dieses Bündnis erstens wirklich eine Ehe werde und zweitens, daß es doch einige Zeit dauere.«

Sie blickte auf: »Chilperich – vergieb, aber dieser zweite Punkt scheint mir sehr schwach.« »So? Soll ich etwa das viele Gold zurückgeben?« fuhr er heraus. »Du glaubst gar nicht, wieviel es ist!«

›Zurückgeben? Behüte! Aber laß es doch bei dem ersten Grund bewenden. Er ist auch nicht gerade sehr stark: aber doch noch haltbarer.« – »Nun! Wie du meinst. Bist klüger als ich! Also schreibe: ›daß dieses Bündnis eine Ehe werde: Jungfrau Galsvintha ist mir aber so fern und fremd geblieben, wie wenn sie – < ja: was soll ich nur sagen? Das ist heikel! –«

›die Pyrenäen nie überschritten hätte.«

›Sehr gut! – Weißt du nicht noch ein Gründchen?« ›Ich will,« sprach Fredigundis und schrieb es gleich nieder, ›jene Schätze ja nicht um ihres Goldwertes willen, – als Andenken an die Verlorene nur will ich sie behalten.« – »Vortrefflich! Das wäre mir nie eingefallen. Aber wie ist's mit dem Eide? Der Fluch, – ich sage dir, Gundelchen! – der Fluch war schrecklich.« Sie lehnte sich zurück und sprach sehr bedächtig, sein Auge suchend: »Darüber, mein Freund, das heißt über dieses ganze Wesen: – über Sünde und Strafe und Loskauf von der Strafe hab' ich viel, sehr viel nachgedacht in der Zeit, da du mich verstoßen – vergieb! wollte sagen: einstweilen zurückgestellt hattest. Denn im Ernst – das hast du nun zur Genüge erkannt – kannst du ja gar nicht von mir lassen, –« sie lächelte ihn an, er sprang hinzu und küßte sie, – »Also darüber werd' ich

dir bald eine Predigt halten. – Aber keine langweilige – und eine höchst ersprießliche, zumal für einen König, der viele Feinde hat. Für diesmal laß mich so schreiben:

›Der Eid aber, den ich geschworen, steht durchaus nicht im Wege. Denn ... –‹

››Jetzt bin ich begierig!‹‹

›Denn ich muß *voraussetzen*, daß ihr mir die Herausgabe erlaßt. Das Gegenteil hieße euch eine wenig königliche und geschwisterliche Gesinnung zutrauen, was mir ferne sei! Nämlich das Seelenheil der Entschlafenen erheischt das.‹ –

››Wieso?‹‹ fragte Chilperich erstaunt.

›Denn nur unter der Bedingung, daß ihr mir die Schätze beläßt, kann ich, wie ich beschlossen habe, einen Teil davon zu Seelenmessen für Galsvintha verwenden.‹‹ – ››Ausgezeichnet! Höre, wo hast du Dialektik studiert? Du bist mir auch darin beinah überlegen.‹‹ – ››Dialektik? Weiß nicht, was das ist. Aber beim Ziegenhüten versah ich manches und sehr früh fand ich – oder erfand – ich Gründe, mich zu entschuldigen. Ich brauchte mir nur die drohenden Geißelhiebe lebhaft vorzustellen: dann fiel mir immer bald was ein, das sie abwandte.‹‹

››Nun aber – den Schluß diktiere ich wieder: ›Durch meine betrübende Verwitung bin ich ferner aller der Eide ledig geworden, mit welchen Sankt Hilarius, Sankt Martin und ganz besonders Sankt Polyeuktus mich recht geängstigt haben während meiner Ehe. Es ist nicht gut, daß der Mann allein sei, sprach Gott der Herr selbst. Zwar steht in jener Stelle – ich weiß es wohl: der *Mensch* –‹‹ – ››Soll ich all das schreiben?‹‹ – ››Jawohl! Schreibe nur! Sie sollen Achtung bekommen am Hof zu Reims, die plumpen Helden von Austrasien, vor meiner Theologie, Grammatik und Exegese! – ›Der Mensch: allein, da der einzige damalige Mensch Adam war, steht hier ›Mensch‹ gleich ›Mann‹; was man *interpretatio logica* nennt. Daher hab ich beschlossen, sofort wieder in den Stand der heiligen Ehe zu treten. Zwar sprechen die Geistlichen, nach römischem Kirchenrecht, von einem sogenannten ›Trauerjahr‹, – neun oder zehn Monaten – das einzuhalten sei. Jedoch dies bezieht sich, wie die Berechnung der Frist andeutet, nur auf Witwen, nicht auf Witwer. ›Trauerjahr‹ ist falsch: denn bei Nichtigerklärung der Ehe gilt für das *Weib* das gleiche.‹‹ Schreib's nur hin! Sie sollen's merken, daß ich auch in Rechtsauslegung ihr Meister bin. ›Und so habe ich denn beschlossen, meine schon früher um vieler Tugenden willen hochgeehrte Freundin Fredigundis nicht nur zu heiraten, sondern ... –‹

Nun, bist du nicht neugierig, Gundelchen? Du bleibst ganz ruhig!‹‹ – ››Ich habe deine Liebe wieder –, was brauch' ich mehr?‹‹ – ››Hast sie nie verloren gehabt! – Schreib: sondern auch, nachdem wir heute von dem Bischof von Limoges getraut worden sind, sie sofort nach meiner guten Stadt Rouen zu führen, und sie dort vor allem Volke feierlich krönen zu lassen als meine einzige Gemahlin und als eine Königin der Franken.‹‹

Fort warf die Schreiberin die Rohrfeder, – sie schnellte sich wie eine Schlange an Chilperichs Brust und umschloß ihn fest mit ihren beiden wunderschönen weißen Armen. ››Dank, König Chilperich! Du sollst es nie bereue,‹‹ rief sie, ››daß du die niedere Magd zu dir erhöhst, sie gleichgestellt hast jener im Purpur gebornen hochmütigen Gotin. Ich will dir eine Königin sein, die dir einen Kanzler ersetzt und sieben weise Räte,‹‹ –

»Nun, freut mich, Gundelchen, daß dich doch etwas aufreißen konnte aus deiner Ruhe.«

Es wäre unnatürlich gewesen, hierbei ruhig scheinen zu wollen, dachte sie, aber sie sagte es nicht.

»Nur noch eine kleine Nachschrift, bitte!«

Fredigundis ging an ihren Schreibschemel zurück. »Du hinkst ja, Liebchen? – Ich glaubte es schon heute morgen zu bemerken. Aber du kannst dich wunderbar zusammennemen.« – »Ich trat mir einen Scherben in den Fuß.« »In welchen?« fragte er rasch. »In den rechten.« – »Ei – gehst du barfuß?« – »Ja, zuweilen gern; es erinnert mich an meine Hirtenzeit.« »Eine Königin der Franken darf das nicht wieder thun!« warnte er. »Nun die Nachschrift: »Bruder Sigibert, es würde meinen großen Schmerz in etwas lindern, wolltest Du mir jetzt endlich herausgeben, die Du mir mit Gewalt entrissen hast, meine gute Stadt Soissons.« – So! – Schluß! – Thut er's nicht, hab' ich doch immer Grund zur Beschwerde.«

Um Mitternacht lag Fredigundis in festem Schlaf; in gleichmäßigen tiefen Zügen atmete sie; der Gatte auf dem Pfühl neben ihr schlief nicht; zwar hatte er schon lange vor ihr die Augen geschlossen und auf ihr letztes »gute Nacht« keine Antwort mehr gegeben: aber er schlief nicht.

Beim Scheine der Ampel, die, von duftendem Öle genährt, oberhalb des Doppellagers schwebte, richtete er sich jetzt behutsam, leise, auf einem Arm auf, lauschte ihrem gleichmäßigen Atem und betrachtete lang ihr schönes edles Antlitz.

»Wie sie so friedlich schlummert! Im Kloster zu Poitiers sind auf Goldgrund schlafende Engelein gemalt – nicht heiliger, nicht kindlicher sehen sie aus. – Ist es denn möglich?« –

Vorsichtig holte er unter seinem Kissen ein Linnenbündelchen hervor. »Durfte es doch nicht lassen in der Hand des Pfaffen, den die Ohnmacht widerstandlos vor meine Füße gelegt,« Er nahm die Handvoll Haare heraus und hielt sie unter dem Strahle der Ampel an das Gelock der Schläferin. – »Kein Zweifel! – Es ist dasselbe unvergleichliche Rot. Und hier – an ihrem linken Ohr – da! – ist die Lücke: – hier stehen zum Teil die halb abgerissenen Haare noch. Sie passen genau. – Furchtbar. Eine Mörderin! – Allein: – sie that's aus Liebe zu mir. – Gott mag ihr darum zürnen, – nicht ich, den sie befreit hat aus unerträglichen Banden, befreit um den Preis der eigenen Seele. – Ich kann sie nicht darum verdammen. – Und ich muß sie lieben!« Sorgfältig verbarg er wieder das Büschel Haare in seinem Lager, holte tief Atem und bald schlief auch er.

Drittes Buch.

Erstes Kapitel.

Wenige Tage darauf schmückte sich festlich die schön an dem stolzen Seinestrom gelegene Stadt Rouen zur Feier der Krönung der neuen Königin.

Triumphierende Freude füllte Fredigundens Herz. Sie stand am Ziel.

Wünsche, Hoffnungen, Träume – oder sollte sie es Ahnungen nennen? – ja, heißgieriges Verlangen eines hohen glänzenden Glückes, waren in ihr aufgestiegen seit frühesten Tagen der Kindheit. Oft, wann sie über ihre Ziegen die Haselgerte schwang, hatte sie gespielt, sie führe das Scepter, wie die steinerne Königin dort in der Kapelle des Herrenhauses. Und wann sie sich um ihre roten Elfenlocken einen Kranz der schlichten Blumen schlang, wie sie auf kargem Sandboden oder am Wegrande sprossen, hatte sie gespielt, es sei ein Diadem, wie es das Bild der heiligen Kaiserin Helena trug in des Prätexitatus' Legendenbuch. Und wann sie den langen, langen Sommertag mit ihrer kleinen Herde auf dem Geißenhügel verbrachte, dann hatte sie bald den Streit der um das Futter Hadernden, beide Parteien vor sich rufend, als Königin geschlichtet oder den starken Bock als ihren »Feldherrn« ausgesandt, die Ungehorsamen zu strafen.

Oder sie hatte auch wohl stundenlang auf dem Rücken gelegen, die Händchen unter dem Kopf, in einer Ackerfurche, und hatte in den hohen, hohen blauen Himmel hinaufgesehen, bis ihr die Augen übergingen, oder den Flug der Wolken verfolgt mit unbestimmten Wünschen nach Glanz und Herrlichkeit. In die nahe Stadt Rouen hatte sie nur einmal der Zeidler des Herrenhofes mitgenommen auf dem Leiterwagen, den Wachszins zu entrichten, den das Gut der Bischofskirche schuldete. Wie hatte sie gestaunt über all die Pracht und Herrlichkeit der Straßen, der weiten Plätze, der vielen hohen Steinhäuser, der Basiliken und Oratorien! Und da hatte sie die Gattin eines Herzogs in einer Sänfte vorübertragen sehen; deren blauer Mantel, silbergestickt, flutete über die Stangen des Tragstuhls. Ihr Leben hätte sie darum gegeben, – sie war zwölf Jahre damals – diese blaue Herrlichkeit nur eine Viertelstunde über den schmalen Schultern tragen zu dürfen! – Sie konnte sich's nicht versagen, über den weichen glänzenden Stoff, als der ihre Arme streifte, nur einmal liebkosend hinzustreichen mit der Hand – hei, hatte ihr der berittene Begleiter der hohen Frau mit der Reitgerte über die Hand gehauen! Tagelang hatte sie die roten Striemen brennen gefühlt.

Und jetzt!

Jetzt gehörte die ganze Stadt Rouen und ganz Neustrien ihr zu königlichen Rechten. Und einen Mantel hatte ihr Herr Chilperich fertigen lassen von dunkelroter schwerster Seide; der strotzte nicht von elendem Silber, nein, von funkelndem Gold: Hunderte von massiv goldnen Bienen, – der alte symbolische Königsschmuck der Merowinge –, waren, darüber hin verstreut, aufgenäht und mit edeln Steinen war er übersät. Um ihren weißen Hals hatte er ihr einen Schmuck gelegt von siebenfachen Perlenschnüren

– es stand ihr herrlich. Sie hatte vor wenigen Wochen diesen Schmuck an einer andern gesehen; das störte ihr die Freude des Besitzes nicht.

An dem Tage vor der Krönung überraschte Chilperich, der, zärtlicher als je zuvor, unaufhörlich seiner Königin nachschlich, dieselbe bei der Anlegung des ganzen Festgewandes. Von den freigelassenen und unfreien Frauen und Mädchen, die zu dem Palatium in Rouen gehörten, umgeben, saß sie in einem kleinen Gemach, das auf allen vier Seiten mit Metallspiegeln gleichsam getäfelt war.

»Hinaus, Herr König,« rief sie lächelnd und in geheucheltem Schreck, als er ihr plötzlich auf die weiße Schulter klopfte, – sie hatte sein Eintreten längst gesehen, – »Wie könnt Ihr Euch unter uns Mädchen wagen? Ich bin ja fast unbekleidet.« Aber Chilperich, statt zu gehen, jagte die Dienerinnen hinaus. »Ich helfe dir viel geschickter als diese plumpen Sklavinnen.« – Er legte ihr jetzt den dunkelroten Mantel um. »Wahrlich!« rief er bewundernd, »so schön warst du noch nie! Es ist, als ob solche Pracht deine natürliche Bekleidung wäre! – Wahrhaft königlich – wie wenn du nie etwas andres getragen hättest: – wie eine geborne Fürstin! Da sieht man's, was das für ein thörichtes Gerede ist von der Vererbung königlichen Blutes. Mein Gundelchen sieht aus wie eine Kaiserin – und ist doch ein Bettelkind, die Ziegenmagd, die Sklavengundel aus dem Kot und Abschaum des schlechtesten Volkes.«

Ein zorniger Blitz schoß aus den grauen Augen.

»Du brauchst mir das nicht nochmal zu sagen! Ich vergeß' es nicht! – Wer wird morgen die Konsekration an mir vollziehen? Der Herr Bischof ... –?«

»Hei ja, ich vergaß! – Das ist ganz herrlich! – Der alte Bischof von Rouen liegt krank: so muß, als sein Stellvertreter, heran – ein alter Bekannter von dir – Prätexitatus heißt er!« Hell auf lachte Fredigundis, daß das Gemach davon erdröhnte, sie patschte in die zierlichen kleinen weißen Händchen und hüpfte vor Freude in die Höhe. »Ha, ha, ha! Das ist ihm gesund.« – »Höre du, Gundelchen! Mach' mich nicht eifersüchtig. Ich weiß zufällig ... –!« Sie hing schon an seinem Halse. »O du thörichter Schatz! O du mein dummer, kleiner, schöner Tyrann! Wenn ich *den* gewollt hätte, – als Ziegenmagd schon hätte ich ihn, mitsamt seiner Frommheit und Gelehrtheit, zum Liebsten haben können! Ich werde doch nicht so dumm sein, diesen meinen hübschen Kopf zu wagen, – nun vollends, da er eine Krone trägt? Nein! Denn ich kenne meinen Chilperich. Er selbst, als König, steht oberhalb jeder Pflicht, also auch oberhalb der ehelichen Treue. Mir aber würde er beim leisesten Verdacht mein rotes Gelock gar blutig rot färben lassen. – Nein, mein König und Gemahl! Fredigundis bleibt dir treu! Ich lebe gar zu gern. Kaiserin will ich nicht werden – die sollen wie die gefangenen Vögel gehalten werden in Byzanz! – So könnte ich mich nur verschlechtern bei einer Veränderung. – Ich hab' es weit genug gebracht im Leben. – Ich bleibe dir treu, Chilperich, und wär es nur aus – Klugheit. – Aber Prätexitatus mich weihen! Das ist köstlich! Wo nur sein Bruder hingekommen sein mag? Der müßte mir den Krönungsmantel nachtragen. – Um eine Gunst bitte ich, Schatz. – Du hast auf heut' Abend eine Ratsversammlung deiner Großen anberaumat und dann ein Trinkgelage »nach Sitte der Franken« – das heißt: soviel Räusche als Gäste.« – »Du willst daran teilnehmen?« – »An dem Rate: gewiß. Ich werde niemals fehlen in deinen Staatsberatungen. – Aber laß mich, statt das Festmahl zu teilen, – es wird spät Abend sein – mit einer meiner Vertrauten in unscheinbarem Gewand umherwandern in dieser deiner guten Stadt Rouen. – Das ist

ein groß Gelüsten von mir.« »Gelüsten junger – Frauen soll man nachgeben,« lachte der König, »sonst mißrät ihr Kind.« – »Ich habe mich schon als Bettelkind gern verlarvt, verkleidet und bin durch die nächsten Höfe gestrichen, allerlei erkundend und erlauschend, was ich dann oft brauchen konnte, die Leute im Scherz zu necken oder auch – im Ernst sehr zu quälen. Das ist nun für eine Königin noch ein viel höher Spiel. Ich erlausche so, unerkant, Geheimnisse, die der König sicher nicht erfährt. – Sieh, zum Beispiel, uns ins Gesicht wagen die Bürger nicht zu mucken über unsere etwas geschwinde Heirat. Wer weiß aber, wie sie im stillen denken und untereinander reden? Laß mich auf Spähe gehen. – Du klagst, dein Königsschatz sei leer. Der edle Bruder Sigibert hat dir den zu Soissons genommen. Nun sieh: ertappe ich deine Unterthanen auf verräterischer Rede: – Einziehung der Güter ist, – das hab' ich mir gut gemerkt! – stets die erste Strafe bei Untreue. – Für Füllung deines Schatzes mußt du sorgen, Chilperich. Ein armer König ist kein König, ist ärmer als ein Bettler. Deine Treuen belohnen, in der Treue festigen, die Räte deiner Feinde, d. h. vor allem deiner beiden groben Brüder, die stets gegen dich zusammenhalten ...« – »Gott verdamme sie! Das thun sie!« – »Insgeheim gewinnen, die Gesandten fremder Reiche bestechen, Soldkrieger halten, die nur von dir abhängen, allerlei durch sie erzwingen, ohne immer erst den Heerbann aller Neustrier aufbieten zu müssen ...« –

»Sehr richtig! Die Schurken wollen dann auch drein reden, prüfen, ob der Beschluß der Gewalt gerecht, notwendig sei! Gegen meine Brüder wollen sie mir kaum mehr fechten.« – »Zu all dem gehört Geld, viel, sehr viel Geld! – Daß dein Schatz voll werde, dafür laß deine Königin sorgen. Ich will dir viel mehr Geld einbringen, erlisten und erraffen, als ich dir kosten werde an den paar Kleidern. – Laß mich nur gewähren, Chilperlein: wir wollen reich und mächtig werden wie kein Frankenfürst vor dir – und – hör es! – neben dir!« – »Welche Gedanken sprichst du aus!« – Die *deinen* vielmehr als die meinigen. Ich bin nur ein Weib und zwar« – sie lachte häßlich – »aus dem Abschaum und dem Kot des Volkes ... –« – »Vergieb! Ich will's nie wieder sagen!« »Nicht *denken* sollst du's mehr,« rief sie mit zornigem Blick. »Denn deine Fredigundis wird dir zeigen, daß sie deine Königspläne dir längst von der schönen Stirn gelesen hat und aus den kleinen, abgrundtiefen, grauen, falschen Augen, daß sie dieselben teilt im eignen plebejischen Herzen. Ja und kein Feldherr und kein Kanzler soll dir nützer sein, sie auszuführen, als dein Weib. Doch – es ist gefährlich, das auszusprechen! Aber es muß *einmal*, nur einmal, zwischen uns gesagt sein – fort mit dem dummen Guntchramn, fort mit diesem unerträglichen –« sie ward blutrot, wohl vor Zorn, im Gesicht und über ihren Nacken selbst ergoß sich Glut, als sie mit dem Füßlein stampfte – »mit diesem ganz unerträglichen Sigibert, der da den strahlenden Heldenjüngling spielt – wie man von Herrn Siegfried singt von Niederland. Fort mit beiden! Du, ihnen an Geist so überlegen, wie Lucifer zwei einfältigen Seraphknaben, – du mußt der Alleinbeherrscher sein dieses Reiches der Franken. Und daß du's werdest, – nicht durch das blödsinnige Dreinschlagen der Schwerter, – dazu laß mich helfen, dafür laß mich sorgen! – Das sei Fredigundens Dank, dafür, daß du sie aus dem Waldgraben, ja aus dem Schmutz der Unfreiheit auf den Thron gehoben!« Sie glühte: ihre Augen funkelten und blitzten, ihr voller Busen wogte, ihre feingeschnittenen Nüstern flogen: sie war schön, sehr schön, unwiderstehlich schön in diesem Augenblick.

Er umarmte sie heiß und strich über ihr Haar. »Horch, wie das knistert! Als ob es Funken sprühe. Hell sprühen sie im Dunkeln! Das soll ein Zeichen elbischer

Zauberwesen sein. Und oft mein ich: du bist nicht recht geheuer, Fredigundis. Es ist etwas an dir, – wie wenn du von Dämonen stammtest.« – »Wie du selbst – wie der Merwinge Geschlecht.« »Nie,« fuhr er entzückt fort, »nie hab ich an Mann oder Weib mir so artverwandten Sinn und Geist, ja solche *Gleichheit* unsrer Art gefunden. Meine geheimsten Gedanken: – du denkst sie mit mir. Du sprichst sie aus, klarer, schärfer, unendlich kühner als ich selbst. – Winnoch hat recht: du bist mein guter Stern. Thu' was du willst; jetzt, heut', immerdar. Ich vertraue dir ganz, dir und deinem Rate will ich folgen. Du bist in Wahrheit meine Machtgenossin, du bist meines Geistes, meiner Gedanken Königin!«

Zweites Kapitel.

Spät am Abend dieses Tages wanderte die Königin, in unscheinbarem Gewand, nur von einer Freigelassenen begleitet, durch die Straßen und über die Plätze von Rouen. Viel Volks wogte hin und wieder, die Zurüstungen zu dem Krönungszuge zu mustern, der am folgenden Morgen von dem Palatium aus in die bischöfliche Kathedrale sich bewegen sollte. Da wurden hohe, mastähnliche Flaggenstangen eingerammt, Gerüste gebaut für allerlei Kampf- und Kriegsspiele, auch ein »Circus« für ein Wettrennen, das der König zum besten geben wollte. Kränze und Blumengewinde, auch Teppiche und bunte Decken wurden nach romanischer Sitte von den Fensterbrüstungen und über die Säulenloggen der ersten Stockwerke ausgehängt.

Aufmerksam lauschte die Königin dem Geplauder der feststehenden Gruppen, den abgerissenen Worten der Vorübereilenden. Aber nichts Wertvolles vermochte sie zu erkunden. Es waren geringe Leute, die sich hier drängten, nur die Schaustücke, die Festrüstungen bestaunten, ohne ein Urteil abzugeben über die zweite überraschende Vermählung des Königs.

Doch fiel ihr auf, daß auf dem Hauptplatz, neben der Basilika des Bischofs, ein sehr stattliches Haus ungeziert blieb, während die viel bescheideneren Nachbargebäude bereits vollen Festschmuck anlegten. Schon wollte sie ihre Begleiterin, eine Zugehörige zu dem Palaste von Rouen, befragen, als sie aus der Menge heraus Fragen und Antworten vernahm, die ihre Neugier – nicht gerade angenehm – befriedigten.

»Wes ist das Haus, Gastfreund, das zu schmallen scheint?« fragte neben ihr ein Fremder einen Bürger. »Des guten Herzogs Drakolen.«

»Ist er hier?« – »Nein. Er soll König Sigibert als dessen Gast nach Reims begleiten.« – »Wird Herrn Chilperich wenig freuen! Der Herzog ist der mächtigste eurer Großen.« – »Und der wackerste, der tugendreichste. Er soll aber Herrn Sigibert viel mehr zugethan sein als unserm König.« – »Ei, Drakolen von Chartres ist ein Held. Er ehrt vor allem das Heldentum.« – »Da findet er freilich mehr zu ehren bei dem Austrasier.«

Mit gefurchter Stirne schritt Fredigundis weiter. –

Da hörte sie in ihrem Rücken hastige Schritte und eine jugendliche, ihr wohlbekannte Stimme rufen: »Bei meinem Schwert! Sie muß es sein! Diese Gestalt! Auch eine Locke des Haares stahl sich aus der Kapuze. – Und jetzt – von der Seite, ihre Wangen! – Ja, sie ist es.« Und nun vertrat ihr den Weg ein junger, schöner, hochaufgewachsener Mann in reichem Waffenschmuck. »Wirklich, Frau Fredigundis, Ihr seid es. – Wie schön

sie ist, – auch im Sklavengewande!« sprach er schmerzlich flüsternd zu sich selbst. – »Wie, Ihr streift ver mummt zur Nacht durch die Straßen?« – »Schweigt. Verratet mich nicht!« – »Und König Chilperich?« – »Er weiß es.« – »Daß Ihr allein? – Er sollte eifersüchtiger sein.« – »Schweigt doch still. Ihr verderbt höchstens Euch, nicht mich. Ich bin ja nicht allein. Die Freigelassene dort hört alles!« »Gleichviel,« flüsterte der Jüngling in kaum verhaltener Leidenschaft. »Ich gönne dich ihm nicht. Er paßt nicht zu dir.« – »Er scheint darin anderer Meinung, mein Herr Sohn!« – »Nenne mich nicht so! Ich bin älter als du.« – »Aber viel thörichter! – Unsinniger! Willst du dich und mich verderben? Schlage dir alle dummen Gedanken aus dem Sinn. Hörst du? – Für immerdar. – Ja, vielleicht,« lächelte sie, »hättest du mich aus dem Graben gegriffen am Waldrand, als ich da saß, eine Harrende, wartend auf – auf mein Geschick ...« – »Auf deinen Verführer!« – »Wie du es nennen willst! – Es kam aber König Chilperich und nicht sein Sohn Theudibert.« – »Leider, leider!« – »Aber wahr! – Und nun – nun sei vernünftig, um uns beider willen – oder laß mich es sein für zwei.« – »Aber du sollst es wissen, daß ich dich liebe, du bethörendes Weib.« Sie lachte. »Bin weder blind noch taub. Noch vergeßlich – hast mir's oft genug gesagt.« – »Und du zürnst mir nicht deshalb?« Sie zuckte die Achseln. »Kann ein Weib darüber zürnen, daß es gefällt? Andere vielleicht. Ich nicht. Sei klug! Verbirg deine Thorheit vor ihm, – der nicht so duldsam ist wie deine schwache Stiefmutter. – Sei mir treu, diene mir! Bekämpfe meine Feinde, deren ich nur allzuviele habe. Schütze mich: – willst du, Lieber?« – Wie einschmeichelnd, wie zärtlich klang jetzt diese Stimme! »Gegen jedermann!« rief der Jüngling leidenschaftlich. »Gegen alle Teufel! Und muß es sein ... – gegen alle Heiligen, Gott verzeihe mir.« – »Wird nicht nötig sein!« lächelte sie. »Nur gegen ein paar sehr böse Menschen, die der armen Hirtin diesen Glanz nicht gönnen.« – »Du bist zum Glanz geboren! Ja, ich will dir dienen. Auch das ist Glück! Mein Vater mag dich besitzen, – ich will jeden Wunsch ersticken in der Brust, der Sünde ist.« Sie sah ihn rasch an, ganz verstohlen: »Ob er das wohl können wird?« dachte sie. – »Ich – ich will nur, dein Schild, dein Schwert, dich verteidigen gegen alle! – Gebeut: – was soll ich thun?« Edel verklärte sich das begeisterte Antlitz des Jünglings.

»Für jetzt nur – mich verlassen! Du bist zu wild. Die Aufpasserin dort horcht schon lange. – Geht nun,« sprach sie lauter, »jung Theudibert. Euer Vater erwartet Euch im Palast. Grüßt ihn von mir und sagt ihm, die Stiefmutter sei mit Euch zufrieden.« Sie bot ihm lächelnd die Hand; er drückte sie leidenschaftlich und eilte davon.

Sie nickte seltsam lächelnd, wie sie ihm nachsah. – »Folge mir,« rief sie nach längerem Nachdenken der Freigelassenen zu. »Wir wollen noch über die Brücke gehen, in den Stadtteil auf dem rechten Ufer.«

Nachdem sie ein paar Straßen durchwandert, gelangten sie an die breite, stattliche Seinebrücke. Fredigundis, der Dienerin raschen Fußes voraneilend, machte Halt an einer breiten, nischenförmigen Ausmündung der hölzernen, oben gedeckten Brücke, die ein hochragendes Steinkreuz umgab; vor dem Kreuz brannte eine ewige Lampe. In deren mattem Scheine bemerkte sie alsbald eine verhüllte Frauengestalt, die ein Bündel an der Brust trug und über das niedrige, breite Brückengeländer hinweg in den schwarz dahinflutenden, leise gurgelnden Strom starrte.

»Es muß sein,« rief die Verhüllte plötzlich. »Herr Christus, sei mir gnädig!« Und sie schwang den einen Fuß über die Brüstung, drückte das Bündel fest an sich, küßte es

und wollte, den andern Fuß nachziehend, sich in den Strom gleiten lassen.

Da sprang Fredigundis hinzu, faßte sie mit beiden Händen an den Schultern und riß sie zurück, daß sie zu Füßen des Kreuzes auf die Brücke rollte. »Halt!« rief sie. »Wer ist so dumm, zu sterben, ehe er muß?« Sie beugte sich über die Hingesunkene, – »Was seh' ich? – Rulla, Jugendgespiel!« – »Fredigundis! Du –! Warum ließest du mich nicht sterben. Samt meinem Kinde da!« – »Ich ahne! Dies Bündel hier? Dein Kind?« – »O laß mich sterben,« – »Nein, leben sollst du! Du und dein Kind! Komm mit in den Palast!« – »So ist es wahr? – In unser Dorf drang das Gerücht von einer neuen Königin Fredigundis. Manche glaubten – die Männer – du müßtest es sein. Also wirklich, du bist ... –« – »Königin der Franken! – Aber für dich bin ich und bleib ich das Ziegengundelchen. Und nicht will ich des vergessen, wie oft die reiche Müllerstochter dem immer hungrigen Bettelkind ein paar gute Bissen zugesteckt hat. – Sei getrost! Ich will sorgen für dich und dein Kind da, das wohl keinen Vater hat?« Rulla schluchzte laut auf. »Komm nur mit mir. Gieb mir das Kind in die Arme. Ich muß das lernen,« lächelte sie. – »Gott segne dich! Du wardst ja gut, Fredigundis!« »Oh nein,« lachte sie jetzt, den Kopf schüttelnd und die kleinen weißen Zähne zeigend. »Es ist eitel Selbstsucht. Eine treue Seele, eine ganz ergebene, ganz abhängige, – wie ein treuer Hund, – das ist, ahnt mir, viel wert an einem Königshof. Komm, Rulla, wir wollen Freundinnen bleiben wie auf der Geißenhalde.«

Während den König tief in die Nacht hinein das Gelage bei seinen Großen fest und von der Seite seiner Königin fernhielt, saßen diese und die von dem Rande des Todes Zurückgerettete in vertrauter Zwiesprach; das Kind hatte Fredigundis mit hundert Koseworten und manchem Kuß seiner schlichten Hülle entkleidet und in weiche, warme Decken gehüllt; sie legte es, sich auf eine niedere Wandtruhe setzend, aus ihren Schoß und wiegte es sorglich hin und her, während die Mutter, ebenfalls in andere, reiche Gewandung gesteckt und wohl gespeist, auf dem von Teppichen bedeckten Estrich zu Fredigundens Füßen saß und zu ihr aufblickte, als sei das alles ein Traum und sie schaue in solchem Traumgesicht eine Heilige des Himmels, welche sie und ihr Kind ins Himmelreich entrückt habe; sie hielt die beiden Kniee mit beiden Händen umschlossen, richtete die großen braunen Augen, in welche immer wieder Thränen traten, bald auf die Königin, bald auf ihr gerettet Kind und führte manchmal den Saum von Fredigundens Gewand an die Lippen.

»Schau nur,« sagte diese, sich neugierig über das Kind beugend, »was es für liebe, kluge, vergnügte Augen hat! Braun, wie die deinen! – Und diese kleinen, zierlichen Fingerlein! Wie von Wachs! Und rosig behauchte, winzige Nägel daran! – Und ein Grübchen im Kinn. – Sieh, jetzt hat es mich wirklich angelacht! – Als ob es wüßte, daß ...!«

»Oh Gott! Wenn ich denke! Ohne dich – ohne deine helfende Hand läge das süße Ding mit mir in dem Schlamme des schwarzen, des grausigen Stromes und triebe langsam gegen die See und uns beide benagten die Fische und ekles Getier. – Oh Herrin, Retterin!« rief sie leidenschaftlich, und sie warf sich vor ihr nieder und küßte ihre Füße. »Wie soll ich dir danken?«

»Gar nicht! Und nicht meinen rechten Fuß drücken. Er schmerzt noch – wovon? – Ein Scherben! – Ich werde aber doch nicht hinken morgen bei dem Krönungszug. – Nun: meine Geschichte habe ich dir erzählt seit jenem Augustgewitter: – von Landerich weiß

man also gar nichts? Dummer Bub! Sich das so zu Herzen zu nehmen! – Das heißt, soweit meine Geschichte für dich paßt, mein frommes Schäfchen. – Nun ist's an dir. Zwar viel kann ich mir denken. – Aber nicht alles. – Du hast also dem großen Fischerssohn – allzu oft traft ihr euch hinter der Weißdornhecke in schwülen, brütenden Sommerdämmerstunden, wann der Sprosser sein heiß brünstig Lied wirbelte! – Du hast ihm allzuviel gegönnt, bevor dein Vater dich ihm vor den Gezeugen in das Haus gebracht als Ehefrau. Das muß man nicht thun.«

»Ich bereue es nicht,« flüsterte Rulla erglühend, »ich thät's nochmal.« – »Sehr thöricht, Rulla.« – »Und – vergieb, oh Herrin – du selbst?« – »Das war ganz anders! Mich ekelte meiner Armut und des Ziegenhütens und des Hungerns und der vielen Schläge. Dem wollt ich entrinnen und reich werden und Kleider tragen wie – Landerichs Mutter! Haha! Nicht mit der Fußspitze rührte ich deren Staatsgewand jetzt an. So wollt ich Landerichs ›Schätze‹ gewinnen.« – »Du liebtest ihn nicht?« Fredigundis lachte nur und fuhr fort: »Da kam einer geritten, der strotzte von Gold. Schöner war er auch, viel schöner, als jener gute Junge. Und viel gewaltiger. Ich glaube, wäre der Höllenherr damals geritten gekommen in goldblitzendem Rotmantel, ich wäre auch zu ihm auf den Sattel gesprungen.« – »Er hat dich nicht geraubt, gezwungen?« – »Behüte!«

»Sieh, also auch du wardst sein, – lange bevor der Priester ... –« – »Wie anders sollte ich ihn an mich binden?« – »Königin, mache dich doch nicht klüger, kälter und – böser als du bist. Du thatst es aus Liebe – wie ich.«

Aber Fredigundis schüttelte langsam, ganz ernsthaft, den Kopf und gab der Mutter das Kind zurück, die Falten ihres Kleides glättend. – »Du wirst doch nicht leugnen, – daß du den König liebst?« – »Still! Die Frage schon könnte den Kopf kosten.« – Sie lauschte. – »Aber die Antwort lautet: nein! Oder besser: ich glaub's nicht!« – »Wie! Du weißt das nicht?« – »Wie soll ich? Was ich so von andern Mädchen und Frauen sehe, höre, wie die, von heißem Blute fortgerissen, mit sehenden Augen, in Schmach und Verderben springen, – nein, das thät' ich, das könnt' ich nicht.«

»So hast du nie empfunden, daß es dich durchzuckte, vom Wirbel bis zur Sohle, kalt und heiß, bei des geliebten Mannes Anblick?« – »Ich glaub' ... – Nein!« Die Antwort kam sehr zögernd. »Oder nur – Einmal.« – »Als König Chilperich aus dem Walde sprengte und dich ansah?« »Nein doch. Als ... nun, – als ein ganz anderer an mir vorüberritt und mich gar nicht – sah: mein sowenig achtete wie der Pfütze unter seines Weißbrosses Huf.« Sie sah wie träumend vor sich hin. – »Ja, damals durchzuckte es mich kalt und heiß. Ich erschauerte bis in den Grund der Seele. Das war der erste Mann, den ich je sah. – Denn Mann sein ist doch wohl Held sein?« Sie fragte das – verträumt – sich selbst, nicht die Freundin. –

»Oh Königin – das ist gefährlich,« flüsterte diese warnend, »Herr Chilperich soll furchtbar sein in Eifersucht. Er hat ein Mädchen, das ihn betrogen, von wilden Hengsten auseinanderreißen lassen, so sagt man.«

»Ja, das ist wahr! er selbst hat mir's erzählt: gleich damals – noch im Walde! Wohl zur Aufmunterung! Hinterher that's ihm leid. Sie war nämlich unschuldig gewesen.« – »Oh Herrin, hüte dich ... –!« Fredigundis lachte und schüttelte die roten Locken. »Hab' keine Sorge! Ich sagte dir ja: mich reißt das Blut nicht fort. Herr Chilperich – er ist mir selbst viel zu ähnlich, als daß ich ihn lieben könnte. Jenen Einen aber, der mir es, – wie sagt

ihr doch, ihr verliebtes Mädchenfolk? – der mir es angethan, – den« – sie drückte die Lippen fest aufeinander – »den muß ich unter die Erde wünschen – lieber heut als morgen. – Könnt' ich den tot zaubern oder tot beten, – ich müßt es thun, sogleich! Aber genug von mir. – Also: wie war's mit dem Fischerssohn?«

»Ach! Als er von mir erfuhr – wie, ... – da wollte er die Hochzeit beschleunigen; er hatte auch schon seinen Vater wie meinen Oheim und Muntwalt halb herumgeredet. – Da – oh mein armer, mein süßer Rando! – Da verschlang ihn und seinen Nachen der tückische Seinestrom. – Mein Knabe hat seinen Vater nie gesehen! – Der Oheim warf mich vor die Thür. – Randos Vater gab mir einen Bettelsack und einen halben Laib Brot und einen Faustschlag mit auf den Weg. Ich irrte umher – ich suchte Arbeit, fand keine, – ich bettelte – die Hunde hetzten mich von den Bauernhöfen. – Ein Priester wollte sich meiner annehmen, wenn ich bereue, büße, meine sündige Liebe verwerfe: – das kann ich nicht! Ich kann nicht mein Herz verleugnen: ich thät's nochmal, sagte ich ihm. – Ich küßte mein Kind und lief vor dem strengen Mönch davon – ins Elend, zuletzt ins Wasser. Aber nur nicht ihn verleugnen! Es war so süß in seinen Armen!« – Sie brach in Thränen aus, aber ein Lächeln seliger Erinnerung spielte um ihren roten Mund. –

»Welche Dummheit!« Fredigundis sprang auf. »Man könnte dich fast beneiden um solchen – Wahn! – Doch nein, nein! Das ist nichts für mich. – Sage,« – sie kam immer wieder gar rasch von fremdem Geschick auf sich selbst zurück – »was hat man im Dorf, was hat meine Großmutter von meinem Verschwinden gesagt?« – »Die einen meinten, du seiest bei dem argen Gewitter umgekommen, in den Fluß geraten, oder im Walde von einem wilden Tiere zerrissen. Ein Köhler, der vor dem Unwetter in seinem kalten Meiler Schutz gesucht, meinte, er habe den Wildjäger mit einem Weib in flatternden roten Haaren vorübersausen gesehen: aber der Blitze Schein habe ihn zu grell geblendet: er habe des Weibes Züge nicht recht erkannt. Seitdem glaubte deine Großmutter fest, ein Dämon, ein Waldwicht habe dich geholt.« – »Aber als nun die Nachricht von einer Königin Fredigundis kam?« – »Wie gesagt, viele dachten an dich. Aber deine Großmutter, statt sich zu freuen, die tobte darüber und zerschlug sich die Brust und raufte ihr weißes Haar und bedrohte jeden mit dem bösen Blick und zehrendem Wort, der das behauptete. Man fürchtet ihre Künste, den versengenden Blick, – ihre Gifte wenigstens.« »Mit gutem Grund,« nickte die Enkelin. – »So schwieg man vor ihr. Auch ist der Name ja gar häufig in unserem Volk.« – »Ich will dafür sorgen, daß sich die Franken *diese* Fredigundis merken. – Gehe jetzt, Rulla! Ich höre die Gäste Herrn Chilperichs ausbrechen. – Bald wird er hier sein. – Schlaft ruhig, du und dein Kleiner – wie heißt er?« – »Rando.« – »Natürlich! Und morgen sollst du vom besten Platz aus, neben zwei Herzoginnen sitzend, des Ziegners Bettelkind die Krone tragen sehen.«

Drittes Kapitel.

Mißmutig erwachte am andern Morgen König Chilperich. –

»Wie ich geschlafen habe? Schlecht! Ganz schlecht!« erwiderte er auf die zärtliche Frage seiner Königin und sprang aus den Decken. »Mich schmerzt der Kopf! Das viele unnütze Trinken! Dieser Barbaren gute Meinung und gute Stimmung kann sich auch ihr König nur durch zahllose Becher ertrinken. – Und dann hab' ich schwer geträumt.« –

»Wovon? Ich verstehe mich darauf, Träume auszulegen.« – »Das verbieten aber die Priester. Steht auch in der Schrift! Wenn ich nicht irre im Buche...« – »Aber sie selbst deuten Träume. Wenn sie Kirchen und Klöster gestiftet haben wollen, dann erscheinen ihnen gar fleißig die Heiligen und geben ihnen Aufträge an den – Seckel des guten Königs! In den paar Tagen meiner Herrlichkeit hat der heilige Martinus mich schon mit vier solcher Aufträge beehrt durch Mönche und Diakone, denen er erschien. Wovon hast du geträumt?« – »Von: – ihr.« – »Ja, wie soll ich das raten? Von welcher? Allzugroß ist bisher die Zahl deiner Gespielinnen gewesen, oh böser Chilperich.« – »Von der jüngst – – Verstorbenen.« – »Von Toten träumen – das bedeutet Glück.« – »Ja, man sagt's. Aber an der Leiche stand drohend Frau Brunichildis und schwang ein nacktes Schwert und forderte zornig – die reichen Perlenschnüre zurück. Ich erschrak und gab sie ihr.« – »Das ist gut. Perlen bedeuten Schmerzen, Thränen, dem, der sie verlangt, Freudenthränen, dem, der sie unverlangt geschenkt erhält – wie ich.« – Wenig getröstet schlug Chilperich die Vorhänge auseinander, welche die Fensteröffnung schlossen, »O weh. Du hast kein Glück beim Himmel. Gestern noch schönster Sonnenschein – heute alles bewölkt – so schwül schon am Morgen, das giebt ein Gewitter.« – »Willkommen sei's! Bei Blitz und Donner gewannst du meinen Gürtel, bei Blitz und Donner gewinn' ich deine Krone. – Übrigens, wer wird auf Wetterzeichen achten? Meine Großmutter konnte Hagel hexen!« Lachend stieg Fredigundis aus dem Bett und rief durch einen Metallhammer ihre Dienerinnen, ihr beim Ankleiden behilflich zu sein.

Chilperich ging aus dem Gemach. »Wie sie die Mägde herum befehligt! Als sei sie von jeher von zwölf Händen bedient worden.« –

Als er zurückkam, fand er Fredigundis voll angekleidet; nur der dunkelrote Königsmantel fehlte noch; ihr Haar, mit Galsvinthas Perlen durchflochten, flutete auf ein prachtvolles Gewand von weißer Seide. Sie war zauberschön; sehr behaglich schlürfte sie aus einer großen Silberschale Milch.

Einigermaßen erheiterte sich bei dem Anblick seiner strahlend schönen Königin Chilperichs umdüsterte Stirn. »Verdruß! Nichts als Verdruß. Und Schwierigkeiten! Herzog Drakolen läßt sich durch einen Eilenden entschuldigen: er liege krank zu Chartres.« – »Das ist erlogen, lieb Männchen. Er reist mit – ihm. Wollte sagen: mit König Sigibert.« – »Woher weißt du –?« – »Genug, ich weiß es! Gieb acht: – der ist dir nicht treu.« – »Ich staune über dein Erraten; es ist wahr: er schwankt insgeheim wohl schon lang. Aber du kennst ihn ja nicht

– wie –?« – »Du sollst doch nicht umsonst dein Seelenheil gewagt haben, als du der Hexe Enkelin gefreit.« – »Und daß von Sigibert, von der heißblütigen Gotin noch gar keine Antwort auf unsern, das heißt auf meinen Brief gekommen, das macht mich stutzig.« – »Laß ihnen doch Zeit! Die beiden können nicht so rasch denken, Schatz, und so klug schreiben wie wir.« – »Und Prätextatus ...«

– »Nun? Was mit ihm?« – »Macht Schwierigkeiten. Er weigert sich, dich zu konsekrieren,« – »Der Unverschämte! Er allein – von allen Priestern dieser Stadt – hat sich noch nicht bei mir gemeldet. – Befiehl ihm, König.« – »Ich kann nicht. Er stützt sich auf einen Kanon. Vor der Konsekration, einem heiligen Akt, müßtest du gebeichtet und Absolution empfangen haben,« – »Wenn's weiter nichts ist! So beicht' ich denn! Ihm will ich beichten. Schaff' ihn nur her.« Chilperich erschrak. »Nein, das thue nicht,

Fredigundis!« – »Warum nicht?« – »Weil – ! Weil – ! Du weißt –, verschweigst du – wissentlich – eine Sünde und erlistest dir so die Absolution, – das ist eine Todsünde.« – »Ich werde ihm aber nichts verschweigen.« Er sah sie erstaunt an. »Wüßte ich's nicht gewiß,« – murmelte er – »fehlte ihr nicht noch heute das Büschel Haare, – ich würde irre. –«

»Nein!« sagte er laut. »Er hat durch seine Weigerung die Gunst verwirkt, dich konsekrieren zu dürfen. Ich habe schon einen Diakon gewonnen – ich versprach ihm, die Untersuchung niederzuschlagen wegen – wegen einer jungen Nonne, die – sehr plötzlich starb. Der weihet dich ohne Beichte und Absolution.«

Fredigundis schmolte. »Ich wäre aber gerade durch Prätexitatus gern geweiht worden. Das wäre ihm recht geschehen. Und du lässest ihn dir trotzen – ungestraft?«

– »Nein! Ich hab ihn vorläufig einsperren lassen im Kloster des heiligen Anianus. Ich bin übrigens ganz froh, einen Vorwand zu finden, nein zu sagen, falls sie ihn demnächst zum Nachfolger des Bischofs vorschlagen.«

– »Gut, Männchen.« – »Ich kann ihm nicht in die Augen sehen, – vor ihr,« murrte Chilperich für sich.

Wenige Stunden darauf setzte sich der Krönungszug in Bewegung.

Das Volk drängte in dichten Massen, obwohl der Himmel sich verfinstert hatte und die schwer geballten Gewitterwolken sich jeden Augenblick zu entladen drohten. Schon piffen einige kurze Windstöße durch die Straßen, den Staub des Seine-Muschelkalks – es hatte sehr lange nicht geregnet – zu hohen Säulen emporwirbelnd und die Düsterteit, so unheimlich um die Mittagsstunde, noch mehrend. Leise rollte schon der Donner, als der Zug aus den Thoren des Palastes trat.

»Hörst du? Der Himmel grollt!« sprach Chilperich, der heute an Krone und Königsmantel schwer zu tragen schien. »So laß die Hörner schmettern, ihn zu übertönen. Vorwärts, König Chilperich, schreite rascher! – Du trägst die Krone schon: aber *meine* weiße Stirne brennt danach, sie dort am Altare zu empfangen. – Auf, Sohn Theudebert; Euer lieber Vater hört nicht, – er träumt! So gebt denn Ihr das Zeichen!«

Der Jüngling winkte mit der Rechten nach rückwärts: hell fielen Hörner und Trompeten ein. Fredigundis ergriff Chilperichs linke Hand und schritt stolzen Ganges aus; mechanisch begleitete ihre Schritte der Gemahl.

So ging langsam der Zug vorwärts; nur selten drang der leise murrende Donner durch das Geschmetter der Trompeten, das Psallieren der Priester und das Heilrufen des dichtgedrängten Volkes; kein Regentropfen fiel: es war erdrückend schwül. Chilperich sah sehr bleich; er wischte mit einem Schweiß Tuch wiederholt die Stirn. Fredigundis strahlte in Schönheit, in Stolz; huldvoll zwar, aber doch sehr vornehm dankte sie manchmal, mit kaum merklichem Nicken des leuchtenden Hauptes, dem ihr zujubelnden Volk. »Wie schön sie ist!« – »Wie zauberschön!« Unaufhörlich drang dieser Ruf an ihr Ohr; sie lächelte still vor sich hin.

Plötzlich gellte dicht in ihrer Nähe ein Schrei.

»Sie ist's! Wirklich! Sie ist es! Fredigundis, unselig Kind! Halt ein! Kehr' um! Laß von ihm! Du bist verloren!« Nur einzelne dieser Worte vernahm sie.

Denn alsbald entstand ein Getümmel an jener Stelle. Das Volk schalt und lärmte. Eine alte Frau ward zu Boden gestoßen. Ein Mann im Hirtengewand schützte sie vor der Menge, die über die Störung erbost war. Als er die Alte wieder aufgerichtet hatte und in eine Nebengasse fortführte, sah Fredigundis von der Seite der Greisin Züge.

»Was ist dort?« fragte Chilperich, der, in tiefes Sinnen versunken, die Augen auf den Boden gerichtet, neben ihr ging. »Nichts! Eine Besessene wohl. – Wir sind zur Stelle – gieb doch acht! – die Stufen!« Der König war über die unterste Stufe des Domes gestolpert. Fredigundis hielt ihn ab vom Straucheln. Stets einen Schritt, eine Stufe voran stieg sie hinauf.

Als sie auf der Freiplatte vor der Basilika standen, schoß der erste Blitz aus dem schwarzen Gewölk: ein hellkrachender Donnerschlag folgte unmittelbar darauf und heller Feuerschein. In dem Glockenturm, der neben dem Dome stand, hatte es gezündet: die Glocke, die früheste im Frankenreich, war eine kostbare Seltenheit damals! Sie ward von außen durch Hammerschläge gerührt und hätte nun die Krönung mit feierlichem Zeichen begrüßen sollen: sie gab statt dessen einen furchtbaren Klang von sich; sie stürzte, vom Strahle gestreift, aus ihrem hölzernen Gerüst, schlug die Lattendecke des Turmes durch, fiel, furchtbar erdröhnend, wie schreiend und wie stöhnend, auf den Marmorestrich des Turmbodens und zersprang hier in hundert Stücke. Entsetzt schrie das Volk auf und wollte auseinanderstieben, konnte aber nicht, so dicht gedrängt standen die Haufen.

»Bleibt!« rief Fredigundis mit lauter, befehlender Stimme, »bleibt, freudige Franken! Ihr seht, es brennt nicht mehr: der Regen hat bereits gelöscht. – Vorwärts! dem Dom ist nichts geschehen: – in den Dom!« Und sie zog Chilperich an der Hand in das weitoffene Doppelthor hinein. Sie hatte recht. Der plötzlich nach jenem ersten Blitz herniederflutende Regen hatte den Brand des Turmdaches sofort gelöscht. Das Paar schritt nun an den Hauptaltar, von Chorknaben mit brennenden Wachskerzen geleitet; die schwangen dabei Rauchfässer und sangen eintönige, aber sehr süß melodische Weisen.

Nachdem der Diakon, welcher den Bischof und den Archidiakon vertrat, ein kurzes Gebet über das Paar gesprochen, schickte er sich an sie zu segnen. Schon erhob er feierlich beide Hände, da scholl von dem Eingang her ein Getön streitender, zankender Stimmen. »Halt! Ihr stört jetzt! Wartet bis nach der Krönung!« – »Nein! Wir können nicht warten! Platz! Gebt Raum! Im Namen König Sigiberts.«

Bei diesem Wort wichen die Höflinge zurück, die den Eindringenden den Weg versperrt, und alsbald standen auf der untersten Stufe des Altars zwei vollgewaffnete Männer, die, – der Staub und Schmutz auf ihren Reitermänteln und an ihren Knieriemen zeigten es, – nach langem, scharfem Ritt wohl soeben von den Rossen gesprungen waren; statt der Speere trugen sie lange weiße Stäbe in den Händen.

»Halt' ein, du Priester!« rief der eine von ihnen mit lauter Stimme.

»Hör' uns, König Chilperich,« schloß der zweite.

Unbeschreibliche Verwirrung entstand in den Reihen der Höflinge rings um den Altar. Einen flammenden Zornesblick warf Fredigundis auf die beiden Störer. »Wer sind die Frechen?« fragte sie tonlos. »Nieder mit ihnen, mein Sohn Theudibert!« Dieser fuhr ans Schwert. Aber der König rief: »Charigisel! – Sigila! – Das sind die Boten Sigiberts.«

Da stieß Theudibert das halbgezückte Kurzschwert in die Scheide zurück.

»Ja, und Frau Brunichildens,« rief Sigila, der Gote. »Und also sprechen sie zu dir, König Chilperich: ›Laß, laß ab von diesem Weibe! Steh' ab von dem Frevel, sie mit der Frankenkronen zu schmücken. Du weißt es nicht, bethörter Fürst, aber vernimm es jetzt – und vernehmt es all, ihr Franken – dieses Weib hier ist eine Mörderin: die Mörderin der Königin Galsvintha.«

Laut auf schrie alles Volk – der Diakon stürzte hinweg von dem Altar. Chilperich wankte und hielt sich aufrecht an einer der Altarsäulen: er sah auf Fredigundis. Diese war sehr blaß geworden: aber hoch aufgerichtet stand sie da.

»Und der Beweis?« fragte sie mit lauter stolzer Stimme. »Ja, der Beweis für solch fürchterliche Anklage?« rief Theudibert, vortretend. »Der Beweis?« wiederholte Chilperich sich ermannend, aufgerichtet durch Fredigundens ruhigen Trotz. »Dir, o Bruder unseres Herrn, nicht jenem Weib antworten wir,« sprach Charigisel. – »Der Beweis ist voll erbracht!« »Sofort nach Empfang deines Briefes,« fuhr Sigila fort, »flog Frau Brunichildis, trotz ihres tödlichen Wehs, gefaßt wie eine Heldin, allein, an den Ort der That. König Sigibert war auf der Jagd abwesend, er folgte erst am dritten Tag. – Sie selbst untersuchte, prüfte alles, vernahm alle Leute, auch die beiden gefangenen Landkrämer. Diese hatten, – selbst auf der Folter – jede Schuld geleugnet. Nun forderte die Königin sie auf, nachzuweisen, wo sie den Tag über gewesen. Sie fingen damit an, daß sie am frühen Morgen Villa Amica aufgesucht und dort den Bewohnern allerlei verkauft hätten!« –

Charigisel fiel ein: »Auf die Frage, was, sagten sie: unter anderem der stolzen Herrin der Villa ein Paar Bastschuhe, wie sie sonst nur Bäuerinnen tragen.«

Um Fredigundens Lippen zuckte es leise: es war wohl Hohn.

»Frau Brunichildis,« ergänzte Sigila, »ließ den in dem Gang vor dem Schlafgemach gefundenen Bastschuh bringen, ihnen vorlegen – sie erkannten nicht nur den Schuh ... –« »Ein Bastschuh sieht aus wie der andre,« lachte Chilperich. »Wohl!« erwiderte Charigisel. »Aber sie führten deren noch mehrere Paare mit sich und sie wiesen an dem gefundenen das gleiche Abzeichen nach, – die gleiche Hausmarke ihres Heimathofes – wie an ihrem ganzen Vorrat.«

Theudibert warf einen raschen Blick auf Fredigundis. Diese fühlte den Blick, wie sie tausend Augen auf sich gerichtet wußte.

»Und darauf hin,« sprach sie ruhig, »hat die Gotin die von ihr bestochenen Angeber freigelassen, nicht wahr? Und auf das Zeugnis von zwei gebrandmarkten Landfahrern –« »Noch mehr!« rief Sigila. »Die Freigelassene Suavigotho, die das verhüllte Weib in der Mordnacht in dem Gange traf, hat, noch bevor sie an Herrn Sigibert gesandt ward, durch Zufall die Herrin von Amicavilla an deiner Seite reiten sehen, o König. Sie will beschwören, daß diese jenem Weib höchst ähnlich sah.« »Höchst ähnlich!« lachte Chilperich gezwungen. »Es war fast ganz finster in dem Gang! Und jenes Weib soll eine Kapuze übers Gesicht gezogen haben.« »Deshalb,« sprach Charigisel, »verlangen auch König Sigibert und Frau Brunichildis nicht die sofortige Bestrafung jenes Geschöpfes; sie verlangen nur, daß du sie auslieferst.« – »Mein Weib!« »Unsere Königin!« rief Theudibert. »Zu gerechtem Gericht,« erklärte Charigisel weiter, »vor den vereinigten Hofgerichten der drei Reiche, unter König Guntchramns

Vorsitz. Dort soll sie den Unschuldseid schwören mit zweiundsiebzig Eidhelfern nach unserem salischen Recht.«

»Ich bin bereit,« sagte Fredigundis kalt.

»Niemals!« rief Chilperich und legte, wie beschützend, den Arm auf seines Weibes Schulter. »Das zeugt von schlechtem Gewissen. Weigerst du das,« drohte Sigila ... – »So wisse, daß dir König Sigibert Krieg ansagt!« – »Krieg, von dem er nicht ablassen wird, bis er gerecht Gericht erzwungen hat über die Mörderin.« – »Krieg, bis du die Schätze der Gemordeten herausgegeben, die du mit frevlem Vorwand vorenthältst.«

»Und da wir wissen, daß du gar oft versprichst, was du zu halten nicht gedenkst ... –« – »Und daß du wahrscheinlich den Rächer mit eiteln Reden hinzuhalten sucher würdest ...–« – »So wisse: König Sigibert hat schon seinen Heerbann aufgeboden, seine gerechten Wünsche zu erzwingen.« – »Und schon brauset er heran mit Brunichildis, der Bluträcherin, auf tausend raschen Rossen ihrer Gefolgschaft ... –« – »Schon hat ihnen deine feste Stadt Chartres die Thore geöffnet. –«

»Drakolen, der Hund, der Verräter. Die Augen brenn' ich ihm aus,« schrie Chilperich außer sich.

»Der Herzog Drakolen war fern; allein treu gedenkend seines schweren Eides zu Marseille, wird er nicht eher für dich kämpfen, bis du die Mörderin vor ein frei Gericht gestellt.« – »Dein eigener Sohn Merovech ... –« – »Der Abtrünnige! Er kämpft wohl für seine Muhme gegen seinen Vater!« – »Nein! Aber auch er gedenkt des feierlichen Racheschwures. Nicht eher, bis über dieses Weib gerichtet ward, wirst du sein Antlitz wiedersehen.« »Es sei denn, ich komme und hole ihn mir aus dem Zelt der Gotin,« drohte der König grimmig.

»In wenigen Tagen,« schloß Charigisel, »pochen sie an die Thore von Rouen, die Richter, die Rächer. – Jetzt, wenn du willst, – fahre fort, wo wir dich unterbrachen; der Priester ist vor Entsetzen geflohen: – dieses Weib ist mit Mordblut gesalbt, ist verflucht von allen Guten: – willst du es krönen zu deiner Königin, Herr Chilperich?« – »Reiß' ihm doch die Zunge aus,« mahnte Fredigundis. Aber Chilperich richtete sich hoch auf: er hatte sich gefaßt und gesammelt. – »Sie tragen die weißen Stäbe fränkischer Königsboten: – unverletzbar sind sie. Steigt wieder zu Roß, ihr Herren, und sagt meinem Bruder: ich werde Weib und Land zu schützen wissen gegen jene Rachewütige und gegen seinen Raubeinfall. Und meldet auch, was ihr zuletzt in diesem Dom gesehen. Knie nieder, meine Gattin.« Damit nahm er die Krone von dem Altar, drückte sie fest auf der knieenden Fredigundis Haupt, küßte diese auf die Stirn und sprach: »Ich brauche keines Priesters Hand dazu, steh auf nun, Königin der Franken.«

Viertes Kapitel.

Noch im Laufe des Krönungstages räumten Chilperich und die Seinigen Rouen.

Die von allen Seiten einlaufenden Nachrichten ließen keinen Zweifel, daß Sigibert in der That alsbald mit überlegener Macht vor den Thoren dieser Stadt stehen werde. Man mußte weiter östlich, im Herzen von Neustrien, eine sichere Stellung suchen, von hier aus den Heerbann aufbieten und den Widerstand ins Werk setzen.

Die neue Königin konnte sich nicht des großen Festmahles freuen, welches die Stadt zu ihren Ehren veranstaltet hatte. Hals über Kopf mußten die Kostbarkeiten des Palastes zusammengepackt werden; mit überraschender Sicherheit, Einsicht und Ruhe leitete Fredigundis diese Arbeiten ihres Gesindes. Sie war damit fertig, lange bevor Chilperich seine schwankenden Anordnungen getroffen hatte. Sie trat zu ihm, ihre Hilfe anzubieten.

»Hast du dir auch Geiseln geben lassen von der Stadt?« fragte sie. »Nein! Was sollen Geiseln? Die Stadt kann sich aus eigener Kraft nicht halten. Sie muß – vorübergehend – in des Feindes Hände fallen.« – »Gleichviel! Man kann sie doch dafür bestrafen, das heißt, die Geiseln nur um hohe Summen auslösen lassen. Wir werden viel Geld brauchen in diesem Kampf.« – »Du hast Recht wie immer. Aber – Gewalt? Wir haben wenige Gewaffnete bei uns. Ein Kampf in den Straßen ... –« – »Nichts davon! Ich werde die angesehensten Bürger, die reichsten! – in den Palast entbieten, – unter irgend einem Vorwand, ... laß sehen, ... ich hab es schon! Ich muß ihnen ja doch danken für das angebotene Festmahl! – Ich werde sie hier festnehmen und dir gebunden ausliefern.« Und so geschah's. Unter strömendem Regen zog gegen Abend der König mit den Seinen zu dem Nordthor hinaus auf der alten Römerstraße, die nach Amiens führte.

Gegen Mitternacht erreichte man eine Sigibert gehörige Villa. Hier ward übernachtet. Die Leute derselben ahnten nichts von Feindseligkeiten zwischen den beiden Brüdern: sie waren sehr erstaunt, als sie sofort ergriffen und gebunden wurden. Am frühen Morgen des folgenden Tages wurde die fluchtartige Reise fortgesetzt.

Als Fredigundis auf das Pferd gehoben ward, befahl sie, das ganze Gehöft anzuzünden. Die Bewohner desselben wurden als Gefangene mitgeführt an ihrem scharrenden Rappen vorbei; dann folgten die Geiseln von Rouen, drohende Blicke warfen diese auf die Königin. Sie achtete es nicht; aufmerksam musterte sie die Schar.

»Wo ist Prätexitatus?« fragte sie den König, als der Zug der Gefesselten an ihr vorüber war. »Im Gefängnis.« – »Wo? In welchem?« – »Nun, im Kloster zu Rouen.« Sie fürchte die Stirn. »Das ist nicht wohlgethan, mein König. Mußtest ihn mitführen.«

Chilperich schwieg. Sie weiß gar nicht,« dachte er, »wie sehr sie auch hierin recht hat. Aber mir ist es unleidlich, ihm – neben ihr – in die Augen zu sehen.«

Zu Amiens ließ Chilperich seine Gemahlin unter dem Schutze Theudiberts zurück; er selbst eilte nach seinem nahen Hofe Baisu, wohin er die Aufgebote der nächsten neustrischen Städte beschieden hatte. Als wenige Tage darauf Theudibert im Auftrag des Vaters Fredigundis aufforderte, auch Amiens zu räumen und ihm noch weiter nach Norden zu folgen, stieß er auf heftigen Widerstand. »Wieder fliehen? Abermals weichen vor –! Warum denn? Erkläre mir doch, mein tapferer Sohn, was ist denn so Unwiderstehliches an diesem blondgelockten Schwäher, daß ihr ihm nicht standhalten wollt?« – »Wir können nicht! Wir müssen noch weiter zurück.« – »Erkläre mir das. Ich verstehe mich schlecht auf Schlachten und Krieg.« Theudibert zeichnete vor ihren Augen mit der Scheide seines Schwertes in den mit Sand bestreuten Weg des Gartens, in welchem sie wandelten. »Unsere Lage, Königin, ist übel, sehr übel. König Sigibert faßt uns von zwei Seiten. Sieh, hier im Osten ist sein Hauptland, Austrasien. Er hat die Stämme, die dort hausen, meist noch Heiden, aufgeboten: die Uferfranken von der

Maas und Mosel, – Herr Karl und Herr Arnulf, erprobte Helden, führen sie –, die Hessen von der Lahn, die Thüringe von der Unstrut, die wilden Alamannen vom Neckar, die grimmen Bajuwaren von dem Inn: sie alle ziehen über Metz, Reims und Soissons von Osten gegen uns; Sigibert selbst aber, der von Chariberts Erbschaft manche Gebiete in der Provence, auch in Aquitanien, Tours, Poitiers und andere Städte, erhalten, drängt mit Ungestüm von Süden her uns nach! Schon soll Rouen – siehst du? hier etwa liegt es – sich ihm geöffnet haben.« – »Und alles Land südlich von Rouen?« – »Und westlich von Rouen ist uns verloren. Die Kelten in Britannia, stets ein unsicherer Besitz, haben sich wieder einmal erhoben, sobald die Nachricht von diesem Krieg sie erreichte; sie haben des Vaters Grafen aus Nantes, Angers, Vannes und Rennes vertrieben, die eingebornen Häuptlinge ihrer Gaue haben Sigibert gehuldigt.« – »Sie werden ihm hoffentlich ebenso treu bleiben wie uns.« – »Herzog Drakolen von Chartres hat erklärt, erst wieder fechten zu wollen für den Vater, nachdem er dich vor Gericht gestellt: sein Eidam, Graf Theudulf von Le Mans, folgte seinem Beispiel.«

Fredigundis zog ein Schreiftäfelchen hervor. »Theudulf heißt der? – Die Liste wächst! Drakolen, Sigila, Charigisel – jetzt Theudulf.« – »Was thust du, Königin?« »Ich zähle. – Ich gedenke stets in meinem Nachtgebet meiner Feinde – und Freunde! – Merovech? Bah, überflüssig! Meiner Stiefsöhne vergesse ich ohnehin nicht.« lächelte sie. »Weiter. –« – »König Sigibert hat auch Etampes und Meaux genommen.« »Ist er überall zugleich?« zürnte sie. – »Seine Königin Brunichildis hilft ihm mit dem ganzen Eifer der Rache. In Helm und Brünne reitet sie einher. –« – »Das thu' ich nicht. Sind mir zu schwer. Und stehen mir schlecht. Ich hab's versucht. Der Helm bedrückt mein Gehirn. Das brauch' ich sehr. Und mein Rat wiegt schwerer als mein Arm. – Auch bin ich weichlich, das ist leider wahr. – Jede kleine Wunde thut mir gleich sehr weh – weher als andern, mein' ich fast. Ich kann auch kein Blut sehen, nicht einmal von Tieren.« – »Und doch warfst du neulich einen Stein nach einem kleinen Vogel.« – »Das ist ein Haß-Gelübde. Die muß man halten. – Hat nun das gotische Mannweib irgend etwas erreicht in seiner Verlarvung?« – »Oh ja! Sie hat Beauvais mit Sturm genommen.« – »Sie! Zugesehen wird sie haben. –« – »Nein. Den ersten Anlauf schlug Bruder Chlodovech, der sich in die Stadt geworfen, zurück. Bei dem zweiten Angriff eilte die Königin an die Spitze der Ihrigen: – sie war die erste in dem eingeschlagenen Thor: sie ward verwundet.« »Wo? Im Gesicht?« Rasch, freudig kam die Frage. »Im Arm. Der Pfeil mußte tief herausgeschnitten werden.« – »Hör' auf! Wie gräßlich! – »Sie zuckte dabei nicht mit der Wimper.«

»Woher weißt du das alles?« – »Graf Leo von Beauvais, den sie gefangen hat, stand dabei; sie hat ihm dann selbst die Wunden verbunden und ihn freigegeben gegen seinen Eid, in diesem Feldzug nicht mehr zu fechten.«

– »Erzwungener Eid. Gilt nicht.« Theudibert sah sie erstaunt an. »Doch, Königin! Er mußte ihn ja nicht schwören; schwor er ihn, muß er ihn halten. Sie entließ ihn: – er ist ganz bezaubert von ihrer Huld und Herrlichkeit. Er eilte zum Vater, ihn zu bewegen, Frieden zu machen.« – »Fünftens: Graf Leo von Beauvais! – Bald ist das erste Täflein voll.« – »Kaum entkam Bruder Chlodovech aus der eroberten Stadt. Er warf sich nach Noyon. Hier belagert ihn das Heer der Königin, während Sigibert auf Amiens zieht. Du bist hier nicht mehr sicher. – Du sollst heute noch aufbrechen nach Arras, allein: ich darf dich nicht mehr begleiten. Ich muß... –«

»Endlich ins Feld, dem Feind entgegen! Nicht mehr deinem Vater und deiner Stiefmutter fliehen helfen! Man sagt, du bist trotz deiner Jugend König Chilperichs bester Feldherr: allzulang hast du mein rot Gelock und meinen kleinen Fuß bestaunt. Hinaus zum Kampf! – Bring mir das Haupt dieses unwiderstehlichen Schwähers,« – hier sprühte das graue Auge Blitze, aber gleich darauf lächelte sie berückend, – »und nimm dafür einen mütterlichen Kuß.«

Des Jünglings Antlitz überflogen Gluten, er fuhr empor – aber schwer erseufzend schüttelte er das Haupt. »Ich darf nicht fechten wider Oheim Sigibert. Du weißt, ich focht schon einmal gegen ihn in sehr – ungerechtem Auftrage des Vaters. Er nahm mich gefangen. Nicht einen Strohalm gab man damals für mein Leben. Merowingische Oheime lieben es, ihre Neffen zu morden, wann diese noch als Kinder um ihre Kniee spielen. Und ich, – ich war Kriegsgefangener, gefangen bei treulosem Einfall in sein Reich! Er pflegte mit eigener Hand meiner Wunden, er gab mich frei – nur gegen den Eid, nie mehr das Schwert gegen ihn zu führen.«

Heftig wollte Fredigundis entgegnen: aber sie sah den tiefen Ernst in des Jünglings Augen und bezwang sich. »Es ist noch zu früh,« sagte sie sich.

»Der Vater sendet mich daher, weil ich nicht fechten darf, in wichtigstem Auftrag« – »An wen?« – »An Oheim Guntchramn von Burgund, der mich von jeher meinen Brüdern vorzog.« – »Wie andre Leute mehr, mein Lieblingssohn.« – »O schweig, und spiele nicht! – Gelingt es mir, ihn für dich – will sagen – für den Vater zu gewinnen, so ist noch Hoffnung.« – »Und wenn nicht?« – »Keine mehr! Des Vaters ganzes Reich ist ja fast schon in Feindes Hand, von größeren Städten sind nur noch unser Arras und Tournay: und – du vergisest wohl! – die Hauptmacht Sigiberts, die schrecklichen Austrasier, die Riesen aus dem inneren Germanien, sind ja erst im Anzug von Osten her. Tritt nicht der König von Burgund vermittelnd ein, sind wir verloren. Ich werde ihn bitten, sein Heer von Langres bis Melun – siehst du, so! – aufzustellen, den Austrasiern in der Flanke: – das muß sie abhalten, die Marne zu überschreiten – und also drohend Sigibert Frieden aufzulegen.« – »Ich merke, ich verstehe nichts von Krieg,« sagte sie unwillig. »Ich sähe dich aber lieber kämpfen, tapfrer Theudibert, als Bündnisse erbitten. Komm bald zurück und bring das Glück mit dir, das uns verlassen hat.« – »Das Glück? Das Glück bist du.« – »Gieb acht –! Laß meine Hand los – du thust mir weh« – sie stieß einen leisen Schrei aus – »meine Finger sind gar zärtlich.« – »Leb wohl! Du bist wie die Flamme: – nichts ist so schön und nichts ist so verderblich.« – Er eilte stürmisch aus dem Garten. – Lange sah ihm Fredigundis nach. »Das muß ein Ende finden. Bald! Er ist zu ungestüm. Chilperich hat schon Verdacht geschöpft – vielleicht auch gegen mich. Das wäre noch schöner! – Gestürzt, geköpft werden ganz unschuldig, um einen Stiefsohn, der mir fast verhaßt. – Ist sein Schwert wirklich nicht zu verwerten gegen ihn – den All-Besieger! – rasch fort dann mit dem Thoren! Ich habe dir's geschworen, du süß Geschöpflein unter meinem Herzen: Du sollst nicht lange leiden unter Stiefbrüdern.«

Fünftes Kapitel.

So reißend waren die Fortschritte der Feinde, daß die Königin auf dem Wege nach Arras von eilenden Boten ihres Gemahls aufgefordert wurde, über diese Stadt, die auch gar bald bedroht sein werde, hinaus gleich bis nach Tournay zu ziehen. Auch Noyon sei

schon gefallen: Chlodovech, vorher aus diesen Mauern entwischt, wolle unter den Wällen von Arras eine Feldschlacht wagen an der Spitze der von Chilperich einstweilen gesammelten Kräfte. –

Die fluchtartige Reise von Rouen bis Tournay hatte die junge Frau angestrengt, sie konnte schon lange nicht mehr reiten. In der Sänfte ward sie über die Zugbrücke getragen, die über die Schelde in die enge, schmutzige, unwirtliche Burg Tournay führte, die eben fast nur Feste, keine Stadt, war und in dem alten, schmalen, turmähnlichen Palatium sehr wenig Behaglichkeit darbot. Rulla pflegte mit liebender Sorgfalt die Herrin. Die Dienerin und das übrige Gefolge hatten den Mut sinken lassen. Fredigundis nicht: sie richtete ihre Begleitung auf.

»O Herrin,« hatte Rulla nach dem Einzug in Tournay gejammert, »einem Grabgewölbe gleichen diese hohen, dunkeln Mauern. Eine üble Vorbedeutung!« – »Du meinst für die schwere Stunde, die mich erwartet? Sei ruhig, Nachbarskind. Die Großmutter hat mir geweissagt, ich werde viele Söhne gebären: so kann ich unmöglich bei der Geburt des ersten sterben.« – Geraume Zeit – schon waren es Wochen und Monde, und mehr als acht Monde, seitdem Sigibert Frau Brunichildis sich vermählt – gelangte gar keine Nachricht von den Dingen draußen nach Tournay: das schien ein gutes Zeichen, das Vordringen der Feinde mußte zum Stehen gebracht sein.

Und also war's. Es war Winter geworden: Schnee und Eis und der Zustand der Straßen machten die Fortführung des Krieges den Angreifern unmöglich: Winterfeldzüge waren jener Zeit fremd. – Und überraschend traf in einer Nacht der König in Tournay ein: »Rasch, man wecke die Königin,« rief er. »Führt mich schnell zu ihr. Wir haben gesiegt.« »Zu guter Stunde,« rief ihm Rulla entgegen, »kommst du, Herr König, mit dieser Nachricht. Die Königin hat dir soeben einen Sohn geboren.«

Chilperich stand am Bette Fredigundens, sie legte ihm das Kind in die Arme, ihr Auge strahlte vor stolzer Wonne.

»Ein prächtiger Thronerbe!« rief er. »Graue Augen! Und welche Fülle von roten Haaren! Im Siege geboren. Ich hätte Lust, ihn, seinem Oheim zu Ehren, Sigibert zu nennen.« Fredigundis zuckte. »Nicht doch! – Samson soll er heißen, weil er seine Feinde zerschmettern wird. Nicht wahr? Ich sagte es dir: es ist ein Sohn. – Aber was ist's mit dem Siege?«

»Chlodovech, der wackere Junge, – er liebt dich nicht, aber auch nicht Brunichildis, Wie der andre, das ist auch was wert! – hat Sigiberts Vorhut, die sich allzuheck vorgewagt, überfallen und zurückgeworfen. Nun beschränken sich die Feinde darauf, Arras zu umschließen, das sich wacker wehrt unter meinem tapfern Herzog Boso. Chlodovech will demnächst die Stadt entsetzen in offener Feldschlacht. Mich trieb die Sehnsucht, die Sorge um dich hierher, als mein eigener Siegesbote dir's zu melden. Und denke dir nur, was uns Bruder Sigibert hat anbieten lassen: er lebte von jeher –, und seine Gotin bestärkt ihn darin wohl – mehr in den Vorstellungen der alten Sagenkönige, wie Dietrich von Bern etwa, denn wie ein Fürst der jetzigen Franken. Höre nur, was ihm nun wieder einfällt! Um das Blut der Krieger, das an vielen Orten zugleich fließe, und das Elend des Volks, das unter langem Kampf schwer leide, zu sparen, schlägt er vor, ich solle ein Schlachtfeld wählen, auf dem unsere Heere an Einem Tag, auf Einen Schlag den Streit entscheiden sollen. Das sei alte Heldensitte

unserer Ahnen! Ich ließ ihm sagen, ich sei aber kein Ahn, sondern ein Enkel. Fällt mir gar nicht ein! Gewiß verlöre ich jene Schlacht und damit die Schätze und alles. Nein, nein! Wir führen den Krieg fort ohne solche Thorheiten der Sage!«

Aber die Freude sollte von kurzer Dauer sein.

Kaum hatte die junge Mutter, die jetzt schöner war als je zuvor, – Chilperich wich nicht von ihrer Seite – den Säugling an der Brust, die ersten Schritte durch die Halle gewagt, als Eilboten dem Königspaar berichteten, Chlodovech sei bei Arras geschlagen und fliehe mit den Trümmern seines Heeres nach Tournay. Arras werde hart bedrängt. Bald kam Chlodovech mit seinen Scharen nach; nur ein Teil derselben konnte Aufnahme finden; die Vorräte in der Festung reichten nicht gar weit.

Trotzig weigerte sich Chlodovech, Fredigundis und sein Stiefbrüderlein zu sehen. »Die rote Hexe ist schuld an all' unserm Unheil!« schalt er.

Chilperich wollte ihn zwingen mit Gewalt, aber Fredigundis lächelte: »Laß doch, Schätzchen! Willst du deinen einzigen Feldherrn, unseren besten Verteidiger, einsperren?

– Geduld! – Der Trotzkopf steht längst auf der Liste meiner Feinde, für deren Bekehrung ich täglich bete und plane. Aber wo bleibt Theudibert, mein zärtlicherer Sohn?«

Gerade noch bevor die Sieger von Arras heranrückten – schon streiften ihre Reiter bis an die Thore – und Tournay umlagerten, gelangte der Ersehnte in die Festung. Er brachte schlechten Trost, üble Nachrichten. König Guntchramn hatte jede Hilfe abgeschlagen. Theudibert überbrachte außer diesem mündlichen Bescheid einen Brief seines Oheims an seinen Vater.

»Es ist wahr,« sagte Chilperich, das Schreiben durchfliegend, »ich hab ihm manche Stadt wegzuschnappen versucht da unten an der Rhone. Er schreibt, ich sei wohl aus Angst vor dem Blondem verrückt geworden, daß ich ihm zumute, mir zu helfen? ›Ich würde,« schließt er, »mit dem Blondem zusammen dir deine roten Haare zausen, hätte mich nicht seine Gotin gekränkt. Die hochfahrende Königstochter hat auch über mich die Nase gerümpft, weil ich mir gern Frauen und Mägdelein von niederem Stande geselle, die nicht so anspruchsvoll sind, wie Königstöchter, und leichter zu wechseln.« – Nämlich: unser Dicker zu Orléans ist bei aller Frömmigkeit doch auch ein Freund von weißen Gliedern, wie...« – »Wie die gelehrtesten Theologen – von Merowingen-Blut.« »Er sagte,« berichtete Theudibert, »er finde die Forderungen Sigiberts und Brunichildens ganz gerecht. Warum sich Fredigundis nicht stelle, falls sie schuldlos sei?«

»Weil ich nicht will,« fuhr Chilperich auf. »Das hast du ihm doch gesagt?« »Gewiß, mein Vater,« erwiderte Theudibert, der kaum das Auge von Fredigundens Antlitz trennen konnte, »Und ich machte ihm einen Vorschlag, den er Oheim Sigibert empfehlen wollte.« – »Welchen Vorschlag?« – »Es genügt nicht, daß Frau Fredigundis schwört... –« – »Ich bin bereit dazu, ich sagt' es längst,« Chilperich sah sie zornig an: »Ich verbiet' es dir aber.« – »Auch zweiundsiebzig unbescholtene freie Franken müßten als Eidhelfer schwören, daß sie ihren Eid für rein und nicht für mein halten und... –« »Du meinst,« fragte Fredigundis, »das arme Hirtenkind findet nicht so viele Männer, die ihm

glauben?« Ihr wehmütig Aussehen dabei, ihre rührende Stimme wirkten wie Zauber auf den Jüngling.

»Deshalb – statt des Eides, – schlug ich vor gerichtlichen Zweikampf.« Sein Auge leuchtete, seine Wange glühte, seine Brust hob sich mächtig.

Fredigundis hatte Mühe, ihre Freude zu verbergen. Aber Chilperich rief unwillig: »Unsinn! Ich bin kein Mann des plumpen Schwererschlags!« – »Du nicht Vater! – Aber... –« – »Nun, wer sonst als der Muntwalt ficht für ein Weib?« – »Ein freiwilliger Kämpfe.« – »Und wer wollte das ... – ?« – »Ich; wenn ich darf, wenn sie es annimmt – im Gottesgericht – für sie!« – »Ich nehm' es an!« – Blitzschnell fuhr Chilperich, der starr auf seinen Sohn geschaut hatte, herum. »So willst du seinen Tod?«

Ein peinliches Schweigen entstand.

Bestürzt sah Theudibert auf seinen Vater. Dieser ward blutrot und biß die Lippe. Fredigundis fand zuerst ein Wort: »Wie meint das mein Gemahl?« Ganz kühl kam die staunende Frage heraus.

»Nun weil ... – weil! – Der Junge ist Sigibert nicht gewachsen.« – »Aber Gott giebt dem Recht den Sieg!« rief Theudibert mit flammendem Blick auf die ruhig Lächelnde. – »Und sein Eid?« »Bezieht sich nur auf Krieg,« fiel Fredigundis rasch ein. – »Wie lautet die Wortfassung?« fragte Chilperich, in dem die Neigung zu dialektischen Unterscheidungen erwachte. – »Nie mehr im Krieg das Schwert gegen ihn zu heben.« – »So kämpfe auch hier, in Tournay, gegen ihn – mit der Streitaxt,« rief Fredigundis. »Nicht übel,« lachte Chilperich. »Aber vom Gottesgericht will ich nichts mehr hören. Das merkt euch beide! – Ein merkwürdig Geschöpf,« murmelte er. – »Ich muß ergründen, worauf gestützt sie also umzuspringen wagt mit Gott und seinen Heiligen, mit Eid und mit Ordal. – Was sagte Bruder Guntchramn noch?« – »Er habe Oheim Sigibert geschworen, solange dieser lebe, nicht mehr gegen Austrasien zu handeln.« »Wer lebe?« fragte Fredigundis rasch. – »Nun, Oheim Sigibert.« – Fredigundis nickte nachdenklich. –

»Und der ist der Jüngste von uns!« rief Chilperich in komischem Verdruß. – »Geh nun, mein Sohn. Suche den Trotzkopf Chlodovech zu besserer Sitte zu bringen gegen diese schöne Frau. Geh, ich habe mit der Königin zu reden.« –

Mit einem erstickten Seufzer neigte sich der Jüngling und ging. Der Vater sah ihm nach. »Sage, Gundelchen, hast du keine Schwester?« lachte er dann. – »Wie du weißt: nein. Dank den Heiligen!« – »Warum willst du keine?« – »Nicht wahr, eine jüngere, womöglich? Dann würdest du ihr ebenso den würdigsten Mann in deinem Reich aussuchen, wie dein Vater zuliebe der einen Schwester gethan, und sie neben mir heiraten.« Chilperich schmunzelte wohlgefällig. »Hi, hi! Nein, aber meinem Herrn Sohn Theudibert würd' ich sie geben! – Nun, einstweilen ist es ganz gut so... – ich bin deiner ja sicher.« – »Ja. Du weißt, ich lebe gern. Jetzt erst recht.« Sie drückte den Säugling an den schönen Busen. – »Wenn er doch seinen Eid leichter nähme, etwa so leicht, wie du Eide nimmst, Gundelchen.« – »Was willst du damit sagen?« fragte sie sehr ruhig.

»Nun, ich meine ja nicht gerade eigene!« – so wich er aus. – »Aber fremde! Das mit der Streitaxt gefiel mir.«

Ganz langsam sprach nun die junge Mutter: »Auch einen eigenen Eid zu brechen oder wissentlich Falsches zu schwören, würde ich mich nicht besinnen, falls der Einsatz, der Gewinn hoch genug.« – Erschrocken sah sie Chilperich an: »Höre du, das ist seltsam! Du bist so wehleidig im Leben: – du schreist bei einem Nadelstich – und die brennenden Höllenstrafen, die ewigen? Die scheust du nicht?« – »Die kauf' ich ab. – Ja, ja! Es ist ganz ersprießlich, Männchen, daß wir auch einmal solche Dinge bereden! Nicht schon wieder küssen, du Unersättlicher! Gieb acht! – Du bist ein gelehrter Theolog und Dialogiker« – »Dialektiker!« – »Das ist mir all Eins! Ich bin ein ungeschultes Weib. Aber ich habe mir aus den Einrichtungen der heiligen Kirche allmählich – als Kind schon fing ich an, die Großmutter half dabei! – eine Lehre gezogen, die ist ohne Zweifel streng folgerichtig. Und die hebt ihren gläubigen Bekenner hoch über alle Schranken, welche die thörichte Menschheit mit Höllenfurcht einpferchen. Gieb acht, mein Schätzchen. Es ist Fredigundens beste Gabe, und viel mehr wert als diese Schönheit, welche – leider! – einmal welken wird. Also merke! – Das Allerschrecklichste wäre, wenn mit dem Tod alles aus wäre.« – Sie schauderte, Frost schüttelte sie, sie bedeckte die Augen mit den Händen. »Gewiß! Aber das ist doch nicht der Fall ... –«

»Manchmal – in schlafloser Nacht – beschleicht mich dieser Gedanke. Er würgt mich. Er drückt mir vor Angst die Kehle zusammen: ich muß schreien. Kalter Schweiß bricht mir aus. Ich will leben. Ich muß leben! Leben! Auch ohne Seligkeit will ich leben, wie jetzt! Vernichtung! Nicht mehr sein! Ich, die ich ›Fredigundis‹ zu mir sage, – dieses liebe Ich da drinnen, das ich so gern habe, das sollte nicht mehr sein! Das ist Verzweiflung! Das ist unerträglich!« – Sie sprang auf und riß das Kind von der Brust. Es schrie heftig. »Aber Fredigundis!« Er nahm ihr das Kind ab und wiegte es leise summend auf den Knien. – »Beruhige dich doch! – Das Kind!«

Sie war raschen Schrittes auf und nieder durch die Halle gestürmt. Ihr Herz klopfte so stark, daß ihr Busentuch zitterte. – Nun blieb sie stehen. »Verzeih! – Es ist das einzige, was ich fürchte.« – Sie öffnete die Thür in das Nebenzimmer. »Rulla, nimm den Kleinen. – Er soll jetzt nicht die Milch ... dieser Schrecknisse trinken.«

Als die Dienerin mit dem Kinde verschwunden war, setzte sie sich nieder. »Das – das könnte mich einmal wahnsinnig machen! – Aber –« nun lächelte sie schon wieder – »es ist ja nicht so! Die Seele ist unsterblich, so lehrt die heilige Kirche. Nicht gerade alles glaub ich, was sie lehrt ... –« »Ich aber!« sagte Chilperich ernsthaft. »Man muß. Unglaube ist Sünde. Ich mag nicht in die Hölle.« – »Aber das – von der Unsterblichkeit – glaub' ich, weil das Herz schreiend, brünstig, ja nochmal: – schreiend! danach verlangt, wie die Brust nach Luft, nach Atem.«

Chilperich sah ruhig vor sich nieder: »Ersticken, erstickt werden, muß doch arg sein.«

Fredigundis hatte es nicht gehört; sie fuhr fort: »Also die Seele ist unsterblich. Warum? Weil ein Gott lebt, der unsterblich ist und dem ersten Menschen seinen unsterblichen Atem in die Nase geblasen hat. Wäre kein Gott, so wären keine unsterblichen Menschen.«

»Wenn aber kein Gott wäre und doch Menschen, was dann?« fragte Chilperich. »Siehst du, das nennt man Kasuistik.« – »Wäre kein Gott, und wären doch Menschen, dann wären die Menschen sterblich, etwa wie die Tiere oder die Pflanzen, die

vergehen.« – »Wie wären dann aber Menschen entstanden?« »Das weiß ich nicht,« rief sie, ungeduldig über diese Fragen. »Ist mir auch ganz gleich. Da – ohne Zweifel – Gott lebt, ist also die Seele unsterblich. Nun handelt sich's darum, daß es ihr nach dem Tode ewiglich so gut geht wie möglich. Das zu erreichen giebt es zwei Mittel: entweder alle Gebote Gottes und der Kirche erfüllen. Dabei lebst du elend wie ein Hund ... –« »Oder wie ein Heiliger,« meinte Chilperich, »was aber hierin dasselbe.« – »Alle klugen Menschen lachen dich aus, trinken und küssen und lachen und listen und herrschen über die Güter der Erde, während du dich elend kasteist, jeden Wunsch, dessen Erfüllung allein das Leben des Lebens wert macht, unterdrückst und der Fußschemel der Weltlinge bist. Und – gieb acht, das ist noch das Ärgste dabei! – giebst du dir auch alle Mühe, – du kannst doch nicht alle Gebote erfüllen, alle Sünde meiden. Schon wegen der Erbsünde! Es müssen doch Christus und die Heiligen dich losbitten bei dem Himmelsherrn. Auf deren guten Willen bleibst du also doch angewiesen, auch bei dem elendesten, wollte sagen: frommsten Leben. Oder: – das ist der andere Weg! – Du lebst nach deines Herzens Gelüsten, genießest, was dich freut, beherrschest durch Gewalt und List – und Falscheid – davon gingen wir ja aus! – die dummen Menschen – und hinterher kaufst du dir der Heiligen Fürbitte. Nur eben reich mußt du sein, um den Heiligen viel schenken zu können. Je reicher du bist, je kühner darfst du also sündigen.« Chilperich schüttelte den Kopf. »Die Priester lehren aber ...–« – »Allerlei! Ich weiß wohl! Sie sagen auch, die Werke ohne den Glauben thun's nicht. Nun gut: ich glaube ja! Sie sagen ferner: »Du mußt die Sünde bereuen!« Nun gut: ich bereue ja, sobald ich sie – genossen! Es ist mir leid, daß es Sünde ist, wäre es nicht Sünde, wär's mir – wirklich! – lieber, weil wohlfeiler. Und ausdrücklich hat mich unser Priester gelehrt: und hätte Einer Vater und Mutter gemordet, und tausend Falscheide geedet – die Fürbitte der Heiligen kann ihn losbitten. Nur gewinnen muß er sie. Er kann sie aber gewinnen, stiftet er Klöster und beschenkt er die Heiligen und ihre Kirchen reich genug. Man kann ja – wenn man Königsschätze hat – so unermesslich schenken, daß sich die Heiligen bitter schämen müßten in ihre undankbaren Herzen hinein, ja daß es schreiend ungerecht wäre, bäten sie ihren Wohlthäter, ihre Gönnerin nicht los. Siehst du, Männchen? Auf diesen festen Bau – nicht ein Steinchen, kannst du herausbröckeln mit deiner ganzen Dialogik ...« – »Dialektik!« – »Das ist mir gleich. – Auf diese unerschütterlichen Sätze habe ich all' mein Handeln gegründet. Bis zur Frankenkönigin und Mutter eines Kronerben hab ich's damit gebracht vom Ziegenhüten aufwärts. Dadurch hoff' ich zu herrschen über die Menschen, alle meine Feinde unter meine Füße zu treten und nach freudigem Leben doch an der Hölle vorbeizuhuschen und den Heiligen ihre Gnade so sicher abzukaufen wie dem Syrer ein Stück Seide, das ich ihm bar nach seiner eigenen Preisforderung bezahlt. Man muß nur, wie gesagt, so reich schenken, daß es eine sündhafte, eine unverschämte Habgier der Heiligen wäre, zu erklären, es lange immer noch nicht – und die dürfen sie nicht begehen, dafür sind sie ja heilig!« – Chilperich sprang auf und küßte seine Frau auf die weiße Stirn. »Überzeugend! Unvergleichlich! Ein Stümper bin ich in Vergleich mit dir. Das nenn' ich einmal praktische Theologie. – Aber höre du! Eins ist mir doch bedenklich. Wenn sich solche Weisheit einmal gegen mich wendet . . . –« »Aber Chilperich, dummes Männchen!« lachte sie und zauste ihn am roten Krausbart. »Du bist der starke, der einzige Ast, auf dem ich klein rot Eichhörnlein keck und lustig mich wiege – unter mir der Abgrund voll ungezählter Feinde, die Tiefe, aus der nur du mich emporgerissen: –

werde ich den Ast zernagen, der allein mich trägt? Nein, deine Feinde sind die meinigen allerwege. Was soll mich von dir hinweglocken? Macht und Glanz kann mir nur von dir kommen.« »Aber eine andere Liebe?« forschte er. »Ich bin dreiundvierzig Jahre – du ... –« – »Darüber sei ganz ruhig. Frage Rulla. Die kennt mich. Ich bin nicht verliebter Art. Wär' ich's, hätt' ich nicht gewartet, bis du kamst, mich zu holen.«

Sechstes Kapitel.

Am folgenden Tage schlossen die Belagerer die Festung von der Landseite her ein, nur der Verkehr auf der Schelde blieb noch frei: die Feinde verfügten nicht über Schiffe. Chilperich beeilte sich, solange diese Straße noch einigermaßen offen war, Boten, die zur Nacht über den Fluß schwammen, nach allen Richtungen auszusenden, um seinen Gesandten entgegenzueilen, die er schon vor Monaten ausgeschickt hatte zu den Langobarden in Italien, zu dem Kaiser in Byzanz. Ja, die heidnischen Awaren, die Sachsen und Friesen hatte er gegen reiche Schätze erkaufen wollen, dem Bruder in den Arm zu fallen.

Schon war der Hunger eingekehrt unter der Bevölkerung. Chlodovech wollte die Frauen und Kinder, die nicht Wehrfähigen überhaupt aus der Burg treiben: aber auf der Landseite wurden dieselben von den Belagerern zurückgewiesen und gleich am zweiten Tag der Einschließung sperrten diese den Fluß oberhalb und unterhalb der Stadt durch hölzerne Wehren so wirksam, daß Schiffe nicht mehr verkehren konnten. Auch Schwimmern ward es nun sehr schwer, zu entkommen. Ärgerlich berichtete Chilperich diese Verschlimmerung ihrer Lage seiner Königin. – »Seltsam ist, ...« – schloß er, nachdenklich und die Finger der linken Hand auseinanderspreitend – »Aha,« unterbrach seine Gattin. »Jetzt kommt ein Stück Kasuistik!« – »Oder doch Meditation. – Seltsam ist: der Mensch kann auch zuviel von einer Tugend haben.« – »Gewiß. Zum Beispiel Großmut. Oder Tapferkeit.« – »Liebe zu den Eltern ist doch eine Tugend? Zugegeben? Gut! Diese Tugend führt heute zwei wackere Sühne an den Galgen. Lebt da hinter der Basilika des heiligen Aper von Toul ein steinaltes Ehepaar, freie Franken, haben ein Gütchen vor der Stadt an der Schelde. Sonst haben sie nichts. Hungern schon elend seit vielen Wochen. Denn die Basilika muß ihre knappen Vorräte zunächst den eigenen Unfreien und Freigelassenen spenden, zu deren Ernährung sie das Gesetz verpflichtet. Die Alten wurden krank vor Hunger. Nun haben sie zwei Söhne. Die konnten den Jammer nicht mehr mit ansehen. Sie brachen nachts in die Basilika, wo die Brote aufbewahrt werden unter dem Altar – bei den Reliquien: – denn jetzt sind die Brote wichtiger und beinahe so kostbar wie die Gerippe der Heiligen. Auf dem Rückweg stießen sie auf Priester; da diese Lärm machten, erschlugen sie den einen, verwundeten den andern, flohen zu ihren Eltern und brachten ihnen allein das entwendete Brot. Nicht einen Bissen davon haben sie für sich genommen,« – »Woher weiß man das?« – »Weil sie das Haus gleich wieder verließen, die Wache auf den Wällen zu beziehen. Dort wurden sie, – der Verwundete hatte sie erkannt, – verhaftet, wie die Alten in der Hütte, die Hehler und Verzehrter der Deube. Die gestanden alles. Nun wird es ihnen übel ergehen. Die Priester der Basilika bestehen auf ihrem Recht: Erbrechung, Schändung des heiligen Altars! Auch ist ein Fingernagel der heiligen Geneveva dabei in Verlust gegangen. Sie müssen wohl alle vier sterben.«

Da stürmte Chlodovech in das Gemach; er warf nur einen Blick auf die Königin: »Ich muß Euch leider sehen – Frau Fredigundis! Die Not zwingt. Bald werden wir wohl ohnehin alle in Einem Kerker liegen! Schlimme und schlimmere Nachrichten alle Tage! Herzog Gundovald, der die Belagerer befehligt, hat deine rückkehrenden Gesandten aufgefangen, die du zu den Langobarden und nach Byzanz geschickt: er hielt sie aber nicht zurück! – Er sandte sie herein. Denn die Langobarden lassen dir sagen, du habest ja das Gold behalten, das sie dir für Waffenhilfe gegen die Byzantiner vorausbezahlt, und habest nichts dafür gethan. Und die Byzantiner .. –« »Kann mir schon denken,« unterbrach Chilperich verdrießlich. »Die sagen wörtlich dasselbe – aber ganz wörtlich!« rief Chlodovech. »Als ob sie's verabredet hätten. Erstaunlich!« »Dabei ist gar nichts zu staunen,« brummte Chilperich. »Ich hatte es eben mit ihnen genau gemacht wie mit den Langobarden.« – »Auch deine Boten an die Friesen und Sachsen sind zurück, und von Gundovald selbst in unsere Thore geschickt. Die Friesen haben deine Gesandten gar nicht angehört. Und die Sachsen gaben zur Antwort: »Krieg von Bruder gegen Bruder sei den Göttern der verhaßteste Greuel.« – »Die frechen Heiden! Wollen einen frommen christlichen König belehren? Ein Jahr lang hab' ich Moralia studiert.«

»Bloß der Chan der Avaren ...–« – »Was ist mit ihm? Woher weißt du ...?« – »Der Bote, den du zu ihm gesandt, ist unvermerkt vom Feinde zurückgekommen – er tauchte unter der Schelde durch. Der Avare will dir beispringen, wenn ... –« – »Nun was?« – »Wenn du ihm Sigiberts thüringische Lande bis an den Main gewinnen hilfst.« – »Mit Freuden!« – »Mit Freuden? Die Thüringe sind Germanen wie wir.« – »Aber nicht meines Reichs.« – »Es sind schon viel Christen darunter.« – »Denen mag also der Herr Christus helfen. An ihn glauben sie, nicht an mich.« – »Ach Vater! Bis die Avarengäule über den Rhein schwimmen, sind wir in Tournay längst verloren. Die Vorräte schmelzen zusammen ... –«

Da eilte Theudibert herein; gegen seine Art suchte sein Auge diesmal nicht zuerst Fredigundens, sondern des Vaters Blick. Tiefe Trauer lag auf seinen Zügen. »O Vater!« rief er, »Unheil über Unheil.«

»Was giebt es schon wieder?« fragte Chilperich unwillig. »O Vater! Ich hatte oft gewarnt, die Königsstrenge nicht ins Maßlose zu übertreiben, ins Grausame hinein. Jetzt geht die Aussaat deiner Thaten auf.« – »Verfluchter Prediger! Was ist geschehen?« – »Die freien Franken fast aller deiner Gaue haben getagt und Beschlüsse gefaßt und Gesandte geschickt an Oheim Sigibert und haben ihm – deine Krone angetragen.« »Was?« schrie Chilperich außer sich. »Die Treuerräter! Ich lasse sie alle blenden. – Bah, sie stehen eben unter seinem Druck. Er hat sie gezwungen.« – »Nein, Vater. Auch die Städte, die Gaue, die keiner seiner Krieger bedroht. Sie haben erklärt, du habest oft das Recht der Freien gekränkt, habest dein Königswort gebrochen, und ungezählte Grausamkeiten verübt gegen Männer und – Gewalt gegen Weiber. Sie seien dir Treue nicht mehr schuldig. Ihn, den tapfern und milden und gerechten Herrn, wollten sie sich zum König kiesen, wenn er ihre Huldigung annehmen wolle.« »Hi, er wird schon wollen, der Blonde!« lachte Chilperich grimmig. »Er erbat sich Bedenkfrist.« – »Der Heuchler!« – »Er befragte seinen Beichtiger – den Bischof von Rouen...« – »Den alten, vom Schlage gerührten?« – »Nein! Weißt du's noch nicht? Der Alte ist gestorben: an dessen Statt ist Prätexitatus, von Sigibert aus der Haft befreit, von Klerus und Volk von Rouen zum Bischof erkoren. – Er ist des Oheims Berater in

geistlichen und ... –« – »Wie es scheint, auch in sehr weltlichen Dingen! Hätt' ich ihm doch damals, solange ich ihn noch hatte, den weisen Kopf herabgeschlagen! Um allzuviel weiß dieser Priester.« – »Prätexitatus gab den Ausspruch ab: nach dem, was er von dir wisse – zumal in Rücksicht auf Fredigundis und deine Weigerung, sie vor Gericht zu stellen – seiest du unwürdig, über ein christlich Volk zu herrschen und der Oheim thue kein Unrecht vor Gott und Menschen, wenn er dir das Reich nehme, das sein sieghaft Schwert und des Volkes freie Wahl ihm gewonnen. So erklärte der Oheim seine Zustimmung. Und demnächst soll er nun von deinem ganzen Volksheer, soweit es nicht hier in Tournay eingeschlossen liegt, – auch Arras hat sich ihm ergeben – feierlich zum König von Neustrien ausgerufen und auf den Schild erhoben werden.«

»Und wo – wo ist – wo steckt – er?« So schrill scholl diese Frage, daß die drei Männer betroffen sich wandten. Fredigundis hatte geschwiegen während all' dieser Meldungen. Sie war nur geräuschlos mit raschen, kleinen Schritten in dem Gemach auf- und niedergegangen, manchmal plötzlich stehen bleibend. Jetzt war sie dicht vor Theudibert getreten; sie war sehr blaß: ihre feinen Nüstern zuckten, sie hatte die langen, schmalen Finger der beiden Hände fest ineinander gedrückt.

»Im Hofe Vitry bei Paris. Dort soll, nach uralter Frankensitte, die feierliche Erhebung auf den Schild geschehen. Graf Theudulf von Le Mans, der Eidam Herzog Drakolens, und Kämmerer Charigisel werden vor allem Volk den Vorschlag laut verkünden.«

»Wohin? wohin, Fredigundis?« rief der König. »Du verläßt mich mit deinem klugen Rat in dieser schweren Stunde?«

»Der Knabe! – Samson! – Mir ist, ich hör' ihn mahnen! – Die Mutter muß – für ihr Kind – sorgen!« Sie war verschwunden.

»Die Scharen,« fuhr Theudibert fort, »die bisher vor Arras festgehalten waren, sind im Anrücken gegen uns.« »Wider solche Übermacht ist dann Tournay nicht mehr zu halten,« rief Chlodovech. »Und wer zog uns diesen ganzen Strom von Unglück zu? Das rote Weib!«

»Ich wollte das letzte nicht sagen vor – ihr! Herzog Gundovald verhandelte mit mir vor dem Scheldethor. Er hat mir all das berichtet, die Briefe gewiesen; die Grafen, die Arras bezwungen, sprach ich selbst. Er bot im Namen Sigiberts uns Männern allen freien Abzug unter Sicherung des Lebens: nur sie, – nur Fredigundis müßten wir vor Gericht stellen.« »Niemand!« rief Chilperich. »Und wir Söhne müßten auf das Erbe des Vaters verzichten, nicht?« schrie Chlodovech, »Sigibert als König von Neustrien anerkennen? – Niemand! O Vater, siehst du noch nicht ein, daß dieses Weib« – Aber Chilperich war schon fort: er war Fredigundis nachgeeilt.

»Ja Bruder, es ist wahr,« sprach langsam, fast feierlich Theudibert, »sie ist unser Verderben. Aber uns retten, indem wir sie opfern, – das kannst auch du nicht raten.« Chlodovech zuckte ungeduldig die Achseln. »Horch! die Türmer blasen! Die Feinde gehen zum Sturme vor.« Er zog das Schwert. »Ich eile auf den Wall.« »Und ich?« rief Theudibert in tiefem Schmerz. »Ich, statt zu fechten, eile in die Kirche, zu beten. – Ich weiß kaum, was ich beten soll. – So elend bin ich in der Seele.«

Am Abend dieses Tages stand Fredigundis in der Krypta der Burgbasilika vor dem geöffneten Reliquienschrein. Zwei Männer knieten vor demselben und legten die

Schwurhände auf die Heiligtümer darin; nur trübes Licht verbreitete eine Ampel in dem gruftähnlichen, nach Moder riechenden Raum.

»Steht auf! Ihr habt geschworen. Nun hört auch meinen Schwur« – und sie ergriff mit der kleinen weißen Hand einen Totenschädel und hob ihn in die Höhe: »laßt ihr das geringste unerfüllt an eurem Eide, so laß ich euren Vater und eure Mutter Glied für Glied mit glühenden Zangen zerreißen, so wahr ich hier in die Augenhöhlen Herrn Apers, dieses großen Heiligen, greife. Ja, hört noch mehr. Beim Leben meines Knaben schwör ich's euch: das ist mir das Höchste. Nun werdet ihr es wohl glauben. – Geht nun sofort! Ich hab' euch frei Geleit erwirkt bei Herzog Gundovald als Überbringern meiner Bittschrift an ... ihn. Hier sind meine Briefe an ihn und an sein ... Weib, in welchem ich ihrer beider Gnade anflehe. Zeigt sie Herzog Gundovald! – Und hier« – sie blickte scheu um – »hier sind die beiden Messer. – Hütet euch aber! – Das Gift in den eingeritzten Runen ist furchtbar: – ritzt ihr euch nur die Haut mit diesen Skramasachsen, seid ihr tot, rettungslos. – Und merkt euch die Namen der andern: – Sigila, Charigisel, Theudulf! Werdet ihr ergriffen, so trifft euch rasch noch selbst: dann seid ihr schmerzlos tot. – Entkommt ihr aber mit dem Leben, so will ich euch reich und mächtig machen vor allen Franken.«

Siebentes Kapitel.

Noch einige sehr schwere Wochen gingen hin über die in Tournay Eingeschlossenen.

Immer drückender ward der Mangel; Seuchen brachen aus in der hungernden Bevölkerung; auch die Besatzung war auf das Notdürftigste beschränkt; alle Pferde der Reiter waren längst geschlachtet und verzehrt. Die verstärkte Macht der Belagerer bedrängte Tag und Nacht, sich ablösend, die Verteidiger der Wälle, die Hunger und Wachen entkräfteten.

In den letzten Tagen hatten die Feinde einen Holzturm gebaut, der die äußere Umwallung an der niedersten Stelle überhöhte, und denselben, trotz aller Gegenanstrengungen der Verteidiger, auf seinen Rädern so nahe an die Mauer geschoben, daß nur noch der schmale und nicht tiefe Festungsgraben, dessen Wasser – aus der Schelde – längst von den Belagerern abgeleitet worden war, mit Reisig ausgefüllt zu werden brauchte: dann konnte man von dem Turm aus die Fallbrücke auf die Zinnen werfen; dies war für den nächsten Morgen vorgesehen. –

Gegen Mitternacht erschien Chlodovech vor dem König oben in der Hochburg. »Vater,« sprach er kurz, »du mußt wissen, was bevorsteht. Ich wage einen Ausfall, den letzten. Gelingt es, den Turm in Brand zu stecken oder umzustürzen, so ist noch ein kurzer Aufschub gewonnen. Mißlingt es, so fällt sofort die Stadt; die Burg ist dann auch nicht zwei Tage mehr zu halten.« »Ich will diesen letzten Ausfall führen,« sprach der König entschlossen. – »Nein, Vater, du mußt des Befehls in der Burg walten; all unsere Grafen sind wund oder krank oder – übergelaufen. Und Bruder Theudibert zählt ja nicht.«

Aber als Chlodovech um Mitternacht in aller Stille seine kleine Schar an dem Ausfallpfortlein ordnete, trat Theudibert zu ihm, in vollen Waffen.

»Was willst du, Bruder?« »Mitkämpfen,« klang es tonlos zurück. – »Und dein Eid? – Hast du dem Gezisch jener Schlange gelauscht, du dürfest mit der Streitaxt ...–? – Aber nein: du führst das Schwert.«

»Ich verschmähe diese jämmerliche Ausflucht, obwohl auch der Vater sie empfahl. Ich lüge mir nichts vor. Ich breche meinen Eid.« – »Oh Theudibert, thu's nicht! Warum thust du's?« »Warum?« Er lachte bitter. »Weil ich muß. Sie – sie warf sich mir zu Füßen, das Kind im Arm, die Rechte flehend nach mir ausgestreckt – vom roten Haar umflutet: – sie bat, sie jammerte, sie weinte, ich solle ihr helfen. – Ich muß.« »Thu's nicht, Bruder! Denk der Ehre! Thu's nicht! Ich sorge,« sprach Chlodovech, »der Eidbruch schadet uns viel mehr bei den Heiligen, als dein Schwert, so tapfer ich es weiß, uns nützt gegen die Feinde. – Aber ich fürchte: es ist doch alles gleich. Auf mit dem Thor! Und drauf!« –

Heiß, aber kurz war das Gefecht.

Die Hoffnung, die Feinde zu überraschen, schlug fehl: Überläufer hatten den geplanten Ausfall verraten. Der Turm schien leer – nur von wenigen Wächtern behütet. Jedoch kaum waren die Ausfallenden auf schmalen Balken – einer Art Notbrücke – über den Graben gelaufen und in die Nähe des Turmes gelangt, als plötzlich aus dessen oberen Stockwerken Geschosse auf sie niederhagelten, aus dem Dunkel des Grabens überall Krieger auf bereit gehaltenen Leitern an die Notbrücke emporkletterten, aus den Zeltreihen hinter dem Turm die Hauptmacht hervorbrach. –

Der Lärm des nächtlichen Kampfes schreckte Fredigundis aus schweren Träumen. Sie riß ihr Kind aus den Decken neben ihrem Bett und flog aus dem Schlafgemach in den großen Saal.

Hier kam ihr schon Chilperich entgegen, ein nacktes Schwert in der Hand. »Alles ist verloren! Der Ausfall mißlungen! Chlodovech gefangen! Die Unterstadt in Feindes Hand! Theudibert ward blutend in die Burg getragen.« – »Aber diese, die Burg? Sie ist –?« – »Noch nicht genommen. Doch sie fällt morgen bei Tagesanbruch. Fällt sie durch Sturm – wer weiß, wer dann verschont wird im Kampf – nach dem Kampf! Es ist vorbei! Ich habe beschlossen, mich zu ergeben.« »Chilperich!« rief sie entsetzt. Todesangst stieg ihr ans Herz, wie wachsende, würgende Flut. »Das wirst du nicht! Du bist so klug – erfinde, ersinne.«

»Hier ist nichts mehr zu ersinnen. – Mein Bruder wird mein, wird unser Blut nicht vergießen.« – »Das deine nicht! Aber – das meine gewiß! – Gewiß! – Oh ich Unselige! – Und jene beiden Boten! Keine Nachricht! – Sie sind gewiß ... verunglückt!«

»Wovon redest du? – Es bleibt nichts übrig als... –« »Nein!« schrie Fredigundis. »Töte mich! – Da – du hast ja ein Schwert in der Hand. Aber laß mich nicht lebend in seine, – in Galsvinthens – wollte sagen: in Brunichildens Hände fallen. Nur das nicht! Sie werden mich foltern, mich verstümmeln! – Oh weh! – Es giebt so grausige Dinge. Ich sah ein Weib mit abgeschnittener Nase – schauerlich war's zu sehen! Und ach meine Augen! Sie werden mich blenden! – Wie du, Chilperich, so viele geblendet hast! – Töte mich! – Ich bin zu feig! Ich bring es nicht über mich.« –

»Du rasest! Spring nicht in den Tod, aus Furcht vor dem Tod! Aber horch! Das sind Axtschläge.« »Was bedeuten sie?« schrie sie, sich ängstlich an ihn klammernd. – »Sie stürmen schon die Burg selbst. Laß mich! Ich muß eilen, die Übergabe zu erklären.«

»Nein, nein, ich laß dich nicht von meiner Seite. Schütze mich! Du bist mein Gatte: du *mußt* mich schützen« – sie zerrte an ihm – »mich und das Kind!«

Der Säugling, verstört durch ihr lautes Rufen und ihre wilden Bewegungen, brach in Geschrei aus.

»Ah, und du, armes Geschöpf!« Sie sank mit dem Kind auf dem Arme in die Kniee. »Du mein Liebling auf der ganzen Erde – du mein Stolz, meine Hoffnung? Auch du sollst in des Übermüt'gen Hände fallen und ...–«

– »Sei ruhig, Sigibert mordet keine Kinder!« »Aber sein Knecht wirst du sein, solange du lebst! Geduldet bald, bald doch wieder gestoßen und zurückgeschoben hinter – ihren Kindern! – seinem Blut! Um deiner Mutter willen geschmäht, verachtet! – Nein!« – wie rasend sprang sie auf. »Nein! Nein! Das sollst du nicht! Das spar' ich dir – aus Liebe! Aus echter Mutterliebe. Mir selbst kann ich nichts zuleide thun – es thut gewiß so weh!« – klagte sie. – »Ich fürchte mich so vor den scharfen Spitzen. Aber dich – dich kann ich erlösen von dem drohenden Elend. Hinab mit dir, mein süßes Kind!«

Und sie faßte es plötzlich mit beiden Händen an dem Knöchel des einen Fußes und sprang damit gegen das offene Saalfenster, von welchem man turmhoch in die Schelde hinuntersah. »Wahnsinnige!« rief Chilperich, fiel ihr in den Arm, entriß ihr das Kind und übergab es Rulla, die auf das Geschrei ihrer Herrin herzugelaufen war. »Dein eigen Kind! Was ist noch vor dir sicher?« –

»Ach, leider nur ich selber,« stöhnte sie. »Ich kann's nicht selber thun. Chilperich! Wenn du alles wüßtest – du ließest mich nicht lebend in jene Hände fallen. – Die beiden Boten, die ich mit Flehbriefen ausgesandt, – sie sind gewiß ergriffen! – Oh! – Ich beschwöre dich, durchstoße mir die Brust! – Aber rasch! – Und bitte, nur *Einen* Stoß,« Und sie riß das Hemd von der Schulter und warf sich vor ihm auf beide Kniee und rief: »hierher! hier ist das Herz.« Unwillig herrschte er ihr zu: – »Ich morde keine Weiber! – Horch! Was ist das? Ein Heroldruf? Nochmal! – Das Stürmen schweigt! Die Unsrigen antworten. – Was geht dort vor? – Wer kommt! – Wie? – Was sehe ich? – Herzog Gundovald, einen weißen Stab in der Hand!«

Der Herzog, eine hochragende Kriegergestalt, in vollen Waffen, trat langsam, zögernd ein. Nicht Siegesfreude lag auf seinen Zügen: – vielmehr tiefer Ernst. »Was bringst du, Herzog?« rief Chilperich.

Fredigundis raffte sich vom Boden auf und bedeckte ihre Brüste mit der Hand und dem breitwallenden Haar: – sie hatte nicht die Kraft oder die Besinnung, ihr Hemd wieder nach der Ordnung umzuthun: starr heftete sie die grauen Augen auf den Feind, an dessen Wort ihr ganzes Schicksal hing. – »Den Frieden, König Chilperich. – Der Krieg ist aus. – Vor dem letzten Thore deines Burghofs traf mich die furchtbare Nachricht: die Kunde, König Sigibert – ist tot.« – »Ah, ah!« schrie Fredigundis und sprang vom Boden auf. – »Tot!« rief Chilperich. Das Schwert fiel ihm aus der Hand. »Wo? Wie?« – »Ermordet, zu Vitry, bei der Erhebung auf den Königsschild.« »Dank dir, Gott!« jubelte Fredigundis, riß ihren Knaben aus den Händen Rullas und hob ihn hoch empor. »Oh all ihr Heiligen! – Ich danke euch! Ihr hörtet mein heißes Flehen. – Hei, mein süßer Knabe! Du bist gerettet! Nun wirst du doch noch Krone tragen.«

Viertes Buch.

Erstes Kapitel.

Es ging gegen das Frühjahr; in dem Garten des Klosters der heiligen Genoveva zu Rouen sangen bereits die Amseln in der Abenddämmerung; die Schneeglöcklein sproßten auf sonnigen Wiesen. –

In dem für den Besuch von Fremden bestimmten Gemach saßen in ernstem Gespräch Merovech und der Bischof von Rouen. »Erzählet mir alles genau,« sprach der letztere. »Soll ich Euch wirksam meinen Rat, meinen Beistand leihen bei der edeln, tief gebeugten Frau, so muß ich alles wissen. Erwäget wohl, ernste Bedenken stehen Euerem Vorschlag entgegen: – soll ich ihn befürworten, soll ich ihn selbst durchführen helfen, so müßt Ihr mich voll überzeugen von derersprießlichkeit.«

»Ihr kennt den Verlauf der Dinge, ehrwürdiger Herr, bis zu Anfang des Winters. Als Herr Sigibert auf Euern Rat hin die Wahl zum König von Neustrien angenommen, da reistet Ihr aus dem Lager nach Haus und dann verschwandet Ihr in einem unbekanntem Kloster. O wie hart vermißten wir Euch bald!« – »Ich eilte an das Sterbelager meines Vaters. Dann hatte ich ein Gelübde zu erfüllen, – ein Gelübde schwerer Buße. – Sagt, wie geschah die Unthat? Wie starb der edle Fürst?« – »Zu Vitry war's, nahe bei Paris. Die Tage sind kurz im Advent. Die Bischöfe von Neustrien, die bei der Feier nicht fehlen durften, – sie sollten den König segnen – kamen nur langsam vorwärts auf den schlechten Wegen. So war es später Nachmittag und bereits dunkel geworden, – der Schnee fiel in großen Flocken – als endlich auf dem weiten Brachfeld von Vitry, wo unser Heer, sofern es nicht vor Tournay lag, dann viele Tausende von Neustriern versammelt standen: die feierliche Erhebung auf den Schild begann. Frau Brunichildis – obwohl sie täglich ihrer schweren Stunde entgegensah, – ließ es sich nicht wehren, der Handlung beizuwohnen: ich hielt neben ihrer halbgeschlossenen Sänfte. Denn wenn ich auch nicht die Waffen führte wider meinen Vater, den Hofdienst der edeln Frau hatte ich nie aufgegeben. Der blutrote, düstre Schein der Pechfackeln spiegelte sich auf den Helmen und Brünnen und Schilden der Heerleute. Graf Theudulf von Le Mans, Herzog Drakolens Eidam...–« – »Und er selbst?« – »Er selbst erklärte, König Chilperich die Treue wahren zu wollen: er mißbilligte Theudulfs Schritt. Graf Theudulf von Le Mans also und Graf Leo von Beauvais fragten im Namen aller neustrischen Großen das versammelte Volksheer der Neustrier, ob sie Chilperich, der so oft der Königspflicht vergessen und der Freien Rechte gekränkt, noch länger dienen wollten? ›Nein!‹ riefen die Tausende. Weiter fragten die beiden Sprecher, ob sie an seiner Statt Herrn Sigibert zum König haben wollten? Brausender Jubel bejahte und nun ward der teure Oheim von zwanzig starken Armen auf den breiten Schild gehoben und, wie er oben stand und dem Volke den Eid seines königlichen Schutzwortes geleistet hatte, im Kreis umhergetragen unter freudigem Zuruf und unter dem Gekirre der aufeinandergeschlagenen Waffen. Vor der Sänfte der Königin sprang er von dem Schild herab: er trat an dieselbe heran, mit Frau Brunichildis zu sprechen.

Da drängten sich zwei schlecht gekleidete Männer durch das Volk, unbewaffnet, jeder eine Rolle in der Hand; sie knieten, der eine zu seiner Rechten, der andere zu seiner Linken nieder und reichten ihm mit stummer Bittgebärde jeder seine Bittschrift dar.

Der Kämmerer Charigisel und Graf Leo von Beauvais, welche ihm zunächst standen, wollten den Zudringlichen wehren. Doch Oheim Sigibert, mild-gütig wie er war, nahm den beiden Bittenden die Rollen aus der Hand: »Soll ich die erste Bitte in Neustrien versagen?« rief er, winkte einem Fackelträger, ihm zu leuchten, und hob nun beide Hände mit beiden Urkunden in die Höhe gegen die Fackel hin.

Im selben Augenblick sprangen die beiden Knieenden auf – ich sah etwas blitzen, hörte einen gräßlichen Schrei, – der König brach zusammen.

Furchtbarer Lärm, tosende Verwirrung entstand. Als ich vom Roß gesprungen war und, um die Sänfte herumrennend, den König erreicht hatte, lagen außer ihm schon mehrere Männer tot niedergestreckt neben ihm.

Charigisel hatte den Mörder zur Rechten ergriffen, aber laut aufschreiend sank der Kämmerer zu Boden, sterbend; Graf Leo von Beauvais spaltete nun diesem Mann mit der Streitaxt das Haupt. Aber der andere hatte sich den Fäusten entrissen, die ihn hielten: er streifte nur leicht mit dem Dolch des Grafen Gesicht, riß dem Fackelträger die Leuchte aus der Hand, stieß sie in den Schnee, daß sie zischend verlöschte und, bevor ihn Sigila und Theudulf, die mir später all' das berichteten, fassen konnten, war er in der Dunkelheit im Gewühl verschwunden. Graf Leo aber, obwohl ihm nur die Haut geritzt war, lag im Sterben.«

»Zaubergifte,« sprach Prätexitatus schauernd. »Eine Greisin auf unserem Hof an der Wutach braut solche für Pfeile gegen Wölfe. – Was fand man bei dem Mörder?«

»Nichts! die Rolle enthielt keine Bitte – einen Psalm. Sie hatten dem Oheim die Messer, hart neben der Brünne, rechts und links in die Achselhöhlen der beiden erhobenen Arme gestoßen. Er lebte nur noch so lang, bis Frau Brunichildis, im blutigroten Schnee sitzend – sie war nicht ohnmächtig geworden und hatte keinen Schrei ausgestoßen – sein Haupt auf ihren Schoß genommen hatte. Ich kniete neben ihr und hielt seine Hand. Er schlug nochmals das schöne Auge auf, er erkannte sie und mich: da nahm er meine Rechte, legte sie fest in Frau Brunichildis Hand und sprach: »Dem vertraue ich dich an! – Dich und unser armes Kind. – Merovech – soll dein Schild – der ist dir treu vor allen! – soll unsres Kindes Vater sein.« – »Sind das – genau so – seine Worte?« – »Sie sind es. Fragt sie selbst. – Und seine *letzten* Worte waren es: er seufzte tief und starb.« – »Arme Frau! ... Und der erschlagene Mörder, – wer war er?« – »Niemand kannte ihn. Das Messer in seiner Faust – ein Skramasachs – trug tiefe Runen, die niemand lesen kann. Und die Runen wie die Spitze sind ganz grüngelb gefärbt. Die Mörder hatten es nicht nur auf den König abgesehen und auf die beiden Getöteten. Sowie der König gefallen, war der eine auf Sigila, der andere auf Theudulf losgesprungen, die beide doch ziemlich ferne standen, und jeder hatte einen Stoß auf die Brust empfangen, den nur die starke Brünne abwehrte.« – »Und nun – nun folgte wohl rasch ein Umschwung aller Dinge?« – »Wie mit einem Zauberschlag! Die Neustrier, des eben gewählten Hauptes beraubt, zitterten vor meines Vaters Rache.«

– »Mit Grund. Denn sie ward grauenhaft, so hör' ich.« – »Sie wandten sich an Oheim Guntchramn. Der wies sie ab: er habe Mühe genug, sein Burgund zu regieren. Da

unterwarfen sie sich wieder meinem Vater.«

– »Ist es wahr, daß er fünf Herzoge hat blinden lassen und elf Grafen? Und Herzog Drakolens Geschick – ist es wahr?« Merovech wandte sich schauernd ab und schwieg.

»Man sagt,« fuhr Pratextatus fort, »Theudulf, sein Eidam, sei entkommen. Darauf habe Chilperich unter dem Vorwand, Drakolen kenne dessen Versteck, diesen und sein ganz Geschlecht geächtet, die unermesslichen Güter eingezogen, drei der Söhne, die Frau, die beiden Töchter und den Gatten der anderen Tochter, die in seine Hand gefallen, – hat er ihnen – wirklich? – weil sie nicht sagen konnten oder wollten, wo sich Theudulf verborgen halte, allen nach der Folterung die Hände abhauen lassen und sie als Bettler...–« – »Laßt ab! Es ist alles wahr. Die Frauen und ein Sohn sind darüber gestorben. Drakolen und die andern drei Söhne sind noch nicht ergriffen, sie halten sich verborgen; man sucht sie überall. Ich flehe täglich zu den Heiligen, daß man sie nicht finde.«

– »Drakolen, der in der Treue nie gewankt!« – »Wahrlich, Ergebung braucht es, starke Ergebung in die unerforschliche Weisheit des Herrn, bei solch' ungeheurem, unverdientem Elend nicht irre zu werden an der Vorsehung und ihrem Walten.« – »Herzog Drakolen, der glücklichste der Menschen!« – »Nun mag er zählen zu den elendesten auf Erden!« – »Und Frau Brunichild?« »Sie rief Oheim Guntchramns Schutz an. Aber der erwiderte, die gotische Königstochter solle sich doch jetzt selber helfen oder von dem Gotenkönig, ihrem Vater, helfen lassen: er, mit Frauen niedrigen Standes vermählt, sei nicht würdig, ihr Beschützer zu sein. Chilperich habe ihm bereits die Teilung von Austrasien angeboten. Er wolle nun abwarten, ob Sigiberts Kind ein Mädchen sei oder ein Knabe. Ein Mädchen sei kein Erbe. Einem Sohn Sigiberts aber werde er Austrasien nicht bestreiten. Und einen Sohn gebar wenige Tage darauf Frau Brunichildis. So schön hab' ich sie nie gesehen, als da sie, unter Thränen lächelnd, den Knaben mir in die Arme legte und sprach: »Da ist er, den du schützen sollst.« Childibert ward er genannt. Bischof Germanus hat ihn getauft.

Einstweilen aber hatte – und das ist das Schlimmste! – Herzog Gundovald, das trotzigste Haupt des trotzigsten Adels von Austrasien, den schon Sigiberts starke Hand kaum hatte beugen und bändigen können, sobald er von dem Mord erfahren, auf eigne Faust seinen Frieden gemacht mit meinem Vater, diesen gegen schwere Summen Goldes aus Tournay abziehen und sich ganz Neustriens wieder bemächtigen lassen.«

»Und alle die Getreuen König Sigiberts vom Maas- und Moselland, und die von den Stämmen rechts vom Rhein? Ich weiß, er hielt gar viel von Karl und von Arnulf, den wackern Helden von der Mosel: – er wollte mit ihnen dem mächtigen Adel, diesem Gundovald vor allen, steuern. Was ist mit ihnen allen?«

»Die Stämme rechts vom Rheine kehrten um, und gingen nach Hause, sich selber zu helfen: – niemand wußte ja, wer Sigiberts entfallenen Königsstab aufnehmen werde – denn die Awaren sind in Thüringland und Bajuvarien eingebrochen. Auch jene Moselfranken kehrten heim, obzwar sie an der Regentschaft Gundovalds und seines Schwagers, des bösen Bischofs Egidius von Reims, wenig Freude haben: sie eilten über den Rhein, jene Unholde vertreiben zu helfen. – Mich sandte Brunichildis – o hätt' ich ihr doch diesmal nicht gehorsamt! – von ihrer, von ihres Knäbleins Seite, freilich mit

heiligem Auftrag. Ich führte die teure Leiche des Oheims nach Soissons, wo ich ihn in der Basilika des heiligen Medardus, welche er selbst gebaut und sich zur Grabstätte bestimmt hatte, feierlich bestattet habe. Aber wehe, wehe! Während ich fern weilte, war Herzog Gundovald nach Paris geeilt, wo die Königin noch lag, und hatte, nachts mit Gewalt eindringend, das Knäblein von ihrer Seite geraubt. Vergeblich warf sich die königliche Frau, verzweifelnd, händeringend, vor des Räubers Füße; er lachte: ›ich mußte mich doch überzeugen, ob wirklich ein Speerlein, nicht eine Spindel, hier in der Wiege liegt. Ich seh', es ist ein Sohn. Ich erkenne dieses Kind als meinen König an. Aber nicht ein Weib, Frau Brunichildis, kann an des Kindes Statt das Königsschwert führen: das kann nur ein Mann. Ich will mich opfern, Euch die Mühe abnehmen. – Ihr zieht wieder heim ins schöne Gotenland! Auch kann ich mit meinen Freunden Euren Knaben viel besser schützen vor seinem gebornen Schützer – und, nach merowingischem Familienrecht – gebornen Mörder: seinem Oheim Chilperich, als Ihr oder auch als jener Merovech, dem ihn der sterbende König empfahl, der leider immer seinen Adel kränkend zurücksetzte.‹ In einem mitgebrachten Korbe trug der Herzog das Kind unter dem Mantel davon nach Reims.‹ – »Unselige Mutter!« – »Und doch war es Rettung für den Knaben! Denn schon am Tage darauf erschien in Paris – mein Vater.‹

»Unmöglich! Er hat ja geedet wie die beiden anderen Brüder, Paris nicht in Abwesenheit des andern – also nun Guntchramns – zu betreten!« – »Er soll auch lange gezögert haben. Sie hat ihn auch dazu gebracht.‹ – »Wer?« – »Das Weib! Diese verfluchte Fredigundis, die Höllenkönigin!« »Vergebet euren Feinden!« mahnte der Bischof, leise bebte seine Stimme. »Wie hat sie ihn beredet?«

»Ihr wißt, die drei Brüder haben geschworen bei dem heiligen Polyeuktus ...« – »Ich weiß! – Mir graut!« – »Bei Sankt Polyeuktus, Sankt Martinus und Sankt Hilarius, daß keiner der Brüder ohne die beiden andern durch ein Thor von Paris ziehen werde. Sie aber sagte: ›der jungen Brut der Schlange, der Gotin, kann man nicht früh genug den Kopf zertreten.‹ Und sie wußte ihn zu überzeugen, daß die drei Heiligen seinen Eidbruch nicht rächen könnten, falls er unter dem Schutze von noch mächtigeren Heiligen stehe. So gelobte er den beiden Apostelfürsten, Sankt Peter und Sankt Paul, jenem eine Basilika zu bauen in Tournay und diesem Zollfreiheit für sein Kloster zu Bordeaux: und wie er in Paris einritt, ließ er sich den linken Armknochen Sankt Peters reichen und trug ihn in der Hand, und wie er die Seinebrücke betrat, ein Kistchen mit Barthaaren Sankt Pauls, und trug es auf dem Sattel und rief unablässig: ›Herr Petrus und Herr Paulus! So wahr ihr größer seid als jene drei – ihr wißt schon, welche ich meine! – schützt mich vor diesen meinen drei Übelwollern im Himmel.‹ Das soll alles *sie* ihm geraten haben. *Er* aber erwiderte dem ehrwürdigen Bischof Germanus auf dessen Vorwürfe: ›Was wollt Ihr? Versteht Ihr so wenig, zu unterscheiden? Ich schwur, nicht durch ein Thor von Paris zu ziehen. Nicht wahr? Nun, hab ich das etwa gethan? Geht hin an das Thor Sankt Pauls: dortselbst ließ ich ein Stück der Mauer niederreißen: *nicht* durch das Thor, durch jene Mauerlücke bin ich eingeritten.‹ Und zornig tobte mein Vater, da er den Knaben nicht mehr fand. Er ließ Herzog Gundovald scharf verfolgen, aber ohne ihn einzuholen.

Auch die Königin wäre wohl dem Tode nicht entgangen. Jedoch ich hatte ihr geraten, falls sie bedroht würde von irgend welchen Feinden, – daß mein Vater Paris betreten werde, das hätt' ich nicht erwartet! – rasch Asyl zu suchen in der Bischofskirche. Das

erreichte sie, gerade noch bevor mein Vater über die Seinebrücke drang. Bischof Germanus vermittelte zwischen beiden. Unter furchtbaren Eiden sicherte ihr mein Vater das Leben, falls sie das Asyl verlasse, Paris räume und sich nach Rouen in dieses Kloster begeben. Sie willigte ein; ich erfuhr das Geschehene durch treue Boten und eilte von Soissons hierher.« – »Hier wird nicht lang Eures Bleibens sein. Euer Vater wird, sobald er erfährt, daß ich zurückgekehrt bin, hierher eilen, mich zu strafen. Sollte er seines Hasses gegen mich vergessen – sie wird ihn dessen schon erinnern! Auch Euch wird er nicht an der Seite, im Dienste seiner Feindin lassen.« – »Er schrieb mir schon: ›eine Königin ohne Palast braucht keinen Palastmeister.< Ich aber bleib' in ihrem Dienst – so oder anders – solange ich atme.«

»Die Königin erwartet Nachricht aus Toledo?«

»Jawohl. Sie rief ihres Vaters Waffenhilfe an, ihr den Knaben zurückzuholen aus der Hand des frechen Adels.« – »Die Scheu vor dem gotischen Heerbann hat wohl Euren Vater von manchem abgehalten?« – »Gewiß! Er sprach zu Brunichildis: ›Getrost! Ich halte diesmal meinen Eid: ich scheue mehr noch als den Zorn der Heiligen im Himmel den der Goten auf der Erde.« – »Er hat allen Grund. In wenigen Wochen können sie von ihrem Narbonne aus ... – aber horch!« – »Da sprengt ein Reiter in den Hof.« – »Er springt vom Pferd.« – »Sigila ist's, der Königin Marschalk, den sie an ihren Vater entsendet hatte, die Tausendschaften der Goten aufzubieten.« – »Er eilt hierher.«

Im gleichen Augenblick trat die Königin aus dem Seitengewach zur Linken in den Saal, über und über in graue Trauergewande gehüllt, gebeugt, doch nicht gebrochen von der Trauer. Sie reichte beiden Freunden die Hand; das edle Antlitz war, jetzt durch den Ausdruck tiefer Trauer geweiht, noch schöner, als da die glückstrahlende Braut eingeritten war in Marseille. Der dichte silbergraue Schleier umrahmte scharf Stirn und Schläfe, keine Locke des braunen Haares zeigend: wahrlich mehr einer Nonne als einer Königin glich sie. Ein leichtes Rot flog, um gleich wieder zu schwinden, über die bleichen Wangen. – »Ich sah Sigila in den Hof reiten – hier ist er schon.«

Sie eilte ihm bis an die Thür entgegen: »O Vielgetreuer! Was bringst du mir vom Vater in Toledo? Wie siehst du so ernst!« – Tief traurig erwiderte der Gote: »Faßt Euch, hohe Frau, in Kraft: seinen letzten Gruß.« »Mein Vater! Auch er!« Sie wankte und glitt auf eine Ruhebänk. – »Ich fand den Greis im Sterben. Die Wahl des Volkes – Ihr habt ja weder Bruder noch Vetter – berief ein neu Geschlecht. Hofft auf keine Hilfe von unserm Volke.« – »O mein Vater! Der Gatte gemordet! Der Sohn geraubt – und der Rächer: der Vater, gestorben! Von meinem Volke verlassen! O Sigila – was war des Vaters letztes Wort, sein letzter Rat?«

Der Marschalk zögerte – er warf einen Blick auf Merovech – dann trat er dicht an die Königin heran und flüsterte in ihr Ohr. Sie schüttelte das Haupt, auch sie warf einen schnellen Blick auf Merovech. Dann sprang sie auf. »Nein!« rief sie. »Das nicht. Das kann ich nicht! Sigiberts Witwe ...« – Rasch trat Merovech vor sie und schlug die dunkeln Augen begeistert zu ihr auf: »– kann keinen zweiten lieben nach Sigibert. Ich weiß es, Königin! Aber dennoch ergreife, – ich flehe dich an vor diesen deinen nächsten Freunden – ergreife meine treue Hand. Gieb mir den Namen deines Gatten und damit das Recht, die Pflicht, deine, deines Kindes Sache zu führen. Niemals – ich schwör' es hier und will es wiederholen vor dem Altar des Herrn – niemals will ich gegen dich, gegen deinen Willen, ein Recht aus diesem Namen ableiten. – Aber die *Pflichten*

gewähre mir deines Gatten, deines Beschützers. Deinen Gemahl kann kein Vater, kein König von deiner Seite reißen. Und hier schwör' ich dir: nicht rasten will ich und nicht ruhen, bis ich dein geraubtes Kind dir wieder an die Mutterbrust gelegt, bis ich sein ganzes Königserbe Austrasien ihm erstritten, bis ich im Geiste Sigiberts den Trotz dieses frevelvollen Adels gebrochen habe. O sieh, Königin: Sigiberts letztes Wort empfahl dich mir: deines sterbenden Vaters Rat war, – ich las es von des treuen Goten Lippen! – meiner Werbung nachzugeben. Hier der fromme Bischof, deines Gatten Beichtiger und Berater – o sprecht für mich, Bischof Prätextatus!« – »Ich rate Euch, edle Frau, schlagt diese treue Hand nicht aus. Ein Weib werden die Franken als Regentin, als Vormünderin des jungen Königs niemals dulden. – Was Ihr von *andern* Regenten zu fürchten habt, – Ihr habt es schon an Gundovald erfahren. Ein Merowing, ein Glied des Königshauses, wird den Austrasiern ein willkommener Regent sein. Aber nicht als Sohn Chilperichs: – nur als Euer Gatte und Beschirmer kann er Euer Recht verteidigen gegen jedermann. Und Ihr bedürft wahrlich des Beschirmers, nun, da Ihr auf der Goten Heerbann nicht mehr zählen könnt. Wo ist auf Erden ein Beschützer edler, reiner, treuer und –« flüsterte er in ihr Ohr – »uneigennütziger, selbstloser als dieser bescheidene Freund?« »Und gedenket,« rief Sigila, »noch schuldet Ihr der toten Schwester Rache. Ihr habt's geschworen! Dazu bedürft Ihr des Beistands.« »Und gedenket,« mahnte der Bischof, »Ihr habt dem edlen Gatten gelobt, mit ihm und wie er selbst dieses trotzigsten Adels Übermut zu brechen, der des Volkes Recht mit Füßen tritt wie Euer mütterliches Recht: dazu braucht Ihr treuer, starker Helfer.«

Verwirrt, bestürzt sah die Verlassene vor sich nieder.

»Ich liebe ihn nicht! – Ich kann nicht einem andern mein Herz zu eigen geben, das ewig des einen ist. – Und die Kirche! Er ist mein Neffe. Sein Vater ist meines Gatten Halbbruder! Die Kirche verbietet solche Ehe.« – »In *diesem* Fall – in *diesem* merket wohl, Merovech! entbinde ich, kraft meiner bischöflichen Gewalt, von diesem Hindernis.« Sie sprang auf: »Laßt mich! Zwingt mich nicht! O Merovech! Willst du ein totes Herz?« »Ich will nur das Recht, dich zu schützen, dich und deinen Knaben!« rief er der Enteilenden nach.

Zweites Kapitel.

König Chilperich hielt freudig Hof in Soissons, seinem alten Königssitz: diese Stadt hatte ihm Herzog Gundovald als Regent von Austrasien zurückgegeben.

In dem reich geschmückten Frauengemache des Palatiums daselbst stand Frau Fredigundis vor zwölf tiefgründigen Truhen, griff hinein mit ihren weißen Armen und wühlte in dem Inhalt mit ihren zierlichen Fingern. Sie war unbeschreiblich vergnügt.

Denn es war eitel Gold und Silber, darin sie wühlte: manche der Truhen enthielten nur gemünztes Gold, andere kostbarsten Frauenschmuck jeder Art, dann Tafelgeräte, Schalen, Schüsseln, Geschirr, Frauengewänder und edle Stoffe für solche aus Byzanz, aus Spanien, aus dem Orient.

»Ha, das ist Wollust, Rulla,« lachte sie, die kleinen weißen Zähne zeigend, und zwanzig Armringe, die sie auf einmal aufgereiht hatte auf dem nackten rechten Arme, mit blitzenden Augen musternd. »Das ist wie Rausch! Rausch in Reichtum, Macht und

Glanz und Herrlichkeit.« »Ich habe nicht gedacht, daß es soviel Geschmeide gebe auf dem ganzen Erdboden,« – staunte Rulla. »Woher diese neuen Kisten? Ich habe sie nie gesehen.«

»Das sind die Schätze, welche die Gotin aus Spanien mitgebracht, sowie die, welche ihr Er –: der Tote, mein ich – als Morgengabe geschenkt hatte. Mein Chilperlein hat sie in Paris erbeutet. So ist das Gut der beiden Schwestern, der beiden Königstöchterlein, nun hübsch wieder beisammen. Wie müssen sich die Perlen und Steine freuen, nun in Soissons wieder nachbarlich bei einander zu liegen, wie weiland in dem Gotenhorte zu Toledo! Schau, Rulla, manche Stücke sind offenbar ganz gleich, wie Zwillinge, gebildet worden. Sieh – nochmal sieben Schnüre schönster Perlen. Jetzt – die andern dazu genommen! – kann ich mir den Nacken bis zur Brust damit bedecken. – Und schau nur: das ist das weiße, goldgestickte Kleid, das die Gotin trug beim Einzug in Marseille – geschlagen hat mich um dieses Gewandes willen der Herr Kämmerer Charigisel: – jetzt schlägt er nicht mehr! – Einmal trag ich's – bei der Messe an dem nächsten Ostersonntag – dann, Rulla, schenke ich es dir. – Laß gut sein, danke nicht – das macht mir mehr Freude als dir! Schau nur, wie mein Samson auf die bunten Steine blickt! – Wahrhaftig, er greift danach, während sie deinen Rando auf dem Pfühl dort zu blenden scheinen, er steckt scheu den Kopf in das Kissen. – Da hast du eine Hand voll Solidi für Rando – da! Fang auf! Und gib mir meinen Königsson.« Sie nahm ihr das Kind ab: »Schau da, schau hinein, mein Söhnchen – das alles wird einmal dein Eigen! Und noch viel, viel mehr, gönnen die Heiligen deinem Mütterlein langes Leben. – Nach was greift er denn da? Wahrhaftig! – Es ist ein Diadem: Frau Brunichildens Krone! Die ist noch zu weit für dich – laß! – Nein? Nicht die Silberschale? – Die Krone muß es sein? Nun, du gefällst mir. Komm, Herr König von Neustrien, laß dich krönen.« Und sie steckte das Köpflein des Kindes einen Augenblick in den weiten Reif der Krone, und warf dann das Diadem klirrend in eine der Truhen.

»Ei, wie das klang, Liebling? Nicht wahr? Dahinein gucken? Ja, da ist noch mehr. Das gefällt dir so sehr? Nun komm, mein kluger kleiner König, du sollst in Golde baden.«

Und sie senkte das Kind in eine ganz mit Goldmünzen gefüllte Kiste, legte es wagerecht nieder und schaufelte mit beiden Händen die Goldscheibchen über seine nackten, zappelnden Beinchen. Lustig schrie der Knabe und patschte mit den Händen auf das Gold.

Ein Kuß auf ihren weißen Nacken erschreckte sie: Chilperich schlang den Arm um ihre Hüfte: »So ist's recht!« lachte er. »Junge Drachen soll man auf Gold betten, dann wachsen beide: Hort und Drache. – An diesem Sohne hoff ich Freude zu erleben. Er muß mir den Abtrünnigen ersetzen.« – »So ist das Gerücht. –?« – »Kein Gerücht mehr! Soeben erhalte ich einen Brief von Leudast, meinem Grafen aus Rouen. Es ist so. Er hat sich mit der Gotin trauen lassen.«

»Gar rasch hat sich der Witwe – Herrn Sigiberts Witwe! – Leid getröstet,« höhnte sie. – »Und weißt du, wer sie getraut hat? Der Bischof von Rouen selbst.« »Prätexitatus!« rief Fredigundis wild. Ihr Auge funkelte. »Er wagt es!« Diesem Bischof will ich die kanonischen Ehehindernisse abfragen!« drohte der König. – »Von Fredigundis kannst du ihm bestellen: – für *ihn* sei weiland das Hauptehhindernis gewesen, daß Fredigundis ihn verschmähte.«

Chilperich stellte sich höchlichst erstaunt: »Was hör ich? Der Freche! – Freilich! Er war der Sohn deines Hofherrn!« »Es ist nicht sein Verdienst,« hetzte sie, »daß Fredigundis für dich erhalten blieb.« »Nun, dann ist ihm die Liebe tüchtig in Haß umgeschlagen. Er ist dir bitter feind. Graf Leudast ... –« – »Den Kopf herunter diesem Grafen! Warum schickt er nicht, statt seines Briefes, alle drei gebunden?«

»Weil sie alle drei Asylschutz gewonnen haben, in der Bischofskirche, während der Marschall Sigila Abenteurer wirbt, mit welchen sie dann auf Reims ziehen und das Kind dem Herzog Gundovald entreißen wollen. Mein Sohn soll an des Knaben Statt die Regentschaft in Austrasien führen.« – »Das wirst du doch nicht dulden?« – »Beileibe! Gundovald ist mein Verbündeter geworden. Ich hasse den abgefallenen Sohn, der meine Todfeindin zum Weibe nahm. Und gegen die Canones! Schon der Theolog in mir kann das nicht dulden. – Wenn ich nur wüßte, wie ich sie aus dem Asyl herausschaffe? Gewalt – gegen die Heiligen! – ist nicht meine Sache.« – »Laß mich nachdenken.« – »Aber nicht gar lange. Morgen früh brech' ich auf nach Rouen, – ein ungebetener Gast zur Nachhochzeit.«

»Gut. Die Nacht genügt mir. Wenn ich ein Kräuterbündlein der Großmutter unter mein Kopfkissen lege und der heiligen Genoveva, der Spenderin kluger Träume, eine Wachskerze gelobe, kommen mir immer, gegen Morgen, halb im Wachen, halb im Schlaf, die klügsten Einfälle.« »Ja, du hast freilich kluge Einfälle! Aber sie steigen wohl mehr aus dem Bilsenkraut und den Tollkirschen deiner alten Hexenmutter zu dir auf, als von der Heiligen zu dir nieder,« – lachte er im Hinausgehen. »Wer weiß?« lächelte Fredigundis still vor sich hin. – »Genoveva gilt als Ehestifterin. Ohne meine Morgenträume hätten weder ich noch Herr Merovech Hochzeit gehalten im Laufe von zehn Monden. – Nun, dieser Stiefsohn,« sprach sie jetzt laut, »nimmt mir die Mühe ab, zu träumen. Der richtet sich viel rascher selbst zu Grund als ich es könnte. – Bleiben die beiden andern. – Theudiberts Wunden sind zwar geheilt; aber sein Geist ist ganz verstört, zerrüttet. Für Chlodovech, diesen zornigemuten, jungen Stier, wird sich wohl auch der richtige rote Lappen finden. Ich brauche nicht weit zu suchen,« lachte sie, ihr Haar über die Schulter zurückwerfend. »Dies Haar und seine Trägerin haßt er ohnehin so hitzig, daß er – Nun? Was reißest du so weit die Augen auf, Rulla? – Glaubst du, mein Samson hier soll ein Viertel- oder Drittel-König werden? Dies Neustrien ist ohnehin so schmal! Austrasien ist groß, Burgund ist reich und soll, ach! so schön sein! Der dicke Guntchramn hat keine Söhne. Der kleine Childibert? – Bah, nicht alle Kinder beißen mit den zweiten Zähnen.«

Drittes Kapitel.

Wenige Tage darauf stand König Chilperich mit stattlichem Gefolg in Rouen vor dem Gitter des Bischofshauses, das, wie die Kirche selbst, mit der es das Dach gemeinsam hatte, Zufluchtsrecht gewährte.

Indessen er ungeduldig auf das Erscheinen der drei Asylgenossen wartete, überreichte ihm ein Bote eine zierlich verschnürte Rolle. Der König schnitt die Verschnürung mit seinem Dolch auf und sah hinein. Ein bittres Lächeln, ein sehr verachtendes, spielte um seinen feinen Mund. »Es giebt doch nichts Erbärmlicheres,« sprach er zu sich selber, »als erstens einen Menschen, zweitens einen Versemacher

und drittens einen Priester. Da schickt mir dieser Venantius Fortunatus – der Busenfreund der heiligen Radegundis! Bischof von Poitiers will er werden! Wird es auch, wenn er so fortdichtet! – ein Lobgedicht auf mein Gundelchen. Wie hat er doch vor kurzem Brunichildis verherrlicht und die andre, die »bleiche Gotenlilie« – und Herrn Bruder Sigibert! Nun will ich meinen eignen Bart essen, wenn der nicht ahnt, nicht weiß – die Binsen im Schilfe flüstern es vom Rhein bis an den Ebro – und nur die Furcht vor mir hält die offene Anklage nieder. Er weiß es so gut wie ich, wer jener Jungfrau und meinem Bruder ihr junges Leben abgeschnitten hat – und dieser selbe »christliche Sänger«, wie sie ihn nennen, schreibt von meinem Gundelchen – da steht's! es ist unglaublich: – »Sie verherrlicht das Reich durch ihre Sitten! Sie führt die Herrschaft mit dem Gemahl, in die Zukunft vorblickend in ihren klugen Ratschlägen, durch alle Tugenden ausgezeichnet, sie, die herrliche Fredigundis! Heiterer Tag strahlt von ihrem Antlitz, sie trägt mit dem Gatten die sonst allzuschweren Lasten der Krone, ihn durch Güte und Trefflichkeit fördernd, durch sie blüht die Ehre des Königshauses!« Und da – da steht es wirklich und wahrhaftig: – »Deines Gatten frommer Glaube hat gesiegt.« Und hier: »Das neidische Schicksal« (– giebt es ein solches neben Gott und den Heiligen? –) »hatte die Freundschaft der Brüder gelöst« – (das heißt: jene Würgethat zu Baniacus!) »Aber es hat Chilperich und Fredigundis nur nützen können – weil *Gott* eingriff: *operante Deo!*« – Da steht es geschrieben! So muß ich's wohl glauben. – Er weiß sich denn auch gar vor Freude nicht zu fassen, daß des Bruders Ermordung uns gerettet hat. Freilich, hohe Zeit war es, höchste Zeit. Winnoch hatte Recht: – sie ist mein Glück und meine Retterin! Nie werd' ich's ihr verraten, daß ich's weiß: das würde wie Blutgeruch aufsteigen zwischen unsern Küssen. Aber danken will ich's ihr, solange ich lebe, daß sie's gethan – beides gethan! – mich zu retten, ohne mein Wissen, ohne daß ich mein Gewissen belasten mußte. Ich hab' es nur *gewünscht*, lieber Gott, – nicht den Finger hab' ich dazu gerührt. Nur *sie*, nicht mich darfst du dafür bestrafen!

Elendes Menschengewürm, verdienst du Besseres, als getreten zu werden? Euch verachten ist der Weisheit Anfang, euch lieben ist der Thorheit Gipfel, euch beherrschen durch eure eigne Schlechtigkeit ist des Klugen Recht. Was seh ich denn, wenn ich um mich her blicke? Dieser Adel, befleckt von seinen Lüsten, vom Mittag an besoffen, tierisch in seiner plumpen Kraft, treulos ohne Geschicklichkeit, tapfer ohne Zweck. Und diese Priester! Heuchler oder Dummlinge. Oder beides zugleich. Oder – denn es giebt auch ehrliche, die nicht dumm sind – Schwärmer: diese sind dann unheilbar verrückt! – Das ist die Welt, in der ich stehe. Soll ich sie nicht verachten und, soweit ich irgend kann, genießen und beherrschen?« Er drückte sein Siegel auf das Wachs, das die Rolle verschlossen hatte und gab sie dem Boten zurück. »Der Frau Königin,« sprach er, »Hi, hi! Ich laß ihr sagen, sie solle ja nicht lachen, wann sie es liest.«

Kaum hatte der König diesen Bescheid erteilt, als aus der dichten Menge des Volkes, das ihn umdrängte, ein kläglicher Ruf an sein Ohr drang: »O Herr König Chilperich! Hilf mir! Rette mich! Befreie mich von meinen Feinden!« Der König stutzte. »Die Stimme kenn' ich, mein' ich! – Ihr Klang hat sich mir tief eingepreßt ... – aber warum? Seit wann? – Wer ruft meine Hilfe an?« – »Ich, o Herr! Winnoch! Euer getreuester Knecht! Der Einsiedler von –« – »Ah ja! Der Weissager! Der so richtig geweissagt hat. Laßt ihn los, ihr Priester und ihr Klosterknechte.« – »O, Herr König! Der neue Bischof –« – »Herr Prätextatus?« – »Jawohl, der! Er hat mich in meinem Turme zur Nacht überrascht – überfallen wollt' ich sagen! Er fand den Wein bei mir, den Ihr, Herr König, mir doch

selbst geschenkt hattet. Er hat mich zu schwerster Kirchenbuße verurteilt.« – »Herr König,« sagte einer der Priester, »der Klausner ist ein Lügner!« – »So? Mir hat er die Wahrheit gesagt!« – »Der Herr Bischof fand ihn völlig betrunken.« – »Ei was! Wenn's weiter nichts ist! *In vino veritas!* – Ich werde bei dem lieben Herrn Bischof ein gutes Wort für ihn einlegen. Der Mann hat Verdienste um den Staat. Warum ist er gebunden mit Stricken?« – »Er wehrte sich gegen den Diakon, der ihn ins Kloster abholen wollte. Wir *mußten* ihn binden.«

Chilperich trat hinzu und schnitt ihn eigenhändig los. »Nicht fortlaufen. Bleibe! Hier, hinter meinen Kriegern.« – Er wandte sich wieder zu dem Boten: »Und dem frommen und edeln Sänger Venantius Fortunatus zu Poitiers schickt – er läßt sich immer gern was schenken für seine Frömmigkeit und für sein Lob! – eine neue Harfe. Ich laß ihm sagen, ich besorge, die Saiten der alten seien ihm gesprungen, als er diesen Hymnus auf Frau Fredigundis sang. Sag's ihm; aber sag' ihm auch, ich erwarte jetzt bald die früher schon bestellte Grabschrift für die selige Galsvintha. Er kann die für meinen armen Bruder gleich auf dasselbe Pergament schreiben! Halt! Schickt ihm auch eine Schüssel mit Aalen, seinen Lieblingsfischen: glatt und fett und durch die Finger gleitend wie er selbst. Er ist ein Schleckmaul, der entsagungsvolle Sänger. Läßt sich gern von Frau Radegundis süße Nonnenherzchen aus Quitten bereiten und gleich darauf dichtet er dann: – so süß wie er gegessen! Ah! Mich ekelt dieser Frommen. Da kommt Herr Prätexitatus. Der ist ehrlich: – darum gehört er in den Himmel, nicht auf die Erde.«

Hinter dem Gitter erschienen nun der Bischof und einige Priester. Sie neigten sich vor dem König.

»Ei,« rief dieser lächelnd, »da seid Ihr ja, ehrwürdiger Bischof. – Wundert mich, daß Ihr, ein so mutiger Bekenner, Asyl gesucht habt. Euer Gewissen muß nicht das reinste sein.«

»Ich suchte nicht Asyl, ich suchte nur mein Haus auf; daß dies Asyl gewährt, kann ich nicht ändern.«

»Hi, hi,« lachte Chilperich. »Echt theologisch und dialektisch! Liebe diese Wissenschaft. Freue mich immer, wenn auch andere sie pflegen.« »Daß es nicht Dialektik, wie Ihr sagt, Herr König, werdet Ihr sogleich sehen.« Er winkte, das Gitter ward durch einen Ostiarius von innen aufgeschlossen, und Prätexitatus trat heraus auf die Stufen, welche zu der Basilika hinanführten.

Einen Augenblick schien es, als ob der König wie ein rasches Raubtier vorschnellen wolle auf den nunmehr Schutzlosen: es zuckte wie Wetterschein über sein Gesicht, seine feinen Nüstern flogen. Aber er bezwang sich. Hinter dem Gitter wurden Brunichildis und Merovech sichtbar.

»Ah, unser schönes Brautpaar! – Das bleibt noch vorsichtig in seinem Gitterkäfig, durch welchen der böse Staat seine Griffe nicht wagen darf! – Sagt, Herr Bischof, wart Ihr es nicht, der Herrn Sigiberts Bedenken, meine Krone anzunehmen, durch frommen Zuspruch weise überwand?« »Jawohl, Herr König,« – er trat die Stufen hinab, trat dicht an Chilperich und flüsterte ihm ins Ohr: »Ihr wißt, weshalb ich Euch für unwürdig halte, ein christlich Volk zu beherrschen. Ihr habt – wissentlich – die Mörderin Eurer Gemahlin zur Ehe genommen.« »Und Ihr?« zischte Chilperich ebenso leise. »Was thut Ihr? Oder

vielmehr, was unterlaßt Ihr? Ihr unterlaßt die Anklage, weil Ihr meine Ehefrau, Eure Königin – liebt! Noch immer liebt in sündhafter Glut.« Prätextatus erbleichte.

»Nun denn, junges Paar, meinen Glückwunsch! Nachträglich: – da Ihr meine Zustimmung vorher nicht für nötig erachtet habt. Ich bin also, wie ich euch schrieb, bereit, – um endlich den Frieden herzustellen in unserem Hause – eure Verbindung gelten zu lassen und euch nicht zu trennen, wenn wirklich ein Bischof die Entbindung von dem kanonischen Verbot erteilt hat. Ist dem so?« »Ich habe sie erteilt,« sprach Prätextatus. »So? – Ich habe euch ferner versprochen, auf daß ihr sicher das Asyl verlassen möget, euch nichts zuleide zu thun, und Merovechs Zug gegen Gundovald zu unterstützen. Ich wollte selbst das Knäblein auslösen – mit vielem Golde, – der Herzog aber gab mir's nicht. – Und auf daß ihr völlig vertrauen mögt, versprach ich euch, bei den Reliquien der größten Heiligen meine Worte zu beschwören. Wohlan, hier werden sie schon gebracht.« Aus seinem Gefolge traten vier Priester hervor, welche eine Reliquienkiste trugen, ganz ähnlich der, bei welcher die Eide zu Marseille waren geschworen worden. »Lies ab, Diakon, die Namen der hochheiligen Pfänder.«

Ein fünfter Priester trat hinzu, kniete nieder vor der geschlossenen Lade, küßte sie und las ab, was in goldnen Buchstaben auf dem Deckel der Kiste geschrieben stand: »die Kiste birgt das Stirnbein des heiligen Amantius, Bischofs von Rodez, die Schwurhand des heiligen Winwaloc, Abtes von Landévenec, das blutige Büsserhemd des heiligen Bischofs Conogan von Quimper: wer, diese Heiligtümer berührend, schwört und den Schwur bricht, den soll treffen der Fluch von Data und Abira und keine Fürbitte aller Heiligen soll ihn losbitten können von der ewigen Pein.« »Ihr habt gehört?« sprach der König. »Nun sollt ihr sehen.« Ein leises Grausen ging durch die Versammlung.

Damit schloß er die Kiste auf mit einem kleinen Schlüssel, den er aus dem Wehrgehänge zog, schlug den Deckel etwas in die Höhe und steckte die rechte Hand in die Öffnung. »Alle meine Zusagen werd' ich erfüllen und für den Fall der Untreue soll mich der angedrohte Fluch treffen, so wahr ich hier die Hand lege auf die Reliquien der genannten Heiligen.«

Tiefes Schweigen folgte.

Er zog die Hand aus der Kiste, der Deckel fiel zu. Aus dem Gitter hervor traten Merovech und Brunichildis, Hand in Hand, auf die Stufen, welche zu beiden Seiten von den Kriegern des Königs besetzt waren. Schon standen sie auf der dritten Stufe, als Chilperich gellend schrie: »Packt sie, Graf von Rouen. Greift sie alle drei, die Verräter!« Er selbst legte die Hand auf Prätextatus' Schulter. Der Graf von Rouen und vier seiner Krieger ergriffen den waffenlosen Merovech und die Königin.

Ein Murren, eine Bewegung des Entsetzens ging durch die Reihen der Priester und der Bürger. »Herr König, denkt an das Heil Eurer Seele!« mahnte Prätextatus.

»So hältst du Wort mein Vater?« rief Merovech in seinen Ketten. Brunichildis schwieg: aber sie richtete aus ihren dunkeln, voll aufgeschlagenen Augen einen Blick so unsäglicher Verachtung auf Chilperich, daß dieser die Wimpern senkte.

»Hi, hi!« lachte er gleich darauf. »Ich habe weder Wort noch Schwur gebrochen. Hat ein Bischof von dem Hindernis entbunden? Bist du ein Bischof? Nein, du bist es nicht! Hab' ich, der Herr der Stadt Rouen, diese Wahl bestätigt? Das that nur Herr Sigibert, dem Rouen zu Rechte nie gehört hat. – Und die Heiligen? Sie werden mir nichts zuleide

thun. Seht her, ihr Dummköpfe. Wohl ist es die rechte Kiste: – aber sie ist leer! Ich habe vorher die Reliquien herausgenommen!«

Und er nahm die Kiste in beide Hände, und stürzte sie um, der Deckel hing, an zwei Goldketten hin und her schwankend, zur Seite. Nichts fiel heraus. –

»Holzboden, nicht die heiligen Pfänder, berührte meine Hand, während ich eidete. – Fort mit den Gefangenen! Trennt sie! Das Weib in das Kloster der heiligen Chrothechildis nach Beauvais! Den Pseudobischof und meinen abgefallenen Sohn in zwei verschiedene Kerker, hier in dieser Stadt. – Morgen sollen sie ihr Schicksal erfahren. – Jetzt, Graf Leudast, zum Mahle! Mich hungert. Und noch mehr: – mich dürstet. Die Spannung, die Erwartung macht die Kehle trocken. – Ein Eilbote sofort an die Königin! – Wen wähl' ich? – Sie versprach reichen Botenlohn, falls mein – nein: ihr Anschlag gelungen! Ich wäre nie drauf gekommen, auf einen leeren Schrein zu schwören. Wem gönn' ich diesen reichen Lohn? Ei dir, Winnoch, frommer Klausner! Du hast es längst um sie verdient – mit deiner Weissagung.«

Am andern Morgen war König Chilperich sehr guter Dinge.

Er hatte, nach reichlichem Mahl im Hause des Grafen Leudast, vortrefflich geschlafen und erwachte mit der angenehmen Erinnerung, gestern drei Gegner auf Einen Schlag in seine Gewalt gebracht zu haben. Während des Frühstücks überlegte er, was er nun mit den Überlisteten anfangen sollte?

Er war so heiter! Er verlangte heute nicht nach Blut. »Die Gotin,« sprach er zu sich selbst, »lasse ich vorläufig, wohlbewacht, im Kloster! Später kann man sie nach Spanien heimschicken. Welch schönes, wahrhaft königliches Weib! Nur zu herb, zu streng, um zu berauschen. – Wie sie mich ansah! Ich mußte an die bleiche Jungfrau denken, wie die auf dem zerwühlten Bette vor mir lag. – Nein! Ich mag nicht noch mehr Tote – tote Weiber! – aus diesem Geschlechte sehen. Fredigundis hat zwar recht schmeichlerisch, recht kosig gebeten, die gefangene Feindin ihr zuzuführen. Aber ich mag nicht! – Ich fürchte: in ihrer Nähe würde die Gotin nicht lang am Leben bleiben. Und das – das will ich nicht! Ob wohl die Goten reiches Lösegeld für sie zahlen? – Meinem Herrn Sohn aber, – dem will ich das Handwerk legen, in Staatshändel einzugreifen. Regent von Austrasien! Behüte! Er taugt nicht dazu. Ins Kloster taugt der weiche Schwärmer. Und ins Kloster soll er. Ich laß ihm die langen Königslocken, die Merowingenslocken, scheren. Mönch soll er werden und für seine Feinde beten! – Und Prätexatus? – Gestern Abend hatt' ich schon seinen Tod beschlossen. – Verdient hat er ihn reichlich um mich –! Aber dann ergellen alle drei Frankenreiche von dem Geschrei der Bischöfe, Priester und Mönche! Das dringt bis nach Rom! Einen Bischof hinrichten! – Auch muß ihn erst eine Synode von Bischöfen absetzen: so haben sie's gar klüglich festgestellt in ihren Canones, die soviel schlauer gedacht sind als unsere ungeschlachten Volksrechte. So sehr sie untereinander eifern und zanken, die Herren Bischöfe, – gegen den König halten sie doch fast immer zäh zusammen. Natürlich: eine Krähe hackt der andern die Augen nicht aus. Da könnte ich lange warten, bis einer abgesetzt würde. Ich sperre sie deshalb immer lieber ein, an unschädlichen Orten. Dann können sie meinethalben Bischöfe sein – im Gefängnis! – Zwar, er könnte ja – ohne Richtbeil – zufällig sterben? – Allein es ist noch was andres zu erwägen. – Gundelchen, Gundelchen: ich möcht' es in deiner Gegenwart gar nicht *denken* – aus Furcht, deine alldurchdringenden grauen Augen möchten es lesen hinter meiner Stirn. –

Aber es ist wohl klüger, diesen Prätextatus – irgendwo – in Verbannung – leben zu lassen, gleichsam in Bereitschaft zu halten – gegen mein Gundelchen selbst. Er – er allein weiß von jener Würgethat. Er klagt sie nicht an: – sonst hätt' er's längst gethan. Und wagt er's unberufen, so kann er ja immer rasch – am Fieber sterben. – Wird aber meine kluge Königin einmal gar zu übermütig: – ich fürchte sie fast ein wenig! – die Drohung mit dem einzigen, der um ihre That weiß, kann dann recht diensam sein. Tritt er auch nicht als Kläger auf, – sein Zeugnis weigern vor Gericht, falls andre klagen, das erlaubt ihm sein priesterlich Gewissen nicht. Frau Fredigundis, du beherrschest mich schon allzu mächtig. Du zwingst alle: es muß doch etwas geben, wodurch man auch dich bezwingen kann. – Nicht just an Einem Haar« – lachte er – »aber an jenem Büschel roter Haare, hi, hi, Prätextate, hängt dein Leben!«

Viertes Kapitel

So freudig die Königin von Neustrien im Palatium zu Soissons die Botschaft des Klausners aufgenommen hatte, so wenig zufrieden war sie mit der später eintreffenden Nachricht über des Königs Beschlüsse. Sie fürchte die schöne weiße Stirn.

Ungeduldig ging sie in dem Frauengemach auf und nieder, nur manchmal im Vorübergleiten an dem goldenen kleinen Bette Halt machend, in welchem ihr Knabe schlummerte, und ihm die Mücken verscheuchend: katzenbehend erhaschte sie auch die schnellste stets auf den ersten Griff, und zerdrückte sie.

»Welche Weichmütigkeit, welche Schwäche hat meinen Fuchs befallen! Mir die kleine Bitte versagen, die geborne Königin, die Königstochter, in Fesseln vor die Ziegenmagd zu stellen! Auf die Kniee hält' ich sie vor mir brechen lassen, mit Gewalt! – Und sie am Leben lassen, die Bluträcherin für Schwester und Gemahl! – Und den Priester, der mich geliebt hat – mich! – und sich wieder von mir los und ledig gemacht hat! – So ledig, daß er meine Todfeindin beschützt, mit meinem Stiefsohne traut. Nach Jersey hat er ihn verbannt: – soll eine Insel sein. Weiß gar nicht, wo? – Und Merovech verschonen, den Abtrünnigen! In das Kloster Calais bei Le Mans hat er ihn geschickt. – Sollte wirklich das Vaterblut in Chilperich sich regen? (– Warte, du Stechmücke, hab' ich dich? Wolltest Merowingensblut vergießen? Ja, ja! Der Fuchs hütet sein Junges doch nicht so eifrig wie die Füchsin. –) Das darf nicht sein! Drei Stiefbrüder hast du, mein Sohn, mein süßer, rotlockiger Samson: um drei zu viel! Nun warte nur, armes Büblein! Des einen werden wir wohl bald ... Theudibert! – Ihr seid's?« Sie eilte dem Eintretenden entgegen. »Strafe mich Sankt Dionysius, wenn ich nicht gerade Euer dachte.«

Schwer verändert war der Jüngling seit den Tagen von Tournay. Hatten ihn die Wunden so erschöpft? Tief lagen die Augen in ihren Höhlen, unruhig zuckten seine Lippen. Die langen Merowingenlocken, die tief dunkelbraun das edle Antlitz umrahmten, ließen es noch bleicher, fahler erscheinen.

»Ich aber, ich denke dich – jede Stunde – jeden Augenblick; Tag und Nacht. – Und senkt wirklich der Schlummer diese brennenden Lider ... dann träum' ich dich. Oh nein! Hebe nicht schelmisch drohend den Finger! Es ist zum Sterben ernst, kein Spiel. Es ist nicht mehr bloß die Sünde, der verbrecherische Durst nach des Vaters Eheweib, was mich umtreibt, friedlos, ruhelos, rastlos, bei Sonnenschein und Sternenstrahl. Es ist die Schande, die Ehrenschnach, der Eidbruch, darein du mich gestürzt hast!« »Ich?« sagte

sie, höchst erstaunt. »Ja du, unselig Weib! Der gütevollste, edelste Sieger war gegen mich Oheim Sigibert gewesen! Oh, als ich hörte, in jener Nacht zu Tournay, er sei tot, da fiel mir erst mein Eidbruch erdrückend schwer aufs Herz. Wär' er am Leben geblieben, – ich hätte seine Kniee umfassen und ihn bitten können, bis er mir verziehen. Aber ach, er war damals schon tot! Er sah vom Himmelsfenster zürnend, verachtend nieder, als ich, von deinen falschen Augen, von deiner verführerischen Stimme Klang bezwungen, Eid und Ehre brach und gegen seine Krieger das Schwert hob. Die Strafe folgte rasch. Mein Arm hatte kein Mark, mein Schwert keine Schneide. Sofort, vom ersten Speer, der flog, war der Eidbrüchige getroffen. Und auch jetzt ... – geheilt ist die Wunde lang! – aber mein Arm hat kein Mark, mein Herz hat keinen Stolz, meine Seele hat keinen Schwung mehr. »Da geht der Ehrbrüchige, der Eidfrevler:« – so hör ich's rauschen im Wind, im Geflüster der Menschen. – Und grause Gedanken gegen dich steigen auf in mir! Mein Herz sagt heimlich ja dazu, wenn der Bruder, wenn das Volk dich blutiger Thaten zeiht. Mörderin? Warum nicht? Hast du mir doch den Frieden und die Ehre gemordet. Und dazwischen durch, durch beides, das Grauen, ja den Haß, diese wahnsinnige Lust an deiner gleißenden Gestalt: – so gleißt die Schlange in verderblicher Schönheit! Du lockst mich an und tötest mich.«

»Du rasest,« sprach sie sehr ruhig. »Wann hättest dich angelockt? Hab' ich dir je ... –?« – »Nichts hast du mir gewährt oder versprochen. Nie! Aber gelacht, gespielt hast du! Und wenn mich dein spottend Wort fortgeschickt hat, dann lächeltest deine unwiderstehlichen Augen: »Komm wieder!««

»Welche Anklage! Das soll dein Vater wissen.« – »Gewiß! – Und richten soll er zwischen dir und mir.« Fredigundis erbleichte. »Sobald ich ihn wiedersehe, – ich ziehe jetzt in den Krieg gegen die Kelten in der Bretagne, die sich noch nicht wieder unterworfen, – sag' ich ihm alles. Keine Schuld meiner wahnsinnigen Gedanken werd' ich ihm verschweigen: – aber auch nicht dein falsches, bald laut verstoßendes, bald leise lockendes Spiel. O nein, du hast mir nichts gewährt; aber den Brand in mir hast du unablässig genährt. Und daß du der Fluch bist unseres Hauses, wie Chlodovech sagt, das ist wahr. Und das soll der Vater hören, auch aus meinem Mund. Dann wird er mir das Haupt abschlagen lassen und dein Haß wird gesättigt sein.« Er wankte, er tastete nach dem nächsten Pfeiler, sich aufrecht zu halten.

Sie trat dicht an ihn heran und strich ihm mit der kühlen Hand die dunkeln Locken aus der brennenden Stirn. »Mein Haß! Thörichter Knabe! Wenn ich dich haßte, hätte ich nicht längst dich und deinen – Wahnsinn bei deinem Vater verklagt? Hab' ich das je gethan? Hab' ich dir nicht gesagt, kein Weib wird grollen, weil es schön gefunden wird? Es ist wahr, – ich schulde dir noch Dank dafür, daß du in jener Nacht der äußersten Not das Schwert zogst für mich und für mein armes Kindlein dort. Wohlan! Nimm heute diesen Dank!« – Sie holte eine Phiole aus einem in die Holzgetäfelte Wand eingelassenen Schrank. »Das war für dich bestimmt, sobald ich wußte, daß du in den Keltenkrieg ziehen würdest. Ich kenne deinen ungestümen Mut, der dich, wie dort in Tournay, immer zuerst an des Keiles Spitze in die Speere führt. Sieh, – ich bangte für dein Leben. Glaubst du noch, Theudibert, ich hasse dich?« »Wär' es möglich?« stammelte der Jüngling. »Dieser Trank?« – »Es ist kein Trank, es ist eine Zaubersalbe, von meiner Ahnfrau. Salbe dir Antlitz damit und Leib – vergiß auch nicht die Stelle, wo Herrn Siegfrieds Nacken das Lindenblatt bedeckt hatte ... –« – »Kein Feind sieht jemals

meinen Rücken!« »Und sei getrost: nicht Eisen, nicht Stein wird dann dich versehren. Aber,« fügte sie nachlässig bei, »natürlich, wer auf Zauber baut, darf *nur* auf Zauber bauen. Trägst du die *Brünne* darüber, so schützt der *Zauber* nicht.« Theudibert entriß ihr die Phiole: »O, Fredigundis! Ich kann, – ich kann es noch nicht glauben, daß dir mein Leben, dies arme, ehrlose Leben teuer ist. Ich zweifle – ach, ich zweifle an dir. Schickst du mich nicht in den sichern Tod? Aber Dank dir, heißen Dank auch dann für deine Gabe. Sie bringt Entscheidung. Meinst du es treu, so werd' ich, will ich leben. Und willst du meinen *Tod*, – du *selbst*! – so soll dein Wille an mir geschehen. – Horch! Die Hörner unten im Hofe rufen. Mein Streitroß wiehert! Ich komme! – Habe Dank, Königin, für Leben oder Tod.«

Er stürmte aus dem Gemach. – Das Kind in dem Bettlein war unruhig geworden; es schrie.

Fredigundis sah erst dem Enteilenden nach: »Dieser Wahnsinn war ja im stillen höchst gefährlich geworden! Es ward hohe Zeit, ihm ein Ende zu setzen! – Still, mein Liebling, still, mein süßes Leben! Da bin ich schon! Komm an der Mutter Brust! Still, stille doch! Ja, du sollst ja haben! Da, trinke nun, Herzchen!« Und sie summtte vor sich hin, lächelnd auf das Kind herabschauend: »Du bist ein kleiner Königssohn, wirst bald ein großer werden. Dein Vater trägt nur eine Kron', dir soll'n drei Kronen werden.«

Fünftes Kapitel.

Wenige Wochen darauf verabschiedete sich König Chilperich zu Soissons, wohin er einstweilen von Rouen zurückgekehrt war, von seiner Königin, um einer Versammlung seiner Bischöfe im Süden seines Reiches, in Châteaudun, beizuwohnen.

Vor allem galt es der Besserung der Kirchenzucht, die vielfach daniederlag. Aber der König wollte nicht bloß Vorschläge seiner Bischöfe genehmigen, – er wollte auch an sie richten Fragen und Vorschläge mancherlei Art, die seinen regen Geist beschäftigten. War er doch ein gar eifriger Theologe, wohlbelesen in der Bibel und in den wichtigsten Kirchenvätern; die scharfsinnigen Unterscheidungen, die seinen Schattierungen der Lehrmeinungen, die bestrittenen Punkte in gar manchen Dogmen reizten seinen grüblerischen, freilich mehr noch spielerischen Verstand. Es war ihm dabei weit weniger um das richtigste Ergebnis zu thun, als um die feinste scharfsinnigste Beweisführung. So sprach er denn zu Fredigundis, die den Gemahl nie gern auf längere Zeit aus den Augen ließ: »Gönne mir doch diese harmlose Freude an – Worten und Wortgefechten. Wie meine plumpen Franken ihre derben Glieder im Ringkampf üben und messen und sich brüsten, wenn einer den andern in den Staub geworfen hat, daß dem Besiegten die Knochen krachen, so vergnügt es und ergötzt mich, in geschmeidigen Wendungen der Gedanken den Kontra-Disputator zu überwältigen, ihn zu zwingen, die Überlegenheit meines scharfen und raschen Geistes anzuerkennen.

Damit dir inzwischen die Zeit schneller verstreicht, bis ich in deine weißen Arme zurückkehre, hab' ich dich ja feierlich vor allen Hofbeamten zu meiner Stellvertreterin bestellt, dir vor ihren Augen meinen Siegelring gegeben. Regieren! Herrschen! Das ist ja doch des Ziegendirnleins höchste Herzenswonne, – vielmehr als Küssen! Wär ich ein Ziegenhirt, – wer weiß, ob du mich liebtest? – Ja, auch unser Kind – gewiß, du bist eine treffliche, nur allzuzärtliche, allzubesorgte Mutter –! Aber auch unser Kind liebst du doch

vor allem so heiß, – ich möchte sagen: so gierig – weil es ein Knabe, ein Erbe meiner Macht und Krone, nach meinem Tode deine Stütze wird, dein Werkzeug – unterbrich mich nicht! Ich mach' es dir nicht zum Vorwurf. Bin ich doch mehr als zwanzig Jahre älter denn du. Wieder heiraten wirst du als Witwe nicht: – das heiße Wallen des Blutes ist dir fremd: – aber durch deinen Sohn ganz ebenso Neustrien beherrschen wie jetzt durch deinen allzu gefügigen Mann, das willst du. Laß doch! Ich schelte ja nicht darüber. Befinde mich ganz wohl in meinen Fesseln. Nur sollst du wissen: ich *sehe* diese Ketten. Noch einen Kuß! – Der jüngste Sohn des flüchtigen Herzogs Drakolen, der letzte, der uns noch fehlte, ward gestern gefangen eingebracht. Laß ihn foltern, bis er seines Vaters Aufenthalt angiebt, dann wie den andern: – Kopf ab! – Noch einen letzten Kuß. – So! – Nun zu den frommen Bischöfen.«

Nachdem in der Basilika des heiligen Cäsarius zu Châteaudun die Geschäfte der Synode beendet waren, forderte der König einzelne der Bischöfe und Äbte, denen er besonderes Vertrauen zuwendete oder mit deren Scharfsinn er sich gerne maß, auf, noch zu verweilen, um einige Fragen zu beantworten. Er wandte sich zunächst an den Bischof von Paris.

»Was denkt Ihr, ehrwürdiger Vater Germanus, von der kleinen Abhandlung über die heilige Dreieinigkeit, die ich neulich der Versammlung überreichen ließ? – Was habt Ihr dabei zu lächeln, Herr Felix von Nantes?« rief er giftig und wandte sich schnell gegen einen mittelgroßen Herrn, der aus kleinen Augen ziemlich spöttisch auf den König sah. »Ich kenn' Euch schon! – Ihr seid einer von jenen Kelten! »*argute loqui*« – geistreich plaudern, sagt schon Cäsar von euch. Man wird schwer mit euch fertig! Aber ich – ich werde auch mit *Euch* fertig.« »Ohne Zweifel, o Herr,« antwortete dieser sehr ruhig, leise nickend. – »Und dabei verzieht Ihr schon wieder diesen übermütigen Mund! *Warum* werd' ich auch mit Euch fertig und Eurem überklugen Kopf?« – »Weil Ihr ein unwiderleglich Beweismittel zur Verfügung habet, wider jeden noch so feinen Kopf.« »Hi, hi, Ihr meint den hübschen Trugschluß, den ich neulich erfunden?« schmunzelte der König, geschmeichelt. – »Weniger.« – »Nun was denn?« – »Ihr führt die Widerlegung stets bei Euch.« – »Was denn? Was denn?« – »Eure Streitaxt, Herr, mit der Ihr jeden Kopf und Einwand niederschlagen könnt.« Chilperich lachte. »Ihr habt meine Abhandlung auch gelesen, Herr Felix? Und Euer Eindruck?« – »War Staunen.« – »Nicht wahr? Die gelehrten Citate –!«

»Weniger. Ich staunte über die Wege Gottes. Der Ahnherr war ein heidnischer Meerwicht, ein Wasserdämon. Der Enkel schreibt über die Dreieinigkeit! – Aber eins verrät noch Euren Ursprung in dieser Abhandlung.« – »Nun was?« – »Die Wäßrigkeit! – wollte sagen: Das Salz.«

Der König lupfte leicht die Streitaxt, die an seinem Gürtel hing. »Herr Bischof, hütet Euch! Dies Argument wiegt *wirklich* schwerer als Euer Witz. – Sprecht *Ihr*, Bischof Germanus – Ihr habt verstanden? Ich neige in der Lehre der Dreieinigkeit ein wenig zu Sabellius und zu Eutyches. Ich sage, man soll in der Trinität nicht Personen unterscheiden, sondern sie schlechthin ›Gott‹ nennen. Denn Gott, wie einen fleischlichen Menschen, ›Person‹ nennen, ist unwürdig. Ist ja doch der Vater zugleich der Sohn und der Sohn und der Vater zugleich der Geist. Und also, so will ich – hört es wohl, ihr Herren! – daß fortan gelehrt werde in meinem Reich.« Aber Germanus schüttelte das ehrwürdige Haupt. »Diesen Irrglauben mußt du aufgeben, Herr König und

dem folgen, was die Apostel lehren.« »Die Apostel! Die Apostel!« eiferte der König. »Das sind mir die Rechten! Der eine war ein Fischer, der andere ein Zöllner. Die hatten von Dialektik keine Ahnung.« – »Nein, aber den heiligen Geist hatten sie,« sprach Germanus. »In Gestalt einer Taube!« sagte Herr Felix. »Und du, o König, hast nur die Taube Fredigundis.«

»Hüte dich, Herr Felix! Die versteht nicht soviel Spaß wie ich.« »Auch Sankt Hilarius von Poitiers,« fuhr der Bischof von Paris fort, »und Sankt Eusebius sind dir hierin entgegen.« – »So? So? Das ist – sehr – sehr feindselig von diesen beiden, daß sie gegen mich sind. Aber freilich, ich habe ihnen nie soviel geschenkt wie ich zum Beispiel Sankt Dionysius zugewendet habe. Und Poitiers gehört ja Guntchramn! Natürlich hält da Sankt Hilarius wider mich. – Das ist Parteilichkeit! – Ich werde aber die Sache klügeren Heiligen vorlegen.« So schloß er ganz giftig. – »Und meine Verse? Euch, Herr Bischof von Nantes, schickte ich sie vorgestern. Ich versuchte darin Sedulius nachzuahmen. Habt Ihr das wohl bemerkt?« – »Nein, o Herr. Wie konnte ich das ahnen?« – »Wieso?« – »Nun, Sedulius war ein Unterthan. Er hielt sich an die Gesetze der Metrik gebunden. Ihr aber, Herr ... –!« – »Nun?« – »Ihr steht als König oberhalb der Metrik. Wenigstens, so sagte ich mir stets beim Genusse der Gedichte. Und wenn ein Vers um einen Fuß zu kurz war oder auch keinen Kopf hatte, dann dachte ich Eurer Streitaxt: ›er hat sie ihnen eben abgehauen,‹ sagte ich mir; Strafe verdienen sie ja auch; denn schlecht genug sind sie.« Der König drohte mit dem Finger, aber er lachte. »Nun, und was sagt Ihr zu meinem Buchstabenedikt? Vier neue hab' ich erfunden! Für langes o, wie im Griechischen – für *the*, für *ae*, für *vi*! Schon werden die alten Handschriften in der Bücherei zu Soissons mit Bimstein radiert und hiernach umgeschrieben. Und in allen Schulen, in allen meinen Städten, werden die Knaben schon hiernach unterrichtet.«

»Unrecht!« meinte der Bischof von Nantes. »Ich hätte – an Eurer Stelle – nur die eignen Verse mit diesen neuen Buchstaben geschrieben.« – »Warum!« – »Erstens wäre dadurch die Lesung erschwert worden. Ein König dichtet doch nicht für alle. Dann wäre es das einzige Mittel, ihnen Eigenartigkeit zu sichern.« – »Ihr seid aber sehr keck, Herr Bischof.« – »Denn die Verse, welche nicht falsch, waren früher allerdings – von Sedulius. Freilich, das ist lange her! Ihr habt sie offenbar von ihm geerbt. Du hast, wie mit Bewußtsein neue Buchstaben und neue Glaubenslehren, o großmächtiger König, so unbewußt neue Versarten erfunden.« – »Wie meinst du das, Bischof?« – »Nun, jene Verse von sieben oder auch oft fünf Füßen, die du – allzubescheiden – mit dem gewöhnlichen Namen Hexameter bezeichnest.« – »Bischof, hüte dich. Nicht nur meine Verse, auch meine Unterthanen haben manchmal einen Fuß zu wenig, wenn sie mich erzürnten.« »Oder gleich gar einen Kopf!« nickte Herr Felix.

»Nun sollt ihr aber euern Scharfsinn in anderen Dingen erproben. Ihr wißt, ich arbeite angestrengt an der Bekehrung meiner Juden. Wäre *eure* Sache, ehrwürdige Herren, *eure* Sache.« »Ich hatte auch schon mehrere halb gewonnen,« sagte der Bischof von Nantes zögernd. »Aber ...–« – »Nun aber?« – »Sie fürchten Euch allzusehr, Herr König.« – »Wieso?« – »Sie fragten, ob sie im Himmel auch *Euch* treffen würden? Als ich erwiderte, bei Euren vielen Tugenden werde das wohl nicht zu vermeiden sein, erklärten sie, den andern Ort vorzuziehen. Thöricht! Da Ihr ihnen ja doch im Himmel nicht noch einmal Schätze abpressen oder Steuern aufjochen können werdet.«

»Führt die Hebräer herein, die Halsstarrigen!« gebot der König. Alsdann erschienen, von Gewaffneten begleitet, drei graubärtige Juden in der Basilika; sie warfen sich demütig vor dem König nieder, der auf einem erhöhten Sitze Platz genommen hatte und küßten ihm die goldgestickten Fußriemen. Chilperich aber sprach: »Rede, Priscus, du bist der Beste von den dreien in dialektischer Kunst. Wenn ich dich widerlegt habe, wirst du dann deine Hartnäckigkeit aufgeben und die heilige Taufe annehmen?«

Der Jude seufzte: »O großmächtiger König, fange doch lieber gleich mit dem Ende an. Zweimal schon hast du mit mir gestritten: beidemale hast du behauptet, du habest mich widerlegt: beidemale, weil ich's nicht einsah, hast du mir abgenommen zur Strafe meiner Verstocktheit einen großen, grausam großen Haufen Geldes. Nimm mir heute gleich das Geld und laß mich ziehen in Frieden! Denn warum? Es ängstigt mich, mit dir zu streiten; du schlägst manchmal mitten in der Dialektik mit den Fäusten drein. Und das bringt mich alten Mann in den Schweiß des Todes.«

»Das ist nur deine Schuld!« sprach Chilperich. »Wenn du meine Gründe nicht anerkennst – ein elender Jude, seines Königs Gründe! – Soll mich das nicht aufbringen? Glaubst du also noch immer nicht, daß Jesus Gottes Sohn und selbst Gott ist?« – »Gott meiner Väter! Bedarf Jehova eines Eheweibes? Kann Gott, der ein Geist, ein Kind zeugen? Wie soll ein anderer Gott sein neben ihm? Hat er doch gesagt – Ihr glaubt so gut wie wir an seine Offenbarung – im V. Buch Mosis, Kapitel 23, Vers 39: »Sehet ihr nun, daß ich allein Gott bin und ist kein Gott neben mir?« – »Ich sage dir aber, Christus ist *geistig* gezeugt und ist nicht neben Gott, sondern in Gott.« – »Wo steht das im Alten Testament?« – »Nicht im Alten, aber im Neuen!« – »Gott du gerechter! Ich schlage dich mit dem Alten, an das auch du glaubst: – wie darfst du mich schlagen mit dem Neuen, an das ich *nicht* glaube?«

Der König gab ihm einen leichten Schlag mit einem Stabe, den er in der Hand trug und rief: »Verfluchter Jude! Ich kann dich schlagen, womit ich will! Das merke dir. Dafür bin ich König! Das ist ja eben deine Sünde, daß du an das Neue Testament nicht glauben willst. Willst du jetzt – gutwillig – einräumen, daß du überwunden bist?« »O Herr,« jammerte der Alte, »ich sagte es ja vorher! Bitte, da nehmt diesen Beutel. Es ist wieder soviel darin, wie bei dem ersten Male.«

Chilperich riß ihm den Beutel aus der Hand. »Hebe dich hinweg aus meinem Angesicht!« Der Alte ward mit seinen beiden Genossen abgeführt. »Habt ihr jemals eine solche Halsstarrigkeit gesehen? Ja, diese Juden! Härter als Demant. – Aber der Herr verstockt sie zum Vorteil frommer Könige. Vielmehr den rechtlosen Juden als Franken und Römern kann ich abnehmen an Steuern. Und deshalb segnet der Herr auch deren Thun: sie erwerben wie die Bienen: nicht für sich – für mich. Das ist ihre gerechte Strafe. Jedoch – ihr habt das wohl bemerkt ihr Herren, – zumal Ihr, Herr Bischof von Nantes – ich *wollte* gar nicht mit meinen stärksten Beweisgründen auf ihn eindringen.«

»Natürlich,« lächelte Herr Felix. »Welcher Nachteil für Euch, hätte er nachgegeben! So aber, ist Ebbe im Schatz, habt Ihr nur wieder ein Vekehrungsgespräch mit ihm anzuberaumen.« – »Hört einmal, Herr Bischof, Ihr habt mich ja – in einem Brief – einen Tyrannen gescholten und mich einem sehr bösen König von Syrakus verglichen?«

»Letzteres ist ein Lob. Der war auch sehr geistreich. – Übrigens war ja der Brief nicht an Euch gerichtet: – ich lobe Euch nicht in das Antlitz hinein! – Wie kamt Ihr denn zu

dem Brief?« – »Meine Sache! – Gesteht, bin ich – für einen Tyrannen! – nicht sehr langmütig, daß ich Euch solche Bosheiten reden lasse? Woraufhin wagt Ihr soviel, Herr Felix?« – »Sehr einfach. Ich bin – leider! – Euer Unterthan Ihr könnt mich köpfen lassen für Worte, die ich nicht gesprochen: also will ich doch – vorher! – sprechen, was mich freut. – Auch weiß ich, daß ich Euch unentbehrlich bin.« – »Ihr könntet irren! – Warum?« – »Die Honigreden Eurer Höflinge verderben Euch den Magen: – Ihr braucht dawider manchmal das bittere Salz meiner Wahrheiten.« »Es ist was dran,« lachte Chilperich. »Des Scherzes, Herr König, ist's nun genug,« sprach Bischof Germanus. »Ich glaube auch,« meinte Felix, »der Herr König hat genug daran bekommen.« »Nun laßt Euch in vollem Ernst fragen,« fuhr der Bischof von Paris fort, »ob Ihr jene ketzerische Meinung von der Dreieinigkeit festhaltet?« »Freilich! freilich! Habe Monate zu dem Studium gebraucht.« »Es ist merkwürdig,« staunte Felix, »daß Euch Eure Freundinnen, Eure Verse und Eure andern Laster noch soviel Zeit lassen.« »Dann werden wir Bischöfe,« sprach Germanus sich erhebend, »zu erwägen haben, ob Ihr nicht durch solche Ketzerei thatsächlich bereits von der Gemeinschaft der Kirche ausgeschlossen seid. Wir werden uns vorläufig des Verkehrs mit Euch enthalten müssen.« »Aber,« rief Chilperich, »ich habe euch alle auf heute Abend zum Festmahl geladen in den kleinen Palast!«

»Schade,« sagte Felix, Germanus folgend im Hinausschreiten. »Das müßt Ihr nun alles allein verzehren. Bis Ihr Euren Irrtum verworfen habt, werden wir mit Euch Becher und Schüssel nicht teilen.« – Damit wandelte er mit den übrigen Bischöfen langsam hinaus. »Wart', Bretone!« sprach Chilperich ihm nachsehend. »Ich werde dir die Standhaftigkeit schwer machen.«

Sechstes Kapitel.

Am andern Morgen hielten die Bischöfe lange Beratung über die neue Irrlehre des königlichen Theologen, natürlich in Abwesenheit desselben.

Dieser wußte, daß der Bischof von Nantes, von Germanus, dem Vorsitzenden, beauftragt, den Bericht darüber erstattet und mehrere Stunden sowohl hierüber als über andere Gegenstände Vortrag gehalten habe; es war ein sehr heißer Julitag, ein austrocknender Wind blies den Staub durch die Straßen. Der König hatte Befehl gegeben, den Bischof, sobald er die Sitzung verlasse, in den Palast zu führen. Erschöpft, mit gerötetem Gesicht und heiserer Kehle, trat der ein. »O, Herr Felix!« rief der König, ihm huldvoll entgegeneilend. »Wie müßt Ihr doch trocken sein im Halse. Ich habe nicht Weisheit zu reden gehabt diesen ganzen Morgen und bin so durstig! Nun, ehe wir von Geschäften, von dem Ergebnis Eurer Verhandlungen sprechen, – setzt Euch und trinkt. Ich weiß, Ihr macht Euch nicht viel aus dem Essen: – Ihr erachtet es wohl zu derb und verdummend für Euern feinen und scharfen Geist? – Aber Ihr seid im ganzen Reich berühmt als ein gar vornehmer, geschmackvoller und höchst erfahrungsreicher Kenner edler Weine: hier hab' ich Euch nun vom besten Gazatiner bereitstellen lassen: und, da Ihr ihn nicht ungemischt trinkt, wie wir Barbaren, Quellwasser dazu in eisgekühlten Krügen. Nur noch einen kleinen Rest davon birgt mein Keller hier. Den wollen wir teilen.«

Und eigenhändig goß ihm der huldvolle Fürst in einen schönen Bronzebecher das würzig duftende Naß, sich selbst einen bescheideneren Pokal füllend. »Hi, hi!« lachte er für sich. »Entweder trinkt er mit mir: dann, – ich weiß schon durch meine Horcher an der Thüre: sie haben mich exkommuniziert, bis ich widerrufe, – dann ist er selbst exkommuniziert, weil er mit mir den Trunk geteilt. – Oder er muß Durst leiden, elend! – Wie jener alte König. – Tantalus hieß er wohl.«

Den Bischof reizte offenbar der kühle, der würzige Trank, Er blinzelte mit den kleinen Augen und sagte: »Ja, Herr König, wenn das unter uns zwei Trinkern bliebe?« – »Gewiß! Ich verrate nichts.« – »Wer weiß! Und ich meine, Ihr habt schon wieder einen Lauscher aufgestellt hinter jenem Vorhang, – wie in der Kirche.« »So? Habt Ihr den bemerkt?« lächelte Chilperich verlegen. »Aber diesmal irrt Ihr – hinter jenem Vorhang lauscht niemand. – Trinkt immerhin mit mir.« Der Bischof griff nach dem Henkelkrug und goß Wasser in einen Becher. »In einer Stunde,« schmunzelte der König für sich, »weiß es die ganze heilige Synode.

»Ich trau' Euch nicht recht,« sprach der Bretoine, den Becher, den er schon leicht erhoben, wieder auf den Tisch setzend. »Ich fürchte Eure Späher.« »Nun, so sehet selber,« rief Chilperich, »daß hier niemand steckt.« Er eilte auf den Vorhang zu und schlug ihn zurück.

»Ja, das wohl!« Wieder faßte er den Becher, führte ihn an die Nase und roch daran. »Aber dort! Hinter der geschlossenen Thür des Vorgemaches – durchs Schlüsselloch?« – »Auch dort nicht!« rief der König. – »Bitte, überzeugt mich. Es könnte ja ohne Euer Wissen jemand ... –« Chilperich durchschritt das Vorgemach, öffnete die Thür, die in den Gang führte, trat in den Gang hinaus und bewegte von außen, vom Gang aus, den geöffneten Thürflügel hin und her, zum Zeichen, daß da niemand verborgen sei. Nun schloß er die Thüre wieder und wollte durch das Vorgemach zurückeilen. Als er aber an den Vorhang des Innengemaches gelangt war, da stand der Bischof dicht vor ihm mit lustig glänzenden Augen. »Dank, Herr König,« sprach er: »Heil, wer den Durstigen tränkt! Der Wein war wirklich herrlich. In Eurer *Abwesenheit* durfte ich ihn ja trinken. Ich habe gleich Euren Becher auch geleert. Wirklich: köstlich! Lebet wohl, Herr König. Euer Wein ist viel besser als Eure Theologie!«

Verdutzt sah Chilperich dem Bischof nach, der mit einer tiefen Verneigung an ihm vorüber durch die Thüre glitt. Dann lachte er und strich seinen roten Bart. »Der ist nicht übel, dieser Pfaff! – Widerrufen? – Warum nicht? Haben sie doch beschlossen, wie mein Lauscher berichtet, ausdrücklich in der schriftlichen Aufforderung an mich auszusprechen, daß meine Abhandlung ganz außergewöhnlichen Scharfsinn und in einem Laien ganz außerordentliche Kenntnis der heiligen Schrift darlege. Das ist mir genug, daß die Hochfärtigen das eingestehen mußten. Im übrigen ist mir's ja gleich.«

Und so ließ er denn, sowie er das Schreiben der Synode empfing, sofort erklären, daß er seine Meinung zurücknehme und sich der Lehre der Bischöfe unterwerfe. –

Fröhlich und guter Dinge saß er darauf mit denselben beim Mahl und erzählte selbst lachenden Mundes, wie ihn der kluge Herr von Nantes überlistet.

Da brachte ihm ein staubbedeckter Bote ein Schreiben: er las es und erbleichte. Er sprang vom Sitz auf: »Das Mahl ist aus, ihr Herren! Zu Pferd, zu Pferd! Die Königin meldet mir: mein Sohn Theudibert ist im Gefecht gegen die Kelten gefallen. Mein Sohn

Merovech ist auf dem Weg in das Kloster entsprungen und mit Gewaffneten nach Austrasien entkommen, den Knaben Childibert zu befreien. Mein Sohn Chlodovech aber hat sich wider die Königin-Regentin erhoben und zieht gegen sie auf Soissons! Zu Pferd! zu Pferd!«

Siebentes Kapitel.

In einem Walde südlich von Soissons auf dem linken Ufer der Aisne lagerte ein Häuflein von Kriegern; am Eingang des Gehölzes waren Wachen ausgestellt.

Auf der alten Römerstraße im Innern des Gehölzes, nah einem kleinen Quell, brannte ein Feuer, an dem ein frisch erlegter Hirsch gebraten ward; auf ihren Kriegsmänteln lagen drei wohlgewaffnete Männer, offenbar die Führer der kleinen Schar, an der vom Wind abgekehrten Seite des Feuers. Die Nachtluft ging in den hohen Waldbäumen, die von dem roten Glanz des flackernden Feuers wechselvoll beleuchtet, phantastische, schwarze Schatten warfen. Weder Mond noch Sterne standen am Himmel: durch die Büsche rauschte hier und da ein aufgescheuchter Vogel; ein Roß wieherte, manchmal klirrte eine Waffe: sonst war alles still. –

»Wird uns das Feuer nicht verraten, Marschalk?« fragte einer der Männer. »Schwerlich: das Gehölz ist dicht. Der Schein dringt nicht bis auf das freie Feld.« »Und wenn auch, Merovech,« fiel der dritte ein. »Ich bin so hungrig und erschöpft, nach meinem scharfen Ritt. – Nachdem ich den Hirsch aufgetrieben und gefällt, mußte ich mir ein hastig Mahl gönnen. Reiche mir das Trinkhorn! Leider ist nur Quellwasser drin! O König Chlodovech, großer Ahnherr, schau herab aus dem Himmel und sieh, wie zwei deiner Enkel, gleich landflüchtigen Ächtern, gleich Pferdedieben, sich im Walde verbergen müssen auf ihrem eigenen Erbe! Wie ein Wilderer hab ich diesen Hirsch erlegt in meines eigenen Vaters Bannwald. Und meinem Bruder da hat der Vater das lange Königshaar der Merowingen verschnitten mit eigener Hand. Aber getrost, Merovech, es wächst dir schon wieder. Der Stamm ist lebendig: jung Grünholz treibt rasch: es schlägt wieder aus. Doch sagt, als wir plötzlich, vor dem Wald, auf euch stießen – wir wähten, es seien Verfolger, Feinde – wo kamt ihr her? Und wie gelang dein Entkommen?«

»Dem wackern Gotenhelden hier, dem Marschalk, dank' ich die Freiheit. Er hatte erkundet, wann und auf welcher Straße ich von Rouen in das Kloster gebracht werden sollte unter starker Bedeckung. Seine kleine Schar – gotisches Gefolge und Hausdiener der Königin – war viel schwächer, aber sein Mut ersetzte die Zahl. Im ersten Anlauf sprengten sie meine Wächter auseinander. O nie hab ich so erfreut eine Waffe ergriffen, wie das Schwert, das mir der Treue in die Hand drückte. Wir eilten nun nach Osten zurück, um nach Austrasien zu entkommen.«

»So war der erste Plan,« meinte Sigila, mit dem Weidmesser die Hirschkeule anstechend. »Der Braten ist gar! Ihr müßt schon, o Herr, den Marschalk auch als Truchseß walten lassen.« – »Und als Kämmerer des Schatzes! Der ganze Hort zählt hundert Schillinge,« lachte Chlodovech, auf seine Ledertasche schlagend. »Und als Mundschenk!« schloß Sigila und schöpfte wieder mit dem Trinkhorn aus dem Quell. »Das laßt euch nicht anfechten, ihr Königssöhne. Als Herr Dietrich von Bern landflüchtig

im Walde hauste mit seinen Gesellen, ging es ihm nicht besser – und doch ward er schließlich aller seiner Feinde Meister.«

»Hätten wir nur den dritten Bruder noch bei uns – den tapfern Theudibert!« – »Sag doch genau, Chlodovech, wie war es, daß er fiel? Wir wissen ja nur das eine, daß er uns verloren ist.« – »Wie er fiel? Als ein Held. Warum er fiel? Durch elende Tücke der verfluchten Mörderin! Wir führten im Auftrag des Vaters ein kleines Heer von Neustriern, – die Mannschaften von Tours, Poitiers, Bayeux, Le Maus und Angers – wider den Keltenhäuptling Waroch, nördlich der Loire, in der Bretagne. Des Bruders ganzes Wesen war schon seit Monden verändert, verstört. Die Wunden, die er zu Tournay davontrug, zehrten wohl an seinem Leben: er zeigte während unseres Zuges gar seltsames Gebahren. Meist hing er, stumm vor sich hinbrütend, im Sattel, wie verträumt. Oder er redete mit sich selbst; wie er auch nachts im Schlaf oft wirre Worte sprach: – ich verstand sie nicht! Mir fiel auf, daß er keine Brünne trug unter dem Mantel. Als wir die Loire überschritten hatten und uns der Vilaine näherten, hinter der wir die Kelten verschanzt wußten, schwirrte schon manchmal aus dem Hinterhalt in dem sumpfigen Buschwald, durch den unser schmaler Weg – eine lange Kette von Furten! – sich hindehnte, ein Pfeil auf unsern Heereszug. Ich mahnte Theudibert, doch nun endlich Brünne und Schild zu tragen. Er lachte seltsam und sprach: ›ich stehe unter dem Schutz einer ganz besondern Heiligen.«

Und als wir nun die Vilaine durchritten und durchwatet hatten und auf Vannes zogen, stießen wir alsbald auf dem rechten, dem westlichen Ufer des Fließchens, auf die Feinde. Theudibert führte den Oberbefehl; er gebot mir, mit der Hauptmacht langsam zu folgen. Er selbst griff an mit den Reitern von Bayeux; die Kelten hatten vor dem Rand eines dichten Waldes auf steiler Höhe starke Verhaue errichtet aus gefällten Baumstämmen. Zu Pferd war da nicht beizukommen. Theudibert ließ seine Leute absteigen und führte sie zu Fuß den kahlen Hügel hinan. Tollkühn, ja wie ein Wahnsinniger, eilte er weit der vordersten Reihe voran. Ein Hagel von Pfeilen und Schleudersteinen schwirrte aus dem Waldversteck den Unsrigen entgegen. Und sofort, auf dem halben Wege schon, als der allererste, fiel Theudibert.

Ich sah ihn stürzen, jagte den Hügel hinan, sprang ab und richtete ihn auf; sein Mantel war ganz durchlöchert, sein Leib war ganz gespickt von Pfeilen. Der Unselige war – zu diesem Angriff! – nur vom Helme bedeckt, ohne Brünne und Schild, vorangestürmt. ›O Bruder,‹ rief ich, ›du hast den Tod gesucht.‹ – ›Oder der Tod mich,‹ antwortete er mit seltsamem Lächeln. ›Meine Heilige gab mir eine Zaubersalbe: – unter der Brünne schütze sie nicht – nur bei vollem Glauben an ihre Kraft. – Dieser Glaube,‹ – nun lachte er schrill – ›ich hab ihn wohl nicht stark genug geglaubt. Sie hat mich in den Tod geschickt! Ich danke ihr.‹ – ›Wer? Wer? Bruder?‹ fragte ich. ›O Fredigundis!‹ seufzte er noch und lag tot in meinen Armen.

Ich sprang auf, der Schmerz um den Bruder, die Wut gegen die Mörderin gab mir wilde Kraft. – Ich stürmte, den Unsrigen voran, den Waldverhack. Die Kelten flohen, am andern Tage schickten sie Gesandte, unterwarfen sich und stellten Geiseln. Die sandte ich, der Pflicht gemäß, dem Vater und führte dessen Heer zurück über die Loire bei Tours. Dann aber raffte ich zusammen, was ich von meinen Gefolgen, Vassen, Freigelassenen, Knechten – meinen eigenen und des Bruders – auftreiben konnte und

so will ich die Walandine zu Soissons überraschen, bevor der Vater sie schützen kann.«
– »Du darfst sie nicht morden,« warnte Merovech.

»Am liebsten schlug' ich ihn ihr schon ab, den bösen, schönen Kopf. Aber nein! Ich will nicht für immer mich vom Vater scheiden. Ich bringe sie gefangen zu Oheim Guntchramn. Der soll ein gerecht Gericht über sie halten lassen; wird sie freigesprochen, stell' ich mich selbst dem Vater.« »Freigesprochen!« rief Sigila. »Auch Galsvinthas, meiner jungen Herrin, Mord schreit um Rache gen Himmel.« – »Und fehlt es auch noch an Beweis, – das ganze Volk der Franken nennt sie des Oheims Mörderin.«

»So hilf mir, Bruder Merovech, zieh mit mir auf Soissons.« – »Ich kann nicht, Bruder. Mich bindet eidlich Gelübde. Ich that's, da mir der eigene Vater die Königslocken schor, da ich in meinen Fesseln vor ihm stand: »Wenn ich je die Freiheit wieder erlange, – mein erstes Werk soll sein, Childibert, das gefangene Kind, zu befreien und seiner trauernden Mutter in die Arme zu legen.« Gott hat mich wunderbar befreit: – nun muß ich mein Gelübde halten. Ich eile nach dem Norden, dem Nordwesten, wo ich auf meinen Gütern bei Therouanne viele Vassen wohnen habe. Sie biet' ich auf und ziehe dann durch den Kohlenwald und die Ardennen nach Austrasien, den Ort erforschend, wo der Knabe Sigiberts verwahrt wird; denn sein Aufenthalt wechselt gar oft. Das Kind zu befreien, muß meine erste That sein.«

»Das darf ich nicht schelten! Aber thöricht ist es, unsere schwachen Häuflein, nachdem sie ein glücklicher Zufall zusammengeführt, wieder zu trennen. Doch ich rüttle nicht an deinem frommen Sinn. Auf, ihr Genossen, zu Pferd! Wir dürfen uns nicht lange Rast gönnen. Zur Nacht noch, in der Dunkelheit, müssen wir Soissons erreichen, soll unser Anschlag gelingen.«

»Wie könnt Ihr hoffen,« fragte Sigila, »die starke Feste mit so kleiner Schar zu gewinnen?« »Hei,« lachte Chlodovech vor sich hin. »Das ist zwar ein zartes Geheimnis. Aber« – er spähte sorgfältig umher, ob niemand lausche – »euch beiden kann ich's schon vertrauen. Das Palatium, wo die Unholdin hauset, ist unmittelbar an das Südthor angebaut. Das Südthor hat einen alten Thorwart, einen Freigelassenen unserer armen Mutter Audovera; er haßt die rote Hexe gründlich. Und der Alte, der hat eine junge Tochter. Die Tochter, die hat ein heißes Herz. Dies Herz, das hat mich gar lieb. Und es wäre heute nicht die erste Nacht, daß sie mir das Mauerpförtlein aufthut, das in ihre Kammer führt. – Ein verschwiegener Bote hat ihr mein Kommen für heute Nacht voraus verkündet. Bin ich erst im Palatium: – dann wehe Fredigundis!«

Damit sprang der Ungestüme auf, auch Merovech und Sigila erhoben sich. Bald waren die beiden Scharen im Sattel: sie ritten aus dem Wald ins Freie und gemeinsam noch über die alte Römerbrücke über die Aisne; hier gabelte sich die Straße: die Brüder drückten sich noch einmal schweigend die Hände: dann trennten sie sich. Chlodovech mit den Seinen eilte geradeaus auf Soissons zu, Merovech und seine Begleiter bogen ein in die nordwestlich führende Straße.

Ganz nahe vor den Thoren von Soissons lag, seitab der Straße, ein kleineres Gehölz. In diesem befahl Chlodovech den Seinen, abzusteigen; er ließ die Rosse anbinden und überwies sie der Obhut von wenigen seiner Getreuen; mit den übrigen, etwa dreißig

Männern, eilte er in größter Stille an das Südthor der Stadt, die in tiefem Schweigen, in Nacht und Dunkel gehüllt, vor ihnen lag.

Nur in dem obersten Stockwerk des Turmes, welcher das Thor überragte, brannte die Pechfackel des Turmwarts. Chlodovech befahl der Hälfte seiner Leute, in den Gräben zu beiden Seiten der alten Römerstraße zurückzubleiben. Mit der andern Hälfte eilte er an das Thor.

Alles still. Bloß durch die Ritzen des Holzladens an der kleinen Kammer oberhalb des Mauerpförtleins glomm mattes Licht. Sie wachte, sie erwartete ihn.

Er gebot seinen Begleitern, links und rechts von dem Pförtchen sich seitab zu halten, bis er sie leise mahnen werde, einzudringen. Er trat nun dicht vor das schmale Thürlein und schlug sacht die Hände zusammen – ein – zwei – dreimal.

Sofort erscholl antwortend ein leiser Handschlag. Der Schlüssel drehte sich von innen, ohne zu knarren, in dem frisch geölten Schloß: – ein klein wenig öffnete sich die Pforte: schwaches Licht eines Handlämpchens drang durch die Öffnung aus dem dahinter gähnenden Steingang. Rasch schritt Chlodovech über die Schwelle: im Nachtgewand stand vor ihm die jugendliche Gestalt; das Haupt verhüllt, das Öllämpchen in der weißen Hand, sie nickte ihm schweigend zu: Chlodovech trat einen Schritt in den Gang hinein, dann wandte er sich um, die Genossen hereinzurufen.

Da flog die Thüre klirrend in das Schloß, der Schlüssel ward umgedreht, vier Männer sprangen von links und rechts aus den Seitenmündungen des Ganges auf den Überraschten und packten seine beiden Arme: die jugendliche Gestalt aber schlug die Kapuze zurück – prachtvolles Rotgelock flutete auf ihre Schultern – und ihm mit der Lampe in das Antlitz leuchtend, lachte Fredigundis: »Willkommen, Herr Sohn! – Jetzt fehlt nur noch Merovech!«

Achtes Kapitel.

Die Regentin lag in ihrem kleinen Gemach im Palatium zu Soissons anmutig hingegossen auf der Ruhebank, ihren Knaben an die weiße Brust drückend. »Trink,« sagte sie, »saug' und trink, mein kleiner Held! Du kannst gar nicht genug von der Mutter in dich aufnehmen für einen künftigen König. Dein Vater, der geborne König, hat, obzwar ein höchst verschmitzter Dialogiker – oder wie das Ding heißt? – viel zu wenig Königshärte in seinem schlaffen Herzen. Sollst du ein großer, das heißt ein furchtbarer König werden, zu dem die zitternden Völker aufblicken, wie zu der blitzzügelnden Wetterwolke, dann mußt du nicht nach ihm, mußt nach dem im Staub gebornen Mütterlein arten. Wart, Chilperlein, schwacher Weichling, ich will dir regieren helfen.«

Rulla trat ein und meldete: »Die beiden Männer, die du bestellt hast.« – »Laß sie eintreten!« – »Soll ich nicht das Kind ...?«

»Nein! Was schadet's, daß sie sehen: die Königin ist eine gute Mutter?« Rulla ging. In das Gemach schritten Winnoch der Klausner, und ein anderer Mann, beide reich gekleidet und wohl gewaffnet mit Brünne, Kurzsword und Langsword. »Nun,« lachte Fredigundis, ohne sich zu regen, »frommer Bruder! Ist es nicht besser, Frau Fredigundens Vertrauter sein als ein Heiliger? Verspürt Ihr Sehnsucht aus den ambraduftenden Gemächern meines Palatiums hinweg nach Eurem einsamen Turm? – Wo es

übrigens auch gar nicht übel geduftet haben soll nach – Wein! Ist es besser, dumme Bauern durch Weissagungen um ein paar Eier betrügen, als Frau Fredigundens Vorhersagungen zu erfüllen mit dem Skramasachs?«

Der ehemalige Klausner trat einen Schritt vor: »oh Frau Königin – *meine* Königin – dich anschauen – das ist die Himmelsseligkeit! Mag ich's in der Hölle büßen ewiglich, wie ich dir gedient.«

Zornig trat der andre vor und griff an den Dolch: »Schweig, Pfaff, sonst stech' ich dich nieder. Wie darfst du so reden? Hast du wie ich einen Bruder verloren im Dienste dieser allberückenden Frau? Hast du dein Leben eingesetzt für die meeresgrundtiefen, meergrauen Augen wie ich? Pah! Daß du den jungen Chlodovech überwältigen halfst im Gang? Das ist was Rechtes! Hast du einen Frankenkönig ermordet – für sie?«

»Verzeihung, Bladast,« lächelte Fredigundis. »Aber das thatest du damals nicht für mich, für meine grauen Augen, wie du sie, – häßlich! – schiltst: sie sind doch eher bläulich, glaub' ich, nicht? – sondern um dein verwirktes Leben zu retten und das deiner greisen Eltern.«

»Davon schweige, Königin,« rief der Mann wild. »Das könnte mich ...! Ach nein, auch das kann mich nicht mehr heilen. Du hast mit arger, mit ärgster Bosheit mich und den Bruder – brave, wackere Menschen waren wir, der Bischof in Tournay hat es selbst gesagt! – dahin gebracht, zu morden, um die Eltern und uns selbst vor deinen Folterbänken zu retten. – Des Bruders letztes Wort, – ich hört' es wohl! – als er fiel bei der That, war ein Fluch über dich. Ich hatte ihn geliebt, diesen Bruder, fast wie die weißhaarigen Eltern, – und hatte gelebt in Treue und Manneswackerheit. Und doch! Schon als ich in Tournay zuerst dich sah, als du das Gräßliche den Eltern drohtest und uns zu dem Morde drängtest, der uns der Hölle überliefert, schon da hat mich deine berückende Schöne vergiftet. Und als ich zu dir zurückkam und dich haßte wegen meiner That und wegen des armen Bruders und dir fluchen wollte wie er – und wie du da lächelnd mir diese langen, schmalen Finger hinhieltst, – da ...! Bei allen bösen Geistern, zerfleischen laß ich mich, Glied für Glied, um Einen Kuß auf diesen kleinen weißen Fuß.« Er trat vor. Der Klausner folgte ihm, einen glühenden Blick auf Fredigundens Gestalt werfend.

Ruhig schob sie ihr Busentuch zurecht, nahm das Kind auf den Schoß und sagte eisig: »Pfählen laß ich euch, rührt ihr mich jemals an. Kein Wort der Art will ich jemals mehr hören. Ich kann's ja nicht hindern, daß ihr Augen habt und daß ich – wirklich – viel schöner bin als andere Weiber. Aber – behaltet's für euch. Bedenkt es stets: ich bin Feuer. Wer mich anrührt, verbrennt. Andern Lohn – Gold – sollt ihr haben, soviel ihr wollt, soviel König Chilperich den freien Franken abpressen kann. – Nun gebt acht! Mein Gemahl setzt, nachdem er erfahren, daß Herr Chlodovech gut aufgehoben ist bei mir, seinem dritten lieben Sohne nach, ohne ihn finden zu können. Aber er ist von Weichmütigkeit befallen über den Verlust seines tapfern Theudibert. Er will Chlodovech, der mich, – die Königin! – gefangen vor den Burgunden schleppen wollte, nicht hinrichten, nur zum Mönch scheren und in ein Kloster stecken. Leider wachsen den Merowingen die abgeschornen Haare wieder: – wir haben's erlebt!« »Königin,« sagte der Klausner, »du hast ja deinen Feind unten im Kerker. Laß mich hinunter und ...« – »Nein, mich laß den Mann erwürgen,« rief Bladast, »der dir ans Leben wollte. Und laß mich dafür nur den Saum deines Mantels küssen ...-« – »Nichts da! Den Mantel hat mir,

wie alles, was ich habe, Herr Chilperich geschenkt. Und wenn die Heiligen auch dereinst leider schwere Arbeit haben werden müssen, mich wegen anderer Sünden loszubitten, – aber sie werden's gerne thun: sind reich vorausbezahlt! – Untreue gegen Chilperich soll nicht darunter sein.« »Du bist von Stein,« murmelte Bladast, »daß solche Glut des Bittenden dich nicht erweichen kann. Du bist von Stein!«

»Ich glaube – ja. Wenigstens von denen, die da leben ...! Aber: nicht ihn umbringen. Herr Chilperich hat noch den ersten Sohn Frau Audoverens nicht ganz verschmerzt. – Es käme zu Tage, daß ich, gegen des Königs Gebot, ihn tötete. Er muß das selbst vollbringen.« »Wie wirst du das bewirken?« staunte Bladast.

»Kennst du das Kurzschwert, den Skramasachs, dort auf dem Tisch?« – »Er ist Chlodovechs! Ich selbst nahm ihm die Waffe ab in dem Thorgang.« – »Nimm sie mit in den Kerker... in deinem Gürtel. Und dieses Schreiben. Lies nur! Es ist unverschlossen.« – »Im ausdrücklichen Auftrag des Herrn Königs Chilperich. Chlodovech soll so lange gefoltert werden, bis er verrät, wohin sich sein Bruder Merovech gewendet hat. – Ja, das wissen wir ja schon!« – »Aber Er weiß nicht, daß wir's wissen. Laß ihn das lesen. Zeig ihm hier das Siegel seines Vaters auf dem Schreiben.« – »Woher konntest du ...?«

– »Ich führe Herrn Chilperichs Königsring. Bringe mir das Schreiben wieder zurück. Sag' ihm, in einer Stunde würden ihn meine Folterknechte abholen, und verlaß ihn.«

– »Und das Kurzschwert?« – »Bist du aber langsam von Gedanken –! Das Kurzschwert *verlierst* du! Du läßt es – geräuschlos – auf das Stroh des Kerkers fallen und gehst.« – »Du bist .. –« – »Ich weiß schon, wie ich bin. Geh, Bladast. Es eilt. Der König, – er sucht Merovech: – vergeblich wie *wir* wissen! – in der Champagne von Reims – aber er kann jede Stunde hier eintreffen. Und du, Winnoch, wirf dich auf das rascheste Roß im königlichen Marstall, fliege zu den Leuten von Théroouanne und sag' ihnen: – aber nur mündlich! kein Schreiben läßt du dir abbringen! – die rückständige Grundsteuer ist ihnen erlassen, thun sie in allem, wie ich ihrem Abgesandten riet. Gehorchen sie aber meinem sanften Rate nicht, so schick ich ihnen den Schatzmeister mit zwanzig Fronboten und lasse sie pfänden und von Haus und Hof treiben ins Elend. Höre – noch eins. In der Nähe von Théroouanne irgendwo steht mit starker Schar Herzog Boso: – auch ein Verehrer meiner roten Haare!« »Jawohl!« sprach Bladast grimmig. »Ich kenn' ihn nur zu gut. Ich sah es, wie er in der letzten Vesper das Auge nicht von dir brachte. Du hast der Verehrer viele, Feuerkönigin.« – »Dank den Heiligen: – ja! Aber alle verehren mich mit gleichem Erfolg. Das mag euch trösten: zur Eifersucht hat keiner von euch Ursach! Dem Herzog sage, Fredigundis läßt ihn bitten, im rechten Augenblick in Théroouanne nicht zu fehlen. Er haftet mir dafür, daß Merovech und Sigila – hörst du? Auch der! Der frech-stolze Gote! ich schulde ihm noch was! – nicht mit dem Leben entrinnen: – sie dürfen sich nicht etwa ergeben und vor den König gebracht werden. Des schwachen Vaters Auge soll den Sohn nicht mehr sehen.« – »Ich verstehe.« – »Fort mit euch! Macht eure Sachen gut.« – Die beiden neigten sich und gingen. –

»Rulla,« rief die Königin, »nimm mir den Knaben ab. Ich muß in die Kapelle des heiligen Medardus und beten, daß meine Pläne gelingen; er wird schon dazu helfen. Hab' ich ihm doch das Gewicht klein Samsons in eitel Gold gelobt, sobald mein Knabe der einzige Sohn Herrn Chilperichs geworden. Hilf mir das Haar aufbinden.« Während Rulla ihr behilflich war, sprach sie mit leisem Grauen: »O Königin, ist es wahr ...?« – »Horch, wie mein Haar wieder knistert. Das bedeutet Gelingen! – Was soll wahr sein?«

– »Daß du zaubern kannst? Alle Leute sagen's. Und deine Großmutter galt im ganzen Gau als –«

»Hexe, willst du sagen? Ja, sie kannte und konnte mehr als andre. Und ich – ich kann mehr als sie!« – »Also hast du wirklich – der ganze Palast behauptet es – deinem Erdspiegel es abgefragt, daß in jener Nacht der arme Königsson des Thorwarts Töchterlein besuchen wolle?« – »Nein, Närrchen. Zwar wäre es besser, dich in dem Wahn zu lassen: denn die Furcht vor Fredigundis ist aller Weisheit Anfang in Neustrien. Aber du dauerst mich in deiner Dummheit. Nein, ich brauche keinen Zauber, wenn sich meine Feinde selbst verraten. – Höre! Du weißt, das eitle junge Ding hatte Haare, ähnlich den meinigen, nur – natürlich! – lang' nicht so schöne. Aber doch recht ähnliche. Herr Chilperich lobte einmal ihre Haare. Schon das gefiel mir nicht sonderlich. Nun sind mir, wie du weißt – unter dem Druck der schweren Krone – ich bin ja nicht von Jugend auf an die goldne Last gewöhnt: auch,« lachte sie, daß die kleinen Zähne glänzten – »trage ich die Krone vielleicht allzuhäufig! – die Haare ein wenig ausgegangen.« – »Ja, zumal an der linken Seite, am Ohre,« sagte Rulla, »ganz seltsam!« – »Ich weiß, ich weiß. Oh, thu' mir nicht so weh!« – Das kleine Füßlein stampfte. – »Nun, ich befahl der Dirne, sich ihre Haare kurz abzuscheren. Ich wollte – nur für öffentliche Aufzüge oder bei dem Empfang fremder Gesandten: denn mein Fuchs ist nicht zu täuschen! – ihre Flechten zwischen die meinen binden. Ich versprach der Sklavin, der erbärmlichen, noch Geld dafür. Kannst du dir solche Frechheit vorstellen? – Sie weigerte sich!« – »Das kann ich mir gut vorstellen. Hätte *mein* braunes Haar auch keiner Königin gegeben und für keine Summe Geldes. Denn mein Rando liebte es und lobte es so sehr und streichelte es so oft.« Fredigundis sah ihre Dienerin mit großen Augen an: »Nichts dümmeres an einem Mädchen, als die Liebe, – wie ihr's nennt. Macht aus den Weibern Thörinnen. Jede Laune des Geliebten wird ihr Evangelium. Und oft ihr Verderben. – So hier. Ich bat. Ich! Die freche Magd weigerte sich nochmal! Da riß mir die Geduld. Vier Fäuste hielten das Püppchen, das jammerte und sich drehte und heulte, und ich selber – eine Wollust war mir's! – schnitt der Schreienden das ganze Haar so dicht am Kopf ab, daß sie aussah wie ein frisch geschornes Lamm! Als die letzte Locke zur Erde rieselte, schrie sie wütend: »Oh mein Geliebter, wie hast du dieses Haar geliebt! Aber Geduld, bald rächt er die Schmach.« Ich stutzte: ich sah ihr ins Auge: da erschrak sie und sank, schreiend vor Furcht, vor Reue über das entflohene Wort in Ohnmacht. Rasch weckte sie meine scharfe Schere: das unterste Ohrläppchen schnitt ich ihr ab. Ächzend fuhr sie auf. Sie wollte nichts gestehen. Auch auf der Folter hielt sie tapfer aus – wollte sich die Zunge abbeißen, um nichts verraten zu können – schreiben kann sie ja nicht. Ich merkt' es: denn ich stand dabei ...« –

»Oh Königin!«

»Ja, es ist arg. Ich thu's nicht wieder, – wenn ich's vermeiden kann. Ich zwängte ihr ein Tuch zwischen die Zähne. – Zuletzt gestand sie alles: des Buhlen Namen, den Plan, die bestimmte Nacht. Ich ließ sie einsperren bis alles gelungen war. Dann gab ich sie frei.« – »Die Arme! Was ward aus ihr? Ich will für sie ...« – »Überflüssig! Als sie erfuhr, daß er gefangen, hat sie sich vom Turme herabgestürzt. – Nun in die Kapelle!«

Neuntes Kapitel.

Eine Woche später schritt König Chilperich kopfschüttelnd in seinem Gemach in dem Palatium zu Soissons auf und nieder; Fredigundis lehnte auf dem Ruhebett und schien ganz vertieft in Urkunden, die, dicht gehäuft, in einer reich verzierten Erzvase vor ihr auf dem teppichbedeckten Estrich lagen. »Ei, ei!« sprach Chilperich vor sich hin. »Beide tot. Vielmehr: alle drei tot! Sei's um Merovech! Hab' ihn nie gemocht! War Sigibert mehr zugethan als mir. Und diese Ehe! Welche Auflehnung gegen den Vater!« – »Und welche Sünde gegen die Heiligen!« meinte die Königin, ohne von ihren Pergamenten aufzublicken. »Des eignen Oheims Witwe zur Frau nehmen! Blutschande! Gräßlich!«

»Ich glaube doch, ich hätte ihm zum zweitenmal das Leben geschenkt. Da schneidet mir der Unsinnige die Wahl ab! Ich grolle fast den Leuten von Thérouanne. Und wer weiß, ob sie nicht anfangs im Ernst, und nicht nur zum Scheine, sich ihm anschließen wollten?« Fredigundis zuckte die Achseln. »Wohl möglich! Strafe sie! Wie war es doch?«

»Winnoch, der zufällig in der Nachbarschaft weilte, erzählt, die Leute dort hätten meinen Sohn, der in der Nähe auf seinen Gütern die Vassen aufbot, zu sich rufen lassen mit dem Versprechen, sich ihm anzuschließen. Aber freilich haben sie alsbald, sowie er mit Sigila ... –« – »Der hochmütige Gote! – Ich gedenke noch, wie ich ihn zuerst sah.« – »Wo war das?« – »Gleichviel! – In Marseille! Neben Herrn ... Sigibert!« – »Also, wie Merovech mit seinen vornehmsten Begleitern, etwa zwölf Helmen, in das kleine Palatium in der Vorstadt Thérouanne – es hat hohe steinerne Mauern und nur Ein Thor – eingeritten war, da warfen sie von außen das Thor hinter ihm zu und umlagerten ihn. Dein Günstling, Herzog Boso, tauchte plötzlich in der Stadt auf mit seiner Schar und übernahm den Oberbefehl. Jene wollten sich durchschlagen! aber bei dem Ausfall, den sie machten, wurden die meisten gefangen. Nur mein Sohn und Sigila gelangten in den Palast zurück. Da sahen sie zu, wie die Gefangenen gar grausam hingerichtet wurden.« – »Du sorgest wohl bang,« fiel Fredigundis ein, ohne aufzublicken, »um deinen Ruhm, der erfindungsreichste Henker in deinem Reiche selbst zu sein? Das Augenausstechen, das du so liebst, ist auch nicht säntflich. Und hast du vergessen, wie du Herrn Sigiberts Mundschenk hast alle Gelenke mit weißglühenden Eisen verbrennen und Stück für Stück die Glieder mit Zangen abreißen lassen?«

»Der Hund hatte gesagt,« erwiderte Chilperich giftig, »ich könne gar nicht von Merowingensblut sein: – wegen meiner Feigheit.« »Du bist just kein Held, Schätzlein,« sagte sie umblättern. »Nein, denn nur Thoren brauchen den Arm, wo die Zunge ausreicht. Heldentum – wie oft schon sagt ich's! – ist eine barbarische Dummheit. Aber diese Bären wollen's nicht begreifen. – Nun, dein Schützling Boso ließ vor meines Sohnes Augen dessen gefangenen Falkner Grindio Hände, Füße, Ohren und Nase abhauen, seinen Schildträger Gailen flochten sie aufs Rad und hingen ihn hoch auf, Chucilio, weiland Bruder Sigiberts Pfalzgraf, hieben sie nach vielen Martern in Stücke. Da ergriff wohl Merovech und Sigila ein Grauen; man sah, wie sie auf dem flachen Dach des Hauses, wo sie all' das mit angeschaut, erst miteinander redeten, dann die Skramasachse widereinander selbst zückten, sich einander durchbohrten und dann, Brust an Brust sinkend, starben.«

»Wie rührend! – Ich habe beider Leichen Frau Brunichildis senden lassen in ihre Klosterzelle. Der Landsmann mag sie Spaniens gemahnen. Und des Hochzeitzugs in Marseille! Und ihren zweiten Mann mag sie neben ihrem ersten bestatten lassen. Bin

begierig, ob einer Lust hat, der dritte zu werden; sie sterben rasch, die Gatten Brunichildens.« – »Wie gesagt: sei's um Merovech! – Jedoch daß meinem tapfern Theudibert – infolge eines Gelübdes, heißt es, ging er ohne Brünne in den Kampf: Chlodovech sollte Näheres davon wissen – nun dieser ungestüme, aber kraftvolle Junge, dieser Chlodovech, auch gefolgt, – das ist ein Schlag! Ich hätte ihm das Leben gelassen. Wie hat er nur den Dolch bei sich verbergen können? Der Kerkermeister fand ihn schon tot. Selbstmord bei beiden! Sie werden's büßen im Jenseits.« »Ich habe Messen für sie lesen lassen,« sagte Fredigundis und nahm eine neue Rolle auf. »So hörte ich: – mit Rührung! Ja, für *tote* Stiefsöhne bist du eine gute Mutter. Im Leben? Nun, es ist gut, daß du gegen den Einen nicht zu zärtlich warst. Aber nun habe ich nur den Einen Sohn und Erben. Wenn er uns stürbe!« – »Er sieht nicht danach aus. Hörst du ihn lachen da drüben? So laut! So fröhlich! Er ist bei den Heiligen gut angeschrieben: muß es sein! Dank all meinen – nicht bloßen Gebeten! das sind Worte! Darauf giebt man auch im Himmel nicht viel! – dank meinen Geschenken.« – »Der einzige Erbe!« Chilperich seufzte. »Männchen, komm her! Leih mir dein Ohr,« lächelte sie, die berückenden schwimmenden Augen zu ihm aufschlagend. »Ich sage dir ein Wort des Trostes.« Er beugte sich zu ihr nieder, sie faßte seinen Kopf mit den weißen Händen und flüsterte ihm in das Ohr. »Hi, hi! Mein Gundelchen! Das ist ja herrlich! Das kann freilich ein Trost werden.« Und er küßte sie zärtlich auf den Nacken.

»Aber,« fuhr sie fort, »ich bin dir nicht nur die Mutter eines Geschlechts von Königen: ich bin auch dein bester Reichskanzler! Oder Schatzmeister: denn zumeist Dein Schatz bedarf der Stärkung. Ich habe in diesen Wochen, da du mir die Regentschaft übertragen hattest, eifrig gearbeitet, – mit deinen Kämmerern und allein – habe mir die alten Steuerlisten vorlegen lassen aus den Archiven und die Rechnungen, die Steuerbeträge der letzten Jahre damit verglichen. Freue dich, Herr König von Neustrien! Viele Millionen Solidi von Steuerrückständen habe ich entdeckt.« »Das wäre!« rief Chilperich funkelnden Auges. – »Es ist so. – Und was noch viel mehr wert: ich habe gefunden, daß in gar vielen Städten durch Nachlässigkeit, auch wohl Bestechung der Grafen, seit Jahren viel geringere Steuersätze erhoben werden, als dir gebühren. –« – »Die Schurken! Die Augen laß ich ihnen ausstechen.«

»Leider sind sie meist schon tot. – Daraus folgt also, daß du *ständig*, auch künftig, auf viel höhere Einnahmen zählen kannst. Hier die Zusammenstellung.«

»Gundelchen!« frohlockte der König, »du bist Gold wert! Buchstäblich!« Gierig durchflog er die hingereichte Rolle: »Das ist ja herrlich! Fast in allen meinen Städten. In Bordeaux, Limoges, Cahors, in Angers, Rouen, Cambray, in Beauvais, und hier in Soissons selbst. – Aber was seh ich? Du hast ja überall in der Richtigstellung der Rechnung die Kirchen, die Klöster vergessen mit ihrem ungeheuren Grundbesitz und ihren Hintersassen! Zieht man auch sie heran, – nach zweifellosem Recht! – so erhöht sich ja diese meine neue Einnahme fast noch um ein Drittel.«

»Nicht vergessen!« sprach Fredigundis ernst. »Absichtlich übergangen. Wir wollen gegen sie nicht Gebrauch machen von unserem Recht. Ich bitte dich sogar, ihnen die bisher entrichtete Grundsteuer zu erlassen.«

»Fällt mir nicht ein! Warum denn?«

»Ja, siehst du, Männchen, Kirchengut gehört den Heiligen. Mit diesen dürfen wir's nicht verderben. Es mußte so manches geschehen und wird – ich seh es kommen! – Wohl auch künftig noch geschehen müssen, was – nun, was der heiligen Fürsprache dringend bedarf.« »Ach was!« rief Chilperich. »Ich habe genug gethan für die Heiligen; sie müßten ja unersättlich sein.«

»Nein, ich bitte dich,« mahnte sie dringend. »Es könnte mich sonst die ganze Arbeit reuen. Ich gebe dir gar die Rollen nicht, versprichst du nicht ... –«

»Oho, Empörerin!« rief Chilperich lachend, raffte die sämtlichen Urkunden aus dem Erzgefäß und eilte damit zur Thüre. »Heute noch schicke ich die Steuerboten aus. Und die Bischöfe und Äbte sollen sich wundern. *Sie* besteuere ich, nicht die Heiligen im Himmel.« Seufzend, sehr unzufrieden sah ihm Fredigundis nach.

»Rulla,« rief sie gegen das Nebenzimmer gewendet, »bringe die Mirakel und hilf mir wieder bei der Arbeit.«

Als bald brachte die Dienerin in einer ähnlichen Erzvase einen hochgehäuften Stoß von Zetteln verschiedener Größe, bald von Pergament, bald von Papyrus. Sie setzte sich auf einen Schemel neben dem Ruhelager und las, schrieb und verteilte die Zettel auf einem niedrigen Tisch nach Anweisung ihrer Herrin. »Ich bin dir so dankbar, Königin, daß du mich als bald hast lesen und schreiben lehren lassen. So kann ich dir doch in manchen Dingen nützlich sein. Nur bin ich noch nicht rasch genug mit der Rohrfeder.«

»Andere sind geschickter, – aber du bist verschwiegen und treu,« sagte Fredigundis und strich über das hübsche Gesicht, das reiche Haar der Dienerin. »Seltsam! Ich glaube, dich hab' ich lieb. Es rührt sich etwas warm in meiner Brust, wann ich dich anschau. Das kenn' ich sonst nicht, – nur etwa für meinen Sohn. Es thäte mir weh, wenn du von mir ließest.« –

»Königin, dir dank' ich, daß mein süßer Knabe lebt. Wie könnt' ich! ... –« – »Du mahnst mich an die Kinderzeit. Weißt du noch, wie wir in die Brombeeren gingen selbender? Oder an der Wutach die weißen Wasserrosen brachen – barfuß.«

»Ja! Du warst immer recht wehleidig dabei, wenn dich nur ein Dorn ritzte, Fredigundis.« – »Ich kann es nun einmal nicht leiden, wenn was unsanft rührt an mein lieb, weiß, weich Fleisch.« Sie küßte ihren eignen vollen Arm. »Lieber noch so viel Wohlbehagen! – Nun an die Arbeit. Was schreibt Herr Felix von Nantes?« – »Er bedaure, aber in seinem Sprengel sei in diesem Jahr kein Wunder vorgekommen.« – »Er paßt schlecht auf! Er glaubt nicht leicht.« – »Ausgenommen das eine, daß der Herr König zwölf Monate lang keinen habe köpfen lassen.« – »Er soll seinen eignen Kopf hüten.« – »Venantius Fortunatus schickt dir aus Poitiers – in Ermangelung von Mirakeln – neue Verse.«

»Weg damit!« – »Ungelesen?« – »Ins Feuer! Oder nein, ich gebe sie dem König. Der hat ja, außer schädlicheren Leidenschaften, auch die für Dichter und Verse.« – »Du magst sie nicht, die Lieder? Ich habe meine Freude an den alten Sängen.« – »Weil du dumm bist, Rulla; deshalb hast du auch so ein liebeheißes Herz! – Nein! Ich hasse die Dichter. Auch die alten Sagen und Lieder, die sie erfinden. Es sind ja lauter Lügen! Nun hab' ich gar nichts gegen das Lügen! Durchaus nicht! Dann muß aber doch ein Vorteil dabei herauskommen!

– Und dieser Venantius, der meines Mannes Verse schön findet! Der elende Heuchler! Hier wieder! Da höre nur:

›Du, ein sugambrischer Mann, von dem Stamme von Helden entsprossen,
Wie dir beredt aus dem Mund strömt das latinische Wort!
Welcher Meister bist du des Worts in der eigenen Mundart,
Der du im römischen Vers selber uns Römer besiegst.«

Welche Unverschämtheit des Lobes! Wenn Chilperich das liest, er muß sich ja schämen. Aber freilich, Dichter können mehr an falschem Lob einsaugen und ertragen als der Schwamm an Wasser! Noch mehr fast als Könige! Dieser Venantius! Und die heilige Radegundis, seine... –« – »Aber Königin! Sie ist steinalt! Und heilig bei lebendem Leibe.« – »Langweilig ist sie, unsäglich! Und dumm! Schreibt *mir* – ich sage: *mir*! – lange Briefe über die Eitelkeit von Macht und Kronenglanz! – Weiter. Dort die lange, lange Liste. – Die ist gewiß von Herrn ... –« – »Gregor von Tours.«

›Natürlich! Spare die fromme Einleitung! Zähle gleich die Mirakel auf und die Heiligen.« – »Nur den Schluß der Einleitung höre!« – »In Gottes Namen.« – »Und wenn es also auch sehr löblich ist, daß du, oh Königin, dir von allen Bischöfen, Äbten, Klausnern und Klausnerinnen und anderen Religiösen alle Wunder und Gerichte der Heiligen, die im Laufe des Jahres in allen drei Frankenreichen geschehen, aufzeichnen und einsenden lässest, um danach deine Verehrung und deine Geschenke an die verschiedenen Heiligen abmessend einzurichten, so muß ich dich doch vermahren, daß die guten Werke dir nicht helfen werden, ohne den rechten lebendigen Glauben.« – »Schon recht! – Nun lies die Mirakel ab und schreib auf.« – »›Großes Hagelwetter bei Chartres: ein Winzer rief Sankt Solemnis an, als die ersten Schloßen fielen – sein Rebgarten allein blieb verschont.« Soll ich schreiben: Sankt Solemnis gut gegen Hagel?« – »Nein! Hagelschutz? – Nicht der Mühe wert!«

›Eine Frau, Papiantilla, sollte vergiftet werden im Frühtrunk von einem verschmähten Liebhaber. Sie opferte am Abend vorher dem heiligen Amabilis von Riom einen Kelch; er erschien ihr im Traum, warnte und rettete sie.«

– »Das schreib' auf! – ›Sankt Amabilis von Riom gut gegen Gift!« – »Sankt Bibian von Saintes erschien frommen Leuten, die ihm eine Kapelle gebaut in seiner Stadt, und warnte sie vor der Ruhr, die tags darauf ausbrach und viele Leute, zumal Kinder, hinraffte in der Saintonge. Die Frommen flohen und nur ihre Familie blieb völlig verschont.« – »Das schreib auf – sofort! ›Sankt Bibian – Ruhr.« Dann weiß ich's schon. Weiter!« – »Ein übles Vorzeichen ist der Vogel Corydalus, den die Franken Haubenlerche nennen. Er flog in eine Kirche in Arvern, flog über das ewige Licht, – dasselbe erlosch. Bald darauf schlug der Blitz in die Kirche.« – »Bah, der Vogel kann durch seinen Flügelschlag das Lämpchen ausgelöscht haben. Immerhin: – schreib: ›Haubenlerche vorverkündet Blitz!« – »Am Grabe Sankt Julians zu Arvern genas ein Kind, das schwer am viertägigen Fieber litt, durch Ausstreuung des Staubes von dem Grabe.« – »Eilig! Mein Samson hatte neulich solchen Anfall. – Halt! Vergiß nicht, heute noch nachzusehen in unserm großen Verzeichnis: – da war ein Heiliger, wie hieß er doch? – Eine Frau hatte einen Feind. Sie konnte ihm nichts anhaben. Da betete sie ihn tot bei jenem Heiligen: – es kostete daneben nur noch eine Stiftung von Wachskerzen; sieh nach! – Weiter.« – »Der heilige Vincentius hat in Paris bei der großen

Feuersbrunst, die alle Häuser an der Seinebrücke in einem Flammenmeer begrub, ein ganz aus Holz gebautes Hüttlein verschont, weil sein Bild daran geschnitzt war.« – »Schreib auf! Ich fürchte mich sehr vor Feuer. Der König ließ einen lebendig verbrennen: – er war unschuldig, wie sich dann ergab. Gott könnte das etwa einmal durch Feuer rächen wollen.« – »Der heilige Lupicinus hat einen auf Befehl des Grafen Gehängten, der ganz tot war und lange schon tot am Galgen hing, auf Gebet des Abtes von Javols wieder auferweckt von den Toten.«

»Was?« rief Fredigundis aufspringend. »Das ginge mir gerade noch ab! Ein höchst überflüssiger Heiliger! Ja, ein gemeinschädlicher, ein Reichsfeind! Da hätte man mit aller Kunst und Mühe einen Feind glücklich ins Grab geschafft und dieser unverschämte Heilige erlaubte sich, – gegen des Königs Blutbann! – in des Königs Gebiet! – Wunder zu thun und den Toten wieder aufzuwecken? Den Namen streichst du mir aus! Ganz dick, daß ihn kein Mensch mehr lesen kann. – Horch! Samson ruft nach mir. Ich komme, mein süßes Lämmchen.«

Zehntes Kapitel

Und im folgenden Jahre erhielt das Lämmchen Samson ein Geschwister.

Aber Frau Fredigundis tobte vor Zorn, als Rulla ihr das Kind in die Arme legte. »Was?« schrie die schöne Königin. »Ein Mädchen? Ein elendes, unnützes Mädchen? Deshalb mondelang all die geringere Schönheit und die Sorge und Beschwer? Was thu' ich mit einer Tochter? Entweder sie wird nicht so schön wie ich: – das ärgert mich. Oder sie wird schöner als ich: – das ärgert mich noch viel mehr. Ich *brauche* keine Töchter. Söhne will ich haben, das Reich zu erben!« Begütigend sprach Chilperich: »Nun, man kann auch Töchter brauchen in Königshöfen zu Verschwägerungen mit Nachbarreichen; solche bringen reichen Muntschatz dem verlobenden Vater ein und machtstärkendes Waffenbündnis.« Das leuchtete der jungen Mutter ein; sie tröstete sich einigermaßen, obwohl sie das Töchterlein – Rigunthis ward es getauft – nicht im entferntesten so zärtlich liebte, wie ihren Knaben. Sie gelobte den Heiligen reiche Geschenke dafür, daß ihre künftigen Kinder auf die Speer-, nicht auf die Spindelseite fallen sollten. Und siehe da: die Heiligen schienen mit sich reden zu lassen. Denn drei Kinder, welche sie in den folgenden sechs Jahren gebar, waren sämtlich Söhne; sie erhielten die echt merowingischen Namen Chlodobert, Dagobert und Theuderich.

Und nun glich nichts im ganzen Frankenreiche dem Stolze Fredigundens, wann dieselbe bei öffentlichen Aufzügen, bei den großen Bittgängen in die Kirchen, welche die Königin zu begleiten nie versäumte, sich ihre vier Knaben nachtragen ließ. Sie steckte ihnen Blumen, aber auch Goldstücke in die winzigen Händlein, die sie dann auf den Altären der Heiligen niederfallen lassen mußten.

Es waren schöne Kinder, alle: blühend, gesund, strotzend, und in den Zügen so echt merowingisch, wie in den Namen: sie sahen beiden Eltern, aber, wie alte Hofleute rühmten, noch viel mehr dem Vater des Königs, Herrn Chlothachar, ähnlich. –

Auch das kleine Fräulein Rigunthis ward sehr schön; sie war des Vaters Liebling, der gar zärtlich mit ihr that.

»Die Söhne,« so erklärte er seiner Gemahlin, »sind zwar notwendig, aber sie erinnern mich immer daran, daß sie einmal an meiner Statt herrschen werden in Neustrien. Und diese Mahnung ist leidig. Welcher König kann seinen Nachfolger lieben? Sie gemahnen mich und die andern stillschweigend – gesprochen darf nie davon werden in meiner Gegenwart! – an König Chilperichs Tod. Kann's nicht hindern. Aber es verdrießt mich, zu denken, daß König Chilperich einmal nicht mehr lebt.«

Die warme Vorliebe des Vaters für die Kleine war der Mutter anfangs nicht erfreulich. Allein bald versöhnte sie sich mit dieser Schwäche; denn sie erleichterte ihr die Durchführung eines Planes. Es war zwischen Chilperich und Leovigild, dem neuen König der Westgoten in Spanien, eine Verschwägerung verabredet worden: Leovigilds Sohn, Rekared, sollte mit Chilperichs Tochter von Audovera, der kleinen Basina, die kurz vor Audoveras Verstoßung war geboren worden, verlobt werden. Sowie Fredigundis es erfuhr, arbeitete sie darauf hin, daß das Kind Basina in ein Kloster – nach Poitiers – gebracht wurde, zur Erziehung zunächst, womöglich aber für immer: – während Fredigundens Töchterlein an Basinas Stelle mit dem westgotischen Königssohn verlobt werden sollte. Gar bald hatte sie dies dem Gatten, der die rotlockige Rigunthis so gern auf den Knien schaukelte, abgeschmeichelt.

So vergingen Jahre und Jahre. –

Stolz und in Freuden herrschte Königin Fredigundis an Chilperichs Seite; ihr Wille geschah in ganz Neustrien.

Gar gerne hätte sie freilich diesen Willen auch über Austrasien und Burgund gebreitet. Und wiederholt trieb sie ihren unkriegerischen Gemahl dazu an, bei günstiger Gelegenheit zu versuchen, bald Herrn Guntchramn zu Orleans, bald der Regentschaft, die für den Knaben Childibert zu Metz die Herrschaft führte, ein paar Städte zu entreißen.

Allein diese Versuche scheiterten im wesentlichen und hatten nur die Folge, daß König Guntchramn sich näher zu seinem Neffen Childibert hingezogen fühlte gegenüber dem argen Bruder Chilperich, dessen wiederholte treulose Angriffe ihn als gemeinsamen Feind der beiden andern Reiche erscheinen ließen. Doch schwankten diese Verhältnisse vielfach, da in Austrasien eine mächtige Adelspartei, geführt von Herzog Gundovald und Bischof Egidius von Reims, von Chilperichs Gold und Fredigundens Ränken gewonnen, zu Neustrien, nicht zu Burgund, neigte.

Nachdem so viele Jahre Königin Fredigundis in ungetrübtem Glanz der Herrscherherrlichkeit sich gesonnt hatte, geschah es, daß in einem heißen Sommer – im August – eine furchtbare ruhrartige Seuche ausbrach in Südgallien, die viele Menschen und zumal viele Kinder dahinraffte. Von Marseille aus verbreitete sich die Krankheit, man hielt sie – mit Recht oder Unrecht – für höchst ansteckend, rasch nach Norden und Osten.

Sobald die ersten Todesfälle in ihrer Nähe vorkamen, ward Fredigundis von namenloser Angst für ihre Kinder befallen. Rasch floh sie mit ihnen aus dem Süden in den Norden von Chilperichs Reich. Aber die Seuche schien ihr folgen zu wollen; vergeblich flüchtete sie von Angers nach Le Mans, von Le Mans nach Chartres, von Chartres nach Etampes, von Etampes nach Paris: – die Krankheit flog hinter ihr her. Das schien so augenfällig, daß die geängsteten Menschen, im dumpfsten Aberglauben

befangen und längst erfüllt von geheimem Grauen vor dieser fürchterlichen Königin, darin die verfolgende Rache der Heiligen sahen.

Vergeblich suchte Chilperich zu Paris durch glänzende Feste, durch Wettrennen und Wagenkampf, die er in hölzernen Schranken abhielt, die Leute zu beschäftigen, zu beschwichtigen. Als auch hier die Seuche eindrang, erinnerten sich die Pariser, daß ja der König ohnehin nur durch schweren Eidbruch in ihren Mauern weilte; sie erblickten in der Heimsuchung die Strafe der Heiligen und erhoben wüstes Geschrei, als König und Königin wieder in dem Cirkus erschienen.

Chilperich erschrak: auch Fredigundis; beide verließen eilig den Festplatz und zur selben Stunde die Stadt; aber Fredigundis befahl zum Abschied den berittenen Bogenschützen, die ihre und ihrer Kinder Sänften begleiteten, bei dem Vorbeireiten an der Rennbahn unter das versammelte Volk zu schießen; viele wurden getötet oder verwundet. Tag und Nacht ununterbrochen eilten sie nach Norden. Die Königin gönnte sich und den andern keine Rast, bis sie die Oise überschritten hatten; über Flüsse, währte man, dringe die Krankheit nicht so leicht nach. Sie befahl, die Brücken abzureißen und ließ die Furten bewachen. Kein Mensch durfte, ihrem Zuge folgend, die Oise überschreiten.

So gelangten sie in stetem Hetzen nach mehreren starken Tagereisen nach der königlichen Villa Secura, der besonders gesunde Luft und Lage nachgerühmt wurden. Kaum hier angelangt, erkrankte Theuderich, der jüngste Knabe, ebenso Rullas Sohn: – diese Mutter wich nicht von dessen Lager. Fredigundis aber brachte rasch ihre andern Knaben in ein benachbartes Gehöft; das Töchterlein führte Chilperich an der Hand ihr nach: sie hatte nur für die drei Knaben Sorge getragen. Sie war nicht zu bewegen, an das Bett des Erkrankten zurückzukehren: – sie könnte dort die andern anstecken, sagte sie, und – – sich selbst.

Doch lag sie unaufhörlich auf den Knien vor den Heiligen in der kleinen Kapelle des Dörfleins und machte so reiche Gelübde, daß Chilperich staunend bemerkte, wieviel seine Königin an Sondergut an sich gerafft habe in diesen Jahren.

Durch eine Kette von dreißig Dienern und Mägden ward dafür gesorgt, daß sie stündlich Nachricht von dem am Bette des Kranken weilenden Arzt erhielt, ohne daß doch ein Bote, der jenes Haus betreten, in ihre Nähe kam.

Am zweiten Tage meldete der Arzt, er habe nur noch wenig Hoffnung. Fredigundis schrie auf; sie ließ ihm sagen, sie rate ihm, zu hoffen: denn sie habe geschworen, er solle ihr Kind nicht überleben. Am Tage darauf starb Theuderich: – das Weh und die Wut Fredigundens kannten keine Grenzen: – in derselben Stunde ward der Arzt enthauptet. Ein Ersatzmann ward verschrieben, nicht aus Paris, wo die Seuche nun heftig herrschte, sondern aus dem noch unberührten Norden, aus Arras. Am Abend desselben Tages wurden alle drei Knaben von der Seuche ergriffen. – Fredigundis wollte abermals von den Kranken fliehen, deren Pflege dem Arzt und den Dienerinnen überlassen. Aber Chilperich erklärte, er werde bleiben: – nur Rigunthis ließ er fortbringen nach Cambrai. »Und du bleibst auch,« befahl er. »Die Mutter gehört noch enger zu ihren kranken Kindern als der Vater.«

Grollend und schmollend gehorchte sie; »es ist ein Unsinn!« knirschte sie. »Wie wird die Gotin, wie wird Schwager Guntchramn frohlocken, werden sie unser aller auf einmal

ledig.« –

Nachdem ihr aber einmal die Flucht abgeschnitten war, gab sie sich eifrig – nur allzu aufgeregt – der Pflege hin. Sie peinigte den Arzt mit endlosen Fragen; einmal ließ dieser, hart bedrängt, das Wörtlein fallen, vielleicht sei das Übel, da es allen Arzneien trotze, »ein geheimes Gift« – »innere Blattern« –, »erzeugt durch Zauber«. »Gewiß ist es das!« schrie sie auf, »gewiß! Und wider Gift hilft nur Gegenzauber. Die Gotin hat's gebraut. Weh ihr, bleib ich am Leben!« »Die Angst macht dich rasend,« schalt Chilperich. »Die Schwägerin weilt zur Zeit bei Metz, – viele hundert Stunden von uns.« – »Weihst du nicht, daß man auch in die Ferne zaubern, Schlangengift in ferne Feinde hinein beten kann? Wer weiß, was sie alles der heiligen Eulalia – der Goten Schutzpatronin – gelobt hat? Heilige Eulalia, höre mich! Wieviel es auch sei – hilf mir – geh' über zu mir: – und ich gelobe dir das Doppelte.« – »Laß ab –! Sonst lohnt es bald nicht mehr, König sein mit einem leeren Schatz.«

Sie holte nun ihre Zettelchen hervor, die sie dereinst in einem seidenen Fetzen aus der Ziegenerhütte mitgenommen; sie kochte Kräuter und Wurzeln, mischte Pulver von zerstoßenen Steinen mancher Art und von zerriebenen Knochen verschiedener Tiere, auch verbrannte Tierhaare und gab es den Kindern ein: – der Arzt wagte keinen Widerspruch. Sie lag auf den Knien vor den Betten, achtete fieberhaft, ob keine Besserung eintrete, rief alle Heiligen an, deren Namen sie wußte, – dazwischen durch auch wohl irgend einen alten, zum Dämon gewordenen Gott – und verdoppelte die Gelübde.

Chilperich fiel ärgerlich ein: »Nun laß gut sein! Jetzt haben Sankt Martinus und Sankta Genoveva, – diese beiden wenigstens, – genug. Wenn sie helfen *wollen*, können sie's dafür auch schon thun.« Aber es ward nicht besser mit den Kranken. Der brennende Schmerz in den Nieren, das heftige Fieber nahmen zu: Genick und Kopf wurden schwer; der Auswurf nahm plötzlich gelbe oder grüne Farbe an.

»Siehst du das Gift? Das gelbe Gift der Gotin?« schrie Fredigundis, raupte ihr Haar und zerschlug die Brüste. »Das ist das gelbe Gift der Kupferotter! Dagegen hilft nur – die Ahne sagte es – frisches Kinderblut, von Säuglingen!« Und sie befahl dem Arzt, den noch gesunden Kindern der Bauern in den Nachbardörfern Blut zu entziehen, einen großen, großen Kessel voll.

Gern gehorchte der Arzt sonst allen ihren Weisungen: – er hatte schon bei dem ersten Gegenzauber dem König bemerkt: nun habe er doch keine Verantwortung mehr – Chilperich hatte seltsam gelächelt: »Du denkst an deinen Vorgänger und – Vorangänger.« Aber jetzt wagte der Arzt doch Einspruch: »O Königin,« mahnte er – »ob soviel Blut deinen Kindern hilft, ist doch ungewiß: – aber gewiß ist, daß jene Säuglinge nach Verlust von soviel Blut sterben.« Ein Faustschlag in das Antlitz war die Antwort: »Was thut's, ob alle Bauernkinder in Neustrien hin werden, wenn die drei Königssöhne dadurch gerettet sind? Gehorche, Knecht!«

Und der Arzt that, wie ihm befohlen war.

Mit gewaffneten Dienern der Königin drang er in die Häuser der Bauern und zapfte den Kindern soviel Blutes ab, als Fredigundis begehrte, unter den Flüchen der schreienden Mütter; mit Gewalt mußten die Väter von der Abwehr zurückgehalten werden.

Dann ließ er den Knaben der Königin zur Ader und sie selbst spritzte ihnen das Blut der gesunden Kinder ein.

Wenige Stunden darauf starb der kleine Dagobert. Zorn löste nun die Sorge der Mutter ab. »Was?« schrie sie. »Die Knaben sterben mir? Und Rigunthis bleibt gesund! Die Königskinder sterben und Rullas Kind, obwohl erkrankt, bleibt leben? Undankbare Heilige!«

Als aber noch vor Mitternacht auch Chlodobert, ihr vorletzter Knabe, der Krankheit erlag, da schlug der Zorn wieder um in äußerste Angst. Wie Chilperich, rasch herzugerufen, eintrat, hielt er eine Pergamentrolle in der Hand; er legte sie auf das Bett des toten Kindes, während er der Stirne desselben den letzten Kuß ausdrückte. Fredigundens Blick fiel auf die geöffnete Rolle. »Die Steuern der Kirchen zu Soissons ...« – sagte sie, gedankenlos ablesend. Aber plötzlich schrie sie auf. »Das ist's! Das ist's, Chilperich! Deine sündhafte Habgier! Wie hab' ich dich gewarnt, dich gebeten, die Heiligen unbesteuert zu lassen! Sie wollen's nun einmal nicht! Sie vertragen's übel, wie die Franken. Aber die Franken müssen gehorchen, weil wir die stärkeren sind. Die Heiligen jedoch, die können sich rächen. Und sie haben sich gerächt – furchtbar. Fort mit der Sündenliste!« Und bevor Chilperich es hindern konnte, warf sie die lange Steuerliste in das Feuer des Herdes, an welchem der Arzt und sie allerlei Arzneien sotten.

»Was thust du?« schalt Chilperich auffahrend. »Das Werk mühevoller Arbeit!« – »Ins Feuer damit! Schon lange thun wir allerlei Böses und die Gnade der Heiligen ließ uns doch leben. Denn viel haben wir ihnen geschenkt! Aber nun verlieren wir die Kinder. Warum? Der Heiligen Zorn straft die schuldigen Eltern in den unschuldigen Kindern, wie ja die heilige Schrift lehrt. Wir häuften Schätze aus dem Kirchengut für unsere Söhne: – siehe, nun haben die Heiligen sie uns fast alle genommen, diese Söhne. Mit dem Fluch des Himmels sind sie belastet, unser Hof voll Prunkes wie ein Kaiserhof, unsere Keller voll Weines, unsere Speicher voll Getreide, unsere Schatzkammern mit Gold, Silber, Edelsteinen, Geschmeiden gefüllt, – die vielfach den Kirchen gehörten oder gekauft sind mit Kirchengeld. Kostbareres besaßen wir – die Knaben! und verloren sie bis auf einen. Hört es, ihr Heiligen im Himmel: laßt ihr mir den letzten Sohn, meinen Samson, am Leben, das Kind der Schmerzen von Tournay, so sollen alle Steuerlisten der Kirchen dieser nachfolgen in das Feuer. Ja,« schrie sie, »ja,« da Chilperich einsprechen wollte, »er muß, er soll! Verlaßt euch drauf, er wird. Er soll mich nicht mehr küssen, bis er's gethan hat.«

Schwächer und schwächer atmete der Knabe. Da riß ihn Chilperich plötzlich aus den Pfühlen und Kissen, hob ihn in die Höhe, wo in der Wand ein kleines Bild des heiligen Medardus eingelassen war, hielt den Fiebernden dem Heiligen vor die Augen und sprach: »Rette ihn, Sankte Medarde! Rett' ihn vor dem Tode und er soll sein Leben lang dein eigen sein, ein Mönch in deinem Kloster zu Soissons.«

Aber Fredigundis fiel ihm in den Arm und zerrte denselben herunter: »Was thust du, Chilperich? Nein! Niemals! Was hilft mir ein Mönch, der weder Schwert führen noch Krone tragen kann? Sankt Medardus kann ihn auch so retten, wenn er will. Und er soll es, bei dem Zorne Fredigundens.« Sie stampfte mit dem Fuße, nahm dem Vater das Kind aus den Armen und legte es wieder auf das Bett.

Als aber die Morgensonne in das Gemach schien, da war auch Samson eine Leiche.

Mit wildem Geheul stürzte sich Fredigundis über das Lager. »Wehe, wehe!« schrie sie, »nun ist die letzte Hoffnung meines Lebens hin! Wer wird mich nun schützen Wider meine vielen Feinde, wann Chilperich – er ist soviel älter als ich – gestorben ist?«

Und sie warf sich auf die Erde und schlug um sich und tobte und schrie und schalt auf die Heiligen, solange Kraft des Atems in ihr war. Eine Drohung gegen den Arzt war ihr letztes Wort.

Dann sank sie ohnmächtig an der Leiche zusammen. Der Arzt wollte ihr beispringen. Chilperich aber winkte ihm hinweg.

»Mach', daß du fortkommst! Ich könnte dein Leben kaum beschützen vor ihr. – Ei, ei,« sprach er, das Haupt leise schüttelnd, »sie denkt weit voraus! Über meinen Tod hinaus! Man *soll* aber nicht denken an König Chilperichs Tod. Und nur als Schützer liebt sie ihre Kinder? Beinahe graut mir selbst vor meinem Gundelchen.«

Fünftes Buch.

Erstes Kapitel.

Im wunderschönen Moselthal, dessen rebenumkränzte Gelände schon zwei Jahrhunderte früher Ausonius gepriesen hatte, im Gau Bidberg, nordwestlich von Trier, lagen dicht nebeneinander die Stammsitze von zwei alten, edeln Geschlechtern.

Seit den Tagen grauer Vorzeit, da zuerst hier die Uferfranken festen Fuß gefaßt und dem Römerreich den vielumstrittenen Boden abgetrotzt hatten, waren diese beiden Sippen hier eingewurzelt. Großen Grundbesitz hatten sie von dort aus in den Gebieten zwischen Maas, Mosel und Rhein allmählich hinzu erworben durch kluge umsichtige Wirtschaft, durch den freiwilligen Anschluß von kleinen Freien, die sich unter ihren starken Schutz und gerechten Schirm flüchteten vor den schweren Nöten der Zeit, endlich auch durch Landschenkungen der austrasischen Könige, die treue, ausgezeichnete Dienste in Krieg und Frieden diesen tapfern und geistbegabten Edelingen oft und oft zu lohnen alle Ursachen hatten.

Nicht verwandt, aber verschwägert hatten die beiden Sippen durch ihr treues Zusammenhalten, das in Jahrhunderten nicht durch Zank gestört worden war, ihren Einfluß, ihre Macht gewissermaßen verdoppelt. Ein schmaler Grenzhag nur, nicht, wie sonst wohl, durch Graben und Pfahlwerk feindselig absperrend, trennte, von Norden nach Süden laufend, die beiden meilenlang nebeneinander hingestreckten Besitzungen.

Ein grüner Hag des Haselbusches, »der Frau Hasel,« wie der Volksmund sagte und sagt, bezeichnete den Strich, wo die Grenze endete und wendete zwischen den Arnulfingen und den Grimoaldingen, jene westlich, diese östlich: – so nannte man beide Sippen nach den ältesten Ahnherren, zu deren Gedächtnis die Namen Arnulf und Grimoald häufig wiederkehrten in den beiden Geschlechtern. Nach alter Überlieferung sollten aus dem Hause der Arnulfingen zur Heidenzeit wiederholt weise, weissagende Frauen, Priesterinnen der Berahta, wie die Uferfranken Frigga, die Himmelskönigin, nannten, hervorgegangen sein: vielleicht deshalb gaben sie ihren meist ganz helllichtblonden Töchtern gern den Namen Berahta oder Berthrada. Die Heidenzeit lag nun weit zurück; aber ein besonders eifriger Sinn für die Gottesverehrung, eine fromme Richtung auf das Heilige war dem Hause geblieben, das den Kirchen in Trier, zumal aber denen in Metz schon gar manchen tüchtigen Priester, den austrasischen Klöstern schon gar manchen klugen, herrschgewaltigen Abt gestellt hatte.

Die Sippe der Grimoaldinge, rotbärtig und rothaarig, war ungleich mächtiger an Gliedern, starkknochig, breiter an Brust und Schultern, aber zugleich hochragend: Männer, welche siebenmal ihres eigenen Fußes Länge maßen, waren nicht allzuselten: – aus ihren sehr großen, weit offenen, blauen Augen leuchtete freudiger, selbstvertrausamer Mut; gar mancher der Ahnherren war zum Herzog erkoren worden der Nachbargaue und hatte, den mächtigen Steinhammer schwingend, an der Spitze des Keils den Ansturm geführt gegen die Erzkohorten von Trier; und in jüngeren Zeiten

hatte gar mancher Held dieses Hauses für die austrasischen Könige den Schild gehalten an der Thüringe Mark wider Avaren und Slaven.

Die beiden Herrenhäuser standen einander auf Rufes Weite nahe: auf dem Hügel hochragend die stolze Halle der Grimoaldirge, von mächtiger Eiche überschattet, an dem Ursprung einer Quelle, welche, zierlich in Stein gefaßt, hier mächtig aus dem roten Sandstein hervorbrach; im Thal unten, wo die Quelle allmählich zum kleinen Bach sich weitete in breiterem Rinnsal, die etwas bescheidenere Halle der Arnulfinge, in Haselgebüsch und Hagebuchen fast versteckt. –

Es war ein heiterer warmer Abend des Spätsommers.

An dem Haselhag der Grenze standen hüben und drüben zwei Knaben von etwa vierzehn und zwölf Jahren, gar eifrig beschäftigt, die gerade erst reifenden Nüsse zu brechen.

Der ältere, engelschön von Angesicht, mit lang flutendem, hellblondem Haar, schüttelte sie gar sorglich in einen Leinensack, den man ihm wohl zu Hause mitgegeben; der jüngere, ebenfalls schön, aber derber, von dunklerem, fast rotbräunlichem, kurzkrausem Gelock, knackte viel mehr mit seinen weißen Zähnen auf als er in ein wohl zu gleicher Arbeit ihm über die Schulter gelegtes Lederbeutelchen schob; auch flogen seine blitzenden Augen überall hin, wo irgend ein Geräusch am Boden, im Busch, in der Luft ein Tierlein andeutete; nichts entging ihm: nicht die Eidechse im braunen Grase, nicht der Igel am Grabenrain, nicht der Häher im Busch, der scheltend zu Walde strich, ungerne seine Nußweide den beiden Knaben räumend.

Neben der Thüre der Halle der Arnulfinge saß auf einer Holzbank, die um das ganze Gebäude lief, nur die breite Hauptthüre vorn und den schmalen Ausgang im Rücken freigebend, in stattlichem Gewand ein Mann von etwa sechzig Jahren, den die große Ähnlichkeit der Züge, das kluge graue Auge, das lang flutende, erst wenig ergraute blonde Haar als den Vater des älteren der beiden Knaben bekundeten. Vor ihm stand, fast sieben Fuß hoch ragend, ein etwa zwölf Jahre jüngerer Krieger, den Schild auf dem Rücken, den Speer in der Hand, die Erzhaube auf das rotbraune Gelock gedrückt, den langen braunen Mantel über der Schulter mit einer Spange befestigt.

»Setze dich zu mir, Freund Karl,« sprach der Ältere, zur Seite rückend. »Ich lasse dich noch nicht sobald. Mondelang warst du im Hofdienst fern in Metz, in Reims, – morgen willst du schon wieder fort in Friedens- und in Kriegsdienst – du mußt mir noch viel mehr, viel Genaueres erzählen von all' den grauenhaften Dingen, die sich zutragen in diesem unsel'gen Reiche der Franken. Hierher setze dich! Und versuche den Jungwein vom vorigen Jahr: er ist von dem Weinberg dort an der Mosel, den wir beide gemeinsam angelegt haben. Versuch! Es ist was Gutes, was unsere gemeinsame Arbeit da geschafft hat.« »Wie immer!« sprach der andere freundlich, mit volltöniger, metallreicher Stimme; »wie immer: dein Rat: du hast die Lage als so günstig erkannt ...« –

»Und – *auch* wie immer – *deine* Kraft,« fuhr der andere fort, in einen zierlichen Holzbecher einschenkend. »Mein Wille erlahmte schon – so steinig erwies sich der Boden! Aber du, – mit manchem hartem Fluch: »beim Donnerhammer!« – den dir Sankt Martin vergeben mag! – du schwurst, Stein und Berg müsse deinem Willen weichen.« – »Und sie wichen, beim Donnerha ... – Nun, kurz, sie wichen! Und trefflich ist der Wein. –

Jetzt trinke du, Arnulf! Wo ist dein Becher?« – »Ein Becher genügt für uns beide; ich trinke dir zu, Karl: Ein Sinn und Eine That allzeit! – Nun hör', eh du von den Königen und dem Reich erzählst – was *uns* angeht hier, unsere Höfe, unser Eigen. Die Mönche des heiligen Maximinus in Trier bitten gar sehr, wir sollen ihnen Holz liefern aus unserm gemeinsamen Eichenschlag zu Echternach für ihren Dachbau.«

»Höre du,« rief der andere und schenkte sich wieder ein, »die betteln aber unablässig! Wir brauchen Eichenholz für neue Speere. Wir haben ihnen ja erst vorig Jahr die Eichelmast im ganzen Moselwald geschenkt!«

»Aber Karl! Mit den Eicheln können sie doch das Dach nicht flicken. Und es gilt dem heiligen Maximin, neben Sankt Urban dem besten Schutzpatron der Rebgärten. Es regnet ein ins Refektorium.« »Bah, der Heilige wird nicht naß, wenn's einregnet. Der ist oberhalb der Wolken. Nur der dicke Abt beim Schmausen.« – »Bedenke, viel haben uns die Heiligen von jeher geholfen.«

»Nun beim D– wollte sagen, bei Dionysius! Meinetwegen. Gottes Barmherzigkeit und Pfaffen-Begehrlichkeit gehn bis in Unendlichkeit. Amen.«

»Dann noch was! Da drüben über der Maas zwischen Lüttich und Tongern liegt das große Besitztum Heristal... –« »Jawohl! Das uns der Graf von Brakbant schon früher einmal angeboten hat.« »Der Eigentümer ist, hör' ich, des Hochverrats geziehen ... –«

»Und schon geköpft! Auf Betreiben jener Teufelin. Der Fiskus hat das Gut eingezogen: er bietet's zum Verkauf ... –« »Wenn wir beide zusammenlegen, bringen wir das Geld wohl auf.« »Ich mag nicht recht, Arnulf. Ich mag kein Allod haben unter Chilperich und – ihr! Laß uns zunächst unsere Güter *hier* abrunden, hier in der alten Heimat. Drüben über der Maas mögen unsere Söhne und Enkel einst sich ausbreiten, – falls wieder bessere Tage kommen in Neustrien. Auch haben wir genug zu thun, hier unsere kleinen Bauern zu schützen gegen Gewalt und Druck von Vornehmen, die es nicht so gut meinen mit den geringen Freien wie wir. Sieh, da kommen sie angesprungen von dem Haselhag her, unsere Buben. Mir scheint, sie zanken sich.« »Dann klopfen wir *beide*, denn beide haben dann Unrecht.« »Natürlich, mein Pippin mit einem Satz über die Hecke!« – »Während mein Arnulf wie ein kluges Kätzlein durch die Lücke schlupft. Was soll's, Pippin? Du bist ja ganz glührot!« »Vor Zorn,« rief der Jüngere, über die vier Stufen springend, die zur Thüre hinauf führten, während der rundliche Arnulf gar bedächtig Schrittlein für Schrittlein abmaß. »Ausraufen dürfen wir ja keinen Streit,« fuhr er eifrig fort, »leider ... –« »Sei du froh,« mahnte sein Vater; »Arnulf ist älter und stärker.«

»Aber ich bin rascher.« »Und wilder,« schalt Herr Karl. – »Ich werd' ihm Herr! Ich zwing' ihn. Erst heut früh hab ich ihn ein wenig verhauen müssen.« – »Müssen? Warum?« – »Für Sankt Martinus.« »Ich litt für Sankt Petrus,« sprach Arnulf, etwas kläglich. »Ich hoff', er hat's gesehen und wird mir's lohnen.« »Etwa mit einem Gericht Forellen, du Leckermäulchen?« spottete sein Vater. »Was gab's, Pippin?«

»Nun ja! Zürnt nicht, Herr Arnulf! Aber er setzt immer Sankt Martinus, unseres Hauses Schutzherrn, herab gegen Sankt Peter. An dem hat er einen Narren gefressen. Und war doch Sankt Martinus ein Kriegermann und der andere – ein elender Fischer.« »Er war ein Apostel,« mahnte der alte Arnulf, »das will sagen: im Gefolge des Herrn Christus.« »Und einen sauberen Gefolgsmann hat sich da der Herr Christus gekoren,« fuhr Pippin

zornig fort. »Das mit dem Schwerthieb auf den Malchus, das hat mir zwar gefallen. Aber – mein Vater Karl, der jagte doch einen Gefolgen, der ihn dreimal vor Hahnenkräht verleugnet, mit einem Hahn um den Hals, als ehrlos aus seiner Schar.« –

Herr Karl gab ihm einen Schlag auf den Mund: – »Schweig! Ich wüßte mir zwar auch einen liebern Gesellen als den feigen Fischer. Aber Gottes Wege sind unerforschlich und sein Geschmack ist oft unbegreiflich. Wäre sonst Fredigundis im Glück und Brunichildis im Elend? Schweig' und glaube der heiligen Kirche. Meinst du, mir wird's immer leicht? Und doch: es muß *sein*! Beuge deinen Trotzkopf! – Und du,« lächelte Herr Karl und er strich dem Älteren über das glatt herabflutende Haar, »du hast so was vom Pfäfflein an dir: die Belehrsamkeit: – für die andern –! Und den starken Glauben an dein besser Wissen.«

»Ha freilich,« lachte Pippin. »Er lernt Papst,« sagen wir Buben alle von ihm. Er heißt ringsum in allen Höfen: das Bischöflein.«

»Ja, ja,« sprach der Kleine und erhob verweisend den Zeigefinger! »Und ihr – ? Ihr pufft mich und haut mich und folgt mir sowenig, wie die schlimmen Grafen dem Oheim folgen, dem Bischof zu Metz, wie er so oft klagen muß.« »Also ausraufen dürfen wir's nicht,« fuhr Pippin fort, »wie doch alle Nachbarssöhne raufen. Warum eigentlich nicht?« »Weil,« antwortete der alte Arnulf, »weil ihr lernen sollt von Kindheit an, daß ihr beiden zusammenhalten und *nicht* raufen müßt. Schaut um euch! Soweit ihr sehen könnt, gehört alles Land unsern beiden Sippen: als die Ahnen ins Land kamen, hatte jede nur ein paar schmale Hufen. Weil sie nie gerauft, – wie alle andern Nachbarn – sondern stets zusammengehalten und jeden kleinen Grenzstreit friedlich, jeder dem andern nachgebend, geschlichtet haben: deshalb haben wir alle die raufenden Nachbarn aus der Mark hinausgeschafft durch unsere Eintracht. Wollt ihr's nicht auch so machen?« »Gewiß!« sagte der kleine Arnulf und schlang den rundlichen Arm um Pippins Nacken. »Und zum Zeichen, daß ich's will, schenke ich dir mein Recht an dem Häher.« – »Oho, ich laß mich nicht beschämen!« »Was ist's mit dem Häher da?« fragte Karl, seinem Sohn den frisch geschossenen Vogel aus der Hand nehmend. »Wir schossen beide zugleich. Sieh, Vater, *mein* Pfeil hat ihm die Brust durchschossen, – da ist unsere Hausmarke am Schaft – siehst du den Hammer?« »Aber *mein* Pfeil,« sprach Arnulf, »hat ihm den Flügel durchbohrt. Siehst du das Sonnenrad daran? Unser Zeichen! Und zweitens: ich hab' ihn zuerst gesehen. Und drittens: er fiel auf unsre Seite der Hecke.« Da gaben die beiden Väter gleichzeitig jeder seinem Sohn einen leichten Nackenstreich; aber Karl zupfte auch noch den seinen am Ohre. »Merkt euch! Das Land hüben und drüben der Hecke ist beiden gemein,« sagte der alte Arnulf. »Zwei Hammerwürfe weit,« schloß Karl. »Hammerwürfe?« fragte Pippin. »Wenn ich aber weiter werfe als Arnulf? Mein Arm ist stärker!« – »Und *sein* Verstand! Drum haltet nur treu zusammen.« – »Dann werdet ihr die Starken zwingen.« – »Und die Klugen dazu.«

»Was wird nun mit dem Vogel?« fragte der alte Arnulf. »Wir werfen ihn in den Bach, da hat ihn keiner,« meinte Pippin. »Das wäre doch recht thöricht,« erwiderte rasch der kleine Arnulf. »Dann fangen ihn da unten die Sühne des Müllers auf, die halbheidnischen Schlingel.« »Weißt du was?« rief Pippin. »Ich schenk' ihn deiner Schwester Itta.«

»Nein, wir teilen die beiden Flügel: – sie schimmern so schön blau! – zwischen meiner Itta und deiner Berahta – sie flechten sie in ihre Haare: so sehen gleich alle Leute, daß

auch die Mädchen zusammengehören wie wir.« »Ja,« sagte Pippin, »den Mädchen die Federn. Aber den Rumpf muß uns beiden Schwester Berahta braten, – den schmausen wir selbender. – Doch jetzt, Vater, bitte, bitte, deinen Speer! Und auch deinen schweren Schild, – laß sie dir doch abnehmen.«

»Und was hast du denn da im Gürtel stecken, oh lieber Nachbar Karl?« fragte Arnulf neugierig, sich auf den Fußspitzen reckend. »Ein Büchlein mit bunten Heiligenbildern und ein paar Sprüchen. Hab' dir's mitgebracht von Metz. Du lernst ja schon lesen, hör ich, bei der frommen Muhme, der Äbtissin. Und du, Pippin, Wildfang, Thunichtgut: – da, in der Manteltasche steckt auch was für dich. Weil du, als du mich heute früh zuerst gesehen, nicht gleich wieder schriest, ob ich dir noch immer keine Waffe mitgebracht! – da – zur Belohnung sollst du's haben – eine kleine Wurfaxt, gut zur Jagd.« –

Während die Knaben, voll von Freude und Dank, sich mit ihrem ›Mitgebrachten‹ beschäftigten, fragte nun der alte Arnulf seinen Freund aus über die Dinge, die er erkundet habe.

Zweites Kapitel.

»Sage vor allem,« forschte er, »wie steht es mit unsrer edeln Herrin, mit Frau Brunichildis? Wo weilt sie? Hast du nichts von ihr gehört?« – »Ich sprach sie selbst.« – »So warst du zu Rouen?« – »Nein, sie lebt nicht mehr dort. König Guntchramn hat zwar seinen Groll gegen die ›stolze Gotin‹ noch immer nicht ganz verwunden. Da er aber erfuhr, daß Fredigundis wiederholt Mörder ausgesandt habe gegen die trotz ihrer Ohnmacht noch immer tödlich gehaßte Feindin, hat er, gutmütig wie er ist, Chilperich gezwungen – unter Kriegsdrohung – der Schwägerin zu verstaten, die Klosterhaft zu Rouen und sein Reich zu verlassen. So wohnt sie nun bald in dieser, bald in jener königlichen Villa in Austrasien: – ich suchte sie auf in dem Gehöft Ponthion.« – »So läßt man sie noch immer nicht nach Metz an den Hof und zu ihrem Knaben?« – »Oh nein! Der böse Bischof von Reims ...« – »Egidius! Wie kann der liebe Gott doch solchen Priester dulden?« – »Und der gewalthätige Herzog Gundovald, beide von Fredigundens Zauberkünsten oder Gold bestrickt, beherrschen durch ihren Anhang immer noch Hof und Land. Aber ich hoffe,« schloß er, drohend die Faust erhebend – »ich hoffe, sie haben die längste Zeit geherrscht. Ich schlage los in Bälde.« »Noch nicht, Gevatter, noch nicht,« warnte Arnulf, griff nach der erhobenen Faust, zog sie sanft herab und suchte sie zu öffnen. »Wir sind noch zu schwach. Verfrüht würde der Streich mißlingen und nicht nur uns verderben ... –«

»Was liegt an mir, kann ich mein Volk erretten?«

»Das Volk dazu würdest du verderben, ihm die letzte Hoffnung auf den Retter nehmen.«

Die beiden Männer in ihrem eifrigen Gespräch bemerkten nicht, daß die Knaben ihre Geschenke beiseite geschoben hatten und nun, auf der Schwelle des Hauses sitzend, dicht aneinandergeschmiegt, mäuschenstill, gierig lauschten auf jedes ihrer Worte: Pippin griff manchmal, wann ihn etwas erboste oder er den Vater zornig werden sah, nach seiner kleinen Streitaxt, die er in den Gurt gesteckt hatte, worauf jedesmal Arnulf

sich beeilte, ihn geräuschlos durch Druck der Hand oder durch gelindes Streicheln zu beschwichtigen.

»Du hast – leider – recht. Wie immer!« – »Wie fandest du die hohe Frau?« – »In tiefster Sehnsucht nach ihrem Knaben, aber auch in tiefster Trauer um das arme Volk. Welch' königlicher Geist, welcher Verstand: – wie eines Staatsmannes, nicht eines schwachen Weibes. Und welche Liebe für ihr, für Herrn Sigiberts Land! Trauerschwer, langsam schleichen der hochgemuten Frau diese Jahre hin. Sie ist vereinsamt. Wer bleibt dem Unglück treu? Ihre und Sigiberts treuesten Anhänger sind ermordet.« – »Und Bischof Prätextatus, ihr Freund?« – »Der schreibt ihr oft aus seiner Verbannung. Sie wies mir seinen letzten Brief voll des echt christlichen Trostes – der Entsagung. Sie las mir dann auch ihre Antwort vor. ›Glaubet nicht,‹ schrieb sie ihm, ›daß ich murre wider Gott. Ich ergebe mich in seinen unergründlichen Ratschluß. Glaubet nicht, – ihr warntet davor! – ich rechte mit der Vorsehung darüber, daß jenes Weib in Macht und Herrlichkeit glänzt, an des Gatten Seite, indes ich ... –! Ich rechte nicht, ich murre nicht. Aber heiß und brennend und bitter fließen in stiller Nacht die Thränen meines Sehns nach meinem, nach seinem Sohn. Und das Herz blutet mir, seh' ich diesen Adel, den *seine* starke Hand bändigen wollte, die Krone überragen, das Land in frevlen Fehden zerfleischen, die armen Bauern zertreten. Diesem reichsverderberischen, volkerstampfenden Adel noch einmal das Königszepter, das Königsschwert weisen zu dürfen, – das ist, ich gestehe es, der Wunsch meiner Seele, nicht minder stark, als der, meinen Sohn bei mir zu haben, um ihn im Geiste seines Vaters zu erziehen. Denn Sigiberts Vermächtnis galt seinem Volk wie seinem Kind: und ich spüre etwas in mir von seinem Heldengeist, von seinem Eifer für die Königspflicht. Hatte ich doch nur um dieses Kindes und um dieses Volkes von Austrasien willen dem ungeliebten Mann, dem Sohn des Feindes, die unheilbringende Hand gereicht.« – – »Es ist gut, Karl, daß du das selbst gelesen in ihrem Brief an einen – andern.« – »Weshalb?« – »Weil er so völlig übereinstimmt mit deinen, mit unsern Gedanken und Wünschen ... –« – »Und Plänen und Beschlüssen!« – »Daß es sonst aussähe, als wäre es dir nach dem Munde geredet.«

»Immer voll Mißtrauens, Arnulf! – Wahrlich, nicht läßt sie's bei Worten bewenden. Der Heldengeist ihres Gatten ist wirklich übergegangen auf sie. Vor kurzem hatten sich Gundovald und Lupus, der wackere Herzog der Champagne, der dem Hochfärtigen nicht in allem zu Willen, mit ihren Anhängern zu einer Zwiesprach bei Ponthion eingefunden. Aber bald ward die Zwiesprach zum Gefecht: – Pfeile flogen und Speere. Schon lagen Wunde und Tote umher. Plötzlich warf sich die Königin – nahe weilte sie auf dem Hofe Ponthion – mitten zwischen die kämpfenden Scharen, den Helm auf dem Haupte, das Schwert in der Hand; sie schlug dem bösen Grafen Ursio den auf Lupus gezückten Wurfspeer aus der Hand und rief! ›Frevelt nicht, ihr Franken! Zerfleischet euch nicht selbst und damit euer Reich.‹

Wohl schrie sie Ursio an: ›Weiche, Weib! Es genüge dir, daß du deinen Mann beherrscht hast ... –‹ ›Jetzt aber,‹ fiel Gundovald ein, ›jetzt herrscht dein Sohn, und für ihn gebiete ich. Weiche, daß nicht unsrer Rosse Hufe dich zerstampfen.‹ Und er spornte den mächtigen Hengst gegen sie. Aber sie wich nicht, sie fiel dem Roß in die Zügel: ich sprang ihr bei und wirklich gelang es ihr ... –« – »Das heißt wohl: – dir!«

Stumm, aber eifrig lachend nickte der kleine Pipin.

»Nein, *ihrem* weisen Wort, *ihrem* Flehen gelang es, für diesmal das Blutvergießen zu hemmen. Aber freilich: – auf wie lange?« »Ich lobe sie!« sagte Arnulf. »Und ich glaube nun, sie meint es ernst. So wollen wir denn auch die hohe Frau in unsern verschwiegene Bund ziehen, das arme Austrasien und das noch elendere Neustrien zu retten. Wir müssen König Guntchramn gewinnen: Burgund, wir Uferfranken und dann die Stämme auf dem rechten Rheinufer: die Hessen, Thüringe, Alamannen, Bajuwaren: – laß doch sehen, ob wir nicht stark genug sind, diese Ränkespinner in Metz zu stürzen und auch Neustrien zu erlösen von jenem Paar, das die Hölle vermählt hat.« »So gefällst du mir, Arnulf,« rief Karl. »Siehst du, auch *deine* Langmut bricht einmal.«

Pippin hatte die Streitaxt aus dem Gürtel gerissen und den Mund weit aufgethan zu lautem Ruf. Rasch hielt ihm der kleine Arnulf die Hand vor und flüsterte ihm ins Ohr: »Sei doch still! Merken sie uns, hören wir kein Wort mehr.«

»Laß doch sehen,« fuhr der große Arnulf fort, »ob nicht in diese schwüle, von Lastern vergiftete Luft, in dieses ganz verwelschte Leben dort im Süden und Westen ein frischer Wind von Nordosten fahren kann aus Alpen, Schwarzwald und dem Wasgenwald, der säubert, heilt und rettet.« – »Jawohl! Und ist es auch ein *Sturm* aus Ostnordost, der vieles über den Haufen wirft, was morsch ist, – desto besser! Freund Arnulf, glaube mir: – ich bin in diesem Jahre durch fast ganz Gallien gekommen, bis über die Loire, bis an die Pyrenäen hin: – viel, sehr viel ist faul in diesem Neustrien und Burgund. Aber nicht nur die Unterthanen, auch ... –« – »Sprich leiser!« – »Bah, bis hierher greift sie nicht, die Mordkönigin. Ist ja niemand hier. Nur unsre beiden Buben: – und schau nur, wie eifrig die dort auf der Schwelle die Heiligenbilder mustern – auch der meine. Wundert mich fast von dem! – Kurz: ich meine, dies Königshaus der Merowingen... –« – »Sprich es nicht aus!« – »Herr Sigibert war der letzte, in dem der Ahnen Heldenkraft gelebt. Sein Knabe soll gar schwächlich sein, – er wird nicht alt, meinen die Ärzte. – Guntchramn ist ein dicker, wohlmeinender Schwätzer und Chilperich ist ein schlauer, aber sehr feiger Bösewicht. Das sind die Könige der Franken! Und dazu: – diese Fredigundis!« – »Erzähle! Was berichtet man von ihr? Hat der Tod all ihrer Söhne, diese greifbare Strafe der Heiligen, sie nicht erschüttert?« – »Vielleicht. Aber nur, um alles Böse in ihrem Herzensgrund noch wilder aufzurühren. So furchtbar, so erpicht, so hungrig nach Frevelthat war sie noch nie! Sie hasset alle Glücklichen, zumal Mütter, die stolz auf ihre Knaben sein dürfen. Es ist, als wolle sie ihren Verlust rächen an allen Menschen. Ich glaube lange nicht alles, was man von ihr sagt. Es ist in das Volk der Franken ein tiefes Grauen gedrungen vor der Unholdin: und wo irgend zwischen Wasgenwald und Pyreneus eine unheimliche That, ein rätselhafter Frevel, ein geheimnisvoller Mord geschieht, – da flüstert's bang in Halle und in Hütte: ›Fredigundis!« – Herrenlose Verbrechen: – ihr werden sie ohne weiteres zugesprochen. Die Mütter schweigen ihre wilden Buben mit dem Drohwort: ›Fredigundis kommt, die rote Königin ist nah!« Das Volk sieht kein Menschenweib mehr in ihr – eine Walandine. Mit Fledermausflügeln soll sie nachts ausfliegen aus dem Palatium, Säuglingen das Blut auszusaugen, aus solchem Blut sich wieder einen Sohn zu zaubern. Junge Braute soll sie erdrosseln in der Brautnacht, schönen Mädchen fern über Berg und Thal hin die Haare abscheren mit einer Zauberschere, sich selbst zu schmücken. Ihre eigene Tochter soll sie tödlich hassen, weil sie – kein Knabe ist; schon soll sie das Kind haben morden wollen: sie ließ sie in eine Truhe nach goldnen Schätzen greifen und wollte ihr den schweren Deckel auf den Kopf fallen lassen. Der Vater hab' es mit Mühe verhütet.

Das mag ja Fabel sein. Aber daß sie Herrn Sigibert ermorden ließ, der starb in seiner jungen Heldenherrlichkeit, dem Frühlingsgott der Ahnen gleich ... –« – »Aber Karl! Unverbesserlicher! Du *sollst* ja nicht soviel von den Heidengöttern reden. Sonst kommen sie, diese argen Gewalten.«

Der *alte* Arnulf schlug ein Kreuz: – der junge Arnulf that ihm das eifrig nach.

»In dem Jahr, seit ihr die Kinder starben, hat sie, im Herzen gehärtet durch Wut des grimmigen Schmerzes, Woche für Woche die Greuel gehäuft. Es sträubt sich das Haar dem Hörer, dem Erzähler.« Er schauerte leise, schüttelte sich und trank einen Trunk aus dem Becher, den ihm der Freund reichte.

Atemlos, mit offenem Mund, unhörbar näher rückend, lauschten die beiden Knaben.

»Kaum waren,« hob Karl von neuem an, »die toten Kinder, unter großem Gepränge, bestattet, in Basiliken zu Paris und zu Soissons, als die Königin selbst schwer erkrankte, – sie fürchtete sehr, zu sterben. Da sprach sie zu ihrem Gemahl: ‚Gar viele würden sich freuen, mein' ich, wenn ich stürbe, und lachen. Aber es soll *doch* geweint werden, wann Fredigundis stirbt. Wie that jener Herodes von Ascalon? Er befahl, daß nach seinem Tode die Vornehmsten der Juden geköpft werden sollten, auf daß groß Klagen sei im Volk bei seinem Begräbnis. Versprich mir, daß du meine geheimen Feinde – ich Hab' sie alle aufgeschrieben – tötest, muß ich sterben.«

Und er versprach es ihr. Aber sie starb nicht. Nun beschied sie die Knaben gar vieler Edeln zu sich – angeblich, wie es auch sonst Sitte ist, zu ihrer Bedienung: der Hof Secura galt aber nun als todbringend: – »auch andere Mütter sollen weinen,« meinte sie. Und wirklich starben einzelne der so zum Hofdienst berufenen Knaben: ob an der Ruhr?

Darauf trug sie alles zusammen, was sie an ihre Söhne erinnern konnte: deren Gewände, – sogar die teuren, seidenen! – Spielzeug, Becher, Schmuck. Aber auch deren Hort: – denn die eifrige Mutter hatte für jeden der Knaben vom Tage der Geburt an einen kleinen Königshort, einen ›Thesaurus‹ angelegt und emsig gemehrt: – von allem eingezogenen Gut von Hochverrätern ward ein kleiner Betrag unter diesen Hort der vier Söhne verteilt. Vier zweispännige Karren brauchte sie, alles fortzuschaffen. Herr Chilperich, zu dessen stärksten Tugenden die Habgier zählt, soll große Augen gemacht haben, über diese heimlich eingehamsterten Schätze. Sie ließ alles verbrennen, die sonst so Raffgierige. Das Gold- und Silbergerät ließ sie umschmelzen im Hochofen, auf daß nichts in seiner alten Gestalt ihr die Knaben ins Gedächtnis rufe. Das könne sie nicht ertragen, – dann ergreife sie ein wilder Rausch der Wut. Denn diese Mutter, so weichmütig sie ist über den Tod ihrer Söhne: – die wahre Äußerung ihres Schmerzes ist doch die Wut der Rache.

Irgend einer ihrer Späher, die sie überall lauschen läßt, trägt ihr zu, ihre Söhne seien vergiftet worden, verzaubert von einem alten Weibe, von der Mutter eines Mädchens, des Türmers Tochter zu Soissons, deren Tod die Königin verschuldet. Was thut sie? Sofort läßt sie die Alte foltern, bis diese alles gesteht, ja gesteht, Chlodovech, der jenes Mädchen geliebt, habe sie dazu angestiftet. Das wird geschwind dem König hinterbracht, der sich über dieses Sohnes Tod noch nicht recht getröstet hatte. Freilich widerruft die Greisin alles, sowie sie von dem Stachelblock losgebunden ist. Es hilft ihr nichts, sie wird an einen Pfahl gekettet und lebendig verbrannt.

Darauf hinterbrachte ihr ein anderer Lauscher, Mummolus, der Graf von Paris, habe nach einem starken Trinkgelag unter guten Gesellen sich gerühmt, er kenne ein Kraut, dessen Absud heile unfehlbar die Ruhr, auch wenn der Kranke schon im Sterben liege. Er hab' es nur der Königin nicht gegönnt. Sofort ward er ergriffen. Gleichzeitig hatte sie alle alten Weiber zu Paris, die das Volk der Zauberkünste zieh, verhaften lassen. Denn sie währte ganz fest, durch Zauber seien ihre Knaben getötet. Diese Hexen hieß sie so lange foltern, bis sie alles gestanden hätten, was sie wüßten. Sie wußten nichts, die Armen. Da erfuhren sie, Graf Mummolus sei um dieses Argwohns willen auch gefangen. Nun sagten sie aus: – jawohl, der habe sie bestochen, die Knaben der Königin durch Zauber dem Tode zu weihen, indem durch Vertrag mit dem Höllenswirt deren Lebenskraft dann übergehe auf den Grafen. Die Königin ließ die einen erwürgen, die andern rädern oder lebendig verbrennen. Darauf ward der Graf gefoltert, stundenlang, die Hände gebunden, an einen Pfahl gehängt, dann wagerecht auf den Block gespannt und mit dreisträhnigen Riemen so lange gezeißelt, bis die Knechte ermüdeten.

Aber der tapfere Mann – du kennst ihn, Arnulf? Von den Wendenkriegen! – stieß keinen Schrei aus, gestand nichts: hatte er doch nichts zu gestehen als eine Berühmung im Weinrausch! – Und als die Henker ermattet von ihm abließen, sprach er, »sagt der Frau Königin, alles was ihr mir angethan, hat mir keinen Schmerz bereitet.« Da erschrak dies Weib. Sie rief: »Nun sieht man, daß er der allerstärkste Zauberer ist, wenn er solche Qualen nicht spürt. Laßt ab von ihm. Er könnte uns verderben.« Aber gleich darauf erlag er schweigend seinen Wunden.«

»Ja,« fragte Herr Arnulf, »steht denn kein Rächer auf im Volke? Allzuwild nur üben sonst unsere Franken die Blutrache! – Des Mummolus Bruder, der Marschalk Bertfrid zu Cambray, ist doch ein kraftvoller Mann!« »Und so wie er des Bruders Ermordung vernommen, legte Bertfrid seine Waffen an, ließ satteln und ritt mit seinen Gefolgen nach Compiègne, wo damals das Königspaar Hof hielt; er hatte beim Aufsteigen geschworen, beim Heile seiner armen Seele, den Bruder zu rächen oder zu sterben.

Er drang mit seinen Getreuen bis zum König selbst und schwur vor diesem stolz und drohend er werde nicht ruhen und rasten, bis Chilperich sein Weib wegen dieser That vor das Gericht der Franken stelle. Und Chilperich – er hält nicht stand, der feige Fuchs, sieht ihm ein Mann drohend ins Auge – Chilperich erschrak und versprach, sie vor Gericht zu stellen. Er lud ihn zum Mahle, das schlug der Marschalk aus. Aber als der im Hofe just zu Pferde stieg, trat die Königin selbst, in vollem Schmuck und Prunk, mit ihren Frauen, einen Becher Weines in der Hand heran und sprach, Bertfrid, ob auch ihr Feind, solle ihr doch nicht die Schmach aufbürden, aus dem Königshofe zu reiten, ohne des Königs Gast geworden zu sein; er möge doch diese Weigerung, die schwerste Kränkung für den König, seinen Herrn, aufgeben und einen Trunk von ihr annehmen.«

»Und er trank, der Unselige, der Unsinnige?«

»Er zögerte; da lächelte sie: »Du traust dem Abschiedstrunke Fredigundens nicht? Wohlan, ich trinke dir zu.« Und sie trank vor seinen Augen aus dem Becher, dann sagte sie: »der Wein ist allzustark für Frauenmund« und aus einem kleinen Glase trank sie rasch gleich darauf: – Wasser, wie es schien. Und lächelte und bot nun ihm den Becher. Er aber – sein Falkner sagte mir's, der stand dabei – er hatte die Königin im Leben noch nie gesehen: – er starrte wie in Verzückung auf ihr schönes Antlitz, – nahm und trank.

Der Thor! Wie er zum Hof hinausritt, fiel er aus dem Sattel: ›Fliehet, reitet, reitet,‹ rief er noch seinen Gefolgen zu, ›auf daß die Schlange nicht auch euch verderbe.‹ Und voller Entsetzen jagten die andern davon: der treue Falkner aber sprang vom Gaul und hielt seines ächzenden Herrn Haupt in seinem Schos, bis er im Tode verstummte. Fredigundis aber rief frohlockend vor allem Hofgesinde, das zahlreich den Hofraum füllte: ›da sehet, ihr frommen Franken, die Gerichte Gottes! Da sehet, wie Gott aus Einem Becher Leben trinken läßt und Tod. Der ungerechte Ankläger, der eine arme kinderlose Frau verfolgt mit falscher Bezeichnung, der trinkt sich das Verderben, während meinen Leib jetzt lang entbehrtes Wohlgefühl durchströmt.‹

›Das ist unglaublich!‹ staunte Arnulf. ›Das ist ja doch nicht möglich.‹ –

›Bei Gott, lehrst du gern, ist alles möglich: sollte nicht auch sehr viel möglich sein bei – dem andern? Ich habe bisher nicht oder doch nur halb geglaubt, daß die Unholdin zaubern kann durch Bundvertrag mit den Untern. Nach diesem Streich, den Hunderte von Menschen mit angesehen, glaub' ich's und mir graut, sprech' ich des Weibes Namen.‹

Beide Männer schwiegen: – den lauschenden Kindern sträubte sich leise das Haar.

Drittes Kapitel.

Nach einer bangen Weile fuhr Karl fort ›So lastet wie Albdruk dieser Unholdin Schreckgewalt über dem ganzen Frankenreich. Der vornehme Edeling in seiner Halle zu Soissons, der den Goldbecher zum Munde hebt, weiß nicht, ob er nicht den Tod trinkt aus Fredigundens Hand; der arme Fischer an der Küste der Bretonen, dessen Boot plötzlich der Süd Sturm in das Weltmeer treibt, nennt den verderblichen Wind ›das Wetter Fredigundens‹; die Winzerin an der Rhone, welche ihren blühenden Knaben auf einmal am Fieber dahin siechen sieht, nennt das Fieber zitternd ›Fredigundensneid‹, jeder Erschlagene, den man im tiefen Walde findet, – von Fredigundens Mordboten gilt er getroffen. Wie eine feuerrote Wolke des Verderbens schwebt sie über den Häuptern des bebenden Volkes: – keiner weiß, ob nicht ihn der nächste Blitz trifft, der tödlich daraus herniederfährt.‹

Er hielt inne, erschöpft, tief ergriffen; auch sein Freund schwieg, erschüttert. Die beiden Knaben aber waren leichenblaß geworden: – sie starrten mit weit offenen Augen auf den Erzähler: – ein leises Frösteln rieselte durch ihre Glieder. Als die Hauskatze, die unhörbar herangeschlichen war, mit einem Satz auf jung Arnulfs Schos sprang, fuhren beide Kinder in jähem Schreck zusammen: – Pippin aber griff an seine Waffe. ›Ich dachte, sie packt mich, – sie hat mich schon!‹ flüsterte klein Arnulf. – ›Ich auch! Ich wollt' ihr just den Schädel spalten.‹

›Das kann, das darf nicht so fortgehen,‹ rief endlich der alte Arnulf ernst und feierlich. ›Wer soll's wenden? Ich wüßte nicht, wer? Noch weiß ich: wie.‹ – ›Der König! Weiß er denn um alle diese Frevel? Ein Mann ist kaum so maßlos, so ruchlos böse wie ein Weib. Und seine Königspflicht! Weiß er darum?‹

Karl zuckte die Achseln. ›Wer kann das entscheiden! Ich glaube nicht, daß er von allem weiß.‹ – ›So muß man ihm die Augen öffnen, muß es ihm sagen.‹

Eifrig nickte jung Pippin Beifall, als ob er selbst bisher mitgesprochen hätte in der Unterredung der Väter.

»Das kostet den Kopf,« meinte Karl ruhig. »Wer wagt es, dies Weib bei ihm zu verklagen, das ihn so völlig beherrscht, seine Sinne berauscht – sie soll schöner werden von Jahr zu Jahr! – und seinen Verstand meistert. Wer bisher gegen sie auftrat von jenem mutigen Chlodovech an, – alle, alle büßten's mit dem Tode.« »Wo weilt er zur Zeit?« »Zu Chelles bei Paris.« »Und sie selbst – sie ist doch eine so fromme Christin ... –«

Höchst erstaunt riß klein Arnulf die runden Augen noch weiter auf.

»Sie beichtet doch. Daß nicht längst ihr die Absolution versagt, die Ausstoßung aus der Kirche verkündet ist?« – »Man sagt, der ehrwürdige Bischof von Paris, Germanus, habe sie exkommuniziert. Er starb auffallend geschwind. Sein Nachfolger, Herr Ragnemod, braucht viel Geld zu seinem üppigen Leben. Und man flüstert: versagt der ihr gleichwohl die Absolution, so läßt sie kommen Herrn Bertchramn von Bordeaux oder Herrn Egidius von Reims, die beide ganz in ihrer Schönheit Netzen liegen sollen.« – »So sollte kein Bischof, kein Abt ihr Gewissen erschüttern, sie zur Reue bringen können? Wahrlich, das wäre ein Versuch, den die Heiligen segnen, unterstützen müßten.«

»Freilich, freilich,« flüsterte klein Arnulf vor sich hin.

»Man müßte ihr« – fuhr dessen Vater fort – »aber aus einem reinen unbefleckten Herzen, das für sich keine Vorteile sucht! – man müßte ihr einmal im Namen der Heiligen tief ernst in das Gewissen reden, ihr sagen, daß die Heiligen die Gaben aus ihren blutigen Händen verschmähen. – Fände sich nur eine reine Seele, opfermütig bis in den Tod ...« – Karl schüttelte das Haupt: »Das freilich gehörte dazu! Nicht lebend käme der Bekehrer von ihrem Hofe hinweg.« – »Wer weiß, ob nicht die Heiligen durch den Mund gerade eines Schwachen ein desto stärkeres Wunder thäten und die Sünderin plötzlich bekehrten, wie Paulus auf dem Wege nach Damaskus.« – »Gott mag's also fügen! Denn unerträglich ward dies Joch der Schrecknisse. Wüßte König Chilperich, was Männer wie du und ich und andere wackere, zumal auch drüben überm Rhein, geheim im Herzen zu planen gezwungen sind: – wenn's nicht bald besser wird, das ganze Königshaus zu stürzen, – vielleicht brächte es ihn doch dazu, seiner Königin zu wehren. Denn schon grollen schwer die Herzöge da drüben: Irnfried, der Thüring, Lantfried, der Alamanne, auch die mächtigen bajuvarischen Agilolfinge: sie und ihre Vater haben sich den Merowingen gefügt als siegreichen Heldenkönigen: – von einem bösen teuflischen Weib aber oder von einem Knaben, in dessen Namen ein paar ruchlose Höflinge befehlen, werden sie sich, glaub' ich, nicht lange mehr beherrschen lassen. Es gärt, es grollt, es brütet unter allen Stämmen, die noch nicht verwelscht sind, von der Marne bis an die Donau, von der Maas bis an die Unstrut. Finden sie ein Haupt und einen Arm, denen sie vertrauen, dann werden sich diese Starken nicht mehr beugen des großen Chlodovech entarteten Enkeln.« – Stolz, mit leuchtenden Augen sprang der Kräftige auf. »Karl,« mahnte der andere, sich langsam erhebend, »birg deine Gedanken in tiefster Brust. Gut, daß dich niemand hörte, als ich.«

Jung Pippin aber und jung Arnulf tauschten bedeutungsvolle Blicke: warnend hob klein Arnulf das Fingerlein gegen den ungestümen Freund.

»Übrigens,« fuhr Karl fort – »hat wirklich der Verlust aller Söhne das Gift dieser roten Otter um soviel tödlicher gemacht, – vielleicht nimmt ihre Wut nun wieder ab, wenn ...–« – Was meinst du?« – »Ich begreife die Heiligen nicht immer.« – »Gewiß nicht! Drum muß man glauben und blind vertrauen! Aber Demut ist nicht deine stärkste Tugend, mein Karl.« – »Der Donner schlag' in die Demut, wenn die Heiligen so ungerecht walten! Gar manche wackre Frau harrt umsonst auf Mutterglück und diese böse Katze kitzt so oft, daß man jeden neuen Wurf ersaufen sollte. Sie erwartet schon wieder ein Junges. Die Heiligen müssen an diesem Gewächs starke Freude haben, daß es so viele Früchte trägt.«

»Lästre nicht, Karl! Vielleicht, wie du andeutest, ist es ein Knabe und ihre Wut läßt nach.« – »Wenn die Heiligen so schwach sind, daß sie eine Teufelin nur mildern können, indem sie ihr den Willen thun, dann bin ich lieber, denn ein Heiliger im Himmel, ein Mann auf Erden: – ich thät's nicht!«

Pippin nickte so eifrig mit dem Kopf, daß klein Arnulf sich im Gewissen gedrungen sah, ihm einen erheblichen Schlag mit dem Heiligenbüchlein auf diesen Kopf zu geben, während gleichzeitig sein Vater seufzte: »O Karl, mein Gevatter! Allzuviel Heidentum steckt noch in dir. Das kommt von den vielen alten Sagen und Liedern, die du dir von jedem Harfner, der des Weges zieht, vorsingen läßt.«

»Ich habe nun eben meine Freude dran. Mein Kämmerer kann schreiben; er hat mir schon gar manche Sage aufzeichnen müssen aus dem Munde der Harfner.«

»Erwisch' ich diese Sammlung,« drohte Arnulf, »so werf ich sie ins Feuer. Und wirklich morgen schon willst du, kaum von Metz eingetroffen, wieder fort?«

»Es muß sein! Ich erwarte heute noch einen Boten vom Grafen Lupus von Champagne. Er hat mir schon zu Metz sagen lassen: vielleicht sei der Apfel reif zum Fall. Es ist etwas im Werk: mit Guntchramn von Burgund und mit Frau Brunichildis gegen Gundovald: – noch weiß ich Näheres nicht. Die Beschlüsse sollen erst gefaßt werden, – wann gewisse Briefe eingetroffen.« – »Wo?«

– »Auf einer geheimen Zusammenkunft, bei der du, Arnulf, nicht fehlen darfst,« – »Ich werde nicht fehlen, – schon um zu mäßigen und zu warnen.« – »Allein auch falls ich, falls wir beide nicht zu jener Beratung aufbrechen: – ich muß doch fort!«

»Wohin?« – »Ins Feld! Du weißt, der tapfere Graf Landerich, der vor Jahren aus Chilperichs Reich in Sigiberts Dienste trat ... –« – »Jawohl, durch wackere Thaten schwang er sich noch gar jung zum Grafen auf.« – »Er ward – vor vielen Wochen schon – schwer verwundet von einem Avarenpfeil und ging, Genesung zu suchen, in seine alte Heimat bei Rouen. Seitdem dringen diese greulichen Wölfe im Bunde mit ihren lieben Helfern, den Slaven ... –« – »Ja, die wimmeln und stehlen wie die Ratten! *Diese* Art meiner Nächsten – verzeih mir's Gott! – kann ich nicht lieben wie mich selbst.« – »Beim Donnerhammer! – Nichts da, Sankt Dionysius!

– Zu *diesem* Wunsch gehört der rotbärtige Ahnherr meines Hauses.« – »Aber Karl!«

»Siehst du.« flüsterte Pippin mit einem Rippenstoß dem kleinen Arnulf zu, »siehst du? Ich habe recht! Vom Donnergotte stammen wir.« – »Vom Donner *teufel*, sag'. Sei still und horche!«

»Mit einem Axtstreich möcht' ich sie all' verschlagen!« rief Karl. »Sie dringen nun so frech über unsere Ostmark, daß sich der Bajuwarenherzog, der greise Garibald, ihrer kaum erwehren mag. Er ließ mich bitten, eilends an Landerichs Statt neben ihm den Grenzschutz zu übernehmen.« – »Da mußt du freilich ziehen. Und Sankt Martinus möge dich beschirmen.« – »Ja, wohl der Siegespender mit Mantel und Speer!«

Viertes Kapitel.

Am andern Morgen ganz früh – mit Tagesanbruch war Herr Karl mit wenigen Gefolgen hinweggeritten – glitt Pippin, nachdem er auch vom Wipfel des hohen Eichbaumes aus des Vaters Helm nicht mehr zu sehen vermochte, an dem Stamm herunter wie ein Eichhörnchen, schritt voll Eifers über seinen Hof, öffnete die Pforte in dem Pfahlgeheg der Hofwehre und lief durch den Baumanger, der daran sich schloß, hügelabwärts auf die Haselhecke zu, hinter welcher das Land und das Haus der Arnulfingen lag.

Erstaunt blieb er plötzlich stehen; er sah Arnulf durch die Heckenlücke schlüpfen und ihm hurtig entgegenlaufen, viel schneller, als des Rundlichen und Behäbigen Gewohnheit war.

»Arnulf! Dick Bischöflein! Schon wach? Ich wollte warten, bist du herunterkämt. Bist sonst nicht ein Frühauf.« Aber Arnulf machte ein sehr ernstes Gesicht und sprach: »Ich wache schon seit der ersten Hahnenkraht.« »Ich auch,« erwiderte Pippin. »Ich hatte nämlich einen Traum.« – »Ich auch,« – »Oder vielmehr! ein Traumgesicht.« – »Eine Traumerscheinung: – ich auch.« – »Nachdem sie verschwunden war ... –« – »Konnte ich nicht mehr einschlafen,« – »Und der Heilige ... –«

– »Der mir erschienen, der heilige Martin hat mir einen Auftrag, auch an dich, gegeben.« – »Die heilige Jungfrau und Sankt Petrus wollen, daß du mich begleitest.« –

Da schwiegen beide Knaben.

Schauer frommer Ehrfurcht durchrieselten sie: sie erbleichten beide und sahen sich mit großen Augen an: sie fühlten, daß ihnen beiden die Himmlischen genaht waren. Leises Grauen, aber doch auch süßes, vertrauensseliges Ahnen, eine heilige Wonne, wie sie nur der feste Glaube reinen, jugendlichen Herzen gewährt, erfüllte ihr ganzes Wesen mit überschwenglicher, mit verzückender Seligkeit: sie zitterten: Thränen traten ihnen in die Augen.

Arnulf fand zuerst die Sprache wieder: »O, lieber Bruder, hier ist ein Wunder –! Ein Doppelwunder ist geschehen! – An uns thörichten Kindern ward solche Gnade des Himmels offenbar! – O laß uns knieen, anbeten und danken.«

Und beide sanken in das tauige Gras der Wiese: – sie waren ganz allein, kein Mensch war so früh bei der Arbeit auf dem Felde – und in die frische, kühle Morgenluft empor stieg der Schall der hellen, reinen Kinderstimmen.

»Lieber Himmelsherr,« betete Arnulf, »und du, Jungfrau Maria da oben über jenem Goldgewölk: – ich danke euch, wir danken euch auf den Knieen für eure Gnade, eure Wunderthat an uns.«

»Ja,« rief Pippin lauter, fester: seine Stimme zitterte nicht, wie die seines älteren Freundes – »ich danke dir, Sankt Martinus! Und höre mein Wort, meinen Schwur: ich erfülle dein Gebot – oder ich sterbe darüber. Nicht kehr' ich zurück zum Vaterhaus, bis ich die That gethan.«

Arnulf sah ihn freudig an: »Du Wackerer: – das war *dein* tapferer Mut –! Wohlan: ich will nicht hinter dir zurückstehen! Höret auch mich, Jungfrau Maria und Sankt Petrus mit dem Schlüssel: ich schwöre wie er: – ich erfülle euer Gebot oder sterbe dabei: nicht kehr' ich zurück zu dem lieben Vater, bis die That gethan, – Siehst du, Pippin? Siehst du nicht? – Immer goldiger goldig wird das Gewölk über uns: – dort ist gewiß der Himmel offen und die Herrlichkeit Gottes leuchtet daraus hervor. – Siehst du nicht daraus winken, sich neigend, eine weiße Gestalt?«

»Nein,« antwortete Pippin ehrlich und sprang auf, »Seh' nichts als Wolken. Nun aber höre ...« – »Nein, höre du!« – »Nein, ich will reden. Du – du machst es wie der Pfarrer in der Predigt: – hörst sobald nicht auf, wann du einmal angefangen. Also. – Solang ich lebe – und das ist doch nun schon sehr lang! – hat mir nicht Sang noch Sage das Herz so pochen gemacht wie gestern, was der Vater erzählte von dem schönen bösen Weibe.« – »Und von des armen Volkes großer Not: Und wie keiner von den Großen des Reiches helfen könne oder wolle. Wie... –« – »Wie aber doch wohl geholfen werden könne, wenn einer ein reines Herz habe... –«

– »Und einen kühnen Mut. Und schon wie das gesagt ward, dacht' ich: ›Mut hätt' ich wohl. Wenn ich nur wüßte, was thun?‹ Und den Abend über brachte ich das Grauen nicht aus mir: – ich ließ sogar den kalten Hirschbraten stehen und trank nur die Milch; denn ich war ganz heiß.« – »Und ich betete nach dem Abendsegen noch lang zu Sankt Peter und zur heiligen Jungfrau, daß sie das Frankenvolk erretten möchten von diesem argen Königspaar.« – »Ich – ich vergaß – leider! – das Abendgebet vor lauter Gedanken an die Not der Franken. Und ich mußte mir immer wieder vorsagen des Vaters Spruch, ›des Helden höchster Hort und sein Stolz ist sein Stamm: freudig fällt er für sein Volk ...–« – »Du, du! Aber den Nachsatz sage nie mehr. Er ist heidnische Sünde.« – »Aber so schön! ›Daß er in Walhalls Wonnen erwache!‹ – Weißt du, was das bedeutet? Nein? Ich auch nicht. Aber schön klingt's, hat auch der Pfaff von Trier große Fasten darauf gesetzt, wer's sagt.« »Pippin, du mußt nun fasten!« mahnte Arnulf ernstlich und hob den Zeigefinger. »Fällt mir gar nicht ein! – Hab's ja *nur* dir zur Erinnerung gesagt! – Also: und zuletzt dachte ich mir noch, wenn mir Sankt Martinus, unseres Hauses Schutzherr, nur sein grauweißes Roß leihen wollte, das durch Wolken und Lüfte sprengt, und seinen Speer: – ich würde Herrn Chilperich schon finden. Und so schlief ich ein.« – »Ganz ähnlich wie ich. Nur daß ich vorher ordentlich betete. Und alsbald erschien mir im Traum ... –« – »Nein! mir erschien im Traum Sankt Martinus, ganz wie er in deinem Heiligenbuch gemalt ist: auf weißem Roß, den Goldhelm auf dem Haupte, mit dem wehenden, grauen Rauschbart, den dunkelblauen Mantel um die Schultern und den Speer in der Hand: ›Steh' auf,‹ sprach er, ›mein Sohn! Dich hab' ich auserkoren zu großem Werk. Zieh deines Vaters Weißroß, Wittchen, aus dem Stall – du weißt? auf dem ich am liebsten reite! So gut kennt er meine Neigung, der liebe Schutzherr! – ›und reite auf und davon. Deinen Freund Arnulf nimm mit dir: – denn er ist klügern Rates voll als du.« – »Hat er das wirklich gesagt?« fragte Arnulf eifrig. »Nun, da siehst du's!« – »Hinter dir soll er sitzen und dir nicht widersprechen in der Wahl der

Waldwege: denn solches verstehst du am besten.« »Nun ja!« meinte Arnulf, ziemlich geringschätzig.

»Und nicht ruhen sollst du, bis du den schlimmen König, Herrn Chilperich, findest und sollst zu ihm dringen durch Wasser und Wälder, durch Turm und Thor, unaufhaltbar, und sollst zu ihm sprechen, triffst du ihn allein oder inmitten seiner Gewaffneten: »Höre mich, Herr König! Denn Sankt Martinus, der mir im Traum erschienen, sendet mich zu dir. Ich soll dir aufdecken alle Frevel« – hier zitterte leicht die helle Knabenstimme – »deines üblen Weibes Fredigundis, die sich das Frankenvolk erzählt, und soll dich warnen: der Speer Sankt Martinus ist wider dich gezückt! Siehe, schon fliegt er gegen dich und dein Geschlecht. Vermorscht ist euer Haus! Alle Völker des Nordens werden sich erheben wider dich. Von Ostnordosten, von den Alpen, vom Schwarzwald und vom Wasgenwald wird ein Sturm wehen und niederwerfen wird er euern Thron.« So sollst du sprechen. Nun eile, Pippin, denn es drängt die Zeit.« Und er verschwand, davonsprengend auf seinem Weißroß, durch die Wolken.« Der Knabe schwieg: sein Auge loderte in Begeisterung: er riß die kleine Streitaxt aus dem Gürtel: »Ich aber, ich sterbe, oder ich vollbring's!«

Mit atemloser Spannung hatte Arnulf ihm gelauscht. Nun faßte er Pippins Hand und sprach feierlich: »Hier wäre Zweifel Sünde. Denn höre nun, was *mir* im Traum gefügt ward. Mir erschien die heilige Jungfrau – wunderhold war sie zu schauen – etwa wie deine Schwester Berahta, nur noch viel, viel schöner! – vom goldnen Haare ganz den himmelblauen Mantel überflutet – und seltsam: einen blauen Häherflügel trug sie im Gelock! – sie schwebte auf Gewölk dicht an mein Lager. – An ihrer Seite aber schritt Sankt Peter im weißen Langbart, den großmächtigen schweren Himmelsschlüssel in der Hand. Und der Heilige sprach zu mir: »Steh auf, mein Sohn! Dich hab' ich auserkoren zu großem Werk. Deinen Freund Pippin nimm mit dir: – denn er ist rascher mit der That als du; und ihr gehört zusammen wie Seele und Leib.« Sankt Petrus aber fiel ein: »der Leib aber soll der Seele dienen immerdar.« »Wie der Graf,« fuhr die Jungfrau fort, »dem Bischof folgen soll.«

»Das hat sie gesagt? Wirklich? – Was versteht so eine Jungfrau vom Grafenamtl!«

»Petrus nickte dazu mit dem Kopf; »und nicht ruhen sollst du,« sprach die Heilige, »bis du die Königin Fredigundis gefunden hast, und sollst zu ihr dringen durch Wald und durch Wege, durch Thor und durch Turm und sollst zu ihr sprechen, triffst du sie allein oder inmitten ihrer Frauen: »höre mich, Frau Königin. Denn die heilige Jungfrau mit Sankt Petrus, die mir im Traum erschienen, senden mich zu dir. Ich soll dich warnen: kehre um auf deinen bösen Wegen. Bereue, büße, bessere dich.« »Siehe, – sollst du sprechen:« fiel der Heilige ein, – »Sankt Peter hebt drohend gegen dich den heiligen Schlüssel: nie thut er dir die goldne Pforte auf, wirst du nicht von Stund' an eine andre und büßest, allem Glanz entsagend, deine Frevel in stiller Klosterzelle.« Sprach's und faßte die Hand der Gottesmutter, die sich noch gar lieblich zu mir neigte, und führte sie hinweg von meinem Lager. Ich aber erwachte mit hochklopfendem Herzen und konnte nicht mehr einschlafen und konnte kaum erwarten, bis es tagte, auf daß ich dich aufsuche. O, Freund Pippin – Großes ist an uns geschehen: wir wollen's verdienen: – durch Gehorsam.«

»Gewiß,« rief Pippin, »und durch Kühnheit! Ich will's ihm schon deutlich sagen, dem bösen Chilperich. Und ich kann reiten ohne weiteres – mein Vater ist fern! – Ich *kann*

ihn gar nicht fragen – mein Mütterlein, wie deines, ist lange tot: – und die Schwestern haben mir nichts drein zu reden. Aber du? – Dein Vater läßt dich gewiß nicht fort, sagst du es ihm: denn gefährlich ist es wohl ein wenig.«

»Drum sag' ich's ihm gar nicht.«

»Höre du, ist das recht gethan? Du weißt doch, *wüßte* er's, – er litt es nicht.«

»Das hab' ich mir hin und her gesagt in bangen Zweifeln, da ich mich viele Stunden schlaflos wälzte. – Aber ich hab's zuletzt ausgefunden. Ich *muß* gehen. Die Heiligen wollen's. Zu bloßer Kurzweil wahrlich geh' ich nicht: – vielleicht in den Kerker, in den Tod. Sag' ich's, kann ich nicht gehen. Er sperrt mich ein. Also darf ich gehen, ohne es zu sagen.« – »Aber du sollst doch thun nach deines Vaters dir bekanntem Willen: – du kennst ihn ohne Frage.« – »Gewiß. Gott gebietet: ›geh!‹ Ein Mensch – ob auch mein Vater, – gebietet: ›bleibe!‹ Also geh' ich: Denn: ›man muß Gott mehr gehorchen als den Menschen.««

»Eia, Arnulflein, du findest doch stets ein Schriftwort, wie du's gerade brauchst. Manchmal mein' ich, du bist schon Bischof von Metz, wozu dich ja die Muhme auferzieht. Also: wir reiten! Sofort! Geh zurück und rüste dich zur Fahrt. Die Knechte sind noch nicht an der Arbeit. Ich führe Wittchen aus dem Stall. Im Erlenbusch, dort, wo die große alte Straße nach Westen zieht, erwart' ich dich. Und alle guten Wegeholdlein ...« – »Pfui! Der Engel, der Tobias geleitet hat, sei unser unsichtbarer Pfadgesell.«

Fünftes Kapitel.

Der Abend fand die beiden Knaben schon ziemlich weit von der Heimat.

Sowie der kühne Ritt begann, hatte Pippin die Leitung mit sichrer Hand übernommen; so willig er sonst wohl dem Reiferen sich fügte, – hierbei duldete er keine Einsprache und Arnulf erkannte auch bald, wie viel geschickter jener alle auftauchenden Schwierigkeiten angriff.

In den ersten Stunden hatte Pippin den gewöhnlichen offenen Weg, die vortreffliche Römerstraße eingehalten, die, immer noch wohl erhalten, von Trier über Verdun und Châlons an der Marne nach Paris führte. Und in diesen ersten Stunden mußte Wittchen, die starke Stute, welche die leichte Last kaum spürte, weidlich laufen; der kleine Reiter schonte Sporn und Gerte nicht. Aber um Mittag etwa lenkte er von der Heerstraße ab in einen Waldpfad.

»Warum?« fragte Arnulf. »Hier kann das Roß lange nicht mehr so gut ausgreifen. Der Weg ist schlecht, die Zweige hängen links und rechts herein.«

»Warum?« wiederholte Pippin; er holte eine Kürbisflasche unter dem braunen Mantel hervor. »Das ist doch klar. Da trink' – aber nicht zu viel auf einmal – 's ist von dem starken Jungwein: sonst fällst du mir herunter dahinten. – Die ersten Stunden wurden wir nicht vermißt: – da konnte ich's wagen, auf der offenen Straße zu reiten, um rasch recht weiten Vorsprung zu gewinnen. Aber wenn ich beim Mittagessen fehle –, das ist wider die Natur! Da fangen sie an, zu suchen. Zunächst suchen sie mich bei dir. Fehlen wir beide, – so geht nun erst recht ein eifrig Herumstöbern los.« »Mein armer Vater!« seufzte Arnulf; »aber er wird sich schon ... –!« – »Höre Bischöflein, jetzt werde mir nicht

weichmütig! Du hast dir's ja vorher zurecht gelegt in deinem klugen Gewissen.« – »Ja, wohl. Aber doch!« – »Jetzt giebt's kein Aber mehr! Ich lasse dich nicht mehr umkehren: – da kämen sie bald auch mir auf die Spur! Hiebe setzt es freilich, – tüchtige! – haben sie uns erst wieder. Aber vorher muß doch unser Werk vollendet sein. Alsbald werden sie auf allen Straßen uns nachsetzen – sie wissen ja nicht, *wohin* wir uns gewendet haben! – Natürlich reiten sie auf den großen Heerstraßen; denn auf *allen* Seitenwegen können sie doch nicht folgen. Bald können sie nun so weit sein, daß sie uns auf der offenen Straße sehen würden. Daher jetzt: in den Busch! Sowie es dunkel ist, reit' ich wieder was Wittchen laufen kann auf der Breitenstraße.« – »Ein Glück, daß dein Vater den Aufenthalt des bösen Paares nannte. Wie wirst du aber den Weg finden bis nach Paris? Das ist weit.«

»Kinderleicht! Immer nach Westen! Immer geradeaus! Auch fragt man die Leute auf der Straße.« – »Es sind aber viele Flüsse. Wie kommen wir darüber?« – »Teils auf Brücken. Die Herren Könige halten die gut im stand; denn sie erheben fleißig Brückenzoll.« – »Heilige Jungfrau! Und wir haben kein Geld!« – »Doch, doch. Einen ganzen Haufen! Horch, wie das klingt.« Und er schüttelte eine Ledertasche, die ihm am Gürtel hing. »Um Gott, Pippin! Woher? Du hast's doch nicht ... –?« »Gestohlen?« lachte der andre. »Bei Leibe! – Pfui, Wittchen, nicht scheuen! Siehst du denn nicht? Es war nur ein Reh, das knackend durch die Büsche brach! – Ich fand neulich, im Walde, auf der Fuchsjagd – der Bau hatte eine gar so weite Mündung, fiel mir auf, schürfte eifrig nach – tief vergraben, ein ehernes Gefäß, halb verrostet und zerbrochen, und darin so viele Gold- und Silbermünzen – einen ganzen Helm voll! Ich zeigte sie gestern gleich dem Vater. Der schenkte mir den ganzen Fund: – so ist's mein wohlgekommen Eigen. – Er sagte mir, das sei viel besseres Geld als heutzutage geprägt werde; also müssen die Leute ja froh sein, zahlt man damit. – Jetzt weißt du was? Nun machen wir Mittag. Wittchen muß rasten. Und ich bin auch hungrig. Und an diesem klaren muntern Waldbach wird sich's lieblich liegen. Hop, Bischöflein, Hop!«

Er sprang rasch herunter und gab Arnulf die Hand, der sich schon langsam herabgleiten ließ. – »So, Wittchen,« sprach Pippin und band das Roß mit einem langen Strick, den er aus der Satteltasche zog, mit einem Hinterfuß unten an einen schmalen Erlenstamm. »Besseres Futter als dieses duftige Waldgras hat das Roß des wilden Jägers selber nicht.«

Arnulf bekreuzte sich: »Schweig doch von dem! Hier! Mitten im Wald!« »Ich fürcht' ihn nicht,« lachte Pippin. »Er soll den Mutigen hold sein. Komm! Nimm! Kalten Hirschbraten! Meine Schwester Berahta, die viel Sparsame, die strenge Hausfrau, die wird schelten, findet sie die große Fleischschüssel in der Speisekammer leer. Ha, ich möcht' ihre großen Augen staunen sehn,« lachte er. »So nimm doch und iß!« – »Danke.« – »Hungert dich denn nicht?« – »O ja! Beträchtlich!« – »Nun, aber ... –?« »s' ist Feiertag heut'. Da eß ich kein Fleisch.« – »Was? Was?« – »Ich hab' es dem heiligen Petrus versprochen.« – »Was hat jetzt der davon, wenn dir flau im Magen wird?« – »Das verstehst du nicht, Weltkind.« – »Aber das versteh' ich, daß du mir nicht vor Hunger vom Sattel fallen darfst.« – »Hui, sah'st du da im Bach die Forelle huschen?« rief Arnulf eifrig.

»Jawohl! Da! Noch eine! Ein ganzes Rudel ... –!«

»Jetzt ist mir schon geholfen! Hamen und Schnur trag' ich immer bei mir. – Rasch! Hilf mir dort die schlanke Erle biegen! Das Weidmesser her! – Ein herrlicher Angelstock! Flugs bind' ich die Schnur daran. Fang Heuschrecken, Pippin. Bücke dich! Tummle dich! Und dort die Mücken mit dem langen blauen Leib. Darauf beißen sie am besten. Eile dich! Fang! Schnell! Fang!«

Pippin that's, im Schweiß seines Angesichts den Heuhupfern und Fliegen nachspringend, bis er keuchte. Als er mit einer Handvoll zurückkam, lagen schon zwei Forellen zappelnd auf der Waldwiese. »Rasch, Pippin, gib frischen Köder! Und schlage Feuer. Da! In meiner Tasche sind Stein und Zunder. Hui! Schon wieder eine! Welch' große! – Geschwind! Neuen Köder her! Und schneide vier spitze Weidenstäbe. Und fülle Wasser in deine Sturmhaube. Und blase in die Glut.« –

»Höre,« sagte Pippin und stemmte beide Arme in die Hüften: »Nichts kannst du doch so prächtig als befehlen!« – »Besser als du gehorchen! – Brennt noch nicht? Da, Nummer vier! Die beißen!« – »Hör' auf und hilf mir kochen. Es ist ja genug. Aber freilich: ich vergaß! Du bist ja ein gewaltiger Fischer. Du hast die Geduld dazu und das stille, behutsame Wesen. Mir ist's zu langweilig. Ich jage lieber. Du aber bist ... –«

»Erst Forellen fischen – später Menschen! Mein Schutzherr war auch Fischer und hat es so gemacht. Von einem heil'gen ›Jäger‹ hab' ich noch nie gehört.«

»Aber desto mehr vom wilden ... –« – »Schweig, sag' ich! Da rauscht schon was durch die Wipfel.« Scheu, geduckt sah er empor. »Am Ende –!« – »Ein Reiher ist's, den wir von seinem Fischplatz verscheucht. Ein glücklicher Angang wegfährtigem Mann.« Bald waren nun die Fische gesotten, die den Hungrigen trefflich mundeten; auch die Kürbisflasche ging hin und her.

»Ich sage dir,« sprach Pippin, »die Geschorenen hätten's gar nicht nötig, die alten Götter so gar schlecht zu behandeln.« – »Sind üble Wichte, allzumal, sind Dämonen: Frau Berahta und Frau Vrene. Und der Sassenot der Ostfalen und der Schwertherr der Schwaben und die Hollefrau der Thüringe und die drei Jungfrauen der Bajuwaren. Und der rote Donnerteufel und vor allen: der wilde Herr Wotan.« – »Ei, du kannst sie aber gut auswendig!«

»Gewiß. Wir lernten in Trier bei der Muhme eine Formel, ihnen allen abzusagen.« – »Schon recht. Aber am Ende der Dinge, wann Not an Mann geht, dann werden deine unwehrhaften Heiligen recht froh sein um die vertriebenen Althelden. Denn außer Sankt Martin mit Mantel und Speer sind sie nicht große Kämpfer, die Heiligen.«

»So? Und Sankt Georg? Und Erzengel Michael? Übrigens, was braucht's da viel kämpfen? Sankt Peter hebt den Schlüssel und zaubert alle Feinde tot.« – »Ja, wenn's wahr wäre! Aber es geht nicht ohne Fechten. Ein alter Harfner – sei ruhig! er ist getauft, kein Heide, er kam aus Bajuwarenland, – hat mir erst neulich vorgesungen in der Halle das Lied vom Mudspilli, am Ende der Dinge, wann die Sünde der Menschen überhand genommen, himmelschreiend.« – »Du! Am Ende ist's schon so weit? Kann noch Ärgeres geschehen als geschieht von dem bösen Paare, wider das wir ausgesandt sind?« – »Das wäre recht! Da erlebt ich ihn und focht' ihn mit, den großen Kampf! Also: da wird der Antichrist auf Erden herrschen und Kirchen und Klöster verbrennen und die Frommen verfolgen. Da wird der Himmelsherr – der neue – Elias auf die Erde senden mit vielen tausend Engeln, die Frommen zu erretten und den Antichrist und die Teufel

alle zu besiegen. Und wird da entbrennen der allergrößte Kampf. Denn die Teufel werden die Altriesen losbinden, die lange gefesselt lagen: den Höllenhund, und den großen Drachen in dem Meersee. Und viele andere. Und werden die Feuerriesen Flammen schleudern über die ganze Welt: – es brennt da die alte Erde, in Lohe glüht der Himmel, die Gewalt des Feuers fährt über die Menschen, da mag nicht Freund dem Freunde helfen vor dem Feuer, wann der breite Glutregen alles verbrennt. Elias – wer mag der Degen sein?« – »Er fuhr auf feurigem Leiterwagen gen Himmel.« – »Er und der Antichrist kämpfen Mann gegen Mann. Elias tötet den Feind, stirbt aber selbst an seinen Wunden; und nun gewinnen Riesen-Wolf und Riesen-Wurm die Überhand; die Englein weichen. Da gedenket der neue Himmelsherr des alten Himmelsherrn, den er vermöge seiner stärkern Zaubermacht in einen hohlen Berg entrückt hat mit seinen besten Helden. Und er gedenkt, wie der alte Himmelsherr mit den Seinen weiland jenen Riesen so heldenhaft widertritt. Und er entsendet einen Engel, der bläst in ein gellendes, gellendes Horn; auf springt der hohle Berg, auf fahren zu ihren Waffen die Althelden: – nicht tragen sie es nach dem neuen Himmelsherrn, daß er sie gestürzt und solange gefangen gehalten, treu wie Heiden sind und großgemut. Und wie sie die alten Feinde sehen, den Wolf und den Wurm, da entbrennt ihnen neu die alte Kampfeswut: und sie fahren heraus von dem Berg mit all' ihren tapfern Gesellen in die Riesen; und der alte Himmelskönig mit Mantel und Speer – ganz wie Sankt Martinus: wie mag das kommen?«

»Er hat sie vermutlich dem Heiligen gestohlen,« meinte Arnulf trocken.

»– Erlegt den Höllewolf und der Donnerherr erschlägt mit dem Steinhammer den Meerdrachen und die Engelein fassen sich nun wieder ein Herz und endlich werden alle Unholde erschlagen. Und oben, über dem Regenbogen, sitzt neben dem neuen Himmelsherrn, versöhnt und ohne Groll, der alte Himmelskönig und neben Elias, der auch wieder da ist, sitzt der Donnerherr und neben dem Herrn Christus Paltar, der aufersteht von Hel Jahr für Jahr, wann Frau Ostara in die Lande zieht; und sie reden beide davon, wie schaurig es war unter der Erde. Und Michael und Ziu, der Schwertherr, vergleichen ihre guten Klingen und prüfen im Wettkampf, welche die bessere sei und hauen sich dabei wackre Wunden. Die Jungfrau Maria und Frau Berahta führen, abwechselnd waltend, die himmlische Wirtschaft: bald giebt es Manna, bald Eberbraten. Und die Seelen all' der tapfern Althelden, die neben den Engeln gekämpft im letzten Kampf, sind erlöst aus der Entrückung und teilen fortab der Seligen Halle.«

Arnulf sprang auf und griff sich eine neue Forelle aus der Sturmhaube. »Du, der Harfner aus Bajuvarenland, der das gesungen hat, – der war verrückt.«

»Ein wenig, ja. Mir schien es auch. Es sind ihm die Alten und die Neuen durcheinander gekommen. Er lebt unter den Neuen und kann von den Alten nicht lassen. Aber gefallen hat mir's doch, weil's so wild dabei hergeht.«

»Man muß nicht glauben,« sprach Arnulf, mit vollen Backen essend, »was im Munde der Leute lebt von solchen alten Geschichten; ist meist nicht wahr! Das hab' ich jüngst erfahren an deiner Schwester Berahta; du weißt: ich spielte von je mit ihr am liebsten unter allen Nachbars Kindern, das heißt: unter den Mädchen; sie hört so gut zu, erzähle ich ihr die Heiligengeschichten, die ich gerade erst von der Muhme zu Metz gelernt. Biltrud nun, mein junges Bäslein, trägt lange schon darüber Eifersucht. Und vor

Monden, als wir uns wieder einmal ein wenig gestritten hatten, Biltrud und ich: – es war, als Frau Ostaras Häsin die roten Eier gebracht hatte, wie die Heiden sagen: aber es ist nicht wahr: die Hühner legen sie, die Schaffnerin färbt sie und die Kirche weiht sie: – da rief Biltrud ganz giftig: »Ei ja, schenke doch nur all' deine Eier der blonden Berahta! An der hast du ein sauberes Gespiel! Hat einen Plattfuß, einen Schwanenfuß, wie alle Mädchen von jener Sippe. Ein Erbstück ihrer Ahnin, die eine heidnische Wasserminne war, ein übles, siegzauberndes, schwanenflügliges Weib.« Ich sagte, nein. Aber ich wußte es doch nicht recht. Und es machte mich scheu. Denn vor allem, was von den Heidenwichten stammt, graut mir. Und ich glaubte es beinahe, daß Zauber an ihr hafte. Denn ich muß an deine Schwester Berahta viel mehr denken als ich will, viel öfter als an alle andern Gespielen. Nun, vor ein paar Tagen, als der Wolkenbruch den kleinen Sauerbach so mächtig geschwellt und den Steg fortgerissen hatte, – ich fischte Forellen und sie ging mit und trug den Fang im Schilfkorb – da – wir mußten hinüber, – zog sie die Schuhe unverzagt aus und patschte mit mir durch die Furt. Mir schlug das Herz, wie sie es that: und es graute mir davor, auf ihre Füße zu schauen. Aber es litt mich doch nicht anders: – ich mußte scharf hingucken. Und siehe da: keine Spur! Sie hat vielmehr ein wunderhübsches kleines Füßlein.«

»Hätt'st mich gefragt, hätte dir's längst sagen können,« lachte Pippin. »O, das hätt' ich nicht über die Lippen gebracht – zu keinem Menschen. Aber nun bin ich so froh im Herzen, daß nichts Ungeheures ist an Berahta. Denn, weißt du's: Bischöfe dürfen *auch* heiraten.«

Sechstes Kapitel.

»So,« rief Pippin aufspringend. »Nun wieder in den Sattel.« – »Gleich! Erst das Nachtischgebet.« – Er murmelte einige lateinische Worte. Pippin kratzte aus mit dem linken Fuß und rief gen Himmel blickend: »Danke, lieber Gott! Deine Fische waren sehr gut. Und des Vaters Wein war noch besser! – Ei, was murmelst du denn da ins Wasser hinein?«

Arnulf aber sprach leise, sich neigend, gegen den Bach:

»Wogende Welle,
Fließende Flut,
Fischers Freude!
Neck oder Nixe,
Wer immer hier wohne –:
Dir diene mein Dank.
Für jede fließende Flosse,
Die der Fischer fing,
Die gütig du gönntest,
Sollen dir sieben, sollen dir siebzig
Wimmelnde wieder erwachsen.«

»Hm,« meinte Pippin, das Roß losbindend, welches ihn mit freudigem Wiehern begrüßte. »Neck oder Nixe? – Die hab' ich auch noch in keinem Heiligenverzeichnis nennen hören.«

Arnulf errötete. »Ja, ich weiß wohl. Es sind heidnische Elben. Aber – Sankt Petrus muß mir's schon verzeihen. So oft ich auswerfe in *seinem* Namen: – nicht Eine Flosse! Und dieser uralte Fischerspruch hilft jedesmal. Und fischen ist nun einmal meine Freude – kann's nicht lassen. Weißt du,« fuhr er ganz eifrig fort, »du mußt deshalb nicht gering denken von Sankt Petrus als Fischer. Aber weißt du, – er war ja nie hier im Land. Er ist gut für den großen Meersee und für den Jordan. Hier aber sind ganz andere Fische, von deren Fang er nichts versteht. Und hier walten noch, wie in der Vaterzeit, die alten Wasserelben in den Wellen: so darf's der Fischer mit denen nicht verderben.« »O,« meinte Pippin, »ich hab' nichts dagegen. Nur bitt' ich mir aus, wann ich morgen – der Braten Berahtas geht stark zu Ende! – unser Mahl erjage, daß ich dann auch meinen Weidspruch sprechen darf.« – »Hilft er sehr stark?« – »Immer!« Arnulf kratzte sich hinter dem Ohrlein. »Ja, morgen möcht' ich freilich schon, daß wir Fleisch hätten. – Weißt du: – thu's, wann ich's nicht höre.« – Nun sprang Pippin in den Sattel und half dem dicken Arnulflein hinauf. »Höre,« lächelte er, als der saß, »gar seltsam siehst du aus, mit deinem mächtigen breitrandigen Hut aus Schilfrohr ... –« – »Das ist ein echter Fischerhut! Gegen die stechende Sonne auf dem Wasser.« – »Und mit der langen Angelrute aufrecht hinter deinem Rücken. Mein Köcher und Bogen lassen sich doch besser bergen unter dem Mantel.« – »Dafür ist der lange Stab auch nicht nur zum Fischen nutz! Sankt Peter führt den Stab, mit dem er die Seelen hütet, wie ein treuer Hirt. Vorwärts, sag ich!« Und er gab Wittchen einen Schlag. Aber Wittchen nahm das übel, fuhr zusammen, schlug heftig aus und hätte den hinteren Reiter abgeworfen, wenn der nicht rasch mit beiden Armen den vorderen umfaßt hätte. »Siehst du?« warnte der, »Nüfelchen! Das kommt von der Überhebung! Was hast du *mein* Pferd zu schlagen? Laß du hübsch die Leitung mir.« »Bis wir wieder aus jeder Gefahr sind – in Gottes Namen,« seufzte der andre, ein wenig gedemütigt. –

Gegen Abend, sobald es dunkel ward, bog Pippin aus dem Waldweg auf die große Straße. Als sie an die Brücke der Maas gelangten, fanden sie diese gesperrt durch wagerechte Querbalken, die in die beiden Brückenpfosten links und rechts eingefügt waren.

Laut stieß Pippin ins Hifthorn. Alsbald erschien der Brückenwart und sein Gehilfe, die auf dem westlichen Ufer in einer Mühle hausten. Mit Staunen betrachteten die Männer die beiden schönen lichtlockigen Knaben auf dem weißen Roß. »Du, Herr,« raunte der jüngere, der Gehilfe, »die beiden sind nicht geheuer, mein' ich. Zwei Knaben allein, auf Einem Roß: – wie leuchten ihnen Augen und Haar! – ob es nicht Elben sind?« – »Was Elben! Übrigens: Elben oder Landfahrer: zahlen sie nicht das Pontatikum, so kommen sie nicht herüber. Was seid ihr?« fragte er. »Das hast du nicht zu fragen, Knecht,« erwiderte Pippin. »Du bist nur Brückenwart, nicht Markwächter.« – »Wohin wollt ihr?« Pippin wollte auch hierauf nicht antworten.

»Zu König Chilperich und Königin Fredigundis,« rief aber Arnulf laut. »Siehst du?« meinte der junge Gehilfe. »Die sind nicht geheuer! Die Königin verkehrt mit übeln Wichten, mit Waldherrlein und –« »Weh euch,« fuhr Arnulf fort, »haltet ihr uns auf! Wir ziehen im Dienst von höheren Gewalten.« »Ich bringe dem König wichtige Botschaft,« schloß Pippin. – »Schon recht! Aber erst zahlen.« – »Gewiß! Was macht der Zoll?« – »Einen halben Silbersolidus für jeden Kopf und einen Viertelsolidus für das Pferd.« »Bah,« lachte Pippin, den Lederbeutel hervorziehend, »mit solchem Bettelgeld giebt

man sich da nicht ab, wo *wir* zu Hause sind.« »Hörst du, hörst du?« mahnte der Gehilfe. »»Elben acht' ich auf Erden an gelbem Golde die reichsten,« sagt der alte Merkspruch von den Göttern, Riesen und Elben.« Aber auch der alte Graubart staunte, als er in dem weit geöffneten Beutel alles glitzern sah von seltsamen schweren Goldmünzen fremden Gepräges. Pippin nahm eine Handvoll heraus und warf sie dem Alten in den hingehaltenen Hut. »So! Das wird reichen! Für dich und Kind und Kindeskind.« »Merkst du's?« flüsterte der Gehilfe. »Auf Elbengold liegt Heckezauber: es schwindet nicht, es blüht und wächst.«

Einstweilen hatte der andre die schweren vorn in Eisen gefaßten Balken mit einem Hakenschlüssel aus der Sperre gelöst und schob sie langsam zurück; während Wittchen behutsam auf das glatte Brückenholz trat, griff der Alte mit einem finstern Blick an den Skramasachs, den er im Gürtel trug. »Was Elben! Hilfloze Kinder sind's! – Ich hätte Lust, ihnen Gold und Leben zu nehmen ... –« Aber Arnulf hatte die leise Handbewegung bemerkt und den bösen Blick: »Mord,« rief er mit heller Stimme, »Mordgedanken seh ich hinter gefurchter Stirn. Wehe dir, Wegwart! Wir ziehen heiligen Weges, von den Unsichtbaren gehütet.« Der Alte erschrak, er trat zur Seite: sein Gehilfe sank ins Knie und streckte mit abgewandtem Gesicht abwehrend die Hände gegen Arnulf. Pippin aber gab Wittchen den Sporn und blitzschnell sprengte das Rößlein über die dröhnende Brücke. »Du,« lachte Pippin, »das hat geholfen! Weiß Gott, für wen die uns halten. Aber weshalb hast du die Heiligen nicht genannt?« »Wohlweislich,« schmunzelte der. »Sahst du nicht? Der Alte trug ein Kreuz, der Junge aber das Hammerzeichen am Halse: der eine glaubt mehr an die Engel, der andere mehr an die Elben: ich wählte die Worte – für beide bedrohlich.« –

Als es ganz finster war, näherten sie sich abermals einem Wasserlauf, einem Nebenfluß der Maas. Pippin wußte, daß eine Brücke, – ohne Zollrecht – auch über dieses Gewässer führe und tröstete damit seinen Freund, der nicht gern im Dunkeln sich einer Furt anvertraut hätte. Plötzlich hielt Pippin das Pferd an und lauschte nach rückwärts: »Hörst du nichts?« – »Doch! Ich meine.« – »Jawohl! Ferne Hufschläge! Mehrere Reiter! Wahrscheinlich unsere Verfolger. Sieh, eine Fackel taucht dort aus dem Gehölz.« – »Was thun?« – »Vorwärts! Unter die Brücke!« Und vorwärts jagte das Roß; bald war die Brücke erreicht; beide sprangen ab und führten vorsichtig das Pferd unter den ersten Bogen, es so stellend, daß es von der Straße her völlig durch die Wölbung der Brücke verdeckt war; sie kauerten beide unter dem Bauch des Tieres auf der Erde.

Näher und näher kamen die Hufschläge; die Lauschenden hörten lautes Rufen.

»Sie rufen uns, unsere Namen,« flüsterte Pippin.

»Das sag' ich dir, heiliger Petrus,« flüsterte Arnulf, »ist mein lieber Vater dabei und ruft mich – dann! – dann, glaub' ich, folg' ich meinem Vater!« »Kann's nicht loben,« brummte Pippin; »aber ich bin doch recht froh, daß meiner nicht dabei sein *kann!*« Nun hatten die Reiter die Brücke erreicht: »Arnulf! Pippin! Arnulf! Pippin!« riefen sie in die Nacht hinaus. »Es ist nur der Großknecht,« hauchte Arnulf erfreut. »Der kann lange schrei'n.« »Und unser Müller. Der ist ein wenig viel dumm!« flüsterte Pippin. »Es ist umsonst,« sprach einer der beiden Reiter und leuchtete mit der Fackel über die ganze Brücke hin. »Hier sind sie auch nicht,« bestätigte der andere. »Sie können auch noch gar nicht so weit gekommen sein.« – »Doch wohl! Wittchen läuft flink.« – »Man sah auch nirgend eine Rossespur.«

»Nur Eine – manchmal, wo die harte Straße weicher war. Aber dieser Eine Reiter ritt von West nach Ost.« – »Kehren wir um.« – »Ja, es ist so nicht geheuer an dieser Brücke. Es solle hier ein grauser Mord geschehen sein. Seit dem ...« – »Horch, das war ein Seufzer!« – »Ein Stöhnen unter der Brücke her!« – »Fort!« – »Rasch fort!« Und sie jagten zurück des Weges, den sie gekommen.

Als Pippin lachend das Pferd unter der Brücke hervor und wieder auf die Straße führte, kniete Arnulf nieder und betete gar feierlich: »Ich danke dir, heiliger Petrus, auch für das *neue* Wunder.« – »Was für ein Wunder? Die Dummheit des Müllers ist schon ein altes.« – »Sankt Peter hat offenbar doch Wittchens Spur umgekehrt.«

»Nein, Nülflein!« lachte Pippin aus vollem Halse. »Dieses Wunder hab' ich selbst gethan. Ich habe Wittchen die Hufe verkehrt aufgenagelt. – Vorwärts! Jetzt, Wittchen, sollst du tüchtig laufen. Schau, der liebe Herr Mond taucht dort aus dem dunkeln Tannenwald:

Eia, Eia, lieber Lichtherr,
Laß dein lindes Licht uns leuchten!
Wegfährtig Wandernder Wegetrost!«

Sechstes Buch.

Erstes Kapitel

In dem königlichen Gehöft Chelles bei Paris war große Freude.

Denn der neugeborne Sohn Frau Fredigundens war, etwa zwei Monate alt, feierlich aus der Taufe gehoben worden. Der Vater gab ihm den Namen: »Chlothachar«. »Denn,« sprach er zu Fredigunden, die glückstrahlend alle Festlichkeiten an seiner Seite mitmachte, »mein Vater Chlothachar hat alle drei Reiche: Austrasien, Burgund und Neustrien, beherrscht; möge der Name ein gutes Vorzeichen sein für unsern Knaben. Und es sagen alle alten Leute, die meinen Vater in jungen Jahren gekannt, auch dieses Kind in der Wiege wieder – wie schon die süßen Knaben, die wir verloren, und die schöne Rigunthis – sei ruhig, Gundelchen! so schön (und so schlimm) wird sie keinesfalls, wie du! – sehe meinem Vater noch viel, viel mehr ähnlich als mir oder dir.« Am Abend spät nach der Tauffeier, als sich die Königin von der Tafel schon lange zurückgezogen hatte, trat Chilperich freudig an ihr Bett: »Schläfst du schon? Nein? Das ist recht! Höre! Frohe Botschaft,« rief er, »frohe Botschaft, Gundelchen.« »Nachricht von Metz?« ihre Augen leuchteten freudig auf. »Jawohl. Du weißt, bei der letzten Zusammenkunft war ausgemacht, – allzu gefährlich ist der Verkehr durch Briefe! – falls die beiden schlagfertig, nur das Eine Wort mir sagen zu lassen: ›Es geht dem Hamster an den Bau.« Nun, soeben kam ein Falkner von Herzog Gundovald an, der mir diese Losung meldete.« – »Das heißt also: am ersten Tage des Oktobermonats schlagen wir alle los?« – »Jawohl! Auf allen Seiten zugleich! Der arme, dicke Hamster zu Orléans! – Wird er erstaunen!«

»Bah, kein Mitleid mit dem. Er soll neuerdings ganz verdächtig oft Boten senden an das Gotenweib, an Herzog Lupus von Champagne, an – andre mehr! Während er uns auf die Nachricht von unseres süßen Knaben Geburt noch nicht die üblichen Glückwunschgaben geschickt hat! Sein *ganzes* Reich solltet ihr ihm nehmen!«

– »Gönn' ihm die paar Städte da unten an der Rhone! Sie sind nicht der zwanzigste Teil seines Reichs.« – »Das andere erhältst alles du?« – »Gewiß! Und auch von Auster noch ein gutes Stück.« – »Was bedangen sich die beiden dafür aus?« – »Egidius nur Gold – sehr viel allerdings. Gundovald die Champagne von Reims, wo bisher Lupus waltete, als eignes Herzogtum.« »Ist viel,« meinte Fredigundis und verzog den schönen Mund.

»Hi, hi! Er *hat's* noch nicht,« lachte Chilperich. »Erst soll er die Arbeit thun. Dann, ist er entbehrlich geworden, er trinkt stark: – vielleicht ...« »Ja, nicht alle Tränke sind gesund,« lächelte sie. »Und der Knabe – Childibert?« – »Wird zum Mönch geschoren.« Fredigundis zuckte die Achseln. »Wieder einmal Einer? Es soll schon manchmal ein Geschorner sich wieder haben die Haare wachsen lassen! – Nun, er soll schwächlich sein. – Und das Weib, die Gotin? Soll sie auch diesmal am Leben bleiben?«

Chilperich stand auf; er schüttelte den Kopf. »Ei, Gundelchen, was hat sie dir zu Leide gethan? Kein Leben verfolgst du so unerbittlich. Warum?« »O,« sagte sie langsam, mit

ihrem schönen Haare spielend, »ich habe viel an ihr zu rächen. Einen Stoß in den Schmutz bei ihrem Einzug in Marseille. Und ... andres! Und vor allem, daß sie im Purpur, ich – im Sklavenstand, im Staub geboren bin.« – »Laß sie doch atmen, die unglückliche Witwe!« – »Warum ist sie Witwe? Wer befahl ihr, Herrn Sigibert zu heiraten? Wer befahl ihr, Herrn Sigibert auf uns zu hetzen, bis wir schier erlagen in Tournay? Hast du die Angst jener Nächte vergessen? Ich nicht! Und daß sie zum zweitenmal verwitwet ward – ist das meine Schuld? Ha so! Ich vergesse immer. Die Gotin ist nicht nur deine Schwägerin, – auch deine liebe Schwiegertochter! Deshalb dir doppelt wert!« »Du hast recht!« rief er zornig. »Straf' mich Gott, wenn ich ihr *das* vergebe.« – »Wer wird den Kriegsbefehl führen?« – »Dein Schützling Boso und Gundovald. Ihr Plan ist trefflich. Guntchramn wird, mitten im Frieden, so völlig überrascht, daß er gefangen ist, bevor er vom Angriff nur erfahren hat.« – »Dank für die Nachricht! Darauf läßt sich herrlich schlafen.« –

Und als die großen mehrtägigen Gelage vorüber waren, die auf das Tauffest folgten, nahm Chilperich von seiner Gemahlin auf ein paar Tage zärtlich Abschied, um in dem großen Königswald, dem Bannwald, der sich, gleich hinter Chelles beginnend, viele Meilen gen Osten hinzog, zu jagen. Immer wieder küßte er sie und schloß sie in die Arme. »So schön, so zauberschön bist du noch nie gewesen. Laß mich auch den Knaben nochmal sehn.« – »Nicht gern, Schätzlein. Er schläft. Und zumal im Schläfe soll man ihn nicht umhertragen.« – »Warum?«

– »Wegen des bösen Blicks, der dann am schärfsten trifft; seine vier Brüder sind ohne Zweifel von meinen Feinden zu Tode gezaubert: – vielleicht durch bösen Blick. Sorgfältig hüte ich deshalb diese unsre jüngste Hoffnung vor jedem Fremden, vor jedem Lufthauch!«

»Nun, wie du meinst!«

»Sieh,« rief sie, »dieses Kind, dieser Knabe ist ja das Pfand, das ich von den Heiligen mir ausgebeten habe. Als – als jenes vierfache Unheil uns befiel, da ward ich einen Augenblick fast irr an meiner Lehre, worauf ich doch all' mein Leben und seine Werke gebaut. Am Ende, sagte ich mir – und das, *das* war die Verzweiflung! – Das könnt' ich nie ertragen, – dies Einzige nicht! – Am Ende hast du die Heiligen doch nicht bestechen können und diese vier Schläge sind ihre Strafen. Da war ich dem Allerletzten nahe. Schon hatt' ich mir einmal ein rasches Tränklein gebraut: – diesmal nicht für andere – aber: – mir versagte der Mut. An Dolch und Strick und Wasser konnt' ich schon gar nicht denken. Ich hatte mir den Trank mit Honig recht versüßt: – doch ich fand den Mut auch dazu nicht! Und welches Glück, daß ich so feige war.« – »Jawohl! Der Mut ist der Tugenden dümmste: er tötet seinen Herrn.« – »Bald darauf fühlte ich, daß Riginthis ein Geschwister haben werde. Da hab' ich geradezu gewettet mit den Heiligen: wird's ein Knabe, meiner heißesten Wünsche Krönung, dann ist meine Rechnung richtig, dann soll's ein Zeichen sein, daß ich die Heiligen mir sicher weiß –! Du ahntest davon nichts – aber als du mir entgegenriefst ›ein Sohn‹ da ... –« – »Da glaubte ich wirklich, du seist wahnsinnig geworden, so überschwenglich, so rasend war dein Jubel und dein Glück.« – »Verstehst du's jetzt, Männchen? Dieser Knabe bedeutet mir nicht nur im Leben das Frankenreich, – auch nach dem Tode das gesicherte Himmelreich, Soll ich ihn nicht hüten?« – »Du hast recht. Wie immer! Leb' wohl! Auf zwei kurze Tage.«

Zweites Kapitel

Alsbald ritt der König mit wenigen Begleitern aus dem großen Hofthor. Von dem steinernen offenen Pfeilergang aus, der mit schönen Rundbogen um das Hochgeschoß hinzog, grüßte sie ihn noch einmal, nachwinkend mit der weißen Hand.

Nun rief sie nach Rulla. Statt ihrer trat eine andere Dienerin ein und sprach: »Rulla ist bereits fortgeritten.« – »Wohin?« – »Das mußt du wissen, Königin. Du hast sie entsendet,« Ein schallender Schlag auf die Wange war die Antwort. »Würid' ich dann fragen? – Was ist mit ihr?«

»Ich traf sie vor kurzem,« erwiderte zitternd die Gezüchtigte, »wie sie mit Rando auf ihrem Maultier aus dem Hinterthürlein des Gartens ritt. »Wohin?« fragte ich. »Fort« sprach sie leise. »Die Königin!«

Fredigundis schob die Dienerin zur Seite und eilte in das kleine Gemach, in welchem Rulla und deren Knabe schliefen.

Alles war darin unverändert, nur die Schmucksachen und Kleider, welche die Herrin beiden geschenkt hatte, lagen und hingen, sorgfältig aufgereiht, sämtlich nebeneinander. Auf einer Truhe lag ein zusammengefalteter Zettel; die Königin nahm ihn, riß ihn auf und las: »Mein Beichtiger, o geliebte Herrin Fredigundis, ein neuer, den ich erst kürzlich aufsuchte, hat mir auferlegt, dich zu fliehen, wenn mir meine und meines Kindes Seele teuer sei. Ich seh' es ein. Arger Thaten viele wußte ich von dir, mehr ahnte ich. Vergebens bat ich dich gar oft, vom Bösen abzustehen: umsonst. Ich gehe ins Elend mit meinem Knaben. Das ist hart. Härter noch ist, dich verlassen. Denn ich danke dir meines Kindes Leben wie das meine. Aber die Seele, die unsterbliche, geht vor. Ich danke dir für alles noch einmal, ich küsse deine Füße. O Fredigundis!« –

Finster zog diese die dunkelroten Brauen zusammen, während sie den Zettel in kleine, ganz kleine Stücke zerriß. »Hm,« flüsterte sie, »Wie dumm ich bin! Das thut mir – beinah – weh. Ich war an sie gewöhnt, wie an ein treues Tier aus der Kinderzeit. Undankbare! – Nein: ich weiß, es ward ihr schwer. – Thörin denn! – Als ob ich nicht vortrefflich stände mit den Heiligen. Ins Elend rennen! Wie unsinnig!« –

Und sie ließ sich den Säugling bringen; aber sie fühlte sich so seltsam bewegt, daß sie das Kind nicht an die Brust legen konnte, nicht wollte. Sie übergab es wieder den Dienerinnen. Sie ging raschen Schrittes im Gemach auf und nieder. »Thörichte Pfaffen,« murmelte sie. »Was wissen sie von meinem Guthaben bei den Heiligen. Wenn ich nur rechne ... –«

Da meldete ein Diener, ein Graf aus Austrasien bitte um Gehör. Es sei dringend. Es gehe nicht ihn an, sondern die Königin in Person und den König. Es sei sehr wichtig. »Erwünschte Arbeit!« rief Fredigundis und die Falten glätteten sich auf ihrer Stirn. »Bringt andre Gedanken. Laß ihn die Waffen ablegen, führ' ihn herein und geh.«

Sie schritt noch einmal durch das Gemach; sie warf einen langen Blick durch das Fenster auf die Straße, auf welcher der König in den Wald geritten war: »Ich wollte, er wäre zurück,« sagte sie, nachdenklich. »Ich weiß nicht, warum? Aber... –«

Der Vorhang des Eingangs rauschte: sie wandte sich: zwischen den Vorhängen stand, hochaufgerichtet, in reichem Gewand, ein Mann, aus dessen bleichen, edeln

Zügel sie eine Erinnerung grüßte, für welche ihr doch der Name fehlte.

Der Mann, das Auge fest auf sie gerichtet, wankte: er griff in die Vorhänge, nach den Pfeilern des Eingangs: »O ihr Heiligen,« – brachte er hervor – »schützt mich! Wie schön ist sie geworden!« Der abermalige Sieg ihres so oft erprobten Reizes gab ihr die Freude, die Überlegenheit wieder. Sie lächelte sehr anmutvoll: plötzlich fand sie auch den fehlenden Namen: »Landerich!« rief sie, rasch einen Schritt näher tretend, »alter Freund! Willkommen!« Und sie streckte ihm beide Hände entgegen: ihre Augen blitzten unheimlich: sie weidete sich an der fassungslosen Erregung des stattlichen Mannes. »Landerich!« wiederholte sie, hell, übermütig lachend, und noch einen Schritt näher gleitend wollte sie eine Hand auf seine Schulter legen.

Aber rasch trat der Gast zur Seite: abwehrend hielt er ihr den rechten Arm entgegen.

Sie stutzte. Ihre Brauen zogen sich wieder zusammen: kalt und höhnisch lächelte sie jetzt: »Ah! Der Nachbarssohn trägt nach! Noch immer? Das ist lang! Er ist noch immer böse, weil ich damals, bei dem Stelldichein am Waldesrand, nicht – noch, *noch* länger wartete! Ja, das merke dir für dein nächstes Stelldichein: – wer sein Mädchen harren läßt, der muß die Folgen tragen, verliert es die Geduld. Hei, wärest du damals rechtzeitig gekommen, – wie vieles wäre doch anders! Aber ich danke deiner Saumsal! Ihr danke ich die Krone von Neustrien.« »Und die Verdammnis,« stöhnte Landerich auf. »Das laß du doch *meine* Sorge sein. – Aber, warum eigentlich hast du mich damals – ich sollte ja doch dein ›Weib‹ werden! – auf dem Waldweg! Ohne Priester! – Es schien dir doch sehr damit zu eilen! – Warum hast du mich warten lassen?« – »Warum? Ich betete für dich – im voraus – um Verzeihung für die Sünde, zu der ich dich verleiten wollte.« Hell auf, schallend, lachte Fredigundis. »Da hat es mein Merowing schlauer gemacht! Er raffte mich fort, die reife, rote, süße Beere, die er am Waldstrauch nickend fand – harrend, verlangend des Pflückers – und, nachdem er mich geraubt – dir und mir selbst mich geraubt: aber ich wehrte mich nicht gar lange! – *nachher* hat er für die süße Sünde gebetet und den Heiligen geschenkt: mein ganz Gewicht – ohne Kleider – in Wachs! Lache doch, Landerich! Warum lachst du denn nicht?« Und sie hüpfte auf ihn zu und wollte ihn höhnisch am Barte zausen. Aber sie erschrak: über sein schönes, edles Antlitz zuckte es wie Grauen und Abscheu: – Abscheu, trotz des Verlangens, das – sie fühlte es wohl – den starken Mann durchrieselte.

»Laß, laß ab von mir, o Königin.«

Allein sie hatte keine Lust, von ihm abzulassen. Schon um die ernste, finstere Stimmung zu verscheuchen, in welche sie Rullas »Abfall« versetzt, gab sie sich ganz der Freude hin, die ihr stets der Anblick eines durch ihren Reiz Entzündeten gewährte. Und daß dieser Mann, den sie so tödlich gekränkt, nach alledem und nach so vielen Jahren, noch immer nicht sich von ihr reißen konnte, das erfüllte sie mit sehr angenehm kitzelnder Schadenfreude. »Eigentlich,« fuhr sie fort, von ihm zurücktretend und ihn mit prüfendem Blick messend vom Scheitel bis zu den Sohlen, »eigentlich müßte ich dir sehr böse sein.« – »Ihr – mir?« – »Jawohl! Was fiel Euch bei, Herr Graf, König Chilperichs Dienst und Reich zu verlassen, sonder Urlaub? Wißt Ihr nicht, daß dafür allein Anklage wegen Hochverrats erhoben werden, der Kopf Euch abgeschlagen werden konnte? Wäre schade um diesen Kopf! Ihr seid viel hübscher, stattlicher, kraftgedrungener geworden, Graf, als man dem weichen Knaben damals ansah an der Wutach schilf'gem Ufer. Nein, im Ernst! Wie konntet Ihr meines Herrn Schwagers, – den

jetzt der Himmelsherr unter seinen schönsten Engeln hat –, Herrn Sigiberts, Dienst suchen? War er doch mein schlimmster Feind! Und ich – ich hätte Euch soviel nützen mögen am Hofe Chilperichs! Zu meinem Kämmerer, ja zum Wächter meines Schlafgemaches – *cubicularius*, nicht? – hätt' ich Euch längst gemacht. Statt dessen werdet Ihr Graf im äußersten Nordosten und schlagt Euch jahrelang mit Wenden herum und Awaren! Was suchtet Ihr in diesen vielen Schlachten?«

»Den Tod! Oder das Vergessen! Beide mieden mich! Immer und immer wieder, am einsamen Wachtfeuer, in der schweigenden Nacht des Wendenwaldes, in dem Fieber der brennenden Pfeilwunde, im wachen Traum über den Awarensumpf hinschweben, wie ein Irrlicht, – immer wieder sah ich dich, deine gleißende Zaubergestalt. O wie betete ich zu der heiligen Jungfrau, deine sündige Schöne vergessen zu können, deinen Namen nicht mehr vor mich hinflüstern zu müssen – selbst in der Kirche. Umsonst! Stets standest du vor meiner Seele.« Er hielt schweratmend inne.

Tief befriedigt werdete sie sich an seiner Erregung. »Jetzt weiß ich, warum. Und ich danke der heiligen Jungfrau für alle Qualen dieser Jahre: denn ich litt sie – um dich, um deine Seele zu retten vor dem ewigen Verderben.« Gelangweilt wandte sie jetzt den schönen Kopf. »Du willst mir wieder predigen? Wie schon damals – auf der Ziegenhalde? Höre, das spare dir! Und zumal heute. Ich habe heut' schon schriftlich genug davon gehabt. Brauch's nicht auch mündlich noch. Und es hilft nicht.« – »Es muß helfen.« – »So? Muß es? Soll ich vielleicht die Krone niederlegen und, wie Sankta Radegundis, die unaussprechlich langweilige, in eine Klosterzelle gehen? – Seh' ich aus wie eine Nonne, Landerich?« rief sie; und mit rascher Wendung das Haupt schüttelnd, ließ sie das Gewoge ihres prachtvollen Haares über ihre weißen Schultern fluten.

»Höre mich an!« sprach er streng. Aber er senkte dabei die Wimpern, ihren Anblick auszuschließen. »Ich mag nicht!« rief sie übermütig. »Siehst ja so ernst aus, als kämst du selbst aus einer Büsserzelle. Wo kommst du eigentlich jetzt her?« – »Vom Grabe deiner Großmutter.« »Ist sie endlich tot?« lachte die Königin. »Glaubte schon, sie habe sich mit einer ihrer Kesselbrühen unsterblich gezaubert, die alte Sudhexe.« – »Undankbare! All' diese Jahre hast du sie nie gesehen.« – »Nein. Könige lieben es nicht, daran gemahnt zu werden, daß ihrer Königinnen nächste Spindelmagen alte Bettelweiber sind.– Übrigens schickte ich ihr einmal – die dumme Rulla drängte mich dazu! – Geld, ziemlich viel Geld. Was that die Wahnsinnige? Sie warf's dem Boten ins Gesicht, sagte, ich sei die Tochter des Teufels und sie wolle nie mehr von mir hören. *Den Willen that ich ihr!* – Gern auch noch!« –

»Höre aber nun ihr letztes Wort.« – »Ich mag nicht.« – »Du mußt! – Es ist doch hier niemand, der lauschen könnte?« Ängstlich schlug er die Vorhänge des einzigen Einganges auseinander. So furchtbar ernst klang seine Rede, so verzweiflungsvoll war der Ausdruck seines Antlitzes, daß sie doch stutzig ward. »So rede! Aber mach's kurz!« – »Zerschmetternd kurz. Fliehe von König Chilperich: – denn du bist seine Schwester!«

Drittes Kapitel

Einen Augenblick fuhr sie zurück. Sie erbleichte, aber sie wankte nicht: »Das – das ist – « sie wollte sagen: »Nicht wahr.« Aber sie sah in Landerichs Augen, und sie konnte

es nicht sagen. Noch einen Augenblick stand sie starr vor Staunen und Schreck.

Dann sprang sie hoch in die Höhe, schlug die Hände laut patschend zusammen und frohlockte: »Ha, so bin ich denn *auch* von königlichem Blut, – wie die Gotin! Bin eine Königstochter! Vom Merowingenstamm! Kein Bettelkind! Zu Thron und Krone geboren! Das – ja, das macht mir die eigne Art erst klar. Ich glaub' es! Ja! Ja! Ich seh' ihm, ich bin ihm ja so ähnlich in gar vielen Stücken. Er sagte es oft selbst. Aber *wie* kann das zusammenhängen? Hei, und unsre Kinder! – Alle Leute sagen's: – sie sehen alle aus wie König Chlothachar. *Der* also ist ihr Großvater von Mutter wie von Vater Seite her.« Mit Blitzesschnelle jagten diese Gedanken, diese Schlüsse durch ihr Hirn. Und rasch, wie sie ihr aufstiegen, sprudelte sie die Worte hervor.

»Entsetzliche! Und andres fällt dir hierbei nicht ein? Blutschande! Dein Bruder dein Gatte! Du darfst ihn nie mehr wiedersehen!« »Oho!« sagte sie, sehr langsam und sehr kühl. Aber eiskalt fiel es ihr doch aufs Herz. »Die Heiligen? Die dürfen mir dafür nichts thun. Ich wußt' es ja nicht!« – »Aber *jetzt* weißt du's! Flieh! *Sofort!*« »Oho! Sachte!« wiederholte sie und ließ sich, von der Erschütterung nun doch überwältigt und von dem Kampf widerstreitender Antriebe, langsam auf eine Ruhebank gleiten. »Gemach. – Wie würde denn das alles werden, wenn es bekannt würde? Laß sehen! Mein süßer Sohn – er heißt also wie mein Vater: – welche Fügung der Heiligen!« – aber sie zitterte doch an allen Gliedern, als sie das sagte – »mein Chlothachar – er könnte dann wohl nicht ... –« – »Nie darf er die Frankenkronen tragen! In Blutschande gezeugt! Und du – du mußt sofort verschwinde!« Der König darf dich niemals wiedersehen.« »So?« sagte sie gedehnt. »So? Das ist also deine Meinung?« Sie rang nach Fassung. Sie suchte leise, zitternd nach einem Ausweg.

»Aber – um Gotteswillen –! Kann's eine andre Meinung, – andre Lösung geben? Graut dir denn nicht in tiefster Seele vor Gemahl, vor Kind und Krone?« »Gar nicht!« rief sie und versuchte aufzustehen. Jedoch die Knie versagten ihr; sie mußte sitzen bleiben. »Ganz und gar nicht! Denn: – es ist ja alles nicht wahr!« lächelte sie nun mit stechendem Blick.

»Fredigundis! Belüge dich nicht selbst. Du hast es ja selbst als wahr gefühlt, beim ersten Hören.« – »Das war ... Scherz. – Erzähle deine Fabel! Sie macht mir Spaß.« – »Du *weißt*, daß ich nicht fable. Dein bleiches Antlitz verrät dein wahr Gefühl. – Höre. Ich kam – vor Monden – schwer verwundet in die alte Heimat. Ich suchte Heilung für den Leib in dem alten Erbsitz! – ach und ich suchte für die sieche Seele – *deine* Spuren dort: am Fluß, auf der Ziegenhalde, im Walde. Wirklich genas ich allmählich. Deine Großmutter – gleich hatte ich sie aufgesucht – fand ich sehr schwach, sehr krank und wie von namenloser Angst zu Boden gedrückt. Ich meinte manchmal – sie, – sie sei nicht bei gesundem Geist.« – »Aha! Und auf die Fieberrede einer Verrückten hin ... –?« – »O nein, dieser Trost – richtiger, ich seh' es: diese Ausflucht – bleibt dir nicht! Oft sagte sie mir, ein fürchterlich Geheimnis quäle sie. Aber sie dürfe nicht sprechen: das eben sei die Qual dabei. Als sie ihr Ende herannahen fühlte, beschwor sie mich, ihr den Diakon zu holen, der in der Nähe der Anianuskirche wohnt. Er kam, sie beichtete. In äußerster Verstörung eilte der Priester zu mir und beschwor mich, im Namen der Sterbenden, im Namen aller Heiligen an ihr Lager zu eilen, ihren letzten Auftrag entgegenzunehmen. Der Mann sank in Ohnmacht, nachdem er das ausgerichtet. Ich fand sie völlig klar und ruhig. Und erleichtert von furchtbarem Gewissenskampf, den sie

getragen Jahre, jahrelang, seit deiner unseligen Hochzeitsfeier zu Rouen.« »Mach's kürzer,« herrschte sie ihn finster an. »Wohlan, sehr kurz. – Du weißt, erst wenige Tage vor deiner Geburt sind deine Mutter und deine Großmutter aus der Nähe von Paris, wo sie auf der Villa eines Großen als unfreie Mägde gelebt hatten, auf jenen Hof verkauft worden, der damals dem König Chlothachar gehörte, später durch Tausch auf meinen Vater übergang. Dein Vater – das heißt der Arme, der dafür galt! – war freilich ein freier Mann gewesen und er hatte deine Mutter loskaufen wollen von ihrem Herrn, um sie zu heiraten, loskaufen mit fast all' seinem Vermögen. Nahezu die ganze, aber freie Scholle hatte er deshalb versilbern müssen.« – »Weiter! Ist gleichgültig!« – »Deine Mutter soll sehr schön gewesen sein ... –« – »Doch lange nicht wie ich, sagte die Ahnin oft.« – »Am Tage, da in der kleinen Kapelle des Dörfleins bei Paris der Priester den wackern Francio und seine Fredigardis traute, kam plötzlich – zufällig, so glaubte man – König Chlothachar, der wilde, heißblütige, angesprengt mit seinem Jagdgefolg. Er sah das Paar, das, soeben eingesegnet, die Kapelle verließ. Vom hohen Rappen schaute er hernieder auf die Hochzeitsleute. Plötzlich rief er Francio herbei und fuhr ihn an: »mein Heerbann ist schon unterwegs gegen die Kelten! Was säumst du noch hier, träger Bauer? Ergreift ihn! Führt ihn in Fesseln dem Heere nach! Sofort!« Und flugs war der Neuvermählte auf ein Roß gebunden und fortgeschleppt in sausendem Ritt. Die junge Frau aber ward zum Dienst des Königs in dessen Jagdhaus befohlen. Nie hat man Francio wiedergesehen. Ein paar Tage darauf erschien sie wieder in der Hütte der Mutter. Sie klagte über Gewalt; die Alte wollte verzweifeln vor Wut und Weh, aber der König hatte Mutter und Tochter ihrem Herrn abgekauft und befahl nun beiden, auf das damals noch dem König gehörige Gut an der Wutach zu ziehen, das seinen Jagden näher lag. Knechte des Königs führten die beiden Weiber dorthin. Nach acht Monden dann wardst du geboren. Deine Mutter aber kam dabei zu sterben. Da gestand sie der Alten, – im Angesicht des Todes – daß alles verabredet war. Nicht Zufall und nicht Gewalt. Schon ein paar Wochen vor der Hochzeit mit Francio hatte der König sie beim Jagen im Walde gefunden. Und sie – deine Mutter ... –«

»Auch im Walde? Beim Jagen? – Wie seltsam! Nun? Was stockst du?« mahnte Fredigundis, welche den Kopf vorgestreckt, die beiden flachen Hände auf den beiden Knieen ruhend, durstig jedes Wort seiner Erzählung aufgesogen hatte. »Deine Mutter ward lieber als das Eheweib eines wackern Mannes, der ihr all' sein Gut geopfert und sein Leben geweiht, eines Königs – Dirne!« »Ja, ja,« sagte Fredigundis. »Hab's schon verstanden. So was mag geschehen. Weiter.« – »Weiter? – Jetzt gestand deine Mutter im sterben ihre Schmach, ihre Schuld: der König hatte sie ja vergessen! – Nie war er an die Wutach gekommen; sie erbettelte ihrer Mutter Verzeihung und nahm ihr einen furchtbaren Eid ab, solange sie lebe das Geheimnis ihrer Schmach und deiner sündigen Herkunft keinem Menschen zu verraten.« – »Und die Alte plaudert's dem Pfaffen aus und dir ... –« – »Sie hatte geschwiegen, nur zu treu geschwiegen! Geschwiegen auch, da sie ihre Enkelin des eignen Bruders Eheweib werden sah!« – »Wohlan! Das große Unheil, daß ich unter Krone ging, war doch einmal geschehen. Warum schwieg sie nicht bis in ihr Grab?« – »Weil ihr die Gewissensqual das Herz abdrückte! Vor dem Sterben hat sie beichtend gefragt, was die größere Sünde sei, diesen Eid zu brechen oder ihn zu halten? Der Diakon sagte ihr, das einzige Mittel, die Schuld des jahrelangen Duldens dieser Todsünde zu sühnen, sei: zu sprechen und dich so aus des Bruders Armen zu reißen. Er, der arme Priester, wagte es nicht, vor Fredigundis, die schreckliche, zu

treten mit solchem Wort. *Mir* solle sie's entdecken und *mir* den Auftrag geben, dich zu retten. Sie that's. Sie flehte mich an, dich zu erretten; ich versprach's und sie starb getröstet. Und spornstreichs eilte ich hierher und ... –«

Fredigundis stand rasch auf. Sie hatte nun ihren Entschluß gefaßt; sie war ganz gelassen.

»Und alles das hast du erlogen. Kein übler Einfall! Aber du hättest nicht vorher gestehen sollen, daß du mich noch immer liebst. Kein übler Einfall, mich von des Gatten Seite hinwegzuzwingen, in irgend einen Versteck! Vielleicht in jenes Waldhaus, he? wohin ich schon damals gebracht werden sollte? – Du würdest dich dann wohl bald einfinden und die schöne Büsserin trösten.« Entsetzt starrte Landerich sie an: »Fredigundis – welche Selbstbelügung! Jeder Ton deines Mundes verrät es: – du weißt es – du weißt es so gut wie ich, der ich die Qual der Sterbenden sah – denn du siehst *meine* Qual! Du fühlst es: alles ist wahr. Du *bist* des eignen Bruders Weib! Und du willst ...–« – »Es *bleiben*! Ja denn! – Ich wußte es ja nicht. Ich ward es ohne Schuld. Und jetzt dem Glanz entsagen, meinen Knaben brandmarken, enterben? Nein!«

»Und du gestehst mir das ein?« – »Warum nicht, da uns niemand hört? Ja! Was soll ich dir unnütz lügen? Ja, ich glaub' es, ich fühl' es: es ist so. Aber wage es,« – und funkelnden Auges, drohend, trat sie auf ihn zu – »wag' es, noch Einer Seele davon zu sprechen. Dann – ich deutete dir vorhin meine Verteidigung an, die dich zerschmettert; wag' es! Und Chilperich erfährt, daß du mir soeben deine sündige Gier nach seinem Weibe verraten. – Meinst du, er wird mir dann nicht glauben, daß du das Ganze erlogen hast, mich von ihm zu trennen? Meinst du, er wird schwanken zwischen dir und Fredigundis? Hättest du sechs Köpfe, er schlug' dir sie alle ab, ehe er eine Locke hergiebt dieses roten Haares.« – »Und – du – wolltest – sein Weib bleiben!« – »Ich sagt's schon dreimal.« – »Nun denn! Dank sei den Heiligen im Himmel: es giebt ein Mittel, dich zu zwingen.« Und im Augenblick war er verschwunden. Sie starrte vor sich hin. »Welch' Mittel kann er meinen?« Sie *mußte* es denken, *mußte* sich immer wieder fragen.

»Ich finde es nicht. Bah, gleichviel. Aber ich hätte ihn nicht so offen abweisen sollen! Gewinnen muß ich ihn. Das wird, denk ich, nicht allzuschwer werden.« Sie holte einen kleinen Silberspiegel aus einem Geschmeidekasten hervor und warf einen Blick hinein. »Sein eigen Geschenk! Noch von der Wutach her!« – Befriedigt legte sie den Spiegel nieder. »Er kann das Haus noch nicht verlassen haben. Ich such' ihn auf!«

Viertes Kapitel

Ganz nah an die Königsvilla reichte im Osten der Königswald, so daß man oft am Abend die Rehe aus dem Waldsaum der hohen Buchen hervor auf die schöne Wiese treten sah.

So hatte König Chilperich nicht weit zu reiten gehabt, bis das Weidwerk beginnen konnte. In wenigen Stunden hatten Jagdspeer und Pfeil einen stattlichen Hirsch, einige Rehe und einen ganzen Haufen von Federwild zur Strecke gebracht. Etwa eine Meile waldeinwärts stand neben einem schmalen Brunnlein, das aus dem dichten Moose quoll, ein kleines Jagdhaus, in dem man übernachten wollte, am folgenden Tage ganz

früh beim Morgendämmer das Jagdwerk wieder aufzunehmen und tiefer in den mächtigen fast eine Tagereise weit gen Osten sich erdehnenden Wald einzudringen: denn dort, im sumpfigen Innern sielte in dichten Rotten das Schwarzwild. Auf der Waldblößung vor dem Jagdhaus war ein lustig Feuer angezündet, einen Teil der Beute zu braten; geschäftig mühten sich die Knechte an Rost und Speiß.

Die sinkende Sonne drang mit warmem Strahlenguß noch einmal durch die ziemlich gelichteten Buchen, die schlanken Stämme vergoldend und auf dem hohen Grase in wechselnden Lichtern spielend. König Chilperich ging in einiger Entfernung von dem Feuer und dem Jagdgesind unter den Bäumen auf und nieder. Er war sehr vergnügten Herzens. Der sonnige Herbsttag war so schön gewesen! Das scharfe Reiten im Walde hatte ihn erfrischt. Wiederholt hatte sein Pfeil scharf getroffen: – den schweren Wurfspieß zu schleudern überließ er stärkern Armen. Er war so recht zufrieden mit Gott und der Welt, mit dem Gejaid, mit seinem schönen Weibe, mit seinen zitternden Unterthanen, und am meisten mit sich selbst.

Er rieb sich im Auf- und Niedergehen vergnügt die kleinen weißen Hände. »Ich hab' es doch – nach mancher Fährlichkeit, schlimm sah es damals aus zu Tournay! – recht weit gebracht. Dank diesem meinem klugen Kopf und meinem keckgemuten Gundelchen. – Wie konnte ich je daran denken, sie zu verstoßen um jener bleichen Seufzerin willen! Freilich, damals kannte ich noch nicht den Geist, die Kraft, die in meinem Weiblein mit den zarten Gliedern steckten: – auch wohl erst wuchsen, reiften in diesen Jahren. – Wenn nun vollends der Plan mit Egidius und Gundovald gelingt, dann wird unser kleiner Chlothachar nicht mehr viel Mühe haben, alle drei Frankenreiche in seiner Faust zu versammeln. Ja, ja, vielleicht erleb' ich noch, wie Fredigundens Sohn an der Spitze meiner Heere den Rest von Austrasien und von Aquitanien sich holt. Warum nicht? Fünfzehn – zwanzig Winter kann ich doch recht leicht noch leben. Hi, hi! War nie so dumm, durch die Mühen schwerer Feldzüge meines Leibes Kraft zu brechen.

Eigentlich hat das Gundelchen recht! *Eine* Stadt Bruder Guntchramn lassen ist auch genug. Söhne hat der nicht. Das ist gut. Und der Knabe Childibert: – sicherer aufgehoben als im Kloster – ich meine: sicherer für meinen Chlothachar! – wäre er freilich droben bei seinem Vater im Himmelreich. Nun – wir wollen sehen! – Jetzt – angenehm steigt mir der Ruch des Wildbrets in die Nase! – jetzt zum Abendimbiß! Und vom besten Gazzetinerwein! Wird mir das munden nach dem Ritt! – Was giebt es da?«

»Herr König,« meldete der Jagdmeister, »ein Reitersmann; er bringt dir wichtige Nachricht. Er suchte dich in Chelles: er sagt, er hab' es sehr eilig, – er komme von der Frau Königin. Sein Roß brach zusammen, wie er absprang.« »Führ' ihn her. – Doch – man kann nie wissen! – Laß ihn vorher Speer und Schwert ablegen.«

Der Ankömmling neigte sich tief vor dem König und wies auf die nahestehenden Diener desselben.

»So geheim? Nun, tretet zurück, ihr Leute. – Redet! Wer seid Ihr? Was bringt Ihr?« Und der König begann wieder, unter den Bäumen auf- und niederzugehen, der Ankömmling folgte seinen Wendungen.

Plötzlich fuhr Chilperich zusammen: er blieb stehen.

»All' ihr Heiligen!« rief er. – »Und sie – sie ließ Euch – nach *dieser* Mitteilung! – aus der Villa reiten?« – »Scharf ward ich verfolgt! Aber mein Roß war besser. Mein Eifer, Euch allein zu sprechen, war brennend.« – »Und – Ihr sagt: – sie glaubt es selbst?«

»Sie *weiß* es: – wie Ihr es jetzt – mit Grausen! – wißt. Ich seh's Euch an –: Ihr *glaubt* es! Was werdet Ihr beschließen? Bedenkt: – es ist die Sünde des schärfsten Himmelsfluchs. Ihr *müßt* Euch trennen von ihr!«

»Das wird sich finden. – Aber« – er schritt wieder voran, dann blieb er plötzlich stehen. »Vor allem: – es ist ja natürlich all' nicht wahr! – aber – wer – außer Euch, Graf Landerich, weiß davon?« – »Nur der Priester, den das Beichtgeheimnis bindet.« »So? Das ist gut!« flüsterte Chilperich, riß das Schwert aus dem Wehrgehäng und führte einen tückischen Stoß auf Landerich. Schwer getroffen stürzte dieser auf den Rücken: Chilperich bog sich über den Gefallenen und höhnte: »Wer wird jetzt noch mich trennen von Fredigundis!« »Gott! Durch mich!« rief Landerich, sprang mit letzter Kraft noch einmal auf und stieß den Dolch, den er im Gürtel verborgen trug, mit aller Kraft dem König in die Brust: dann sank er wieder um; mit gellendem, mit gräßlichem Weheschrei brach Chilperich zusammen. –

Die Begleiter des Königs sprangen hinzu: sie sahen den Ankömmling tot, Chilperich sterbend.

Einen Augenblick standen sie sprachlos, fassungslos vor Entsetzen.

Da rief einer, ein geringer Knecht: »O weh, weh über uns! Er ist ermordet! Uns alle, die wir mit ihm waren, wird sie – als seine Mörder – zu Tode foltern, die Walandine! die Blutsaugerin! Flieht! Rettet euch! Flieht vor Fredigundis!«

»Flieht! Rettet euch vor Fredigundis!« wiederholten alle. Und so betäubend wirkten dieser Name und seine Schrecken, daß alle, alle zwölf Begleiter, in sinnloser Angst auf ihre Rosse sprangen und davonjagten nach allen Richtungen: – nur fort, fort von der Stätte des Mordes.

Stille ward's nun vor dem Jagdhaus.

In der Ferne verhallten die Hufe der eilenden Rosse. Das Feuer brannte noch einmal hoch, hell lodernd auf: – dann brach es in sich zusammen und erlosch.

Das Roß des Königs wieherte einmal: – dann ward alles still, ganz still.

Die sinkende Sonne warf nun fast schon wagerecht ihre Strahlen gegen die Stämme der Bäume; hoch auf dem Wipfel einer einsam stehenden Buche hob eine Amsel ihr Abendlied an, feierlich flötend, fromm, wie um Gott dem Herrn zu danken für den wunderschönen, hellen, warmen Tag, der sie in den Sommer zurückgetäuscht hatte.

Ein verspäteter Schmetterling, der schöne, breitflügelige Schillerfalter, der die stillen, sonnigen Waldwiesen liebt, schwebte mit langsamem Flügelschlag über die beiden Gestalten hin, ließ sich dicht neben ihnen auf dem dunkelblütigen Akelei nieder und sog den süßen Saft.

Sonst alles still, kein Laut ringsum.

Ein Rotkehlchen huschte durch den Wildrosenbusch, unter welchem Landerich lag; neugierig kam es näher und näher und sah ihm in das bleiche Gesicht; nun wandte es

sich nach dem andern – es hüpfte im hohen Grase näher: – da zuckte der andere mit allen Gliedern: – verscheucht, hastig floh das Vögelein. –

Nun wieder lag alles still. – –

Endlich spitzte der Hengst des Königs die Ohren, wandte den Kopf nach Osten und wieherte hell. Aus dem Walde her scholl ein Wiehern zur Antwort. Hufschläge näherten sich. Bald nahte auf der großen Heerstraße, die den Wald durchschneidet, in gemächlichem Trab ein weißes Roß; es trug zwei Knaben.

»Da ist schon die Lichtung, Arnulf, da steht auch das Jagdhaus, von dem uns der Bauer gesagt, – Nun sind wir bald in Chelles. – Halt, was ist das?« – »Zwei Männer schlafen im Grase.« »Nein,« rief Pippin, abspringend. »Der hier ist tot. Er blutet am Hals – erstochen.«

»Und der hier,« sprach Arnulf, der schon auf dem Rasen kniete – »in dem reichen, goldgestickten Gewand, – der – ist der auch tot?« Da ächzte es: »Nein! Ich lebe! – Rettet mein Leben! – Königlich wird es euch gelohnt!« »Wer bist du?« fragten beide Knaben zugleich. »König Chilperich von Neustrien – Wasser! gebt mir Wasser! – Ruft meine Leute: – wo sind sie?«

»Du bist allein!« sprach Arnulf schauernd, ließ sich bei ihm nieder auf den Rasen und legte des Stöhnenden Haupt auf seine Knie, während Pippin schon wieder kam mit der Sturmhaube voll Wassers aus der Quelle. Er besprengte des Ächzenden Antlitz damit. Arnulf flößte ihm, mit der Hand schöpfend, ein paar Tropfen in den Mund.

»Dank!« Er schlug die grauen Augen auf. »Ruft sie – ruft Fredigundis!«

»Laß ab in deinen Gedanken von der Teufelin,« sprach Arnulf feierlich, »willst du deine Seele retten.« »Ja, laß ab von Fredigundis,« sprach Pippin, »wenn du wirklich König Chilperich bist.« »Er ist es ohne Zweifel,« sagte Arnulf. »Sieh nur die goldnen Bienen auf dem Wehrgehäng und die langen Königslocken: – kein anderer Franke darf sie also tragen.«

»Laß ab von Fredigundis,« sprachen beide Knaben zugleich.

Chilperich seufzte. »So weiß man's schon im Volk? Die Kinder sagen's schon? O wehe – weh unserem Erben Chlothachar! O, ihr Heiligen!«

»Die Heiligen, König Chilperich,« rief Pippin feierlich, und das Grauen des Knaben vor dem Anblick des von Blut überströmten steigerte die erschütternde Gewalt, seiner Worte – »die Heiligen selber sprechen zu dir. Sankt Martinus ist mir im Traum erschienen. Er redet so zu dir aus meinem Munde: »weh dir, stößt du nicht von dir Fredigundis.« – »O, o! Die Heiligen senden die Kinder gegen mich!« – »Dein Reich zerfällt; dein Haus verliert die Krone! Wisse: schon erheben sich von allen Seiten edle, tapfere Männer wider dich und deine blutige Gewalt. Verdammt bist du auf ewig, – ob du nun noch genesen, ob du sterben magst – stößt du nicht von dir Fredigundis. Denn du weißt wohl, wes Geschwister sie ist.« »O! O! Die Kinder wissen's schon! Die Kinder!« schrie er und schloß die Augen wieder. »Ein Geschwister der Teuffel!« fuhr Pippin fort. Aber der Wunde hörte es nicht. »Horch,« mahnte Arnulf aufspringend und das bleiche Haupt in das Gras sinken lassend. »Von dorthen: – von Westen! Pferde! Rufe! Klirrende Waffen! Komm! Laß uns lauschen.« Beide Knaben sprangen hinter die hohe Hecke von Wildrosen zu Häupten des Königs.

Auf die Waldblöße sprengte nun, weit voran einigen Dienern, auf schaumbedecktem Rappen die Königin Fredigundis.

Entsetzen lag auf ihren Zügen. Lang nachflatternd flog hinter ihr das rote Haar, den Jagdhut hatte sie auf dem rasenden Ritt verloren. Sie sprang – ohne Hilfe – aus dem Sattel, die Mähne des Rosses fassend und an seinem Halse niedergleitend; sie flog über die Lichtung, an dem erloschenen Feuer vorbei. Landerich sah sie zuerst. Sie beugte sich auf ihn nieder. »Tot? Gott sei Dank!« – Nun sah sie den König auf der andern Seite liegen, ein fremdes, weißes Pferd stand neben ihm und beschnupperte ihn, sich manchmal widerwillig wendend von dem Blutgeruch. »Chilperich!« rief sie neben ihm niederknieend, »Mein Gemahl! Wach auf! Ich will dich pflegen, – will dich retten! Schlag nur noch einmal die Augen auf: – dann zaubere ich dich gesund. Höre mich, Chilperich!« Laut schrie sie in sein Ohr.

Aber der König regte sich nicht.

»Her mit dem Hund!« knirschte sie. »Wie war's? Erzähle! Lüge nicht! Das Mark quetsch' ich dir aus den Knochen.« Gebunden an beiden Händen führten zwei Diener den Jagdmeister herzu; die Kniee schlotterten dem Mann; die Todesangst verzerrte seine Züge. »Bei Gottes Treue! Wie ich sagte, war's. Ich war so entsetzt, wie ich den König stürzen sah – daß ich – o Königin: ... wir fürchten dich so sehr!« – »Jetzt sollt ihr Ursach haben.« – »Ich floh! – Aber kaum im Sattel, gedachte ich doch der Pflicht, dich herzuholen zu dem Toten.« »Er ist nicht tot! Er *darf* nicht tot sein!« schrie sie und rüttelte den Regungslosen am Arme. »Ich sprengte auf Chelles zu. Da traf ich schon den ersten deiner Diener. Er fragte, ob wir nicht einen Reiter gesehen, der dir aus der Villa entsprungen sei und den du selbst verfolgest? Bevor ich Antwort fand, warst du zur Stelle und ich sagte dir .. –«

»Deine schurkische Feigheit! Wartet! Brennen sollt ihr alle zwölf, die ihr euren König so elend verlassen! – Helft, ihr andern! Richtet den Wunden auf, mit dem Rücken gegen jenen Stamm. So! Nun rasch!« Sie riß sich einen Fetzen ihres weißen Mantels ab und verstopfte die Wunde: sie erschrak, als sie deren Tiefe erkannte. Plötzlich schlug der König die Augen groß auf; er heftete sie starr auf sie.

»Er lebt! Er wird leben!« frohlockte sie. Er aber sprach heiser: »Du – bist – Fredigundis? Nicht?« – »Ja, mein Gemahl. Ich bin's, dein Weib und deine ... –« – »Nein! Nicht *meine*, des Teufels Schwester bist du.« Entsetzt sprang sie empor: »Du, mein böser Geist. – Winnoch log. Um deinetwillen muß ich jetzt schon sterben! Die blonde, bleiche Braut! – Und Bruder Sigibert und –! Wo ist der Engelknabe? Hör' es, Engelknabe! Und bestell' es den Heiligen: so« – er stieß mit der Hand vor sich hin – »so stoß ich sie von mir: – Fluch über Fredigundis!« Und er zuckte am ganzen Leibe: ein Strom von Blut schoß ihm aus dem Mund, er sank vornüber zusammen. Er war tot.

Laut auf kreischte Fredigundis und sprang weg von ihm. Das Blut hatte sie über und über befleckt. »Blut! Blut! O wie grausiges Blut! – Er ist tot! Eine Leiche! – Fort! Ich kann sie nicht sehen. – Auf! – Eilt zurück nach Chelles! – Chlothachar ist König von Neustrien! – Ich ergreife die Regentschaft.«

Da rauschten die Büsche und daraus hervor traten, vom letzten Abendrot beleuchtet, die beiden Knaben; der eine schritt dicht vor sie hin, richtete die unschuldigen, großen, blauen Augen streng auf sie und sprach mit heller reiner Stimme:

»Weh dir! Du bist die Königin Fredigundis: – mir sagt's das Grauen und dieses Sterbenden Verfluchung. Mich senden die Heiligen zu dir: die heilige Jungfrau und Sankt Petrus, und also sprechen sie zu dir durch meinen Mund: »Kehr' um auf deinen bösen Wegen! Glaube nicht, daß du die Heiligen bestechen kannst. Sankt Peter hebt drohend gegen dich den Himmelsschlüssel. Nie thut er dir die Pforte auf, wirst du nicht von Stund' an eine andere. Bereue, allem Glanz entsagend, büße in stiller Klosterzelle Bessere dich.«

Sprachlos vor Staunen, entwaffnet durch die furchtbaren Worte aus Kindermund, trat sie einen Schritt zurück: »Wer seid ihr?«

Aber Arnulf fuhr unerbittlich fort: »Deinen Gemahl haben die Heiligen noch gebessert, da schon der Tod ihm auf dem Herzen saß: – er folgte unserer, das heißt des heiligen Martinus Mahnung: er hat dich noch von sich gestoßen, bevor er starb. Er hat bereut! Nun bereue auch du, wirf deine blutige Krone fort und büße bis ans Ende.«

»Frecher Bube!« schrie Fredigundis. »Sendling meiner Feinde! Ich will dir ... –«

»Schau mir ins Auge, Königin Fredigundis. Glaubst du, ich lüge? Glaubst du, ich folge menschlicher Anstiftung? O nein: mich schickt der heilige Gott des Himmels selbst.« Und mit leuchtendem Auge trat er dicht vor sie hin: »Gehorche! Gott ist es, der aus mir spricht zu dir: – zum letztenmal dich warnend.« Und beschwörend hob er die Rechte wider sie.

Sie trat nochmal zurück, sie zitterte an allen Gliedern, sie knickte einen Augenblick zusammen. »Unsinn!« rief sie dann grell. – »Die Heiligen sind für mich. Ich weiß es ja! – Greift die traumtollen Schwärmer. Greift sie, sag ich! Zwar der König ist tot: ich seh's. – Aber tot liegt vor mir – im rechten Augenblick! – auch *Landerich*.«

Die Diener hatten des engelschönen Knaben Worte gehört, seinen Cherubblick geschaut: sie zagten – sie zögerten. »Wollt ihr gehorchen, Hunde? Oder am Marterblock verenden?« schrie Fredigundis wütend.

Zwei der Knechte traten nun auf die Knaben zu.

Pippin sprang schnell vor seinen Genossen, seine Streitaxt blitzte und des vordersten Speer flog ins Gebüsch: »Wagt es, uns anzurühren! Sankt Martinus schwebt ob unsern Häuptern.«

Allein die beiden jungen Helden waren doch verloren, wenn nicht Hilfe kam. Hellauf wieherte plötzlich Wittchen, schnupperte gegen Osten hin in die Luft, schlug dann lustig ein paarmal mit dem Schweif und trabte davon auf jenem Waldweg. Aber nur, um gleich wieder, noch lauter wiehernd, zurückzulaufen: und dicht hinter dem klugen Tiere schollen Hufschläge von mehreren Rossen, Fackeln blinkten durch die nun schon dämmerdunkeln Büsche und eine Schar von dreißig wohlgewaffneten Reitern sprengte auf die Waldblöße. »Der Vater!« Pippin wandte der Königin den Rücken und sprang an dem vordersten Reiter hinauf. »Der Vater!« rief Arnulf und hatte schon des zweiten Reiters Hand geküßt. »Unsere Aufträge haben wir erfüllt,« rief Pippin. »Jetzt, Vater, schlage zu, soviel du willst,« »Daran soll's nicht fehlen!« antwortete dieser, gab ihm aber vorläufig nur einen kosenden Wangenstreich, während Arnulf seinen Sohn sogar auf die Stirne küßte.

Dann aber schoben sie die Knaben zur Seite, sprangen von den Rossen und schritten, mit Schrecken im roten Licht ihrer Fackeln die Leichen des Königs und des Grafen Landerich erkennend, auf die Königin zu, die sich hinter ihre Knechte gestellt hatte.

Fünftes Kapitel

»Du,« sagte Pippin ganz erstaunt zu Arnulf, »das geht aber glimpflich ab! Da sieht man's, daß uns die Heiligen schützen! Ich hatte mich auf sehr, sehr harte Hiebe gefaßt gemacht. Hat Sankt Martin den Vätern aufgedeckt, daß er uns fortschickte?« »Nein,« schmunzelte Arnulf. »Das hat ein viel kleinerer Heiliger gethan.« – »Wer?« – »Ich! Weißt du, – ich bracht' es nicht übers Herz, den guten Vater so ganz im Dunkeln zu lassen. Konnte ja meinen, wir seien ermordet! So schrieb ich denn auf ein Zettelchen, daß uns die Heiligen zu hohem Werk entsendet haben.« – »Ausplaudermaul! Weibermaul!« Und er gab ihm einen tüchtigen Rippenstoß.

»Das Zettelchen steckte ich in den Becher, aus dem der Vater den Abendtrunk nimmt. Mehr schrieb ich nicht: – namentlich nicht, wohin sie uns gesendet.« – »Warum hast du mir's aber nicht vor dem Aufbruch gesagt?« – »Weil du's nicht gelitten hättest.« – »Und nicht nachher?« – »Weil du mich gehauen hättest.« »Sehr wahrscheinlich,« lachte Pippin. »Eigentlich muß ich dir noch danken – denn sonst ... –« – »Hätten uns die Väter beide – sehr – gehauen! Aber komm nun weiter vor, daß wir hören, was da geschieht und geredet wird. Die Königin scheint sehr böse.« Sie schlichen leise heran und lauschten der Unterredung.

»Wohl kenn' ich diese eure Namen,« sprach die Königin, »als Namen meiner Feinde. Aber frohlocket nicht über meines Gatten Ermordung! Und auch das Gotenweib soll nicht frohlocken. Mit fester Hand nehm' ich ihn auf, den Königsstab, der Herrn Chilperichs Hand entfallen ist. Und nicht gelinder wahrlich als er werd' ich regieren für meinen verwaisten Knaben. Wer weiß, ob nicht die Gotin jenen Mörder aus Austrasien gesendet hat?«

»Das glaubst du selbst nicht,« sprach Arnulf ruhig.

»Sie soll sich hüten! Wer weiß, ob nicht auf sie und ihre Gönner demnächst auch ein Schlag herniederfährt, der .. –« »Du meinst,« unterbrach Karl lebhaft, »die Verschwörung, die am ersten des nächsten Monats losbrechen sollte wider König Guntchramn und den Knaben Childibert?«

Fredigundis zuckte leicht.

»Diesen Schandplan hat König Guntchramns Wachsamkeit entdeckt und mein gutes Schwert hat ihn durchhauen. Gegen deinen Freund, Bischof Egidius von Reims, hegte der König von Burgund schon lang Verdacht; er ließ den Boten greifen, den der Bischof an deinen Feldherrn Boso durch Burgund nach Rouen gesendet: die Briefe, die er trug, verrieten alles. Rasch rief der König treue Männer, darunter meinen Nachbar Arnulf hier und mich, zu einer Besprechung nach Trier. Auf dem Wege gegen die Avaren erhielt ich die Botschaft, kehrte flugs um und holte meinen Freund Arnulf ab. Sofort waren wir entschlossen, zuzuvorkommen. Bischof Egidius ist gefangen, Herzog Gundovald, der sich grimmig wehrte in seinem festen Haus im Wavregau, fiel durch mein Schwert. Wir

holen Frau Brunichildis aus der Villa Calma hier in der Nähe und geleiten sie an den Hof nach Metz zu ihrem Sohn.«

»Sie, die hohe Frau, wird fortan herrschen an seiner Statt in Austrasien unter meinem Rat,« fuhr Arnulf fort.

»Und unter *meinem* Schild,« schloß Karl.

Sprachlos, fassungslos hatte Fredigundis all' das angehört. Sie war daran, zu erliegen, zusammenzubrechen unter den hageldicht auf sie fallenden Schlägen des Schicksals. Aber noch einmal raffte sie sich auf, die stumme Wut gab ihr Kraft und, mit einem Blicke tödlichen Hasses Karl musternd, sprach sie: »Nicht lange, wahn' ich, und Euer Schild wird ganz wo anders als zu Metz gebraucht werden!«

»O, gegen die Avarn, meint Ihr, Königin? Die Euer Gatte wieder einmal mit rotem Golde gekauft und auf unsere Ostlande gehetzt hatte? – Ihr staunt, daß ich auch dieses weiß? Zurückgeworfen sind von Herzog Garibald und seinen tapfern Bajuvarn die Horden der Avarn und Slovenen. Ein ungeheures Schlachten ist geschehen am Donaustrom: viel Tausende dieser Unholde sind gefallen und ersäuft, bei ihrem toten Chagan fand man sehr viel neustrisch Gold und König Chilperichs Briefe.« Fredigundis stöhnte laut. »Ja, Frau Königin!« fuhr Arnulf fort. »Die Welt hat sich gewendet in diesen Tagen: die Not, die zitternde Angst der Völker vor Euch und ihm, – sie sind gebrochen: es tagt! Ein neues Licht geht auf vom Osten her über die verzweiflungsvolle Nacht in diesem Reich der Franken. Gott hat Wunder gethan in diesen Wochen. Als Tag um Tag solche Nachrichten eintrafen, erschauerten wir in Ehrfurcht. Denn wir hörten die Stimme des Herrn aus den Wolken: »Wehe Chilperich und wehe Fredigundis!«

Hochaufgerichtet trat er auf sie zu; da schlug sie beide Hände vor die Augen, sie taumelte und mit schrillum Aufschrei brach sie zusammen. Bestürzt wichen ihre Diener zur Seite. – Keiner wagte, sie aufzuheben; sie zagten, an den Leib der Zauberin zu rühren.

Da drängte sich der kleine Arnulf durch die Reihe der Männer: – er hatte gesehen, daß ihr Kopf auf einen alten Markstein aufgeschlagen war. Er kniete neben sie, strich mit seinem Mantelzipfel das hervorrieselnde Blut von ihrer Schläfe und bettete ihr Haupt sanft auf einer kleinen moosbekleideten Erhöhung, »Was thust du?« schalt Pippin. »Sie hätte dich vor kurzem gern gemordet!«

»Eben darum,« ermahnte Arnulf. »Wie spricht der Herr? ›Ich aber sag' euch: thuet wohl denen, welche euch Böses gethan!«

Inzwischen hatte Karl den alten Arnulf beiseite gezogen und leise mit ihm geflüstert: »Welch Glück, stünde sie nie wieder auf! Wie mahnt doch der alte Warnspruch?«

»Lieber, nicht laß dir
Entschlüpfen die Schlange,
Faßtest du fest sie unter dem Fuß:
Tritt zu und zertritt sie!
Bald sonst beißt sie dich bitter!«

»Du willst sie doch nicht töten?«

»Nein! Aber einsperren, wo sie nicht mehr schaden kann.«

»Nicht also, Karl. Wir sind nicht ihre Richter. – Auf, ihr Männer, wieder in den Sattel. Wir reiten noch die Nacht durch: rechts geht der Weg ab von Chelles zur Villa Calma. Mit Sonnenaufgang begrüßen wir Frau Brunichildis als Austrasiens Herrscherin.«

Da traten sein Sohn und Pippin an die beiden Männer heran. »Vater,« sagte Pippin, »strafe mich lieber gleich. Das Warten darauf ist das ärgste.« »Du warst gar nicht erstaunt, Vater,« meinte der kleine Arnulf, »als du uns fandest?« »Als wir, die Väter, selber suchten,« sprach Karl, »nicht die Knechte, war eure Spur bald gefunden. Die Leute auf dem Wege gaben uns Bescheid von den zwei Knaben auf dem weißen Roß. Und als wir an eine gewisse Brücke kamen, wo sich zwei bitterböse, davongelaufene Buben, mit uralten Römermünzen des Kaisers Julian zahlend, für Elben ausgegeben hatten ... –« »Oder gar für Engel,« fiel der alte Arnulf drohend ein. »Da wußten wir, wer diese lieben Englein waren.« – »Bald errieten wir, wen ihr suchtet.« – »Und das beflügelte unsere Eile.«

»Vater – die Strafe,« mahnte Pippin, etwas ängstlich. »Strafe,« sagte dieser und gab ihm einen zweiten Backenstreich, »hättet ihr nur verdient, weil ihr euern Vätern von eurem Vorhaben nichts gesagt.« »Vater– sag' offen –: hättet ihr uns dann ziehen lassen?«

Karl schwieg. Aber Arnulf sprach für beide: »Ich fürchte: nein; und das wäre unser Unrecht gewesen; denn nun, nachdem Gott so sichtbar hier gewaltet, ist es zweifellos, daß euch die Heiligen wirklich erschienen sind. Kommt, besteigt wieder Wittchen. Ihr geht mit zur Königin Brunichildis und an den Hof zu Metz. Dort sollt ihr, unter eurer Väter Augen, lernen, klug gehorchen erst ...« – »Und,« schloß Karl und hob seinen Knaben auf den Gaul »und später: klug befehlen.«

Siebentes Buch.

Erstes Kapitel

Von dem Tag an, der mit Rullas Absage begonnen und mit dem Sturz auf den Markstein geendet hatte, war die Königin Fredigundis tief verändert; sie fühlte das selbst, wie ihre Umgebung. Aber, worin das Wesen dieser Wandlung lag, das wußte weder sie zu sagen, noch ein anderer.

Und äußerlich, in ihren Handlungen, war auch keine Änderung wahrzunehmen; vielmehr trat sie in ihrer rings bedrohten Lage mit der viel bewährten Kraft und Schlaueit auf. Aus ihrer Ohnmacht erwacht und nach Chelles zurückgekehrt, floh sie sofort mit ihrem Kinde nach Paris, wo sie in der Hauptkirche unter dem Schutze des Bischofs Ragnemod Asyl suchte. Die großen Schätze, die sie schon lange vorher für alle Fälle diesem ihrem Freund anvertraut hatte, ließ sie ebenfalls in die sichere Zufluchtsstätte schaffen. Der Leichnam König Chilperichs ward aus dem Wald abgeholt und feierlich in der Vincentiuskirche zu Paris bestattet.

Dann schrieb die Königin gar rührende Briefe an ihren Schwager Guntchramn zu Orleans, beteuerte, allen Plänen, mit welchen sich Egidius, Gundovald, – vielleicht sogar Chilperich! – wider ihn getragen, völlig fremd gewesen zu sein und rief flehentlich den Schutz des Königs für die Witwe und Waise seines Bruders an. Und der gutmütige Guntchramn ließ sich in der That bereden. Wenigstens des Knaben nahm er sich an, wozu freilich außer dem weichen Herzen noch anderes ihn drängte.

»Sehet,« sprach er zu seinen Bischöfen und Großen, »ich bin alt und grau; viele Söhne hatt' ich von meinen vielen Frauen und Freundinnen; nicht einer ist mir geblieben, wohl zur Strafe meiner Jugendsünden. So steht nach meinem Tode der Merowingen glorreiches Königshaus nur noch auf vier Augen: der Knabe Childibert und der Säugling Chlothachar sind allein noch übrig von dem einst so sprossenreichen Stamm des großen Chlodovech. Soll ich nicht meines einen Neffen hüten wie des andern? Wer weiß, welcher von beiden erhalten bleiben wird!« –

So versicherte er denn Fredigundis seines Schutzes; unbehellig blieb sie in Paris.

Jahr und Tag waren hingegangen seit dem Tode König Chilperichs. Da saßen eines Abends in einem Gemach des Palatiums zu Metz drei Männer in ernstem Gespräch; neben Arnulf und Karl, die nun die hohen Ämter des Cancellarius und des Marschall bekleideten, auch beide als »Nutritores«, Erzieher des jungen Königs bestellt waren, saß ein Gast in bischöflichem Gewand von edeln, ernsten, schmerzgeweiheten Zügen.

»Trinkt doch, ehrwürdiger Freund,« mahnte Karl, dem Gastfreund den Becher wieder füllend, »thut Bescheid: auf gut Gelingen Eurer Sendung.« »Die Heiligen,« sprach Arnulf, »mögen Euch beistehen.« »Amen,« sagte feierlich der dritte, die Hände zum Gebete faltend. – »Ja, Ihr werdet's brauchen können, Herr Bischof. So fürchterlich war sie noch nie,« – »Desto mehr drängt mein Auftrag.« »Ihr dürft – Ihr sollt uns diesen nicht vertrauen,« meinte Arnulf. »Aber da er gewiß das Gute will, geb' ich Euch wenig Hoffnung.« – »Gleichviel. Ein Gelübde.« – »Ich will froh sein, habt Ihr's erfüllt und

lebendig die Schreckliche verlassen.« »O, Freund Arnulf,« schalt Karl, »hättest du mich gewähren lassen im Wald von Chelles! Wie vieles Unheil hätte ich verhütet!« »Erzählt, ihr Freunde,« bat der Fremde. »Deshalb allein weil ich, nach der hohen Frau Brunichildis, euch vor allen vertraue in diesem Reich – und weil ihr mehr als andere von ihr – der Königin Fredigundis – wisset, deshalb bin ich, vom Wege nach Paris abweichend, zuerst zu euch gereist; Frau Brunichildis wies mich hier an euch. Sie scheint nicht viel von den Thaten ihrer Feindin zu wissen.«

»O doch! Sie weiß alles. Aber sie meidet es, davon zu reden: sie nimmt jenen Namen, den gottverfluchten, nie in den Mund!« rief Karl.

Der Fremde seufzte.

»Fredigundis aber,« fuhr Arnulf fort, »man sagt, sie sei nicht mehr die Fredigundis von ehemals, seit dem Tage, da sie Chilperich erschlagen in dem Walde fand.« – »Sie soll oft gar seltsam reden und überall einen drohenden Engel oder Knaben sehen. Sie soll sich damals das Hirn verletzt haben.« – »Andere meinen, es sei das Herz. Sie finde seither oft nicht Atem, mitten in der Rede schwinde ihr und sie greife dann mit beiden Händen nach dem Herzen, daß das wildklopfende nicht springe.« – »Kein Wunder! Was hat das Weib gewagt und erreicht!« – »Es ist, als ob die Wut, zumal der Neid gegen unsere Herrin, ihr am Herzen nage wie ein böser Wurm, und sie aus wildem, heißem Schmerz zu wahnsinnigen Thaten treibe.« – »Wie damals, nach ihrer Söhne Tod ... –« – »Nein, noch wutgrimmiger ist heute diese Natter. Die Witwenrauer wie die Mutterliebe wird bei ihr zur Mordgier.« – »Übt sie auch vermöge ihrer Schönheit, ihres Geistes, ihrer Schätze noch immer große Gewalt in Neustrien, – sie ist doch nicht Regentin, wie unsere Herrin.« – »Ja, eine Weile hatte sie König Guntchramn auf den einsamen Hof Thueil verwiesen, weil sie es in Paris gar zu arg trieb mit Ränken gegen die Regentschaft von Bischöfen und Großen, die der neustrische Reichstag eingesetzt hat. Das konnte sie nicht ertragen.« – »Eines Tages erschien bei uns in Metz ein Diakon; er sagte, er sei vor Fredigundens Zorn entflohen und bitte uns um Aufnahme. Frau Brunichildis nahm sich seiner an. Er gewann ihr Vertrauen.«

»Aber nicht das meinige,« rief Karl. »Nun kurz: ich fing den Dolchstoß auf, der sie am Altare der Kirche niederstrecken sollte.« – »Er gestand, – ohne Folter – Fredigundis habe ihn gesendet. Sie sei so traurig, habe sie gesagt, daß es, nun sie beide Witwen seien, der Gotin soviel besser gehe als ihr. Das könne sie nicht aushalten. Sie habe ihn genau unterwiesen, wie er's angreifen solle.« – »Weil's am Todestag Herrn Sigiberts war, befahl die edle Frau, ihn ungestraft zu entlassen.« – »Der Thor ging zu der Mörderin zurück und berichtete, daß es ihm mißglückt sei: sie ließ ihm die Hand und die Füße abhacken.«

Der Gast erschrak: »O Gott, vergieb ihr!«

»Nein, Gott!« eiferte Karl, »vergieb ihr *nicht*, wenn du noch gerecht heißen willst bei wackern Leuten. Kaum war der Plan gegen die Mutter gescheitert, da – unser junges Königlein, Herr Childibert, wächst munter heran – nun, Ihr habt ihn ja gesehen ... –« – »Er macht den Nutritores Ehre.« – »Da schickte sie einen Mörder gegen den holden Knaben. – Ihr Chlothachar war erkrankt, ganz leicht: – an den Masern: aber sie konnte es nicht ertragen, sagte sie, daß ihr Kind leide, während das der »Gotin« fröhlich gedeihe.« – »Sie ließ zwei eiserne Messer schmieden, ritzte sie mit Zauberrunen und

bestrich sie dick mit Gift.« – »Auf daß, wenn der Stoß die Lebensnerven nicht durchschnitt, doch das Gift in das Blut dringe und so töte.« – »Und wenn Eisen und Gift nicht töteten, sollte der Zauber töten.« – »Diese Messer übergab sie zwei Priestern ...« – »Unmöglich!« zweifelte der Bischof. »Ja, ja! Zumal Priester weiß sie zu berücken; sie sind gescheiter, gelehrter als andere; so lockt sie ihr Geist,« – »Und die verbotene Berausung an ihrem Anblick reizt deren Sinne noch mehr als die der Laien.« – »So ist sie ... noch immer so ... schön?« – »Schöner als je.« »Jawohl! Nur ihr Blick hat etwas Starres, Unheimliches erhalten seit Chilperichs Tod,« meinte Arnulf. »Wie dem nun sei, gar manche ihrer Mordboten sind Priester.« – »Sie sprach zu diesen beiden: »nehmet diese Skramasachse und eilet zu dem Knaben, der den König spielt.«« – »Hüllet euch in Bettlergewand, Krücken nehme der eine, blind stelle sich der andere. Und – denn er soll thöricht mild sein gegen Arme, Krüppel und Sieche – werft euch ihm zu Füßen, wann er zur Kirche geht, vor den Thoren der Basilika auf der obersten Stufe, wo ja die Bettler sitzen, und heischt Almosen.«« – »»Und beugt er sich zu euch nieder, euch zu geben, so durchstoßet ihm beide die Seiten, hier, unter den Rippen.«« – »»Auf daß die Gotin, die auf ihn ihren Hochmut stützt, durch seinen Fall mitfalle und noch viel elender als ich werde, des Erben darabend wie des Gatten.«« – »Wird aber so ängstlich Wache gehalten um den Knaben, daß ihr an ihn nicht gelangen könnt, – die Nutritores sollen scharf ihn hüten, – so trifft doch mindestens sie selber, die Gotin.«« – »»Leicht mögt ihr bei der Verwirrung entkommen, wie ja der eine Mörder Herrn Sigiberts entkam.«« – »»Seht – hier steht er: Bladast; ich hab' ihn reich gemacht und vornehm an meinem Hof.«« – »»Aber,« sagte der eine Priester, »der andere ward dabei erschlagen.«« – »»Nun ja,« erwiderte sie. »Der Tod erwartet alle Menschen. Fallen doch auch Krieger in der Schlacht und trotzdem gehen tapfer die Franken in den Kampf, weil sie wissen, für ihre Gesippen sorget dann der König und erhebet sie zu seinen Edeln. So werd' ich die Gesippen dessen, der hierbei fällt, reich machen und vornehm an meinem Hofe.«« – »»Aber,« wandte der andere ein, mit Zittern, »die schwere Sünde? ...«« – »»Ist längst den Heiligen vorausbezahlt. – Also wappnet eure Herzen mit Mannhaftigkeit. Gehet! Und überkommt euch Zagen auf der Reise, so nehmt aus diesem Fläschlein, von diesem Trank« – sie gab ihnen sofort davon zu trinken. Da rieselte süße Glut, wie berausend mit Wein und Liebe zugleich, durch ihre Glieder und sie versprachen alles, was sie von ihnen begehrte.« – »Gleichwohl gebot sie ihnen, das Fläschlein mitzunehmen: »an dem Tage, da ihr das Werk angreift, kurz vor dem Gang zur Kirche, trinkt davon. Und es wird euch überkommen ein Gefühl der Mannheit und des trotzigen Mutes, zu thun nach meinem Willen.« »Und so unterwiesen kamen sie hierher nach Metz,« fuhr Arnulf fort. »Jedoch ich schöpfte Verdacht, wie ich den Blinden und den Lahmen so behende die Stufen hinaufeilten sah – die Unbekannten, Stufen einer fremden Kirche! – und ließ sie greifen. Und sie gestanden alles.« »Und ich,« schloß Karl, »nahm ihnen das Fläschlein ab und trank daraus: – mich trieb die Neugier. – Es schmeckte herrlich, wie der allerbeste Wein, den ich je gekostet, nur noch viel feuriger. Die Mörder aber ließ ich hängen.« »Diese Thaten gegen Brunichild und Childibert,« sprach der Gast, – »ich kann sie fassen. Aber auch gegen König Guntchramn! Seiner Weichherzigkeit dankt die Witwe alles – und dennoch?« – »Sie kann es nicht ertragen, sagt sie, daß er lebt und herrscht und ihr Chilperich im Grabe liegt.« – »Schon dreimal hat sie Mörder wider ihn ausgeschickt.« – »Eine Gesandtschaft von ihr suchte ihn auf zu Châlons an der Saône,« – »Am andern Morgen, als der fromme König zur Frühmesse ging, – es war

um Weihnachten – lange vor Tagesanbruch, sah der Träger der Wachsfackel in dem Bethaus einen Mann mit Speer und Schwert versteckt hinter einer Säule lauern.« – »Der wehrte sich grimmig und wollte hinaus zur Thür. Aber ergriffen und mit den Riemen der Wehrgehänge gebunden, erwies er sich als Knecht eines der Gesandten.« – »Und er gestand, nur dazu sei die Gesandtschaft abgeschickt worden, auf daß er dabei an den König gelange.« »In der Kirche!« sprach der Fremde vor sich hin.

Zweites Kapitel.

»Ja, Bischof, gerade in der Kirche. O es kommt noch besser,« fuhr Karl fort. »Als im September der König zu Châlons beim Fest des heiligen Marcellus, nach Beendigung der Messe, zum Altare trat, das Abendmahl zu nehmen, eilte ein Unbekannter auf ihn zu, als woll' er ihm etwas melden.« – »Und wie er schon den Altar erreicht hat, fällt ihm ein langes Messer aus dem Gürtel und wie sie ihn sofort ergreifen, hat er ein andres im Ärmel.« – »Und alsbald gestand er, ausgesandt zu sein von ihr. »Die Seinigen umgürten ihn allzudicht,« hatte sie ihn belehrt. »Man kann nicht leicht an ihn kommen: nur etwa in der Kirche, am besten am Altar.«« – »O, sie versuchte es noch einmal – in größerem Umfang.« – »Aber sie hat, scheint's, kein Glück mehr bei der Hölle.« – »Als zu Ostern unser junger König auf seiner Villa zu Marlenheim im Elsaß weilte und am Sonntag in den Betsaal ging, sahen seine Diener einen Fremden an dem Eingang sich aufstellen.« – »Sie fragten ihn, was er wolle.« – »Ich gehöre ja zu dieser Villa,« sprach er.« – »Aber der Villicus kannte ihn nicht: sofort ward er ergriffen und bekannte, die Königin Fredigundis hab' ihn ausgesandt, den König zu erstechen.« – »»Wir sind,« gestand er, »unser zwölf: sechs sind ausgesickt, wider Guntchramn, sechs gegen Childibert; mich traf das Los zuerst.« Und er gab die Namen und die Verstecke der elf andern an und alle wurden gefangen und gestanden, – ohne Folter.« »Ich begreife nicht,« seufzte der Bischof, »daß König Guntchramn sie nicht längst in ein Kloster gewiesen hat.« »Ja, der!« höhnte Karl. »Der heilige König scheut das Asyl. Sobald solch ein Streich entdeckt wird, öffnet ihr Herr Ragnemod die Bischofskirche zu Paris. Da darf man ihr nichts thun. Mit Krieg drohte mir Herr Guntchramn, als ich nach jenen beiden Anschlägen sie mit Gewalt aus ihrem Asyle holen wollte.« »Ja, er übertreibt,« gab Arnulf zu. »Hat er doch sogar jene beiden Mörder nur mit Schlägen züchtigen lassen. Es ist Unrecht, meinte er, deren Blut zu vergießen, die in der Kirche ergriffen wurden.« »Weil sie in der Kirche morden wollten!« zürnte Karl und schlug auf den Tisch. »Ihr seid ein Bischof, Herr: aber könnt' Ihr solch' einen König loben?«

Der Fremde schwieg nachdenkend; dann sagte er: »Nicht am König, nicht am Hofe liegt allein die Schuld. Die Kirche – schmerzlich zu sagen! – ist fast am meisten verderbt in diesem Reich. Sie hätte längst jenem unseligen Weibe wehren müssen. Aber Geduld, ihr Freunde! Solche Bischöfe wie Ragnemod von Paris, Egidius von Reims, Bertchramn von Bordeaux und gar manche andre noch sollen nicht mehr lange die Kirche Galliens schänden. Ein läuterndes Gewitter ist im Anzug! – Wie ihr, wackre Männer von Austrasien, den Hof, so werden – andre die Kirche reinigen in diesen Landen.

Schon zieht von Stadt zu Stadt, der aus Irland, der Insel der Heiligen, herüber kam, der heilige Bußprediger Columban. Im härenen Gewand, den Stab in der Hand, pocht er an die vergoldeten Pforten der üppigen Bischöfe und Äbte. Und starken Zulauf findet

seine Predigt von Buße und von Besserung. Schon hat er in wildester Wildnis des Wasgensteines ein Kloster gebaut, der Bären und der Luxe Waldgenoß. Und anderes, größeres ist im Werk: – von einem Größeren! – Und so geb' ich auch die Hoffnung nicht auf, der unseligen Witwe Gewissen zu erschüttern und sie zur Buße zu führen.«

»Beim Donnerha – Donnerhimmel! Herr Bischof,« rief Karl, »wenn Ihr das fertig bringt, seid Ihr ein größerer Wunderthäter als Sankt Martin von Tours.« – »Lästert nicht, Herr Mariskalk!« »Herr Bischof,« meinte Arnulf, leise das Haupt neigend, »ich fürchte sehr, Ihr wagt zu viel.« – »Welch' furchtbar Geschick hat sie dem alten wackern Herzog Drakolen bereitet! Es ist grauenhaft.« – »Dies Weib ist mordtoll; wie soll ich sagen? – Mordberauscht!« – »Jawohl, wie der Marder blutgierig im Taubenhause wütet, gar bald nicht mehr aus Freßlust, nur aus Mordlust, allen die Kehlen durchbeißt, die er erreichen kann, ja fortmordet und fortbeißt, wann schon der Taubenwart, von dem Lärm der armen Opfer aufgeweckt, zur Stelle ist, das Untier zu erschlagen – so Fredigundis! Sie mordet, um zu morden!« »Wenigstens,« milderte Arnulf, »man findet oft keinen Grund mehr für ihre Thaten. Ich glaube aber doch, sie kämpft furchtbar mit ihrem Gewissen.« »Das wäre der Anfang der Umkehr,« rief der Bischof.

»Weiß nicht!« fiel Karl ein. »Sie wählt dann wenigstens seltsame Wege. – War da jüngst ein Betrüger in Paris, ein entsprungener Knecht des Bischofs von Arles, wie sich dann bald erwies. Gab sich für einen Heiligen aus, handelte mit Reliquien, das heißt: so sagte er. Viel weniger kluge Leute erkannten bald in dem oft Betrunknen den plumpen Betrüger. Und dieses Weib, sonst schlauer als wir alle, glaubt an ihn, erkaufte sich mit vielem Golde seine Vergebung all' ihrer Sünden; ja, sie kauft ihm, ohne vorher zu prüfen, seinen ganzen Bettelsack voll Heiligtümern ab: sie – die Hochfärtige! – rutscht vor ihm auf den Knien die ganze Basilika entlang!«

»Am andern Morgen war der Kerl entflohen, sie öffnete den Sack. Und was fand sie? Ein paar Maulwurfszähne, ein paar Knochen von Mäusen, ein paar Bärenkrallen und ein wenig Bärenfett!« – »Der Heilige aber lief vor den Thoren von Paris zufällig seinem alten Herrn in die Hände, ward erkannt, gebunden und wieder in die Weinbergarbeit geschickt.«

»Noch ärger ist, daß sie an den Pseudo-Messias glaubte!« – »Ja, ein armer Teufel, ein Betrüger, der sich selbst betrog, ein junger Bauer. – Vor Jahren geriet er im Walde bei Bourges beim Holzfällen in einen Schwarm von Hornissen. Die zerstachen ihn, daß er den Verstand verlor von Stund an. Bald darauf hielt er sich für den Herrn Christus, gesellte sich ein Weib, das er Maria nannte, und zog predigend durch die Dörfer. Viel Volkes lief ihm zu: denn er verkündete, er komme, den Reichen ihren Reichtum zu nehmen und ihn den Armen zu geben. Und wo er und sein Hause von Bettlern auf der Straße einen Wohlgekleideten trafen, zogen sie ihm die Kleider aus und gaben sie den Bettlern.« – »So kam er bis nach Paris. Er soll wirklich unterwegs ein paar wunderbare Heilungen verrichtet haben.«

»Schon möglich,« meinte der Gast. »Die Dämonen thun dergleichen, die Frommen zu berücken.« – »Und die Königin glaubte an ihn: sie nahm ihn für Christi Vorläufer, wenn nicht für Christus selbst; sie erkaufte auch von ihm wieder Vergebung all' ihrer Sünden um viel Geld; dann verlangte sie, er solle gewisse Tote auferwecken.« – »Das soll jetzt ihr brennendstes Begehrt sein!« – »Der Narr vertröstete sie auf seine Wiederkunft: er müsse vorher auch die Ostlande aufsuchen. So kam er mit seinem Troß, der täglich

wuchs, nach der Champagne von Reims. Da sie alle Reichen plünderten, ging ihnen Herr Lupus mit Gewaffneten entgegen, den Wahnsinnigen zu greifen. Das Gesindel widersetzte sich – schon war Mut geflossen. Da trat der Schwärmer in die Mitte der Kämpfenden, und sprach: ›Zielt alle auf mich mit euren Pfeilen, ihr Krieger. Ich werde sie zurückblasen mit dem Hauch meines Mundes: und ihr werdet erkennen, daß ich Gottes Sohn bin und mich anbeten.‹ Und er breitete die Arme aus, die Krieger schossen und von zwanzig Pfeilen durchbohrt fiel der Arme. So tief ist jene einst so Geistgewaltige gesunken, daß sie solchem Schwärmer glaubt.« »Ich seh' in ihre Seele,« seufzte der Bischof. »Es ist die Reue! Sie greift nach plumpen Trugbildern, wenn's nur Hilfen sind, – sich aus der dunklen Sündenangst zu ziehen!« – »Ich glaub', Ihr denkt zu gut von ihr, Herr Bischof. Nicht beichten nur wollte sie bei jenen Betrügern, vor allem ihre Feinde verderben durch Wunderkraft.« – »Aber woher wißt ihr das alles so genau, ihr hier in Metz, was sie in Paris treibt?« – »Von ihrem Gesinde. Vornehm und Gering, Freie und Unfreie, Knechte und Mägde, flüchten in Scharen aus Paris, aus ihrem Dienst, aus ihrer Nähe. Nicht ihre Strenge verscheucht sie oder ihre Grausamkeit. Streng, grausam war sie immer – dazwischendurch verschwenderisch. Aber –« – »Aber, um es kurz zu sagen: – die meisten halten sie für besessen.« Der Bischof erschrak heftig: er fuhr zusammen und erbleichte. »O Gott sei mir gnädig!« »Euch!« fragte Arnulf. »Was habt Ihr dabei zu verantworten?«

Tief auf seufzte der Fremde, er konnte oder wollte nicht sprechen. Arnulf bemerkte es und fuhr fort: »Ihre Mägde fürchten sich vor dem Dienst in ihrem Gemach: – sie kann nicht allein sein, weder nachts noch tags; und sie führe dann, heißt es, oft mit sich selbst so grausige Gespräche, daß dem Gesinde die Haare sich sträuben. Auch greife sie gar oft an die linke Schläfe, auf welche sie an jenem Abend gefallen war, und klage wohl, sie müsse ganz anders denken als sie wolle.« – »Ich warn' Euch, geht nicht in das Lager dieser tollen Wölfin.« »Wie?« rief der Gastfreund, sich erhebend. »Habt ihr mir nicht erzählt, wie eure Söhne, noch Kinder, mutvoll dem Ruf der Heiligen gefolgt sind in das schier unvermeidliche Verderben? Die Kinder, die Unschuldigen, gehorchen einem bloßen Traumgesicht und ich, der Mann, der Priester, der Bischof – der ach! nicht unschuldige – ich sollte minderen Mut erweisen, ich, den ein Gelübde treibt, an dem Grab der Apostelfürsten gelobt, und der Auftrag des obersten Hauptes der Christenheit, des größten Papstes, der je dem heiligen Petrus nachgefolgt? Nein, meine Freunde, habt Dank für eure Gastlichkeit, für eure Unterweisung. Wohl unterrichtet nah' ich der Unseligen. – Ich rette ihre Seele oder sterbe drum. Lebt wohl! Es läßt mich nicht mehr ruhen, nachdem ich all' das Gräßliche erfahren: – nun keine Nacht mehr ruhen. Ich steige zu Pferd – sofort – und raste nicht, bis ich sie gefunden und gerettet habe.«

Drittes Kapitel.

Die Königin Fredigundis bewohnte in Paris ein königliches Haus, das unmittelbar an die Bischofskirche stieß, durch einen Gang mit derselben verbunden, so daß sie, sobald es wünschenswert schien, das Asyl gewinnen mochte. In einem Gemache dieses Palatiolums saß sie vor einem mit Büchern und Schriften bedeckten Tisch; neben ihr stand Winnoch, die Rohrfeder in der Hand.

»Laß es nun genug sein,« sprach sie ermüdet, das Haupt auf die Hand beugend. »Ich finde doch kaum einen neuen Heiligen mehr.« »Schwerlich,« meinte Winnoch. »Du hast dir ja aus allen Klöstern schicken oder abschreiben lassen, was sie nur an Mirakeln und an Heiligenleben in ihren Büchereien bergen. Was willst du eigentlich damit? Es ist immer eine solche Geschichte ziemlich wie die andre. – Aber du hörst nicht! Was starrest du dorthin ins Leere?« Sie fuhr auf. »Ich meinte, – ich sah dort, zu Häupten des Ruhebetts, eine weiße Gestalt hängen. – Ich muß oft sehen, was nicht da ist. – Geh' nur! Ich merke, du bist schon wieder schreibmüde. Oder durstig. Die andre war besser beim Schreibedienst und beim Vorlesen. – Wie hieß sie doch? Mein Gedächtnis ist so schwach geworden!« – »Du meinst Rulla?« Fredigundis nickte langsam, nachdenklich: »Ja, die von der Wutach her. Sie war besser.« »Sie hat dich aber verlassen, während ich treu bei dir ausharre. – Übrigens, irre ich nicht sehr, hab' ich sie gestern an mir vorüberhuschen sehen, nahe dem Kloster der heiligen Genoveva.«

Fredigundis hatte ein Buch aufgegriffen und starrte hinein. »Es muß doch möglich sein,« sagte sie vor sich hin. »Nicht nur Christus hat's gethan. Auch – nach ihm – ganz kleine Heilige.« – »Was meinst du, Königin?«

»Sie – Rulla – las mir einmal vor: vom Galgen herunter, einen Gehängten, hat ein Heiliger wieder erweckt. Damals achtete ich nicht recht darauf – ließ es ausstreichen, damals lebte *er* ja noch. Und nun« – sie tastete unter den Schriften umher – »nun ich diesen Heiligen brauche, – so dringend! – nun kann ich ihn nicht mehr finden. – Ich möcht' es doch lieber durch einen Heiligen thun, als durch – das andre. Das ist dann *wieder* Sünde, muß *wieder* abgelöst werden. Ah, das geht immer so fort –! Ein Netz, ein unabsehbares. Eine Masche mach' ich auf ... – dann zieht sich die andre fest. O, ich bin müde, müde!« – Und sie sank vornüber mit der Stirn auf den Tisch, schlaff hingen ihr die Arme herab, auf beiden Seiten überflutet von dem wunderschönen Haar. –

Eine lange Stille entstand. Winnoch ward es unheimlich; kopfschüttelnd, leise ging er hinaus.

Gleich darauf trat ein Thürhüter ein und meldete: »Frau Königin, ein fremder Bischof bittet um Gehör.« Sie hob rasch das Haupt: »Ein Fremder? Das ist recht. Das ist was Neues. Das Alte ist so – alt. Laß ihn herein. – Aber erst durchsuche ihn, ob er nicht Waffen versteckt trägt.« Als bald trat der Gemeldete ein; nach dem ersten Blick auf Fredigundis schlug er die langen dunklen Wimpern nieder; er blieb mit stummer Verneigung am Eingang des Gemaches stehen.

»Was?« schrie sie aufspringend. »Prätexitatus? Ihr wagt es, vor mein Angesicht zu treten! Ihr, der die Gotin mit meinem Stiefsohne getraut? Euren Verbannungsort zu verlassen? Wähnt Ihr, weil König Chilperich im Grabe liegt, darf man seinem Bannbefehl trotzen? Ihr irrt! Ich führe seinen Königsstab.« Plötzlich aber fuhr sie zusammen. »O wie ihr Landerich ähnlich seht – so bleich fast wie er – als er auf dem blutigen Waldmoos lag. Was willst du, Landerich, von mir? – Ich hab' dich nicht erschlagen. – *Er that's!* – Laß mich! Jetzt ist es doch zu spät für die Zusammenkunft am Waldessaum.« »Königin, ich bin Prätexitatus,« sprach er sanft, immer ohne die Augen aufzuschlagen. »Ich komme – ohne Groll – ich komme als Freund –« »Als Freund! – Ich kann Freunde brauchen,« sprach sie nachdenklich, »und Ihr – nun freilich,« und jetzt kam ein Lächeln der Erinnerung über ihre Züge – »Ihr seid mein allererster Freund, mein frühester, gewesen. Wißt Ihr's noch, an der Wutach? Ei, ei, Herr Bischof, wer hat

dem Kind Fredigundis die ersten Küsse – wie heiß brannten sie doch! – auf die magern, die nackten Schultern geküßt! Und auf die Augen! Und Einen auf den Mund. Damals hört' ich's zum erstenmal im Leben: – wie süß klang mir's im Ohre! – »o wie schön bist du, Fredigundis!«

Da stürzte der Bischof auf beide Kniee, schlug mit den Fäusten gegen die Brust und stöhnte: »O Gott! O Gott! Es ist wahr! Verzeih mir, großer Gott! Du weißt, wie ich gebüßt hab' jahrelang.«

Erstaunt sah sie ihn an: »Steht doch auf! Seid Ihr bei Sinnen? War das eine Sünde – damals?« Prätextatus erhob sich: »Es war aller Sünden, aller Greuel Anfang. Ich, ich Unseliger habe sie in dir geweckt, die schlummernden Dämonen, in dem halbreifen Kinde, die Unkeuschheit, die Eitelkeit, die Gier nach Genuß und Glanz und Macht! Ich – ich Sünder trage Schuld an allem.« Und er bedeckte das Antlitz mit den Händen.

Es behagte ihr, daß ein tüchtiger, starker Geist so leiden mußte um ihretwillen. Sie dachte bei sich: »Ei, all' das ist an mir wohl angeborne Merowingenart.« Aber sie sagte langsam, nachdrucksvoll: »Ja, ja – Ihr war't der erste. – Es mag wohl also alles Eure Schuld sein.

– Aber was führt Euch jetzt zu mir – trotz der Verbannung?« »Die Reue,« sprach er fest, die Augen wieder senkend, »und die Pflicht der Sühne. – Jenes war nur der Anfang meiner schweren Sünden, die ich an dir begangen.« »An mir?« fragte sie verwundert. »Wir haben uns ja nie wieder gesehen. Das heißt: Nur noch einmal sah ich dich – nicht du sahst mich! – an dem Tag, als – als – als ... –«

Jetzt schlug er die Wimpern auf und sah ihr tief in die Augen. »Als du Galsvintha erwürgtest.«

Grell schrie sie auf und taumelte zurück. »Was – du wußtest das? Das heißt: du wähtest das?«

»Dein Opfer riß dir im Todeskampf ein Büschel Haare aus! Ich trage sie noch auf dem Herzen. – Hier, kennst du dies dunkelrote Haar? Das ist die eine Hälfte...–« »Die andere,?« fragte sie, zitternd an allen Gliedern. »Hat Chilperich gehabt.« – »Er wußte es?« – »Und *schwieg!* Und freite die Mörderin. Das ist ein Greuel. Aber ich – ich wußte es auch und schwieg auch – o, wehe, wehe mir –« – »Warum?« »Warum?« ächzte er und trat leidenschaftlich auf sie zu. »Weil ich elender, verworfener Sünder vor den Menschen, vor Gott – weil ich nie aufgehört habe, dich zu lieben, du furchtbares Geschöpf.«

»Ah so!« lächelte sie, sich hoch aufrichtend, triumphierend. »Und deshalb auch kamst du jetzt zu der – Witwe?« Ein flammender Blick der grauen Augen sollte ihn vollends berauschen: – aber es gelang nicht: die langen, dunklen Wimpern hatten sich schon wieder gesenkt.

»Und deshalb kam ich jetzt zu dir. Nicht, wie du es denkst. Als auch auf meine einsame Insel der entsetzliche Ruf deiner Thaten drang, – als jedes Fischerboot von der Küste her neue Frevel meldete jener fürchterlichen Fredigundis, die längst das zitternde Volk als eine Teufelin sich ausmalt ... –« Hell auf lachte sie: »O wär' ich eine! Und nicht ein ohnmächtig Weib.« – »Da traf jede deiner Thaten wie ein Keulenschlag mein Gewissen. Ich, ich bin der Mitschuldige dieser Greuel. Ich küßte die Hölle wach in dir

und ich, der dich unschädlich machen konnte nach jenem ersten Mord: ich ließ dich in der Freiheit, in der Macht, ließ sie weiter fressen die rote Flamme, die ich austreten konnte beim ersten Aufzüngeln. O, ich war dem Wahnsinn nah.« »Ist das,« fragte sie sehr rasch, »wenn man denken muß, was man nicht will?« – »Einmal trieb mich der böse Feind so weit, daß ich mich von der Adlerklippe in die See warf. Fischer zogen mich ans Land – für tot.« »Können diese Fischer Tode auferwecken?« fragte sie sehr schnell. »Da, als ich erwachte, gelobte ich, nach Rom zu pilgern, an das Grab der Apostelfürsten, dem heiligen Vater selbst zu beichten meine schwere Schuld und jede Buße auf mich zu nehmen, welche mir auferlegt würde. Ich floh von der Insel unter vielen Gefahren. Verfolgt von deines Gatten Spähern durch sein ganzes Reich gelangte ich nach Italien. Und in Rom fand ich den größten Mann, der jemals Sankt Peters Schlüssel hat geführt.«

Sie fürchte finster die Brauen: »Ich weiß von ihm. Er heißt Gregor und ist der Gotin Freund. Wir fingen Briefe auf von ihm an sie: – ich will nichts von ihm hören, will vergessen, daß er lebt.«

»Du wirst von ihm bald hören, was du dein Lebtage nicht vergißt. Papst Gregor – schon jetzt heißt er der Heilige, der Große, der Unvergleichliche – hörte meine Beichte und schalt mich schwer. Doch, er sah meine Reue – er sprach mich los der Sündenstrafe unter der Bedingung, – eidlich schwur ich es ihm! – dich aufzusuchen, dein Gewissen zu erschüttern.«

Fredigundis lachte kurz. – »Du mußt die Krone niederlegen.« – »So? Muß ich?« – »Mußt bereuen, büßen. In ein Kloster treten.« – »Du! Hüte dich vor diesem Rat! Dein Bruder gab ihn mir: – er hat den Tag nicht überlebt.« – »Ich lasse nicht von dir, bis ich dich zwang! Es gilt deine Seele, dein unsterblich Teil zu retten.« – »Darum Sorge dich nicht, Jugendgespiel! Ich stehe sehr gut bei den Heiligen. Und die sind doch noch mehr als Papst Gregor. Geh' und sag' ihm das. Und sag' ihm: Fredigundis stirbt im Purpur, – der ihr zukommt aus viel besserem Recht. – Hi, hi! – als all' ihr Pfaffen wissen könnt. Geh!« – Sie drehte ihm den Rücken zu. »Ist das dein letztes Wort?« »Mein allerletztes,« sprach sie, sich den Büchern zuwendend. – »So wisse, daß ich dich vor allem Volk der Franken des Mordes an Galsvintha überführen werde – ich hab's gelobt – ich werd's erfüllen.«

Blitzschnell wandte sie sich. »Das thust du ja doch nicht. Und wenn auch! Und wenn das Gericht der Franken mich noch anderer Morde überführt hätte, – mich ficht's nicht an. Niemand wagt, mich anzutasten – beim Zorn der Heiligen –! Ich hab' Asyl bei Bischof Ragnemod.« – »So wisse denn, – muß man dich zwingen mit dem Äußersten? – Papst Gregor wird diese Kirche hier in Gallien furchtbar fichten. Er hat einen Legaten abgesandt, –« – »Der bist wohl du?« – »Ein Konzil aller Bischöfe abzuhalten; in Anklage stehen schon alle deine Freunde unter diesen: Ragnemod ist suspendiert und – hör' es! – dir ist, wegen maßlosen Mißbrauchs, der Schutz des Asyls entzogen in allen Freistätten dieser Reiche – ja, der ganzen Christenheit.« Da erleichte Fredigundis. »Das ist unerhört ... –«

»Wie deine Frevel. – Gieb dich in Güte, Königin! Zwinge mich nicht zur Gewalt. Beuge dich! Nicht vor mir, nicht vor dem Papste: vor Gott selbst, dem allmächtigen Herrn. Rette deine Seele vor der Hölle.« Widerstrebend schüttelte sie das rote Gelock. »Die Heiligen sind abgefunden!« – »Das alles schreckt dich nicht? So rette deinen Nacken

vor dem Richtbeil!« Da schrie sie laut gellend auf und brach in die Kniee: »O weh! – Weh! Kein Asyl mehr? – Der Block! Das scharfe Beil? – Blut? – Wie so grausig aus Chilperich sprang? Geh, guter Prätextatus, geh! Verlaß mich jetzt! – Gönn mir Bedenkzeit: – nur kurze: – drei Tage!« »Drei Stunden!« sprach der Bischof feierlich. »Ich gehe in die Klosterkirche der heiligen Genoveva: daselbst ist eine Bußzelle für dich bereit gestellt: ich werde dort brünstig beten, daß Gott deinen Starrsinn breche. In drei Stunden stehe ich wieder vor diesem Hause. Bist du dann noch nicht bereit, mir zu folgen, so geht dies Anklagschreiben an König Guntchramn, an König Childibert und alles Volk der Franken: und heute noch verkünd' ich im Namen des großen Papstes in den Kirchen, auf den Straßen von Paris, daß dich kein Asyl mehr schützt. O, Fredigundis! Rette Leib und Seele.« Er war verschwunden. –

Wie eine Schlange schnellte sie empor. »O hätt' ich jetzt ein Schwert im Gürtel getragen wie du, mein Chilperich! Der zweite Bruder wäre schon so stumm wie der erste. Wart', Prätextatus!« – –

Eine kurze Weile darauf standen in demselben Gemach vor ihr Winnoch und Bladast; die beiden Männer sahen finster, unentschlossen vor sich nieder. Sie aber glitt von einem zum andern. »Bedenkt euch nicht zu lang! Es eilt,« drängte sie. »Nein,« sagte Winnoch. »Ich mag nicht. In der Kirche! Ich war doch Mönch! Ich bin geweihter Priester. Das ist unzerstörbar in der Seele. Ich kann's nicht.« Und er ging hinaus. »Ich bin nicht geweiht,« rief Bladast. »Aber doch! Sei's um Herrn Sigibert! Es war Krieg zwischen Euch. Und er nahm Chilperich sein Land weg. Aber dieser Bischof! Ich sah sein Antlitz. Er sieht so fromm!« – »Unerträglich!« rief sie und stampfte mit dem Fuße. »Gieb' ihm Gift: – morgens beim Frühstück,« riet er. – »Ich sagte ja, es muß geschehen sein vor drei Stunden.« »Ich will nicht,« wiederholte Bladast. »Er sieht so heilig aus!« »Heilig! Der?« zischte sie. »Blöde Thoren! Er brennt in sünd'ger Gier! Er wollte schweigen, für einen – Kuß von mir.«

»Das wäre?« fuhr Bladast auf. »Dann soll er ... – Aber er – der Bischof –?« – »Du zweifelst? Wohl, – wenn er liegt, reiß' ihm das Brustgewand auf: – er trägt auf seiner Brust heute noch eine Locke dieses Haars, die er – als Kind *mir* stahl!« »Die soll er hergeben! Der heuchlerische Pfaff! Aber,« rief Bladast, sie mit gierigen Augen musternd vom Wirbel bis zur Sohle, – »ich fordere andern Lohn als Gold: des hab ich genug. – Den Kuß, den dein Todfeind begehrte, deinem treuesten Freunde – fast deinem letzten! – darfst du ihn nicht weigern.« Fredigundis sah ihn kühl an: »Du bist sehr frech,« sagte sie langsam. – »Du bist kein Eheweib mehr; – du thust kein Unrecht an Herrn Chilperich.« »Es sei!« sagte sie kalt. »Ist es geschehen, – ganz geschehen, – so komm zu mir. Dann küß' mir die Wange. – Wagst du mehr, bist du des Todes.« – »Es gilt! Er soll nicht leben.«

»Wie tief bin ich doch herabgekommen,« seufzte sie, »seit Er starb!«

Viertes Kapitel.

In der Kapelle des Genoveva-Klosters auf dem rechten Ufer der Seine lag in brünstigem Gebet auf die Stufen des Hauptaltars hingestreckt Prätextatus.

Er war allein in der geräumigen Kirche, die außer der schmalen, in die Sakristei führenden Pforte nur einen Ausgang hatte auf den großen Platz: die Freitreppe, die mit vielen Stufen von der Basilika zu diesem hinabreichte.

Gegen diesen Platz hin bewegte sich langsam über die Seinebrücke unter lautem Psallieren ein Zug von Geistlichen und Mönchen, dem sich ein großer Haufe Volkes, Männer und Weiber, angeschlossen hatte; es war ein Bittgang um Regen: denn die Ernte drohte zu mißraten. Viele Wochen hatte es nicht mehr geregnet, das Getreide verbrannte unter der sengenden Sonne auf den Feldern.

Vor der Basilika, auf der untersten Stufe, saß, in elende Lumpen gehüllt, eine bejammernswerte Gestalt; ein zerfetzter Mantel, der seltsamerweise hier und da durch einen mattglänzenden Faden verriet, daß er einst mit Gold durchwirkt gewesen, verhüllte den Leib des Greises nur wenig. Man sah, daß ihm der rechte Arm und der linke Fuß fehlte; er hielt in der Linken eine lange, stelzengleiche Krücke, an die mit einem Strick eine kleine irdene Urne gebunden war; diese Urne, mit schmaler Öffnung, pflegte er hinzustrecken, wann er Schritte in der Nähe hörte: – denn der Arme war blind; zwei große schwarze Höhlen klafften an der Stelle der Augen.

Jetzt aber brauchte er sich nicht auf das Ohr zu verlassen; ein junges Weib in schlichter, jedoch reinlicher Gewandung, das neben ihm saß, sprach zu ihm, ihn sanft erhebend, stützend und führend: »Kommt, Herr Herzog – rückt ein wenig zur Seite, daß Ihr nicht getreten werdet; der Bittgang kommt nun gleich die Stufen hinan.« »Danke dir, du Gute,« sprach der Alte mit zitternder Stimme; »danke dir. Warum, sage mir doch, warum nimmst du dich meiner an, so rührend? Hast du mich gekannt in föhren – bessern Tagen?«

»Nein, Herr Herzog!« – »Warum also?« – »Aus Erbarmen mit Eurem unermeßlichen Elend. Herzog von Aquitanien! Der mächtigste, reichste, geehrteste Mann nach den drei Königen, und jetzt...« – »Der elendeste! Geblendet, ein hilfloser Krüppel. Das ist noch nicht das Ärgste! Mein Weib, meine beiden Eidame, meine sechs Söhne, ja und meine zwei Töchter sogar, grausam hingemordet von – von ihr. Aber das ist noch nicht das Fürchterlichste, sondern ... – wie heißt du, o barmherziges Weib?« – »Rulla.« – »Sondern das, o liebe Rulla, ist das Ärgste, daß ich all' das erlitten habe ohne Schuld!«

»O Herr Herzog!« – »Nenne doch mich armen kriechenden Wurm nicht Herzog.« – »O Herr Drakolen, wäre Euch denn lieber, Ihr hättet es verdient?« – »Ja.« – »Aber! Dann käme die Gewissenspein dazu. Seht, ich habe nicht teilgenommen an – an Verbrechen, die – eine Herrin von mir verübte: ich habe sie nur – allmählich – entdeckt; bin aber leider doch noch lang im Dienst dieser Herrin geblieben, weil – ich ihr Dank schuldete und, ach, auch wohl, weil es meinem Knaben gut erging bei ihr. Und doch hat mich, nur deshalb, solche Gewissensangst ergriffen, daß ich jetzt zur Sühne, freiwillig, als Magd der frommen Schwestern dieses Klosters, schwere gute Werke auf mich nehme. – Nun denkt, wenn Ihr Euch schuldig föhltet! Wenn Ihr Euer großes Elend auch noch verdient hättet! Was dann?«

»Dann hätt' ich Reueschmerzen. Aber ich hätte doch noch einen Gott.« – »Was redet Ihr da! Ihr seid wohl irrsinnig?« – »O nein. Ich denke klar. Es ist kein Gott.« »Entsetzliches Wort!« rief Rulla, sich bekreuzend. »Der Himmel ist leer. Eine Welt, in der Drakolen schuldlos solche Qualen leidet, Fredigundis – verflucht sei ihr Name,

solang ihn Menschen nennen!« – er schlug heftig mit der Krücke auf die Steinstufe – »straflos waltet, all' ihre Feinde sieghaft überwindet, – in einer solchen Welt ist kein Gott. Er wäre ja ein Teufel.« – »Bei allen Heiligen – schweigt! Sonst verlaß ich Euch! Horch, hört Ihr den frommen Gesang? Das Gebet der vielen Hunderte?« »Ha, ha,« lachte der Blinde laut. »Gebet! Weder Bitte noch Fluch eines Menschen drang jemals durch die Wolken.« »Schweigt doch!« mahnte sie. »Sie sind schon nahe. Sie schlagen Euch tot, hören sie die Lästerung. Kommt hierher! Noch mehr aus dem Wege.«

In diesem Augenblick sprang ein Mann die Stufen hinauf. Er war nicht von der Brücke her gekommen, über welche jetzt die Betenden sich drängten, sondern von einer Seitengasse her. Rulla erkannte ihn und sie sah seinen Blick: – sie erschrak.

»Der? In die Kirche?« sagte sie, leise schauernd.

Der Mann schob die Vorhänge zur Seite, die das Thor der Basilika verkleideten, und trat rasch in das Innere. Sofort eilte er durch den mittleren Gang auf den Hauptaltar zu. Sein Schritt widerhallte in dem weiten leeren Raum, Der Beter hatte ihn gleichwohl nicht gehört. Der Mann stand nun dicht hinter ihm. »Steh auf,« sprach er, »Bischof! Mich schickt die Königin Fredigundis.« Hoherfreut erhob sich der Beter. »Dank euch, ihr Heiligen, ihr habt mein Flehen erhört, ihr Herz erweicht! Sie bereut! – Was schickt mir Fredigundis?« flüsterte er. »Diesen Kuß,« schrie der Mann und stieß ihm den Dolch in die Kehle. Der Getroffene seufzte tief, fiel auf den Rücken und starb.

»Mord! Mord! Der Bischof am Altar ermordet!« So scholl ein gellender Schrei. Rulla, von seltsamem Grauen ergriffen, war Bladast gefolgt; sie hatte ihm durch den Vorhang nachgeblickt.

»Mord? Was? Mord? Ein Bischof? Ach, hier vor dem Altar? Haltet den Mörder!« So klang es draußen auf den Stufen, wo der Bittgang nun angelangt war.

Entsetzt war Rulla die Stufen hinabgesprungen. Bladast folgte ihr auf der Ferse. »Mord!« schrie er. »Greift das Weib!« Er sprang mit einem Satz über alle Stufen und wäre sicher in dem wilden Gewühl der Hunderte entkommen. Aber er stolperte – die lange Stelzkrücke des Blinden war ihm auf der untersten Stufe zwischen die Beine gekommen: – er fiel vornüber. »Haltet ihn!« rief Rulla. »Er ist der Mörder. Es ist Bladast – seht: da entfiel ihm das blutige Messer!« Einstweilen strömten bereits die Priester und Mönche aus der Basilika wieder zurück, die durch die Thür eingedrungen waren. –

»Bischof Prätextatus von Rouen!« – »Am Altar ermordet! Hier ist der Mörder!« – »Bringt ihn zur Königin!« – »Nein! Es ist Bladast, ihr Günstling! Sie läßt ihn entkommen.« »Zerreißt ihn!« rief eine einzelne Stimme.

Und buchstäblich – und in furchtbarer Geschwindigkeit – war das geschehen.

Die Messer in den Fäusten der Männer, die Nägel der wütenden Weiber hatten den Schreienden in kürzester Zeit in eine blutige formlose Masse verwandelt: – der Ferge der Seinesfähre schlug seine lange Schiebstange mit der harpunengleichen Eisenspitze in den Rumpf und schleifte ihn in den Strom. Platschend fiel er von dem erhöhten Damm hinein: – hochauf spritzten die schmutzigen Fluten. Die Menge strömte in die leere Kirche, an der Leiche des Bischofs zu beten.

Es war ganz still wieder auf dem Platz vor der Basilika.

Drakolen war allein; auch Rulla war in die Kirche geeilt; sie hatte dem Blinden, der das meiste erraten, den entsetzlichen Tod des Mörders kurz berichtet. »Rulla!« sagte er jetzt: »Wo bist du? – Bist du nicht mehr da?«

– Dann schüttelte er den weißhaarigen Kopf. »Es ändert nichts. Es ist doch kein Gott.«

Fünftes Kapitel.

Kein Mensch in Paris zweifelte daran, in wessen Auftrag Bladast, das berüchtigte und gefürchtete Werkzeug der Königin, gehandelt habe.

Von der Stätte des Mordes hinweg hatte sich der Strom der zornigen Menge gegen das königliche Haus und die Bischofskirche gewälzt. Verwünschungen, Flüche, Drohungen waren durch die dicken Mauern bis zu den Ohren Fredigundens gedrungen; ihre gemieteten Lanzenträger hatten mit vorgestreckten Speeren die Andrängenden abwehren müssen; sie hatte bei dem ersten Lärm das Asyl der Bischofskirche aufgesucht.

Und als die Nachricht von der neuen Unthat, die, nach der Urteilsweise der Zeit, alle früheren zu überragen schien, nach Orléans und nach Metz gelangte, da erklärten übereinstimmend König Guntchramn und die Regentschaft zu Metz: das Maß sei voll. Mit den Waffen in der Hand würden sie Fredigundis für diesen und für andre Frevel zur Rechenschaft ziehen, Paris besetzen, die Königin daselbst umschließen, und den Papst und ein allgemeines Konzil der gallischen Bischöfe befragen, ob das Asyl, das zur Anstiftung so vieler Verbrechen mißbraucht worden, sie noch schütze.

Am gleichen Tage traf diese Kriegserklärung von Orléans und von Metz her bei Fredigundis ein. Und Fredigundis erschrak und verzagte. Krieg, Waffen, tapfre Männer, ein gezücktes Schwert: – all' das gegen sie gerichtet, das konnte sie nicht ertragen, nicht denken in ihren Gedanken.

Sie war schon lange so einsam. Aber jetzt, nach dem Eintreffen dieser gepanzerten Botschaften, fühlte sie sich mehr denn je so schutzlos, – so verwitwet Das war es! Verwitwet!

Zwar war ihre Lage keineswegs so übel. Ihr Günstling, Herzog Boso, galt für den besten Feldherrn der Zeit, zumal denen Guntchramns weit überlegen; aber auch mit den austrasischen Führern hatte er sich früher wiederholt erfolgreich gemessen. Er übernahm sofort den Befehl über die neustrischen Streitkräfte, die er eilig aufbot; und er versicherte seiner schönen Königin, er werde die Feinde einzeln schlagen: zuerst die weichlichen Burgunden, dann die schwerfälligen Austrasier, und mit Glück und Sieg zu ihr heimkehren nach Paris. Mit starker Macht eilte er gen Nordosten, – die Marne aufwärts, den Burgunden entgegen, die bereits bis in den Gau von Soissons vorgedrungen sein sollten.

Aber Fredigundis sagte.

Ihre Lanzenträger hatte sie dem Herzog nicht mitgegeben. Sie schien dem Asyl allein nicht mehr trauen zu wollen; auch stieß sie, wagte sie sich einmal auf die Straße, auf so finster drohende Mienen bei den Bürgern von Paris, ja auch wohl auf leise

Verwünschungen der hastig an ihr Vorübereilenden, daß sie ihre Sänfte stets von einem starrenden Rechen von Lanzen begleiten ließ; zu Pferde war sie nicht mehr gestiegen seit Chilperichs Todestag! sie konnte sich seitdem nicht mehr im Sattel halten vor Schwindel und Herzklopfen.

Die aus Furcht und Abscheu gemischte Stimmung gegen die Königin ward den Einwohnern nicht gebessert durch die Aussicht auf eine Belagerung durch die verbündeten Burgunden und Austrasier.

Als man der Fürstin von der gährenden Erbitterung des Volkes meldete, hatte sie zuerst wieder ihre Pfeilschützen unter die sich auf den Hauptplätzen sammelnden Haufen schießen lassen wollen. Aber sie besann sich, wie Chilperich das weiland scharf mißbilligt, vielmehr in solchen Fällen versucht hatte, durch öffentliche Spiele die Laien, auch wohl durch fromme Stiftungen die Geistlichen der Städte zu gewinnen, umzustimmen. Seinem Beispiel folgend ließ sie bei Trompetenschall in den Straßen verkünden, bei dem Eintreffen der ersten Siegesnachricht werde sie auf dem Campus Martins ein großes Wettrennen und Kampfspiele veranstalten und alle Bürger von Paris in diesem »Cirkus« mit Fleisch und Wein bewirten; auch gelobte sie, für den ersten Sieg der heiligen Jungfrau der Siegverleiherin eine Kapelle auf der kleineren Seineinsel zu bauen, deren Grundstein am Tage des Eintreffens der Siegesnachricht feierlich gelegt werden sollte.

Sie fragte Winnoch, wie diese Zusagen gewirkt hätten unter den Parisern. »Einstweilen,« meinte er achselzuckend, »noch nicht gar viel. Aber siegst du wirklich: – dann gib acht, wie sie dir zujubeln werden im Cirkus und bei der Kapelle.« Nachdem Herzog Boso und dessen kriegerische Scharen die Stadt verlassen, fühlte sie sich noch viel mehr vereinsamt – »verödet, so recht verwitwet,« sagte sie.

Bischof Ragnemod, ihr Freund, hatte sich nach der ersten Unterredung mit dem ermordeten Prätextatus in ein Bußgemach zurückgezogen und ließ nur seinen Beichtiger zu sich.

So ging sie allein durch die weiten, leeren, schweigenden Räume des Königshauses, des Bischofshauses, der Kirche. Unter ihren Dienerinnen war keine, der sie vertraute, der sie sich mitteilte; doch mußte sie stets einen Menschen wenigstens in Sehweite haben. Ihr kleiner Knabe ermüdete sie; sie trug ihn lang, stundenlang, mit sich umher, ohne ihn anzulächeln, anzusprechen.

So hatte sie auch an dem Abend des Tages, da die Krieger die Stadt verlassen hatten, gethan. Erschöpft legte sie das weinende Kind auf sein Pfühl: »Armer Wurm,« sagte sie, »wonach verlangst du? Ah, du weinst nach deinem – Vater. Hast recht, Kind; wir sind so allein; mich fröstelt. – – Man rufe Winnoch,« gebot sie einer Magd; »ich muß laut denken können,« sagte sie, auf das Ruhebett sinkend und müde das Haupt auf die weiße, kleine Hand stützend.

»Ich halt' es nicht mehr aus, allein. Es ist zuviel. Oder doch: zu schwer. Immer Orléans und Metz! Und Krieg! Ich versteh' davon nichts! Ich fürchte es! Und alles Boso überlassen? Wer weiß, ob er mich nicht verrät? Du warst freilich kein Held, Chilperich. Oft hab' ich dich darum verspottet und des – andern heimlich im Herzen gedacht; des einzigen, der mir – einmal, nur einmal sah ich ihn! – das Blut heiß in die Wangen schießen ließ. War er schön, dieser blonde Heldenjüngling! Wie schade, daß ich ihn

umbringen mußte: – den Einzigen, den ich so gerne geküßt hätte! Und ihm durfte die Gotin einen Sohn gebären! Wie, wenn ich ihn – Sigibert – auferweckte von den Toten und ... – ach, ja so! Er war ja *auch* mein Bruder! – Die Gotin würde er küssen und mich zertreten –! Chilperich! – Du wußtest doch, was Krieg ist. – Und auch sonst! Wie oft hab' ich im Herzen mich heimlich berühmt, ich sei klüger, kühner als du. War es auch: – solange du neben mir standest, – solange du ausführtest, was ich dachte. Aber jetzt! Ach ich bin so allein! – Und immer seh' ich, wenn ich so allein bin, den blonden Knaben erhobenen Fingers mit dem Zorne Gottes mich bedräuen. – Ich trag' es nicht mehr. – Ich muß dich wieder haben, Chilperich. Den Fluch, den du in Umnachtung des Todes gegen mich geschleudert, den mußt du zurück, mußt ihn mir von der Seele nehmen. Ich muß dich wieder haben, muß es sein, durch eine neue große Sünde. – Ah, da bist du, Winnoch.«

»Was befiehlst du, Königin?« fragte dieser finster. »Deine Befehle bringen Unheil ihren Vollstreckern.« – »Was siehst du so verdrossen, elender Knecht, wenn deine Herrin dich entbietet?« – »Wo war' ich, hätt' ich, wie Bladast, deinen letzten Befehl erfüllt?« Sie lachte. »Geschah ihm recht, dem Frechen. – Ich ward der Lohnzahlung ledig! – Aber höre nun. Beantworte meine Fragen.« – »Sind es abermals dieselben? Zum hundertsten Mal? Es macht die öde Wiederholung meinen Kopf, meine Gedanken so krank wie ... –« »Die meinigen, willst du sagen? O ja, mag wohl sein, daß die Gedanken da links in meiner Stirn nicht gesund sind, seit – seit ich auf diese Schläfe fiel. Es schmerzt oft so – ganz tief im Gehirn.« Sie rieb die Schläfe und neigte das Haupt langsam von rückwärts nach vorn. »Aber die andern – die Gedanken rechts sind frisch.« – »Das ist thöricht, Königin!« – »Gieb acht und antwort. Also: nicht wahr, es ist ein Gott?« Gelangweilt erwiderte er: »Ja! Tausendmal!« – »Schweig! Es muß ein Gott sein, weil es erstens die Kirche lehrt – weiter: – wie geht es weiter?« »Und zweitens die Natur« – sagte er gähnend auf. »Woher wäre sonst die Welt? Und drittens –«

»Nun drittens!« – »Du weißt es ja selbst, – wie's im Buche steht.« – »Aber du sollst es *sagen* –« »Und drittens – das Gewissen!« flüsterte er scheu. »Siehst du?« lachte sie seltsam. »Du magst dies stechende Wort auch nicht gern aussprechen! »Und weil Gott ist, ist auch« – weiter!« – »Die Seele unsterblich, weil Gott die unsterbliche Seele geschaffen hat.« – »Und sie lebt nach dem Tode –« – »In ewiger Qual oder ewiger Seligkeit.« – »Und die Hölle kann man abkaufen ...« – »Durch gute Werke.« »Und jede Sünde, ausgenommen die wider den heiligen Geist. Bis dahin,« fragte die Königin müde, »war es das Alte. Aber nun gieb acht! – Ist Zauber, ist die Anrufung der Dämonen die Sünde gegen den heiligen Geist?« – »Nein.« – »Weißt du's gewiß?« – »Ja.«

»Gut. Ich weiß es auch. Schon lange. Aber ich wollte es bestätigt hören: – du bist ja Priester –! Denn ich fürchte mich ein wenig.« Sie fröstelte.

»Was willst du thun?« Sie beugte sich dicht an sein Ohr und flüsterte: »König Chilperich aufwecken von den Toten.«

Winnoch sprang auf, sie faßte ihn am Arm und zog ihn zurück. »Bleib. Es *muß* sein. Ich halt' es nicht aus ohne ihn. Den Heiligen, der es kann, den – hab' ich verlegt, verschoben, ausgestrichen, vergessen. Der Christus, der mir das zu thun versprach, der war, wie sich ergab, ein Narr. Mit Pfeilen haben sie ihn erschossen, wie einen Vogel.

Der Heilige, der es mir versprochen, war vollends ein Betrüger. Aber ich habe nun, für sehr viel Gold, von einer alten Pythonissa ... –« »Von der Hexe von Paris?« rief Winnoch erschrocken.

»So heißt sie. Ein bergalt Weib, halb verrückt; aber sehr kräuterkundig. Sie hat mir schon früher einen Berausungstrank gebraut – und dann ein Gift, vortrefflich! – Ha, wie geschwind –« sie lachte laut, »fiel doch jener plumpe Frankenriese vom Gaul! – Und ein Gegengift, ich nehm's nach jeder Mahlzeit –! Die haben sich alle meisterlich bewährt. Wohlan, die hat mir einen Leichenzwang verkauft: – Kräuter, Dämpfe und – mit Anrufung der Dämonen, weiß nicht, welcher Völker. Hilft, hilft gewiß! Wie Rauschkraut half und Gift und Gegengift! Ist sehr schwere Sünde – aber die kauf' ich ab. Ich habe noch Schätze liegen, geheime – in der ...«: plötzlich hielt sie inne. – »Nein! Ich sag's dir nicht, wo. Chilperich meinte, jeder Mensch hat seinen Preis. Du könntest mich auch verraten. – Glaubst du wohl, daß Boso mich verrät? – Also – heut' um Mitternacht weck' ich den toten Chilperich, meinen Bruder –« – »Du redest irre, Königin.« Sie lachte schrill: »Hi, hi! Sind wir nicht alle Brüder und Schwestern in dem Herrn? Schlechter Christ, ungelehrter Priester! War nicht Eva von demselben Fleisch wie Adam? Seine Schwester! Und Gott selber gab sie ihm zum Weibe. Also, wo liegt da die Sünde?« – »Königin, ich verstehe dich nicht.« – »Das will ich hoffen! Also: ich wecke Chilperich wieder auf: ich brauch' ihn, brauch' ihn, brauch' ihn!« Sie schrie jetzt. – »Nicht, wie *du* meinst. – Du Knecht deines Blutes. Nicht das Eheweib begehrt des Mannes: sein Kind braucht den Vater! Und ich brauche den Schützer, den klugen, kühlen Kopf –: denn mein Kopf – ach er schmerzt mich oft! Jetzt gerade wieder! – gar so sehr. Und das Herz, das drückt oft noch ärger. – Horch auf: – du holst mich kurz vor Mitternacht hier ab .. – ich mag nicht allein ... –« »Nein!« rief Winnoch aufspringend. »Den Leichenzwang mach' ich nicht mit: – ich will nicht mit ansehen, wie Herr Chilperich aus dem blutigen Bahrtuch steigt!«

»Thor! Das sollst du nicht. Nur bis an die Basilika sollst du mich begleiten. Ich fürchte mich nicht vor dem toten Gemahl, nur vor den Lebendigen auf der Straße. Ich steige allein hinab in die Krypta zu – ihm. – Allein muß ich's vollbringen.«

Sechstes Kapitel.

Schwül brütete die Augustnacht über Paris. Nur wenig hatte die drückende Hitze abgenommen seit Sonnenuntergang. Es war Vollmond. Der Fluß, die flachen Dächer der alten, oft bis in die Römerzeit zurückreichenden Häuser glänzten in geisterhaftem Licht, während die sehr engen, winkeligen Gassen, von hohen Mauern und Türmen überragt, in tiefschwarzem Schatten lagen.

Kurz vor Mitternacht ward durch die Straßen eine geschlossene Sänfte geführt; neben den vier Knechten, die sie an langen, über die Schultern gelegten Stangen trugen, schritten vier Lanzenträger; Winnoch folgte.

Weite Wege gab es noch nicht in dem Paris von damals: von Fredigundens Wohnung, dem neuen Palast Chlodovechs, den sich dieser, den alten römischen Palast der Thermen verlassend, im Herzen der Stadt, neben der Peter- und Paulskirche, nahe der größeren Seineinsel, auf dem linken, dem südlichen Ufer des Stromes erbaut hatte, war in einer Viertelstunde weiter stromabwärts die Basilika des heiligen Vincentius leicht zu

erreichen. Aber die Königin hatte doch die geschlossene Sänfte befohlen; sie fürchtete den Groll des Volkes und mehr noch den Schwindel und das Herzpochen, die sie beim Gehen leicht befielen.

Als der kleine Zug vor der Basilika angelangt war, – schwarzes Dunkel warf der hohe Römerturm daneben auf ihre Stufen – wurde das Thor leise geöffnet. – Der nächtliche Besuch war vorher angesagt worden: ein paar Priester traten hervor, mattleuchtende kleine Lampen in den Händen; schweigend, mit verstörten Mienen begrüßten sie, tief sich neigend, die Königin, die ihren weiten dunkelroten Mantel über ein mächtiges Gefäß geschlagen hatte, das sie nicht aus der Hand ließ; mühsam, schwer atmend stieg sie die Stufen hinan; auf der vierten machte sie Halt und stützte sich auf Winnoch, die Linke auf die Brust pressend.

»Wie dein Herz schlägt, Königin!« warnte der. »Du solltest nicht so Grauenvolles wagen.« »Schweig,« befahl sie, sich aufrichtend und die übrigen Stufen hinansteigend. »Du folgst mir – du allein – bis an die Pforte der Krypta. Dort wartest du – bis wir ... bis ich daraus hervortreten werde. Ist die Pforte der Grufthalle von Innen schließbar?« fragte sie die Priester. »Ja, o Herrin!« – »Desto besser. Ich werde von innen schließen. Und keiner wag's, so wahr ihm sein Leben lieb,– ihr mögt hören, was es sei, es mag dauern, solange es wolle – keiner wage, einzudringen, bis ich selbst die Thür erschließe. Er wäre verloren!« Und zu Winnoch sagte sie leise: »Nicht ich selber könnte dich retten vor der Wut der belauschten Dämonen. Vorwärts! Leuchtet!« gebot sie.

Die Knechte und die Lanzenträger setzten sich auf die unterste Stufe der Basilika. Sie aber durcheilte nun raschen Schrittes das Mittelschiff der Kirche, bog um den Hauptaltar in der Absis und setzte den Fuß auf die erste der Staffeln, die hinter dem Altar in die Krypta hinunterführten.

Sie zögerte, sie erschauerte leis: in dem Steinbau, innerhalb der dicken Mauern, war es sehr erheblich kühler als in der Sänfte und vor der Kirche; sie fror, es schüttelte sie.

Der Diakon bemerkte es: »O Herrin,« sprach er zaghaft, »verstatte deinem Knecht ein warnend Wort. Dich schaudert ...« »Nein! Es ist die Kälte,« sagte sie und zog den roten Mantel dichter an sich. – »Ich muß dir doch sagen: es ist nicht geheuer da unten.« »Wird bald noch weniger geheuer werden,« murmelte sie. – »Von je her galt die Krypta als von Dämonen heimgesucht. Man vernahm gar oft von unten her geheimnisvolle Geräusche. Aber niemals so häufig, als in den letzten drei Tagen.« – »So? Das ist mir lieb zu hören. Sehr lieb.« – »O spotte nicht! Es kracht und stöhnt und ächzt da unten. Es ist, als ob einer der dort Bestatteten mit aller Gewalt den furchtbar schweren Erzdeckel seines Sarkophages heben, sprengen wolle.« »O,« atmete sie tief auf. »Die vorbereitenden Zaubersprüche wirkten,« flüsterte sie Winnoch zu. »Seit drei Tagen, nicht?« – »Ja, seit drei Tagen: bevor wir – heute erst – auf Euren Befehl den Sargdeckel Herrn Chilperichs gehoben.« »Es trifft zu. – Geduld, mein Chilperich: – ich komme, dich zu holen. – Ihr wißt,« sprach sie laut, »ich muß am offenen Sarge meines Gatten beten: – ein Gelübde. – Ei ist hier alles schwarz und finster! Als ging es in die Unterwelt. Hinab! Leuchte voran!«

Über viele, viele Stufen ging es hinab; Wasser troff aus den roh behauenen Steinwänden an beiden Seiten. Endlich war die letzte Staffel erreicht; eine starke Thüre,

mit ehernen Platten bekleidet, schloß die Krypta. Der Priester sperrte auf: – kalte Kellerluft schlug entgegen aus dem nachtschwarzen Gruftgewölbe.

Entschlossen schritt Fredigundis über die Schwelle: geduckt, mit Grauen, sah ihr Winnoch nach. – Sie setzte das schwere Gefäß, das sie allein getragen hatte, jenseit der Schwelle nieder. – »Gieb mir die Ampel – nein, jene offene –! Und nun wartet: – draußen!« Der Priester stellte die offene, schalenförmige Ampel auf den Estrich, dicht hinter der Schwelle nieder: – »Hier ist der Riegel, der Innenriegel!« fügte er bei und trat zurück.

Fredigundis schlug die Thüre ins Schloß – sie sah noch Winnoch warnend den Finger erheben – und schob den mächtigen Eisenriegel vor: sie war allein in der Unterwelt bei den Toten.

Siebentes Kapitel.

Tiefe, dunkle Nacht, wohin sie blickte in dem sehr großen Raum. Die Ampel zu ihren Füßen erhellte nur die nächste Umgebung mit ganz mattem Scheine.

»Wenn das Licht erlöschte!« Es war ihr erster, erschreckender Gedanke. – »Bah, ich finde mich leicht zu der Thüre zurück!«

Sie hob nun mit der Linken die Ampel von dem Estrich auf; mit der Rechten ergriff sie das schwere Gefäß, das sie niedergestellt hatte, und ganz langsam, Schritt vor Schritt setzend, ging sie vorwärts, mit der Ampel vor sich hinleuchtend.

Nur einmal war sie bisher in dem Grabgewölbe der Merowingen gewesen: als Chilperichs Leiche hier in dem alten Römersarkophag war beigesetzt worden. Seither hatte sie eine seltsame Scheu fern gehalten von dem Grabe des Gatten, der – ihr Bruder war. Allein nun zwang die Not, die innere Not des Herzens.

Sie erinnerte sich: der Sarkophag Chilperichs war der letzte in einer ganzen Reihe von solchen Steinsärgen – am weitesten rechts. Sie durchschritt zuerst geradeaus den Gang des Mittelgewölbes, wandte sich dann nach rechts und hielt vor dem letzten Sarkophag. – Es war ganz richtig. Der Deckel dieses Sarges – eine wuchtige, hoch' gewölbte, ausgemeißelte Marmorplatte mit ehernem Randbeschlag und langem, spitzem Zahndorn, der genau in eine Öffnung des Randes der steinernen Sarkophagtruhe paßte, war – auf ihren Befehl – heute in die Höhe gehoben worden. Eine dünne Eisenstange war zwischen der Truhe – an deren Fußende – und dem Deckel eingespreizt, diesen emporzuhalten. Ein dunkelfarbiges Bahrtuch war über die Leiche des Königs gespreitet, die nach Entfernung der Eingeweide, gemäß der aus Byzanz und Ägypten herübergenommenen, bei Königen und Heiligen ganz regelmäßig angewandten Sitte der Zeit, kunstvoll einbalsamiert und vor Verwesung geschützt war.

Sie stellte das Gefäß nieder und leuchtete mit der offenen Ampel umher, das Gruftgewölbe musternd, das sie umgab. Es fiel ihr auf, daß der Qualm der Ampel stark nach links abdampfte: – Zugluft drang rechts von der Mauer her, die hoch über Menschenhöhe eine Lücke haben mußte; aber alsbald kehrte der Qualm zurück: auch auf der linken Seite drang ein Luftzug ein durch das Gemäuer. Nachdem sie die Inschrift auf Chilperichs Sarg – sie selber hatte sie verfaßt und die Lobesworte nicht gespart – gelesen, schritt sie weiter nach links, suchend mit der Ampel. Nach einigem

Suchen fand sie, was ihr im Sinne schwebte. Sie machte Halt und las: »Hier ruhen die irdischen Reste des ruhmvollen Mannes, Herrn Chlothachars, des Königs der Franken, der zuerst seit König Chlodovech wieder alle drei Reiche der Franken: Austrasien, Neustrien und Burgund, unter seinem Scepter vereinen durfte. Das gewährte ihm Gott zum Lohne seiner Tugenden: Frömmigkeit, Gerechtigkeit und Keuschheit.« Sie las es, langsam, bei jedem Wort verweilend, mit der Ampel den einzelnen schwarzen Buchstaben in dem grauen Gesteine folgend. Als sie zu Ende war, lachte sie.

Aber sie erschrak: denn von allen Seiten, – und viel lauter, dünkte ihr, – scholl ihr Lachen wieder in der Wölbung.

»Herr Chlothachar – mein Vater!« – sagte sie bitter

– »wenn ich *dich* nun aufweckte, mit all' deinen Tugenden? Und wenn dich deine Tochter fragte: warum hast du meine Mutter verlassen – nach einem Tag –? Warum bist du nie auf deinen Hof an der Wutach gekommen, wo du sie geborgen hattest: – doch nur, um sie wieder aufzusuchen? Hast sie vergessen, wie das Eichhorn die süße Nuß, die es sich versteckt hat im hohlen Baum, sie später wiederzuholen? Hast dein Kind nie aufgesucht? Weshalb hast du nicht auch mich anerkannt als dein Blut, wie so viele andere, und mich gemäß meinem, – gemäß deinem Blut – erzogen wie andere und vermählt irgend einem stolzen Herzog? Dann wäre vieles nicht geschehen. Zwei deiner Söhne – meine Brüder! – lebten noch! Und ich hätte mich nicht mit Gewalt eindringen müssen in den Glanz, der mir gebührt von Geburt. – Denn nicht wir, nicht ich und mein Chilperich, tragen Schuld, daß die Schwester des Bruders Gattin ward. Du bist der Schuldige! – Schlafe fort, du tugendreicher König! Aber schilt nicht, wenn ich mir den Gatten erwecke.«

Und sie kehrte zurück an Chilperichs Sarkophag.

Sie nahm nun aus dem großen Erzgefäß allerlei seltsame Dinge heraus: ein rundes Kohlenbecken, auf einem ehernen Dreifuß ruhend, eine Pergamentrolle und mehrere Säcke, teils von grober Leinwand, teils von ungegerbtem Leder, ein paar schmale, winzige Krüge, auch ein Päcklein Werg und Zunder. Und nun begann sie ein geschäftig Werk.

Den langfaltigen Mantel, der sie in der Bewegung der Arme hinderte, warf sie ab. – Vor allem entzündete sie einen Streifen Werg an ihrer offenen Ampel und setzte damit kleine Holzspäne und Kohlen in Glut, die sie aus dem größten Sacke genommen und in das runde Becken, hoch aufgehäuft, geschichtet hatte. Sofort stieg ein eigenartig und stark duftender Rauch empor, der sich gelblich braun über dem Becken hinwegzog vor dem Luftzug aus der Mauerlücke zur Rechten.

Nun streifte sie beide Schuhe ab und trat, mit leisem Frösteln, nacktfüßig auf den kalten Estrich; sie löste das dunkelblaue Band, das ihre Haare auf dem Wirbel zusammenhielt, und ließ sie über die weißen Schultern rieseln. »Ob ich ihn vorher schon aufdecke? – Nein!« sagte sie schauernd.

Und nun, in feierlichem Taktschritt den Sarkophag umwandelnd, las sie aus der Pergamentrolle Wörter ab, die sie meist nicht verstand. Sobald sie aber wieder an dem Kohlenbecken, das an dem Fußende des Toten stand, angelangt war, warf sie, in bestimmter Reihenfolge in die weit geöffneten Säcklein greifend, eine Handvoll des Inhalts auf die glimmenden Kohlen.

Immer rascher ward dabei ihr Schritt : – und immer qualmender, immer stärker duftend zogen die gelben, braunen, schwarzen, roten Dämpfe von dem Becken aus über sie und über den Sarg hin, allmählich das ganze Gewölbe füllend. – Manchmal prasselte auch nach solchem neuen Einwurf das schwelende Feuer hoch lodernd auf, Funken sprühend, knisternd und knatternd.

Und sie sprach dabei, ablesend aus der langen Rolle, bald aus diesem, bald aus jenem Säcklein oder Krüglein schöpfend, und geschäftig ausstreuend oder sprengend aus vollen Händen:

»Erst Honig und Milch, dann Wein, Öl und Mehl: alles Lebenden Grundstoffe. Dann Walrat und Rostwurz! Dann Safran, Bisam und Moschus. Dann Thymian und des Maulwurfs getrocknetes Blut. Ein Kuckucksei und die Schnurren des Luchses. Nun rasch! Bilsenkraut, drei rechte Hände voll. Und der letzte Schweiß eines Mannes, der am Galgen verstarb. Und Schwefel, drei linke Hände voll. Und das Kraut Johannis des Täufers. Und eines Knaben mit auf die Welt geborne Glückshaube! Und Teufelsabbiß und Alraunwurzeln! Schierling und Mandragora! Und Nachtschatten und schwarzen Mohn! Sumpfeppich und Sumpfporst! Koriander und Eppichwurzeln! Und Bibergeil! Und Raute und Drachenpilz und Fliegenschwamm. Und schwarzer Mohn und Eppichsaft. Und nochmal eine Hand Schwefel und Bilsenkraut. Und ganz zuletzt: das nie genannte, das dreimal gebrannte, das nur dem Höllenwirt Bekannte, das hell auflodernde Mächtigste: – das blutrote Pulver des Leichenzwangs!«

Endlich war der letzte Wurf aus dem letzten der Säcklein – bis auf Einen – geschehen: geleert lagen diese auf dem Estrich; schon lange war solcher Qualm aufgestiegen aus den bald hell auflohenden, bald gedämpften Kohlen, daß in allerlei phantastischen Streifen, Schleiern und rundgeballten Leibern dichte Wolken über dem Sarkophage schwebten, diesen wie die Beschwörerin verhüllend. Der Geruch, der strenge, war so betäubend, daß sie manchmal nur schwer Atem fand und, sich mit der Hand auf die offene Sargwand stemmend, tiefer, mit Anstrengung, Luft schöpfte.

Nun hielt sie inne: – erschöpft, bleich, mit gewaltig klopfendem Herzen: – der Schweiß trat ihr auf die Stirn und doch fror sie: von den kalten Füßen stieg aus dem Marmorestrich die Kälte ihr bis ans Herz; sie raffte daher den weitfaltigen Mantel wieder auf, schlug ihn um die linke Schulter und schloß die Spange auf derselben.

»Jetzt kommt's – jetzt kommt das Ärgste!« sagte sie. »Mir graut. – Doch es muß sein.« –

Und sie begann nun mit lauter Stimme: – obwohl sie zuerst über den Wiederhall der eigenen Worte erschrak, fuhr sie doch so fort – ihre Stimme gab ihr bald Mut: – sie las ab: »Nun höret mich – ihr, die ich nicht kenne und doch verehere, nicht sehe, aber anwesend spüre« – da erschauerte sie – »in dieser Stunde der Nacht, in der Nähe der Toten, die ja nicht tot sind, sondern nur schlafen und oft ächzen« –: da schrie sie leise auf – aber es war nur ein zerspringendes Stück Räucherwerk auf dem Becken gewesen – höre mich: du der Dämonen nächtliche Herrin, Hekate mit den Schlangen im Haar! Höre mich, Hermes Trismegistos, du mit den Drachenflügeln! Höre mich, Teutates, dem der Druide die heilige Mistel schnitt mit goldener Hippe! Höre mich du, waltender Wotan, der du mit Leichenrunen neun tote Walas geweckt hast und gezwungen zur Rede. Ich hab' euch gerufen, ich hab' beschworen: – ich bete euch an – ihr gewaltigen Dämonen!

Auf den Knieen bete ich euch an« – und sie warf sich auf die Knie und preßte das Antlitz auf den Boden. –

Als sie sich aufgerichtet – es ward ihr schwer! – lag eine breite gelbweiße Qualmwolke über dem Sarkophag. –

»Ich ruf' euch und zwing' euch! – Erweckt mir vom Tode – ihn, der da vor mir im Sarge nur schläft – ich ruf' ihn, ich zwing' ihn, ich will ihn lebendig, daß er spreche und wandle – ihn, – ihn: – Chilperich, den Sohn Chlothachars.«

Nun faßte sie das letzte Säcklein und entleerte dessen ganzen Inhalt auf einmal in die Glut. – Laut prasselte diese, hoch schlug eine blaue Flamme empor. – Sie erlosch und dichter Dampf stieg auf, hoch, weit über Menschenhöhe: – »Ja, ich will – nein, nein, nein,« schrie sie Plötzlich – »ich kann es nicht! – Ob dann wohl das Blut wieder aus seiner Wunde auf mich spritzt? Doch! Ich will! Ich muß. – Komm! Wach auf! Ich rufe dich, Chilperich – mein Gemahl!«

Und entschlossen riß sie, ganz dicht an den Sarkophag hinantretend, das dunkle Bahrtuch weg – da – wirklich! – sie sah's mit Grausen und Entsetzen, da stieg vor ihr gelbbrauner Dampf empor und in dem Qualm ballte sich's zu einer Gestalt: – das Kopfende der Leiche schien sich langsam zu heben.

»Ah!« schrie sie. »Er kommt! Wirklich!«

Sie fuhr zurück mit gellendem, gellendem Schrei, stürzte nieder auf ihr Antlitz, ganz hart neben dem Sarkophag, mit dem linken Ellbogen stieß sie dabei die Eisenstange aus dem Sarg: – – und furchtbar dröhnend schmetterte der centnerschwere Deckel hinab. – Der gewaltige Krach schreckte sie auf. Sie wollte aufspringen. – Weh! sie konnte nicht! Der spitze Zahndorn des Deckels war zwischen ihren Haaren und durch ihren Mantel hindurch, einen Teil ihrer Haare einklemmend in den Sarg, zugeschlagen: sie konnte nicht auf.

»Der Tote hält mich fest!« – So schrie sie. Und sank wieder auf den Estrich, diesmal ohnmächtig. – Die Sinne waren ihr vergangen. – – –

Lang, lange lag sie so.

Zuerst, bald, erloschen die Kohlen – einen letzten, dumpf betäubenden Qualm aushauchend. – Dann losch auch die Ampel. Nun war alles dunkle Nacht. – – –

Lange hatten Winnoch – wohl vernahm er das Krachen des lauten Schlages und ihren Schrei – und die von seiner Angst herbeigerufenen Priester nicht gewagt, trotz ihrer Besorgnis, zu rufen. Sie fürchteten die Königin. Endlich, als Stunden vergangen waren: – schon war die Nacht der Dämmerung gewichen, – befahl der Diakon, mit Brecheisen die Thür zu sprengen; sie eilten mit Grauen in das Gewölbe.

An dem Sarg Chilperichs lag bewußtlos Fredigundis noch immer mit eingeklemmtem Haare: selbst die Erbrechung der Thüre hatte sie nicht geweckt: mit Stangen und Hebeln mußte der Sargdeckel gehoben werden.

Nun trugen sie die Königin die Stufen empor, durch die Basilika; erst in der frischen Morgenluft draußen erwachte sie, die Augen groß aufreißend. – Aber sie schloß sie wieder: ihr Blick war auf ihr Haar gefallen, das über ihre Brust hing. »Das bin ich ja

nicht« – sagte sie und schloß die Augen wieder. – »Ich bin es nicht. – Fredigundis, die hatte schön rotes Haar – dies Haar ist ja schneeweiß.«

Und schneeweiß war es geworden in der Einen Nacht. Mit schweigendem Entsetzen wies es Winnoch, zitternd am ganzen Leibe, den Priestern. Schweigend trug man die wieder Bewußtlose in der Sänfte in den Palast zurück.

Achtes Kapitel

Eine Woche lang lag Fredigundis wie niedergeschmettert vom Blitzstrahl.

Grauen und Schrecknis jener Nacht schienen ihre Kraft geknickt zu haben; sie öffnete nur selten die Augen, genoß wenig, sprach gar nicht. Aber am Morgen des achten Tages richtete sie sich auf und blickte erstaunt um sich. »Ich glaubte, ich sei gestorben,« sagte sie zu den Dienerinnen. »Nun leb' ich doch noch. Wie seltsam! Rüstet mir ein Bad. Und dann bringt mir vom besten Wein. Und bratet mir Fleisch. Gutes, saftiges Fleisch; mich hungert.«

Rasch erholte sie sich: noch einmal richtete sich diese zähe Natur auf. Auch über die weiße Färbung ihres Haares, die sie anfangs sehr schmerzte, tröstete sie sich, als ihre Umgebung versicherte, es stehe ihr wunderschön.

»Ja,« sagte sie, nach langer Prüfung den Silberspiegel Landerichs weglegend, »es ist wahr. Es ist sehr schön. – Ein wenig unheimlich –: so geisterhaft, die doch noch recht jugendlichen Wangen umrahmt von diesem schneeweißen Haar.« –

Die Mägde wußten nicht, ob sie das zu ihnen oder zu sich selbst sprach: – sie unterschied das manchmal nicht mehr.

»Ei,« lachte sie, leiser fortfahrend, »nun mag Prätextatus kommen und allen Richtern des Erdballs vorweisen jene rote Locke: sie hat nicht mehr die Farbe Fredigundens! Und die Rotkehlchen, – die mögen sich freuen! Die haben nun Friede von Fredigundis. – Ah so, Prätextatus ist – nicht mehr da. Auch Bladast ist –! Wo ist Winnoch? – Ich muß ihn etwas fragen über jene Nacht.« »Winnoch, o Frau Königin,« erwiderte eine der Dienerinnen, »hat Paris verlassen. Er läßt dir sagen, er bereue seine vielen Sünden. Das Wunder, das dein Haar gebleicht, habe ihn erschüttert; er kehre zurück, zerknirscht und reuig, in seinen Klausnerturm bei Villa amica.« »Villa amica!« wiederholte sie. »O dort? – Das ist lange her. – Wo ist Bischof Ragnemod? Ruft ihn her! Er spielt gut das Brettspiel und erzählt dabei so lustige Geschichten aus der Beichte. Ich will spielen und lachen.« – »Herr Ragnemod, Frau Königin, hat seine Bischofswürde niedergelegt: – auf Mahnung eines Briefs aus Rom, sagt man. Er trat in das Kloster, das Herr Columban aus Hibernia gestiftet hat im Ödwald des Wasgensteins.« – »So! – Es wird leer, einsam um mich her. Wo ist Herzog Boso? Horch, was ist das? Trompetenklang und freudiger Hörnerruf auf der Straße. Was mag das bedeuten?« Ein Thürwart trat ein und meldete: »Frohe Botschaft, Frau Königin, vom Krieg« –

»Vom Krieg? Von welchem Krieg? Ach – jawohl! Den ganzen Krieg hatt' ich vergessen. Boso führt ihn – nicht Theudibert. – Theudibert ist auch schon lange – fort.« – »Du hast gesiegt, Frau Königin. Dein Herzog Boso hat die Burgunden überfallen in ihrem Lager bei Droisy, südlich von Soissons. Viel Tausende deiner Feinde sind gefallen.« »Das ist recht! Das ist fein!« rief sie lebhaft, vom Bett aufspringend: sie

patzchte die kleinen Hände zusammen, daß es laut erschallte. »Die noch übrig, sind zersprengt und nach Burgund zurückgeflohn.« »Das ist der Dank der Heiligen,« nickte sie vergnügt. »Viel hatte ich ihnen für den Sieg gelobt. Ah, man sieht, die alten Mittel helfen noch,« schloß sie beruhigt. »Deine gute Stadt Paris,« fuhr der Mann fort, »atmet hoch auf, befreit von der Furcht, belagert zu werden. Die Bürger wünschen dir Glück zu diesem Sieg. Sie bekränzten die Pforten des Palastes. – Hörst du sie draußen? Sie rufen dir zu! Sie wünschen dir Heil!«

»Jawohl,« lachte sie höhnisch »und sie erinnern mich an die versprochene Speisung und die Spiele. Es soll geschehen! Geht, sendet mir den Kämmerer und den Kellerer und den Truchseß. Sie sollen das Fest rüsten: groß, königlich, ein echtes Siegesfest der Merowingen. – Und den Geistlichen sagt, heute noch – ich hab's gelobt! – heute nach Mittag lege ich den Grundstein zu dem Bethaus unserer lieben Frau vom Siege.« – –

Und so geschah's.

In den vorher schon aufgeschlagenen Schranken des »Cirkus« auf dem Campus Martius vor dem Thore der Stadt, einer weiten Wiese, wurden nach wenigen Stunden die lange vorbereiteten Wettrennen und Kampfspiele abgehalten; außerhalb der Schranken auf einigen Hunderten von hölzernen Gestellen und Schemeln, die unsern Schulbänken einigermaßen ähnlich, Tisch und Sitz vereinten, wurde Taufenden von Bürgern mit ihren Weibern und Kindern Wein und Bratfleisch gespendet.

Und als die Königin, – sie ließ sich's von den Ärzten nicht verbieten – hoch zu Roß, auf prachtvollem Rappen, – Mähne und Schweif waren ihm von scharlachroten Bändern durchflochten, und zwei Stratores führten ihn an den purpurfarbenen Zügeln, – von der Grundsteinlegung zurückkehrend, durch das Marsfeld ritt, da begrüßte sie brausender Jubel. »Heil Fredigundis, Heil der Siegerin! Heil der Spenderin! Heil ihr und langes Leben!«

Und sie ließ sich den Knaben reichen, der neben ihr in einem purpurbehangenen Wägelein von zwei kleinen weißen Pferdchen gezogen ward; sie hob ihn hoch empor und zeigte ihn den Tausenden: »Schau her,« rief sie, »du Volk der freien Franken, ihr lieben Bürger von Paris, schaut her, da seht ihr euren jungen König, der alten Merowingen echten Erben. Schwört ihm Treue. Er soll heranwachsen, euch zu schützen vor euren Feinden und euch reich zu beschenken.« »Heil König Chlothachar,« scholl es in die Lüfte. »Heil dem Sohne! Heil der Mutter! Heil Fredigundis!«

Stolz, voll befriedigt, legte sie das Kind in den Wagen zurück, grüßte mehrmal anmutvoll und doch königlich und gebot, ihr Roß zu wenden. »Nach Hause! Nun in den Palast zurück.«

Lange, lange hatte sie solche Wonne nicht gekostet. Höher hob sich ihr Haupt. Ihre Brust weitete sich, in ihren Zügen atmete sie Lebensfreude, Siegesglanz, Machtgenuß.

»So schön hat sie noch nie ausgesehen,« riefen die Männer ihr nach. »Wie hoheitsvoll läßt ihr das weiße Haar!« »Vor Gram um ihren Gatten! Am Sarg desselben betend ward sie so verwandelt,« meinte ein Weib.

– »Sie muß die Heiligen versöhnt haben für gar manche That. Wie hätten sonst die Heiligen ihr Sieg gewährt?«

– »Wie dem sei, die Burgunden thun uns nichts zuleide, Dank Fredigunden.« – »Und ihr Wein ist gut.« – »Und reichlich ward er gespendet.« – »Darum: Heil Fredigundis.«

Und ihrem stattlichen Aufzug von Geistlichen, Höflingen und Kriegern folgte vom Marsfeld an ein Haufe Volkes:

– auf allen Straßen, durch welche sie ritt, schlossen sich Leute an und stimmten ein in den Ruf: »Heil, Heil Fredigundis!«

Der Zug mußte an dem Kloster der heiligen Genoveva vorbei. Gern hätte die Königin, als sie die Richtung erkannte, einen andern Weg eingeschlagen; sie sagte das den Stratores. »Es geht nicht anders, hohe Frau,« erwiderten diese. »Die andern Gassen sind zu eng: schau nur, wie dein treues Volk von allen Seiten herandrängt. Auch auf dem Klosterplatz sogar – sieh nur hin! – staut sich der Zug. – Treibt sie auseinander.« »Nein, laßt sie nur. Es eilt ja nicht. – Es thut mir Wohl,« sagte langsam Fredigundis. Sie wiegte sich in dem Wohlgefühl lärmender Huldigung.

So zürnte sie denn auch nicht, als ihr Zug vor den Stufen der Basilika völlig zum Halten kam. Es wollte den Vorreitern nicht gelingen, die dichtgedrängten Massen zu zerstreuen. Ihr edler Rappe scharrte ungeduldig den Grund, ihr langer Purpurmantel wallte, sie streichelte des Rosses Nacken, sich wiegend im golddurchwebten Sattel, auf dem sie seitlings, wie heute Damen reiten, saß.

»Heil Fredigundis, der Siegerin!« scholl es nochmal laut. Da fiel ihr Blick auf einen Bettler, der barhaupt auf der untersten Stufe saß, dicht neben den Hufen ihres Rosses, das sich hüten mußte, ihn zu treten; denn der Alte schien der Hufe nicht zu achten.

Sie sah erstaunt auf ihn herab und hörte, wie er langsam ganz laut vor sich hin sprach: »Da sieht man's wieder, unbestreitbar klar. – Es ist kein Gott.«

Wie vom Blitz getroffen fuhr die stolze Reiterin zusammen, »Was,« – kreischte sie – »was sagst du da? – Wer bist du?« – »Ich heiße Drakolen. Wer aber bist du?« – »Und was hast du – gesagt, – zu denken gewagt?« – »Es ist kein Gott. – Könnte sonst Fredigundis siegen?« Da ließ die Königin mit gellendem Schrei die Mähne fahren, an welcher sie sich herabgebeugt gehalten: »Kein Gott?« schrie sie. »Und daher kein Leben nach dem Tode! – Vernichtung! – Ah!« Sie schrie aus Leibeskräften, und drückte, die Zügel fallen lassend, beide Hände auf das Herz. Hoch bäumte der Rappe. Und sie stürzte aus dem Sattel auf ihr Antlitz, auf die staubige Straße.

Ihre Diener hoben die Bewußtlose auf.

Sie legten sie in die Sänfte, die der Arzt für alle Fälle hatte mitführen lassen.

Das Volk stob schreiend auseinander. »Das ist der Fluch der Heiligen!« – »Das ist der Finger Gottes!« – »Vor der Kirche, wo sie den Bischof morden ließ!« – »Vor dem blinden Herzog traf sie der Streich des Herrn!« – »Flieht – weicht von der Verdammten!« – »Flieht! – Fluch über Fredigundis!« –

Mit gefällten Speeren brachen die Krieger Bahn: – Blut floß dabei: – Steine und Verwünschungen flogen der Sänfte nach.

Neuntes Kapitel.

In ihrem Schlafgemach auf dem Bette lag die Königin – sterbend.

Der Arzt hatte es gesagt; es sei das Herz geborsten und keine Hilfe; vielleicht erwache sie noch einmal, aber nicht auf lange mehr. Mit diesem Wort zog er den kostbaren Goldkelch von ihren festgeschlossenen Lippen; er wollte ihn auf den Schanktisch stellen – er betrachtete ihn dabei: – das Gold funkelte im Licht der Abendsonne, die durch das offene Rundfenster brach. – »Er ist sehr wertvoll,« sagte er zu der nächsten Dienerin. »Weißt du was? Ich nehm' ihn. – Sie wollte mich Schuldlosen morden, als ihr Sohn Samson starb! Die Teufelin, sie ist des Todes. Ihr Erbe ist ein Kind. Wer weiß, wer all' die Schätze gewinnt? Es ist doch allen uns – den Franken, dem Volk – abgepreßt von der Tyrannin und ihrem bösen Gemahl! Wenn ihr klug seid, – so thut wie ich.« Er faßte noch eine Schale dazu, barg sie im Gewand und eilte hinaus.

Und die Mägde, die Dienerinnen alle – thaten wie er. Sie nahmen von den Tischen, was an Kostbarkeiten umherlag, – sie rissen die Truhen auf, fuhren mit den Armen hinein und rafften hastig heraus, was sie fassen, was sie tragen konnten. Kein Auge sah mehr auf die Kranke. Und als sie das Schlafzimmer ausgeleert hatten, ließen sie hinaus und setzten die Plünderung fort im Vorsaal. Hier stießen sie auf die Diener, die Thürhüter, ihre Gesippen, ihre Freunde, ihre Buhlen; jubelnd folgten die Männer dem Beispiel der Mägde. Lärm, Lachen, Streit scholl aus den äußeren Räumen, aus den Gängen.

Dann ward es still, ganz still in dem Königshaus: – es war leer geworden.

Die Abendsonne sank und sank. Sie warf ihr Licht jetzt auf das niedere Pfühl, das nur zwei Schuh vom Estrich sich erhob. Der Strahl traf auf die Augen der Kranken. Der Lichtreiz weckte sie: sie schlug die Lider auf, wandte den Kopf und stöhnte. »Wasser! Wasser!« ächzte sie. »Ich verschmachte.« Nichts regte sich.

»Niemand hier? Wo ist Chilperich?« Sie richtete sich mühsam auf den Ellbogen. »Wie war es doch? Nachdenken! – Ah,« schrie sie plötzlich, »so war es! Falsch, falsch ist alles! – Ist die ganze Rechnung meines Lebens! – Kein Gott! Keine Heiligen! – Natürlich! Wie konnte ich sonst siegen? Und aber auch – o schrecklich, schrecklich! keine Auferstehung! Winnoch, – wo bist du? – Falsch, falsch war dein Beweis, deine Folgerung Wahn. – Die Toten stehen nicht mehr auf! – Natürlich! Daher *konnte* auch Chilperich nicht auferstehen. – Vermodern, verfaulen! Gar nicht mehr sein! Ich! ich, Fredigundis, die ich doch so lieb habe, so lieb – ich soll nicht mehr sein! Und die andern sollen noch sein? Und diese falsche Sonne soll scheinen auf mein Grab, indes andere lachen, tanzen! Und ich nicht mehr? Oh lieber noch solange leben: in der Vorhölle, auch in der Hölle: – aber nur leben! Ewig – ewig sein! – Nur nicht ganz aufhören! – Ob ich diesmal wohl schon sterbe? Sterbe für immer? Nein, nein, ich will ...!«

Sie wollte aufspringen: – aber ihre Kräfte versagten: – sie fiel aus dem niederen Bett auf den Estrich. Sie rief – rief laut, sie schrie um Hilfe, bis sie nicht mehr schreien konnte.

»Oh, sie lassen mich allein! – Die Hunde! Alle, alle! – Allein! mit dem *Tode*! Denn gewiß: – jetzt kommt der Tod, – der ewige Tod. Ich will nicht sterben! Ich *kann* nicht sterben!«

Und sie fuhr mit beiden Händen in ihr weißes Haar und raufte es wild und riß lange Strähnen heraus und schlug um sich mit den Fäusten auf dem harten Marmorestrich.

»Da ist er wohl! – Da schleicht er heran! – Leise, ganz leise. Hu, da ist er selbst, der ewige Tod.« »Nein, Fredigundis,« sprach eine sanfte Stimme und eine Gestalt kniete neben ihr nieder und richtete sie auf und legte ihren Kopf mit den gräßlich verzerrten Zügen zärtlich, pfleglich auf zwei weiche Kniee.

»Wer – wer bist du?« Sie starrte mit offenen Augen auf die Frau. »Rulla bin ich, deine Magd, dein Gespiel von der Wutach her: – weißt du nicht mehr?« – »Wo – kommst du her?« – »Vom Kloster. Ich sah dich vom Pferde stürzen. Ich schlich deiner Sänfte nach bis an den Palast. – Bald strömten die Knechte und Mägde aus allen Thoren auf die Straße, Gold und Silber in den Händen. Ich erreichte... –« – »O Rulla – Dank! Sag's – ist ein Gott und ein unsterblich Leben –? Sag's« – schrie sie. »Rasch, sag's, sonst hör' ich's ja nicht mehr. – Sag's!« – »Ja, so wahr dort Gottes Sonne scheint in den Saal! –« Aber die Sterbende hatte es nicht mehr gehört: »Nacht!« schrie sie. »Nacht wird's ringsum! Nacht auf ewig. Oh! ... Die Qual! Die Angst! – Verzweiflung!« Sie schnellte noch einmal auf und sank zurück. Und sie war tot.

Rulla schloß ihr die starren, Furcht und Entsetzen blickenden Augen und weinte, weinte bittere Thränen, die langsam auf der Leiche Antlitz troffen.

Wenige Tage darauf stand Arnulf der Cancellarius vor Frau Brunichildis in dem Schreibgemach im Palatium zu Metz. »Es ist so, zweifle nicht mehr, Königin. Was anfangs als dumpfes Gerücht zu uns drang, – es wird durch dieses Schreiben aus Paris bekräftigt. – Deine Feindin ist nicht mehr. Sie starb, von allen verlassen, auf dem Schoß einer armen Magd.«

»So dank' ich dir, Gott, und deinen Heiligen! Die Schwester und der Gatte sind endlich gerächt!« sprach die Königin, beide Arme hoch erhebend.

»Frohlocke nicht, o Brunichildis, über tote Feinde! – Aber horch, welcher Lärm im Vorfall! ? Das ist Pippins Stimme. – Wie kommt der Knabe aus dem Feldzug heim?« – »Da ist er wirklich.«

Durch die Vorhänge herein sprang Pippin, die Sturmhaube auf den krausen Locken, den jungen Arnulf an der Hand nach sich zerrend.

»Was bringst du, kleiner Held!« fragte Brunichildis.

»Den Sieg, Frau Königin! Den Sieg! Mein Vater hat die Neustrier geschlagen vor Paris, ihr Herzog Boso fiel von seiner eigenen Hand. Die stolze Stadt that uns die Thore auf. Und ich – ich war auch dabei! Ich durfte ihm das zweite Roß nachführen. Ein Pfeil hat mir den Arm gestreift: es that nicht weh. Und deshalb, weil's nicht weh that, hat mich der Vater mit den andern Siegesboten zu dir geschickt, Frau Königin. Wir ritten Tag und Nacht.«

»Heil meinem Marschalk Karl!« rief Brunichildis mit leuchtenden Augen. »Zum Majordomus von Austrasien mach ich ihn.«

»Nun, was hast du indes getrieben, Nülfchen?« fragte Pippin. – »Ich lerne griechisch. Denn ich werde Priester, dir einstmals deine Sünden zu vergeben.«

»O Gott der Heerscharen! Ich danke dir!« rief Brunichildis.

»Ja, dankt ihm, edle Frau,« sprach der Cancellarius. »Doch denkt auch stets, daß das Glück wandelbar. Jetzt steht Ihr auf der Höhe. Wer weiß, wie lang? Wer weiß, was Euch

noch vorbestimmt ist an Weh?«

»Kommt es, so werd' ich's tragen,« sprach die Königin, »wie es Sigiberts Witwe ziemt:
– mit Heldensinn.«

»Und,« mahnte der alte Arnulf, »mit der Christin Demut und Ergebung.«

»Ja!« sprach der kleine Arnulf und faltete die Hände. »Denn was er thut, der große
Himmelsherr, ob uns unerforschlich, das ist heilig. So laßt uns beten: ›Wir danken dir,
Herr Gott für deine Siegesgnade. Wir bitten dich um deinen Siegessegen. Doch nicht
unser Wille geschehe, sondern der deinige, gleichwie im Himmel also auch auf Erden.
Amen!««

Felix Dahn

Attila

Historischer Roman aus der Völkerwanderung (a. 453 n. Chr.)

Hermann Lingg,
dem Sanger der
Volkerwanderung,
in alter Verehrung und alter
Freundschaft
zugeeignet.

Erstes Kapitel.

Dunkel lag die schwüle Sommernacht auf dem gewaltigen Donaustrom. –

Fast einem Meeresarme glich die unüberblickbare Breite der Fluten, die, an den beiden Uferseiten oft in Schlamm versumpfend, auch in der Mitte des Bettes die ungeheueren Massen ihrer Gewässer nur träge vorwärts wälzten nach Osten: denn sehr zahlreich waren die kleinen Werder, die, mit Busch- und Baumwerk üppig begrünt, dem rinnenden Zuge hemmend sich vorgelagert hatten. – Eines dieser schmalen Eilande erhob sich nur wenig über den Spiegel des Flusses; rings von manneshohem Schilf umgürtet trug es nur ein paar Bäume: uralte Weidenstämme, nicht sehr hoch aufgeschossen, jedoch von mächtigstem Umfang, knorrig, mit phantastischen Auswüchsen an Krone, Ästen und Rinde.

Der Mond stand nicht am Himmel; und die Sterne waren bedeckt von dichtem Gewölk, das der feuchtwarme Südwest mit triefenden Schwingen langsam vor sich her schob. Im fernen Osten aber zuckte zuweilen fahler Schein über den schwarzen Himmel hin, geisterhaft, unheimlich; noch drohender drückte dann die dem raschen Aufleuchten folgende tiefe, wie Verderben brütend schweigende Nacht. – – Mit leisem Gurgeln und Zischen drängte sich das Gerinn des Stromes langsam, zögernd an der kleinen Aue vorüber, die, im Westen breit, gegen Osten spitz zulaufend, ungefähr ein Dreieck bildete. Das Schilf ging allmählich auf den sumpfigen flachen Ufern der Insel in dichtes Weidengebüsch über und in stacheligen Seidelbast. – Rings alles dunkel, einsam, still: selten nur stieg in dem tiefen Strom ein Raubfisch empor, der, in nächtlicher Jagd, patschend aufschlug: dann ein kurzes Kreiseln auf der Oberfläche – gleich wieder alles ruhig. – – Da flog plötzlich aus dem Gebüsch des linken, des nördlichen Ufers ein großer Vogel schwerfällig auf: – laut kreischend, mit schrillum Warnruf. Er strich langsam auf den Werder zu: aber, im Begriff, auf einer der alten Weiden aufzubäumen, – schon schwebte er über deren Wipfel – schwang er sich plötzlich, jäh ablenkend, mit wiederholtem, aber noch viel lauterem Ruf des Schreckens und der Warnung, hoch empor und eilte nun, mit hastigem, scharf klatschendem Flügelschlag, in ganz anderer Richtung, nach Osten, dem Strom folgend, davon: bald war er in dem Nachtgewölk verschwunden.

*

Auf dem Eiland aber regte sich's nun leis in dem Weidengebüsch. Eine Gestalt, die bisher, ganz versteckt in dem Strauchwerk, auf dem feuchten Ufersand sich niedergekauert gehalten hatte, richtete sich ein wenig auf. »Endlich!« sprach eine jugendliche Stimme leise. Der Jüngling wollte aufspringen. Aber ein zweiter Mann, der neben ihm in dem Gestrüpp verborgen lag, zog ihn am Arme nieder und flüsterte: »Still, Daghar. Die den Reiher aufgescheucht, können auch Späher sein.«

Von dem Nordufer her näherte sich nun rasch der kleinen Insel, von dem dunkeln Spiegel der Flut noch dunkler, weil massig, sich abhebend, ein länglicher Streif, wie ein schwarzer Schatten dahingleitend. Es war – schon konnte man es jetzt unterscheiden – ein Kahn: pfeilschnell schoß er heran; und doch völlig lautlos. Die vier Ruder mieden

sorgsam jedes Geräusch beim Eintauchen, beim Anziehen und beim Aufheben. – Schon flog, mitten im Anlaufen geschickt gewendet, der Nachen nicht mit dem spitzen Vorderbug, sondern mit dem breiten Hintergransen in das dichte Schilf: das knisternde Reiben der steifen Rohre an der dahingleitenden Seitenwand des Bootes, das wehende Rauschen der dabei gestreiften federgleichen Blüten war der einzige wahrnehmbare Laut. Die beiden Ruderer sprangen an das Ufer und zogen den Kahn noch höher auf das Land.

Die beiden Wartenden hatten sich einstweilen erhoben: schweigend reichten sich die vier Männer die Hände: kein Wort ward gewechselt. Schweigend gingen sie von dem Ufer weiter in das Innere der Aue, die im Westen, Norden und Süden sanft sich erhöhte, nach Osten steiler abfiel; sie näherten sich so den mächtigen Weidenstämmen oben auf dem Scheitel der Insel. Da machte der ältere der beiden früher schon Angelangten Halt, hob das behelmte Haupt, warf das langwallende weiße Haar in den Nacken und sprach mit Seufzen: »Gleich nächtlichen Schächern müssen wir uns zusammenstellen – wie zu verbotener Meintat.« »Und es gilt doch der edelsten aller Thaten,« rief der Jüngling an seiner Seite, den Speer fester fassend: – »der Befreiung.«

»Der Tod schwebt über unsern Häuptern!« flüsterte warnend der jüngere der beiden Ankömmlinge, den braunen Bart, den ihm der nasse Wind in das Gesicht schlug, niederstreichend.

»Der Tod schwebt überall und immer ob den Sterblichen, Graf Gewalt,« erwiderte sein Kahngenosse: Festigkeit und Zuversicht lagen in seiner Stimme. »Ein wackres Wort, König Ardarich!« rief der Jüngling. »Nur die Art des Todes macht den Unterschied,« nickte der in den langen weißen Haaren. »Gewiß, König Wisigast,« fiel Gewalt ein. »Und mir graut vor den Qualen, unter denen wir sterben werden, ahnt er nur, daß wir uns heimlich trafen.« Er schauderte.

»Allwissend ist er doch nicht!« eiferte der Jüngling grimmig. »Das ist nicht einmal Wodan,« meinte der greise König. »Aber kommt,« mahnte Gewalt, den dunkeln Mantel fester um die stämmigen Schultern ziehend. »Der Wind wirft uns plötzlich ganze Schaufeln voll Regen in die Augen. Dort – unter der Weide – finden wir Schutz.«

Alle vier traten nun auf die Nordostseite unter den Schirm des breitesten der Weidenstämme: reichlich fanden sie hier Raum nebeneinander.

»Beginne gleich, König der Rugen,« mahnte Gewalt, »und ende bald. Weh' uns, wenn wir nicht sichere Stätte wiedergewonnen haben, bevor der erste Tagesdämmer aufglänzt. Seine Reiter, seine Späher stecken, jagen, lauern überall. Wahnsinn war es, daß ich mich bereden ließ, hierher zu kommen. Nur, weil ich so hoch dich ehre, König Wisigast, meines Vaters Freund, nur weil du, König Ardarich, mir die Schwertleite gabst vor zwanzig Wintern, – weil ich euch beide warnen will, solange ich Atem habe, zu warnen. Bloß deshalb ging ich mit zu diesem tödlichen Wagegang. – Mir war's, auf dem schattendunkeln, leise fortziehenden Strom: – wir fahren nach Hell!« »Nach Hell kommen nur Feiglinge,« brauste der Jüngling auf, zornig die dunkelblonden, kurzkrausen Locken schüttelnd, »die den Bluttod scheuen.«

Der Braunbärtige fuhr mit der Faust an das Kurzschwert im Wehrgehäng.

»Beginne, Freund Wisigast,« mahnte König Ardarich, sich an den Stamm der Weide lehrend und den Speer schräg vor die Brust drückend, den flatternden Mantel

zusammenzuhalten. »Und du, jung Daghar, bändige dich. Ich sah diesen Alamannengrafen einst neben meinem Schildarm stehen, dort – an der Marne – da hielten nur noch die allertodeskühnsten Helden stand.« »Was ich zu sagen hätte,« begann der Rugenkönig, – »ihr wißt es selbst. Unertragbar ist's, des Hunnen Joch! Wann wird es fallen?« »Wann die Götter es brechen,« sprach Gewalt.

»Oder wir,« rief Daghar. Aber König Ardarich sah sinnend vor sich hin und schwieg.

»Ist es etwa *nicht* unertragbar, Graf Gewalt?« fragte der König, »Du bist ein tapferer Mann, Suabe: und ein stolzer Mann, stolz, wie dein ganzes hochgemutes Volk. Muß ich dir vorhalten, was du kennst, was du erduldest, so voll wie wir? Der Hunne herrscht, so weit er will. Nicht Rom, nicht Byzanz wagt noch den Kampf mit ihm, dem Schrecken aller Länder! Und den Schrecken aller Meere, den furchtbaren Vandalen Geiserich, nennt er seinen Bruder. Alle Völker hat er sich unterworfen von den Thoren von Byzanz im Mittag bis zu den Bernsteininseln des Mitternachtmeeres. Und wie herrscht er! Nach Willkür! Nach Laune ist er manchmal großmütig, aber nur seine Laune auch begrenzt ihm immerdar die Gewalt, überall die Grausamkeit, den Frevel. Kein König ist seiner Würde, kein Bauer seiner Garbe, zumal kein Weib seines Gürtels sicher vor seiner Willkür, seinem Gelüst. Jedoch tiefer noch als die andern Stämme, die er mit seinen Hunnen bezwang, erbarmungsloser tritt er *uns* in den Staub, uns, die Völker mit lichtem Haar und blauem Aug', die wir in Asgardh unsre Ahnen haben. Uns »Germanen« – wie der Römer uns nennt – nicht unterdrücken nur, – schänden will er uns.«

»Ausgenommen mich,« sprach König Ardarich ruhig, ein wenig sich aufrichtend, »und meine Gepiden.«

»Jawohl,« rief Daghar unwillig, »dich – und dann noch den Amaler Valamer, den Ostgoten. Euch rühmt er seinen Speer und sein Schwert. Euch ehrt er, – aber um welchen Preis! Wofür zum Lohn?« – »Zum Lohn unsrer Treue, junger Königssohn.« »Treue! Ist das der höchste Ruhm? Mich lehrte man anders in der Skiren Königshalle! – Der blinde Vater, König Dagomuth, sang es zur Harfe schon dem Knaben, bis ich's spielend lernte:

Reichster Ruhm,
Edelste Ehre,
– Höre 's gehorchend: –
Ist Heldenschaft.«

»Und gut hast du, jung Daghar, beides vom Vater gelernt: die Heldenschaft und das Harfen. Den besten Sänger, den hellsten Harfner rühmen dich ringsum Männer und Maide. Und tapfer sah ich – zu meines Herzens Freude – das Schwert dich schwingen gegen Byzantiner und Sklabenen. Nun lerne noch dies: – vom älteren Manne lernen, Daghar, ist nicht schmachvoll! – all' Heldentum hebt an mit Treue.« »Und das ist alles?« fragte Daghar ungeduldig. »Von *mir* – zu ihm – ja!« »So hast du denn, Freund Ardarich,« mahnte König Wisigast, »kein Herz für deine Stammgenossen, Nachbarn, Freunde? Es ist wahr –: der Gepiden und der Ostgoten Rechte hat er – bisher! – gewahrt: euch hält er die Verträge ein. Aber all' uns andre? Meine Rugen, Dagomuths Skiren, die Heruler, die Turkilinge, die Langobarden, die Quaden, die Markomannen, die Thüringe, deine Suaben, Gewalt, – ist es ihm nicht Wollust, auch den Treuverbliebenen

jedes Vertragsrecht nach Willkür zu brechen? *Euch* ehrt – euch belohnt er mit reichen Schatzgaben, mit Beuteanteilen, auch wo ihr gar nicht gefochten habt – und uns? – Uns bricht er und nimmt er, was uns gebührt. Glaubst du, das weckt nicht Haß und Neid?« –

»Gewiß,« seufzte Ardarich, den grauen Bart streichend. »Es *soll* ihn ja wecken!« »Er legt es darauf an,« fuhr der Rugenkönig fort, »uns andere zur Verzweiflung, zum Losbrechen zu treiben.« »Um euch sicher zu vernichten,« nickte Ardarich traurig.

»Deshalb fügt er zum Drucke den Hohn, die Schmach. So hat er den Thüringen zu der alten Jahresschatzung von dreihundert Rossen, dreihundert Kühen, dreihundert Schweinen plötzlich auferlegt eine Jahresschatzung von – dreihundert Jungfrauen.«

»Ich erschlag' ihn doch noch, den Jungfrauenschänder!« schrie da laut jung Daghar.

»Nie gelangst du, Hitzkopf,« erwiderte Gewalt, mit der Hand winkend, »auf Speeresweite an seinen Leib. In dichten Klumpen umballen ihn überall auf Schritt und Tritt seine Hunnen wie Bienen den Schwarmkorb.« – »Und die tapfern Thüringe« – forschte König Ardarich sehr aufmerksam – »haben sie's schon bewilligt?« – »Weiß nicht,« fuhr Wisigast fort. – »Ja, vor ein paar Jahren, da ging ein Hauch des Hoffens durch die zitternden Völker: sie hoben aufatmend die gebeugten Häupter! Als dort in Gallien – gedenkst du's noch, Freund Ardarich? – jener Fluß nicht mehr fließen konnte – so voll lag er von Leichen! – und blutschäumend über die Ufer quoll?«

»Ob ich's gedenke!« stöhnte der Gepide. »Zwölftausend meines Volkes liegen dort.« – »Da mußte er, der Allgewaltige, zum erstenmal weichen. »Dank den herrlichen Westgoten und dank Aëtius,« rief Daghar.

»Und als er bald darauf,« fiel Gewalt ein, »auch in Italia umkehrte vor einem alten Mann, einem Priester aus Rom, der an einem Stecken ging, da hofften die Geknechteten im ganzen Abendland –«

»Es geht zu Ende, die Gottesgeißel ist geknickt,« fuhr Wisigast fort. »Schon flackerte dort und da die Flamme der Freiheit auf!« rief Daghar. »Zu früh!« sprach der Gepidenkönig ernst. »Ja freilich, zu früh,« seufzte Gewalt. »Mit Strömen Bluts hat er gelöscht.« – »Und jetzt!« klagte Wisigast. »Verderblicheres als je zuvor plant er für das nächste Frühjahr. Zwar seine letzten Ziele hält er noch streng verhüllt: – nur ahnen mag man sie: – aber ungeheuer müssen sie sein, nach den ungeheueren Mitteln, die er aufbietet. All' seine Völker – wohl viele hundert Namen! – aus beiden Erdteilen! Und aus dem dritten, aus dem mittägigen Land, aus Afrika, reicht ihm der Vandale die Hand zum fürchterlichen Bunde!«

»Wem mag es gelten? Wieder dem Westen?« forschte Gewalt. »Oder dem Ostreich?« fragte Daghar. »Oder beiden!« schloß Ardarich. »Wie dem sei,« fuhr der Rugenkönig fort, »sechsmal so stark wie vor drei Jahren wird er sein! Und die Gegner? In Byzanz ein Schwächling auf dem Thron! Im Westen? Aëtius in Ungnade bei Kaiser Valentinian, vom Mörderdolch bedroht. Bei den Westgoten drei, vier Königsbrüder, hadernd um die Krone. Verloren ist die Welt, für immerdar verloren, werden auch Gallien und Spanien geknechtet. Dann stürzen auch Byzanz und Rom. Er muß fallen, bevor er auszieht zu diesem letzten Kampf, zu einem zweifellosen Sieg. Sonst ist der Erdkreis ihm verknechtet. Hab' ich recht oder hab' ich unrecht, Freund Ardarich?«

»Recht hast du,« seufzte der und drückte die geballte Linke an die Stirn.

»Nein, unrecht hast du, König Wisigast!« rief der Alamanne dazwischen. »Du hättest recht, wär' er ein Sterblicher wie wir und gleich andern Sterblichen bezwingbar. Er aber ist ein Unhold! Der Christenhölle entstieg! so raunen unsere Priester des Ziu, eines Unholds Sohn und einer wölfischen Alraune. Speer nicht spürt er, Schwert nicht schlägt ihn, Waffe nicht wundet! Ich hab' es erlebt, gesehen! Ich stand neben ihm an jenem Strom in Gallien: ich stürzte, und Hunderte, Tausende stürzten neben mir unter dem Gewölk von Pfeilen und von Speeren: er stand! Aufrecht stand er! Er lachte! Er blies – ich hab's gesehen! in den spitzen, kargen Kinnbart – und die römischen Pfeile prallten wie Strohhalme zurück von seinem Elchvieß. Daß er kein Mensch ist, das zeigt am besten seine – Grausamkeit!«

Er verstummte und schauderte. Er schlug beide Hände vor die Augen. »Dreißig Jahre sind es bald,« fuhr er nach einer Weile fort. »Ich war ein Knabe. Aber immer noch seh' ich sie vor mir – auf den spitzigen Pfählen sich windend, noch hör' ich sie brüllen vor Schmerz – im Aufruhr gegen den Schrecklichen von ihm gefangen – den greisen Vater, den Bruder, die ganz schuldlose Mutter. Und – vor unsern Augen! – meine vier schönen Schwestern zu Tode gequält von ihm, dann von seinen Roßknechten! Mir stieß er das Antlitz auf den zuckenden Leib des Vaters und sprach: »So endet Untreue wider Attila. Knabe, lerne hier die Treue. – *Ich* habe sie gelernt!« schloß er mit bebenden Lippen.

»Auch *ich*,« sprach der König der Gepiden. »Anders: aber noch eindringlicher. Den Schrecken? Ich würd' ihn abschütteln. Ich *hatte* ihn abgeschüttelt! Aber mich zwingt der stärkste Zwang: die *Ehre*! – Auch ich fand – vor geraumer Zeit – wie heute du, Freund Wisigast! – das Joch nicht mehr ertragbar und wollte mein Volk, den Erdkreis retten. Alles war vereinbart: der Bund mit Byzanz, der geheime Vertrag mit gar vielen Germanenkönigen und Häuptlingen der Sklabenen. Ich lag in meinem Zelt und schlief – drei Nächte vor dem beredeten Tag. Als ich erwachte, saß er – er selbst – an meinem Bett! Entsetzt wollte ich auffahren. Da drückte er mich sanft mit der Hand auf das Lager zurück und sagte mir – unsern ganzen Plan und den Vertrag – vier Seiten eines römischen Briefes füllte er – auswendig! her. Dann schloß er: »Die andern sind schon gekreuzigt, alle siebzehn. Dir verzeihe ich. Ich lasse dir dein Reich. Ich traue dir. Sei mir fortan getreu.« – Am selben Tage noch jagte er mit mir und meinen Gepiden allein im Donauwald. Ermüdet schlief er ein, das Haupt auf meinen Knien. So lang er lebt, muß ich ihm Treue halten.«

»Und die Welt muß hunnisch sein und bleiben!« klagte der König der Rugen. »Ja, so lang er lebt.« – »Nach dem nächsten Sieg der Hunnen ist sie's dann für immerdar.« »Die *Söhne* Attilas,« sprach Ardarich nachdrucksvoll, »sind nicht er selbst.« – »Wohl! Aber Ellak ist kein Schwächling und stark genug, nach diesem neuen Siege zu behaupten, was der Vater gewann. Dann giebt es keinen Feind auf Erden mehr gegen das Hunnenreich.« »*Dann* – doch wohl!« sprach Ardarich. »Echte Königsrede,« rief Daghar ungeduldig. »Allzu rätselhaft! So muß denn gekämpft werden ohne die Gepiden – am Ende gegen sie! König Wisigast, schicke mich zu Balamer, dem Amalung. Ich will ihn –«

»Spar' dir den Ritt, jung Daghar,« sprach Ardarich. »Hat er auch den begnadigt und – gefesselt?« zürnte der Jüngling. – »Nein. Aber Blutbrüderschaft haben sie getrunken.« »Pfui des ekeln Hunnenbluts!« rief der Königssohn. – »Auch der Ostgote kämpft nicht gegen das Hunnenreich, solange Attila lebt.« »Der kann noch lange leben;

sechsfünfzig Winter zählt er erst,« grollte Daghar. »Und unterdessen geht die Welt verloren,« seufzte Wisigast.

»Besser die ganze Welt,« sprach der Gepide ruhig, voll sich aufrichtend, »als meine Ehre. – Komm, Gewalt, wir brechen auf. Ich kam, weil ich längst ahnte, was Freund Wisigast sinnt. Ihn hören, ihn warnen wollt' ich um jeden Preis, auch unter Wagnis des Lebens, nur nicht der Ehre. Alter Rugenheld im weißen Haar: – das hoffst du selber nicht, die Hunnenmacht zu brechen, wenn Valamer und ich sie stützen. Und wir *müssen* sie stützen, greifst du – *jetzt!* – sie an. König im grauen Bart, hast du die erste Königskunst noch nicht gelernt: – warten? Hörst du nicht, alter Kampfgenoss: warten!«

»Nein, nicht warten!« rief leidenschaftlich Daghar. »Laß, König Wisigast, Gepiden und Ostgoten den höchsten Kranz des Siegs, des Ruhms verschlafen. Wir warten nicht! Du sagst es ja, nach nächstem Frühjahr ist's zu spät. Wir schlagen los! Wie? Wir sollten nicht stark genug sein? Deine Rugen! Meine Skiren! Wisand der Heruler mit starker Söldnerschar! Der edle Langobarde Rothari mit seiner Gefolgschaft! Der edle Markomanne Vangio mit seinen Gesippen! Die drei Häuptlinge der Sklabenen Drosuch, Milituch und Sventoslav! Endlich versprach ja selbst der Kaiser zu Byzanz, durch seinen nächsten Gesandten an den Hunnen insgeheim uns Gold und Waffen...«

»Wenn er's nur hält!« unterbrach Ardarich. »Junger Königssohn, du gefällst mir. Harfen kannst du hell und schlagen und reden kannst du rasch. Nun lern' auch noch das vierte – schwerer und für den künftigen König nötiger als beides – schweigen! Wenn ich nun alle, die du aufgezählt, dem großen Hunnenchan angebe?«

»Das thust du nicht!« rief der Jüngling: aber er erschrak.

»Ich thu' es nicht, weil ich mir selbst gelobt, geheim zu halten, was mir hier vertraut wird. Ich *darf* es geheim halten: denn nur euch, nicht Attila droht dieser Anschlag Verderben. Du zweifelst, kühner Daghar? Alle, die du genannt – und wögen sie zehnmal schwerer! – nicht einen Span splintern sie aus Attilas über die Erde gespanntem Joch. Schad' um deine rasche Jugend, du feuriger Held! Schade um dein weißes, theures Haupt, mein alter Freund! Ihr seid verloren, laßt ihr euch nicht warnen. *Wartet!* – Du weigerst den Handschlag, Wisigast? Du wirst es bereuen, wann du einsehen wirst, daß ich mit Recht gewarnt. Aber *meine* Hand – ob heute ausgeschlagen – bleibt deines besten Freundes Hand. Und bleibt immer offen nach dir ausgestreckt: das merke! – Ich komme, Gewalt.«

Und er verschwand nach links hin in dem Dunkel. Fast unhörbar glitt auf der Nordseite des Werders der schmale Nachen in die schwarze Flut. –

Nachdenklich sah der Greis dem Freunde nach; er stützte beide Hände auf den Knopf des mächtigen Langschwerts, das er unter dem Mantel im Wehrgehänge trug; langsam, wie von schweren Gedanken belastet, sank ihm das Haupt auf die Brust. »König Wisigast,« drängte der Jüngling, »du wirst doch nicht schwanken?« »Nein,« erwiderte dieser gedrückt. »Ich schwanke nicht mehr. Ich gab es auf. Wir sind verloren, wagen wir's allein.« »Und wären wir's,« rief Daghar ausbrechend in lodernder Glut, »wir müssen's dennoch wagen! Vernimm, was ich – vor den Fremden – verschwieg. Wir *müssen* handeln! Sofort!« – »Warum?« – »Weil ... weil! Um *ihrer*, um deiner Tochter willen.« – »Ildicho! Was ist mit ihr?« – »Sein Sohn hat sie gesehen und ... –«

»Welcher?« – »Ellak. Er kam in eure Halle, als du zu uns zur Jagd geritten warst.« –
»Wer sagte dir's? Er doch sicher nicht.« – »Sie selbst –!«

»Und mir nicht?«

»Sie wollte dich nicht ängstigen, vor der Zeit, – du kennst ihre starke Seele! – ohne Grund vielleicht, meinte sie. Aber es ist Grund, zu handeln. Er *sah* die schönste Jungfrau in allem Germanenvolk und er begehrte sie: – wer kann sie sehen und ihrer *nicht* begehren? Er wird bei seinem Vater...«

»Ildicho? Mein Kind! Komm! Laß uns eilen! Nach Hause! Rasch.«

Sie schritten nach dem spitz zulaufenden Ostende des Eilands, wo ein Floß, aus sechs breiten Balken kunstlos gefügt, auf das schlammige Ufer gezogen und durch ein vor dem oberen Querbalken senkrecht in den Uferboden getriebenes Sperrholz fest gehalten war. Beide sprangen darauf. Daghar schlug das Gezimmer mit dem Floßhebel nieder und schob vom Ufer ab, pfeilschnell stromabwärts schoß das Floß; der Jüngling stieß vorn mit der Stange, bald rechts, bald links, hin und wieder springend, der Alte steuerte hinten mit dem breiten Floßruder: – auf das rechte, das südliche Ufer hielt er zu. – Beide waren hastig, heiß erregt, voll Ungeduld, nach Hause zu kommen. –

Und nun, nachdem auch das seltene, schwache Plätschern des Ruders in der Ferne verhallt war, nun lagerte wieder tiefes Schweigen wie auf dem Strome, so auf dem verlassenem Werder.

Eine Welle blieb alles ruhig.

Das ziehende Wasser gurgelte leise; das hohe Schilf neigte die tief dunkelbraunen, wehenden Blütenfahnen vor dem Westwinde bis auf den Spiegel des Stromes herab; eine breitflügelige Fledermaus huschte geräuschlos darüber hin, mit unfehlbar sicherem Erschnappen die Nachtmücken erhaschend. Sonst alles still, unbelebt.

*

Da schien sich der breite Stamm der Weide, unter welcher die vier Männer verhandelt hatten, seltsam zu erhöhen: zwischen seinen Wipfelzweigen hob sich aus dem Baum eine dunkle Gestalt.

Zuerst tauchte auf ein behelmtes Haupt, dann ein breiter, ummantelter Rumpf, der sich mit zwei starken Armen auf die Krone des Baumes stemmte. Nun lauschte und spähte der Mann scharf umher. Da alles ruhig war und leer blieb, zog er auch die Beine aus dem Hohlstamm und sprang herab auf den Boden. Eine zweite, eine dritte Gestalt hob sich aus der breiten hohlen Weide und glitt herab.

»Hatt' ich nun recht, o Herr?« rief der dritte leidenschaftlich. Es war eine jugendliche Stimme. »War nicht alles, wie ich vorausgesagt?« Der Angeredete gab keine Antwort. Es war so dunkel: – seine Züge waren nicht zu sehen. Die Gestalt war stämmig, kurz, nicht edel gebildet. »Merke dir genau die Namen, Chelchal,« befahl der Angeredete dem andern Begleiter, statt dem Frager zu erwidern. »Ich vergesse sie nicht. Wisand – Rothari – Vangio – die drei Sklabenenhunde. Lade sie zu unserm größten Fest, den drei Tagen Dzriwils, der Rossegöttin. Das fällt nicht auf, ist Sitte. Sie und all ihre Gefolgen und Vettern, *alle* muß ich sie haben!«

»Herr, du bist also zufrieden? Gieb mir denn den vorbedungenen Lohn,« drängte der Mahner. »Meinst du, es ward mir leicht, die Treue und den jungen, edelsinnigen Herrn zu verraten, mir, seinem eigenen Schildträger? Nur die Gier, die rasende, die hoffnungslose – wenn *du* nicht halfst – nach jenes Mädchens unsagbarem, herzverbrennendem Reiz konnte mich ... Du glaubst nicht, Herr, wie schön sie ist! Wie schlank, wie üppig doch, wie weiß ... –«

»Schlank? – Und doch üppig? – Und weiß? Ich werde all' das sehn.« – »Wann?« – »An ihrem Hochzeitstag, versteht sich. Ich werde nicht fehlen dabei.« – »Eile! Du hörst, schon hat Ellak – *mir* eilt es! Wann – wann wirst du sie mir geben?« – »Sobald ich mich deiner Treue, deines Schweigens voll versichert. Sag' selbst: deinen nächsten Herrn hast du an mich verraten, den du wenig liebst, nur fürchtest. Welch Mittel soll ich wählen gegen dich, daß du nicht auch mich verrätst?« – »Welches Mittel? Jedes, das du willst. Das stärkste, sicherste, das dir einfällt.« »Das sicherste?« wiederholte der andre bedächtig, indem er ganz langsam unter seinen weiten Mantel griff. »Gut! Wie du selbst geraten.« Er holte flugs ein langes krummes Messer hervor und stieß es dem Ahnungslosen mit solcher Wucht schlitzend in den Bauch, daß die geschweifte Spitze unter den Rippen hervordrang.

Lautlos fiel der Mann auf den Rücken.

»Laß ihn liegen, Chelchal. Die Raben finden ihn schon. Komm.« – »Herr, laß mich allein hinüberschwimmen an den nächsten Werder, wo wir den Nachen verborgen haben. Ich rudere ihn her und hole dich. Du schwammst bereits von dort fast über den halben Strom hierher. Es wird dir zu viel.« – »Schweig. Der Mann, der jede Nacht ein Germanenweib zerstört, wird wohl zweimal in einer Nacht ein Stücklein Donau zwingen. – Das Schwimmen und das Horchen hat gelohnt. Nicht nur all jenes Unterholz, alt und jung, fällt' ich auf einen Streich: auch die beiden stolzen Eichen beug' ich: den Gepiden und den Amaler. Sie müssen meinen Söhnen gleiche Treue schwören, wie mir selbst. Oder sterben. Auf, Chelchal! Ich freue mich auf das kalte Bad. Komm, hochbus'ge Donau, komm in diese Arme!«

Zweites Kapitel

Rugiland, das Gebiet des Königs Wisigast, erstreckte sich von dem rechten Ufer der Donau westlich bis an die Höhenzüge, aus welchen die Krems und der Kamp entspringen.

Einen scharfen Tagesritt von der Donau entfernt lag, umgeben von zahlreichen niedrigen Nebengebäuden, die stattliche Halle des Königs auf einer sanften Höhe. Die Halde hinan zogen sich Eichen und Buchen, ausreichend gelichtet, den Blick freizugeben von dem Fürstenhaus im Norden in das Thal; hier unten schlängelte sich ein breiter, schönflutiger Bach – fast ein Flößlein zu nennen – um den Hügel her von Süden nach Nordosten durch üppigen Wiesgrund.

An jenem Bache wogte, im hellen Morgenlicht des Sommertags, rühriges, fröhliches Leben: eine Schar von jungen Mädchen war auf dem grünen Ufer eifrig beschäftigt, allerlei wollene und linnene Gewande in dem rasch fließenden Wasser von klarer lichtgrüner Farbe zu waschen. Es war ein heiteres Bild, reich an wechselnder, freier, anmutvoller Bewegung.

Denn mit Hast oder Last der Arbeit schienen es die Lustigen nicht allzustreng zu nehmen: lautes Schäkern, mutwilliges Lachen scholl gar oft aus dem durcheinander wimmelnden Rudel, deren rote, gelbe, blaue, weiße Röcke sich leuchtend abhoben von dem saftigen Grün der im Morgentau glitzernden Wiese. Die Mädchen hatten den Rock des langen hemdartigen Kleides aufgeschlagen und den Zipfel in den breiten Gürtel gesteckt, rühriger schaffen zu können: die weißen Füße waren unbeschuhet und die vollen, runden Arme leuchteten wiederstrahlend im Morgenlicht; die eine oder andere hatte wohl einen breiten, aus braunem Schilf geflochtenen, ganz flachen Sonnenhut unter dem Kinne zusammengebunden, die meisten aber ließen das beinah ausnahmslos blonde Haar frei flattern. Zuweilen sprang eine der Arbeitenden, über den Bach gebeugt, auf, hoch die schlanke, jugendliche Gestalt reckend, die nackten Arme in die Hüften stemmend und das durch die gebückte Stellung gerötete Antlitz im frischen Frühwind kühlend.

Denn etwa zwölf der Mädchen knieten nebeneinander auf dem gelben, ganz feinkörnigen Ufersande, spülten die Linnen- oder Wollenstücke wiederholt in dem lebhaft flutenden, lustigen, lockenden Gerinne, hoben sie dann heraus, legten sie auf große, flache, saubere Steine, welche zu diesem Behuf hier zusammengetragen worden waren, und schlugen und klopfen mit glatten Scheiben von weichem, weißem Birkenholz eifrig darauf los, patschten auch wohl einmal herzhaft daneben auf die Fläche des Bachs, daß das Wasser hoch aufspritzte und der aufschreienden Nachbarin zur Seite Haupt, Hals und Busen tüchtig durchnäßte.

Dann rangen sie die gesäuberten Stücke – jedes siebenmal, so verlangte, nach Friggas Gebot, der altvererbte Brauch – mit aller Kraft der jungen Arme aus, das Wasser sorglich auf den Ufersand – nicht wieder in den Bach – abtriefen lassend, und warfen die erledigten Gewande hinter sich auf den dichten Rasen, neue Arbeit greifend aus den zierlichen, von Weiden geflochtenen, hohen Körben, die jede zur Rechten neben sich stehen hatte.

Hinter den knieenden Spülerinnen und Klopferinnen aber gingen, schnellfüßig, auf und nieder die Spreiterinnen, lasen die von jenen abgelegten Stücke auf und trugen sie auf breiten, wenig vertieften Mulden von Lindenholz ein paar Schritte weiter von dem Fluß hinweg auf die Mitte der im hellsten Sonnenlicht badenden Wiese: denn hier war der Tau bereits aufgesogen, der nah' am Bach und dann auch auf der entgegengesetzten Seite, unter den Büschen und Wipfeln des Waldes an der Westseite des Angers, noch reichlich glitzerte.

Sie spreiteten Stück um Stück, sorgfältig die Fältlein auseinander ziehend, reihenweise aus. Die Wiese trug die holdesten Blumen: Ehrenpreis und Frauenschuh, Tausendschön und Erdraute duckten gar gern und willig die nickenden Köpfelein unter den feuchten, den kühlenden Schutz vor der sengenden Sonne. Und manchmal kam zutraulich ein Tagfalter geflogen, das bunte Pfauenauge oder die zarte Aurora, welche die warmen, lichtbestrahlten Waldwiesen liebt, oder der schöne, langsam, wie feierlich, schwebende Schillerfalter ließ sich nieder auf der anlockenden Fläche der weißen Wolle und legte die breiten Flügel voll auseinander, in süßem Behagen sich sonnend.

*

Nahe vor der reichblumigen Wiese gabelte sich der breite Fahrweg, der von der Königshalle den Hügel herab gen Süden führte: nach Westen zu wandte er sich in den Wald, nach rechts, nach Osten, verlief er in jener Matte.

An der Stelle der Gabelung hielt im Schatten dichtästiger, breitblättriger Haselbüsche ein langer Leiterwagen, bespannt mit drei ganz weißen Rossen, eines voraus, zwei nebeneinander; an sechs halbkreisförmigen Reifen war über den Wagen ein Dach aus starkem Segeltuch gespannt; zahlreiche, säuberlich nebeneinander auf dem Grunde des Wagens aufgereihte Körbe, gefüllt mit bereits getrockneter Wäsche, bezeugten, daß die Arbeit schon geraume Zeit gewährt habe.

Vorn, an dem Querbrett des Wagens, lehnte, hochaufgerichtet, ein Mädchen; das war schön über alle Maßen. Um Hauptes Höhe überragte die schlankhüftige, aber an Nacken, Schultern und Busen in stolzer Fülle prangende, die herrliche Gestalt ihre beiden Gefährtinnen, die doch ebenfalls das Mittelmaß überstiegen. Ein einziges weißes Gewand flutete in langen Falten um die jungfräulichen Glieder; den lichtblauen Mantel hatte sie abgelegt und über das Wagengeländer gehängt. So waren der Hals und die wunderschönen, feingerundeten Arme sichtbar: das Weiß ihres Fleisches schimmerte, ohne zu blitzen, wie mattweißer Marmor. Ein handbreiter Gürtel von seinem, mit Weid blau gefärbtem Leder hielt das wallende Wollhemd um die Hüften zusammen; die feinen Knöchel wurden nicht mehr von dem blauen Saum erreicht; zierlich aus Stroh geflochtene Sohlen schützten den Fuß, über dem hochgeschwungenen Rist mit roten Riemen verschnürt.

Die königliche Jungfrau trug kein Gold als nur ihr Haar; das aber war an diesem wunderreichen Geschöpf ein Wunder für sich: das Satte, Warme, Tiefgoldige der Farbe, die seidenzarte Feinheit jedes einzelnen Härleins und die erstaunliche Fülle. Drei ihrer schmalen, langen Finger breit erhob sich auf ihrer weißen Stirn die Flechte, die, ein unvergleichlich Diadem, sie schmückte: und hinter dieser Stirnflechte teilte sich erst auf dem vollendet edel gebildeten Haupt die überquillende Menge in zwei prachtvolle,

dreisträngige Zöpfe, die, an den Enden mit blauen Bändern zusammengehalten, ihr bis unter die Kniekehlen reichten.

So lehnte sie, aufgerichtet zu ihrer vollen Höhe, an dem Wagen, den rechten Arm ruhend über den Rücken des weißen Hengstes des Zwiegespanns vorgelegt, während sie die Knöchel der linken Hand oberhalb der Augen hielt, die Sonnenstrahlen auszuschließen. Denn wachsam blickte sie aus nach der Arbeit der Mädchen an dem Fließchen und auf der Wiese. Ihre großen runden Augen, goldbraun, ähnlich an Farbe dem Auge des Adlers, leuchteten: scharf, fest, kühn war der Blick; manchmal hob sie stolz die starke, gerade Nase und die schön geschwungenen, tief dunkelblonden Brauen. – –

Plötzlich ward der schwere Wagen in jäher Bewegung nach rückwärts gerissen: das vorderste Roß stieß nicht ein Wiehern, einen Schrei tödlichen Schreckens aus, fuhr zurück auf die beiden anderen, bäumte sich, stieg – – : Wagen und Rosse schienen von der erhöhten Straße in den Thalgrund herunter stürzen zu müssen. Kreischend rannten die beiden Gefährtinnen nach rückwärts, den Hügel hinauf.

Aber die hohe Maid sprang vor, riß den steigenden Hengst am Zaume nieder mit kraftvollem Arm, schaute einen Augenblick, das schöne Haupt beugend, scharf spähend, auf die Erde und trat dann mit dem rechten Fuß fest und sicher zu.

»Kommt nur wieder,« sprach sie nun ruhig, mit der Spitze des Fußes auf der Straße etwas zur Seite schiebend, das sich zuckend im Staube wand. »Er ist tot.« »Was war es?« forschte ängstlich eine der Gefährtinnen, neben dem Wagen wieder auftauchend: neugierig und furchtsam zugleich steckte sie das braunlockige Köpflein vor, den dunkelgrünen Mantel wie zum Schutze vorhaltend.

»Ein Kupferwurm, Ganna; die Pferde fürchten ihn sehr.« »Mit Recht,« meinte die zweite der geflüchteten Gesellinnen, auf der andern Seite des Wagens sich wieder heranwagend. »Und die Menschen! Hätt' ich's gewußt, – noch rascher wär' ich gelaufen. Mein Vetter starb an dem Biß.« – »Man muß sie zertreten, ehe sie beißen können. Seht ihr – gerade hinter dem Kopf – am Hals – zertrat ich sie.«

»Aber Ildicho!« rief Ganna entsetzt, beide Arme erhebend. »Oh Herrin! Wenn du fehl tratst!« klagte die zweite. »Ich trete nicht fehl, Albrun. Und mich beschützt Frigga, die freudige Frau.« »Ja freilich! Ohne deren Hilfe ... !« rief Albrun. »Weißt du noch, Ganna, wie ich – im vorigen Frühling war's – da unten beim Waschen kopfüber in das Wasser gefallen war? Du schrieest: und du und alle die zwanzig andern – ihr liefert an dem Ufer hin mir nach, wie ich dahin schoß im wirbelnden Wasser – –« »Gewiß! Aber *sie* schrie nicht. Hinein sprang sie und haschte dich am roten Mantel – dieser war es, derselbe – den du stets so gerne trägst, du weißt, er läßt dir gut! – haschte dich mit der Linken und mächtig ruderd mit dem starken rechten Arme zog sie dich ans Land.«

»Und als ich,« lächelte das Königskind, »mir das triefende Haar ausstreifte ...«

»Da hatte sich darin festgeklemmt die Muschel, die wir Friggas Spange nennen ...« »Die Perlen tragende,« fuhr Albrun fort. »Und da wir die Schalen auseinander zwängten ...« – »Da lag darin die schönste, größte Edelperle, die je Mädchenauge entzückt hat.« – »Ja, gewiß« sprach Ildicho ernst, leicht mit der Linken über die Braue streichend, »ich stehe in Friggas Schutz und Frieden. Wie hätt' ich sonst, da mir die Mutter starb, sobald sie mich geboren, an Leib, Seele und Sitte doch ganz leidlich gedeihen mögen? Frau

Frigga hat – an Mutter Statt – der Vater mich befohlen: ist sie doch unsrer Sippe lichte Ahnfrau! Abendlang hat mir der treue Vater in der Halle, am glimmenden Herdfeuer, vorerzählt von ihr, von aller Frauen fraulichster und hehrster. Und oft und oft, wann ich dann einschlief, sah ich die blonde, die schöne Frau an meinem Lager stehn, und ich spürte, wie sie mir hinstrich mit der weißen Hand – hier – über Stirn und Braue hin. Und ich erwachte wohl auch: – dann war mir, ich sähe noch ihr weiß Gewand entschweben und Funken sprühte dann, fuhr ich süß erschrocken darein, mein knisternd Haar. Unsichtbar allüberall begleitet mich, behütet mich, befriedet mich die weiße Frau. – Aber nun genug der müß'gen Mädchenworte! Zur Arbeit wieder!«

»Nein, Herrin,« erwiderte Albrun, die schwarzbraunen Flechten schüttelnd und Ildicho in den Arm fallend, – »du hast dein Maß von Arbeit schon vielfach überschritten.« »Wer hat,« fuhr Ganna fort, »all diese schweren Körbe, die wir zu zweit nur mit Mühe hertrugen von der nahen Wiese, auf den hohen Wagen gehoben – allein –?« – »Wir durften nicht einmal dabei auflüpfen helfen. Warum nicht?« »Weil ihr zu zierlich seid, ihr konntet mir dabei zerbrechen,« lachte das Königskind, hoch sich reckend, »alle beide. Ihr seid müde? So mag es genug sein für diesmal. Sie breiten ja auch schon da unten den letzten Wusch aus auf der Wiese. Wir drei bleiben, bis er getrocknet, daneben im Buchenhag. Die andern sollen mit dem Wagen zurück in die Halle; sie werden hungrig sein, und die Kühe sind bereits gemolken: – die Frühmilch steht bereit. Kommt, wir rufen sie ab von der Arbeit.«

Drittes Kapitel.

Still ward es nun an dem Fluß, auf der Wiese, auf dem Hügelweg. Die lachenden, schwatzenden Mädchen waren samt dem Wagen in dem breiten Thore des Vorrathauses neben der Wohnhalle auf der Krone der Anhöhe verschwunden.

Ildicho und ihre beiden Genossinnen wandelten unter den Buchen am Waldessaum, der sich im Westen neben der Wiese hinzog; die Sonne stieg; schon suchten sie gerne den Schatten. Es war gar lieblich unter den hochstämmigen, schlanken Buchen; sie standen nicht allzu gedrängt: das Dachgegitter ihrer lichtgrünen Blätter war nicht so dicht, daß es nicht ein goldig-grün Gezitter der Sonnenstrahlen hätte hindurchfallen lassen auf den dunkeln, samtweichen Moosgrund des Waldwegs: das gab dann oft gar seltsame, spielende, durchbrochene Schatten, mit goldgelbem Lichte wechselnd. Das Königskind brach von den niedrigeren Ästen der Buchen dünne Zweige, pflückte die Blätter und fügte diese mit den zähen Stielchen ineinander, so allmählich ein zierlich Kranzgewinde flechtend. Aus dem Innern der sanft hügelansteigenden Waldung drang eine klare, ziemlich breite Quelle: leise, melodisch rieselnd suchte sie rasch den kürzesten Weg durch den Wiesengrund hin zu dem Fließchen. Wie dunkle Pfeile schossen, flohen, aufgescheucht sogar durch den so leichten Schritt der nahenden Mädchen und durch den Schatten ihrer Gestalten, über den hell-kieseligen Grund des Quells die huschigen Schmerlen dahin. Eine zierliche Libelle aber – mit langen, schmalen tiefblauen Gitterflügeln – kam geflogen und ließ sich zutraulich nieder auf Ildichos leuchtendem Haar, den zarten Duft einsaugend: lange blieb sie sitzen, obwohl das Mädchen weiterschritt. »Friggas Botin!« rief Albrun. »Sie brachte dir der Göttin Gruß, du Liebling von Asgardh,« stimmte Ganna bei. Aber die Fürstin hemmte nun plötzlich den Schritt und wies schweigend mit dem Finger nach oben. Da scholl aus den dichten Wipfellauben der hochstämmigen Buchen ein kosendes Gurren und Girren hernieder.

»Die Wildtaube!« flüsterte Albrun mit freudeglänzenden Augen. »Du, Herrin, hast sie zuerst gehört,« sprach Ganna. – »Das bedeutet ...« »Hochzeit, Vermählung,« lächelte Ganna, sich an den weißen Arm der Herrin schmiegend. »Höre, wie tönt es so zärtlich! Auch Freia befreundet dich merkbar: – denn es ist der Liebesgöttin Vogel.«

Ildicho errötete bis unter die Haare der lichten Stirn; sie senkte die langen, dunkelblonden Wimpern und schritt rascher aus. »Horch!« rief sie dann, wie um die Gedanken der Genossinnen abzulenken. »Das war ein anderer Ruf. Weither, weither, aus tiefstem Grund des Waldes! Hört nur! Da wieder! Kurz, aber zaubersüß, geheimnisschwer.« »Das ist der Amselkönig, mit der gelben Brust,« erklärte Albrun. – »Der Goldvogel! Der Bürolf! Der sich und sein Nest unsichtbar machen kann.« – »Freilich! Ist's doch ein verwunschener Königssohn! Verwunschen, weil er die schöne Göttin Ostara im tiefsten Waldesgrund im Bade belauscht hat.« – »Er sollte nicht ausplaudern können von dem, was er geschaut!« – »Doch ein geheim Entzücken klingt noch nach in seinem Ruf.«

»Eine Jungfrau aber, die am Wodanstag geboren, kann ihn erlösen aus seinem Sehnen ... –«

»Küßt sie ihn herzlich auf den goldnen Scheitel ...« – »Dreimal!« »Einen Vogel! Das dürfte doch auch die strengste Jungfrau thun, nicht, Ildicho?« fragte die schwarzbraune Altrun. »Ja, dir wär' es aber nicht um den Vogel,« meinte Ganna lachend. »Wann er die Federn und den Schnabel abgestreift ...« – »Nun, dann käme die Reihe, zu küssen, an ihn.«

»Ihr zungenkecken Kinder,« schalt Ildicho. »Was sprecht ihr da so laut von küssen und geküßt werden? Mich wundert, daß ihr euch nicht schämt!« – »Ei, so lang man vom küssen im Scherze spricht ...« – »Denkt man noch nicht im Ernst an Kuß des Einen ...« – »Von dem man *nicht* spricht!« – »Jawohl! Und an einen *solchen* Königssohn, der in Vogelfedern steckt, wird man doch noch denken dürfen und ...«

Ildicho fürchte die weiße Stirn und drückte die vollen üppigen Lippen des nicht kleinen Mundes zusammen – beides nur ganz leicht: aber Ganna bemerkte es doch; sie zupfte verwarnend die Neckerin an dem schwarzen wirrkrausen Gelock.

»Wartet hier,« sprach die Königstochter, »hier auf der Moosbank. Mein Gewinde von Buchenblättern ist fertig. Ich gehe, aufs neue den Ursprung des Waldquells zu bekränzen. Ich hatte es gelobt.«

»Er ist Frigga geweiht« – sprach Ganna ernst – »und tiefer Weissagung reich. – Laß sie allein gehen – und unbelauscht!« schloß sie und zog Altrun, die der Herrin nachspähen wollte, an dem hellroten Mantel zu sich nieder auf die Bank.

Viertes Kapitel.

Rasch schritt nun Ildicho dahin. Die Hochgewachsene mußte gar manchmal das Haupt mit der leuchtenden Haarkrone beugen, unter den Ästen durchzuschlüpfen, die von beiden Seiten oft die schmale Spur im feuchten Moos überragten, die den Fußsteig, kaum merkbar, andeutete. –

Tiefer und tiefer ging es in den Wald, dichter standen hier die Bäume, spärlicher fiel das Sonnenlicht ein. –

Bald hatte die Schnelle das Ziel erreicht: den Ursprung der Quelle. Von dankbarer Hand schon der Ahnherrn war der heilige »Ursprink«, die »Heila-Wag«, der »Quickborn«, wo er, in sprudelnder Kraft, wie ein lebendiges Wesen, plötzlich geheimnisvoll aus der dunklen Tiefe der Mutter Erde hervorsprang, gefaßt worden in schönen, dunkelroten Sandstein. Den gewährte reichlich der Waldboden: ganz besonders liebt ihn, ihren Freund, als Untergrund die Buche. Ist er doch schön, mild und stark zugleich: – wie sie selber, die holde Wald-Idise, die freudige Frau Buche.

In den obersten Mittelstein des kunstlosen mörtellosen Gefüges waren einige Runen geritzt; sie besagten:

»Diesen quicken, quillenden Quell
Faßte und friedete
Für Frigga Friedgast,
Reisiger Rugen
Frommer Fürst.
Frigga befreunde
In Haus und Halle
Für und für uns die Frauen!«

Um diesen obersten Stein war ein Kranz geschlungen von dunkelblättrigem Epheu, von welchem sich das lichte Blau großblütiger Glockenblumen wohlthuend und eindringlich abhob; das Gewinde lag schon eine Woche hier: gleichwohl war es noch gar frisch erhalten; das feuchte Gestäube des vom Quell aufsprühenden Wasserdunstes ließ Blätter und Blüten nicht leicht welken.

Ildicho glitt nun auf die Kniee nieder, das lange Buchengewinde sorglich neben sich auf das Moos legend. Sie entfernte mit schonender Hand, nirgend zerrend oder zausend, den Epheukranz von dem überragenden Mittelstein: sie lockerte ihn in zwei Hälften, die nur ganz lose noch zusammenhielten. Jetzt erhob sie sich und sprach sinnend, ernst, feierlich:

»Frigga, ich frage!
Wie der Kranz –, so das Künftige:
Wie des Kranzes Los, so unseres Lebens, unserer Liebe.
Rechts rinne *sein*, links laufe *mein* Los!
Frigga: – ich frage!«

So sprechend ließ sie den alten Kranz in den Quell gleiten. Aufmerksam, gespannt sah sie ihm nach.

Eine kurze Strecke nur blieben die beiden Teile aneinandergesetzt – plötzlich lösten sie sich: das rechts schwimmende Stück ward rasch fortgerissen – tauchte unter, verschwand. – Das Gewinde zur Linken trieb einsam dahin: auf einmal ward es festgehalten: ein dunkler Stein, der spitzig aus dem Grunde des Quells ragte, fing die schlanke Epheuranke und hielt sie fest: umsonst trachtete sie, von dem stark rinnenden Nachwasser gedrängt, sich freizumachen, loszuwinden: fest hielt sie der schwarze Stein, und die schönste der blauen Blumen, kopfüber in das Wasser getaucht, schien traurig zu ertrinken. –

So eifrig, so andächtig hatte die Jungfrau dem Geschehe der beiden Gewinde nachgespäht, die Linke auf die Steinfassung des Quells gestützt und das Haupt weit vorstreckend, daß sie gar nicht gewahrte, wie von der entgegengesetzten Seite, von dem Tiefgrund des Waldes her, ein rascher Schritt nahte: Freilich war er gar biegsam, geschwungen, dieser Schritt, behutsam – ohne jedes Geräusch – auf die weiche Moosdecke tretend: der Leisegang des geübten Jägers, der den wachäugigen Luchs, sogar den alles hörenden Auerhahn beschleicht.

Die Gestalt verriet sich erst, als vom Rücken der Jungfrau ein Schatte auf das lichte Rinnsal fiel. –

Sie erkannte – oder erriet – den Überrascher. »Du!« sprach sie, rasch sich wendend. Und ihre Wangen erglühten. »So traurig?« forschte der schöne schlanke Jüngling: – er war doch nur fingerbreit höher aufgeschossen als das Königskind. Er beugte sich vor, den rechten Arm um den Schaft des Jagdspeers geschlungen. »Was spähstest du so eifrig? ... Ei, ich seh's. Da hängt die Blume, gefangen, am Stein – und weit unten treibt, ringend, der Epheu. Ja, weißt du, Jungfrau, warum? Beide Gewinde haben keinen Willen! Müssen hinnehmen, was Gewalt ihnen aufzwingt! Herzen aber, Menschen, sind frei. Ich werd' ihr helfen, der gefangenen Blume. – Aber sieh – es ist nicht nötig! Sie hat sich selbst geholfen! Da schwimmt sie, befreit, freudig dahin. Und dort – an der Weidenwurzel – siehst du? – haben sich die Blume und der Epheu wieder gefunden. Vereinigt fluten sie weiter!«

»Frigga hat sie wieder zusammengeführt,« sprach die Fürstin fromm dankbar, und ihr edles Antlitz entwölkte sich. »Du aber –« sie wandte sich von ihm ab bei der Frage – »was suchst du schon wieder hier?«

»Wenn ich nun sagte: Weissagung – wie du?« – Aber er lachte dabei, daß die glänzend weißen Zähne aus den roten, frischen Lippen hervorblitzten. »Schau doch nicht immer nur das dürre Moos zu deinen Füßen an – so hartnäckig! Das bewundre, wann ich wieder schied.« Und er schob die dichten, dunkelblonden Locken, die ihm aus der Stirn bis in die gleichfarbigen Brauen und die hellgrauen Augen quollen, höher hinauf mit einer anmutigen Handbewegung. Der dunkle, niedere, schmalrandige Jägerhut von weichem, braunem Filz, den der weiße Flaum des Silberreihers schmückte, war ihm von einem Ast aus dem Gelock gestreift und schaukelte nun an breitem Lederband auf seinem Nacken. Die streng im Halbrund gezogenen Brauen stießen auf der Nasenwurzel nahezu ganz zusammen, was ihm einen schelmischen, schön-sinnlichen und fröhlichen Ausdruck lieh. Ein glücklich Lächeln spielte um den

feingeschnittenen, ein wenig übermütigen Mund, um den ein lichtbrauner Flaumbart sich kräuselte. Er war sehr schön, der junge Jäger, und Ildicho konnte, nachdem sie, seiner Bitte willfahrend, das Auge auf ihn gerichtet, es nicht wieder von seinem Antlitz lösen.

»Weissagung?« zweifelte sie. »Nein. Es wäre gelogen! Ich brauche keine mehr! – Königskind – ich suchte – *dich!*« »Das hab' ich dir aber verboten!« sie hob drohend den Zeigefinger der Rechten. »Du solltest mich nicht noch einmal hier am Brunnen beschleichen – wie ein Reh.«

»Wäre nicht übel,« lachte er, über den jungen Bart streichend, »dürfte das Reh dem Jäger das Beschleichen am Wasser verbieten. Oh Ildicho, wehre dich doch nicht länger! Es hilft dir all' nicht! Deine Frigga will's und Freia die frohe! Und ich! Und du selbst – willst es auch!« Er griff nach ihrer Hand.

Blitzschnell zuckte sie die Hand zurück – »Königssohn, du wirst mich nicht berühren, bis ... –« – »Bis Vater Wisigast dich mir gegeben. Wohlan: er *hat* dich mir gegeben.« – »Daghar!« – Sie errötete über und über. »Ein solches Wort sagt man nicht im Scherz.« »Nein. Denn es ist heilig,« sprach der Jüngling mit edlem Ernst, der ihm doch noch viel schöner ließ als der Scherz. »Ich habe deinen Vater eben erst – vor dem Walde – verlassen: er ging gleich in die Halle. Mich zog hierher – ein Ahnen.« – »So ist er zurück von der großen Jagd?« »Die Jagd? – die große Jagd?« wiederholte Daghar ernst. Er ballte die Faust um den Speer und zog mit der Linken das Wams von dunkelbraunem Hirschfell herab, das, bis an die Kniee reichend, all seine Gewandung war, »Die große Jagd ist erst beredet, nicht vollendet. – Ja, noch nicht begonnen! – Der böartige Eber mit den struppigen Borsten, den blutunterlaufenen Augen ist noch nicht eingekreist. Mancher der Jäger, mein' ich, wird fallen, zu Tode getroffen von den grimmen Hauern, bevor das Scheusal verendet.«

»Daghar!« Sie erbebte. Abgrundtiefes Gefühl lag in dem Ruf.

»Ich – ich hatte erraten, was dein Vater sann. Ich sagt' es ihm ins Gesicht. Ich bat, mitziehen zu dürfen, wie er ausritt – gegen die Donau hin. Da trafen wir – andere Jäger. Die zogen aber nicht mit – wollen nicht, können nicht! – Auf dem Heimweg sprach ich die Werbung aus, die lange schon beschlossene, von meinem blinden Vater verstattete. Da antwortete mir der greise Held: »Ja! Aber erst, nachdem ...« Er schwieg. »Ein Königssohn unseres Volkes, der das nicht errät,« fuhr er fort – »der wäre nicht wert –« »Der herrlichsten Jungfrau über all' Germanenland,« rief ich. Und leise, – denn ein tödlich Geheimnis ist es! – flüsterte ich ihm die Bedingung, die er meinte, in das Ohr. Nur drei Worte waren's! Erfreut sah er mir ins Auge und schlug ein in meine Rechte. »Nicht eher, Vater!« rief ich. Eher ist ja auch keine Braut sicher, und keine Ehefrau.«

»O Daghar; Welch Wagnis! Es ist unermeßlich.« – Und erschauernd schloß sie die Augen.

»Ja, unermeßlich *groß!* Und wer's vollendet, der gewinnt höchsten Ruhm – den Dank der Welt! Und der gleiche Tag, meine Ildicho, der alle Germanenvölker befreit, wird unser ... Horch! da wieherte ein Roß! Tief im Wald! Noch ein Jäger, der das weiße Reh beschleichen will am Quell?« Er wandte sich rasch und lupfte leise den Speer.

Fünftes Kapitel.

Vom Norden her, wo der »Landweg« außerhalb des Waldes sich hinzog, war der Ton erklingen. Und dort, wo die Büsche so dicht zu stehen anhaben, daß ein Pferd nur schwer mehr durchdringen mochte, hielt ein Reiter und schwang sich von dem Roß, einem herrlichen Rapphengst, herab. Er warf dem Tier den Zügel um den Hals und hob gerade vor dessen Nüstern die flache Rechte: der Rappe wieherte nochmals, nickte mit dem Kopf und leckte dem Herrn die Hand. Der schritt nun auf das Paar am Quelle zu.

Er mochte zehn Jahre älter sein als Daghar; er war erheblich kleiner, stämmiger. Ein kostbarer Byzantinerhelm bedeckte sein schwarzes Haar, das in langen Strähnen, ungelockt, straff, ihm auf Schultern und Nacken hing. Ein dunkel-porphyrfarbener Mantel griechischer Arbeit und feinsten Stoffes mit geschmackvoller, nicht zu reicher Goldstickerei verhüllte die ganze Gestalt, die nicht unedel war, aber wie zu kurz geraten sich ausnahm. Langsam, gleichsam feierlich war sein Schritt, wie er nun auf die beiden herankam.

»Wieder er!« flüsterte das Mädchen, unruhig, aber nicht unwillig. Und auch des Königssohnes Blick maß zwar ernst, aber ohne Feindseligkeit den Ankömmling. Der beugte das Haupt vor der Jungfrau mit einer ehrerbietigen Bewegung; so vornehm, so stolz und verhalten und doch zugleich so tief huldigend war dieser Gruß, – sie mußte, ihn halb widerstrebend, erwidern mit leichtem Neigen: nur so leicht, wie wenn in leisestem Windhauch die schlanke Lilie sich neigt.

»Verzeiht, vieleidle Fürstin,« sprach er in rugischer – gotischer – Sprache, seine Stimme war weich und klangvoll, aber wie von Trauer gedämpft – »daß ich Euch hier zu suchen – scheine. Ein anderer hat Euch – ich seh' es – vor mir gefunden. Ich grüße Euch, tapfrer, harfenkund'ger Königssohn der Skiren.«

Er sprach die letzten Worte genau in der skirischen Mundart, die zwar auch eine gotische, aber von der rugischen doch etwa so verschieden war wie das Alamannische am Lech von dem Alamannischen in der Schweiz. Daghar reichte ihm die Rechte, die jener mit der Linken ergriff und schüttelte. »Wirklich – ich *scheine* nur Euch hier zu suchen, Jungfrau Ildicho. – Ein Gelübde führt mich her an diesen Waldbrunn. Als ich – bei meinem letzten Besuch – Euch und Eure Mädchen hierher begleiten durfte zum Quellopfer und als Ihr so innig – leise flüsternd – hier betetet, – da beschloß ich, auch *meinen* liebsten Wunsch der Göttin dieses Waldquells zu befehlen.«

»Ihr – Frigga?« rief Ildicho nun in herbem Ton. Hochmütig warf sie die Lippe auf. »Was hat ein Hunne zu schaffen mit Frigga, der blonden, weißen Wonnefrau?«

Schmerzlich, bitter schmerzlich zuckte es über das Antlitz des Gescholtenen. Es war ein seltsames Antlitz, wie zusammengefügt aus zwei Bestandteilen, die nicht zusammen gehörten und sich nicht zusammenfinden wollten. Eine niedre, zurückfliehende, echt mongolische Stirn, vom strähnigen Haar umhangen: aber edel gezogene, langgeschweifte Brauen; darunter, in allzutiefen Höhlen und über vorstehenden Backenknochen, beschattet von langen, tief schwarzen Wimpern, zwei wunderschöne Augen, dunkelbraun, verschleiert, tief schwermütig, sehnsüchtig suchend; eine zu kurze, etwas flache, aber doch nicht hunnisch geratene Nase, ein –

durchaus nicht hunnisch – feiner Mund, sehr ausdrucksvoll, aber nur schmerzlichen Ausdruckes voll, der, des Lachens unkundig, nur selten lächelte und dann – gar traurig; ein weiches, für einen Mann fast allzuweich gerundetes Kinn mit nur spärlichem Bartwuchs. Und doch, widerstreitvoll wie dies Antlitz gebildet erschien, durchaus nicht häßlich, – anziehend war es anzuschauen. Denn eine feine Seele belebte diese vergeistigten Züge und ein ergreifender Zug, tiefer, leben-verschattender Trauer. – – Dem stillen Zauber dieser sanften Schwermut konnte jetzt auch die stolze Jungfrau nicht ganz sich entziehen, wie sein Blick voll leisen Vorwurfs ihr Auge traf: – sie bereute ihren herben Ton, noch bevor er anhub mit seiner weichen, leisen und doch wohllautreichen Stimme.

»Ich ehre die Götter aller Völker unsres Reichs, wie ich ihre Sprachen zu lernen mich bemühe. Und Ihr vergeßt, hochedle Königstochter –! Zwar *Ihr* seid entstammt – man *sieht* es, auch wenn man die alte Sage Eurer Sippe nicht kannte – von jener blonden, weißen Frau der Wonne selbst.« – Er stockte –, er schloß die dunkeln Augen, die einen allzu sehnsüchtig bewundernden Blick gewagt hatten. – »Aber auch ich bin zur Hälfte germanischen – gotischen! – Geblütes: meine arme Mutter war von Amalungengeschlecht. So hab' auch ich ein Recht an jene blonde Göttin. – Ich hatte, sie meinem Wunsch – meinem einzigen –! geneigt zu machen, gelobt, ihr einen Ring zu opfern: er sollte – hier – den Mittelstein der Brunnenfassung schmücken ...«

Er zog aus der Gürteltasche des Wehrgehängs einen sehr breiten Ring: ein Sonnenstrahl drang durch die Wipfel der Buchen: er traf auf den kunstvoll gefaßten Stein in dem Reif: da schoß ein solches Leuchten von ihm aus in allen Farben des Regenbogens, daß Ildicho die langen Wimpern geblendet schloß und selbst Daghar's scharfes Jägerauge zuckte. »Welch herrlich Gestein!« rief er. »Es ist ein Adamas! Aber so groß, so leuchtend ...« – »Aus der letzten Schätzung des Kaisers zu Byzanz.« »Doch,« fuhr er mit einem langen Blick auf die Verlobten fort – »ich seh's, ich kam zu spät mit meinem Wunsch und meinem Gelübde. – Gleichviel!« rief er lebhafter. »Ich nehme nicht zurück, was ich der blonden Göttin einmal zugedacht. Nicht ihr Weihthum hier soll der Ring nun schmücken – ich habe jetzt im Leben nichts zu wünschen mehr! – aber, weiße Frau, nimm dein Eigen dennoch hin und spül' es fort! Und niemand soll es finden! – Und niemand soll es ahnen, was der Gelübdering gewollt.« Er warf den Ring weit von sich in den Quell.

»Was thut Ihr?« rief Daghar. »Schade! Das war ein *Schatz*,« sprach Ildicho. »Ja, Jungfrau: es *war* ein Schatz: schon der *Wunsch*! – Fahrt wohl! – Ich kehre sofort um. Ich suche nun König Wisigasts Halle nicht mehr auf.« Er grüßte beide traurig, mit leichtem Nicken des Hauptes, wandte sich, bestieg den Rappen, der sich vor ihm auf die Kniee niederließ und dann sich, wiehernd, erhob. Sogleich waren Roß und Reiter in dem Wald verschwunden.

Daghar sah, auf seinen Speer gebogen, ihm sinnend nach. »Hm,« sprach er dann, »würgen wir dereinst mit dem alten Untier die ganze Brut –, um diesen einen thut mir's leid.«

Erstes Kapitel.

Zu derselben Zeit bewegte sich etwa eine Tagereise von der letzten byzantinischen Grenzstadt, Viminacium (heute Widdin), aus ein stattlicher Zug von Reitern, Wagen und Fußgehern gen Norden in das Hunnenreich hinein in der Richtung auf die Theiß. Als Wegführer jagte ein Reitergeschwader von Hunnen voraus auf ihren kleinen zottigen magern, aber unermüdlich ausdauernden Gäulen. Hunnische Reiter umschwärmten auch auf beiden Seiten die alte, immer noch auf langen Strecken brauchbare Römerstraße, die der Zug einzuhalten trachtete. Aber nur sehr langsam rückte er vorwärts.

Denn zwar die reich gekleideten Fremden, die von den Hunnen geleitet und begleitet wurden, erfreuten sich vortrefflicher Pferde; aber eine lange Reihe von schwerfälligen Wagen kam nur mühselig von der Stelle, obwohl jedes Gefährt von sechs, acht, zehn Maultieren oder Rossen gezogen ward.

Hochbeladen waren die breiten karrenähnlichen Wagen, manche von ihnen glichen gewaltigen Truhen: die vier Wände aus starkem Eichenholz waren mit gewölbten eisernen Deckeln versehen und diese mit mächtigen eisernen Riegeln und Schlössern versichert. Andere waren wenigstens durch wasserdichte ungegerbte Häute und durch starke Lederdecken sorgfältig gegen Regen oder Sonnenbrand geschützt. Breite Siegel waren über den Schlüssellochern der Schlösser und an den Verschnürungen der Lederdecken angebracht. Neben den hochräderigen Wagen her aber schritten vollgewaffnete Krieger, hochgewachsen, blondhaarig, blauäugig und treuäugig, den starken Eschenspeer über der Schulter; ernsthaft, bedachtsam, wachsam spähten sie in die Runde: verlässlich blickten sie, aber nicht heiter und in tiefem Schweigen gingen sie, während die byzantinischen Sklaven und Freigelassenen, die auf dem vordersten und dem letzten der Zugtiere jedes Gespannes ritten, unablässig in schlechtem Griechisch und Latein schwatzten, nicht nur untereinander, auch – scheltend, zankend – mit den grausam behandelten Tieren, ja mit den Rädern, mit dem schlechten Weg, mit den Löchern oder mit den Steinen in demselben.

Auch zu Pferd und zu Fuß machten ein paar Dutzend solcher Freigelassenen und Sklaven die Reise mit: sowie aber einer von diesen sich irgend in die Nähe eines der versiegelten Wagen drängte, fiel der Speerschaft eines der schweigsamen Wächter nachdrücklich auf den Rücken des Römers; auch einige reich vergoldete Sänften wurden von Römern und Byzantinern getragen. In einer dieser Sänften zeigte sich – nur auf der Windseite war der verschiebbare Holzladen geschlossen – ein scharf geschnittener Kopf, der lauernd ausblickte; und wann ein kostbar gekleideter und gewaffneter Reiter vorübersprengte, suchte der in der Sänfte ihn heranzurufen, heranzuwinken.

Dieser Reiter, ein stattlicher Krieger germanischer Gestalt und Gesichtsbildung, schien die Oberleitung des ganzen Reisezuges zu führen: oft hielt er den Renner an, nahm Meldungen entgegen von der Vorhut – auch von Boten, die zuweilen von Norden her entgegengefliegen kamen – und erteilte kurze Befehle und Antworten. »So halte

doch, Ediko! Ein Wort! Nur auf ein Wort!« rief der in der Sänfte auf Latein. Aber der Reiter trabte stumm vorbei. –

Langsam und schwer wälzten sich die Wagen eine ziemlich steile Anhöhe hinan. Geraume Zeit vor dem vordersten Gespann hatten auf der Krone derselben zwei Reiter Halt gemacht in glanzvoller byzantinischer Tracht; die beiden trennten sich beinahe nie auf der langen Fahrt. Sie waren da oben, wo ein weiter Ausblick sich bot, das Nachkommen des Trosses erwartend, von den Pferden gestiegen und gingen nun plaudernd auf und nieder.

»Welch traurige Öde,« seufzte der ältere und offenbar der vornehmere der beiden Gefährten, ein Mann von etwa sechzig Jahren: ein schmaler Kranz von silberweißen Haaren ward unterhalb des runden Reisehutes von Filz sichtbar und verlieh dem edeln Antlitz noch würdevollere Wirkung. »So weit das Auge reicht« – er reckte den Arm hervor unter dem reich mit Gold gestickten Mantel – »keine menschliche Siedelung! Nirgends, auch in der fernsten Ferne nicht, Türme oder Mauern einer Stadt. Aber auch nicht einmal das Dach oder der Rauch eines Gehöftes. Kein Dorf! Kein Bauernhaus! Keine Hirtenhütte! Ja, kein Baum und beinahe auch kein Strauch! Nichts als Steppe, Heide, Ödland, Sumpf! Welche Wüstenei, dies Reich der Hunnen.« »Jawohl, Patricius,« erwiderte der andere, mit dem klugen Haupte in verhaltenem Grimme schmerzlich nickend, »weil sie es zur Wüstenei gemacht haben! Das Land hier war reich und blühend genug noch vor wenigen Jahrzehnten. Schöne Städte, freundliche Villen, darum her wohlgepflegte Gärten, reich an Früchten jeder Art, Rebengelände, strotzend, von köstlichen, blauschwarzen Trauben – denn der Boden hier erzeugt ein feurig Gewächs, und seit den Tagen des Probus schon hatten hier römische Winzer gekeltert, – breite Felder von goldig wogendem Weizen. All' das war römisch Land, von Stämmen des großen gotischen Gesamtvolkes, von Ostgoten, Gepiden, Rugen, Skiren bewohnt, trefflich gehütet gegen andere Barbaren, trefflich bebaut von ihren fleißigen Händen. Denn bessere Ackerbauer als die Germanen – wenn sie wollen oder doch wenn sie müssen! – hab' ich nirgend angetroffen auf all' meinen Reisen. In die Städte freilich setzen sie sich nicht: ausgemauerte Fanggruben nannte sie mir einmal ein Alamanne, darin man Luft und Freiheit und Bewegung einbüße. Aber das Ackerfeld gedeiht, wo immer der Freibauer, der weiß, daß er für sich selbst, für das treue Weib und die ungezählten blondköpfigen Rangen die Scholle bricht, unsere faulen Sklaven und Colonen verdrängt, die nur unter der geschwungenen Geißel arbeiten – für den Herrn, den verhaßten: das heißt, so wenig wie möglich, so schlecht wie möglich. Vor zwanzig Jahren reiste ich als Gesandter der Kaiserin Pulcheria desselben Weges zu dem König der Ostgoten. Da sah es anders aus, dies Land! – Aber seither kamen die Hunnen!«

»Wohl, jedoch – diese Hunnen – warum zerstören sie, was doch nun ihr Eigen geworden ist? Wer weiß,« – seufzte der Patricius – »ob nicht für immerdar! Warum verderben sie alles?« – »Weil sie müssen, o Maximinus! Weil sie nicht anders können! Hast du einmal die Wanderheuschrecken einfallen gesehen auf blühendes, lachendes Land und das Land geschaut – dann?« – Ein greulich Volk!« – »Und diese Ungetüme sind seit Jahrzehnten von unsern Kaisern zu Byzanz und zu Ravenna herangezogen, gehätschelt, umschmeichelt, zu Nachbarn gemacht worden! Immer mehr Reichsland hat man ihnen – früher sogar ganz freiwillig! – eingeräumt. Warum? Lediglich um durch

sie die Germanen zu verdrängen. – Das heißt doch, ein Rudel Wölfe zu den Schafen rufen, um durch sie den Adler fernzuhalten.«

Zweites Kapitel.

»Mir ist es immer noch unbegreiflich,« sprach Maximinus, »daß ich im Land der Hunnen reisen muß. Ich! ein ehrlicher, anständiger, keines Verbrechens schuldiger römischer Bürger!« »Ich aber,« lächelte sein Begleiter, »dürfte wohl noch mehr staunen über meines Vaters Sohn, daß er hier auf diesem windumfegten Hügel halten muß, statt daheim zu Byzanz behaglich im behaglichen Schreibgemach weiterzufeilen an der Darstellung seiner früheren Gesandtschaftsreisen. Statt dessen mache ich – sehr unfreiwillig! – eine neue! Und was für eine! Zu Attila! Mit dessen Namen die römischen Mütter ihre Kinder schweigen vom Tiber bis an den Bosphorus! Wer weiß, ob ich von dieser Fahrt jemals zurückkehre zu meinen Zetteln, Rollen und Tagebüchern: so sorgfältig, so säuberlich geordnet liegen sie in den Fächern des Büchersaales! Dieser Hunnenchan hat schon gar manchen Gesandten, der ihm gefiel, bei sich zurückgehalten, solange er lebte. – Oder gelegentlich auch wohl einen, der ihm nicht gefiel. Und dann lebte der meist nicht mehr gar lang'.« Halb lachend, halb verdrießlich, mit der Laune der Ergebung in das Schlimmste, schloß er, die feinen Lippen zusammendrückend.

»Vergieb mir, Freund Priscus,« erwiderte der Patricius. »Ich weiß wohl, ich bin daran schuld, falls es etwa nicht vollendet werden sollte, das Buch von den Gesandtschaften, das so hoch gewertet wird von allen Gebildeten in Byzanz ... –« – »So? Dann sind in ganz Byzanz nur siebzehn. Das heißt siebzehn, die so gebildet waren, daß sie das Buch nicht nur lobten, – auch kauften!« – »Sollte aber die zweite Hälfte des Werkes nicht zu Ende geschrieben werden, – sollte der redegewandteste Rhetor von Byzanz nicht mehr dort das sieghafte Wort führen in der Halle der Beredtsamkeit, – ich teile sein Los, lebend oder tot.« – »Wird letzteres Los nicht eben heiterer machen, Senator!« – »Sieh, als mir der Kaiser plötzlich die Gesandtschaftsreise anbefahl, mir – der ich sonst wahrlich nicht in Gnade stehe in dem goldbedachten Palast ... –« »Wie solltest du, Patricius? Bist ja beleidigend ehrlich! Weder bestechlich noch – was noch mehr begehrt wird! – bestechend. – Übrigens: hältst du diesen Auftrag, diese Sendung in das Lager des Steppenwolfs, etwa für ein Zeichen der Gnade?« – »Ich machte vor allem mein Testament! – Dann aber sagte ich zu mir selbst: »Freund Priscus muß mit.« Sonst sterbe ich vor Langeweile auf der langen Reise – und vor Ekel an der Gesellschaft meines Mitgesandten! Und vor Gefühl allgemeinen Elends, – vor Hilflosigkeit in dem mir völlig unbekanntem Wüstenland dieser Barbaren. Priscus aber, sprachenkundig, der gesuchte Begleiter aller Gesandten, kennt alle Länder: er kennt auch Hunnenland. Und Priscus hat ein Herz für seine sprachunkundigen Freunde und ...« »Dankbarkeit für den Retter seines Lebens, seiner Ehre!« rief der sonst so nüchterne, verstandeskühle Rhetor in warmer Empfindung und faßte des Senators Hand. »Als vor ein paar Jahren der Ausbund aller Nichtswürdigkeit –« – »Also Chrysaphios!« – »Weil er mich nicht bestechen konnte, der Eunuch, dem Kaiser vorzuspiegeln, auf meiner Gesandtschaftsreise zu den Persern hätt' ich mich überzeugt von der Trefflichkeit unseres Statthalters an der Grenze ...« – »Des Veters des Chrysaphios!« – »Ich hatte die Beweise des Gegenteils! – Nun, da klagte er mich an, ich sei von den Persern bestochen, um den ihnen so erfolgreich entgegenwirkenden Rektor der Grenzprovinz zu

entfernen. Schon war ich – gleich bei Beginn der Anklage – in den Kerker der Unsterblichen geworfen ... –« – »Weshalb nennst du dies Staatsgefängnis so?«

»Weil keiner als Sterblicher wieder herauszukommen pflegt. – Da hast du, dem allmächtigen Eunuchen trotzend, mit deinem ganzen Vermögen für mich Bürgschaft geleistet und so meine Freilassung durchgesetzt, auf daß ich, unter deinem Beistand, meine Unschuld beweisen konnte. Nie vergeß' ich dir's! Und hätte Attila wirklich den Wolfsrachen, von dem die Ammen zu Byzanz erzählen – für dich, o Maximinus, lege ich meinen Kopf zwischen seine Zähne. – Aber weshalb sie *dich* – gerade dich! – zu dieser Gesandtschaft ausgesucht haben, – das müssen wir noch aufspüren. Wie kam es doch?« – »Seltsam genug. – Ein paar Stunden nach Mitternacht war's. Da ward ich geweckt von den Sklaven: Vigilius wolle mich sofort sprechen. Ich fragte, ob sie oder er oder ich seien irrsinnig geworden? Denn ich verachte diesen Elenden wie keinen andern Menschen ... –« »Immer ausgenommen – Chrysaphios,« erinnerte der Rhetor. »Befehl des Kaisers,« antworteten sie, und alsbald stand der Verhaßte vor meinem Lager, hielt mir bei dem Schein der Ampel einen von des Eunuchen Hand geschriebenen, vom Kaiser unterzeichneten Brief vor, der uns gebot, am folgenden Tage – also heute schon! – aufzubrechen nach Pannonien, in das Hunnenreich, mit Vigilius und mit dem Gesandten Attilas als Überbringer der kaiserlichen Antwort.« »Diese ist schwer tragen: – viele Centner Schmach!« grollte der Rhetor. – »Die kaiserliche Purpurtinte des offen überbrachten Briefes war noch feucht. Nach Mitternacht, soeben erst, hatten sie also miteinander verhandelt: der Kaiser, Chrysaphios, Vigilius und befremdendermaßen! – noch einer.« »Nun?« forschte Priscus erstaunt. – »Ediko.« – »Der Gesandte Attilas! Woher weißt du ...?« – »Von Vigilius! Wenn ich nur wüßte, wodurch dieser Mensch – ohne jedes Verdienst – beim Kaiser, ja bei dem Eunuchen selbst, so hoch gestiegen?« – »Außer durch seine Verdienstlosigkeit durch Steigerung seiner einzigen Fertigkeit.« – »Was meinst du?« – »Er ward Dolmetsch, da er außer latein und griechisch gotisch und hunnisch verstand: er hat Begabung für Sprachen: doppelzünftig von Geburt hat er noch mehrere andere Zungen sich angeeignet, so daß er jetzt in etwa sechs Sprachen gleich schnell und ohne Anstoß lügen kann, aus eigenem Antrieb oder auf Eingebung des unheiligen Geistes Chrysaphios.« – »Also Vigilius verriet – halb wider Willen – Edikos Eingreifen. Als ich mich sträubte, als ich ihn zornig fragte, wie er es wagen könne, mich zu zwingen, ihn zu begleiten, da er doch meine Meinung von ihm kenne, da rief er achselzuckend: ›Meinst du, ich habe dich mir ausgesucht? Zu meinem Vergnügen? Ediko bestand darauf.‹ ›Er kennt mich gar nicht,‹ erwiderte ich. ›Wohl! Aber er verlangte, der ehrenwerteste aller Senatoren von Byzanz – (›oder doch,« fügte der Greis bescheiden bei, ›der dafür gilt!« –) ›müsse ihm folgen an seines Herrn Hoflager. Er habe sich erkundigt und übereinstimmend ...‹« »Nannten ihm alle,« fuhr Priscus fort, »als den ehrenwertesten: Maximinus.« – »›Sonst könne er‹ – und nun merk' auf, Freund! – ›die Gefahr, die Verantwortung nicht tragen.‹ – Verstehst du das?« Der Rhetor schüttelte nachdenklich den klugen Kopf. »Es wird eben gelogen sein von Vigilius,« meinte er dann. »So dachte natürlich auch ich und sagte das dem Gesandten, sobald ich ihn allein sprechen konnte: – er ist nicht Hunne, Germane ist er, und kein gewöhnlicher Mann! –« Priscus nickte beipflichtend: »aber undurchdringbar!« –

›››Vigilius hat – merkwürdigerweise! – diesmal nicht gelogen,‹ gab er mir zur Antwort. ›Attila *verlangt* einen Gesandten senatorischen Ranges‹ – Aber weshalb wähltest du

gerade mich, der ich allerdings für wahrhaftig gelte? ›Das wirst du erfahren – zu rechter Zeit‹ erwiderte der Germane.« »Jawohl: zu rechter Zeit!« wiederholte hinter den beiden Freunden eine tiefe Stimme. Überrascht wandten sich beide: Ediko stand hinter ihnen. »Bald werdet ihr es erfahren. Und dann auch den Grund begreifen. Bis dahin – seid vorsichtiger,« warnte er, »wenn ihr unbelauscht zu sprechen wünscht. Nicht mich fürchtet, aber ... andere.« Und schon schritt er den Hügelhang wieder, den Wagen entgegen, hinab: unten stand sein Roß und harrete des Herrn. Bald ritt er langsam an jener halboffenen Sänfte vorüber. »Ediko, Ediko!« rief es wieder im Flüsterton heraus. »Verwünschter Hüftenschmerz, der mich vom Sattel fern hält, in diesen Kasten zwingt. Ich muß doch mit dir besprechen – nur so viel – nur ein Wort.« »Schweig, Unbedachter,« antwortete der, ohne zu verweilen. »Die beiden sind ohnehin schon voll Argwohns. Willst du uns verderben? Und noch dazu – vor der That?«

Drittes Kapitel

Schon begannen allmählich die Dämmerungen des langen Sommertages: man war noch an der für das Nachtlager ausersehenen Stelle, einer Furt durch die Dricca – ein Nebenflüßlein der Theiß – nicht angelangt, als von den Reitern, welche die linke, die westliche Flanke des Zuges, oft in weitem Bogen, umschwärmten, wiederholt einzelne pfeilschnell herangeflogen kamen und Ediko kurze Meldungen brachten: sie wiesen dabei lebhaft mit ihren langen Lanzen oder mit der kurzstieligen, mehrsträngigen, mörderischen Geißel aus härtestem Büffelleder – der eigentlichen Hauptwaffe der Hunnen neben Bogen und Pfeil – in der Richtung der sinkenden Sonne, deren vom Dunst der Steppe unschön in die Breite gedrücktes Bild – verzerrt wie in einem Hohlspiegel – hinter gelbgrauen Wolken unterging, blutrot, ohne Strahlen, ohne Glanz. Ruhig blickte Ediko den mit seinen Befehlen wieder davon Sprengenden nach.

Ein noch sehr jugendlicher Römer trieb das Pferd heran: »Ediko, Herr,« – hob er schüchtern an – »mein Vater – Vigilius – schickt mich: er ist in Sorge – wegen jener Meldungen. Einer der Goten, welche die Wagen bewachen, sagte, man könne dort im Westen deutlich von den höher ziehenden Wolken des Abendhimmels niedrige schwere Staubwolken unterscheiden. Das rühre von einem Reiterzug her. Der Vater fürchtet ... – es werden doch nicht Räuber sein?« – »Im Reiche Attilas? Nein, Knabe. Beruhige den Tapfern! Hast du nicht, sobald wir eure Grenze überschritten, entlang der Straße hier und dort – nicht gar zu selten! – an den Bäumen Knochengeringe angenagelt gesehen oder noch modernde Leichen?« Der Jüngling nickte mit Schaudern: »Ja! Eine fürchterliche Verzierung seiner Heerstraßen liebt Euer Herr. Ganze Schwärme von Raben scheucht man davon auf im Vorbeireiten. Dort, hinter jener Krümmung des Weges, hingen drei beisammen. Römer nach Gesicht und Tracht.« – »Jawohl! Das waren zwei Räuber und ein römischer Kundschafter. Mein Herr weiß sie nach Verdienst zu bereichern und nach Wunsch zu unterrichten! Noch in der Stunde der That waren sie ergriffen, angeklagt, überführt, verurteilt und hingerichtet.« »Eure Rechtspflege ist blutig,« sprach der Jüngling.

»Aber rasch und gerecht,« schloß Ediko. »Du wirst das noch erfahren, Knabe.« – »Aber – wenn nicht Räuber, was sind es für Leute?« – »Der Abend wird es lehren.« Und er lehrte es.

Denn kaum hatte Ediko mit seinem Zuge die Wiese neben der Furt erreicht, wo die Pferde außer Wasser reichlich frisches Futter fanden, als von dem einstweilen deutlich sichtbar gewordenen Zuge, der von Westen her offenbar die Straße nach Norden suchte, die ersten Berittenen bereits eintrafen. Zuerst ebenfalls rasche hunnische Reiter, dann ebenfalls vornehme Römer: und es folgten ihnen ebenfalls, obzwar in minderer Zahl, schwer beladene Wagen.

Maximin und Priscus ritten den Ankömmlingen langsam entgegen. »Comes Romulus!« rief Maximin, aus dem Sattel springend. »Freund Primutus!« staunte Priscus, seinem Beispiel folgend. Auch die beiden so Angerufenen – in reicher römischer Tracht – stiegen nun von den Pferden: die vier Männer schüttelten sich die Hände. »Ich dachte dich in Ravenna, Romulus,« sprach Maximin. »Und ich dich,

Primutus, in deinem Birunum,« sprach Priscus. »Was hat der Präfekt von Noricum hier zu thun?«

»Und ich glaubte euch beide in Byzanz,« erwiderte der Comes Romulus, der wenig jünger schien als Maximin. »Und nun treffen wir uns hier,« seufzte der Präfekt von Noricum, eine männliche Kriegergestalt, »auf der hunnischen Steppe.« »Freude ist es sonst, alte Freunde wiederzusehen ...« klagte Maximin. »Und römische Senatoren!« meinte Romulus. »Aber unser Wiedersehen ...« fiel Priscus ein. »Ist *keine* Freude!« schloß der Präfekt. – »Es ist Schmerz!« – »Denn wir treffen uns, ahn' ich, in gleicher Sendung ...« – »Und in gleicher Schmach.« »Ihr seid von Kaiser Theodofius zu Attila geschickt ...« riet Primutus. »Um Frieden zu bitten!« erwiderte Maximin. »Und ihr von Kaiser Valentinian – –?« – »Um alle Forderungen ...« »Zu bewilligen!« – ergänzte Priscus. »Jeden Betrag von Tribut bezahlen...« klagte der Präfekt. – »Den der Barbar begehrt ...! Dort in jenen Wagen ...« – »Schleppt ihr den des abgelaufenen Jahres nach!« – »Frieden um jeden Preis sollt ihr schließen? Nicht?« fragte der Rhetor. »Ja, auch um den der Ehre,« grollte Primutus, an das Schwert greifend. »Die ist schon lange nicht mehr hinzugeben,« zürnte Priscus. »O Maximin, Enkel der Antonine!« klagte der Comes. »Ach Romulus, Besieger der Vandalen!« rief der Patricius ...

»Und wir treffen uns hier auf dem Wege, den Hunnenhäuptling anzuflehen!« sprach der Präfekt. »Den barbarischesten aller Barbaren!« schloß Priscus. »Ich habe noch besondern Auftrag,« begann grimmig Maximinus aufs neue. »Ich auch,« rief Romulus. »Geheimen!« lachte Priscus. »Ganz geheimen!« ergänzte Primutus. »Falls ich den Hunnen durch alles Gold und alle Demütigung nicht davon abhalten kann, das gefürchtete Schwert wieder zu ziehen, soll ich ihm vorstellen ...« »Doch nicht,« forschte der Comes, »daß West-Rom leichter zu bekriegen und zu berauben sei, als Byzanz?« »Das ist unser wichtigster Auftrag,« bestätigte der Rhetor. »Spart euch die Mühe,« rief der Präfekt in hellem Zorn. »Denn wir haben Attila zu beweisen, daß ihr in Byzanz noch viel wehrloser und ohnmächtiger und dabei reicher seid als wir in Ravenna!« »O der Schmach,« jammerte der Patricius. »O des Elends,« klagte laut der Comes.

Maximin preßte die geballte Faust vor die Stirn, Romulus drückte die Hand auf das Herz, der Präfekt schüttelte grimmig das Haupt, während der Rhetor in verhaltenem Weh leise stöhnte. Sie waren in diesem traurigen Gespräch einstweilen bis an die Wagen der Byzantiner gelangt: ihr Jammer drückte sich deutlich in ihren Mienen, in ihren Gebärden aus. Verdeckt von einem der mächtigen Wagen sah ihnen zu eine hochragende Gestalt. Der Mann nickte leise mit dem behelmteten Haupt. »Drückt euch die Schmach zu Boden, Römer?« flüsterte er in gotischer Sprache. »Habt's voll verdient – lange, lange. – Wartet nur! Es kommt noch besser!«

Viertes Kapitel.

Etwa zwei Stunden später saßen die vier römischen Freunde in einem der mitgeführten, rasch aufzuschlagenden Reisezelte, ziemlich behaglich untergebracht. Der Rasenboden war mit kostbaren Teppichen hoch belegt; von der Spitze des dreieckigen Lederzeltes hing eine Ampel herab, die ein sanftes Licht verbreitete; die aufwartenden Sklaven, welche die Abendmahlzeit aufgetragen hatten, waren entfernt worden; den Weinkrug, den Mischkrug voll Wasser und vier Becher reichten sich die Genossen selbst, auf weichen Polstern gelagert. Ediko hatte angefragt, ob sie mit allem Erforderlichen versehen seien, und sich dann höflich von ihnen verabschiedet. Bigilius lag in einem andern Zelt leidend an Hüftweh; das und auch wohl die Kenntnis ihrer Abneigung mochte ihn von den andern fernhalten; der Sohn pflegte sein.

Die Gesandten von West-Rom gaben kurz Bericht von ihrer Reise. »Von uns,« meinte der Präfekt, »ist nicht viel zu erzählen. Ging doch unser Weg fast immer durch römisches Gebiet, auf der alten Heerstraße unserer Legionen. Noch nicht gar lang ist's her, daß wir in Attilas Gebiet eingeritten. Aber gleich nachdem wir die Grenze überschritten, hatten wir ein kleines Abenteuer.« »Ein starker Schwarm von Hunnen,« fuhr der Comes fort, »sprengte uns entgegen, befahl, unter drohenden Gebärden, mit wildem Schwingen der Waffen, Halt zu machen.« – »Alsbald ritt der Führer des Geschwaders auf uns beide zu, mit dem nackten Schwert vor unsern Augen fuchtelnd. »Attila zürnt,« schrie er uns auf lateinisch an. »Er spricht durch seines Knechtes Mund: er will keine Gesandten Valentinians mehr sehen. Dagegen die Geschenke, die Schätze, die ihr mitgebracht, sollt ihr herausgeben. Her damit! Oder – ich haue euch nieder auf dem Fleck.« Und er zückte die Klinge.« »Ohne mit der Wimper zu zucken,« rühmte Romulus, »sah ihm der Präfekt in das Auge und sprach: »Diese Geschenke erhält Attila nur aus meiner Hand als Geschenke – aus deiner bloß als Raub; nun thue, wie du willst, Barbar.« »Gut, Römer!« rief dieser, die Waffe senkend. »Du hast die Probe wacker bestanden. Ich melde es dem Herrn.« Und gleich darauf sah man ihn schon wieder auf dem flinken Pferde davonjagen – gen Osten. Alsbald stießen wir dann auf andere Hunnen, die den Auftrag erhalten hatten, uns zu Attila zu geleiten. Das ist alles, was wir zu berichten haben.« – »Ihr aber –, bei euch ist es anders. Ihr reiset schon lange durch das Hunnenreich. Erzähle, Rhetor. – Aber vorher mische, bitte, nochmal – hier mein Becher. – Wie ist es euch ergangen?«

»Sehr wechselvoll,« erwiderte Priscus, gab dem Freunde den Pokal gefüllt zurück und hob an: »Wir erreichten in zwanzig Tagen erst Sardica, das doch nur dreizehn Tagereisen von Byzanz entfernt ist: – so schwer wiegen das Gold und die Schande, die wir in zehn Lastwagen den Hunnen zuführen.« »Dort in Sardica,« fuhr Maximinus fort, – »die Hunnen haben's halb verbrannt – luden wir Ediko und unsere andern Begleiter zu Gast zum Abendschmaus.« »Aber ach,« klagte der Rhetor, »die Rinder und Hammel, die wir unsern Gästen vorsetzten, mußten wir uns erst von ihnen schenken lassen. Nur die Bereitung übernahmen unsere Köche.« – »Es gab Streit beim Mahle. Vigilius – er hatte wohl zuviel von meinem alten Lucaner Wein getrunken –« »Oder es war Verstellung!« meinte Priscus, – »Pries Theodosius als einen Gott, gegenüber Attila, der doch nur ein Mensch sei.« – »Das Ende war, daß Maximin die gereizten Hunnen – nicht

Ediko, der schwieg! – besänftigen mußte durch Geschenke von serischen Gewändern und indischen Edelsteinen. Der Gott Theodosius kostet dich, o Patricius, viel, mehr als er wert ist.« – »Dann kamen wir nach Naissus.« »Das heißt: an die Stelle,« verbesserte der Rhetor, »wo ehemals Naissus stand. Die Hunnen haben's der Erde gleich gemacht.« – »Der Ort war leer. In den Trümmern der Basiliken kauerten ein paar Wunde und Kranke, die Heiligen um Brot und Rettung anrufend oder um den Tod, was – dem Erfolge nach – das leichtere Mirakel schien; denn gar manche Leichen lagen umher.« – »Wir Unheiligen verteilten unsere letzten Vorräte von Brot unter diese Verzweifelnden.« – »Und reisten weiter.« – »Durch verödet Land!« – »Wir lenkten von der Heerstraße ab.« – »Denn hier war nicht zu atmen!« »Weshalb?« fragte der Comes.

»Wegen der Leichen.« – »Wegen der vielen Tausend unbestattet faulenden Leichen!« – »Der im Gefecht oder auf der Flucht von den Hunnen Erschlagenen!«

»Aus den Bergen von Naissus kamen wir so, auf Umwegen, an die Donau.« – »Die Hunnen trieben Einwohner auf, die uns auf Einbäumen über den Strom setzten.« – »Mir fiel die große, unzählbare Menge dieser barbarischen Fahrzeuge auf... –« – »Um unsere breiten Schatzwagen überzuführen, wurden drei oder vier nebeneinander gebunden.« – »Auf unsere Fragen, weshalb eine solche Masse von Kähnen hier versammelt liege, erwiderten die Hunnen, Attila gedenke nächstens hier eine große Jagd abzuhalten.« »Ich ahne!« meinte der Präfekt. »Und das Wild ... –« – »Sind wir Römer.«

»Wir reisten nun auf dem linken Donau-Ufer etwa siebenzig Stadien weiter. Da wollten wir eines Abends unsere Zelte auf einem Hügel errichten.« – »Wir hatten uns schon für die Nacht auf der Anhöhe eingerichtet, deren Krone allein trockne Lagerstätten bot – unten, gegen den Fluß hin, war der Boden sumpfig... –« – »Bereits waren die mitgeführten Zelte aufgeschlagen, die Pferde von den Wagen gespannt und die Feuer für die Bereitung des Nachtmahls angezündet... –«

»Da sprengten hunnische Reiter heran – Ediko war auf einen Tag vorausgereist behufs einer uns nicht mitgeteilten Besorgung – und zwangen uns, mit zornigen Scheltworten, wieder aufzubrechen und am Fuße des Hügels Lager zu schlagen...« »Warum?« forschte Romulus. »Sie schrieten: ›Attila selbst habe unten im Thale gelagert...‹ – freilich schon vor vielen Nächten, flußabwärts – ›aber es sei ungeziemend, ...‹ »Was denn?« zürnte der Präfekt.

»Daß jetzt unsere Füße ständen über dem Ort, wo des Allherrschers Haupt geruht hatte. Und wirklich: all unser Sträuben blieb vergeblich.« – »Wir mußten nochmals aufbrechen und die gute Lagerstätte vertauschen mit einer recht schlechten.« – »Doch hatte Attila uns zur Speisung Flußfische, frisch gefangene, und mehrere Rinder gesandt.«

Fünftes Kapitel.

»Der Übermut dieser Kuhdiebe,« grollte der Rhetor, »ist unsagbar und untragbar! Vor einigen Jahren begleitete ich eine ähnliche Jammer-Gesandtschaft aus Byzanz zu den Hunnen. Bald hinter Margus stießen wir auf die uns entgegengeschickten Gesandten Attilas. Diese schmutzstarrenden Kerle weigerten sich, uns zu begrüßen und in den Zelten mit uns zu verhandeln. »Nur sechsfüßig verhandelt der Hunne,« ließen sie uns sagen. »Wir verstanden es nicht, das kentaurenhaft gedachte Rätsel, bis wir es *sahen*. Sie stiegen nicht ab. Um keinen Preis! Sie verlangten, nur zu Roß – vom Sattel! – mit uns zu beraten! Unmöglich konnten wir doch stehend, zu Fuß, zu den andern demütig emporblickend, verhandeln. So blieb uns nichts übrig – da jene, auf alle Vorstellungen keine Miene verziehend, ruhig sitzen blieben – als wieder aufzusteigen: und so berieten denn mit den Hunnen kaiserliche Gesandte, römische Männer, Konsularen, zu Pferd, als ob sie lediglich einer andern Horde dieses Gesindels angehörten!

Das Ergebnis war so demütigend wie die Form: wir versprachen Auslieferung aller zu uns Geflüchteten – darunter waren zwei Königssöhne eines Attila feindlichen Geschlechts, Attaca und Mamo, – – sofort ließen seine Boten sie kreuzigen vor unsern Augen! – wir versprachen, mit keiner Attila feindlichen Völkerschaft Verträge zu schließen, wir versprachen eine Jahresschatzung – vom Römerkaiser an den Hunnenhäuptling! – von siebenhundert Pfund Goldes statt der bisherigen dreihundertfünfzig. Sie verlangten, daß wir bei dem Leben des Kaisers, auf das Kreuz und die Evangelien, diese Verträge beschworen, während sie ein Pferd schlachteten, ihm den Bauch aufschlitzten, die nackten Arme bis an die Ellbogen in dessen Eingeweide tauchten und dann die roten, dampfenden Hände zum Eide in die Luft reckten, bis das Blut daran getrocknet war.«

»Mit solch wölfischem Getier müssen wir uns schlagen und vertragen!« zürnte der Präfekt. »Nun erzähle aber weiter, Patricius, von dieser deiner gegenwärtigen Reise,« mahnte Romulus. »Wie über die Donau,« fuhr Maximinus fort, »kamen wir auch über den Tigas und Tiphisas: auf Einbäumen, welche die Hunnen dann auf Wagen laden – oder auch auf mehrere zusammengekoppelte Gäule – und sie so über Land fortschleppen, bis sie derselben an einem Wasser wieder bedürfen.« »Auf Befehl unserer hunnischen Begleiter,« ergänzte Priscus, »die überallhin ihre windschnellen Reiter entsendeten, mußten uns die Leute aus weitentlegenen Dörfern und Einödhöfen Lebensmittel bringen. Die armen Bauern haben statt Weizen oder Korn hier nur noch Hirse, statt Weines nur Met, aus dem Honig der Wildbienen bereitet, und ein seltsam schäumend Getränk, das sie aus halbfauler Gerste gären lassen und ›Camus‹ nennen.«

»Die nächste Nacht erging es uns schlimm. Wir lagerten nach langer Tagereise in der Nähe eines Weihers, der den Rossen und uns Wasser geben sollte. Aber kaum hatten wir die Zelte aufgeschlagen, als ein schweres Unwetter losbrach unter Blitz und Donner und Platzregen und einem wütenden Wirbelwind. Der hob unser Zelt auf und all' unser darum her ausgepacktes Gerät, trug es in die Lüfte und warf es in den Weiher. Entsetzt stoben wir auseinander und gerieten in der Finsternis, vom Regen durchnäßt, vom Winde gepeitscht, in die sumpfigen Ufer des Weihers. Auf unser Geschrei liefen die

Fischer und Bauern der nächsten Hütten zusammen, und da gerade der Regen nachließ, konnten sie die langen, markigen Schilfrohre, die ihnen als Fackeln dienen, endlich entzünden, in Brand erhalten und bei deren Schein uns auch einen Teil unseres vom Sturm vertragenen Gepäcks aus dem Morast herausholen in ihre elenden Lehmhütten, in welchen – statt des ringsum fehlenden Holzes – das trockne Schilf auch zur Feuerung dienen mußte.«

»Am Tage darauf dagegen,« fuhr Priscus fort, »sollten wir desto bessere Unterkunft finden. Wir erreichten ein Dorf, welches der Witwe Bledas gehört.« – »Wer ist das?« – »Bleda war Attilas früh verstorbener Bruder und Mitherrscher.« – »Dieselbe blieb für uns unnahbar: Attila hat verboten, daß sie mit einem Manne spreche.« »Er wird wohl wissen, weshalb!« meinte Priscus trocken. »Aber sie lud uns in eins ihrer Häuser, schickte uns reichliche und gute Nahrung und – nach Sitte hunnischer Gastfreundschaft – schöne Sklavinnen.« – »Wir nahmen die Speisen gern an, lehnten die lebendigen Geschenke dankend ab und schickten der Fürstin als Gegengabe drei silberne Schalen, rote Woldecken, indischen Pfeffer, Datteln, byzantinisch Backwerk und andre Leckerbissen, daran Frauen gern naschen, wünschten ihr des Himmels Segen für ihre Wirtlichkeit und zogen weiter. Einmal mußten wir die gute und nächste Heerstraße räumen und in einen elenden, pfützenreichen Heideweg einlenken, nur weil jene benutzt ward durch Gesandte eines unterworfenen Volkes. – Ich glaube, Gepiden heißen sie und sind Germanen.« »Jawohl, von der großen Gruppe der Goten,« erklärte Priscus. »Als wir Einspruch erhoben, meinten die Hunnen achselzuckend: ›Unterwirft sich euer Kaiser, dann mögen seine Boten auch Ehre gewinnen!‹ Das war vor sieben Tagen. Seitdem ist uns nichts Erwähnenswertes mehr begegnet.«

»Und was führt euch aus Ravenna und dem Westreiche zu Attila?« forschte der Patricius.

»Das alte Elend!« erwiderte Romulus. »In stets wechselnder Gestalt! Er kennt unsre Schwäche, und er kennt seine Kraft. Er wird nicht müde, seine Kraft gegen unsre Schwäche zu mißbrauchen, uns auszusaugen, zu demütigen, zu quälen.« »Keinen Anlaß,« fuhr der Präfekt von Noricum fort, »läßt er sich entgehen. Keiner ist ihm zu gering!« – »Diesmal sind es ein paar elende Schalen, um derentwillen zwei vornehme Römer, ein Comes und der Präfekt von Noricum, sich in diese Steppen und in diese Schmach begeben müssen.« – »Ein Römer, Constantius, Unterthan Attilas, hat während der Belagerung von Sirmium durch die Hunnen von dem Bischof der Stadt goldnes Kirchengesetz empfangen, den Bischof und andre Bürger, wenn die Stadt fiel, aus der Gefangenschaft loszukaufen.« – »Die Stadt fiel. Der Römer aber brach sein Versprechen, ging mit den Schalen nach Rom und verpfändete sie dort an den reichen Wechsler Sylvanus.« – »Allzu kühn kehrte Constantius zu Attila zurück. Der erfuhr seine Schliche, schlug ihn ans Kreuz und fordert nun ... –« – »Die Auslieferung des Sylvanus, der jene zur Beute von Sirmium gehörigen Schalen gestohlen oder doch ihm vorenthalten habe.«

»Wie können wir den Mann ausliefern, der ohne jede Schuld?« – »Doch Attila droht mit Krieg, wenn wir uns weigern.« »Er könnte ebensogut mit Krieg drohen, weil der Kaiser eine ihm mißfallende Nase hat,« meinte Priscus.

»Und wir müssen nun den Barbaren bitten und durch Demut besänftigen und durch Geschenke bestechen, bis er uns jene Schmach erläßt.« »So wollen wir denn,« seufzte

Maximin – »nicht viel anders lautet unser Auftrag – gemeinsam diesen Weg der Schande ziehen.« – »Ja! Aber Genossen *dieses* Unheils zu haben, ist, trotz dem Wort des Dichters, *kein* Trost!« – »Ravenna und Byzanz in gleiche Schmach getaucht!« »Die Ampel ist am Erlöschen! Suchen wir den Schlaf,« mahnte Priscus, »das Vergessen und die Größe Roms – im Traum.«

Sechstes Kapitel.

Nach drei Tagereisen erreichten die beiden nun vereinigten Gesandtschaften die Wohnstätten oder das Hauptlager Attilas, die von den Hunnen als herrlicher denn alle Häuser der Erde gepriesen wurden.

Die ausgedehnte Niederlassung, bestehend aus zahlreichen Holzhäusern sehr verschiedenen Umfangs, überschritt das Maß eines Dorfes: einer Stadt war sie vergleichbar, nur daß die Umwallung fehlte. Diese Holzhäuser mit ihren flachen Dächern und vorspringenden Umgängen der obersten beiden Stockwerke standen so weit auseinander, daß auch ein auf Tod und Leben gewagter Sprung einen Mann von dem einen kaum jemals zu dem andern hätte tragen können.

Von weitem schon war unter den vielen Zelten und Holzhütten das Wohnhaus Attilas erkennbar: denn wie ein Bienenkorb wurde dasselbe rings im Kreise umwagt, umschwärmt, umbraust von unzähligen Hunnen zu Pferd und zu Fuß: das Haus ihres Allherrschers auch nur von außen zu schauen, war ihnen Wonne!

Nachdem Ediko den Fremden durch die unstedt durcheinander Wogenden den Weg gebahnt, trafen sie auf den ersten ›Ring der Wachen‹: denn in elf immer engeren aufeinander folgenden Kreisen war das ebenfalls kreisförmige Gebäude von vielen Hunderten von hunnischen, germanischen, sarmatischen Kriegerern umgürtet. Sie standen so dicht nebeneinander, daß sie sich mit den ausgestreckten Speeren berühren konnten: nicht ein Wiesel mochte unvermerkt zwischen ihnen durchhuschen. Das Haus war aus Holz und Brettern gebaut, die, wunderbar fein geglättet, hell erglänzten: es war umhegt von mannshohen Kreisen, ebenfalls aus ganz geglättetem Plankenh Holz, nicht zum Schutz, zur Zierde. Oberhalb der Eingangsthüre flatterten bunte, gelbe Fähnlein; auch dieser Ring, der letzte, war ganz von Wachen besetzt.

Im Westen und im Osten des Hauses stiegen zierlich geschnittene Holztürme mit mehreren Stockwerken in die Höhe. Das glänzend weiße Birkenholz stach in dem grellen Sonnenscheine der Steppe blendend ab gegen die bunte Bemalung mit Hellrot und Hellblau, welche, in streng durchgeführter Regelmäßigkeit barbarischer und phantastischer Linien, oft ins Fratzenhafte verzerrte Bilder von Menschen, Rossen, Wölfen, Drachen, Schlangen wiederholten. Der ganze weite Bau war umgeben von halboffenen Säulengängen, nur daß, statt runder Steinsäulen, das Dach trugen viereckige Holzpfeiler, sorgfältig behauen, fein geglättet, mit dem Schabeisen geschabt und mit bunten Farben reich, nicht ohne einen gewissen naiven Geschmack, bemalt.

Das nächste Haus war das Chelchals, des greisen Vertrauten Attilas, der den Vielgetreuen vom Vater überkommen hatte. Nach dem des Herrschers erschien es als das reichste, jedoch ohne den Schmuck und die Ehrung durch jene Seitentürme; auch dies war lediglich Holzbau: die Gegend – Wiese, Heide und Steppe ringsum – gewährte weder Baum noch Stein: alles Holz mußte von weither geführt werden. Das einzige Steinhaus in der ganzen Siedelung war ein großes Bad, das der Allherrscher auf Wunsch einer seiner ungezählten Frauen – einer schönen Römerin aus Arles – sich hier von einem in Sirmium gefangenen griechischen Baumeister nach griechischem Vorbild

aus rotem Marmor hatte ausführen lassen: jahrelang waren von tausenden von Sklaven die Steinblöcke dazu herangeschleppt worden.

Nahe der Gasthalle und dem damit zusammengebauten Schlafhaus Attilas lagen zahlreiche andre Gebäude, die Wohnräume seiner Frauen, gezimmert aus geschnitzten und zierlich zusammengefügtten Brettern oder auch aus aufrecht stehenden viereckigen, sorgfältig behauenen Pfeilern, die untereinander durch eine Reihe zierlich geschwungener Halbkreisbogen aus buntbemaltem Lattenwerk verbunden waren. Die einzelnen Pfeiler waren geschmückt mit etwa handbreiten Holzringen wechselnder Farbe, die von unten auf, sich verjüngend, bis zu den Spitzen emporstiegen, dazwischen stets wieder in handbreiten Abständen die weiße Farbe des rohen Balkenholzes dem Blicke freigebend. So meisterhaft waren dabei an allen diesen Holzbauten Brett an Brett, ganz glatt geschabt, gefügt, daß man auch bei schärfstem Augenmerk nur mit Anstrengung die Fuge, die Stelle des Zusammenschlusses, zu entdecken vermochte. –

Die Gesandten hatten gehofft, noch an dem Tag ihres Eintreffens – sie waren zu früher Morgenstunde angelangt – vorgelassen zu werden. – Aber sie erhielten den Bescheid, Attila sei soeben aus dem Lager geritten, in den Donausümpfen Wisent und Ur zu jagen. Wohl war ihm die bevorstehende Ankunft der Gesandten angesagt worden, aber er hatte, auf das ungesattelte Pferd sich schwingend, nur erwidert: »Die Kaiser können warten, meine Jagdlaune nicht.«

Erstes Kapitel.

Während dieser Vorgänge in dem Hunnenlager bewegte sich gegen dasselbe hin ein kleiner Zug von Westen, von dem Lande der Rugier her durch die weiten Wälder, die diese Donaugebiete zum Teil seit unvordenklicher Zeit, niemals gelichtet, bedeckt, zum Teil seit dem Verfall der Römermacht in den letzten drei bis vier Menschenaltern auf bereits urbar gemachtem Boden wieder überkleidet hatten mit aller Üppigkeit der Wildnis.

Die Reisenden, zehn Männer und zwei Frauen, waren sämtlich beritten: Wagen, deren sich Weiber wohl bedienten, wenn sie etwa zu den großen Opferfesten reisten, hätten die dichten Wälder nicht durchdringen können, so schmal waren die Wege, welche auf lange Strecken durch diese Wirrnisse von Gestrüpp, Gebüsch und Bäumen führten.

Behutsam mußte geritten werden: gar leicht stolperten die Pferde über die Knorrwurzeln, die, wie braune Schlangen, oft die Pfade quer überzogen, zumal die hohen, häufig oben ineinander greifenden Wipfel der Eichen, Buchen und Tannen auch in den Tagesstunden ein dunkelgrünes Dämmern tief schattend über die Pfade breiteten. Die Nächte verbrachten die beiden Frauen in einem auf einem Troßpferd mitgeführten Zelt aus starkem Segeltuch auf weichen Decken; die Männer schliefen im Freien unter ihren Mänteln, aber einige von ihnen hielten abwechselnd Wache; die Pferde waren an den Fesseln der Vorderfüße mittels langer Lederriemen an die Fußenden von Bäumen gebunden: so konnten sie nicht entlaufen und doch ungehindert das duftende, hohe Waldgras weiden.

Das Frühmahl eines der Reisetage war soeben gehalten: vor dem aufgeschlagenen Zelte verglimmten die letzten Brände des Feuers, an dem aus mitgeführten Vorräten und aus der gestrigen Jagdbeute der Morgenimbiß war bereitet worden; in dem halb geöffneten Zelt packte eine Magd die Decken zusammen, während die beiden Führer des Zuges und eine wunderherrliche Jungfrau neben dem Feuer ruhten; der ältere der beiden Männer blickte gar ernst in die allmählich erlöschende Glut. –

Das schöne Mädchen bemerkte den trüben Ausdruck seiner Züge: es strich zärtlich mit der weißen, vollen, aber schmal zulaufenden Hand über die Stirne des Alten. »Mein Vater,« sprach sie, »was so Schweres, Trauriges sinnest du? Könnst' ich doch, wie die Falten auf deiner Stirne, die Sorgen hinwegstreichen von deiner Seele.« »Ja, König Wisigast,« rief der Jüngling an ihrer Seite, »was sorgest du? Um was? Oder, um wen?« – »Um das Kommende! – Und nicht am wenigsten wahrlich: um euch beide!«

Daghar hob das lockige Haupt: »Ich fürchte nichts und niemand: auch nicht – ihn!« Mit stolzer Freude ließ Ildicho die leuchtenden Augen ruhen auf seinem schönen Antlitz; »Vater, er hat recht,« sprach sie dann ruhig; »keine Hand, auch die des Hunnen nicht, reißt uns aus der Brust unser Lieben und unsres Wesens Eigenart: ohnmächtig ist er gegen Liebe und Treue.«

Aber der König schüttelte das graue Haupt. »Es ist doch befremdend, unheimlich ist es! Woher weiß er ..., woher hat er so rasch von eurem Verlöbniß erfahren? Kaum war

sie in meiner eignen Halle bekannt geworden, gleich darauf sprengte schon sein Bote in den Hof, der in Erinnerung brachte ein altes Gebot, – schon Mundzuck hatte es ausgehen lassen, es war aber durchaus nicht immer eingehalten worden! – wonach keiner der den Hunnen unterworfenen Könige Sohn oder Tochter verloben dürfe, bis er nicht das Paar vor den Herrscher gestellt und dessen Genehmigung erlangt habe. Da blieb nichts übrig als Gehorsam oder – für euch beide! schnelle Flucht.«

»Oder offner Trotz!« rief Daghar. »Ich fliehe nicht, auch nicht vor Attila! O wärest du meinem Rate, meinem Zorne gefolgt! Losschlagen! Sofort!« – »Zu früh, mein Sohn, zu früh! Noch sind die andern nicht bereit. – So machte ich mich denn auf den Weg mit euch nach seinem Hoflager – schweren Herzens! Was der Schreckliche sinnt, wie er entscheiden wird, – wer kann es wissen? Woher kann er es so früh erfahren haben?«

Ildicho wandte das schöne Haupt ab, sie errötete; der Vater bemerkte es. »Ellak!« rief er. »Er hat sein Auge auf dich geworfen! Er will sich wohl von seinem Vater deine Hand ...« »Er soll es versuchen,« sprach Daghar grimmig, kaum die Lippen öffnend; er ballte die Faust um den Schwertgriff. Jedoch die Jungfrau entgegnete: »Nein. Das glaub' ich nicht von diesem – seltsamen – Hunnensproß. Auch kennt er meines Wesens feste Kraft. Er weiß, daß ich Daghar liebe, und er weiß, daß Ildicho niemals ihn ...«

Der König zuckte die Achseln: »Ich und Daghar und viel Mächtigere als wir beide können dich nicht schützen gegen Attilas Gewalt. Wenn er nun gebeut – du bist, wir sind in seinem Lager wehrlos in seine Hand gegeben! – wenn er dir nun gebeut, Ellaks Weib zu werden, – was kannst du andres thun als ...« »Sterben kann ich!« rief die Jungfrau und griff nach des Geliebten Hand, der finster vor sich hin gestarrt hatte. »Nein, Daghar, Sorge nicht! Dein werde ich oder des Todes! Und wehe dem, der nach mir greift.«

Zweites Kapitel.

Da ertönte in der Ferne, im Osten des Waldes, ein lauter, schriller Ruf des Hifthorns: einer der auf Wache stehenden Krieger hatte das Warnzeichen gegeben: sofort sprangen alle Lagernden vom Boden auf, die Männer griffen zu den stets bereitliegenden Waffen und blickten gespannt aus gen Osten.

Aber jetzt erscholl ein zweiter Hornstoß, gedämpft, beschwichtigend: und schon ward von zweien der Rugen ein einzelner Reiter auf das Zelt zugeführt, der alsbald vom Pferde sprang und nun langsam heranschritt; er neigte sich tief vor der Königstochter und bot den beiden Fürsten die linke Hand.

»Ellak!« sprach Wisigast, ihn mit mißtrauischem Blicke messend und nur zögernd die Hand des Ankömmlings ergreifend. »Ihr? Was führt Euch hierher?«

»Die Sorge um Euer Wohl. Mein Vater zürnt. Die eigenmächtige Verlobung ... –« – »Er erfuhr sie sehr schnell!« »Ja, vor mir,« erwiderte Ellak. »Ich – ich hatte nur erraten – dort an dem Steine Friggas ... Daß jedoch der König der Rugen so rasch, so unvorsichtig – gegen das Gebot! – sie auch *verloben* werde, das hatte ich nicht gedacht. Aber schon gleich wie ich von dem Waldquell in das Hoflager des Herrschers zurückkehrte, rief er mir entgegen – ich hatte gar oft seinen Argwohn gegen germanische Fürsten –«

»Sag' es nur,« unterbrach Daghar: »gegen König Wisigast und mich,« – »Auch gegen euch! – zu zerstreuen mich bemüht. Jetzt aber rief er mir zu: ›Da siehst du die Treue, den Gehorsam deiner – halbschlächtigen! – Stammesgenossen! König Wisigast hat sein Kind dem Skirenfürsten verlobt, ohne mich zu fragen. Gegen das Gesetz!‹ ›Woher weißt du?‹ forschte ich erschrocken. ›Gleichviel,‹ erwiderte er. ›Das kümmert dich nicht. In nächt'ger Stunde ward mir's offenbar. In Ketten laß' ich sie herbeischaffen, alle drei!« Daghar wollte trotzig einfallen, aber Wisigast winkte ihm, zu schweigen. »Ich besänftigte ihn. Ich beschwor ihn, noch nicht zur Gewalt zu greifen. Ich verbürgte mich für euren Gehorsam, daß ihr, geladen, willig in das Lager kommen würdet. – Er maß mich dabei mit forschenden Blicken. Dann sprach er mit einem seltsamen Zucken über seine Mienen hin – wie Wetterleuchten – das ich mir nicht erklären konnte und noch nicht verstehe: ›Wohl, es sei! Ich will sie in Güte laden. Du hast recht: es ist klüger so. Du weißt freilich nicht,‹ schloß er, › *weshalb* es klüger ist; er lächelte dabei: aber es war sein böses Lächeln, das drohender ist als sein lautes Zornwort: – und deshalb ritt ich euch entgegen, euch zur Eile zu mahnen: denn ihn warten lassen, das ist gefährlich. Und ich wollte euch bitten, klug zu sein an dem Hoflager. Nicht trotzig, kühner Daghar! Nicht allzustolz, edle Königstochter.«

»Meine Braut,« rief Daghar, »kann nie stolz genug sein, so herrlich ist sie!« Ellak atmete tief und erwiderte: »Das brauch' ich nicht erst von ihrem Bräutigam zu lernen. Stolz wie eine Göttin darf sie, soll sie sein!« – Er bezwang das stark auflodernde Gefühl und hob wieder gemessen an: »Aber ihr seid im Unrecht, ihr beiden Fürsten, der Herr ist im Recht. Reizt ihn nicht! Ich mein' es gut! – Nicht alle Söhne des Herrschers sind euch gewogen! Wie ich *für* die Germanen rede, so schüren andre seinen Zorn gegen euch. Und lieber lauscht er deren Rede, als der meinen.« »Weshalb?« forschte

Wisigast. Ellak zuckte die Achseln: »Strenge ist ihm vertrauter als Milde. Er liebt nicht die Germanen. Und nicht – mich. Dagegen liebt er ... –« »Ernak, das böartige Kind, und Dzensisitz, den Unhold!« rief Daghar.

»Wehe uns,« fügte der Rugenkönig bei, »herrschten diese beiden jemals über uns!« »Das werden sie nicht! Nie!« lachte Daghar. Ellak maß ihn mit strengem Blick: »Und warum nicht, du Unvorsichtiger?« – »Weil eher ... weil schon zuvor ... –«

»Schweig, Daghar!« fiel der König ein. »Weil wir Attila bitten werden, bei der Teilung des Reiches unter seine vielen Erben, – es sind ja weit mehr als hundert Söhne! – uns Germanen nicht jenen, – dir uns zuzuteilen.« »Das wird nicht geschehen!« erwiderte Ellak kopfschüttelnd. »Allerdings nicht!« grollte Daghar. Da legte Ildicho den Finger auf ihren roten Mund. »Allzugroß, allzumächtig würde den Brüdern mein Reich! Und Dzensisitz hat sich bereits von dem Herrn einzelne eurer Völkerschaften versprechen lassen.« »Warum?« fragte Wisigast.

»Er haßt uns ja doch!« meinte Daghar. »Eben deshalb! – Attila gewährte ihm die Bitte mit seinem eigenartigen Blinzeln des Auges: ›falls du mich überlebst, mein ungeduldiger Erbe,« fügte er dann zögernd bei.« »Wehe denen, die ihm verfallen!« wiederholte der König und schritt hinweg, nach den Rossen zu sehen. »Er ist unmenschlich!« »Hei,« lachte Daghar grimmig, »ist er doch ein Hunne!« »Skire!« sprach Ellak drohend, aber doch verhalten.

»Vergieb ihm,« bat Ildicho. »Es trifft dich kaum. Bist du doch zur Hälfte unseres Blutes.« »Dzensisitz aber,« fuhr Daghar zornig fort, »ist der echte Hunne. Vollblut-Hunne! Stolz und Prachtstück seines Volks.« »Deshalb liebt ihn der Vater,« sagte Ellak traurig. »Und wie sollten Hunnen Menschlichkeit üben!« eiferte Daghar. »Ja, nur kennen menschlich Erbarmen! Sind sie ja doch gar nicht Menschen!« »Wie meinst du das?« forschte Ellak. – »Die Sage geht bei allen Völkern der Germanen! Und sie spricht wahr.« – »Ich hörte davon. Doch vernahm ich das Lied nicht. – Dort, hinter dir, Daghar, am Haselbusch hängt ja deine Harfe, die vielgepriesene. Da! Nimm sie! Laß mich deine Kunst bewundern: oft hörte ich sie rühmen. Singe mir das Lied ›von der Hunnen Herkunft‹, so heißt es ja wohl, nicht?« »Ja! Aber? ...« nur widerstrebend nahm Daghar die kleine dreieckige Harfe, die Ellak an ihrem breiten roten Lederbande von dem nahen Strauche gelöst hatte und nun ihm darreichte. »Nicht doch!« fiel Ildicho ein. »Verlange nicht, es zu hören. Es wird dich schmerzen!« – »Ich bin an Schmerz gewöhnt. – Beginne!« – »Du willst es?« – »Ich bitte.« – »Nun wohl, so höre denn!«

Drittes Kapitel.

Er strich rasch zweimal über die Saiten und hob dann an mit schöner, wohllautreicher Stimme halb singend zu sprechen, die Worte zuweilen mit ein paar Griffen in die Saiten begleitend:

»Vieles fand ich, forschend mit Fragen,
Bei Menschen mich mühend,
Wandernd über die Wege der Welt,
Bei Kundigen Kundschaft erkundend
Von der Völker Versippung und uraltem Ursprung.
Göttergezeugt ist der gesamten Germanen Geschlecht!
Von Wodan, weiß ich, stammen die stolzen Gergoten, die guten;
Vom selben Siegvater, durch Saxnot, seinen Sohn, die steten Sachsen,
Aber von Donar die Dänen und im nahen Norge die Nordwehren.
Ziu zeugten und Zisa eberkühne Alamannen: Aber Eru
Die mutmächtigen Markomanen,
Irmin da oben unter den stillen Sternen
Die Thüringe, tapfer und treu,
Forsete erforscht' ich als der freien Friesen Vater,
Wodans wonniges Weib, Frau Frigga, gebar dem Gatten
Der freudigen Franken, der reisigen Rugen
Fürstliche Väter der Vorzeit.

Allein ein Andres, ein Ungeheures,
Hört' ich von der häßlichen Hunnen Herkunft!

War da waltend der guten Goten Ambl der Edle, der Amlungen Ahn.
Fing er fechtend feindlicher Finnen Frauen.
Finnen sind findig. Viel verstanden sie:
Gewebts und Gewirkes waren sie weise,
Aber auch wilder, wüster, widriger Werke:
Zornigen Zauber zauberten sie:
Vieh verderbten, Saaten sengten, Hagel hexten auf Feld und Flur,
Flammen und Feuer in hegende Häuser,
Seuchen sandten und Siechtum:
Fiel da viel Volkes!

Ärgeres übten sie:
Männer nicht vermochten mehr,
Maide zu minnen,
Froh sich der Frauen zu freuen:
An Müttern nicht mochten mehr Milch
Die Säuglinge saugen:
Blut brach aus den Brüsten!

Mißgestaltet, mißgeboren
Kamen die Kinder, widrige Wunder, zur Welt.

Grauen und Grimm ergriff da die guten Goten:
Beschlossen schleunig die schlimmen Scheusale,
Die übeln Alraunen, auszutreiben aus der Amlungen Erbe.
Nicht taugte, sie zu töten:
Auch nicht die Asche der Argen
Sollte besudeln der Goten Gaue,
Ihr Fleisch nicht faulen in gotischem Grund,
Daß Fluch nicht falle der großen Götter
Auf die entweihte, entadelte Erde.

Fern in die Fremde, nach Norden, nötigten sie die Neidinge,
Jagten sie jenseit der gotischen Grenzen, der göttergehegten,
Wo steinige Steppen starrten, unwirtlich, öde,
Sandig und salzig, mitleidlos dem Menschen, und mächtige Moore,
Sümpfe der Seuchen in dichtem Dunste sich dehnten.
Dorthin drängten sie dräuend, mit geschwungenen Schwertern,
Die häßlichen Hexen, die wüsten Weiber, wünschten, sie würden
Stracks dort sterben vor hartem Hunger und unendlichem Elend.

Aber ach! Zu der Völker Verderben, zum Wehe der Welt
ward Alles anders: unreine, unrechte, unerhörte
Grimmige Geister, gram allem Guten,
Welche der waltende Wodan fern von dem Frieden
Menschlicher Markungen hieher hatte gehetzt,
Stiegen nun stracks, die Weiber witternd,
Empor aus dem Abgrund, aus den Sümpfen der Seuchen,
Aus der sandigen, salzigen, steinigen Steppe,
Und, brünstig entbrennend, in greulicher Gier
Sich der Finninen freuend, der wüsten Weiber die gräßlichen Gatten,
Die Scheusale den Scheusalen scheußlich gesellt
Statt in bräutlichem Bett und am heiligen Hausherd auf Rosses Rücken
Zeugten sie mit den Zauberinnen, den argen Alraunen,
Ein greulich Geschlecht, gierig, gelb und gefräßig,
Krummbeinig, krummrückig, schmutzig, schlitzäugig und schlau: –
Doch rasche Reiter: auf Rossesrücken waren die Wilden ja geworden! –
In unermeßlicher Anzahl, der Erde zum Unheil, den Völkern zum Fluch:
Das ist der wölfisch wilden, der häßlichen Hunnen heillose Herkunft!«

Er hielt inne, erschöpft: denn er hatte in stets wachsender Leidenschaft vorgetragen, zuletzt nicht mehr gesprochen, sondern laut, zornig gesungen, immer wilder die Saiten rührend; er glühte.

Besänftigend legte Ildicho die weiße Hand auf seine Schulter: sie sah dabei teilnahmsvoll auf Ellak, der regungslos zugehört hatte, die dunkeln Augen auf den Boden gerichtet. Nun schlug er sie auf und blickte, tief traurig, zuerst auf das Mädchen,

dann auf den Sänger. »Ich danke dir,« sagte er ruhig. »Es war lehrreich. Du trugst das Häßliche schön vor. Offenbar glaubst du daran. Das ist das ärgste.« – »Wie meinst du das?« – »So mächtig also ist der Hunnenhaß, daß auch ein Mann wie du solch Ammenmärlein glauben kann! –«

»Ich glaub' es,« erwiderte Daghar trotzig, »weil ich es gern glaube. Die Sage lügt nicht! – Nicht dir sang ich es gern – ich wollte meiden, dich zu kränken! – aber einem andern möcht' ich es gern einmal in seiner Halle vor all' den Seinen und vor allen Gästen zu hören geben. Gern säng' ich einmal vor ihm! Auch der Haß begeistert und läßt der Harfe Saiten heller tönen.«

»Ich höre lieber daraus klingen – die Liebe! Singe mir jetzt, ich bitte, ein Lied der Liebe. An ihrer Kenntnis, – auch an der Kenntnis, wie es thut, geliebt zu werden! – fehlt es dir ja nicht,« »Du hast Recht,« rief der Königssohn, strahlenden Auges. »Und nicht der Vorbereitung bedarf's: nur *ihres* Anblicks!« Und sofort begann er, kräftig in die Saiten greifend:

»Aller Erdenfrauen, auch aller Idisen Herrlichste, holdeste, hehrste,
Edelste acht' ich Ildicho! Es weichen alle Weiber der Wonnigen:
Glänzenden Göttinnen, glücklichen,
Gleichen die Glänzende, Glückliche.
Aber nur Einer auch unter den Asinnen
Acht' ich sie ähnlich: Nicht Freia, der allzufeien,
Wandelbar, wechselnd in Wahl Geliebter Günstlinge,
Auch nicht Nanna: nein, nicht
Der allzu zarten und zagenden:
Nahte Nanna die Not, –
Bewältigen würde, wahn' ich, das Weh die Weiche,
Aber Ildicho, an Art wie die Eiche,
Würde, ich weiß es, widerstreiten dem Weh,
In tapferem Trachten treu, und sich selber vertrausam,
Trotzen dem Tode;
Frigga, der freudigen Frau, acht' ich Ildicho ähnlich,
Stolz und stark und mächtig an Mut,
Würdig, Wodans des Waltenden, Weib zu werden,
Des großen Göttergebieters,
Teilend in Treue sein Sinnen und Sorgen,
Teilend tapfer sogar die sausenden Speere.
Oh wer wüßte würdig der Wonnigen, Ildichos, Art und Adel
Zu singen und sagen? Nicht ich selber,
Daghar, dem doch das göttliche Glück gedieh,
Daß ihn die Liebliche liebt.«

Er schwieg, einen entzückten heißen Blick werfend auf das schöne Antlitz, das sich abwandte, errötend in holder, bräutlicher Scham; ungestüm ließ er die Harfe auf den Rasen fallen, er wollte nach ihrem Arme greifen: – aber herb wies sie ihn ab mit strenger Bewegung der linken Hand. Nur diese gelang es ihm zu fassen: und als er sie drückte, meinte er, ganz sanft einen Gegendruck zu fühlen; schon das beglückte ihn. –

Einstweilen hatte Ellak die weggeworfene Harfe unvermerkt aufgenommen: mit einem langen Blicke maß er sinnend die beiden Glücklichen, die für ihn kein Auge hatten: dann rührte er leise die Saiten und sang in hunnischer Sprache still vor sich hin:

»Mag die schöne Sonnengöttin
Dem Geliebten nur gehören, – –
Wie sie leuchtend an dem Himmel
In dem goldnen Wagen hinzieht,
Von dem blonden Haar umflattert, –
Denn *das* sind die Sonnenstrahlen! –
In dem Antlitz so viel Schöne,
Daß geblendet wir
die blöden Augen vor ihr schließen müssen, –
All' wir Sterblichen doch dürfen
Uns der Himmlischen erfreuen,
Unsre Kniee vor ihr beugen,
Dankend, daß auch uns sie leuchte,
Daß auch uns ein selig Feuer
Von ihr in die Adern strahle,
Daß wir allen Glanz und alles,
Was das Leben lebenswert macht,
Was das Dasein, trüb und schmerzhaft,
Uns doch lieben macht so sehr, – ja
Daß wir alles ihr verdanken,
Was an Glück je ward uns Armen! –

Mag die schöne Sonnengöttin
Dem Geliebten nur gehören, –
Huldreich läßt sie sich gefallen,
Daß Unsel'ge auch ihr danken.«

Er schwieg und hing die Harfe wieder an den Strauch. Daghar ergriff seine Hand: – Ellak reichte statt der verstümmelten Rechten die Linke dar. »Ein traurig Lied,« sprach der Skire, »aber schön, obgleich in Hunnen-Weise.«

Ildicho wandte ihm ruhig das herrliche Antlitz zu: »Ellak,« sprach sie langsam, »was gut ist an dir, ja edel –«, da traf sie ein tief dankbarer Blick der traurig verträumten dunkeln Augen – »was dich heute hierher geführt hat, uns zu warnen, zu helfen, das ist nicht der Hunne, das ist der Gote in dir. Niemals mehr will ich dich Hunne nennen. Du bist uns nicht fremd. Amalahildens Sohn, nicht Attilas Sohn bist du mir.« – »Und doch irrst du, Königskind. Und doch thust du dem Gewaltigen Unrecht. Schrecklich zwar, doch auch groß ist er, ja sogar gut und edel kann er sein, der mich so bitter haßt, mein Vater Attila, der Herr. – Kommt, säumet nun nicht länger. Steigt zu Pferde! Dort läßt sie euer Vater schon vorführen. Ich selbst will euch geleiten und den nächsten Weg führen.«

Erstes Kapitel.

Viele Tage hatten die Gesandten in Attilas Lager geduldig – oder ungeduldig – zu harren. In mehreren der ansehnlichsten Holzhäuser untergebracht, wurden sie reichlich gepflegt und höflich behandelt. Vigilius mied die vier Freunde, wie er von ihnen gemieden ward.

Ediko war verschwunden; auf die Frage, ob er etwa dem Herrscher nachgeeilt, hatten die Hunnen mit Achselzucken erwidert: »Niemand kennt des Herrn, niemand seiner Vertrauten Geheimnisse.«

Den Byzantinern und Römern machte das ganze Treiben und Leben in dieser hölzernen Königsstadt einen seltsamen Eindruck: neben barbarischer Roheit wüste Pracht, und dann wieder eine Einfachheit, die bei solchen Schätzen, solcher Macht nicht auf Unvermögen beruhen konnte, Absicht sein mußte. –

Eines Abends schlenderten die vier Gefährten wieder einmal durch die weiten Lagergassen der Zelthütten und sprachen – staunend und schauernd zugleich – von diesem Reich und seinem Herrscher.

»Ist's doch kein Wunder,« meinte Priscus, »daß ein Barbar – ein Hunne! – jedes Maß verloren hat bei solchen Erfolgen und sich, berauscht vom eignen Glück, schrankenloser Überhebung – ›Hybris‹ sagen wir Griechen – ergiebt.« »Ja, kein Sterblicher,« stimmte Maximinus bei, »von dem wir wissen, von dem die Geschichte erzählt, nicht Alexander der Makedone, nicht der große Julius haben in so kurzer Zeit so Ungeheures erreicht.« »Hat er doch wirklich,« seufzte Primutus, »die Herrschaft über ganz Skythien gewonnen.« »Dies Wort bedeutet an sich schon das Unermeßliche, Unabsehbare,« sprach Priscus. »Von Byzanz bis Thule, von Persien bis an den Rhein,« sprach Romulus. »Ja,« fuhr Priscus fort, »bis zu den Medern, Persern, Parthern sind seine unaufhaltsamen, unermüdlichen Reiter getrabt und haben diese Völker teils durch Vertrag, teils durch Drohung und Gewalt zum Bündnis mit ihm gegen Byzanz gebracht.«

»Und leider darf man sich nicht damit trösten, daß diese ungeheure Macht lediglich durch blindes Kriegsglück rasch empor gebaut, aber ohne innern Halt sei. Mag er ein Scheusal sein, dieser Hunne, – klein ist er wahrlich nicht.«

»So ist er denn ein großes Scheusal!« grollte der Präfekt von Noricum. »Aber nicht ohne Züge von Größe auch im Frieden,« erwiderte Priscus. »Bah, doch nur Hunnen, Sarmaten und zur Not noch Germanen ertragen seine Herrschaft.« »Und die Germanen nicht gern,« bemerkte Romulus; »sie knirschen in die Zügel.« »Griechen aber und Römer,« hob Primutus wieder an, »sie müssen verzweifeln unter seinem Joch!«

»Doch nicht, mein Freund,« entgegnete der Rhetor. »Vernimm den Gegenbeweis, welchen ich gestern erlebte: Griechen, die in unser Reich zurückkehren dürfen, bleiben freiwillig unter Attilas Scepter.« »Unglaublich!« zweifelte der Patricius.

»Aber wahr! Höret nur. Ich wandelte gestern allein durch das Lager. Ruft mich da jemand mit unsrem griechischen Gruß: ›Chaire!‹ an. Ich wende mich erstaunt, da begrüßt mich ein Grieche aus Athen in griechischer Tracht, und er erzählt mir, wie er

auf einer Handelsreise nach Viminacium gekommen, dort von dem plötzlich ausbrechenden Hunnenkrieg überrascht, in der Stadt mit belagert, nach der Erstürmung mit gefangen und mit seinen Waren und seinem Geld auf Attilas eignen Anteil an der Beute zugeschlagen worden sei. Aber Sklaven können sich nach Hunnenrecht freikaufen, wenn sie dem Herrn die von diesem selbst festzustellende Schätzung ihres Wertes bezahlen aus den Feinden abgenommener Beute. Heleios – so hieß mein neuer Gastfreund, denn er nötigte mich in sein stattliches, im Innern ganz nach Griechenart eingerichtetes Haus und reichte mir echten Samoswein – hatte sich nun unter Ellak, Attilas tapfrem Sohn, im Kriege gegen Anten und Akaziren ausgezeichnet und kaufte sich nach seiner Rückkehr aus siegreichem Feldzug von Attila los mit dem Golde, das er erbeutet hatte. Er hätte nun frei nach Byzanz oder Athen zurückkehren können. Aber er blieb und bleibt bis an sein Ende. Er darf des Herrschers Tafel teilen und erklärte mir auf mein unwilliges Staunen: »ich lebe viel glücklicher hier bei den Hunnen als früher im Lande des Kaisers. Gefahr und Last des Kriegsdienstes sind in beiden Reichen gleich: nur daß die Byzantiner wegen der Feigheit, Bestechlichkeit, Ungeschicklichkeit ihrer Feldherrn regelmäßig geschlagen werden, während die Hunnen unter Attila immer – mit nur einer Ausnahme! – siegen. Im Frieden jedoch ist das Leben unter den Kaisern zu Byzanz oder zu Ravenna ein Fluch, das Leben unter Attila ein Segen. Nichts ist dort sicher vor der Gier und der Aussaugungskunst der Steuerbeamten, Recht aber findet der kleine Mann vor den Gerichten nie: denn er kann die Richter weder bestechen noch einschüchtern. Und nie erlangt ein Kläger in Byzanz ein obsiegend Urteil, wenn er nicht alle Leute in dem Gerichtsgebäude, von dem Thürsteher angefangen bis zu dem obersten Richter, besticht, ihnen viele Hundertteile seiner einzuklagenden Forderung im voraus verspricht und verpfändet?« Und das mußte ich mir sagen lassen von einem Freigelassenen Attilas! »Hier,« fuhr der hunnische Athener fort, »schafft der Herrscher mir und jedem ärmsten seiner Unterthanen, der nichts hat als Gaul, Sporn und Speer, rasch volles Recht wider den mächtigsten seiner Großen. Neulich raubte ein Sarmatenfürst einem armen Hunnen ein Fohlen: eine Stunde darauf war er schon gekreuzigt. Nur ein Einziger kann mir nach Willkür der Laune alles nehmen, auch mein Weib: allein denen, die ihm Treue halten, krümmt er kein Haar und läßt ihnen keines krümmen. Ich habe aber lieber einen Herrn als zehntausend Peiniger.« – »Das ist der Grund, o Gastfreund,« schloß er, »weshalb ich lieber Attilas Unterthan bin als Kaufmann zu Athen oder Rhetor zu Byzanz.««

Zweites Kapitel.

Endlich, am folgenden Tage, geriet das ganze Lager in aufgeregte Bewegung, vergleichbar einem Ameisenhaufen, der plötzlich aufgestört wird. Ein paar hunnische Reiter waren herangesprengt und hatten die bevorstehende Rückkunft ›des Herrn‹ verkündet.

Da wirbelte und kreiselte alles durcheinander in den Straßen und auf den weiten, runden Plätzen des Lagers: Männer, zu Roß und zu Fuß, Weiber, Kinder, Freie, Knechte, Mägde, Hunnen und Angehörige der unterworfenen Stämme, drängten sich gegen die Südseite hin dem Herrscher entgegen.

Bald darauf traf Ediko in dem Lager ein, suchte die vier Gesandten auf und lud sie ein, unter seiner Führung den Einzug des Herrschers, diesem entgegengehend, sich wie die andern Tausende anzusehen. Eifrig, gespannt folgten ihm die Gesandten; sie unterließen es, nach früheren Erfahrungen, den Schweigsamen zu fragen, woher er komme. Vigilius ward nicht von ihm aufgefordert, mitzugehen, obwohl Ediko, wie die Freunde von ihrem Gefolge vernahmen, eine sehr lange geheime Zwiesprache mit ihm in dessen Gastwohnung gepflogen hatte.

Ediko geleitete nun die Fremden; ehrfurchtsvoll gaben die Hunnen den Weg frei überall, wo der Vertraute, ›des Herrn‹ nahte: zwei Krieger riefen, vor ihm herschreitend, zuweilen seinen Namen: das genügte. Attila einzuholen, war ein langer, langer Zug von jungen Mädchen etwa eine halbe Stunde vor dem Südthor auf der breiten Römerstraße, die gen Südwesten nach der Donau führte, ihm entgegengegangen. Die höchst Gewachsenen hielten, je zu zweien links und rechts auf beiden Seiten der Straße aufgestellt, an hochgeschwungenen dünnen halbkreisförmigen Holzreifen breite bunte Linnentücher zum Schutz gegen die Sonne ausgespannt. Zwischen je zwei solchen Reifenträgerinnen schritten zwei andere Mädchen im Takt auf und nieder: jedesmal vier Schritte vorwärts und zwei zurück: je acht in eine Farbe gekleidet: man hatte die schönsten Mädchen aller im Lager vertretenen Stämme und Völkerschaften hierzu ausgesucht; sie bewegten während des vorwärts und rückwärts Schreitens anmutig den Oberleib und die nackten Arme, in rhythmischen Biegungen sich hin- und herwiegend, aufrichtend und wieder neigend, nach dem Takt eintöniger Lieder, die sie dabei sangen, – alle in hunnischer Sprache. Mit Staunen betrachteten die Fremden das eigenartige, durchaus nicht reizlose Schauspiel.

Nun wirbelte fernher Staub empor auf der Straße: Attila nahte.

Voran dem Zuge jagte ein dichter Haufe hunnischer Reiter auf ihren kleinen Gäulen mit zottigen, struppigen Mähnen. Die hunnischen Männer trugen weit flatternde, von den Römern ›Sarmatica‹ genannte Mäntel, die an daran gefestigten Riemen zusammengeschnürt und auch wohl als Pferddecke verwendet werden konnten. Darunter bedeckte ihnen Brust und Rücken ein westenähnliches Wams aus ungegerbten Pferdehäuten und ein daran festgehakter breiter Gürtel den Unterleib: aber nur bis an die halbe Lende: wie die Arme waren die Beine weit oberhalb des Knies nackt: Schuhe waren unbekannt: um den linken Knöchel war ein Riemen geschnürt, der

an der Ferse den oft bloß aus einem starken und spitzen Dorn bestehenden Sporn festband.

Die von Natur gelbe Haut dieser Mongolen nahm an den Gesichtern, Nacken, Hälsen, Armen und Beinen unter dem Brand der Sonne, unter dem niemals abgespülten Staub der Steppe eine tief dunkelgelbe, fast hellbräunliche Färbung an, wie gebeiztes Krummholz oder Kienspäne. Das Haupt trugen sie meist unbedeckt: nur die Reicherer schmückten hohe spitz zulaufende Mützen aus schwarzem Lammfell. In langen schlichten Strähnen, niemals kraus oder gelockt, hing ihnen das schmutzigbraune Haar von den niedrigen, zurückfliehenden Stirnen vorn ins Gesicht, bis auf die häßlich vorstehenden spitzen Backenknochen und in die schmalen geschlitzten schwarzen Augen, denen die Brauen nahezu völlig fehlten; an Festtagen schmierten ihnen die Frauen diesen Hauptschmuck reichlich mit Pferdetalg ein, daß er weithin glänzte und – roch. Auch die Wimpern waren schwarz und kurz, der Bartwuchs höchst spärlich: nur von dem Kinn starrten ihnen einzelne Büschel steifer, mißfarbiger, borstenähnlicher Haare wagerecht gerade hinaus.

Der Schmuck der Mäntel und der Untergewande bestand bei den Reichen in dick und geschmacklos, plump und massig aufgenähmtem Gold- und Silberzierrat: Bruchstücke, Scherben von allerhand römischem Gerät, aus Schalen oder Krügen oder von Beschlägen von Thüren oder Wagen herausgebrochene Trümmer, oder auch durchlochte Gold- und Silbermünzen, quer über die spitzigen Mützen genäht oder an einer schmalen Lederschnur um den gelben Hals gereiht: hell klirrte dann alles aneinander bei jeder kleinsten Bewegung des Gaules: das freute die Hunnen. Nicht ohne Geschmack dagegen verstanden die hunnischen Frauen bunte, handbreite oder fingerschmale Linnenstreifen zu weben, die dann in mannigfaltigstem Wechsel der hellen, oft grellen Farben auf die Weibermäntel und das Weiberhemd genäht wurden und sich gut ausnahmen; statt des Gürtels hielt ein knotiger Strick ihnen das schmutzige Hemd zusammen: auch der Frauen Haar war sehr kärglich, desto reichlicher dessen Pflege durch Talg und – vor allem – durch Stutenmilch.

Die Waffen der Reiter waren der Langbogen und kleine kurze schwarze Bolzen von Rohr oder Holz, nicht immer mit eiserner, aber sehr oft mit vergifteter, in den Saft der Tollkirsche oder des Bilsenkrautes getauchter Spitze: sie führten viele Dutzend solcher Geschosse in den langen, krummgeschweiften, häufig zierlich geschnitzten und reich mit Edelsteinen und Perlen besetzten Köchern von Lindenholz, die ihnen an langem Lederriemen auf dem Rücken schwangen. Vor und bei dem Ansprengen überschütteten sie den Feind mit einem ganzen Schwirrgewölk solch kleiner Pfeile: auch bei dem Ansprengen: denn sie hielten sich lediglich durch den Schenkeldruck auf dem sattellosen Roß auch in schnellster Gangart; der Zügel, – ein Strick, – lag ihnen auf dem Halse des Tieres, und beide Hände hatte der Reiter frei zum Gebrauch der Waffen. Außer Bogen und Pfeil führten sie auch lange, dünne, spitzige Lanzen: unterhalb der Spitze flatterte wohl, mit rotem Bande zusammengeschnürt, ein Büschel Menschenhaare von dem Haupt eines mehr als gewöhnlich gehaßten erlegten Feindes. Ganz besonders häufig aber bedienten sie sich einer mörderischen Geißel: an einem kurzen Stiel von Holz oder Leder waren fünf, sieben, neun Stränge von stärkstem Büffelleder befestigt, mit faustdicken Lederknoten, in welche Bleikugeln oder schwere Steine genäht waren: meisterhaft verstanden sie die furchtbare Waffe zu führen und

weithin sicher zu schwingen, so daß die schweren Kugeln den Kopf und jeden Knochen des Feindes, den sie trafen, zerschmetterten: die ›Hunnica‹ oder, seit des großen Herrschers Emporsteigen, die ›Attila‹ nannten die gefürchtete Geißel die andern Völker.

Auf jenen Vortrab hunnischer Reiter folgten, in großer Zahl, ebenfalls zu Pferde hunnische, germanische, slavische Häuptlinge, Fürsten und Edle in reichem Waffenschmuck, die Hunnen starrend und klirrend von Gold und funkelnd und blitzend von edeln Steinen in dem hellen Schein der Mittagssonne.

Hinter ihnen – in beträchtlichem Abstand – ritt ganz allein Attila auf prachtvollem Rapphengst. Roß und Reiter trugen nicht das geringste Stück von Schmuck: weder Griff und Scheide seines Schwertes noch seine Kleider noch das Gezäum seines Pferdes waren, wie sonst bei den Barbaren, mit Gold, Steinen oder anderen Kostbarkeiten geziert.

Die hohe, spitz zulaufende Lammfellmütze ließ den kurz gewachsenen Mann höher erscheinen, als er war; von seiner Gestalt war nicht viel zu sehen: ein langer und breiter Faltenmantel von seinem braunrotem Wolltuch flutete von dem breiten, kurzen Stiernacken und den mächtigen hoch hinaufgezogenen Schultern dem Reiter auf allen Seiten bis auf die Knöchel: an den Seiten aufgeschlitzt, gab er die nackten Arme frei; die Linke führte lässig den schlichten Riemenzügel; mit der Rechten dankte er zuweilen in langsamer, fast feierlicher Bewegung dem begeisterten Zujauchzen seiner Hunnen: – es klang wie Geheul der Wölfe: diese Bewegung glich nahezu einer Spendung des Segens: er winkte von dem hohen Roß herab nach unten, mit der vorgestreckten, leise gebogenen Hand, als ob Glück und Heil ausströmen solle von diesen kurzen, fleischigen, häßlichen Fingern.

Hinter dem Herrscher kam, abermals in beträchtlichem Abstand, eine zweite Schar von Vornehmen aus allen unterworfenen Völkerschaften seines Reiches; das Ende des langen Zuges bildete wie den Vortrab ein dichtes Geschwader hunnischer Lanzenreiter, das die erstaunlich reiche Jagdbeute umgab, die auf vielen niedrigen, breiten vierspännigen Karren nachgefahren wurde.

Ein riesiger Wisent – Attila selbst und allein hatte ihn gespeert – füllte für sich einen solchen Wagen. Kleinere Büffel, ein paar Bären, mehrere Wölfe, drei Elche, viele Hirsche, Eber und ein Luchs, dann allerlei Sumpfvögel, Reiher und Kraniche, die der kostbare isländische Falke geschlagen, wurden auf die übrigen Gespanne verteilt. Daneben lagen in malerischer künstlicher Unordnung Jagdwaffen und Jagdgerät jeder Art: Wurflinzen, Bogen, Köcher, Pfeile, Hifthörner, Weidmesser blitzten und funkelten zwischen den dichten Laubgewinden hervor, mit denen die erlegten Tiere zum Schutze gegen die Sonnenstrahlen überdeckt waren; aber auch lebendig in Gruben, Schlingen und Netzen gefangene Tiere wurden nachgeführt: ein dumpfes Brüllen, dann Grunzen und lautes Heulen war oft vernehmlich, begleitet von dem zornigen Lautgeben der vielköpfigen Meute: – gewaltige molossische Hunde, Bären- und Wolfsfänger, die in Gier nach den lebenden Feinden so heftig an der Koppel zerrten, daß sie manchmal die zurückstemmenden Knechte mit sich vor rissen.

Drittes Kapitel.

»Seht nur, welche Menschen! Welche Reitkünste,« rief Romulus. »Das sind nicht Menschen und nicht Reiter,« meinte der Rhetor: »Kentauren sind's. Mann und Roß sind eins.« »Schau den dort!« staunte Primutus. »Er springt ab: – er schlägt den Gaul mit der flachen Hand: – der rennt davon.« »Aber der Reiter holt ihn ein,« sprach Ediko ruhig. »Ja! Wahrhaftig! Er faßt ihn an der wehenden Mähne!« – »Da! Wirklich! Er sitzt wieder oben! Mitten im Laufe schwang er sich hinauf.« – »Und jener auf dem Schimmel! Er stürzt vom Roß! Er hängt ja nur noch! Er ist verloren.« »Bewahre,« beschwichtigte Ediko. »Seht: wagerecht liegt er an der Seite des Tieres, mit der Rechten an der Mähne, mit der Linken an dem Schweife sich haltend. Nun – nun sitzt er wieder oben!« – »Und dieser dort – der nächste! Aus der Reitstellung sprang er mit gleichen Füßen auf den sattellosen Rücken!« – »Er bleibt stehen! Stehend reitet er weiter.« – »Und jener da links! Er fällt! Er wird geschleift! Den Kopf nach unten! Sein Haar streift die Erde.« »Nein doch,« erklärte Ediko. »Mit beiden Füßen umklammert er Bauch und Rücken des Pferdes.« – »Da! Nun sitzt er wieder. Und lacht!« »Das heißt: er grinst,« verbesserte Priscus. »Aber den da seht! Den mit der goldbehangenen Mütze!« – »Mit dem goldnen Köcher.« – »Er holt aus dem Köcher einen Pfeil.« – »Er spannt den Bogen.« – »Er zielt. Im vollen Jagen! In die Höhe!« – »Wonach zielt er? Ich sehe nichts.« – »Eine Schwalbe!« – »Der Pfeil fliegt.« – »Die Schwalbe fällt!« – »Horch, wie sie jauchzen, die Hunnen!«

»Das war,« sprach Ediko, »Dzengisitz, des Herrn zweitältester Sohn. Der beste Schütz und Reiter seines Volks.« – »Da! Er schoß schon wieder!« – »Dort dem Kinde die Haube vom Kopf.« – »Welcher Frevel!« »Kein Frevel, denn er traf,« entgegnete Ediko. »Aber horch! Welch greulich Gerassel?« – »Und Geklingel! Was ist das?« »Das ist der Hunnen Kriegsmusik. Statt der römischen Tuba und der Hörner der Germanen,« sprach Ediko. »Schau, flache Reife von dünnem Holz!« – »Mit kleinen Schellen und Glöcklein am Rande besetzt.« – »Die klingen so schrill.« – »Mit Häuten sind die Reife überspannt.« – »Sie schlagen darauf mit hölzernen Schlägeln.«

»Jawohl,« bestätigte Ediko. »Aber die Häute – wißt ihr, von welchen Tieren? Menschenhäute sind's. Er selbst hat das erfunden. »Könige,« sprach er, »die mir die Treue brechen, sollen mir auch nach der Hinrichtung noch dienen: nach ihrem Tode sollen sie singend und klingend meine Siege begleiten.«« »Eine hübsche Musik,« nickte Priscus, »und belehrsam für diejenigen Könige, die sie anzuhören haben.«

Als Attila durch das Südthor eingeritten war und das erste Haus des Lagers beinahe erreicht hatte, öffnete sich dessen Thüre und heraus schritt, in ein weißes Peplon mit breitem Goldrande gehüllt, eine junge Frau von edelster Gesichtsbildung, gefolgt von zahlreichen Mägden und Dienern: sie trug einen Säugling auf dem Arm. Die junge Mutter blieb stehen dicht vor des Herrschers Rappen, der, zurückgehalten, ungeduldig scharrrte: sie kniete nieder und legte das Kind vor die Hufen des Hengstes: erst als Attila ihr schweigend Bejahung zugewandt hatte, hob sie es wieder auf, küßte es, stand auf, neigte tief das Haupt und schritt mit dem Säugling in das Haus zurück.

»Was bedeutete das?« forschte der Patricius. »Wer war die schöne Frau?« fragte Primutus, ihr nachblickend. »Eine Griechin aus Kleinasien,« erklärte Ediko. »Es bedeutete, daß der Herr das Kind als das seine anerkennt; andernfalls wären die Hufe aller Rosse über Kind und Mutter hingegangen.« »Wie schön ...!« wiederholte der stattliche Primutus und wollte sich wenden, ihr noch einmal nachzuschauen, Ediko drehte ihn um mit sanfter Gewalt: »Laß das, Gastfreund! Es ist sicherer.«

Nun erschien vor dem Holzzaun des nächsten Hauses eine alte Frau in hunnischer Tracht, reich mit aufgenähten durchlocherten römischen Goldsolidi geschmückt, ebenfalls von vielen Sklavinnen und Sklaven gefolgt. Sie trat auf der rechten Seite an den Herrscher heran und bot ihm auf schöner Silberschale – kunstvoller korinthischer Arbeit: sie stellte von außen das Mahl der Götter auf dem Olympos dar – rohes Fleisch, in dünne Scheiben geschnitten: es roch sehr stark nach Zwiebeln. Huldvoll nickte der Herr, griff in die Schüssel mit den Fingern der Rechten und aß von dem blutigen Fleisch und den scharfen Zwiebeln. Mit tiefer Beugung des Hauptes trat die Alte zurück und Attila ritt weiter. Kein Wort hatte er noch gesprochen.

»Das war Tzasta, die Gemahlin Chelchals, seines vertrautesten Rates,« sprach Ediko. »Seht dort die hohe Gestalt des greisen Mannes auf dem Schimmel, der nächste hinter dem Herrn. Nur Tzasta aus allen Fürstinnen der Hunnen hat das Recht, den wiederkehrenden Herrscher zu begrüßen mit der ältesten Hunnenspeise, der geheiligten: rohem Pferdefleisch und rohen Zwiebeln.«

Viertes Kapitel.

Nun sprang Attila vom Pferd – ohne Sattel ritt er, wie alle Hunnen – mit flinker Gewandtheit und erstaunender Jugendlichkeit der Bewegung: aber nicht auf die Erde sprang er, sondern auf den Nacken eines vor ihm knieenden Slavenfürsten, den diesmal die Reihe solchen Ehrenvorzugs traf.

Aus allen Gassen der Lagerstadt strömte jetzt zusammen ein großer Haufe Volkes, Weiber wie Männer. Germanen, Slaven, Finnen wie Hunnen – auch Römer und Griechen – alle diese Sprachen schwirrten durcheinander –: gar viele bekehrten mit lautem Zuruf, die Arme flehend vorgestreckt, Gehör, Hilfe, Rechtsschutz bei dem Herrscher. Dieser blieb stehen, mit ernster Miene; alle Augen waren nur auf ihn gerichtet: seinen Winken folgend ließen die hunnischen Wachen zu Fuß, welche ihn von allen Seiten dicht umgaben, durch das enge Gegitter ihrer Lanzen einzelne der Bittsteller herantreten, nachdem sie ihnen zuvor die offen getragenen Waffen abgenommen und ihre Kleider nach etwa verborgenen durchsucht hatten.

Die Zugelassenen warfen sich vor Attila zur Erde, küßten seine nackten Füße – denn auch er ging und ritt barfuß – und trugen ihm ihre Bitten oder Klagen vor: den meisten gab er auf der Stelle Bescheid – nur in hunnischer Sprache – und gar mancher rief ihm jauchzend Dank zu, wie er aufsprang und davon ging.

Da trat ein reich gekleideter Häuptling der Hunnen, den die Wachen mit Ehrerbietigkeit begrüßten, an den Herrscher heran, neigte sich tief und sprach: »Herr, verzeihe, daß dein Knecht eine Bitte an dich richte.« – »Ah, mein getreuer Czendrul! Du hast mir das ganze Amilzurenvolk zertreten unter den Hufen deiner Rosse. Ist es nicht ein Stern am Himmel, – sollst du haben, was immer du begehrt.« – »Auf der Jagd erzählte mir dein Jägermeister, nachdem wir jenem ungeheuren Auerstier, der sich in der Fallgrube gefangen, mit acht starken Tauen die Füße gebunden und ihm die Augen verhüllt hatten, du könntest ... –« – »Gerne will ich dir zu Liebe das Stücklein den Meinigen wieder einmal vormachen. Bringt ihn herbei, den Riesen des Ursumpfs. Und, Waffenträger, meine Streitaxt aus dem Waffenhause! Die schwerste!«

Das umdrängende Volk wich scheu zur Seite: denn nun ward von den Jagdwagen her von einer Schar von dreißig Jägern ein furchtbar Untier herangeschleppt, ein ungeheurer Büffel, dessen Füße mit Seilen so in der Quere und im Zickzack verschnürt waren, daß er stets nur einen kleinen Schritt vorwärts machen konnte, wenn ihn die Treiber mit Schlägen ihrer Hunnengeißeln vorwärts drängten. Das gewaltige Haupt stak in einem Ledersack, Öffnungen waren darin nur für die beiden mächtigen Hörner gelassen, welche zu beiden Seiten weit herausragten: an jedem dieser Hörner hingen, wie zu Klumpen geballt, ein paar Hunnen und zogen und schoben auch an diesen den gefangenen König der Wälder vorwärts. Aber auf einmal senkte das gequälte Tier den gewaltigen Nacken mit der starken zottigen, wollähnlichen Mähne, stieß ein dröhnendes Gebrüll aus und schleuderte mit einem plötzlichen Emporschnellen des Kopfes seine Peiniger so stark von den Hörnern ab, daß sie sausend durch die Luft flogen und weit von dem Tiere rechts und links niederstürzten. Allein es half ihm nichts: im Augenblick

hingen schon wieder so viele andere Hunnen an seinen Hörnern, als Fäuste daran Raum fanden: noch einmal brüllte das Tier, aber diesmal dumpf, wie klagend.

»Halt!« gebot Attila. »Laßt ihn. los! Auch ihr mit den Seilen, alle! Tretet zurück!«

Und er schritt nun an die linke Seite des Stieres, der regungslos, wie erstaunt über die plötzliche Erlösung, einen Augenblick stehen blieb, den Kopf gerade vor sich hinreckend.

Hoch blitzte sie empor, die haarscharf geschliffene Axt, in Attilas Hand und auf die Erde stürzte, knapp hinter dem Ledersack im Genickwirbel durchhauen, das gewaltige Tierhaupt: ein breiter Blutstrom schoß hervor, weithin die Umstehenden bespritzend: und zugleich knickte der hauptlose Rumpf, die ungeheure schwarze Masse, nach rechts hin zusammen mit weithin hörbarem, dumpfschütterndem Krachen.

Da brachen alle Hunnen in ein Geheul der Wonne aus, das minutenlang die Ohren betäubte. Entsetzt fuhren die fremden Gäste zusammen. Es waren anfangs nicht Worte, nicht gegliederte Laute, nur abgestoßene Schreirufe. Erst später vernahm man die Worte: »Attila! Väterchen, großes Väterchen, Allherr! Herr der Welt. Attila ist herrlich!« »Ja, herrlich bist du, Attila,« rief der Fürst und warf sich vor ihm auf beide Kniee, »und auf Erden ist nicht deinesgleichen.«

»Ich glaube: nein,« erwiderte dieser sehr ruhig, die Axt dem Waffenträger wieder reichend. »Ich schenke dir dies Stierhaupt zum Andenken, Czendrulchen, treues. Und die Hörner lasse ich dir fingerdick vergolden.«

Jetzt endlich, nachdem der wilde Lärm sich gelegt hatte, sahen die kaiserlichen Gesandten den Augenblick gekommen, der geeignet schien, sich nun auch melden zu lassen und um Gehör zu bitten. Ediko willfahrte ihrem Wunsch, schritt durch den Lanzenrechen der gehorsam ausweichenden Wachen auf den Herrn zu und, mit dem ausgestreckten rechten Arm auf die in der Ferne wartenden Römer deutend, flüsterte er in sein Ohr.

Nicht einen Blick warf Attila auf die Gesandten. Leichte Röte – des Zornes oder der Freude? – flammte, rasch wieder schwindend, über sein gelbfahles Antlitz. Dann rief er laut mit weithin vernehmbarer Stimme auf lateinisch: »Nur von den Kaisern? – Das eilt nicht! Es sind Gesandte der Finnen von dem Lebermeer gemeldet. Und der Aisthen. Und der Uturguren. Und der Itimaren. Und der Akaziren. Und noch von drei andern Völkern: – ich vergaß deren Namen. Die gehen alle vor.« Nun wiederholte er diese Antwort zu seinen Fürsten gewendet in hunnische Sprache und, den Römern den Rücken wendend, schritt er langsam die vielen Stufen hinan, die zu seinem Holzpalast führten, mit einer stolzen Ruhe, welche der Majestät nicht entbehrte.

Fünftes Kapitel.

An dem Abend dieses Tages saßen in dem Hauptgemach eines der stattlichsten Häuser des Lagers zwei Männer beisammen, in vertrautes Gespräch vertieft: es war das Haus Chelchals.

Von der getäfelten Decke hing eine Ampel trefflicher orientalischer Arbeit hernieder und verbreitete ein sanftes, gleichmäßiges Licht über das nicht gar weite Gelaß, das in allem übrigen nicht römische oder griechische Einrichtung und Geräte darwies, sondern – mit Absicht, so schien es – die alte, rohe hunnische Weise in allen Dingen festhielt: niedrige Holzchemel, auf denen man mehr hocken oder kauern als sitzen mußte, allerlei Tierfelle, zumal aber Pferdehäute, gegerbt und ungegerbt, eine hohe, grob aus ungehobeltem Tannenholz gezimmerte viereckige Truhe, deren Deckel den fehlenden Tisch ersetzen mußte, sehr viel Reitgerät jeder Art, Jagdzeug, ausschließlich hunnische Waffen, außer den früher geschilderten auch hölzerne Wurfkeulen, hingen an den Wänden oder lagen ordnungslos auf dem Boden verstreut, dessen obere Schicht – gestampfter Lehm – statt von Teppichen mit Binsen und Schilf bedeckt war, dessen schmutzigem, scharf riechendem Rohr Erneuerung nicht würde geschadet haben.

Auf einem jener Holzchemel kauerte, den Rücken an die Wand gelehnt, Attilas gedrungene, kraftstrotzende Gestalt. Der mächtige, dicke Kopf war ihm von dem breiten Stiernacken in lange sinnender Betrachtung gegen die Brust herabgesunken; er trug denselben ihn völlig verhüllenden braunroten Mantel wie bei dem Eintritt in das Lager. Er saß schweigend, regungslos; die kleinen, aber unschön hervorstehenden mißfarbigen Augen hielt er geschlossen; jedoch er schlief nicht: denn manchmal blinzelte er.

Der Boden des Gemaches war an dieser Stelle hoch mit Pferdehäuten bedeckt: – man hatte den Häuten Schweif und Mähne belassen und beide mit bunten Bändern und Goldfäden durchflochten. Auf diesen Häuten, quer vor den Füßen seines Herrn, lag der alte Chelchal, beinahe kahlköpfig, graubärtig: den rechten Ellbogen aufgestemmt, ruhte er das Haupt auf die Hand: er verwandte keinen Blick von Attila: nicht das rascheste Aufblitzen der scharfen Augen entging ihm.

Endlich nach geraumer Weile unterbrach der Alte das Schweigen. »Sprich, Herr,« sagte er, sehr ruhig, fast tonlos. »Es drängt dich, zu sprechen. All' diese Tage her spürte ich es, wann ich stundenlang neben dir ritt oder am Jagdfeuer lag, schweigend neben dir, dem Schweigenden, Brütenden. Du bist nun wohl zu Ende mit lang erwognen, tief geheimen Plänen. Ich weiß, dann drängt es dich, davon zu reden. Rede! Chelchal ist treu.«

Der Herrscher atmete tief auf: das rang sich schwer aus der breiten Brust, wie ein Stöhnen oder Keuchen. »Du hast recht, Alter. Wie oft. Wie nahezu immer, wann es gilt, mich erraten. Und du bist nicht neugierig, ich weiß: nicht darum ist es dir, daß *du* hörst, – nur darum, daß *mich* das Reden erleichtere. Ja, ich will, ich muß sprechen zu dir. Aber nicht nur von meinen Beschlüssen gegenüber diesen Gesandten da oder von meinen Plänen für morgen oder übermorgen oder übers Jahr, nicht nur von dem Künftigen. – Zuerst von dem Vergangenen: denn das Vergangene nur erklärt dir mein Jetzt und nur mein Jetzt mein Künftiges.

Komm, Chelchal, rücke näher herzu: nicht lauten Schalles kann man sagen, was ich zu sagen habe. Denn ausschütten will ich vor dir die letzten Fluten, die da wogen auf dem Grunde meiner Seele, dir zeigen das verborgenste Zucken meines Trachtens, meines Hasses. Nicht Tage, nicht Jahre nur, – jahrzehntelang hab' ich's mit mir umhergetragen, schweigend und schwer. Es ist Wollust, es – endlich! – auszusprechen. Wem sollt' ich mich vertrauen? Ein Weib erträgt solche Gedanken nicht. Meine Söhne? Sie sind zu jung. Ein Bruder ...« Er zuckte leicht und verstummte.

Der Alte warf einen raschen, scheuen Blick auf ihn: »Du hast keinen Bruder mehr, Herr. Lange schon ist es her, daß Fürst Bleda ...« – »Starb. – – Es hat mir seither manchmal – beinahe – leid gethan, daß er ... starb. – Aber nein! Er mußte sterben. Sonst wär' er nicht gestorben. – Und er starb.«

»Und er starb,« wiederholte Chelchal, die Augen niederschlagend und starr zu Boden sehend.

»Nein, Alter,« rief Attila plötzlich schrill. »Er starb *nicht*.« – Und nun fuhr er wieder ganz leise fort: »Ich hab' ihn – mit dieser Hand –« er reckte die Rechte vor sich hin – »ermordet.«

»Du sagst es,« sprach Chelchal, ohne eine Miene zu verziehen, ganz ruhig; er schlug die Augen nicht auf.

»Es gefällt mir,« sagte Attila nach einer Weile, »daß du kein Erstaunen heuchelst. Du hast es also gewußt?« – »Immer.« – »Und die Hunnen?« – »Auch.« – »Haben sie's ... verziehen?« – »Haben sie's dir je vorgehalten? Du *thatest* es, also war es notwendig.« – »Ja, notwendig, sollte des Rache Gottes Wille geschehen. Du wirst das bald einsehen. Höre!«

»Ich höre,« sagte Chelchal. Er änderte nun seine Stellung auf dem Boden, er setzte sich, zog beide Kniee in die Höhe, lehnte die beiden Ellbogen darauf und vergrub das faltige Gesicht in den Händen; nur manchmal hob er wohl den Kopf und sah seinem Herrn in die Augen.

Matt und matter brannte während des langen Gesprächs die schwergoldne Ampel, die von der Mitte des Getäfels an rotem Lederband herunterhing: einst hatte sie in Jahves Tempel zu Jerusalem gebrannt: von den Legionen des Titus nach Rom geschleppt, war sie von Kaiser Constantins aus dem Pantheon genommen und Sankt Peter geschenkt, vor wenigen Jahren aber von Papst Leo neben andern Schätzen dem Hunnen entgegengetragen worden, ihn begütigend von dem Zug auf Rom abzubringen; Attila hatte sie Chelchal geschenkt, und nun hörte sie in dessen Haus in nächtlicher Stunde eine Beichte, inhaltschwerer, als sie je am Tiber vernommen hatte.

Sechstes Kapitel.

»Du weißt,« hob der Herrscher an, »nach des Vaters Tod , ... Es war entsetzlich, wie er da lag in seinem Blute.« »Ja! Und das Weib ...« fiel Chelchal schauernd ein. »Schweige doch!« gebot Attila. »Wenn es je die Hunnen erführen –« Aber der Alte fuhr fort unter dem Bann eines inneren Grauens, das ihn noch mächtiger zwang als die Scheu vor dem Willen seines Herrn: »Das Weib! Mit dem nackten Messer. Die alte sarmatische Unholdin! Das Messer, von *seinem* Herzblut triefend! Wie sie es schwenkte über dem wirren Haar! Rote Tropfen fielen davon auf die weißen Strähne. Und wie sie dazu schrie: Meinen Enkel, den schuldlosen, hat er gekreuzigt. Aber die alte Großmutter hat den Jüngling gerächt.« – Und ein altes Weib hatte Mundzuck getötet, den Herrscher aller Hunnen, meinen Herrn!« Der Greis stöhnte vor Weh. »Schweige! sag' ich.« – »Sie wissen's doch! – Zwar ließt ihr beiden Söhne alle töten, die es mit angesehen: es waren vierzig Männer, zwölf Weiber und ein halb Dutzend Kinder: auch stieß sich die Alte sofort das Messer in die Kehle. – Aber gar manche der – unschuldigen – Zeugen, die getötet wurden, sagten's fluchend ihren Henkern, weshalb sie sterben mußten. Und die Henker erzählten's weiter! – So erfuhr auch ich es, wie ich vom Jazygenkriege zurückkam.« – »Ist schlimm, ist leidig, daß sie's wissen, die Hunnen. Denn sie glauben blind und zäh an den Wahn, der daran hängt.« Da hob der Alte das Haupt aus den beiden hagern, knochigen Händen, und fest den Blick auf den Herrscher gerichtet, sprach er: »Das ist kein Wahn. Ist irgend etwas wahr, so ist es dies.« Attila zuckte die Achseln. »Zweifle nicht daran!« fuhr der Alte warnend fort, den Zeigefinger erhebend. »Und rüttle nicht daran beim Volke! Du selbst – längst merk' ich es mit Weh! – hältst wenig mehr auf den alten Glauben der Väter.« – »Das ist zu viel gesagt. Ich glaube an den Gott des Krieges, den Rachegott, der mir sein eigen Schwert in die Hände gespielt hat. Ich glaube an die Weissagung unserer Priester aus dem dampfenden Blut der Kriegsgefangnen. Zumal,« lächelte er vor sich hin, »wenn sie mir Glück und Sieg weissagen.« »Das will sagen,« erwiderte der Alte, unzufrieden, »du glaubst aus allem, was wir von den Vätern überkommen haben, gerade so viel als dir jedesmal taugt. Hüte dich! Die Götter lassen sich nicht spotten. Hüte dich, Herr!« Ohne die Ruhe der Haltung zu verlieren, nur leise das mächtige Haupt erhebend, sprach der Herrscher: »Du drohst. Zwar nur mit den Göttern. Aber du drohst. Du weißt nicht, zu wem du redest, Alter.«

»Doch: zu Attila: vor dem der Erdball zittert, aber nicht die Götter. Und nicht – Chelchal. Chelchal hat dich zuerst auf das kleine Pferdlein gehoben, dir die Fingerlein durch die Mähne gesteckt, dich dann das Fäustlein schließen gelehrt, ist um die Wette neben Pferdlein gelaufen, – weißes Pferdlein war es! – hat Knäblein aufgefangen in diesen Armen, als Knäblein zum erstenmal von Pferdlein fiel. Chelchal wird dir die Wahrheit sagen, solange er lebt.« – »Du weißt, ich kann sie vertragen.« – »Oft. Meist. Nicht immer. Dein Sinn ist doch nur der schlecht gezähmte Wolf der Steppe. Ein locker gefügter Maulkorb ist deine Großmut. Plötzlich wirft ihn das Raubtier ab und ...« »Ja, ja,« bestätigte Attila, leise vor sich hinsprechend. »Die Wildheit des Blutes ist doch wohl zu altvererbt für alle Mühe kluger Zucht. Aber sei gerecht, Alter; sieh: tausend Völker beugen sich unter meiner Geißel: unzählbar sind die Götter, die sie glauben: unserer Väter Götter – Christus – Jahve – Wodan – Jupiter – Zrnbog. – Und Hunne, Christ und

Jude, Germane, Römer, Wende – jeder schwört, sein Gott sei der wahre: in Stücke läßt der Christ sich hauen, eh' er einem der andern Götter opfert. Was soll nun ich thun, all' dieser Völker Haupt? Soll ich an *all'* ihre Götter glauben, von denen einer den andern ausschließt? Oder an gar keinen Gott?«

Chelchal machte eine Bewegung des Entsetzens.

»Oder soll ich mir auswählen, was mir am besten zusagt, was ich glauben kann, ohne Heuchelei, ohne Selbstbetrug? Das ist es, was ich thue. Vor allem glaub' ich an mich selbst und meinen Stern. Aber gewiß auch an den, der mich ausgesendet hat unter die Völker: den Rachegott des Krieges.«

Siebentes Kapitel.

Der Alte war schon wieder befriedigt: mit einem begeisterten Blick auf seinen Herrn rief er: »Und an dich glauben – mehr als du selbst – deine Hunnen und Chelchal. Mehr, ach! mehr als an die frommen Lehren der Väter! – Gerade das, wovon wir sprachen, weist es dar.« – »Wie meinst du das?« »Nun, du weißt ja –« hier dämpfte der Alte die Stimme, wiewohl kein Lauscher um die Wege sein konnte, »Unheil und Verderben strömen aus schon von der Leiche des vom Weibe getöteten Mannes auf alle in der Nähe: wie die Pest flieht der Hunne einen so Erschlagenen. Und du weißt auch, welcher Fluch nach unsres Volkes uraltem, felsenfestem Glauben trifft nicht nur den Mann selbst, der da stirbt von der Hand eines Weibes, – auch seine Söhne! Und doch glauben sie an dich und dein unwandelbares Glück.«

Leise zusammenschauernd, wie fröstelnd, und den weiten Mantel fester um die Schultern ziehend, sprach der Herrscher: »Den *einen* Sohn traf es schon! – Muß es denn auch den andern treffen? – Nein doch! – Damit ist der Fluch erfüllt, gesättigt. Die Hälfte der Erfüllung, mein' ich, ist übergenuß für solch dummen Aberglauben.« – Er versuchte zu lächeln; aber es mißlang. »Hüte dich, Attila! Reize die Götter nicht! Daß sie nicht auch die zweite Hälfte erfüllen – an *dir*.« – »Bah! Sollte wirklich solcher Glaube gelten, so glaub' ich lieber der Weissagung, die mir erst neulich ward, als wir die gefangenen Boranenfürsten opferten. Aus ihren zuckenden Lebern las mir der Zauberpriester: »Dich, Attila, wird nicht wunden Erz, noch Stein, noch Holz: nicht Messer, nicht Speer, nicht Pfeil, nicht Axt, nicht Keule: in deinem Schlafhaus, auf deinem Lager wirst du sterben in schönen Weibes weißen, weichen, bräutlichen Armen.« Behaglich die kleinen Augen schließend, die Vorstellung in sich schlüpfend, sprach er die Worte langsam vor sich hin,

»Oh du kluges Haupt! Und du merkst nicht, der Zauberer – es war ja kein Hunne, ein durch die Lande fahrender Thessaler! – spendet nur solche Weissagung, die, wie er richtig rät, dir wie eitel Honig mundet? Denn immer noch unersättlich bist du der Weiber.« – »'s ist nicht bloß Lust, Chelchal. Hat tieferen Sinn. Und – verderblichere Ursach. – Nun aber vernimm von Bledas Ende. – Als wir des Vaters Reich und Schätze brüderlich geteilt hatten, das heißt ganz gleich ...« – »Das war edel von Bleda. Er war der Ältere. Er hatte das Recht auf das Ganze. Er gönnte dir die Hälfte. Das war edel.« »Aber dumm,« grollte der Chan und zog die finstern Brauen zusammen. »Es kostete ihm das Leben. – Also: wir herrschten ein paar Jahre in Eintracht...« – »Denn Bleda war sehr gerecht.« »Hör' auf, ihn zu loben,« unterbrach Attila rauh, »Er ist lange verfault, – er kann dir's nicht lohnen. Wir hielten die Nachbarn in Frieden, wehrten einzelne Angriffe ab. Jedoch der Hunnen Macht schmolz dahin.« – »Nein. Sie wuchs nur nicht.« – »Das ist mir schon zerschmolzen. – Umsonst drängte ich ihn zum Kampfe gegen Byzanz, Ravenna, die Goten. Die günstigsten Gelegenheiten, Thronkriege, Bruderkriege, Empörungen in den Nachbarreichen, – er verpaßte sie. ›Zeig' mir ein Unrecht, Bruder,‹ sprach er, ›das uns zugefügt wird, und ich werd's nicht dulden. Unrecht üben aber werd' ich nicht.« – »Ein weiser Fürst!« – »Ein Schwächling! – Ich allein, mit der Hälfte nur der Hunnen, war nicht stark genug für meine Pläne.« – »Die Unterjochung der Welt!« – »Nur Kleinigkeiten konnt' ich unternehmen. Und oft genug

fiel mir auch hierbei der Bruder, von den Bedrohten um Schutz angerufen, hemmend in den schon erhobenen Arm, wenn er mich im Unrecht währte. Lange trug ich's, knirschend, bis der Gott mich sein entledigte. – Wieder einmal hatte ich ihn aufgesucht, ihn fortzureißen zum Angriff auf Byzanz, wo drei Parteien sich zerfleischten: der Sieg war zweifellos. Er wies mich ab, kühl zuerst, dann, als ich heißer drängte, unwillig. ›Nun gut,‹ rief ich zornig, ›so schlag' ich allein los.‹ – ›Du bist zu schwach,‹ entgegnete er. – ›Das wollen wir sehen,‹ sprach ich und wandte mich, zu gehen. Da drohte er – und das ward sein Verderben! – ›Hüte dich, halt Ruhe!‹ gebot er. ›Längst schon reut mich, seit ich deine wilde Gier erkannt, daß ich dir das halbe Erbe gab. – Halte Friede! Sonst werd' ich deine Hunnen fragen, ob nicht noch jetzt das Recht des Erstgeborenen in Geltung treten soll. Laß doch sehen, ob nicht auch deine Völker lieber unter meiner milden Hand in Frieden leben, als unter deiner Geißel gegen alle Nachbarn gehetzt werden wollen.‹ Und er ließ mich stehen und schritt stolz davon.

Zuerst erstarrte ich vor stummem Grimm.

Dann stieß ich einen gellenden Schrei aus und jagte davon aus seinem Lager in dem Donauwald. Sobald ich mein Zelt erreicht hatte an der Theiß, warf mich ein hitzig Fieber danieder. In der folgenden Nacht hatte ich ein Traumgesicht ...« er hielt inne, holte tief Atem und sprach dann feierlich: »das entschied *sein* Geschick. Und das meine! Und das Geschick von tausend Völkern. –«

Achtes Kapitel

»Denn mir war: urplötzlich ward ich entrückt von meinem Bett, aus meinem Gezelt, in die Lüfte emporgeführt wie von wirbelndem Winde, hoch, immer höher, bis nah an die Sterne, und dann niedergelassen auf den Gipfel des höchsten Berges der Erde. Und war es bisher Nacht gewesen um mich, – nun ward es heller Tag. Und ich sah unter mir im blutroten Schein der Morgensonne hingebreitet alle Länder, von ihren Strömen wie von silbernen Bändern durchschlängelt: aber auch auf ihnen lag ein blutroter Schein: und sah alle Meere mit ihren Buchten und Inseln: aber auch auf den tiefblauen Meeren und auf den grünen Eilanden lag ein blutroter Schein.

Und ich sah vom Aufgang bis zum Niedergang! Von der uralten Heimat unseres Volkes in den salzigen Steppen jenseit des kleinen Meeres im Lande Asia bis zu den Säulen jenes Herkules, der auch die Welt bezwungen haben soll. Und ich sah von Mitternacht, wo eine geronnene See das leuchtende Meergold an eisige Gestade spült, bis zum Mittag, wo der gelbhaarige Vandalenkönig von gelbhaarigen geblendeten Mähnenträgern sich auf goldnem Wagen ziehen läßt durch das zitternde Karthago. Und ich sah vor mir das Treiben der Völker und ihrer Fürsten in all' diesen Landen: einem durcheinander wimmelnden Haufen von Ameisen däuchte es mir ähnlich.

Urplötzlich aber erschrak ich.

Denn die Sonne verfinsterte ihren Schein: zwischen ihr und mir stand eine gewaltige, eine furchtbare Gestalt: ein Riese! Dessen eherne Füße reichten vom Gürtel ab – durch den hohen Berg – hindurch bis auf das Thal der Erde und sein Haupt ragte hoch hinein in die verhüllenden Wolken des Himmels. So schaute ich nur seine gepanzerte Brust und den Hals. Manchmal aber blitzte es hernieder aus dem ziehenden Gewölk: das war ein Blick seines stammenden Auges: dann mußte ich geblendet das meine schließen. Oder auch sein Antlitz zwar blieb verhüllt, aber hoch jenseit der wehenden Wolken ragte hervor seine Helmspitze: die loderte in eitel flüssigem Feuer. Und ich kannte den Riesen: oder ich erriet ihn: Puru war es, der Hunnen oberster Gott, der schreckliche Kriegsgott.«

Chelchal erschauerte: er kreuzte die Arme über der Brust: »Sei uns gnädig, Puru, schrecklicher Gott!« flüsterte er.

»Mir war, mir ist er gnädig! Denn aus den Wolken drang zu mir herab seine Stimme, die scholl wie gedämpfter, dumpf grollender Donner. Und die Stimme sprach: »Du siehst vor dir die Völker der Erde. Aber nur von außen sahst du sie bis jetzt: Hab' acht: nun zeig' ich sie dir von innen.« Und siehe da: plötzlich drang mein Blick durch alle Marmordächer und alles Erzgetäfel der Tempel und Kirchen und Paläste und Steinhäuser im Süden und Osten und durch die ledergedeckten Zelte der Wanderhirten und durch das Moosdach oder die schneebedeckten Bretterdächer der Fischer und Rentierjäger im Westen und Norden: und ich sah Zank und Gewalt und Raub und Diebstahl und Mord und Ehebruch.

Und – oh grauenhafte Klarheit! – jedem Menschen, auf den mein Auge traf, sah ich in das Hirn und in das Herz: und ich sah seine geheimsten Gedanken und sein verborgenstes Begehren: und sah List und Lüge und mörderischen Haß unter dem

Schein der Freundschaft und lechzende Rachgier oder lechzend Lustverlangen, und sah Heuchelei der Priester wie der Opfernden; in allen, allen aber sah ich elende, feige Furcht vor dem Tode. Und mich überkam ungeheurer Ekel an der ganzen Menschheit. Ich schloß die Augen; ich wollte nicht noch mehr sehen. Der Gott aber sprach: ›Hast du Furcht, Hunne?‹

›Ich weiß nicht, was das ist,‹ erwiderte ich. ›Aber mir ward wie beim Riechen stinkenden Fleisches. Es ist greulich. Und es sollte lieber nichts sein als das, was ist.‹ – ›Du sprichst, was wahr ist. Und du – du sollst es wahr *machen*! Attila, Mundzucks Sohn: schau dort im Mittag die Römer in Byzanz, in Ravenna: sie sind siech, unheilbar siechend an innerer Fäule: das Scepter der Welt, es entgleitet ihren Händen. Und nun schau dorthin, gen Mitternacht! Siehst du die blonden Riesen mit den blauen, den leuchtenden Augen? Du wähnst – du hast es besorgt! – sie nehmen es auf, jenes goldene Scepter? Besorge das nicht! Sie sind wie die Bären ihrer Wälder: stark, todesmutig, aber dumpf, wie das reißende Tier. Sie zerreißen sich selbst, wo irgend sie aufeinander treffen, aus dummer Lust am Kampf. Sie berauschen sich im Kampf an Blut, nach dem Sieg in Bier und Met, viehischer als die Tiere, die du nur einmal berauschen kannst in demselben Getränk. Und sie lernen nie gehorchen. Darum lernen sie auch nie herrschen. Wer sie durcheinander, aufeinander hetzt, der wird sie leicht verderben durch ihren Wahnsinn, den sie Ehre nennen oder Treue oder Heldentrotz: und durch ihren viehischen Sauftrunk: in Blut und Bier und Wahnsinn des Stolzes, dadurch sind sie sicher zu verderben. Und hinter den blonden Säufern: die andern, welche noch Nebelgewölk des Ostens verschleiert: die können besser gehorchen, aber noch weniger herrschen und zumal noch weniger Vorsorgen für das Kommende als die blauäugigen Riesen mit den Kinderherzen: und sie saufen nicht minder und sind nicht so todeskühn: Wer Bären bändigt, lacht der Wölfe. Deine Hunnen aber sind zwar kleiner, schwächer als Römer, Asgardhsöhne und Sarmaten: jedoch ihre Zahl ist wie der Sand der Steppe. Und: sie können gehorchen, wahllos, unzaudernd, wie Hunde dem Jäger. Dir werden sie gehorchen wie der Pfeil, den du vom Bogen schnellst. Die Ernte ist reif: willst du mein Schnitter sein? Auf, Attila! Die ungeheueren Frevel Roms, von einem Jahrtausend gehäuft, schreien zu mir empor um Rache. Ich bin der Rachegott: willst du das Schwert des Rachegottes sein? Willst du? So wirf von dir in dieser Stunde, was menschlich ist an dir. Das heißt: was schwach. Und werde fühllos wie das Schwert in meiner Faust, nur *meinem* Willen dienend, mitleidlos die Halme mähend, die Hunderttausende würgend, auch Kinder, Weiber, Greise. Und ich will deinen Namen groß machen vor allen Königen. Und will unter deine Füße werfen alle Länder vom Aufgang bis zum Niedergang. Und Korn soll nicht mehr wachsen noch Gras noch Kraut auf der Scholle, darauf dein Roß den Huf gesetzt. Und dein Name soll, solange Menschen reden, das fürchterlichste Wort im Mund der Menschen werden, ein Ruhm und ein Fluch, ein Stolz und ein Schrecken ohnegleichen. Denn des Rachegottes Geißel sollst du heißen, das Größte und das Fürchterlichste sein. Willst du blindlings alles vollziehen, was ich dir eingebe? Attila, willst du?‹

Ich schauderte. Mir graute. Ich schwieg. Mein Herzblut fror. Ich dachte: auch Unschuldige sollst du würgen? Ich dachte: wie ich – mit Bleda – auf den Knieen der lieben Mutter gesessen. Mich erbarmte der Mutter, der Kinder ... –

Er sah durch mein Haupt hindurch meine Gedanken. Und lachend – aber es war furchtbar, wie wenn der Donner widerhallt am Felsen – rief er: ›Du zögerst? Du willst nicht? Wohlan! Im Donauwalde, nahe Bledas Zelten, da liegt unter Moos mein altes Sieges Schwert vergraben. Der Fürst, der es ergreift, der *wird* von Stund an – ob er will, ob nicht – wie dieses Schwert, wird *selbst* mein fühllos unbesieglich Schwert. So werde Bleda denn der Herr der Welt!‹

Und unter Blitz und Donner war der Gott verschwunden. Nacht ward's um mich her. Der Berg, auf dessen Gipfel ich gestanden, that sich auf unter meinen Füßen. Ich stürzte, stürzte, schwer wie ein fallender Stein, endlos tief hinab. Das Blut brach mir aus Mund und Nase.

Ich schlug endlich auf der Erde auf – alles schmeckte nach Blut ... Da erwachte ich: wirklich schmeckte ich Blut: Blut war mir aus Mund und Nase gebrochen: ich lag vor meinem Lager, auf der Erde: das Fieber hatte mich herausgeworfen: mir war wie zum Sterben.

Es war Nacht; matt glomm die Ampel; aber über mich beugte sich ein Bote Bledas, der sprach:

›Dein Bruder – als der ältere – gebietet dir, morgen vor Sonnesinken vor ihm zu stehen. Kommst du nicht und gibst du nicht den Angriff auf, den du ihm mitgeteilt, wird dein Bruder Bleda deine Völker dir nehmen, wie er sie dir gegeben hat.‹ Und er verschwand.«

Neuntes Kapitel.

»Am andern Tage ritt ich zu Bleda durch den Donauwald. Die Sonne traf schon seitlings durch die dunkeln Zweige der Tannen. Blutrot war alles – ganz wie ich's im Traum gesehen: die Äste und die Stämme und was man durch Baum und Busch hindurch vom Himmel sehen konnte. Und tief blutrot das weiche, dichte Moos des Waldbodens, das die Sonnenstrahlen gierig sog.

Ich ritt meinen Begleitern weit voraus, allein.

Mich fröstelte. Der Traum der Nacht – mit offenen, wachen Augen mußst' ich ihn immer wieder träumen. Da hörte ich Vieh brüllen tiefer im Walde, rechts von der Straße. Das störte mich auf aus meinem wachen Traum. Ein Hirt kam aus dem Dickicht, er trug einen langen Mantel aus Kuhfell: ich kannte ihn; er gehörte zu Bledas Rinderknechten; wir waren nun nah an des Bruders Zelten. »Du lässest die Herde, Rual?« fragte ich. »Weshalb? Und was trägst du da unter dem Mantel?«

»Herr,« antwortete der Hirt, »ein uralt seltsam Eisen. Ich ließ die Herde, es meinem Herrn zu bringen. Eine junge Färse hinkte auf einmal, wie sie von der Tränke am Moosquell zurückkam. Sie blutete aus dem linken Vorderfuß. Ich folgte der Spur, und siehe, nahe dem Quell ragte aus dem feuchten Moos eine scharfe Erzspitze: ich grub das Ganze hervor mit meinem Hirtenstab: es war eine alte, eingerostete Klinge. Seltsame Zeichen sind darauf eingeritzt. Und schau« – er schlug den Mantel zurück und hielt mir das Erz vor die Augen – »hier oben am Griff, an der Eisenzunge, die in der Hülse stak – das Holz ist längst vermodert! – da glühen runde, rote Steine: wie Tropfen Blutes –.«

Heiß durchschoß es mich wie feuriger Blitz. Fort war das Frösteln. »Mir! Mir das Schwert!« schrie ich und griff vom Gaul herab danach. Aber behend sprang der Hirt zur Seite, »Wo denkt Ihr hin?« rief er. »Auf Bledas Boden von Bledas Knecht gefunden! Sein ist das Schwert.« Und er eilte mir hastig voraus zu den nahen Wachen des Lagers, Bald stand ich im Zelte meines Bruders.

Der Mann – er hatte die Waffe noch in der Hand! – kniete vor ihm und erzählte. Schon streckte Bleda die Hand aus, sie zu ergreifen: da trat ich ein. Er winkte dem Knecht, hinauszugehen; der stand auf, legte das Schwert auf den Schenktisch, beugte sich tief und schritt hinaus. Der Bruder, strenger und stolzer, als ich ihn je gesehen, richtete sich hoch auf – er war viel größer als ich – und sprach, zu mir herabblickend:

»Wähle, Attila. Mir träumte heute Nacht, du seiest der Riesenwolf, von dem die Germanen sagen, er werde zuletzt alle Götter und alle Menschen verschlingen. Das sollst du nicht! Der Name Hunne soll nicht ein Fluch werden unter den Völkern. Schwöre, keinen Krieg mehr zu führen ohne meine Verstattung. Oder ich rufe deine Völker von dir ab. Sie werden mir gehorchen. Dich fürchten sie, dich hassen sie, mich lieben sie. Und stärker als der Haß ist die Liebe.« – »Meinst du? Es ist dir nicht Ernst ...« Mehr brachte ich vor Ingrim nicht hervor. »Du zweifelst?« sprach er. »So werd' ich schwören! Den schwersten Schwur, den Schwur aufs Schwert! Wo ist ...?« Er griff in sein Wehrgehäng: aber er hatte sein Schwert in dem Schlafrum des Zeldes gelassen. Er sah sich rings in dem Trinkzelt um: kein Schwert hing an dessen Pfosten. Da fiel sein

Auge – ich sah es und erschrak ins tiefste Mark hinein! – auf *das*, das Schwert! ›Gerade recht,‹ sprach er. ›Rual, der Hirt, meinte, nach uralter Sage unseres Volks sei das Schwert des Kriegsgottes in dem Donautann vergraben. Vielleicht‹ – er lächelte – ›ist's dies. Ich schwöre auf dies Schwert ... –‹

Er schritt langsam darauf zu: nur zwei Schritt. Beim dritten lag er vor meinen Füßen: ich sah den roten Strahl aus seinem Halse spritzen: – über und über ward ich rot von seinem Blut, mein Gesicht, meine Hand und zumal das Schwert, das ich in der geballten Faust hielt: – ich wußte nicht, wie es in meine Hand gekommen. Kein Wort von ihm mehr, nur ein Blick traf mich. Aber er traf mich *nicht!* Fühllos war ich geworden: ohne Reue, hart wie das Eisen in meiner Faust.

Frohlockend schrie ich: ›Ja! Es ist das Zauberschwert. Denn ich fühle nichts mehr.‹ Da brach sein Auge.«

Er hielt inne und holte tief Atem.

Zehntes Kapitel.

Nach langem Schweigen begann Chelchal mit einem ruhigen Blick auf den Mörder: »Den Hunnen sagtest du, aus dem Zelte tretend, der Bruder, Weines voll, sei unvorsichtig in das Schwert getaumelt. Nicht alle glaubten es. Manche wollten murren ...« – »Aber ich ließ ihnen nicht die Zeit dazu. Krieg gegen Byzanz, Krieg gegen die Ostgoten, Krieg gegen die Markomannen, Krieg gegen die Sarmaten begann ich noch am selben Tag.« Chelchal nickte: »Bleda war noch kinderlos. Seine schwangere Witwe ward eingebannt, streng bewacht. Was sie gebar, – niemand hat's je erfahren.« Unwillig über die Unterbrechung sprach Attila mit kurzem Kopfschütteln: »Der Knabe ... starb. Ich aber! Jeder der vier Kriege ward ein Sieg. Und seither folgen sie mir blindlings, wann ich, jenes Schwert schwingend, ihnen vorausjage. Sie wissen es, daß ich es von Bleda ... geerbt. Und es ist das Siegeschwert! Es ist's! So hat es sich erwahrt in meiner Faust –! Nie ward ich noch geschlagen. Nein!« rief er plötzlich mit weithin dröhnender Stimme, den Fuß aufstampfend, »nein! Auch nicht dort in Gallien von dem unsinnigen Bund zwischen Römern und Westgoten. Du zuckst die Achseln, Alter? Nein! sag' ich dir. Wurden wir verfolgt, als wir von hinnen zogen? Und ich hätte am vierten Tag zum viertenmal angegriffen – noch hatte ich Hunnen genug! – wäre mir nicht in der Nacht – Blut war mir aus dem Schlund gebrochen, dem Ersticken war ich nah! – der Kriegsgott zum zweitenmal erschienen, sprechend: ›Kehre jetzt um, unbesiegt. In drei Jahren kehre wieder, dreifach so stark, und siege!‹ Ich werde nächstes Frühjahr wiederkehren und werde siegen.

Dann wähten meine Neider, mein Schwert habe doch Einen Feind nicht treffen können: den Papst zu Rom, – Die Thoren! Sie wähten, ich sei damals umgekehrt aus Furcht vor dem Zorne des Christengottes, welchen mir der weißbärtige Priester angedroht habe auf der Straße bei Mantua. Warum sollte ich aber Christus oder Sankt Petrus mehr fürchten als die andern Götter, an die ich auch nicht glaube? Doch unter unsrem Volke wie unter den Germanen geht der Spruch: ›Wer Rom betritt, wird römisch oder stirbt.‹ Ich kannte lange diese Rede: ich schlug sie in den Wind. Allein es war mir nicht wohl dabei, als ich den Befehl gab zu Mantua: nach Rom! Am Abend dieses Tages stieß ich auf den Bischof von Rom und seine Priester, die mich um Schonung anflehten, knieend Geschenke darreichten. Nicht dieser Abend und Leo schreckten mich zur Umkehr, die darauf folgende Nacht und ein Traum. Und eine Wahrheit. Noch immer tönnten mir nachts in meinem Zelt die Bitten, die Warnungen des wehrlosen alten Mannes in dem Ohr: ich fand keinen Schlaf. Endlich – gegen Morgen – entschlummerte ich und sah alsbald im Traum – du weißt; Morgentraum ist halbe Wahrheit! – vor meinen Augen aufsteigen wie aus hohen Stromgewächsen eines schilfigen Flusses ein königliches Haupt, welchem noch die Jugendlocken, die germanenfarbnen, auf die Schultern rollten: das schüttelte aus den feuchten Haaren Schilf und Muscheln, und die gepanzerte Gestalt, die Rechte warnend erhebend, sprach: ›Alarich hieß ich, Rom erstürmt' ich, gleich darauf starb ich, die Welle verbietet, mehr zu sagen. Hüte dich, Attila!‹ Und versank wieder in den flutenden Strom.

Ich aber fuhr empor, erschreckt und geweckt durch einen sehr lauten, surrenden Ton über meinem Haupte: es war heller Tag: ich sah an meinem Bogen, der über meinem

Pfühle hing, die starke Sehne zersprungen: sie hing herab und schwang noch auf und nieder.«

»Das ist ein arges Zeichen,« murmelte Chelchal ganz erschrocken. »So sagte auch ich mir und befahl die Umkehr. Besiegt aber hat mich der Papst von Rom so wenig wie Aëtius oder der Westgote.«

Elftes Kapitel.

Nach kurzem Schweigen begann der Herrscher aufs neue: »Jedoch stärker noch als durch meine Unbesiegbarkeit hat jenes Schwert sich als echt erprobt – ich sagt' es schon – durch meine Unrührbarkeit. Mein Herz ward Erz, seit ich die Waffe zuerst ergriff, den Bruder damit zu erschlagen. Furcht, Mitleid, ja selbst Zorn rühren nicht mehr an mich.«

»Es ist wahr, tot, wie der Todesgott selbst, wandelst du unter den Menschen. Aber was ist Beherrschung an dir, was Fühllosigkeit? Man sieht dich nie lächeln. Ich glaube, selbst die Weiber nicht, welche du küssest – unablässig. Es scheint, auch die Lust der Liebe, – sie ergreift dich nicht.«

Der Herrscher warf die dicke Unterlippe auf: »Nein. – Aber doch! – Irgend einen Rausch, so scheint es, muß der Mann haben. Wein zu trinken oder Ael oder Met – alles außer Wasser («oder etwa,« grinste er, »Blut, damals in Gallien, als die Marne mehr Blut als Wasser wälzte!«) – alles, was berauscht, hab' ich schon als Knabe geschworen, als ich den Bruder einmal im Rausch ausplaudern hörte, was er gern verschwiegen hätte. Sieg, Ruhm, Macht, Gold, sie berauschen mich nicht mehr: ich muß sie freilich *haben*, wie ich Luft haben muß, um zu leben; aber sie berauschen mich nicht mehr. – *Mein* Rausch ist: das Weib; die *Qual* des Weibes in diesen Armen.« – »Und doch auch des Weibes Schönheit, will es scheinen. Denn die allerschönsten nur suchst du dir aus! Und seit Jahren – seit Jahrzehnten! – beinahe stets Germaninnen. Weshalb?« »Das will ich dir sagen, Chelchal,« sprach der Herrscher und blinzelte mit den häßlichen Augen wie ein sehr böses Tier. »Es ist nicht bloß Lust: auch anderer Völker Weiber sind oft schön: es ist,« – er lächelte grimmig – »es ist auch Staatsweisheit dabei oder Arglist, was dasselbe. – Denn die Germanen ...« – Er stockte; dann fuhr er fort: »Trotz der Tröstung des Kriegsgottes, – viele Sorge machten sie und machen sie mir doch! Ja, meine einzige! Hei, dort in Gallien, zerstampft hatte ich auf jenen catalaunischen Feldern des klugen Aëtius Schlachtenlenkerschaft in seinem klugen Gehirn unter den vielen hunderttausend Hufen meiner Rosse, hätten diese verhaßten Goten neben ihm nicht gekämpft wie ...« »Nicht wie Menschen,« sprach Chelchal, leise bebend, »wie ihre eignen Götter von Asgardh!« – »Und gleichwohl! Die Männer der Germanen fürcht' ich kaum. Puru sprach wahr: sie lernen nie gehorchen, sie lernen nie zusammenstehen: der Suff und der Wahn der Ehre bringt sie um. Und gar nichts halte ich auf die einfältige Tugend, die diese sechs Fuß hochaufgeschossenen Recken, diese Knaben mit den Riesenleibern, Heldenschaft nennen. Eine Dummheit ist sie, diese blinde, ja jauchzende Lust, sich in die Speere zu werfen und in den Tod.

Der wilde Wisent des Urwalds ist danach der größte Held und verdiente, König aller Germanen zu sein: denn furchtloser und stärker ist nichts, was da atmet. Aber ein roter Lappen reizt ihn zu selbstmörderischer Wut, ein kleiner Giftpfeil erlegt ihn aus weiter Ferne, in jede klug gegrabene Grube fällt der hilflose Riese. Das aber ist mein Königtum: rote Lappen, Giftpfeile, schlaue Fallgruben. Manchmal freilich ist es nötig, diesen Buben von vierzig Jahren zu zeigen, daß ich auch in ihrer gepriesenen Tugend der Armmuskeln ihren flachsbärtigen Königen nicht nachstehe. Ganz gern daher erfüllte ich den Wunsch Ezendruls: wie staunten die Gesandten der Gepiden und die andern

Germanen, sahst du's wohl? – Also: mit dieser plumpen Tölpelei der Heldenschaft ist noch fertig zu werden. Aber Eines ist auf Erden, – nur Eines! – was ich nicht fürchte zwar, aber scheue. Scheue, wie ein göttergeweihtes, götterumhegtes Geheimnis: das ist das germanische Weib. Da liegt's! Das ist's! Da droht etwas, das nicht meine Staatslist, nicht das Saufen und die eigne wilde Kraft selbstmörderisch zerstört. Schau' sie nur an, diese hochgewachsenen Jungfrauen, diese stolzbusigen Weiber! Wie lichte Göttinnen schreiten sie im Schmuck des leuchtenden Haares über die Erde hin schwebenden Schritts. Und wie blitzt aus ihren graublauen Augen ein keuscher Stolz, der mich schon oft – zurückgehemmt hat; freilich nicht auf lange,« fügte er höhrend bei. »Und wie erziehen sie, Mütter ohnegleichen, ihre Kinder immer wieder zu dem gleichen edeln Trotz! In ihren Weibern muß man sie vernichten, die Germanen. Da sprudeln die tiefsten, die geheimsten, die verjüngenden Quellen ihrer Kraft. Da man sie nun doch nicht alle in die Donau jagen kann – es sind zu viele und« – hier strich er sich über die wulstigen Lippen – »es wäre auch schade um die weißen Leiber – sind neben den Griechinnen die schönsten Frauen der Erde! – muß man, statt sie zu morden, sie zerstören bei lebendigem Leibe. Mischlinge, nicht mehr Germanen sollen sie gebären; ein Mischvolk, hunnische Germanen, soll an Stelle treten der germanischen, der« – lächelte er grimmig – »Asgardh entstammten Germanen. So viele ich auftreiben konnte seit Jahrzehnten ihrer weißbusigen Mädchen, warf ich meinen gelben Hunnen in die Arme: viele, viele Tausende schon. Es kann uns nicht schaden, Alter,« blinzelte er, »wird unser Nachwuchs etwas schöner. Denn – mit ihren Schlitzaugen und spitzen Backenknochen – scheußlich sind sie, meine lieben Hunnen.«

»Flink, fromm, blind folgsam: – das sollte dir genügen, Herr,« grollte Chelchal.

»Es genügt auch – wenigstens zur Bezwingung, wenn nicht zur Verschönerung der Welt. – Die Allerschönsten aber, die Allerstolzesten, die Allertrotzigsten dieser blonden Halbgöttinnen zu Hunninnen zu machen, – das behalt' ich diesen Armen vor.« Und er wiegte mit Wohlbehagen, im Vollgefühl strotzender Kraft, die beiden gar kurzen, aber gewaltigen, die Vorderarme aufwärts biegend, die mächtigen Muskeln der Oberarme anspannend. »Die Lust wird mir erhöht durch die Qual der Widerstrebenden, schärfer noch gewürzt durch den geheimen Zweck, durch den Sieg meines Hasses gegen all' Germanentum. Wie viele Hunderte der Allerherrlichsten hab' ich nicht schon zerbrochen für immerdar. Und wenn sie – anfangs – gar zu ungebärdig toben, in Fesseln werden sie doch bald müde! Und haben sie mir erst das erste oder einem meiner Günstlinge das zweite Hunnenkind geboren, dann sind sie zahm. »Freilich,« fuhr er nach einer Weile kopfschüttelnd fort, »nicht immer. Und meine Mischzucht will nicht recht gedeihen. Die Häßlichkeit, so scheint's, vererbt sich leichter als die Schönheit! Schon manche Germanin hat, sah sie nun das Kind, das der Hunne ihr gezeugt, vor sich liegen, gelb, krummbeinig, scheusällig, es nicht an die Brust gelegt, sondern an die Wand geschleudert. Es mischt sich übel! Der Hunnenessig macht die Germanenmilch gerinnen. Auch meine eignen Söhne von Germaninnen, – ich hab' nicht Freude dran.« Er schwieg und sah finster vor sich nieder.

»Ellak ist ein edler Geist.«

»Ein Schwärmer ist er,« fuhr der Vater unwillig auf. »Ein Träumer! Ein Weichling! Von seiner Mutter, der Amalungentochter, hat er das thörichte Träumen geerbt, das ziellose Sehnen und Sinnen ins Blaue hinaus. Und das weibische Erbarmen! Möchte alle Feinde

durch Edelmut entwaffnen! Edelmut! Gegen Byzanz! Gegen jene elenden Kaiser! Der Gotin Sohn liebt die Goten mehr als die Hunnen! Ich glaube wirklich,« schloß er grimmig, »er haßt mich dafür, daß ich als Hunne mir die Freiheit nahm, sein Vater zu werden! Mit gotischen Heldenliedern sang ihn Amalahild in Schlaf, gotische Heldensagen in gotischer Zunge raunte sie ihm unablässig zu, bis ... bis mir's einmal zu viel ward und sie plötzlich – starb.« Sein Mund zuckte ein wenig.

»Ich stand dabei,« sprach Chelchal ruhig. »Ich und der Knabe. Du verbotest ihr, ihm weiter vorzusingen auf gotisch. »Nur noch den Schluß,« bat sie, »von König Ermanrichs, meines Ahnherrn, stolzem Ende. Ehe er sich, mein Sohn, den Hunnen beugte, stieß er sich ...« »Sie konnte nicht vollenden!« schrie Attila. »Denn ich stieß zornig nach ihr mit dem Fuß.« – »Sie war schwanger; sie starb sogleich. Und Ellak stand dabei. Soll er dich lieben?« – »Fürchten soll er mich! Und nicht hoffen, daß er je mein Erbe wird, der Krüppel, Er kann ja nicht einmal mehr fechten.« – »Mit der Rechten. Mit der Linken ficht er vortrefflich, wie du sehr wohl weißt: oft hat er mit der Linken für dich gesiegt, seit er sich – dich zu retten – die Rechte hat zerschmettern lassen. Vor Orléans war's. Er hielt die Rechte zwischen dein Haupt und den gewaltigen Felsblock, den vom Wall herab der römische Katapult geschleudert hatte: er war scharf gezielt.« »Bah, er hätte mich nicht getötet: so wenig wie die Wolken von Pfeilen und Speeren auf dem catalaunischen Feld. Du weißt ja jetzt, – ich habe dir's ja gesagt – wie ich sterben werde. – Aber,« fuhr er mürrisch fort, »auch meiner andern Söhne wimmelnder Troß – einhundertzweiundachtzig sind es gestern gewesen, heute ward die Geburt von zwei weiteren gemeldet, die Töchter zähl' ich längst nicht mehr – es ist nicht viel damit. Auch nicht, zärtlich wie ich ihn liebe, mit Ernak, meinem schönen Knaben.« – »Ernak hast du verderbt durch deine blinde Liebe. Bessere Zucht ward für Ellak des Vaters – Haß. – Und Dzengisitz?« – »Ei freilich, Dzengisitz. Der ist so recht nach deinem Herzen, Alter. Der echte Hunne!« – »Ja! Der beste Reiter unseres ganzen Volkes. Und der beste Pfeilschütz.« – »Nun ja! Er ist nicht übel. Ich mag ihn ganz gut leiden, den frechen Jungen,« sprach Attila wohlgefällig. »Aber seine Mutter – uih, sie war nicht schön.« Und er verzerrte das Gesicht, als habe er in eine bittere Wurzel gebissen. »Sie entstammte,« entgegnete Chelchal, »unserem ältesten Herrschergeschlecht, – älter als das deine.« – »Deshalb befahl Vater Mundzuck mir die Gemahlin. Sie ward dadurch nicht anmutiger. Ein greulich Brautbett! Und unser Sohn, Dzengisitz – nun, er gedieh danach! Er ist noch häßlicher als Vater und Mutter zusammen. Und obwohl er das rechte Gegengift wäre wider Ellaks Weichheit, – zum Herrscher der Welt taugt auch er nicht. Mit Reiten und Schwalbenschießen führt man mein Reich nicht fort. Da lob' ich mir Ernak, den schönen!«

»Herr,« rief Chelchal, »soll der Knabe von fünfzehn Jahren, der maßlos verhätschelte, die Welt beherrschen?« Aber der zärtliche Vater hatte gar nicht auf die Frage geachtet. Mit sich selber raunend fuhr er fort: »Seine Mutter! Sie war doch mein süßestes Abenteuer. Sonst graut den Weibern stark vor mir, und ohne Gewalt haben mich nur Hunninnen umarmt. Aber sie! Aber Libussa!« Und nun sprach er, nicht für den Hörer, nur zu sich selber, in Erinnerung versunken, leise weiter: »Wird da auf einmal im Lager als Gast die Tochter eines Sklabenenfürsten gemeldet. Sie verlangt, mich in meinem Zelt – allein – zu sprechen. Ich bin auf einen Dolchstoß vorbereitet: sie aber wirft sich mir zu Füßen. Wie war sie schön! Blauschwarz die dicken Zöpfe, kirschrot die üppigen Lippen, Pfirsichflaum auf den Wangen! Und sie flüstert zärtlich zu mir auf: »Bis zu

meinem Volk im fernsten Ostland drang der Ruhm deines Namens, wie du der Gewaltigste seiest aller Männer und keiner deinesgleichen lebe auf Erden. Da entbrannte heiß für dich mein Blut und ich sprach zu mir auf schlummerlosem Pfühl: von dem gewaltigsten Mann auf Erden will ich einen Sohn empfangen. Oder sterben. So brach ich auf und reiste zu dir, Tag und Nacht – mondenlang! Nun schau' ich dich. Schön bist du nicht, aber sehr gewaltig. Nun küsse mich! Oder töte mich!' – Ob ich sie küßte! Dies Weib allein hat mich geliebt. Libussa, du starbst, sowie du mir ihn geboren, den Knaben, den schönen ...« – »Herr, du wirst nicht diesem Kinde ...« »Nein,« – er fuhr nun auf aus seinem erinnernden Brüten. »Denn es ist mir geweissagt, Ernak lebt nur einen Tag länger als ich.« »Wie, o Herr?« rief Chelchal erschrocken. »Sei getrost. Diese Weissagung zwar ist hart, sehr hart. Aber auch ein anderes, ein Höheres ist mir verkündet. Horch auf!« – »Ich höre.«

»Der thessalische Zauberer –« – »Der dir den Tod in Frauenarmen geweissagt?« – »Derselbe. Ich traue ihm ganz. Denn er durchschaute meine eigenen geheimsten Gedanken. Ich fragte ihn: ›was hab' ich schlaflos diese Nacht durchdacht?‹ ›Die Wahl deines Erben,‹ sprach er sofort. ›Mühe ist nicht damit, großer König. Dein Erbe ist gewählt.‹ Ich staunte. Er aber fuhr fort: ›es lebt eine blondgezopfte Jungfrau. Deren Anblick wird dich entzünden wie niemals Weibes Reiz zuvor. Erzucken wirst du bis ins Mark, erschaut du sie. Die allein kann dir den Sohn gebären, der deine ganze Größe erben wird. Er wird sich unterwerfen alle Völker des Erdballs.‹ – Seither wart' ich gierig dieser Jungfrau.« – »Und du glaubst dem schmeichelnden Zauberer?« – »Ich glaubte ihm aufs Wort.« – »Du glaubst ihm nicht mehr?« – »Man glaubt nur Lebenden.« – »So ist er gestorben?«

»Nachdem er geweissagt, ließ ich ihn töten.« – »Warum? Du glaubtest, er betrog?« – »O nein! Du weißt: nach unserer Hunnenpriester uralter, stets bestätigter Erfahrung spricht nur derjenige Seher wahr ...« – »Auf dessen Leber ein kleiner Stern von weißen Streifen ruht. Deshalb wird, sobald ein Weissager gestorben, ihm die Leber ausgeschnitten und daraufhin beschaut.« – »Es *eilte* mir aber damit, dieser Weissagung Wahrhaftigkeit zu prüfen. Ich ließ ihn schlachten. Man fand den weißen Stern. Jeder Zweifel ist ausgeschlossen. – Nun, Alter, geh' ich. Es ward spät. Ich will schlafen. Und träumen. Der Traum soll mir die Jungfrau zeigen, die mir den Herrn der Welt gebären wird.«

Zwölftes Kapitel.

An dem andern Morgen wurde den beiden Gesandtschaften angekündigt, der Herrscher sei bereit, sie um die sechste Tagesstunde zu empfangen. Chelchal, Ediko und andere Vornehme begaben sich zu ihnen und führten sie in die große Gasthalle des hölzernen Palastes.

Der ganze weite halbkreisförmige Raum war von der Decke bis zu dem Boden und an allen Wänden mit glänzendweißen Linnenvorhängen, stets wechselnd mit einem buntenfarbigen Wollteppich, ausgeschlagen und verkleidet, ähnlich wie Griechen und Römer den Thalamos von Neuvermählten zu schmücken pflegten. Der Estrich aus gestampftem rotgefärbtem Lehm war fast über das ganze Gemach hin mit Teppichen belegt.

Vier Schritte von den Wänden standen in gleichgemessenen Zwischenräumen zierlich geschnitzte und reich, nicht ohne naiven Geschmack, bemalte viereckige Holzpfeiler, die den Boden einer Art Galerie stützten. Pfeiler und Wände waren überall bedeckt und geschmückt mit Waffen: Beutestücke oder Geschenke von allen Nachbarvölkern.

Die Halle war bereits angefüllt von hunnischen Großen und Kriegern, Fürsten und Gesandten fremder Stämme, deren Gefolgen und der Hausdienerschaft des Herrschers: es war ein buntes, reich bewegtes, malerisches Bild: da stand neben den Römern und Griechen in ihrer bei aller Pracht des Schmuckes einfachen plastischen Tracht der Finne in der Haut des Renttiers, der Suione im Bärenfell, aus Britannien der Kelte, halb nackt, mit Waid blau bemalt, der Wende im Schafvließ, der Germane in Wollmantel und Erzbrünne: aber sie bildeten doch alle nur Inseln in dem alles umflutenden Gewoge der zahllosen Hunnen.

Attila saß auf einer Erhöhung im Mittelgrund der Halle; mehrere mit kostbaren, goldgestickten Teppichen bedeckte Stufen führten zu diesem Holzbau, in dessen Mitte ein einfacher, schmuckloser Holzstuhl mit zwei Armlehnen den Thron des mächtigsten Herrschers des Jahrhunderts darstellte; nicht ein Schmuckstück hatte er der Tracht beigefügt, in welcher er gestern eingeritten war.

Die Gesandten machten, den Weisungen Edikos folgend, an der Thüre der Halle Halt und verneigten sich tief. Darauf wollte Maximinus die Stufen zu dem Hochsitz hinanschreiten und einen Brief des Kaisers Attila selbst überreichen. Allein sofort sprang ein hunnischer Fürst – es war Ezendrul – dazwischen, nahm ihm den Purpur-Papyrus aus der Hand, schob den Patricius von der untersten Stufe hinab, sprang selbst hinan, kniete vor dem Herrscher nieder und legte den Brief auf den Schoß des Herrschers, der unbeweglich sitzen blieb, ohne ihn aufzunehmen. »Ein eigenhändig Schreiben des Imperators Theodosios,« rief Maximin von unten hinauf: laut, denn er war zornig.

Attila rührte sich nicht.

»Der Imperator wünscht dir Heil und langes Leben.«

Da sprach der Chan langsam, Wort für Wort wägend, die Lippen möglichst wenig öffnend: »Ich wünsche dem Imperator dasselbe – ganz genau dasselbe – was, wie ich

weiß, er mir wünscht. – Die fällige Jahresschatzung, die beide Kaiserreiche schulden, sie ist endlich eingetroffen, Ediko?« – »Ja, Herr, diese Gesandtschaften haben sie gebracht.« – »Du hast nachgezählt?« – »Nicht ein Solidus fehlt.« – »Wohl, aber wo sind die Geschenke beider Kaiser?« fuhr er nach einem bedeutsamen Schweigen nun lauter und rauher fort. »Ich höre nur Gesandte, die Geschenke bringen. Chelchal, hast du sie geprüft? Sind sie meiner würdig?«

»*Deiner* Herrlichkeit, o Herr, ist keine Gabe würdig. Aber in Erwägung der geringen Herrlichkeit der beiden Geber mögen sie genügen.« »Verteile sie unter meine Fürsten, zumal Ardarich und Valamer bedenke. Aber auch Wisigast! Und vergiß auch nicht den feuerblütigen Königssohn der Skiren, den harfenkundigen jungen Helden. – Allen nach Verdienst ihrer Treue! – Aber wie?« – hier verfinsterte sich, wie bei bitterer Überraschung, sein Gesicht. – »Ich meine, ich sehe unter den Gesandten von Byzanz eine bekannte Gestalt – der Kleine, der dort abseits steht den andern.« Er blickte drohend auf Vigilius, – gleich zu allererst hatte ihn sein Auge gesucht – die Namen der Gesandten waren ihm ja längst gemeldet – und gefunden. »Ich genoß schon einmal der Wonne,« begann der Erschrockene, »als Dolmetsch ...« – »Wie heißt sie doch, Ediko, diese Kröte?« – »Vigilius, Herr.«

»Ah ja, Vigilius!« und in unwilliger Bewegung, mit einem jähen Stoße des rechten Knies, schleuderte er den unberührten Brief des Kaisers von sich – er flog zu Boden. »Wie kannst du es wagen, freches Aas, vor mein Angesicht zu treten, bevor, wie ich dir damals zu dolmetschen befahl, alle Überläufer ausgeliefert sind? Meint ihr, ich werde dulden, daß unter euren Feldzeichen meine eignen, mir entlaufenen Sklaven die Waffen wider mich heben? Alle Unterthanen meines Reiches sollen es merken, daß es keine Flucht giebt vor Attila, keine Rettung vor seinem Zorn. Keine Burg, keine ummauerte Hauptstadt gewährt Schutz vor mir: aus dem goldnen Hause zu Byzantion selbst greif ich meine Feinde heraus: mit *dieser* Hand!« Er streckte die Rechte gerade vor sich hin.

»Wir kommen, dir zu sagen,« begann Vigilius furchtsam, »daß nur noch siebzehn Flüchtlinge – Überläufer, wie du sie nennst – aus deinem Reiche bei uns weilen. Diese sind bereits Ägintheus, dem Führer der Grenztruppen in Illyricum, überwiesen, sie dir in Ketten zu schicken. Demnächst werden sie eintreffen.« – »Siebzehn! – Du wirst nachher die richtige Zahl erfahren. – Ihr ndern aber, ihr Gesandten des Kaisers von Ravenna, vernehmt: ich verzichte auf die Auslieferung jenes Hehlers meiner mir unterschlagenen Kriegsbeute von Viminacium – ihr werdet hören, unter welcher Bedingung. – Wer ist Maximinus, der vertrauenswürdigste Senator des Kaisers von Byzanz?«

»Ich heiße Magnus Aurelius Maximinus.« Mit Ernst, mit Wohlgefallen ruhte des Chans Auge auf dem würdevollen Antlitz.

»Verstatte, o Beherrscher der Hunnen ...,« begann Priscus – »*Herr*, redet man mich an.« – »Verstatte denn, o Herr der Hunnen ...« Attila zuckte, aber er lachte im stillen über die Ausweichung und ließ den gewandten Rhetor fortfahren: »daß ich dir im Auftrage des Kaisers und im Namen meiner Mitgesandten die Dinge – der Reihe nach – klar lege, wie sie wirklich sind, nicht wie deine wechselnden, – ach sehr häufigen! – Gesandten sie sehen und dir schildern. Du verlangst, Kaiser Theodosios solle dir ausliefern alle, welche – Überläufer nennst du sie! – aus irgend einem Grunde sich durch Auswanderung der Milde deines Scepters zu entziehen vorzogen. Vielleicht

deshalb, weil deine hunnischen Rechtsgelehrten und Geißelschwinger doch wohl nicht in allen Fällen so gerecht und weise urteilen, wie du es – ohne Zweifel! – willst und – leider! – auch als geschehend voraussetzest. Nun ist es doch hart, daß der Kaiser dir ausliefern soll alle die, die seinen Schutz dem deinigen ... aber ich sehe an deinem Stirnrunzeln, daß ich im Unrecht sein muß – also gut, sie werden ausgeliefert werden! – Weiter verlangst du außer dem rückständigen und dem fälligen Tribut – wollte sagen: der jährlichen Ehrengabe! – die des kommenden Jahres vorausbezahlt – unter Drohung sofortigen Angriffs! – Wir schleppten sechstausend Pfund Gold herbei. Du verlangst sogleich weitere zwölfhundert Pfund Gold. Ja, du *hast* bereits – weil unsere Antwort auf deinen schlechten Straßen nicht rasch genug eintreffen konnte, – mitten im Frieden unsere Städte belagert, Viminacium, Ratiaria und viele andere weggenommen, ausgeplündert und verbrannt. Für jeden – nach *deiner* Angabe – vorenthaltenen Überläufer verlangst du zwölf Goldsolidi! Wohlan, wir haben – leider! – Vollmacht, im äußersten Notfall alles zu bewilligen. Aber wir flehen dich an: bestehe nicht darauf! Du ahnst nicht, wie traurig es aussieht in allen unsern Provinzen. Welches Elend verhängen über die Unglücklichen zumal in den Donaustädten deine Reitergeschwader, die das flache Land ringsum verwüsten und, wie Wölfe in dichten Rudeln die einsame Bauernhütte, die Stadt umschwärmen, niemanden heraus, keinen Bissen Brot herein lassen! Und um die Wette mit deinen Hunnen draußen peinigen die unglücklichen Städter – fast noch unentrinnbarer! – drinnen die kaiserlichen Steuerbeamten, die, um die zu entrichtende Schätzung aufzubringen, den Bürgern das letzte Gewand vom Leibe und das Bett unter dem Rücken wegreißen, so daß gar manche der Gequälten ihrem Leben und Leiden zugleich ein Ende schürzten mit dem Strick. Auch deine Gesandten aber sind gewohnt – man sagt: angewiesen! – solche Ehrengeschenke zu – erwarten, in Byzanz, daß diese Freudengaben allein genügen würden, uns zu Grunde zu richten. Man sagt, schon deshalb beehrst du uns so oft mit Gesandtschaften.«

Die Keckheit des Rhetors belustigte den Gewaltigen: nicht unfreundlich warf er dazwischen: »Beschenken mögen sie sich lassen, nur nicht dadurch bestechen.«

»Der Kaiser,« begann jetzt Maximinus schmerzlich, »mußte, dich zu befriedigen, die senatorischen Geschlechter anhalten, den Schmuck ihrer Gemahlinnen, von den Ahnen vererbt, auf offenem Markte zu versteigern, ja das unentbehrlichste Gold- und Silbergeschirr der Tafel und ihre erlesensten Edelweine ...«

»Ich trinke nur Wasser aus diesem Holzbecher, o Patricius,« sprach Attila, hob den Becher und trank. »Ihr klagt,« fuhr er dann fort, die dicken Lippen mit dem ganzen Vorderarm und dem Handrücken wischend, »der Schatz sei leer. – Warum ist er leer? Weil eure Kaiser ihre Gelder auf unsinnige Schauspiele, Wagenrennen, eitles Gepräng, unmäßige Lüste oder – aus jämmerlicher Furcht vor der Hölle, die sie freilich reichlich verdient haben! – auf unsinnige Kirchenbauten vergeudet haben seit unvordenklicher Zeit. Habt ihr noch nicht genug geweihte Räume, darin eure Heiligen anzuwinkeln und – anzulügen? Mir ist's gleich. Aber ein Volk, das nicht mehr Eisen genug hat, den Nachbar abzuwehren, muß sein Gold hübsch hausväterlich zusammenhalten für den Nachbar: denn diesem gehört es von Rechtswegen. Wie könnt ihr so verschwenderisch umgehen mit meinem Gold in *euren* Truhen? – Aber, was bin ich doch für ein barbarischer Wirrkopf, kluger Rhetor Priscus, nicht? Vergieb, edler Patricius, wir Hunnen lernen nur reiten, nie in richt'ger Folgestrenge schlußbündig denken. – Nicht

einmal die Geschäfte vermag ich in gehöriger Reihenfolge abzuwickeln. – Ich habe mir ja noch gar nicht – und schon verhandle ich mit euch – von meinem Gesandten, von jenem Ediko dort, berichten lassen, wie *seine* Sendung verlief und was er alles erlebt hat in dem herrlichen Byzantion.«

Die kaiserlichen Gesandten tauschten erstaunte Blicke. »Sollte er ihn wirklich noch nicht ausgefragt haben?« zweifelte Primutus flüsternd. »Doch unzweifelhaft!« erwiderte Priscus ebenso leise. »Gieb acht, o Maximums! Jetzt kommt Edikos Geheimnis.«

Dreizehntes Kapitel.

»Sprich nur offen,« gebot der Chan, »ganz offen vor diesen Byzantinern. Sage alles. Auch das Verborgenste. Sind ja unsre Freunde. Vor Freunden hat der Hunne kein Geheimnis.« Ediko trat vor, neigte sich tief und begann sehr ruhig und gelassen: »In Byzantion, dem unvergleichlichen, sah, hörte, erlebte ich Unglaubliches. Die Wahrheit sprach jener Gotenkönig, der, nachdem er ein paar Tage dort geweilt, ausrief: ›in dieser Stadt giebt es eine Menge aller möglichen und aller – unmöglichen Dinge.««

Nicht ohne Befriedigung tauschten die Gesandten Blicke. »Eindruck hat sie ihm doch gemacht, diesem Barbaren, die römische Herrlichkeit,« sagte Priscus leise; und Maximinus nickte.

Attila aber fragte gedehnt: »Auch der unmöglichen?« »Urteile selbst, o Herr, ob, was ich erlebte, möglich oder unmöglich ist, nach allem, was Gesandte je erlebt haben. Unmöglich wirst du's nennen. – Dann werd' ich dir die Beweise auf deine Kniee legen.« Mit lebhaftester Spannung lauschten nun alle Anwesenden dem Germanen, der – in lateinischer Sprache – fortfuhr: »Ich ward von Vigilius abgeholt von dem Hause, das nah am Hafen gelegen, mir zur Bewohnung angewiesen worden. Er führte mich zu Chrysaphios, dem mächtigsten Mann im Reiche der Byzantiner. Der Weg ging entlang der stolzen Reihe von Palästen, die – sie bilden eine kleine Stadt für sich – des Kaisers Hofhalt und seiner ersten Würdenträger Amtsräume und Wohnungen enthalten. Laut bewunderte ich die Pracht dieser kaiserlichen Gebäude, nichts Arges wahrlich dachte ich dabei. Der seltsam lauernde Blick meines Begleiters – seht hin, ungefähr, wie er jetzt blickt, nur daß er nun zugleich Schrecken ausdrückt – fiel mir auf: ich wußte mir ihn nicht zu deuten. Aber kaum stand ich vor dem allgebietenden Verschnittenen, als Vigilius unterbrach und – sehr unschicklich, wie mir deuchte – jenem meine Bewunderung der Kaiserpracht schilderte, mit arger Übertreibung.« Vigilius folgte jedem Wort Edikos mit atemloser Erwartung. »Der Unsinnige,« knirschte er. »Was wandelt ihn an? Aber vielleicht ist es das Schlaueste, als mein Feind, mein Widersacher hier aufzutreten.« »Er fügte bei« – fuhr der Germane fort – »und das war frei gelogen! – ich hätte die Bewohner von Byzanz glücklich gepriesen um ihres reichen, üppigen Lebens Willen.« »Wo will das hinaus?« zweifelte Vigilius, immer banger erregt. »Da sprach Chrysaphios: ›Du kannst, o Ediko, ein solches Haus wie dieses, mit goldnen Ziegeln bedacht, gewinnen und in Golde plätschern, sobald du nur willst.«« »Wann wird er nun aufhören, was wirklich geschehen zu erzählen? Wann fängt er an, zu verhüllen? Welch tolldreistes Wagnis!« klagte Vigilius still für sich hin. »Ich staunte. ›Du brauchst nur,« fuhr Chrysaphios fort, ›Hunnenland aufzugeben und zu uns zu ziehen.« »Ich atme auf: – die erste Verschweigung!« dachte Vigilius. »Ich fand keine Worte vor Verwunderung. Da« – und nun wandte sich Ediko plötzlich gegen Vigilius, und mit ausgestrecktem Zeigefinger der Rechten auf ihnweisend, rief er zornig – »da mischte sich dieser Vigilius da in das Gespräch.« »Er hat den Verstand verloren!« stieß Vigilius in höchstem Entsetzen hervor; schon die vorletzten Sätze hatte er mit weit aufgerissenen Augen, offenen Mundes, angehört: jetzt trat ihm der Angstschweiß auf die Stirn: er drehte sich zweimal im Kreise, dann wandte er Ediko den Rücken, verhüllte das Haupt mit dem Mantel und wollte in höchster Eile zur Thüre der Halle hinaus. Aber eisern legten sich

die Fäuste von vier Hunnen, die sich unvermerkt ganz dicht an ihn, von den übrigen Gesandten ihn trennend, herangeschoben hatten, auf seine Schultern, um seine Arme: sie drehten ihn um mit unwiderstehlicher Gewalt. Und sie allein hielten ihn auch ab vom Fallen: denn die Kniee brachen ihm: schlotternd vor Todesangst mußte er bleiben! Mußte Wort für Wort – im Angesicht den fürchterlichen Attila – anhören, wie Ediko seinen Bericht zu Ende brachte, jetzt wieder ganz verhalten, kühl, erst gegen den Schluß hin abermals in Zorn ausbrechend. »Hast du leicht Zutritt,« fragte mich Vigilus, »zu Attila selbst, in sein Zelt, auf Jagden und Reisen, in sein Schlafhaus in dem Standlager?« Ich erwiderte, wann mich nicht meine Statthalterschaft in Päonien an der Save festhalte oder besonderer Auftrag meines Herrn in Krieg oder Frieden als Feldherrn oder Gesandten verschicke, weile ich stets bei dem Herrscher und teile abwechselnd mit andern seiner Vornehmen die Ehre, in seinem Zelt oder in seinem Schlafhaus vor seinem Pfuhl die Waffenwache zu halten, seinen Schummer zu behüten, ihm den Abend- und den Morgentrunk klaren Wassers zu reichen. Da zischelte der Eunuch in seiner hellen, widerlich hohen Stimme: »O du glücklicher Mann! Welches Heil kann dir werden, wenn du nur schweigen kannst und ein ganz klein wenig Mut hast. Ich – ich selbst will dir zu höchstem Reichtum und Glanz verhelfen! Allein das bedarf der Verhandlung in breiterer Muße. Ich eile jetzt in den Kaiserpalast. Heut' Abend komm zum Nachtmahl hierher zu mir – du allein – ohne deine Gefolgen und Begleiter.«

Noch immer ahnte, erriet ich nicht des Elenden Gedanken. Ich währte, er wolle mich gewinnen, solch vertrauten, unbelauschten Verkehr mit meinem Herrn dazu zu verwerten, ihn für den Frieden, für Byzanz günstig zu stimmen. Ich versprach, zu kommen. Er winkte mit der Hand: Vigilus ergriff mich am Arm und schob mich hinaus. Vigilus blieb bei ihm. Abends stellte ich mich ein zur Stunde des Nachtmahls: – ich fand bei dem Verschnittenen nur noch einen Gast: – Vigilus.«

Der brach bei diesem Wort zusammen trotz der haltenden Hände der Hunnen: sie rissen ihn unsanft vom Boden auf und schoben ihm einen Schemel unter: denn er konnte nicht mehr stehen, er lehnte nun den Rücken an einen der Pfeiler: aber die acht Fäuste ließen nicht von ihm ab.

Vierzehntes Kapitel.

Mit äußerster Bestürzung hörten die übrigen Gesandten dem Bericht Edikos zu; dieser fuhr fort: »Nachdem die Sklaven die Gerichte abgetragen und den Speisesaal geräumt – Vigilius schloß hinter ihnen die Thüre, nachdem er sich überzeugt hatte, daß sie auch den Vorsaal verlassen hatten – nahmen mir beide einen Eid ab, über den Vorschlag, den sie mir nun machen würden, und der mir nie schaden, aber unermesslich viel nützen werde, unverbrüchlich zu schweigen, auch falls ich den Antrag ablehne. Ich beschwor es: denn nun allerdings *wollte* ich ihr Geheimnis erfahren.« »Und so, elender Germane,« schrie Vigilius in der Wut der höchsten Verzweiflung, »so hältst du deinen Eid?« »Ich breche ihn nicht –« sprach Ediko, ohne den Scheltenden eines Blickes zu würdigen, und ruhig fortfahrend, »denn ich schwor, zu schweigen, so wahr ich hoffe, selig zu werden unter den Heiligen im Himmelreich. Ich hoffe das aber mitnichten: ich hoffe, nach Walhall zu fahren zu Wodan. Da sagte mir des Kaisers erster Rat kühl ins Angesicht: ›ermorde Attila‹« –

Ein Schrei der Wut, des Entsetzens, ein Stöhnen der Bestürzung ging durch die weite Halle.

»›Ermorde Attila, flieh nach Byzanz und sei der Erste nach mir an Macht, Reichtum und Glanz.« Da war es nun gut, daß ich, nach der Sitte der Paläste in Byzanz, meine Waffen an der Schwelle hatte ablegen müssen: sonst, fürcht' ich, hätt' ich im Heißzorn die beiden Mordbuben erschlagen, wo sie standen. So fuhr ich nur auf von den weichen Polsterkissen, wie von einer Natter gebissen: – ich wollte fort – hinaus! Da – ich weiß nicht, wie es kam! – stand plötzlich vor meinen Augen, meiner Seele ein blutiger Schatten ...« er hielt tieferschüttert inne. »Meines Vaters Schatten,« fuhr er, sich ermannend, kräftig fort. »Und ich gedachte eines schweren Schwures, den ich einst geschworen ... Du weißt, o Herr?« Attila nickte verständnisvoll. »Und mahnend sprach mein Vater zu mir: ›nie kannst du deinen Eid furchtbarer erfüllen, als wenn du jetzt die Schande des Kaisers – diesen Mordanschlag – aufdeckst vor aller Welt!‹«

Sprachlos vor Schrecken starrten die vier römischen Freunde einander an. »Es – ist – unmöglich,« stammelte der greise Maximinus. »Du wirst es greifen mit deinen Händen,« fuhr Ediko ruhig fort. »Was ist unmöglich bei – Chrysaphios?« flüsterte Priscus grimmig dem Senator zu. »Den Vertrauenswürdigsten aller Großen der Kaiserstadt – *dich!* –« hob der Germane aufs neue an, »wollte ich zum Begleiter erhalten, weil dieser Begleiter Zeuge der Enthüllung werden sollte. – Ich bezwang den Zorn meiner gekränkten Ehre und ging ein auf den scheußlichen Antrag. Um sie sicher zu machen und um handgreifbaren Beweis zu gewinnen, fügte ich bei: ›es bedarf des Geldes dazu: nicht gar viel: etwa fünfzig Pfund Gold, die Krieger zu – belohnen, mit welchen ich die Wache beziehe vor des Hunnen Zelt.« ›Hier sind sie,« rief der Eunuch eifrig, sprang auf, griff in einen kleinen in die Marmorwand eingelassenen Kasten, zählte die Goldstücke eigenhändig in einen Beutel von schwarzem Leder –«

Da stöhnte Vigilius und wandt sich in den Händen seiner Wächter.

»Und reichte mir ihn dar: ich sah, er trug in Purpurfäden eingestickt die Aufschrift: ›des Chrysaphios Eigentum«. ›Nein –« sprach ich und schob ihn zurück mit der Hand: ›nicht

jetzt schon nehme ich das noch unverdiente Geld: erst die That, dann der Lohn. Geht nicht mit mir eine Gesandtschaft des Kaisers an den Hunnen?<

›Gewiß!< rief Vigilus. ›Ich bin schon dazu bestimmt. Gieb mir den Beutel, Chrysaphios, hoher Gönner; ich werde ihn einstweilen verwahren.< Und der Eunuch hing ihm an der durchgezogenen Schnur den zusammengeschnürten Beutel um den Hals; er trug ihn seither auf der Brust, unter dem Gewand.<<

›Und er trägt ihn noch!< rief Attila. ›Auf! Schlagt ihm die Chlamys zurück, greift in die Tunika! Rasch, Chelchal!<<

Vigilius ward von den Fäusten der Hunnen wie in einem Schraubstock festgehalten: Chelchal griff ihm unter das Gewand: mit einem Ruck riß er die Schnur ab, zog den schweren schwarzen Beutel hervor, trug ihn hinauf und legte ihn vor die Füße seines Herrn.

Ein Gemurre der Wut ging durch die Reihen der Hunnen.

›Des Chry–saphi–os Eigen–tum,< las Attila, buchstabierend, mit vorgebeugtem Haupte. Er schob den Beutel mit der Fußspitze von sich ab: ›nehmt die Stücke heraus und wägt das Gold, ob es fünfzig Pfund sind, wie Ediko angiebt.<<

›Das mögen sie wohl wiegen,< schrie Vigilus, sich nun zur Verteidigung aufraffend. ›Aber es ist doch alles Lüge.< ›So?< fragte Attila, ›Wozu denn führst du so große Summen – heimlich – bei dir?< – ›Herr, ... um ... Einkäufe zu machen im Hunnenland ... für mich und die Reisegeossen – Speise ... auch für die Rosse, die Maultiere Futter ... andere Lasttiere zu kaufen für die auf dem langen Weg unbrauchbar ...< – ›Schweig, Lügner! Ediko hat dir schon in Byzanz gesagt, daß ihr von der Grenze meines Reiches an meine Gäste seid, alles, dessen ihr bedürft, von mir geschenkt erhaltet. Ja, es ward euch verboten, Einkäufe zu machen. Denn gewerbemäßig betreiben die Gesandten des Kaisers von jeher unter diesem Anschein die Bestechung, das Auskundschaften.< – ›Und doch ist alles nur ein elender Streich des Germanen, alles ist Täuschung.< ›Auch diese Urkunde des Kaisers?< fragte Ediko, ohne ihm einen Blick zu gönnen. Er holte eine Papyrusrolle aus der Gürteltasche des Wehrgehängs. ›Man sieht sich vor bei Männern von Byzanz! Ich verlangte schriftlichen Ausweis vom Kaiser, daß solches sein Wille, auf daß ich nicht nach der ungeheueren That von ihm, statt belohnt zu werden, verleugnet würde. Beide fanden das nur billig. Der Eifer, dich, Herr, zu morden, machte die Schlaunen thöricht. Sofort, noch in der Nacht, führten sie mich in die Gemächer des Imperators, weckten Martialis, den Magister officiorum, der bereits schlief, und gingen mit ihm und mit mir zum Kaiser, den sie noch wachend wußten: denn er wartete gierig auf Nachricht über den Ausgang der Verhandlung mit mir. Zwar ich ward zu so später Stunde des Anblicks des Herrschers nicht gewürdigt: sie ließen mich im Vorsaal warten – ich glaubte dort in meiner Einsamkeit, ich träume. – Aber bald kamen sie zurück und brachten mir die vom Magister officiorum – ‚denn solches ist meines Amtes‘ erklärte mir der Mann mit Stolz – geschriebene, vom Kaiser mit der kaiserlichen Purpurtinte, deren nur er sich bedienen darf, unterschriebene Urkunde. Und wirklich! Der Magister officiorum hat, wie er alle Staatsverträge des Reiches aufsetzt und mitunterzeichnet, auch diesen Mordvertrag, gar zierlich und formgerecht, in Paragraphen gefaßt. ›Denn das ist,< wiederholte er mir, als er mein Staunen merkte, ›meines Amtes Vorrecht.<<

›Lies!< gebot Attila.

»Im Namen des Herrn Jesus Christus, unseres Gottes! Imperator Cäsar Flavius Theodosios, der Sieger über Hunnen und Goten, Anten und Sklabenen, Vandalen und Alanen, Perser und Parther, fromm, glücklich, ruhmvoll, sieghaft, nie besiegt, Triumphator, anzubeten in aller Zeit, Augustus, billigt und befiehlt, daß Ediko vollführe die rettende Tötung Attilas, unseres ärgsten Feindes, die Chrysaphios und Vigilius ihm aufgetragen haben. Fünfzig Pfund Gold sind ihm hierfür bereits ausbezahlt: fünfzig weitere wird er für die Wächter nach der That erhalten. Er selbst aber soll, sobald er nach Byzanz zurückgeflüchtet sein wird, die Würde eines Patricius, das Haus mit den goldenen Ziegeln und einen Jahresgehalt von 20 000 Solidi empfangen.« – Hier des Kaisers Unterschrift und des Magister officiorum.«

»Willst du nun noch leugnen, Hund?« »Erbarmen! Gnade!« schrie Vigilius. »Schone mein Leben!« – »Was liegt mir an deinem Leben! – Zwar: ein kaiserlicher Gesandter, wegen Mordversuchs an dem besendeten Herrscher, auf kaiserlicher Legionenstraße aufgehängt an dürrem Baume, mit einer Tafel auf der Brust, die sein Verbrechen angiebt, – es wäre kein schlechter Schmuck des Hunnenlandes! Aber besser doch gefällt mir, daß ein anderer Gesandter des Kaisers, ein vollglaubhafter, ehrenhafter Mann, – ich danke Ediko, daß er dies erdacht und dich, o Maximinus, hierzu ausgesucht hat! – was er selbst hier in meiner Halle erlebt hat, bezeuge gegen den Kaiser zu Byzanz vor versammeltem Senat. Das, Maximinus, verlange ich von dir, um der Wahrheit willen!«

Fünfte Kapitel.

Der alte Mann war in sich zusammengesunken, wie geknickt; er war auf eine Bank gegelitten und hielt das Antlitz verhüllt in den Falten seines Mantels; vergebens bemühten sich Priscus und die weströmischen Freunde, ihn aufzurichten. Nun sprang er plötzlich, emporschnellend, auf vom Sitz. »Ich werde das bezeugen, verlaß dich darauf, Herrscher der Barbaren. Solche Gesinnung, solcher Frevel einzelner Schurken muß abgeschüttelt werden vom Römernamen. Ich thu's! Ich thu's! Und tötet mich der Kaiser um der Wahrheit willen ... – er soll die Wahrheit hören. Er und der versammelte Senat.« – »Gut! Du gefällst mir, Alter. Und wann ihr dann den Mörder vor den Kaiser und vor den Senat stellt, dann bindet ihr ihm die Hände auf den Rücken, – diesen Beutel soll er auf der Brust tragen, und ihr fragt dann Chrysaphios, ob er den Beutel kenne? Zu Theodosios aber sagt: so spricht Attila, der Sohn Mundzucks, des Abendlandes Herr:

»Du, Theodosios, und ich, wir haben Eines gemein: von edlen Vätern sind beide wir entstammt. Attila aber hat den Glanz des Vaters gewahrt und noch erhöht, du dagegen, Theodosios, hast den ererbten Glanz geschändet. Nicht nur ein schatzungspflichtiger Knecht Attilas bist du geworden, – nach der allerniederträchtigsten Sklaven Weise zum Morde Attilas, deines Herrn, hast du dich mit anderen Knechten desselben verschwören wollen.«

Wie ist doch der Römer Stolz so tief gesunken! Ich weiß es noch, in meiner Knabenzeit: wie schlug gleich fernher grollendem Donnerrollen an erschrockener Völker Ohr der Name: Roma! Und Cäsar, Imperator! Als ich meinen Vater fragte: »sage, wer ist das, der Cäsar? der Imperator?« antwortete er rasch: »Husch, husch, nenne ihn nicht. Der erste Cäsar war ein Gott auf Erden und alle seine Nachfolger haben von seiner Schrecklichkeit und Herrlichkeit geerbt. Und Imperator? Das heißt Herrscher sein über alle Macht und Pracht der Erde.«

Und nun? Und heute?

Zwei Cäsaren bitten in des Hunnen Holzzelt um Frieden, jeder will mich heimlich auf den andern hetzen. Sie erkaufen den Frieden mit vielem Gold, mit schimpflicher Schatzung. Und dann erfrechen sich diese Römer immer noch, Bilder malen zu lassen, als ob sie die Herren, wir Hunnen die Knechte seien! In dem rauchenden Mailand ritt ich über die Haufen der Erschlagenen hin – neun Kohorten waren's gewesen – in den Palast der Cäsaren; in dem Speisesaal stand ein Bild ganz aus kleinen bunten Steinen zusammengesetzt: kunstvoll, das muß ich sagen. Was stellte es dar? Kaiser Valentinian, wie er auf dem Throne zu Ravenna sitzt in stolzer Siegesherrlichkeit, und neun Barbarenkönige knieen vor ihm im Staube und schütten ganze Schilde voll Goldes als Schatzung aus vor seine Füße. Die beiden vordersten aber, auf deren Hacken er trat, tragen hunnische Tracht, und als ich die Züge näher anschaue, – Bruder Bleda und mich stellte das Lügenbild dar. Schon hatte ich die Streitaxt erhoben, den frechen Betrug zu zerschmettern: – da kam mir ein weiserer Gedanke! Schaut her, ihr Römer: die Wahrheit seht ihr *hier!*«

Auf seinen Wink schlugen die Diener an der breiten Hauptwand hinter seinem Stuhl die Teppiche zurück: ein umfangreiches Mosaikbild ward sichtbar: es stellte die geschilderte Huldigung dar, alles andere war unverändert geblieben: nur saß statt des Kaisers Attila auf dem Thron und die beiden vordersten, auf die Erde gestreckten Männer in dem ganz treu wiedergegebenen Gewand der Imperatoren – trugen die Züge von Theodosios und Valentinian.

Die Röte des Zorns und der Scham überflog die Stirnen der Gesandten. Attila bemerkte es mit ruhiger Befriedigung: »Zieht die Hüllen wieder vor,« gebot er, »die Wahrheit ist von ihnen schwerer zu ertragen als von mir zu Mailand die verlogne Prahlerei. Aber noch ist das Ärgste, die ärgste Wahrheit nicht gesagt. Einen der Cäsaren hab' ich vor aller Welt als elenden Mörder hingestellt, – nein, er ist zu feige, selbst den Dolch zu führen. Als Anstifter zum Meuchelmord. Und wen will er dingen? Meinen nächsten Diener. Aber der Germane ist zu treu, zu stolz – und ist klüger als die Klügsten zu Byzanz. Nicht mich, die Verräter verrät er. Und wer war willig, morden zu helfen? Ein Gesandter des Kaisers! Das uralte, das heilige Recht der Völker, das selbst die wilden Skythen zu verletzen sich scheuen, mißbraucht der Kaiser zum Morde. Hört es, meine Hunnen, hört es, Germanen und Sklabenen, und alle Völker des Erdballs: ehrlos ist Rom, niederträchtig ist der Römer Kaiser, ein Schandwort ward der Name der Cäsaren, und wie ich hier ausspeie, so speie ich aus meinen Gedanken jede Achtung vor Rom, speie dem Kaisertum ins Angesicht.

Nun aber vernehmet, ihr Gesandten, die Bedingungen, unter denen ich beide Kaiserreiche mit Krieg, das will sagen: mit unabwendbarer Vernichtung! – verschonen will. Ich fordere zu meinen zweihundert Frauen noch eine: Honoria, des Kaisers Schwester. Du rufst, sie ist schon vermählt, Maximinus. Ist das ein Grund? Höchstens für mich könnte es ein Grund sein, sie zu verschmähen. Und gelüstete mich nach des Kaisers eigenem Weib, – er würde es mir geben aus eitel Furcht, die zottigen Hunnengäule wiehern zu hören vor dem goldschlüsseligen Thore seines Palastes. Aber« grinste er – »es gelüstet mich nicht nach ihr: sie soll sehr häßlich sein, die Basilissa. Dagegen Honoria, die schöne, die üppige ...! Schon vor Jahren schickte sie mir heimlich ihr Bild und einen Verlobungsring, Reich und Bruder verratend, den Kaiser anklagend, daß er sie unvermählt verblühen lasse, mich auffordernd, sie zum Weibe zu machen. Ich weiß, daß ich nicht besonders hübsch und kußlich anzusehen bin – und sie weiß es auch! Aber eine Römerin, der das Blut einmal siedend geworden, – den Satan der Christenhölle nähme sie zum Mann. Wohlan, vermählt oder unvermählt, – ich will sie haben. Doch verlange ich eine meiner würdige Mitgift. Ihr habt mir abzutreten alles Land an der Donau der Länge nach von meiner päonischen Grenze an bis nach Novae in Thrakien und fünf hunnische Tagesritte in der Breite: an dem Strome dürft ihr nicht mehr Markt halten – unter solchem Anschein kundschaftet ihr meine Grenzen aus: erst in Naissus.«

Da antwortete ihm unwillig Romulus: »Auch wenn du Honorias Hand erhalten könntest, – auf das Reich würdest du dadurch keinerlei Ansprüche gewinnen. Nach Römer Recht ist das Reich der Männer, nicht der Weiber.« – »Aber nach Hunnenrecht, nach dem *ich* lebe, erben auch Weiber. Was schert mich *Euer* Recht? Doch ich bin noch nicht zu Ende. Alle Überläufer gebt ihr heraus: viertausendneunhundertdreizehn sind's, nach meiner Liste. Ihr zahlt die schon früher verlangten fünftausend Pfund Gold,

ihr stellt hundert Geißeln senatorischen Standes, ihr schleift die Mauern von Byzanz, Rom und Ravenna, und ihr haltet Ruhe, während ich, wann der Schnee dieses Winters geschmolzen sein wird in den Wäldern der Germanen, alles Land nehme vom Pontus bis zum britischen Meer und von den Säulen des Herkules bis vor die Thore von Adrianopel! Wenn ihr nicht all' das thut, nach jedem Wort, das ich jetzt sprach, dann wehe euch, Byzanz und Rom! Ihr steht allein! Hoffet nicht, wie vor drei Jahren, auf die Westgoten. Drei Brüder bedrohen sich dort mit Schwert und Dolch und hadern um den blutbespritzten Thron. Und wagt es der, welcher Sieger bleibt, mir zu trotzen: mein tapfrer Freund Geiserich, der Vandale, landet mit tausend Trieren an den Mündungen des Rhodanus: Sueben und Alanen, damals gegen mich, sind jetzt für mich: für mich durch Gold gewonnen die damals gespaltenen Franken, das letzte Häuflein der Burgunden wird zerstampft von den Hufen meiner Rosse – ihre besten Scharen liegen schon seit fünfzehn Jahren erschlagen mit ihrem kühnen König Gundicar auf dem Blutfeld bei Worms! – die Alamannen wagen nicht, meinem Machtgebot zu trotzen, die Thüringe öffnen mir – wie damals – zitternd die Verhache, die ihre grünen Hage sperren – Markomannen und Quaden werf' ich als meine Vorhut voraus, Ostgoten, Gepiden, Langobarden, Heruler, Rügen, Skiren, meiner Hunnen westliche Hälfte – all' das walz' ich gegen Niedergang, gegen den Rhein: Gallien und Italien werden mein, Spanien und Britannien werden Geiserichs. Und zu gleicher Zeit fluten gen Aufgang meiner Hunnen östliche Horden mit Anten und Sklabenen, Avaren, Sarmaten, Skythen – mit Völkern, deren Namen ihr noch nie gehört, deren Schrecklichkeit ihr nie erfahren: gar mancher Mann unter ihnen achtet einen Menschenschenkel leckerere Speise denn Rind oder Schaf! – Sie alle schleudere ich am gleichen Tage – meine Söhne führen sie: denn ich will Geiserich die Hand drücken auf den Trümmern von Toulouse! – die Donau abwärts auf Theodosios. Hab' ich doch im fernsten Ost und Süd auch Parther, Perser und Isaurier, Saracenen und Äthiopen gegen euch zur Rache gespornt. Wehe euch an dem Tage, da Parther und Hunne einander lustig entgegentraben im Hippodrome zu Byzanz!«

Er hielt inne, sich weidend an dem Entsetzen der Gesandten. Er schien auf eine Erwiderung zu harren, so erwartend heftete er die Augen auf sie. Ein langes, banges Schweigen entstand. Endlich vermochte der reizbare Rhetor die Spannung nicht mehr zu ertragen: der Drang, zu widersprechen, riß ihn fort, löste ihm die Zunge: ganz tonlos, mit beinahe versagender Stimme, kam die Erwiderung heraus: aber sie ward zur Frage: »Und was ... wenn du uns all' das nahmst, – was willst du uns gnädig – lassen?« »Die Seelen!« antwortete Attila sofort. »Ja, noch mehr! Dem Großpriester dort in dem entmauerten Rom das Grab jenes jüdischen Fischers, das ihm so teuer ist. Und euch allen – eure Mütter für immer. Eure Weiber, Töchter und Schwestern aber nur so lange, – bis mich einer von ihnen gelüstet. – Still, du da, tapfrer Primutus! – Kein Wort! – Keinen Seufzer auch! *Alles* müßt ihr gewähren, alles, was ich will, und fordere ich eure Eingeweide aus euren lebenden Leibern! So hilflos, so rettungslos liegt ihr zu meinen Füßen! Ihr *könnt* gar nicht widerstehen, selbst falls ihr den Mut dazu fändet. – Geht! Ihr seid entlassen! – Das war der Tag und dies war die Stunde, da Attila, des Kriegsgottes Schwert, Rache nahm an Rom für alle Völker, die es getreten hat viele Jahrhunderte lang.«

Sechzehntes Kapitel.

Ediko führte den gefesselten Vigilius in einen der zahlreichen als Gefängnisse dienenden Holztürme, die, mit starken Thüren und fest verschließbaren Läden versehen, an den Ecken der Lagergassen hochragend sich erhoben; ihre flachen Dächer standen von den nächsten Wohnhäusern so weit ab, daß ein Sprung von Dach zu Dach unmöglich schien. Er folgte hierauf den übrigen Gesandten, die, tief gebeugt, langsam schleichenden Schrittes, ihre Wohnung aufsuchten. Bald hatte er sie – auf der Straße noch – eingeholt. Maximinus blieb stehen, wie er ihn erkannte, und sprach zu ihm vorwurfsvollen Blickes: »Du, Germane, hast heute das Römerreich in den Staub der Schande getreten!«

»Das that nicht ich, nicht Attila, das that euer Kaiser selbst,« erwiderte der Gescholtene, hoch sich aufrichtend. »Ich hab's nur aufgedeckt.« »Ja,« rief Priscus, unwillig einfallend, »aber – ich sah es scharf! – mit innigstem Behagen.« »Weshalb?« fragte Primutus. »Bist du doch kein Hunne!« grollte Romulus. »Warum dieser Eifer, des Hunnen wahnwitzige Überhebung noch zu steigern?« fragte Maximinus. »Sie stößt ja schon mit dem Scheitel an die Sterne.« »Und woher,« forschte Priscus, »dieser kaltwütige Haß gegen uns? Ich sollte meinen, einem Manne, wie du, – einem Germanen – sollte Rom doch lieber sein – ...« – »Als die Hunnen, meinst du, kluger Rhetor? So dachte einst auch ich, so dachte auch mein Vater. Aber ihr Römer selbst habt mich geheilt von diesem Wahn: schon lange und für immerdar! Sie sind rauh, wild, roh: ihr seid gelehrt, gebildet, fein: aber ihr seid falsch bis in das tiefste Mark der Seele! – Jawohl! Ich hab's erfahren.«

»Rede, daß wir dich widerlegen!« rief Priscus.

»Vor zwanzig Jahren war's. Das schmale Land der Skiren, östlich von Rugiland, reichte nicht mehr aus, die stets wachsende, die unerschöpflich quillende Volkszahl zu ernähren. Denn seit wir, fest seßhaft geworden, die braune Ackerscholle brachen guten Donaulandes, – da mehrten Wodan und Frigg und Frô und Donar unablässig unsere Zahl. König Dagomuth berief das Ding, und das Volk beschloß: ein heil'ger Lenz, der dritte Teil der Männer, Jünglinge und Knaben, durch das Los bestimmt, solle auswandern, in neuem Land ein neues Schicksal suchend. Unsere Sippe, die edelste nach der königlichen, traf auch das Los: auf die Wanderung wies uns Wodan: mein Vater hatte fünf waffenfähige Söhne: ich, der jüngste, hatte eben von König Dagomuth die Schwertleite empfangen. Unsere ganze Sippe, unsere Gefolgen und Freigelassene, wir zogen die Donau hinunter. Mundzuck, Attilas Vater, forderte uns auf, gegen reichsten Sold in seinen Dienst zu treten: denn der Skiren feurige Kraft und Edigers, meines Vaters, Heldentum war weithin wohl bekannt. Aber mein Vater antwortete: »der Kaiser von Byzanz hat um unsere Schwerter geworben, zwar um geringern Sold: aber lieber dien' ich den Römern nur um die Ehre, als den Hunnen um reiches Gold.« Der Kaiser siedelte uns an in Thrakien. Wir kämpften hier viele Jahre für Byzanz – gegen die Hunnen, gegen Mundzuck.«

»Ich weiß,« nickte Maximin bestätigend, »mit steter Treue und mit lautem Ruhm.«

»Weißt du auch, Patricius, mit welchem Dank? – – Nach Jahren kamen außer den Hunnen noch andere feindliche Barbaren aus Osten herangezogen: Roxalanen waren's. Wir kämpften unverzagt und dienstgetreu weiter gegen beide Feinde. Der Kaiser aber? Der Kluge erwog, der Roxalanen wären sehr viel mehr als wir: er verriet und verkaufte uns an sie. Plötzlich, zur Nachtzeit, fielen kaiserliche Feldherren, Römer und Roxalanen befehlend, über uns her, mordeten die Wehrlosen im Schlaf, verkauften die Gefangenen auf dem Markte zu Byzanz als Sklaven, schenkten das von uns gepflügte Land und unsere Fahrhabe den Roxalanen. In jener Mordnacht fielen zwei meiner Brüder, zwei andere wurden gefangen fortgeschleppt. Verwundet entkam der Vater mit mir und wenigen Gefolgen in den Grenzwald, in das Gebirge Rhodope. Dort wurden wir aufgegriffen von – Hunnen, Hunnen derselben Horde, die wir jahrelang auf das blutigste bekämpft hatten im Dienste von Byzanz. Man führte uns vor Mundzuck. Wir sahen unsere letzte Stunde gekommen. Der Hunne aber sprach: »Tapfrer Männer Unglück ist uns heilig. Des Römers Treue habt ihr nun erfahren – jetzt erfahrt des Hunnen Wildheit.« Und er löste unsere Bande, er labte uns mit Wein und Speise, und mit eigener Hand pflegte er die Wunde meines Vaters, der ihm gar manchen seiner besten Reiter vom Gaul gestochen hatte. Seitdem dienten wir und diene ich den Hunnen. Wir haben's nie bereut. Mein Vater aber, als er zu sterben kam – von einem Römerpfeil! – hieß mich schwören auf das Schwert bei Eru dem Kriegsgott – laut schwören, was ich mir selbst schon lang im stillen gelobt! – so lang' ich atme, Byzanz und Rom zu hassen und nach besten Kräften zu verderben und solchen Schwur zu vererben von Geschlecht zu Geschlecht, meine Söhne in gleichem Schwure zu vereidigen und die Söhne zu verpflichten, den Enkeln denselben Racheschwur abzunehmen. Ich hab's versprochen und ich hab's gehalten.«

Nach großem Schweigen sprach Maximinus, das würdige Haupt ernst schüttelnd: »Wirklich? Auch die Vererbung! Hast du einen Sohn?« – »Ja!« – »Und den erziehst du im Hasse und zur Rache gegen Rom! Und hast ihn schwören lassen?« »Jawohl, Römer,« rief da eine helle Stimme, »und ich werd's treulich halten.« Ein schlanker schöner Knabe von etwa fünfzehn Jahren, der bis dahin, leise schreitend, unvermerkt dicht hinter Ediko gegangen war und jedes Wort vernommen hatte, sprang nun herzu, umarmte Ediko und huschte wieder fort. »Das war ...?« – »Mein Sohn. Sobald er eidmündig geworden, ließ ich ihn schwören. Und er wird's wahr machen, – mein Odovakar!«

Siebzehntes Kapitel.

An dem späten Abend dieses Tages – die Vorbereitungen für die auf den folgenden Morgen festgesetzte Abreise der Gesandten waren vollendet – saßen die vier Freunde vor den Thüren ihres Wohnhauses, nach dem Nachtmahl noch der frischen Luft zu genießen; die Sklaven hatten ihnen hier Bänke und Schemel aufgestellt und mit Decken belegt. Ihre Stimmung war so düster wie die schwüle, mond- und sternenlose Nacht, welche sie umgab. In ihrer Nähe, an der Ecke der breiten Lagergasse, brannte ein Wachtfeuer, an welchem ein paar hunnische Krieger rasteten, bereit, in der nächsten Stunde die Bewacher des Westthores der Lagerstadt abzulösen.

Teilnehmend griff Priscus nach der Hand des greisen Senators, welcher, das Haupt auf die Brust gesenkt, manchmal leise seufzte. »Mein edler Freund, leidest du so schwer?« fragte der Rhetor. »Ich bin zerschmettert! Die Schmach! Die Schmach ist das Ärgste. Ich weiß nicht, wie ich leben soll, nachdem ich das von dem Hunnen anhören mußte, ohne es widerlegen zu können.« »Rom und der Erdkreis, sie sind verloren!« fuhr Primutus düster fort. »Wer soll sie retten vor den Hunnen?« seufzte Romulus.

»Germanen! Goten! Franken!« scholl es da plötzlich aus dem Dunkel der Nacht, laut, dröhnend.

»Wer naht?« riefen die hunnischen Krieger, aufspringend von ihrem Feuer und die Speere fällend in der Richtung der im rechten Winkel nach dem Westthor abbiegenden nächsten Lagergasse.

»Wir! Hie Goten! Hie Franken! Hie Thüringe! Hie Alamannen! Hie Friesen! Hie Sachsen! Gebt Raum! Sonst hagelt's Hiebe!« »Wer seid ihr?« fragte der Führer der Wache. »Gesandte der Völkerschaften, die wir nannten. Am Thore wiesen uns eure Wachen an, sobald wir auf euch stießen, unserer Völker Namen laut auszurufen: dann würde man uns durchlassen. Wir müssen den Herrscher der Hunnen sprechen.« »Und was bringt ihr ihm, wenn's kein Geheimnis ist?« fragte Priscus. »Wir sind auch Gesandte – von Rom und von Byzanz.« »Wird nicht lange mehr Geheimnis bleiben,« lachte der rotlockige Franke. »Er wähnt, alles auf der Männererde muß nach seinen Winken fliegen. Er wird sich wundern, hört er unsre Botschaft.« »Du bist Ostgote,« sprach der hunnische Befehlshaber zu dem ihm nächst Stehenden – »ich kenne dich, Vitigis. Dein König Valamer, der Amalung, – sehnlich wird er von dem Herrn erwartet, – kommt er?« »Die Zeit wird's deinen Herrn lehren. Kommt, Genossen!« antwortete trotzig der Gefragte.

Und waffenklirrend schritten sie nun an dem Feuer vorbei: zwölf Männer, hohe mächtige Gestalten, vom Rücken her phantastisch beleuchtet von der unstedt brennenden Glut: von ihren Helmen und Sturmhauben hoben sich Adlerflügel, Wisenthörner, klaffende Bärenrachen und das breitschaukelige hohe Geweih des Elchs: die langen Mäntel, die Felle riesiger Ungetüme des Urwalds, fluteten von ihren breiten Schultern und bis in die Nachtwolken schienen zu ragen die Spitzen ihrer Speere, wann gerade der dunkelrote Glast der aufflackernden Flamme sie traf. – Schweigend, staunend sahen ihnen die Römer nach.

»Die sind *nicht* zerschmettert!« sprach Maximinus. »Kommt. Laßt uns nun die Kissen aufsuchen: die Kissen, – der Schlaf wird sich nicht finden lassen.«

Achtzehntes Kapitel.

Als die Gesandten am andern Morgen aufbrachen, staunten sie, außer den von ihnen bereit gestellten eigenen Wagen, Sänften und Zugtieren noch mehrere Wagen und edle Rosse vor ihrer Wohnung anzutreffen. »Geschenke Attilas für euch,« sprach Ediko zu den Verwunderten, und den Deckel eines der Wagen aufschlagend, wies er auf hoch gehäufte Pelze hin: »schaut, die kostbaren Felle, wie nur die vornehmsten unsrer Fürsten sie tragen. Aber Geduld! Es ist euch noch ein ander Geschenk zugedacht. Ich erhielt den Auftrag, es zu besorgen. Und ich hab' euch auch sicher bis an die Grenze zu geleiten.« – »Wo ist Vigilius?« »Schon vorausgeschickt!« erwiderte hinzutretend Chelchal, der den Abreisenden ebenfalls, wenn auch nur auf eine kurze Strecke, das Ehrengelait zu geben hatte. »Der Herr meinte, es könne euch nicht angenehm sein, mit dem in Fesseln gelegten Verräter zusammen zu reisen,« »Er ist doch ganz unberechenbar,« sprach Maximinus leise zu Priscus, »ein lebendiger Widerspruch, dieser Barbar. Goldgierig – ärger als ein byzantinischer Fiskal! – man meint zuweilen, all seine Staatskunst und Weltmacht ziele nur darauf, möglichst viel Gold überallher an sich zu raffen ...–« »Gold ist Macht, o Patricius,« erwiderte der Rhetor, »nicht nur zu Byzanz. Auch diese ungezählten Horden von Skythen belohnt, besticht, gewinnt er nur durch Gold und was er für Gold anschafft –« »Wenn er's nicht nimmt!« grollte Primutus. »Dann aber überrascht er,« fuhr der Senator fort, »plötzlich durch eine Freigebigkeit, die selbstischen Zwecken gar nicht dienen kann. So mir gegenüber. Daß er mich bestechen, meiner Pflicht abspenstig machen könne, stellt er sich wohl nicht vor: – auch kann ich ihm ja gar nichts nützen, er weiß, daß ich beim Kaiser keinen Einfluß habe ... –« – »Jawohl, denn er weiß, du bist ehrlich.« – »Und doch! Sowie ich mich erbot, die Witwe eines Freundes, des Präfekten Sylla, die mit ihren Kindern in der eroberten Stadt Ratiaria gefangen wurde, loszukaufen, – fünfhundert Goldstücke bot ich dafür – da sah er mich ernsthaft an und sprach: ›Ich gebe dir diese Gefangenen frei – ohne Lösegeld.‹ Weshalb thut er das, der Geldgierige?«

»Du hast ihm gefallen, Greis,« antwortete Ediko, der die letzten Worte vernommen hatte. »Und er wollte dir an Großsinnigkeit nicht nachstehen. Er ist nicht ohne Fehler, aber klein und kleinlich ist er nicht! Und auch in seinen Fehlern ist er groß!« –

Als unter solchen Gesprächen die Gesandten, von Chelchal und Ediko geführt, das Südthor des Lagers durchritten hatten, stießen sie draußen plötzlich auf eine große Schar von Männern, Weibern und Kindern, die mit lautem Freudengeschrei in lateinischen und griechischen Worten die Fremden begrüßten. »Was sind das für Leute?« forschte Maximin überrascht. »Römer, scheint es, nach Gewand und Sprache.« »Ja, Römer sind's,« antwortete Chelchal. »Dreihundertfünfzig Köpfe ... –« »Kriegsgefangene,« fuhr Ediko fort, »die auf des Herrschers Anteil gefallen. Er giebt sie frei – dir zu Ehren, Maximinus. Du sollst sie selbst zurückführen in Vaterland und Freiheit. Er meinte, das sei dir das liebste Gastgeschenk.«

»Heil Attila, dem Großmütigen! Heil Attila! Heil ihm und Dank!« riefen die Befreiten. Und widerwillig, widerstrebend stimmten die Gesandten ein in den begeisterten Ruf. »Seltsam,« sprach nach langem Schweigen Priscus zu Maximin. »Mit einem Fluche gegen das Scheusal schritten wir über seine Grenze, und mit Verachtung ... –«

»Und er zwingt uns, mit einem Wort des Dankes zu scheiden.« – »Und nicht ohne Bewunderung.« – »Ein dämonischer Mann! Es lebt – zur Zeit – auf Erden kein gewaltigerer.« – »Ach leider! Wo ist der Retter, der uns von ihm befreit und seiner fürchterlichen Größe? Ich weiß und ahne keinen!«

Erstes Kapitel.

Als Chelchal in das Lager und in seine Wohnung zurückgekehrt war, fand er hier einen Boten Attilas, der ihn sofort in das Haus des Herrschers zu holen Auftrag hatte. »Es eilt sehr,« drängte der Mann: »der Herr hat mit mehreren Gesandten verhandelt. Er zürnt. Die Fremden ritten stracks davon.« –

Unbeweglich, wie aus gelbem Holz geschnitzt ein böser Götze, stand Attila in dem Schreibgemache seines Hofpalastes an einem mit Briefschaften und mit römischen Straßenkarten des Abendlandes, zumal Galliens, Germaniens, Rätians, Vindeliciens, Noricum und Pannoniens, dicht bedeckten Erztisch.

Gespannt, besorgt blickte der Alte auf seinen Herrn: gewaltig mußte der Sturm gewesen sein der Gedanken und der Leidenschaften, der ihn durchbraust hatte: sein Leib war mächtig durchschüttert: die Zornader an seiner Stirn trat, stark geschwollen, hervor. Er schien schwer zu schlucken, zu würgen: er rang nach Luft, nach einem Wort: aber bevor er den Mund zum Sprechen öffnen konnte, verzog es ihm die Lippen wie im Krampf und er spuckte auf den glänzend weißen Teppich, der den Estrich von gestampftem Lehm bedeckte: da ward das Weiß ganz rot.

»Das ist Blut!« rief Chelchal erschrocken, heranspringend.

»Ja,« brachte nun Attila heiseren Tones hervor. »*Mein* Blut – es stieg mir wie erstickend aus dem Herzen in den Schlund. Bald aber fließt – in Strömen! – *ander* Blut.« – Er stockte; nach einer Weile begann er aufs neue: »Chelchal – denk' es – sie haben's gewagt – diese Thüringe – mir – in das Angesicht – zu trotzen. Und weißt du – warum?« – »Ich ahn' es.« – »Nun?« – »Wegen der Schatzung an Jungfrauen. – Ich warnte!« – »Gut, daß ich's dennoch forderte! Nun haben sie die Gesinnung verraten, die sie verderben soll. ›Alles,« – sprach Irminsried, der kecke Thüring, zu mir: – ›was sonst du begehrst: nimm – wir wissen, wir können deiner Übergewalt nicht widerstehen – nimm all' unsere Knechte, unsere Rosse, unsere Rinderherden, nimm allen Schmuck der Frauen, – nur dies Eine nicht.‹ ›Gerade das Eine will ich,« antwortete ich. ›Was thu' ich mit eurer bettelhaften Habe!« – ›Lieber soll unser Volk vergehn und der Thüringe Name nicht mehr gehört werden auf der Männer Erde.‹ Der Gesandte schwieg, die Stirne finster senkend. Doch einer zu seiner Rechten trat vor, faßte seine Hand und rief: ›Getrost, Thüring! Wir Alamannen stehen an eurer Schildseite. Unsere Wiesen und Halden hat des Hunnen Strom damals kaum gestreift: wir lagen abseit seiner fürchterlichen Straße: wenn ihr aber kämpfen müßt für die Gürtel eurer blondgezopften Mädchen – bei Ziu und Frau Berachta! – dann kämpfen wir neben euch. Unsere sechs Könige sind darin einig: und als ihr gemeinsamer Bote sag' ich dir das vor seinen zornigen Augen.‹ Und kaum war er zu Ende – ich stand sprachlos vor Staunen, vor Zorn – da trat schnell ein anderer vor und sprach: ›Und wir Chatten von der Logana und die Ufermänner vom Mittelrhein und selbst die fernen Salier von des Stromes Mündungen werden euch nicht fehlen. Vor drei Jahren noch fochten Franken wider Franken: die im Osten hatte der Übergewältigt da fortgerissen gegen die eignen Stammesgenossen im Westen: und schon hätte sein gleißend Gold beinahe jetzt auch die Könige im Westen gewonnen: als aber die Kunde dieses Greuels zu ihnen drang, –

dieser Schatzung! – da beschlossen sie, ihm seine Geschenke zurückzuschicken – sie sind schon unterwegs! – Gar manche alte Sage der Thüringe weiß zu melden von eurer und unsrer Ahnen blutigen Kämpfen an dem Grenzhag. Aber als dieses Scheußliche ruchbar ward in unsern Walddörfern, da haben unsere Fürsten geeidet, – und geeidet haben alle zehn Könige der Franken – zu vergessen den alten Groll. Des Chatten Speer und des Franken Streitbeil werden euch nicht versagen, gilt es die Befleckung abzuwehren, daß nicht die lichten Götter *Solches* schauen. Bei Wodan und Frau Holde: baut auf uns! Und das Herrn Attila ins Angesicht zu sagen, dazu entsandten mich alle die Richter der Chatten und diesen Childibert da die Könige der Franken. Zuletzt aber trat hervor ein eisgrauer Recke, – riesengroß! – mehr einem ihrer aus Eichenbäumen gehauenen Götter sah er ähnlich als einem Sterblichen! – der zog ein langes Steinmesser aus dem Wehrgurt – drei meiner Fürsten sprangen sorglich vor – er hatte es zu verbergen gewußt bei der Abnahme der Waffen – aber er legte nur die Finger der Schwerthand daran und sprach: Ich eide auf den Sachs bei Sachsnot! Mich, Horsawalt, senden die Sachsen von der Mündung der Wisurgis. Und also sprechen sie: schickt, ihr Thüringe und alle Thüringegenossen in diesem heiligen Krieg, eure Weiber und Kinder zu uns: viel tausend Schiffe liegen an den Küsten von Sachsland und Friesenland: denn auch die Friesen haben's geschworen, – Ratbod hier, der Asege, der wird's bestätigen, – weicht kämpfend bis an unser Gestade: dort schlagen wir alle zusammen die letzte Schlacht: – sie soll dem letzten Kampf der Asen gleichen! – Erliegen wir, so nehmen die treuen Kiele zu den Weibern und Kindern an Bord auf, was noch atmet von Männern, und tragen sie durchs freie Meer nach sichern Eilanden. Laß doch sehen, ob die Hunnengäule uns nachschwimmen werden durch die Wogen der Brandung. Vorher aber reißen wir ein die uralten Deiche, die göttergeheiligten Landwehren, und ersäufen Roß und Reiter. So wird das Land Meer, doch bleibt es frei.' Und nun faßten sie sich an den Händen, der Alamanne, der Thüring, der Hesse, der Franke, der Sachse, der Friese, und trotzig schritten sie hinaus, – einig – sie! – die sich immer zerfleischt.« Erschöpft hielt er inne, tief Atem holend ...

»Ich warnte,« wiederholte Chelchal. »Jetzt ist es zu spät. Ich warne nicht mehr. Nachgeben darfst du nicht. Biete nun rasch die Gepiden auf und die Ostgoten.« Aber grimmig nickend lachte Attila: »Sie weigern sich, zu kommen! Der Amaler läßt mir sagen: ein Wunschgelübde, ein Opfer halte ihn zurück in seinem Land, im heiligen Walde der beiden Götterjünglinge. Hui, ich bin sein Gott, und mir hat er zu opfern! Ich ahne den Wunsch dieses Gelübdes! Er gilt *meinem* Leben, daß es noch recht lange währe! Meinen Söhnen hat er nicht geschworen, denkt er wohl, wie der Gepide. Als ich Valamers Boten erwiderte, ihres Königs Brüder, die Unterfürsten Theodimer und Widimer, würden auf mich mehr als auf ihren Oberkönig hören, sprach der Freche: ›Die Goten haben gelernt, ihrem König und nur ihrem König zu gehorchen.‹ Da erzählte ich – statt der Antwort – dem Trotzigen das Geschick Karidads, des Häuptlings der Atatziren. Der schlaue Sarmate weigerte sich ebenfalls, der Einladung vor mein Angesicht zu folgen: ›Kann kein Sterblicher,‹ ließ er mir sagen, ›in der Sonne Angesicht schauen, wie könnte ich in das Angesicht des größten aller Götter schauen?‹ ›Er währte, auf die steilen Felsklippen seiner Berge könnten unsre Rosse nicht gelangen; aber sind schwindelfrei, unsere Pferdchen, kletterten hinauf wie die Ziegen.‹ ›Und du bringst,‹ gebot ich dem Gesandten, ›König Valamer als mein Geschenk dort jenen Ledersack, der vor meinem Schlafhaus an dem Pfosten hängt. Der Kopf des schlaunen Fürsten

steckt darin. Mein Sohn Ellak hat ihn mir geholt. Nun sind seine offenen Augen doch auf Attila gerichtet worden, aber starr, tot.« »Und der Gepide?« forschte Chelchal. »Ardarich ist treu.« – »Aber klug. Er *will* nicht kommen, will nicht auch meinen Söhnen schwören müssen. Er läßt mir sagen, er habe sein ganzes Heer aufgeboten, einen drohenden Angriff der Uturguren abzuwehren. Er *hat* nichts abzuwehren! Ich selber schütze meine Knechte.« Wieder hielt er inne; diesmal durchmaß er mit langen Schritten aufgeregt das Gemach.

»Wenn es wahr wäre!« begann er aufs neue. »Wahr *würde*! Wenn sie wirklich lernten, ihren Königen gehorchen und sich verbünden! Es wäre das Ende! Sie *dürfen* es nicht lernen! Ich lasse ihnen keine Lernzeit dazu. Schnell, Chelchal! Wir warten nicht, wie ich wollte, das nächste Frühjahr ab. Sofort brechen wir auf. Ich zerstampfe *sie* zuerst, diese tollkühnen Germanen im Westen, diese meuterischen Knechte von der Moldava bis zum Rhein. Ihre Saaten, die Zäune ihrer Gehöfte, ihre Gehöfte und ihre harten Schädel – Alles unter die Hufe meiner Rosse oder unter die sengende Flamme! Diese Thüringe! Wie? Dreihundert ihrer Jungfrauen wollen sie nicht preisgeben? Wohlan! So soll, bevor die Blätter von den Bäumen fallen, in ihrem Lande weder Jungfrau noch Weib mehr ihres Namens atmen. Erst in die Schande mit ihnen, dann in die Flüsse! Und die Männer? Angenagelt an die Bäume! Reihenweise. Seltsame Eckern sollen sie tragen, die Eichen und Buchen ihrer waldgrünen Hage! Wo diese jetzt die hohen Wipfel rauschen lassen, soll Ödland liegen, unsern Steppen gleich. Dann werden ihre treuen Nachbarn sich besinnen, ob sie die Ausbrennung, die Ausmordung teilen oder mir die Geißel küssen wollen. Den Amaler aber soll mir sein Freund, der Gepide, beschaffen: oder beider Köpfe wandern in denselben Ledersack.«

»Und wann, Herr, brichst du auf gegen die ... Thüringe nennt man sie jetzt: als ich ein Knabe war, hießen sie noch Hermunduren. Wann?« – »Morgen!« – »Du vergissegst: übermorgen beginnt das Fest Dzriwills, der großen Rossegöttin, an dem alle Waffen ruhen und Blutvergießen, auch in todeswerter Verbrechen Bestrafung, schwerster – unerhörter! – Frevel wäre. Und du hast zu diesem Fest – vielmehr schon *vorher*! – beschieden den Rugenkönig, der die Tochter eigenmächtig verlobt hat und zu dem Fest – schon früher – alle seine – ...« »Treuegenossen und Schicksalsgenossen!« rief der Herrscher, das Haupt auf dem kurzen breiten Stiernacken aus den hohen häßlich gekrümmten Schultern reckend, und wilde Freude funkelte aus den vorstehenden starr blickenden Augen. »Ei ja: die laufen mir gerade recht in die Hände! Bin in der richtigen Stimmung für sie! Den Feuerkopf von Bräutigam! – Und die Braut, – wie sagte doch der Knecht, den die Raben gefunden auf jenem Donauwerder? – schlank, aber üppig, und weiß! – Ich erwarte sie: – alle! –«

Zweites Kapitel.

An dem folgenden Tage meldeten hunnische Spähreiter das bevorstehende Eintreffen des Rugenkönigs und der Seinen; Ellak geleite sie.

»Sind mir sehr willkommen,« sprach Attila, behaglich mit dem mächtigen Haupte nickend und über die wulstigen Lippen streichend. »Ellak? Ah ja, er hat die Königstochter ihrer Hochzeit zugeführt! Das paßt für ihn! Chelchal, du bereitest alles vor! Du empfängst diese treuen Germanen von der Donauinsel. Du führst sie in die schönsten Gastwohnungen. Du lädst sie zum Morgenimbiß auf den folgenden Tag – auf die dritte Stunde genau – in *dein* Haus. Und auf den Abend lädst du sie alle, den treuen Königsgreis, den harfenkund'gen Königssohn, die schlanke Braut, – in *meine* Gasthalle zum Nachtschmaus. – Wo sind Wisand der Heruler, Rothari der Langobarde, Vangio der Markomanne und die Sklabenenfürsten Drosuch, Milituch und Sventoslav?« – »Alle geladen, Herr, und alle unterwegs! Sie können noch nicht hier sein. In den nächsten Tagen müssen sie, wie die Späh-Reiter meldeten, eintreffen.« – »Es ist gut. Wachsam wachen sie, meine Späh-Hündlein! Muß ihnen doch wieder mal eine Römerstadt zur Plünderung und Vergnügung schenken. – Aber schicke den Anrückenden starke Geschwader entgegen: – sie könnten vernehmen, was morgen hier geschieht: – sie müssen weder umkehren noch ausbiegen können – *hierher* müssen sie alle.«

Gegen Abend trafen Wisigast und die Seinigen ein. Die Ankömmlinge wurden durch Chelchal in mehreren Häusern untergebracht, die Gefolgen getrennt von den Herren, der Rugenkönig, Ildicho und deren Magd in einem Haus, Daghar – allein – anderwärts. Gleich bei ihrem ersten Gang durch das Lager ritt durch das Westthor ein und ihnen entgegen ein stattlicher Krieger, der sie anrief in der Mundart der Suaden. »Gewalt – du?« sprach Wisigast erstaunt. »Was führt *dich* her, Mann der klugen Vorsicht?« fragte Daghar, noch immer grollend. »Unkluge Unvorsicht! Wir nennen's – Treue!« rief der Graf und sprang vom schaubespritzten Hengst, den er einigen Gefolgen übergab. »Es litt mich nicht zu Hause, – während ihr die Köpfe in das Lager der Wölfe tragt. Merket wohl: auch jetzt nicht teil', ich eure Anschläge. Noch einmal warn' ich! Stehet ab!« »Ich hab's geschworen,« rief Daghar, »bei Ildichos goldbraunem Haar. Nicht eher wird sie mein.« – »So seid ihr denn verloren. Ich aber will versuchen – bis zum letzten Augenblick – euch zu retten: wo nicht, teil' ich euren Fall. Oft, wann ich im Lager war, hat er mir Gefangene zur Bewachung anvertraut, vielleicht auch euch überweist er mir. Ein Freund, nicht in euere Schuld verstrickt, nicht beargwöhnt, aber entschlossen, euch zu retten, kann viel thun.« »Du wagst dein Leben,« sprach Wisigast. »König der Rügen, kennst du dieses Schwert?« – »Es war das meine. Du hast es heldenhaft geführt. Ich gab es dir bei deiner Schwertleite – mit Ardarich – der gab dir den Speer: – das sind nun zwanzig Jahre.« »Das eben kann ich nie vergessen. Ich rette dich oder ich sterbe.

– Lebe wohl für jetzt. Schon achten die hunnischen Reiter dort auf unser Geflüster. – Heda, ihr Hunnen,« rief er, »führt mich zu eurem Herrscher! Wißt ihr vielleicht, wo in der Nahe die Gepiden stehn? Ihr Heer brach auf.« Er verschwand mit seinen wenigen Gefolgen unter einem ganzen Schwarm von Hunnenreitern.

»Ich that ihm Unrecht! Ein treuer Mann!« rief Daghar. »Treu wie ein Alamanne,« sprach der König, ihm lange nachblickend.

Drittes Kapitel.

Am folgenden Morgen ganz früh berichtete Chelchal, alles habe er ausgeführt und vorbereitet, was ihm – offen oder geheim – befohlen sei. Attila nickte; dann fragte er mit finsterer Miene: »Wo bleibt Ellak? Weshalb meldet er sich nicht bei seinem Herrn? Steckt er noch immer bei der Braut – eines andern?« – »Nein, Herr! Dein Sohn ist gar nicht mit eingeritten in das Lager. Vor dem Thore stieß er auf Dzengisitz. Dieser teilte ihm deinen Befehl mit, daß beide Brüder gemeinschaftlich die Geiseln Volibuts, des besiegten Sklabenenfürsten, an der Furt der Theiß in Empfang nehmen und hierher führen sollten. Sofort gehorchte er, – ›sichtlich sehr ungern,‹ meinte der Rugenkönig, der mir das berichtete.«

»Ja, ja,« grollte der Vater. »Er wollte sich wohl abermals bei mir verwenden für diese drei. Und sie lieben sich nicht, die beiden Brüder. Gerade deshalb zwing' ich sie so oft zusammen. Sie müssen's lernen, sich ertragen, sich vertragen. – Nun geh! – Die dritte Stunde naht. – Geh; ich folge, allein.« – »Herr, du sagtest hiervon nichts: willst du in meinem Hause den Morgenimbiß teilen?« – »Nein. Schweig' und geh. Du holst deine Gäste selbst ab in ihrer Wohnung und führst sie an dein Haus durch die große Hauptstraße des Lagers. – Rasch! – Ich bin ungeduldig.«

Als Chelchal die drei Fremden an sein Haus geleitete, stand in dem schmalen hier einbiegenden Quergäßlein auf der erhöhten Schwelle des Eckhauses, in den bergenden Vorsprung der Thüre gedrückt, ein Mann in rotbraunem Mantel, dessen Kapuze er über Kopf und Stirn bis an die Augen gezogen hatte. Den unteren Teil des Gesichts bedeckte er mit dem Mantelsaum: ganz unbeweglich stand er. Nun ward Ildicho voll sichtbar: da fuhr er zusammen, sein starker Leib erzuckte wie vom Blitze durchschüttelt.

Die Pforte von Chelchals Hause schloß sich hinter den Gästen.

Da schlug der im Mantel die Hüllen zurück: sein gelbes Antlitz erglühte in roter Lohe: seine Augen funkelten wie des Wolfes Lichter: »Ah,« stieß er hervor. »Nie sah ich so viel Reiz. Nie, niemals im Leben verspürte ich solches Entbrennen! Sie ist's! Sie wird mir den wahren Erben bringen: – den Herrn der Welt.«

Viertes Kapitel.

Die Stunde des Mittagmahles war gekommen.

Die hunnischen und die übrigen für heute geladenen Gäste – es waren etwa dreihundert, nahezu ausschließlich Männer – hatten die ihnen angewiesenen Sitze in der großen Empfangshalle, die zugleich als Speisehalle diente, eingenommen. Jetzt führte Chelchal Wisigast, Ildicho, Daghar und deren acht Gefolgen herein. Gewalt der Alamanne fehlte: vergebens sahen sich die beiden Germanen nach ihm um: auf ihre Frage erwiderte man, Attila habe befohlen, den Suaben nicht heute, erst morgen zum Mahle zu laden.

Gleich sowie sie die Schwelle des Eingangs überschritten hatten, wurden sie von Mundschenken begrüßt – schönen Knaben, die von Gold glitzerten und von bunter Seide: sie reichten den Gästen silberne Schalen dar: diese mußten, so bedeutete sie Chelchal, nippen und einen Heilwunsch für Attila ausrufen. Den Herrscher sahen sie in weiter Ferne, durch den ganzen Raum der großen Halle von ihnen getrennt, gerade gegenüber dem Eingang in der Mitte des Halbrundes sitzen auf einer galerieähnlichen Erhöhung, die von reichgeschnitzter Brüstung umhegt war. Vor den hohen schmucklosen Holzschemel, auf dem der Herrscher kauerte, war ein länglicher Tisch gestellt, ganz aus gediegenem Gold mit vier kurzen Füßen in Drachengestalt: rot funkelten deren Augen: es waren Rubine. Hinter dem Schemel führten mehrere Stufen zu einer Thüre, der Thüre des Schlafsaals. Zwischen den Holzpfeilern an den Seitenwänden waren heute Tische, Bänke und Schemel aufgestellt in großer Zahl: verschwenderische, rohe, sinnlos überladene Pracht war hier entfaltet: die Tische, die Sitze waren von Silber oder von den kostbarsten Marmor- oder Holzarten; die Decken, Polster und Kissen von chinesischer Seide, die Schüsseln, Teller, Becher, Schalen, Humpen, die römischen Mischkrüge, die germanischen Trinkhörner blendeten durch den Glanz ihres Edelmetalls, durch die funkelnden Perlen und Steine, die sie schmückten: aus drei Erdteilen waren diese Schätze als Beute, als Loskaufspreis, als erpreßte Geschenke hierher zusammengeströmt seit Jahrzehnten. Die Tische und Sitze zogen sich auf den beiden Längsseiten des Halbrunds von dem Eingang gegen den Hochsitz des Hausherrn hin.

Als Ehrenplätze galten die Sitze, welche in der Reihe zur Rechten Attilas, den Stufen zu dessen Hochsitz zunächst, angebracht waren: zu diesen Sitzen geleitete nun Chelchal die drei Gäste: doch wurden sie nicht nebeneinander gesetzt: Wisigast und Daghar waren links und rechts von je zwei hunnischen Fürsten umgeben; weiter nach der Thüre zu saß Ildicho zwischen der gefangenen Gattin eines römischen Magister militum und der vergeiselten Tochter eines Häuptlings der Anten: beide waren sehr reich gekleidet und geschmückt; aber sie schienen keine Freude an ihrem Putz zu haben; die junge, hübsche, mädchenhafte Geisel blickte stier, wie dem Leben abgestorben, nur den Tod erhoffend, herab auf ihren Schos; die Römerin, eine prachtvolle Matrone von junonischer Fülle, warf einen Blick tiefen Mitleids auf Ildichos herrliche jungfräuliche Gestalt; sie seufzte und reichte ihr schweigend die Hand. Es waren die einzigen Frauen, die Ildichos suchendes Auge fand. Die Gefolgen des Rugen

und des Skiren waren auf der andern, der linken, Seite der Halle verteilt, weit voneinander getrennt, untergebracht worden.

Als die drei Gäste vor ihren Ehrenplätzen standen, gebot ihnen Chelchal, sich vor Attila, dessen Augen scharf auf sie herunterblitzten, zu verneigen. Daghar beugte dabei das stolze Haupt nicht so tief, als es der Herrscher zu sehen gewohnt sein mochte: ein drohender Blick traf ihn: dem König nickte er nicht ungnädig zu: als sein Auge das Mädchen – scheinbar – zuerst erreichte, (– er hatte gleich bei ihrem Eintreten die Gestalt mit brennendem Blick in sich gesogen –) da schloß er es halb – wie wohl das Krokodil pflegt – und blinzelte nur unter den Wimpern hervor: – er schien ihrer gar nicht zu achten.

Ildicho sah den Schrecklichen zum erstenmal: aber sie erschrak nicht, entsetzte sich auch nicht ob seiner Häßlichkeit: hoch sich aufrichtend sah sie ihm fest, trotzig, drohend in das Gesicht: solch kalten, abgrundtiefen, tödlichen Haß erkannte er in diesem Blick, daß er unwillkürlich die Augen nun wirklich ganz schloß: ein leises Frösteln lief ihm über den Rücken; als er das Auge wieder öffnete, mied er das ihrige, das, – er fühlte es – noch immer auf ihn gerichtet war: er sah auf ihren reizvollen Mund, auf die herrlichen weißen Arme: aber nicht mehr in dies Auge! –

Nun erst, nach langer Musterung der drei Gäste, sprach er zu ihnen: »Gut, daß ihr endlich kamt. Erst den Gastwillkomm. Von Geschäften nachher. Ich denke, wir feiern dann heute noch die Verlobung. – *Und* die Hochzeit,« schloß er, langsam. Ganz erstaunt über so viel Gnade blickten die Hunnen und die andern Gäste auf die so huldvoll Begrüßten, die, nicht minder überrascht, nun sich niederließen.

Fünftes Kapitel.

Als jetzt auch diese zuletzt eingeführten Gäste Platz genommen hatten, bot ein reich gekleideter Mundschenk knieend Attila eine schwere, durch Kunst der Arbeit und durch Gewicht kostbare Schale Weines; dieser führte sie an die Lippen, trank aber keinen Tropfen, sondern reichte sie dem Mundschenken zurück, mit dem Blicke nach Chelchal deutend. Diesem brachte nun der Schenk die Schale. Chelchal stand auf, verbeugte sich tief vor dem Herrscher, trank und gab die Schale zurück. Der Schenk schritt nun, in gleicher Weise kredenzend, zuerst die rechte, dann die linke Seite der Sitze ab. Aber ein besonderer Schenk stand hinter jedem Gast, der unablässig dessen Becher füllte. Für drei oder vier Gäste war je ein langer schmaler Tisch zurechtgestellt, so daß jeder von seinem Platz aus bequem zu jeder der vielen Schüsseln gelangen konnte, welche die mannigfaltigen Gerichte – hunnischer, römischer, germanischer, slavischer Küche – trugen. Andere erlesene Speisen aber wurden besonders aufgetragen. Zuerst erschien ein Diener mit einer Marmorschüssel, gefüllt mit allerlei gebratenem Wildgeflügel, dem Schopf, Schwungfedern und Schweif belassen waren. Er reichte sie zuerst Attila. Dieser aß – aus hölzerner Schüssel – nur Fleisch, mächtige Stücke, blutige, halb rohe; weder Brot noch irgend welche Zukost genoß er. Und während das Tafelgeschirr der Gäste von eitel Gold und Silber leuchtete und die edelsten Weine sie labten, trank Attila Quellwasser aus hölzernem Becher. Als diese erste Sendung von Schüsseln wieder abgetragen war, erhoben sich auf einen Wink Chelchals alle Gäste, leerten die aufs neue gefüllten Becher mit abermaligem Heilwunsch für Attila und setzten sich wieder, die zweite Reihe von Schüsseln, andern Inhalts, in Empfang zu nehmen und nach deren Erledigung Heiltrunk und Heilwunsch zu wiederholen.

Obwohl es noch nicht dunkelte, wurden doch, um das Tageslicht, das nur von oben durch die offenen Dachluken fiel, auszuschließen, quer an der Decke Vorhänge vorgezogen und die an den Pfeilern der Halle – in feuersicherem Abstand – in eisernen Haken angebrachten Pechfackeln angezündet. Da staunten die Gäste: denn wechselnd brannten die Fackeln in andrem, dunkelrotem, blauem, grünem, gelbem, hellrotem, weißem Licht, das gar seltsam auf den Helmen und Brünnen der Krieger glitzerte.

Plötzlich aber belebten sich Attilas todesstarre Züge: ein fürstlich gekleideter schöner Knabe von etwa fünfzehn Jahren hüpfte über die Schwelle der Eingangsthüre, und durch alle Pfeiler, Bänke, Tische und Reihen der Diener rasch und geschickt sich windend, flog er zuletzt die Stufen des erhöhten Sitzes hinan, kniete neben Attila nieder und schmiegte das Köpflein, von langgeringeltem, reichem, blauschwarzem Gelock umflattert, an dessen Kniee, die schönen, großen, dunkelbraunen Rehaugen – sie schwammen in bläulich angehauchtem Weiß – zu ihm aufschlagend. Da zog es fast wie ein Lächeln um des Fürchterlichen starre Züge hin; mit Rührung, mit Wohlgefallen ruhten seine Augen auf dem Knaben. Er strich ihm über die pfirsichflaumige Wange und hob ihn auf ein Knie.

Dann wählte er einen leckeren Bissen Fleisches aus der vor ihm stehenden Goldschüssel und schob ihn zwischen die kirschroten, vollen Lippen, in die glänzend weißen, gleichgereihten Zähne, die herzhaft zubissen.

»Wer ist der Knabe, der solchen Zauber übt?« fragte Daghar Chelchal. »Ernak, sein Lieblingssohn! Von einer Königstochter, die unsres Herrn Liebe aufgesucht hat.« »Die Arme war also blind?« erwiderte Daghar sofort. »Nicht so blind wie du;« finster, drohend war der Ton der Antwort.

»Väterlein,« schmeichelte der Verhätshelte und strich dem Schrecklichen den borstengleichen Bart. »Das Fleisch – Elchfleisch – ist gut. Aber Menschenfleisch schmeckt besser.« Betroffen sah ihn der Vater an: »Was redest du da?« – »Die Wahrheit, Väterchen. Meine alte Amme, Zdanza, – weißt du? – sie darf mich immer noch besuchen, und sie bringt mir immer etwas mit! – brachte mir gestern, in ein Tüchlein geschlagen, ein großes Stück Fleisch, das war gar knusprig gebraten. Ich aß es auf, ganz auf und schrie dann nach mehr. ›Ja, mein Augapfel,‹ erwiderte die Alte, ›mehr? Ein andermal denn! Ein Mann hat nur ein Herz – und damit wurden deine lieben scharfen Zähnlein rasch fertig.‹ ›Was?‹ fragte ich, ›war das ein Menschenherz?‹ Und fast wollte mir ein wenig grausen: – aber ich gedachte, wie lecker es geschmeckt, und leckte mir die Lippe noch nach. ›Ja, mein trautes Herzblümchen! Ich erbat mir die Leiche des jungen Goten, den sie heute gerädert haben, weil er dein großes Väterchen einen Werwolf gescholten hatte, schnitt ihm das noch zuckende Herz heraus und briet es meinem schönen Goldpüppchen. Nun bist du gegen Gift gefeit und wirst nie mehr mit Menschenherzen thöricht Mitleid hegen.‹ Wie dumm, Väterchen! Als ob ich schon bisher jemals Erbarmen verspürt hätte! Meine größte Freude ist es ja, den Hinrichtungen zuzuschauen. Hab' ich meine Reitübung gut gemacht, nach meines Lehrers Ausspruch, erbitte ich mir stets zur Belohnung einen Kuchen aus Byzanz oder – mit schießen zu dürfen, werden Gefangene erschossen. Gieb mir zu trinken, Väterlein! Wein, nicht dein dünnes Wasser – Wein! Gleich gibst du mir Wein! Nein, nicht gelben; roten, Pannonier will ich, oder ich weine. Und das verdirbt meine schönen Augen, sagt die Amme. So! *Das* war ein Schluck, – und rot wie Blut ist der Wein. – Aber, Väterlein, wann *ich* erst auf deinem Throne sitze ... –« »Eilt es?« fragte Attila; er warf einen Blick auf Ildicho. »Dann trink' ich nur Wein, nicht Wasser! Und nun ich weiß, wie lecker ihre Herzen schmecken, lass' ich mir alle Tage einen jungen Goten schlachten.« – »Wenn aber gerade keiner zum Tode verurteilt ist, mein Söhnchen?« – »Dann verurteil' ich eben einen.« – »Und warum? Was ist sein Verbrechen?« »Daß er *nichts* dazu gethan hat, seinem Herrn einen guten Braten zu liefern,« lachte der Junge aus vollem Halse, die weißen Zähne zeigend und vor Vergnügen über seinen Witz die schwarzen Locken schüttelnd. Und Attila küßte ihn zärtlich auf die Stirn und auf beide Augen.

Daghar blickte stumm zu Wisigast hinüber. Ein Hunne – es war Fürst Czendrul – hatte den Blick aufgefangen: »Das gefällt dir nicht, Skire?« höhnte er. »Ja, ja! Der Junge ist prächtig. Ist noch schärfer fast als Fürst Dzengisitz. Freut euch, falls ihr auf seinen Erbteil kommt.« Und er stieg wieder einmal zu dem Knaben hinauf. Denn manche Fürsten der Hunnen zwar kamen nun im Laufe des Gelages zu dem verhätshelten Liebling des Vaters, streichelten ihn, küßten ihn, brachten ihm leckere Bissen in ihren schmutzigen Fingern, ließen ihn, was er gierig annahm, aus ihren Bechern trinken. Keiner aber trieb es darin so auffallend wie Czendrul, der den Knaben gar nicht mehr aus seinen Armen ließ. Unwillig sah es Attila mit an; als Chelchal einmal mit einer geheimen Meldung zu ihm herantrat, flüsterte er ihm, auf des Fürsten Schmeicheldienste deutend, zu: »wenn *der* wüßte, *wer* meines Reiches Erbe wird, – wie würde er jetzt schon Schön Ildicho schmeicheln.«

Sechstes Kapitel.

Zornmütig, hitzig hatte der junge Königssohn erwidern wollen. Aber das Wort ward ihm überdröhnt von lautem Lärm, der hart vor der Eingangsthüre sich erhob: verworrene, scheltende, zankende Stimmen. Attila beugte nur ein klein wenig das Haupt vor und hob den Knaben von seinem Knie: – der Geschmeidige kauerte nun zu seinen Füßen und wußte unbemerkt, sowie der Vater anderswohin schaute, von den neben ihm stehenden niedrigen Kredentischen einen Becher Weines nach dem andern zu erhaschen und leer zu trinken, so daß er allmählich anfang, hin und her zu schwanken mit schwerem, rotglühendem Kopfe.

Schon waren die Thorwächter hinausgeeilt, die Lärmenden zu schweigen und zu strafen: aber unsanft wurden sie auf der Schwelle zur Seite gestoßen von einem ungestüm Hereindringenden. Dzengisitz war es, grimmig, grell lachend vor Wut. Hinter ihm schritt Ellak; noch bleicher als sonst war sein trauriges, edles Gesicht.

Dzengisitz, ein paar Jahre jünger als dieser, trug einen kostbaren, mit seltenstem Rauchwerk bunt besetzten und verbrämten hellroten Seidenmantel, der nicht bis an die Kniee reichte, darunter ein Wams ebenfalls von reich mit Gold besticktem edelm Pelz, die Haare auf der linken Seite des Leibes nach innen, auf der rechten nach außen gekehrt, so daß er halb schmutzig gelbweiß, halb tief dunkelbraun aussah. Auf dem Rücken hing ihm oberhalb des Mantels an breitem dunkelrotem Purpurband ein mit Perlen und Edelsteinen dicht besetzter Köcher, am untern Ende gekrümmt und vollgepfropft mit kleinen spitzigen Bolzen von Rohr; in der Rechten schüttelte er ungebärdig die entzweigebrochenen Hälften eines langen hunnischen Hornbogens. Seine Züge waren denen Attilas sehr ähnlich und zeigten alle Kennmale echterer hunnischer Eigenart: nur fehlte ihm alle Größe und jene majestätische Ruhe, die für den Vater auch dem Widerstrebenden zuweilen Bewunderung abzwang. Unstet fuhren die häßlich vorstehenden Augen hin und her, unaufhörlich zuckten in wilder Leidenschaft die wulstigen Lippen.

»Pforten weg, du Hund!« schrie er den letzten Thorwächter an und hieb ihm mit den spitzen Bogensplintern über die Hand, daß das Blut heraussprang, »Wer hemmt des Herren Sohn auf seinem Wege zum Vater, den Kläger – oder« – lachte er grimmig – »vollends den Angeklagten! – auf dem Wege zu seinem Richter?« Schon stand er – mit einem Satz hatte er die Stufen übersprungen – dicht vor Attila. »Ja, Väterchen, da der Halbgote klatschen will, ist es schlauer, ich sage dir alles selbst und statt *mich* anschwärzen zu lassen, verklage ich *ihn!*«

»Streit unter meinen Söhnen? Im Unrecht beide!« sprach der Vater; aber sein strafender Blick traf nur Ellak allein, der nun langsam, gemessenen Schrittes, die Stufen heraufstieg.

»Es ist gar der Rede, nicht eines Wortes ist es wert,« begann Dzengisitz wieder. »Auf der staubigen Straße reiten wir hinter den Geiseln. Es ist sehr langweilig, sehr öde. Ich wette – aus eitel Langweile! – mit meinem Bogenträger: ich treffe jedesmal zwischen dem aufgespreizten dritten und vierten Finger eines Menschen. ›Du hast leicht wetten, Herr,‹ lächelte der ungläubig. ›Du findest keinen, der dir still hält zu der Probe.‹ ›Doch!«

rief ich und befahl dem nächsten der Vergeiselten, der vor meinem Gaule dahinkeuchte in der heißen Sonne, – es war ein zwölfjähriger Junge, der Sohn des besiegten Sarmatenfürsten – die linke Hand aufgespreizt an den nächsten Baum zu legen und nicht umzuschauen. Der gehorchte. Ich nahm meinem Knecht den Bogen ab, spannte, legte den Bolzen auf und zielte. Da dreht der unfolgsame Knirps den Kopf um. Er merkt, was ich vorhabe! Der Feigling schreit auf vor Entsetzen, dreht sich ganz um und, statt an den Baum, drückt er die beiden aufgespreizten Hände in Todesangst vor das Gesicht. Ich ziele sehr scharf und – wie ich gewettet! – zwischen dem dritten und dem vierten schmalen Finger des Knäbleins schoß ich mitten durch.«

»In sein linkes Auge!« schloß Ellak, bebend vor Entrüstung. »Und da der aufschrie und ihm fluchte, drohte dein Sohn Dzensigitz, falls er nicht schweige, ihm auch das andere Auge auszuschießen. Er spannte schon wieder. Da sprang ich zu, entriß ihm den Bogen ...« »Und zerbrach ihn mir am Knie!« schrie Dzensigitz wütend. »Da! Da liegen – zum Beweise – die Trümmer!« Er warf beide Stücke Attila zu Füßen. »Meinen besten Bogen! Wegen eines Kindes! Eines Vergeiselten! Strafe den Sohn der Gotin, Vater, oder bei der Rossegöttin: – bevor ihr Fest beginnt – blutig straf' ich ihn selbst.«

Unbewegter Miene sprach Attila: »Wo ist der Knabe?« »Er blieb am Wege liegen,« antwortete Dzensigitz kurz, achselzuckend. »Tot ist er,« rief Ellak. »Er starb in meinen Armen.« »Hört meinen Spruch, ihr ungeratenen Söhne,« sprach Attila. »Du, Dzensigitz, wiegst dem Vater den Toten dessen Gewicht in Gold auf – aus *deinem* Schatzhaus, nicht aus dem meinen. Du, Ellak, aber thatst schwer Unrecht, deines Bruders Bogen zu zerbrechen. Seines Bruders Waffe soll niemand brechen: – er bricht sie sich selbst. Sechs ebensogute leistest du ihm, das ist deine leichte Strafe. Deine schwere aber – meine Unzufriedenheit. Aus meinen Augen! Fort aus der Halle! Hinaus! – Du, Dzensigitz, setzest dich da unten neben den Königssohn der Skiren zu seiner Rechten – links sitzt Fürst Czendrul – der soll nur *bleiben!* – Und Sorge, mein lieber Junge, daß dem jungen Helden alles richtig werde, was ihm gebührt.«

Ellak warf einen Blick auf seinen Vater: vergeblich suchte er nach dessen Auge. Dann beugte er tief das Haupt und schritt feierlich die Stufen hinab. Sein Weg führte an Ildicho vorbei: er verlangsamte seinen Schritt, aber er wollte nicht stehen bleiben: da stand die Jungfrau auf von ihrem Sitz und reichte ihm vor allem Volk mit einer schwungvollen Bewegung die schöne Hand: er ergriff sie, neigte sich schweigend und schritt rasch aus der Halle. Attila hatte den Vorgang genau beachtet: leicht nickte er dazu mit dem mächtigen Stierhaupte nach vorwärts und blinzelte wieder sehr böse.

Siebentes Kapitel.

Schon während der Erzählung des Dzensitz war, von den Thorwächtern ehrerbietig begrüßt, ein vornehmer Hunne in reicher Tracht eingetreten: doch von Staub bedeckt waren seine glitzernden Gewande; um die Schaffelmütze trug er einen grünen Laubkranz gewunden. Geduldig hatte er an der Thüre gewartet, bis der Vater über den Streit der Söhne gerichtet. Jetzt durchmaß er eiligen Ganges die weite Halle, sprang die Stufen hinan, die zu dem Hochsitz führten, und warf sich, oben angelangt, vor dem Herrscher auf beide Kniee. »Steh auf, Fürst Dzenzil! Du bringst den Sieg; dein grüner Kranz erzählt's in stummer Sprache.«

»Jawohl,« rief der Hunne, ein noch jugendfrischer Mann, aufschnellend vom Boden, stolz, mit lauter Stimme, »deinen Sieg und deiner Feinde Untergang. Die Lugionen sind nicht mehr.« Ein wildes Jauchzen der Hunnen – wie Geheul aasfroher Wölfe – stieg empor: die Germanen in der Halle tauschten Blicke des Schreckens und der Trauer. Auf Attilas Wink begann der Fürst seinen Bericht: »Hinter den Sümpfen ihres Danaster wähten sie sich sicher und geborgen, sie wagten, dir die fällige Schatzung zu weigern. Mir gönntest du die Ehre, sie zu züchtigen. Das Maß der Züchtigung überließe ich dir. Ich kenne deinen Geschmack, o großer Herr, und liebe auch selber ganze Arbeit. Ich beschloß Vernichtung. Es schien nicht leicht, durch die Sümpfe zu dringen: denn sie hatten alle Furten überflutet und sich mit Weib und Kind und Herden und Habe in der Mitte ihres wasserumgürteten Landes zusammengedrängt in ein Verhack. Aber« – er lachte, strich den spärlichen Bart und fletschte die Zähne – »ich baute mir einen trefflichen Steg. Wir trieben ein paar tausend Anten und Sklabenen zusammen. Hatten freilich nichts verschuldet. Vielmehr uns Hilfe gegen ihre germanischen Nachbarn, die Lugionen, geleistet, die Wege gewiesen, Zugtiere und Lebensmittel geliefert. Wir erschlugen sie und legten die Leichen, paarweise, je zwei hintereinander, quer durch die schmalsten Strecken der Sümpfe. Anfangs freilich scheuten unsere Pferdlein: wollten nicht gern treten auf die noch warmen Menschenleiber. Aber Hunnengaul ist klüger als Griechenphilosoph: Gaul lernt noch, Philosoph weiß schon alles und lernt nichts über sein Buch hinaus, das er einmal geschrieben hat. Wir legten die Toten auf die Gesichter, bestreuten die Rücken mit bestem Hafer, und siehe da, die braven Rößlein gewöhnten sich, darauf zu treten, um zu naschen. Dann half Sporn und Geißel nach und bald waren wir drüben. Nacht war's als wir das große Verhack der Feinde überfielen. Groß war ihr Entsetzen. Die Weiber und Kinder schrieen vor Todesangst! Es klang gar lustig. Sie wähten uns aus dem Abgrund der Erde aufgetaucht. Flammen und Speere und Geißeln und zerstampfende Hufe, wohin sie sich wandten! Als die Sonne aufstieg, fand sie keine Lugionen mehr zu beleuchten. Sechstausend Männer waren es gewesen und ebensoviel oder mehr Wehrunfähiger, Weiber, Kinder, Greise. – Groß bist du, Attila, Sohn des Sieges.«

»Groß bist du, Attila, Sohn des Sieges!« wiederholten die Hunnen, schreiend, johlend, brüllend, daß die Holzhalle erzitterte.

Unbeweglich, ohne eine Miene zu verziehen, hatte der Herrscher den Bericht und das Zujauchzen angehört. »Es ist gut,« sagte er jetzt ruhig, »sehr gut. Warte, Dzenzilchen, Söhnchen. Attila teilt den Bissen mit dir. Da! Nimm!«

Er langte mit den kurzen dicken Fingern in die Goldschüssel, die, mit noch ziemlich blutigem Pferdefleisch gefüllt, vor ihm stand, ergriff ein mächtig Stück, riß es auseinander, daß der rote Saft umherspritzte, steckte dem Fürsten einen großen Fetzen in den Mund und verzehrte selbst das übrige. Des Fürsten Augen aber leuchteten vor Stolz: er legte die Hand vor Wohlgefühl auf die Brust, wie er schmatzend kaute und schlang. »Auch sollst du heut an meiner Seite sitzen, auf dem Ehrenstuhl,« begann Attila und winkte den Dienern: diese trugen einen mit Purpurdecken überzogenen Stuhl mit sechs silbernen Füßen und silberner Lehne herbei und stellten ihn zur Linken des Herrschers.

Da fiel etwas dicht neben Attila mit dumpfem Schlag. »Es ist das Ernaklein,« grinste der Vater, »er umklammert noch den Becher. Der kleine Dieb! Er hat viel mehr gestohlen, als er tragen kann. Schafft ihn fort in sein Schlafhaus. Von morgen ab trinkt er nur noch Wasser: – der wird gekreuzigt, der ihm Wein, Met oder Ael gewährt –.«

Achtes Kapitel.

Nachdem bei dem Blick auf den Liebling sich sein Antlitz aufgeheitert hatte, nahm es nun wieder einen finsternerem, ja drohenderem Ausdruck an, als zuvor: er lehnte sich zurück, furchte die starken, borstigen Brauen und sprach, lauter als sonst: »Habt ihr's gehört, ihr Skiren und Rugen und Goten da unten? Sind auch Germanen, diese Lugionen. Oder *waren* es, vielmehr! Schon gar manchen Splitter eures treulosen Volkes hab' ich so zerspellt. Geht das so fort mit euren Treubrücken, wird man bald nicht mehr bloß fragen: »wo sind die Lugionen?« sondern: »wo sind die Germanen geblieben?« »Zerschmolzen sind sie,« wird man dann singen in den Zelten der Hunnen, in den Hütten der Sklabenen, »zerschmolzen, wie der Schnee im Sommer. Nicht Vetter, nicht Erbe von ihnen ist übrig geblieben. Untergegangen ist es ohne Spur, das hochfärtigste Geschlecht der Erde, das allen Völkern verhaßte, die stolzherzigen Germanen!« Und er griff wieder nach einem Stücke noch halbprohen Fleisches.

Da richtete unten an der Tafel der greise König Wisigast das ehrwürdige Haupt empor, sah ihm in die Augen und sprach mit fester Stimme: »Unsere Völker mögen leiden: – sie leiden schon lange schwer! – nie werden sie untergehen.« – »Und weshalb, du Zuversichtlicher?« »Die Götter, unsre Ahnen in Asgardh, schützen uns!« rief jung Daghar. »Und wer schützt eure Götter?« höhnte der Hunne. »Sollen doch auch sie einst untergehen!« »Am Ende aller Dinge,« erwiderte Wisigast. »Dann aber,« fiel Daghar ein, »in jenen letzten Kampfestagen der Welt, werden neben den dumpfen Riesen die Nachtvölker stehen: Finnen, Sklabenen und Sarmaten und vor allem – du: an des Fenriswolfes Seite, Herr Attila, seh' ich schon deinen Schatten die Geißel schwingen! Doch an unsrer Ahnen, der Asen, Schildseite werden, dicht neben den Einheriar, die aus Walhall niederschweben, wir Germanen die letzten Speere werfen und mit und neben unsern Göttern fallen.« »Ich möchte dann wohl,« entgegnete Attila, »jener schwarze Rauchriese sein, der, nach eurem Glauben, euch alle in Feuerqualm verzehrt.« »Und selbst mit untergeht,« fiel Daghar ein, »auf daß ein neuer Himmel glanzvoll sich wölbe über eine neue Welt: – ohne Hunnen und andere Nachtvölker! Dieser Welt wird abermals Wodan walten, der Schuld entschühnt, und Frigga, die blonde Herrin, und Baldur und Donar der Getreue. Und wie sollte Siegvater unser entraten können? Mir ist, Wodan bedarf unser so notwendig wie wir sein! Neue Germanen schafft er sich wieder, zu seines Herzens Stolz und freud'ger Liebe. Aus der Esche den Mann, aus der Erle das Weib.« Er schwieg: Begeisterung leuchtete aus seinem hellen Auge, verklärte die stolzen Züge: er war sehr schön in diesem Augenblick, der junge Königssohn; die Weihe der Dichtung glänzte auf seiner hohen Stirn: er suchte Ildichos Auge: ihre Blicke fanden sich: voll warmer Liebe, bewundernd, sah sie in sein edles Antlitz.

Attila nahm ihn scharf wahr, diesen Austausch von Blicken und von Liebe. »Das Weib!« wiederholte er heiseren Tones: »Ja freilich, das darf nicht fehlen. – Und gewiß hat diese Germanin der zukünftigen Welt wieder so schönes, starkes, goldenes Haar, wie deine Braut dort, nicht?« – »Gewiß. Unsere Frauen sind unsres Volkes höchstes Heiligtum. Heilig und weissagend und den Göttern näher als wir Derben, sind die

Zarten. Und ihre Schöne, ihre Reine ist das letzte Geheimnis, ist der holde Runenzauber unsrer Kraft.«

Flammenden Blickes sah er auf Ildicho: diese erglühte: aber sie senkte die langen Wimpern nicht in falscher Scham: fest und selig sah sie ihm tief in die Augen. Attila nickte Chelchal zu, bedeutungsvoll. Dann spottete er weiter: »Nicht gerade viel Mannesstolz lag in der Rede. Wir Hunnen können unsre Weiber missen: – wir nehmen uns dann – andre. Wie reich ist doch deiner Tochter goldnes Haar, alter König! Gehört das auch zu jenem geheimen Zauber?«

»Das reiche, goldne, todesmutige *Herz*,« antwortete Wisigast.

»Ja und –« fiel Daghar ein: er ward immer hitziger, der kalte Spott des Hunnen stachelte ihn bis zur Wut – »da du doch so neugierig danach forschest, so höre die Antwort: ja, auch dies *Haar*!« Und zärtlich strich er leicht über die prachtvollen Zöpfe der Geliebten hin. Denn heißerregt war er nun aufgesprungen und hatte sich, in zwei langen Schritten, neben Ildichos Stuhl gestellt.

»Ei, wie das?« meinte Attila, kopfschüttelnd. »Das will ich dir erzählen,« begann Daghar, tief atmend, nach Beherrschung ringend, »Nicht nur dadurch haben gar oft schon unsere Frauen uns den Sieg erringen helfen, daß sie im Speerkampf dicht hinter unserer Schlachtreihe standen, mit heiligen Gefangen uns anfeuernd, – jüngst haben markomannische Weiber ihre Männer und sich selbst gerettet und den Feinden den schon sichern Sieg entrissen – durch ihre Haare.« »Jawohl,« bestätigte Wisigast. »Es ist ein schönes Geschehnis.« Aufmerksam lauschte Ildicho: »Davon hört' ich nie,« flüsterte sie zu dem Bräutigam hinauf. »Wie war's?« – »Vor ein paar Wintern waren wendische Räuber – Czechen nennt man die stumpfnasige Horde! – in wimmelnder Übermacht von Aufgang her eingefallen in Bojohemum, der Markomannen bergumhegtes Land. Die Männer des überfluteten Ostgaus hatten sich mit Weib und Kind und Knecht und Magd und Herden und Habe geflüchtet in einen festen Verhau auf ragendem Waldberg an dem Albisstrom. Bald waren sie hier von den zahllosen Wenden eingeschlossen. Das Stürmen hob an. Lange hielten sie aus, die bärentapfern Markomannen: – Feuerzeichen bei Nacht, Rauchzeichen bei klimmender Sonne auf dem höchsten Gipfel des Berges sollten die Aufgebote der nächsten Gaue zum Entsatz herbeiwinken. Aber ach! immer seltner, immer spärlicher flogen von dem Verhack und dem Rasenwalle herab die Pfeile der Verteidiger zu Thal. Und doch hatten sie die Räuber durch nichts wirksamer abgewehrt als durch ihre gefürchteten, niemals fehlenden Pfeile.«

»Jawohl,« bekräftigte Wisigast. »Vor uns andern allen gelten als beste Schützen die Markomannen. Das lehrte sie Ullr, der Wodan des Winters, der kundige Jäger mit Bogen und Pfeil.«

»An Pfeilen und Bogen fehlte es nicht den pfeilfrohen Schützen, aber es fehlte nachgerade an Sehnen für die Bogen. Die aufgezogen mitgebrachten rissen eine nach der andern bei dem unaufhörlichen Abschnellen der Geschosse. Die Czechen, die unablässig – wie die Wölfe um den Schafpferch rennen, – den Verhack umkreisten, aber, nachdem sie viermal blutig abgeschlagen worden, nur in klug bemessener Entfernung, merkten es nun schnell, daß die Bedrängten fast gar nicht mehr schossen, nur Steine schleuderten und Äste. Mit wildem Geheul sprangen sie immer kecker,

immer höher den Waldhang hinauf. Da riß auch Garizo, dem Gaugrafen, der Bogenstrang; seufzend warf er den nutzlosen Bogen zur Erde. Aber Milta, sein jung und schön Gemahl, das hart hinter ihm stand, die Pfeile ihm reichend, gab ihm gar bald den Bogen wieder in die Hand: sie hatte sich mit scharfem Sachs das prachtvolle starke Haar vom Wirbel geschnitten, zu unzerreißbarer Schnur zusammengedreht und den Eibenbogen damit besträngt: der Tapfre jauchzte laut auf, küßte sein Weib, ergriff die geliebte Waffe, zielte, schoß und durchbohrte dem Häuptling der Feinde, der schon an dem Verhau heraufkletterte, Pelzhelm und Kopf. Sofort folgten alle Frauen und Mädchen dem Beispiel Frau Miltas und wieder schwirrten nun in sausenden Schauern die tödlichen, die niemals fehlfliegenden Pfeile in die dichten Haufen der halbnackten Stürmer, die sich, siegesgewiß, tolldreist schon ganz nahe heran gewagt hatten. Sie fielen, Mann neben Mann, wie Ähren, drein der Hagel schlägt. Bedeckt mit Toten waren alsbald auf allen vier Seiten die Waldblößen um den Verhack herum: fluchend eilten die Flihenden den Berghang hinab. Auch dieser Sturm war abgeschlagen, und bevor sich die Entscharten zu neuem Angriff gesammelt, tönte vom Niedergang von der großen, heiligen Irminstraße her, die den Gabretawald durchschneidet, das markomannische Stierhorn! König Hariogais selbst führte den Heerbann des West- und des Nordgaus zum Entsatz heran. Die Räuber flohen gen Osten, scharf verfolgt von den rächenden Reitern des Königs. Miltas Haar jedoch hat keinen Pfeil mehr entsendet: der Gemahl spannte es von dem Eibenbogen ab, küßte es zärtlich und hing es auf, ein herrlich Opfer, in dem Weihum Friggas. Dies Weib, dies Haar, hat sie alle gerettet.«

»Das that ein Weib,« sprach Ildicho still für sich hin, »that eines Weibes Haar.« Sie griff nach des Geliebten Hand und drückte sie. Dieser hatte seinen Grimm im Laufe der langen Erzählung gebändigt: er trat wieder von ihr hinweg und nahm seinen Sitz, an seine Harfe lehnend, wieder ein.

Neuntes Kapitel.

Nun drängte sich aus dem dichten Troß der Diener und Häuslinge hervor ein Mann von etwa fünfzig Jahren, ein echter Hunne. Reich war sein Gewand, von Gold strotzte sein kurzer Flattermantel aus grellgrüner Seide; eine Kette von runden, handbreiten, flachen, goldnen Scheiben und viereckigen Platten zog sich ihm dreifach um Hals und Nacken; fast jede Scheibe trug in der Mitte in einer hierfür angebrachten Öffnung einen lichten Stein: das funkelte und glitzerte in dem bunten Scheine der Pechfackeln an den Pfeilern. Er trat in den leeren Mittelraum zwischen den beiden Reihen von Tischen: – bei jeder Bewegung klapperten und klirrten die Scheiben und Platten – jede hing für sich an einem kurzen Kettlein senkrecht nieder – laut, mißtönig aneinander: was ihm selbst und seinen hunnischen Freunden unsägliches Vergnügen zu bereiten schien: denn er legte es auf das Klappern an, und die Hunnen begrüßten ihn mit lautem Zuruf. Dzensisitz schickte ihm durch einen Knecht ein großes Stück tiefenden Schweineschmalzes, mit den Fingern herausschöpfend aus einer vor ihm stehenden herrlichen korinthischen Vase, und Fürst Dzenzil stand auf von seinem Sitze neben Daghar, ging auf den Ankömmling zu, küßte ihn schmatzend auf beide Wangen und gab ihm zu trinken aus seinem eignen Schildpattbecher. Der so Geehrte kauete mit vollen Backen, trank in gierigen Zügen und neigte dabei vor Attila das Haupt fast bis auf den Boden.

»Ah, Drulxal,« nickte dieser sehr huldvoll, »mein wackrer Sänger! Willkommen! Aber wie ich sehe: noch nicht jede der Goldplatten an der Kette meiner Gnaden schmückt ein Stein.« – »Für jeden deiner Siege, o Großherr, den ich besang, schenktest du mir einen Edelstein.«

»Wohl! Bald, hoff ich, machen wir beide die noch leeren Scheiben voll – wir beide: ich durch Siegen, du durch Singen. Wofür gab ich dir doch jenen schönen Smaragd?« – »Für meinen Sang auf den Tag von Viminacium.« – »Und jenen flammenden Rubin?« – »Ja, Flammen bedeutet er. Ich erbat ihn mir für das Lied auf Aquilejas Fall.« – »Hei, gut gewählt. Aquileja! Sie mögen dereinst lange suchen, die römischen Altertumsdurchschnüffler, bis sie die Stelle finden, wo diese stolze Kaiserburg geragt.« – »Nun aber, o Herr, vergönne, daß ich dir ein neues Lied vortrage, gedichtet auf deine nächste Siegesfahrt im künft'gen Lenz von Aufgang bis zum Niedergang, vom Pontus bis zu den Inseln der Britannen. Verstattest du's, Herr?« Attila nickte. Da trugen zwei Sklaven dem hunnischen Dichter und Sänger seine Spielwerkzeuge zu auf zwei kniehohen Schemeln: sie stellten sie vor ihm nieder, während er auf einem höheren Stuhle in der Mitte der Halle Platz nahm; das eine Tonwerkzeug war eine Art Pauke, aber mit zahlreichen kleinen Glöcklein, und an dem kreisförmigen überstehenden Holzrand auch mit Glaskügelchen und Erzkügelchen besteckt, die, wenn er mit der kurzen Holzkeule in seiner Linken darauf schlug, rasselnd und klirrend und scheppernd den dumpfen Trommelton begleiteten; das andere Gerät vor seiner Rechten war eine Art Hackbrett, dessen Schafdarmsaiten er mit einer zum Klopfen, aber auch zum Zupfen eingerichteten zweizackigen Erzgabel schrille, ganz hochgestimmte Töne entlockte.

Daghar hatte in seinem Leben noch nie ein so erstauntes Gesicht gemacht, als da sein hunnischer Sangesbruder sein fürchterliches Vorspiel begann. Das Staunen wollte allmählich einer nicht mehr zu bändigenden Lustigkeit weichen: – aber bald, sowie er in den Sinn des Liedes eindrang, vergingen dem jungen Königssohn Lustigkeit und Staunen und er griff grimmig an den Wehrgurt, der sein Kurzschwert trug. Der Hunne aber sang in seiner Sprache, nicht im Stabreim und nicht im Endreim, sondern mit Wiederholung nur der Selbstlaute der letzten beiden Silben ohne Rücksicht auf die Mitlauter am Schlusse der Zeile. In deutschen Endreimen würde das Lied etwa gelautet haben:

»Über den Tanais, über den Ister
Winket der Tod mit der Sense der Pest:
»Gürte dich, schürze dich, schwarzes Geschwister
Ferne nach Westen hin ruft uns ein Fest.

Höre mich, hagerer Bruder du, Hunger!
Rüttle dich, schlafender Geier du, Krieg,
Altunersättlicher, immer noch junger,
Schüttle die blutigen Schwingen und flieg!«

Sieh, da in Wolken, den Völkern ein Grauen,
Ballt sich ein schwarzer, ein schrecklicher Zug:
Riesen und Schlangen, entsetzlich zu schauen,
Rasende Rosse mit Flügeln am Bug!

Allen voran der verderbliche Geier,
Kreischend nach Fraß und die Fänge gespannt:
Sonneverfinsternd erstreckt der Schreier
Schattende Schwingen vom Meere zum Land.

Flammendes Züngelein schlägt er zuweilen
Rot aus des Schnabels, des klaffenden, Ritz: –
Hinter ihm Nacht –: doch in zischenden Keilen
Zuckt aus dem Schnabel dann zündender Blitz.

Aber noch grausiger als an dem Himmel,
Wälzt sich auf Erden ein flutender Streif;
Drachenvergleichlich, ein Völkergewimmel,
Feuer im Rachen und Gift in dem Schweif!

Bläst da ein Mann auf gewundenem Horne
An der Alutha vor hölzernem Zelt:
Schauernd in Lust und in Schreck und in Zorne
Bebt da das Abendland, zittert die Welt.

»Hunnen, die Erde, mir gab sie der Kriegsgott!
Hunnen, euch schenk' ich sie – mordet sie aus!«

»Attila,« – schallt es da, – »Väterlein, Siegsgott,
Danke dir, danke dir! Richten es aus.«

Horch! Von dem Kaukasus bebt bis nach Böhmen
Dröhnend Europa von Hufengestampf,
Hoch auf den Bergen und tief in den Strömen
Woget und wütet und würet der Kampf.

»Attila, Attila, Spender der Beute!
Väterlein, sage nur, machen wir's recht?
Pfählen die Jünglinge, schleifen die Bräute,
Bügelgebunden, am Lockengeflecht.

Attila, willst du so? Nieder die Römer!
Siebenfach nieder Germanengeschlecht!
Völkerzermalmender Länderdurchströmer,
Attila, sag' es uns, machen wir's recht?«

Aber die Geißel, neunsträngig, mit Blute,
Hebet der Herrscher empor im Gebet:
»Seht ihr in Wolken die flammende Rute?
Vorwärts! Nach Westen hin weist der Komet«

Zehntes Kapitel.

Der hunnische Pindaros vermochte kaum seine Hymne zu Ende zu bringen. Immer stolzer, immer wilder, immer wütiger hatten die häßlichen Glotzaugen seiner hunnischen Zuhörer gefunktelt: schon an mancher Stelle waren ungegliederte, tierische Töne der Zustimmung laut geworden: gegen den Schluß hin war die Begeisterung auch durch die Scheu vor dem Herrscher kaum noch zu bändigen gewesen: – jetzt aber, nachdem der letzte Paukenschlag geschmettert, der letzte Schrillton des Hackbretts erklungen war, – jetzt brachen die Hunnen in der Halle in ein Jauchzen und Geheul aus, wie wenn dreihundert Teufel in der Hölle über einen Sieg des Satans jubilierten. Sie stürzten auf den Sänger zu, bedeckten ihn mit klatschenden Küssen, hoben ihn in die Höhe, – vorher war er dem Erdrücktwerden sehr nahe gewesen! – trugen ihn auf ihren Schultern die Stufen des Hochsitzes hinan und ließen ihn vor Attila niedergleiten. Der hatte längst einen Diener herbeigewinkt mit einer großen länglichen Truhe: nun schlug Attila den Deckel zurück: ein Schrei des Staunens entfuhr dem gierigen Dichter. »Herr! welcher Glanz! So viele Edelsteine! Tausend, o Glanz! Die Erde, dacht' ich, trägt nicht so viele!« – »Greif hinein! Dein Lied war schön, weil wahr: es verheißt eine ganze Handvoll von Siegen: so nimm auch eine Handvoll dieser Steine.« Der Sänger ließ sich's nicht zweimal sagen, griff zu und verwünschte seine Hand, daß sie nicht zehn Finger hatte.

Der Lärm unten im Saale hatte sich noch nicht gelegt: wüst und laut scholl es noch durcheinander, das mongolische Gezisch. Aber plötzlich machte sich durch all' das Geheul und Gejohle der Hunnen hindurch vernehmbar ein anderer Klang: der schien, damit verglichen, aus einem Himmelreich herrlicher Lichtgötter zu stammen: rein, hell, schön und doch scharf, wie sieghafter Schwerteschlag; es war ein zorniger Vollgriff in die germanische Harfe!

Hoch horchten sie auf, die Hunnen: – ihr Sänger erschrak, er stolperte, er fiel fast auf Attilas Schulter: der Lärm verstummte sofort: Attila beugte sich etwas vor, er erkannte den Harfner, er schoß einen furchtbaren Blick auf ihn. »Jetzt, Chelchal,« flüsterte er diesem, der Drulxal vorher mit hinangetragen und jetzt aufgerichtet hatte mit seinem Gefolge, zu. »Jetzt kommt das Ende.«

Hoch aufgerichtet stand Daghar in seiner ganzen Größe, in seiner ganzen schlanken, stolzen Jugendherrlichkeit; Flammen loderten aus seinen grauen Augen zu Attila empor, rote Glut schossen ihm in die Wangen: mit rascher Handbewegung schlug er das dunkelblonde Gelock aus der Stirne zurück; noch einmal fuhr er dann klirrend, zornig über die Saiten seiner dreieckigen schwanenköpfigen Harfe; er trat einen Schritt näher gegen Attila hin und begann – atemlos lauschten alle Hunnen: – Wisigast legte warnend den Finger auf den Mund: – der Jüngling sah es gar nicht. Ildichos Herz aber schlug mächtig vor Erwartung, vor Furcht sogar, aber auch vor unsagbarem Stolz auf diesen wunderherrlichen königlichen Harfner, der ihr eigen war.

»Den Vorsang des Hunnen,« begann er eisig, »haben wir Gäste gehört; man fragte uns nicht, ob wir ihn hören wollten: das klang wie des Rohrwolfs Geheul. Nun höret auch, ihr Hunnen – ungefragt! – des Germanen Nachgesang und – Antwort. Mir war,

was der alte Brettklopfer da sang, war nicht ein Zug der Hunnen, den Attila noch führen *wird*. O nein: er *hat* ihn schon geführt. Nun hört, nachdem ihr Attilas Aufbruch vernommen, auch den Ausgang, das Ende, das die große Siegesfahrt genommen. – Wie hieß es doch zuletzt?

»Seht ihr in Wolken die flammende Rute?
Vorwärts! nach Westen hin weist der Komet.«

Und nun sang er in gotischer – den Hunnen sehr geläufiger – Sprache im Stabreim, was heute im Endreim etwa also lauten würde:

Aber in Gallien, fern an der Marne,
Standen zwei Männer in Waffen gesellt –
»Soll denn, erwürgt in dem hunnischen Garne.«
Klagte der eine, »verröcheln die Welt?«

Nein doch, Aëtius,« lachte der zweite,
Warf in den Nacken das goldene Haar –
»Laß uns vergessen verstrittener Streite:
Sage, wen fürchten wir, – wir: – wenn ein Paar?

Rufe vom Tiber durch fliegende Boten
Deiner Legionen gepanzerte Wehr,
Traue du Thorismunds freudigen Goten:
Römischer Schild und germanischer Speer!

Laß sie nur kommen auf zottigen Gäulen!
Woll'n sie empfangen mit Schild und mit Schaft:
Warte nur, ob sie nicht weichen mit Heulen
Römischer Kunst und germanischer Kraft.«

Bald nun, erschlagen, den Speer in der Rechten,
Lagen goldlockige Helden zu Hauf!
Aber geflogen in mondhellen Nächten
Kamen Walküren und weckten sie auf.

Wie sie verschlafen da fassen die Schilde,
Rücken zerschrotene Helme zurecht,
Und in den Lüften erhebt sich das wilde
Schattengewoge, das Geistergefecht!

Horch da! Der Hahn kräht! Es starren die Toten?
Lanze im sausenden Schwunge; – sie hält!
Doch die *lebendigen* Römer und Goten
Rücken aufs neue zum Angriff ins Feld.

Alles so still in dem hunnischen Lager?
Schau von den Leichen die Gräben gefüllt:

Über den Wall klimmt ein kecklicher Wager –
Ha – das Geheimnis, nun ist es enthüllt:

Attila floh aus dem nächtlichen Lager,
Scheu ist er heim in die Steppe gekehrt,
Und dem gewaltigen Völkerzerschlug,
Wodan zerschlug in der Faust ihm das Schwert.

Zweifelst du, daß ihm zerknickt ist die Wehrkraft?
Wohl, so versuch' es und heb' es zum Streich:
Daß es zerbricht und germanischer Speerschaft,
Attila, bohrt sich in Herz dir und Reich!«

Er schloß mit einem Harfenaccord so klirrend, so kampffauchzend, wie wenn Heimdall die Götter zum Ansturm auf die Riesen rief. Da erhob sich unter den Hunnen ein Geheul der Wut, welches das Gebrüll des Beifalls für ihren Sänger noch weit überbot: die ganze Halle geriet in Aufruhr. Kein Hunne behielt seinen Sitz oder Stand: in wildester Bewegung drangen, sprangen, stürmten sie von allen Seiten auf den kühnen Sänger ein, der hochaufgerichtet stehen blieb, wehrlos, aber furchtlos, in stolzer Ruhe, die Harfe mit der Linken an die Brust drückend, die Rechte auf die Hüfte gestemmt: gegen dreihundert Angreifer hätte doch kein Widerstand gefrommt; die hohe Gestalt überragte all' das Gewoge von Hunnen, das gegen ihn herandrang: er zuckte nicht mit der Wimper, als ihm das Messer, das Dzsengisitz in blinder Wut gegen ihn geworfen, haarscharf am Gesicht vorbei fuhr, so daß es sein Gelock streifte. Aber er schien doch unrettbar verloren, der tollkühne Harfner, und erbleichend sah Ildicho viele krumme Klingen gegen den Geliebten gezückt. Jedoch plötzlich – die ganze Bewegung hatte nur wenige Augenblicke gewährt – erdröhnte von dem Hochsitz herab ein Ruf wie eines sagenhaften Untiers: »Halt! Bei meinem Zorn!«

Wie eingewurzelt standen auf einen Schlag die dreihundert Hunnen: die wildverzerrten Gesichter, die zum Stoß ausholenden dolchbewehrten Fäuste, die zum Schlag gehobenen Arme, die zum Sprunge gebogenen Kniee: – all' das war urplötzlich erstarrt, wie durch einen Zauberschlag gebannt.

Daghar senkte die Harfe und ging auf seinen Platz zurück. »Die gehorchen gut,« sagte er gelassen.

»Drum haben sie die Welt erobert, Sänger. Und werden sie behalten: trotz deiner Harfe, deinem Speer und deinem Haß,« erwiderte Attila, nicht ohne Hoheit. Er hatte sich von seinem Schemel erhoben gehabt: nun ließ er sich wieder auf denselben nieder. »Ihr Hunnen aber,« fuhr er langsam fort, »ehrt das Gastrecht! Wollt ihr einen Harfner morden wegen eines Wortes? Um eines *wahren* Wortes obenein! Denn ist es etwa nicht geschehen, daß wir in jener Nacht aus unseren Zelten wichen? *Warum* wir wichen, – das freilich ahnt der blonde Knabe nicht. Das weiß nur Puru und sein Wahlsohn Attila. Die Sehne, die den ersten Pfeil vom Bogen geschneilt, *muß* erschlaffen, bevor sie, frisch gespannt, den zweiten – den *tödlichen!* – entsenden kann. Ihn strafen für ein Wort über das Vergangene – ? Pfui! – Ihn strafen für eine Weissagung über das Künftige? Das sähe aus, als fürchteten wir, sie könne sich erweisen. Seine Strafe sei, zu erleben, daß er falsch geweissagt. Vorausgesetzt,« fuhr

er nach einer Weile noch verhaltener fort – »daß er so lange lebt, die Probe zu schauen. Und das – ist mir – fast zweifelhaft. Für seinen kühn ausgesprochenen Wunsch, mich und mein Reich zu verderben, straf' ich ihn auch nicht: weiß ich doch, daß ungezählte Hunderttausende dasselbe wünschen: soll ich die alle töten? Laßt sie doch! Wie sagte jener Kaiser der Römer? – der Spruch hat mir am besten gefallen aus aller Römerweisheit, von der ich je vernahm: – »mögen sie uns doch hassen, wenn sie uns nur fürchten.« Doch freilich ...«

Bis dahin hatte er in gedämpftem, ganz ruhigem Tone gesprochen: nun aber begann seine Stimme lauter und lauter anzuschwellen, wie ferner, immer näher herangrollender Donner, bis er zuletzt brüllend schrie. – »Wenn der heiße Wunsch und die gierige Rache miteinander in scheußlichem Bette nächtlicher Verborgenheit die Zwillinge Eidbruch und Mordplan gezeugt haben: dann! –« Hier sprang er auf und schritt an die Brüstung des Hochsitzes vor, Fürst Dzenzil trat an seine Seite.

»Vor zwanzig Tagen war's – auf schilfumgürtetem Donauwerder – es wetterleuchtete von fern durch die Nacht: – da zischelten zwei meiner Knechte untereinander: – nur die alte Weide, wädhnten sie, höre ihr Geflüster: aber hohl war die Weide und in der Weide stand *ich*, Attila, euer Herr, ihr elenden Hunde. Du aber, üppige Braut, gräme dich nicht: Du sollst *doch* heute Nacht noch Hochzeit machen; während dein Jüngling am Kreuze sich windet, wirst du Attilas Weib. Greift sie alle, meine Hunnen!«

So blitzschnell war der Befehl vollzogen, daß die Überraschten erkannten: alles Kleinste dabei war genau vorbereitet gewesen. Jeder Widerstand war unmöglich. Um jeden Einzelnen der acht Gefolgen, welche weit von ihren Herren und auch voneinander erheblich getrennt gesessen waren, ballten sich ganze Rudel von Hunnen. Vier Hunnen warfen sich auf den greisen König, Dzensigitz, Czendrul und vier andere Männer auf Daghar. Und doch gelang es dem Verzweifelten, für einen Augenblick seine Rechte aus der mehrfachen Umklammerung loszureißen: er nutzte ihn dazu, blitzschnell das Kurzschwert aus dem Wehrgehäng zu reißen und die spitze Waffe mit aller Kraft auf Attila zu schleudern, welcher sich über die Brüstung gegen ihn herabbeugte: der rührte sich nicht: wohlgezielt war der Wurf: unfehlbar mitten in das Antlitz hätte die scharfe Spitze ihn getroffen. Aber aufschreiend, wie er die Klinge in Daghars Hand blitzen sah, hatte sich Fürst Dzenzil vor seinen Herrn geworfen, mit dem Leibe ihn deckend: das Schwert durchbohrte ihm die Kehle, lautlos fiel er und starb.

Und schon war Daghars Rechte wieder niedergerissen und gepackt von sechs Fäusten; nun sah er Wisigast zu Boden gerissen, – Chelchal kniete auf dessen Brust, – er sah seine treuen Gefolgen überwältigt, manche verwundet, stürzen, er sah um Ildichos Arme breite, goldene Fesseln geschlagen: – da stöhnte er laut auf.

»Warte, Bube,« schrie Attila, das Blut des Fürsten, das ihm das Gesicht bespritzt hatte, abwischend mit der Hand, »dies Blut sollst du noch besonders büßen. – Der Alte wird nur gekreuzigt – der Junge aber, – der wird gepfählt – hinter meinem Schlafhaus! – Du sollst ihn schreien hören, schöne Braut, während du mein wirst.«

Die Jungfrau schwieg: aber aus ihren weitgeöffneten, starr auf ihn gerichteten Augen traf ihn ein Blick: – er erschauerte, er zuckte zusammen, er mußte die Augen schließen: eiskalt lief es ihm über den Rücken. – Er winkte heftig – ohne ein Wort zu finden – mit der Hand: die Gefangenen wurden abgeführt.

Erstes Kapitel.

Kaum hatten sich die weiten Räume der Gasthalle geleert – nur Chelchal war von dem Herrscher zurückbehalten worden –, als die Thüre hastig aufgerissen ward: ein Mann stürmte ungestüm herein.

»Ellak!« rief ihm der Vater zornig entgegen. »Wie kannst du es wagen? Hab' ich dich nicht fortgewiesen aus meinen Augen? Hab' ich dich etwa zurückgerufen?« – »Nein, Herr. Aber ...« – »Was suchst du hier? Oder – wen suchst du?« – »Den Vater.« – »Du meinst: den Herrn.« – »Ja denn! Den großen Herrscher, den gerechten Richter!« – »Ei jawohl! Ich wußte es ja, was dich hertrieb! – Den gerechten Richter? Gut. Diesem Namen – ich verdien' ihn – will ich Ehre machen, fürchterliche Ehre. Spare dir also die Fürbitte für die Verräter.« – »Sind sie überführt? Ich vernahm nur unklares, zorniges Gerede der Hunnen. Ist ihre Schuld erwiesen?« Attila schwieg: er verstummte vor Zorn: unheimlich flammte Röte in sein gelbfahles Gesicht. Chelchal aber rief unwillig: »Ich sollt' es meinen! Der Bube warf das Schwert auf deinen Vater! Nur Hunnentreue dankt die Welt, daß er noch lebt. – Und der Alte? – Beide haben sich mit einer Rotte anderer verschworen zur Empörung, zu deines Vaters Tod. Wir aber – dein Vater selbst und ich – wir hörten alles, in hohlem Baum verborgen auf öder Donauinsel.«

Ellak drückte die Augen zu. »Ist dem so, – wohlan! Richte beide.« »Sie *sind* gerichtet,« sprach Attila. »Töte sie, – ich wage nicht, um Gnade für sie zu bitten. Aber – ist es wahr, was man in allen Gassen ausschreit – auch Ildicho? Sie ist schuldlos!«

»Nein. Sie wußte um die Verschwörung – ohne Zweifel! – ich sah es ihren Augen an, gleich wie sie hier eintrat und mich erblickte. Sie wußte um den Anschlag und verschwieg ihn ihrem Herrn.«

»Sollte sie Vater und Bräutigam verderben?«

»Ja, sie sollte! – Aber ich verzeihe ihr, – weil ich nicht nur ein gerechter Richter, *weil* ich ein milder Herrscher bin, der gern begnadigt. Sie wird *nicht* bestraft.« – »Aber – Vater – es ist nicht wahr, was man versichert?« »Was denn?« Die Frage kam sehr drohend, sehr ungeduldig. »Du willst ihren Vater, ihren Geliebten töten und doch ...! Nein! Es ist ja unmöglich.« – »Was ist Attila unmöglich?« Der verhaltene Zorn stieg an. »Das Scheußliche,« rief der Jüngling, seiner nicht länger mächtig. »Das Teuflische! Du wirst nicht, mit dem Blute der beiden befleckt, jenes herrliche Geschöpf, jene blonde Göttin in deine Arme zwingen, jene weiße ... –« »Bei meinen schwarzen Göttern, ja!« brach der Grimme nun los, »das werd' ich. Die höchste Ehre, die es für ein Weib! – auch für deine blonde weiße Göttin – giebt, soll ihr zufallen: sie wird Attilas.« – »Niemals! Ich sage dir: sie *liebt* den Skiren.« – »Ich bin nicht eifersüchtig auf – Tote.« – »Aber ich sage dir mehr: sie haßt dich, sie verabscheut dich!« – »Sie wird lernen, mich zu bewundern.« »Nein! Sie stirbt, wenn du sie zwingst. O mein Herr und Vater« – er warf sich in wildem Weh vor ihm zur Erde – »sieh mich hier zu deinen Füßen. Laß mich deine Kniee umklammern. Ich flehe dich an! Erbarmen! Nie, nie, seit ich Unseliger geboren, nie hab' ich eine Bitte an dein Ohr gewagt. Nach meinem Sieg über die Jazygen gabst du mir gnädig einen Wunsch, eine Bitte frei, vor vielen Jahren! Ich that

keinen Wunsch. Jetzt, jetzt thu' ich die Bitte. Ich flehe nicht um Gnade für die Männer, nur für die Jungfrau.« – »Sie *ist* gewährt!« »Vater, ich danke dir!« Entzückt sprang er auf: aber er erschrak, wie er in das finster höhnende Gesicht schaute. »Die *höchste* Gnade: sie soll mir einen Sohn gebären.« Da schrie Ellak laut wie ein gepeinigt Tier: »Nein, Vater! Das ... das nicht. Du darfst dies Weib nicht entweihen. Ich verzweifle! Ich überleb' es nicht! So wisse denn: ich liebe sie ja bis zum Wahnsinn.« – »Das weiß ich längst.« – »Vater, muß Daghar wirklich sterben?« – »Er muß.« – »So gieb sie *mir*.«

Grell lachte der Vater: »Ha, ha, ja, du bist wirklich verrückt. Also wenn sie den toten Harfner liebt und *du* sie umarmst, das ist *nicht*: Entweihung.«

»Nie werd' ich sie berühren! Ich schwöre es dir und – ihr. Nur ehren als meine Gattin will ich sie und – schützen.« »Vor mir, du Hund!« schrie Attila schäumend vor Wut und fuhr an das krumme Schlitzmesser in seinem breiten Gürtel. Mit beiden Händen fiel ihm Chelchal in den Arm und hielt ihn fest. »Stoß zu, Vater! Und ich will dir danken, nimmst du mir das Leben! O hättest du mir's nicht gegeben!« Und er breitete weit die beiden Arme aus.

»Nein,« sprach Attila finster. »Ich danke dir, Alter. Der Bube ist nicht wert, von meiner Hand zu fallen. Er lebe: und er wisse seine blonde weiße Göttin in diesen Armen« – er hob sie, alle Muskeln spannend, empor. – »Das sei seine Strafe.«

Mit einer Bewegung der Verzweiflung wandte sich Ellak und rannte gegen die Thüre. »Ildicho!« rief er, in dies eine Wort zusammendrückend eine Flut von Schmerzen, von Entschlüssen: sie befreien? – Das war wohl unmöglich! – Sie töten, – dann sich selbst! All' das zuckte ihm zugleich durch das Hirn, wie er das lange Schwert aus der Scheide riß und auf die Thüre zusprang. Aber er kam nicht weit. Durch das Zorneschrei Attilas herbeigerufen waren Dzengisitz und zahlreiche Krieger in die Thüre getreten, wo sie in stummer Scheu stehen blieben, während des Streites zwischen Vater und Sohn.

»Haltet ihn!« rief Attila donnernd dem Enteilenden nach. »Entwaffnet ihn! Gut so, Dzengisitz, mein rascher Sohn. Du, Chelchal, sperrst ihn sofort in den Eschenturm, vier Wachen vor die Thüre. Ich werde über ihn richten: – aber erst nach der Brautnacht.«

Zweites Kapitel.

Nun dunkelte draußen der Abend herauf.

Die Sonne war, wie so oft in diesem Steppenlande, als eine glanzlose, rotglühende Kugel versunken hinter den trüben Dunstmassen, die, dicht übereinander geschichtet, lagerten oberhalb der letzten wellenförmigen langgestreckten Striche, in welche die kahle, öde Heide am Rande des Gesichtskreises im Westen sich verlor.

Attila schritt in der einstweilen von den Tischen, Bänken und Geräten des Mahles geleerten Gasthalle auf und nieder; abermals hatte er alle Eingetretenen entlassen, Chelchal trat ein und meldete, daß er seinen Auftrag ausgeführt habe. Der Herrscher nickte stumm; in Brüten versunken nahm er langsam den breiten siebenzackigen Goldreif von dem mächtigen Haupt und legte ihn in die Truhe mit den Edelsteinen. Dann löste er die Spange, die ihm den Mantel auf der linken Schulter zusammengehalten hatte und warf diesen ab; er stand nun in einem Unterkleid von matt weißer Seide; auch den breiten Wehrgurt mit dem langen krummen Dolchmesser schnallte er ab und übergab ihn Chelchal. »Nimm den Schlüssel zu dem Schlafhaus an dich,« gebot er, »Jawohl, Herr, wie immer;« er nahm ihn aus der Gürteltasche des Wehrgehängs. »Du schließest von außen ab,« – »Aber – der zweite Schlüssel? Sie wird fliehen wollen, sobald du schläfst.« – »Unbesorgt! Ich trage ihn hier – auf der Brust – unter dem Wams. Sechs Hunnen halten auf der Schwelle des Schlafhauses, hinter dem Hochsitz dort oben, die Nachtwache.«

»Wie immer, Herr.« – Er wartete auf den Befehl, zu gehen, die Braut zu senden. Aber noch einmal durchmaß Attila mit langsamen Schritten die weite Gasthalle; nun blieb er stehen, in Sinnen verloren; er schloß die Augen. Endlich fuhr er auf: »Wo ist Gewalt, der Alamanne? Ich befahl, ihn zu holen, sobald der Streich gelungen. Weshalb zeigt er sich nicht?« – »Er ist nicht zu finden. Ich ließ ihn auf deinen Wink in seinem Absteigehause bewachen – von Ehrenwachen, wie ich ihm erklärte. Aber er zechte mit den drei Hunnen, trank alle drei von der Bank und verschwand aus dem Hause.« – »Man suche ihn und binde ihn. Er soll – zur Bestärkung seiner Furcht und Treue – heute noch die beiden Germanenfürsten sterben sehen.« – »Gut, Herr, ich werde ihn gefangen nehmen. Allein – du vergaßest in deinem gerechten Zorn – *heute* dürfen wir kein Blut mehr vergießen. Der Vorabend des Festes Dzriwills ist bereits angebrochen –, erst nach drei Tagen ...« – »Hei, ich glaube nur an Puru, ich lache dieser Rossegöttin in Gestalt einer hölzernen Stute!« – »Du – leider! Aber nicht ich und nicht deine Hunnen. Du *darfst* nicht! Du mußt ihr ja morgen vor allem Volk das große Opfer bringen, sie dürfen nicht irre an deinem Priestertum werden.« – »Es ist wahr. – So mögen sie denn drei Tage noch Todesangst ausstehen.« – »Und Gewalt, wenn wir ihn greifen? Soll er straflos bleiben? Er hat doch ...« – »Seine Strafe – für sein Verschweigen – soll mir der treue Ardarich bestimmen, – der *auch* geschwiegen hat. – Jene drei Trunkenbolde – nach dem Fest! – ans Kreuz!« – »Herr, es sind tapfere Männer. Und es war das erste Mal ...« – »Drum will ich sie vor Rückfall schützen. Die Germanen sollen saufen, nicht meine Hunnen: den ewig Nüchternen gehört die Welt.«

Chelchal schwieg.

Abermals machte Attila, in Sinnen versunken, einen Gang durch die weite Halle. Dicht vor dem Freunde blieb er nun stehen: »Seltsam, Alter, ganz seltsam. – Nie erging mir's so mit einem Weibe. Vor diesem jungfräulichen Antlitz, vor dieser Unnahbarkeit, vor diesem Blicke mörderischen Hasses beschleicht mich etwas, das ich nie gekannt. Wie entbrannte ich, da ich zuerst sie sah! Wie verlangt in diesem Augenblick mein Arm, diese üppige Schönheit zu umschließen –! Und meiner Seele ...«

»Nun, Herr?«

»Meiner Seele – graut vor ihr! Es ist nicht Furcht! Zum Lachen! Ich zerbreche sie ja in meinen Armen. Furcht! Nicht einmal dort, an der Marne, kam sie mir: – in jener bösen Nacht. Die Westgoten hatten wirklich auch den dritten, den letzten Graben vor meinem Lager überschritten: denn viele tausend Leichen meiner Hunnen füllten ihn aus bis zum Rande. Ich ließ mir vor meinem Zelt einen hügelhohen Scheiterhaufen aufrichten von Pferdesätteln und Holzschilden und ganz mit Pech beträufen. Da oben lag ich, die brennende Fackel in der Hand, mich lebendig zu verbrennen, bevor sie eindringen und Attila ein Gefangener wurde. Eisige Ruhe des Entschlusses hatte mich fühllos gemacht wie einen Toten bei lebendigem Leibe. Aber Furcht oder Grauen? Nein! Jedoch dieses Germanenmädchen! Weißt du, nicht Furcht ist es: *Scheu*: wie ich sie als Knabe spürte, als ich noch an Heiligtümer glaubte –! Der verliebte Junge hat Recht: sie hat etwas von einer blonden Göttin. Wie sie, schneebleich im Angesicht, die Hände mit goldnen Fesseln auf den Rücken gebunden – herrlich hob sich so ihr edler Busen ab! – die keuschen Augen auf mich richtete: – ein Schauer durchfröstelte mich bis ins Mark.« Er sah sich scheu um, ob die Halle völlig leer sei, trat dicht an ihn heran und raunte ganz leise:

»Höre, Alter – aber schweige gegen alle Sterblichen! – ich muß mir Mut – nein: sinnlose Wildheit! holen gegen diese Jungfrau. Du weißt, seit sechsvierzig Jahren hab' ich nur Wasser ... Chelchal! stelle mir jetzt in den Schlafsaal den hohen Goldkrug – weißt du? den aus Aquileja! – *ohne* Mischkrug! – voll des allerstärksten Gazzatiner Weines ...« – »Nein, Herr! Das ist eitel flüssig Feuer!« – »Ich sage dir ja: mich *friert* unter ihrem Blick. Ich wollte, ich könnte jetzt das Feuer des Vesuvius in meine Adern gießen! Nun warte, weiße Göttin! Auch dieses Grauen sollst du mir schrecklich büßen. Ich will dich ...! Geh, Alter! Besorge den Wein! Dann bringe mir meine trotzige Braut. – Und höre, nimm ihr die Ketten ab.« – »Herr ...« – »Nun?« – »Die Germanin ist sehr stark. Laß sie gebunden, bis du – in Güte – sie gewonnen, daß sie sich füge. Sonst ...« »Bah,« lachte er, die Arme, wie er es liebte, kurz erhebend und die Muskeln anspannend. »Und noch eins: bei meinem Zorne, Chelchal, niemand wage, mich zu stören in den Freuden des Weines und der Liebe! Niemand poche! Niemand wage einzudringen, bis ich selbst morgen die Pforte öffne und hier heraustrete. Was einstweilen eintrifft von Meldungen an mich – mündlichen und schriftlichen – *du* nimmst sie in Empfang, *du* öffnest sie. Denn *ich* hoffe auf lange Wonne und dann auf lange, lange Ruhe.«

Drittes Kapitel.

Bald darauf stand Ildicho in dem Schlafsaal.

Chelchal selbst hatte sie – die Hände auf den Rücken gebunden, – durch die Gasthalle hereingeführt; nachdem er sie über die Schwelle geleitet, nahm er ihr die breiten goldenen Fesseln ab und schritt hinaus; sie hörte – schauernd – wie er von außen mit dem Schlüssel abschloß. Das Geräusch machte sie erzittern am ganzen Leibe: ihr war, sie hörte ihr furchtbares Geschick nun unabwendbar hinter sich abgeschlossen. Sie sah sich hastig um in dem halbdunkeln Gemach, einen Weg der Rettung, der Flucht, ein Mittel der Abwehr suchend: – vergebens!

Nur ein einziger Ausgang – der soeben verschlossene! – führte aus dem halbrunden Holzbau, der die Umrisse der vorliegenden Gasthalle – nur in viel kleinerem Maßstabe – wiederholte: diese Thüre von starkem Eichenholz, wie übrigens die Holzwände überall, war von innen dicht mit Teppichen verhängt, bestimmt, jeden Schall der Außenwelt abzuhalten. Sie hörte aber doch – denn sie drückte das Ohr an das Schlüsselloch – ein Waffenklirren ganz dicht draußen: die hunnischen Wächter hatten sich – wie große Hunde – auf die Schwelle niedergeworfen: sie hatten ihre Nachtwache bezogen. –

Sie rüttelte an der Thür: unbeweglich blieb sie: obwohl der lange schwere Eisenriegel, der sie, außer dem Schloß, noch sperren konnte, von innen nicht vorgeschoben war. Ein Fenster fehlte: Luft und Licht drangen, wie in der Gasthalle, lediglich von oben durch Öffnungen in der hochgetäfelten Decke, die durch verschiebbare Vorhänge geschlossen werden konnten; sie *waren* jetzt geschlossen. Die Mitte des Schlafhauses füllte ein mächtiges Pfühl, ohne Holzgestell, nur aus weichen Decken, Polstern und Kissen unmittelbar auf dem Boden errichtet: dieser aber war handhoch mit Fellen jeder Art bedeckt; da fehlte weder der Tiger aus Hircanien, noch das Elch der Ostsee, noch der Eisbär der Finnen, noch der nubische Löwe. Neben dem Lager prangte ein kunstvoll gearbeiteter Tisch: ein mächtiger, drei Fuß hoher Goldkrug und ein kleiner Silberbecher standen darauf; die Platte von edelstem griechischem Erzwerk stellte die Hochzeit Plutons und Persephones dar: sie ruhte auf einem Fuß von schwarzem Marmor. Eine Anzahl von hölzernen Truhen mit hochgewölbten Deckeln stand an den beiden Langseiten des Gemaches: einige niedrige Polster vervollständigten die Einrichtung.

Vergeblich spähte die Gefangene an den Wänden umher nach Trophäen, nach Waffen, nach irgend einem Gerät, das als Waffe hätte dienen mögen: nichts dergleichen war vorhanden. Vergeblich mühte sie sich, die Truhen zu öffnen, in welchen etwa Waffen, Werkzeuge geborgen sein konnten; die Finger schmerzten sie bald; die Deckel waren fest geschlossen.

Da fiel ihr Blick auf eine schlanke, halb manneshohe Säule von edlem Cedernholz, die ein zierliches Räucherbecken von durchbrochenem Silber trug: sie sprang hinzu, sie suchte sie zu heben, die Last, mit der man freilich einen Menschen zerschmettern mochte – ach! sie war unbeweglich: tief in den Erdboden war die Säule mit eisernen Bogenstangen verankert! Verzweifelt ließ sie die erhobenen Arme kraftlos sinken: Thränen wollten ihr in die Augen treten, aber sie zwang sie zurück. Sie *durfte* nicht verzagen.

Sie dachte an Feuer!

Durch die Flamme das Gemach, den Feind, sich selbst verderben? Aber ach! das Räucherbecken enthielt keine Kohlen: es war leer; und für sie unerreichbar hoch hing von der Decke herab die durchsichtige Bernsteinschale, in der aus ehernem Einsatz das einzige Licht glühte, das mit mattem Dämmerchein das – einer Gruft vergleichbare – Brautgemach erleuchtete; unstill, ungleich brannte es: manchmal flackerte es heller auf: dann stieg ein unangenehm süßlicher Qualm in gelben Wölklein schwellend daraus auf: es war köstlichster arabischer Weihrauch, von welchem die am Docht allmählich tiefer herabbrennende Flamme immer neue Schichten ergriff; das hunnische Unmaß aber hatte statt einiger Körnlein die herrliche Ware handvoll in die Ampel geschüttet: nahezu betäubend zog der gelbbraune Dunst allmählich durch das Gefäß. Sie strich nun an ihrem Gewand herunter, erwägend, ob sie nicht irgend ein Mittel der Abwehr trage. Ach, Chelchal hatte der Gefesselten aus dem Haargeflecht des Hinterhauptes sogar die lange starke Nadel gezogen: selbst den metallnen Gürtel hatte er ihr abgestreift. »Wenn er selbst eine Waffe bei sich führte?« dachte sie nun. »Ich entreiße sie ihm und töte mich.« Es war ihre letzte Hoffnung.

Da rauschte etwas in dem Gemach, dem einzigen Ausgang gerade gegenüber; kunstvoll war hier ein Vorhang so angebracht, daß er die Holzwand unmittelbar zu verkleiden schien; allein dahinter lag noch eine geräumige Nische, der Abschluß des Halbrunds.

Erschrocken fuhr sie zusammen: ihre Augen hefteten sich starr auf den Vorhang: hoch schlug ihr das Herz: er war es. Er schritt aus der Nische hervor, langsam, den Blick an der Gestalt des jungen Weibes weidend. Er war es! Und ohne jede Waffe – sie sah es sofort! – nicht einmal einen Gürtel, ihn damit zu würgen! Als er die Mitte des Gemaches erreicht, schoß die Geängstete pfeilschnell an ihm vorüber, hinter den Vorhang, in die Nische: sie hoffte – ach! kein Ausgang, nur die dicke Wand von Eichenbalken.

Da versagten ihr Hoffen, Mut und Kraft: sie sank auf beide Kniee, drückte die verschlungenen Hände gegen die Wand und legte darauf das wunderschön gerundete Haupt.

Er wandte sich: wohlgefälliger Hohn spielte um die dicken Lippen: dies Verzagen, diese hilflose Ergebung freuten ihn unsagbar; jene Anwandlung von Grauen wich von ihm, er sah alles – wie so oft schon – leichten Spiels gewonnen. »Nein, Vögelein,« lachte er, »dieser Käfig hat keine Lücke. – Sei nicht thöricht. – Du ahnst nicht, junges Geschöpf, welch' großartig Geschick dir die Sterne beschieden haben. Vernimm – sie wird dich gewinnen – eine Verkündigung: herrlicher als sie jenem Judenmädchen ward: der sagte ein Engel an, sie werde einen Gott gebären. Sie gebar ihn. Aber er endete – am Kreuz. Du aber wirst *mir* einen Sohn gebären, der wird Attilas Erbe und der Herr der Welt.« Heißer ward sein musternder Blick, jedoch er erschrak.

Denn wie von unsichtbaren Mächten emporgeschnellt, fuhr die Jungfrau vom Boden auf und aus ihrer Verzagtheit. »Ich? – Dir? – Einen Sohn? – Ich zerträte dem Scheusal die Stirn, bevor es die Augen öffnen konnte.«

Er stutzte; aber er suchte sich zu fassen: »So wirst du denn in goldnen Fesseln gebären. – Jetzt aber gieb dich in Güte. Zwinge mich nicht zur Gewalt! Du bist mein.

Kein Gott kann dich mehr vor mir retten.« »Aber eine Göttin!« rief die Jungfrau in frommgläubiger Inbrunst. *Meine Göttin! Hilf, Patin Frigga!*« Hoch aufgerichtet stand sie da, nicht mehr furchtsam, stolz, ja drohend.

Überrascht von dieser plötzlichen Wandlung trat er – zögernd – einen Schritt zurück; das kalte Grauen kam ihm leise wieder; doch ließ er sich nichts merken; er zuckte nur die hohen Schultern und höhnte: »Wie wird die es wohl anfangen, hier hereinzudringen?«

»Sie ist schon *hier!*« rief das Mädchen verzückt, »ich fühle ihre Nähe. Ich spüre, wie sie meine Arme stählt.« Und sie hob die beiden wunderschönen Arme gegen ihn, die Fäuste ballend.

Noch einen Schritt that er zurück gegen das Pfühl hin; er blinzelte: »Du wirst nur deine Pein vermehren,« erwiderte er, sehr unwirsch; »*Alle* fügten sich – zuletzt.« »Ich aber sterbe eher!« rief sie und folgte ihm drohend einen Schritt nach: ihre feingeschnittenen Nüstern zuckten, ihr goldleuchtend Auge schoß Blitze tödlichen Hasses: ihm war, auf ihrem Haupte hebe knisternd sich ihr Haar. »Rühre mich an und ich erdroßle dich!«

Da fuhr er zusammen, kalter Schauer durchrieselte ihn, er wandte das Auge von ihr ab – nun fiel sein Blick auf den Tisch mit dem Goldkrug. »Ah, zu rechter Zeit! Willkommen!« flüsterte er zu sich selbst, ließ sich, wie müde, auf das Pfühl gleiten, schob den kleinen Trinkbecher zur Seite, faßte mit beiden Händen den schweren, breiten und hohen, randvoll gefüllten Krug, führte ihn an die Lippen und – trank.

Und trank und trank und trank, ohne abzusetzen, in langen, tiefen, durstigen, gierigen Zügen den gewaltigen Krug fast leer: – der Duft des schweren, mehr schwarzen als roten Weines stieg Ildicho entgegen – nur eine Neige konnte er nicht mehr zwingen. Er wollte, tief Atem schöpfend, den Krug auf den Tisch zurückstellen; aber er sah dabei mit stieren, rotunterlaufenen Augen vor sich hin: er stellte ihn daneben, in die Luft: so fiel der auf das Eisbärenfell, die dunkelrote Neige färbte tief das glänzende Weiß.

Der Trinker aber schnalzte mit der Zunge und leckte die Lippen. »Ah! O! Ah! Das war köstlich! Fast so süß wie küssen. Wie dumm – das so lang' – vierzig Jahre – mehr! – entbehrt zu haben! – Ich hol' es nach! – O! Wirklich wie flüssig Feuer. Aber – schwer! Jetzt – Ildicho! Komm! Komm bald! Sonst werd' ich – müde! Setze dich zu mir! Nicht? Noch immer nicht?«

Mit großen Augen sah die Jungfrau auf den Lallenden herab.

»O, nicht doch! Nicht so tödlich blicken! Ich mag's – nicht – sehen! *Kann's* nicht sehen! Ich will die Augen – schließen. – Sie schließen sich selbst. Schlaf? Ja, ein kurzer Schlaf! Voll süßer Träume! Und – wenn ich erwache – erst noch mehr Wein – und dann ...« Da sank er, schwer atmend, auf den Rücken, der dicke wuchtige Kopf war dabei über das Kopfende des Pfühls hinabgeglitten: er lag mit dem Genick auf dem äußersten Rande des Endpolsters: gleich schnarchte er: aber es war mehr ein Röcheln als ein Schnarchen: dunkel-purpurrot ward sein Gesicht: der Mund war weit geöffnet – dunkle Tropfen glitten daraus: war es Wein, war es Blut? –

Ildicho trat ganz dicht an das Pfühl heran: »O! Frigga! Dank! O, nur eine Waffe!« flüsterte sie in leidenschaftlicher Bewegung, mit beiden Händen in ihr Haar greifend.

Siehe, da lösten sich plötzlich die prachtvollen Flechten und Zöpfe und fielen ihr von selbst in die offenen Hände.

Draußen auf der Schwelle des Brautgemaches lagen wachsam die fünf Hunnen und ihr Anführer.

Alles still: von außen: denn vor dem Thore der Gasthalle standen ebenfalls Wächter, die jede Annäherung verwehrten. Und auch von innen – von dem Schlaftsaal her – alles still. Nur einmal sprang einer – der Anführer – auf und legte das Ohr an das Schloß, sah auch durch das Schlüsselloch: »Hörtet ihr nichts?« fragte er. »Einen halberstickten Schrei – meine ich? Einen Notschrei: ›Hilfe!‹« »Nichts,« sagte der zweite.

»Nichts,« lachte der dritte und zog den Fragenden am Mantel wieder herunter auf die Schwelle. »Willst du wohl das Gucken lassen?« »Man sieht nichts,« sagte der erste, sich niederlegend. »Es ist stockfinster drin. Die Ampel ist ausgebrannt.« »Und übrigens,« grinste der zweite, »leidet da drinnen jemand Not und schreit um Hilfe ...« »So ist es nicht unser Herr,« schloß der dritte.

Und nun hörte man nichts mehr, gar nichts mehr. –

Die kurze Sommernacht verrann: die Sterne verblichen: dann stieg aus flammendem Morgenrot die Sonne prachtvoll, sieghaft auf: es ward heller Tag, es ward Mittag. In dem Brautgemache rührte sich nichts; die Thüre blieb unberührt, blieb geschlossen.

Viertes Kapitel.

Schon seit mehreren Stunden, bevor die Sonne die Mittagshöhe erreicht hatte, saß auch Chelchal geduldig auf der Schwelle. Aber auch ungeduldig: denn wichtige, bedrohlich lautende Nachrichten waren im Laufe der Nacht und des Morgens von vielen Seiten her eingetroffen über allerlei Beschickungen und Besuche und Versammlungen germanischer Könige und Richter untereinander: Boten, Späher hatte er verhört, Briefe an den Herrscher geöffnet ... –

Immer unruhiger ward er.

Zwar das Warten verdroß ihn nicht, den Alten. Noch tagelang hätte er, ohne zu murren, ausgehalten auf der harten Schwelle, auf der er kauerte. Aber einzelne dieser Meldungen, Anfragen der Grenzwachen, drohende Anzeichen schienen Erledigung, Weisungen, Abwehr sofort zu heischen. Und darüber hinaus stieg in dem treuen Mann allmählich eine bange Ahnung auf, als er – bei wiederholtem Lauschen an der Thüre – noch immer kein Wort Attilas, keinen Laut auch der jungen Ehefrau vernahm. »Sollten – beide – so lange schlafen? Doch kaum!« Und mit Sorge gedachte er des ungeheuren Kruges voll schwersten Weines, des dem Herrn völlig ungewöhnten.

Noch einmal, nachdem er vergeblich gelauscht, bezwang er seine Befürchtungen und setzte sich geduldig, aber seufzend, wieder auf die Schwelle. Da kam abermals ein staubbedeckter Reiter angesprengt – tot fiel sein Gaul vor der Gasthalle – und übergab ihm ein Schreiben: »Wir haben's einem Gepiden Ardarichs abgejagt,« meldete atemlos der Hunne. »Er wollte damit zu den Thüringen: wir mußten ihn in Stücke hacken, eh' er's hergab.« Chelchal schnitt die Schnüre auf, warf einen Blick hinein – sofort pochte er mit dem Knauf des Schwertes mächtig an die Pforte und rief: »Und gilt es meinen Kopf – auf, Attila! Auf, auf! Jetzt ist nicht Zeit, zu schlafen! Auch nicht zu trinken und zu küssen. Öffne, Herr! Lies! Empörung! Offner Trotz von Ardarich! Er hat – ganz nah von hier – seinen ganzen Heerbann versammelt! Der Suabe Gewalt ist zu ihm entflohen! Die Germanen stehen auf!«

Alles still. Da rief der Getreue: »So öffne ich selbst, – trotz deinem Zorne.« Und er holte aus seiner Gurttasche den ihm anvertrauten Schlüssel und schloß auf. Aber die Thüre blieb, obwohl das Schloß geöffnet war, unbeweglich, trotz seines Drückens und Drängens mit Arm und Knie.

»Es ist der Querriegel! Der Eisenriegel! Von innen vorgeschoben!« – »Warum? Warum that das der Herr?« Bang, gespannt, neugierig lugten hinter ihm die Wachen. »Zurück mit euch, Vorwitzige!« herrschte er sie an; sie wichen wie gescholtene Hunde.

»Attila! Frau Ildicho! Öffnet doch! Zieht den Riegel zurück! Wichtige Kunde! Die Germanen stehen auf!« Da hörte er, wie der schwere Riegel im Innern – langsam, mit Mühe – zur Seite gezogen ward. Nun sprang die aufgeschlossene Thüre von selbst auf – hastig trat er ein, die Thüre hinter sich ins Schloß werfend. Ildicho stand vor ihm: schweigend, bleich, hochaufgerichtet; an dem Riegel stand sie: sie hatte ihn zurückgeschoben.

Noch immer waren die Vorhänge oben quer über das Oberlicht gezogen: – die Ampel war längst erloschen: so waltete, trotz des grellen Mittagssonnenscheines draußen, in dem Gemache dämmerndes Dunkel. Er tastete, er mühte sich, das Auge zu gewöhnen.

Das Nächste, was sein suchender Blick wahrnahm, war der gewaltige Goldkrug: umgestürzt lag er auf den Fellen, davor eine Lache, wie von Blut: aber es war der schwarzrote Wein: er duftete sehr stark: sein strenger Geruch erfüllte das Gemach. Er schritt darüber hinweg, auf das breite Bett zu.

Denn auf demselben – das sah er jetzt – lag der Herrscher auf dem Rücken, regungslos. Er schien fest zu schlafen: aber es befremdete, daß eine Purpurdecke das Gesicht fast völlig verhüllte: nur der Mund war sichtbar: er war weit aufgerissen.

»Schläft er?« fragte der Alte leise die Braut.

Diese gab keine Antwort: regungslos blieb sie stehen, wo sie stand. Da trat er ganz hinzu und zog die Decke von dem Gesicht.

Entsetzt schrie der Alte auf.

Die Augen, weit geöffnet, aber gebrochen, noch viel stärker als sonst aus den Höhlen hervorgetreten, waren starr auf Chelchal gerichtet: wild verzerrt waren die Züge wie von Krampf oder von tödlichem Schmerz, das ganze Gesicht gedunsen, blutrot, blutrot das Weiß der Augen: rote Flecken – nicht abermals Wein! – nein, das war etwas anderes! – hatten ihm Kinn und Hals und das weißseidene Untergewand reichlich bespritzt.

Aber Chelchal wollte nicht glauben, was er sah.

»Herr!« schrie er und rüttelte ihn am Arm, – der fiel schlaff herab. »Herr!« Er richtete nun mit Mühe den breiten, schweren Oberkörper auf: – der war noch ganz warm. »Attila! Wach auf! Du schläfst nur!«

»Nein!« sagte die Jungfrau ruhig und fest. »Er ist tot.« »Tot?« schrie der Alte wild. »Nein, nein!« Er sprang im Schrecken zurück. Da fiel der halb aufgerichtete Körper steif und schwer wie Blei zurück auf das Pfühl.

»Tot? Wirklich tot? Weh! Ich seh' es: das Blut. Ein Bluterguß – wie schon oft! – o! der Wein! diesmal hat er ihn getötet.« – »Nein. Ich hab' ihn erwürgt. Er war betrunken eingeschlafen. Aber er erwachte wieder. Er wollte mich ... zwingen. Da warf ich den Riegel vor, auf daß ihr ihm nicht helfen könntet. Mit meinem Haare hab' ich ihn erdrosselt.« »Von einem Weib ermordet!« schrie der Alte schmerzlich und raupte sich Haar und Bart. »Schweig, Unselige! Verfluchte! Wenn die Hunnen es jemals hörten! Verzweiflung würde sie fassen! O, der große Attila von Weibeshand gefallen! Sein Geist auf ewig verdammt, in niedrigem Gewürm zu leben!« Und in wildem Weh warf sich der Alte auf die Kniee vor der Leiche, ihr Hände und Stirn mit Küssen bedeckend.

Aufmerksam, gespannt vernahm die Jungfrau diese Worte; sie wußte genug von dem hunnischen Glauben an Seelenwanderung, um ihre Bedeutung – ihre Bedeutung auch für das Hunnenvolk! – voll zu verstehen. »Und es ist wahr?« klagte Chelchal, wieder aufspringend, sich über die Leiche werfend; er hätte so gern gezweifelt an *dieser* Todesart! »Glaubst du, Ildicho kann lügen? Wahnst du, es ward mir leicht, das ekle Scheusal mit diesen Händen zu berühren? Kurz war der Kampf: der Rausch machte ihn fast wehrlos.« »Ja, es ist wahr!« jammerte der Alte. »Da! In seine Zähne eingeklemmt noch ein Strähn der gelben Haare der Germanin! O es ist gräßlich!« Er nahm einen der

großen Bett-Teppiche auf und warf ihn über das Gesicht des Toten, »Ich kann es nicht sehen. Nun warte, du Mörderin! Noch drei Tage schützt dich das heilige Fest: am vierten aber sollst du – mit den Deinen zusammen! – sterben fürchterlichen Todes.«

Und er übergab sie den hunnischen Kriegern der Wache, die er jetzt hereinrief, mit dem Befehl, die Gefangene in eines der als Kerker dienenden, turmähnlichen, hohen, flachdachigen Blockhäuser zu sperren: »Allein! – Nicht zu den Ihrigen! – Und nicht zu Ellak! – Ihr stellt drei Mann als Wachen vor die verschlossene Thüre. Entkommt sie, sterben die Wachen.« Und auf seinen Wink ward die Jungfrau ergriffen und fortgeführt: hochaufatmend verließ sie das Brautgemach: – die Totenkammer.

»Wir gehorchen, Fürst,« sprach der Führer der Wachen, sich staunend überall in dem Gemach umsehend, »Aber – wo ist –? Er schritt nicht über die Schwelle! – Wo ist der Herr?« »Hier ist er,« stöhnte der Alte, von Schmerz übermannt, »tot ist er!« Er riß den Teppich hinweg.

»Tot? Attila?« – »Wehe!« – »Tot! Also ermordet!« »Von wem?« – »Niemand kam herein!« – »Wir lagen ja auf der Schwelle!« – »Also von dem *Weib* ermordet!!« – So heulten die Hunnen durcheinander. – »Nein! Nicht *ermordet!*« schrie Chelchal, mit dröhnender Stimme, hoch sich aufrichtend. »Wie könnt ihr denken! Von einem Mädchen – Er! Der stierstarke Mann! – Seht! – Den mächtigen Krug – er trank sonst nie Wein – ihr wißt es! Er hat ihn heute Nacht zu rasch geleert – er starb am Blutschlag – in sel'gem Doppelrausch von Wein und Liebe! Ein beneidenswertes Ende! Ruft Dzengisitz, Ernak und alle Fürsten herbei: sie sollen's erfahren und verkünden allem Volk der Hunnen: der Herrliche starb eines herrlichen Todes.«

Fünftes Kapitel.

Erschütternd, großartig in seiner barbarischen Wildheit war der Schmerz des Hunnenvolkes um seinen gewaltigen Herrscher, den einzigen großen Mann, den es je hervorgebracht hatte – und hervorbringen sollte – aus seiner Mitte.

Ein dunkles Gefühl schien die vielen Tausende zu beseelen: »Hier liegt gebrochen der starke Reif, der allein die einzelnen für sich leicht zu knickenden Pfeile der hunnischen Horden zusammengefaßt, sie zu einer unbrechbaren Kraft zusammengehalten hatte;« sie ahnten es: hier lag tot zu Boden der Hunnen Macht und Herrlichkeit für immerdar; ihr Stern war erloschen.

Verzweiflungsvoll waren die Ausbrüche des Wehs der Tausende von Männern, Weibern, Kindern, die in das Schlafhaus an die Leiche geführt wurden: denn nicht nur gefürchtet und bewundert, ja wie ein göttliches Wesen angebetet, auch heiß geliebt war er worden – trotz seiner Strenge, – dieser Fürchterliche von seinen Hunnen, deren Eigenart, deren Vorzüge und Scheußlichkeiten er in höchster, nie wieder erreichter Vollendung in sich zusammengeschlossen und dargestellt hatte.

Alle warfen sich vor dem zum Totenbett gewordenen Hochzeitlager nieder auf das Antlitz oder auf beide Kniee, heulten und schrieten, zerschlugen sich das spärliche Haar, zerrissen ihre Kleider. Einer von den Tausenden, die sich also niedergeworfen hatten, stand nicht mehr auf: das war Zercho, ein mißwachsener Zwerg, der Hofnarr des Verstorbenen, von einer Häßlichkeit, die Gespött und Gelächter erzwang: Attila hatte ihn Jahrzehnte lang vor dem Mutwillen, vor der Roheit der Seinen beschützt: »Du bist tot,« schrie er unter Thränen, »wie soll Zercho leben?« Und er stieß sich zu Füßen des Lagers ein Messer ins Herz.

Lange, lange währte, Tag und Nacht hindurch, ununterbrochen diese Klage in dem Schlafhaus.

Chelchal, Dzengisitz, Czendrul und Ernak hatten abwechselnd die Massen hereingeführt; der Knabe Ernak jedoch hatte am frühesten seine Thränen getrocknet und, unter häufigem Flüstern mit Fürst Czendrul eine stolze, seltsam trotzige Haltung, zumal auch gegen Dzengisitz, angenommen. Ellak ward in seinem Holzturm durch Chelchal von dem Tode des Vaters benachrichtigt. Er schien an den Blutschlag nicht zu glauben. »Und Ildicho?« – es war seine erste Frage – »Ward sie sein Weib? Was hast du vor mit ihr?« »Sie bleibt gefangen,« erwiderte der Alte finster, »bis sie mit den Ihrigen stirbt.« – »Und ich soll glauben, sie ward sein Weib? Soll glauben, er starb am Bluterguß? Chelchal würde seines Herrn Witwe morden? Du verrätst dich selbst in deinem blutgierigen Haß. Sie ist *nicht* seine Witwe! Sie hat ihn –« »Schweig, ist dir dein Leben lieb!« warnte der Alte grimmig. »Laß mich – nur einen Augenblick! – hinaus! Laß mich sie sprechen!« – »Nein, du verliebter Thor, du entarteter Sohn! Du bleibst gefangen hier, bis – bis sie keines Schutzes mehr bedarf. Sieh, ich grollte Dzengisitz, der mir deine Freilassung – in diesem Augenblick, da das ganze Reich Mundzucks wankt! – abschlug. Ich hab' es immer besser mit dir gemeint als – Vater und Brüder! Er verweigerte es. Nur ein Gesamtbeschluß aller Brüder und der Fürsten dürfe über den vom Vater gefangenen Gesetzten richten und entscheiden. Ich wollte dich – ihm zum Trotz

– freilassen: nun aber – da du deinen Wahnsinn verrätst – bleibst du gefangen, bis du nichts mehr ändern kannst an der Rache, die ich dem großen Toten in das Ohr hinein geschworen.«

Sechstes Kapitel.

So war der erste Tag des Götterfestes verronnen. Nun aber rüsteten die Hunnen ihrem großen Herrscher die Leichenfeier. Vorerst schoren sich Männer und Weiber Bart und Haupthaar auf der ganzen rechten Seite des Gesichtes und des Kopfes völlig kahl ab. Dann schnitten sich die Männer mit ihren Dolchen Wunden in beide Wangen, so tief, daß man einen Finger darein legen mochte: denn nicht in weibischen Klagen und Thränen, in Männerblut sollte der gewaltige Fürst betrauert werden. Alsdann ward auf dem großen freien Platz mitten in dem Lager, in dem sogenannten »Ring«, der zur Versammlung und Musterung der Krieger, dann aber auch als Tummelplatz und Rennbahn für Reiter und Rosse diente – deshalb war er von sehr weiter Ausdehnung – eine der größten Kostbarkeiten aufgestellt des ganzen hunnischen Königshortes.

Das war ein gewaltig hohes und geräumiges Zelt von eitel Seide, feinsten dunkel-purpurroter Seide: aus China war es als Geschenk des Kaisers nach Tibet, von da nach Persien gelangt; dort hatte – in besseren Tagen von Byzanz – ein römischer Feldherr das Kleinod erbeutet und nach der Hauptstadt gebracht; Attila aber erfuhr durch seine Gesandten von dieser purpurnen Herrlichkeit und machte bei einem seiner Erpressungsverträge die Auslieferung des Prunkstücks zur Bedingung, welche der jämmerliche Imperator nicht abschlagen konnte. Dies Zelt, in welchem Attila nur selten, bei Entfaltung höchster Pracht, fremde Könige empfangen hatte, ward jetzt auf seinen gediegen goldnen Stangen aufgerichtet: ein goldner Drache mit beweglichen Flügeln, der im Winde auf- und niederzuschlagen schien, mit züngelnder Zunge und ringelndem Schweif, prangte oben auf dem Knauf der Hauptstange.

In dieses Zelt, das von unten bis oben mit erbeuteten kostbaren Waffen und mit Pferdegeschirr, funkelnd von Perlen und Edelsteinen, angefüllt ward, trugen sie den Toten in einem goldnen Sarge: dieser ward in einen silbernen, der silberne in einen eisernen gestellt. Nachdem diese Füllung und Ausschmückung des Zeltes vollendet war, versammelten Dzengisitz, Chelchal und die andern Vornehmen alle Hunnen im Lager, welche über ein Roß verfügten, – es waren aber viele, viele Tausende, – ordneten sie in Geschwader, und nun ritten sie dreimal im Schritt, dreimal im Trabe, dreimal im Dreisprung, dreimal in vollstem Jagen um das von dem Fußvolk dicht umdrängte Zelt, indem sie in eintöniger Weise das von Attilas hunnischem Lieblingssänger, dem reich beschenkten, gedichtete Totenlied dazu sangen oder heulten, gar oft von Schluchzen unterbrochen:

»Attila, du Sohn des Mundzuck,
Größter Herrscher du der Hunnen,
Du der Hunnen größter Herrscher,
Heldenhaftester Völker-Herrscher
Aller Hunnen und Sarmaten,
Aller Wenden und Germanen,
Reiche hast du, Herr, besessen
Und dazu hast hundert Städte
Du den beiden Kaiserreichen,

Von Byzanz und Rom den Kaisern,
Abgenommen und die Stolzen
So erschreckt auf ihren Thronen,
Daß sie, um den Rest zu retten,
Jährlich Schatzung dir gesendet.
Unerhörtes, Unerhörtes
Scholl von dir durch alle Völker:
Puru selbst, der Gott des Krieges,
Gab sein Schwert dir, seinem Liebling.
Und die traute Ledergeißel,
Die da unsre Pferdchen geißelt,
Daß sie springen, daß sie hüpfen, –
Diese Geißel schwangst du über Alle Völker,
daß sie mußten Hüpfen nach des Hunnen Wink.

Du, nachdem du all' das glücklich
Hast vollendet, starbst auch glücklich:
Den nicht fällte Schwert des Feindes,
Fällte nicht Verrat der Seinen,
Fällte Seuche nicht noch Alter,
Sondern – ohne Schmerz und Klage,
Während unversehrt dein Volk blieb, –
Unter Wonnen starbst du wonnig!
In der Vollkraft deines Leibes,
In den Armen schönen Weibes
Freudig, ohne Schmerzempfindung!
Kann man Tod denn nennen diesen
Ausgang ohne Weh und Schmerzen,
Einen Tod, der nicht zu rächen?
Und wir bargen dich in Golde,
Weil dir Rom geschätzt in Golde,
Und wir bargen dich in Silber,
Weil Byzanz dir schätzte Silber,
Und wir bargen dich in Eisen,
Weil dein Schwert schlug jeden Feind.

Schon ist deine große Seele
Eingefahren in die Seele
Eines eben großen Helden,
Der an deiner Statt die Hunnen
Führen wird, o Sohn des Mundzuck,
Führen wird von Sieg zu Siege,
Wie du, Attila, sie siegtest,
Und die Herrschaft auf dem Erdball
Wird uns bleiben ewig und – –«

Der Gesang kam nicht zu Ende.

Hier ward er schrill unterbrochen. Denn plötzlich sprengten von dem Südthor her auf den Bestattungsplatz hunnische Reiter, darunter die vornehmsten Diener und Häuslinge des Knaben Ernak, mit allen Anzeichen der Flucht und des Schreckens! »Zu Hilfe!« schrieen sie. »Zu Hilfe! Zur Rache! Die Gepiden! König Ardarich brach in das Lager!«

Siebentes Kapitel.

Und also war es. Gewalt hatte ihn herbeigeholt.

Der Alamanne hatte, nachdem er sich der Beobachtung durch seine »Ehrenwache« entzogen, sich in dem Lager verborgen gehalten; ein Versuch, aus demselben zu ent schlüpfen, war mißglückt: aber als die Nachricht von dem Tode des Gewaltigen wie ein Donnerschlag durch alle Gassen und Plätze des Lagers drang, war es ihm bei der Verwirrung, welche die Hunnen ergriffen und dann unwiderstehlich alle, auch die Thorwachen, an das Totenbett hingerissen hatte wie Magnet die Eisenstäubchen, gelungen, auf einem flinken Hunnengaul – der Reiter lag heulend in Attilas Schlafsaal – aus dem Südthor zu entweichen.

Er hatte erfahren, daß König Ardarich mit starker Macht in dem Grenzwald stand, der südlich von der Theiß und Attilas Lager, zwischen diesem und dem Körösfluß sich weithin dehnend, das unmittelbar beherrschte Hunnenland und das Gebiet der Gepiden trennte. Der treue Mann hatte nicht Zügel gezogen in rasendem Ritt, bis er die Vorhut der Gepiden erreicht.

Fast atemlos meldete er König Ardarich das große Geschehnis und die Dinge im Hunnenlager, die demselben vorausgegangen waren: er beschwor den Fürsten, in höchster Eile den Gefangenen zu Hilfe zu kommen, durch sein Ansehen in Güte oder nötigenfalls mit Gewalt die von grausamstem Tode Bedrohten zu erretten, vielleicht sogar eine größere Entscheidung, eine allgemeinere, herbeizuführen. Er mahnte auch zu diesem Höheren: denn mit dem Gefürchteten war in dem tapfern Mann auch die Furcht vor dem Hunnenreich gestorben.

König Ardarich zögerte keinen Augenblick: tief aufatmend sprach er: »Die große Stunde kam, die lang ersehnte: sie kam rascher als zu hoffen war; wohlan, sie soll uns nicht klein finden; und nicht langsam. Ich komme.«

Wohl wußte er, wie leicht sogar seine ganze hier versammelte Macht wog gegenüber den vielen Zehntausenden von Hunnen in dem Lager. Dazu kam, daß er nur mit seinen Reitern – ein paar schwachen Tausendschaften! – noch rechtzeitig für die Errettung der Gefangenen eintreffen zu können erwarten durfte. Der weitaus größte Teil seines Heerbanns bestand, wie bei allen diesen Germanenaufgeboten, aus Fußvolk. Gleichwohl befahl er sofort – nicht das Horn trank er leer, das er hatte zum Munde führen wollen, als der Alamanne vor ihn trat – seinen Reitern, aufzusitzen und zur Verdoppelung ihrer Zahl je einen Fußgänger mitzunehmen, der bald hinter dem Reiter auf dem Pferde saß, bald neben dem Gaul hersprang, an der langflatternden Mähne sich haltend; den Kern der Berittenen bildete des Königs treue Gefolgschaft auf erlesenen Rossen und mit trefflichen, vom freigebigen Gefolgsherrn geschenkten Trutz- und Schutz Waffen. Aber das waren doch nicht mehr als zweihundert Pferde.

»Auf, meine Reiter!« rief der König von dem mächtigen braunen Schlachtroß herab, den Speer erhebend. »Die Nornen rufen euch: die Schicksalsgöttin selbst, die Wurd, winkt euch herbei. Tot liegt Attila! Jetzt reitet, wie ihr noch nie geritten: ihr reitet in die Freiheit.« Und fort ging's in saufendem, klirrendem Jagen auf der alten, noch gut erhaltenen Römerstraße, die von Süden, von der Donau her, nach Norden, nach der

Theiß führte und zu Attilas Lager auf dem linken Ufer dieses Flusses. Nach mehreren Stunden scharfen Rittes waren die äußersten Holzhütten der hunnischen Hauptstadt erreicht. Die Thorwachen ließen Ardarich ohne weiteres ein: war er ihnen doch wohl bekannt, als der treueste und, neben dem Amaler Valamer, geehrteste aller unterworfenen Könige.

Die ersten, auf welche die innerhalb des Lagers weitersprengenden Gepiden stießen, waren die Begleiter des Knaben Ernak, die diesen, in königliche Kleider gehüllt, ein kleines Zackendiadem auf dem blauschwarzen Haar – ein allzuweiter, reich mit Gold behangener und bestickter Purpurmantel verschlang völlig, flatternd und klappernd, die knabenhafte Gestalt – durch die Straßen führten, ihm Gunst und Anhänger zu gewinnen.

Denn noch war der große Herrscher nicht bestattet, und schon haderten seine kleinen Erben um die Erbschaft: diese ungezählten Söhne, von denen die Zeitgenossen sagten, sie allein machten eine kleine Völkerschaft aus. Waren auch viele von ihnen noch jünger als Ernak und die meisten der Erwachsenen nicht in dem Lager anwesend, sondern als Beamte, Statthalter, Feldherrn, Anführer, Gesandte des Vaters im weiten Reiche verteilt: – es fehlte doch auch an der Todesstätte nicht an Söhnen, die zwar noch nicht ohne weiteres Stücke des Reiches an sich reißen wollten, – das behielten sie sich für später als Belohnung ihrer Dienste vor – aber doch jetzt schon für Ellak, Ernak, Dzensisitz oder andere hervorragende unter den abwesenden Brüdern Partei nahmen und Anhang warben: so hatte bereits an dem Leichenbett des Vaters jener grimmige, bald in blutiges Morden und Schlachten ausbrechende Streit der Söhne begonnen, der den Germanen bei Abschüttelung des Joches *aller* dieser Thronbewerber so erheblichen Vorschub leisten sollte.

Der Erzieher, der Waffenträger, der Haushofmeister des Prinzen und besonders auch Fürst Czendrul, des Erziehers Bruder, hatten bereits bei Lebzeiten Attilas geheim unter der Hand überall im Volke der Hunnen wie in dem Lager, so unter den Horden, die draußen in den Provinzen zelteten und wanderten, die Kunde verbreitet, der Vater habe durch letztwillige Verfügung vor den hunnischen Großen – sie beschworen, selbst zu den Zeugen gezählt zu haben – diesen schönen Knaben zum Allein-Erben seiner Macht bestellt; die sämtlichen andern Söhne sollten lediglich als Ernaks Unterkönige oder Statthalter unter seiner Oberhoheit und kraft seines Auftrages herrschen.

Jetzt, nach des Vaters Tod, hatten sie eilends Boten mit solcher Meldung überallhin aus dem Lager entsendet, und wenn sie auch in der Hauptstadt selbst gegenüber dem gefürchteten Dzensisitz – Ellak war ja zum Glück durch Attila selbst unschädlich gemacht, auch bei den Vollblut-Hunnen nicht sehr in Gunst – noch nicht wagten, mit jenem weitgehenden Anspruch offen aufzutreten, so thaten sie doch alles, dies spätere Auftreten vorzubereiten, indem sie den schönen Thronbewerber überall umherführten und Mitleid und Vorliebe für ihn, den, wie alle wußten, geliebtesten Sohn, den nun verwaisten, des großen Herrschers zu erwecken suchten; die aber, die ihm zur Herrschaft verholfen hatten, mußten dann auch der Macht und der Schätze des Hunnenreichs vor allen andern froh werden.

So war denn in jeder Lagergasse der Haufe des Volkes weiter angewachsen, der hinter dem weißen Rößlein des Knaben drein ritt oder lief, Beifall johlend, den großen Vater preisend, und des Söhnchens Anmut und Schönheit.

Einer der Thorwächter war in das Lager vorausgejagt, den Erben des Herrn Ardarichs Eintreffen zu melden: er stieß zunächst auf Ernak. »Ist er endlich da, der faule germanische Hund?« rief der Knabe, in den breiten goldschaufeligen Bügeln sich hebend und über den Kopf seines Zelters hinweg vorlugend. »Ich will ihn lehren, seinen Herrn warten zu lassen! Attila war schwach geworden vor Alter! Vorwärts!« Und er peitschte grausam mit seiner neunsträngigen Hunnengeißel die Flanken des Tieres, stieß ihm den Sporn in die Weichen, daß das Blut aufspritzte, und schoß, weit vorauf den Seinen, den Gepiden entgegen. »Wo stecktest du so lang, Ardarich?« schrie er mit unschöner schriller, allzuhoher Stimme den König an.

Dieser hatte bei seinem Anblick den Zügel gezogen; unbeweglich hielt er, wie ein Reiterbild von Erz, auf seinem hohen, mächtigen Streitroß, der dunkle Mantel floß von seinen breiten Schultern, auf seinem Helme hoben sich die mächtigen Flügel des Königsadlers: daraus quollen die langen, goldbraunen, aber schon leicht ergrauten Königslocken hervor und rollten bis auf die Brünne; den Speer hielt er, die Spitze nach unten – das Zeichen friedlicher Verhandlung – senkrecht auf den Boden: still und stet und stolz saß er da: echt königlich war das Bild: diese starke; aber ruhig verhaltene Kraft hätte jedem Denkenden Ehrerbietung, Scheu, ja Vorsicht eingeflößt.

Aber der halbslavische Hunnen-Junge schrie: »Wo stecktest du so lange, Gepide? Mein großer Vater schied aus dem Leben im Zorn gegen dich. Du ließest Attila warten! Das wird nie verziehen. Ich erbe, wie sein Reich, so deine Bestrafung. Sitze nicht da vor mir, wie der Stolz zu Pferde! Herunter von deinem Gaul, hochfärtiger Germane! Kniee nieder neben mir, küsse mir den Steigbügel und erwarte, was ich über dich verhängen.« Und er fuchtelte durch die Luft mit der hunnischen Geißel.

Ardarich schwieg; er rührte sich nicht: aber warnend, Unheil drohend richtete er die stahlgrauen Augen auf den Zornigen. Der spornte ungeduldig sein Pferd, ritt dicht an den König heran und rief: »Wird's bald, Knecht?«

»Ich verhandle nicht mit Knaben,« sprach der König, über ihn hinwegblickend, »ihr aber, ihr Fürsten der Hunnen, du, Czendrul, höret mein Wort. Nur Attila habe ich geedet, nicht seinen Söhnen, ich schulde ihnen nicht Treue oder Gehorsam. Um des großen Vaters willen aber rat' ich euch guten Rat: laßt uns alles in Frieden schlichten. Stellt die gefangenen Germanen vor ein Gericht aus Germanen und Hunnen gemischt und ...«

»Schweig mit deinem Rat, frecher Knecht!« schrie Ernak. »Ich bin dein Herr. Das sollst du jetzt erfahren.« – »Niemals, Fürst Czendrul, dien' ich einem Jungen. Die Zeit der Knechtschaft ist um. Ich und Valamer, der Amalung, wir sind fortab frei. Und ich rat' euch, ihr Fürsten der Hunnen, gebt auch die andern Germanenvölker frei. Ihr müßt es doch: – thut es lieber von selbst!« »Nein!« schrie Ernak. »Wie Hammel einer Herde, wie Sklaven eines Landguts werden wir euch unter uns, die Erben eures Herrn, verteilen. Auseinander reißen wollen wir eure Völker. Einen Fetzen des Gepidenvolkes nehme ich und einen andern erhält Dzengisitz: sechs andere, durchs Los verteilt, fallen an sechs andere Brüder. Ihr sollt mich kennen lernen, ihr Germanenhunde!« Und er hob die Geißel zum Streich und schlug des Königs Roß auf den Kopf, daß es hoch bäumend stieg. Aber sofort bändigte der Reiter das empörte Tier durch den ehernen Druck der Schenkel; er hob nun und wandte drohend den zur Erde gesenkten Speer: »Hüte dich! Ich warne. Wage keinen zweiten Schlag! Sonst –« »Hui,« kreischte Ernak, »ein

gefangener Jude erzählte mir jüngst ein Stücklein von einem Königssohn seines Volkes, das gefiel mir. Das Volk murrte wider ihn, der Thronerbe aber sprach: »Mein Vater hat euch mit Ruten geschlagen, ich will euch mit Skorpionen züchtigen«. Lern's, Germane!« Und er schwang wieder die Geißel, aber diesmal gegen des Königs Antlitz.

»So stirb, junger Giftwurm!« rief der und, dem Schlage zuvorkommend, das Roß spornend, rannte er ihm den Speer durch den reichvergoldeten Ringpanzer mit solcher Wucht in die Brust, daß die Spitze zwischen den Schultern hervordrang.

Schwer bedroht war aber nun sein Leben. Denn bevor er den Speer aus dem Leibe des rücklings Herabstürzenden ziehen konnte, war Fürst Czendrul an seiner Seite und mit dem Schrei: »Nieder, Kindesmörder!« schwang er den krummen Säbel über seinem Haupt. Jedoch bevor der sausende Streich fallen konnte, fuhr dem Fürst ein Wurfspeer durch die Stirn: Gewalt hatte trefflich gezielt. »Drauf! ihr Gepiden! Freiheit!« rief der Alamanne, das Streitbeil aus dem Gürtel reißend. Unter lautem Jubelgeschrei warfen sich die Reiter Arbarichs auf die durch den Fall ihrer beiden Führer entsetzten Feinde. Der wuchtige Anprall der schweren Germanenrosse warf die hunnischen Klepper sofort über den Haufen: heulend flohen die Hunnen tiefer in das Lager hinein, verfolgt von den siegjauchzenden Germanen.

Achtes Kapitel.

Flucht und Verfolgung kamen freilich sofort zum Stehen, sobald Hunnen und Gepiden die Mitte der Holzstadt erreicht hatten, den Bestattungsplatz, wo viele Tausende von Hunnen zu Pferd und zu Fuß sich vor dem Totenzelte drängten.

Aber schon vorher, auf dem Wege nach dem Hauptplatz, verhalf der Zufall den Eindringenden zu einem nicht zu erhoffenden Gelingen. Als Ardarich und die Seinen an dem hohen Eckhause einer Lagergasse vorbeisprengten, – ein paar hunnische Krieger, die vor der Thüre Wache zu stehen schienen, wurden von den Fliehenden mit fortgerissen – hörten sie aus dem Innern des Holzhauses des Königs Namen rufen und in gotischer Sprache um Hilfe, um Befreiung schreien.

Gerwalt sprang ab und zerschlug mit der Streitaxt den Holzladen, der von außen verriegelt, ein Fenster im Erdgeschoß verschloß: hurtig kletterten aus der Öffnung Wisigast, Daghar und ihre Gefolgen: sie hatten, durch den Lärm merksam geworden, durch die Spalten der Laden lugend, die Flucht der Hunnen, das Einsprengen der Gepiden wahrgenommen. Freudig begrüßt und mit Waffen versehen folgten die Befreiten Ardarich und den Seinen: jetzt erst erfuhren sie – ihre Wächter hatten kein Wort an sie gerichtet – die große Nachricht von Attilas Tod, von Ildichos wunderbarer Errettung, aber auch von ihrer Gefangenschaft in einem Gewalt unbekanntem Hause.

Als nun die Germanen auf dem Mittelplatz vor dem Totenzelt angelangt waren, da stockte eine Weile die herandrohende Entscheidung. Die Gepiden stutzten im Angesicht der ungeheuren Menge der hier versammelten hunnischen Krieger zu Roß und zu Fuß: die Führer derselben aber, zumal Dzensisitz und Chelchal, erforschten von den atemlosen Flüchtlingen vorerst noch die Vorgänge, die sich soeben an der Südseite des Lagers begeben.

Sie vernahmen mit Ingrim den Tod Ernaks und des Fürsten Czendrul: sie und ihre Scharen übersahen allmählich die geringe Zahl der Gepiden, die ihres Königs hochsinniger Drang, zu retten, mit sich fortgerissen hatte, – wie es nun schien, in das unvermeidbare Verderben.

»Ernak gemordet! Czendrul erschlagen!« schrie Dzensisitz. »Hör' es, Vater Attila, wir rächen sie.«

Und nun ward die Lage der Germanen eine verzweifelte. Unrettbar waren die paar Tausendschaften verloren, erdrückt von der gewaltigen Übermacht, lange bevor das Fußvolk eintreffen und wenigstens den Rückzug einigermaßen decken konnte. Noch einmal ritt Dzensisitz, die Geißel schwingend, die vorderste Reihe der Seinigen entlang, sie zurechtschiebend und ordnend: »Vorwärts, ihr Söhne Purus,« rief er, »folgt mir! Habt ihr es nicht gehört von euren Priestern, habt ihr es nicht selbst mitgesungen? Der Geist meines Vaters ist – nach seligstem Tod in doppelter Wonne – eingefahren in einen eben großen Helden. Ich spür's: *ich* bin dieser Held! Folgt mir, Dzensisitz führt euch zum Sieg. Denn Dzensisitz ist Attila geworden!« Tiefe Stille folgte für eine kurze Weile auf diese Worte: andächtig, durchschauert von frommem Wahne senkten die Hunnen die Köpfe und kreuzten die Arme auf der Brust zu stummem Gebet, bereit, im

nächsten Augenblick in wild ausbrechender Wut über die allzu kühn Eindringenden herzufallen: diese schienen hoffnungslos verloren.

Da geschah ein völlig Unerwartetes.

Neuntes Kapitel.

Es erscholl plötzlich in die tiefe Stille vor dem Ausbruch des Sturmes hinein ein lauter Ruf in hunnischer Sprache: »Lüge! Alles Lüge!«

Hoch von oben her, wie vom Himmel, schien das Wort zu kommen. Erstaunt blickten die Germanen, erschrocken die Hunnen empor in die Richtung des Schalles.

Hoch auf dem Flachdach eines der Holztürme ward sichtbar eine ragende Gestalt in lichter Gewandung, das Haupt wie von eitel Glorienschein umflutet: es war Ildicho: ihr goldnes Haar leuchtete in dem Vollglanz der untergehenden Sonne. Und sie rief aus aller Kraft ihrer Brust auf die atemlos lauschenden Tausende herab mit machtvoller, weithin vernehmbarer Stimme: »Belogen seid ihr, Hunnen, und betrogen! Nicht an Bluterguß starb er. Ein Weib hat ihn getötet: ich, Ildicho, erwürgte ihn in seinem Rausch mit diesen meinen Haaren! Daher die gelben Haare zwischen seinen Zähnen.«

Die Wirkung dieser auf dem ganzen Mittelplatz vernommenen Worte auf die Tausende von Hunnen war eine ungeheure; sie schauten die stolze, lichte Gestalt der glanzumfluteten Jungfrau, wie sie von dem überall sichtbaren Flachdache emporragte, einer Göttin vergleichbar: ihre edle Erscheinung, ihr Stolz, ihr todverachtender Mut, die Wahrhaftigkeit in dem Klang ihrer Stimme ließen keinen Zweifel aufkommen in ihrer Rede.

»Wehe! Wehe!« – »Von Weibeshand getötet!« – »Wie schon sein Vater!« – »Das ist der Fluch!« – »Er hat sich an ihm erfüllt!«

»Er wird sich weiter erfüllen!« – »Von Geschlecht zu Geschlecht!« – »Weh seinen Söhnen!« – »Ach, er ist auf ewig verwünscht.« – »Auf ewig ein ekler Wurm!« – »Weh uns! Wehe!« – »Welch Entsetzen!« – »Flieht hinweg von seinem verwünschten Leibe!« – »Fluch bringt die Nähe solcher Leiche! Tödlichen Fluch!« – »Flieht! Flieht!«

So rief, so klagte, so schrie, so tobte, so raste es über den weiten Platz hin. Und nach allen Seiten stoben sie auseinander, heulend, die Waffen wegwerfend, zu Fuß, meist aber zu Roß und dann das Roß mit wilden Geißelschlägen zu raschestem Lauf hetzend, Weiber, Kinder, Fußgänger, Freund und Feind in blinder Flucht überrennend.

Die Hunnen waren wie der Sand am Meer: unwiderstehlich in sieghaftem Anprall, trieb der günstige Wind des Glückes sie vorwärts, haltlos aufgelöst und unaufhaltbar nach rückwärts auseinanderstiebend, traf sie ein Windstoß des Unheils von vorn.

Blindes Entsetzen, Verzweiflung entscharte die vielen Tausende zu besinnungsloser Flucht. Vergeblich warfen sich ihnen ihre Führer, ihre Fürsten entgegen: umsonst beschwor sie der greise Chelchal, das spärliche Haar raufend, doch die Leiche des Herrn nicht im Stiche zu lassen, vergebens schlug Dzensgitsitz mehr als einen der Fliehenden mit der Geißel zu Boden: er ward selbst vom Pferde gestoßen, zu Boden gerissen von den vielen Hunderten, die, zu dichten Knäueln geballt, von allen Seiten auf ihn einfluteten: er verschwand unter den Füßen der Gäule, der Menschen.

Da war es Chelchal gelungen, auf die oberste der Stufen zu klimmen, die von allen Seiten das Zelt umgaben: von dieser erhöhten Stellung aus schrie er nun über die durcheinanderkreischende Menge hin: »Glaubt ihr doch nicht, der Germanin! Sie lügt!

Wie, auch du fliehst, tapfrer Dsorrtilz? Stehe doch! Sie lügt.« Und er faßte mit beiden Händen einen vorüberstürmenden Krieger an den Schultern. Es war der Führer der Wächter, – er hatte mit Chelchal die Leiche gereinigt und gepflegt. Aber in verzweiflungsvoller Angst riß sich der Mann los und schrie aus Leibeskräften: »Nein! Sie lügt *nicht!* Laß mich los, Alter! Flieht, ihr Freunde, flieht von der verfluchten Leiche. Ich hab's gesehen! Ich schwör' es: ich sah mit Grauen, mit grausendem Ahnen – die gelben Haare – in seinem Munde: sie lügt nicht! Sie hat ihn erwürgt mit ihrem Haar! Flieht!« Und er rannte dahin, und überall, so weit sein Schreien drang, verstärkte es das Entsetzen. Nur eine kleine Schar ihm treu ergebener Sklaven und ein paar Häuslinge vermochte der Alte durch Bitten und Gewalt bei sich um das Totenzelt versammelt zu halten: er zitterte, die Germanen würden dasselbe sofort bedrohen.

Allein das lag ihnen fern. In der Überraschung über die plötzliche fast wundergleiche Errettung aus ihrer verzweifelten Lage hatten sie noch gar keinen Entschluß fassen können. Auch mußten sie sich unablässig einzelner Hunnen erwehren, die, ohne Angriff oder Rache zu beabsichtigen, lediglich in dem blinden Drang, dem Fluche, der an der Leiche haftete, zu entfliehen, wie nach allen andern Seiten, so auch nach der Südseite, wo die Gepiden standen, davonzueilen versuchten und um sich schlugen auf Feind und Freund, auf alles, was sie aufhielt. Manchmal gelang es den blind Anstürmenden, die Reihen der Gepiden zu durchbrechen und gen Süden weiterzuziehen. So kam es also hier und da zu kleinen Gefechten zwischen einzelnen oder ganzen Knäueln von Hunnen mit den Germanen: aber ohne Gefahr für diese; denn den Verzweifelten fehlte wie die Absicht so die Leitung des Kampfes: sie wurden von den Nachdrängenden in die Speere der Gepiden getrieben und gestoßen: fast ausschließlich Hunnen, nicht Germanen fanden den Tod bei diesem verworrenen Ringen.

Vergeblich aber bemühten sich Wisigast, Daghar und ihre paar Gefolgen, von der Südseite des Mittelplatzes aus über denselben hin auf die nordöstliche Ecke zu gelangen, wo Ildichos Holzturm ragte: allzu zahlreich waren die zwischen ihnen und jener Straßenecke durcheinander wogenden, dicht geballten Haufen von Hunnen zu Pferd und zu Fuß, von ledigen Rossen, die den Reiter verloren hatten, von Weibern und Kindern.

Daghar richtete unter seinen nur wenig fördernden Anstrengungen, vorwärts zu dringen – gar manchen Hunnen, der ihm nicht rasch genug auswich, hatte er niedergestoßen mit dem kurzen Wurfspeer – das Auge gespannt immer wieder zu dem Dach empor, auf welchem die hohe Gestalt der Geliebten deutlich sichtbar war. Die Hausthüre zu öffnen, hatte sie wiederholt vergeblich versucht, bevor sie die Angst, die Erregung über den wachsenden Lärm auf dem Platze bewogen hatte, die als Treppe dienende Leiter hinauszueilen und von dem Dach hinabzuspähen: denn wie die einzige von außen zugeschlossene Thüre waren auch die Fensterläden des Hauses fest von außen mit Riegeln gesperrt.

Allmählich drang Daghar doch dem Hause näher, Dank seinen grimmen Stößen, während König Ardarich seine Gepiden geschlossen beisammenhielt gegenüber Chelchal, der nun nachgerade doch wieder eine solche Anzahl von Hunnen um sich geschart hatte, daß ein Angriff derselben nicht mehr unmöglich schien: so beobachtete der Gepide vorsichtig, zum Schlagen bereit.

Plötzlich schrie König Wisigast laut auf: »Weh, Daghar! Schau empor! Sie ist verloren! Auf dem Dach! Schau hin! Ein Hunne!«

Daghar hielt inne im Vorwärtsdringen und sah empor: »Dzengisitz!« stöhnte er. »Sie ringen!«

Mit furchtbaren Streichen brach er sich Bahn durch die dichten Haufen der Feinde: aber so wenig diese seinen Waffen, seiner Verzweiflung gewachsen waren, – er mußte sich sagen, wäre selbst der Weg zu dem Hause ganz frei gewesen, er konnte nicht mehr rechtzeitig eintreffen oben auf jenem Dach, das Mädchen aus dem ungleichen Kampfe mit dem Unhold zu retten. Aber rächen wollte er die Geliebte! Und grimmig brauchte er fort und fort den Wurfspeer zum Stoße.

Zehntes Kapitel.

Mit zerfetzten Kleidern, mit zertretenem Speer, mit zerbrochener Geißel hatte sich Dzensisitz unter Aufbietung aller Kraft aufgerafft vom Boden und war zwischen den Beinen von Rossen und Menschen wieder auf die Füße zu stehen gekommen. Viele Quetschwunden von Hufschlägen und Fußritten, die über ihn hingegangen, schmerzten ihn; Blut troff ihm in Strömen über das Gesicht: ein scharfer Dornsporn hatte ihm die rechte Wange von oben nach unten völlig aufgeschlitzt: immer ein Ausbund hunnischer Häßlichkeit, sah er nun, im Schmutz gewälzt, zerzaust und zerrissen, vom Blute besudelt, tödliche, aber ohnmächtige Wut auf den verzerrten Zügen aus wie ein Dämon der Hölle.

Er stand nun zwar: aber einen Augenblick taumelte er noch, seine Kräfte waren von dem verzweifelt Emporringen, von der Todesangst, von den Schmerzen seiner Wunden erschöpft: er hielt sich aufrecht an der Mähne eines neben ihm haltenden reiterlosen Gaules, er lehnte sich an dessen Bug: er schloß die Augen, er schnappte nach Luft. Schon drohte ihm Gefahr, von einer neuen Woge heranflutender Hunnen abermals umgerannt oder fortgerissen zu werden. Aber die Vordersten erkannten ihn und hielten die Nachdrängenden mit aller Kraft eine kurze Weile zurück: »Es ist der Königssohn. Dzensisitz! Verwundet! Haltet! Erdrückt ihn nicht!«

So vom Rücken her für den Augenblick gedeckt, raffte er all' seine Kräfte zusammen, warf einen Blick auf das Dach, wo Ildicho erschienen war, wandte sich gen Norden und trachtete nach jenem Hause.

Ein breiter Schwarm flüchtender Hunnen – sie wurden von hinten, von Süden her, von Daghar gedrängt – trennte ihn, der von Westen her nach Norden hin eilte, von seinem Ziele.

»Laßt mich durch,« keuchte er mit heiserer Stimme. »Laßt mich durch, ihr Männer! Ich *bittle* euch. Hört ihr? Dzensisitz *bittet!*« So furchtbare Leidenschaft loderte aus diesen Worten, daß die nächsten, die sie vernahmen, betroffen auswichen und auch ihre Nebenmänner zur Seite schoben. »Dzensisitz *bittet!* Das war noch nie!« – »Platz, Platz für den Sohn des Herrn!« – »Was willst du, Herr?« – »Auch fliehen?« »Nein: rächen!« knirschte der, zwängte die letzte dünne Reihe von Flüchtigen auseinander, die ihn von dem Eckhause trennte, riß das krumme Dolchmesser aus dem Gürtel und warf sich auf die Thüre. Allein diese war verschlossen und sehr fest; das hatte Ildicho bisher gerettet.

Denn schon gar manchem der Hunnen, der auf der Flucht an ihrem Gefängnis vorübereilte, war, bei allem Streben, zu entrinnen, doch der Gedanke gekommen, die Mörderin des Herrn, die sich der That tolldreist offen berühmte, zu strafen, den Herrscher zu rächen. Die Wachen, die vor der Thür hielten, waren gleich im Anfang der Entschagung der Hunnen selbst entflohen oder von den Fliehenden fortgerissen worden. Aber die ungehütete Thür war von außen wie mit einem Eisenriegel, so mit dem Schlüssel gesperrt, und der Wächter, der den Schlüssel verwahrte, wie die andern verschwunden. So hatte gar mancher Hunne sich vergeblich bemüht, rasch einzudringen, und zu längerem Verweilen nahm sich keiner die Zeit.

Dzengisitz fand den Eisenriegel bereits von solchen Versuchen zurückgeschoben: aber mit einem wilden Fluche nahm er wahr, das Eichengefüge der Thür war viel zu stark und dick, mit dem Fuß eingestoßen werden zu können; auch an dem Schlosse mühte er sich vergeblich mit den Fäusten, dem Dolche, dem Knie. »Ein Beil! Eine Axt! Ein Haus voll Gold für ein Beil!« »Hier, Dzengisitz, ist eine Axt,« rief ein vorüberfliehender Hunne, riß das Kampfbeil aus dem Wehrgurt und warf es dem Prinzen zu; der fing es behend. »Hei, ich will dich fliehen lehren, Hund!« knirschte er, sprang dem Manne nach und spaltete ihm mit einem Axtstreich den Hinterkopf.

Schon stand er wieder vor der Thüre und schmetterte gewaltige Schläge gegen das Schloß. So furchtbar hieb er, daß das Krachen den Lärm der heulenden Weiber, das Schreien der Männer überdröhnte: vernehmlich drang es auch in die nächsten Häuser.

In dem gegenüberstehenden Eckhause – es war ebenfalls von außen fest verschlossen und die Wächter vor demselben waren verschwunden – lauschte und lugte ein Mann, das Gesicht an eine lockere Fuge zwischen zwei Querbalken des Erdgeschosses gedrückt, gespannt auf die hallenden Streiche, auf den grimmen Anpocher: plötzlich verschwanden diese spähenden Augen.

Elftes Kapitel.

Einstweilen hatte die Jungfrau von ihrer hohen Stätte aus die ungeheuren Wirkungen ihrer kühnen Worte mit Stolz, mit Freude, aber auch mit Schreck wahrgenommen. Sie hörte das verzweiflungsvolle Geheul der Hunnen, sie sah deren Auseinanderstieben, das Ringen untereinander und mit den Germanen: sie erkannte auch – ach in weiter Ferne! – den Geliebten, den Vater, sie sah, wie diese sich mächtig, aber mit langsamem Erfolge mühten, näher an sie heranzudringen, sie sah ihre Waffen blitzen, gar manchen Hunnen stürzen: aber gar gering waren doch die Fortschritte der Ihren. Das ganze gewaltige, furchtbare Schauspiel, dessen Ausgang ja auch über ihr Geschick entscheiden mußte, hielt sie gefesselt in atemloser Spannung. Über das Geländer des Flachdaches vorgebeugt, achtete sie es nicht, daß zuweilen wohl ein Pfeil, der die Mörderin strafen sollte, in der Aufregung der Flucht, vom Rücken des scheuenden Gaules aus unsicher gezielt, neben ihr in das Holzwerk der Umplankung schlug.

So machte sie sich auch keine Gedanken über die Axtschläge, die freilich von unten her deutlich an ihr Ohr drangen; ihr Blick ging auf den freien Platz, nicht auf diese Thüre in der Nebenstraße des Eckturmes. Aber nun schlug ihr eigener Name an ihr Ohr. Laut ward er herübergerufen von dem Flachdach des nächsten Hauses – jenseit der Nebenstraße –, so laut, daß er den Lärm auf dem Platz und jene Beilhieße durchdrang. »Ildicho! Ildicho! Flieh'! Er wird dich umbringen! Flieh' von dem Dach in den Keller, verbirg dich! Gleich kann er da sein!«

Sie wandte sich nach der Richtung des Rufes: sie sah auf dem Dach des gegenüberstehenden Holzturms an der Ecke der Seitenstraße einen Mann, der, durch die ganze Breite dieser Gasse getrennt, zu ihr hinüberschrie und winkte. »Ellak! Du hier!« rief sie. »Was willst du?«

»Frage nicht! Verbirg dich. Es ist zu weit!« Er maß die Entfernung mit prüfenden Blicken: »Ich *kann* nicht hinüberspringen! Er wird dich töten!« – »Wer?« – »Mein Bruder! Dzensisitz! Er schlägt unten die Hausthüre ein. Er wird die Treppen heraufeilen. Weh! Da ist er schon.«

Und wirklich tauchte bereits aus der schmalen Öffnung, die aus dem obersten Geschoß auf das Flachdach des Holzturmes führte, das scheußliche, blutige, von Wut verzerrte Gesicht des Hunnen auf. Das Beil hatte er in der eingeschlagenen Hausthüre fallen lassen, das lange Messer hielt er zwischen den Zähnen: denn beider Hände bediente er sich, die Sprossen der Leiter, welche die Treppe ersetzte, desto rascher zu erklettern.

Die Königstochter war mutig weit über Mädchenmaß: aber jetzt – bei diesem Anblick – stieß sie, tödlich erschrocken, einen Schrei der Angst aus. Einen Augenblick dachte sie daran, von dem Dach herunter auf die Straße zu springen – nur nicht in diese Hände fallen! – sie schaute hinab: da ergriff sie grausender Schwindel: turmhoch ging es hinunter: es war der Sprung in den Tod. Nun wollte sie – denn den Gedanken des Widerstandes, die Hoffnung auf Errettung gab sie auch jetzt nicht auf! – dem Unhold sich entgegenwerfen, ihm das Herausdringen durch die nur mannesbreite Dachluke wehren: sie wandte sich dieser zu: ach, es war zu spät! Schon stand er aufrecht auf

dem Dach: eine kurze Weile noch maß er sie mit funkelnden Augen, mit dem Blicke des Wolfes vor dem tödlichen Ansprung auf das Reh.

»Daghar!« rief sie, »Daghar! Zu Hilfe!«

»Ja, schreie nur,« höhnte er mit heiserer Stimme, das Messer erhebend. »Du schreist umsonst! Der ist weit! Wehe dir, Mörderin des herrlichsten Mannes! Leider: die Zeit gebricht, dich zu peinigen, wie du es verdienst, dir die Seele aus dem zuckenden Leib herauszuquälen. Aber leben sollst du nicht! Du sollst ...«

Da sprang sie ihm entgegen mit dem Mut der Verzweiflung. Sie war stark, diese Jungfrau, und furchtlos.

Oft hatte sie das widerstrebende Rind am Horne gefaßt und zum Gehorsam gebeugt: sie wollte dem Hunnen nicht ohne Widerstand fallen: sie wehrte sich ihres Lebens. Mit beiden Fäusten umklammerte sie die erhobene Rechte des Feindes, in welcher er das Messer hielt, – verwehrend, daß er damit zustoße, verwehrend auch, daß er die Waffe in die linke Hand nehme: und mit aller Kraft drängte sie ihn nach rückwärts gegen die Dachluke hin.

Einen Augenblick stand er verduzt, von dem unerwarteten Widerstand überrascht. Aber nur einen Augenblick! – Gleich machte sich die überlegene Kraft des Mannes geltend: mit der freigegebenen Linken packte er das Mädchen am Halse und schob es, trotz alles Sträubens, vor sich her gegen die niedere Umgatterung des Flachdaches hin nach Süden: hier konnte, mußte er sie unvermeidbar überwältigen, sobald sie nicht mehr ausweichen konnte: er brauchte sie nur, ohne das Messer zu brauchen, rücklings über das Dach hinunterzustürzen.

Schon spürte die Jungfrau, unerachtet verzweifelten Gegenstimmens, Schritt für Schritt zurückgeschoben, zurückgezwungen, die hölzerne Brüstung des Geländers in ihren Kniekehlen, schon erlahmten ihre um seine Rechte geballten Fäuste, schon drückte er ihren Oberleib nach rückwärts über das Geländer hinaus: die Sinne wollten ihr vergehen: »Hilf, Frigga!« rief sie noch ...

Da schlug plötzlich an der beiden Ringenden Ohr von unten, von dem Platz und zumal von der Seitengasse her, ein solch Geschrei von Hunderten, – ein so markdurchdringender Schrei des Schreckens, des Staunens – daß beide zusammenzuckten. Dzensisitz ließ den Hals seines Opfers fahren, riß mit gewaltigem Ruck seine Rechte aus den beiden umklammernden Händen und sprang zurück, lauschend, lauernd.

Im selben Augenblick schwang sich hinter ihm von außen über das Geländer des Flachdaches herein ein Mann: es war Ellak.

Zwölftes Kapitel.

Er hatte, den Tod Ildichos vor Augen, den verzweifelten Sprung von einem Dach auf das andere gewagt. Der Aufschrei der Menge auf der Gasse, auf dem Platze hatte die unerhörte That begleitet: sie war hoffnungslos, sie war gräßlich gewesen zu schauen: aber sie war – um ein paar Zoll handelte es sich – gelungen: mit den weit vorgestreckten Fingern der Linken – des Stumpfes der zerschmetterten Rechten konnte er sich ja nicht bedienen – hatte er das Gitterwerk der Brüstung erreicht, umkrallt und sich in der Schweben gehalten, bis er den Unterleib nachziehen und sich, nun auch den Ellbogen des rechten Armes über die Brüstung biegend, hereinschwingen konnte: freilich rollte er dabei auf das flache Dach, aber sofort stand er auf den Füßen und sprang zwischen Dzensisitz und das Mädchen.

»Flieh, Ildicho!« schrie er. »Die Dachleiter hinab. Die Deinen sind nah! Daghar ...« Allein Dzensisitz schnellte blitzgeschwind rückwärts an die Dachluke, sie völlig mit seinem Leibe verstellend. Er hob drohend den Dolch. »Elender! Verfluchter Gote! Du schüttest die Mörderin deines Vaters? So recht! Nun sollt ihr beide ...« – »Richten soll man sie, nicht morden.« Und er warf sich auf Dzensisitz, fiel ihm in den Arm und suchte ihn von der Dachluke hinweg zu sich heranzuziehen, um diesen Ausgang für Ildicho freizumachen. Und wirklich: mit Anspannung aller Kräfte gelang es ihm, den Rasenden drei Schritte von der Öffnung fortzuzerren. »Flieh, Ildicho!« rief er noch einmal.

Schon war diese behend an den Ringenden vorbei an die Luke gesprungen. Sie strich mit beiden Händen ihr weitfaltiges Gewand zusammen, ließ sich nieder, schob die Füße durch die viereckige Öffnung, ertastete mit ihnen die Leiter, und ließ sich rücklings an derselben hinabgleiten, nicht der einzelnen Sprossen sich bedienend, nur mit beiden Händen an den senkrechten Leiterstangen sich haltend und so hinunterrutschend. Schon stand sie nun aufrecht auf dem Boden des obersten Stockwerks.

Da hörte sie oben auf dem Dach einen schweren, dumpfen Fall. Gleich darauf sauste Dzensisitz, das blutüberströmte Messer in der Faust, die Leiter herab. »Tot liegt der Hund! Du folgst ihm!« schrie er und haschte sie am lang nachflatternden Haar, wie sie soeben die erste Stufe der in das untere Stockwerk führenden breiten Treppe erreicht hatte. Sie schrie laut auf: vor körperlichem Schmerz am Haupt und vor Todesangst: schon glaubte sie das Eisen im Nacken zu spüren: sie schloß die Augen, zum Tode bereit. »Daghar!« rief sie noch.

»Hier bin ich!« scholl es ihr von der Treppe herauf entgegen. Zugleich fühlte sie ihr Haar freigegeben, hörte sie dicht hinter sich einen gräßlichen Schrei: sie schlug die Augen auf: neben ihr stand Daghar: sie blickte um: hinter ihr, auf dem Boden liegend, schlug der Hunne röchelnd mit den Fäusten und mit den Beinen um sich: ein Wurfspieß stak in seiner Brust.

Da schwanden der so arg Gepeinigten die Sinne: ohnmächtig sank sie in die Arme des Geliebten.

Dreizehntes Kapitel.

Als Daghar mit der unter seinen Küssen wieder zum Bewußtsein Erwachten die Haustür überschritt, stieß er auf König Wisigast und die Gefolgen, welche die letzten Hunnen hier vor sich hertrieben.

Vereinigt eilten die Geretteten auf die Südseite des großen Platzes zu König Ardarich: sie trafen ihn in Verhandlung mit Chelchal.

Beide Führer waren vor die erste Reihe ihrer Krieger herausgetreten.

Ardarich lehnte den linken Arm auf seinen brusthohen Schild, die vorgesträubten Adlerflügel seines Helmes beschatteten sein mächtig Antlitz: den rechten Arm hatte er um den Speer geschlungen: so stand er, stolz aufgerichtet, eine hohe Heldengestalt, echt königlich: er winkte Wisigast und Daghar, an seine Seite neben Gewalt zu treten.

Vor ihm stand Chelchal in seiner schmucklosen, ja ärmlichen alt-hunnischen Tracht von Pferdehaut, barköpfig, die langen, aber dünnen Strähne des grauen Haares hingen ihm wirr und schlaff auf die Schultern; er lehnte auf seinem mannshohen hunnischen Bogen, dessen Sehne zerrissen im Winde flog; Blut sickerte aus seinem Halse, ein Geschoß hatte ihn leicht gestreift: er sah aus tief gebeugt, ja geknickt im tiefsten Mark des Lebens, das greise Haupt vornüber gebeugt, auf die Brust herabhängend, wie todmüde; Thränen, die bitteren, die heiß brennenden Thränen, welche nur des gereiften Mannes Auge kennt, rannen ihm in zwei großen Tropfen langsam über die bartlosen, hagern Wangen und mischten sich in dem spärlichen Barte mit dem Blut aus seiner Wunde.

Er hielt die Augen starr auf den Boden geheftet: er mied es, dem steten, dem siegessichern Blicke des Germanenkönigs zu begegnen. Mit starker, aber ruhig beherrschter Stimme sprach dieser, in hunnischer Rede, so laut, daß auch Chelchals Krieger es hören und verstehen mußten:

»Du siehst also ein, vieltreuer Mann: der Vorwurf der Untreue trifft mich nicht: nur dem Toten habe ich geschworen und niemals hob' ich seither gegen ihn das Schwert: nichts bindet mich an seine Söhne. Ja, ihr müßt auch einsehen, hunnische Männer: nachdem ein Schrecken, den unsere Götter unter euch gesendet – sie redeten aus dem Munde jener herrlichen Jungfrau dort –«

»Der Mörderin!« warf Chelchal mit einem grimmen Blick auf Ildicho dazwischen.

»Nein, der Notwehlerin, in echter Not, in reinstem Recht! Nachdem unsere Götter durch Ildichos wahrhaftigen Mund euere vielen Tausende in wilder Flucht auseinander geblasen haben – du, tapfrer Chelchal, und die Wenigen, welche noch hinter dir stehen, ihr wäret nicht im stande, uns zu wehren, wollten wir über euch hereinbrechen – bald trifft mein Fußvolk ein, acht volle Tausendschaften! – und eures Herrschers stolzes Grabmal niederstürzen.«

»Wag es, versuch es!« drohte Chelchal, düster, verzweiflungsvoll. »Wir decken jeden Zoll davon mit unsern Leibern.«

»Fern sei uns das! Ich ehre eure Treue: ich ehre auch den Toten. Nicht Rache: Freiheit suchen wir.«

Er wiederholte diese Worte in gotischer Sprache.

»Freiheit! Freiheit!« jauchzten hinter ihm die Seinen.

»Deshalb vernimm meinen Vorschlag. Thöricht war dein Verlangen, das du im Anfang dieser Verhandlung stelltest: – ich solle dir König Wisigast, Ildicho und Daghar ausliefern und dafür unverfolgt abziehen. Sie ausliefern, für deren Errettung ich mein und meiner Reiter Leben eingesetzt! So stehen die Dinge nicht mehr zwischen uns. Hole dir die Befreiten mit den Waffen, willst du sie wieder haben.«

Chelchal stöhnte: er warf einen scheuen Blick auf seine zagenden Hunnen.

»Vielmehr nimm an, was ich – aus treuem Danke gegen den Toten! – dir biete. Wir greifen euch nicht an, wir ziehen ab in Frieden: aber alle Germanen im Lager, Weiber wie Männer, welche uns begleiten *wollen*, dürfen uns folgen in ihre Heimat. Ihr Hunnen bleibt – von uns unangefochten – und klagt um eures Herrn, ja eures Reiches Fall. Den vielen hundert Söhnen Attilas aber entbietet diesen Gruß:

Valamer, der Amalung, und Ardarich, der Enkel Wodans, und Wisigast der Ruge und Dagomuth der Skire und Fara der Heruler König und Hildiwalt der Turkiling und Helmichis der Langobarde und Hariogais der Markomannen- und Sido der Quadenkönig und Gewalt und Hortari die Alamannen und Irnfried der Thüring und Arpo der Chatte und Markomer und Sunno die Uferfranken – all' dieser Völker Könige oder Grafen, wir sind gewillt, gebündet und geeidet, der Hunnen Joch nicht mehr zu tragen.«

»Wir werden euch,« antwortete Chelchal drohend, »wie entlaufene Knechte zum Gehorsam zurückzwingen oder fallen!«

»So wirst du denn fallen, Alter, du und alle Söhne Attilas. Die Götter sollen richten über euch und uns im blutigen Urteil der männermordenden Völkerschlacht. Sie sollen entscheiden, wem die Welt gehören soll: den Söhnen Attilas oder den Söhnen von Asgardh! Und laß uns nun – nach alter Heldensitte unsres Volks! – Zeit und Ort des großen Kampfs bestimmen! in vier Monden könnet ihr, können wir all' unsre Völker scharen: in Pannonien rinnt ein schöner Fluß, – den Netad nennt man ihn – durch breite Felder hin: ein herrlich Kampfgefeld. Dorthin lad ich dich und alle Söhne Attilas und aller Hunnen Hordenmacht zum Streit. Soll's gelten?«

»Es gilt!« erwiderte Chelchal fest, sich aufrichtend.

Er winkte seinen Hunnen: diese entsandten Boten durch alle Gassen des Lagers, den Germanen zu verkünden, daß sie die Wahl haben sollten, zu bleiben oder mit Ardarich abzuziehen. Zu diesem gewendet begann er wieder: »Zieht ab von dieser heiligen Stätte, von diesem großen Toten, den eure Gegenwart entweihet!«

»Wir gehen!« rief Daghar. »Aber auf Wiedersehen in vier Monden! Dann wird der Netad blutige Wellen wälzen. Dann zurück mit euch in die Steppen des Aufgangs, von wannen ihr gekommen. Dann stürzt der Hunnen Joch, die Welt wird frei!«

»Freiheit! Freiheit!« scholl es fernher aus den Lagergassen, wo immer Chelchals Botschaft verkündet ward.

Da trat Ildicho dicht an den Vater und an den Geliebten heran, sie hob das schöne Haupt – mit leisem Erröten – zu ihnen empor und flüsterte mit ihnen.

Beide nickten eifrig und König Wisigast begann: »Chelchal, außer den Germanen, welche uns im Leben folgen wollen, verlangen wir von dir noch einen Toten: Ellak! Er fiel für mein Kind, fiel von hunnischem Messer. Seine Leiche soll nicht von eurer Rache geschändet werden. Wir führen ihn mit uns ...«

»Und wir häufen,« fiel Daghar ein, »ihm, dem Amalungensproß, den Grabhügel nach alter Gotensitte.«

Chelchal nickte Gewährung: »Er gehörte nicht zu uns im Leben,« sprach er grollend, »er soll auch im Tode nicht zu uns gehören. Nehmt ihn, den Hälbling.«

Daghar selbst holte nun mit einigen Gefolgen die Leiche Ellaks von dem Dache herab: sie ward auf eine Tragbahre gelegt.

Die Hunnen zogen sich schweigend, finstere, aber mutlose Blicke auf die Gepiden werfend, ganz auf das Zelt zurück und umgaben es dicht gedrängt: das letzte, was Ardarich, der nun den Befehl zum Aufbruch gab, von den Hunnen sah, war die hagere Gestalt Chelchals: sie brach auf der obersten Stufe des Gezimmers vor dem Zelte zusammen.

I.

Wo der Rheinstrom in zahlreichen Mündungen die Nordsee, – »das germanische Meer« – erreicht, da wohnten um die Mitte des ersten Jahrhunderts unserer Zeitrechnung, auf der heute noch nach ihnen benannten »batavischen« Insel und auf dem linken Ufer des Flusses die Bataver und, als ihre Nachbarn im Norden, auf dem rechten Ufer, die kleinere Völkerschaft der Kánnenefáten.

Beide, nahe verwandt, waren schon lange bevor Julius Cäsar in Gallien erschien, hier eingewandert.

Ursprünglich Gae der Chatten – der heutigen Hessen – hatten sie die alten Sitze an Lahn und Fulda, die der rasch anwachsenden Volkszahl zu schmal gewordene Landmark, verlassen und waren allmählich – den Rhein hinab – weit nach Westen gezogen, hier neben den Galliern eine neue Heimat sich gründend. –

Nur gar wenig war in all' der Zeit der Urwald gerodet worden, lediglich soviel das Bedürfnis erheischte für die wenigen Dörfer und für die zahlreicheren einsamen Einzelhöfe, die aus dem Holz der gefällten riesenhaften Bäume kunstlos aufgezimmert wurden.

Allein stärker, eindringlicher noch als der Urwald verlieh der ganzen Gegend weithin das Eigenartige das Wasser: der Ursumpf.

Wo nicht die natürliche Schutzwehr der Dünen und die noch wenig häufigen Deiche die See abhielten, mischte diese, bei jeder Flut weit in das Land hinein rollend, überall ihr Salz mit dem Süßwasser des Stromes, der, auf seinem ganzen Lauf ungebändigt und ungerregelt, neben seinen drei Hauptarmen in gar vielen anderen, von Jahr zu Jahr – und in den Jahreszeiten – wechselnden Rinnsalen dem Schoße des Meeres zu trachtete.

Außer der großen, besonders also genannten »Insel der Bataver«, lagen daher noch gar viele mittlere und kleine Auen, Werder und Eilande von dunklem Schilf, von hellen Weiden umgrünt, aber auch von hohen Bäumen bestanden, zwischen den breiten Armen und den schmalen Adern des gewaltigen Stromes, der, damals noch unvergleichlich wasserreicher als heute, auch weit oberhalb seiner Mündungen gar oft aus seinem seebreiten Bette trat und die niemals völlig getrockneten meilenlangen Sümpfe aufs neue reichlicher mit seinem Überflusse tränkte.

Nur die ortvertrauten Landeskinder kannten einerseits die Watten, die Seichtstrecken, die Furten, auf welchen Mann, Roß oder Wagen, andererseits die Tiefstellen, auf welchen Kähne dies stets wechselnde Wirrsal von Meerwasser, Stromwasser, Sumpf, Düne und Wald sicher durchschreiten mochten.

II.

So lag denn auch der Hof Brinnos, eines Edelings der Kannenefaten, rings von Urwald und von Ursumpf umgeben.

Nur auf Pfeilschußweite von der im Viereck errichteten »Hofwere« – dem mannshohen Zaun von starken eingeramnten und durch zähes Weidengeflecht wagrecht verbundenen Eichenpfählen – hatte man den Wald mit Feuer und Axt niedergelegt.

Zu dem auf allen Seiten hinter jener Lichtung ragenden Wald zogen sich bald zitternde Moorstrecken dahin, bald langgedehnte, flußähnliche Lachen, – sonder sichtbaren Ursprung und Abfluß –: bald glitzerten in den nur spärlich die ungeheueren Wipfelkronen der Eichen, Erlen und Ulmen durchbrechenden Sonnenstrahlen kreisrunde Tümpel von unheimlicher Undurchsichtigkeit des tiefschwarzen Moorwassers, das, völlig regungslos, bis in den Kern der Erde hinabzureichen schien.

An den einsamen Edelfhof führte nur ein Zugang aus dem Walde – von Südosten – her: ein durch Steine, auch wohl gelegentlich durch Knüttel und Äste mehr angedeuteter als gefestigter Weg, durch das dichte Gestrüpp des Unterholzes gebrochen, nur notdürftig gesichert gegen den heimtückischen Sumpfund durch aufgeschütteten Sand, hier und da durch gestampften Lehm: aber gar oft mußte ein weiter Sprung über bebende – »bibbernde« – Moorheide hin gewagt werden, um wieder festen Boden zu gewinnen.

Nordöstlich, hinter dem Hof, zog sich ein schmaler Arm des Rheines hin. Unzählbare Wasservögel jeder Art, vom hohen Reiher mit königlichem Busch bis herab zum winzigen Moorhuhn, standen und schwammen in dem weit über mannshohen undurchdringbar dichten Schilf, in das ein schmaler Durchlaß für den Nachen geschnitten war. In dem Schlamm der Waldsümpfe lagen die Wildeber in Rudeln, oft aufgescheucht vom stampfenden Wisent, der in der trüben zähen Flut Schutz gegen die Sommerhitze und die Stechmücken suchte; auch des Elchhirsches hohe – wie vorzeitliche – Gestalt reckte wohl die breiten Schaufeln aus dem Röhricht. –

Vom Walde her gelangte man durch den mit Gras bewachsenen Hofraum an die Hauptthüre des Hauses: über ihr prangte oder dräute der mächtige, schwarz-zottige Kopf eines Auerstiers, auf dessen beiden ungeheueren Hörnern goldene, silberne, eiserne Armreife aufgereiht waren: – erschlagenen Feinden abgestreifte Beute. Darüber war in den Querbalken der Thüre, weithin sichtbar, die Hausmarke eingeschnitten, ein Streithammer: das einen Fuß lange Zeichen, mit Mennig gefärbt, leuchtete grell rot.

Die Thüre führte unmittelbar in den Hauptraum des Gebäudes, die Halle: auch sie bildete, wie das ganze Gehöft, ein Viereck. An jeder Langseite zog sich eine Stellung von sechs Holzfeilern hin, die, bunt bemalt, das Dach trugen.

Im Hintergrund, in der Mitte, erhob sich auf Stufen ein Gezimmer, mit geschnitzter Geländerbrüstung, der Hochsitz des Hausherrn: über den stattlichen Holzstuhl war ein mächtig Bärenfell gespreitet, daneben stand rechts und links je eine, ebenfalls mit Fellen bedeckte Bank für die vornehmsten Gäste: ein langer schmaler Tisch, reich mit

Trinkhörnern und Bechern besetzt, war vor Stuhl und Bänke gerückt. Unterhalb des Hochsitzes, genau in der Mitte des ganzen Raumes, ragte der Herd, zugleich der Altar des Hauses, aufgeschichtet aus mächtigen Steinplatten. Der Rauch suchte sich durch die Luken des Dachgebälks einen Ausweg: aber er fand ihn nicht immer gleich, wie das tiefe Braun und Grauschwarz des verräucherten Gebälkes bezeugte.

Die zwölf Pfeiler und die Brüstung des Hochsitzes waren reich behangen und geschmückt mit Kriegswaffen und Weidgerät, sowie mit Beutestücken aus Kampf und Jagd.

Ein schwüler Sommerabend dunkelte bereits draußen im dichten Urwald: da waren in der Halle fünf Männer versammelt.

Auf dem Hochsitz ragte ein Riese von erheblich mehr als sechs Schuh. Das breite Haupt, den Stiernacken, umhüllte ihm dicht ganz kurzkrauses Haar von leuchtendem Rot: wie lodernd Feuer war's und prächtig anzuschauen. Ein mächtiger Bart von etwas hellerer Farbe reichte dem Hünen über das ebenfalls rote Wollenwams auf die Brust bis an den zwei Hände breiten, mit Eberhauern und runden Goldplatten reichgezierten Wehrgurt von Büffelleder. An den Gurt schlossen sich Kniehosen von stärkstem Segellinnen aus Hanf, oberhalb der Kniee mit Lederriemen gefestigt.

Das war – bis auf die über den Knöcheln kreuzweise geschnürten Bastschuhe – alle Bekleidung des Hausherrn: die Waden zeigten sich nackt, ebenso die gewaltigen Arme, an denen spiralförmig geschlungene Silberreife prangten. In dem Gürtel stak ein wuchtiger, kurz geschaffter Wurfhammer von schwerem, hartem Syenitstein.

Zur Linken des Riesen saßen zwei Männer, ebenfalls in germanischer Tracht, während der Gast auf der rechten Seite, – ein Mann von etwa fünfundvierzig Jahren – unter dem batavischen Kriegsmantel, den ihm auf der linken Schulter eine schöne etruskische Spange zusammenhielt, die römische Tunika trug.

»Das Mahl ist zu Ende,« – hob der im Hochsitz an. »Nun füllt nochmals den Becher und dann, – dann hört mich an. Reiche das Methorn herum, Sido. Wie? Leer? – Wo steckt mein Brüderlein? He, Brinnobrand, langer, was treibst du?«

Da schritt aus einem Verschlag im Hintergrund hervor ein Jüngling, so wunderschön, daß jedes Auge staunen mußte, das ihn zum erstenmal ersah.

Er war, obzwar etwa fünfzehn Jahre jünger denn der Hausherr, noch fast um eines halben Hauptes Länge größer als dieser, so daß er nahezu sieben Fuß maß. Während der ältere etwa vierzigjährige Bruder kraftgedrungene Formen zeigte, war der jüngere schlank, hoch aufgeschossen, der Edeltanne gleich. Das in langen Wellen leuchtende Gelock und der jugendliche Bart leuchteten in viel hellerem, dem Blond sich näherndem Rot. Das edelgebildete Antlitz war mädchenhaft weiß und wie von Rosafarbe behaucht, blendendweiß glänzten der Nacken und die Arme aus dem hellgrünen Gewand: aber der Ausdruck des blauen Auges – mit den so stark erweiterten Sternen – war seltsam: der Blick schien stets weit in die Ferne gerichtet.

Der Jüngling trug auf der Schulter einen mächtigen, fünf Schuh langen Lederschlauch.

»Was schleppest du daher, Brüderlein?« fragte der Hausherr; mitleidig musterte er den vortretenden.

»Wein! – Für *Ihn!* – Er trinkt nur Wein: – wie Wodan.« Und er winkte mit den treuherzigen kindlichen Augen dem Gast in der römischen Tunika, schwang mit einem Ruck den wuchtigen Schlauch von der Schulter als wär' er ein Spielzeug, und stellte ihn aufrecht; er wollte nun die Verschnürung oben mit seinem Langmesser durchschneiden, allein der Fremde wehrte schweigend ab. Da legte sich der Jüngling ihm zu Füßen auf den Boden und lehnte das Haupt an des Mannes Kniee.

»Die Knechte,« begann der Hofherr aufs neue, »dürfen nun nicht mehr eintreten und zuhören: – wir bedienen die Hörner selbst. Aber auch nicht horchen dürfen sie an den Türen.« Er wollte sich erheben, nachzuforschen.

»Bleib! Horchen nicht!« sprach sein Bruder, ohne aufzusehen.

»Ei, der Knecht ist ein Schalk,« warnte der älteste der Gäste mit grauem Haar und friesischem Mantel.

»*Können* nicht horchen, Ulemer,« schmunzelte der junge Riese.

»Warum nicht, Bruder?« fragte der Hausherr.

»Einer hat sie aneinandergebunden: – Alle zehn! – Mit den Füßen. – Und hat sie draußen auf die Tenne alle nebeneinander hingelegt: den ersten und den letzten angepflockt. Können nicht aufstehen! Sind aber ganz zufrieden: Einer stellte ihnen den vollen Metkrug hin. – Rede nun, Bruder Brinno; Einer will hören. Aber Einer weiß schon, was kommt.« Und er machte die Bewegung des Schlagens, mächtig ausholend mit dem rechten Arm; dann lachte er und streckte die gewaltigen Glieder.

Voll Schmerzes ruhte der Blick des Bruders auf der herrlichen Gestalt: »auch das – auch ihn hat Rom . . . !« grollte er leise. Er atmete tief und begann laut: »Ihr ahnt es wohl, Jagdgefährten, nicht nur um den Bären zu erlegen, hab' ich euch – zum Teil so weit her – in meinen Hof geladen. Es gilt anderem Weidwerk.«

»Der Wölfin gilt's, der reißenden,« rief grimmig der Friese, trank aus dem Wisenthorn und reichte es weiter. »Thu' Bescheid, Sido!«

Der Aufgeforderte war ein schöner Jüngling in Brinnobrand's Alter, aber von kürzerem, mehr gedrungenem Wuchs; sein Haar, dunkler als das der anderen Germanen, war gegen den Wirbel hinaufgekämmt und oben zusammengeschnürt in einen auf den Hinterkopf herabfallenden Schopf; sein Wams aus kostbarem dunkelbraunem Otterfell war mit Gold benäht; auch seine Waffen, die an der Wand lehnten, trugen reichere Zier als die der übrigen; neben seinem Schwert hing an dem Pfeiler eine kleine dreieckige Harfe.

»Euch, ihr Friesen und Bataver,« begann Brinno wieder, »brauche ich nicht zu sagen, was ihr, was wir seit drei Menschenaltern für Rom gethan, von Rom erlitten. Aber du, Freund Sido, der du, unseren Gauen fremd, ein Ferngast, zu uns kamst, – du mußt es hören, mußt es daheim erzählen den Deinen. Denn nicht soll man sagen in den Höfen der Markomannen, leichthin, ohne Grund brechen wir hier am rinnenden Rhein Vertrag und Treue. Dir ist des Sanges Gabe verliehen: man rühmt deinen Harfenschlag, Königssohn: wohlan, ein grimmig Haßlied sollst du daheim singen von unsrer Treue und von der Römer Lohn. Und auch du« – hier wandte er sich unmutig zu dem Gast in der Tunika – »ich weiß: du widerstrebst mir noch immer! – auch du sollst, was du zwar

genau kennst, beleuchtet sehen vom Blitze meines Zorns vor deinem klugen, aber allzulange grübelnden Auge, Chlogio, Chariovalds Sohn.«

»Meinst du mich?« erwiderte ablehnend der Angeredete, »du weißt doch: ich heiße Claudius Civilis.«

III.

»Schon als zuerst vor nun bald achtzig Wintern,« fuhr der Hofherr fort, »die Römer über den Rhein trachteten, die Germanen jenseit des Stromes zu unterwerfen, erkannten sie, daß sie da drüben keinen Schritt vorwärts thun konnten, blieben wir Links-Rheinischen, wie Bataver, Kannenefaten, Friesen, ihnen feind, ja, versagten wir ihnen auch nur unser Land und unsre Gewässer. Da traten sie denn an unsre Ahnen heran mit glatten Worten, mit reichen Geschenken: der Stiefsohn des Imperators, Drusus, nannte uns des römischen Volkes Freunde. Die Könige, die Edeln unsrer Gaue wurden eingeladen in die üppigen Städte Galliens, in die waffenblitzenden Lager der Legionen: sie teilten die Tafel des Kaisersohnes. Bald wurden sie nach Rom selbst entboten: – an ihren Fingern gleißte der Ring der römischen Ritter.« – Brinnobrand nickte und wies auf die Hand des Civilis. –

»Sie wurden mit goldenen Ketten geschmückt und – gefesselt! Gar manche von ihnen, durch den Reiz des Fremden bestrickt, heirateten gallische, italische Frauen, andere wurden von römischen Sippen als Wahlsöhne angenommen, wie dein Großvater, Chlogio, von den Claudiern. – Und kamen sie nun zurück aus den Sälen an dem gelben Tiber – dann waren sie verzaubert!

Es geht eine Rede unter unsern Völkern: »wer Rom sieht, stirbt oder wird römisch!«

Nicht nur die römische Tunika, – römische Gedanken hatten sie angenommen! Geblendet waren ihre waldgewohnten Augen von all' dem Glanz von Purpur, Marmor, Gold und Elfenbein. Und nun, geschult in der Kunst, die Worte überredend zu stellen, prangend in römischen Waffen, in römischem Schmuck schlugen sie, heimgekehrt zu den uralten Malstätten unter ragender Esche, den schlichten ungefügten Männern in Bärenfell und Büffelhaut zur Annahme die Verträge vor, die zu Rom die schlaunen Herrscher geschrieben hatten. Unsere thörichten Helden daheim verstanden gar nicht, sie zu deuten. Aber der Königssohn, der Edeling, der sie mitgebracht, empfahl ja so warm die Annahme! Er wies die Geschenke vor, die er vom Imperator für sich, seine Gefolgen, für die Weiber daheim von der Imperatrix erhalten hatte. Er meldete, wie, wenn wir nur wollten, gar bald die römischen Händler Wein und viel bessere Waffen denn die unsern, und kostbarere Gewande in das rauhe Sumpfland tragen würden, wie die Legionen selbst – für uns! – Straßen durch die Wälder bauen, Brücken über die Ströme schlagen, kunstvolle Gräben von Fluß zu Fluß ziehen wollten. Aber sie erzählten auch, wie schon jetzt auf dem Markt zu Rom, unter hochgewölbten Marmorbogen, auf eherner Tafel zwischen den Namen der Völker, die der Imperator aus seinen Verbündeten am höchsten ehre, auch der Name der Friesen und der Bataver prange.

Und sie riefen – und sie sprachen wahr dabei! – es gebe nicht Glanz, nicht Gut, nicht Lustgenuß auf Erden, den sich nicht ein tapfrer Mann im Dienste Roms gewinnen möge.

Und dabei standen umher, auf ihre Schilde vorgebeugt, und mit offenen Augen und Ohren, staunend und lauschend, die guten Thoren mit den Riesenleibern und den Herzen von Knaben. Sie betasteten des Redners römische Brünne, sie schlürften aus

den mitgebrachten Krügen den feurigen Trank: – und zu Hunderten, zu Tausenden bald drängten sie sich in den Waffendienst des Imperators und all' unsere Gaue schlossen Verträge von Frieden und Freundschaft und Waffenbund mit Rom.

Und siehe da, es war und ward alles – im Anfang! – wie Rom versprochen. Die Legionen kamen in unsere Waldsümpfe, bauten Straßen, pfeilgerad, wölbten stolze Brücken, fällten die ungeheuren Eichen unserer Haine, schleppten Steine und Erde herbei, bauten befestigte Lager mit Graben und Wall und wir halfen eifrig mit, – gegen reiche Bezahlung – und als alles fertig war, siehe, da lag auf unsrem Land ein unabschüttelbares Netz, ein Joch von Stein und Erz.

Durch unser und der Friesen Land, von unsern Wegweisern geführt, drangen Drusus und dessen Nachfolger Jahr um Jahr über den Rhein gegen die noch freien Germanen. Für Rom haben gar oft unsere wasservertrauten, schwimmfrohen Jünglinge Weser und Elbe und die Flüsse auf der britannischen Insel durchschwommen.

Und als vor zwei Menschenaltern jener große Cherusker, von Wodans Geist beseelt, so viele Völker da drüben fortriß zu sieghafter Erhebung, als der erschrockne Imperator zu Rom im Geist dies Gallien schon überflutet, Italien bedroht sah, da, als den Welschen alles wankte: – da blieben wir getreu!

Und doch, Chlogio, war deine Mutter, die hohe Frau, die Schwester des Cheruskerhelden selbst! Aber dein Vater Chariovald und Donarbrand, mein Vater, hielten fest am Bundesvertrag mit Rom. Ja, als Germanicus kam, zu rächen Varus und die Legionen, da durchschwammen unsere Reitergeschwader die breite Weser, wo sie in reißensten Wirbeln kreiselt, und dort fiel, von cheruskischen Wurfspere, Chariovalda und unserer Edelinges Blüteschar. Fern in Britannien, im Sumpfe der Démëten, liegt mein Vater: – er fiel für Rom, Und wenn Claudius Civilis das linke Auge fehlt . . .«

»Auf daß er auch hierin Wodan gleiche,« fiel der Jüngling ein, zu Civilis emporblickend.

»So hat er es für Rom verloren durch einen Silurenpfeil.«

Civilis zuckte die Achseln. »Wir übten von jeher die Pflicht der Heldenschaft,« sprach er kurz.

»Und was übte Rom?« schrie Brinno wild. »Verrat und Treubruch! Wie an allen Völkern so an uns. Ja, im Anfang freilich, solange noch nicht fertig gewölbt war das Joch, – da hielten sie die Verträge. Aber jetzt – wie treiben sie es jetzt?

Nicht wie Verbündete, wie Knechte behandeln sie uns! Ihre Legaten, ihre Tribunen sättigen sich an uns des Raubes und, sind ihre himmelschreienden Frevel nicht mehr zu bemänteln, ziehen sie davon, abgelöst durch frische Plagegeister. Du seufzest, Chlogio, denn du kannst es nicht leugnen. Durch Vertrag steht die Zahl der Krieger fest, die wir zu stellen haben: aber sie haben in den letzten Jahren ausgehoben – mit Gewalt! – soviele sie nur auftreiben konnten. Und das Allerscheußlichste – man kann es nicht aussprechen vor der heiligen Flamme des Herdes! – unsere schönen Knaben, bevor sie waffenreif, führen sie davon in ihre Lager, ja bis nach Rom und verführen oder zwingen sie – den keuschen Göttern zum Entsetzen! – zu ihren scheußlichen Lastern. Und als Zeichen ihrer Herrschaft über uns – wie über die ganze Erde! – pflanzen sie überall,

wohin sie dringen, ihre goldnen Adler auf, die so stolz und sicher auf ihrer Querstange ruhen, wie der Adler ihres Donnergottes neben dessen Thron. Wie ich sie hasse, diese Adler, die Götter der Legionen! Kaum halt' ich an mich, sehe ich sie daher schweben, der hochmütigen Gewaltherrn hochmütig Wahrzeichen. Ob ich wohl je im Leben einen solchen niederraffe mit dieser Hand? Dann wollt' ich gerne stracks damit nach Walhall fahren.

Es war von jeher unser Ruhm und Stolz, daß wir nur Heldendienst, nicht Schatzung, leisteten: sie erheben aber jetzt Tribut und Steuern von uns wie von den lange geknechteten Galliern, von unserem kargen Sumpfland wie von ihren reichsten Provinzen in Asia. Der Steuereinnahmer, der Pfänder, treibt dem Freimann das letzte Rind von der Weide und reißt der Frau den Bernsteinschmuck vom Busen. Wollen wir's noch länger dulden? Wollen wir wirklich Sklaven Roms werden wie Syrer und Juden?«

»Nein, wir wollen's nicht!« rief Ulemer, den Mantel zurückwerfend, und alle stimmten ein: – bis auf Civilis.

Der Jüngling zu seinen Füßen sprang auf von der Stufe des Hochsitzes, auf welcher er gekauert. »Nein,« schrie er gellend, »Einer will's auch nicht! Tot schlägt er sie, alle! So!« Und er schmetterte einen dröhnenden Schlag auf den Estrich der Halle: so stark war der Streich, daß sich die Faust abdrückte in dem harten Lehm.

Erstaunt sah Sido auf den jungen Riesen mit den herrlichen Gliedern, dem schönen Antlitz und dem stieren, unheimlichen Blick. Brinno aber sprach voll Mitleids: »Ja, mein armer Bruder! Der Stolz unserer Sippe nicht nur, des ganzen Gaus! Auch ihn – auch ihn hat Rom vernichtet!«

»Wie das?« forschte der Gast mit teilnahmvollem Blick.

»Es ist rasch gesagt, das Scheußliche. Ein Weib – eine gallische Römerin, versteht sich! – ein Eheweib – und das wieder versteht sich bei Römerinnen! – entbrannte in Verlangen nach dem Jüngling, weiß wie Paltar, gliederstark wie Donar. Er wandte ihr den Rücken und schüttelte vor Ekel das trotzige Gelock. Da kaufte sie um schweres Geld von einem gallischen Zauberweib einen Liebestrank und goß ihn bei dem nächsten Mahl zu Xanten in seinen Wein. Wehe! Liebe konnte der Sud dem Keuschen nicht in das Blut zwingen: – aber er nahm ihm den Verstand. Schaum auf den Lippen, sprang er auf von den Tischen und tanzte grell lachend im Saal umher. Seit der Stunde ist er nicht mehr – wie er war. Oft redet er ganz irr. Aber freilich, du solltest ihn einmal hören – du harfender Held! – Harfe schlägt er, und Liedstäbe findet er noch so trefflich, – ja ergreifender denn je. Die greise Zauberin – nicht das Römerweib! – ergriff Reue über ihre That: als sie zu sterben kam, ließ sie mich rufen und gestand mir alles. Von ihrem Lager hinweg flog ich in die Villa des Statthalters: – denn seine Gattin war die Vergifterin: – ich hätte sie erwürgt mit dieser Hand: aber sie war Tags zuvor entflohen mit einem Gladiator.«

»Hieß sie nicht Lucretia?« fragte Sido. »Mir ist, ich hörte von ihr, als mich der Vater nach Rom schickte, die verzögerten Fahrgelder zu holen. Sie ward dort die Buhle eines Kaisers, dann seines Feldherrn . . .«

»Hei ja, Lucretia!« lachte der Irre. »Sehr schön! Augen wie Kohlen, Haar wie die Nacht, wogende Brüste. Aber giftig wie die Tollkirsche. Einer mag sie nicht küssen. Wo

ist sie – die blonde Göttin – mit dem Stern auf der Stirn?« schloß er verträumt, wieder wie suchend in die Ferne blickend.

Brinno nickte: »Jawohl. Sie ist die Schwester des schönsten Weibes in Gallien.«

»Also – wie mir alle Leute rühmen,« – sprach der Königssohn, »der Claudia Sacrata, der Gemahlin eines Druiden?«

»Der Druide,« lächelte Brinnobrand, »ist ein guter Mann. Er schenkte mir einmal einen persischen Apfel. Aber innen war er faul, – das heißt der Apfel.«

»Ergrimmt dich nun nicht, o Civilis,« fragte Ulemer, »dieser römische Frevel!« – »Hat der römische Staat ihn vergiftet?« erwiderte dieser kurz. – »Du meinst,« fuhr Brinno auf, »was nur mich, was nur die Meinen angeht . . .« – »Nicht doch. Was, von einem Weib gefrevelt, einen einzelnen traf, darf nicht . . .« – »Hei,« unterbrach ihn der Zornige und blies in den vollen Bart, »wärest du dieser einzelne, – du sprächest anders.« – »Nein, Brinno. Und du weißt das!« – »Ja, ich weiß es! Vergieb,« bat der Riese gutmütig. »Ich bin nun einmal ein –«

»Flammenkopf. Nicht umsonst heißt ihr von Geschlecht zu Geschlecht von Brennen und Brand und nicht umsonst ist euer Ahn der rote Donnergott« erwiderte Civilis mit einem Lächeln, das dem durchgeisteten Antlitz gut ließ, und drückte die dargereichte Hand des Freundes.

IV.

»Du kannst es nicht leugnen, Civilis,« begann Ulemer der Friese, »wir alle leiden seit lange schweres Unrecht von Rom.«

»Deshalb,« entgegnete dieser, »haben wir, nach Beschluß des letzten Alldings, Gesandte an den Imperator geschickt – darunter meinen Bruder – uns zu beklagen. Brinno hat uns viel geschadet durch unvorsichtige Worte, durch Drohungen. Man bezweifelt am Tiber unsere Treue, man besorgt einen Aufstand, man –«

»Man hat ein schlechtes Gewissen!« warf Brinnobrand plötzlich dazwischen mit einem Blick schärfster Einsicht. »Ganz wie Lucretia beim Festmahl! Als ich sie – nach dem Feuertrunk – rasch ansah . . . sie konnte es nicht aushalten.«

»Wie klug er sprechen, denken kann! Nicht?« meinte Brinno und strich mit der Hand über das Gelock des Bruders, der herantreten war, ihm das Horn vollzuschenken.

»Und deshalb,« rief Ulemer Civilis zu »hast du sogar deinen eigenen älteren Knaben als Geisel nach Rom geschickt – freiwillig!« – »Sehr edel und sehr thöricht,« schalt Brinno. – »Nicht thöricht. Denn ich werde Rom die Treue halten.« – »Immer?« – »Ja immer! Bis Rom – merke wohl, nicht ein Römer, – *Rom* uns die Treue bricht und die Verträge.« – »Sie sind aber schon gebrochen!« rief Brinno. »Von schlechten Beamten Roms, nicht von Rom! Deshalb ja habe ich – mit meinem Bruder – all' unsere Beschwerden zusammengestellt – viele Rollen hab' ich vollgeschrieben – und sie zusammen mit der Urschrift unserer alten Verträge nach Rom gesandt. Sobald man dort meine Worte gelesen, wird man uns zu unserem Rechte verhelfen.«

»Ich wünschte,« grollte Brinno, »man verwürfe deine Klagen ungelesen. Dann kommen wir doch los von Rom.«

»Und dann, kurzblickender Held, und dann?« sprach Civilis verweisend. »Schau' doch um dich! Blicke doch über den Rhein, auf unsere Vettern da drüben! »Barbaren« nennt der Römer sie mit Recht. Und dann schau' auf uns! Wenn unsere Hallen nicht mehr rohe Bretterhütten, unsere Gefäße nicht mehr aus handgekneteter Erde, unsere Mäntel nicht mehr Wolfsfelle, unsere Waffen nicht mehr weidengeflochtene Schilde und im Feuer gehärtete Stangen sind, wenn unsere Edeling in der Sprache Roms schreiben . . .«

»Und denken!« unterbrach Brinno, »Ja, leider! Ich aber verwünsche Marmorhalle und goldgriffig Schwert und Falerner. Schau' du um dich hier in *dieser* Halle: ist's hier nicht wohnlich? Und kein Stück römischer Arbeit siehst du! Denn das sind die Künste, mit welchen sie die Gallier zu dem gemacht haben, was sie sind. Freilich nicht mehr Barbaren! Aber noch viel weniger Römer: ein Gemisch von beiden, von gallischer Eitelkeit und römischer Üppigkeit, aber nicht von römischer Kraft und Zucht. Sollen auch wir ein solch' ekler Brei werden, weder echte Germanen noch echte Römer? Haben sich nicht auch in unser Volk schon eingefressen, wie römische Künste, so römische Ränke? Deine eigene Sippe . . . doch ich schweige! Ich will dich nicht betrüben.«

»Verachte mir die Gallier nicht zu sehr, Brinno,« warnte Ulemer. »Gar volkreich sind ihre weiten Lande. Und feige – wahrlich – sind sie auch nicht! Viel können sie uns

helfen, stehen sie zu uns. Sie sollen Großes planen.«

»Ja,« lächelte Civilis, »aber sie reden zu viel und zu laut davon, um es zu schaffen. Nein, Ulemer! Von allem, was Brinno gesagt, wiegt am schwersten, was er über die Gallier gesagt hat. Aber gerade dies Geschick – die Knechtung durch Verrömerung – das sollen ja die Verträge von uns abwehren, die heilig beschworenen. – Brinno hat recht: besser bleiben wie die Übrerheiner als werden wie die Gallier: die schlechten Nachahmer und zugleich die Sklaven Roms. Gallien aber, o Freund Ulemer, wird nie mehr den Galliern gehören.«

»Was soll daraus werden?«

»Römisch wird es! Oder, wenn die Landnot, der wachsende Mangel an Ackerboden, die Unsrigen über den Rhein drängt, vielleicht einmal germanisch. Wenn wirklich jemals Rom uns unterjochen wollte wie diese Gallier, dann . . .« Er stockte.

»Nun, was dann?« drängte Brinno.

»Dann, bei Arminius, der jetzt aus Walhall auf uns niederschaut!« – sein graues Auge loderte – »dann sollte Rom an mir einen Feind erleben, wie es keinen mehr bekämpft seit jenem Hannibal und eben seit Armin! Aber was ereifre ich mich! Mein Ohm, mein Vater, der Bruder und ich: – das Werk unseres Lebens haben wir gebaut auf Rom und eher fließt der Rhein zu Berg, als daß Rom das Vertrauen täuscht. Bald sind unsere Gesandten zurück und . . .«

Da erscholl von draußen her wüster Lärm.

Man vernahm in der Halle vom Walde her auf der mit Knütteln belegten Straße den Hufschlag mehrerer eilend nahender Rosse. Hier und da klirrte eine Waffe. Jetzt hörte man deutlich rufen – in der Mundart der Bataver –: »Hilfe! Zu Hilfe, Brinno! Hilfe, Brinnobrand!«

Wirt und Gäste ergriffen die an die Wand gelehnten Speere oder rissen die Kurzschwerter aus den Wehrgehängen und stürmten aus der Halle durch den Vorderhof ins Freie hinaus.

Da sahen sie zunächst an dem etwas erhöhten Saum des Waldes zwei römische Reiter auftauchen: – afrikanische Bogenschützen waren's aus Numidien: sie stutzten und hielten die Gäule an, wie sie die Überzahl gewaffneter Männer aus dem Gehöft ihnen entgegeneilen sahen: doch bevor sie Kehrt machten und im Walde verschwanden, schossen sie noch ihre langen Bogen von den Hörnern der Antilope ab auf einen vor ihnen fliehenden Reiter, der in dem niedriger liegenden Vorland jetzt erst in den Gesichtskreis der Helfer trat: der Flüchtling trachtete offenbar, mit letzter Anstrengung seines keuchenden Tieres den Hofzaun zu erreichen.

Beide Schüsse trafen.

Roß und Reiter stürzten wenige Schritte vor dem Thor: je einer der armslangen Rohrpeile hatte das Pferd durch die Mähne in den Hals, den Reiter zwischen die Schultern getroffen. Die Männer sprangen hinzu und zogen den Wunden unter dem heftig umherschlagenden Hengst hervor.

»Katwald! Wie? Du! Von Römern verfolgt?« fragte Civilis.

»Wer ist es?« forschte der Markomanne.

»Seines Bruders Schildträger,« erwiderte Brinno, während er, von Brinnobrand unterstützt, den Wankenden langsam in den Hof führte.

»Was ist mit meinem Bruder? Meinem Sohn?«

»Tot sind sie beide!« stöhnte der Verwundete. »Dein Bruder hingerichtet, dein Knabe – weh!«

»Bei allen Göttern!« rief Civilis. »Was ist mit Childerich?«

»Er hat sich selbst getötet, scheußlicher Gewalt zu entgehen.«

Da schrie der Vater laut auf, fuhr mit beiden Händen in sein ergrauend Haar und stürzte besinnungslos nieder auf das Antlitz.

V.

Geraume Zeit darauf saß Civilis – lange hatte seine Betäubung gewährt – in der Halle neben dem Schilflager des Wunden. Brinno hatte den Pfeil mit kundiger Hand herausgeschnitten, Brinnobrand den Erschöpften mit Wein und Speise gelabt, die andern Gäste standen in düstrem Schweigen umher.

Da hob Civilis an: seine Stimme war, wie der Ausdruck seiner Züge, stark verändert – er schien plötzlich um Jahre gealtert: ganz langsam sprach er, jedes Wort erwägend. »Katwald, vielgetreuer! Du sollst nicht reden. Nein! Schone dich! Nur mit dem Kopfe nicken! Ich will selbst – all' das Unglaubliche, was du vorher – vom Schmerz gequält, – aus den zusammengebissenen Zähnen hervorgestoßen hast – ich will es selbst – kurz – wiederholen; du nicke nur: »ja« oder schüttele, wenn ich falsch verstanden, den Kopf. Aber, o Katwald – ich beschwöre dich! – gieb genau acht! bejahe nichts, was nicht unzweifelhaft geschehen ist! Denn – beim Schwert Armins! – an deinem Kopfnicken hängt das Geschick eines Volkes – mehr als Eines Volkes! Ströme von Blut entfesselt ein Wort von dir oder hemmt sie. Du verstehst?«

»Ich verstehe,« stöhnte schmerzlich der Wunde.

»Auch ihr andern – hört auf jedes meiner Worte und achtet auf sein Ja oder Nein. – Also! – Ihr alle – mein Bruder, – mein Sohn, – die drei andern Edeling – und das Gefolge, ihr gelangtet glücklich nach Rom. Ja? Ihr mußtet lange warten bis ihr einen Freigelassenen, – Nein? – Einen Sklaven also! – des Imperators Vitellius zu sprechen bekam. Und ihr hattet doch gemeldet, Gesandte der Bataver seid ihr? Ja? Also das wußte man? Habt ihr auch den Imperator gemahnt, wer ihm die letzte, die blutige Mordschlacht – dort zu Bedriacum bei Cremona – wider jenen Otho gewonnen hat?

Endlich erhieltet ihr Gehör, aber nicht bei Vitellius selbst, bei seinem Bruder und dem Praefectus Praetorio. – Doch erst, nachdem ihr bei dem Gastfreund meines Bruders viele tausend Sesterzen aufgenommen, um die Thürhüter des Praefectus, ja um diesen selbst zu bestechen? Bei dieser Unterredung war auch noch zugegen ein Legat: – wie hieß er? O bitte. Mann, stirb nicht, ehe du mir diesen Namen noch einmal genannt!«

»Mummius Lupercus!« sprach der Wunde laut.

»Mummius Lupercus!« wiederholte Civilis grimmig, aber ganz leise. »Ich kenn' ihn.«

»Aus dem britannischen Feldzug,« rief Brinno. »Erinnerst du dich, Chlogio? Ein Lüstling, aber ein tapfrer Mann.«

Civilis nickte schweigend und fuhr fort: »Der Legat fand sofort Gefallen an meinem schönen Knaben. Er lobte dessen weiße Haut, dessen weiche Wangen. Er versprach Verwendung für unsere Sache bei dem Imperator. Er lud Childerich ein – ihn allein – zu gleichalterigen Gespielen – in seine Villa bei Tibur. Mein Sohn aber faßte Widerwillen gegen den Menschen. Er schlug es aus. Ihr wurdet entlassen. Wieder hattet ihr lange zu harren auf Bescheid. Endlich wurdet ihr alle in das Palatium abgeholt von einem Tribun mit gewaffnetem Ehrengelcit. Im Vorhof wurden die Gefolgen aufgehalten. Mein Bruder, mein Sohn, die drei andern Edeling wurden vor den Imperator – vor den Imperator selbst! – geführt. Da waren der Legat und der Praefectus Praetorio. Und

Vitellius der Imperator – nun gib acht, Katwald! denn nicht meines Bruders, meines Knaben Blut – *dieses* ist das Ärgste! – Der Imperator selbst erklärte mit eigenem Mund: alle Verträge mit uns hebe er auf. Barbaren seien wir, besiegte, also rechtlose Barbaren und hätten hinzunehmen, was immer Rom uns auferlege. Nicht?

Mich aber, den Verfasser jener frechen Schrift, die auf unser Recht poche – er zerriß sie dabei, nicht wahr? – mich hättet ihr in Ketten auszuliefern: mein Haupt müsse fallen: die Majestät des Imperiums habe ich beleidigt. Und als mein Bruder und die Edeling zornigemut erklärten, jedes Wort in dieser Schrift sei auch *ihr* Wort, da befahl der Imperator – er selbst! – sie in Fesseln zu schlagen, in den Kerker zu werfen und auf den Tod anzuklagen vor dem Senat. Und so geschah's. Und sie sahen euch nur noch einmal wieder, als sie über den Hof geführt wurden – in Ketten. Mein Knabe aber ward als Geisel Mummius Lupercus – zur Bewachung! – übergeben. Er nahm ihn – von vielen Kriegern umschart, – mit in sein Stadthaus. Du jedoch, treuer Katwald, folgtest, von weitem dich nachschleichend, durch den Säulengang. Und bald darauf hörtest du sein Hilfesgeschrei und – oh, oh« –

»Halt ein, Mann,« rief Brinno, »das kann kein Vater sprechen. – Und plötzlich ward in einem hohen turmgleichen Eckbau von innen ein Laden aufgerissen und herab stürzte sich auf das Pflaster des Marmorhofs der Knabe und zerschmetterte sich das schöne Haupt und sagte dir sterbend, das Scheusal habe ihm die Freiheit versprochen und goldene Schätze, wolle er teilen des Römers schändliche Laster und Childerich habe ihm in das Antlitz geschlagen: da habe der Wütende sich auf ihn gestürzt, er aber habe den Tod gewählt.«

»Mein Sohn, mein lieber Sohn!« stöhnte Civilis noch einmal. Dann richtete er sich rasch auf und fuhr fort: »Und von seiner Leiche hinweg bist du geflohen, deine Genossen wieder aufzusuchen und mit ihnen in die Heimat zu eilen. Da hast du schon meines Bruders und der drei andern Gesandten Häupter aufgepflanzt gesehen auf den Eisenzacken des tarpejanischen Kerkers. Und hast gesehen, wie die Henker die kopflosen Rümpfe an langen Haken in den Tiber schleiften und wie die römischen Dirnen ihren Scherz trieben mit den nackten Leichen und sie schamlos verstümmelten. Das alles hast du gesehen, scharf gesehen, Katwald? Schwör's bei den Göttern!«

»Ich schwör' es bei Wodan!« wiederholte der Wunde und hob matt die Schwurhand.

»Nun, Freund«, rief Brinno, losbrechend und den in dumpfen Schmerz Versinkenden an der Schulter rüttelnd, »um Blutrache wider Rom schreien zu dir Bruder und Sohn! Rufe die Bataver zum Kampf! Ist's noch nicht genug?«

»Nein,« erwiderte Civilis, sich langsam aufrichtend, »dafür ist es nicht genug. Das traf nur mich, mein Haus, verübt von einem Frevler und einem – vielleicht – wahnwitzigen Mann im Purpur des Imperators. Ich werde ihn suchen, diesen Lupercus. Ich werde in Rom Senat und Volk befragen, ob« –

»O teurer Herr,« unterbrach Katwald, »sie haben schon geantwortet. Ich habe ja noch nicht alles berichten können.«

»Was? . . . Was noch weiter?«

»Als wir, in römische Mäntel gehüllt – der Gastfreund gab sie uns, auf daß wir leichter entkamen, – uns noch einmal auf den Platz vor den Kerker schlichen, die Häupter

unserer Herrn zum letztenmal zu sehen, da drängte dort alles Volk durcheinander, erwartungsvoll. Und plötzlich schmetterte die Tuba und aus den Thüren des Palastes neben dem Kerker trat auf die oberste Stufe der breiten Marmortreppe ein Aufzug in Gold und Waffen gleißender Männer und ein Herold – oder so was dergleichen – verlas aus einer Rolle laut vor allem Volk: »der Senat von Rom hat beschlossen und der Imperator hat bestätigt, was hier – angesichts jener blutigen Häupter – verkündet wird dem Volk von Rom: null und nichtig sind die Verträge mit den Völkern der Bataver und Kannenefaten, der Friesen, Sugámben und Gugérnen. Durch kecke Auflehnung wider das Reich der Römer haben diese Barbaren jedes Recht verwirkt, nur durch unbedingte Unterwerfung unter die Gnade Roms können sie noch das Schicksal von ihrer aller Häuptern wenden, das diese vier getroffen, die, unter dem Anschein einer Gesandtschaft, die Empörung ihrer Völker zu vertreten gewagt. Sprich, Volk von Rom, bist du einverstanden mit Imperator und Senat?«

Da schrie alles Volk vom Knaben bis zum Greis: »So sei's! so sei's! Heil dem Imperator! Heil dem Senat! Wehe den Barbaren!«

Und wieder schmetterte die Tuba, der glänzende Aufzug verschwand, die Tausende aber um uns her sprangen und schrien und schlugen in die Hände. Hätten uns die Rasenden erkannt, – nicht lebend wären wir entronnen. Wir flohen glücklich aus der Stadt und gelangten unversehrt in die Heimat. Aber es scheint, ein Befehl, uns aufzufangen, war uns vorausgeeilt: vor wenigen Stunden hielt uns an der Brücke über die Nabália ein Geschwader numidischer Reiter an und der Führer fragte uns aus, woher und wohin? Nach unsern ersten Antworten winkte er den Seinen, uns zu greifen: wir stoben auseinander. Was aus meinen Gefährten ward, – ich weiß es nicht. Mir setzten zwei der Reiter nach bis – bis hierher.«

Erschöpft verstummte der Mann und sank zurück auf das Lager.

»Er mag von Glück sagen,« flüsterte Brinno, »sie waren vom zweiten Geschwader, mit den roten Helmbüschen.« – »Was meinst du?« fragte Sido – »Die vom ersten – mit den schwarzen Roßschweiften – führen Pfeile, die unfehlbar töten, ob auch langsam, sobald sie nur die Haut geritzt.«

Civilis aber sprang nun auf: düstere Glut barg sein Auge. Er streifte vom Finger einen goldenen Ring, – nur widerstrebend wich dieser von der altgewohnten Stätte – legte ihn auf den Herdstein, nahm Brinnos Hammer, den der an den Pfeiler gehängt, herab und schmetterte mit Einem Streich den Ring in viele Stücklein.

»Was that er? Was bedeutet . . . ?« fragte der Suebe. – »Es war der Ring der römischen Ritter,« erwiderte Ulemer, »der Imperator Claudius hat ihm denselben angesteckt.« – »Ja, nach unserm Sieg über die Siluren,« ergänzte Katwald, sich auf den Ellbogen stützend. – »Heil uns,« jubelte Brinno, »Nun ist er endlich unser. Jetzt, Gott Donar, reiß' ihn vorwärts.«

»Noch nicht Donar,« sprach Civilis heiser, tonlos, verhalten. »Erst beim Losbruch. Jetzt – noch lange! – leite mich ein anderer. Jahre-, jahrzehntelange Verblendung, – ich mache sie gut. Ich schwör' es! Ich lasse wachsen Bart und Haar, bis – bis ich ein stummes Gelübde erfüllt. Du aber, Gott der gerechtesten, weil der widervergeltenden Arglist, durchhauche mich mit einem Atem deines Geistes, du – Wodan von Walhall!«

VI.

Wo im grünen Lande der Brukterer die Lippe unter tiefsten Urwaldschatten murmelnd dahinrauscht, da stieg, nahe dem linken, dem südlichen Ufer in schwindelnde Höhe eine uralte, riesige Esche.

Die trug, im Kreis um den Stamm gefügt, ein gar seltsam, ein geheimnisvoll Gezimmer. Erst fünfzehn Fuß von der Erde – bis dahinauf waren die Äste beseitigt, – begann der luftige Verschlag, in zwei Stockwerke gegliedert. Wagrecht über die Seitenäste hin in dieser Bodenhöhe waren rings um den mächtigen Stamm, den fünf Männer nicht umklaftern mochten, dünne Bretter gelegt und gefestigt: sie bildeten den Fußboden des ersten geräumigeren Geschosses.

Fünfzehn Fuß über dem Boden dieses untersten Stockwerks war in gleicher Weise ein zweites, schmaleres, nicht so weit von dem Stamm herausragend angebracht, in das man von dem ersten auf einer leichten Leiter hinaufstieg: die Öffnung in dem Boden des zweiten, auf der Ostseite des Stammes, durch eine Drehscheibe schließbar, verstattete das Hindurchschlüpfen nur einer schlanken Gestalt.

Fünfzehn Fuß über dem Boden des zweiten Geschosses senkte sich das Dach, dicht an den Stamm gezimmert, nach Nord, Süd und West steil schräg ab, über das untere Stockwerk vorspringend, den Regen außerhalb desselben ablaufen zu lassen.

Noch weit über das Dach ragte der Wipfel des mächtigen Baumes in die Wolkenhöhe: unsichtbar verlor er sich hier: denn die Gipfeläste der niedrigeren Nachbarn schlossen ihn von dem Blicke des am Fuße Stehenden ab: nur der Adler, die ziehenden Wolken und die wandernden Sterne schauten des Baumes geheimnisumraushtes Haupt.

Aber auch in die beiden Stockwerke drang – unverstattet – kein Blick. Dichtes Segeltuch, dunkelgelb und dunkelrot in dem ersten, lichtgrün und dunkelgrün in dem zweiten Geschoß, an Schnüren an den Ästen hinlaufend und leicht zu- oder aufzuziehen, verhüllte das Innere oder ließ, nach Wunsch zurückgeschlagen, Luft und Licht einfluten.

Der Aufstieg zu dem unteren Gezimmer mochte auch nur durch die von oben herabgelassene Leiter geschehen: war diese aufgezogen, konnte der nicht zu umklaffernde und ästelose Stamm nicht erklettert werden.

So bildete der mächtige Baum nicht nur eine luftige Wohnstätte, auch eine Burg, deren Bewohner wider deren Willen nicht zugänglich waren.

Die weitausgreifenden Wurzeln tränkte die Esche in einem schmalen Quell, der, hier ganz nah ihrem Fuß, aus dem dichten samtweichen Waldmoose quoll und eilfertig und leise raunend unter nickendem hohem Farrnkraut seinen Weg suchte gen Südwesten nach dem nahen Fluß, der von dem Baum aus deutlich zu überschauen war.

Hier, an der Lippe, lag auch die einzige menschliche Siedelung weit und breit. Freundlich lugte unter breitkronigen Linden ein stattlich Gehöft hervor, zu dem offenbar auch die Kähne gehörten, die, an dem linken Ufer an Weidenstümpfen festgebunden, auf dem ziehenden Wasser schaukelten.

In einem kreisrunden Abstand von dreißig Schritten war der Raum um die Esche umgürtet, umfriedet: eine weiße, fingerdicke, zierlich aus Hanf geflochtene Schnur, in Brusthöhe um die Stämme der Bäume oder, wo diese fehlten, um schlanke, in die Erde gestoßene Speerschäfte geknotet, hegte dies Gebiet als ein geweihtes ein: freilich war dadurch der Zutritt nur demjenigen gesperrt, der diese Abwarnung in frommer Ehrfurcht heilig hielt.

Aber solche Scheu schien in der That alles Störende fern zu halten von der Stätte des Weihums. Tiefer Friede, heiliges Schweigen waltete ringsherum. Kein Schall menschlichen Lebens drang hierher.

Trug der Baum in seinem Gezimmer einen Bewohner, mußte auch der sich wohl gar still verhalten: denn – das bezeugten die Spuren in dem weichen Moose und dem Sand an dem Quell – gar häufig wagten sich auch die scheuesten Tierlein des Urwalds in die Umgebung, die, von Menschen fast nie betreten, das köstlichste Waldgras nährte und die würzigsten Kräuter.

So auch an dem frühesten Morgen dieses aufdämmernden Sommertages.

Noch war der leuchtend helle Glanz des Morgensterns nicht überstrahlt von dem Tageslicht, noch überzog den ganzen Himmel ein nahezu farblos Helldunkel, ein unbestimmtes Grau: nur ganz leise zog sich im fernsten Osten ein noch kaum sichtbarer schmaler, aber langgestreckter Streif von fahlem Blaßgelb hin: – des Frühlichts erster Strahl. Allmählich, langsam stieg der Streif höher und höher.

Nichts schien sonst geändert.

Aber doch! Während in den letzten Stunden der lauen Nacht nicht die leisesten Lüftchen sich gerührt, die schwarzgrünen ernsten Wipfel der Baume regungslos emporgestarrt hatten, auch an deren äußersten Ästen, als ob sie den Schlaf der Menschen und der Tiere geteilt, weckte jetzt ganz sacht von Osten her ein kühler Windhauch die Schlummernden. Er küßte zuerst wach die kleinsten, die noch hellgrünen jungen Blätter der Buchen, daß sie, scheu lispelnd und wispernd, hin und her nickten: es kam jenes geheimnisvolle leise tönende Erzittern der Luft, welches, sanft schwingend, das erste Aufsteigen des Sonnenlichts begleitet.

Auch der schmale Waldquell am Fuße der Esche kräuselte unter diesem Hauch seine bis dahin spiegelglatte Fläche: schneller glitten und lauter die kleinen Wellen über die glatten Kiesel in seinem Rinnsal, über das dunkelgrüne Moos der Ufersäume.

Wärmer, kräftiger ward nun das zuerst so bleiche Gelb im Osten: schon ward es leise von einem zarten Rot durchglüht: – der Morgenstern erlosch darin.

Jetzt schoß der erste Lichtstrahl, einem leuchtenden Speere vergleichbar, durch das duftige Gelbrot und traf vergoldend von unten nach oben die höchsten Wipfel der Bäume des Urwalds.

Da erwachte, vom stärkern Wehen des Morgenwinds geschüttelt, auf dem schwanken Ast der höchsten Eiche an dem Strom, wo er für die Nacht aufgebäumt hatte, ein Adler: ein Flußadler war's: er schüttelte zuerst das braune Gefieder, hob dann die mächtigen Schwingen und strich ab mit langsamem, majestätischem Flügelschlag der aufsteigenden Sonne entgegen: wie Silber blitzten, von unten her von dem Lichte getroffen, die innen weißen Schwungfedern: mit lautem schrillum Ruf »Ka-i, ka-i«

begrüßte er, die kühle Morgenluft einsaugend, das junge Licht und das eigne erneute Leben.

Das blieb der einzige Laut für lange Zeit. –

Denn erst, nachdem die Sonne so hoch gestiegen war, daß ihre Strahlen von oben her auf die Heide trafen, die den äußersten Saum des Waldes gegen den Fluß hin begrenzte, durchdrangen sie die hohen in starkem Tau glitzernden Halme, unter die sich bei dem Einfallen der ersten Abendschatten verstummend die schlanke Heidelerche geduckt hatte: jetzt stieg dies liebe Vöglein, der Frühwach, der Weckherold der ganzen beschwingten Sängerschar, sein helltöniges Lied feierlich orgelnd, freudig in die blauen Höhen.

Nun folgten sie bald nach, die andern alle: die Feldlerche, die Wachtel in dem wogenden Spelt jenes nahen Gehöftes, Waldrotschwanz und Zaunkönig, Laubvogel und Ringdrossel, Fittis, Fink und Häher: von der heiligen Esche selbst aber tönte das Gurren des wilden Taubers herab.

Jetzt fielen von der nächsten Buche die Schalen von etlichen Eckern dumpf aufschlagend auf das weiche Waldmoos: ein Fauchen, ein Kollern, ein Huschen und Jagen in dem heftig schwankenden Gezweig: ein brandrotes und ein schwarzbraunes Eichhorn stritten um den Morgenimbiß. Dann wieder: – alles still. – –

Nach geraumer Weile rauschte es in den dichten Büschen tief im Innern des Waldes: abgefallene dürre Zweiglein auf dem hier von harten Wurzeln überzogenen Boden knackten, zerbrachen unter festem Tritt: aus der Tiefe des noch dunkeln Gehölzes kam langsam ein Sprung Rehe gezogen: drei Ricken waren es mit je einem Rehkälblein: genau hielt der Zug den gewohnten schmalen Wechselsteg ein, den sich das Wild hier durch das Gebüsch von Hasel, Hartriegel und Hagebuche gebahnt hatte.

In zögerndem, bedächtigem Vorschreiten führte die älteste, stärkste Ricke: zierlich hob sie den linken Vorderlauf hoch auf vor jedem neuen, prüfenden Schritt: den schlanken Hals zurücklegend, reckte sie die Nase hoch und sog schnüffelnd die Luft ein, windete erst, dann äugte sie nach allen Seiten: zumal, bevor sie den Schutz des letzten Buschwerks verließ und in die sonnenbeschiedene Lichtung austrat, sicherte sie nochmal: nichts entging ihr: nicht das hurtige Ziesel, das pfeilgeschwind über die Knorrwurzel der Esche dahinschoß, nicht das leise Auffallen jener Bucheckerschalen auf das Moos, ja nicht der dunkelbraune Käfer mit dem geweihartigen Gehörn, der surrend auf die Rinde einer morschen Eiche flog: erst nachdem sie die Harmlosigkeit des Gesehenen und Gehörten festgestellt, setzte die Leiterin den Fuß nieder und trat, die achtsam folgenden führend, wieder einen Schritt vor; nun standen sie alle im Sonnenschein: wie glänzte da das kurze rotbraune Sommerhaar!

Seltsam: die ausgespannte Schnur hatte sie nicht gescheucht: ohne Besinnen waren sie darunter hindurch geschritten. Und sie schreckten nun auch nicht, als auf der Esche ein Geräusch entstand: die Seitendecken des oberen Gezimmers wurden laut vernehmbar zurückgeschlagen.

Nur Einen Blick warf das Leitreh dorthin, dann schritt es getrost weiter an den Quell: denn hier pflegten sie sich morgens zu tränken.

Ruhig blieben sie an dem klaren Wasser stehen: – nur manchmal hob das eine oder andere Stück zutraulich den Kopf nach oben, dem Schalle zu, als nun hoch von dem Baume her, durch die Stille des Urwalds hin, durch die kühle, reine Morgenluft ein silbernes Klingen wohl lautend erscholl: – Harfensaiten waren das. Und nach einigen Griffen sang eine jugendliche hellklingende Stimme: – feierlich, weihevoll schwebte der keusche Ton wie von Höhen des Himmels hernieder:

»Andacht und Ehrfurcht
Euch allen entbiet' ich,
Gütige Götter!

Wieder mit Wonnen
Des labenden Lichtes
Habet ihr Hohen
Selig gesegnet
Alles, was atmet:
Dank euch in Demut!

Schütztet und schirmet
Auch fürder in Frieden
Der breit-brünnigen Bruktrer
Freudiges Volk!

Mir aber, eurer dienenden Maid,
Ihr Ew'gen, erhaltet,
Gehegt und gehütet
Im hehlenden Herzen,
In Weh und in Wonne,
Euer und mein heilig Geheimnis. –

Laßt mich noch länger,
Meinem Volk und den fernen
Freunden zum Frommen,
Erschauernd in Ehrfurcht,
Ahnend erraten
Euern ewig
Weise waltenden Willen
Und für die zögernde Zukunft
Richtenden, rächenden Ratschluß.
Willfährig euch Waltenden
Will sich Wélëda weihn!«

Noch einmal ertönten hier in mächtigerem Anschwellen als zuvor, unter vollen starken Griffen, die Saiten der Harfe: – nun verstummten sie, leise nachzitternd: hoch auf horchten am Quell mit gereckten Häuptern die Rehe. – – –

VII.

Kaum war der letzte Ton der schwingenden Saiten verschwebt, da glitt auf der nun niedergelassenen schmalen Leiter den Stamm der Esche herab eine weiße Gestalt.

Eine Jungfrau war's, schlank, hochragend, stolz.

Sie hob das weiße, von dünnen Fäden matten Goldes durchwirkte langfaltige Wollengewand leicht mit der Linken in die Höhe, wie sie über das stark betaute Waldgras dahinschwebte zu der Tränke der Rehe.

So leise sie auftrat, – die wachsamen Tiere merkten den nahenden Schritt: sie hoben wieder die Köpfelein von der rinnenden klaren Flut: aber sie schreckten nicht: die meisten blieben ruhig stehen und begannen aufs neue sich zu tränken: die führende Ricke aber und ihr Kälblein trabten der Kommenden entgegen und suchten schnuppernd nach ihrer offenen Rechten: sie hielt ihnen die Handfläche hin und um die Wette leckten die roten Zünglein das eifrig begehrte Salz, das die Hochragende, das Haupt neigend, ihnen darbot.

Nachdem die Tiere des Gewürzes sich gierig erlabt, – auch die übrigen waren allmählich herangekommen und hatten die Spenderin umdrängt – scholl plötzlich aus der Ferne, von der Flußseite her, der schätternde Warnruf des Tannenhähers, des »schwarzen Markwarts«, der gar scharf der Waldmark wartet und mißtrauisch – zum Ärger des Jägers – jeden Nahenden vorverkündet: gleich darauf hastete der scheue Vogel raschen Flügelschlags über die Lichtung hin in das Dickicht des Urwalds.

Sofort, bei dem ersten Häherruf, setzte sich der ganze Sprung Rehe in Bewegung: mit hohen langgestreckten, weitausgreifenden Sätzen flüchteten sie gen Süden, woher sie gekommen. Leicht flogen die Alten über das gespannte Seil hinweg, die Jungen schossen darunter durch: noch nickten und schwankten die obersten Äste der Haselbüsche und schon waren die Raschen weit hinweg, in dem dunkelnden Tiefholz verschwunden. –

Die Jungfrau erhob das Haupt und blickte scharf aus nach Westen, woher der Warnvogel aufgestiegen war. Zwar stand die Sonne hinter ihr: allein der Widerschein der Strahlen von den weißen Stämmen der Birken und hellrindigen Buchen war so grell, daß er blendete; sie hob daher die linke Hand über die Augen und spähte unverwandt.

Noch währte es geraume Zeit, bis auf dem schmalen Waldsteig, der von dem Gehöft an dem Flusse hierher führte, zwei Männer sichtbar wurden. Sie mußten hintereinander schreiten; der schmale, durch das Dickicht gehauene Pfad bot nicht Raum für zwei, Schulter an Schulter.

Sowie der Vorderste aus dem Gebüsch auf die Lichtung hervorgetreten war, ließ die Einsame befriedigt die Hand sinken und ging dem Nahenden langsam entgegen.

Nun erschien der zweite auf der Waldwiese: einen Augenblick hielt die Jungfrau inne: sie strich mit der Hand über die weiße Stirne: – sie zögerte, aber gleich darauf schritt sie wieder fürbaß, so ruhig wie zuvor; auf einem moosigen Steine, der aus dem Wasser ragte, stieg sie über den Quell auf dessen linkes Ufer.

Jetzt erst traten aus dem dichten Tannicht noch zwei Gestalten, ein ganz junges Mädchen und ein dritter Mann.

Noch vor dem ersten der Nahenden hatte die Jungfrau die Umschnürung erreicht: sie löste die Knoten an einer jungen Erle: langsam glitten die beiden Enden der weißen Schnur zur Erde, den Eingang freigebend.

VIII.

Der vorderste der Ankömmlinge blieb gleichwohl ehrerbietig stehen, bevor er in das geweihte Gehege trat.

»Willkommen, Welo!« sprach die Jungfrau ermutigend. »Den Göttern und Weleda willkommen: du und« – sie zögerte, dann schloß sie mit leiserem Ton – »und alle, welche du bringst.«

Dem jungen Mann schoß Glut in die Wangen, als er nun, über das Seil hinschreitend, vor sie trat. »O Weleda, – du und die Götter, ihr seid eins,« sprach er. »Oft mein' ich, du bist aus Asgardh herniedergestiegen in Menschengestalt. Aber irgendwo an geheimem Ort – etwa auf deiner Esche da oben? – hast du dein Schwanenhemd geborgen und urplötzlich entschwebst du uns wieder mit rauschenden Schwingen. Bitte sie, daß sie uns bleibe, Civilis.«

Die Jungfrau richtete nun die großen stahlgrauen Augen voll auf den zweiten ihrer Gäste.

Civilis schritt vor und sprach, ihr ruhig die Rechte hinstreckend: »Ja, wir bedürfen dein.« Sie faßte schweigend seine Hand und schüttelte sie kräftig.

»Wie zwei wackre Kriegsgenossen,« dachte Welo, der den Blick nicht von ihr ließ. »Aber auch schon darum preis' ich ihn glücklich.«

Nun war auch das junge Mädchen herangekommen. »Weledamarka!« rief die Jungfrau erfreut. Sie legte beide Hände auf die Schultern der zierlichen Gestalt. »Wie selten zeigst du dich, mein heitrer Sonnenstrahl!«

Die Kleine, etwa sechzehn Jahre alt, reckte sich hoch in ihrem lichtblauen kurzen Leinenkittelchen, das oberhalb der Knöchel endete, griff mit beiden Händen in die Höhe, faßte so Weledas Kinn und streichelte es zärtlich. »O du! – Wer darf sich oft in deine Nähe wagen?«

Jetzt war auch der hinter dem Kinde Schreitende zur Stelle, er erschaute nun ganz nahe die Jungfrau. Da zuckte er: ohne ein Wort zu finden, beugte er ehrfurchtsvoll das behelmte Haupt und drückte die Rechte auf die Brust.

Weleda erwiderte seinen ehrerbietigen Gruß mit einer Handbewegung, welche auch ihn willkommen hieß, wandte sich und schritt mit Weledamarka voran in der Richtung auf die Esche.

Allein der Fremde zögerte: er vermochte nicht zu folgen. Welo bemerkte es, und die Mädchen mit Civilis vorausgehen lassend, trat er auf jenen zu. »Was ist dir, Sido? Traf dich Elbengeschoß?«

Aber der Suebe schüttelte den Kopf. »Das,« – sprach er langsam, mit dem Finger deutend – »diese dort! – ist kein irdisch Weib!«

»Doch! Meine Base! Meines eignen Vatersbruders Kind. Aber freilich – anders ist sie als alle andern. – Komm, du kannst nicht einwurzeln hier.«

Nur langsam folgte der Fremde. »Als ihr Auge mich traf,« – begann er leise – »wie ein blitzender Stern! – drang der Blick mir bis in den Grund der Seele. Wehe, wer vor dies Auge träte, Unreines in seinen Gedanken! Er müßte vor Scham vergehen. – Und jener Mund – so streng, so stolz wie Friggas Lippen und doch wie Freias Lippen so wonnig! Und schau' nur dies Haar! Wie es, von dem Wirbel frei herabflutend, über Nacken und Schultern und Rücken weit über den Gürtel bis an die Kniekehlen reicht! Nie sah ich solche Farbe. Gold vergleichen wir sonst das lichte Gelock unserer Frauen: aber dies ist ja fast weiß, so sonnenhell! Und welch' kräuselnd Geriesel in dem weichen Gewoge! Und die schlanke jungfräuliche, königliche Gestalt! Und der schwebende Schritt! Einer Welle vergleichbar rauscht sie heran und schwebt sie hinweg. Und –«

»Laß ab, Suebe! Du reizest mich, du ergrimmt mich mit deinen beredten Worten, ohne es zu ahnen. Ich, . . . auch ich sehe das alles, sah es, seit – seit ich kein Knabe mehr bin! All' meine Gedanken weilen ja bei ihr: – unablässig! – Bei diesem wunderbaren Mädchen, mir so nah an Blut, so nah an Wohnsitz auch und doch so unerreichbar fern wie Freias Stern!«

»Du hast ihr's nie gesagt?«

»Weleda – ein Mann von Liebe sprechen!«

»Nun, sie ist doch nicht Priesterin! Und wäre sie's – erst vorige Sunnwend hat die Priesterin der Tansana sich vermählt. Nichts steht im Wege.«

»Das freilich nicht! Allein – schau' sie nur an! Wer darf sich ihrer würdig achten? Ihr Auge – ich möchte es nicht sprühen sehen, spräche ihr einer von Kuß und Umarmung! – Sie! – Ich glaube der Götter einen trägt sie im Herzen: der mag ihr oft wohl nahen in ihrer Waldeseinsamkeit. Denn daß sie fühllos, – glaub' ich nicht! Zuweilen, wann sie sich unbeachtet glaubt, seh' ich ihr Auge, dies stolze kühle Auge so verträumt blicken, so sehnd, so –«

»Ich schlag' ihn tot, der sie gewinnt!« brach der Suebe los.

»Das wäre zunächst mein Recht, des Muntwalts der früh Verwaisten,« lachte Welo.
»Aber ich Sorge, uns beiden käme zuvor – ein dritter.«

»Wer? – Sie spricht so eifrig mit Civilis dort: – der etwa?«

»Behüte! Der denkt nur an sein Volk, und jetzt an Rom und Krieg. Er hätte ja längst werben können um sie. War sie doch die nächste Freundin seines Weibes, das sie getreu gar lange Zeit gepflegt in seiner Halle. Jahrelang ist er schon Witwer. Beide denken nicht daran.«

»Nun, wer sonst?« – »Brinnobrand!« – »Der Narr?« – »Nenn' ihn nicht so! Und darin vollends ist er kein Narr, der arme Junge. Er hat sie geliebt, bevor er das Gift trank. Und was alles auch sonst der Trank ihn vergessen machte, – nicht dies Gefühl. Und er hat eins – mit dir gemein! – was mir fehlt,« schloß er seufzend. – »Das ist?« – »Das Lied! Die Kunst des Sanges. Jawohl! Man weiß, Königssohn, daß du vor andern trefflich Liedstäbe findest: – das that, das thut auch jetzt noch – obzwar oft wirr und kraus, – Brinnobrand. Schau, als du vorhin so rasch von ihr geredet: – ich beneidete dich darum. Ich fühl's, ich seh's, ich trag' es umher – all' das! – bald fünfzehn Winter lang und kann's nicht sagen: und du siehst sie zum erstenmal und triffst die rechten Worte für sie!«

»Aber sprich – wie kann sie – hier – mitten im Walde – leben?« – »Ich Sorge für sie. Ich und die Schwester. Wir tragen ihr – von Zeit zu Zeit – zu, was sie braucht,« – »Jedoch – dies unvergleichbar schöne Weib – einsam – in dieser Wildnis – ohne Schutz?«

»Kein Römer kann,« erwiderte Welo – »von Westen her – auf viele Meilen nahen, ohne daß unsere Späher an den Grenzhagen es merken und eilfertig nach rückwärts in die Gaue melden. Und der Mann – von Germanengeblüt! – lebt nicht, der an Weleda die Hand zu legen wagte! Nicht in die Umhegung tritt ein Fuß, ohne ihr Verstaten! Jeder würde fürchten, von den Göttern sofort niedergestreckt zu werden.«

»Aber die wilden Tiere? Bär und Auerstier und Wolf?«

»Noch nie ward sie bedroht. Sie scheuen die weiße Schnur. Die Götter fügen's wohl. Auch würden wir im nahen Welhof ihr Notzeichen hören: den Schlag der Axt an das Gezimmer auf dem Baum.«

»Jedoch im Winter –?«

Welo schüttelte den Kopf: »Erst, wann Paltar siegreich eingezogen in den Lippe-Gau, zieht auch sie zu Walde. Und mit den fallenden Blättern ihrer Esche steigt auch sie herab.«

»Und dann? Lebt sie einstweilen, du Glücklicher, unter dem Dache deiner Halle!«

»Daneben. Wenige Schritte davon ragt ein alter Turm, wohl als Spähwarte einst von den Ahnen gezimmert, den Fluß hinabzuschauen. In diesem Turme verbringt sie die rauhe Zeit, ebenso einsam, wie auf dem Baume die milde.

»Und that sie immer so?«

»Doch nicht. Erst seit sie sich ganz dem Dienst der Götter geweiht. Seit zwei, drei Jahren. – Aber schreite nun rascher aus: Civilis winkt: wir sollen hören, was das Ergebnis seiner Zwiesprach mit der Seherin.

IX.

Als bald ließen sich nun auch Welo und der Markomanne neben den andern nieder auf einer der schlichten Holzbänke, die nahe der Esche im Halbkreis gezimmert standen um einen mächtigen runden Tisch: das war ein Eichenstamm, wagerecht durchsägt und bedeckt mit einer schwarzen Schieferplatte, die mit einigen alten Schildnägeln in dem Holz befestigt war.

»Dies ist er, von dem ich dir gesagt,« sprach Civilis, »Sido, der Sohn Garibrands, des Markomannenkönigs, in dem fernen Bajuhemum.«

»Willkommen, Kampfgenoß!« nickte die Jungfrau.

Er errötete; dann strich er rasch über die heiße Stirn und sprach: »Oh Jungfrau, wie gerne würd' ich's werden! – Allein . . .«

»Du weißt noch nicht, ob dein Vater, dein Volk, bisher mit Rom in Frieden, wann du nun zurückkehrst in König Garibrands Halle, dir beipflichten, dir folgen werden? Nicht wahr, das wolltest du einwenden? Ich aber sage dir Jüngling: sie *werden* dir willfahren! Neben Batavern und Brukerern werden die Sueben kämpfen. Schon seh' ich dich: an des Civilis Schildseite stehst du: – du hebst den Speer zum Wurf: – er fliegt, er trifft – und der Centurio fällt.«

Sie sprach, ohne einen der Anwesenden zu beachten: zwischen ihnen durch in weite Ferne schien sie zu blicken. Erschauernd schwieg der Jüngling: das Herz schlug ihm gewaltig.

»Wahrlich,« sprach Civilis, »der Geist der Weissagung spricht aus der wunderbaren Maid. Sie schaut das Künftige, ja, sie hört, was geschieht in der Ferne. Ich wollte ihr berichten, was wir in Brinnos Halle beschlossen: – sie aber unterbrach mich gleich und sie – Sie! – erzählte mir, was dort geschehen!«

»Ja, sie weiß alles!« rief mit leisem Grauen Weledamarka.

»Nicht Wodan selbst weiß Alles!« erwiderte sie kopfschüttelnd. »Wer alles wüßte – alles! – der müßte wohl dran sterben« sprach sie langsam und traurig vor sich hin. »Nur Einzelnes – Stückhaftes – Trümmerhaftes ahn' ich, errat' ich,« fuhr sie nun wieder lebhafter fort. »Ist wahrlich nichts Wunderbares daran! Ich meine, alle Menschen müssen also erraten können, steigen sie nur – wie ich – in der Stille der Einsamkeit nieder in die Tiefe der Seele!« Sie verstummte nachdenklich.

»So war sie schon als Kind,« bestätigte Welo. »Oft hat's mein Vater erzählt. Abseit der andern spielte sie, wanderte weit im Wald umher oder saß allein am rauschenden Fluß auf dem schaukelnden Nachen, im nickenden Schilf: – sah und sann.«

»Ja. Und gar Manches erriet ich und errate ich so, was die andern nicht finden in dem Lärm des Geredes um sie her, oder auch in der Hast und Hitze der eignen Seele, die so Vielerlei begehrt. Ich – ich begehre – für mich – nichts. Ich lege, soll ich ein Kommendes erraten, mir still zusammen in meinen Gedanken, was ich von dem Gewesenen weiß, von den Ursachen: dann schließ' ich die Augen und frage mich scharf: »Welch' Bild von dem Kommenden schaust du? Was wird nun werden?« Ach! Oft und oft versagt mir die

Antwort! Aus wogenden, ziehenden Nebeln, aus grauen Schatten will kein Bild aufsteigen, faßbar dem Blicke. Zuweilen aber schießt mir die Glut aus dem Herzen in die Stirn, mir pochen die Schläfe, es ergreift mich, dieweil ich erbebe, der Gott, und ich schaue ganz klar, was in der Ferne geschieht, was in der Zukunft geschehen wird.«

Alle hatten mit Ehrfurcht zugehört.

»Ja,« sprach Civilis, »etwas Heiliges, etwas Weissagerisches wohnt im Weibe. Näher als der Mann steht ihr zarter, reiner Sinn dem Himmel: ahnungsvoll erfassen sie der Götter Willen und des Schicksals Weben. Welche aber von allen Mädchen oder Weibern, die ich kenne, gliche Weleda an Reinheit und Hoheit der Seele, ihr, der nie irdischer Wunsch das Herz bewegt hat? Deshalb nicht wie Mann dem Weibe nahe ich dir mit meinen Gedanken, wann du mir fern, oder mit den Augen, wann du vor mir stehst. Nein, wie wir aufschau'n zu den Sternen, die, wunderklar, doch kühl und fühllos, auf uns hernieder leuchten.«

Die Jungfrau senkte die langen blonden Wimpern. Nach einer Weile begann sie mit kaum merklichem Lächeln: »Nun, diesmal war es nicht schwer, zu erraten, was in Vrinnos Halle geschehen. Ich kenne dich seit vielen Jahren, Claudius Civilis. Viel tiefer kenn' ich dich als du dich selbst. Denn stets nur in deines Volkes Heil versenkt, hast du dir nie Zeit gegönnt, dich selber zu erforschen. Ich aber hatte Zeit genug dazu, viele Winter, in deinem Haus, in langen Nächten, am Lager der Kranken, als deines armen Weibes Pflegerin. Und später manchen langen Sommertag hier in der Einsamkeit meiner grünen, leise rauschenden Wipfel, Ich kenne dich wie – wie nur die Götter noch dich kennen! Und auch den einzigen, den großen Irrthum deines Lebens: deinen Glauben an Rom! Viele Stunden, wache Nächte lang habe ich dir diesen Wahn bekämpft . . .«

Verwundert sah Civilis auf.

»Nicht laut! Nicht in Worten mit dir streitend – ich mit *dir!* wie könnte das geschehn! – Aber unablässig in meinen stillen Gedanken. Und ich wußte lange, wie alles kommen mußte. Denn ich wußte ja: dein Höchstes – ja dein *alles* – auch schon bevor Imma starb! – was allein dich erfüllt, ist dein Volk. Und ich wußte auch: einst erkennst du der Römer wahres Wesen. Denn Rom zu erraten und zu hassen« – hier blitzte ihr graues Auge zornig, drohend auf – »das haben mir die Götter als Angebinde in die Wiege gelegt.«

Stauend fragte der Fremdling: »Aber erkläre mir! Wie kommt es, daß du, die Jungfrau, die fern von den Kämpfen, auch von dem Rate der Völker lebt, so tiefen, ahnungsvollen Haß gegen Rom hegst, so alldurchschauendes Mißtrauen auch in die Freundesworte Roms, während andere – Männer, des Krieges und des Rates, Männer, welche die Stadt am Tiber selbst kennen gelernt . . .«

Er stockte.

»Sag' es nur, Freund,« sprach Civilis, »während Claudius Civilis sich jahrzehntelang verblenden ließ. Sie ist überlegenen, männlichen Geistes!«

»O wahrlich nicht!« rief Weleda schmerzlich. »Ich, männlichen Geistes – dir überlegen? Welch unmöglich Wort! – Nein, der Haß, der Argwohn, die böse Ahnung haben sehr einfachen Grund. Ich war ein Kind von sieben Wintern – das sind nun

achtzehn Jahre. – Mein Vater hatte kurz vor dem Feste der Göttin Ostara mit den Römerfeldherren zu Asburg nach langen Kämpfen als Richter seines Gaues – des Lippe-Gaues – Friede geschlossen: feierlich, bei ihren Göttern Jupiter und Mars, vor ihren Adlern, hatten die Legaten ihn beschworen, wie die Unsrigen bei Wodan und Tius auf ihre Waffen. Ein fröhlich Fest vereinte zum erstenmal nach vielen Jahren banger Kriegszeit in der Ostaranacht die Edeling und die Richter unseres Gaus und der Nachbargaue in des Vaters Halle. Da plötzlich – nach Mitternacht – wir Kinder schliefen längst – furchtbarer Waffenlärm, die Tuba schmettert, Schreie der Wut, bald der Schmerzen gellen in unser Ohr, schon schlägt Flammenschein in unser Schlafgemach, die Mutter, meine ältere schöne Schwester und meine beiden Brüder, noch nicht waffenreif, und ich fliehen aus der Tennenthüre in den Wald; aber weithin leuchtet die Lohe unseres brennenden Hauses; es ist von Reitern umstellt, rasch haben zwei davon uns eingeholt: nach der Schwester, nach der Mutter greifen sie zuerst, bei den Haaren wollen sie die Schreienden mit fortschleppen, die beiden Knaben fallen den Gäulen in die Zügel, – ach! vor unseren Augen werden sie erstochen, die Schwester wird fortgeschleppt, der Mutter gelingt es, sich loszureißen, sie faßt mich am Arm und wir entkommen in den Wald. Den Vater hat der Legat – ein treuer Knecht, der schwerwund, für tot, neben ihm niederfiel, hat's uns berichtet! – mit der eignen eidbrüchigen Hand auf unserer Schwelle erschlagen. Die Mutter flüchtete hierher, zu ihren Gesippen, den Welingen. Hier zog sie mich auf: – und in welchen Gedanken, in welchem Gedenken! Im Haß gegen Rom. Öfter als alles andere hörte ich sie die Geschichte jener Nacht voll Flammen und Mord mir und den andern erzählen. Sie ließ mich Haß und Rache schwören gegen Rom. Es war von Überfluß! Im Traum und Wachen sehe ich die Flammen aus unserem First schlagen, die Knaben blutend stürzen, die Schwester am Haar neben dem Rosse dahingeschleift, ich höre ihr jammerndes Wehegeschrei mitten durch das dumpfe Siegesgeschmetter der Tuba. Ah, ich seh' und hör' es *jetzt* und ich erbebe: nicht vor Schmerz mehr, nein, vor Zorn.« Sie schwieg, heftig atmend, und ihr stolzer Busen wogte.

»Und so überraschte,« klagte Civilis, »das Mädchen jahrelang den reifen Mann!«

»Daß aber in der Stunde solcher Erkenntnis in dir aufwachen werde der schlummernde Wodan: – das wußte ich auch. Und als mir nun von seiner Fähre her Welo die Nachricht brachte, – er hatte einen Amsivaren übergesetzt, der aus römischem Solddienst in die Heimat zurückkehrte – was am Tiber geschehen war, wie sie die Verträge zerrissen, – da wußte ich auch, was in Vrinnos Halle Civilis thun werde, sobald er das vernahm.«

»Ja,« sprach dieser nachdenklich vor sich hin, »du kennst mich gut.« – »Wen sollte Weleda kennen, wenn nicht dich? Wer sollte dich kennen, wenn nicht Weleda?« – »Und du billigst alles, was ich that?« – »Du *mußt*est thun, wie du gethan.«

»Und nicht wahr,« rief Welo lebhaft dazwischen, »wir werden siegen?«

Mit großen Augen, unwillig fast, sah die Jungfrau ihn an. »Unnütze Frage!« – »Warum unnützig?« – »Weil ihr *doch* thun müßt, wie ihr thatet, thut, thun werdet, auch wenn's euch vorbestimmt ist, darüber unterzugehen.«

»Das ist ein dunkel, ja ein düster Wort!« erwiderte Welo, die dunkelblonden Locken schüttelnd.

»Die Zukunft ist dunkel, Vetter. Nur einzelne Blitze – zuweilen – erhellen davon der Seherin ein Stück. Kämpft, weil ihr müßt, – siegt, wenn ihr könnt.« Sie stand erregt auf; alle erhoben sich.

Civilis trat mit dem Mädchen ein paar Schritte zur Seite. »Mir genügen diese deine Worte,« sprach er. »Aber den andern? Der Menge? Soll dieser Suebe daheim nicht Helleres, Siegfreudigeres aus Weledas Mund berichten? Willst du nicht die Runenlose werfen? Es wäre gut, der Markomannen Speere zu gewinnen.«

Sie nickte. »Dazu bedarf's der Runen nicht. Sparen wir die Fragen an die Götter für die Not. Nicht oft wollen sie ausgeforscht sein. Am rechten Ort, zur rechten Stunde werde ich damit nicht zögern. Die Sueben aber . . .« Sie brach ab und schritt, Civilis winkend, ihr zu folgen, zu den übrigen.

»Du hast alles gehört,« sprach sie laut, »Sido. Du bist, rühmt man, ein Harfner, bist ein Sänger. Der aber ist kein Sänger, der kein Held.«

»Dank, Jungfrau, für dies Wort!« mit leuchtenden Augen rief er's.

»Wohlan, wollen die starken Markomannen uns allein ringen lassen wider Rom? Glaubst nicht, ihr seid sicher, weil ihr ferne wohnt. Das fressende römische Feuer, – wie Waldbrand in dürrem Holz wird es auch euch ergreifen, sind die vordersten Stämme den tötenden Flammen erlegen. Austreten muß man sie, bevor sie Raum gewinnen.«

»Das sind nicht Mädchenworte,« sprach Civilis, »das ist Königsweisheit.«

»Euch ruft die eigne Gefahr,« fuhr Weleda lebhafter fort, »und lauter noch die Ehre, die Heldenpflicht! Wollt ihr müßig unseren Kämpfen zusehen, weil ihr – noch eine Weile! – sicher seid? Du hast's gehört: ich sah auch dich in dem Bilde, das Wodan mir enthüllte: neben Civilis standest du – es flog dein Speer – er traf. Sprich, Harfner, Königssohn, – willst du Weleda Lügen strafen?« Flammen blitzten ihre Augen auf den Jüngling.

Da warf sich der leidenschaftlich, hingerissen, vor ihr nieder auf ein Knie, riß das Schwert aus dem Wehrgurt, reckte es hoch gen Himmel und rief: »Dein ist mein Volk, wie dieses Schwert! Ich schwöre: ich bringe dir die Markomannen.«

X.

In der Stadt Langres, – damals Andematûnum – dem Hauptort der gallischen Völkerschaft der Lingonen, ragte als das stattlichste Gebäude der Tempel des Apollo Grannus hervor, einer – nach der Sitte der Zeit in jener Provinz – aus römischen und keltischen Vorstellungen zusammengewachsenen Gottheit des Lichtes. Wie der Gott selbst zeigte seine Verehrung, sein Dienst und sein Tempel eine aus jenen beiden Bestandteilen zusammengesetzte Mischung.

Das Gebäude, errichtet auf einer mäßigen Anhöhe, ziemlich in der Mitte der von hohen Mauern umschlossenen Stadt, stellte sich zunächst dar als ein griechisch-römischer Monópteros: auf mehreren Stufen stieg man hinan zu nur Einer langgedehnten Stellung jonischer Säulen von weißgelbem Marmor aus den Brüchen der Pyrenäen –: dieser Vorbau erwies sich aber bald als neu hinzugefügter Schmuck: der Tempel selbst, auf der Krone des Hügels, paßte recht schlecht zu solch edler Einführung: es war ein kreisrunder, ziemlich enger, aus schlecht gebrannten Ziegeln, ja aus rohem verhärteten Lehm ungefügt aufgetürmter, hoher, turmähnlicher Bau, ohne Dach, gegen Regen und Schnee nur durch Lederhäute, die man wagerecht darüber spannen konnte, zu schließen, mit wenigen, schmalen Ritzen in den Wänden, die statt der Fenster dienen sollten: es mußte ziemlich dunkel sein in dem Heiligtum, das sich finster und barbarisch von den edeln hellenischen Säulen abhob.

Unschön und außer Verhältnis zu dem engen, steil aufsteigenden Hauptgebäude dehnten sich, zu beiden Seiten, unmittelbar darangebaut, ziemlich niedrige Nebenräume in die Länge: das Wohnhaus des Oberpriesters, die Kammern, in welchen die Geräte für den Gottesdienst, die Ställe, in welchen die Opfertiere, auch der Kerker, in welchem die zum größten, heiligsten Opfer bestimmten Menschen verwahrt und gehütet wurden.

So roh und plump das Haus des Oberpriesters von außen erschien, – ein garstiger Lehmbau, vielfach mit eingefügten Ziegeln geflickt: seltsam nahm sich darauf in fingerdicken Goldbuchstaben die Inschrift aus: »dies sind die Wohnungen des gottähnlichen Oberdruiden« – die Innenräume prunkten in römischer Einrichtung mit reichem, nur allzureichem Schmuck. Das barbarische Unmaß, der alte keltische Ungeschmack, der in der Übertreibung bunten gleißenden Flitters, in der wahllosen Vergeudung der edlen Metalle, der teuersten Stoffe sich gefiel, hatte hier schrankenlos gewaltet.

In dem niedrigen Speisesaal hatte der Hausherr wenige vertraute Freunde zum Abendschmause versammelt. Die Wände des viereckigen Raumes waren bekleidet mit dem kostbaren synnadischen Marmor, dem »Pfaunenstein« weiß und veilchenfarbig gefleckt, während die kurzen dicken Säulen, welche die getäfelte Decke von undurchsichtigem kameenartig geschliffenem weißem Glase trugen, aus honigfarbenem asiatischem Alabaster ziemlich plump gehauen waren.

Ein starker Duft schwerer Weine und allzuvieler um die Säulen gewundener und über die Kissen verstreuter Blumen zog lastend durch das Gefäß: darein mischte sich der Dunst von indischem Räucherwerk, das man, anstatt in wenigen Körnern, mit vollen

Händen auf die deshalb trüben Flammen der brennenden Kandelaber aus Elfenbein mit flachen Schalen von Schildpatt gestreut hatte.

Die Gesichter der Versammelten glühten, von erhitzenden Weinen gerötet: die Epheukränze um die Schläfe schienen wenig geschützt zu haben vor den Kräften des Bacchus.

Am wenigsten erregt war der Hausherr, ein Mann von noch nicht sechzig Jahren. Er hatte das safrangelbe, von Gold, Silber, Perlen und bunten Edel- und viel zahlreicheren Halbedelsteinen strotzende Priestergewand auch bei diesem vertraulichen Schmause nicht abgelegt: es barg, so weit es flutete, kaum den mächtigen, aber viel mehr fettgepolsterten als muskelkräftigen Körper. Die geistlosen großen Züge waren gedunsen: die glanzleeren Augen mußten sich anstrengen, einen schärferen Blick zu werfen. Aber dies geschah oft, zu oft: denn offenbar hatte der Oberpriester eine ganz ungemein hohe Meinung von sich selbst und seiner Wichtigkeit für das Weltall: und es war wahrlich nicht seine Schuld, wenn die übrigen Sterblichen diese Meinung nicht teilten. Denn jede seiner Bewegungen ward – auch jetzt, auch hier – feierlich ins Werk gesetzt, das geringfügigste Wort ward so nachdrucksvoll gesprochen, als bringe es eine zukunftsvolle Weissagung und die armen, tief in den fetten, glattgeschorenen Wangen steckenden Augen wurden dann gewaltsam aufgerissen, ohne doch dadurch, wie sie sollten, bedeutsamer zu blicken. Die Kahlheit des dicken, runden, kurzen Kopfes verbarg sorgfältig ein Kranz von Mistelblättern aus dünnen Goldblechen, die bei jeder Bewegung laut, aber mißtönig – »scheppernd« – aneinanderschlugen.

Ihm zunächst auf der mit dunkelroter Halbseide überzogenen Kline lag ein Mann von etwa dreißig Jahren, dessen dunkelbraunes künstlich gekräuselttes Haar so süßlich nach Chiossalbe roch, daß die ihm gegenüber ruhende Hausfrau das Antlitz jedesmal zur Seite kehrte, so oft er sich ihr näher zuwandte. Seine Gewandung trug ein seltsam Gemisch von kriegerischem Gepräng und von Stutzerhaftigkeit. Die weichen Sandalen von indischem Gewebe, an der Verschnürung über dem Rist von Perlen zusammengehalten, mochten sich wundern über die Nachbarschaft von ehernen Beinschienen, die freilich auch fehr sein gebildete korinthische Arbeit aufwiesen und offenbar mehr zum Schmuck als zum Schutze dienten. Mitten im tiefsten Frieden trug der Held einen reich versilberten Römerhelm mit stolzgebogenem dräuendem Kamm: ein Medusenhaupt prangte auf dem Stirndach und der Busch von grellrot gefärbtem Roßhaar war nur allzu fürchterlich geraten. Er hatte den Helm beim Eintritt auf dem Kopf behalten – verlängerte er doch erheblich die kaum mittelgroße Gestalt – und erst später auf ein Polster gelegt; der kriegerische Busch roch nach derselben süßlichen Salbe wie sein Haar.

Der zweite Gast, etwas jünger als der Hausherr, nahm es mit der Aufgabe des Schmauses offenbar ernster als die übrigen: ja, er setzte denselben auf eigne Faust fort. Während die zahlreichen buntgekleideten Sklaven die Eßschalen und die Trinkgeräte hinaustrugen, war es diesem Dickbäuchigen gelungen, unbeachtet einen mächtigen Silberkrug schwarzroten Weines, einen Schildpattbecher und eine Pastete mit gemästeten Drosseln auf dem Estrich hinter seinem Ecksofa zu bergen; und während die andern sich in das Gespräch vertieften, vertiefte er sich, listig schmunzelnd, immer wieder in Speis' und Trank; die klugen Augen blinzelten lustig in die Welt und der wohlgebildete Mund, dem ein überlegenes witziges Lächeln gut stand,

war offenbar gewohnt, nicht nur Feines mit Behagen zu speisen, auch mit Behagen Feines zu sagen.

Den drei Männern gegenüber lag auf einer alleinstehenden Kline nachlässig, verführerisch hingegossen ein prachtvoll schönes, beinah zu üppiges Weib.

Nicht eben viel von den schwellenden Formen, von dem milchweißen Fleisch verhüllte das reiche Gewand aus dunkelgelber Vollseide von »Sina«. In der Mitte des Busens schloß es ein handbreites Geschmeide von glühend roten Rubinen, während eine Kette der gleichen Steine den vollen Hals und Nacken umzog. Das starke, etwas dickfädige Haar von tiefstem Schwarz war gegen den Wirbel hinaufgekämmt und bildete hier einen hohen turmartigen, nach oben sich verjüngenden Aufbau; eine Schnur glänzend weißer Perlen durchzog das dunkle Geflecht, das, fiel von den ragenden Standleuchtern das Licht der Fackeln darauf, wie Rabenfittiche ins Dunkelblaue, ins Schwarzblaue zu schillern schien. Das berauschend schöne Weib lehnte den linken Ellbogen auf die Seitenwand der Kline, von deren Veilchenfarbe ihr Gewand sich leuchtend abhob, und stützte das mächtige Haupt in die offene Hand. Der weiche, sehr volle Oberarm war von den fingerdicken Windungen einer gediegen goldenen Schlange mit Diamantaugen viermal umschlungen.

Der Anblick der stolzen Frau war überwältigend.

Schade, daß der Ausdruck des Gesichtes dies prachtvolle Geschöpf weder gut noch glücklich erscheinen ließ.

Auf der niedrigen flachen Stirn war – vor der Zeit – eine leise Falte eingegraben zwischen den streng regelmäßig geschwungenen schwarzen, nur ein wenig zu dichten Brauen, die Flügel der starken geradlinigen Nase zuckten manchmal in nicht ganz zu verhaltender Erregung: der üppig schwellende Mund stand oft leicht geöffnet, wie in unbefriedigter Erwartung; die mandelförmigen schwarzen Augen, schwimmend in bläulichem Weiß, sahen unter den langen, nach aufwärts gebogenen Wimpern ins Leere: Keiner der Anwesenden offenbar beschäftigte den Blick oder die Gedanken – oder das Träumen? – der Schweigenden. Lang ausgestreckt ruhte ihr rechter Arm in ihrem Schoß: dies Weib litt offenbar: – wenn auch nur unter der Gleichgültigkeit gegen alle Dinge und alle Menschen, die es umgaben.

So achtete sie es auch nicht, daß die Augen der einzigen noch anwesenden Frau gespannt, bewundernd auf ihr ruhten. Diese hatte sich von der Tafelkline erhoben und saß nun auf einem niederen Stuhl auf der andern Seite des Saales. Ihr Gewand war schlicht, – schmuckleer, das glanzlose Haar trug weder Geschmeide noch festlichen Kranz: unvorteilhaft zeigte sich darin die unscheinbare Gestalt: die Züge waren nicht unschön, aber auch durch nichts ausgezeichnet: nur manchmal erhielten sie einen ganz eigenartigen Ausdruck, wann sie die seelenvollen braunen Augen voll aufschlug: dann belebte sich das blasse magere Gesicht: es schien dann wie vergeistigt, wie verklärt durch ein Licht, das, sonst streng geborgen, nun sieghaft aus der Tiefe ihrer Seele brach. Nach langem stummem Betrachten des üppigen Weibes seufzte sie unhörbar: »Wie schön sie ist! O nur einen schwachen Schimmer davon! . . .«

Sie war so ganz in Schauen und Sinnen versunken, daß sie erschrak, als der Hausherr sie ansprach: sie errötete, das ließ dem zarten Gesichtchen gut: »Nun,

Epponina? Wieder ganz bei ihm mit all' deinen Gedanken? Auch wann du meine Frau anschaut –: du denkst dabei doch nur an Sabinus.«

Die Aufgestörte zuckte leise: sie warf einen raschen Blick aus den schüchternen Augen auf die Hausfrau, besorgt, wie diese die Worte ihres Gemahls aufnehmen werde.

Aber sie schienen auf diese gar keinen Eindruck gemacht zu haben; kaum merkbar hob sie das volle, weich gerundete Kinn: um die aufgeworfenen Lippen zog etwas wie Geringschätzung: oder war es ein verhaltenes Gähnen?

Epponina strich die schlichten hellbraunen Haarflechten zurück und schwieg.

»Jawohl, Gutruat,« rief der jüngere der beiden Gäste an dem glatt gesalbten schwarzen Schnurrbart zerrend, »du hast recht. Es ist unerhört! Zehn Jahre bald ist sie sein Weib und noch immer liebt sie ihn! Ganz altmodisch! Urväterlich!«

»Ja, ja,« lächelte der andere Gast, die klug geborgne, jetzt leere Silberschüssel zur Seite schiebend, »ganz Penelopeia! Aber ich besorge,« – fuhr er mit wohlwollendem Mitleid fort, – »ihr Odysseus hat schon mehr als Eine Kalypso entdeckt.«

Die scheue Frau erbleichte.

»Deine Mastdrosseln, o du apollähnlicher Vertrauter des Lichtgotts,« fuhr der Dicke fort und schickte dem letzten Bissen einen herzhaften Trunk Weines nach – »sind die saftigsten in ganz Gallien, Hispanien und Italien. Das Geheimnis ihrer Bereitung ist unter all' deinen Priestermythen das wertvollste.«

»Lästre nicht, Tutor,« schalt der Hausherr mit erhobnem Finger; aber er lächelte, geschmeichelt.

»Ja doch,« fuhr der Gewarnte fort. »Auch dir selbst das heiligste, so will es scheinen. Beim Opfer am Altare des Grannus läßt du dich gar gern vertreten durch deine dienenden Priester: – bei der Bereitung der Drosseln fehlst du nie an dem Altare – deiner Küche.«

»Du mußt immer witzeln,« meinte Gutruat.

»Wenn ich nicht den Mund von Besserem voll habe als meine Worte sind. Begreiflich! Was urteilte Cato von uns Galliern? In zwei Dingen seien wir ausgezeichnet: in feurigem Kampfesmut und in witziger Rede. Da nun der Ruhm der Tréverer, dieser Classicus da, und der Stolz der Lingonen, Epponinens waffenrasselnder Gemahl, alles Heldentum – oder wenigstens dessen Gepräng! – vorweg genommen, blieb mir Armen nur der Trost meines magern Witzes und meiner fetten Mahlzeiten.«

Da tönte draußen auf dem Marmorestrich der Vorhalle ein rascher Schritt. Epponinas Auge heftete sich sofort an den blauen Vorhang des Eingangs.

»Ei, wie sie seinen Gang kennt! Wie sie rot wird vor Wonne!« lachte Classicus.

»Auch Claudia,« meinte Tutor, »errät ihres Eheherrn Schritt. Aber sie erträgt mit mehr Fassung die Freuden seines Nahens.« Und sein Blick auf die Hausfrau war nicht sehr freundlich.

»Ja, das ist Sabinus,« nickte der Priester, »er versprach, gleich zu kommen, sowie der Legat ihn entlassen.«

XI.

Da ward der Vorhang heftig zurückgeschlagen und hastig trat er ein, Epponinens Gemahl.

Er war ein Mann von etwa dreißig Jahren, mit hübschen, etwas weichen Zügen und unruhigen dunkeln Augen. Das allzu lebhaftes Spiel seiner Mienen kam nie zur Ruhe und er begleitete seine Rede mit raschen Bewegungen der Hände oder einzelner Finger.

Bei seinem Eintritt schlug Claudia zum ersten Mal die Augen voll auf: sie fing seinen ersten Blick: es war nicht schwer, denn dieser Blick hatte sie gierig gesucht.

Tutor bemerkte das scharf: »der Lichtgott macht seine Priester blind, so scheint es,« brummte er, »und taub dazu.«

Epponina hatte es klar gesehen: auf sie war kein Strahl dieser unsteten Augen gefallen.

Sabinus eilte, niemand begrüßend, sofort in die Mitte des Saales. »Gutruat,« rief er, »ich habe deine Sklaven aus der Vorhalle fortgewiesen!«

»Meinetwegen,« meinte Tutor, »es giebt doch nichts mehr hereinzutragen; auch wär' mir's kaum noch eine Wohlthat.«

»Denn was ich – ich allein! – erkundet,« fuhr Sabinus eifrig fort, »was ich euch berichten will, was wir jetzt zu beraten haben, verträgt keinen Lauscher. Freue dich, Claudia Sacrata! Die große Stunde naht. Roma versinkt und Gallia erhebt sich im Triumph zu Freiheit, Ruhm und Macht. Das Weltall blickt auf uns!«

Er sprach gar schnell und hitzig; nun drückte er die Linke auf die Brust und reckte die Rechte mit ausgespreizten Fingern in die Höhe.

»Du kommst also von Hordeonius?« fragte Classicus. – »Hat er Nachrichten aus Rom?« forschte der Hausherr.

»Und was für Nachrichten! Trompeten- – nein: Posaunenstöße für jeden echten Sohn Galliens!« Er schlug den scharlachroten, silbergestickten Mantel, der ihn weit umflatterte, zurück, die Arme noch freier bewegen zu können. Dabei löste sich die gemmengeschmückte Spange auf seiner linken Schulter, der Mantel glitt herab. Epponina sprang auf von ihrem Sitz, ihn aufzufangen: er warf ihr zu mit einem gleichgültigen Nicken des Kopfes.

»Höret also!« Er bog den schönen Kopf zurück in den Nacken: etwas Schauspielhaftes schien ihm eigen: allein es war nicht gemacht, es war für ihn die angeborne Weise des Ausdrucks. »Der alte Legat, der mir blind vertraut, ließ mich eilends rufen – deshalb, schöne Claudia, *konnte* ich nicht zu deinem Festmahle kommen: wahrlich, nichts geringeres als das Vaterland konnte mich so unhöflich erscheinen lassen, auf eine Einladung von *dir* zu zögern! – Ich fand ihn umgeben von all' seinen Heerführern. Bestürzt steckten sie die Köpfe zusammen, diese Hochmütigen. Nur Vocula schien zuversichtlich – wie immer.«

»Der stolzeste von ihnen,« grollte Classicus.

»Und mit Recht,« fügte Tutor bei. »Denn er ist unter diesen Römern am meisten Römer. – Wenn ich nur wüßte,« fuhr er mit sich selbst redend fort, »welche Ähnlichkeit es ist, an welche mich diese schwarze Claudia fortwährend mahnt!«

»Nur ungen,« fuhr Sabinus fort, »teilte mir Hordeonius mit, was noch tiefes Geheimnis sei.« »Dienstgeheimnisse! Niemand darfst du sie verraten,« meinte der Schwachkopf.«

Epponina richtete einen mahnenden Blick auf ihren Gatten: sie seufzte, man achtete nicht darauf.

»In Italien, in Rom stürzt alles zusammen. Ihr wißt, wie Legion gewütet gegen Legion bei jenes Otho blutigem Untergang: zu Hügeln häuften sich die Leichen dort in der Mordschlacht bei Bedriacum. Aber auch nachdem der Fresser Vitellius den bluttriefenden Thron bestiegen, – Ruhe ist nicht zurückgekehrt. Er zittert und er hat Grund, zu zittern: überall glimmt und knistert es unter der Asche: überall, in jeder Provinz, von Britannien bis Syrien, von Belgia bis Tripolis, fürchtet der Tyrann Empörung der Legionen, Erhebung von Anmaßern. In Italien aber, in Rom selbst ahnt er die Dolche von Verschwörern. So hat er denn nun befohlen – hört es, ihr Freunde! – alle römischen Kohorten schleunigst nach Italien zu schicken.«

»Heia,« rief Classicus und sprang auf, »so sind wir frei!« – »Ohne Schwertschlag – das ist daran das beste,« meinte Tutor. »Aber die Bataver?« fügte er besorgt hinzu.

Verächtlich erwiderte Sabinus: »Fürchtest du sie, diese rohen Barbaren?« – »Dumm sind sie!« rief Classicus.

»Sie sind nicht ganz so klug, wie wir uns wännen,« antwortete Tutor. »Das wäre auch für Sterbliche zu schwer. – Jetzt hab ich's!« rief er plötzlich laut. »Weißt du, gottähnlicher Drosselbrater, wem deine Gattin ähnlich sieht – aber täuschend, sag' ich dir, zum Verwechseln?«

»Halt' uns nicht auf mit deinen Possen,« grollte Classicus. »Das Vaterland . . .« – »Kann noch ein wenig auf dich warten! Nun, ratet.« – »Welcher Göttin?« fragte Sabinus. »Gar keiner. Vielmehr einem wunderbaren Untier. Ja, ja! Ich sah einmal im Käfig des Cirkus zu Rom eine schwarze Pantherin . . . –«

Da regte sich die Vergleichene kaum merklich und blickte kurz – drohend – zu ihm hinüber.

»Sehr schön – ein wenig träge, bis es Blut zu lecken galt – unzufrieden mit ihrem Käfig und dessen freilich gar nicht gottähnlichem Wärter – und im ganzen höchst unheimlich-gefährlich.«

»Laß meine Gattin aus dem Spiel. Unterbrich nicht wieder! Also ihr meint, die Bataver . . . ?«

»Bah,« sprach Sabinus, »in Einem Ansturm fege ich sie hinweg an der Spitze meiner Reiter.« – »Jawohl!« rief Classicus, »zurück mit ihnen über den Rhein, woher die Hungerleider eingebrochen. Entweiht ist der heilige Boden Galliens, solange der Fuß des Fremden darauf tritt.« – »Das Land unsrer Väter, unser wird es wieder,« frohlockte Sabinus. »Umarmen wir uns, Waffenbruder! Beglückwünschen wir uns!« Und er schloß Classicus lebhaft in die Arme, sie küßten sich auf die Wangen.

»Mich wundert,« staunte der Priester, »daß der Römer dir all' das anvertraut.«

»Er mußte wohl! Er forderte mich auf, unsre Stammesgenossen aufzubieten in voller Stärke. Ich meine Lingonen, dir, Classicus, wird er dasselbe für die Treverer gebieten. Wir sollen – an der Legionen Statt – den Rhein beschützen gegen die Germanen. Und die Alpenpässe für Vitellius besetzen.«

»Wohlan, wir *werden* sie besetzen,« rief Classicus, »Aber nicht für Vitellius! Kein Römer mehr soll von jenen Jochen niedersteigen in das schöne Gallien! Nicht wahr, Freund Gutruat?«

Aber unzufrieden schüttelte der den Kopf. Es verdroß ihn, daß die jüngeren Männer, die Laien so ganz auf eigene Faust, ohne seine Oberleitung, handeln wollten. »Es wird euch nicht glücken,« meinte er. »Man muß zuvor der Götter Willen erforschen. Die Götter, fürcht' ich, auch die unsern, sind für Rom. Gar schlau haben sie es angefangen, die Eroberer. Unsere eigenen Landesgötter, die uns helfen sollten, haben sie für sich gewonnen, indem sie auch diesen neben ihrem Jupiter und ihrem Mars Bildsäulen an dem Tiber aufstellten. Ich habe sie selbst dort stehen sehen! Ein altes Wort druidischer Weisheit sagt: Gallien dient Rom, solange Galliens Götter stehen auf dem Kapitol.«

»Nun denn,« rief Sabinus übersprudelnd und fuhr mit beiden Händen in die Luft, »so sei getrost, frommer Priester. Beglückwünschen wir uns abermals, edle Freunde! Denn hört: das Kapitol – es ist bei dem letzten Bürgerkampf in Rom verbrannt –: es liegt in Schutt und Asche. Und mit verbrannt sind alle Götter Roms und aller Völker, die Rom dort aufgestellt hatte!«

Da erhob sich Gutruat in lebhafter Bewegung: »Das ist ein großes Zeichen!« sprach er feierlich. »Denn wisset noch ein andres. Geheim ward unter den Druiden fortgetragen von Geschlecht zu Geschlecht ein Spruch seit den Tagen des Brennus: als dieser unser großer Ahn ganz Rom verbrannte, das Kapitol konnte er doch nicht bezwingen. Dort aber, in dem Jupitertempel, liegt er geborgen, der Zauber Roms: ein vom Himmel gefallener Schild, der die Söhne des Romulus unbezwingbar macht: im Monat des Kriegsgottes tragen die Priester ihn in feierlichem Aufzug durch die Stadt. Stürzen aber die Götter des Kapitols, dann werden ihre Trümmer den Zauberschild zerschlagen und dann stürzt Rom unrettbar nach!«

Alle, auch Epponina, waren ergriffen, fortgerissen von dieser Verkündung. Nur Claudia schob ruhig, aber mißgestimmt den Kopf zurück auf den Rand des Lagers.

»Ja, die Stunde kam,« rief Classicus. »Und Eile thut not! Dir am meisten, Gutruat!«

»Weshalb?« fragte dieser in unverstörter behäbiger Feierlichkeit. »Es versteht sich, daß ich die Weihung der Kämpfer und ihrer Waffen übernehme. Bevor ich also zu handeln für gut finde . . .«

»So?« unterbrach ihn nun Tutor. »So schlecht kennst du Priester Priesterart? Meinst du, dein alter Nebenbuhler, der Oberpriester des Teutates zu Arvern . . . ?« – »Jawohl!« hob Classicus wieder an. »Wähnst du, Eporidix wird dir den Vortritt überlassen? Sobald er erfährt . . .«

»Ihr habt Recht!« rief der Hausherr. – Er ward ganz rot in dem dicken Gesicht; bange Hast und eifersüchtiger Zorn verdrängten die feierliche Ruhe seiner Haltung. – »Der neidische, freche, eitle, aufgeblasene, nein, aufgeblähte Mensch – es ist ihm

zuzutrauen! Versammelt – noch diese Nacht! – die vornehmsten Ritter, welche die meisten Schutzhörigen und Schuldknechte bewaffnen können. Ich werde die Druiden einberufen und –«

»Aber,« mahnte Sabinus, »bevor wir versuchen, sie fortzureißen, müssen wir ihnen die Zustimmung der Götter vor Augen führen.« – »Ja,« bekräftigte Classicus, »sie müssen etwas *sehen!* Der Spruch vom Kapitol – das genügt nicht – für die Menge.« – »Gewiß,« nickte Tutor sehr ernst, »die Dummheit und das Wunder muß man mit Händen greifen können, sonst sind sie nicht echt.«

»Wohl,« sprach feierlich der Druide, »ihr seht, nichts glückt ohne die Priester – wollte sagen die Götter!«

»Es ist ganz dasselbe,« meinte Tutor. »Bitte, thu' dir keinen Zwang an.«

»Ohne mich geht es nicht. Vor aller Augen – Tutor hat recht! – müssen die heiligen Hühner fressen. Was meinst du, Claudia?« forschte er, plötzlich ängstlich geworden. »Es wird doch gut ausfallen? Ist der heilige Weizen bereit?«

Da erwiderte Claudia kühl – ohne sich zu regen, – es war ihr erstes Wort: »Die Hühner werden den Weizen fressen. – Ob aber nicht dann die Römer euch fressen?«

Unwillig wiesen die drei Männer dieses Wort zurück; nur Tutor verzog das Gesicht zu einem halb beifälligen Lächeln. »Auch schlau ist sie,« murmelte er, »die Pantherin! Ob wohl der Gottähnliche schon sein Testament gemacht hat? Ich hätt' es am Tage meiner Hochzeit mit ihr gethan.«

Stauend, mit großen Augen, sah einstweilen Epponina auf die Hausfrau: »Zweifelt sie an ihren Götzen?« fragte sie sich leise.

Aber ihr rastloser Gatte drängte vorwärts. »Noch viel ist zu bereden. Vor allem die Verteilung der Rollen – und der Siegesbeute.« – »Man sieht's,« meinte Tutor, »das eilt dir am meisten, Sabinus!«

»Unser Ziel muß sein,« fuhr dieser eifrig fort –und dieses Feuer stand ihm doch gut, es verschönte seine Züge, »ein Großreich *aller* Söhne von Grannus, Teutates und Hesus! Nicht nur die Gallier zwischen Rhein und Pyrenäen, – alle unsere Stammesbrüder, alle Galen, auch die in Hispanien, die drüben auf den britischen Eilanden, die Galater in Asien, die Splitter unsres Volkes auf der ganzen Erde gilt es unter Einer Herrschaft zu vereinen!«

»Ja, ein Großgallien, ein großes allgallisches Königreich!« bestätigte Classicus.

»Was?« schalt Sabinus funkelnden Auges und fuhr mit allen Fingern durch sein krauses Haar. »Nur ein *Königreich*? Rom sollte einen Kaiser haben und die Gallier nicht? Nein! Es gilt ein gallisch Kaisertum!«

»Gut,« meinte Tutor, »Namen sind billig und thun viel; zumal bei unsern Landsleuten. Sie verlangen nun einmal die volltönenden Worte. Auf ein Maul voll darf es uns nicht ankommen, wollen wir die Gallier gewinnen.«

»Wer aber,« forschte der Druide, »wer soll der Cäsar Galliens werden?«

Bang ruhten Epponinas Blicke auf dem Gemahl, als dieser antwortete: »Wer? Ohne Zweifel nur, wem cäsarisches Blut in den Adern rollt.«

Unwillig erwiderte Classicus: »Ahá, ahá! Man sagt allerdings – zumal in deinem Klan, Sabinus, sagt man's! – deine Ahnfrau habe dereinst dem Unterjocher Galliens gefallen durch ihre Schönheit und ihre . . .«

Er stockte. Tutor half ihm weiter. »Nun, sagen wir: ihre Gefälligkeit. Sie hat sich ihm . . .« Er ward durch eine scheue Bewegung Epponinas auf diese aufmerksam: er sah, wie sie errötend sich abwandte, – da hielt er inne. »Nein, diese Vielgequälte,« sprach er zu sich selber, »darfst *du* mit nichts quälen, Tutor. Es ist hart, sehr hart, einen Witz hinunterschlucken: – aber es muß sein.« Und willensfest, mit Überwindung, schloß er den Mund.

Allein Sabinus selbst rief mit überlauter Stimme: »Nun, was stockst du? Sie gebar dem größten Mann der Weltgeschichte, dem Welteroberer, meinen Urgroßvater!«

»Wenig Ehre bringt das ihr – und dir,« erwiderte Classicus heftig. »Denn sie war nicht Cäsars Gattin.«

»Sondern vielmehr ganz im Gegenteil eines andern,« ergänzte Tutor; das konnte er nun doch nicht verhalten.

»Wohlan!« rief Sabinus, einen flehenden Blick Epponinens nicht bemerkend, »war nicht Alkmene Amphitryons Weib, als sie Zeus Herakles gebar?«

»Ja, dabei ist doch ein kleiner Unterschied,« meinte sehr ernsthaft Tutor. »Von deinem Urgroßvater weiß man keine Heldenarbeit zu rühmen, als die Eine, daß er eben – deines Großvaters Vater ward.«

»Und ist's etwa ein Ruhm,« fuhr Classicus grollend fort, »von unsrem Unterjocher abzustammen, dem Schlächter unsrer Ahnen? Wie viele Hunderttausende von Galliern hat er getötet? Wollen wir Roms Joch abschütteln, auf daß der Bastardenkel des Unterjochers, des fürchterlichsten aller Römer, über uns herrsche? Mitnichten! Von den alten Königen zu Arvern, die dereinst über ganz Gallien gewaltet, stammt *mein* Geschlecht. Ich habe das Recht auf das gallische Königtum.«

»So wird das Schwert denn zwischen uns entscheiden,« rief Sabinus und fuhr an den reich vergoldeten Griff dieser Waffe. »Aber, unsrer Völker Blut zu schonen, – in ritterlichem Zweikampf.«

»Jawohl!« erwiderte Classicus. »Komm! Komm gleich hinaus!«

»Wollt ihr nicht gefälligst warten bis euch das freie Gallien auf der Schüssel liegt?« rief Tutor, »bevor ihr euch darüber die Hälse abschneidet?«

»Wo aber soll die Hauptstadt Galliens sein?« forschte Gutruat bedächtig.

»Zu Arvern, der alten Königsstadt!« antwortete Classicus.

»Mitnichten!« entgegnete der Hausherr. »Daß dieser unbeschreibliche Eposedirix Oberpriester würde und im Purpurkleid die heilige Mistel schnitte? Das fehlte mir! Nein, hier, diese Stadt –«

»Geduld,« mahnte Tutor. »Die Drossel Gallien ist noch nicht in eurer Hand: streitet nicht schon um den Herd, auf dem ihr sie braten werdet. Jedenfalls, oh Oberkoch des Lichtgotts, sollst *du* sie zurichten. Übrigens: – was auch mein Bäuchlein dawider brummen mag: ich thue doch mit.«

»Du führtest früher ein tapfer Schwert,« lobte Classicus. – »Und hattest stets ein Herz fürs Vaterland,« meinte Sabinus, »nicht nur für leckre Bissen, wie du glauben machen willst.« – »Ja,« nickte der Hausherr herablassend. »Freund Tutor stellt sich immerfort unedler, als er ist. Warum?«

»Das will ich dir sagen, hochpreislicher Gottesfreund. Das thue ich aus Eitelkeit, um was Besonderes zu scheinen. Meine lieben Landsleute stellen sich immerfort edler an als sie sind . . . –«

»Oho!« warf Sabinus ein.

»Ich sage nicht: bloß vor den Leuten! Vielmehr ganz besonders sich selber machen sie das weiß. Auch du, Sabinus, kannst unmöglich herrlicher sein – ja, vielleicht kaum ganz so herrlich! – wie deine ehrliche Meinung von dir ist. – Ich folge euch also, in das Lager, in die Schlacht. Aber warum? Ich fürchte, nur deshalb, weil ich mich erinnere, welch' unvergleichliche Eßlust und Eßfähigkeit und Verdauungsbehendigkeit mir das Leben im Felde damals gewährte. Damals Hunger und oft nichts zu beißen: heute Feigendrosseln und – beinahe – keinen Hunger.«

»Jedoch nun fort,« mahnte Sabinus. »Wir zu den Rittern, du, Gutruat, zu den Druiden.«

Alle neigten sich gegen die Hausfrau und eilten hinaus, Epponina hinter ihrem Gatten.

Claudia hatte nur mit kaum merklichem Neigen des Hauptes die Abschiedsgrüße erwidert; sie blieb ruhig liegen, nur einmal tief aufatmend, als auch Gutruat, der letzte, verschwunden war.

XII.

Nicht lange blieb sie allein.

Gar bald rauschte der Vorhang zwischen den gelben Säulen des Eingangs: – Sabinus kehrte eilfertig zurück. Er warf noch einen Blick rückwärts in die Vorhalle, dann stürmte er auf Claudia zu und drückte einen leidenschaftlichen Kuß auf ihre Lippen.

Er kam sobald nicht los.

Denn das bisher ganz regungslose Weib erhob nun die beiden vollen Arme, schloß die Hände über seinem Nacken zusammen und hielt ihn so lange, lang umfassen.

»Findest du nicht,« sprach sie mit einem verschleierte[n] Blick, als er sich endlich losgemacht hatte, »dieser stumme Gebrauch deiner Lippen war weiser als all' die vielen Worte, die sie vorhin sprachen?«

»Süßer gewiß. Aber . . .« – »Auch weiser. Meine Küsse bringen dir nicht Gefahr.« – »Wer weiß? – Gutruat . . .« – »Fürchtest du ihn?« – Sabinus fuhr auf: »Ein gallischer Ritter und fürchten!«

»Ja, sei ganz unbesorgt. Er – »Seine Aufgeblasenheit!« – diesen Titel hab' ich mir für ihn ausgesonnen in einer schlaflosen Nacht . . . hält es nicht für möglich, daß man einen Sterblichen oder auch einen Gott dem großen Gutruates von Andematunum vorziehen könnte. Und wenn er je argwöhnisch würde . . .« – »Mein Schwert . . .« rief Sabinus. – »Oh behüte! Keinen Lärm dabei!« Sie lächelte: aber der Buhle fand dies Lächeln unheimlich.

»Ich wußte wohl, du kommst mir zurück,« fuhr sie fort. »Jedoch die sanfte Epponina: – wie entrannst du ihr?« – »Höhne sie nicht!« mahnte er. »Sie ist besser, als wir beide zusammen.« – »Nun, das will nicht gerade viel sagen. Und sie wird ja auch den Lohn für ihre Tugenden finden – nach dem Tod – in jenem Himmel, an welchen der alte Jude zu Athen sie vor mehreren Jahren glauben gelehrt hat.«

»Er war kein Jude, er war ein Christianer. – Auch über den spotte mir nicht! Noch keines Menschen Rede hat mich wie dieses Mannes Wort erschüttert.« – »Zum Glück hielt es nicht lange vor.« – »Ach nein! Ich bin zu leichten Geblütes, zu genußdurstig.« – »Wohl mir! – Denn »Seine Aufgeblasenheit« zum Gemahl und einen traurigen Christianer zum Freunde: – vereisen könnte man dabei. – Aber auch diese deine gallische Staatskunst . . .!« Sie warf schmollend die Lippen auf.

»Ich sah es wohl: du bist nicht für die Sache.« – »Nein! Wahrlich nicht!« – »Warum? Wird es dich nicht beglücken, deinen Freund als Imperator Galliens zu sehn?« – »Durchaus nicht! Denn ich werde den Imperator seltener sehn. Und wird unter dem Diadem ein Kuß süßer?« – »Claudia! Denkst du denn nichts als . . .?« – »Liebe. Ich bin ein Weib.« – »Das schönste in der Welt!« – »Wenigstens in Gallien, sagt man. Also! Genuß schlürfen, soviel das karge Leben, die ach! so kurze Jugendzeit vergönnt: – alles andre ist Thorheit. Denn« – sie zögerte – »denn nach dem Tode gähnt das Nichts! Verwesung – Vernichtung! – Gräßlich!« Sie schauderte zusammen.

»Wie? Und die Seelenwanderung? Deines Gatten heiligste Geheimlehre?« – »Wird Unglaubliches glaublicher, weil ein Schwachkopf daran glaubt?« – »Du solltest ihn nicht schelten,« sprach Sabinus, unangenehm berührt. »Es fällt mir schwer, ihn betrügen. Dürft' ich ihn zum Zweikampf um dich rufen! Wärst du doch seine Witwe! – Noch aber ist er dein Ehgemahl . . . !«

»Warum ist er's?« rief sie, sich plötzlich aufrichtend auf dem Ellbogen, und die schwarzen Augen funkelten gar böse, wie die einer zornigen Schlange. »Weil er mich als zwölfjähriges Kind meinem Vormund abgekauft hat. Nicht aus Liebe, oder doch nur aus Wohlgefallen an meinem knospenden Reiz. O nein! Mein Großvater konnte er ja sein. Nein! Weil eines seiner einfältigen Orakel verkündet hatte: »wer die Tochter des Luctorix umarmt, der wird ganz Gallien beherrschen!«

»Meine Claudia! Und dies Wort – erst jetzt –?«

Unwillig den Kopf schüttelnd, unterbrach sie: »Aber mein Vater hatte zwei Töchter hinterlassen!«

»Lucretia und dich, beide gleich schön!«

»Aber ich bin dritthalb Jahre jünger!« berichtigte sie, rasch einschaltend. »Doch nicht auf Schönheit des Leibes, nicht auf Wert der Seele kam es ihm an: nur auf jenen Spruch! Der Zufall entschied – vergieb, die Götter! Oder noch richtiger: die Hühner!«

»Wie das?«

»Nun, vor unsern Augen ließen sie die dummen Gackertiere den von uns Schwestern hingestreuten Weizen aufpicken: – von *meinem* fraßen die verfluchten Bestien zuerst und ich ward des alten Druiden Weib. Soll ich ihn lieben?«

»Nein, mich!« rief er hitzig. »Denn *ich* – ich fühl' es! – bin berufen ganz Gallien zu beherrschen! Aber warum hör' ich heute zum erstenmal . . . – warum teiltest du mir jenes Orakel nicht längst schon mit?«

»Es war nicht nötig. Ich gefiel dir auch ohne das. Und sollte ich dir verkünden, was deine Eitelkeit . . . Nicht? Nun sagen wir: deinen Ehrgeiz oder deine Vaterlandsliebe – 's ist all' dasselbe! – noch früher in diese Empörung getrieben hätte? Nun bist du doch einmal darin,« – seufzte sie – »nun magst du auch um jenes Wort wissen.« – »Du verbürgst mir den Sieg!« – »Durchaus nicht! Und wenn auch! – Dieser Handel wird dich viel von mir fern halten. Und das,« – sie sprach es langsam, eindringlich, wie warnend – »das ist – vielleicht – nicht klug von dir gethan.« Sie schwieg nachdenklich: die dunkeln Augen blickten an ihm vorüber, wie suchend in die Zukunft.

Er bemerkte das nicht: seine Gedanken waren ganz von dem Orakel erfüllt. »Ah,« rief er, »du willst es ja doch! Du willst mich glänzen, herrschen sehen.« – »Gar nicht. Ich sagt' es doch schon! Ich will nur eins.« – »Und das ist?« – »Fühlen, daß ich dich unwiderstehlich berausche,« flüsterte sie heiß. »Das will ich. Gar nichts sonst. – Zudem,« schloß sie langsam, »zudem glaub' ich nicht an Orakel und Götterzeichen.«

»Wie? Auch nicht an die heiligen Hühner?«

Claudia lachte, daß die weißen Zähne glänzten: »An *die*?« – »Ja freilich! Sie werden doch eifrig fressen, meinen Sieg zu verkünden?« – »Wenn du's durchaus haben willst,

werden sie fressen. Aber ich warne nochmals. Du wirst die Krone nicht gewinnen. Und Claudia wirst du darüber verlieren.«

»Warum nicht siegen?«

»Ihr seid diesen Römern nicht gewachsen.«

»Ich! Selbst ein Römer! Cäsars Blut!«

»Und hättet ihr die Legionen wirklich aus dem Lande gedrängt, – meint ihr, die Germanen werden es euch lassen?« – »Diese Barbaren!« – »Sind sehr stark. – Auch schön sind sie. – Meine Schwester« – sie sprach wieder nachdenklich – »hatte ganz recht« – »Worin! was meinst du?« – »Jener junge Bataver – er war schön wie ein Apoll: – aber nicht wie der Gutruats! – Wie einer von Marmor, den ich einst in Rom gesehen!« Sie schloß die Augen, die Erinnerung in sich schlüpfend.

»Weißt du, was Tutor von jenem Abenteuer sagte? »Schade, daß der Barbar lieber verrückt als verliebt wurde!« Aber rede: wie meintest du das mit den heiligen Hühnern? Du sprachst so zuversichtlich: »sie werden fressen.«

»Sie werden!« erwiderte Claudia, gelangweilt.

»Woher kannst du das wissen? Du, die nicht an Vorzeichen glaubt . . .« – »Wie soll ich an Vorzeichen glauben, wenn ich sie mache?« – »Claudia! Die Hühner des Gottes . . . Kannst du sie zwingen?« – »Nein! Aber *meine* Hühner. – Höre! Sieben ganz weiße Hennen hat Gott Grannus: ebenmäßig werden sie gefüttert, Tag aus Tag ein, so daß nur des Gottes Wille besonderen Hunger oder besondere Ablehnung des Futters bewirken kann – nicht? Richtig! Nun hat aber Claudia – zufällig! – auch sieben Hennen: auch – zufällig! – ganz weiße. Sie sind verborgen an einem Ort, wohin sich der Fuß des Gottähnlichen nie verirrt. Naht nun der Tag der Befragung heran – ich weiß ihn ja immer lange voraus! – und will ich ein günstig Vorzeichen, laß ich meine lieben Tierlein hungern, daß sie verzweifeln möchten; andernfalls laß ich sie mit Gewalt stopfen von einem jungen Tempelsklaven, dem Wächter der gottseligen Hühner, der mir viel heißer ergeben ist als dem Gott – und dessen Oberpriester. Er vertauscht das heilige Federvieh mit dem meinen und, soll es gut gehn, frißt es alsbald, daß allen Frommen Galliens das Herz im Leibe lacht. Einmal hat sich eine solche befiederte Prophetissa dabei zu Tode prophezeit – das heißt: gefressen! – Du siehst, dein Sieg – oder wenigstens dessen Weissagung! – liegt in dieser Hand.« Sie reichte ihm die wohlgepflegten, weißen, weichen Finger. Er starrte mit leisem Grauen auf das Weib. »Claudia,« stammelte er, »du bist . . .«

»Unheimlich? Nicht wahr?« lächelte sie.

»Ja, aber meine Schicksalsgöttin!« Er beugte sich nieder und küßte ihre Hand.

»Gut, daß du's einsiehst. Vergiß es nie! – Aber horch! – Hörst du die ehernen Becken dröhnen? Gutruates ruft sein Haus zum Nachtgebet: dabei darf ich nicht fehlen. Geh. Ich werde für dich beten. Und – für den Magen meiner Hühner.«

XIII.

Einige Tage später saßen in Brinnos Halle die Freunde beisammen und pflogen Rates über die Schritte, die nun ferner geschehen sollten.

Ungeduldig schüttelte der Hausherr das rote Gelock. »Allzulange,« grollte er, »schiebt ihr mir das Losschlagen hinaus. Ich möchte . . .«

»Bruder,« mahnte Brinnobrand aufblickend von seiner Arbeit: er schnitzte mit scharfem Messer an einem schlanken Eschenstämmchen, das der Schaft eines Speeres werden sollte – »hast du Einen nicht selbst gelehrt: »erst zähe zögernd zielen mit spitzem Speer, bevor du ihn sausend entsendest?«

»Und,« fiel Ulemer der Friese ein, »hat nicht das Zögern schon genützt? Haben wir nicht einstweilen schon von den fernen Markomannen Zusage erhalten, daß sie ihren Königssohn samt seiner Gefolgschaft und wer ihm sich anschließen mag, zu uns stoßen lassen wollen? Müssen wir nicht noch die Antwort der andern Übrer abwarten?«

»Aber es kann doch jede Stunde von Rom der Befehl eintreffen,« erinnerte Brinno, »dich, nach jenem Senatsbeschuß, auszuliefern. Was thun wir dann?«

»Das hat noch gute Wege,« tröstete Civilis. »Ihr wißt, Hordeonius, der Legat, hält große Stücke auf mich!«

»Er hatte volle Ursach!« schalt Brinno. »Warst du doch römischer als die Römer.«

»Als ich ihm erklärte, ich wolle mich freiwillig in Rom stellen . . .«

»Unseliger!« rief Brinno, »dich und uns alle wolltest du verderben? Denn was sind wir ohne dich? Ein Riesenleib – ohne Kopf.«

»Da verbot er mir das, wie ich voraus wußte. Er übernahm es, mich in Rom zu vertreten, meine Sache zu führen, mein – vorläufiges – Ausbleiben zu entschuldigen. Ich las den Brief; in welchem er erklärte, ich sei hier in Gallien unentbehrlich, die Hitzköpfe –«

»Als wie mich,« lachte Brinno und trank das Auerhorn aus.

»In Ruhe, das ganze Volk in Treue zu erhalten. Damit ist Zeit gewonnen.«

»Wenn nur nicht inzwischen . . . !« meinte Brinno. »Wenn sie unser Trachten entdecken!«

»Unter uns ist kein Verräter,« sprach Civilis.

Da hörte man von der Vorderseite des Gehöftes eilende Schritte nahn: Katwald riß die Thüre der Halle auf: »Flieht!« rief er. »Durch die Tennenthüre! In die Kähne! Über den Fluß! Die Römer nahn! Viele Kohorten! Der ganze Wald klirrt und gleißt von ihren Waffen.«

Alle außer Civilis sprangen auf: Brinno griff nach dem Steinhammer, der an der Wand hing: »Fliehn?« rief er. »Aus meiner Väter Halle? Nein! Was wollen sie an meinem Herd? Ich will sie fragen!« Und er schwang die Waffe.

Civilis zog ihm sanft den Arm herunter. »Ruhig, Freund! Vielleicht droht noch gar keine Gefahr. Schaffe sie nicht selbst. Setzt euch nieder – alle! – auch du, Brinno.«

Da klang draußen leis eine Waffe: dann ward es wieder ganz still.

»Sie horchen!« flüsterte Brinnobrand.

Civilis nickte ihm zu, erhob warnend den Zeigefinger gegen Brinno und hob an mit lauter Stimme auf Lateinisch zu singen; was in deutschen Reimen etwa also lauten würde:

»Durch Alpenschnee, durch Parthersand,
Mit immer stetem Schritte
Trägt die Legion das Vaterland
Und Römerrecht und Sitte.
Und wo der Feldherr Lager schlug,
Da mag uns Heimat werden:
Wir folgen unsrer Adler Flug
Und unser ist die Erden.
Denn uns ward aus Orakelmund
Das Schicksalswort verkündet:
So ewig steht im Erdenrund
Das Römerreich gegründet, –
So ewig ziehn von Pol zu Pol
Die römischen Legionen,
Als auf betürmten Kapitol
Die ew'gen Götter thronen.«

Kaum war das Lied verhallt, da ward die Hallenthüre nach innen aufgestoßen und über die Schwelle schritten zwei römische Heerführer; zahlreiche Legionäre wurden in dem Hofraum vor der Halle sichtbar.

Der Vorderste von den beiden und offenbar der höhere im Rang war ein ältlicher Herr, der den schweren Helm, den mit zahlreichen Ehrenzeichen geschmückten Panzer sichtlich nicht ohne Beschwerde trug; die schlaffen Züge, das matt blickende Auge machten nicht den Eindruck scharfer Willenskraft.

Dicht hinter ihm folgte eine jugendliche Kriegsgestalt echt römischen Schlages, rundköpfig, kaum mittelgroß: das kurzkrause schwarze Haar ward von dem Helm fast völlig verdeckt; aus den dunkeln Augen blitzten Feuer und entschlossener Mut: nicht eben freundlich oder vertrausam wanderten seine Blicke von einem zu dem andern der Germanen.

»Willkommen in dieser Halle, mein Feldherr,« rief Civilis aufstehend, da Brinno, ohne sich zu rühren und ziemlich unwirsch blickend, auf dem Hochsitz blieb.

Beifällig nickte der Römer: »wir haben's gehört, was du sangest. Ein Lagerlied der Unsern! In der ersten Legion zu Bonn ist es entstanden. – Unser Weg führte uns nahe an diesem Hofe vorüber, wo – wie der Zufall uns verriet – mehrere eurer Edelingesammelt sind. So wollte ich euch gleich selbst eine wichtige Nachricht bringen. Der Imperator hat befohlen . . .« er zögerte.

Sein Begleiter schärfte noch den forschenden Blick, mit dem er in des Civilis Zügen zu lesen suchte: allein diese waren unbeweglich, wie versteinert.

»Vitellius hat befohlen, das ganze Aufgebot von euch Batavern, Kanenefaten, Sugamern, Gugernen, Friesen – All' eure Mannschaft, zu Fuß und zu Roß, sofort nach Italien zu schicken.«

»Unmöglich!« schrie Brinno ungestüm aufspringend. »Da hast du's, Civilis!« Auch Ulemer konnte seine Bestürzung nicht verbergen.

Nur in des Civilis Antlitz suchte der junge Römer vergeblich nach einer Erregung. So wandte er sich gegen Brinno. »Und weshalb ist unmöglich, wenn's beliebt,« fragte er diesen in drohendem Ton, »was Rom befiehlt?«

Heftig wollte der Hofherr erwidern, jedoch Hordeonius kam zuvor. Ängstlich beide Hände vorstreckend mahnte er: »Ruhig, Vocula, mein junger Freund! Nur keinen Streit unter Bundesgenossen! Alles in Güte. Es ist ja wahr,« fuhr er zu den Germanen gewendet begütigend fort, »der Befehl kommt unerwartet, ist hart . . .«

»Unmöglich ist er!« wiederholte Brinno. »Viele, viele Tausende unsres Volkes, – weit mehr als die Verträge verlangen, – sind in diesen Jahren gefallen für euch! Und nun sollen abermals . . . ? Nun sollen unsre letzten Kräfte . . . ?« Der Zorn erstickte ihm die Stimme.

»Gemach,« sprach Civilis. »Sie sind noch nicht fort.« – »Wer wird hindern, was der Imperator gebeut?« fragte Vocula drohend und furchte die Stirn. – »Wer, o tapfrer Legat? – Nun: vielleicht . . . ein *andrer* Imperator.« – »Wie meinst du das?« – Achselzuckend erwiderte Civilis: »Sie wechseln rasch in diesen Tagen.«

Mit Staunen blickte Hordeonius auf ihn, faßte ihn am Arm und murmelte leise vor sich hin: »Merkwürdig! Sollte er bereits . . . ? Aber nein! Noch kann kein Bote bis hierher . . . ! – Du hast,« sprach er nun laut, »eine Gabe der Ahnung, Claudius Civilis. Folge mir! Ein Wort zu dir allein.« Er wandte sich, öffnete die Thüre der Halle und winkte jenem, ihm zu folgen.

Da schoß Brinno, unter dem Vorwand, eine Trinkschale für Vocula von dem Wandverschlag zu holen, an dem Freunde vorbei: »Da hast du's!« raunte er ihm zu. »Wenn all' unsere Krieger . . .«

»Sie sind noch nicht fort, wiederhol' ich,« flüsterte Civilis und folgte Hordeonius über die Schwelle.

XIV.

Draußen in dem Hof gingen die beiden Männer lang auf und nieder. In ihr Zwiegespräch tönte manchmal vom Saum des nahen Waldes her, wo die Kohorten ihrer Führer harrten, das Wiehern eines Rosses, das Klirren einer Waffe; einen langen, finstern Blick warf dann der Bataver hinüber. –

»Es freute mich,« begann Hordeonius, weit ausholend, – »ein unfreiwilliger Lauscher vor der Thüre, – dich jenes Lied singen zu hören. Im Liede wohnt kein Falsch, Man singt nur, was das Herz erfüllt. Ich werde nach Rom berichten, was du denkst, auch wann du dich – unbewacht – mit deinen Stammgenossen ergötzt. Du bist uns treu.«

»Hast du daran gezweifelt?« fragte Civilis und blieb plötzlich stehn. – »Nein doch, nein,« beschwichtigte der Legat, ihn am Mantel fassend und wieder zum Ausschreiten drängend. »Nicht ich, aber andere . . .« – »Vocula!« – »Nun ja. Man konnte doch fürchten . . . Nachdem dein Bruder, dein Sohn . . .«

»Erst mein Volk, dann meine Sippe: so hab' ich stets gedacht.«

»Wohl, wohl! Aber gerade auch deine Gesippen . . . !«

»Meine eignen Vettern, die Brigantiker, Julius und Cajus, haben mich bei euch verklagt?« grollte Civilis, »O der Schmach!«

»Und dann – auch dein Volk ist ja getroffen. Der Imperator hat die Verträge zerrissen.«

Civilis verzog keine Miene unter dem forschenden Blicke des Römers: aber er konnte nicht hindern, daß ihm das Blut heiß in die Wangen schoß. »Ja,« sprach er dann mit schwer verhaltne Grimme, »das war Unrecht von Vitellius.« Da machte der Legat rasch Halt: »Gut! Sehr gut gesagt! *Vitellius!* Jawohl: das hat Vitellius gethan, nicht Rom.« Hoch horchte der Germane auf! das Auge schlug er nieder, seine Erregung zu verbergen.

»Und,« fuhr Hordeonius, den Gang wieder aufnehmend, leise, fast flüsternd fort, »was ein Imperator gethan . . .« – er sah sich nach allen Seiten ängstlich um – »das . . .« – »Das kann ein anderer ungethan machen,« fiel Civilis ebenso leise ein. – »Dich erleuchten die Götter,« staunte der Alte. »Und du bist weise, – über Barbarenart hinaus – daß du nicht Rom entgelten läßt, was nur ein Cäsar that.«

Tief schlug dies Wort in des Civilis Herz.

Noch einmal stieg in ihm auf die ganze starke, durch ein Menschenalter genährte bewundernde Liebe zu Rom. Und der Edelsinn des Vaterlandsfreundes in ihm wollte ihm zuflüstern: »du darfst nicht dein Blut rächen, du mußt deine Rache deinem Volk opfern. Wenn wirklich nur ein Cäsar, wenn nicht Rom selbst . . .« Aber weiter kam er nicht in diesen Gedanken. Urplötzlich stand – er wußte nicht, wie das ihm kam! – vor seinem innern Auge eine hohe Maid, vom lichten Haar umflutet: er sah ihr warnend Auge blitzen. »Weleda, Weleda!« sprach er halblaut vor sich hin. »Hab' Dank!«

»Was sagtest du? – Nun also höre. Wenig Liebe, wenig Achtung genießt – *Er* – ich nenn' ihn nicht. Wir kennen ihn! Wir haben ja beide unter ihm gedient, als er noch Legat

war hier in Gallien, in Köln. Er – auf dem Throne des Augustus! Er mästet sich, der Fresser, das Reich saugt er aus. Seine Vettern, seine Neffen, blutjunge Bürschlein, erhebt er zu den höchsten Würden im Palatium zu Rom – verdiente Grauköpfe aber, narbenbedeckte –«

»Läßt er im barbarischen Gallien den Rhein bewachen gegen grimme Germanen.« Wohlgefällig nickte der Alte: »Er ist es auch allein – sein feiges Herz, nicht das Bedürfnis des Reiches – was, wie unsere vier Legionen« – hoch horchte da Civilis auf – »so auch eure Scharen jetzt nach Italien ruft.«

»Er fürchtet sich. Vor einem neuen Anmaßer.«

»Wieder erraten! – Und weißt du – aber schweige! Noch ist es ein Geheimnis, das seinen Träger mit Verderben bedroht! – ahnst du, viel Erratender, vor wem er bebt?«

Allein Civilis schüttelte den Kopf. Wohl war ihm sofort Ein Name auf die Lippe geflogen: – aber vorsichtig schloß er den Mund. »Er soll ihn nennen,« dachte er.

»Nun, es giebt doch im Reiche nicht so viele des Thrones Würdige!«

»Nicht stets die Würdigsten besteigen ihn.«

»Richtig! Richtig gesagt. Aber, – wenn du wählen solltest, wen würdest du nennen?«

»Er kann doch nicht sich selber meinen?« überlegte Civilis. – »Laß ab,« bat er dann. »Wie soll ich, der Barbar, über der Römer Reich – auch in Gedanken nur! – verfügen?«

»Nun wohlan! Gedenkst du noch unseres gemeinsamen Feldzugs in Britannien gegen die Siluren und Demeten, denen wir in dreißig Treffen zwanzig Städte nahmen? Wer war da unser Führer?«

»Also Er, den ich gedacht,« sprach Civilis zu sich selbst. – »Es waren ihrer zwei,« antwortete er zögernd. »Petillius Cerialis und . . .«

»Flavius Vespasianus!« flüsterte der Römer in sein Ohr.

»Du hast ihn genannt, nicht ich.« Er furchte die Stirne. »Vespasianus!« seufzte er leise und dachte: »Das würde ein härterer Kampf als mit dem Schlemmer Vitellius.«

»Man sagt,« fuhr Hordeonius fort, »man flüstert in Rom – man schreibt . . .« – »Das heißt also: *dir* hat man geschrieben!« – »Still! Bei allen Göttern!« – »Die Balken dieser Halle tragen weder Ohren noch Mund. – Also: den Statthalter Galliens, den Führer der besten Legionen, den bewährten Staatsmann und Feldherrn: – Hordeonius Flaccus vor allen, seinen alten Waffenbruder, wollte Vespasian gewinnen.«

»Vor dir hilft kein Leugnen,« schmunzelte der Alte. »Aber schweige noch, sonst . . . Vocula versteht nichts als den Dienst: gehorchen und befehlen.«

»Ist viel,« wandte Civilis ein.

»Aber du selbst – wie stehst *du* zu dem Plan? Ein Mann wie du, dünkte ich, kann nicht lange wählen zwischen dem Cäsar der Vergeudung und –« – »Dem der Knauserei!« lächelte Civilis; doch unter dem Lächeln verbarg er tief ernste Gedanken.

»Du zögerst?« bangte Hordeonius. »Du schwankst? – Allerdings! – Vergiß nicht: nicht meine Neigung, nur ein Gerücht hab' ich dir mitgeteilt. – Auch Vitellius hat ja Manches für sich.« – »Jawohl! Zum Beispiel einstweilen noch die Macht! – Die Macht und das Recht, uns beiden nur um dieser Zwiesprach willen die Köpfe vor die Füße zu legen.« –

»Fern sei das Omen!« rief Hordeonius schauernd. »Rufe nicht solch' blutige Bilder auf.« – »Die Legionen des Vitellius, die bei Bedriacum gesiegt, sind tapfer und vollzählig,« wandte Civilis, wie in ängstlicher Erwägung, ein. »Freilich, freilich! Aber doch! Vespasian wird siegen – unzweifelhaft.« Und auf des Batavers fragende Miene hin fuhr er fort: »Zahlreiche Götterzeichen verkünden es. Viele Briefe melden mir davon. Bei seiner Geburt schon rief ein Opferschauer: ein Imperator liege hier in den Windeln.«

Civilis zuckte die Achseln. »Das ist neunundfünfzig Jahre her! Und noch immer liegt er in den Windeln!«

»Ein losgerissener Stier jagte vor kurzem alle Sklaven in seinem Landhaus davon, drang zu ihm, der an der Tafel lag, und streckte sich hier, den Nacken beugend vor dem Wehrlosen, nieder zu seinen Füßen. – Mehr noch: kurz bevor Otho und Vitellius dort bei Bedriacum sich bekämpften, stritten widereinander im Angesicht beider Heere, hoch in den Lüften, zwei Geier; tot stürzte der auf des Otho Seite – im Süden – zur Erde, der andere erhob triumphierend Geschrei: aber plötzlich brauste von Osten ein dritter Kämpfer – ein Adler – herbei und zerriß den Sieger. Nun, Vespasian kommt doch von Judäa – von Osten – her.«

»Wenn er kommt,« erwiderte zweifelnd der Bataver.

»Endlich aber: durch alle Lande geht schon geraume Zeit ein Götterspruch: aus Judäa werde kommen, der die Welt beherrschen solle. Hast du nicht davon gehört?« – »Doch! – Aber die Juden, die sich im Vertrauen auf das Wort erhoben, – blutig wurden sie niedergeschlagen.« – »Es waren eben nicht die Juden gemeint, sondern Vespasian, der aus Judäa sieghaft nach Rom ziehen wird. Begreifst du das denn nicht?«

»Ich begreife, was du wünschst, Hordeonius,« entgegnete Civilis, »lebhaft wünschst, und wie dein Wunsch sich Zeichen und Sprüche deutet.« Einstweilen aber hatte er seinen Entschluß gefaßt. »Und du sollst also, Hordeonius,« sprach er nun fest, »gegen den trefflichen Freund durch meine tapfern Bataver verstärken jenes ekle Scheusal, das Vitellius heißt?«

»Dank für dies Wort!« frohlockte der Römer. »Es giebt ihn ganz in meine Hand,« dachte er, »nun kann er nicht mehr zurück!« – »Das soll ich,« fuhr er fort, »aber das will ich eben nicht.«

Tief atmete Civilis auf: »Gerettet!« sprach er zu sich selbst.

»Noch muß man die Entscheidung hinauszögern.« – »Ganz meine Meinung!« nickte Civilis. »Aber, wann es gilt, willst du mir dann beistehen mit all' deinen Batavern?« – Das kann ich leider nicht versprechen. Mein alter Erbfeind, Claudius Labeo, und meine Vettern werden stets rechts gehn, geh' ich links.« – »Sie dürfen – beileibe! – nichts erfahren, bis alles entschieden,« nickte der Römer. »Denn sie hängen zäh an Vitellius, der sie befördert hat und reich beschenkt. Aber du – willst du – mir zu Liebe! mir beistehen – deine Bataver und die andern Germanen hier im Lande zu behalten?« – »Ich – ich weiß doch nicht. Das muß wohl überlegt sein.« – »Ich bitte dich darum, hörst du? Ich, der Legat, im Namen Roms! Und Vespasianus wird dir reichlich lohnen.«

»Nichts der Art! – Aber *du* – im Namen Roms – zum Heile Roms – du bittest mich darum? Nun denn – hier meine Hand! Ich fechte nicht für Vitellius – nie! – und die

Bataver? – Wohl, sie sollen nicht aufbrechen, kann ich's irgend hindern.« – »O Civilis – wie – wer – kann dir danken?« – »Mir? Der Ausgang dieser Kämpfe. – Und mein Volk.«

XV.

Des Civilis Haus, mit der Stirnseite an einem Arm des Rheins gelegen, unterschied sich erheblich von Brinnos eichengefügtem Gehöft.

Es war ein Steinbau, nach römischem Vorbild von römischen Sklaven ausgeführt, und zeigte nur in wenigen Stücken Erinnerungen an das altgermanische Haus: so in dem Pfahlzaun, der »Hofwere«, die auch hier das Anwesen umhegte und – an Stelle des römischen Atriums – in der »Halle«, dem wichtigsten Teil der Wohnräume.

Auch stand diese Siedelung nicht, wie der Einödhof des Brinno, allein: ringsum erhoben sich geringere Gebäude, an welchen die römischen Zuthaten weniger hervortraten: die Hütten der Unfreien, Freigelassenen und freien Grundholden, die auf des reichen Edelings verliehenen Vorwerken und Neurodungen saßen; zumal den Strom entlang drängten sich diese niedrigen Häuslein mit ihren Schilf- und Moosdächern dorftartig zusammen.

Vor der Hofwehre nach dem Ufer hin erstreckte sich eine Wiese, der für dieses Jahr brach liegende Teil der Hufe. Wohlgepflegte Rinder von der glänzend rotbraunen Farbe edlen römischen Zuchtschlages, weideten hier in Menge: zum Teil lagerten sie in dem hohen Grase, zur Ruhe niedergestreckt und behaglich wiederkäuend.

Im wolkenfreien Westen sank die Sonne leuchtend nieder, den breiten Wasserspiegel des königlichen, hier fast schon einer Meeresbucht vergleichbaren Stromes prächtig vergoldend. Es war ganz windstill: das hohe, so leicht schwankende Schilf am Ufersaum stand ohne Regung: geräuschlos zog das tiefe Wasser hin. Nur ein Fisch sprang zuweilen aus der glatten Fläche, nach den Mücken schnappend, die in dichten Haufen über den Fluten tanzten.

Auf einem schmalen Kanal, den die wasservertrauten Anwohner aus diesem Rheinarm – der Waal – nach der Yssel hin mit sehr geringem Gefäll quer durch das ganz ebene Wies- und Sumpfland gegraben hatten, ward ein schmaler Flußkahn, hoch mit Frühheu beladen, zu Berg gezogen: gar rasch ging die schwere Last vorwärts: vier starke Knechte, breite Lederriemen über die Brust gespannt, schleppten sie, auf dem Leinpfad stapfend, nach: sie begleiteten ihre gleichmäßigen Schritte mit eintönigem, aber wohlklingendem Taktruf: an der schlanken Maststange – einer jungen Tanne, der man den obersten Wipfel ihrer Nadeln gelassen hatte, – aufgespannt leuchtete das viereckige, dunkelgelbe, fast braune Segel von den Sonnenstrahlen wagrecht getroffen, in warmem Glanz.

Von einer kleinen grünen Aue im Fluß, nahe dem Ufer, klang das melodische Lied des Schilfrohrsängers herüber: die Landschaft ruhte in goldnem Abendfrieden: es war ein lieblich Bild.

Vor dem Hofzaun auf der Wiese saß auf einer aus weißrindigen Birkenästen zusammengenagelten Bank Civilis im Hauswams, ohne Mantel, ohne Waffen. Vor ihm stand ein schöner schlanker Knabe von etwa zwölf Jahren, dem das dunkelblonde Gelock von dem unbedeckten Haupt in langen Wogen bis auf die Schultern wallte: die muskelkräftigen Arme waren nackt, ebenso vom Knie abwärts die straffen Beine; der

lichtblaue Linnenkittel ließ auch den Hals und den obern Teil der Brust offen: allein obwohl stets der Sonne ausgesetzt, war die Haut des Knaben blendend weiß. Er legte nun den Bogen von Eibenholz und ein paar armslange Pfeile, beschwingt mit den Federn des grauen Reihers, aus der Hand auf die Bank und strich das dicke Haargewog aus den erhitzten Schläfen.

»Macht dir das Langhaar heiß, Merowech?« fragte der Vater, zärtlich mit leiser Hand über das blonde Haupt hinstreichend.

»Ein wenig,« erwiderte der Knabe, »Aber das thut nichts. Ich trag' es gern. Es freut mich, daß ich's tragen darf.« – »Weshalb?« – »Ei, Katwald sagte: – ich habe Katwald gern, Vater! – das lang auf den Nacken rollende Haar sei das stolze Abzeichen, – das Vorrecht! – der Männer aus unserm alten Königsgeschlecht. Denn unsre Ahnen – wohl wußte ich das von . . . nun aus anderem Munde! – trugen den Königsstab in diesem Gause der Bataver seit grauester Vorzeit, – seit zuerst unser Volk hier eingezogen von Aufgang her – bis . . . bis wie lange doch, Vater?«

»Bis die Römer ins Land kamen.«

»All' die Jahre her hast du mir das Haar verschoren, ganz kurz, wie es die Römerknaben tragen. Es war mir nun wieder stark gewachsen: als ich dich aber – mehrere Wochen sind es nun! – bei der beginnenden Sommerhitze der Schere gemahnte, da sprachst du, mir die Locken streichend, ernst: »Gewöhn' dich dran! Noch länger sollst du's künftig tragen.« Aber auch du, Vater, hast, meine ich, das Haar und selbst den Bart schon gar lang nicht mehr gekürzt!«

»Ein Gelübde, mein Kind!« sprach er kurz.

»Katwald aber raunte . . .« er stockte.

»Nun, was meinte der Getreue?«

»Du wollest das an mir nun so nicht nur den Ahnen zum Gedächtnis, nein, für die Zukunft ein Zeichen, den Römern ein Trutz und . . .«

»Du liebst sie nicht, die Römer?«

»Nein, wahrlich nicht! Ich hasse sie schon lange, bevor sie mir Bruder und Oheim gemordet.«

»Das ist das Ärgste nicht, was sie gethan!«

»Ich weiß, ich weiß! Katwald hat mir's gesagt, weshalb du – wir alle, die Römer hassen müssen: weil sie unsrem Volke Treue und Vertrag gebrochen haben. Ich hasse sie, seit . . .«

»Nun, seit wie lang, du Kind von wenigen Wintern?«

»Seit sie, seit Weleda mein pflegte an der kranken Mutter Statt. Sie sang mich in den Schlummer mit alten Weisen und viele, viele Abende erzählte sie mir in meinem Schlafkammerlein, während du vorn in der Halle mit dem Legaten und seinen Tribunen tafetest, von den Kämpfen der Germanen überm Rhein mit den Legionen, vom großen Ohm Arminius – den ich vor den Römern nicht nennen durfte! – und von des Varus Untergang. Und fragte ich, weshalb du, Vater, nicht auch gegen die Übermütigen kämpftest, dann legte sie den Finger auf den Mund und sprach: »Geduld! Die Götter senden einst auch diesen Tag.« – O Vater, weshalb ist sie nicht mehr bei uns?«

»Sie ist gegangen – nach deiner armen Mutter Tod – wohin sie gehört: zu ihren Gesippen.«

»O wie konnte sie erzählen! Nicht nur von Kampf und Krieg, auch von unsern Göttern. Und von den lichten Göttinnen – so schön! Ich sah sie vor mir bei ihren leisen Worten, die hehre Frick, die holde Freia: sie trugen selber Weledas Gestalt. Kann sie nicht wieder einmal zu uns kommen?«

»Sie hat jetzt keine Pflicht bei uns mehr zu erfüllen. Und sie liebt es, einsam auf der Waltenden Verkündungen zu lauschen. Ich danke ihr aber, daß sie in diesen Jahren, da ich noch blind . . . ! Nun weiß ich doch, woher dir der Trotz kam, in dem du meinen römischen Gästen schmolltest oder entliefest. Weleda also!« –

»Ja. Und Katwald half treulich mit. Sieh nur her, Vater, – du zürnst jetzt nicht mehr darüber, bisher hab' ich's vor dir versteckt, – was er mir geschnitzt und angemalt hat mit Mennig und Ocker, mit Waid und Kohlenruß.« Er sprang zu einem hohen Haufen von allerlei Holz, der neben dem Hause aufgeschichtet lag, zog daraus behutsam eine flache runde Platte hervor und brachte sie dem Vater.

»Schau! Einen Kopf – ich hab' ihn Vocula genannt! – unter einem stolz geschweiften Römerhelm. Katwald gab mir dies und sprach: »du triffst das Eichhorn im Sprung, den Specht im Flug, den fließenden Lachs im Fluß: – laß sie springen, fliegen und fließen: – auf diese Scheibe ziele du fortan, Meroweck.« Und nun schau, wie oft ich schon getroffen – auf hundert Schritt!«

»Mein Sohn,« sprach Civilis und sah ihm scharf prüfend ins freudige blaue Auge, »noch haben wir die Wahl. Entscheide! Verbrenne diese Scheibe, die allzuviel verrät, schere wieder dein Haar und lebe hier friedlich fort, wie bisher im behaglichen, wohlbestellten, reichen Hof, im Überfluß von allem, was dein junges Herz begehrt: noch ist es Zeit! Noch können wir Frieden halten mit den Römern: – du weißt, sie sind sehr stark: sie beherrschen die Welt.«

»Oder?« drängte ungeduldig der Knabe.

»Oder laß dein Haar wachsen, Königsenkel, vielleicht künftig selbst ein König deines Volks, verlasse mit mir dies schöne, reichgeschmückte Haus und die breiten Kornäcker und all' unsre Habe, um sie nie mehr oder als Brandschutt wiederzusehen: denn die Legionen dringen leicht bis hierher.«

Da umwölkte sich des Kindes offenes Antlitz: »Alles? – Alles nicht mehr wiedersehen? Auch Weißfuß nicht, mein kleines Roß, und Greif, meinen lieben Falken?«

»Auch Roß und Falk' vielleicht siehst du nie mehr. Du folgst mir aber mit allen Männern unseres Gaus in den Wald, auf den Strom, ins freie Meer hinaus zum Kampfe, zum unablässigen Kampfe mit den Römern, bis sie das Land geräumt oder bis der letzte von uns erschlagen liegt auf seinem Schild. Und bedenk' es wohl: »der Sieg ist ungewiß euch Batavern,« kündete Weleda selbst, »gewiß euch nur der Ruhm des Heldentums.« Sprich, Meroweck, mein Knabe, – wähle!«

Da warf sich der ungestüm an seine Brust und rief! »Komm, Vater! Gleich! Komm in den Wald! Und in den Kampf!«

Und er schloß den Sohn an das Herz und sprach: »Dank, ihr Götter, für dieses Kind. Mich mögt ihr strafen mit Unsieg für die Schuld der langen Verblendung: aber hier dies

junge Haupt – schaut herab, ihr Himmlischen! – es ist ohne Schuld: ich weih's unsrem Volk. Schützt Merowech und in ihm unsres Volkes Zukunft.«

XVI.

Die Sommersonnenwende war herangekommen.

Das große Fest des Mittsommeropfers vereinte an diesem Tage, dem vierundzwanzigsten des Brachmonds, jedes Jahr die sämtlichen Gaue der Bataver und der Kannenefaten, die alle ihre Herkunft von dem Sohne Wotans, dem Kriegsgott Tius ableiteten. Diesem also galt besonders die Feier, nachdem vorher der Scheiterhaufe seines Bruders Paltar, des schönen Lichtgottes, der an jenem Tage starb, war entzündet worden.

Aber auch die benachbarten und befreundeten Völkerschaften der Großfriesen östlich, die der Kleinfriesen westlich der Yssel, die friesischen Mársáken, Ostnachbarn der Kannenefaten, die Sugamern und Gugern gegenüber der Ruhrmündung auf beiden Ufern der Maas waren durch Gesandte oder durch freiwillige Gäste vertreten.

Der Festort, die geweihte Stätte des Kriegsgottes, war ein heiliger Hain, ein noch nie von der Axt berührter Wald auf der inselhaften Landspitze, die Waal und Maas vor ihrer Vereinigung umgürten. Die beiden Stromarme schlossen das unbewohnte Eiland von dem Verkehr und der Nutzung des Volkes der umliegenden batavischen Gaue völlig ab: nur wenige Priester, Wächter und Diener des Wehrtums, lebten hier. So lag die Stätte mitten in den Schauern des Urwaldes in geheimnisvoll verschleierter Einsamkeit, deren ahnungsvolle Stille nur zur Zeit der beiden großen Feste, der Winter- und der Sommersonnenwende, gestört ward. Auf Fuhrten und auf Fähren, zur Wintersonnenwende auch wohl auf dem tragfesten Eise – Brücken trugen die freien Wasser noch nicht – wateten, ritten, fuhren alsdann die Leute von Süden über die Maas, von Norden über die Waal in die gefreite, dem Gott geheiligte Stromau. Jeder freie, wehrfähige Mann dieser und der befreundeten Völkerschaften mochte hier erscheinen: allein auch Frauen und Mädchen und Knaben in reicher Zahl schlossen sich zu Wagen, zu Roß und zu Fuß den Heermännern an: durften sie auch während der Gerichts- und der Ratsverhandlungen die Dingstätte nicht betreten, – außerhalb derselben lagerten sie unter rasch errichteten Zelten und leichten Holzhütten, bei dem sommerlichen Fest aber sonder anderes Obdach als den Schutz der gewaltigen breitästigen dichtbelaubten Bäume. Und war die Rechts- und Ratspflege, das ausschließliche Werk der Männer, zu Ende gethan, so fluteten auch jene Gäste zu Opferschmaus, zu Gesang und Reigen auf die Stätte, die nun ein fröhlich und bunt belebter Festplatz wurde.

Der Urwald war nur von wenigen schmalen Fuß- oder Reitpfaden durchschnitten, ausgenommen in der Richtung von West nach Ost: hier durchzog ihn, durch Dickicht und Gestrüpp gebrochen, eine Fahrstraße, breit genug für vier nebeneinander gespannte Rinder. Auf diesem Wege fuhr, von Priestern geleitet, der heilige Wagen, auf eine breite Fähre geschoben, über die Maas in die Gaue hinaus, wann, geraume Zeit nach der Wintersonnenwende, im Hornung etwa, die lichten Götter wieder auf die Erde zurückgekehrt waren: nur die Häupter der halbverhüllten auf dem Zeltwagen stehenden Göttergestalten wurden der Ehrfurcht des Volkes sichtbar.

Das eigentliche Weihthum war – in der Mitte des heiligen Haines – eine uralte mächtige Linde, in deren Wipfeln der Stammvater dieser Völkerschaften, der Kriegsgott Tius, seinen Sitz aufgeschlagen hatte. Kein neugieriger Blick vermochte ihn hier zu erspähen: denn undurchdringbar flochten sich, wagerecht und senkrecht, die Äste des Baumes durcheinander und auch die Nachbarstämme griffen von allen Seiten in dieses dichte Zweig- und Laubgewirr.

Ein Bild des Gottes fehlte seinem Weihdienst. Als Verkörperung oder doch als Sinnbild und Wahrzeichen seines Wesens galt ein altes Kurzschwert von Feuerstein, das in grauer Vorzeit die Ahnen bei ihrem Aufbruch aus dem Hessenland mitgeführt hatten auf ihrer Wanderung den Rhein hinab. Das Jahr hindurch von den Priestern sorgfältig verwahrt in einer der Blockhütten hinter dem Götterbaum, ward es bei Opferfesten in feierlichem Aufzug abgeholt, in weißes Linnen gehüllt umhergetragen, darauf entblößt und zuletzt vor der heiligen Linde, den Griff zu unterst, feierlich aufgesteckt. Aber nicht in die Erde, sondern in eine Art von Altar, das heißt in eine in der Mitte durchlochte mächtige dunkle Felsplatte von schwarzem Basalt, die – dergleichen gab es nicht in dem Gebiet der Rheinmündungen! – ebenfalls aus der alten Heimat – als ein Stück derselben – von der Fulda her war mitgeführt worden. Die Sage ging, als der Wagen, der die Platte trug, an diese Stelle vor der auch schon damals stattlichen jungen Linde gelangt war, machten die vorgespantten drei weißen Rosse Halt und waren durch kein Mittel weiter zu bringen: so hatte der Gott die Stätte bezeichnet, wo er in den neuen Sitzen seines Volkes wohnen wollte. Vor dem Baume war nun in halber Manneshöhe ein Rasenhügel aufgeschichtet und auf dessen viereckige Fläche der Fels feierlich niedergelegt worden; heilige Kräuter, auch das Gedörn, mit dem man die Scheiterhaufen des Leichenbrands umhegte, waren auf allen vier Seiten angepflanzt: sie wucherten und grüntem nun in vollsommerlicher Üppigkeit. Gar manchen alt-eingesogenen dunkelroten Flecken zeigte das Steinschwert: sie rührten von dem Blut der Tiere, mit welchem es bei jedem Opferfest besprengt ward.

In weitem Kreise umgab den Weihebaum die Dingstätte, umhegt durch einen »Speerzaun«, eine Anzahl von Lanzenschäften, die senkrecht, die Spitze nach oben, in den Waldrasen gerammt, wagerecht durch andere aneinander geknüpften Speere in Brusthöhe vom Boden miteinander verbunden waren: die knüpfenden Seile waren, die Blutgewalt des Alldings anzudeuten, mittels Mennig rot gefärbt.

In dem Raume zwischen der Linde und dem Felsaltar – mit dem heute hier aufgepflanzten Wahrzeichen des Gottes – stand ein hoher Stuhl mit ganz gerader Rückenlehne und links und rechts wagerecht vorspringenden Armstützen, die in geschnitzte Drachenköpfe ausliefen. Er war gezimmert aus den Ästen, die im Laufe so vieler Jahrzehnte der Sturm von dem unverwüstbaren Baume gebrochen hatte; eine scharlachrote Decke war über den Sitz gespreitet: es war der Platz des Richters; oben, längs der Rückenlehne, liefen eingeritzte Runen hin des Inhalts:

»Hier tronen und tagen der Tius
Des echten Alldings
Und die drei alledeln Asaginnen.«

(Das heißt die Künderrinnen des Rechts, die Nornen.)

Zur Rechten lehnte an dem Stuhl ein glänzend weißer Stab: auch der war aus einem entrindeten Schößling der Linde gefertigt: seine Spitze krönte eine geschnitzte greifende Hand.

Innerhalb des Speerzaunes ragten, ebenfalls im Kreis aufgepflanzt, baumhohe Stangen, welche die nackten Schädel von Pferden, von langhörigen Widdern, krummhörnigen Stieren und breitschaukeligen Elchen trugen, die in den letzten Jahren hier waren geopfert worden: manche Hörner und Geweihe zeigten Spuren leichter Vergoldung und welke Kränze hingen, im Winde rauschend, davon hernieder.

Aus dem dichten Geäst des Weihebaums aber sahen, schräg hinein gestreckt und fest gebunden, mehrere Kriegsfahnen und phantastische Feldzeichen der Völkerschaften und einzelner ihrer Gaue, die in Friedenszeiten hier geborgen, bei Ausbruch des Krieges herabgenommen wurden. Die Zeichen waren verschiedener Art: bald der wallende Schweif eines schwarzen oder weißen, eines braunen oder eines roten Rosses, an schlankem Speer unter der Spitze angebracht oder auch – die Gesamtfahne von vier und mehr verbündeten Gauen – vier solcher Roßschweife und Mähnenhaare vereinigt an einem Schaft. Aber auch Tierbilder fehlten nicht; roh, jedoch mit schärfster Beobachtung der Wahrheit des Lebens geschnitzt und auf Querbrettern oberhalb des Schaftes eingepflöckt: da dräuten die heiligen Tiere Wotans: der Adler, der Rabe, der Wolf, aber auch der Bär Donars richtete sich auf, der Eber Freirs hieb, Loges Luchs kauerte nieder zum Ansprung, der Sonnenhengst Paltars hob den hauenden Huf und der Hirsch Ullrs senkte, zum Stoß ausholend, das stolze Haupt mit dem sechzehneckigen Geweih. – –

Gelbgrau dämmerte der früheste Morgen nach der kurzen Sommernacht herauf, noch kaum durch die hohen Bäume und dichten Büsche in das Innere des Waldes dringend mit fahlem Scheine. Vor dem Rasenhügel lagen in Menge verkohlte Scheite und Reisigäste, die Überbleibsel des Sunwendfeuers, über welchem am Abend vorher die dem Gott geopfertem zwölf Widder – von jedem der verbündeten und stammgenössischen Gaue einer – waren auf dem Spieß gebraten worden. Darauf hatten verlobte junge Paare Hand in Hand gar manchen kühnen Satz über die emporzüngelnde Flamme gethan und Glück oder Unglück der künftigen Ehe war aus der Art, der Kühnheit oder Verzagtheit des waglichen Sprunges von den Umstehenden geweissagt worden. Aber auch die Rosse und Rinder, die Gespanne der Wagen, hatte man durch das »Notfeuer« getrieben, sie für das kommende Jahr gegen Seuchen oder Sturz und Fall zu schützen. Endlich hatte gar mancher junge Festgast eine in der Mitte durchlochte flache Holzscheibe an den Rändern in der Opferflamme angebrannt und dann die flammende, ein Bild der Sonnenscheibe, mit dem durch das Loch gesteckten Speerschaft so hoch er konnte in die Luft geschleudert unter Wünschen der Liebe oder Gelübden kühner That; auch dem Flug dieser Scheiben ward Heil oder Mißlingen abgesehen und danach vorverkündet.

Die ersten auf dem Dingplatz waren Civilis und Ulemer; ehrerbietig die altertümlichen Steinäxte senkend, ließen die Wächter des Weihtums, die seit Mitternacht die Opferstätte gehütet hatten, die beiden Edeling eintreten durch die eine der drei pfortenähnlichen Öffnungen in dem Speerzaun: das heißt durch zwei senkrechte, wagrecht nicht gesperrte Schäfte in Aufgang, Mittag und Niedergang; von der Unheil

bedeutenden Mitternachtsseite, der »kalten Ecke«, her sollte und wollte niemand den Dingkreis beschreiten.

»Die Sonne dieses Tages also,« sprach der Friese, den Mantel aus Seehundfell zurückschlagend, »wird endlich die Entscheidung sehen. Lange genug hast du uns alle zurückgehalten.«

»Und mich selbst,« erwiderte Civilis, »vergiß das nicht. Meinst du, weil mein Mund schwieg, mein Herz verlangte nicht nach Rache all' diese Wochen her? Wie oft fuhr ich auf aus dem Schlaf, aus dem Traum, mit geballter Faust und jenen Namen rufend –: »Mummius! Mummius Lupercus!« – Aber ich *mußte* warten. Und auch heute – wer weiß, ob ich es wagen darf!«

»Von welchen Dingen willst du's abhängen lassen?«

»Von der Rückkehr meiner Kundschafter, die ich ausgesandt, und vom Eintreffen – anderer, die ich erwarte, deren ich nicht entbehren kann. Wohl hab' ich ihnen allen eingeschärft, heute – hier! – verlässlich zu erscheinen. Aber versagt mir auch nur Eine Erwartung, – und leicht können die Kohorten sie zerstören: dieser Vocula zu Mainz hat wache Augen! – so ist der heutige Tag verloren und damit lange, lange Zeit. Jedoch auch wenn meine Boten, meine Helfer kommen: – unberechenbar ist die Menge. Denn die Furcht vor Rom ist groß – und wahrlich nicht ohne Grund! – in jenen unserer Gaue, die hart vor den Lagern und Kastellen der Legionen liegen: wie oft haben sie die Römer siegen sehen und ihrer Rache fürchterliche Schrecken – an andern – erfahren! Auch hängen gar viele an Rom aus der Gier nach Gewinn, nach Gold und Genuß.«

»Freilich! In deinem eigenen Gau dein alter Nebenbuhler, jener Labeo! Ja sogar in deiner eigenen Sippe deine Vettern! Wo mögen sie stecken? Gestern und vorgestern – keine Spur von ihnen sah ich. Das ist mir unheimlich. Was treiben sie?«

Civilis zuckte die Achseln: »Nichts gutes. Und unthätig sind sie nicht. Auch das muß ich erwarten.«

Und in sorgender Beratung schritten die beiden auf und nieder.

XVII.

Zur gleichen Stunde ritten auf dem linken Ufer der Maas auf einem der schmalen Waldwege von Süden her auf eine Fähre zu drei Männer in reicher römischer Tracht; römisch waren auch ihre Waffnung und Zaum-, Sattel- und Bügelzeug der wertvollen lusitanischen Pferde; aber sie redeten untereinander in der Sprache der Bataver.

Sie ließen sich samt ihren Gäulen übersetzen von dem Fergen im langen Grauhaar und dessen Knecht: drüben angelangt zahlten sie – in römischen Münzen – so verschwenderisch, daß der Alte staunte und dankte: »Lohn's euch der Wunschgott!« sprach er, indem er den Kahngästen behilflich war, die Rosse aus der flachen breiten, an beiden Enden gleich stumpf gerundeten Fähre auf den feuchten Ufersand auszuschießen. – »Was seid ihr doch reich, ihr Edelinge!«

»Nicht wir,« sprach der älteste der Ankömmlinge, ein Mann in den Fünfzigen, dessen scharf geschnittene römische Züge wenig zu dem blauen Germanenaugen paßten. »Nicht wir! Aber Rom ist reich, unermeßlich reich.« – »Wir nur,« fuhr der jüngste fort, sein Pferd am Zügel fassend, »weil uns Rom beschenkt.« – »Uns belohnt für unsere Treue,« schloß der dritte, sich von dem Rand des Bootes an dem langen Speer auf das Ufer schwingend. – »Weh uns,« hob der Jüngling wieder an, »brechen wir Rom den Bund.« – »Dann verarmen wir zuerst und – mit uns – bald ihr alle.« – »Du bist ein Freier,« sprach der älteste, das stolze Haupt unter dem hochgeschweiften Römerhelm in den Nacken werfend, »das zeigt dein Haar. Willst du nicht mit zum Allding? Wichtiges wird heute dort entschieden. Brinno und – nun andere mehr – wollen uns fortreißen zu den unsinnigsten Beschlüssen. Auf jede Stimme kommt's heute an. Laß den Knecht dort der Fähre warten und komm mit uns.«

Einen langen Blick unter den buschigen Brauen hervor warf der Ferge auf den Sprecher, dann auf die beiden andern. »Ich wollte die Naue nicht verlassen,« erwiderte er, »»der Knecht ist ein Schalk« sagt ein alt wahr Wort: er wird mich um manches Fahrgeld betrügen. Aber nun – nach euren Worten – nun geh' ich zum Allding.«

Er stieg in den Nachen, holte aus einem Verschlag unter dem Gransen ein Schwert hervor und steckte es in den breiten Wehrgurt; einen Mantel von größtem dunkelgelbem Segeltuch – es war wohl ein ausgedientes Segel – mit einem Riemen zusammengeschnürt, warf er über die linke Achsel. Denn er trug bei der Arbeit nur eine kurze Kniehose von ungegerbtem Leder, die Brust, die Arme und Beine waren entblößt und stark behaart und dunkelbraun gefärbt von Sonnenbrand, See, Wind und beizendem Seesalz: so nackt erschien man nicht im Ding; statt des Speeres nahm er die schwere Stange zur Hand, mit der man das Boot abstieß, mit dem starken gebogenen Haken unter der Spitze.

»Der Alte sieht aus wie der Neck des Stromes selbst,« flüsterte der Jüngling, »nicht, Labeo?«

Der nickte stumm; dann schwang er sich in den reich mit Gold gestickten spanischen Sattel und mahnte den Fergen: »geh nur voran, wir kennen den Weg. – Und wir haben noch Manches zu bereden, Briganticus,« fuhr er fort, als der Schiffer vor ihm im Gebüsch verschwunden war.

»Jawohl,« erwiderte der mittlere. »Ich sagte es vorher, als die Sonne kam, zu meinem Bruder: »Cajus, sagte ich, schau sie dir genau an: vielleicht siehst du sie heut abend nicht mehr zu Golde gehen.«

»Ja, Julius hat Recht,« erwiderte der Jüngste mit leise bebender Stimme. »Groß ist die Redegewalt des Verhaßten: – oft hat er wohl Wodan um Wortsieg geopfert! – Leicht reißt er die Menge dahin.« – »Und dieser Brinno, der rasende, lechzt nach Blut,« fuhr Julius Briganticus fort.

»Gewiß!« sprach Claudius Labeo. »Und mehr noch als nach dem der Legionen, nach dem Blut der Abtrünnigen, der Verräter, wie er uns schelten wird.«

»Ja, mir ist nicht wohl bei diesem Ritt!« sprach der jüngere Briganticus. »So geh' hin zu Civilis,« fuhr ihn sein Bruder an. »Erbitte seine Verzeihung. Er wird sie gewähren, gewiß! Er spielt gern den Großmütigen vor dem Volk. Und du magst dann der Gnade genießen, gebeugten Nackens unter ihm zu dienen.« – »Niemals!« rief Cajus ausbrechend. »Das ist's ja, was ich nicht ertrage! Wir machen heut' ein Ende. Hast du die Erlenstäbe mitgebracht?«

»Hier, unter dem Mantel,« erwiderte sein Bruder. »Wohl sind auch die Römer – wahrlich! – nicht gelinde Herren. Aber lieber doch dien' ich dem Fremden, dem der ganze Erdkreis dient, als dem verhaßten Vetter, dem hochmütigen, der, demselben Großvater entstammt, die ganze Sippe, den ganzen Gau, das ganze Volk unter seinen Willen zwingen will. Nieder mit ihm! – So!« Und er köpfte mit dem Schaft des Speeres eine hohe Distel, die am Wege stand.

Labeo warf von seinem Roß einen befriedigten Blick auf die beiden. »Ihr haßt ihn fast bitterer als ich, glaub' ich. Und doch hat unser Geschlecht seit den Tagen der Ahnen Grund, eure Sippe zu hassen. *Wir* waren das ältere Königshaus, bis ihr uns verdrängt.«

»Weißt du denn nicht,« fragte Julius: »der Haß der Ungesippen ist nur Salz, der Haß der Gesippen aber ist Galle. Er soll nicht diesen Krieg entfesseln, in dem all unser Reichtum sicher untergeht. Meine gefüllten Speicher stehen dicht vor Xanten: – in der ersten Nacht der Empörung wirft der Centurio die strafende Fackel hinein.«

»Noch schwerer,« sprach Labeo, »wiegt das andere. Bricht dieser Krieg aus, – Civilis wird des Krieges Seele und unsres Gau's, ja aller Gaue Haupt. Dann ist's vorbei mit uns für immerdar im Volk der Bataver.« – »Das soll nicht sein, solange ich atme!« rief Julius. »Drum vorwärts, ihr Freunde! Spornt die Gäule, daß wir rechtzeitig zur Stelle sind. Vergeßt nicht, schon bevor das Allding beginnt, im stillen unter den Gauleuten zu verbreiten, was alles Hordeonius verheißen . . .« – »Und was Vocula gedroht,« schloß Cajus. »Nicht den Namen Bataver wird Rom übrig lassen, wenn wir uns rühren. Vorwärts! Und nieder mit Civilis!«

Alle drei gaben den Rossen die Sporen und sprengten ungeduldig waldeinwärts.

XVIII.

Mittlerweile hatte die Sonne die Schichten von feuchtem Dunst und weißlichem Nebel, die im Osten über der Maas lagerten, sieghaft durchdrungen und ihre Strahlen leuchteten nun bis auf die Dingstätte. Diese füllte sich jetzt rasch mit den Männern der verbündeten Gaue, aber auch mit Angehörigen der Nachbarvölker. Die meisten hatten sich schon an dem Tage vor der Sunwend eingefunden: doch trafen aus den ferner gelegenen Landschaften immer noch Nachzügler ein.

Civilis und Ulemer wurden von gar vielen angesprochen, die von den besser unterrichteten, weiter blickenden Edelingen Gewißheit zu erfahren suchten über die mannigfaltigen, oft widerstreitenden Gerüchte, die durch die Lande schwirrten: denn daß in Italien, in Rom, aber auch in Gallien sich allerlei vorbereite, das ahnten, fürchteten oder wünschten nicht wenige.

Während Civilis diese Fragen anhörte und ausweichend beantwortete, schweifte sein Auge wiederholt jene einzige breite Straße entlang nach Osten, wo sich, weit außerhalb des Dingkreises und des Dickichts, auf offener Waldwiese ein grasiger Hügel erhob, freilich nur zu bescheidener Höhe; allein da er ganz frei stand, gewährte er weithin Aussicht. Auf der Krone des Hügel lehnte, auf den Speer gestützt, eine hohe jugendliche Gestalt. Der Jüngling drehte der Dingstätte den Rücken: aber unablässig spähte er aus nach West, von wannen die Fahrstraße, und nach Nord und Süd, von wannen je ein Reit- oder Fußpfad an dem Hügel vorbei über die Waldwiese nach dem heiligen Baume zu führten. Regungslos stand der Späher: scharf hob sich der dunkle Umriß des schlanken Leibes von dem ringsum flutenden Morgenlicht ab.

Allmählich kam auf dem Gerichtsplatz Ordnung in die bisher durcheinander wogenden Massen: sie gliederten sich von selbst nach Sippen und Gauen, diese nach Völkerschaften und reihten sich im Kreise nebeneinander, alle das Antlitz dem Altar und dem Weihbaum zugewendet. Auch legte sich nachgerade das laute Stimmengewirr: es ward still in dem Kreis: erwartungsvoll blickten die vielen Hunderte nach dem immer noch leeren Richterstuhl, neben welchem sich jetzt mehrere Priester in mannigfach gefärbten Wollmänteln aufstellten.

Ulemer schritt aus der Schar der Friesen auf Civilis zu: »Es ist nicht wohlgethan,« mahnte er, »noch länger zu zögern. Die Meinen werden ungeduldig: sie haben weiten Heimweg. Wir müssen beginnen.«

Civilis warf einen langen Blick auf den Hügel: unbeweglich stand dort der einsame Jüngling. »Warte noch,« bat er. »Du hast so hohes Ansehen bei den Deinen.«

Aber der Friese schüttelte den grauen Kopf: »Die Freien werden mir verdrießlich. Und dann sind sie schwer zu lenken. Ohnehin wird's nicht an Widersachern fehlen. Schau dort, die neu Angekommenen, die all' deinen Batavern die Hände schütteln. Sind das nicht . . . ?«

»Ja,« erwiderte Civilis nach einem scharfen Blick. »Es sind meine Vettern und Labeo. – Gut, daß Cajus Briganticus erscheint.«

Da trat der älteste der Priester von dem Stuhl hinweg auf die beiden zu: ein Greis mit langem, weißem Bart, das noch reiche silberne Haupthaar hielt ihm zusammen eine breite Stirnbinde von vergoldetem Erz, mit tief eingehämmerten Runen. »Ich zögerte,« sprach er, »auf deinen Wunsch, Civilis, solange es anging. Aber nun . . .«

»Beginne, Sinnist,« entgegnete dieser. »Es muß sein.« Er stellte sich jetzt zu den Batavern seines Gaues; finster wandten sich seine drei Gegner von ihm ab; Ulemer ging zu den Ostfriesen gerade gegenüber.

XIX.

Der Altpriester – der »Sinnist« – trat jetzt vor den Richterstuhl und winkte den Fronboten, die, zwölf an der Zahl, lange Stäbe und starke, aus Weiden gedrehte Schlingen in den Händen, hinter dem Stuhl sich aufgestellt hatten.

Zwei von ihnen – ebenfalls altersgraue Männer – schritten an des Priesters Seite: der eine hob einen vorzeitlichen Rundschild von Auerstierhaut, in der Mitte mit starkem Erzbeschlag gefestigt, am linken Arm in die Höhe: nun führte der zweite mit der Steinspitze eines altertümlichen Speeres drei Schläge auf jenes Erz, daß es weithin dröhnend scholl.

Sofort entstand in dem ganzen Dingkreise lautlose Stille: das begonnene Wort ward nicht zu Ende gesprochen, keine Waffe klirrte mehr.

Der Priester aber hob an:

»Fronboten, ihr freien,
Ihr vor andern seit alters
Kundige Kenner
Des Richtsteigs des Rechtes, –
Fronboten, ich frage:
Weist mir die Wahrheit!
Ziemet die Zeit,
Ein echtes Allding
Der breitbrünnigen Bataver
Und kahnkundiger Kannenefaten
Zu halten und hegen?
Das weiset mir wohl.
Nicht weigert die Wahrheit.«

Da antworteten die beiden ältesten Fronboten, den Schild und den Speer hoch gen Himmel reckend, genau zusammen sprechend wie aus Einem Mund:

»Es taugt der Tag,
Es stimmt die Stunde,
Zu halten und hegen
Ein echtes Allding
Der biedern Bataver und der Blutsbrüder
Und aller andern,
Die da stolz entstammen
Tius dem Tapfern.«

»Warum weiset ihr so? Wißt ihr ein »Weil« eurem Wort?«

Da antwortete der mit dem Schilde:

»Weil gestern ging
Zu Sedel des Sommers selige Sonne.«

Und der mit dem Speere fuhr fort:

»Weil gestern – noch glüht und glimmt
Die übrige Asche –
Geschichtet in Scheitern
Ward Paltars prasselnder Brand.«

Und wieder sprach der erste:

»Weil noch klimmt die klare,
Die sehende Frau Sunna,
Sinthgunds schöne Schwester,
Weit noch vom Westen,
Fern ihrem Fall.«

Und der zweite schloß ab:

»Weil gestern gerade der gute,
Der milde Herr Mond
Sich in Fülle vollendet.«

Der Priester aber begann aufs neue:

»So ziemt denn die Zeit! –
Nun frag' ich euch, freie Fronboten, fürder:
Ist hier der Ort, ein echtes Allding zu öffnen:
Stimmt die Stätte,
Ist richtig der Raum?«

Einstimmig gaben die beiden Bescheid:

»Richtig ist der Raum, des Rechtes ein Ring,
Der geweihte Warf
Unter der lieben Frau Linde,
Des hehren Heiligtums,
Schattendem Schutz
Und weithin wogenden Wipfeln.«

Da mahnte der Sinnist:

»So hebet denn hoch
An dem Schafte den Schild,
Des schützenden Schirmes
Gerechten Gerichts

Ziemendes Zeichen
Und blinkendes Bild.«

Die beiden Fronboten schoben den Speer innen durch die beiden Haltriemen des Schildes, knüpften ihn hier mit roten Schnüren fest und stießen dann den hohen Schaft hinter dem Richterstuhl in den weichen moosigen Waldgrund.

Der Priester wandte nun das Gesicht dem Platz des Richters zu und begann:

»Leer noch und ledig
Steht der stolze Stuhl:
Sagt an: wer soll ihn besetzen?«

Da antwortete der erste Fronbote:

»Ihn soll besetzen
Nicht Gunst, nicht Gewalt« –

Der zweite fuhr fort:

»Wen die freudigen Freien
Sich wollen wählen,« –

Und beide zusammen schlossen:

»Der allein ist im Allding
Der rechte Richter.«

Der Priester fragte weiter:

»Nun wohlan, das weiset mir wahrhaft!
Nach welcherlei Recht soll der Richter richten?
Nach Satzung, so Er sich ersann?
Oder nach solcher, so wir selbst uns gesetzt?«

Diese Frage brachte alle zwölf Fronboten in lebhafteste Bewegung: auch die zehn andern traten nun vor, so daß alle in Einer Reihe standen, und drohend, laut sprachen alle zwölf in feierlichem Zusammenklang der zwölf Stimmen:

»Den ruchlosen Richter
Selbstersonnener Satzung,
Den Schlaunen, Schlimmen – erschlagt ihn
Mit wütenden Waffen,
Den Frevler, eurer Freiheit frechsten Feind,
Richtiges Recht ist allein, was ruhet,
Überkommen von den uralten edlen Ahnen,
In des freien Volkes
Biederer breiter Brust.
Dem Richter reicher Ruhm,

Der daraus schöpft den schimmernden Schatz,
Den quicken Quell,
Den hellen, hochheiligen Hort
Gerechten, richtigen Rechtes! –
Ihm kränzet und krönet mit köstlichem Kraut
Mit Blättern und Blüten
Die strahlende Stirne.
Und Siegvaters Sohn, Forsete selbst,
Der gute Gott gerechten Gerichts,
Setzt ihn auf den Stuhl
Und stärkt ihm den Stab.«

Jetzt schritten alle zwölf Fronboten, die Stäbe wieder senkend, hinter den Richterstuhl zurück.

Der Priester aber sprach:

»So übrig noch Eines:
Den rechten Richter
Weise zu wählen.
Der Wahl wohl würdig
Erseh' ich vor allen andern Einen:
Häufig schon hielt er
An dieser Stätte den Stab:
Ich nenne den Namen euch nicht:
Sagt ihr mir ihn selbst,
Den Edeling aus eurer alten,
Kühnen Könige
Herrlichem Haus.«

»Civilis! Civilis! Claudius Civilis!« brauste es da durch den ganzen Dingkreis: in dem freudigen Ruf und dem Klirren der zusammengeschlagenen Waffen erstarb das murrende »Nein!« weniger, vereinzelter Stimmen.

Civilis trat aus dem Haufen seiner Gauleute hervor in die Mitte des Kreises – noch ein vergeblicher Blick nach dem Hügel, ein unterdrückter Seufzer –: dann sprach er laut:

»Gewählt ist die Wahl, –
Ich eide euch allen,
Gerecht zu richten,
Haß nicht zu hegen
Und Gunst nicht zu gönnen:
So helfen mir in Walhall die Hohen!«

Da eilten die Fronboten geschäftig auf ihn zu: der erste nahm ihm die Sturmhaube mit dem Einen drohend nach vorn gesträubten Adlerflügel ab und drückte ihm auf das Haupt einen dichten Kranz von großblättrigem Epheu; ein zweiter vertauschte ihm den braunen Kriegsmantel mit dem weitfaltigen des Richters von glänzend weißem

Wollzeug, ein dritter drückte ihm den Stab in die Hand und alle vereint gaben ihm das Geleit zu dem Richterstuhl. Bevor er sich niederließ, sprach er: »Sagt mir, ihr Freien, darf diesen Sitz einnehmen, wer gegen einen der Dinggenossen nicht zwar eine Klage zu klagen, wohl aber eine Frage zu fragen hat?«

»Der Richter mag fragen, was und wen er will!« riefen die Fronboten und alle im Umstand stimmten bei.

»Zeit! Aufschub!« sprach Civilis zu sich selbst, indem er sich setzte. »So frag' ich dich – wo bist du? mein Vetter, Cajus Briganticus.«

Da lief ein Schauer der Erregung durch die Hunderte: gar mancher Bataver brach in einen Ruf der Erwartung, auch wohl des Unmuts aus.

Der Gerufene aber trat vor und erwiderte trotzig: »Hier stehe ich, dein Vetter und dein Feind.«

»Ist es wahr,« begann Civilis ruhig, »was mir glaubhafte Nachbarn berichten: du hast deine Kornäcker an der Yssel, uraltes Erbgut unserer Ahnen, die dort zuerst die Eichen gerodet, verkauft an den Getreidehändler aus der Stadt der Ubier, Lucius Longinus?« – »Das hab' ich gethan. Willst du's etwa wehren?« – »Das werd' ich.« – »Dann eile dich,« trotzte höhnend der Jüngling. »Er ist schon eingewiesen in den Besitz.« – »Wird nicht lange darin bleiben. Ich erhebe Beispruch und unterwinde mich des Erbguts: *mir*, deinem nächsten Schwertmag – nach deinem einzigen Bruder – mußtest du den Vorkauf bieten vor dem Ungesippen, dem Volksfremden. – Doch das gehört vor unser Gauding. Im Allding wollte ich nur allen Heerleuten zeigen, wie du, um schnöden Geldes willen, das uralte Recht unseres Volkes brichst.«

Da trat Julius zornig hervor und an des Bruders Seite. »Wir aber, wir wollen vor dem Allding ein anderes zeigen: unseren Haß, den abgrundtiefen, gegen dich Arglistigen. – Wohl ist die Sippe sonst das heiligste Band – mit ihrem Bruche bricht dereinst die Welt! – Aber an dich gebunden sein – es ist unleidlich! Und so – vor allem Volke! lösen wir, ich und mein Bruder, den Zwang der Sippe, der uns an dich band: als Fremde stehen wir fortan gegen dich, als Feinde, wie Wolf wider Hirsch. Wir verzichten dir gegenüber auf Eigen, Eidhilfe und Erbe, auf Muntschaft, Wergeld und Blutrache.«

Er holte unter dem Mantel mehrere armslange, dünne, noch grün belaubte Erlenäste hervor, gab die Hälfte davon dem Bruder und beide sprachen nun hastig durcheinander, im Zorn, so daß sie nicht, wie es der Brauch vorschrieb, den Zusammenklang der Worte einhielten:

»Wie ich *dich* breche,
Zähes Gezweig
Der ehrwürdigen Erle,
Aus welcher die weise Waltenden einst
Der Menschen auf Midhgardh Mutter gemacht,
Aber aus der edeln Esche
Den mutigen Mann: –
So lös' ich und laß' ich
Auf immer und alle Tage
Jedes Band und bindenden Bund

Der bis dahin mich deiner
Sippe gesellt.«

Unter diesen Worten zerbrachen sie über ihren Häuptern die Erlenzweige und warfen die Stücke nach allen vier Winden. Tiefes Schweigen hatte die Handlung begleitet, die, zwar zweifellosen Rechtes, höchst selten vorkam im Volk.

Civilis aber sprach nach einer Weile: »Die Erle zerbarst, die Sippe zersprang. – Schon mancher brach, was gar bald er bereute.« – Er hatte während des Spruches der Vettern wiederholt nach dem Hügel geblickt, den er von seinem erhöhten Sitz bequem übersehen konnte. Nichts rührte sich dort. Da winkte er einen der hinter ihm stehenden Fronboten herbei und flüsterte ihm zu: sofort verließ dieser den Speerkreis.

Der Richter fuhr fort: »Weiter geht des Dinges Gang. Ich frage: erhebt ein Freier Klage am Allding? – Der trete vor und hebe die Hand. Doch merket wohl: Gaugenossen richtet das Gauding. Nur eines Gaus Genöß wider anderen Gaus Genöß streitet im Allding.«

Da schritt der graubärtige Ferge aus der Schar seiner Gesippen, warf die Bootstange in die linke Hand, erhob die Rechte und sprach: »Ich wahre mein Recht. Ich hätte Grund, zu klagen wider die Fischer des Nordgauen: sie legen gar oft zur Nacht ihre Netze in *meinem* Fischwasser, südlich vom großen Röhricht der Ran. Ich will nicht klagen – *jetzt*. Gar oft führt solcher Streit unter Nachbargauen aus dem Rechtsgang zum Fehdegang. Jetzt aber thut Friede Not unter uns allen, so acht' ich. Nur auf daß ich mich nicht verschweige, Richter, wahr' ich mein Recht.« Er ließ die Hand sinken und trat zurück in die Reihe der Seinen.

Ein Gemurmel des Beifalls ging durch die Runde, nicht ohne manchen Blick, manchen Ausruf des Vorwurfs wider die Vettern des Civilis. Dieser aber nickte von seinem Stuhl herab dem Fischer zu und sprach: »Weise, Uffo, und wohlgethan! Erst dein Volk – dann deine Fische. Erst sein Ruhm, dann dein Recht. Keine Klage sonst?«

Die Männer schwiegen, auch solche, die gekommen waren, einen Anspruch zu verfolgen: das Beispiel wirkte stark und wohlgefällig flüsterte mancher Nachbar zum Nachbar: »Gut sprach der Richter: »Erst deines Volkes Ruhm, dann dein Recht. Erst dein Volk – dann deine Fische.« Ich merke das Wort und sag' es daheim meinem Knaben.« Und das Wort ward ein Sprichwort in ganz Niederland: von Geschlecht zu Geschlecht hat sich's vererbt: in schwerer Zeit, gegen Spanier und Franzosen, ward es angerufen und befolgt in dem mannhaften Volk.

Da nun kein Kläger mehr sich meldete, schritt Ulemer hervor aus der kleinen Schar von Friesen, die ihn begleitet hatten; sie waren kenntlich an den »gefriesten« das heißt an Halssaum und an Untersaum gefransten Mänteln, deren Farben: blau, braun, dunkelgrün und dunkelgelb sich nach den Gauen und Landschaften unterschieden. Er neigte sich dem Richter und sprach: »Zu Ende ging euer Gericht, ihr Bataver und deren Blutsverwandte. Allein nicht nur des Rechtes waltet das Allding: – auch über des Volkes Wohlfahrt, über Krieg, Frieden und Bündnis berät es und entscheidet. So sind denn wir friesischen Männer aus all' unsern Gauen – von der Ems im Aufgang bis zum Flevo im Niedergang – entsendet worden an dies euer Allding, euch vorzuschlagen, das alte Bündnis zu erneuen, das zwischen uns bestand in den Tagen der Väter – einst« – so schloß er bedeutsam »in den Tagen der Freiheit.«

»Jetzt bricht es,« sprach Civilis zu sich selbst und sah sehnsüchtig nach dem Hügel: auf diesem standen nun der Männer zwei, aber beide drehten, ohne sich zu bewegen, dem Dingplatz den Rücken. Zustimmungende Worte wurden auf die Rede des Gesandten laut bei vielen Männern der Versammlung: aber nur kurze Frist ward solchem Beifall gelassen: lebhaft trat Claudius Labeo in die Mitte des Kreises und heftig rief er zu dem Richter hinauf: »verstattet Civilis noch, daß auch gegen seinen Freund gesprochen werde?«

Der würdigte ihn keines Wortes, er winkte nur stumm mit dem Stabe Gewährung. »Eine Frage vorerst an den Gesandten,« begann Labeo. »Ein Bündnis, sagst du. Nun, was für Bündnis? Für Frieden oder Krieg?« Ulemer zögerte: er sah auf Civilis: dieser hob warnend die Brauen. »Antworte, Friese!« mahnte Labeo. »Oder wagst du's nicht?« Da brach Ulemer zornig los: »Ein Waffenbündnis, treu bis in den blut'gen Tod.«

»Hört ihr's, ihr Männer?« schrie Labco. »Es ist gefallen, das kecke Wort, das verhängnisvolle, welches das lange drohende Verderben losknüpfen will von seinen weise geschmiedeten Banden. Ein Waffenbündnis! Gegen wen? Uns schützt wider alle Feinde Rom: Rom, das uns deshalb verboten hat, neben dem Bund mit ihm noch andere Bündnisse zu schließen. Gegen wen also dies Waffenbündnis? – Bataver, meeranwohnende Männer! Laßt mich zu euch reden in Worten, die ihr wie kein anderes Volk versteht, ihr, nahe der See. Wohlan, die See, die See ist – Rom. All' unser Reichtum, unser Glück und Gedeihen – die See bringt es unsrem segelfrohen Volk – die See und Rom. Aber bedenkt auch das andre. Dicht an der See, – unter deren Spiegel – liegen unsere Felder und Höfe. Was schützt sie, was schützt unser Leben? Einzig der Deich, der weise gefestigte Deich. Wohl: Rom ist auch die alles bedräuende, alles verschlingende See. Den ganzen Erdkreis hat sie sieghaft überflutet. Der Deich, der allein uns schützt, ist unser Bund mit Rom. Ein mutwilliger, ein frevler Stich in den Deich: – und die Sturmflut des Verderbens bricht über uns herein und begräbt uns alle. Jenes kecke Wort: – es war ein Stich in den Deich! Schon hör' ich sie dumpf heranbrausen von ferne, die Flut der Legionen. Aber ich stopfe den Riß, ich allein, mit meinem Leibe und gilt es mein Leben. Ich warn' euch: brecht nicht den Frieden mit Rom!«

Tiefe Stille folgte diesen Worten: das Bild, aus dem Leben des Volkes, aus des Landes Eigenart gegriffen, verfehlte nicht des Eindrucks, zumal auf die Männer der südlichen und östlichen Gaue, die den römischen Waffen in der That so nah und offen lagen wie der Strand vor der Düne der Brandung der See.

Civilis bemerkte scharf die Wirkung der Mahnung: er eilte sie zu bekämpfen. »Was malst du für Schreckbilder? Unsere Waffen, auch im Bündnis mit andern, wollen nur unser Recht wahren. Oder ist es verboten, unserer Rechte auch nur zu gedenken und der Tage der Freiheit?« – »Das will sagen,« rief Labeo grimmig, »der Tage, da deine Väter den Königsstab trugen! Doch ehe das wieder geschieht . . . !« Da trat Julius Briganticus vor und rief: »ich frage kurz und klar: gib kurz und klar Bescheid: willst du, daß wir die Verträge mit Rom, die feierlich beschworenen, zerreißen?«

»Rom hat sie zerrissen,« antwortete Civilis ruhig. »Weißt du das nicht?« – »Jawohl. Aber warum?« fiel der jüngere Briganticus ein. »Weil du und dein Bruder trotzig Briefe an den Imperator geschrieben habt!« – »Nicht euch, Landsleute,« begann Julius nun wieder, »zürnt Rom. Ihn liefert aus und die Gunst des Kaisers lächelt euch wie früher.«

Aber da brauste ein unwillig grollend Gemurre durch die Versammlung. »Nie, niemals!« scholl es. »Schmach und Schande!«

»Du gingst zu weit,« raunte Labeo ihm zu, »laß mich . . . ! Und wer ist der Mann,« rief er laut, »der nun auf einmal zum Bruche drängt mit Rom? Derselbe Claudius Civilis, der jahrzehntelang wie kein anderer für Rom gesprochen und gehandelt! Wollt ihr so wankelmütigem Führer folgen?«

Der Einwurf war unleugbar: Civilis erkannte, daß er schwer wog an dem Verstummen auch seiner eifrigsten Anhänger; er sprach: »Ist der Mann weise, der bei seinem Irrsal verharrt, auch nachdem er es erkannt, nur weil es *sein* Irrsal?« – »Und weshalb erkannt? Seit wann?« rief Julius. – »Seit sein Bruder und sein Sohn in Rom den Tod gefunden!« fuhr Cajus fort. – »Und wie,« schloß Labeo, »wie sprachst du doch vor kurzem? ›Erst dein Volk, dann dein Recht.‹ Du aber willst nur deine Sippe rächen.«

»Das ist nicht wahr!« rief Ulemer, rasch vortretend. »Ich schwör's bei den Göttern! Ich war zugegen, als die Nachricht kam. Auch nachdem er die scheußlichen Morde vernommen, hielt er noch fest an Rom: erst als er erfuhr, wie Kaiser, Senat und Volk auch die Verträge zerrissen, ward er umgewandelt.« Das traf wohl gewaltig: allein Labeo ließ nicht zu, daß diese wichtigen Worte in den Gemütern tiefer Wurzel schlügen. »Wohlan!« rief er sofort. »Und was soll nun geschehen, nach seinem verwandelten Rat? Sprich Civilis! Brich dies Schweigen! Was zögerst, worauf wartest du? Willst du fortan dem Kaiser treu sein oder nicht?«

Aller Augen waren gespannt auf den so Gefragten gerichtet. Er spürte das: nun mußte er reden. Noch einen Blick auf den Hügel: siehe, da stand nur mehr Ein Mann auf dessen Krone, der frühere Späher: der wandte das Antlitz dem Dingkreis zu und schwenkte den Speer über dem Haupt. Da sprang Civilis vom Stuhl, richtete sich hoch auf und fragte mit lauter Stimme: »Dem Kaiser! Welchem Kaiser?«

»Es giebt nur Einen,« antwortete Labeo. »Lange tot liegt Otho, vom eignen Stahl durchbohrt,« fügte Julius bei und Cajus schloß: »Vitellius wollen wir dienen, der allein im Reiche gebeut.«

»Ihr irrt,« sprach Civilis fest. »Zwei Kaiser streiten sich um Rom und Reich. Doch nicht mir glaubt: – glaubt diesem Zeugen.« Der abgesendete Fronbote schob einen Mann durch die Ostöffnung des Speerzauns herein: es war Katwald, von Staub und den Spuren langer Wanderung bedeckt: er eilte in die Mitte des Kreises und hob, das Wort begehend, die Hand gegen den Richter: »Hört, ihr Männer,« rief er, »ich komme von Neuß aus dem Lager des Hordeonius: wider Vitellius ist ein Gegenkaiser erhoben: Flavius Vespasianus ist sein Name. All' Morgenland fiel ihm schon zu und viele Legionen. Vitellius wankt auf seinem goldnen Stuhl.«

Brausende Erregung ging durch die Massen: die Römerfreunde erbleichten. Aber Labeo faßte sich, trat vor und sprach: »Und wär' es so . . . –«

»Es ist so, Sohn der Römerin,« rief Katwald zornig, »Ich schwör' es: – ich hab's von Hordeonius selbst. Zweifelst du?« Und er griff ans Schwert, der Richter winkte ihm mit dem Stabe: – da ließ er die Hand sinken. – »Und *ist* es so,« fuhr Labeo fort, »was dann? Was ändert das für uns? Mag der rechtmäßige Kaiser siegen oder dieser Anmaßer – für uns ist's gleich: denn Roma bleibt, wie sein Imperator heiße. Rom aber, das wißt ihr alle, Rom – ich wiederhol' es – ist unser Reichtum. Daß wir nicht als

halbnackte Hungerleider durch die Sümpfe schweifen, wie die Barbaren überm Rhein, wir danken's Rom.«

Da stürmte Uffo der Ferge auf ihn los und schleuderte eine Hand voll Goldmünzen vor seine Füße: »Da!« schrie er, »nimm dein Römergold zurück, mit dem du meine Stimme kaufen wolltest. Besser arm und frei, als in Gold prangend ein Knecht.« Und ungestüm hob er die wuchtige Botstange.

Höhnisch erwiderte Labeo: »willst du vielleicht die Römer mit diesem Stück Holz erschlagen?«

»Alle nicht, aber viele, sehr viele. Schau' es dir genau an, dies Stück Holz und den Haken daran. Er kann was erzählen von den Römern! Im tiefsten Frieden drang der Legat – unser Beschützer! – mit seinen Scharen in meine Schilfhütte – er hatte Tags zuvor bei der Überfahrt meine blonde Ansa erspäht – und raubte die Jungfrau. Ihr Geschrei rief mich vom Fischfang herzu, ich schoß heran in dem Nachen an das Kriegsschiff der Römer: die lachten, hundert gegen einen, vom hohen Bord auf mich herunter: mein Kind streckte verzweifelnd die Hände nach mir aus: da griff ich zu – »mit diesem Stück Holz!« – schlug den Haken in ihren Gürtel und riß sie herab, – aus der Mitte der Kohorte – herunter in den Strom und tauchte sie so lang und so tief, bis sie gerettet war für immerdar vor dem Legaten. Ich zog den schönen Leib heraus, tot, aber unbefleckt. Nun wirb' noch mal um mich mit Römergold!«

Da dröhnte Zorn und Beifall durch die Reihen. Labeo fand kein Wort der Erwiderung. Der ältere der Brüder jedoch rief: »Der einzelne – so lehrte ja Civilis! – muß seine Rache dem Volk zum Opfer bringen. Unser Volk aber, es ist verloren im Kampf mit Rom. Gallien zittert unter dem ehernen Schritt von vier Legionen.« – »Und neben diesen dreißigtausend Römern,« fiel Cajus ein, »kämpfen gegen uns alle Söhne dieses Landes, die Gallier, vom Rhein bis an die Pyrenäen, viel hundert Tausende. Der wievielte Teil des Menschengeschlechts sind denn die zwölf Gae der Bataver und der Kannenefaten, daß sie es unternehmen wollen, gegen den römischen Erdkreis anzukämpfen?« – »Nicht fünfzehntausend Speere zählen wir, und nehmen wir die Friesen dazu – unsre einzigen Bundesgenossen« – ergänzte Labeo – »und bringen wir's auf dreißigtausend Männer, – damit wollt ihr Rom und ganz Gallien trotzen?«

Die Zahlen waren richtig, die Übermacht Roms war oft erprobt: – die Warnung wirkte. Civilis schickte sich an, zu erwidern, aber noch zuvor drang von dem Hügel her ein Hornruf an sein Ohr: schwach zwar, doch unverkennbar. Er wandte sich: der Merker auf dem Hügel war's, der, nun das Gesicht dem Dingort zugewandt, noch immer blies und mit ausgestrecktem Speer auf den Schmalpfad zwischen Hügel und Weihbaum wies.

Auch die Menge vernahm nun das Horn und bald darauf das Huf-Getrappel auf dem harten, wurzelreichen Waldweg eilend nahender Rosse. Während aller Augen nun nach Osten sahen und leis und lauter Fragen, Rufe des Staunens, der Erwartung hörbar wurden, sprengte ein Reiter auf rotem Roß sausend heran; vor dem Speerzaun sprang er ab und stürmte in die Mitte der Versammlung.

»Brinno! Brinno!« scholl es ringsher ihm entgegen. »Ja, er fehlte uns sehr! Wo war er? Warum kommt er erst jetzt?«

Aber atemlos drückte der Starke die Hand auf das heftig klopfende Herz: er rang nach Luft. Civilis gönnte ihm Zeit, Atem zu gewinnen: dann rief er: »Brinno, Donarbrands

Sohn, woher kommst du?« – »Von Köln!« – »Und was bringst du?« – »Die Freiheit! Die Freiheit und das Heil! Die Legionen in ganz Gallien zerfleischen sich in blut'gen Kämpfen. »Hie Vitellius! Hie Vespasian!« so tönt's in allen Lagern und Kastellen von Metz bis Toulouse. Auf allen Heerstraßen, wo sie aufeinander stoßen, fechten sie, auf jeder Seite mit römischer Kriegskunst, mit römischen Schwertern, Adler gegen Adler! Hei, gön'n' ich's doch kaum diesem Raubgevögel, daß es sich selbst zerzaust! Aber es wird wohl noch einer davon übrig bleiben für meinen Hammer hier. In Nimwegen, in Xanten, in Asburg, in Neuß, in Köln, in Bonn, in Remagen, in Andernach, in Koblenz, in Bingen, in Mainz, in Trier stehen Römer wider Römer in Waffen.« – »Und Hordeonius?« fragte Labeo erbleichend.

»Ward zu Neuß erschlagen von seinen eigenen Kohorten, weil er sie für Vespasian vereidigen wollte.« – »Aber Vocula? Dillius Vocula?« forschte Julius. – »Als Sklave verkleidet entkam er mit Not den Wütenden.« – »Und die Gallier?« rief Cajus bang. – »Jawohl, die Gallier!« drängte Labeo. »Sind sie für Vitellius oder für Vespasian?«

»Die Gallier? Ei, die sind für Gallien! Ein Großreich Gallien wollen sie errichten – unter einem Kaiser oder König. Langres, Trier, Metz, Toul haben sich für frei erklärt und losgesagt von Rom. – Und ihr,« rief er ungeduldig, »ihr zögert noch? Die windigen Gallier stehen auf und greifen zu den Waffen und du, Civilis, säumst noch immer?« – Er war dicht an den Freund herangetreten und flüsterte ihm zu: »Wann schlägst du los?«

»Zu rechter Zeit,« erwiderte der ebenso leise. »Horch! Hörst du den Wechselgesang? Endlich! Darauf hatt' ich gewartet. Siehst du, des Hügels Krone ist leer. Wacker hat dein Bruder des Späheramts gewaltet.«

Und schon ganz nahe klang nun vielstimmiger Gesang zuerst von Männern, dann von Frauen und Kindern.

Das Lied der Männer lautete:

Dringend drang
An unser Ohr
In unsern weitwogenden Wäldern
Der Ruf von euch reisigen Recken:
»Kommt, ihr Kühnen!
Helft uns, ihr Helden,
Zur Rache an Rom!
Ihr findet vieles,
Des ihr gierig begehret:
Schilde zu schroten,
Feinde zu fällen,
Gold zu gewinnen
Und bunte Beute
Und – lieblicher lockend –
Reichen Ruhm.«
Und siehe wir kommen, wir kommen!
Markige, mächtige Markomannen,
Tenchtärer, tapfer und treu,
Und der Usipier edler Abstamm,

Chauken, und endlich Chatten
Aus der alten
Heimat, zu Hilfe
Den freudigen Vettern.«

Sowie der Gesang der Männer verstummte, fielen die hellen Stimmen ein:

»Öffnet, ihr Edeln,
Die Hallen und Herzen,
Rüstet Bereitschaft
Götterverkündendem Gast:
Streut auf die Straße
Blätter und Blüten:
Thüren und Thore
Kränzet und krönet
Mit Gewinden: es wird zum Weihum
Das dürftigste Dach,
Welches über die Wala sich wölbt:
Ja, es gasten gütige Götter,
Da, wo Weleda weilt und wohnt.«

Auf der breiten Fahrstraße nahte ein festlicher Aufzug zu Pferd und zu Fuß: viel hundert Köpfe, Männer, Weiber und Kinder. Schon hatten die Reiter an der Spitze den Osteingang des Speerzauns erreicht: sie sprangen hier von den Rossen und zogen, nach kurzer Anmeldung durch die Fronboten bei dem Richter, paarweise geordnet in den Dingkreis. Es waren stattliche Kriegsgestalten, deren mannigfaltige Waffen und Gewandung die Gehörigkeit zu verschiedenen Völkerschaften bekundeten, doch trugen alle – mit Ausnahme der sächsischen Chauken – die Haare gegen den Wirbel hinaufgekämmt und hier in einen Knoten zusammengebunden: denn sie alle waren Sueben. Sie stellten sich nun dem Richterstuhl gegenüber in Einer Reihe auf.

Jetzt erscholl draußen vor dem Dingzaun lebhaftes Heilrufen: die batavischen Frauen und Kinder begrüßten freudig die ankommenden Frauen und Kinder und zumal ein von deren Gewoge bis dahin verdecktes wundersames Gefährt. Einen breiten und kurzen zweirädrigen Wagen, nur hinten – behufs der Besteigung – offen, auf den drei andern Seiten durch brusthohe gerundete Wandungen von glänzend weißen Ahornplatten umhegt, zogen, je zwei voreinander gespannt, vier schneeweiße Kronenhirsche, – zwei Vierzehn- und zwei Sechzehnder – um deren Geweih und stolz geschwungenen Halsbug handbreite Zügel von weißem Leder mit goldenen Säumen geschlungen waren: die edeln Tiere hielten jetzt – auf den leisesten Ruck des Zaumes – an. Auf dem Wagen aber stand, mit leichter Hand die Zügel lenkend, Weledas hochragende schlanke Gestalt: um sie her flutete ein weißer golddurchwirkter Mantel in langen schweren Falten, das gelöste silberhelle Haar fiel ihr über Schultern und Rücken herab: ein Kranz von lichtgrünen, mit den Stielchen aneinander gesteckten Buchenblättern, war der einzige Schmuck, den sie trug.

Sido und Brinnobrand, die bisher zur Rechten und zur Linken des vorderen Hirschgespanns geschritten waren, eilten nun an die offene Rückseite des Wagens, ihr

bei dem Herabsteigen behilflich zu sein; doch unberührt von ihren Händen schwebte die Jungfrau in die Hände Weledamarkas, die sie mit Welo in Empfang nahm. Die Seherin, gefolgt von den drei Männern, näherte sich jetzt dem Eingang des Speerzauns.

Finstere Blicke warfen auf den ganzen Zug die drei Römerfreunde; lange hatten sie unter der Wucht der Nachrichten schweigend die Nacken gebeugt; jetzt raffte zuerst Labeo sich auf: »Auch das noch!« sprach er zu seinen Gesellen. »Dies Mädchen, das allen die Augen verblendet, noch bevor sie die Ohren bethört durch ihre Sprüche!« – »Haß wider Rom ist all' ihre Seherinnenweisheit,« erwiderte Cajus. – »Sie soll nicht herein!« drohte Labeo.

Und er eilte vor den Altar, – soeben hatte Weleda die Speerpforte erreicht – hob die Hand und rief mit lauter Stimme: »Halt, halt, Bruktrerin! Ich frage, aber nicht den Richter frag' ich, der, – man kann's mit Händen greifen! – wie all' jene Unheilsbotschaften, so diesen ganzen Aufzug sich herbestellt hat, – dich frag' ich, Altpriester, Sinnist, darf nach der Bataver Brauch und Sitte ein Weib die Dingstätte der Männer beschreiten?«

Gespannt sahen alle auf den Alten; der trat neben den Richterstuhl und sprach:

»Dem Weibe weigre den Weg
Auf den Richtort des Rechtes.«

»Also! Ihr hört es!« rief Labeo. Doch der Sinnist fuhr fort:

»Aber ein anderes ist
Ein gewöhnlich Weib,
Ein andres die weihvolle Wala:
Willst hinweg du weisen
Aus unserm Allding
Die guten Götter?
Der guten Götter
Willen und Wort weist uns die Wala:
Ihr ist offen das Allding.«

Ruhig schritt nun die Jungfrau, die einstweilen harrend stehen geblieben war, in den Dingkreis herein.

XX.

Sido aber, der Königssohn, trat vor den Richter, neigte sich, warf den dunkelroten Mantel zurück und hob an: »Nur für kurze Rede, Richter, erbitte ich Urlaub. Was unser, was mein Gesang euch verkündet hat, – Wahrheit ist's, nicht Spiel meiner Erfindung. Vor Monden schon hat Claudius Civilis mich entsendet, für drohenden schweren Kampf euch Helfer zu werben: wohlan! Ich warb sie: willig fand ich die Männer. Der Brukterer, der Usipier und der Tenchterer ganzes Heervolk, erlesene Scharen freiwilliger Chatten und Chauken, meines Vaters, des Königs Garibrand, Gefolgschaft und viele andere meiner Markomannen, – wir alle wollen euch Kampfgenossen sein. Wir zogen ungehindert über den Rhein: zu unserm größten Staunen! Die Legionen, die ihn sonst bewachen, sie liefern sich selber blutige Gefechte. Auf unserm ganzen Weg hierher trat kein Römer uns entgegen. Batavische Kohorten, die Hordeonius zu seinem Schutz herbeigerufen, schlossen sich uns an, sowie sie des Alten Ermordung erfuhren. Tausende folgen uns auf dem Fuße, viele Tausend andere in den Wäldern zwischen Rhein und Donau rüsten sich zum Aufbruch. Ihr rief und Wodan selber schickt uns her.«

Brausender Jubel des Beifalls erhob sich nach diesen Worten: es lösten sich die Reihen, die Dinggenossen stürmten von allen Seiten auf die Ankömmlinge zu und drückten ihnen die Hände.

Civilis ließ die Erregung sich austoben: erst nach geraumer Zeit mahnte er durch Hornrufe der Fronboten zur Ruhe. Als die Reihen sich wieder geordnet, erhob er sich und sprach: »Jetzt, jetzt kam die Stunde der Entscheidung. Ja, Labeo sprach wahr: ich, ich habe jene Boten, ich habe diese Helfer vom Übrerrhein, ich habe die Seherin hierher gerufen zu dem heutigen Tag. Seit Rom die Verträge zerriß, habe ich nichts mehr gedacht und geträumt als Freiheit, als die Abschüttelung des Joches. Was ich gefehlt in langer Verblendung, ich will's gut machen an meinem Volk: seht, wie starren mir Haar und Bart! Ich habe gelobt – nach unseres Volkes Sitte – nicht eher scher' ich sie, als bis kein Römer mehr auf unserem Boden steht.«

Da unterbrach ihn lauter Zuruf und Waffenlärm. Endlich konnte er fortfahren: »Nach Gründen wahrlich, wird mich keiner von euch fragen. Rom hat Treubund und Vertrag zerrissen. Und muß ich euch mahnen, wie sie schon zuvor an uns gefrevelt? Fragt jenen grauen Fergen nach seiner Tochter! Fragt mich nach meinem holden Knaben! Denkt, wie sie all unsere Rechte zertreten, wie sie nach fremdem Recht uns gerichtet, wie der Liktör und sein Beil in unsre Malberge drang, wie sie freie Männer gezeißelt, wie sie den heiligen Herd uns besudelt, wie sie die heiligen Haine verbrannt! Wollt ihr Knechte bleiben wie Syrer und Lyder? Oder wollt ihr wieder frei werden wie die Väter waren? Ihr wollt es? Wohl: jetzt, jetzt kam der Tag, den die Götter selber uns senden! So schwört hier vor dem Schwerte des Kriegsgottes – er hört jedes Wort, euer göttlicher Ahn' – schwört bei seinem Schwerte: »wir wollen frei sein oder untergehen.«

Da brach stürmischer als je die lang verhaltene Leidenschaft hervor, abermals lösten sich die Reihen, in wilder Bewegung eilten die Männer auf den Altar zu, reckten die

Waffen in die Höhe und riefen durcheinander: »Hör' es, Tius! Hört es, all' ihr Götter! Wir wollen frei werden oder untergehen!«

Dieses Gewirre wollten Labeo und die Brigantiker benutzen, unvermerkt aus dem Dingkreis sich zu entfernen. Schon waren sie glücklich durch mehrere der sich gegen den Altar drängenden Haufen geschlüpft, schon hatte Labeo den südlichen Ausgang nahezu erreicht, – da legte sich schwer eine Hand auf seine Schulter und es erscholl ein dröhnendes »Halt!«

Aller Augen wandten sich der Richtung des Rufes zu. »Halt,« wiederholte der Ferge, »Wohin?« Trotzig erwiderte Labeo: »Das hast du nicht zu fragen.« – »Aber der Richter,« rief da Brinno. »Frag' ihn, Civilis.« Ohne die Antwort abzuwarten, sprach Julius: »Wohin? Wohin Treue und Pflicht uns rufen. Wir sind, – wie jener eidbrüchige Mann dort auf dem Richterstuhl – Präfekten von Reitergeschwadern in römischem Dienst. Wir gehen in unsern Dienst.«

»Nieder mit ihnen! Nieder mit den Verrätern!« schrieten da viele hundert Stimmen und Uffo hob die schwere Stange.

»Haltet Friede!« rief Civilis mit alles durchdringender Stimme. »Wahrt den Dingfrieden. Wollt ihr hier Blut vergießen?« Die geschwungenen Waffen senkten sich: aber Brinno schrie: »Sollen sie entkommen, die Neidlinge, und spornstreichs den Feinden alles verraten? Du schütze sie, weil sie deine Gesippen.«

Da erleichteten die beiden Brigantiker.

Civilis aber sprach: »Sie sind's nicht mehr. Schau' auf die Splitter dort, Brinno, – es sind Erlenstäbe.« – »So soll'n sie sterben,« drohte Brinno und griff an den Steinhammer in seinem Gurt. »Bluten auf des Tius Altar! Ich klage wider sie!«

Und viele Stimmen riefen: »Ja, Richtet! Opfert sie, sie sollen sterben!«

»Nein, leben sollen sie,« sprach Civilis, hoch den Stab erhebend, »unsern Sieg zu schauen: – das wird ihre härteste Strafe sein. Doch, auf daß sie nicht schaden können durch Verrat, schlag' ich euch vor: die Friesen sollen sie gefangen mit sich führen und an ihrer Küste, dem Krieg so fern als möglich, bewacht halten. Ich bitte euch, Männer, spart das Blut unserer Stammgenossen. Ein übler Anfang wär' es dieses Kampfes.« Beifällig stimmte ihm die Menge bei. Brinno aber grollte unmutig: »Gieb acht! Das wirst du noch bereuen. Es geht ein alt gut Wort in unserem Volk: »Nur tote Schlangen beißen nicht.«

Während die Fronboten die drei Verhafteten auf den Wink des Richters in die Mitte nahmen, wandte sich dieser zu Weleda und sprach: »Beschlossen ward, – du hast gehört, Jungfrau, – der Krieg um die Freiheit. Nicht hab' ich zuvor dich um die Zukunft befragt: denn das ist Heldenschaft, das Notwendige für die Ehre wagen, mag's Heil, mag's Unheil bringen. Auch den Untergang, – wir nahmen ihn auf uns. Nun aber, da wir in den Kampf ziehen, mag er Sieg werden oder Unsieg, nun, Seherin, sage, was siehst du unser warten in der Zukunft?«

Schweigend neigte Weleda das Haupt, schweigend winkte sie Welo und Weledamarka heran.

Das Mädchen löste ihr den weißen Mantel, die Bernsteinspange auf der linken Schulter losschnallend, und spreitete ihn, weit auseinander gelegt, gerade vor sie hin

auf den moosigen Waldrasen zwischen Altar und Richterstuhl. Welo nahm die Sturmhaube vom Haupt und schüttete in dieselbe aus einem Lederbeutel, den er von dem Wagen gebracht hatte, eine große Zahl von schmalen Stäblein aus Buchenrinde, in deren jedes eine Rune geschnitten war.

Tiefes, friedliches, andächtiges Schweigen legte sich auf die vor kurzem noch so laut tobende Menge. Weleda, im weißen ärmellosen Linnengewand, hob zuerst die beiden Arme in stummem Gebet anrufend gen Himmel: dann winkte sie Welo, der in kräftigem Schwung die Sturmhaube schüttelte, daß eine Menge der Stäbchen auf den weißen Mantel flog: die Scherin bückte sich, las einige Stäbe auf, blickte darauf und sprach sofort, mit vorgestrecktem Finger die einzelnen Runen ablesend: »U. A. E.«, dann deutete sie, ohne Besinnen: »Ungewiß ist alles Ende!«

Und wiederholt bückte sie sich nun, raffte jedesmal eine Anzahl Stäbe auf, las sie ab und deutete sogleich: »Aber sicher ist eins:

Unvergänglicher Heldenschaft Ruhm Drei große Siege:
Ein Sieg zu Land,
Zu Wasser ein Sieg,
Und ein Sieg zu Land und zu Wasser.«

Sie richtete sich nun hoch auf, leuchtenden Auges auf Civilis blickend: »So sprechen die Götter. Ich denke, es reicht,« schloß sie:

»Ja, es reicht,« rief dieser, ihre Hand fassend, die sie ihm willig lieh. »Was willst du mehr, mein Volk? Drei Siege und unvergänglichen Ruhm: – Freiheit oder Untergang? Wollt ihr mir dahin folgen?«

Da scholl's durcheinander brausend, jubelnd: »Wir wollen! Wir wollen! Führ' uns, Civilis! Führe uns, Brinno! Führt uns zum Kampf! Zum Sieg! Freiheit oder Untergang!« Und fortgerissen und fortreißend in überwältigender Begeisterung stürmten alle auf die beiden Führer zu, hoben sie auf breite Schilde und trugen sie auf den Schultern frohlockend dreimal um den ganzen Kreis der Dingstätte.

Hochaufgerichtet stand Weleda: die sonst so bleichen Wangen glühten, der stolze Busen hob und senkte sich; sie bebte leise und ihr Blick hing freudestrahlend an des Civilis gewaltigem Antlitz.

XXI.

Mehrere Wochen später stand zu Rom in dem »goldenen Hause«, dem von Nero auf der nach Südwest gewendeten Höhe des Esquilin erbauten Palast in dem marmorgetäfelten Schreibgemach ein hagerer Mann von etwa sechzig Jahren, in vornehmem Gewand, vor einem mit zahlreichen Briefen und Urkunden bedeckten länglichen Tisch von Citrusholz, die Rollen sichtigend und ordnend. Starkknochig und muskelkräftig war die Gestalt des noch nicht Greisenhaften und höher als die Römer im Durchschnitt gewachsen, nur der ausdrucksvolle Kopf trug sehr ausgeprägt die römische Eigenart. Kurz von dem runden Schädel – den nur spärlich noch die grauen Haare bedeckten – sprang mächtig vor die hochgewölbte Stirn: die Augen lagen tief in dem Kopf geborgen unter starken langgezogenen Brauen; aus den magern Wangen traten die Backenknochen hervor; die starke, vorspringende Nase, das kräftig gebildete Kinn, der ausdrucksvolle Mund bekundeten Festigkeit: aber die schmalen, meist hart, ja wie mit Anstrengung aufeinander gedrückten Lippen deuteten gleichwie auf vorsichtigste, altgewohnte Zucht und Selbstbeherrschung, so auch auf Herbe, wohl auch auf strenge Härte: – freilich durchaus nicht nur gegen andere; mit tief-ernster Miene nahm er jetzt eine lange Rolle auf und las. An dem offenen, in den Hof des Palastes blickenden, von Säulen getragenen Fenster, stand ein junger Mann von etwa dreißig Jahren, von auffallender Schönheit des Antlitzes und der Gestalt, in reichgeschmückter Kleidung; in kleinkrausen Locken schmiegte sich das hellbraune Haar um den edel gewölbten Kopf; in anmutiger Haltung stützte er leicht den rechten Arm auf die Schulter eines Jünglings von noch nicht zwanzig Jahren, dessen bleiche Züge einen solcher Jugend widerstreitenden Ausdruck widernatürlich verfrühten Ernstes, ja bitteren Schmerzes trugen; die tiefschwarzen Augen schienen nur Düsteres, nur Unheil in der Welt zu sehen; hinter dieser stolzen bedeutenden Stirn wohnte kein heiterer Gedanke mehr; dabei war aber die Haltung des jungen Adeligen durchaus nicht schlaff, sondern vornehm, bestimmt, in sich geschlossen.

»Erkennst du nun, Cornelius, mein Liebling,« begann der ältere der beiden mit wohl lautender Stimme leise, um durch das Gespräch den Lesenden an dem Tische nicht zu stören, mit weicher Hand über das kurzgeschorene schwarze Haar des andern streichend, »daß du wieder einmal für dies dir wie mir gleich teure Römerreich Schrecknisse gesehen ohne jeden Grund? Schon glaubtest du den bösen Anschlag gelungen, Zwietracht zu säen zwischen dem besten der Väter . . .«

»Und dem besten der Söhne.«

»Schon glaubtest du, das cäsarische Mißtrauen werde mir Legionen und Kriegsflotten entgegenschicken, vielleicht gar Henker! Du sahst mich schon gefangen und – besten Falls! – verbannt von der Gnade des Vaters auf irgend ein ödes Felseneiland. Und siehe da, es genügte, daß ich, sobald ich nur ein dunkles Gerücht vernahm, mein sieghaft Heer, und meine Siege selbst, die verrückten Juden und« – hier dämpfte er noch mehr die Stimme – »sogar Berenike – ohne Abschied! – verließ, hierher flog, allein, waffenlos und plötzlich mich in des Vaters Arme warf mit dem Rufe: »Vater, hier bin ich, dein Empörer!«

»Ja, diesmal gelang es dir, und dem edlen Mut deines Herzens. Aber meine Furcht war nicht grundlos.«

»Wer aber, wer war der heimtückische, niederträchtige Verleumder, der mir des Vaters Herz und den Thron entreißen wollte? Hast du keine Ahnung, Cornelius? Immer stumm, allzu schweigsamer Tacitus?«

Der bleiche Jüngling erwiderte nichts: er wies mit dem Finger in den Hof hinab: »Wer ist der böse Bube, der da unten mit seinem spitzen Schreibgriffel ahnungslose Fliegen spießt, die sich an der Wand sonnen?« Der andere beugte sich vor und sah hinab. »Ei, das ist Domitian, mein Bruder.« – »Die Fliegen thaten ihm doch nichts zuleide. – So wenig wie du.« – »Und dennoch haßt er mich, du hast recht. Aber ich will und werde und muß seine Liebe gewinnen. Ich will nicht ablassen mit überströmender Herzenswärme, bis dieses Eis geschmolzen.« Diese Worte, in edler Erregung lauter als die vorhergehenden gesprochen, wurden von dem Alten verstanden; seufzend legte er den Papyrus nieder und trat zu den beiden heran: »Von Domitian – ohne Zweifel! – reden sie, von meiner schwersten Sorge,« sprach er zu sich selbst. Dann begann er laut: »Wie gerne seh' ich, Cornelius, dich mit meinem Titus vertraute Freundschaft pflegen. Ihr ergänzt euch wie Tag und Nacht, könnt einer von dem andern lernen und gewinnen. Des Titus allzu vertrausamer, fröhlich leichter Sinn, der überall nur Sonnenschein erblickt, blind für die Schatten, von des so viel Jüngeren wundersamem Ernst. Und du, Sohn meines armen Freundes, du könntest, du solltest den freudigen Glanz seines Wesens durchleuchten, aufhellen lassen das bei deinen Jahren befremdliche, fast krankhafte Duster deiner Gedanken.«

»Befremdlich, mein hoher Imperator?« erwiderte der Jüngling. »Und du selbst nanntest soeben meinen Vater deinen armen Freund. Du siehst die Trauergewänder, die ich trage! Vom Urgroßvater her all' meine Ahnen haben unschuldig gelitten unter deinen Vorgängern. Tiberius und Claudius: – das will sagen: Messalina, – und Cajus, den sie Caligula nennen, Nero und Otho, sie alle haben meiner Vorfahren Blut vergossen oder deren Güter geraubt. Und Vitellius hat mir nun den Vater gemordet und mich zum Bettler gemacht: du, Gütiger, hast den Sohn des Jugendfreundes gerettet.« – »Ja, daß man euch mißtraute, ist begreiflich; ihr galtet von je für ein unzufrieden Haus. Auch du, mein Lieber, schwärmst, ich weiß es, für den Freistaat.« – »Nein, Imperator. Wohl ist der Freistaat der Verfassungen beste, doch seit dem vergötterten Julius schon giebt es keine Römer mehr, würdig und fähig, eines Freistaats Träger zu sein. Einen Einherrscher müssen sie haben, einen guten oder einen bösen. Aber die bösen sind häufiger.« – »Das wollen die Götter verhüten!« rief Titus lebhaft. – »Die Götter? O mein Freund, ich fürchte, sie denken unser bloß, um uns zu strafen. Und sie strafen Rom, Italien, das Reich unablässig seit dem Tode des Augustus. Oder – wahrer gesagt! – seit dem Tode der Scipionen. Es geht zu Ende: die Geschicke des Reiches drängen zum Abgrund.«

»Noch nicht,« meinte Vespasianus lächelnd, »noch lange nicht. Was meinst du, mein Sohn, zu diesen Ahnungen?«

»Du wirst sie widerlegen, Vater.« – »Und noch glänzender du, mein Liebling,« sprach dieser, die Hand des Sohnes fassend. »Hältst du auch diesen Titus da für einen Bösewicht, du Cassandra Roms in Jünglingsgestalt?« – »Fern sei das Omen,« rief Titus erschrocken. »Cassandra behielt Recht.« Der Jüngling aber sprach: »Titus? Er wird, er

ist schon die Liebe und Wonne des Menschengeschlechts. Aber ist er unsterblich? Mir träumte jüngst . . .« er erschauerte. »Nun was?« fragten Vater und Sohn, »Titus war tot und sein Nachfolger ward – nicht ein Sohn.« – »Ich verstehe,« sprach Vespasianus. – »Soll ein Römer freudig in die Zukunft schauen, wenn auf Einen Augustus so viele Scheusale folgen? Wir wurden alt, so mein' ich manchmal: das Blut der Wölfin hält nicht mehr vor. Andere junge Völker blühen auf: Parther, Daken, Germanen!«

»Verstumme, Unheilsunke!« rief Titus lebhaft. »Diese halbnackten Barbaren! Vater, er bat, ich solle sein Gesuch unterstützen, die mit dem Kapitol halbverbrannten Staatsarchive einsehen zu dürfen, die noch geretteten ehernen Tafeln, und die alten Urkunden im Palatium; – aber nein! Wenn dieser junge Freund der Geschichte – mehr als Recht und Weltweisheit zieht sie ihn an! – aus unserer Vergangenheit so schwarze Bilder unserer Zukunft gewinnt, – so muß man ihm das Vergangene verbergen.«

»Du glaubst also selbst,« erwiderte Tacitus, »genau durchforscht führt es zu meinen Schlüssen?«

Bevor Titus erwidern konnte, trat Domitianus in das Gemach, mit übertriebener Unterwürfigkeit vor dem Vater sich beugend, mit übertriebener Herzlichkeit die beiden Freunde begrüßend. Im gleichen Alter wie Tacitus war er zwar dem strahlenden Bruder unähnlich, doch ebenfalls schön von Antlitz und Gestalt: aber die ungekünstelte Bescheidenheit der Haltung, die gemachte Sanftheit der Rede und der falsche Blick der kurzsichtigen Augen erweckten alsbald Mißtrauen gegen diese unheimliche Liebenswürdigkeit.

»Mein Herr und Gebieter,« begann er, »vergönne, daß, als dein Thürsklave, Domitian dir meldet: draußen harret in verschlossener Sänfte ein Mann, den du zu dieser Stunde hierher befohlen. Er sollte auf den Straßen nicht gesehen werden. Er schickt dir das Zeichen, daß er der Rechte: deinen eigenen Ring. Hier! Ich weilte – zufällig – im Hof und nahm ihn in Empfang.«

»Das heißt,« sprach der Vater bitter, »du hast durch den von dir bestochenen Ostiarius erfahren, daß jemand im geheimen zu mir bestellt sei und mischest nun Neugier und Lüge. Du konntest beides sparen. Es handelt sich um den Mann, den ich nach Gallien schicken will.« Er trat an das Fenster und winkte den zahlreich unten versammelten Sklaven; sofort ward eine verschlossene Sänfte durch den Vorhof in einen innern Raum getragen.

Über Domitians unruhige Züge flammte fliegende Hitze. »Nach Gallien?« rief er. »Oh Imperator! Ich hatte gehofft! . . . Sieh, mein Bruder durfte mit dir über die Juden triumphieren. Ich hatte geglaubt, – nach Gallien, mit irgend einem Legaten, der die plumpe Arbeit thut, – würdest du mich senden, auch mir die Ehren des Triumphes . . .« Aber unwillig fiel ihm Vespasian ins Wort: »Eitler Knabe! Dort gilt's keinen Prinzensieg! Dort gilt es einen Kampf, schwerer, als dein heldenhafter Bruder ihn gegen die tollwütigen Juden geführt hat. Hielte mich nicht in Rom die Sorge für das ganze, – für das im tiefsten Grund erschütterte Reich, nur hier kann ich von Britannien bis Parthien, vom Rhein bis zum Atlas schauen, von dem Kapitol aus, das ich mit frommen Händen wieder aus dem Brandschutt hebe – ich müßte selbst nach Gallien, diese Germanen niederzuschmettern. Da ich hier bleiben muß, schicke ich . . .«

»Wen?« fragte Domitianus gierig. Auch die beiden Freunde sahen gespannt auf den Kaiser.

»Meinen am raschesten fertigen Feldherrn.« – »Cerialis!« riefen alle drei aus einem Munde. – »Den Frechen?« warnte Domitian. »Mir ist, er trachtet selber nach dem Purpur.« – »Cerialis?« wiederholte Tacitus. »Ach, um Gallien! Weh euch, ihr Männer dort!« – »Und noch mehr weh euern Weibern!« lächelte Titus. »Blut und Gold allein sättigen den Verderber Afrikas nicht. Seine Mordgier, seine Habsucht, seine Schlemmerei sind Lämmlein gegen das Ungeheuer seiner Wollust.«

Vespasian fürchte die Stirn: »Gallier und Bataver haben die Vernichtung verdient. Ich schicke ihnen den Vernichter.«

»Gut,« sprach Tacitus, »strafe sie, vernichte sie, oh Imperator. Barbaren sind's und Rom *darf* sie vernichten; denn uns haben nun einmal die Götter die Erde geschenkt: es giebt kein Recht wider Rom. Aber daß du, großer, gerechter, edler Vespasian ein solches Werkzeug brauchen muß: – das, siehst du, beweist mein Wort von den zum Abgrund rollenden Geschicken des Reiches.« – »Du bist ein kranker Träumer, Tacitus,« grollte der Kaiser; auf einen Wink verließen nun alle drei das Gemach.

In der Säulenhalle vor dem Schreibgemach stießen sie auf eine Menge von Bittstellern, Fragenden, Rechtsuchenden. Die beiden Brüder wurden ehrfurchtsvoll begrüßt, aber während man vor dem so viel jüngern Domitian furchtsam, stumm zur Seite wich, drängte sich alles an Titus heran: man suchte seine Hände zu fassen, man küßte den Saum seiner Toga: lächelnd, mit herzgewinnender Freundlichkeit ließ er es geschehen. Von vielen Seiten ward ihm zugerufen: »Heil dir, du Liebling der Götter!«

Domitianus warf einen stechenden Blick auf den Bruder; hämisch sprach er zu Tacitus: »Diesen Ruf, diesen Namen sollte der holde Dickkopf nicht dulden.« – »Weshalb nicht? Er wird mit Recht so genannt!« – »So? Dann mag er sich vorsehen,« schloß Domitian tückisch. »Es ist ein böses Omen. Wen die Götter lieben, den rufen sie früh zu sich.«

XXII.

Einstweilen war der Geladene von den Sklaven der inneren Räume aus der Sänfte gehoben und – auf anderem Wege – durch einen sonst von niemand betretenen Gang in das Schreibgemach geführt worden. Tief verneigte er sich bei dem Eintritt vor dem Imperator.

Es war ein Krieger von etwa vierzig Jahren, in der Vollkraft der Mannheit; die reiche Tracht der Senatoren stand ihm vortrefflich; der Wuchs überragte nicht das Mittelmaß, aber die breite, an Ares oder Ajax gemahnende Brust, die mächtigen Schultern, die starken Arme machten den Eindruck wuchtiger Kraft. Etwas Stiermäßiges gab der kurze, fleischige Nacken der stämmigen, gedrungenen Gestalt; das mächtige Haupt bedeckte dicht das ganz kurz geschorene glänzend dunkelbraune Haar; die Stirn war flach, nicht bedeutend: aber unter tiefschwarzen, über der Nasenwurzel zusammengewachsenen Brauen sahen zwei feurige, blitzende Augen hervor; die vollen üppigen Lippen bekündeten ungezügelte, ungestillte Genußgier; jedoch das feste Kinn und die kurze geradlinige Nase gaben dem Gesicht den Ausdruck schonungslosester Entschlossenheit. Dieser Leib und diese Seele hatten viel mehr als andre erlebt, genossen, gar viele Stürme durchwettert: allein das Ergebnis war nur eine durch solche Übung auf das Höchste gesteigerte Fähigkeit, ja Notwendigkeit, noch immer mehr zu erleben, zu genießen, zu erkämpfen; unbändige Lebenskraft und Lebensgier, durch keine Rücksicht gezügelt, sprachen aus dem Mann: er strotzte von Kraft. Solchem Eindruck konnte sich auch der Kaiser nicht entziehen, als er den ihm lange und genau Bekannten geraume Zeit schweigend musterte.

»Ja,« sprach er zu sich selbst, »sie haben recht! Ein fürchterliches Werkzeug! Nicht nur dem Feinde: gefährlich auch der Hand des Meisters, verderblich der des Stümpers, der es zu brauchen wagen würde.« – Endlich winkte er ihm, näher zu treten: »Willkommen am Tiber, Petillius Cerialis,« sprach er, sehr ernsten Tones. »Kannst du dir wohl sagen, weshalb ich dich plötzlich abrief aus Afrika?«

»Ich kann mir's denken!« war die rasche, unverzagte Antwort, es klang ganz heiter. – »Nun, weshalb?« – »Sie werden mich wieder einmal verklagt haben, Imperator.« – »Und wessen?« – »Ach wessen *nicht*? Es ist nun einmal so. Das ist die vierte Provinz, in der ich – arbeite. Britannien – Spanien – Syrien – Afrika! Die Leute sind – in diesem Stück – überall gleich. Sie können's alle nicht begreifen, daß ich mehr an Wein und mehr an Weibern und was sonst noch das Leben allein lebenswert macht, brauche, als andre Menschen, viel, viel mehr als ich bezahlen kann mit meinem Erbe, mit meinem Sold, auch mit der – früheren! – Kaiser freigebigen Geschenken. Die Farbe *deines* Geldes, o Flavius Vespasianus, habe ich bisher noch nicht gesehen. Die Römer sagen: es sei ein seltener Anblick.« Er lachte, daß seine prächtigen weißen Zähne blitzten; auch der ernste, strenge Mann, sein Richter, mußte lächeln.

»Nun, und was folgt hieraus?«

»Hieraus folgt, daß ich, was mir zum Leben fehlt, mir nehme. Soll ich etwa *nicht* leben? Das Reich des Cerialis berauben? Wär' doch schade!«

»Woher nimmst du's?«

»Lieber den Feinden, bei Mars und Venus! Wahrlich lieber den Feinden Roms als seinen Provinzialen!« und er legte ehrlich betuernd die nervige Rechte auf die Brust. »Aber, ihr guten Götter! Wir haben ja so ziemlich alles auf dem Erdkreis, was Eroberns irgend würdig war, erobert: unsere Nachbarn, das will sagen unsere Feinde, sind ja leider lauter bettelarme Schlucker. Was kann man den Briten nehmen, die sich mit Waid blau anstreichen und dann für angekleidet halten? Oder den Numidern, die sich nicht einmal anstreichen? Was ich an Beute erraffen konnte, – du kannst mir's kecklich glauben! – *ward* errafft. Aber – Bacchus weiß es! – nicht den Wein, den ich zum Bade brauche, könnte ich damit bezahlen. Was nun die Barbaren nicht geben, das müssen die Provinzialen leisten. Weshalb haben sie auch so schäbig arme Nachbarn? Und das sehen sie nicht ein, die Leutchen, an Themse und Nil, an Ebro und Orontes. Und kaum hab' ich angefangen, eine Provinz zu beschützen, verklagen sie mich in Rom wegen Erpressungen. So wird es denn schon wieder dort auf dem Schreibtisch liegen: – ich stand schon wiederholt davor, der Kaiser war schon oft ein anderer, der Citrustisch blieb! – das verfluchte dicke Bündel, das meine Schandthaten viel genauer kennt als ich.«

Vespasian nickte: »Richtig erraten. Dein Gewissen ist schlecht, aber wach.« – »Gewissen? Nicht daß ich wüßte, eins zu haben! Oder wenn – so ist es sehr, sehr gut: es hat mich noch nie gebissen.« – »Du hast, sagt man, aus ziemlich schmutzigen Dingen in Afrika Geld zu erpressen verstanden: den Mist der Pferde und Maulesel auf den Straßen der Städte hast du besteuert.« – »Was kann ich dafür, o Flavius Vespasianus, daß unter meinen wie unter König Midas' Händen alles zu Gold wird? Der Staat sollte mich selbst dafür in Gold fassen. Übrigens, wie sagte doch der Imperator Vespasian – das gute Wort wird in allen Bädern belacht! – als sein Sohn Titus ihm vorhielt, daß er sogar von den Kloaken Steuer erhebe? Er hielt ihm ein Goldstück vor die Nase und sprach: »es riecht nicht.« Glaube mir, das Gold aus dem Mist in Afrika riecht auch nicht. Die schönsten Weiber von Carthago schmunzelten, schüttete ich es haufenweis in ihren Schoß.«

»Aber,« forschte der Kaiser, nachdrucksam, »dein Gold – riecht es zuweilen nicht nach Blut?«

Da schwand das Lächeln von dem übermüt'gen Mund: »Ich habe nur der Barbaren Blut vergossen. – Oder das von Hochverrätern« beeilte er sich beizufügen, da er ein drohend Gewölk auf der Stirne seines Richters aufsteigen sah. – »Seltsam, daß alle diese Hochverräter reiche Leute waren.« – »Diese Seltsamkeit kam deinem Fiskus sehr zu statten.« – »Bis auf einen. Der war nicht reich. Er hatte aber ein schönes Weib! – Genug: du bist auf den Tod angeklagt, das Blut römischer Bürger vergossen zu haben, zu bösen Zwecken. Nein! leugne nicht. Die fröhliche Frechheit steht dir besser als die Lüge. Es liegen genug Beweise gegen dich vor!« fuhr er fort, ein paar Papyrusrollen drohend aufhebend, »daß ich dich zum Tod verurteilen lassen kann,«

Der Beschuldigte zuckte die Achseln: »Freilich kannst du das! Dafür bist du Imperator. Du kannst es ja ohne jeden Beweis. Und auch ohne Urteil kannst du mich töten lassen. Als ich in der geschlossenen cäsarischen Sänfte abgeholt wurde aus meinem Hause, fand ich sie einem Sarkophag unheimlich ähnlich. Schon mancher ward so in den Palast geholt und – nicht zurückgebracht.«

»Ich bin kein Mörder.«

»Deshalb überwand ich gar bald jene Anwandlung.«

»Leugnest du, daß du durch jene – Hinrichtungen in Afrika den Tod verdient hast? Ich rate dir: leugne nicht! Gestehst du alles, bin ich geneigt, dich zu begnadigen zu lebenslänglicher Verbannung auf eine Felseninsel.«

Da erschrak der Bedrohte: das Blut schoß ihm ins Gesicht, er trat lebhaft einen Schritt näher. »O nur das nicht, Imperator! Jahrelang leben auf einem solchen Stein, ohne einen andern Tropfen als Cisternenwasser, nicht das Haar eines Weibes mehr von fern flattern sehn, und zur Mahlzeit immer Muscheln und an Feiertagen Krabben! Und vollends! – die Priester der Christianer, die alle solche Eilande aufsuchen, die Gefangenen zu trösten! Das heißt, ihnen einzureden, daß Schmerzen das einzig richtige Vergnügen auf Erden sind! Nein, sei gnädig, Vespasian! Lieber den Kopf, diesen heißen Kopf, herab auf einen Streich! In hundert Schlachten hab' ich ihn aufs Spiel gesetzt – und leider muß ja sogar ich einmal sterben. Aber – ich bemerke wieder einen mildern Zug in dem Antlitz des gewaltigen Löwen, der mit mir armem gefangenem Mäuslein spielt! – es wäre doch noch schade um diesen Kopf! Versuche, ob du nicht mehr Vorteil von ihm hast, wenn er unter einem Helme deine Feinde bedroht, als wenn er auf einer Mauerzinke deines Palastthores steckt. Gieb mir eine letzte Probefrist für kühne Thaten. Ich schulde dir ein Leben: – denn jene Anklagen sind nicht . . . nicht gerade erlogen: – ich will's für dich einsetzen tausendmal.«

Da trat auch Vespasian einen Schritt vor, so, daß nun die beiden Männer sich ganz nah Aug' in Auge sahen: »Es ist zu gefährlich,« sprach er, mit leisem Kopfschütteln. »Läßt der alte Löwe die Maus aus seiner Kralle, verwandelt sie sich da draußen in irgend einer Provinz in einen vielleicht ebenso starken, jüngern Löwen und beißt zum Danke den dummen alten Löwen tot. Im Ernst, Cerialis, ich bin vor dir gewarnt. Die erwähnten Anklagen sind die schwersten nicht: man schreibt mir, du trachtetest nach dem Thron.« Und schärfer als je drangen die klugen, grauen Augen in die Seele des Verklagten.

Der aber brach in ein so laut schallendes herzliches ehrliches Gelächter aus, daß der Ausforscher ganz verdutzt stand: »Ich! nach dem Thron!« rief er, als er wieder zu Atem kam. »Nein, das ist zu, zu dumm! Nein, Imperator, den Angeber, der dir das geschrieben, den entlaß aus dem Späherdienst. An den verschwendest du Sparsamer dein Geld!«

»Nun,« erwiderte der Kaiser, »es war doch nicht undenkbar. Wahrlich, wir haben Empörer und Cäsaren gesehen, die viel weniger Beruf zu beidem hatten. Du bist ein ganz ausgezeichneter Feldherr, nach mir und neben Titus wohl der beste, den das Reich heute aufweist. Mut, Tollkühnheit, ja frevelhafte Verwegenheit hast du auch, dazu – bisher – ein nie versagend Glück und eine unersättliche Genußsucht: – was fehlt dir an allen Voraussetzungen zum Griff nach dem Purpur?«

»Nichts als das Verlangen danach.«

»Wer bürgt, daß es nicht erwache?«

»Jene meiner Tugenden, die du, scharfer Seelenergründer, zuletzt aufgezählt hast: die unersättliche Genußsucht. Sieh, Vespasian, ich rede ganz offen zu dir: hielte ich den Purpur für einen Genuß, die Herrschaft für eine Wollust, – nichts würde mich davon abhalten, auf Tod und Leben darum zu werben. Wär' es doch jenes Unerhörte, heißest

Ersehnte, ein noch nie genossener Genuß, eine noch nie gekostete Lust. Ich würde dann meinem Bruder, ja meinem Vater die Rechte samt dem Scepter abschlagen, geschweige einem bloßen väterlichen Wohlthäter, wie du mir erst noch werden sollst.«

»Siehst du, wie gefährlich du bist, Cerialis?«

»Nicht im allergeringsten. Denn ich sage dir: ich halte es *nicht* für Genuß und Wollust, Imperator sein, für den ganzen Erdkreis sorgen in Frieden und Krieg und jede Stunde der Nacht aufhorchen, ob nicht die lieben, treuen Prätorianer kommen, mich zu morden, weil ihnen ein anderer Narr hierfür ein Trinkgeld versprochen hat. Ja, ein Narr: – ich darf es sagen: denn du, man weiß es, hast den Purpur nicht gesucht, nicht erkaufte. – Ein Narr: denn was erkaufte er? Die Gewißheit, vergiftet, erstickt, oder erdolcht zu werden! Alle Imperatoren – aber auch alle, die guten wie die bösen: Cäsar und Augustus, Tiberius und Caligula, Claudius und Nero, Galba, Otho und Vitellius, sie *alle* starben durch Mord oder Selbstmord! Ich wünsche dir von Herzen, Vespasian, du mögest die erste Ausnahme an dir selbst erleben. Ich aber habe keine Lust zu dem Versuch. Nein! Zwar verfügt der Imperator über mehr Gold, als ich jemals zu erpressen verstehe, – aber ich danke! Lieber einige Millionen weniger und ein Paar Jahrzehnte längeres Leben. Das bißchen, dessen ich zu meiner Notdurft bedarf, erhoffe ich von den Barbaren als Beute, von den Provinzialen als – Freudengeld, von meinem Imperator hier als Lohn der Tapferkeit!«

Zweifelnd betrachtete sich der Alte den Mann: »Ist es möglich? Also nur Genuß füllt all' dein Sinnen und Trachten?«

»Ja, bei der goldenen Aphrodite! Aber doch nicht bloß Küssen und Trinken. Auch das ist Genuß, – jene beiden allein höhlen zu rasch das Mark des Lebens aus! – auch das ist Wollust, beim Sturm auf die Perserburg der erste auf der Mauer sein, dem riesigen Germanen oder dem wilden Auerstier seiner Wälder – es ist dasselbe! – das kurze Schwert in die nackte Brust stoßen.«

»Aber,« warf der Herrscher ein, »das Reich, dies Römervolk? Kann es nicht geschehen, daß dich – aus edelm Antrieb – die Überzeugung fortreißt, – oder der Wahn! – der Staat geht unter einem unfähigen Cäsar zu Grunde und du bist der einzige, mögliche, der berufene Retter? Manch wackerer Mann hat deshalb sich empört,«

»Gewiß! Zum Beispiel Flavius Vespasianus. Aber Cerialis ist kein Vespasian. Du bist sicher vor meinem Patriotismus. Denn ich habe keinen.«

»Mensch! Bist du ein Römer?«

»Ja, aber nicht aus des Camillus Tagen. Diese teuren Römer, die ich um mich sehe, sie sind – wenige, aber nicht mich selbst, ausgenommen! – voll reif und voll wert, daß sie zu Grunde gehn. Kann ich Rom küssen, wie Lucretia, meine Freundin? Rom trinken wie Falerner? Rom ist mir nichts, Cerialis ist mir alles.«

Vespasian trat zurück von ihm mit einer ablehnenden Handbewegung, wie man wohl einen schmutzigen Gegenstand sich vom Leibe wehrt: »Das ist sehr brutal,« sagte er, »und sehr gemein.«

»Gewiß, Imperator! Aber für uns beide ist's gut so. Du entgehst dadurch meinen Empörungsgelüsten und ich deinem Argwohn.«

Der Kaiser nickte kurz und trat an den Schreibtisch; neben dem Ekel an solcher Gesinnung empfand er doch auch eine gewisse Beruhigung: dieser Mann war wirklich nicht gefährlich. Die Schamlosigkeit, mit welcher er sich jeden edeln Beweggrund, jeden höhern Trieb absprach, kam ihm offenbar von Herzen. »Man könnte dieser tapfern Bestie alle Legionen des Reiches anvertrauen,« dachte er, – »ich glaube wirklich, er führte sie nicht gegen Rom. – Und doch,« begann er laut, den Brief aufhebend, den er vorhin gelesen, »wird es dein Blut, – nicht des Römers also, aber doch des Kriegers – in Wallung bringen, was ich dir nun mitzuteilen habe, um deinen vielbewährten Rat als Feldherr zu vernehmen. Du kennst ja auch Gallien, ja selbst Germanien.« – »Wohl! Ich habe von Gallien aus Britannien erobern helfen und gegen Friesen und Chauken gefochten. Nie sah ich weißere Leiber als der gefangenen Friesinnen!« – »So wird es doch den Haudegen in dir ergrimmen, was er nun vernehmen soll. Du hast von den Unruhen in Gallien gehört?« – »Wenig. Es ist weit vom Rhein nach Afrika.« – »Wohlan: Gallien ist für Rom verloren. Ein Reich Großgallien ist ausgerufen worden. Die Bataver haben uns dreimal geschlagen und die Germanen fluten über'n Rhein.«

Da fuhr der Starke auf: »Was? Wie? Bei Mars dem Rächer. Nein!«

»Ja, sag' ich dir. Deshalb hab' ich dich her beschieden. Ich selbst kenne jene Länder wenig. Dein Rat soll dem Feldherrn zu statten kommen, – den ich entsenden will.« – »Wem hast du diese Ehre, – diese große, blutige, beneidenswerte Wonne! – zgedacht?« – »Licinius Mucianus. Er liegt unbaß zu Hause. Sonst hätt' ich ihn selbstverständlich herbeschieden, deine Worte selbst zu hören.« – »Hm, meinem bissigen Übelgönner! dem langsamen alten Schleicher!« grollte Cerialis. »Aber freilich,« dachte er im stillen, »der zuerst hat ihn aufgestachelt gegen Vitellius. Er will ihn belohnen.«

»Der langsame alte Schleicher,« entgegnete Vespasian verweisend, »ist mir treu, auch an der Spitze siegreicher Legionen.« – »Das wären andre Leute auch.« – »Wie viele Legionen glaubst du sind erforderlich? Aber bedenke,« fügte er ängstlich bei: »der Schatz ist leer: viertausend Millionen Sesterzen fehlen mir, ihn zu füllen.« – »Der Geizhals!« dachte der andere. »Ich würde doch die Übernahme des Feldzugs an den Mindestfordernden versteigern,« lachte er laut. Vespasian sah ihn scharf an: »Ich thue so,« erwiderte er kurz, »in diesem Augenblick. – Mit wie vielen Legionen muß Mucian sich begnügen, nach deiner Schätzung?« – »Nun wartet, ihr beiden mißgünstigen kargen Knausergreise!« dachte Cerialis. »Ich will's euch einbrocken. – Je nun, ich dächte . . . –«

»Nicht so rasch, du Ungestüm! Willst du nicht erst die Lage in Gallien kennen lernen, bevor du die Kräfte schätzezt, welche sie verlangt?« Cerialis biß sich auf die Lippen: »Vergieb meinem Eifer. Aber der Zorn über diese Barbaren . . .« – »Er wird noch wachsen, erfährst du alles. Und wären es nur die Barbaren! Aber unsere Legionen! Sie haben sich selbst geschändet! Unerhörte Schmach! Lies – hier – diese vielen Rollen. Aber lies laut – laß' die Anreden fort! – ich werde dir erklären, was du daraus nicht erfährst und doch wissen muß. Claudius Civilis kennst du?« – »Gewiß! Ich habe neben ihm gefochten am schilfigen Severn wider die Siluren. Ein tapferer Mann und über Barbarenmaß hinaus begabt, ein treuer Freund der Römer.«

»Er ward das Haupt der Empörung,« – »Wie? Unmöglich!« – »Staune nachher. Jetzt lies!«

Der Alte setzte sich auf das Lager neben dem Tische und stützte das Haupt in die Hand. Cerialis aber trat an die Citrusplatte, nahm das bezeichnete Bündel von Rollen auf und hob an zu lesen, mit immer steigendem Eifer, mit immer wachsendem Ingrimm.

XXIII.

»An den Imperator Flavius« und so weiter. Ich sehe, es ist Dillius Vocula; der mutige Legat der zweiundzwanzigsten Legion, der schreibt,«

»Beginne dort, – wo ich den Strich gemacht.«

»In einer großen Versammlung in einem heiligen Hain wurden also Civilis und Brinno zu Heerführern der verbündeten Völkerschaften gekoren. Alsbald überfiel Brinno von der Küste der Friesen her« – »sieh, meine alten Freunde sind auch dabei!« – »in tolldreister Landung während einer Sturmnacht das Winterlager von zwei Kohorten, nahm, plünderte und verbrannte es. Der Schreck ging nun vor Brinnos Namen her: nicht nur unsere Kaufleute und Marketender flohen entsetzt auf allen Straßen, auch Kohortenführer verbrannten selbst vorgeschobene vereinzelte Kastelle, unfähig, sie zu halten. Inzwischen hatte Civilis die Larve abgeworfen: lange Zeit hatte Hordeonius gewöhnt, – er verharrte in diesem Glauben bis an sein Ende.« – »Wie? Ist er gefallen?«

»Die Vitellianer haben ihn erschlagen zu Neuß, als er sich für mich erklärte.«

»Nur gegen Vitellius, den Mörder seiner Verwandten, und für dich, o Vespasianus, habe er zu den Waffen gegriffen. Aber jetzt rief er offen zum Kampf gegen Rom. Wilde Scharen von allerlei Völkerschaften zogen ihm über den Rhein zu Hilfe: mit Brinno vereint griff er zuerst die Unsern an am Damm des Drusus bei dem Rhein: die germanischen Tungern in unserem Heer gingen mitten in der Schlacht mit fliegenden Fahnen zu ihm über, die batavischen Ruderknechte auf unserer Rheinflotte fielen plötzlich über die Bemannung an Bord der Schiffe her, mit Rudern und Bootstangen sie niederschlagend, all' unsere vierundzwanzig Segel fielen in die Hände der Bataver. Wenige Tage darauf schlug Civilis Rutilius; den Legaten zweier Standlager, bei Rindern mit leichter Mühe: denn wieder ging mitten im Gefecht ein Geschwader batavischer Reiter zu ihm über und unsere gallischen Hilfsvölker aus Trier warfen die Waffen weg und flohen. Andere Kohorten von Batavern und Kannenefaten in unserem Dienst, denen man den Weg zu Civilis verlegen wollte, schlugen sich bei Bonn durch und alsbald umschlossen die Germanen unsere Hauptfeste am Rhein, Xanten. – Ich zog aus mit den Resten der zweiundzwanziger zum Entsatz: aber ich konnte nicht viel ausrichten bei dem meuterischen Geist meiner Truppen, die lieber sich selbst als die Barbaren bekämpfen, während Civilis allgegenwärtig scheint. Ohne die Belagerung von Xanten aufzuheben, vernichtete er durch eine Streifschar unter einem markomannischen Königssohn vier Kohorten der uns treugesinnten Ubier zu Düren, durch eine zweite unter einem Friesenführer unsere Reiter zu Asburg. Was die Germanen unwiderstehlich macht, das soll, sagen meine geschlagenen Mitfeldherren, eine Jungfrau sein . . .« –

»Ein Weib! eine Jungfrau!« unterbrach sich Cerialis, und seine Augen funkelten.

»Kannst du's nicht lassen!« grollte Vespasian. »Schamloser! Fahre fort!«

»Eine Seherin, Weissagerin, die ihnen Sieg vorverkündet und verheißen hat. Sie soll von wunderbarer Schönheit sein. Vor ihren Augen springen die Germanen jauchzend in unsere Speere. Weleda ist sie genannt. Sie gilt allgemein als die verkörperte, die

unbezwingbare Germania selbst.« »Hei!« rief Cerialis, »ich möchte diese Germania in meine Arme pressen, bis sie winselnd um Gnade flehen sollte.«

»Ich mußte bald zurück nach Neuß, nach Köln. Hier trafen endlich die Aufgebote der Gallier ein, die ich längst zu Hilfe gerufen hatte. Schon ihr langes Zögern hatte mich argwöhnisch gemacht; jetzt verheimlichten sie kaum noch den Abfall: sie schlugen neben den Legionen ein eigen Lager auf. Ihre Führer ließen mich insgeheim ausfragen, wie ich von dem gallischen Großreich denke, das Classicus, Tutor und Sabinus errichten wollten. Ich ließ ihnen sagen, noch sei Rom nicht zum Spott von Treverern und Lingonen geworden, noch habe es für sich treue Provinzen, siegreiche Adler und die racheübenden Götter. – Aber ich merke einen verdächtigen Verkehr zwischen vielen meiner Centurionen und dem gallischen Lager. Man sagt, Classicus sei dort eingetroffen und verteile mit vollen Händen das Gold an meine wankenden Wachen. Der Handel gelte meinem Kopf, warnt man. In hellen Haufen wollen sie zu dem gallischen Großreich überlaufen.«

»Hei, die Hunde,« fuhr Cerialis auf. »Welche Schmach! Römische Legionen!«

»Siehst du, es giebt doch auch für dich ein Rom. Lies nur weiter.«

»Ich berufe soeben eine Versammlung des ganzen Heeres: ich werde zu ihnen sprechen und dir den Ausgang melden. Ich werde sie fragen, ob sie, wenn Germanen und Gallier gegen den Tiber ziehen, die Wegführer abgeben wollen? Ob vor dem Treverer her der Legionsadler getragen werden, ob der Bataver ihnen das Losungswort geben soll? Ich werde –«

»Da bricht das Schreiben ab: der Papyrus ist hier zerrissen, und dieser dunkle Fleck ist . . . –«

»Blut! Des tapfern Mannes Blut. Er hielt die Rede. Sie machte nicht viel Eindruck. Er ging in sein Zelt zurück. Hier ward er gleich darauf von Ausreißern der ersten Legion ermordet. So meldet ein treuer Sklave, der den angefangenen Bericht aufraffte und nach Mainz entfloh. Von dort aus schreibt mir nun der Tribun Helvidius, der letzte Führer, der noch übrig war: denn die beiden andern Legaten waren gleichzeitig von ihren eigenen Legionen ergriffen, gefesselt und als Unterpfand der Treue den Galliern ausgeliefert worden.«

»O könnte ich sie zu Tode geißeln lassen, diese Schurken!« rief Cerialis.

»Lies weiter! Was ist dir Rom!«

»Julius Sabinus und Classicus, in der Tracht alter gallischer Fürsten, ritten in die Lager der Legionen ein und nahmen ihnen den Fahneneid ab, nicht für Vitellius, nicht für Vespasian, nicht für Rom, nein für das Großreich Gallien.«

»Und sie haben ihn geschworen, diesen Eid der Schmach?« schrie Cerialis.

»Du liest schlecht. Fahre fort.«

»Alle römischen Soldaten, alle vier Legionen in Gallien, die I., IV., XVI. und XXII., haben Gallien geschworen. Sie zwangen auch die gut gesinnten Kölner zum Anschluß, dann Mainz: drei meiner Mittribunen, die sich weigerten, wurden erschlagen; ich kam mit Mühe aus der Stadt, floh den Rhein hinab nach Neuß, wo mich ein Freigelassener meines Vaters in seinem Weinberg versteckte. Ach hier ward mir ein Schauspiel, das

mir das Herz in der Brust abdrücken wollte! Auf Befehl ihres neuen Herrschers und Oberfeldherrn Julius Sabinus hatte die sechzehnte Legion ihr festes Lager bei Neuß zu räumen, – die Gallier lösten sie darin ab! – und nach Trier zu marschieren mitten unter die Empörer, also in Wahrheit in die Gefangenschaft. Eine zweite Legion, die vierte, die aus dem Lager zu Bonn einfach weggelaufen war, zum Teil ohne Waffen, und nun ratlos, hilflos, ziellos des Weges kam, erhielt Befehl, sich anzuschließen. – Ich lugte, auf der Erde kauend unter einem Reisighaufen hinter der Weinbergmauer auf die Legionenstraße hervor; welch trauriger, schmachvoller Anblick! Es war, wie wenn die Legionen durch das Joch geschickt würden. Scham und Entehrung lag auf allen Gesichtern, wie sie nun aus dem Wall, der ihre Erniedrigung bis dahin mitleidig verborgen hatte, hinaus in das Freie, in die Tageshelle ziehen mußten: die Bilder der Kaiser auf den Feldzeichen abgerissen, zerschlagen, die Waffen ungesäubert: auf beiden Seiten der Straße aber standen die Reihen der Gallier mit ihren grellbunten flatternden Fahnen, in blitzenden Waffen. Sabinus in schimmernder Rüstung, eine Zackenkrone auf dem goldblinkenden Helm, von glänzendem Erfolg umgeben – an seiner Seite in einer von Gold und Purpur strotzenden Sänfte ein üppiges Weib – hielt auf einem prachtvollen Rappen – aus dem Cirkus zu Köln hatte er den genommen! – an der Biegung der Straße mir gerade gegenüber und ließ die Scharen an sich vorbeischieben. Gallische Priester eröffneten und schlossen den Zug: Classicus ritt an der Spitze. Gallische Ritter befehligten die Kohorten und Manipel. Wie Sklaven, die auf den Markt getrieben werden, führte man die Legionen dahin! Und viele Tausende von Galliern der Nachbarschaft, auch sehr viele Weiber und Kinder, die das Unerhörte vernommen, waren von allen Seiten aus den Feldern, von den Städten und Dörfern herangeströmt, das unglaubliche Schauspiel mit anzusehen, wie römische Legionen als Gefangene, – nein, als Ausreißer und Überläufer – von den Galliern hin und her kommandiert wurden! Dieselben Gallier, die vor kurzem noch gezittert hatten bei dem bloßen Namen Römer, in wie maßlose Frechheit übermutigen Spottes ergossen sie sich jetzt! Mit den Fingern deuteten halbwüchsige Knaben auf die entehrten Adler, gellendes Hohngeschrei begleitete den stummen Zug, der einem langen Leichenzuge glich. Aber am schamlosesten gebürdeten sich die Weiber: – nicht etwa Dirnen nur, nein, glänzend gekleidete Frauen des Adels. Sie drängten sich an die Reihen der Manipel, stießen in grellen Stimmen Schimpfwörter hervor, klatschten in die Hände und spuckten aus vor unseren Feldzeichen. Und die gallischen Heerführer! Sie wehrten ihren Landsmänninnen nicht! Sie ließen ihre Pferde vor ihnen tänzeln und nickten lächelnd diesen Damen zu. Hilf, Imperator, räche und rette.«

»O dürfte ich nach Gallien!« knirschte Cerialis, das Schreiben auf den Tisch werfend.

Der Alte hatte das wohl nicht gehört, denn er sagte, von dem Ruhelager aufstehend: »Mucianus wird schwere Arbeit finden. Der Bote, der mit mancher Todesgefahr diese Briefe von Neuß über den Rhein, dann durch Helvetien nach Mailand und Rom brachte – der arme Helvidius ward in seinem Versteck aufgefunden und, da er sich weigerte Gallien zu schwören, von der Menge, von wütenden Weibern zerrissen – der Bote meldete, ganz Gallien ist für uns verloren. Nur Xanten war, als der Bote den Rhein verließ, noch unbezungen, aber hart bedrängt von Civilis, der zwar seine Germanen nicht mit den Galliern – nach deren Wunsch – vereinigt, wohl aber ein Bündnis mit diesen gegen jeden römischen Angriff abgeschlossen hat. So liegen die Dinge jetzt. Du siehst, die Ehre, ja die Sicherheit verlangt, so rasch wie möglich die verlorenen Lande

zurückzugewinnen. Nun sprich, wie viele Legionen braucht Mucianus dazu, wieviel Geld und wieviele Monate?»

Das Gesicht des Feldherrn nahm jetzt einen ganz andern Ausdruck an; er ward ernst, bedächtig: »ich muß die Karten sehen. Die Karten der Legionenstraßen für Gallien, Spanien, Helvetien, Rätien, Noricum, Germanien.« – »Dort liegen sie, in jener Silbervase.«

Cerialis trat zu der hohen schlanken, auf dem Mosaikestrich stehenden Vase, hob den gewölbten Deckel ab, nahm die Kartenrollen heraus und breitete sie auf dem Tisch aus. Nachdem er prüfend hineingeblickt, rief er: »Die Alpenpässe! Selbstverständlich sind sie von den Galliern längst besetzt.« – »Bis jetzt noch nicht: flüchtende Kaufleute aus der Narbonensis fanden sie noch frei.«

»Unmöglich! Es wäre der Gipfel gallischen Leichtsinns! Aber auch mit der Feinde Fehler darf man rechnen. Mucianus – der Beneidenswerte! – muß sein Glück versuchen. Kann er über die Alpen eindringen, muß er in – nun, er ist langsam! – sagen wir: in sechs Monaten fertig sein mit Galliern und Germanen: – *ich* brauchte nur vier Monate dazu.« – »Meinst du?» – »Du zweifelst? Ganz gewiß!« – »Schlage auch einzelne tüchtige Unterfeldherren vor: der Kriegsschauplatz ist gar ausgedehnt: Mucian allein kann nicht zugleich gegen die Bataver am germanischen Meer und die Treverer an der Mosel kämpfen; zwei, vielleicht drei Unterführer wird er brauchen; du kennst die tüchtigen Männer der Legionen des Abendlandes besser als Mucian und ich, die wir jahrelang im Morgenland befehligt haben.«

»Ich kenne wohl tüchtige. Aber ob sie dir gefallen werden . . .« – »Weshalb nicht?» – »Weil sie zum Teil Vitellianer gewesen sind und dich ohne Zweifel hingerichtet haben würden . . .« – »Hätten sie gesiegt. Aber ich habe *sie* besiegt und – begnadigt; nicht, auf daß ihre Kräfte unverwertet bleiben – sonst hätte ich sie ebensogut haben töten können! – sondern damit sie dieselben wie bisher dem Staate weihen! Daß sie mich haßten und jetzt, weil sie mir Dank schulden, erst recht hassen werden, verschlägt nichts, sind sie gut zu brauchen. Nenne die Namen!« – »Nun, Gallus Annius.« – »Der? Er hat sich bei Vitellius ausgebeten, das Vordertreffen gegen mein Heer zu befehligen. Gut. Nun mag er zur Strafe das Vordertreffen gegen Civilis führen.« – »Dann Sextilius Felix.« – »Ein tapfrer Mann! Zwar, ich fand einen Brief von ihm in des Vitellius geheimen Papieren, in dem er sich erbot, die spanischen Kohorten gegen mich zu gewinnen. Er soll sie mir gegen die Gallier führen.« – »Mummius Lupercus.« Da runzelte Vespasian die hohe Stirn: »Nein! Der Lüstling! Mit jedem Laster befleckt.«

Cerialis zuckte die Achseln: »Er ist kein Hippolyt, das ist wahr. Aber er versteht den Krieg. Und was schwer wiegt: er kennt die Gegend dort am Rhein so genau wie keiner von den Lebenden, nachdem wir Vocula verloren. Er war ja lange Zeit Lagerpräfekt von Mainz. Was schadet es dir, werden einige Gallierinnen und Bataverinnen schreien? Du hörst es nicht bis hierher.«

»Er kennt den Rhein: 's ist wahr. Es sei. Und welche – welche Geldmittel schätzezt du, erfordert dieser Krieg? Aber hierbei, bitte, erwäge, daß vier Verschwender seit Nero mir vorhergingen.« – »Ich sollte meinen, der Krieg müsse sich selber bezahlen. Die Provinzialen –« – »Nein,« sprach Vespasian voll Hoheit. »Erpressungen, ähnlich den deinen in Afrika, haben Gallier und Bataver zum Aufstand getrieben. Nichts davon!«

»Nun mit fünfundzwanzig Millionen Sesterzen muß Mucianus auskommen. Ich – die Wollust dieses Sieges wär' es wert! – ich würde mit zwanzig Millionen reichen. Was fehlte, legte ich aus eigenen Mitteln zu.« – »Also zwanzig Millionen?« – »Nein: fünfundzwanzig wird Mucianus brauchen.« – »Du wirfst nur so um dich mit den Millionen! Und wie viel Legionen braucht Mucian?« – »Laß sehen! – Zwar kehren die Abgefallenen hoffentlich zurück, erschauen sie die Adler der Rachelegionen sich gegenüber blinken: – allein sie sind – für die nächste Zeit – ein zweifelhafter Gewinn: sie kommen noch als Feinde in Betracht. Laß mich nachdenken! – Spanien ist dir treu, nicht? Du kannst die Provinz von Truppen entblößen? Gut: die dort stehenden beiden, die VI. und die X. – Ebenso ist Britannien verlässlich: also die XIV. von dort. Sind drei. In Italien stehen zur Zeit sechs Legionen –: wenn Mucianus diese neun erhält, muß er fertig werden, obwohl er nur Mucianus ist und nicht Cerialis. Ich – bei Mars dem Rächer! – ich würde mich anheischig machen, vier Legionen in Italien zu lassen, nur die beiden trefflichsten von diesen, die II. und die XXI., würde ich mir ausbitten und mit diesen fünf das Land von den Pyrenäen bis zum Rhein zurückgewinnen.« – »Aber dann in viel längerer Zeit?« – »Nein! Sind die Alpenpässe – wenn auch nur der Adula und der Poeninus – frei, in vier Monaten.« – »Mit nur fünf Legionen?« – »Mit fünf Legionen. Meinen Kopf zum Pfand!«

»Gut,« sprach Vespasianus, sich hoch aufrichtend. »Es gilt. Glück auf den Weg!«

»Was heißt das?« stammelte der Überraschte. »Was will das sagen?« – »Das will sagen: nicht Mucianus, du, Cerialis, gehst nach Gallien.« – »Mein gnädiger Kaiser,« jubelte der Feldherr. »Welche Güte! Wie dir danken?« Und er eilte auf ihn zu, seine Hand zu fassen.

Aber streng wies ihn Vespasianus zurück mit gebieterischer Armbewegung. »Halt! – Laß das! Du hast mir zwar für Gnade zu danken: aber für ganz andere. Davon nachher. – Höre: du unterwirfst mit fünf Legionen mit den drei von dir selbst gewählten Unterfeldherren in vier Monaten von deinem Aufbruch an jenes Land. Du hast es selbst für möglich, für leicht erklärt. Übernimmst du das?« – »Um jeden Preis? Mit jedem Mittel?« – Vespasianus nickte stumm. – »Dann übernehm ich's.«

»Verstehe wohl: du lieferst mir – binnen jener Frist – den Bataver Civilis in meine Hand – tot oder lebend.« – »Tot oder lebend!« rief Cerialis. – »Ebenso – tot oder lebend – einen zweiten Feind.« – »Julius Sabinus? In einem Vogelkäfig bring' ich dir den Cäsar Galliens.« – »An diesem Theaterhelden liegt mir nichts. Nein! Der Feind ist eine Feindin: man muß den Germanen das Götzenbild ihrer Freiheit nehmen. Du lieferst in meine Hand in derselben Frist – tot oder lebend – die Jungfrau Weleda.« – »Ich bringe Weleda nach Rom!« Er warf die üppigen Lippen auf. »Die *Jungfrau Weleda*, hörst du? Ich werde über Germanien triumphieren und in dem Zuge soll die jungfräuliche Germania in goldenen Ketten vor meinem Wagen gehen. Man führt kein entwürdigte Weib im Triumph auf. Verstehst du?«

Cerialis nickte verdrießlich: »Es sei! Aber nach dem Triumph bitte ich mir *diese* Gefangene als Feldherrnbeute aus! – Das heißt,« schloß er mit häßlichem Grinsen, »falls sie es wert ist, dieses Wunderweib. Was verstand Vocula von Weibern? Ich bin wählerisch. – Aber höre, wie hast du mich, du großer Sparer, überlistet! Ich hatte alles auf Mucian gemünzt und nun . . . : wirklich nur zwanzig Millionen?« Er wollte den Kaiser anlachen: – aber das Lachen verging ihm, als er die harte Strenge in diesem Antlitz sah.

»Zum Abschied noch eins. Du setztest deinen Kopf zum Pfande. Du weißt gar nicht, wie wahr du dabei sprachst. Lies, bevor du gehst – morgen brichst du auf nach Gallien – noch diese Urkunde.« Er drückte an eine Platte des Marmorgetäfels: diese glitt in die Wand zurück und zeigte ein geheimes Fach; er nahm eine Rolle aus demselben, entfaltete sie und reichte sie dem Staunenden hin; der durchflog sie eilenden Auges: da fuhr er zusammen und die Rolle entfiel seinen Händen: »Mein Todesurteil!« stammelte er.

»In aller Form Rechtens,« nickte der Kaiser, die Urkunde von dem Tisch wieder an sich nehmend. »Der Senat, vor dem du jener Morde angeklagt warst, sah dich als überführt an.« – »Wie? Ohne Gehör?« – »Ich übernahm es, dein Geständnis beizubringen. Du *hast* gestanden. Ich wußte das voraus. Drum hab' ich es – im Voraus – unterschrieben. Geh nun nach Gallien und kämpfe um dein Leben. Siegst du, – genau so wie du versprochen hast, – lösest du, – in allem! – dein Wort, zerreiße ich dein Urteil und begnadige dich. Wo nicht, laß ich's vollstrecken. Einstweilen bleibt es in Verwahrung hier.« Er legte es wieder in das Geheimfach.

»Nun eile, Petillius Cerialis, und siege! Das rat' ich dir.«

I.

Auf dem rechten Rheinufer, Xanten gegenüber, zog sich durch dichten Urwald die Lippe hinauf ein Weg gerade breit genug, daß zwei Rosse nebeneinander Raum fanden; er führte auf der Nordseite des Flusses hin, mehrere Tagereisen oberhalb der Mündung in den Rhein, an eine Furt. Diese war dem Wanderer durch eingerammte Pfähle bezeichnet, an welchem er bei hohem Wasserstand auch etwa Halt und Stütze finden mochte. Eine üppig grünende Wiese bedeckte die Waldblöße; diese war durch Axt und Feuer so weit gerodet, daß die Mittagssonne hell auf sie scheinen konnte. Schöne, bunte, glutfarbige Blüten, wie sie nur der Spätsommer mit seiner Wärme färbt, sproßten aus dem hohen Grase: der dunkelrote Agelei, der warmgelbe Ginster, der blaubunte Wachtelweizen, mattgelber Lerchensporn, die rötliche Ackerwinde, das rote Tausendgüldenkraut, die Zaubereibe, die braune Malve und die stolzragende, weithin leuchtende Königskerze. Emsig schlüpfen die Bienen in die großblütigen Blauglocken, die Hummeln hingen, eingeschlafen, an den süßen Blumen des wilden Klees; in feierlichem langsamem Fluge schwebte der schöne Trauermantel über den stark duftenden Minzen hin, die in Menge den feuchten Ranft des Flusses mit ihrem hellen Lila kränzten. Aber hoch in dem tiefen Blau der regungslosen Lüfte zog ein Weih seine weiten stolzen Kreise.

Auf dem weichen Rasen unter dem Schatten einer breitästigen Eiche saß Weleda im Reisegewand; auf ihrem Schoße lag das blonde Haupt des Knaben Merovech, dessen sonst so frische Wangen bleich und eingefallen aussahen.

Weledamarka kam von dem Flusse zurück, aus welchem sie in einem kleinen Eimer von Büffelleder Wasser geschöpft hatte; dort am Ufer, in einiger Entfernung von der Eiche, lagerte ein Häuflein von Kriegern: – Brukterer waren's, und unter Katwalds Führung ein paar Bataver; sie achteten der Rosse, die, abgezäumt während der Mittagrast, die würzigen Kräuter der Waldwiese abweideten. Nun war Weledamarka heran: sie stellte den Eimer, den sie auf dem Kopfe getragen hatte, leise nieder und wies schweigend mit dem Finger auf den nackten rechten Fuß des Knaben, der dicht mit Linnenstreifen umwunden war. Er hatte die Augen geschlossen, aber jetzt schlug er sie auf: »Ich schlafe nicht, ich träume nur. Wollt ihr den Verband erneuern?« – »Nein,« antwortete Weleda, zärtlich das Gelock aus seinen Schläfen streichend. »Ich meine, es ist nicht mehr nötig. Du bist geheilt, Liebling. Und ich kann dich getrost verlassen.«

Da traten Thränen in des Knaben Augen und er sprach zu Weledamarka, die sich neben ihnen niederließ: »Du hast es gut. Dich verläßt sie nie. Du darfst immer bei ihr sein.« – »Aber sie wird nicht lange mehr bei mir sein wollen,« lächelte Weleda. »Der junge schöne Edeling der Tenchterer hat Welo den Mundschatz schon bezahlt in vielen Solidi römischer Beute. Und gar bald, mein' ich, holt er sie ab aus der Welinge Hof.« Bis unter die krausen Haare der Stirn errötend schmiegte die Kleine das Köpflein an Weledas Schulter.

»Dann wird es noch einsamer um dich,« meinte der Knabe. »Wer wird dich pflegen, erkrankst du?« – »Ich erkrankte nicht.« – »So meinte auch ich, bis – der böse Dorn! Freilich ist's keine Krankheit gewesen. That auch gar nicht weh . . .« – »Doch! Bitter

weh, bis er herausgeeeitert war. Und für mich hattest du dir ihn eingetreten, gleich am ersten Tag nach unserem Aufbruch. Die süßesten Brombeeren, händevoll, trugst du mir zu, unermüdlich. Dabei geschah es wohl.«

»Du aber! Wie hast du mein gepflegt, sobald ich's nicht mehr verhehlen konnte, weil ich hinken mußte. Ach wie eine Mutter – wie *meine* Mutter selbst, bevor sie sich legte, nie mehr aufzustehen.« – »Ja, und eifersüchtig,« schalt Weledamarka, »wie eine Geliebte. Ich – ich durfte gar nichts für dich thun. Nicht anrühren sollt' ich dich. Alles that sie allein, Magddienste verrichtend Tag und Nacht. Kaum, daß ich Wasser holen durfte, den Verband feucht zu halten.«

»Sage nur,« forschte Merovech, zärtlich Weledas weiße Hand streichelnd – »liebe Hand, die mir so wohl gethan – wo hast du das gelernt? Hast du je Wunde gepflegt?« – »Niemals. Das lehrt das Herz. Ich hab' dich lieb, du thörichter Jung'! Hast du das noch nicht gemerkt?« Und sie schlang die Arme um ihn und küßte ihn auf die Stirne. »Nun wollen wir den Verband ganz abnehmen – halt still, du Wildfang! – Langsam! – Thut das noch weh? Nein? Auch dieser Druck nicht? Nun, dann spring' auf deine Füße. Halt! noch nicht. Erst den alten Wundsegen:

»Schwinde, Schmerz!
Fliehe, Fieber!
Weich deiner Wege,
Dummer Dorn!
Blut zu Blut,
Haut zu Haut, so heil
Als ob irgend Übles
Niemals genaht
Dem flinken Fuße.«

Jetzt auf und davon! Weißfuß, dein Rößlein, scharrt schon lang ungeduldig da unten am Ufer.«

Und sie stand auf, die langen Falten des braunen Gewandes hinabstreifend von den schlanken Hüften. Gar schlicht war diese Reisetracht, kein Schmuck glänzte an der hohen Gestalt: – und doch: wie eine Königin sah sie aus.

Der Knabe mochte diesen Eindruck stark empfinden, wie er zu ihr hinauf sah: »O Weleda,« sprach er. »Ich kann's nicht fassen. All diese Tage her hab' ich's nicht fassen können und darüber nachgedacht – unter all' den bitteren Schmerzen.« – »Siehst du, kleiner Held und Lügner! Nun verrietst du dich!« – »Du, die große Seherin, die Weissagerin, zu der ganze Völker und ihre Könige aufblicken wie zu der Vertrauten, der Ratgenossin der Götter – du, die ich mit heiligem Schauer von weitem – von außerhalb des Dingzauns! – einziehen sah, selbst einer Göttin gleich, auf deinem hirschengezogenen Wagen, – du, diese selbe Weleda, hast mir die Kräutersalbe auf die schmerzende Geschwulst gelegt und mir die heiße Stirn gekühlt und all' diese Tage und Nächte mich gewartet und gepflegt – wie, nun wie nochmal meine Mutter oder irgend eine Hausfrau. Woher du das nur kannst! Und daß dir's nicht viel zu gering und niedrig war?«

Da faßte sie ihn an beiden Schultern, schob ihn leise von sich, sah ihm liebevoll mit weichem Blick in die Augen und sprach: »O Kind! Das seligste Weibeslos, glaub's nur, ist nicht, von Göttern Weisheit erlauschen, Männern Weissagung künden, der Völker Beschlüsse entscheiden zu Kampf oder Friede, mit stolzen Königen noch stolzere Sprache führen, – o Kind, das Weib, das in Lumpen gehüllt, in der ärmlichen Hütte ihr Kind pflegen darf – ihr eigenes, nicht ein entlehntes, wie ich dich entleihe! – und in Demut und in liebender Scheu auf den Schritt des heimkehrenden Gatten, des strengen, herrschgewaltigen Gatten! – lauschen darf, – o glaub' es, goldener Knabe, ein solches Weib des ärmsten Mannes auf schmaler Hufe ist unvergleichlich seliger als Weleda, die Vertraute der Götter und die Ratgeberin vieler Völker.«

Sie hielt inne, tief bewegt.

Verwundert sah der Knabe zu ihr auf, kopfschüttelnd sprang er dann fort zu seinem Rößlein. Weledamarka aber faßte der Freundin Hand und flüsterte: »So also – ganz wie ich kleines, thörichtes Ding, seitdem ich den Edeling Berthwalt gesehen – *also* empfindest auch du, Unnahbare? Ja, bei Freia und Frick! Weshalb hast du denn dann die Werbung – mein Bruder sagte mir alles! – des Königssohnes der Markomannen so herb ausgeschlagen?«

»Warum? – Würdest *du* sie angenommen haben?« – »Ich! Behüte! Ich liebe ja Berthwalt. Du aber –« »Nun, und ich . . . ? Ich liebe den Markomannen *nicht*. Ist das nicht genug?« – »Gewiß! Nie wird mein Bruder dich zwingen. Wollte er das, er würde . . .« – »Genug! – Es ist Zeit zum Aufbruch. Schau! Sie satteln schon unsere beiden Pferde, Katwald und Merovech sollen ohne Verzug zurück ins Lager. Nur bis an die Furt verstattete er . . . erlaubte Civilis dem Knaben, mich zu begleiten.«

»Aber warum – warum verlässest du – vor dem vollen Sieg – das Lager und suchst wieder deine Einsamkeit? Sprich, vertraue es mir schwesterlich: hat dich Sidos Werbung verscheucht?« Sie schüttelte das Haupt: »Kein Sido mag mich verstören. Die Einsamkeit ist das Los, das mir die Götter zugedacht haben: sie ist mein Weh und meine Wonne. Ich füge mich darein: ich hab's gelernt. – Und ganz einsam bin ich doch nie,« fügte sie sinnend hinzu, ein liebliches Rot flog über ihre bleichen Züge. – »Nein, denn die Götter des Sieges sind bei dir.« »Und eine holde Göttin! – Komm! Laß uns zu Pferd. Und in die Einsamkeit der Träume.«

II.

In der Nacht des gleichen Tages lagen an einem der vielen Wachtfeuer der Germanen, die Xanten von allen Seiten umschlossen, drei Männer.

Sie wandten dem Rheine den Rücken zu und blickten wachsam auf die dunkeln schweigenden Massen des hohen senkrechten Walles der Römerfeste, die nur drei Pfeilschüsse weit westlich von ihnen drohend in den Nachthimmel emporragten, phantastisch beleuchtet von dem flackernden Glanz der umgebenden Lagerfeuer, je nachdem der wechselnde Wind deren Flammen stärker anfachte und ihren Schein nach Westen warf, sowie von den dunkelrot brennenden Pechfackeln und eisernen Pechkesseln, welche die Römer in ungleichen Zwischenräumen auf der breiten Krone des Walles angebracht hatten. Während es an den andern Wachtfeuern gar laut und fröhlich zuging, rauhe Lieder erklangen und neckende Scherzworte dabei hin und her flogen, auch wohl gelegentlich ein herzhafter Fluch, eine grimme Schelte auf die halsstarrigen Feinde in ihrer noch immer nicht bezwungenen Lagerfeste da drüben, hielten sich die drei Männer ziemlich still; sogar das Auerhorn kreiste nicht häufig, mit welchem sie aus einer mächtigen mit dem spitzen Ende in den sandigen Boden gegrabenen Amphora dunkelroten Wein schöpften.

Nach längerem Schweigen hub einer der drei Männer an: »Nun, Sido, hast du das Sprechen verlernt wie das Singen und Harfen? Da hängt dein Saitenspiel an deinem Zeltpfahl: stumm wie du selbst!« Der Suebe sprach grollend: »Ist diese götterverhaßte Trutzburg da drüben endlich gefallen, Welo, will ich die Saiten zu Wodans Ehren schlagen!« – »Ei, singe und spiele doch auch jetzt schon,« bat Welo. »Etwa mit Brinnobrand im Wechsel- und Wettgesang. Gern möcht' ich euch beide einmal miteinander wetteifern hören im Lied. Und bedenkt – ich – ich allein habe mit meinen Brukerern diesen kostbaren Wein in der römischen Villa erbeutet und gern hab' ich ihn mit euch geteilt. Wohlan, ich heische Gegengabe von euch. Verstände ich zu singen, ich weigerte nicht mein Lied, bäte mich darum ein guter Gesell.«

»Komm, Rotkopf,« erwiderte der Königssohn, »das lassen wir uns nicht vorhalten. Reiche mir die Harfe! So. Und nun gib acht!«

Er machte ein paar Griffe und hob an:

»Sage mir, guter Gesell,
Was weißt du Wonniges
Auf der weiten Welt?«

Brinnobrand nahm ihm das Saitenspiel ab und antwortete sofort:

»Wonnig wahn' ich
Den lieben Lenz, den lichten,
Wann er wieder erwacht
Nach des Winters Weh:
Voraus ihm schwingt sich
Schwirrend die Schwalbe! –

Aber ein anderes
Wonniges nun weise
Und deute mir *du!*«

Sido erwiderte, lebhaft die Saiten schlagend:

»Herrliches hört' ich nimmer erhalten
Als der Harfe hellen
Sausegesang:
Helden hebt sich höher das Herz,
Klingen die Klänge, die klaren,
Vor der Feinde versammeltem Volk
Bei Beginn der blutigen
Schlacht geschlagen
Aus den silbernen Saiten.
Aber ein anderes
Wonniges nun weise
Und deute mir *du!*«

Brinnobrand nahm ihm eifrig die Harfe ab und nach einigen sanfteren, mehr feierlichen Accorden begann er mit verhaltener Stimme:

»Selber sollst du, Gesell,
Nun richtig raten – als Rätsel –
Das wonnigste Wunder! –
Was schreitet in schimmernder Schöne?
So schwebet der Schwan
Auf wallender Woge,
Breitbrüstigen Bugs!
So winkt aus wallendem Westengewölk,
Aus dämmerndem Duft
Stolz und still der strahlende Stern!
So fließet und flutet
Aus hallender Harfe
Weicher wonniger Wohlklang!
So wehet der warme Wind,
Wann es lieblich lenzt
Auf der enteist aufatmenden Erde!
So segnend und sieghaft
Aus Nacht und aus Nebel
Sieht die ersehnte Sonne!
So süß senkt sich
Ins offne Ohr,
Ins horchende Herz
Der Frühlingsvögel
Seliger Sang,
Der Amsel edeles Abendlied! –

Sage, Gesell,
Was scheint dir so schön,
Was wähnst du so wonnig
Daß es dies alles
In sich eint:
Schweben des Schwanes,
Strahlen des Sterns,
Hallen der Harfe,
Der Sonne Sieg
Und der Frühlingsvögel
Seligen Sang?
Nun rate mein Rätsel
Und sag' es, Gesell!«

Stürmisch riß Sido die Harfe an sich und antwortete mit rauschenden Klängen:

»Wonniger weiß ich nichts auf der Welt als das Weib!
Denn es schwebt wie der Schwan
 Sein beschwingter Schritt:
Es strahlt wie der Stern
 Sein blitzender Blick:
Es siegt wie die Sonne
 Sein alledeles Antlitz
Und es hebt mir das Herz
 Wie die hallende Harfe
Und der Frühlingsvögel
Liebeslied.«

Der andere fuhr fort:

»Richtig rietest du
Guter Gesell!
Aber nun nenne mir noch . . .«

Da unterbrach Sido:

»Nein! Du nenne mir nun . . .«

Und jetzt sprachen beide, fortgerissen von glühendem Drang, einer dem andern in die Rede fallend, immer heftiger, immer rascher:

Sido: »Der wonnigen Weiber . . .«
Brinnobrand: »Welches weißt du . . .«
Sido: »Unvergleichbar allen andern . . .«
Brinnobrand: »Das höchste, hehrste, holdeste doch?«
Sido: »Ich weiß es wohl!«
Brinnobrand: »Ich kenn' es klar!«
Sido: »Im Herzen heg' ich . . .«
Brinnobrand: »Und berg' ich ihr Bild.«

Sido: »Aber den Namen? Nein!«

Brinnobrand: »In schämiger Scheu . . .«

Sido: »Vor dem weihvollen Weibe . . .«

Und nun schlossen beide:

»Nein den Namen nenne ich nicht.«

Hoch aufatmend hielten sie inne: ihre Wangen glühten, ihre Augen glänzten.

Welo nickte: »das hat mir gut gefallen. Nur allzu gut von beiden! Jetzt weiß ich wieder nicht, was mit der zweiten Amphora, die in meinem Zelte liegt, beginnen. Ich hatte mir vorgenommen, sie dem Sieger zu schenken: – aber ihr seid einander gewachsen.«

»Nicht doch,« sprach der Königssohn. »In der Kraft der Liebe und des Armes weiche ich dem Roten da nicht. Aber im Liede hat er mich – diesmal! – geschlagen. Ich gönne ihm von Herzen den Ruhm und den Wein: und schenke ihm – hier – die Harfe dazu, auf der er mich schlug.«

Und er reichte ihm die Harfe hin.

III.

»Dank, Sanges- und Siegesgenoß!« rief der. »Möchten die Götter es Einem gewähren, daß er dir's einmal im Kampfe vergelte!« – »Käm' es nur bald wieder zum Kampf!« meinte der Suebe; »es ist unleidlich, hier so lang zu liegen.« – »Ja, man muß verdrießlich werden!« bestätigte Welo. – »Was lachst du, Brinnobrand? Du bist der einzige, der die gute Laune nie verliert.« – »Dafür ist Einer, wie seine Neider sagen, ein Narr. Einer hat mit dem Verstand zugleich alle Ungeduld verloren. Einem eilt es mit nichts mehr. Einer wartet nur, bis er, das Römerschwert im Herzen, nach Walhall fährt. Dort giebt's keine Narren. Nur die sind Narren, die *nicht* nach Walhall trachten. Aber es ist nicht diese vergebliche Belagerung, die euch beide so verdrießlich macht. Nicht was hier ist, – was *nicht* hier ist, das schmerzt euch. Bis vor wenigen Tagen gefiel es euch ganz wohl in diesen Zelten.« – »Schweig!« zürnte Sido. »Ja,« mahnte Welo. »Nur ein Narr sagt alles, was er merkt.« – »Darum sagt Einer es *nicht*. Weil Einer nicht ganz so närrisch ist wie – andre Leute. Einer hat sich wenigstens nie eingebildet, man könne den schönsten Stern da oben – seht ihr ihn dort über uns? Gegrüßt, Jungfrau! – mit der Hand abpflücken, wie eine Haßelnuß vom Strauch, und mit an seinen Herd tragen. Geschieht den Narren recht, die also wähten.« – »Ja, unser lieber Narr spricht weise,« seufzte Welo. »Ich sagte dir's voraus, Königssohn.« – »Wahrlich nicht,« entgegnete dieser ernst, »weil ich mich ihrer würdig wähte, wagte ich die Werbung. Wer ist ihrer wert!«

»Er – Wodan!« sprach Brinnobrand feierlich.

»Aber mir schien – trotz allem Glanz und allen Ehren – sie war traurig. Sie seufzte zuweilen. Wonach?« – »Nach der Einsamkeit,« erwiderte Welo, »nicht nach der Ehe oder einem Sterblichen.« – »Aber vielleicht nach einem Unsterblichen,« meinte Brinnobrand pfiffig. – »Hast du doch selbst manch Lied zu ihrem Lob gesungen,« erinnerte Welo. – »Wohl! Und Einer singt noch. Aber die Hoffnung hat Einer aufgegeben, lange bevor er den Verstand verlor.« – »Sie kann gar nicht lieben,« seufzte Welo, »nur sich lieben lassen.« – »Und auch davor reitet sie schleunig davon,« lachte Sido in bitterem Scherz.

Aber Brinnobrand schüttelte das rote Gelock: »Nein, trauter Liedes- und Leidgesell! Nicht einmal darauf darfst du dir etwas einbilden, daß sie vor dir davongelaufen sei; – sie lief vor sich selbst.«

»Das war nun ein echtes Narrenwort,« meinte der Suebe. – – »Aber wie lange werden wir noch vor diesem Erdhaufen liegen müssen? Civilis sollte noch mal stürmen. Das Winterlager, für zwei Legionen zugeschnitten, – nicht von sechstausend Mann ist es verteidigt.«

»Und doch haben wir gar oft umsonst gestürmt! Wir verstehen uns nicht auf den Kampf – von unten nach oben,« meinte Welo.

»Sie haben ganz verfluchte Werkzeuge,« lachte Brinnobrand. »Einer hat noch nie einen Menschen fliegen sehn. Aber gestern flog einer von uns hoch durch die Luft.«

»Wie kannst du dazu lachen?« sprach Welo schauernd. »Eine gewaltige Zange – ein Hebelbaum inmitten haushoher Balken! – packte plötzlich, vom Wall herniedergreifend, einen unserer Stürmer, der den Wall erklettern wollte, am Halse, hob den Schreienden über den Wall hoch in die Luft und schleuderte ihn – durch den Wechsel des Schwerpunkts – kopfüber mitten in das Römerlager hinein. Es war grauenhaft zu sehn.«

»Gerade uns gegenüber,« deutete Brinnobrand, »ragt das unheimliche Ding. Seht ihr – im Scheine des Pechkessels unterscheidet man deutlich den Schatten der beiden Balken. Ein zweibeiniger, böser, Menschen entführender, Menschen zermalmender Riese, dem menschenraubenden Grendel vergleichbar.« Er sprang auf. »Einer hätte große Lust, mit ihm zu kämpfen!« Scharf drohend blickte er hinüber. »Den Geraubten zu rächen! Einer ganz allein mit ihm und mit all' den Römern, die neben dem Unhold auf dem Walle stehn.« – »Höre,« warnte Welo, »das laß bleiben!« – »Bah,« meinte Sido, »spare die Sorge und Warnung! Ist er auch unser lieber Narr, – *der* Narr ist er nicht, das zu wagen.« – »Meinst du, Königssohn?« lachte der Rotkopf. »So hört ein Gelübde. Einen Bechereid!« Er nahm das Horn, füllte es, trank, verschüttete den Rest in die Luft und sprach: »Hört es, ihr Götter! Einer thut es – für Eine! Einer zu Ehren! Einer besiegt den Riesen oder stirbt: – beides *ihr* zu Ehren!« Er riß einen lodernden Brand aus dem Wachtfeuer und lief, denselben im Kreis um sein flatternd Haar schwingend, ohne Helm, ohne Schild, ohne andere Waffe als die kurze Axt im Wehrgurt mit Windeseile gerade auf den Wall zu.

»Brinnobrand! Unsinniger!« rief Welo aufspringend. »Willst du allein das Lager stürmen?« – »Er rennt in den sichern Tod!« sprach Sido, den Speer fassend. »Komm! Rasch! Wir dürfen ihn nicht im Stich lassen.« – »Auf denn! – auch wir *Ihr* zu Ehren!«

Und sie griffen zu ihren Waffen und folgten dem schon weit Entfernten.

Wie er auf halbe Pfeilschußweite etwa herangekommen war, rief er auf Lateinisch zum Wall hinauf: »Heda, ihr Leutchen! schlaft ihr alle? Hier kommt Besuch! Ist der Holzriese nicht zu sprechen? Er soll mit Einem fechten, wenn er ein Herz im Leibe hat.« Und wieder schwang er um den Kopf den brennenden Reisigast, daß der hell aufflammte.

So ward er den auf dem Walle Stehenden voll sichtbar: im Augenblick waren sechs Bogen auf ihn gerichtet. »Halt!« gebot der Centurio, »schießt nicht! Der freche Barbar! Ich kenn' ihn an der roten Mähne! Schon dreimal hab' ich die Sturmleiter umgeworfen, auf der er so ruhig emporkletterte, als sei er unverwundbar! Fünf Leute meiner Manipel hat er mit dem Wurfspeer erlegt. – Er soll finden, was er suchte! Er soll das Fliegen lernen und sein Hirn soll in unserm Lager umherspritzen. Richtet die Zange!«

»Nun?« schalt Brinnobrand hinauf. »Ist der Riese nicht zu erwecken? Oh, er sieht Einen wohl nicht? Warte, Einer will ihm leuchten.«

Und er warf den Brand in einen mächtigen Haufen von trockenen Reisigbündeln, der, zur Ausfüllung des Grabens bestimmt, noch vom letzten Sturme her hier aufgeschichtet lag. Sofort stieg prasselnd die Flamme in die Nacht empor und beleuchtete mit Tageshelle den ganzen Raum vor dem Graben und Wall; statt des weggeschleuderten Brandes ergriff er einen etwa mannshohen und mannsdicken Balken, der aus einem halbzerstörten Schanzwerk der Belagerer ragte.

Der Tolldreiste kam bis dicht an den Graben. »Jetzt! Habt acht! Öffnet die Zange! Gerade unter dem Kopf faßt ihn.«

»Zurück! Brinnobrand! Bei allen Göttern! Zurück!« schrieen die beiden Freunde, die nun gleich heran waren und in der hellen Lohe deutlich sahen, wie sich, einem ungeheueren stoßenden Raubvogel gleich, plötzlich die eherne Greifzange auf jenen herabsenkte.

Aber ruhig blieb der stehen, regungslos, den Balken schräg vor sich mit beiden Händen haltend in Höhe seines Kopfes. Schon drohte die Zange, ihn zu packen. –

»Hebt ihn!« befahl der Centurio – und die Zange schloß sich knirschend und schnellte zurück: aber nicht den Jüngling riß sie mit sich empor, sondern den schweren Balken von Mannesumfang. Hoch fuhr er in die Luft und krachend schmettete er hinter dem Wall in die nächste Lagergasse nieder: da scholl gräßliches Todesgeschrei von mehreren Stimmen empor.

»Beim Tartarus!« fluchte der Centurio, nach rückwärts hinabspähend, »drei Legionäre! Der elende Hund!« – »Er steht immer noch an dem Graben!« rief der Mann an der Zange. »Er schwingt sein Beil! Will er werfen? Hörst du sein gellend Hohnlachen?« – »Es soll ihm vergehn! Gieb mir das Spannseil!«

Und alsbald fuhr die Greifzange zum zweitenmal herab: diesmal sprang der Bedrohte ihr vom Boden aus entgegen, sein Beil blitzte und der eherne Zangengriff stürzte unschädlich neben ihm nieder: er hatte mit sicherer Hand sein Ziel getroffen und durchhauen: das straffgespannte Seil, mit welchem die Zange an dem Stoßbalken befestigt war.

Jubelnd bückte sich der Jüngling, hob das abgeschlagene Stück auf und zeigte es den Römern auf dem Wall. »Hei, da seht eures Riesen Kopf! Der Rumpf kann nicht mehr schaden.« Und mit wenigen Sprüngen war er hinter dem brennenden Reisig, wo nun auch die Genossen standen, zwar in Schußweite, aber außerhalb der hellen Beleuchtung. So trafen die zahlreichen Pfeile nicht, die den davon Eilenden nachgesandt wurden.

IV.

Als Brinnobrand am andern Morgen sein Beutestück siegfreudig Civilis in dessen Zelthütte brachte und die Genossen den Hergang erzählten, schalt sie alle drei der Oberfeldherr tüchtig aus.

»Ist das euer Gehorsam?« grollte er. »Hab' ich nicht jeden Angriff, zumal diese unsinnigen Einzelanläufe und Gelübdestreiche, streng verboten, die uns so viele Leute schon gekostet? Wenn ihr, die Führer, so schlechtes Beispiel gebt, was kann ich von der Menge erwarten? Unbotmäßig, unfolgsam, voll Trotz sind fast all' unsre Haufen – am meisten haben noch meine Bataver Zucht und Kriegsgehorsam: sie haben's gelernt von den Römern. Aber die Übrerrheiner: – Chauken, Tenchterer und Tubánten zumal, – sie folgen mir schon jetzt nicht mehr, obwohl das Glück mich noch nie verlassen. Was würde im Unglück daraus werden? Auf euch muß ich doch zählen können.«

Brinnobrand ließ den Kopf hängen wie ein gescholtener Knabe. »Vergieb uns, Feldherr,« sprach Sido. – »Es war ein Narrenstreich,« sprach der Rote bittend. – »Ja«, bekräftigte Welo. »Und Ein Narr macht viele Narren.« – »Mag wohl sein, Wodan,« sprach der Schuldige. »Aber ein Narr ein Wort. Einer hatte es gelobt: – er muß' es halten. Und wie wird *sie* sich freuen, schickt Einer ihr, mit Eichenlaub umflochten, des Riesen Kopf. Vergieb ihr: *sie* hat's gethan – durch Einen gethan: – Einer mußte.«

»Nun,« lächelte Civilis, »dann muß ich wohl verzeihen. Obwohl ich ihr zürnen sollte um dieses Königssohnes willen, der – nicht mehr froh blickt. Wie gern, wie gern doch hätt' ich sie als Markomannenkönigin begrüßt! Ein dauernd Band wäre so um zwei weit getrennte Völker vom Rhein zur Donau geschlungen worden. Ich sprach warm für dich, tapfrer Sido. Was könnte sogar ein Weib wie sie Besseres verlangen als solch einen Gemahl? Aber je wärmer ich sprach, desto eisiger ward sie. Stumm, fast wie mit Vorwurf – mir ganz unverständlich! – im Blick, schritt sie aus dieser Thüre und gleich darauf ritt sie davon.«

»Und wie lange glaubst du, Feldherr,« fragte Welo, »müssen wir noch vor diesem hartnäckigen Walle liegen?«

»Nicht mehr gar lang! Durch Überläufer erhalte ich fast täglich Nachricht aus dem eingeschlossenen Lager: die Not wächst dort rasch. Die Zugtiere, die Rosse der Reiterei, ja selbst ein Paar Hunde sind längst aufgezehrt, das Getreide ist zu Ende, Gras, Stengel und Kräuter, die zwischen den Steinen hervorsprießen, raufen sie aus. Nur wenige Tage noch kann's währen. Wozu also noch das Blut der Unsern opfern? Von selbst fällt alsbald die gezeitigte Frucht uns in die Hand. Gedenkt Armins! Wie warnte, wie beschwor er die Seinen, den eingeschlossenen Cäcina auszuhungern, das feste Lager nicht zu bestürmen. Die Unbotmäßigen stürmten, wurden blutig abgeschlagen und durch die Fliehenden hindurch entkam der Legat des Germanicus. Ach, die Unsern haben in dem halben Jahrhundert seit Armin noch immer nicht gehorchen gelernt! Nicht einmal ihm folgten sie. Und wie viel leichter wiege ich als der große Cherusker! Im Unglück bleiben sie mir schwerlich treu! – Sorgt nur dafür, daß nicht, wie schon wiederholt geschah, durch Saumsal und Nachlässigkeit unserer Wachen – allzuviel Wein haben sie mir in dem reichen Land ringsum erbeutet und

gußweise trinken sie ihn aus ihren Helmen und Sturmhauben! – nochmal Vorräte durch List oder Gewalt geschafft werden in die Zwingburg, die Augustus sehr geschickt hier gebaut hat. Sonst gewinnt der Widerstand immer wieder neue Kräfte.«

»Ja, gut wär' es, kämen wir bald hier fort,« meinte Welo. »Denn während wir hier liegen, nehmen die Gallier immer mehr Städte für ihr Großgallien in Anspruch. Wir sollten dem nicht so ruhig zusehen.«

»Die Gallier? Laß sie nur!« lächelte Civilis. »Erst müssen die Römer ganz danieder liegen. Dazu mögen sie uns helfen, die Söhne dieses Landes. Aber auch darin verlange ich nichts von ihnen: – wehe dem Volke, das auf fremde Bundesgenossen sich verlassen muß. Nur das eine, Selbstverständliche habe ich als ihre einzige Leistung von ihnen verlangt, daß sie die Alpenpässe, – ihres eignen Gebietes Haustüren! – besetzen und den Römern sperren.«

»Nun, das werden sie doch von selbst gethan haben – für sich selbst! – sonst verdienen ihre Feldherrn Rutenstreiche,« meinte der Königssohn.

»Sind die Römer vertrieben aus Gallien, dann . . .«

»Dann wird Wodan weiter helfen,« meinte der Rotkopf pfiffig. »Kommt! Wir wollen Brinno aufsuchen, der schon lange ganz allein die Wache hält dort im Osten unsres Heeres, hart am Rhein; 's ist schwerer Dienst: denn von dort her versuchen die Belagerten am häufigsten, Vorräte in das Lager zu werfen. Kommt, Einem singt ein Vöglein in die Ohren: Narrenstreich sühnt Narrenstreich.«

Und er zog eifrig die beiden Genossen mit sich aus dem Zelt.

V.

Früh am Morgen eilte Brinno zu Civilis. »Heia, Botenlohn heisch' ich für frohe Kunde. Mich senden Sido, mein Bruder und Welo.«

»Warum kommen sie nicht selbst?« – »Weil sie nicht können! Jeder von ihnen liegt mit einer Wunde im Zelt.« – »Ist das frohe Kunde?« fragte Civilis, sich waffnend.

»Es ist nicht schlimm mit den Schrammen. Heute Nacht standen sie bei meiner Schar auf Wache am Rhein. Im Schutz der Dunkelheit schoß da den Rhein hinab unsichtbar, kaum hörbar, ein Schiff, vom Kiel zum Bord, wie sich später zeigte, mit Getreide beladen, der Landungsstelle im römischen Lager zu. Dort ward es offenbar erwartet: denn eine ganze Kohorte war bereit gestellt, auf dem Rheingrieß und in Kähnen. Aber mein Langer – was ihm an Verstand gebricht, ersetzt er an Schärfe der Sinnen – erlauschte das leise Geräusch der Ruder: – ich und die andern hatten's nicht vermerkt: als er mich darauf hinwies, hielt ich's für das Aufschlagen von nächtlichen Raubfischen. Er aber – mit dem Ruf: »Nun den zweiten Narrenstreich!« sprang er in den finsterflutenden Strom. Sido stieß ins Hifthorn: seine Markomannen, Welos Brukerer stutzten: aber unsere Leute, Bataver und Kannenefaten, im Wasser zu Haus wie auf dem Lande, folgten mir sofort: wir platschten ohne Besinnen nach. Da schämten sich die andern und sprangen Sido und Welo nach. Schwimmend erreichten wir das Schiff, das durch eine starke Bemannung verteidigt ward. Kähne aus dem Feindeslager rauschten heran, einzelne Fackeln tauchten darin auf, so daß die Römer vom Ufer her jetzt ein Ziel für ihre Pfeile sahen. Und nun begann ein seltsamer Kampf der Unsern, die, sobald sie, die Messer im Munde, schwimmend das große Schiff und die Kähne erreicht, von allen Seiten enterten, an den Wandungen empor kletternd, meist in voller Dunkelheit, manchmal aber in greller Beleuchtung der roten Pechfackeln der Römer. Welch ein Würgen Mann an Mann! Halb im Wasser halb rittlings auf den Borden! Da half nicht mehr die Lanze, nur noch Messer und Beil! Kaum wär' es uns gelungen, das Getreideschiff, das ja der Strom stark abwärts und dem Römerlager zutrieb, festzuhalten: aber Uffo der Ferge schrie plötzlich: »Hierher! Alle zu Hauf. Ich trete Grund.« Er hatte eine Sandbank im Strom erreicht – das Wasser stieg ihm freilich bis ans Kinn – packte mit dem Haken seiner Bootstange die Schiffswand von innen: – ein Ruck mit Riesenkräften: aufgefahren war das Schiff! Fest saß es auf dem Sand, nicht zollbreit wich es von der Stelle, trotz alles Ruderns und Abstoßens der Römer.

Nun waren die Unsern, Brinnobrand der erste, im Augenblick von allen Seiten an Bord, die Bemannung flog links und rechts in das dunkle Wasser und endlich schwammen auch von unsrem Lager Kähne in Menge heran. Mit den Händen, mit Haken und Seilen zerrten wir zuletzt das festgefahrene Schiff wieder los von der Sandbank und jetzt auf unsere Seite des Stromes herüber, trotz tapfrem Widerstreben der Römer in ihren Booten: – der Hunger trieb sie zur Verzweiflung! – Endlich war ihr letzter Nachen geflohen oder versenkt und wir zogen die Beute unter lautem Siegesgeschrei an unsrem Ufer auf den Sand. Die drei jungen wunden Helden lassen dich fragen, wie dir dieser Narrenstreich gefalle?«

»Gut. Denn nun wird die Belagerung zu Ende sein.«

»Sie *ist* zu Ende,« rief Uffo, der, eintretend, die letzten Worte gehört hatte. »Die Römer haben mit diesem lang erwarteten Schiff die letzte Hoffnung verloren. Sie haben ihren Legaten, der noch nichts von Übergabe wissen wollte, gefangen, in Fesseln gelegt und schicken ihn dir gebunden. Sie ergeben sich und bitten um freien Abzug zu ihren Waffenbrüdern.« – »Gewähr' es nicht!« schrie Brinno wild. »Töte sie alle! Denk' an deinen Bruder, deinen Sohn! Denk' an die vielen Hunderte, die wir durch ihre götterverhaßten Werkzeuge vor diesem Wall verloren. Räche dich!« – Aber Civilis winkte ablehnend mit der Hand: »Sie ziehen ab, ohne Waffen. Und vorher schwören sie dem Großreich Gallien. Diese Schande trifft Rom schwerer als ihr Tod.«

Da ward der Zeltvorhang aufgerissen: der Knabe flog an des Vaters Hals. »O Vater! Vater! Sieg! Ich kam gerade recht,« rief er, ihn auf die Stirne küssend.

»Ja, gerade recht. Dort liegt eine Schere. Schneide mir Haar und Bart, mein Sohn. Kein Römer steht mehr unbesiegt auf unserem Boden.«

VI.

Zu Langres in seinem reichen, völlig nach Römerart gebauten und eingerichteten Hause stand eines Abends Julius Sabinus in dem an das Warmbad stoßenden Ankleidezimmer vor dem länglichen Metallspiegel, der in die Wand von dunkelgrünem, thrakischem Marmor eingelassen war. Zahlreiche Lampen und Lämpchen, von der Decke niederhangend, verbreiteten Tageshelle in dem engen Raum. Einige Sklaven waren damit beschäftigt, ihren Herrn festlich zu kleiden, prächtig zu schmücken. Die glänzend weiße Tunika von feinstem Byssus war reich mit halbfingerdick aufgetragenen Goldzieraten bedeckt, ja beschwert: desgleichen der scharlachrote Gürtel von hispanischem Leder; eine breite Kette von Goldplättchen umzog ihm in drei Gliedern den Hals; Goldreife umzirkten Oberarm und Handgelenk, sogar die Riemen der zierlich weiß und rot gestreiften Sandalen trugen auf dem Rist Goldplättchen; ein besonders hierfür abgerichteter Sklave hielt, über beide Arme gelegt, den safranfarbigen Prunkmantel bereit, der rings von einem breiten Purpursaum umrandet war. Noch einen zufriedenen Blick warf Sabinus in den Spiegel und strich mit einer Stange von duftendem Harz über den schwarzbraunen Schnurrbart hin, den er – nach gallischer Sitte – sorglich aufrecht gedreht hielt.

»Nein, nicht hier,« rief er dem Mantelsklaven zu, der sich näherte, »leicht wird der Faltenwurf in der Sänfte zerknittert. Du folgst mir in das Festhaus und wirfst mir ihn erst dort um die Schultern. Sagt den Sänfeträgern, sie sollen dicht vor die Thüre treten. Es fallen einzelne Tropfen. Ich gehe selbst, meine Gemahlin abzuholen aus dem Frauengemach.« Und er durchschritt mehrere Gemächer und einen langen Gang, bis er an das Gynäkeion gelangte. Vor dessen Thüre richtete er sich hoch auf und fuhr mit der Hand durch das falbenglänzende Haar.

Nun trat er – überraschend – ein: aber die Wirkung ging verloren: Epponina ward sein gar nicht gewahr. Ihm den Rücken wendend, kniete sie auf dem Mosaikestrich und hob beide Arme gegen die rot gestrichene Wand empor, auf der – offenbar erst neuerlich: die Farben waren noch frisch – ein Fisch und eine Taube sowie eine Palme in einfachsten schwarzen Umrissen gemalt waren; sie bewegte leise die Lippen.

»Wie?« rief ihr Gemahl im höchsten Unwillen. »Was muß ich sehen, Epponina? Noch im Hauskleid: – ja, eher einem Trauer- und Bußgewand! Die Sänfte wartet unser. Das Fest beginnt sogleich. Die Menge, meldet der Thürsklave, flutet schon ungeduldig auf der Straße von meinem Hause bis an den Tempel. Und du . . . –« – »Du wußtest, ich gehe nicht zu diesem Fest.« – »Was? Du hast das nie gesagt!« – »Ich sagte dir, ich gehe nicht mehr in jenes Haus, zu jener Frau.« Er zuckte die Achseln: »Unsinnige Eifersucht!« – »Nein, es ist nicht das: – nicht *mehr* das. Ich weiß, ich habe dich verloren. Es ist wohl meine Schuld: warum vermochte ich nicht, dich zu fesseln? Aber vor jenem Weibe graut mir.« – »Mir nicht,« lachte er häßlich. – »O Julius, sie wird dein Verderben! Ich sah im Traume, wie eine Schlange dich umwunden hatte – du stöhnstest vor Schmerz! – und der Schlange schönes Haupt: – es war das ihre.« – »Schlangen bedeuten Glück, sind Boten der Götter! Und eine schöne Schlange ist mir lieber als dein häßlicher Fisch dort und die unmöglich lange Palme. Wo sah ich doch schon dergleichen Gekritzel? Ich meine zu Rom! Ach ja, in dem Bethaus der Christianer, in

das du mich wiederholt hinein beredet. Wie einfältig! Weil das griechische Wort für Fisch »Ichthys« die Anfangsbuchstaben irgend einer Formel enthält, deshalb einen Fisch anzubeten!«

»Ich bete nur zu Gott dem Herrn. Aber die frommen Zeichen mahnen mich an ihn. Drum hab' ich sie mit ungeübter Hand . . . –«

»Ich lasse dir deinen Fisch, laß du mir meine Schlange. – Du willst also nicht mitgehn? Nun gut. Sogar besser so! – Aber ich muß eilen. Das Volk möchte ungeduldig werden. Und durch dies Fest, diesen Aufzug will ich wenigstens hier – bei den Lingonen – für immer jenem ehrgeizigen Classicus den Rang ablaufen. Bete denn, während dein Gatte zum Imperator der Gallier ausgerufen wird. Eine sonderbare Imperatrix! Was wirst du beten?«

»Ich bete: ›dein Wille, Herr, geschehe wie im Himmel also auch auf Erden‹ und: ›vergieb uns unsre Schuld wie auch wir vergeben unsern Schuldigern‹.«

VII.

Das glänzende Fest, welches Sabinus, Gutruat und deren Freunde der Stadt der Lingonen, in Wahrheit aber sich selbst gegeben hatten, neigte dem Ende zu.

Vorüber waren die Wagenkämpfe, die Wettrennen, die Tierkämpfe, die in der kleinen, den römischen Vorbildern nachgeahmten Arena der Provinzialstadt abgehalten wurden, vorüber der Aufzug reichgekleideter Jünglinge und Mädchen, die Sabinus und Gutruat den Dank der Lingonen in Gestalt eines goldnen Lorbeerreifes und eines silbernen Mistelzweiges in den Vorhof des Tempels überbrachten, vorüber endlich auch der wilde, leidenschaftliche Tanz, den in diesem Hofe Faune und Bacchantinnen, wenig durch Kleider beschwert, aufgeführt hatten vor den Stufen der Säulenhalle, auf welchen der Oberpriester und dessen Weib, Sabinus und die vornehmsten Gäste auf weichen Kissen lagen.

»O Claudia,« flüsterte sich vorbeugend Sabinus in das Ohr des Weibes, das, regungslos hingegossen, in träger Üppigkeit auf die immer kühner werdenden Sprünge der Paare hinabgesehen hatte, »das war der schönste Tag, das wird die seligste Nacht meines Lebens. Sowie Tutor mit der Nachricht von Worms her eintrifft, streue ich das Gold unter das Volk und es wird, es muß mich als Imperator Galliens begrüßen. Vierhundert stark schreiende Kerle sind gemietet. Dann, dann zum erstenmal im Purpur werd' ich dich umarmen. Aber was schaust du da so scharf nach links? Was denkst du?«

»Ich denke, die braune Bacchantin, die der junge Silvan dort soeben jauchzend auf seine Schulter schwang, ist viel glücklicher als ich.« – »Warum?« – »Der Junge liebt viel feuriger als du. Sieh, wie er sie küßt! Das *ist* doch Liebe! Der denkt dabei nicht daneben an den Purpur, – er fühlt, er denkt nur sie. So möchte ich geliebt sein, ohne teilen zu müssen mit anderen Wünschen. Wie beneid' ich die braune Dirne! Und schau nur die kräftigen Muskeln seiner Arme! Dieser Gladiator wirft dich leicht in jede Ecke des Hofes, Imperator von Gallien.« – »Höre,« schmollte Sabinus, »mahne mich nicht an deine Schwester, die mit dem kräftigsten Gladiator davonlief. Ist es denn nur die Kraft, – was du liebst?« – »Nur die Kraft. – Nicht gerade der Muskeln allein. O nein: die Kraft der ganzen Mannheit: Geist, Wille, Mut und Leib. Verhüte also, mein Imperatorlein, daß ich einen finde, der dich in all' dem überwindet.« – »Den wart' ich ab! Der Mann lebt nicht auf Erden. Aber still jetzt . . .«

Der Oberpriester hatte sich von dem Lager erhoben. Er schritt auf Sabinus zu. »Bald wirst du das Gold und Silber ausstreuen müssen. Die Spiele sind zu Ende. Das Volk wird ungeduldig. Du hast doch das Geld bereit?« – »Sechs Truhen. Meine Sklaven trugen sie soeben in das Gemach zur Linken.« – »Ich staune! Ich wußte nicht . . .« – »Daß ich über soviel Geld verfüge?« lachte Sabinus. »Nun, im Vertrauen: 's ist auch das meine nicht. Du weißt – die Beiträge aller Städte Galliens für den Krieg gegen Rom . . .« – »Wie? Die hast du angegriffen?« – »Nicht angegriffen! Nur ausschließlich hierfür verwandt! Wie konnte ich besser für diesen Krieg sorgen, als indem ich Gallien den Imperator gab?« – »Was aber, was wird Classicus dazu sagen?« – »Bah! Deshalb hab' ich es ihm ja überlassen, das – scheinbar! – so viel wichtigere Werk, die

Alpenpässe zu besetzen. Er soll sich nur abmühen, langweilen und hungern auf jenen öden Bergjochen. Er besetzt die Alpen: – er ahnt nicht für wen. Aber laß uns nun ans Werk!«

»Nein,« rief Claudia, plötzlich aufspringend, wie eine Natter, mit überraschender Schnelligkeit der Bewegung. »Bevor das langweilige Schauspiel des Imperatorentums beginnt: – noch einmal will ich den Tanz der Faune sehen! – Da! Nehmt!« – Sie streifte von jedem der vollen Arme einen breiten Goldreif und warf beide unter die unterhalb der Stufen stehenden Faune und Bacchantinnen. »Noch mal! Aber rascher, feuriger! Lauter die Cymbeln! Höher der Sprung! – So! So ist's recht, du Schwarzkopf da unten. Nun, Imperator,« flüsterte sie Sabinus zu, funkelnden Auges, »hier steht *deine* Bacchantin – willst du mein Tänzer sein?« Sie warf mit einem Ruck den goldschweren Mantel ab und stand da in eng anliegendem Seidengewand, das die prachtvolle Gestalt mehr ausprägte als verhüllte.

Sabinus zögerte: »Bedenke! Unter den gemieteten Knechten! Alles Volk gafft herein! Soll ich in diesem Augenblick –«

»Bedenke *du!*« erwiderte sie mit drohenden Blicken. »Ich tanze jetzt zu diesen Cymbeln und Becken: – sie machen mich rasend vor Lust, vor Lustbegier. Ich tanze – wenn nicht mit *dir* – mit jenem herrlichen Faun *dort*.« Und sie schritt wirklich, da er noch säumte, jenem Jüngling winkend, die erste Stufe hinab.

»So komm!« rief Sabinus wild, faßte sie an dem üppigen Arm, eilte mit ihr die Stufen hinab und schon flog das Paar unter den übrigen dahin.

Aber wie tanzte dies Weib! Nicht wie die andern: – diese erschienen jetzt als verkleidete Puppen – hier flog die wahre Bacchantin, ja die Mänade dahin. Ihr mächtiges schwarzes Haar ging auf bei der ersten stürmischen Bewegung, es flatterte um sie her, es peitschte ihrem Tänzer das Gesicht, die Augen, daß er sie vor Schmerz schloß. Wozu auch sie offen halten? Nicht Er führte diesen Reigen! Das Weib riß ihn dahin, so oft der Reigen es mit sich brachte, daß sie sich berührten, das Weib, das, so oft sie sich den Cymbelschlägern näherten, diesen zurief: »Rascher! Lauter! Viel rascher!« Nun warf sie das Haupt in den Nacken zurück, aus den geöffneten Lippen brach ein leises Stöhnen der Lust: – sie riß den Imperator Galliens an den Armen herum, daß der lange Mantel, den abzulegen ihm nicht Zeit geblieben war, weit hinter ihm her flog – jetzt fiel das Tuch, abgetreten, zu Boden, einer der Satyren warf ihm sein geschwänztes Bocksfell über die Schultern, der Lärm der Cymbeln steigerte sich zum höchsten Gellen: – – da plötzlich drang verworrener Lärm von dem Eingang, von der Straße her in den Tempelhof: ein behelmter Mann im Kriegsgewand brach sich Bahn durch die Menge, schleuderte ein paar der Bacchantinnen zur Seite und hielt in der Mitte des Hofes: »Wo – wo ist Sabinus? Was? Hier! So? In Bockessprüngen! Weh um dich, Gallien!«

Da erstarrten alle Gruppen des Tanzes: wie sie geschwebt, so machten sie plötzlich Halt: Gutruat polterte die Stufen hinab. Sabinus, schweißtriefend, warf das Bocksfell ab: »Tutor!« rief er, »Du hier! Du solltest ja zu Worms . . . – Wo ist Classicus?«

Der Dicke holte erst Atem ehe er begann: »Classicus? Statt die Alpenpässe zu besetzen, – wollte er sich, ehe du's erfährst, vorher in Trier zum König von Großgallien ausrufen lassen. Darauf verwandte er alles, Zeit und Geld.« – »Ha, der Verräter!« schrie

Sabinus. – »Die Römer sind – ohne Schwertstreich! – über die Alpen gedrunen. Viele Legionen! Classicus ward zu Worms überfallen und geschlagen, sein Heer stob in alle Winde. Mich traf die Nachricht zu Bauconia zwischen Worms und Mainz. Ich wollte diese Feste decken, ich griff die Römer auf der Straße dahin an, sie warfen mich: ich wich auf Mainz zurück: aber die elenden Gallier dort sind abgefallen vom Reiche Gallien und haben Vespasian geschworen. Sie sperrten mir die Thore. Nun floh ich hierher. Die Hauptmacht der Römer steht in Mainz. Ihr Feldherr heißt Cerialis. – Aber jetzt gebt . . . mir zu essen! Ich bin totmüd und wund. Ein Pfeil traf meinen Hals: zum Glück nicht die Speiseröhre.« Und der Dicke wankte, halb ohnmächtig sank er in Gutruats Arme.

Zahlreiche Scharen, Tänzer, Zuschauer, Gäste strömten nun aus dem Tempelhof hinaus auf die Straße: da schrie und tobte das Volk sofort wild durcheinander.

»Was? Keine Geldspende?« – »Sie war fest versprochen!« – »Die Römer! Die Römer sind da!« – »Wir sind geschlagen!« – »Aber nur durch Verrat!« – »Classicus hat uns verraten!« – »Nein! Tutor!« – »Nein, Sabinus! Wo ist das Geld der Städte?« – »Nieder die Verräter, alle drei!« – »Verrat! Verrat! Verrat! Verrat!« so brüllte es durch die Gassen.

Und zornige, aber machtlose Steine flogen sofort gegen die eherne Thür des Hofes, welche die Tempeldiener gerade noch vor dem Ansturm der Menge hatten ins Schloß werfen und von innen mit den starken Eisenriegeln sperren können.

VIII.

»Flavius Vespasianus dem Imperator sendet aus Trier besten Heilwunsch Petillius Cerialis.

Der Ort, von welchem aus, oh Imperator, ich dir dieses schreibe, verkündet dir am deutlichsten meine bisherigen Schritte: – lauter Siegeschritte, Erfolge, die meine kühnsten Hoffnungen übersteigen.

Aber Fortuna ist ein Weib, und ich habe Glück mit diesen Tierlein. Geht es so fort, brauche ich bei weitem nicht die vier Monate unseres Vertrages.

Als ich mich von dir verabschiedet, die beiden italischen Legionen übernommen und von Mailand aus den Zug über die Alpen angetreten hatte, – auf dem kürzesten Weg, über den Adula, auf welchem der Rhein entspringt, sie zu überschreiten, – da pochte mir das Herz gewaltig an den Panzer in der Erregung, ob denn wirklich, wie vorausgesandte Späher meldeten, das Unmögliche möglich und der gallische Feind so wahnwitzig leichtsinnig sei, die Pässe nicht zu besetzen.

Ich konnte diesen täglich wiederholten Versicherungen nicht glauben. In fieberhafter Eile jagte ich mit der Reiterei voran: – jedes zweite der maurischen Rosse mußte noch einen Legionär auf den Rücken nehmen: denn zu Pferd allein kann man die Berge nicht stürmen, und was bisher etwa versäumt war, konnte, ja mußte der Feind nun doch täglich nachholen. Jede Stunde konnte allentscheidend werden: denn waren die Pässe gesperrt, mußte ich zurück bis Genua, dort die Legionen einschiffen und in Marseille die Landung versuchen – mit unerträglichem Zeitverlust. Ich konnte es kaum fassen, da ich, meinen Reitern voranjagend und allein die Höhe des Adula erreichend, – da, wo zur Kennzeichnung der Wasserscheide der Altar des Mercurius errichtet ist – wirklich den Weg offen fand und unverteidigt. Ich schrie laut auf, in den Bügeln mich hebend vor Lust. Wahrlich, die Götter wollen verderben, wen sie so maßlos verblenden! Weit und breit kein Feind zu sehen! Unbehindert stiegen wir – voran die XXI. Legion – hinab in das Land der Helvetier, – ein Häuflein Berghirten konnte das verhüten! – überschritten die Aar bei Windisch, den Rhein bei Augst, und zogen nun Nacht und Tag in Eilmärschen steil gen Norden stromaufwärts auf der alten Legionenstraße des rechten Ufers. So rasch und so verdeckt geschah unser Vordringen, daß die Gallier auf dem linken Ufer lange nichts von unserer Nähe ahnten: erst im Gebiet der Vangiōnen, wo von Osten her der Neckar sich dem Rheine nähert, stießen wir auf Feinde: es war der künftige Großkönig Galliens Classicus, der – jetzt erst! – sich anschicken wollte, die helvetischen Pässe zu besetzen.

Du fragst billig nun, womit er inzwischen die kostbaren Tage, ja Wochen ausgefüllt? Ei nun, er mußte doch überall auf den Legionenstraßen die römischen Meilensteine durch neue gallische ersetzen lassen mit dem heiligen Schildtier des neuen Reiches: dem krähenden Hahn; und in den Städten ließ er die Denksäulen, in welche die Verträge mit Rom gegraben waren, niederreißen und in die Flüsse schleifen. Und dabei hielt er jedem Meilenstein eine höhnende, witzige Grabrede, die ihm übrigens ein guter Freund, Tutor, ein anderer Führer des Aufstandes, verfassen mußte. Das kostete doch Zeit und machte müde! So hielt er denn behaglichen Rasttag in einem Doppellager auf beiden

Seiten des Stroms bei Worms. Vorposten hatten die Leutchen nicht vor ihr Lager gestellt: sie ruhten in oder vor ihren Zelten oder rüsteten das Mittagsmahl, die Pferde angeflöckt, die Waffen abgelegt.

Unsere Reiter und unsere Pfeile brachen urplötzlich aus den bewaldeten Höhen gleichzeitig auf sie herein: die Verwirrung war unbeschreiblich. An ihren Suppentöpfen, die gefüllten Schalen in der Hand, wurden sie überritten. Leider entkam der König Classicus auf der von ihm hier geschlagenen Schiffbrücke. Aber auf derselben bequemen Vorrichtung drangen auch wir auf seinen Fersen über den Rhein, und zogen sofort auf Mainz. Bei Bauconia warf sich uns, die wichtige Stadt zu decken, ein andrer Haufe entgegen und griff hitzig an: jedoch sobald der erste Anprall mit ruhiger Kraft zurückgeschlagen war von der tapferen XXI. Legion, da entscharte die Flucht die Panzerreiter mit ihren flatternden roten Federbüschen und das Fußvolk in seinen buntgestreiften gallischen Hosen und sie stoben auseinander mit dem lauten Geschrei: »Verrat!«

Wer sie verraten haben soll, das weiß ich nicht. Sicher nicht ihr Führer, ein auffallend dicker Herr, der, hartnäckig, todesmutig, sein Bestes that, die Fliehenden aufzuhalten, bis sein Gaul unter den Pfeilen unsrer numidischen Schützen stürzte.

Mainz schloß den Geschlagenen die Thore, schickte als jene verschwunden waren, uns den ganzen gallischen Senat (auch ein paar hübsche Jungfräulein!) entgegen, und die Bürger holten uns durch die bekränzten Straßen ein: ich ließ die Wackern auf dem Marktplatz dir, oh Imperator, schwören und in dem Tempel ihres Gottes Hesus dein Bild aufstellen. (Es ward zu sehr an der Vergoldung gespart, oh Vespasian: du siehst recht schäbig aus, das Erz blickt, deine Sparsamkeit verkündend, überall hindurch, sonst hätt' ich dir's – zur Ausprägung – geschickt.)

Nach kurzer Rast brach ich von Mainz auf: fast kein Widerstand! Das Großreich Gallien bröckelt auseinander, wo man es anfaßt: er ist schlecht gebacken, dieser prahlerische Kuchen, von seinen wortreichen Bäckern. Gar manche Völkerschaften schicken mir schon von weit her, so die Sequaner von Besançon, von Embrun bis hierher Gesandte, betuern, nur gezwungen von der Übermacht der bösen Nachbarn zum Anschluß an den Aufstand fortgerissen zu sein, bitten um Vergebung und er bieten sich, Geld und Mannschaften zu schicken. Das Geld darf ein Diener Vespasians nicht zurückweisen. Aber es machte vortrefflichen Eindruck, als ich erklärte: »Rom genügen seine Legionen! Kehrt, o Bundesgenossen, zu den Arbeiten des Friedens zurück. Das ist Roms Krieg. Rom hat ihn in die Hand genommen: also ist er so gut wie beendet.«

Von Mainz zog ich auf Bingen. Hier war die Brücke über die Nahe abgebrochen: eine Schar Treverer auf dem Westufer hielt sich dadurch für gedeckt; aber die klugen Rößlein meiner afrikanischen Reiter fanden eine Furt und nun waren jene Haufen rasch zersprengt. Jetzt – so verzettelt diese Feldherrnkunst ihre Kräfte! – warf mir Classicus – er soll bei Bingen verwundet aus dem Gefecht getragen worden sein – wieder eine zusammengeraffte Menge von Triboken, Caerakaten, Vangionen entgegen: er wollte diesen stärkeren Halt geben durch übergetretene Römer aus der I. und aus der IV. Legion: diese hielten auch Stand gegen unsere rätischen Hilfsvölker: als aber ich selbst auf der breiten Straße ihnen entgegenritt, – allein – nur zwischen den Adlern meiner beiden Legionen, der II. und der XXI., und sie anrief ob denn wirklich römische Legionäre unter gallischen Flatterwimpeln gegen diese Adler kämpfen wollten? Da

kehrten sie die Wurfspere um, liefen auf mich zu, bedeckten meine Hände mit Küssen und baten – Thränen liefen über manch bärtig braunes Gesicht – um Verzeihung, um Wiederaufnahme. Die gewährte ich: – und jene Barbaren stoben auseinander, bevor ich sie angreifen konnte. Und diese Milde gegen die »ehrenwerten Rücküberläufer«, wie ich sie nannte, – solche Worte mögen die Gallier gut leiden! – trug sofort reichste Früchte: sobald die beiden abgefallenen Legionen von Neuß und Bonn – die XVI. und die XXII. – davon erfuhren, thaten sie desgleichen und baten um Vereidigung auf deinen Namen. Ich gewährte sie gern. Tag um Tag erhalte ich weitere gute Nachrichten: gestern hat Reims seine Lossagung von Großgallien angezeigt: – eben, während ich dies schreibe, meldet Metz seine Unterwerfung. Ich ziehe nun auf Trier, den Hauptort der Empörung, aber ich höre, bei Ricol an der Mosel wollen sie mir den Weg verlegen. Wehe ihnen, wenn sie's wagen! Und wohl mir: je mehr von ihren ungeschulten Haufen sich mir zusammengedrängt entgegenstellt, desto rascher bin ich mit ihnen fertig!

Sieg, Imperator, Sieg bei Ricol! Und dafür muß ich mich ein wenig loben. Das hab' ich nicht ganz schlecht gemacht.

Die Gallier unter Valentinus, einem Neffen des noch kampfunfähigen Classicus, hatten sich diesmal eine gute Stellung ausgesucht und sorgfältig befestigt: auf den Flanken durch den Fluß und die Berge gedeckt, hatten sie in der Stirnseite breite Gräben gezogen und die Zugänge durch Felsbrocken der nahen Steinbrüche gesperrt. Aber der alte römische Doppelangriff bewährte sich auch hier. Ich schickte ihnen von Süden, von Metz her, die zur Treue zurückgekehrten Legionen in die rechte Flanke – »macht gut,« schrieb ich ihnen, »die Schuld von Monaten an Einem Tag!« und sie machten sie gut! – während ich von Osten her – in drei Eilmärschen war ich heran – sie von vorn faßte: ich befahl dem Fußvolk sofort den Sturm, trotz aller Gräben und Verhacker: herrlich stürmten deine alten Legionen, duckten sich in Schußweite – ließen die Wurfgeschosse über sich hinfliegen, – alle Gallier schießen nämlich zu hoch! – erstiegen dann die Höhen und warfen die Feinde mit der Gewalt eines Bergsturzes drüben hinunter. Da – im rechten Augenblick! – traf sie von Süden her, von Metz, der Flankenstoß der Legionsreiterei, und – nie sah ich noch solche Flucht auf Erden. Und sind doch tapfere Leute im Anprall! Die Reiterei, einschwenkend die Höhen herab, hieb nach und brachte viele Gefangene ein, darunter den Führer Valentinus. Sofort ließ ich ihn und sechs andere mitgefangene Edle der Treverer ans Kreuz schlagen. Morgen hoff' ich in Trier einzuziehen.

Ich zog heut früh in Trier ein. Welch liebliche Stadt! – Mit Mühe verhütete ich ihre Zerstörung: die Leute kennen sie als Brutstätte der Empörung, als des Classicus und des Tutor (das ist der dicke Held – ohne Spott! – von Bauconia!) Geburtsstadt.

Sie gönnten dir – (vergieb! dem gefräßigen Fiskus) – alle Beute, sie wollten nicht plündern, nur brennen. Ich verbot es. Noch viel schwerer setzte ich durch, daß meine (– deine! –) nie untreu gewordenen Legionen die »ehrenwerten Rückläufer« nicht als Feinde – und schlimmer! – behandelten. Aber wenn ein echter Römer befiehlt, gehorchen echte Römer noch. Das sei dein Trost, Imperator, für noch ein breites Stück Zukunft. Morgen brech' ich auf nach Süden, gen Langres. Dort soll die Hauptmacht der Gallier stehen unter Sabinus.

Damit du aber nicht glaubst, vor lauter Lust am eigenen Dreinschlagen hab' ich das Denken römischer Feldherrschaft verlernt, meld' ich dir meinen Kriegsplan: er ging

dahin, Gallien und die Germanen von allen Seiten zugleich zu fassen. Und er ist – soweit – völlig gelungen. Während ich von Osten kam, brachen von Westen aus den Pyrenäen die VI. und die X. Legion ins Land, von Süden stiegen über den Poeninus – diese Feldherren Galliens haben noch nicht entdeckt, zu welchem Zweck die Götter Berge um ihr Land gethürmt haben! – die letzten Kohorten der II. in das Rhonethal, von Norden, von Britannien her trägt die Flotte die XIV. gegen Bataver und Friesen heran und nun laß sehen, ob die Feinde dem Zangendruck von allen Seiten widerstehen.

Erst such' ich noch den »Kaiser Galliens« bei Langres auf: er wird kaum gefährlicher sein als der »König« bei Trier. Dann geht es gegen die Germanen: diesmal hieß es also: »zuerst das Vergnügen, dann die Arbeit.« Diese wird wohl blutig werden: die zur Treue zurückgetretenen Legionen berichten, die halbnackten Kerle – zumal die Übrerrheiner – des Civilis seien so furchtbar wie die Bären und Auerstiere ihrer Wälder. Ob diese seine Ungetüme ihm auch gehorchen? Dann – aber auch nur dann! – wird es heiß hergehen. Ich freue mich darauf! Unsere von ihm besiegten Leute nennen diesen Bataver – er ist einäugig – einen zweiten Hannibal oder Sertorius. Sei es so! Scipio ward mit jenem, Pompejus mit diesem fertig: ich erachte mich nicht kleiner als Scipio und Pompejus: so werd' auch ich mit meinem Einaug' fertig werden.«

IX.

Als bald war die Hochebene von Langres weithin von römischen Kriegeren bedeckt: um die Festungsstadt dehnten sich von allen Seiten ihre Zelte. Cerialis scheute jedoch eine langwierige Belagerung, zumal seine Absicht, hier Sabinus und die Hauptmacht der Gallier zu treffen und zu vernichten, nicht erreicht werden konnte. –

Jener hatte den größten Teil seiner Truppen, viele Tausende, – freilich meist ungeschulte, frisch ausgehobene oder freiwillig hinzugeströmte Haufen – in das Land der Sequaner gegen Besançon geführt, diese für den Abfall von dem Kaisertum Gallien zu strafen und zur Unterwerfung zurückzuzwingen. Tutor war mit einer andern Schar gen Norden gezogen, zu Classicus, der, wie es hieß, die Vereinigung mit Civilis anstrebte.

So lag denn Cerialis viel daran, hier bald fertig zu werden, um ebenfalls dem neuen, dem germanischen Kriegsschauplatz sich zuwenden zu können. Einen Stoß in die Luft wollte er aber doch nicht mit diesem Zug auf Langres gemacht haben: er versuchte, ohne Belagerung hier einen Erfolg zu erzielen. Er verlangte eine Unterredung mit den einflußreichsten Häuptern der Stadt. Das war jetzt – nach Entfernung jener beiden Ritter – vor allem der Oberdruide und dessen adlige Verwandtschaft. Gutruat schmeichelte es, dem Römer gegenüber seine Stadt zu vertreten: gern ging er auf den Vorschlag ein und lud den Feldherrn auf den folgenden Mittag zu einer Unterredung vor dem Ostthor der Stadt. Nur beunruhigte es ihn, wie seine Gattin, des Sabinus eifrige Freundin, den Gedanken einer Verständigung mit dem Feind aufnehmen werde.

Zu seinem Erstaunen verharrte sie bei seiner Eröffnung ganz in ihrer unerschütterlichen Ruhe. Sie zuckte die Achseln und schwieg. Angenehm enttäuscht sprach der Priester salbungsvoll: »deine Zustimmung ist mir und den Göttern wohlgefällig.«

»Zustimmung?« fragte sie gedehnt. – »Eine Verständigung kann auch Sabinus frommen.« – »Mir sehr gleichgültig. Er ist fort. Wer weiß, ob er, wann er, wie er wiederkommt.« Mit großen Augen, erfreut, sah Gutruat auf seine Gattin. »Ei,« sprach er zu sich selbst, »ich that ihr doch Unrecht in meinen Gedanken. Neulich bei dem Bacchantinnenabend – Tutor hatte mich längst geneckt – wollte mir scheinen . . . aber nein! Wie könnte sie auch auf der Höhe an meiner Seite eines andern denken.« – »Und für uns,« sprach er laut, »ist es besser, das Äußerste nicht kommen zu lassen. Werden wir gefangen, . . . –«

»So wird *mir* nicht viel Hartes geschehen,« erwiderte sie lächelnd. »Nur euch, und zwar von Rechts wegen. Ich warnte vor der ganzen Thorheit. Ihr müßt zerrieben werden wie Thon zwischen Stein und Stahl. Ihr seid weder so stark wie die Germanen noch so klug wie die Römer: dich immer ausgenommen, gottgleicher Gemahl.«

Am andern Mittag stand auf dem Walle neben dem Ostthor, lange bevor Gutruat und seine Begleiter durch dasselbe schritten, Claudia in ihrer allerkleidsamsten Gewandung, derselben, die sie an dem Bacchantinnenabend getragen; nur Boadicéa, eine junge Sklavin, begleitete sie. Merksam, mit scharfem Auge blickte sie herunter auf die Ebene vor dem Thor, auf welcher jetzt der Römerfeldherr und dessen waffenglänzendes

Gefolg anritten: wie kraftvoll drückte Cerialis den mächtigen Rappen unter den starken Schenkeln zusammen! – Nun sprangen sie von den Rossen.

Cerialis erspähte da oben ein Frauengewand: wie ein Pfeil schoß sofort sein Blick empor: »bei Eros und Anteros!« rief er zu ihr hinauf, »du bist eine Göttin! Oder Lucretias Schwester; aber tausendmal schöner! Grüße bring' ich dir von Lucretia!«

Ohne ein Wort – aber erst nach einem flammenden Blick – trat Claudia zur Seite hinter den Turm neben dem Thore. »Das ist ein *Mann*. Endlich!« flüsterte sie tief atmend vor sich hin.

Als bald ward unten der eine Thorflügel vorsichtig geöffnet: Gutruat in goldstrotzendem Festgewand, umgeben von vielen seiner Priester, und eine Anzahl der Edeln und Ritter der Lingonen schritten heraus auf den freien Platz.

Nach kurzer Begrüßung hob Cerialis an; er sprach kraftvoll, aber ruhig, aus stolzer Überzeugung, nicht zweifelnd am Erfolg jedes seiner Worte, die Augen im Bewußtsein sieghafter Überlegenheit in die Seelen seiner Hörer senkend; nur manchmal flog ein Blick nach oben auf die Wallkrone, von der jene weiße üppige Gestalt, die sich keineswegs ganz hinter dem Turme barg, vielleicht nicht bergen wollte, herableuchtete.

»Ihr edeln Männer von Andematunum,« hob er klangvoll an, »der Schönrednerei habe ich mich nie beflissen: mit den Waffen drückt der Römer seine Gedanken aus. Da aber bei euch das Wort am meisten gilt, nicht die Sache, will ich auch ein paar Worte sagen, die viel notwendiger euch zu hören als mir zu sprechen sind.

Wir sind dereinst nach Gallien gekommen, nicht, um für uns etwas zu suchen, vielmehr angerufen von euren Ahnen, die sich untereinander zerfleischt hatten, bis die einen wider die andern die Germanen über den Rhein zu Hilfe gerufen hatten. Diese waren gar eifertig gekommen und hatten Freund wie Feind unterjocht. Nun flehtet ihr, wir sollten euch befreien. Wir thaten euch die Liebe, befreiten euch, trieben fast alle Germanen aus dem Land und besetzten den Rhein; nicht wahrlich, um unser unangreifbares Italien zu schützen, nein, auf daß nicht euch ein zweiter Ariovist unterjochte. Ihr aber, was thut ihr heute? Glaubt ihr, Bataver und Übrerheiner meinen es heute besser mit euch als weiland Ariovist mit euren Vorfahren?

Immer und immer wieder werden die Germanen über den Rhein in euer Land herein drängen: nicht bloß aus Rauf lust, aus Raub lust, aus Wander lust: nein, aus ihren Sümpfen und Waldwüsten wird es sie stets nach diesem so viel bessern Boden ziehen, unter diese mildere Sonne. Jetzt hetzen sie euch zum Kampfe gegen uns. Das schöne Wort »Freiheit« schützen sie dabei vor: – wie von jeher alle gethan, die andere knechten wollten. Gewaltherrschaft und Parteien haben Gallien so lange zerrissen, bis wir Ordnung schufen. Wollt ihr Ordnung haben, müßt ihr Waffendienst leisten und Steuern zahlen: mehr verlangen wir nicht von euch. Wollt ihr sie lieber dem Imperator, der fern am Tiberstrom gebeut, leisten, oder dem Germanen, dem Raufbold, dem Saufbold in der Wolfschur, der sich euch in Garten und Haus, in Keller und Bett legt? Wählt zwischen Rom und den Barbaren! Denn wahrlich, ihr habt keine dritte Wahl. Ihr seid zu geistreich, euch zu vertragen, zu fein, euch selbst zu schützen. Beim Jupiter! Gallien wird germanisch oder es bleibt römisch. Dabei behaltet ihr aber an Freiheit soviel – und mehr! – als ihr irgend vertragen könnt, Bürger von Andematunum, Bundesgenossen, Freunde! Öffnet eure Thore und kehrt zur Freiheit unter dem Schild

der Legionen zurück. Wo nicht, so schwöre ich euch beim Genius Vespasians: – nicht ein Stein bleibt auf dem andern im ehemaligen Andematunum. Wählt!« –

Trotz des derben Hohnes, trotz der kaum verhüllten Geringschätzung machten diese Worte starken Eindruck: denn ihre Wahrheit, so bitter sie mundete, war schwer zu bestreiten. Nach kurzer Beratung mit den Seinen erbat sich Gutruat Bedenkzeit.

»Wie viele Stunden?« fragte Cerialis. – »Tage!« erwiderten die Gallier. Sie müßten an Sabinus Boten schicken und dessen Meinung hören.

»Sehr überflüssig. Aber wohlan!« – Er überlegte: eine Belagerung konnte Wochen erheischen. »Wie viele Tage?« – »Sechs.« – »Nicht drei! Zwei Tage gönne ich euch. Für zwei Tage habt ihr von mir nichts zu befürchten.«

Daraufhin ward Waffenstillstand auf zwei Tage versprochen und bei den Göttern Roms und Galliens feierlich beschworen.

X.

Am Abend desselben Tages ließ sich eine Sklavin bei dem Feldherrn melden.

»Ist sie jung? Ja? Weiber haben immer Zutritt,« lachte er, den Becher dunkeln Weines niedersetzend. »Herein mit ihr und heraus mit euch, ihr Hunde von Sklaven.«

Ein zierliches gallisches Mädchen stand vor ihm.

»Von Lucretias Schwester,« sprach sie und überreichte ihm ein verschnürtes Wachstäfelchen; er schnitt die Fäden mit dem Dolch auf, las, staunte und als er aufsah, die hübsche Botin zu befragen, war diese verschwunden.

Kurz vor Mitternacht war's. Die Ampel von irisirendem dickem Glase warf, von der Marmordecke herabhängend, dämmerndes Licht auf das weiche Pfühl in Claudias Schlafgemach. Auf dem Pfühl saßen das schöne Weib und Cerialis; dieser, ohne Helm und Panzer, hatte das Schwert abgegürtet und mit dem braunen Kriegsmantel auf den hoch mit Teppichen bedeckten Estrich geworfen.

Claudia war wie verwandelt.

Jene gleichgültige Trägheit war von ihr gewichen: sie war ganz Feuer, Leben, Bewegung: ihre großen Augen sprühten wunderbaren Glanz: nie war sie so schön gewesen.

Sie streichelte mit Behagen des Römers starken Arm und sprach mit einem Wohllaut der Stimme, den weder Gutruat noch Sabinus je vernommen: »Und weißt du, Unwiderstehlicher, um was ich dich am glühendsten liebe? Nicht einmal um jene Kraft, die mich zu erdrücken droht in deinen Armen: – nein, um jene Kühnheit, jenen todverachtenden Wagemut des Verlangens, der dich allein in dieser Stunde hierher führen konnte. Hab' Dank für dieses Wagen. Heiß will ich dir lohnen.« Und sie warf sich stürmisch an seine breite Brust.

»Hei ja,« lachte er, den Duft ihres ungesalbten Haares einschlüpfend, »ist es toll von mir! Es ist Wahnsinn! Aber nur der Kühnste gewinnt das Süßeste. Wenn Vespasian es ahnte! Als ich dein Brieflein gelesen, sagte ich mir: »ist es eine Falle? Nein! Die Göttliche hat deinen heißen Blick erwidert und nur sie ja hörte das Wort von Lucretias Gruß. Hat dieses Geschöpf – Heras Gestalt mit Aphroditens Lustreiz! – dich ihrem aufgeblähten Mann, diesem feisten Gockelkapaun, verraten? Nein! Auch sie verlangt nach Glück: ihr lechzend Auge bezeugte das.« Ich ging also – allein – zu der in dem Briefe bezeichneten Marmorplatte neben dem Altar der Eppona vor dem Südthor: wirklich! sobald ich sie hob, bemerkte ich die ersten Stufen eines Erdganges. Ich zögerte einen Augenblick: dann schloß ich die Augen, rief mir dein Bild vor die Sinne und – sprang hinab, den Stein hinter mir nachziehend. Noch einmal, wie er dumpf in sein Gefüge fiel, durchzuckte mich's: ›das war wie das Zuschlagen einer Falle. Aber nun bin ich darin – nun vorwärts!‹ Bald hatte ich die angegebene Eisenthür ertastet, der kleine Schlüssel paßte: – er öffnete. Nun begrüßte mich das matte Licht eines Mauerlämpchens: ich eilte die aufsteigenden Steintreppen hinauf, das nackte Schwert in der Faust: ich pochte leise, wie angewiesen, dreimal an einer zweiten Thür – bereit, den ersten Feind zu durchbohren: im Herzen aber glaubte ich nicht an Verrat und

Gefahr: *dich* suchte ich, *dich* fand ich und nie genossene Wonne, du berauschend Weib.« Und er umschlang sie mit den nervigen Armen, daß ihr der Atem stockte.

»Laß ab, du Wilder, du wirst mich töten.« – »Gäb' es schöneren Tod?« – »Nein! Aber noch nicht! Vorher noch viele, viele Stunden wie diese. Du wirst, du mußt mich befreien aus dieser Öde, aus dieser Ehe, aus . . . !« – »Gewiß! Morgen, bevor die Sonne im Mittag steht, bist du – auch vor aller Welt – mein! Meine Gefangene scheinbar, meine Göttin in Wahrheit!« – »Morgen schon? Aber euer beschlossener Vertrag – die Bedenkfrist . . .« –

Cerialis lachte. »Das laß du meine Sorge sein. Als ich den Vertrag schloß, da kannte ich noch nicht . . . Aber horch!« Er sprang auf. »Was war das? Es pocht von unten an der Thüre: – dreimal! – wie *ich* gepocht! *Dennoch* Verrat? Weib, dann . . . !«

Er haschte Mantel und Schwert vom Boden auf: aber ein Blick auf ihr Antlitz – alle Farbe war daraus gewichen – belehrte ihn, daß sie nicht minder als er selbst von Entsetzen ergriffen war; sie fand vor Schrecken kein Wort.

»Der Ehemann?« fragte er. »Nein! Der kommt nicht auf künstlichem Schleichweg. Also ein Nebenbuhler? Nun du freu dich!« Er riß das Schwert aus der Scheide und hob es drohend.

»Bei allen Göttern!« flehte jetzt das Weib in höchster Angst. »Willst du dich und mich verderben? Still! Dort hinein! Hinter jenen Vorhang. Rühre dich nicht! Laß mich gewähren. Dann wend' ich alle Gefahr von uns.« – »Von *ihm* vielleicht? Nein! – Er soll nicht leben! Ich will . . .« Sie drängte ihn, halb mit Gewalt, hinter den Vorhang und eilte, die Fallthür zu heben, die auf dem Vorplatz die Mündung des Kellerganges schloß.

Gleich darauf erschien sie wieder in dem Schlafgemach, gefolgt von einem mit Staub und Straßenschmutz bedeckten Mann; der goldgestickte Mantel hing ihm in Fetzen um die Schultern, der reiche Harnisch war zerschlagen, die aufgeschnürten goldenen und silbernen Schmuckscheiben hingen, halb zerschmettert, an den Riemen herab, die dunkeln Haare waren über der Stirn von getrocknetem Blut zusammengeklebt; mühsam, wankend hielt er sich aufrecht an einem kurzen Wurfspieß.

»Ums Himmelswillen,« flüsterte Claudia so leise, daß er darüber staunte, »wie bist du zugerichtet? Wo kommst du her?« – »Von Besançon! Besiegt! Geschlagen! Furchtbar geschlagen! Römische Kohorten – die zweite Legion! – frisch eingetroffen vom Rhone her hatten die Sequaner verstärkt. Alles ist verloren! Der Widerstand gegen diese Römer ist unmöglich. Schwer verwundet, durch den Helm – in den Kopf ein Hieb! – rettete ich mich durch schnellste Flucht. Ich ritt zwei Pferde tot.« – Sie warf die Lippe auf: »Vor lauter Furcht!« sprach sie verächtlich.

Er hatte es nicht verstanden. »Glücklich in der Finsternis durch die Reihen der Belagerer und durch den Erdgang in die Stadt gelangt, eile ich zuerst zu dir . . .« – »Du willst dich wohl hinter meinen Kleidern verstecken?« – Er starrte sie an: »Nein! Fliehen sollst du mit mir. In die Verborgenheit, wo uns niemand kennt!«

»Fliehen? Fällt mir gar nicht ein!« sprach sie nun plötzlich sehr laut. – »Bedenke! In wenigen Tagen können die Feinde in der Stadt sein.« – »Wahrscheinlich.« – »Und du willst nicht mit mir fliehen?«

»Nein.« – »So liebst du mich nicht mehr? Ja, bin ich denn nicht mehr, der ich war?« rief er in lautem Schmerz, »nicht Julius Sabinus?«

»Der bist du?« schrie es da aus dem Nebengemach. »Warte, Kaiser Galliens!«

Und aus dem Vorhang sprang Cerialis, den Mantel zur Abwehr um den linken Arm geschwungen, das breite Schwert zum Stoße zückend.

»Ein Mann! Ein Römer bei *dir!* Verräterin!« rief der Überraschte. »Nieder mit ihm!« Und er warf sich Cerialis entgegen.

Aber ein Streich des Römerschwertes schlug ihm den Speer aus der Hand, ein Stoß durchbohrte seinen rechten Arm: aufschreiend wandte er sich und floh.

Cerialis folgte ihm. Durch die Fallthür, die jener hinter sich zugeworfen hatte, ward er eine Weile aufgehalten. Als er die Stufen hinab in den halbdunkeln Gang gelangte, war der Flüchtling nicht mehr vor ihm zu sehen.

»Unbegreiflich! Er kann noch die Eisenthüre nicht erreicht haben. Wo steckst du, Herr Kaiser? In einem Mauselloch?«

Er spähte ringsum in dem schmalen Gang: – da bemerkte er eine schmale Holzpforte, die an der linken Seite offenbar in einen Ausgang führte.

Er riß daran: – aber sie war von außen verschlossen. »Dahinaus ist er entwischt, in die Stadt hinein. Nun Geduld! Sie wird dich nicht lange schützen!«

XI.

Eine Stunde darauf war die Stadt gefallen.

Aus dem Hause des Oberpriesters hervorbrechend hatten sich plötzlich die ehernen Scharen der Legionen über die unglücklichen Bewohner ergossen, unter gellendem Tubageschmetter, die Fackel in der Linken, den Mordstahl in der Rechten, überall hin Brand, Tod, Plünderung verbreitend. Bis nach Tagesanbruch wüteten diese Schrecken: dann gebot Cerialis Einhalt.

Er war doch nicht zufrieden mit seinem Erfolg. Er hatte das Haus Gutruats, den Tempel, das Haus des Sabinus durchsucht bis in die verborgensten Winkel: umsonst; weder der Kaiser Galliens noch der Oberpriester noch Claudia waren zu finden: spurlos war auch sie verschwunden. –

Mehrere Tage waren vergangen.

Die Römer hatten, eine kleine Besatzung in der halb verbrannten Stadt zurücklassend, Langres geräumt und sich gegen Norden gewendet. –

Da lag in einem Gehölz, ein paar tausend Schritte südlich der Stadt, in einem höhlenähnlichen Raum unter der Erde auf einer Schütte von Stroh ein bleicher Mann mit halbgeschlossenen Augen. Die Wurzeln der mächtigen Waldbäume da oben waren durch die Erde und durch das lockere Gestein bis in die nicht gar tiefe Höhlung gedrungen: sie reichten fast bis auf das Lager des Kranken. Auf dem nackten Gestein des Bodens kauerte eine zarte Frau; eine kleine Öllampe von gebranntem Thon drohte zu ersticken in der dumpfen Luft; sie beleuchtete nur matt die feuchten, triefenden Wände; kaum konnte man bei dem trüben Schein einige hier mit schwarzbrauner Farbe angemalte Bilder erkennen: es war ein Fisch, eine Taube, eine Palme.

Schwer atmete der Sieche. Er tastete mit den mageren blassen Fingern umher: sofort wurden sie von der weichen Hand der Frau ergriffen, festgehalten, beruhigt.

Er schlug nun die matten Augen auf: – tief lagen sie in ihren Höhlen. »Wo bin ich?« fragte er. – »In Sicherheit. Und bei mir.« – »Du bist's, Epponina? Also war es kein Traum! Aber sage, wo – wo – ist . . . ?« Er versuchte sich aufzurichten, aber er sank zurück auf das Stroh.

»Nimm erst die Arznei, Lieber. Und bleibe ganz ruhig, dann sollst du alles hören. Gelobt sei der Herr!« schloß sie, die Hand lassend. »Das Wundfieber ist fast ganz vorüber.«

»Wund? Ach ja! Die Schlacht! Der Helm! Und dann – dann der Stoß in den Arm und – ach! das schmerzt noch bitter.« – »Still, still, Lieber! Das ist nun all' vorbei!« – »Wie lange lieg' ich hier?«

»Sechs Tage. Am siebenten, sagte der Freigelassene, der treue Senecio, werde sich's entscheiden. Es *ist* entschieden. Der Herr hat dich gerettet: – o nun ist alles gut. Er sei gelobt.«

»Aber erkläre . . .«

»Gern. Bleibe mir nur ruhig liegen. So! Der Mantel drückt wohl die wunde Schulter? Nun ist's besser, nicht? Also: in die Stadt drang in jener Nacht der Schrecken ein dunkles Gerücht – auch in unser Haus – von jener Schlacht, von der Flucht unseres Heeres. Ein Türmer von dem Thor in unserer Nähe sagte unseren Sklaven, er glaube dich im Schein seiner Fackel deutlich erkannt zu haben, wie du heranjagend nahe vor dem Thor mit dem Rosse gestürzt seist: das Tier sei nicht mehr aufgestanden, der Reiter aber hart vor dem Wall in der Dunkelheit verschwunden. Ich ahnte Schlimmes von der Schlacht. Durch die von den Römern beobachteten Thore konntest du nicht in die Feste gelangen. Doch wußte ich, du kennst manchen der Gänge, welche unter der Mauer durchführen. Und warst du glücklich in die Stadt geschlüpft, – wohin dann dein erster Gang dich führte, – das wußte ich.«

»Epponina!«

»Lange harrete ich dein in Schmerzen, doch geduldig. Aber als du immer noch nicht kamst, ergriff mich namenlose Angst um dich. Es litt mich nicht länger daheim. Ich eilte hinaus: ich wollte in das Haus . . . des Götzenpriesters, ihn zu fragen, ob er von dir wisse? Da, in der Seitengasse – rechts von unserem Hause nach dem Tempel zu – stieß mein hastender Fuß an eine dunkle Körpermasse: ich bückte mich: – der Mond trat aus dem ziehenden Gewölk: – ich erkannte dich. Regungslos lagst du, wie tot. Aber dein Herz schlug unter meiner Hand. Mein Hilferuf holte unsere Sklaven, Senecio den Freigelassenen und sein Weib herbei. Wir trugen dich in unser nahes Haus, ich flößte dir Wasser in den halb offenen Mund: du schlugst die Augen auf: dein erstes Wort war: »Zu Gutruat! Ihn warnen! Er ist verraten. Römer – in der Stadt. Eile!«

»Und solche Angst lag in deinem Blick, solcher Nachdruck in deinem Wort – ohne Zweifel: das war nicht Fieberrede, Wahrheit war's! Ich flog zu dem Priester – lange währte es, bis er geweckt, bis er bereit war, mich zu empfangen – es gelang mir endlich, ihn zu überzeugen von dem Ernst der Gefahr. – Er gebot seinem Weib, ihm und mir zu dir zu folgen: er wollte von dir selbst das Nähere erkunden: – allein sie weigerte sich: sie wollte das Haus nicht verlassen. »Hier werden wir zu allererst gesucht, gefangen!« rief Gutruat. Umsonst. Sie sträubte sich, ihm zu folgen. Da ergriff er argwöhnisch, zornig, ihre Hand und zerrte sie mit Gewalt mit sich fort. Nun standen wir an deinem Lager. Gutruat drang in dich mit Fragen, woher du von Verrat wissest? Sie: – das Weib ward totenblaß: sie zuckte die Achseln und meinte: »was beweisen die Wahnreden eines Fiebernden? Aber du – du schwiegst! Bewußtlos lagst du wieder, nichts konnte dich erwecken. Triumphierend sprach sie: »darf ich nun zurück in mein warmes Bett, ihr Thoren? Die Furcht vor diesen Römern hat euch alle verrückt gemacht.« Und schon wollte der Priester – er bat sie um Vergebung! – in der That mit ihr in sein Haus zurückkehren: – da scholl bereits – gerade von dort her! der Waffenlärm, das Mordgeschrei der eingedrungenen Feinde. Gutruat erschrak: aber er faßte sich, ergriff wieder sein Weib, das allein flüchten wollte, am Arm und winkte mir, ihm zu folgen: »Laß diesen Toten oder Sterbenden,« mahnte er, »und rette dich!«

Ich jedoch rief den Freigelassenen und sein Weib, und ich und sie, wir hoben dich und trugen dich zu dritt aus dem Hause, dem Priester folgend. Er floh in das kleine Sanctuarium des Hesus, ganz in der Nähe unseres Hauses: – zum Glück! Denn kaum vermochten wir mit dir dem Eilenden nachzukommen: – dort hob er eine Platte des

Hauptaltars aus und sprang, das heftig widerstrebende Weib mit sich reißend, hinab in eine dunkel gähnende Tiefe.

Behutsam stiegen wir, dich hebend, nach. Nur langsam tasteten wir drei uns in dem dunklen unbekanntem Raume vorwärts: du stöhnstest so schmerzlich bei jedem Schritt! Endlich wehte uns von oben her der kühle Hauch der Nachtluft entgegen: wir erreichten – nach mühseligem Emporklimmen über halb zerfallene Steinstufen – das Freie, den Tannenwald außerhalb des Walles. Der Priester und das Weib aber waren verschwunden: obwohl der Flammenschein der brennenden Stadt sein grelles flackerndes Licht bis hierher warf: – nichts war von ihnen zu sehen! Ratlos, führerlos standen wir nun allein in dem nächtigen Walde!

Ich flehte in meiner Herzensangst zum Herrn, er möge dich retten vor den Feinden, deren fürchterliches Sieges- und Mordgeschrei bis zu uns drang. Und Gott erhörte mein heiß Gebet. Plötzlich erinnerte ich mich dieses ganz nah gelegenen Zufluchtortes hier, dessen Zugang dichtes Gebüsch und Strauchwerk ganz umhüllt.«

»Aber wie – woher . . . ? Ah! Jene Bilder an der Steinwand: – Christianer!«

Sie nickte: »Als vor fünf Jahren Nero wütete gegen die Gläubigen, zumal alle Ältesten der Gemeinde, die Presbyteri, welche, die Lehre des Heils verkündend, durch die Provinzen wandern, mit dem Tode bedrohte, da hat Senecio, schon als er uns nach Athen begleitete, durch jenen gewaltigen Redner auf dem Areopag für die Lehre vom Kreuz gewonnen, den alten Presbyter, der die kleine Gemeinde soeben begründet hatte, in dieser einst auf der Jagd von ihm entdeckten Höhle verborgen, bis der kurze Sturm der Verfolgung durch Nero vorübergebraust war. Hier kamen wir in jenen banger Wochen manchmal zusammen – nur acht Köpfe – dem Lehrer irdisch Brot zutragend und himmlisches von ihm empfangend.«

»Epponina! Du wagtest dein Leben!«

»Das kurze traurige Leben hier, um das ewige selige dort oben zu gewinnen. Dieser Zufluchtsstätte mahnte mich nun der Herr für dich. Mit unseren letzten Kräften trugen wir dich hier herab und betteten dich, ach, auf den harten Felsgrund, bis Senecio und Pia aus unserer Villa dies Stroh und Brot und Wein herbeischaffen konnten. Wiederholt wagten sich die Getreuen auch in die Stadt zurück, Arznei für dich zu holen. Unser Haus dort ist niedergebrannt. Ein hoher Preis ist auf deinen Kopf gesetzt durch öffentlichen Anschlag auf dem Markt. Die römische Besatzung sucht noch immer nach dir. Wer deinen Aufenthalt kennt und nicht anzeigt, ist mit dem Tode bedroht. Nur die größte Vorsicht kann dich retten. Und – wonach du wohl zumeist verlangst, zu forschen – nach ihr . . .«

»Nach wem?« fragte der Wunde.

»Nun nach – dem Weibe. Keine Spur von ihr und Gutruat.«

Da schüttelte er müde den Kopf und sprach: »Nein, Epponina. Nichts mehr von ihr! Kein Wort mehr – kein Gedanke. Du – du allein bist das Heil meiner Seele! Zu spät erkenn' ich es! Welche Liebe, welche Treue! Kannst du mir verzeihen? Wenn das die Früchte deines Glaubens sind, o so lehre auch mich, also glauben. Die Nichtigkeit der Welt und ihres Glanzes, die Hohlheit des Ehrgeizes, die Verächtlichkeit der Lust: – ich habe sie erkannt bis auf den Grund, bis auf die ekle Hefe. Nie kehre ich in jene falsche

Welt zurück. Bleib' ich am Leben, – dir allein will ich leben, dir und deinem Gott, der die Seinen auf Erden schon zu Heiligen erklärt. Oh Epponina, kannst du mir vergeben?« Und er griff mit zitternder Hand nach ihrem Haupte.

Sie erwiderte nichts; sie beugte sich über ihn und drückte einen Kuß auf seine bleiche Stirn. Zwei Thränen flossen langsam aus den sanften Augen: aber sie schmerzten nicht: es waren Thränen seliger Rührung. Stille ward's in der dunkelen Höhle: – Brust an Brust ruhten die Gatten.

XII.

Einstweilen hatte Civilis nicht nur das Land der Bataver und Kannenefaten von den letzten versprengten römischen Truppen gesäubert, er war weit nach Südwesten, die Maas aufwärts, in Gallien vorgedrungen, hier das Gleiche zu vollenden und zum Schutze der Heimat auch die nächst gelegenen Gebiete zu besetzen.

Er lag mit einem Teil seiner Streitkräfte im Lande der Aduátüker auf dem linken Ufer der Maas vor einem kleinen römischen Kastell, in welches ein paar Kohorten aus ihren Sommerlagern in dem flachen Lande sich geflüchtet hatten. Nach zäher Verteidigung wurden sie zur Ergebung gezwungen: die Bataver, in allen Künsten des Wasserbaues geschickt und altgeübt, hatten ihnen Fluß und Quellen abgegraben. Civilis hatte den tapfern Männern nach Abgabe der Waffen freien Abzug mit Gepäck und Habe nach Italien gewährt; am frühen Morgen waren sie nach Süden aufgebrochen, Worte des Dankes gegenüber Civilis auf den Lippen.

Dieser saß nun um Mittag in seinem Zelt, vertieft in eine erbeutete römische Straßenkarte Galliens, die auf dem Tisch ausgebreitet lag. Er hatte Befehl gegeben, das Lager abubrechen; er wollte nun noch weiter westlich ziehen, mit den Führern der Gallier die längst von diesen gesuchte Zusammenkunft zu halten und hier die künftigen Verhältnisse zwischen den Germanen des linken Rheinufer und dem Reiche Gallien, zumal auch die Absteckung der Grenze, festzustellen.

Er ward aus seinen Gedanken aufgestört durch seinen Knaben, der hastig den Zeltvorhang zurückschlug und hereinsprang; zugleich scholl verworrener Lärm, Geschrei, auch Waffengetöse in dem kleinen Lager.

»Vater, Vater!« rief er erhitzt, »das ist schändlich! Das geht dir an Wort und Ehre! Das darfst du nicht leiden.« – »Was ist geschehen? Ich ließ dich auf dein Bitten mit Welo reiten, die Römer zu geleiten. Weshalb bist du schon zurück? Wo ist Welo?« Da eilte dieser in das Zelt: »Schlimme Nachricht bring' ich, Feldherr.« – »Was bedeutet der Lärm im Lager? Ich höre viele römische Stimmen.« – »Arges ist geschehen. Und ich konnt's nicht wehren. Ich geleitete, deinem Befehl gemäß, die abziehenden Römer eine Strecke weit aus dem Lager, zu sorgen, daß sie den Vertrag genau einhielten, keine Waffen mit führten. Sie haben ihn eingehalten. Aber nicht deine Leute.« – »Wie? Was? Wer?« brauste Civilis auf.

»Die Chauken!« antwortete der Knabe.

»Auf der Straße nach Gemblours,« ergänzte Welo, »stießen wir auf deren wilde Scharen, die du heranbefohlen, dir nach Tournay zu folgen. Kaum wurden sie der Römer ansichtig, die, ohne Waffen, aber mit Gepäck auf den Schultern und auf ihrem Wagen einherzogen, als sie über sie herfielen, sie beraubten und erschlugen.« – »Und du, Welo? Du littest das?« – »Ich warf mich ihnen entgegen, ich schrie: »Haltet Vertrag und Treue! Sie dürfen frei abziehen. Civilis hat sein Wort gegeben! Hört ihr? Civilis!« – »Aber nicht wir!« brüllten sie entgegen. »Wir sind freie Chauken. Wir sind nur hier, schlagen und rauben zu helfen. Civilis hat uns nichts zu befehlen. Wir sind freie Männer, nicht römische Kriegsknechte, die vor ihrem Centurio zittern.« Und sie fuhren fort, zu töten und zu plündern.«

»Und du littest es?« wiederholte Civilis drohend.

»Vater, wir waren fünfzig gegen fünftausend. Welo erhielt einen Keulenschlag, er sank vom Roß.«

»Auch deinen Knaben traf ein Steinwurf: – sieh, er blutet. Wir wichen mit den noch übrigen Römern – viele hundert sind ermordet! – ins Lager zurück. Die Chauken machten auf der blutigen Stätte Halt und freuten sich ihrer Beute.«

»Nicht lange mehr sollen sie sich freuen!« rief Civilis. »Merovech, mein Pferd! – Ihr bleibt, alle bleibt ihr im Lager.« – »Du allein willst . . . ?« warnte Welo. – »Vater, was willst du thun?« – »Entlassen will ich sie, sofort. Sie nach Hause schicken, die meine und der Bataver Ehre schändeten. Strafen kann ich sie nicht, wie sie's verdienten, mit dem Tode: – das wäre der Bruderkrieg, zur Lust der Feinde. Aber fort müssen sie – sogleich!« – »Feldherr, es sind fünftausend. Wir werden sie schwer missen. Sie zählen zu deinen allergrimmigsten Scharen.« – »Aber sie gehorchen nicht! So schaden sie mehr als sie nützen. Zudem – von Köln her sind viertausend Tenchterer im Anzug, erlesene Leute, also Ersatz für . . .«

Da eilte Brinno herein: »O Civilis! Was bist du meinem, unser aller Rate nicht gefolgt! Wir warnten so treu! Nun ist das Unglück geschehen! Nun hast du den Lohn für deine Güte!«

»Was hast du zu berichten?«

»Köln, die falsche Stadt der Ubier! Wie dringend forderten die Übrheimer: Tenchterer, Usipier, Tubanten, die solange und soviel zu leiden hatten von jener mächtigen Zwingburg römischer Gewalt, seit sie drohend über'n Strom blickt, nachdem sie sich ihnen ergeben mußte, ihre Zerstörung, die Niederreißung ihrer Wälle, die Verstreuung ihrer Einwohner über ganz Gallien.«

»Die Ubier sind Germanen!«

»Abtrünnige sind sie! Abgefallen und verrömet, römisch geworden bis ins falsche Herz hinein! Als sie dir die Versöhnung abbettelten, wie schwuren sie doch mit heiligen Eiden Treue der Sache der Freiheit! Und nun . . .« – »Rede! Vollende!« – »Die viertausend Tenchterer –« – »Nun?« – »Sie sind von den Ubiern ermordet!« – »Unmöglich!« rief Civilis. – »Die verräterischen Bürger hatten die von dem weiten Weg Ermüdeten sämtlich zu einem großen Fest vor den Thoren geladen, sie alle versammelt in einem gewaltigen Cirkus von Holz, den die Römer für ihre Spiele gebaut. Reichliches Essen, noch schwereres Trinken versetzte die Wegmüden bald in Schlaf und Rausch. Da sperrten die Ubier die Thüren, zündeten die Holzringe auf allen Seiten an und verbrannten alle viertausend oder erschlugen, wer von den hohen Wänden herabsprang. Nur zehn Mann sind entkommen; ich traf sie eben vor dem Lager.«

Civilis war bleich geworden, aber nicht vor Furcht. »Darf man denn nie vertrauen, ohne gestraft zu werden durch Verrat?« sprach er schmerzlich. Der Knabe suchte nach seiner Hand: – er verstand es, tiefste Bewegung in dem Antlitz des Vaters zu lesen.

Da ward abermals der Vorhang des Zeltes zurückgeschlagen. Sido stürmte herein, einen Mann in friesischer Tracht mit hereinziehend. »Schwarze Kunde, Civilis, böse Nachricht! Rede, Sigiswalt!«

Der Bote neigte sich und sprach: »Mich sendet Ulemer, dein treuer Waffenbruder. Von Britannien her kam eine römische Flotte.« Civilis nickte ungeduldig: »Ich habe sie ja längst erwartet. Sie trägt die XIV. Legion. Deshalb befahl ich doch, Nacht wie Tag Strandwachen auszustellen. Man kann an euren Watten gegen Widerstand nicht landen. Hat Ulemer . . . ?«

»Er hat alles angeordnet, wie du befohlen. Aber in einer stürmischen Nacht haben die Kleinfriesen – gegen sein Gebot! – ihren Strand verlassen.« – »Sie können nicht gehorchen!« stöhnte Civilis. – »Weil bei solchem Seegang keine Gefahr drohe. Doch gerade in dieser Nacht sind die Römer auf flachen Booten gelandet, nahe dem Dorfe Dünvik.« – »Da sind Labeo und die Brigantiker in Haft!« rief Brinno. – »Die Römer haben sie befreit. Sofort führte Labeo ein paar Kohorten in das Land der Kannenefaten unter Mord und Brand.«

»Warte! ich komme!« schrie Brinno. »Mein Roß! Mein Roß! All' meine Scharen brechen auf!« Und er wollte hinausbrausen.

Aber eisern legte sich eine Hand auf seine Schulter: »Halt!« sprach Civilis ernst, »denkst auch *du* nur an dich selbst? Du bleibst, Brinno, und erwartest meinen Beschluß. Bisher hab' ich dir nie befohlen. Jetzt – jetzt wird es Zeit, daß man Gehorsam lernt.«

Und der Riese blieb ruhig stehen und senkte beschämt den zottigen Kopf.

»Die Brigantiker aber sind mit andern Römern in deinen eigenen Gau, o Civilis, eingebrochen. Sie rufen deine Bataver zum Abfall auf: – und viele, viele . . .« – »Ich kann mir's denken,« schloß Civilis, traurig nickend. »Die meisten folgen ihnen. Ich hatte immer Neider. Und unter fünf Parteien in einem Gau geht das nicht ab bei uns. Ich werde also . . .«

Er konnte nicht vollenden: Brinnobrand stürmte in das Zelt, er hielt einen verschlossenen Brief in der Hand: »Für dich, Wodan. Und jetzt, Retter und Rater, rett' und rat'! Ein gallischer Reiter, ein Bote des Classicus, jagte soeben in das Lager auf schaum- und blutbedecktem Gaul: er selbst ist wund: er konnte nur noch stammeln: »Für Civilis!« dann sank er bewußtlos aus dem Sattel.«

Civilis nahm die Wachstafel und las: »Die Römer über uns! Von allen Seiten! Mit fünf Legionen. Dazu noch die vier, die zu uns übergetreten waren: sie sind abgefallen. Ich bin bei Worms geschlagen und bei Bingen, Tutor bei Bauconia, Valentinus bei Ricol: – er ist gefangen und hingerichtet – Sabinus bei Besançon; – er ist verschwunden! – Alles Land von Worms bis Neuß, von Mainz bis zur Mündung der Garonne ist verloren. Komm! Rette! Hilf! Ich werde schon wieder angegriffen. Mit Mühe halte ich mich noch an der Maas bei Epoissum. Die Vorhut der Römer führt der Legat Mummius Lupercus.«

Da fuhr Civilis zusammen, er zerdrückte das Täflein in der Faust.

»Hörst du? Hast du den Namen vergessen? Den Namen Mummius Lupercus?« schrie Brinno. – »Vorwärts, Civilis! Führ' uns vorwärts, zur Rache!« mahnten alle.

»Nein,« sprach Civilis, »das wäre Wahnsinn! Soll ich den Feind in unserm Rücken lassen? Erst unser Volk: – alles andere dann! Wir brechen auf – sofort. – Zurück in unsere Gaue!«

»Wie? Zurück?« grollte Brinno. »Du weichst vor den verhaßten Adlern?«

»Glaubst du, mir wird es leicht? Erst die Pflicht: – und dann die Leidenschaft!
O werdet ihr's denn niemals lernen?«

XIII.

Der Erfolg schien den weisen und hochherzigen Beschluß des Civilis belohnen zu wollen: das Schlachtenglück, das seit des Cerialis Auftreten bisher ununterbrochen die Legionen begleitet hatte, wandte sich, sobald Civilis ihnen entgegentrat.

In die Heimat zurückgekehrt ließ er Brinno auf dessen heißen Wunsch der Kannenefaten Gaue befreien von Claudius Labeo, der seine römischen Kohorten durch Aufgebote der gallischen Nervier von der Sambre um Bavay und der Bätasier in Südbrabant verstärkt und nun Brinnos Heimat und die benachbarten Marsaker im Süden heimgesucht hatte. Der ungestüme Held warf sich mit Wut auf die Feinde und schlug sie rasch zum Lande hinaus. Aber damit nicht begnügt, zog er den durch die römische Flotte bedrängten Friesen zu Hilfe, griff vereint mit Ulemer das Geschwader der hochbordigen und tief gehenden Trieren, die sich in jenen Watten so unbehilflich wie der Wal in seichtem Landwasser bewegten, mit zahlreichen leichten Fischerkähnen an, nahm den größeren Teil, bohrte viele andere in den Grund und ließ nur wenige entkommen.

Einstweilen hatte Civilis die beiden Brigantiker aus seinem Heimatgaue vertrieben und weit bis nach Südosten an die Maas verfolgt. Hier retteten sie sich zu Claudius Labeo, der im Gebiet der Tungern die Brücke über die Maas besetzt hatte und im Vertrauen auf diese feste Stellung hier Stand hielt. Aber Brinnobrand, der nicht von seinem Wodan gewichen war, schwamm in der Nacht an der Spitze eines Schwarmes von Batavern über den Strom und fiel den Feinden in den Rücken. Geschlagen flohen die drei Führer in die Wildnisse der Belgen, eifrig, aber vergeblich verfolgt von Civilis.

So der Feinde in seinem Rücken entledigt wandte sich Civilis aus der befreiten Heimat wieder mit Brinno und dem ganzen ihm noch verbliebenen Heere nach Südosten, den dringenden Hilferufen der Gallier folgend.

Inzwischen hatte Cerialis, nachdem sein Zug gegen das Heer des Sabinus durch dessen Niederlage bei Besançon überflüssig geworden und die Hauptstadt der Lingonen in seine Hand gefallen war, sich wieder nach Norden gewandt und bei Trier eine feste Stellung bezogen. Zu dieser Bewegung der Vorsicht drängten den sonst so stürmischen Angreifer die wiederholten Nachrichten, neue germanische Haufen seien vom rechten Rheinufer her im Anzuge zu Civilis. Diesen sollte der Weg verlegt werden; er hoffte, jene Verstärkungen abzufangen, und dann ebenso Bataver und Gallier vor deren Vereinigung zu vernichten. Um dieser zuvorzukommen, schickte er eine starke Abteilung über Köln hinaus stromabwärts bis Neuß. Er selbst blieb in Trier: – länger als seine Unterführer ratsam und des Ungestümen Art entsprechend fanden.

Diese staunten hier bald über gar manches Seltsame in seinem Thun und Lassen. Was den Seinen am meisten auffiel, war, daß er, der Rücksichtsloseste der Menschen, plötzlich Mitleid mit den armen Galliern beteuerte, und sich bereit erklärte, Vermittelungsvorschläge zu ihren Gunsten entgegenzunehmen.

Schon vor dem Abzug von Langres hatte er in denselben öffentlichen Anschlägen, die Sabinus ächteten, dem Oberpriester Gutruat volle Verzeihung verheißen, ja ihn aufgefordert, über Verhütung weiterer Kämpfe mit den Römern in Verhandlung zu

treten; »denn wer,« so schloß der Erlaß, »ist zu solch edlem Werke näher berufen als der Oberpriester des höchsten Gottes der Gallier durch seine hohe Stellung, seine fromme Pflicht und die erhabene Weisheit seines Geistes?«

Das hatte gewirkt.

Gleich am ersten Tage, nachdem Cerialis in Trier wieder eingetroffen, erhielt er ein Schreiben Gutruats, der sich in volltönenden Worten erbot, die Vermittlung zwischen Rom und Gallien zu übernehmen, wenn ihm und seiner Gattin volle Sicherheit und Freiheit zugeschworen werde; alsdann werde er auch seinen in dem Briefe noch nicht mitgeteilten Aufenthalt angeben und den Feldherrn zu sich einladen. Da ward Cerialis plötzlich seelenvergnügt. Er beschwor vor dem Boten, der seinerseits das Schreiben ohne Kenntnis des Verstecks des Verfassers von anderen Sendungen erhalten hatte, alles was der wollte bei allen Göttern Galliens und Roms und erfuhr bald darauf, daß Gutruat und dessen Gemahlin, nach vielen Fährlichkeiten ihrer Wege, ganz in der Nähe von Trier Zuflucht gefunden hatten in Obringadunum, einem noch von den Galliern behaupteten sehr festen Kastell, das uneinnehmbar durch Sturm von steilem Sandsteinfelsen auf die Mosel herabschaute; es war – wohl wegen seiner sturmfreien Lage – zugleich ein uraltes keltisches Heiligtum des Teutates, des Kriegsgottes, dessen überlebensgroßes Standbild von Erz in dem Sacarium der Burg errichtet stand.

Der erste Gedanke, der den raschen Krieger durchzuckte, war gewesen, sofort aufzubrechen, das Felsenest zu erobern, den aufgeblasenen Pfaffen über dessen Zinnen herabzuschleudern und die schöne Witwe zu trösten. Allein die Landeskundigen versicherten, – und auf einem Erkundungsritt bestätigten ihm das die eigenen kriegserfahrenen Augen – daß der Sturm in der That unmöglich sei: die Aushungerung aber, versicherte man ihm, werde eine höchst langwierige Einschließung von Wochen, ja von Monaten erheischen, da gleich zu Anfang des Aufstandes Vorräte in außerordentlicher Menge in diese heilige Trutzfeste waren gebracht worden. Monate! Und er mußte in wenigen Wochen schon wieder als Sieger in Rom vor dem Imperator stehen.

Sein ungeduldiges Verlangen, die – kaum gewonnen – sofort Verlorene wiederzusehen, drängte ihn vielmehr, auf jeden Vorschlag einzugehen, der ihn so rasch als möglich in ihre Nähe brachte. Stand er nur erst, wenn auch durch Vertrag gebunden und in Gegenwart des Gemahls, ihr gegenüber, so würde List oder Gewalt schon weiter helfen.

So ließ er es sich denn nicht verdrießen, Tag für Tag mit kleinem Gefolg zu der eine starke Stunde Mosel aufwärts gelegenen Felsenburg zu reiten und vor deren Thor mit dem herzlich gering geschätzten Druiden zu verhandeln.

Vergebens hatte er in den ersten Tagen gehofft, Eintritt in die Burg zu finden, hier die Heißverlangte zu sehen, sich, wenn auch nur durch Blicke, mit ihr zu verständigen: er hätte sich – trotz der Warnung seines Gefolges – kühn in die Feste und so in die Gewalt des Priesters begeben, so heiß war sein Begehren, so ganz hatte die Leidenschaft für dies Weib alles andere in seiner Seele zurückgedrängt.

Allein Gutruat hielt ihn mit schärfstem Mißtrauen von der Burg ab: er berief sich dabei vorwurfsvoll auf den verräterischen Überfall von Langres; vergebens entschuldigte diesen der Römer damit, daß seine Legionäre, nachdem sie – durch Zufall – jenen

Erdgang entdeckt, nicht mehr von dem Eindringen in die Stadt zurückzuhalten gewesen seien. Der Priester trat aus der Burg heraus nur unter starker Bedeckung von Gewaffneten, während Cerialis sein Gefolge weiter unten halten lassen mußte. So mußte sich denn der Ungeduldige bequemen, statt sich des schönen heißen Weibes zu freuen, draußen vor dem Burgthor auf einem Block von dem schönen, roten Sandstein des Felsens lange, nichtssagende Reden des Wichtigthuers von Gemahl anzuhören und obenein noch vorsichtig zu beantworten, auf daß die Fortführung einer Verhandlung möglich blieb, die er im Innern verlachte. Wie würde er jemals Gallien andere Bedingungen zugestehen als bedingungslose Unterwerfung! Aber noch mußte er seinen Zorn über den eingebildeten Schwätzer zurückdämmen!

Und die Hoffnung auf Erfolg seiner Absicht stieg, seit – am dritten Tage der Verhandlungen – die lockende Gestalt Claudias auf dem Wall sichtbar geworden. Also lebte sie, weilte wirklich in der Feste: – er hörte des Eiteln gespreizte Reden nicht umsonst! Am folgenden Tag erbat er die Vergünstigung, die Gemahlin des Gottähnlichen, von deren Schönheit er schon viel vernommen habe, kennen lernen zu dürfen.

Aber Gutruat sträubte sich; gar mißtrauisch sah er auf den stattlichen kraftstrotzenden Mann: er schlug es ab. Jedoch als am folgenden Mittag Cerialis – er hatte das Weib oben auf der Zinne, der Gutruat den Rücken wandte, stehen und einen Silberbecher zum Munde führen sehen – um einen Trunk Weines bat und Gutruat einen der Seinen an das Thor schickte – siehe, da trat aus demselben plötzlich Claudia mit der zierlichen Boadicea, ihrer vertrauten Sklavin, die Krug und Becher trug, heraus auf den schmalen Platz zwischen dem Thor und dem steilen Felsenabstieg. Sie freue sich, sagte sie, jedem Wunsch ihres Gastes und Besiegers entgegenzukommen. Sie setzte sich zu den Männern auf die Bank von rotem Sandstein und trank aus Einem Becher mit ihnen. Argwöhnisch beobachtete Gutruat die beiden und so vortrefflich die Frau ihre Rolle durchführte, den nie gesehenen Fremdling artig, doch kühl zu behandeln, – die Leidenschaft des Mannes verriet sich gar bald durch flammende Blicke. Er konnte heute gar kein Ende der Verhandlung finden: – aber er gab verwirrte Antworten, machte Zugeständnisse, die er bisher stets verweigert: – dabei ließ er kein Auge von Claudia.

Unwirsch stand Gutruat auf; er müsse, bevor er abschließen könne, erst noch den Willen des Teutates befragen, dem in dieser Nacht ein großes Opfer zu bringen sei; er beschied seinen Gast auf morgen Mittag. Schon wollte dieser aufbrechen, als plötzlich Claudia rief: »Ei, wie schön, wie schön! Dort! Cerialis! Dort das Vogelnest in der Mauer!«

Beide Männer blickten in der Richtung: – beide wunderten sich über den lebhaften Ausruf: denn in der That war an dem verlassenen Spatzennest nichts irgend Auffälliges zu sehen. Aber Cerialis hatte verstanden, als Claudia bei seinem erstaunt fragenden Blick die starken Augenbrauen bedeutsam in die Höhe zog. Gutruat ward still: doch verabschiedete er den Römer mit seiner gewöhnlichen, feierlichen Herablassung.

Als mehrere Stunden später Claudia von ihrem Gatten die Erlaubnis erbat, – es war schon dunkler Abend – sich im Freien vor dem Thor zu ergehen, verstattete er das mit gnädigem Kopfnicken. Raschen Schrittes rauschte sie hinweg: – sie warf vor dem Thor einen sehnsüchtigen Blick den Felsensteig hinab: ach! da standen auf demselben die Wachen Gutruats.

XIV.

Bei Einbruch der Nacht ließ Cerialis seinen Lagerpräfekt, den Tribunen Sextilius Felix, kommen und übertrug ihm den Befehl über Heer, Lager und Stadt; er empfahl ihm insbesondere die Moselbrücke. Er selbst müsse die Nacht auswärts verbringen und verbitte sich jede Nachspürung. Der Tribun kannte die Neigungen seines Herrn, verneigte sich schweigend und ging.

Auch damals schon zeigte die schöne Moselstadt ein wunderbar liebliches Bild. Zwar der Schmuck, den heute die grünenden Rebärten rings über die Hügel und Halden hin verbreiten, fehlte noch: dafür waren aber diese Höhen dicht bewaldet, zumal von Buchen bestanden, die den Sandstein ganz besonders lieben.

Es war eine milde warme Nacht des Frühherbstes: den Himmel überzog zwar leichtes Gewölk, aber der Mond trat doch gar oft aus diesem Schleier hervor, den lauer Südwestwind leise vor sich her schob. Dann sah man unten die Stadt, schweigend an den dunkelen, im Mondlicht glitzernden Strom geschmiegt, die Brücke über den Strom, die zahlreichen in diesem vor Anker liegenden Kriegsschiffe mit ihren dreieckigen lateinischen Segeln und die weißen Zelte der römischen Lager auf beiden Ufern der Mosel.

Aber der einsame Reiter achtete wenig der Schönheit des friedlichen Bildes, der unten ruhenden Landschaft, die offen ausgebreitet vor ihm lag, sobald er den dichten Buchenwald, der sich von der Niederung bis an die halbe Höhe der Berglehne hinauf zog, an dessen oberem Saum hinter sich gelassen hatte: ungeduldig nur geradeaus blickend, hastete er, das edle Roß spornend, den Steilpfad hinan.

Bald hatte er so in scharfem Ritt die Stelle gewonnen, von wo ab nur ein Fußsteig noch den Fels aufwärts führte; er sprang ab, warf dem klugen Tier die Zügel über den Hals und kletterte leise den Felspfad hinauf, behutsam bei jeder Biegung desselben das Mondlicht meidend; denn er wußte wohl: auf der Mauer über dem Thor stand immer eine Wache.

Doch der Zufall oder die Nachlässigkeit der Feinde war ihm, wie so oft in diesem Kriege und im ganzen Leben, günstig: wie er besorgt hinaus spähte, sah er: – heute war der Posten nicht bezogen. »Nicht Zufall: – *ihr* Werk, *ihre* List!« frohlockte er, zuversichtlicher hoffend, und sprang nun noch kühner und hurtiger bergan.

Bald war der halbrunde Platz der Verhandlungen vor dem Thor erreicht.

Alles leer, alles still.

Genau hatte er sich die Stelle der Mauer eingepägt, wo das so bewunderte Nest lag: – es war nur etwa sechs Schuh hoch vom Boden: – er griff in die Mauerlücke; das Nest lag noch da, er fühlte hinein – es war leer; nun tastete er hastig darunter: Strohhalme, dünne Ästlein – aber nein, hier – das war etwas Breiteres. Er zog es hervor: ein Streifen Papyrus; mit heiß pochendem Herzen trat er in den vollen Guß des eben aus dem flutenden Gewölk tauchenden Mondes und versuchte, zu lesen.

Nicht leicht gelang es: aber endlich entzifferte er doch die wenigen Worte: »Wie bei Langres. Ein Erdgang aus der hohlen Weide am Beginn des Fußsteigs führt bis in das

Gottesbild hinein. Um Mitternacht komm' ich dir entgegen.«

Mit großen Sprüngen – denn Mitternacht war nah – eilte er den Fußpfad wieder hinab. Bald stand er vor der hohlen Weide; nicht weit davon hielt sein Pferd; er schickte sich an, in die Höhlung zu schlüpfen; Helm, Panzer, Schild hatte er, als zu schwer und zu verräterisch glänzend, ohnehin zu Hause gelassen: jetzt legte er auch den Mantel und die Schwertscheide ab, zog die Klinge und stützte sich mit der Linken auf den halb manneshohen Rand der Weide, sich hinaufzuschwingen und dann hinabzulassen.

Da kam ihm doch ein Zweifel.

Es war wieder ein Wagnis auf Tod und Leben. »Sollte es – diesmal – eine Falle sein? Aber nein! Es war dieselbe Handschrift. Und dann: wer wußte von seinem nächtlichen Besuch in Langres? Nur sie! Und Sabinus! Aber sicher nicht ihr Gemahl! Also vorwärts! Es galt dies glühende Weib! . . .« Und er schwang sich auf den Stamm und tastete hinein.

Da horch! Fernes Getöse von der Stadt herauf, vom Flusse her!

Er hob das Haupt, er schaute hinab in das Thal: – da flammten Feuer auf: eins, zwei, schon waren es vier und sechs! – Aber wo? Auf dem Flusse selbst? – Wasser konnte aber doch nicht brennen! – Nein! Das waren Schiffe! Seine Schiffe! Feuer auf dem linken, nun auch schon auf dem rechten Ufer. Wo? Wo? In seinen beiden Lagern! Und zugleich erscholl nun immer lauter jenes Getöse.

Ohne Zweifel: das war der Lärm einer Schlacht!

Das war die römische Tuba: aber hastig, rasch, rasch hintereinander gellte sie, in flatterndem Ton: – das war das Zeichen zum Rückzug. Und immer lauter, die wie um Hilfe rufende Tuba überdröhnend, immer näher dringend ein anderer Schall: – das – – das waren die Hörner der Germanen!

»Die Barbaren sind da!« schrie er laut vor Wut und Weh, »in meinen Schiffen, in meinen Zelten, und ich – stundenweit davon! – Um eines Weibes willen! O jetzt sterben!«

Im Augenblick war er von dem Baumstumpf herab; gleich darauf saß er im Sattel und jagte den steilen Felshang wie rasend hinunter, daß die Steine links und rechts in die Tiefe flogen. Es war ein halsbrechender Ritt. Aber er rettete ihn. Denn kaum hatte er den oberen Saum des dichten Buchenwaldes erreicht, als ihm aus dem Gebüsch sechs gallische Krieger entgegensprangen.

Den ersten ritt der starke spanische Hengst nieder. Ein zweiter rief: »das schickt dir Gutruat« und warf den wohlgezielten Speer nach ihm: er schlug die Spitze hart vor seiner Brust zur Seite und spaltete mit einem zweiten Hieb des Gegners Helm und Schädel.

Da wichen die vier andern scheu zur Seite und stürzten dabei rechts und links von dem schmalen Reitpfad die Hänge hinab: – der Weg war frei: und Cerialis sauste hügelabwärts wie von den Furien gehetzt.

XV.

Einstweilen nahm oben in der Burg das Opfer für Teutates seinen ruhigen Verlauf.

In dem Innenhof der Feste stand das Sacrarium: ein runder turmähnlicher, aber nur einstöckiger Bau aus Lehm, oben geöffnet, bloß durch darüber gespannte Tücher gegen Schnee, Regen oder Sonnenbrand zu decken: jedoch in dieser klaren Herbstnacht blieben jene Decken unbenutzt und der behelmte Kopf des riesigen, über zwölf Schuh langen Bronzebildes, das auf einem hohen Altar sich erhob, ragte bis hart an den obersten Mauerrand. Es war ein grauenhaft Götzenbild!

Schönheit hatte der keltische Künstler verschollner Jahrhunderte gar nicht angestrebt: nur das Entsetzliche: und das war ihm gelungen.

Die ungeheueren Glieder, die in Tierfüße auslaufenden Beine, das lange kupferne Schwert in der Rechten, das stets von Blut benetzt sein mußte, das abgeschlagene Menschenhaupt aus Kupfer, verzerrt von den Schmerzen des Todes, das die Linke dem Beschauer entgegenreckte, waren schon grauenhaft; noch mehr aber das scheußliche Antlitz! Statt der Haare ringelten sich dicke Schlangen aus dem Helm um Wangen und Nacken: und das Siegeslachen des klaffenden weiten Mundes mit den blutrot angestrichenen spitzen Eisenzähnen war dem Bildner zu einem Grinsen satanischer Mordlust geraten.

In der Mischung der Bronze überwog das Kupfer so stark, daß die Farbe des Gottes nicht erzfarben, sondern kupferrot war. Und das war gewollt: denn nun leuchtete die Gestalt, wann sie, wie bei jedem Opfer geschah, von allen Seiten von Flammen umzüngelt ward, so grell, daß sie in fürchterlicher Lohe zu glühen schien.

Die rot und gelb mit Mennig und Ocker übertünchten Wände des Rundbaues zeigten sich zumal oben vielfach geschwärzt von dem Rauch, der seit Jahrhunderten hier zu Ehren des Götzen gedampft hatte, während die zum Opfer bestimmten unglücklichen Verbrecher, Gefangenen oder Sklaven ein grausiges Ende fanden.

Schon seit dem Einbruch der Dunkelheit waren Gutruat und seine untergebenen Druiden eifrig beschäftigt gewesen, das Fest vorzubereiten.

Von den Drachenfüßen bis zu den offen klaffenden Augen war der Götze von allen Seiten dicht mit getrocknetem Reisig, von besonders heiligen Sträuchern und Bäumen gebrochen, und mit Stroh, Flachs und Werg umschichtet und umwunden: Weihrauch in Unmenge, aber auch das rasch aufflammende Bärlappenmehl, war darüber hingestreut.

Als es völlig dunkel geworden, erschien auf das eherne Zeichen eines wuchtigen Hammers, der dröhnend auf einen Opferkessel schlug, Gutruat in blutrotem, von Goldstickerei strotzendem Gewand in dem Eingang des Tempels: die heilige Mistel kränzte, frisch geschnitten, sein unbedecktes Haupt; in der Rechten trug er ein haarscharf geschliffenes, sichelähnlich gekrümmtes Opferrmesser; hinter ihm in feierlichem Zuge, je drei, barfüßig, wie er, folgten einundzwanzig Druiden in ähnlicher, nur minder reicher Tracht. Manche trugen Fackeln, andere aber eherne Schlägel, Handpauken – »Tympana« – in den Händen; hinter ihnen drängten sich von der Besatzung der Burg so viele Krieger in den Tempel, als der Raum fassen konnte.

Nach feierlichem Umzug stellten sich die Priester, unter ehrfürchtigen Verneigungen, dem Bilde des Gottes gegenüber.

Es befremdete, daß Gutruat, bevor er die Feier begann, hinter das Standbild trat: er tastete durch das auch hier aufgeschichtete Reisig hindurch, sah scharf hinein, dann griff er mit der Hand an den breiten Rücken des Gottes und schob einen starken Querriegel, der die hier angebrachte thürähnliche Öffnung in diesem Rücken von außen sperrte, aber jetzt zurückgezogen gewesen war, sorgfältig zu.

Darauf wandte er sich zu einem der Druiden und fragte ihn leise: »hast du gethan, Ancalix, wie ich befohlen?«

»Gewiß, Herr: sobald die Sonne gesunken war; ging ich mit dem von dir erhaltenen Schlüssel in den Gott hinein und schloß die Eisenplatte, die unter seinen Füßen den Gang durch den Altar in die Tiefe deckt.«

»Gieb mir den Schlüssel.«

»Hier, o Gebieter!«

»So! – Nun ist alles in Ordnung.«

Er trat nun vor die erste Reihe der Druiden und sprach: »Heute will ich – zur besonderen Feier des Opfers – den heiligen Brand selbst entzünden.« Und er nahm einem der Priester die Pechfackel aus der Hand und berührte nur leicht die nächste Schicht des ungeheuren Reisighaufens: sofort stieg prasselnd die rote Flamme auf und entzündete die um die Glieder des Gottes geflochtenen Brennstoffe: Werg, Flachs und Stroh. Zugleich stiegen Qualm, Dampf und Weihrauchdunst von allen Seiten in die Höhe.

Jetzt rührten die Druiden ihre rasselnden und dröhnenden Werkzeuge: – das gab in dem rings wiederhallenden Raum einen ohrenzerreißenden Lärm. Auf einen Wink Gutruats verstummten sie plötzlich: er wollte nun sprechen.

Aber Ancalix, der dem Götzen zunächst stand, flüsterte ihm zu, erschauernd und bleich: »Vergieb, o Herr! Ein Wunder! Mir ist, aus dem Gotte heraus hör' ich wimmern und ächzen.« – »Jawohl,« bestätigte ein zweiter, ein sehr alter Mann. »Wie uns aus den Tagen der Väter geschildert wird, bevor noch die römischen Zwingherrn das heiligste aller Opfer – den Menschenbrand! – verboten hatten. Horch! Man hört von innen an die Thüre im Rücken des Bildes schlagen. Der Gott mahnt uns der alten Zeiten: – wir sollen sie erneuen.« Und Grauen ergriff alle, Priester und Laien.

Aber Gutruat winkte, noch einmal dröhnten die Erzessel und die Pauken, rasselten die Schellen an Cymbel und Tamburin.

»Lauter, lauter!« gebot der Priester.

Man hörte immer noch ächzen da drinnen.

Da steigerte sich der Lärm aufs höchste: die Priester, von heiligem Wahnsinn ergriffen, schlugen wie rasend auf die Tongeräte: sie wollten das Schaudern betäuben, mit welchem das Wunder des Gottes sie durchzitterte: ihr Haar sträubte sich, die Augen starrten weit offen auf den Götzen, dessen kupferrote Glieder jetzt schon wie flüssig Feuer glühten. Die Hitze, der Weihrauchdunst, der rasselnde Lärm nahmen die Besinnung, erstickten den Gedanken.

Schwarzer, gelber und weißlicher Rauch umgab nun das ganze Rund, die Gestalten der Menschen wie in Nebelschleier hüllend, durch welche nur die Pechfackeln; dunkelrot, ohne Strahlenglanz, glühten wie die Augen von Ungeheuern.

Über all' dem Qualm und Dampf ragte hinaus das scheußliche, jetzt brandrote Gesicht des Götzen, das, von den zuckenden Flammen wechselnd beleuchtet, frohlockend zu grinsen schien.

Als die rasenden Druiden endlich vor Erschöpfung inne hielten in ihrem Toben, – der Schweiß troff ihnen von der Stirn – lauschte Gutruat, das Ohr dem Götzenbilde nähernd: da war alles still – kein Ächzen mehr.

Nun richtete er sich hoch auf und hob an: »Ja, der Altpriester sprach wahr. Der Gott wollte das größte Opfer erneut wissen und ich, – ich *habe* es erneut. Ein Frevel sondergleichen war geschehen. Ich habe ihn ausgetilgt aus dem Volk der Galen. Ein Weib hat sich vom gottähnlichen Gemahl zum Feind des Vaterlandes hinab verloren, hat Stadt und Tempel des Grannus zu Audematunum an ihn verraten, wollte ihm auch dieses Heiligtum erschließen. Mir hat der Gott ihre Frevel aufgedeckt. Ich ließ sie den Brief, der ihren Buhlen lud, ungestört hinterlegen, ich las ihn, ich legte ihn wohlweislich wieder an seinen Ort: den Römer hat in dieser Stunde die Rache schon erreicht. Das Weib aber –! Sprecht, Druiden, was hat solch Weib verschuldet?«

»Den Tod! Den Feuertod!« schrien alle tobend durcheinander.

»Wohlan, euer Urteil hat der Gott bereits vollstreckt: es war *mein* Weib. Dort im Leib des Teutates liegt es – verbrannt.«

XVI.

Als Cerialis in rasendem Ritt die Stadt erreicht hatte – fast eine volle Stunde brauchte er trotz aller Anspornung des edeln Tieres, – da schienen Fluß und Schiffe, beide Lager und die Brücke, Stadt und Schlacht und Heer, alles schien verloren.

Civilis hatte sich mit den Galliern vereinigt unterhalb Neuß, die hier aufgestellte römische Abteilung umgangen und vom Rücken her in der Nacht überfallen. Er ließ die Stricke der Zelte an den Pflöcken abschneiden: sie stürzten über den Schlafenden zusammen und begruben sie. Ausnahmslos wurden die Überraschten erschlagen oder gefangen, so daß auch nicht Ein Mann flußaufwärts entrinnen und die Hauptmacht warnen konnte.

In Eilmärschen war er dann mit den Galliern über Düren, Markmagen, Neumagen auf das linke, das westliche Moselufer und auf Trier gezogen mit der Hoffnung, den ihm als ebenso unvorsichtig wie tapfer bekannten Gegner zu überraschen.

Die Stellung der Römer – gallische Überläufer aus Trier hatten das genau gemeldet – war von dem kundigen Führer ausgezeichnet gewählt. Den Hauptstützpunkt bildete selbstverständlich die Stadt auf dem rechten Moselufer, damals zwar noch lange nicht die gewaltige Feste, zu welcher sie durch römische Kunst später – im IV. Jahrhundert – erhoben ward, aber doch auch damals schon geschirmt durch Graben und Steinmauer: anders als die sonst meist nur aus Lehm hergestellten Wälle der westgallischen Städte: die Fülle des prächtigen Sandsteins drängte sich hier von selbst auf.

Vor der stark besetzten inneren Stadt hatte Cerialis zwei Lager geschlagen: auf dem rechten Flußufer ein größeres in der offenen Vorstadt, an der östlichen Mündung der hölzernen, aber fahrbreiten Moselbrücke, ein kleineres an deren westlichem Eingang auf dem linken Ufer; die so von beiden Seiten gehütete Brücke war auch vom Flusse selbst von den römischen Schiffen aus zu verteidigen, welche hier oberhalb und unterhalb der Brücke, wohl bemannt, lagerten. Durch das kleine westliche Lager hindurch zog auf dem linken Moselufer, diesem gleichlaufend, die schöne Legionenstraße, die von Trier dem Rheine zu nach Koblenz führte.

Dieser vortrefflichen, reich gegliederten Stellung mit ihren mehrfachen hintereinander liegenden Verteidigungslinien gegenüber einen Angriffsplan zu entwerfen, hatte Civilis nun die schwere Aufgabe.

Der Oberbefehl über die vereinigten Streitkräfte war ihm von Classicus zwar ungerne, aber auf Andringen Tutors schließlich doch, freilich nur für diesen Angriff, eingeräumt worden.

Er hatte seine Kräfte in drei Heersäulen gegliedert. In die Mitte nahm er die durch ihre bisherigen Niederlagen entmutigten Gallier: ihnen war der bequemste Weg zum Angriff: die breite Legionenstraße, zugeteilt. Auf der linken Flanke sollten die Friesen und die Brukerterer unter Ulemer und Welo, verstärkt durch die andern Übrheimer unter Sido, zwischen der Legionenstraße und dem Fluß heranrückend, sich auf die in demselben ankernden Schiffe werfen, während Civilis sich selbst mit seinen Batavern und den Kannenefaten unter Brinno die schwierigste Aufgabe gestellt hatte, das kleine Lager,

die Brücke und das große Lager zu erobern: in der Vorstadt sollten die drei Abteilungen zusammentreffen und dann mit vereinten Kräften den letzten Stützpunkt der Feinde, die Stadt selbst, stürmen.

Der Plan gelang über alles Erwarten hinaus. Denn der Feldherr, der auch nach Überraschung der vorgeschobenen Stellungen die Seinen hätte zum Stehen bringen können, der bisher immer siegreiche Führer, – er fehlte im entscheidenden Augenblick.

Kurz vor Mitternacht erhielt Civilis, der seinen Anmarsch über die Höhen von Nordost gen Südwest, wohl gedeckt durch Nacht und Waldesdunkel, in aller Stille vollzogen hatte, durch Brinnobrand die Nachricht, daß die Gallier und daß auch der linke Flügel heran seien: auch dieser Anmarsch war bisher noch nicht vermerkt worden. Nun gab Civilis durch das verabredete Zeichen: – eine auf dem Wipfel einer hohen Tanne aufgesteckte Fackel – den Befehl zum allgemeinen Angriff.

Aufgelöst in Schwärme, wie es das von der Höhenkrone bis zu dem Flußbett hinab vieldurchschnittene Gelände erheischte, hatte Civilis die Seinen die Hänge herabgeführt in tiefster Stille, bis sie – von Nordosten her – nahezu die Straße erreicht hatten. Hier von Reiterwachen der Römer bemerkt und angerufen, antworteten sie mit brausender Erhebung ihres Schlachtrufs: »Bátavo! Bátavo!« und stürmten über den Graben westlich der Straße auf deren Hochfläche. Allen voran schwang Brinno die wuchtige Steinaxt, die wie Donars Hammer durch stolzgeschweiften Römerhelm, durch Schild und Panzer schlug.

Aufgeschreckt durch den Kampflärm und die fliehenden Vorposten trat die Besatzung des ersten Lagers – es war die XXI. Legion – unter die Waffen und vor den Thoren ihres Lagerwalles den Angreifern im Westen entgegen. Als bald ward sie aber genötigt, auch gegen Norden die Stirn zu bieten: die Gallier hatten auf der Straße selbst das Lager erreicht und griffen mit hitzigem Anlauf tapfer an: Classicus und Tutor brannten, ihre Niederlagen wett zu machen. Da nun aber aus dem zweiten Lager über die Brücke eine zweite Legion – die VI., spanische – im Laufschrift herbeieilte, kam das Gefecht zum Stehen.

Jedoch nicht auf lang.

Denn jetzt war auch der linke Flügel, der den weitesten Weg zurückzulegen gehabt, eingetroffen: Friesen und Brukterer sprangen ohne Besinnen in den Fluß und enterten, Beil in Hand, die römischen Schiffe, während Sido das erste Lager vom Rücken – von Osten – her angriff.

Bald flammte die Lohe auf mehreren der genommenen Schiffe empor und schon drangen gleichzeitig von drei Seiten Civilis, Tutor und Ulemer in das erste Lager.

Aber der Tribun Sextilius Felix war ein unerschrockener Mann: kaltblütig ordnete er den Rückzug auf die Brücke an: in guter Ordnung ward das ausgeführt: sowie er deren Westmündung glücklich erreicht hatte, ließ er sie, dicht gedrängt, Speer an Speer, besetzen.

»Haltet, sabinische Landsleute!« rief er den Seinen zu. »Auf dieser Brücke liegt unser Ruhm und unser Leben. Laßt die Barbaren nicht darauf. Schon gleich muß Cerialis da sein mit zwei Legionen. Ich bleibe bei euch auf dieser Brücke, lebend oder tot.« So sprechend ergriff er einen Speer und trat in die erste Reihe der Kämpfer auf der Brücke.

Das wirkte. Seine Leute, Römer aus der Sabina, standen wie die Mauern: die starre Reihe vorgestreckter Speere schien undurchdringbar.

Da war Brinno heran, hinter ihm Brinnobrand. »Was stockt ihr, Männer? Die Lanzen? Ei, was nicht wagrecht geht, muß senkrecht gehn. Von oben kommt Donar und sein Hammer. Gieb mir die Hand, Brüderlein, und spring!« Und die beiden riesenhaften Brüder sprangen in hohem Satz über die brusthoch gefällten Speere der vordersten Kohorte von oben auf die Schäfte: vier, fünf waren damit niedergedrückt, darunter der des Tribuns: im selben Augenblick schlug ihn Brinnos Hammer nieder und in die Lücke drangen im Keil mit lautem Siegesruf die Bataver den Kannenefaten nach.

Die Brücke war genommen. In wildem Drängen und Ringen Mann an Mann wurden die Römer zu deren Ostende hinaus und auf das zweite Lager zurückgeworfen.

Nachdem Feind und Freund vorübergebraust, erhob sich ein verwundeter Centurio, der neben dem sterbenden Tribun niedergestreckt lag: »ich kann stehen,« sprach er, »ich kann vielleicht gehen, ich trage dich, Tribun.«

»Nein,« sprach der, »kannst du entrinnen, suche Cerialis. O wo zögert er? Sag' ihm, ich habe die Brücke . . . nicht . . . verlassen.«

Und der Tapfre sank zurück auf seinen runden Erzschild, reckte sich und starb.

XVII.

Auf dem Wall des zweiten Lagers trat den Verfolgern, nachdem die Weichenden glücklich durch die rettenden Thore gelangt waren, eine dritte frische Legion – es war die X. – entgegen. In dichten Massen schlugen die schweren balkengleichen Pila der Legionäre von oben auf die Köpfe der Angreifer: diese erlitten starke Verluste, die Wälle erwiesen sich unerklärbar, Sturmleitern waren nicht zur Hand: der Angriff stockte.

Civilis traf jetzt in der vordersten Reihe ein, er übersah die Lage: »Nicht über den Wall! Durch das Thor,« rief er. »Die Beile voran!« Er selbst ergriff die Streitaxt eines gefallenen Batavers und spaltete einen Eichenbalken des Thores. Dutzende um ihn her folgten seinem Beispiel: Bald stürzte der eine Flügel krachend nach innen.

Aber sofort trat eine Reihe römischer Hastati mit gefällten Speeren in die Lücke, in der Mitte der tapfere Legionslegat selbst in reichem Waffenschmuck: eine zweite Reihe Römer schleuderte die Wurfspeere, eine dritte – balearische Schleuderer – entsendete einen Hagel von Bleigeschossen.

Civilis befahl nun den Seinen, den »Eberüssel« zu bilden, das heißt im Dreieck sich aufzustellen: er trat, das lange Hiebschwert hebend, ganz an die vordere Spitze des Keils. Da erkannte ihn der Legionär, der dicht hinter dem Legaten stand: »Zielt auf den Führer mit dem Adlerhelm,« rief er, »das ist Civilis selbst.« – »Wer?« fragte der Legat und erblaßte. »Claudius Civilis!« antwortete der Soldat und wollte werfen: aber er konnte nicht, vor Staunen: denn der Legat, dessen viel erprobter Mut allen bekannt war, wankte, die Knie versagten ihm: – er drohte zu sinken: – starr blickte er gerade vor sich hin wie auf sein Verhängnis. »Lupercus! Mummius Lupercus!« schrie Civilis, ihn erkennend, und sprang auf ihn los.

Aber der Legat – floh.

Bleiches Entsetzen hatte ihn ergriffen: er drehte sich auf der Ferse und drängte mit beiden Händen die hinter ihm stehenden Legionäre auseinander. Schon war er in der dritten Reihe, der der Schleuderer.

»Der Legat flieht! Der Legat flieht! Flieht! Rettet euch!« scholl es nun indem ersten, zweiten, dritten Glied.

Die Leute, von ihrem Führer verlassen, glaubten alles verloren: sie folgten seinem Beispiel, wandten dem Feind den Rücken und flohen in das Lager zurück: siegjauchzend stürmten die Germanen nach.

Lupercus hatte weiten Vorsprung: – aber Civilis verlor ihn nicht aus dem Auge. Schon hatte er den dritten Römer niedergeschlagen und so das dritte Glied der Fliehenden, der Balearier, durchbrochen: da suchte der Legat nach rechts in eine dunkle enge Zeltgasse zu entkommen. Jedoch der Verfolger bemerkte es scharf: nun war er in drei Sprüngen heran. »Steh, Bube, wende und wehre dich!« schrie er ihm zu.

Und der tapfere Heerführer, der gar oft dem Tode getrotzt, *wollte* stehen, *wollte* um sein Leben kämpfen: – aber er konnte nicht! Es gellte ihm ins Ohr der Todesschrei des schönen Knaben, wie der tief unten auf dem Boden aufschlug: – er sah den furchtbaren Blick des Vaters, wie er seinen Namen gerufen – und der Wille versagte ihm: er *konnte*

nicht in dieses Antlitz schauen. Er machte, weiter fliehend, noch einen Sprung, – den letzten.

Civilis, nun dicht hinter ihm, schlug ihm mit einem furchtbaren Hieb dicht unter dem Helmsturz den Kopf glatt vom Rumpf, daß Helm und Haupt, durch das geschuppte Sturmband unter dem Kinn zusammengehalten, miteinander zur Erde rollten.

Civilis bückte sich, packte mit der Linken den Helm am hohen Kamm und sah dem verhaßten Feind in die brechenden Augen. Einmal atmete der Sieger nun aus tiefer Brust: dann wandte er sich, sein blutiges Beutestück hoch emporhaltend, auf die Hauptstraße des Lagers zurück, wo ein paar Centurionen wieder ein Häuflein zum Stehen gebracht hatten.

Hier war der Kampfplatz hell beleuchtet durch gar manches Zelt, in das die Eindringenden die Fackel geworfen: so erkannten denn die frisch gescharten Römer deutlich, was ihnen Civilis mit der Linken hoch entgegenhielt wie ein Gorgonenhaupt: »Seht hier, euern Feldherrn!« schrie er. »Ich sandte ihn zum Hades, – euch voraus!«

Und er schleuderte das blutende Haupt vor ihre Füße. Entsetzt, schreiend, stoben sie auseinander.

Jede Verteidigung auch des zweiten Lagers hörte auf: entschart strömte die Besatzung aus dessen östlichen Thoren zurück auf die Stadt zu. In brausendem Siegesjubel ergossen sich nun Germanen und Gallier durch alle Gassen der Zelte. Sie zeigten Lust, hier zu verweilen.

Auch Brinno machte Halt einen Augenblick, »sich zu verschnaufen,« wie er sagte. Er lehnte auf seinem hohen Schild von Büffelleder. Einer der Seinen hatte ihm aus dem nahen Marketenderzelt einen großen Becher Weines gebracht.

Civilis sprang hinzu, riß ihm das Gefäß aus der Hand und schleuderte es in das nächste brennende Zelt. »Bei Wodan,« rief er, »jetzt ist nicht Zeit, zu rasten und zu zechen. Nach! Sofort den Fliehenden nach! Mit ihnen zugleich müssen wir in die Thore der Stadt dringen. Oder sie hält uns lang, sehr lang auf. Halber Sieg ist kein Sieg. Du folgst mir sofort mit all' den Deinen, desgleichen du, Ulemer, mit den Friesen. Die Gallier sind schon jenseit des Lagers. Sollen sie uns zuvorkommen? Du, Sido, hältst die andern hier im Lager geschlossen beisammen – als Rückhalt! Wir brauchen ihn vielleicht. Denn noch hab' ich von Cerialis nichts gesehn und nichts von des Feindes Reiterei. Stehen unsere tubantischen Reiter rechts vom Lager, wohin ich sie befahl, Sido?«

»Jawohl, alle vierthalbtausend! Ich sah sie den Fluß durchschwimmen, eilte hin und stellte sie selbst auf, wo du gebotst.«

»Katwald, dort irrt ein reiterloses Pferd. Bring' es mir! Rasch! So! Nun folgt mir!«

Und nun führte Civilis hoch zu Roß die Seinen, die Fliehenden verfolgend, aus dem Lager gegen die Westseite der Stadt. Hier, auf der Ebene vor dem Wall war es ziemlich dunkel: der Ostwind trieb die Flammen des brennenden Lagers gegen den Fluß hin und auf den Wällen der Stadt brannten nur wenige Pechkessel.

XVIII.

In diesem Augenblick erreichte Cerialis das entgegengesetzte, das Ostthor der Stadt; sein edles Tier brach hier, sowie es halten mußte, zusammen – tot. Dem Reiter gelang es, im selben Augenblick abzuspringen; so blieb er unverletzt. Er donnerte mit dem Schwertgriff an das Thor: »Auf! Auf das Thor! Ich bin's, Cerialis. Ich komme.«

Aber mißtrauisch, ängstlich blickten die wenigen hier aufgestellten Mauerwachen von der Zinne: in dem fast nackten Mann, ohne Helm, Panzer, Schild und Feldherrnmantel wollten sie nicht sofort ihren gewaltigen Führer erkennen: – sie argwöhnten eine List der Feinde; sie zögerten.

Da schrie er in Verzweiflung hinauf: »So leuchtet doch hierher! Ich bin ja ganz allein, ihr Memmen! Erkennt mich! Öffnet! oder ich laß' euch kreuzigen!«

Die Krieger erkannten ihn nun – an der Stimme, am Zorn. Sie fürchteten ihn mehr als die Barbaren. Sie zogen die Thorkette zurück: er sprang herein. »Ein Pferd! Sogleich ein Pferd!« befahl er, an ihnen vorbei in die Stadt hineinrennend. »Hier bin ich, Cerialis und der Sieg!«

Er erreichte noch zu Fuß den Marktplatz: hier stand die ganze Legionsreiterei, aufgesessen, in acht Gliedern. Der Führer des ersten Geschwaders erkannte ihn: »O Cerialis!« rief er, »Du kommst zu spät! Schiffe, Brücke, beide Lager sind verloren.«

»Das weißt du, Hund,« donnerte Cerialis, »und hältst mit allen deinen Gäulen hier? warte, ich will dich Pflicht des Reiters lehren!«

Und er stach ihn vom Gaul, daß er aus den Bügeln stürzte, und schwang sich auf das scheuende Pferd. »Vorwärts!« gebot er. »Mir nach! Zum Sieg!«

Und er jagte davon auf das Westthor zu: – willig folgten ihm die ehern rasselnden Geschwader.

Nun angelangt an dem Westthor, fand er auf dem Wall und hinter demselben zwei Legionen aufgestellt: – es waren die abgefallenen und reuig zurückgekehrten, die I. unten auf dem Platz und die IV. oben auf der Mauer.

»O Feldherr,« rief ihn der Legat der I. Legion an, »alles ist verloren!«

»Nichts ist verloren. Denn ich bin da!«

»Wir haben die Thore unsern Flüchtigen nicht geöffnet. – Hörst du, wie sie draußen jammern und schreien? – Aber die Feinde wären mit eingedrungen.«

»Recht habt ihr gethan – bis jetzt: – aber nun: – auf mit dem Thor! Ihr Reiter, mir nach! Dann die I. Legion.«

»Bei allen Göttern!« flehte der Legat. »Thu's nicht! Thu's nicht! Sie sind tief entmutigt. Meine Manipel wanken. Sie stieben vor Civilis auseinander! Sie folgen dir gar nicht!«

»Das wollen wir sehen! – Römer der ersten Legion! Wollt ihr mich verraten, mein Blut auf euer Haupt nehmen, wie des Hordeonius und des Vocula? Oder wollt ihr heute gut machen, was ihr gefehlt? – So folgt mir! Sonst speit euch Rom auf immer von sich aus! Auf mit dem Thor und nieder die Barbaren!«

Und siehe da: – alle folgten ihm, Reiter und Legionäre. Der erste Stoß traf die Gallier: – ihre vordersten Reihen, im Halbdunkel völlig überrascht von dem unerwarteten Anprall von Reiterei, wurden über den Haufen geritten: die nächsten wankten.

»Haltet!« schrie Tutor. »Wollt ihr die Schlacht wieder verlieren, welche die Germanen gewonnen? Steht! Oder ihr könnt nie wieder euren Frauen in die Augen schau'n.«

Und die Gallier standen: der Ruf an die Ehre hatte gewirkt: – sie boten dem Feind die Stirn.

Aber schon brachen da auch in ihre beiden offenen Flanken die römischen Panzergeschwader: sie wichen aufs neue, anfangs noch langsam.

»Bleibt! Bleibt! Verlaßt die Fahne nicht!« rief Classicus, dem fliehenden Bannerträger die bunte Standarte mit dem Flittergold aus der Hand reißend und hoch im Mondlicht schwingend.

Und sie standen nochmal. Aber sofort fiel das glänzende Zeichen: Cerialis hatte es erreicht und mit sausendem Schwert den Schaft durchhauen. Da war kein Halten mehr. Sie wandten sich zu wilder Flucht, sie rissen die Führer mit sich fort, sie rannten auch die ersten Reihen der nun anrückenden Bataver über den Haufen.

Schon hieben die römischen Reiter auf diese wie auf die Gallier ein. Brinno, der durchaus nicht von der Stelle wollte, erhielt in die Schulter einen Schwerthieb von Cerialis selbst: da trugen ihn Katwald und die Seinen zurück.

»Ach schändlich,« hatte er geflucht. »Bluten – zurückmüssen – und wieder ohne einen Adler!«

Civilis sah den argen Rückschlag.

»Unsere Reiter! Die Reiter herbei! Wo sind die Tubanten? Hole sie, Brinnobrand!«

Aber bevor dieser hinwegeilen konnte, sprengte deren Führer herbei: »O Civilis, es ist nicht meine Schuld. Sie sind fort!« – »Wohin?« – »Ins Lager! Sie hörten das Jauchzen und Johlen der Plünderer –« – »Wer plündert dort?« fragte Civilis, bleich vor Zorn. »Nun – die Übrheimer. Alle! Sie trinken und schmausen und rauben. Das konnten meine Leute nicht mit ansehen. Sie trinken mit.«

Civilis blickte stumm auf das Lager zurück: lärmendes Geschrei, Trinklieder, das Brüllen von Berauschten drang ihm entgegen.

»Alle? Alle?« fragte Civilis tonlos. »Wo ist Sido?«

»Hier,« antwortete dieser, hinter ihm auftauchend, mit matter Stimme, »hier bring ich dir meine Markomannen. Ich wollte die andern, da sie nicht hörten, zur Ordnung zurückbringen, mit Gewalt sie abhalten: aber wir waren zu schwach gegen die vielen Tausende.«

»Du blutest,« bemerkte Brinnobrand.

»Nur wenig: – sie rannten mich nieder, als ich unter sie sprang. Tubanten, Usipier, Tenchterer – alles außer Rand und Band! Sie raufen unter einander um die Weinfässer. Nur die Meinen gehorchten.«

»Die wackeren Markomannen!« rief Civilis. – »Wie viele?«

»Dreihundert.«

»Das sind zu wenige,« antwortete Civilis traurig, »Die Schlacht ist verloren.«

»Ja,« lachte Brinnobrand bitter, »Wodans Geist hat sie gewonnen und Riesen-Dummheit hat sie verloren. Komm, Wodan, wende! Es werden der Feinde um dich zu viel.«

Und er riß des Civilis Pferd herum, und zog es, voran springend, am Zügel mit sich fort.

In dem brennenden, von betrunkenen und sich balgenden Germanen gefüllten Lager war kein Halten: die ledigen Rosse der Tubanten rannten von selbst in die Flammen. Durch die eigenen, sinnlos berauschten, tobenden Waffengenossen mußten sich die weichenden Bataver, Kannenefaten, Friesen, Brukterer und Markomannen mit dem Schwerte blutige Bahn brechen; da die Gallier das Gleiche thaten, kam es zu einer förmlichen Schlacht in den Lagergassen zwischen ihnen und den Plünderern und Säufern, bis Cerialis an der Spitze seiner Reiter erschien und in beide Parteien einhieb: da war alles aus!

Unter ungeheurem Blutvergießen wurden die betrunkenen Germanen und die von ihnen aufgehaltene Gallier aus dem Lager hinaus in den Fluß geworfen, wo ihrer viele Tausende ertranken.

Civilis hatte Befehl gegeben, die Brücke um jeden Preis zu halten. Er selbst und Ulemer, in der vordersten Reihe kämpfend, – den schon umzingelten und nochmal verwundeten Sido hatte Brinnobrand herausgehauen und auf seinen Schultern bis auf die Ostseite der Brücke getragen, – wiesen den ersten Angriff der verfolgenden Reiter zurück.

Ein zweiter folgte. Cerialis, der den Seinen dabei voransprengte, hatte sich zwar eine kleine Tartsche – den runden Reiterschild – aufdringen lassen: – aber er trug noch immer weder Helm noch Panzer: – das ersah Ulemer: er zog sein spitzes Friesenmesser und warf's und traf ihn in die rechte Schulter: er wankte im Sattel. Das Schwert entfiel seiner Faust. Seine Reiter jagten mit ihm zurück und erneuten den Anritt nicht mehr.

Civilis warf prüfend das Auge über die ihm noch verbliebenen Streitkräfte: er erwog, ob nicht ein neuer Versuch doch noch . . .

Da sprengte Classicus von Osten auf die Brücke zurück. Finster sprach er: »da siehst du nun, Bataver, die Folge davon, daß ich dir den Alleinbefehl überließ. Nicht die Römer, deine viehisch besoffenen Barbaren haben meine Gallier hingeschlachtet. Ich künde dir den Gehorsam: wir ziehen ab.«

Eine zornige Antwort drängte sich auf des Gescholtenen Lippe: – aber da sprengte Tutor heran: »Hör' ihn nicht, Civilis! Nicht *er* spricht, – die Eitelkeit. Sie macht so toll wie Wein. – Wir *müssen* zurück! Auch *du*: – denn soeben melden flüchtige Gallier aus Divodurum zwei, drei neue Legionen sind im Anzug: – morgen sind sie hier.«

»Zurück denn!« befahl Civilis seufzend. »Wo keine Zucht, da ist kein Sieg.«

Der Rückzug der Germanen und Gallier ward von Trier aus nicht verfolgt. Dazu fehlte es den empfindlich geschwächten Römern an frischen Kräften: und ihr ungestümer Feldherr war durch Wundfieber niedergeworfen und gelähmt.

Gleich am frühesten Morgen nach der Schlacht schickte er, da er selbst sich nicht vom Lager erheben konnte, eine Schar gegen Obringadunum mit der Weisung, durch den Erdgang einzudringen, alle Männer niederzumachen und alle Frauen ihm gefangen zuzuführen.

Allein sehr bald kehrte die Streifschar zurück mit der Meldung, die Felsenburg sei leer und von der abziehenden Besatzung selbst durch Feuer zerstört: offenbar hatten die Gallier da oben, nachdem sie von ihrer hohen Warte aus die Niederlage der Verbündeten wahrgenommen, die Flucht ergriffen, vorher aber das Heiligtum zerstört, es nicht in die Hände der Feinde fallen zu lassen. Die Römer brachten nur eine Gefangene ein, ein Mädchen, das, im Buchenwalde versteckt, von selbst auf sie zugelaufen war und gebeten hatte, zu Cerialis geführt zu werden.

Boadicea war's, die Sklavin. Sie berichtete ihm mit Schaudern ihrer Herrin fürchterliches Ende. Diese habe ihr vertraut, sie werde in die Bildsäule des Gottes schlüpfen und durch die Fallthüre zu dessen Füßen und den Erdgang darunter das Freie gewinnen. Offenbar habe Gutruat den für Cerialis bestimmten Zettel gelesen, die Frau ungestört in die Bildsäule eintreten, aber vorher die Fallthüre verschließen lassen und dann die Öffnung in dem Rücken des Gottes verriegelt, so daß die Gefangene weder nach unten entfliehen noch nach oben aus dem Erzbild entkommen konnte, bevor dasselbe glühend gemacht ward.

Cerialis fuhr vom Stuhl empor.

»Hm! Hm! Wie schade um das Weib! – Nur einmal hab' ich sie geküßt! – Schon viele sind zu Grunde gegangen, weil sie mich geliebt. Aber so, – so übel doch noch keine! – – Schad' um Claudia Sacrata! – Kleine, du? . . . Du kannst im Lager bleiben – hier – in meinem Zelt. Bist viel zu zierlich für die rohen Centurionen.«

XIX.

Tutors Bemühungen war es gelungen, die hadernden Feldherren zu versöhnen: Classicus sah ein, daß Gallien ohne die Germanen widerstandslos verloren sei und Civilis trug nicht nach. »Die Sache will's, unsres Volkes Rettung,« entgegnete er dem wiedergenesenen Brinno, der durchaus nichts von Aussöhnen wissen wollte.

Seinerseits aber bemühte der grimme Held sich vergeblich, des Freundes Verzeihung für die Unbotmäßigen zu erwirken, die den Mißerfolg bei Trier verschuldet hatten. Ohne Ausnahme wies Civilis so viele von ihnen übrig waren aus seinem Lager.

»Es sind die allerstärksten Helden darunter!« grollte Brinno.

»Ja. Aber ebensogut könnte ein Mann ungezähmte Bären wider den Feind treiben: sie würden vor allem sich gegen ihren Führer wenden.«

Civilis, dessen Überlegenheit sich doch auch Classicus nun wieder fügte – zumal er keinen Rat wußte! – erwiderte auf die Fragen der Gallier nach seinen Plänen und welche Art von Krieg er nun führen wolle: »Den Wasserkrieg zu Lande! Man nennt uns höhnend die Frösche: nun soll man uns schwimmen und hüpfen sehen.«

Aber unter heiteren Worten barg er ein sorgenschweres Herz. Er dachte viel an Weleda; gern hätte er sie herbeschieden. Allein sollte der Mann sich von dem Mädchen raten und helfen lassen? Er mußte sich selbst helfen. –

Und er half sich.

Trotz des Brummens von Brinno und des Nasenrümpfens der Gallier wich er bis Xanten zurück: hier hatte er treffliche Mittel für seinen Wasserkrieg ins Auge gefaßt: »und der Ort selbst,« sprach er zu Tutor, »wird Freund und Feind an Sieg und Niederlage mahnen.«

Das Wort gefiel dem Gallier. Er hinterbrachte es Classicus mit Wohlgefallen: »weißt du,« schloß er, »dieser Germane ist der einzige, der die tönenden Worte hat. Wir, wir haben alle die tönenden Worte, aber der, der hat auch die Gedanken dazu.«

Die ganze Landschaft um Xanten war durchweg sumpfig und, von zahllosen kleinen Wasseradern und Altwassern des Rheines und seiner Nebenflüsse durchschnitten, auch im Frieden schwer zu durchschreiten.

Nunmehr ließ Civilis sofort nach seinem Eintreffen schief in den Rhein von Nordost nach Südwest einen langen Damm einbauen, so daß sich der hier gestaute Strom, gewaltsam gezwängt, nach Südwest über die flachen Ufer ergoß und alles Land weithin überschwemmte, alle Rinnsale vertiefend, alle gewohnten Furten unbenutzbar machend, und so schon die Annäherung der Römer von Süden her ganz erheblich erschwerend. Zeit war den in solchen Wasserbauten altgeübten Batavern ausreichend gelassen.

Cerialis hatte freilich, sobald er sich einigermaßen erholt, den Arm noch in der Binde, die Verfolgung der Weichenden gar hitzig ins Werk gesetzt mit allen seinen Streitkräften, nur in Trier, Koblenz, Bonn, Köln Besatzungen zurücklassend. Allein er war doch auf seinem Zuge gar vielfach aufgehalten worden durch die Gallier: nicht mehr

durch Widerstand, aber durch die Notwendigkeit, diese Verhältnisse in seinem Rücken nicht ungeordnet zu lassen, die Gesandtschaften der Städte, die nun um die Wette ihre Unterwerfung anboten, zu verbescheiden, die Gemeinden an Geld zu strafen, überall Rom ergebene Männer in die Ämter einzusetzen.

Als er nun endlich sich den Stellungen der Feinde näherte und sie genauer erkundete, da rief er staunend aus: »Wahrlich! Dieser Neffe des Arminius hat von seinem Ohm und zugleich von dessen Besiegern gelernt!« Mit Verdruß, ja mit schwerer Sorge erkannte er, daß er hier Wochen – und wie wenige nur durfte er noch brauchen! – festgehalten werden konnte, bevor er nur eine Stellung zum Angriff gewinnen mochte.

Die Verbündeten beherrschten beide Ufer: auf dem linken standen, durch die Überschwemmung unangreifbar gesichert, die Gallier, auf dem rechten Civilis mit seinen Germanen; ein stattliches Geschwader auf dem Strome, befehligt von Ulemer und Uffo, hielt die Verbindung zwischen beiden aufrecht.

Die Bewachung des neuen Rheindammes hatte Civilis dem treuen Brinno übertragen. »Dir vertraue ich den Damm,« hatte er dabei gesprochen, »weil ich ihn so tapferer als durch mich selbst gehütet weiß. Brinno: dieses schmale Stück Erde trägt unser aller Geschick: hat es der Feind, bin ich umgangen und muß weichen: – ich weiß noch nicht, wohin. Brinno, ich bau' auf dich: hüte mir den Damm!«

Da hatte der Riese ihm die Hand gedrückt: »Solang' ich da oben stehe, krabbelt kein Feind hinauf.«

Den Galliern schärfte Civilis ein, um keinen Preis sich aus ihrer unantastbaren Stellung locken zu lassen. Durch die Überschwemmung vorn, den Damm, den Strom und die Germanen in Rücken und Flanken gedeckt, seien sie hier sicher wie in einer Feste.

Classicus gab das zu: aber Tutor mußte doch manches Spottwort über seinen Freund, den »Froschkönig«, den »Wassertreter«, den »Herzog Vorsicht« vernehmen.

Cerialis beschloß, vor allem dem Feinde die Herrschaft über den Strom zu entreißen durch die römische Kriegsflotte, die müßig auf dem Oberlauf des Flusses lag, zumeist zu Köln, nur Vorräte bis Gellep etwa geschafft hatte. Mit aller Hast betrieb er das Eingreifen dieses, bei einem Wasserkrieg entscheidenden Kampfmittels.

Der Erfolg schien zweifellos: die Germanen hatten keine Kriegsschiffe: denn, abgesehen von den früher den Römern abgenommenen Trieren verfügten sie nur über Fischerkähne und Fährenboote, von denen keines auch nur den Anprall der hochbordigen Galeeren auszuhalten vermochte.

So war denn Cerialis überzeugt, die Barbaren würden gar den Strom nicht halten können, sobald die stolzen römischen Galeonen, von hundert Ruderern, in zwei oder drei Sitzreihen übereinander, bewegt, in der raschen Fahrt zu Thal den Rhein hinunterrauschen würden, hinwegfegend und zum Umschlagen bringend, was sich ihnen in den Weg stellen würde. Aber er irrte.

Als an dem festgesetzten Tag bei Morgengrauen der römische Schiffszug – drei Trieren, Dreirudrer, nebeneinander an der Spitze, fast die ganze Breite des Stromes füllend, und fünfzehn Drei- und Zweirudrer in deren Kielwasser – Gellep erreicht hatten, da zeigte sich vor allem die geplante Überraschung vereitelt.

Civilis, durch Nachrichten seiner flinken Fischerkähne rechtzeitig von den Vorbereitungen zu Köln verständigt, hatte rastlos daran gearbeitet, den Strom der Heimat wirksam verteidigen zu können.

Es war ein kalter regnichter Morgen und die Rheinnebel ließen nur wenige Schritte über den Schiffsrand hinausblicken. Als nun die römischen Segel die Biegung des Stroms unterhalb Gellep zurückgelegt hatten, stießen sie plötzlich auf eine unzählbare Menge der kleinen germanischen Fahrzeuge, die sich verwegen durch die Schlachtreihe der großen Kolosse drängten und von allen Seiten einen Hagel von Geschossen auf die Bemannung auf Deck richteten.

Allerdings ward manche der batavischen Nußschalen schon durch den Wasserwirbel unter dem Steuerbug der Dreirudrer, auch wohl durch die Schläge der langen Ruder der obersten Ruderbank getroffen und umgestürzt: – allein das schadete den schwimmkundigen Söhnen des Rheines wenig. Flugs schwammen sie, rasch und geräuschlos wie die Otter, die Waffe im Mund, auf das nächste ihrer Boote zu, kletterten hinein, schüttelten das Wasser lachend von sich und begannen aufs neue das für die Römer so ungünstige Gefecht.

Civilis hatte selbst eines der größeren Friesenfahrzeuge bestiegen: gerade diese und die erbeuteten römischen Trieren kamen aber nicht rasch genug vorwärts zu Berg, wider den reißenden Strom: die Ruderer mühten sich schwer.

»Das geht langsam!« grollte Uffo, der neben ihm stand.

»Ja. Und ganz allein dürfen wir auf die Dauer unsere Haselnüsse doch nicht neben jenen groben Backtrögen lassen,« meinte Ulemer. »Hätten wir nur Seewind! Aber es rührt sich kein Lüftchen!«

Kaum war das Wort gesprochen, als der Wimpel an der Mastspitze, der bisher schlaff regungslos herabgehangen, sich leise zu heben anfang und leichte flatternde Wellenlinien beschrieb.

»Jetzt, Freunde,« rief Welo, »der Wind springt ein. Aber woher mag er kommen?« Er hielt die Hand in die Höhe. – »Das *muß* Seewind sein: – um diese Stunde und im Neumond,« sprach Uffo, der Ferge. – »Jawohl!« bestätigte Ulemer. »Seht ihr? Nun zeigt der Wimpel straff nach Südost.« – »Hei,« rief Brinnobrand, »du selbst hast uns den Wunschwind gesandt, Wodan.« – »Ja,« meinte Uffo, »der Wind wäre der rechte. Aber uns fehlen ja die Segel.« »Nur gar wenige unserer Nachen führen solche.« – »Segel?« sagte Civilis nachsinnend. »Laß sehen! Ei, wozu haben wir unsere Mäntel? Wir werden nicht erfrieren ohne sie! Herunter damit! Aneinandergebunden und hoch hinaufgezogen auf den Rahen!« – Und als der erste nahm er seinen dunkelblauen Mantel ab.

»Herrlich!« rief Uffo. – »Prächtig!« jubelte Welo. – »Du bist zu Wasser wie zu Lande kampfgerecht!« – lobte Ulemer. – »Freilich,« lachte Brinnobrand. »Es giebt zu Wasser keinen anderen Wodan als im Walde« – und er knüpfte seinen braunroten Mantel an den dunkelgrünen Ulemers. Alle folgten diesem Beispiel.

Da hatte der Seewind das Gewölk oben ein wenig zerstreut, während unten auf dem Strom noch der Nebel dahin rollte, sich langsam wälzend, wie eine ungeheure graue Schlange.

Nun ahmten die andern Fahrzeuge den Vorgang des Leitschiffes nach: bald flogen überall die bunten Mäntel hoch an den Masten in die Höhe, lustig blies der frische Morgenwind darein, hob, füllte und blähte sie: schnell fuhren nun die sämtlichen größeren Germanenschiffe zu Berg und nahmen an dem Kampfe teil.

Der Anblick der bunten in der Sonne leuchtenden und vom Winde gebauschten Mäntel war so eigenartig schön, daß sogar die Römer mitten in der Not des Gefechts das nie gesehene Bild mit staunendem Ausruf begrüßten.

Der Verlauf ward jetzt aber immer ungünstiger für die schwer beweglichen Galeeren: sie rannten in dem für so breite Fahrzeuge nicht genügenden Rinnsal widereinander, wobei sie häufig ihre Ruder gegenseitig zerbrachen; dann wurden sie unbehilflich, bewegungslos und trieben mit dem Strom dahin. Gar manches Schiff geriet dabei aus der fahrbaren Tiefe und fuhr auf Sandwerder und Seichtstellen auf.

Das geschah auch der stolzen, reich geschmückten Triere des Legaten Gallus Annius, des Befehlhabers der Flotte. Den Bugspriet schräg nach oben gehoben, den Steuerbord so tief nach unten gesenkt, daß das aufgestaute kreiselnde Wasser von hier fast der Länge nach das Deck überspülte, saß es kläglich fest: die Ruder, auf der Leeseite abgebrochen, versagten. Im Augenblick war die unbeweglich gewordene Holz feste von Dutzenden der batavischen Kähne umschwärmt und alsbald lag der größte Teil der Bemannung, von unzähligen Geschossen getroffen, tot oder verwundet auf Deck.

Brinnobrand bemerkte die schwere Bedrängnis der »Colonia Agrippina«.

»Wodan,« rief er, »die holen wir! Komm Uffo, komm, jung Merovech, du triffst so gut mit dem Kurzbolz.«

Und unter der kopfnickenden Bestätigung des Vaters sprang der Knabe jauchzend hinter Brinnobrand und dem Fergen in das kleine Notbot, das von dem Feldherrnschiff herabgelassen ward.

Flugs hatten sie die festgefahrene Triere erreicht.

Uffo übernahm nun den Befehl über die vielen hier versammelten Kähne.

»Gebt acht! Haltet die Seile bereit! Alle hierher! Auf die rechte Seite des Römers! Ich werde durch die Luke das Schiff packen mit dem Boothaken. Dann spannt ihr euch alle vor unseren Kahn und rudert, auf Einen Schlag beginnend, aus Leibeskräften nach dem rechten Ufer. Wir müssen den Römer am Lande haben, wohin keines ihrer Schiffe folgen kann, ihn zu holen.«

»Aber sowie er wieder schwimmen kann, wird er zu Berg steuern,« warnte Ulemer. – »Ja, der Steuermann – ich kenn' ihn« – nickte Uffo bedenklich, »versteht sein Geschäft.« – »Der Steuermann?« fragte jung Merovech. »Der dort? Er hat den Helm verloren. Wartet! Der soll . . . !«

Schon klang sein Bogen: in die Schläfe getroffen stürzte der Mann am Steuer.

»Heil dir! Dank, Merovech!« riefen die Freunde.

Uffo schlug – trotz den unsicher geschleuderten, von dem schwankenden Schiff aus schlecht gezielten Geschossen – den Haken seiner Bootstange in eine Luke dicht oberhalb des Wasserspiegels: »Jetzt!« befahl er.

Und zwanzig Kähne, die sich, einer hinter dem andern, an sein Boot geseilt hatten, zogen nun auf einmal: – da! mit mächtigem Ruck wurde die gestrandete Galeere flott und folgte nun hilflos, wie willenlos, den entführenden Nachen, welche sie pfeilgeschwind auf das rechte Ufer zogen, wo das Landheer der Germanen stand. Hier, fern außer der Erreichbarkeit durch die römischen Tiefgänger, ward die hochbordige Holzburg sofort von hundert kühnen Enterern, Beil in Hand, erstiegen. Fast ohne Widerstand ergaben sich die wenigen noch kampffähigen Römer auf dem Deck, darunter der pfeilwunde Legat selbst.

»Heia,« jubelte jung Merovech. »Brinnobrand, diese Beute führen wir – die Lippe hinauf – *ihr* zu – das Schiff samt dem Legaten!«

»Erst sandte ihr Einer den großen römischen Holzvogel, jetzt schickt er ihr den noch größeren römischen Holzfisch! Wird sie sich freuen über Brinnobrand's kleine Geschenke!«

Der Verlust des Befehlshabers samt seinem Schiff entschied den für die Römer ohnehin schon so verlustreichen Kampf. Des Führers beraubt, von allen Seiten beschossen, gab die Flotte den Widerstand auf. Sie ward auseinander gedrängt, zuerst durch die kecken Kähne: nun fuhren auch die größeren Schiffe mit ihren Mantelsegeln in die Lücken: da gab der Unterfeldherr durch Flaggen und Wimpel das Zeichen, jedes Schiff solle sich retten, wohin es am besten könne.

Die meisten fuhren schleunig zu Berg, nach Köln zurück: – andere aber, abgedrängt von jenen und bereits unterhalb der batavischen Segler, suchten rheinabwärts die offene See zu gewinnen.

Mit ohnmächtigem Grimm sah Cerialis auf dem linken Ufer vor seinem in Schlachtordnung gestellten Landheer, zu Roß auf und nieder jagend, die Auflösung und Flucht seiner Flotte mit an.

Auch die nächsten Zusammenstöße mit den Germanen verliefen nicht glücklich.

Civilis ging, ohne seine Stellung aufzugeben, durch kleine unerwartete Streifscharen wieder zum Angriff über: an Einem Tage führte er nicht weniger als vier Schläge gegen die um der Verpflegung willen weit auseinander gelegten Standorte der Legionen und der Reitergeschwader.

»Glücken auch nicht alle vier,« sprach er zu seinen Führern, »doch der eine oder andere.«

Zu gleicher Zeit also wurde von Brinno die zehnte Legion in ihrem Standlager zu Rindern, von Welo mit den Brukerern der begonnene Brückenbau zu Wick de Duerstede angegriffen, während Civilis, verstärkt durch Sido und die Markomannen, sich auf Grinnes, Ulemer auf Altefurth warf.

Brinno überraschte die zum Holzfällen ausgerückten Mannschaften mitten im Wald, erschlug mit eigener Hand den Lagerpräfekten und zwei Centurionen ersten Ranges: noch drei andere Centurionen und eine Anzahl von Legionären fielen auf der Flucht in die schützenden Wälle des Lagers.

Welo zerstörte einen Teil der angefangenen Brücke: der Einbruch der Nacht machte hier dem Kampf ein Ende.

Gar scharf ging es vor Grinnes her. Unaufhaltsam drang Civilis vor. Die tapfersten Leute der Römer fielen hier. Da warf sich Julius Briganticus, der in dieser Befestigung befehligte, an der Spitze seines Rom treu gebliebenen Reitergeschwaders seinen Landsleuten entgegen, die fliehenden Legionäre aufzunehmen. Er brachte das Gefecht zum Stehen: es entbrannte ein Kampf unter den Stammgenossen mit besonderer Erbitterung. Haßgierig suchte er Civilis selbst, laut dessen Namen rufend. Endlich traf er ihn und schrie ihn an: »Stirb, Verhaßter!«

»Laß ab, Gesippe!« mahnte Civilis, sich begnügend, die wütenden Hiebe abzuwehren, »es ist ein Greuel vor den Göttern.«

»Denk' an die Erlenstäbe!« rief der andere. »Wir sind ausgesippt.« Und hitziger noch drang er auf ihn ein.

Da stieß Civilis das Schwert dem Rosse des Gegners in den Vorderbug: es begrub den Reiter im Fall. Brinnobrand an des Civilis linker Seite schwang über dem Liegenden das Beil. Aber Civilis fiel ihm in den Arm.

Im selben Augenblick stürzte auch *sein* Roß – ein Centurio sprang von rechts, unbemerkt von Brinnobrand, gegen den Wehrlosen und zückte das Schwert zum tödlichen Stoß. Jedoch das ersah Sido: – er zielte scharf mit der Lanze und warf: – der Römer fiel.

»Weleda!« rief Civilis. »Nun ist ihr Wort erfüllt. Es flog dein Speer und der Centurio fiel.«

Jetzt traf, von Cerialis – er hatte Ulemers Sturm auf Altefurth zurückgeschlagen – herangeführt, die ganze XXI. Legion auf dem Schlachtfeld ein: vor solcher Übermacht mußten die Bataver weichen. In guter Ordnung gingen sie an den Rhein, an ihre Nachen zurück.

Aber römische Bogenschützen hatten Civilis erkannt: – Alle zielten auf ihn: ein frisches Pferd, das ihm Brinnobrand herangebracht, stürzte, bevor er es besteigen konnte, von Pfeilen durchbohrt. Da rissen ihn die Freunde mit fort: sie sprangen in den Rhein, tauchten und schwammen glücklich hinüber.

Die Verluste der Römer waren sehr schwer gewesen. »Das geht nicht so fort,« grollte Cerialis. »Daß diese Wasserschlangen noch gar aus ihren Pfützen herausspringen und uns anzischen, ist zu keck.«

Er befahl am folgenden Tag – wider den Rat all seiner Führer – einen allgemeinen Angriff auf die Germanen bei Xanten. Er scheiterte völlig: Roß und Mann versanken unter ihrer schweren Waffnung und Ausrüstung im Sumpf. Die Legionäre, so mutig auf festem Boden, waren furchtsame Schwimmer. Die Kühnern wurden von den Zagen, die sich verzweifelnd an sie klammerten, mit in die Tiefe gezogen.

Die Germanen dagegen hielten sich durch ihren hohen Wuchs noch stehend, wo das Wasser den Römern über den Mund reichte: hoch springend an ihren Speeren setzten sie auf den ihnen wohlbekanntem Seichtstellen herüber und hinüber durch den Strom und, galt es schwimmen, ward Batavern, Kannenefaten, Friesen erst recht wohl.

»Dies Froschgezucht ersäuft nicht mannstief unter Wasser!« schalt Cerialis. »Sie schlucken Wasser wie die Tauchenten! So geht es nicht! Der verfluchte Damm! Könnte ich nur aus der Luft auf sie stoßen, wie der Seeadler auf den Fisch!«

XX.

Als die Nachrichten von all diesen Erfolgen des Civilis in dem Lager der Gallier eintrafen, geriet Classicus in große Aufregung.

»Unsere Leute müssen ja jede Selbstachtung verlieren,« sprach er grollend zu Tutor.

Aber dieser zuckte die Achseln. »Den Witz wenigstens haben sie noch nicht verloren. Er verläßt sie nicht, mitten in der Not der Flucht. Höre nur! Jüngst, vor Trier, sehe ich einen Fahnenträger eilfertig davonlaufen. Ich springe hinzu, greife ihn an der Schulter, drehe ihn um und rufe ihm das cäsarische Wort zu: »Mann, *dort* steht der Feind!«

»Ebendeswegen!« gab der zur Antwort, riß sich los und lief noch eiliger als zuvor. »Das nenn' ich geistreich.«

»Aber schmäählich! Sollen die Barbaren allein den Ruhm dieses Krieges davontragen?« grollte er.

»Nun, wir haben ja auch unsern Teil davongetragen,« meinte Tutor, »nämlich Schläge.«

»Unerträglich! Ich greife an! – Wie sollen wir nach dem Sieg, nach der Austreibung der Römer, vor unsere Landsleute hintreten?«

Tutor pfiß leise vor sich hin. »Wir sind noch nicht ganz so weit! Zerbrich dir nicht den Kopf darüber, wie du dann treten wirst! Und vor allem: vergiß nicht: du hast Civilis feierlich versprochen, nichts zu thun ohne seine Erlaubnis,«

»Der Blitz verzehre ihn! Ja, leider! Du hast mich dazu beredet. Ohne das . . .«

»Wärst du schon in Rom! – Merke dir, ich halte mein ihm gegebenes Wort. Ich bleibe hier, ziehst du zum Angriff aus!«

Aber am andern Morgen stürmte Classicus noch mehr erregt in des Tutor Zelt, der mit großem Behagen an der Tafel saß.

»Wie? Du kannst jetzt schlemmen?«

»Bitte, schlemme mit. Hier – im Goldkrug – ausgezeichnetes Rheinwasser! Und dort – auf der Silberschüssel – Wasserkresse und gebratne Frösche. Alles ist wässerig in diesem Wasserkrieg! – Ich fing sie selbst mit eigener Hand: – hüpfend, gleich ihnen, im Rheinschilf: – den Römerpfeilen trotzend, welche die Vorposten der Feinde mißgünstig auf mich schossen. Der Hunger macht kühn! O wo sind die Feigendrosseln Gutruats!«

»Gutruat! Eben komme ich von ihm.«

»Wie?« rief Tutor und sprang auf, den letzten Frosch noch im Munde. »Wo . . . ?«

»Diese Nacht traf er – nach vielen Gefahren – in meinem Zelt ein. Er sendet dir seinen Gruß und –«

»Er soll ihn behalten! Gruß und alles! Ich mag nichts mehr mit ihm zu thun haben. Selbst nicht mit seinem Koch! Das mit seiner Frau, was von ihrem Ende verlautet, – das ist mir zu – zu kulinarisch! Ich war nie ihr besonderer Freund: sie war mir immer unheimlich; sie aß fast nicht und war doch so üppig dabei. Ich sagte ihm – in ihrer

Gegenwart – im Scherz und später unter vier Augen im Ernst, – mich dauerte die arme Eponina! – daß mir seines Weibes Freundschaft mit Sabinus – wohin mag er sich verflüchtigt haben, dieser Julius Cäsar ohne Sieg? – etwas zu heiß gepfeffert schmecke. Was antwortete er? »Man sinkt nicht von Gottähnlichem zu Gewöhnlichem herab.« Jetzt hat er's. Jetzt ist sie gar bis zu diesem Dämon des Tartarus, diesem Unhold der Wollust und Mordlust, hinabgesunken: oder hinaufgesunken: denn der schlug uns alle. Hätte der Gottähnliche ihr den schönen falschen Kopf abgeschlagen: – gut! Aber seine Frau braten wie ein Haselhuhn – pfui!«

»Gleichviel! Er bestärkt mich in meinem Entschluß. Er hat den Willen der Götter erforscht . . .«

»Du, damit hör' auf,« rief der Dicke unwillig. »Damit laß mich ungeschoren! Haben vielleicht seine verdammten heiligen Hennen wieder gut gegackert? Hast du vergessen, wie sie uns Sieg verheißen hatten durch ihr Fressen und ich glaube sogar, durch das, was darauf folgt? Diese verlogenen Freßbestien! Ich erwürge sie, komm' ich je wieder nach Langres! Zum Verspeisen sind sie mir zu zäh.«

»Er las meinen nahen Sieg heute Nacht aus dem Funkeln der Sterne.«

»Bleib' mir vom Leibe mit diesem Gefunkel! Noch einmal: greifst du ohne des Civilis Verstattung an, – ich bleibe mit den Meinen hier auf dem Walle des Lagers stehen: und zerhacken dich die Legionen so klein wie Wurstfüllsel, – ich schaue zu und reibe mir die Hände.«

»So werd' ich allein siegen: – wie ohne die Barbaren, so ohne dich!« erwiderte Classicus unwillig und verließ das Zelt, die erforderlichen Befehle zu erteilen.

Diese Vorbereitungen entgingen nicht den wachsamen Vorposten des Cerialis: sie meldeten ihm von drohenden Bewegungen im Lager der Gallier, als er gerade in seinem Zelt die Führer der soeben aus Norden her eingetroffenen Verstärkungen – von der XIV. Legion – begrüßte: es waren Labeo und Cajus Briganticus.

»Die Gallier?« rief er. »O wenn sie doch aus ihren Gräben und Pfützen, die ihnen die Bataver so meisterlich angelegt, heraus auf ein Schlachtfeld kommen wollten, da man festen Fußes stehen kann! Aber solange der gottverhaßte Damm von den Barbaren besetzt ist, hilft uns nicht einmal die Niederlage des Gallierkönigs. Auch wenn wir in seine Stellung dringen, sein Lager nehmen: – die drüben bleiben unangreifbar, solange der Damm nicht in unsrer Hand.«

»Wer befiehlt dort?« fragte Labeo. »Civilis selbst?« – »Dann ist nichts zu machen,« fügte Cajus bei.

»Nein, jener rote Riese, dessen Steinaxt mir schon in den besten römischen Eisenhelmen meine besten römischen Köpfe zerschmettert hat.«

»Brinno?« sprach Labeo. »Laß sehen,« fuhr er nachsinnend fort. »Brinno müßte man hinweglocken,« meinte Cajus.

»Ja, womit? Soll ich ihm schöne Gallierinnen zeigen? Leider hab' ich gar keine im Lager, wenigstens keine, die ich entbehren kann. Oder säuft er? Soll ich ein paar Fässer Wein den Rhein hinab an dem Damme vorüber schwimmen lassen? Bei Trier hat uns Bacchus gerettet, nachdem uns Mars und Minerva verlassen.«

»Er trinkt zwar gern,« lachte Labeo, »wie wir alle. Aber das lockt ihn nicht von seinem Wachtposten. Nein! – Doch etwas anderes vielleicht.«

»Nun was? Rede! Alles, was du verlangst, sollst du als Köder haben!«

»Ich selbst schon bin ein ziemlich starker für seinen Haß. Sieht er mich und etwa noch diesen schlimmen Vetter seines Freundes, so zuckt ihm der Hammer von selbst in der Hand. Aber es reicht doch wohl nicht, wenn der Damm so wichtig.«

»Der Damm ist alles. Er ist der Fleck, auf dem die Siegesgöttin dieses Krieges schwebt.«

»Wirklich? So vertraue mir – als Köder – einen Adler. Den Adler einer Legion. Sieht Brinno den innerhalb der Denkbareit der Erbeutung . . . –« – »So stürmt er darauf los,« schloß Cajus, »wie der Stier auf das rote Tuch.«

Cerialis schüttelte bedächtig den Kopf. »Und wenn er ihn *wirklich* erbeutet?«

»Er soll nicht! Er wird nicht!« riefen beide. »Ich setze meinen Kopf zum Pfand: – ich locke ihn fort mit dem Adler.« – »Und ich bringe dir meinen Kopf, wenn ich den Adler nicht wieder bringe!«

»*Ein* Kopf genügt mir nicht. Merkt wohl, beide: – den Adler oder eure beiden Köpfe. – Soll's gelten? Ja? – Gut, ihr sollt den Adler der X. Legion erhalten.«

XXI.

Wenige Stunden darauf war die Gallierschlacht geschlagen.

In hitzigem Anprall führte Classicus die Seinen heran. Es war nur die Hälfte der Treuerer. Tutor hatte Wort gehalten: grollend stand er mit der andern Hälfte und den Lingonen auf dem Walle des Lagers: – er hatte aber doch befohlen, sie in Schlachtordnung bereit zu halten.

Classicus warf, in hitzigem Anlauf, das erste feindliche Treffen, die rätischen und waskonischen Hilfskohorten: aber an dem zweiten Treffen, der XXI. Legion staute sich die gallische Flut, stockte, hielt kurze Weile an, dann wankte sie leise, – nun stärker und jetzt, da die frischen Kräfte der XIV. von der rechten Flanke her eingriffen, wirbelte und flutete alles zurück, dem Lager zu.

Tutor sah es mit wachsender Erregung. »Da! Da haben wir's! Geschieht ihm recht! Nun auch noch römische Reiter, die nachhauen! Ei, ei, ei! Wie sie fallen, die Unsern! Das kann ich nicht mit ansehen! Blast, ihr Hörner! Hinaus! Wir müssen sie retten. Das werden wir zwar nicht. Aber ich kann's doch nicht ansehen. O Götter, welche Dummheit! An dieser Dummheit werd' ich sterben. Und ich habe nicht einmal den Trost, daß es meine eigene war!«

Die Verstärkung kam nur noch recht, den Sieg der Feinde zu vergrößern, nicht mehr, ihn zu hemmen. Die Fliehenden rissen die Reihen derer mit sich, die sie aufhalten sollten. Tutor mit einer kleinen Schar gelangte noch am weitesten vorwärts gegen den Feind. Er sah, wie auf einer mäßigen Erderhöhung einige Druiden, kenntlich an ihren roten Mänteln, die Hände flehend gen Himmel erhoben.

»Ei, ist das nicht,« sprach Tutor, sich in den Bügeln hebend, »der gottähnliche Frauenröster? Jawohl! Der da, vor den andern Krebsen: – das ist Gutruat. Römische Reiter brausen heran, hügelauwärts. Schau! Er flieht nicht. Was treibt er doch? Was hält er ihnen entgegen, hoch in die Hohe? Einen Schild? Nein! Eine Gestalt! Teutates ist's, der Kriegsgott, – aus Thon! Der soll ihn retten und die Schlacht! Schwerlich! Da! Da liegt der Vertraute der Götter auf dem Bauch! Gleich kommt die Reihe an uns! Vorwärts, ihr Kinder! Ihr könnt' nur Einmal sterben. Aber Einmal müßt ihr. Warum nicht jetzt? Ich bin der Frösche satt: der Bataver und der gebratenen.«

An ihm vorbeiflüchtendes Fußvolk des Classicus schrie: »Du, Tutor? Rette dich! Verrat! Wir sind verraten!«

»Du Esel! Verrat? Das ist das dümmste Wort in unsrer Sprache!« rief er dem nächsten zu.

Er führte seine Reiter mutig vor und warf das vorderste Geschwader der Römer. Hier kam die Flucht zum Stehen. Aber Tutor sank sterbend aus dem Sattel.

Classicus sprengte querfeldein heran. »Du, Freund? Komm! Auf ein frisches Pferd! Vergieb mir meine Thorheiten . . .«

»Sei still! Die aufzuzählen, bleibt dir nicht mehr Zeit und mir nicht mehr, sie alle anzuhören.«

»Du bist schwer getroffen?«

»Es langt. Der Wurfspeer muß sehr lang gewesen sein. Denn er fuhr durch meinen ganzen Bauch und zwischen den Rippen heraus. Ja, mein Bauch! Wodurch der Mensch sündigt, daran wird er gestraft. Gutruat hat wohl einen Pfeil ins Hirn erhalten? Möge dir – die Mahlzeit – des Lebens – gut bekommen. Ich – habe sie verdaut.« Er starb.

Er hörte nicht mehr wie Classicus rief: »Ich überlebe die Schande nicht! Der Tod sühnt alle Thorheit.« Und er hielt Wort. Er wandte das Roß und jagte, ganz allein, den neuandringenden Geschwadern entgegen: sofort war er erschlagen.

Die Sieger drangen mit den Fliehenden zugleich in das Lager. Das geschlagene Heer löste sich auf: mit ihm das Großreich Gallien.

So rasch war die Entscheidung gefallen, daß Civilis nicht mehr im stande gewesen war, den Fluß zu überschreiten und den Verbündeten zu Hilfe zu eilen.

Zwar hatte er auf die erste Nachricht von dem verbotwidrigen Angriff der Gallier, laut klagend über solch wahnwitzigen Ungehorsam, sein Heer unter die Waffen gerufen: aber auf dem Weg den Rhein aufwärts – an der Stelle, wo seine Schiffe lagen, – hatte er an der Strombiegung vorüberzuziehen, von wo aus er seinen Damm in den Rhein gebaut hatte. Und hier sprengten seine dem Ufer zunächst trabenden Reiter plötzlich auf ihn zu, ein paar tiefende Kannenefaten und Gugernen in der Mitte.

»O Civilis!« rief Sido, der die Reiter führte, »welches Unglück!«

»Die Gallier sind geschlagen? Traurig. Aber schadet uns noch nichts. Der Feind kommt nicht über den Damm.«

»Der Damm«, rief Welo, als der zweite heransprengend, »der Damm ist in der Römer Hand!«

»Das wolle Wodan nicht!« rief Civilis und erbleichte.

»Sieh hin,« rief Ulemer! »Sieh hinüber! Das sind römische Helme, römische Adler.«

»O großer Wodan, ja! Wo ist Brinno? Tot?«

»Nein«, sprach Brinnobrand heransprengend, »aber schwer wund. Gleich bringen sie ihn! O hättest du Einem den Damm vertraut: – er hätte ihn nicht verlassen!«

»Brinno,« begann Sido aufs neue – »so erzählen die wenigen Geretteten der Seinen – sah auf einer Triere und etlichen Kähnen Labeo und die Brigantiker, vom Strome hilflos fortgerissen, zu Thal treiben, rettungslos, so schien es. Er wollte mit seinen Leuten den Damm verlassen, auf seinen Nachen, sie zu fangen. Aber noch hielt er, deines Gebotes gedenkend, sich zurück. Da ward plötzlich auf der steuerlosen Triere ein Legionsadler sichtbar. Nun war Brinno nicht mehr zu halten. Er sprang ins Boot und stieß ab, jauchzend folgten ihm – gegen sein Verbot! – die Seinen – fast alle. Er erreichte das fliehende, nahezu sinkende Schiff.

Aber plötzlich wandte das den hochbordigen Bug, fuhr gegen die Verfolger an, warf Brinnos Boot und viele andere um und rauschte an den Damm zurück, den einstweilen – er ward fast nicht verteidigt! – Cerialis von der andern Seite her, mit allen seinen Segeln landend, angegriffen und genommen hatte.«

»Da bringen sie ihn auf seinem Schilde. Verzeih meinem Bruder.«

Aber Civilis erwiderte nichts. Er hielt das scharrende Roß mit der Linken und drückte die geballte Rechte vor die Augen. »Auch Er! – Auch der Treueste sonder Verlaß! – Ist das ein Heer? Ist das ein Volk? – Gewiß kein Staat!« –

»Feldherr, was befehlst du?« fragte Sido besorgt, in seinen rechten Arm greifend. Dies stumme unthätige Harren war unerträglich.

»Sprich doch, Civilis!« rief Welo. – »Ich habe ihn niemals so gesehn. Was thut er?«

»Wodan grämt sich,« sprach Brinnobrand. »Er ist gar so allein!«

»Gebeut, Civilis!« mahnte Ulemer. »Was soll geschehen? Sollen wir vorwärts, den Galliern zu helfen?«

»Nein,« sagte Civilis, tonlos; matt war seine Stimme. »Zurück!«

»Wohin? Ins Lager?«

»Nein! Wir haben kein Lager mehr! Alles ist – hier – verloren! Die ganze Stellung – wie hatt' ich sie geliebt! – ist hin. Wir müssen fliehen. So weit nach Norden als möglich! Ja, *fliehen*, ihr Freunde! *Fliehen!* Rasch! Aber – tragt den wunden Brinno mit!«

XXII.

Der Sieger hatte nach Zerstreung des gallischen Heeres und Besetzung des Dammes den Feldzug für beendet angesehen.

Aber Civilis schien unermüdbar und im Planen des Widerstandes unerschöpflich. Durch sofortigen Abzug nach Nordwest hatte er sich für eine Weile jeder Fühlung des Römers entzogen und die Zwischenzeit, in welcher dieser ihn wieder aufzusuchen trachtete, hatte jener im fernen Norden – weit bis hinter das klevische Spyk war er zurückgewichen – eifrig dazu verwertet, den Wasserbau: – Kanal und Deich – des Drusus durchstechen zu lassen: das heißt, den von jenem am klevischen Spyk zur Ableitung der Waal erbauten Deich und Graben.

Nun ergoß sich all' diese Wassermenge westwärts nach der gallischen Seite hin, während zwischen der batavischen Insel und dem rechtsrheinischen Germanien nur ein schmales Rinnsal übrig blieb, so daß sowohl der Zuzug germanischer Helfer auf die Insel erleichtert war als der Rückzug der Bataver, falls dieser notwendig werden sollte, in das Innere Germaniens. Diese Maßregeln des Feindes machten starken Eindruck auf Cerialis.

»Wie?« sagte er sich. »Nach dem Doppelschlag bei Xanten noch kein Ende des Widerstandes? Die Frist von vier Monaten läuft demnächst aus. Wohl ein wenig zu lange lag ich in dem sonnigen Trier auf der Jagd nach jenem üppigen Weibe! Ich muß ein Ende machen: – in ein paar Wochen muß ich vor dem Imperator stehen – sonst – beim Jupiter! – macht der Ernst aus jenem lächerlichen Vertrag. Er ist der Mann dazu. Der Karger beharrt auf seinem Schein. Also ein rasches Ende: – wie vorbedungen – um jeden Preis.«

Er erfuhr von allen Seiten, des Civilis beste Stütze sei abermals die Jungfrau im Bruktrerlande, die durch ihre Mahnungen und Weissagungen immer wieder die übrerrheinischen Germanen antreibe, trotz der Siege der Römer der Sache des Civilis treu zu bleiben, ihm in hellen Haufen zuzuströmen und seine stark gelichteten Scharen zu ergänzen. Er beschloß, Weleda und Civilis durch Verhandlung unschädlich zu machen.

Zwar die an die Wala geschickten Gesandten bekamen diese gar nicht zu Gesicht: die an der Lippe aufgestellten Bruktrer erklärten, sie sei nicht gewillt, Vorschläge von Rom anzuhören. Darauf schickte Cerialis seinen Gesandten an Civilis weitere Boten nach, die ihn aufforderten, falls er bereit sei, zu verhandeln, auch Weleda zur Vernunft, zu versöhnlicher Zwiesprache herbeizubringen. Dabei bot er nichts Geringeres als volle Freiheit der Bataver und Kannenefaten in ihren bisherigen Sitzen, ohne irgend welche Verpflichtung gegen Rom, und Verzicht auf jede Bestrafung der Friesen und der anderen übrerrheinischen Germanen. Das war – nach dem Scheitern der gallischen Erhebung, nach den wiederholten Niederlagen auch der Bataver – ein so günstig Anerbieten, daß Civilis es unmöglich ausschlagen durfte; er mußte darauf eingehen, wenn er nicht die Rache für seine Besiegung, wenn er nur das Wohl seines schwer leidenden Volkes im Auge hatte. Für die Freiheit der Seinen von Rom hatte er das Schwert gezogen: diese ward ja angeboten. Die Römer jetzt aus Gallien zu vertreiben,

– das war, nach dem Geschehenen, unmöglich geworden. Alles, was von dem gallischen Großreich noch übrig geblieben, das waren hundertzwanzig Vornehme aus Langres und Trier, die Verzeihung von dem römischen Sieger nicht zu hoffen wagen durften und sich daher auch nach der Schlacht bei Xanten nicht von den Batavern getrennt hatten: als heimatlose, brotlose, hoffnungslose Flüchtlinge gingen sie über den Rhein zu den Bruktrenn.

So sandte denn Civilis Welo – Brinnobrand schloß sich an – zu Weleda, mit der Bitte, sie möge ihren Starrsinn überwinden und – ihm zu Liebe! sich zu der Fahrt hierher und zur Verhandlung mit Cerialis bequemen.

Brinnobrand kam zuerst – allein – zurück. »Sie wollte nicht, Wodan. Gar nicht wollte sie. Als Einer aber sagte: »Er fordert's! *Ihm* zu Liebe!« – den Namen brauchte man nicht zu nennen! – da seufzte sie: »*Er?* So *muß* ich: – zu meinem Verderben.«

»Sie blieb mir treu, den das eigene Volk verläßt,« sprach Civilis bewegt. »Warum nur? – Sie, die Fremde!«

Da trat Brinnobrand dicht an ihn heran, sah ihm tief in das Auge und sprach. »Wahrlich, er ist nicht blind? O weiser Wodan, wieviel durchschaust du, was andern verborgen! Du siehst so vieler Menschen Glück und Unglück und dein eigenes höchstes Glück, das hast du nicht gesehen. Armer Wodan! Arme Weleda!«

»Armer Brinnobrand! Heute redet er wieder ganz wirr,« sprach Civilis kopfschüttelnd zu Uffo, den er – ohne Erfolg – in die Heimat entsendet hatte, neue Scharen heranzuziehen, und der soeben zurückgekehrt war. »Und also ist es wahr? Die Bataver, mein eigener Gau, und die meisten Nachbargaue: – sie sind wirklich von mir abgefallen?«

»Es ist nicht anders! Seitdem der Römer eine gar arge List gebraucht hat, sind sie irr an dir geworden.«

»Welche List?«

»Du weißt, vom Meere her fuhren ihre Schiffe tief ins Land, alle Rheinarme aufwärts. So kamen sie bis in deinen Gau. Alle Höfe dort wurden verbrannt, verwüstet, – nur deiner ward sorgfältig verschont. »Na sieht man's,« schalten die Armen, als sie, nach Abfahrt der Feinde, aus dem Versteck ihrer Sümpfe sich wieder hervorwagten und nun vor den verkohlten Thüren, den eingestürzten Firstbalken ihrer Hütten standen, vor den ausgeleerten Ställen, vor der niedergerittenen, niedergesäbelten Ernte, und drüben bei dir alles unversehrt und wohlbehalten sahen, – »da sieht man's. Heimlich hat er seinen Frieden gemacht mit den Legionen. Uns hat er dafür daran gegeben! Er, der reiche Edeling, behält seinen Reichtum: unsere arme Hufe und Habe liegt zerstört und verbrannt. Zurückgekehrt ist er zu seiner alten Liebe: zu Rom.«

Da stöhnte Civilis: »Diese Schuld – nie werd' ich sie los – sie wird mich noch erdrücken.«

»Uns wagt er's noch nicht ins Gesicht zu sagen, uns, die er in den Krieg und in das Verderben gehetzt, seine Gesippen zu rächen.«

»Und du hast sie nicht widerlegt, die dummen Schwätzer?« schalt Brinno: – Civilis hatte dem tief Beschämten nach seiner Genesung nur das eine Wort gefügt: »Ohne Gehorsam kein Sieg, merk' es dir, Brinno!«

Uffo zuckte die breiten Schultern: »Sobald ich anhub zu reden, schrieen sie wüst durcheinander: »Du schweige nur! Auch du willst nur die eigene Unbill rächen, und die Tochter, die du selbst getötet.« Und so – dieselben Männer waren's: ich kenne sie gar gut, die dich laut jauchzend am Sunnwendfest auf den Schild gehoben! – so schrieen sie, sie seien so klug wie du: auch sie suchten – ohne dich, wie du ohne sie gethan – ihren Frieden mit Rom! Abgesetzt haben sie dich als Herzog und als Richter in offenem Ding mit starkem Stimmenmehr und zu deinem Nachfolger als Richter im Gau haben sie gekoren: –«

»Claudius Labeo!«

»Jawohl! Und Cerialis soll versprochen haben, Rom werde aus Labeos Geschlecht wieder Könige dulden bei den Batavern.«

»Könige von des Imperators Gnaden! Statthalter Roms!« sprach Civilis schmerzlich.

»Und die meisten Gaue folgten diesem Beispiel und unterwarfen sich.«

Der graubärtige Ulemer aber seufzte: »Steht die Sache so, dann, mein armer Freund, kann ich auch für meine Friesen nicht mehr stehen! Die Angriffe der Trieren auf unsere Küste haben wir glücklich abgewehrt: liegt aber nun euer Land den Legionen offen zum Durchzug, fassen sie uns zugleich von der See und vom Binnenlande her: – dann werden unsere Gauleute verzagen.«

»Du hörst all' das, Brinno!« sprach Civilis, tonlos. »Willst du nun noch immer nichts von Verhandlungen wissen, während der Römer volle Freiheit bietet?«

»Ich! Oh, ich Unseliger, – ich darf dir nicht mehr widersprechen. Aber gieb acht, so klug du bist, – sie überlisten dich doch! Sei's bei Abschluß, sei's bei Erfüllung des Vertrages. O wäre Weleda schon zur Stelle!«

»Bald wird sie hier sein. Und ich werde nichts ohne ihren Rat, nichts wider ihren Willen beschließen.«

XXIII.

Allein des Civilis Voraussetzung, Cerialis werde zu gleicher Zeit, an gleichem Ort mit ihm und mit der Seherin verhandeln, sollte nicht zutreffen.

Der Römer hatte allerdings in beiden diese Annahme bestärkt; er hatte beiden für die Zusammenkunft den gleichen Tag bezeichnet und auch den gleichen Ort: – die Brücke über die Nabalia – einen der kleineren Rheinarme. Um Brinnos und anderer Mißtrauen zu beschwichtigen, hatte Cerialis eingewilligt, dieser Brücke in der Mitte die Balkenbeläge über ein Joch abzubrechen, so daß zwar die Stimmen, nicht aber ein Sprung der Verhandelnden von dem Süd- zu dem Nordende der Brücke reichen könne; so ward der Vorschlag der Zusammenkunft von Civilis und von Weleda angenommen.

Der beredete Tag brach an. Von der Südseite her kam Weleda, begleitet von Welo, Sido, Brinnobrand, die ihr Civilis entgegengesandt hatte, sie sicher zu geleiten. Hier, auf der Südseite des Flusses, lagen die Zelte der Römer.

Von der Nordseite der Brücke, vom rechten Ufer her, sollte Civilis, begleitet von seinem Knaben, von Katwald, Brinno, Ulemer, Uffo und einem Häuflein von Batavern kommen: es war ausbedungen, daß Römer und Germanen nicht mehr als je zwanzig Speere stark erscheinen sollten.

Als sich Weleda dem Römerlager näherte, ritt ihrem Zug ein einzelner Tribun entgegen und lud sie ein, mit ihrem Gefolg in den Zelten der Römer zu warten, bis Civilis auf der anderen Seite der Brücke eingetroffen sei: dann solle sie mit den Ihren auf Kähnen zu den Batavern übergeführt werden.

Brinnobrand spornte sein Rotroß an Welos Seite: »Du – du bist ihr Muntwalt: – dir zuerst gebührt's: – Einem fließt die Rede schlecht, wo es Verstand bedarf. Frage jenen Römer noch einmal, – feierlich! – ob sie ganz sicher ist?«

»Du hast Recht, kluger Thor! – Höre, Tribun, bevor wir dir ins Lager folgen, – schwöre nochmal den Eid der Sicherheit.«

Sofort erhob der Römer die Schwurhand: »Bei Jupiter, dem Rächer des Meineids! Cerialis hat geeidet: »Frei und sicher und unverletzt reitet die Jungfrau wieder aus meinem Lager.«

Weleda hatte es gehört und doch – zögernd, schweren Herzens ritt sie mit ihrem Gefolge durch das decumanische Thor unter die gehäßigsten Feinde. Sie sah wohl, wie die Legionäre neugierig die barbarische Prophetin auf ihrem weißen Roß angafften: aber selbst diese rohen Kriegsknechte wagten kein freches Wort über sie, wie sie, strengen Blicks gerade ausschauend, hoheitsvoll ihres Weges ritt.

Vor dem Feldherrnzelt schwang sie sich aus dem Sattel: die Zeltwache begrüßte sie ehrerbietig, wollte aber ihren Begleitern den Zutritt wehren.

Da griff Brinnobrand in die vorgehaltenen Lanzen: »Wir mit – oder sie nicht!« sprach er.

Auf den Wink des Tribunen ließ der Legionar ihre drei Begleiter in das Zelt folgen; die etwa fünfzehn Bruktrier, welche sie von der Lippe hergebracht, wurden in die nächste

Lagergasse gewiesen. In dem reich, ja mit Verschwendung ausgestatteten Raum, der durch eine beiseite geschlagene Oberdecke volles Tageslicht empfing, trat ihr, gefolgt von mehreren seiner Führer, Cerialis in glänzendem Waffenschmuck entgegen.

Er mußte hinauf sehen zu dem herrlichen Weibe: es durchschauerte ihn. – »Ja! Ihresgleichen sah ich nie! Was ist dagegen Claudia! Sehr herb – unerträglich stolz, aber übermenschlich schön. Hei, welche Wonne, diesen Stolz zu brechen! – Warte nur – nach dem Triumph!«

Er reichte ihr die Hand hin; aber mit der Miene einer beleidigten Göttin hob sie ruhig ihre Rechte und legte sie auf den Busen. So tief demütigend die Bewegung war, – der Lüstling wagte keinen zweiten Versuch: er verzagte vor dieser Jungfrau wie ein Knabe.

»Auch dafür – Rache!« sagte er zu sich selbst, während er sich wieder sammelte und die drei Begleiter eines kurzen Grußes würdigte.

»Du also bist es, seit jener Kleopatra die größte Feindin Roms!« sprach er mit immer noch stauendem Blicke.

Sie schwieg und sah ihm gerade in die begehrlischen Augen. Und der Besieger Lucretias und Claudias und so vieler andern! – er ertrug ihn nicht, den Ausdruck dieser hohen Reinheit. Er sah zur Seite: er deutete ihren Begleitern nach dem Trinktisch, auf dem ein kostbarer Weinkrug und mehrere Becher standen. So hatte er sich von seiner Verwirrung erholt. Nun begann er aufs neue: »Ich danke dem Zufall, der – durch ein Mißverständnis wohl – ihn noch auf dem andern Ufer fern hält, deinen Freund Civilis. Hei, wer sich solcher Freundin rühmen dürfte!«

»Der müßte eben ein Civilis sein,« fiel Brinnobrand ein.

»Oder – dessen Bezwinger, junger Gigant. Aber – warum antwortest du nicht, Seherin?«

»Du hast noch nichts gesagt,« sprach sie und sah über ihn hinweg.

Gereizt entgegnete er: »O doch! Bist du wirklich des Besiegten Freundin, so rette ihn, indem du ihn gut berätst.«

»Civilis berät sich selbst.«

»Ei, man sagt, du seiest dieses Batavers Egeria. Wohlan, rette ihn, indem du ihm rätst, die Unterwerfung –«

Drohend war das gesprochen worden: – er war einen Schritt näher getreten mit gefurchter Stirn.

Aber der Erfolg war nicht der erwartete: ohne ihm noch einen Blick zu gönnen, wandte sie sich auf der Ferse und schritt zu dem Zelt hinaus; ihre drei Begleiter folgten ihr.

»Feldherr,« mahnte einer der römischen Anführer in dem Zelte, »war das nicht allzu offen, allzu rasch? Freiheit, nicht Unterwerfung hattest du –« – »Warte das Ende ab!« – »Sie schied im Zorn! Sie wird den Bataver im Trotz bestärken.« – Cerialis gab keine Antwort; er machte einige Gänge durch das Zelt. »Glaubst du,« fragte er plötzlich stehen bleibend, »sie hat das Lager jetzt schon hinter sich?« – »Zu Pferd gewiß!« – »So eile. Steig' zu Roß. Du hast Recht. Ich habe mich anders besonnen. Sag' ihr, ich bäte sie, umzukehren. Sie solle nichts mehr von Unterwerfung, nur von voller Freiheit hören.« – »Sie wird sich sträuben.« – »So sag' ihr, – Civilis sei eingetroffen. Er, er

selbst verlange sie zu sehen. Er muß ja auch bald da sein, Eile! – Und sage dem Centurio Macer, der vor meinem Zelt die Wache hält, das Wort: »Die Saat ist reif.«

Der Tribun holte auf eilendem Roß den kleinen Zug nahe außerhalb des Lagers ein, er richtete seinen Auftrag eifrig aus.

Aber Weleda ritt weiter: sie hatte gar nicht Zügel gezogen.

Nun rief der Tribun: »Aber höre doch! Nicht nur Cerialis, – Civilis selbst.«

Sie hielt das Pferd an.

Er erkannte seinen Vorteil und fuhr fort: »Civilis läßt dir sagen . . . –«

»So ist er eingetroffen?« fragte Sido.

Ohne ihm zu antworten fuhr der Römer fort: »Soll Civilis dich vergeblich bitten? Er – er selbst wünscht, daß du umkehrst.«

»Thu's nicht, Weleda!« schrie Brinnobrand, wie außer sich, ihr in den Zügel fallend. »Sieh, da fliegt eine Nebelkrähe krächzend aus dem Lager gegen uns! Ein übler Angang! Thu's nicht, Weleda!«

»Hörtest du nicht? Er erwartet mich!« Und mit kräftigem Ruck riß sie das Roß herum und spornte es so eilig gegen das Lager zurück, daß ihr die Männer kaum zu folgen vermochten. Die Gasse vor dem Feldherrnzelt war jetzt von hundert Legionären besetzt: sie hielten die drei Gefolgen der Reiterin wieder an.

»Es wird zu eng im Zelt,« erläuterte der Centurio.

»Diese drei Männer gehen mit mir,« befahl die Jungfrau gebieterisch: – der Soldat gab nach.

Einstweilen war der Tribun vorausgeeilt in das Zelt, das Gelingen seines Auftrages zu melden. Nur ein paar Worte raunte ihm Cerialis zu: – der Mann erblaßte. »Nein!« sprach er leise. »Das ist –«

»Notwendig.«

»Aber es ist –«

»Des Imperators Gebot!«

Einen Blick voll Erbarmens warf der Tribun auf die herrliche Mädchengestalt.

»Wo ist Civilis?« fragte Weleda, sich umschauend.

»Gleich – gleich wird er da sein. Ich erwarte ihn – ungeduldiger als selbst du. Einstweilen,« fuhr er langsam, aber sehr laut fort, – »die Saat ist überreif.«

Da traten zehn Legionäre mit dem Centurio in das Zelt. Cerialis riß das Schwert heraus und schrie: »Einstweilen bist du meine Gefangene.« Und er sprang auf den ihm nächsten Germanen zu und stach ihn nieder. Es war Welo.

Noch einmal raffte der sich auf, »Römischer Hund,« schrie er, »so hältst du Wort?«

»Ich hielt es. *Einmal* ritt sie frei aus dem Lager: – für zweimal hab' ich's nicht versprochen.«

Da sank der Treue wieder um: »Flieh, Weleda!« hauchte er noch und starb.

Im selben Augenblick hatten sich auf die beiden andern mehrere Legionäre geworfen, während Cerialis den rechten Arm der Jungfrau ergriff. Aber er taumelte zurück. Sido riß sich von den vier Armen, die ihn hielten, los, und führte mit dem Langmesser einen solchen Stoß auf des Cerialis Panzer, daß er bis an die Hinterwand des Zeltes zurückflog. Doch gleich darauf durchbohrten den Königssohn drei römische Schwerter. »O Weleda!« stöhnte er und war tot.

Brinnobrand aber schüttelte die drei Feinde von seinen riesenstarken Armen, zog das kurze Beil aus dem Wehrgurt, schlug es dem Centurio Macer durch den Helm in den Schädel, schlug dem Tribunen durch den Schild tief in den Arm, schlug Cerialis die starke norische Schwertklinge in Stücke und riß Weleda glücklich durch die Zeltthür in das Freie hinaus; noch einen Römer hieb er hier zusammen. Weleda war es gelungen, – ihren Mantel ließ sie in der Verfolger Hand – sich jeder Ergreifung zu erwehren.

Da scholl ihnen entgegen lautes Siegesgeschrei: die numidischen Bogenschützen – die mit den schwarzen Helmbüschen – sprengten heran.

»Sieg! Cerialis! Der Überfall gelang.«

»Zwei Giftpfeile trafен.«

»Sterbend stürzte er in den Strom.«

»Civilis ist tot.«

»Ah!« schrie da Weleda und stürzte ohnmächtig auf das Antlitz nieder.

Brinnobrand wollte sie emporreißen: er nahm das Beil in die Linke und hob an ihr mit der Rechten.

Da sprang Cerialis hinzu, schwang ein frisches Schwert und hieb ihm die Rechte am Knöchel haarscharf vom Arm. Sein Blut überströmte ihr weißes Gewand. Er ließ das Beil fallen und zerrte an ihr mit der Linken. Ein Hieb in den Arm lähmte auch diese Hand. Da warf er sich über sie, mit dem Leibe sie zu decken. Nun stach ihm Cerialis das Schwert unter der erhobenen linken Schulter in die Brust. Der Sterbende drückte einen Kuß auf ihren weißen Nacken. »Das Beste vom ganzen Leben war der Tod!« hauchte er und starb.

XXIV.

Die Numider hatten recht berichtet.

Cerialis hatte besonders eingeschärft, das erste Geschwader – »mit den besonderen Pfeilen« – zur Begrüßung des Batavers zu verwenden. Während Weleda zum zweitenmal in das Lager eintritt, war Civilis, begleitet von seinem Knaben und den drei Freunden, auf der Nordmündung der geländerlosen Brücke eingetroffen. Das Gefolge von etwa zwölf Kriegern war einige Schritte vor der Brücke abgestiegen und hütete dort der Führer und die eigenen Rosse.

Brinno ging mißtrauisch zuerst allein auf die Brücke. Er überzeugte sich, daß in der That in dem Mitteljoch eine Lücke klaffte, über welche kein Wagesprung führen mochte. Er ging zurück und meldete das.

»Da – auf *unserem* Ufer! – liegen ja auch die abgehobenen Balken und Bretter,« lächelte Civilis. Er winkte seinem Sohne, mit Katwald am Ufer zurückzubleiben, und ging mit den drei andern auf die Brücke. »Wo ist Cerialis?« rief er dem Tribunen auf der Südseite zu, – er erkannte ihn mit bitterem Groll: »es ist Labeo, der König der Bataver!« sprach er.

»Und die beiden Führer hinter ihm,« rief Brinno grimmig, »das sind die Brigantiker!«

»Ja,« rief Labeo herüber, »wir haben uns von Cerialis diesen Auftrag ausgebeten, euch gebührend zu empfangen.«

»Und wo bleibt Weleda?«

»Sie wird gleich im Lager sein,« sprach Julius.

»Ich warte nur auf das Zeichen,« schloß Labeo; er wandte sich und blickte rückwärts.

»Was rührt sich dort in dem dichten Gebüsch auf dem römischen Ufer?« fragte Brinno. »Siehst du nicht, Uffo?«

»Jawohl,« erwiderte der, »auch das Schilf bebt.«

»Es ist der Wind,« erklärte Cajus.

»Es ist kein Wind, der springt erst um Mittag ein.«

»Dann ist es Wild.«

»Das ist kein Reiher und kein Fisch!«

»Wieherte da nicht ein Roß?« forschte Ulemer.

Da rief Labeo: »Seht das Zeichen!«

»Auf des Feldherrn Zelt wird die Flagge aufgezogen,« sprach Julius.

»Weleda ist im Lager!« frohlockte Cajus.

»Jetzt!« – schrie Labeo und zog das Schwert.

Da holten die siebzehn hinter ihm stehenden Legionäre aus ihren weiten Mänteln Balken hervor, welche genau die erforderliche Länge hatten, – Cerialis selbst hatte das

Maß genommen – warfen und schoben sie über die klaffende Lücke und eifertig, mit wildem Kriegsgeschrei, liefen nun alle zwanzig hinüber, die Schwerter schwingend.

»Verrat! Flieh, Civilis!« schrie Brinno. »Rette dich!«

»Rette den Knaben!« rief Uffo.

»Wir decken dir den Rücken!« schloß Ulemer.

Und die drei Männer suchten, nebeneinander gestellt, vorn die Brücke zu sperren, während hinten Katwald, Merovech und die Gefolgen heraneilten. Aber Civilis wich nicht: als vierter sprang er in die Mitte: – der erste Anlauf der Römer ward zurückgeschlagen; hart vor Civilis stürzte Labeo tot nieder, bevor er mit diesem die Klinge gekreuzt: in die Stirne hatte ihn ein kurzer Bolz getroffen: der war befiedert mit der Schwinge des grauen Reiher.

»Gut gezielt, Merovech!« rief Brinno. Es war sein letztes Wort. Denn nun sprengten aus dem Schilf und dem Gebüsch am Römerufer ein ganzes Geschwader numidischer Reiter auf die Brücke: ihre ellenlangen Pfeile schlugen ein wie grimme Vögel mit ehernen Schnäbeln.

Civilis hatte keinen Schild, auch Brinno nicht: da warf sich der auf den Freund, mit beiden Armen ihn umschlingend, mit dem Leib ihn deckend.

Den Augenblick erspähte Julius: tückisch sprang er vor und stieß dem Wehrlosen das Schwert in den Nacken. Die starken Arme verloren die Kraft, er glitt langsam nieder.

Aber noch wich Civilis nicht.

Da sah er Ulemer, von Pfeilen durchschossen, fallen, »O rette dich!« mahnte der Friese und starb.

»Weh, weh um Weleda!« rief Civilis. »Ich habe sie in dieses Netz geführt.«

Grimmig hatte Uffo bisher sich die Legionäre vom Leibe gewehrt; er fegte die Brücke mit fürchterlichen Streichen seiner schweren Bootstange leer: fünf hatte er nieder oder über die Brücke hinabgeschmettert: da traf ihn ein Pfeil in die Brust: »Rette dich! Fahre wohl, Civilis!« rief er noch, warf die Stange weg und spähte scharf umher unter den Feinden: – die beiden Brigantiker standen nebeneinander – nun sprang er auf sie zu, umfaßte mit jedem Arm einen der Brüder und warf sich mit ihnen in den Strom.

»Vater! Laß mich mit dir sterben!« rief Merovech und eilte mit Katwald auf der Brücke vor.

Nun schickten sich die Reiter des ersten Geschwaders an, über die auf der Brücke hochgetürmten Leichen hinweg auf die Bataver einzusprengen, sie lebend zu greifen. Zugleich tönte an dem römischen Ufer ein Tubazeichen. Ein zweites Geschwader der Reiter stellte sich in Reih und Glied und machte sich fertig, schwimmend den Fluß zu überschreiten, die Brücke im Rücken zu fassen, und den wenigen noch übrigen Verteidigern den Rückzug abzuschneiden.

Aber in diesem Augenblick trafen Civilis zwei Pfeile: der eine in die linke Brust, der andere in den rechten Schenkel; der Fuß versagte, knickte, und, da er – die Leichen häuften sich auf der Mitte – ganz auf den äußersten Balken rechts gedrängt war, stürzte er in den Fluß. Augenblicklich sprangen Katwald und der Knabe nach, ihn zu retten: allein er sank sofort: das blutig schäumende Wasser schlug hoch über ihren Köpfen

zusammen. Nun tauchten sie: denn Speere und Pfeile flogen in Menge auf sie: – so verschwanden alle drei im Strom.

»Aus ist der Bataverkrieg wie das Gallierspiel!« frohlockte Cerialis auf die Meldung hin. »Brecht das Lager ab. Der Sieges-Seherin legt goldene Fesseln an. Nun geht's – nach Rom!«

XXV.

Im triumphatorischen Schmuck, in die prachtvolle Palmata gehüllt, den vergoldeten Lorbeerkranz um die Schläfe, stand Cerialis in dem Schreibgemache Vespasians: nach der ihm im voraus gewordenen Verstattung durfte er, wenn auch der Kaiser allein wegen der Siege seiner Feldherren den Triumphzug hielt, diese beiden triumphatorischen Ehrenzeichen tragen. Es war der stolzeste Tag in des Siegers an Kämpfen und an Siegen reichem Leben.

Geraume Zeit mußte der Angemeldete harren: es hieß, Vespasianus sei beschäftigt, sich von den Sklaven das Festgewand anlegen zu lassen.

So hatte jener Muße, den Erinnerungen nachzuhängen, die dieser Raum ihm erweckte. Hier hatte er gestanden: – vor diesem Citrustisch – wieder war er mit Briefen und Urkunden bedeckt – noch nicht vier Monate waren es – eine ganze Woche fehlte – ein schwer verklagter Mann; hier hatte er Leben und Ehre dafür verpfändet, ein Werk zu vollenden, ein großes schweres Werk: – er kannte keinen unter seinen Waffengenossen, keinen, der das in gleicher, so kurz gesteckter Frist übernommen hätte: – er aber, er hatte es vollendet! Hier stand er wieder in dem gefährlichen Palast der Cäsaren: – ein stolzer Mann.

Er hörte den Schritt des nahenden Imperators: sein nachschleppender Purpur rauschte heran: wohlan, er mochte kommen. Hoch richtete sich der Feldherr auf.

Es befremdete ihn, daß der Herrscher nicht allein erschien: – hatten sie beide doch allein um jenen Vertrag, um jene bedingte Begnadigung gewußt: – unwillkürlich warf er einen raschen Blick nach dem geheimen Fach an der Wand, aus welchem damals Vespasian die lebensbedrohliche Urkunde genommen: sie war wohl längst zerstört, – das Fach stand geöffnet: es war leer.

Nun trat Vespasianus ein: ihm folgten in das Gemach seine beiden Söhne und Mucianus, seine rechte Hand, dem Feldherrn, wie dieser wußte, wenig hold: ernst sahen sie alle darein, auffallend ernst für einen Tag des Triumphes: sein Auge suchte das des freundlichen Titus: er fand es nicht; mit gefurchter Stirn sah der Kaisersohn zu Boden.

Des Vespasianus hohe Gestalt machte überwältigenden Eindruck: der Imperator trug bereits die Gewandung des Triumphators: diese war aber keine geringere, als die des kapitolinischen Jupiters selbst, die soeben aus dem Tempelschatz abgeholt worden war: die purpurne, mit Goldfäden gestickte Tunica palmata und die gleichfarbige, mit goldenen Steinen übersäte Toga picta und goldene Sandalen; in der Linken trug er das lange Scepter von Elfenbein, gekrönt mit dem blitztragenden Adler und das gewaltige Haupt umrahmte der dunkelgrüne Lorbeer. Er nahm nun Platz dem Feldherrn gegenüber auf einem purpurbehangenen Stuhl von Elfenbein; seine beiden Söhne stellten sich an seine beiden Seiten, Mucianus hinter ihn.

»Petillius Cerialis,« hob der Imperator an mit einer Eiseskälte im Ton, welche den Erstaunten durchfröstelte, »wir haben vor Wochen eine Übereinkunft getroffen in

diesem Saal. Ich verheiß, das über dich gefällte Todesurteil einstweilen unvollstreckt zu lassen.«

»Was hat er davon zu reden – vor den andern?« dachte Cerialis unwirsch.

»Wenn du in vier Monaten erfüllen würdest, was du übernahmst. Du bist zurück.«

»Noch vor der Zeit,« unterbrach Cerialis stolz; er konnte seinen Unmut nicht mehr zügeln. »Noch kein Wort der Anerkennung, des Dankes!« grollte er in sich.

»Vor der Zeit! In jedem Sinne. Denn du hast noch nicht erfüllt, was du versprachst.«

Cerialis fuhr auf; wohlwollend winkte ihm Titus, zu schweigen.

»Und wirst es nicht erfüllen in noch vier Monaten.«

»Imperator,« sprach Cerialis zornig, »Gallien samt den Batavern liegt zu deinen Füßen und in goldenen Ketten harret Weleda, vor deinem Triumphatorwagen zu schreiten.«

»Und wo ist Claudius Civilis?«

»Tot, Imperator!«

»Gelogen! Er lebt! Zuverlässige Kunde kam mir durch Mucianus hier. Er entkam lebend über den Strom, er liegt verwundet in dem Lande der Bruktrer.«

Cerialis zuckte die Achseln. »Hat ihn Mucianus dort gesehen? Mag sein! Aber er trägt den Tod doch unheilbar in dem Leib. Mehr als ein Giftpfeil deiner Numider hat ihn getroffen und du weißt . . .«

»Genug! Sei's um den Bataver! Zwar hast du den Vertrag von deiner Seite nicht erfüllt: – und du übernahmst die Erfüllung unbedingt: – so bin auch ich nicht gebunden, zu leisten, was ich nur bedingt versprach. Aber sei's um Civilis. Ich rechne dir den Wunden als einen Toten. Allein, Petillius Cerialis, wo warst du in den ersten zwei Stunden der Schlacht bei Trier?«

Das erbitterte den erfolgtekrönten Feldherrn. Hochmütig erwiderte er: »wo immer ich im Anfang war, – am Ende stand ich als Sieger, zwar blutend, – für dich, o Vespasian! – aber doch als Sieger auf dem Feld.«

Da erhob sich Vespasian in edler Wallung: heiliger Zorn blitzte aus seinem grauen Auge: majestätisch überragte die hohe Gestalt alle Anwesenden: »Und durch welches Mittel hast du die Stadt der Lingonen gewonnen? Durch welche Mittel Weleda gefangen und Civilis in den Rhein gestürzt?«

»Durch Kriegslist, Imperator! Erinnerung dich, ich fragte dich: in vier Monaten – um jeden Preis? Und du nicktest mir zu.«

»Aber nicht um den Preis der Ehre Roms!« donnerte Vespasianus. »Nicht durch niederträchtigen Treubruch, durch Meineid und Verrat! Elender! Ich überlegte lang, ob ich dich nicht den schändlich Getäuschten ausliefern solle. Aber wem? Drei Völker haben ein Recht auf dein verruchtes Haupt. Die Lingonen für ihre verbrannte Stadt, die Bruktrer für ihre verratene Seherin, die Bataver für jenen tapfern Mann. Du hast nicht, wie der Höllenhund, drei Köpfe. Behalte denn dein ehrlos Leben! Aber aus ehrbarer, frommer Menschen Gemeinschaft scheidest du. Das längst gefällte Urteil wird nicht vollstreckt, ich begnadige dich . . . – zur Verbannung für Lebenszeit. Hier, Mucianus,« er

holte aus dem Purpurmantel eine Papyrusrolle hervor – »du haftest mir für ihn. Sofort schiffst du ihn ein: die Triere liegt im Tiber segelfertig bereit. Du schaffst ihn nach Cassyra, auf das ödeste Felseneiland des Weltmeers! Kein Wort, Verruchter! – Und nun meine Söhne, folgt mir! Zum Triumph! Hört ihr? Da unten scharren auf dem Marmor die Rosse vor dem goldnen Wagen.

Nicht über die wieder hereingebrachte gallische Provinz: – über Germanen triumphiert wieder einmal ein römischer Imperator. Zum erstenmal seit Germanicus, seit mehr als zwei Menschenaltern. Und wie damals das Weib des Cheruskers, soll heute, als Germaniens Bild und Wahrzeichen, jene Weleda vor meinem Wagen gehn. Auf! Zum Kapitoll!«

XXVI.

Einstweilen hatte sich der Triumphzug nach alter Sitte vor der Stadt – außerhalb des Pomeriums – auf dem Marsfeld geordnet. Sein Weg führte durch die Porta triumphalis in den Cirkus Flaminius, in welchem viele Tausende von Zuschauern Platz fanden, dann in die Stadt durch die Porta Carmentalis und über das Velabrum und das Forum boarium in den Cirkus Maximus, dann zwischen dem Palatium und dem Caelius hindurch auf die Sacra via und über das Forum auf das Kapitol.

Die Spitze des Zugs bildeten die höchsten Beamten und die Senatoren; es folgten die Tubabläser: darauf wurde die Beute getragen oder gefahren: sie war diesmal nicht sehr reichlich ausgefallen: den Germanen war nicht viel abzunehmen und über die nur zum Gehorsam zurückgeführten Gallier sollte ja nicht triumphiert werden: so hatte denn Vespasian bildliche Darstellungen herstellen lassen des gewaltigen vielhornigen Rheinstroms, der Sumpfwälder an der Lippe. Darauf wurden die goldenen Kränze getragen, welche die »dankbaren Städte Galliens« – Langres in seinem Schutt, Trier, Metz, Reims, Besançon – »ihrem Befreier Vespasian« dargebracht hatten. Glänzend gekleidete Jünglinge und Knaben, goldene und silberne Opferschalen in den Händen, geleiteten hierauf die Opfertiere: es war eine ganze Herde: einhundertundzwanzig weiße Stiere, deren vergoldete Hörner von Binden und Kränzen umflochten waren.

Es sollten nun folgen jene vornehmsten Gefangenen, die nicht als Sklaven verkauft, sondern zur größten Verherrlichung dieses Tages bestimmt waren: sie wurden, nachdem der Triumphator das Kapitol erreicht, in einem Kerker am Fuße desselben, bevor das Opfer begann, erwürgt wie Jugurtha oder mit dem Beil enthauptet wie Vercingetorix oder kürzlich erst der Judenführer Simon.

An solchen hervorragenden gefangenen Kriegern fehlte es diesmal nun völlig: von den Führern der Germanen war nicht Einer lebend in die Hände der Römer gefallen: – die zwölf zahmen Bären, die Cerialis angekauft hatte in den gallischen Rheinstädten, waren doch nur ein dürftiger sinnbildlicher Ersatz für Brinno oder Sido: deshalb eben sollte die gefangene Seherin hier das stolzeste Schaustück des Triumphes abgeben.

Hinter den Gefangenen waren aufgestellt die Liktores des Triumphators in Purpurgewanden, Stäbe und Beil bekränzt; dann vierzig Kitharisten und Flötenbläser. Hinter diesen stand bereit, Vespasians gewärtig, der ganz vergoldete Triumphwagen, von Lorbeer umflochten, mit vier schneeweißen Rossen bespannt, umwogt von schönen, reich gekleideten Knaben, die kostbare Weihrauchgefäße schwangen, und von den gewaffneten Apparitores. Hinter dem Wagen hätte nun Cerialis als Legat des Triumphators schreiten sollen; statt seiner war jetzt aber hier den Söhnen Vespasians der Platz im Zuge bestimmt. Den Schluß bildeten die sieghaften Legionen: alle fünf, die Cerialis nach Gallien gebracht, waren zurückgeführt, dagegen die abtrünnig gewesenen dort belassen worden.

Diese Kriegsscharen, in ihren besten Rüstungen und Waffen, an Helmen, Feldzeichen und Speeren mit Kränzen geschmückt, weit über dreißigtausend Mann, boten eine stolz gewaltige Schau; aus ihren Reihen scholl, wie die Freiheit dieses Tages verstattete,

manch Scherz- und Spottlied auf den sparsamen Imperator, auf den verliebten Cerialis und dessen Unauffindbarkeit in gar mancher Nacht.

XXVII.

Zu derselben Stunde, da des Cerialis Schicksal entschieden worden und der Triumphzug nur noch des Imperators und seiner Söhne harrte, nahte den Bädern des Nero, unfern der fabricischen Brücke, am linken Tiberufer, wo Weleda gefangen gehalten wurde, ein Zug römischer Legionäre, geführt von einem Tribun.

Die breite mit weißen Marmorplatten bedeckte Krone der Mauer hart oberhalb des tiefen Stromes schmückten zahlreiche Bildsäulen von Göttern, Imperatoren, Helden. Lorbeer, Oleander und andere immergrüne hochragende Büsche, in mächtigen und kostbaren Vasen hier aufgereiht, warfen ihre dunkeln Schatten, ob auch die heiße Sonne des Südens unbewölkt von dem tiefblauen Himmel hernieder brannte.

Hier oben wandelte, das Antlitz der kühlenden Luft, die vom Tiber wehte, zugekehrt, Weleda in weißem Gewand; die beiden Hände waren durch eine lange, dünne, goldene Fessel aneinander gekettet: mehr zur Schau für die Römer als zur wirklichen Bindung der Gefangenen; willig hatte sie sich die Kette anlegen, willig auch – wie ein Opfer – das lichte Haar durch einen vollen Eichenkranz umwinden lassen.

Neben ihr schritt bedächtig ein ernster, bleicher Jüngling mit tiefliegenden schwermütigen Augen; er barg Wachstafel und Griffel in den Falten seiner Toga. – »Ich danke dir, Jungfrau,« sprach er bedachtsam. »Vieles hab' ich von dir erforscht und erfahren über deines Volkes Sitte und Eigenart. Viel verstand ich: – anderes ahne ich: – aber noch mehr, viel mehr muß ich davon aus dir schöpfen.«

Ein seltsam Lächeln spielte um die Lippen der Gefangenen.

»Nein, Weleda!« rief der Jüngling. »Bange nicht um dein Leben, nicht um deine – um dein Los.«

»Ich bange nicht.«

»Es hat mich, seit ich dich unter den Gefangenen entdeckt, – seit ich dich sprechen durfte – hohe Bewunderung für dich erfaßt. Ich habe nur durch des Imperators Sohn erbeten –«

»Meine Freiheit?«

»Unmöglich! Aber . . .«

»Unmöglich! Und das sagt von allen Römern, die ich sah und sprach, der edelste und beste! Ein Knabe noch und schon so tief durchtränkt von römischer Niedertracht! Aber es ist gut so! Je fauler der Apfel, desto früher sein Fall.«

»Völker knospen,« sprach der Jüngling sinnend, »Völker blühen, reifen: – müssen alle faulen? – Jedenfalls – ihr in euern Wäldern seid noch fern der Fäulnis; ihr knospet erst. Herb, aber, mir ist, zukunfts voll. Ich will an den Rhein: – ich muß noch mehr von euch erkunden. Du aber, – deine rührende Gestalt erbarmt mich.«

»Spare dein Mitleid für Rom. Es wird dessen brauchen, wann der Tag der Vergeltung anbricht. – Und doch,« – milder sah nun das graue Auge auf ihn – »habe Dank! Dein Wesen, deine scheue Zurückhaltung haben mir wohlgethan, und daß du so eifrig, so klug mich fragtest, nicht mit Verachtung gegen die Meinen. Ach! bin ich denn noch

Weleda? Ich, die mit Göttern Zwiesprach tauschte, die ich im Rauschen der heiligen Wipfel hohe Weissagung vernahm, der die Wirbel des Stroms Siegverheißung zugeflüstert? Wehe, ausgerissen aus dem Boden der Heimat neig' ich hoffnungslos das Haupt, welkend, wie die ausgerissene Blume unter diesem heißen Sonnenbrand! Wo bist du, mein dunkelkühler, morgenfrischer Buchenwald? Dort – dort im fernen Norden suchen dich Auge und Sehnsucht!«

Da tönte draußen vor der Gartenmauer ein Tubaruf! der kleine Zug hielt vor der Pforte, der Tribun schritt waffenklirrend in den Hain der Bäder und stieg die Marmorstufen hinan, die auf die Mauerkrone führten. Er begrüßte ehrerbietig den Jüngling, den er als Günstling des Imperators kannte, und begann: »Komm, Barbarin! Es ist Zeit.«

Sie antwortete nicht; sie hatte, sobald die Legionäre nahten, ihnen den Rücken zugewendet; verträumt sah sie gen Norden.

»Zeit? Wozu?« fragte der Jüngling. – »Für den Triumph! Alle Straßen sind bekränzt, offen stehen die Türen aller Tempel! Auch du eile, Cornelius Tacitus. Titus hat nach dir gefragt: du sollst ihn begleiten.« – »Aber die Jungfrau?« – »Das Barbarenweib wird die besiegte Germania darstellen: in goldnen Ketten wird sie vor des Vespasianus Wagen gehn.« – »Ich fürchte sehr, das ist zu früh. Wie oft schon, wie lange schon triumphieren wir über das unterworfenen Germanien? Seit jenen Kimbrern! Und immer wieder müssen wir's besiegen.«

»Komm, Barbarin! Der Imperator wartet nicht.«

Und da sie ihn nicht zu hören schien, stieg er von der letzten Stufe auf die Mauerkrone hinauf, schritt an dem Jüngling vorbei und streckte die Hand nach ihr aus. Sie wich, rückwärts gehend, rasch ein paar Schritte.

»Horch! Von der Stadt, vom Theater des Marcellus her, dringt schon der Triumphsang der Legionen und der jauchzende Zuruf der Zuschauer: »Io triumphe!« – Folge! Hast du nicht verstanden?«

»Ich habe verstanden,« rief sie. »O diese Stunde – und auch ihren Abschluß – senden mir die Götter, die Götter der Heimat! Seit der scheußliche Verrat mich getroffen, ach! waren sie mir verstummt, waren sie von mir gewichen. Aber heute – in dieser Stunde: – ich fühl's: sie steigen auf mich nieder.«

»So weissage denn wieder!« lachte der Tribun. »Du hattest ja der Deinen Sieg verheißen. Heute erfüllt sich deine Weisheit!«

Da sprach die Jungfrau und ihr helles Auge blitzte: »Nie, so wenig wie Weleda, führt ihr Germania im Triumph ein!«

»Das Omen nehm' ich an! Komm, Germania! Wie schön von deinem weißen Arme sich die goldne Fessel hebt!«

Mit einem Ruck der kräftigen Arme riß sie die dünne Kette in der Mitte entzwei.

»Nicht in meinen Fesseln kehrten die Hohen bei mir ein, aber jetzt – aus freier Seele – darf ich wieder weissagen! In diesem Schauer, der mich zorneskalt durchrinnt, weht, wie daheim durch der Esche Wipfel, Wodans Atem.« Sie wandte sich abermals gen Norden: »Siehst du, Römer!« und sie warf das Haupt in den Nacken, daß das Haar wie

eine Silberwoge um sie flutete, – »dort – – von den fernen Bergen steigt herab in euer Land, hell in Waffen, eine ganze Heldenwelt. Immer neue, neue Scharen! Namen, voll von Siegesklang! Adlerhelme seh' ich blinken! Horch! die Hörner! Horch! Der Schildgesang! Heil, ihr blonden Siegeskönige! Schwingt die Streitaxt! Seht, es birst das Thor! Es springt die rost'ge Völkerfessel, wie Weledas Kette sprang! Du räche mich' du wirst, du mußt mich rächen, Geist des Civilis!«

Stauend hatte der Tribun diese wilde Erregung angesehen: besorgt trat der Jüngling an ihm vorüber einen Schritt näher. Nun folgte ihm der Krieger, er wollte nach ihr greifen.

Aber sieh! Plötzlich schwang sich von der hohen Mauer hinab in die Tiefe eine leuchtende Gestalt, rasch und hell, wie ein Stern vom Himmel schießt: – schon trug der Fluß die schöne Tote fort ins freie Meer.

I.

Es war im Jahre vierhunderteinundachtzig nach Christus, an einem schwülen Sommerabend, da lag in dem stattlichsten Hause von Tournay (– Doornick an der Schelde –) ein Mann schwer leidend; der vornehme Römer, dem das Gebäude dereinst gehört hatte, war schon längst – gleich bei der Annäherung der salischen Franken – aus der Stadt, dann über die Alpen nach Italien entflohen; nach der Einnahme der Feste hatte der salische Gaukönig Childirich an einer Säule in dem Atrium des Hauses seinen Schild aufgehängt und Wohnung genommen: nun – viele Jahre später – lag er hier an tiefer Wunde danieder.

Das Schlafgemach war von einer kleinen Ampel aus Bernstein, die von der marmorgetäfelten Decke herniederhing, nur schwach erhellt: ihr mattes Licht ward aufgesogen von den dunkeln, schweren Vorhängen, welche die Wände des schmalen viereckigen Raumes bedeckten und die fehlende Thür ersetzten. Der Leidende, ein Mann von etwa fünfzig Jahren, stark von Gliedern und vollrüstig, lag auf einem niedern Ruhebett, die Füße bedeckt mit einem mächtigen Bärenfell; auf einem zierlichen Dreifuß von durchbrochener korinthischer Erzarbeit bei seinen Häupten verbreiteten getrocknete und auch frisch gepflückte Heilkräuter würzigen Geruch. Vor ihm stand eine hochragende, ja gewaltige Frauengestalt, wenige Jahre jünger; sie strich ihm mit der Linken zärtlich über die glühende Stirn, über das kaum ergraute Blondhaar, das in den langen merovingischen Königslocken bis auf die Schultern wogte, während ihre Rechte eine Silberschale, gefüllt mit einer dunklen Salbe, hielt. Tiefster Schmerz lag auf den edeln, immer noch blendend schönen, nur etwas allzustrengen, ja scharfen Zügen: aber keine Thräne ließ sie in das meergraue Auge treten, auch nicht, als der Kranke tief aufseufzte. Sie stellte nun die Schale auf den Dreifuß nieder und strich mit beiden Händen hinter die Schläfe ihr prachtvoll rotes Haar, das reich vorflutete, wie sie sich über das Lager beugte. »Schmerzt die Wunde so scharf, Childirich?« fragte sie mit verhaltenem Weh. Er streichelte die weiße Hand. »Es ist nicht das,« erwiderte er, leise den Kopf schüttelnd. »Und es ist auch nicht, . . . daß ich sterben muß – trotz all' deiner Heilkünste und Zaubersprüche, Basina, die von Wodan, deinem Ahn, gelernt, von Geschlecht zu Geschlecht in eurer Sippe vererbten daheim im Thüringwald. Allzutief in die Brust flog mir vom Turme von Soissons herab der spitze Römerpfeil. Aber es ist nicht das! Weiß ich doch, daß ich nach dem letzten Hauch auffahre nach Walhall: denn nicht den Strohtod sterb' ich: – den Bluttod an der Wunde, die ich, meinem Volksheer an des Keiles Spitze vorkämpfend, empfing. Auch um dich Hochgemute ist mir nicht bang: denn ein heldenhaftes Herz schlägt dir im Busen und jedes Schicksal wirst du würdig tragen: solche Frauen aber wie du läßt Wodan nicht nach Hel hinabsinken zu den freudlosen Schatten: er hebt sie nach Asgardh empor, seinen Walküren gesellt: wie er jener herrlichen Hilde gethan. Ich werd' ihn bitten, das Gleiche dir zu gönnen, so daß wir ungetrennt Walhalls Wonnen teilen. Aber – ah . . .« Er stockte: der Atem verging ihm. Zärtlich küßte die Gewaltige, tief sich beugend, die fiebernde Stirn: »Sprich es nicht aus! Ich weiß, was dich quält: die Sorge um dein Volk, um . . .«

»Ach, unsern Sohn,« seufzte der Wunde.

Da verfinsterte sich das edle Antlitz der hohen Frau. Die scharf geschnittenen Nasenflügel zuckten, und bitter kam es aus den kaum geöffneten Lippen. »Ja, Chlodovech! Mein Stolz und meine Furcht.«

»Zwar,« hob der König mit stolzer Miene an, »reiche Angebinde haben ihm in die Schildwiege die drei Los-Weberinnen und alle Götter und Göttinnen gelegt. Seinen Kampfmuth der furchtlose Donar, seine kluge Ratfindung für Krieg und Frieden Wodan!« »Aber,« fiel die Mutter mit herbem Klang der tiefen Stimme ein – »Loge die Arglist, die scheulose Selbstsucht und – mit dem roten Haar und dem raschen Witzwort – die Falschheit, die lachend Wort und Treue bricht.« »Ja,« seufzte der Vater, »er ist wie die lodernde Flamme: seine Heißglut wärmt, seine Helle leuchtet bis zum Blenden . . .« »Jedoch,« schloß die Mutter, »ungebändigt und tückisch bricht sie plötzlich hervor, verzehrend Freund wie Feind! O wehe mir Armen, müßt' ich dereinst die Stunde verfluchen, da dieser Schos ihn gebar, einen Feuerbrand, der das Hehre, das Heilige vernichtet. – Allein er ist dein Sohn, Childirich: drum hoff' ich, die guten Gewalten in ihm werden siegen.«

»Horch, ich meine, ich hör' ihn unten im Hofe! Ja, das ist seine helle, dünne Stimme!« Die Frau trat an das Fenster des Schlafgemachs, schlug den rotbraunen Vorhang zurück und blickte in das Atrium hinab, dessen Estrich von pyrenäischem, weißem Marmor, von buntem Mosaik umrändert, in hellem Mondlicht leuchtete. Da kauerte, hinter eine Säule geduckt, ein schöner Knabe von fünfzehn Jahren; fast mädchenhaft weiß war die Hautfarbe, zierlich und fein der Bau der geschmeidigen Glieder, die Knöchel an Händen und Füßen klein; das rotblonde Haar stand in krausem Kleingelock von dem Kopf ab, zwei listige, scharf spähende Augen – meergrün wie der Mutter – blickten ebenso kühn wie schlau: die kurze, fein und scharf geschnittne Nase senkte sich auf einen kleinen Mund, der, vollendet schön geschweift, für das zarte Alter nur schon allzu ausdrucksvoll, unaufhörlich in zuckender Bewegung spielte. So hockte er, dem Luchse gleich, der regungslos ausgestreckt wagrecht auf dem Aste liegt, seine Beute von oben her mit unfehlbar sichrem, tödlichem Satze zu bespringen, hinter der Basis der dorischen Säule des Peristyls, von ihrem Schatten gedeckt, und lauerte unsichtbar. Vier Stufen unterhalb des Peristyls, vom vollen Mondlicht hell beleuchtet, stand in der Tiefe des Atriums, bei dem Brunnen, der eintönig, leise in eine Marmorschale goß, ein Jüngling, der, um eines Hauptes Länge höher, breitbrüstig, starkknochig, die muskelkräftigen Arme zornig reckend, die mächtigen Hände zu harten Fäusten geballt hielt. »Chlodovech!« rief der Zornigemute hinan zu dem umlaufenden schwarz beschatteten Säulengang: »Wo steckst du? Dreimal warf ich dich in ehrlichem Ringkampf, daß dir die zierlichen Knochen fast splitterten. Du flohst und verschwandest. Dann hast du mich – hinterrücks anspringend aus dem Dunkel! – niedergedrückt. Und jetzt? Komm vor zu offenem Kampf, wenn du Mut hast. Wo steckst du? Wo hockst du?«

»Hier!« kicherte wie ein übler Elbe der Gerufene, »hier! Auf deinem Nacken!« Und in hohem Satze schwang er sich von oben herab auf den Rücken des Ausforderers, der, nach kurzem Widerstreben, unter der Last zusammenbrach. Kaum gefallen, sprang er wieder auf und schüttelte den Listigen ab. »Chlodovech! Du Neiding!« grollte er. »Du hast . . .« »Gesiegt!« lachte der andre, wieder im Dunkel der Stufen hinauf verschwindend. »Durch elende Arglist.« – »Aber *gesiegt!* – Was denn? Was denn?« Er stieß diese letzten vier Worte rasch nacheinander aus den zusammengepreßten

Zähnen hervor, das ›was‹ scharf betonend. »Was denn?« wiederholte der andre. »Was? Schandthat!« – »Aber sie half! Was denn?« Da stöhnte der Vater, der oben auf dem Pfühle lag und durch das nun weit geöffnete Fenster jedes Wort verstanden hatte. Die Mutter aber drückte an den Marmorrahmen des Rundbogenfensters die Stirn so fest, daß sie schmerzte: sie fand keinen Laut für ihr Weh. Allein sie ballte grimmig die Faust.

»Ruf ihn herauf!« mahnte der Wunde, »Ich will ihn . . . züchtigen . . . Ach . . . ich kann den Arm nicht heben. Aber, Basina, versprich . . . schwöre: – das ist unsre letzte Zwiesprach – schwöre – bei Wodan deinem Ahn! – laß ihn nicht zum Neiding . . . lieber tot . . . – schwöre mir's: – nicht gegen Götter und Menschen ein Falscher . . .« – »Niemals! Beruhige dich, Lieber!« – »Nicht . . . bis du mir . . . geschworen!« – »Du fieberst! Großes, Herrliches ruht in ihm – *deine* Art – ich sagte es schon, vererbt von deinem großen Ahn Merovech-Serapio, – deinem Urgroßvater, der euch Saliern zuerst in diesem Lande Sitz und Macht geschafft. Er ist – ein Knabe noch – bereits ein Held. Hast du vergessen, – du selber hast's mit stolzem Blick erzählt! – wie er im Kohlenwalde auf der Jagd, als dir der Bär den Speer in der Hand zerbrochen hatte, zwischen dich und das Untier sprang und, unter seiner Pranke stürzend, ihm noch das Kurzschwert in das Herz stieß?« – »Ja – das war – wacker!« Und es flog ein Lächeln um die bleichen Lippen. »Und vor wenigen Wochen . . . vor Soissons – Guntbert – eben Guntbert, der unten – hat's erzählt – als ihr vor Soissons in das Geschwirr der Römer-Pfeile gerietet, die aus plötzlich geöffneten Schießscharten sausten und als du fielst – ach von jenem Pfeil getroffen! – und als alle Gefolgen scheu zurückwichen, vom Schrecken gescheucht; – wer allein hielt da bei dir aus, den Schild nicht über *sein* Haupt, über *deine* wunde Brust haltend?« . . .« – »Guntbert, und . . .« – »Und Chlodovech, dein Sohn. Blutend wie dich brachten sie mir – mit durchschossener Wange – auch ihn. Er lachte zu seinem eignen Schmerz – nur um dich bangte er! – und sein erstes Wort, als er wieder sprechen konnte, war: ›Blutrache für den Vater an allen Schützen von Soissons!‹ Er ist ein Fuchs, ja, aber auch adlerkühn.« Ihre Augen leuchteten. »Stolz der Mutter,« lächelte der Vater, »mögst du nie Schwäche der Mutter werden!« – »Sieh, das hat mir damals den Schmerz mit Freude verklärt.« – »Gewiß: es steckt ein Held in ihm. Aber . . .! O könnt' ich in die Zukunft schau. Wird er unserm Volk ein Heil oder ein Unheil?«

»Ich hoffe: ein herrlich Heil.«

»Ich will's glauben – und so leichter sterben. Aber schwöre mir, – sonst kann ich nicht Friede finden noch Freude in Walhall! – schwöre mir bei Wodan: – laß ihn nicht freveln gegen Götter und Menschen – eher . . . hörst du? . . . soll er sterben! Töte ihn!«

»Childirich! Welche Wahngebilde! Du fieberst.«

»Mag sein!« schrie der Leidende, »aber diese Sorge beißt bitterer als die Wunde. Ich kann nicht Ruhe finden,« – und er fuhr hastig empor, warf die Decke von sich und wollte von dem Lager springen, aber er taumelte: sie fing ihn auf; er lehnte an ihrer Brust, »Schwör's, schwör's! Laß ihn nicht leben, frevelt er gegen Götter und Menschen . . . Hast du mich je geliebt – – schwör's . . . ich bitte . . . ich befehle!« Und er sah flehend und zugleich drohend in ihr Auge.

Von Mitleid überwältigt legte sie die Hand auf sein heftig pochendes Herz: »Ich schwöre bei Wodan, dann soll er nicht leben,« sprach sie und ließ ihn sanft auf das Lager zurückgleiten.

II.

Da sprang der Knabe mit Einem Satz durch den Vorhang über der Schwelle: beide Eltern erschrakten: er kicherte wieder wie ein Elbe: »Hi, hi! Wie ihr zucktet. Ihr fürchtet euch. Geschieht euch recht. Gewiß habt ihr wieder Böses vom armen Chlodovech geredet.«

»Wie kannst du so frech sein!« drohte die Mutter. »Und so roh! Den Vater so erschrecken, – der schwer leidet.« Im Augenblick war der spöttische Ausdruck verschwunden aus dem immer von wechselndem Mienenspiel bewegten Gesicht: scharf spähen, aber mitleidvoll jetzt die grauen Augen auf den Vater, die Mundwinkel sanken traurig herab: »Was denn? Was denn? Der Vater? Noch immer Schmerzen? Es ging doch besser . . .!«

»Ich werde bald aller Schmerzen frei sein,« sprach der Wunde. »Das ist gut,« lachte der Sohn, »ist so langweilig ohne dich. Dann jagen wir wieder Bär und Auerstier und reiten wieder gegen das verfluchte Nest Soissons – aber diesmal nachts – und ohne vorher die Waffenruhe zu kündigen . . .« »Schäme dich,« schalt der Vater in hoher Erregung. »Hierher! An meine Seite. Noch näher. Ich habe nicht viel Stimme . . .« – »Vater! Du wirst mir doch nicht sterben?« Aus tiefem, wirklichem Gefühl kam das heraus. Aber rasch fuhr er lachend fort: »Noch nicht! Bin noch zu jung! Die Franken wählen mich noch nicht dir zum Nachfolger. – Nun, Mutter! Was denn! Was denn? Was schlägst du mich?« – »Du herzloser Bube! Das sagst du dem sterbenden Vater?« »Ja« . . . stotterte der Gescholtene, die geschlagene Wange reibend, »jeder Königssohn will, glaub' ich, König werden.« Childirich lächelte trüb: »Laß ihn. Diese Offenheit, ob frech, ist nicht sein Schlimmstes.« »Siehst du, Mutter, wir Männer verstehen uns besser,« lachte Chlodovech, immer noch die Wange reibend. »Beim lodernden Loge, das that weh.« Und damit ließ er sich auf einem Schemel neben dem Lager nieder und streichelte des Kranken blutleere, abgemagerte Hand. »Mein Sohn, vernimm meine letzten Ratschläge und Befehle; folge in allen Stücken deiner Mutter, der edeln Frau: denn sie ist hochgemut, der Geist Wodans lebt in ihr. Wehe dir, wenn du sie je betrübst! Und halte fest im Vertrauen auf die alten Götter unseres Volkes, unsere hohen Ahnen, die unsere Sippe groß gemacht: ehre ihre heiligen Haine, zumal den uralten dort am Rheine, im Gau Toxandria, der unseres Volkes Wiege. Halte Friede mit den Bischöfen der Römer: – schone ihre Kirchen: aber nicht allzuviel laß dir von ihnen einreden.« – »O ich werde schon nicht!« – »Halte dich, wann du nun den Königsstab tragen wirst . . .« – »Also du meinst, sie wählen mich?« Rasch kam die Frage, der scharfe Blick loderte. »Ja, sie werden dich wählen aus . . .« »Aus Liebe, aus Dank für deinen Vater,« fiel die Mutter ein, »aus dem Glauben, der Sohn wird ihm gleichen an Heldenschaft.«

»Ich bin nicht feig, Mutter!« grollte Chlodovech.

»Und an Treue und Ehre,« sprach der König schweratmend. »Vergiß es nie: wohl ist Klugheit dem König vonnöten und nicht leg' er das Herz auf die Zunge: arg ist gar mancher unserer Nachbarn, am ärgsten der Römer: also schweigen und klug sein ist gut, aber den Sieg hat uns Siegvater gelegt ins Schwert, nicht in den meuchelnden Dolch: kein Sieg gedeiht, den Treubruch und Tücke erlistet haben: immer am Ende

gewinnt die Wahrheit! Stirb stolz, ehe du treulos lebst. – Und nun wisse, vom Urgroßvater – von Merovech her – vererbt, dem sagt man ein Wandrer – Wodan war's – es als Gastgeschenk in der Halle zurückließ beim Abschied – ist unserer Sippe zu eigen ein Siegeschwert . . .« »Wo? Wo ist dies Schwert?« voll feuriger Gier sprang der Knabe auf. Aber der Wunde fuhr – mit Anstrengung – fort: »Und außerdem – ein Hort, ein reicher Hort ist der Könige bester Freund in der Not! – ein Hort, – der dir aber nicht gleich zur Hand sein soll – nur als letzte Zuflucht – sonst vergeudet ihn deine Jugend – geborgen liegt bei dem Siegeschwert ein gewaltiger Hort für dich.« – »Wo! Vater, wo?« – »Das sollst du noch nicht erfahren: erst in höchster Not: und nur – nur zwei Augen – zwei einzige auf Erden – wissen darum und sahn ihn liegen.«

»Wer! Wer ist das?« Er faßte mit den beiden Händen die Rechte des Vaters. »Das ist – – – oh der Schmerz. Leb wohl, mein Weib! Leb wohl, Chlodovech! Halte Treue, hörst du? *Treue!* Ah! Schwör's! Treue! Schütze die Weihümer der Götter, schütze ihre Verehrer. Schwör's.« »Ich schwöre,« sprach der Knabe, tief ergriffen. »Nun ist's gut.« Und mit tiefem Aufseufzen sank er zurück und war tot.

III.

Nach wildem Aufschrei des Schmerzes, mit dem sich die hehre Gestalt der Königin über den Gatten geworfen, war sie allmählich von seiner Brust herab auf die Knie geglitten, mit beiden Armen seine Schultern umfaßt haltend: sie konnte nicht weinen.

Nicht lange hatte Chlodovech bei dem Vater geweilt: heiß waren ihm die Thränen in die Augen geschossen, heftig hatte er geschluchzt; aber bald wischte er das Naß von den Wangen und sah von dem ernsten, durch den Tod geweihten, strengen Antlitz hinweg: es schien ihm zu drohen oder doch die letzte Mahnung – wie versteint zu verewigen. Unstet wandte er das Auge und ließ es im Gemach umherwandern: da traf es auf den neben dem Speer an der Wand lehrenden Königsstab, einen weißen Eschenstock, der oben in eine greifende Hand von Gold auslief.

In leisen, kleinen Bewegungen des feingliedrigen Leibes glitt Chlodovech langsam hinter den Rücken der Mutter, wandte sich und geschmeidigen und geräuschlosen Schrittes huschte er in jene Ecke, haschte mit katzenleich sichrem, unhörbarem Sprung und Griff den Stab und war im Augenblick durch die enge Wandthür verschwunden. Bald scholl sein freudiger Schritt in dem entlegenen Hofe, wo er die im Palatium lebenden Knaben der Edelinges zum Nachtmahl versammelt wußte: plötzlich sprang er unter sie: erschrocken fuhren sie auf: »Was denn? Was denn?« rief er, den Stab über seinem Haupte schwingend. »Ja, fürchtet euch nur! Und gehorcht mir. Mein Vater liegt tot und *ich* bin euer König. Hier halt' ich seinen Stab: laß sehen, wer ihn mir wieder abnimmt.«

Der Sohn hätte nicht nötig gehabt so ängstlich jedes Geräusch zu vermeiden bei dem Verlassen des Gemaches: denn die Witwe, die ihm freilich den frechen Griff nach dem Königsstab verwehrt haben würde, den nur die Wahl des Volksheeres gültig verleihen konnte, lag so tief in ihren Schmerz versunken, daß sie noch geraume Zeit nichts Äußeres wahrnahm. So hatte sie es auch nicht bemerkt, als, lange nach Chlodovechs Entfernung, der Vorhang des Haupteingangs ganz leise auseinander geschoben ward und eine schlanke graue Gestalt auf der Schwelle sichtbar ward.

Freilich, so schattenhaft, so unirdisch leicht schien das zarte Wesen, die Bewegungen waren so leis, wie die Jungfrau nun im Rücken der Trauernden über den glatten Marmorestrich gegen das Sterbelager dahinglitt, daß sie mehr einer Geistererscheinung als einem Menschenweibe glich.

Als die Schlanke an dem Fußende des Lagers angelangt war, ließ sie sich hier niedergleiten, drückte demütig das blondgelockte schmale Haupt, die weiße Stirn mit den stark durchschimmernden blauen Adern auf die Zehenspitzen des Toten und umfaßte mit den fromm zum Gebet gefalteten Händen seine Knöchel. Lange lagen sie so, die beiden Frauen, die Witwe zu Häupten, das Mädchen zu Füßen des toten Mannes.

In tiefem Schweigen stand das Gemach: auch von außen drang kein störender Laut herein: es war wie ein Grab, so feierlich: die Schauer der Ewigkeit webten um die drei Gestalten.

Endlich erhob sich, tief aufseufzend, Basina, beugte sich über den Gatten und drückte einen Kuß auf seine bleiche Stirn. Nun zurücktretend gewahrte sie die rührende Gestalt, die so demütig da auf der Erde neben dem Pfühle hingegossen lag. Sonder Erschrecken, ohne Befremdung sogar sah sie auf das Mädchen in den grauen Schleiern herab; sie nickte leise, als habe sie das erwartet. »Genoveva!« sprach sie nun ernst, aber ohne Strenge.

Die Beterin richtete sich langsam auf: auch sie ohne Hast, ohne Scheu: sie schlug die tiefdunkelblauen Augen mit den großen Augensternen voll auf und hob einen langen Blick zu dem gewaltigen Weibe empor, das sie hoch überragte; sie rang nach einem Worte: sie fand keines.

»Ich wußte,« sprach die Frau, »du würdest kommen, wann – aber woher wußtest du . . .?« »Die Heiligen!« erwiderte das Mädchen mit wohltonender Stimme. »Sie sprachen diese Nacht im Traume zu mir: ›Geh' hin, Genovefa. Er wird die Sonne nicht mehr aufsteigen sehn. Geh' hin und bete bei dem Toten für seine Seele.‹ Darf ich, Frau Königin?« Basina zog die starken Brauen in die Höhe. »Immerhin! Überflüssig für ihn: – denn er sitzt jetzt selig an Walvaters Seite. – Aber *dir*, *deiner* Seele, thut es gut. So bete denn. Ich lasse dich allein bei ihm. Im Tode – wie so oft im Leben. Du hast ihn mir nehmen wollen: . . . unsern Göttern, mein' ich. Er blieb ihnen treu.« »Ich wollte seine Seele retten,« hauchte Genovefa und erschauerte. »Ich weiß. Und ich weiß auch – *nur* für den Christenhimmel wolltest du mir ihn nehmen. So wähtest du wenigstens. Ich ließ dich gewähren mit dem Lebenden . . .« »Ich – die Mutter – die Schwestern danken ihm alles! Leben – Ehre« – sprach hastig die Christin. »Als nach der Erstürmung von Avron die Krieger mich davonschleppten, hat er . . .« – »Ja. Und *dein* Dank war warm. – Ich verstand es. Und versteh' es. Ich gehe, seine Gruft zu bestellen. Küsse ihn, Genovefa.« Und hoch aufgerichtet schritt sie hinaus. Da warf sich das bleiche Kind in heißem Schmerz neben dem Toten nieder, faßte seine herabhängende Hand und küßte sie: »Ah, auf ewig verdammt, verdammt um das Weib des andern! O heilige Jungfrau – erbarme dich seiner! – Verdammt um ihretwillen!«

IV.

Mit großem Gepränge war König Childirich bestattet worden in einer Hügelgruft zu Tournay: sein Lieblingsfalke ward ihm nachgesandt in den Tod; wenig ahnten die heidnischen Priester, die hierbei walteten, daß seine christlichen Enkel – gleichsam zur Sühne – dereinst eine Basilika dem heiligen Martin von Tours zu Ehren über der Gruft aufführen würden.

Am gleichen Tage hatte das nach Tournay berufene Volksheer der drei kleinen Gaue, auf die des Verstorbenen Königtum beschränkt gewesen war, den fünfzehnjährigen Erben, der vor kurzem erst die Schwertleite empfangen, aber sich sofort in dem Zuge gegen Soissons derselben vollwürdig bewährt hatte, zu Childirichs Nachfolger gekoren.

Nicht ganz ohne Widerspruch war das geschehen. Es fehlte nicht an Männern in dem Volksheer, die bei aller Dankbarkeit gegen den Vater, den Sohn doch noch zu knabenhaft fanden, ihr Führer im Kampf, ihr Richter im Königsding zu sein. Es ward erinnert, daß nahe Gesippen des Gaukönigs von Tournay, – ebenfalls Merowingen, – Vettern Chlodovechs, gereifte Männer in den Nachbargauen zu Cambrai, zu Théroutte, zu Le Mans walteten: einige unter diesen wurden vorgeschlagen als Nachfolger Childirichs: die weiter Denkenden wiesen wohl auch darauf hin, es sei bei der gefährdeten Lage der einzelnen salischen Gaue wünschenswert, daß ihrer mehrere unter Einem König zusammengeschlossen würden. – Jedoch der Dank gegen Childirich und das Vertrauen auf die bereits bewährte Kühnheit und Klugheit seines Sohnes drangen durch: er ward gekoren und nahm den Königsstab aus des ältesten Richters Hand.

Aber dermaßen erhitzt und erbost hatte jener Widerstand den Rotlockigen, daß er, als nun die Entscheidung gefallen und gegen Abend das Volksheer aus dem Blachfeld vor den Wällen der Stadt abgezogen war, sich in die nahen Heimatorte zu zerstreuen, brennenden Kopfes zu seinem Waffenbruder Guntbert lief und in ihn drang, mit ihm in den nahen Königstann zu reiten.

»Warum!« fragte der ruhig, übrigens schon bereitwillig zum Marstall schreitend. »Um was zu thun?« – »Was denn? Was denn? Zu reiten, zu rennen, tief Luft einzuatmen, noch mehr die Hitze auszuatmen, die ich all' die Stunden mühsam in mir verhalten mußte.« Kaum hatten die beiden das schmale Wallthor im Süden der kleinen Feste hinter sich, als Chlodovech seinem Rotroß den Sporn so scharf in die Weichen schlug, daß das edle Tier hoch aufstieg und wie ein Pfeil voranschoß auf der alten gut erhaltenen Römerstraße nach Cambrai.

Nur mit Mühe konnte Guntbert auf seinem Braunen folgen. Erst tief im Inneren des Waldes zog der hitzige Reiter Zügel; dichter Schaum floß dem Pferde vom Gebiß, als es stand. Sofort sprang Chlodovech ab und warf sich auf das weiche Moos, tief atmend und mit beiden Armen um sich schlagend. Auch Guntbert stieg nun langsam ab; kopfschüttelnd fragte er, den steten Blick der treuen Augen auf den Zappelnden richtend: »Was hast du, Chlodovech?«

»Was ich habe! Königtum hab' ich. Macht hab' ich – zwar nicht viel, aber wartet nur! – Ihr sollt euch wundern – alle. Auch du! Aber zumeist . . . – nun zum Beispiel meine

lieben Vetter in Cambrai und Le Mans! Die können froh sein, daß ich schließlich doch gekoren ward!« – »Froh? Die wären wohl lieber selbst König *deiner* Gaue geworden!«

»Wären's ja nicht geworden! Hätte sie sogleich umbringen müssen. Nun haben sie noch ein paar Jahre gewonnen. Denn jetzt müssen sie mir erst helfen gegen – nun, eben gegen andere. Dann kommen sie daran.« – »Wie abscheulich!« – »Was denn? Ist ja dumm! Schau, das einzige Gescheite, was gegen mich gesagt ward, war das von der Vereinigung mehrerer Gaue unter Einem. Der Mann hatte recht, der alte Wisogast. Und recht soll er behalten. Der wird noch viel Freude an mir haben. Ich werde viel mehr unter mir vereinen, als er ahnt! Warum ich dir das sage, Guntbert? Ja, ist vielleicht dumm. Man soll das Herz nicht auf der Zunge tragen, warnte der Alte. Aber sieh, manchmal muß das Herz heraus! Und ich habe keinen, dem ich's ausschütten mag.« – »Deine hohe Mutter?« Chlodovech furchte leicht die Stirn. »Die ist mir zu – nun: zu Göttingleich. Sie taugte besser in Asgardh Königin zu sein an Frau Friggs Statt als meine – Unterweiserin in diesem viel durchkämpften Gallien. Und dann – wozu ein zweites Gewissen? Hab' ich das leise da drinnen in der Brust zum Schweigen geschwatzt, dann fängt die Wodans-Enkelin an, laut zu mahnen. Beim lodernden Loge! Ich wüßte schon selbst, was gut ist, wenn ich's thun wollte. Ist ja dumm. Und dumm ist freilich auch von mir, daß ich dich gut leiden mag, du plumper Mann, du Eichblock. Aber auch wieder nicht dumm. Denn ein König muß einen haben, der ihm dient, treu, scharf, stumm wie das Schwert. Und das sollst du mir sein. Bist es schon. Sollst aber noch fester gebunden werden: Merk' auf – neige dein Ohr – weißt du, wen ich zum Weibe nehmen soll nach vieler Wunsch und Rat? Merkst nichts? Es geht dich doch recht nah an? Sieh, wie es dir ins Gesicht schießt! Ja, ja, Bertrada, deine Bertrada.« »O Chlodovech!« stöhnte der Jüngling.

»Was denn? Was denn? Wenn ich's wollte, würde ich dir's sagen? Ist ja dumm! Will sie nicht! Wohl ist sie schön – sehr schön sogar. So, was man sagt: edel. Möcht' sie wohl . . .! Bin nicht blind. Aber ist ja dumm. Mein Weib muß mir nicht Schönheit einbringen und ›Tugend‹ und all' das Zeug: – ein Königreich. Nun stammt ja Bertrada aus edelm Geschlecht der Thüringe – ihr Vater hat meiner Mutter – nun, sagen wir in kindlicher Schonung«: – er lachte häßlich – ›Reise‹ aus Thüringen zu meinem Vater begleitet.« – »Wie meine Mutter.« – »Jawohl, damals Frau Basinas beide einzige Helfer. Und darum raten viele kluge Männer – ist nicht dumm! – ich solle die Thüringtochter nehmen und, auf ihr Erbe gestützt, das ganze Thüringland. Ist doch dumm! Ist noch zu früh! Zu weit weg. Es giebt andere Reiche, näher, schöner, reicher. Also, horch hoch auf, verliebter Guntbert: dein König entsagt großherzig – wie er nun einmal ist – Bertraden und giebt sie dir!« – »O Chlodovech! Du bist gut.« – »Glaube mir das nicht! Fällt mir gar nicht ein!« – »Dank! Dank! Mein Blut – mein Leben . . .!« »Was denn? Ist ja dumm. Das heißt: nein. Ist sehr recht von dir. Ist sogar deine Pflicht gegen deinen König. Und nun – ich weiß! – bist du mir noch viel fester zu Treue verbunden, als durch die Blutsbruderschaft, die wir vor wenig Nächten schlossen. Sieh, da ich heute so froh bin, daß ich den Königsstab gewann, wollt' ich auch dich erfreuen. Nein, danke mir nicht! Denn zuletzt hab' ich es doch nur aus Schlaueit gethan: viel lieber als Thüringen ist mir . . . nun, was anderes. Und dich will ich mir verpflichten auf Leben und Tod. Komm! Nach Haus! Es wird kühl in dem Waldmoos. Laß uns die Hengste heiß zurückhetzen. Wenn ich nur das Eine wüßte,« sprach er beim Aufsteigen, unhörbar für den Freund, »wenn ich doch den toten Vater wieder aufwecken könnte! Nicht auf lange!

Beileibe! Ich will König bleiben. Aber daß er starb, ehe er das Eine Wort sagen konnte!
Wer, wer weiß um das Eine und . . . um den andern? Da steigt der Stern Freias auf!
Schau' her, Stern, – ich befehl' es –, hier siehst du einen König!«

V.

Ein Paar Tage darauf schritt die verwitwete Königin – sie trug graue Trauerkleider und hatte jeden Schmuck abgelegt – in dem nach römischem Geschmack angelegten viereckigen Gärtlein des bescheidenen »Palatiums« zu Tournay auf den mit buntem – rotem und gelbem – Sand bestreuten Wegen in der Mitte eines schönen jungen Paares langsam auf und nieder. Zu ihrer Rechten ging der stattliche Guntbert; aber er ließ schwermütig das Haupt sinken und das holde blonde Mädchen, das an Basinas linkem Arme hing, drängte, hart kämpfend, die Thränen zurück.

»Es ist nicht möglich!« sprach die Königin hauptschüttelnd vor sich hin. »Er hat es dir versprochen, sagst du, Guntbert?«

»Fest versprochen. Und meinen Dank dafür genommen. Und gesagt, nun sei ich ihm noch stärker verpflichtet!« – »Und zwei Tage darauf . . .?« – »Ruft er mir, vom Gaul herab, an mir vorübersprengend, zu: ›s ist nichts mit Bertrada. Die kriegt ein anderer!« »Nie!« sprach die Jungfrau ruhig. Und nun, da sie sich hoch aufrichtete, die großen, hellen Augen gen Himmel richtend, sah man erst, wie hochgewachsen auch sie war. Schweigend drückte die Königin ihren Arm an die Brust. »Und bald erfuhr ich,« hob Guntbert wieder an, »wie das kam und wer mir vorgezogen wird. Seit ein paar Wochen weilt ein Römer hier, ein Gesandter des Burgundenkönigs . . .« »Cautinus!« nickte die Königin, »ein Neffe des Bischofs Theoplastus von Genf. Ich sah es wohl, mit welchen Blicken er die Schlanke verfolgte,« grollte sie drohend und zog die Brauen zusammen: dann sah sie wirklich aus wie eine zürnende Göttin aus Asgardh.

»Der warb um sie bei ihm: – ist er doch ihr Muntwalt, da sie, die Fremde, eines Thürings Tochter, rechtlos ist im Lande und nur vom König geschützt. Der Römer bot ihm Gold, – erzählte mir Ansovald, der Antrustio, der dabei stand, viel Gold . . .« »Verkauft wie eine Ware!« sprach Bertrada. »Aber ich habe eine Seele. Und . . . des Vaters Schwert.« Und sie hob die geballte Faust.

Da blieb die Königin stehen und küßte des Mädchens Stirne. »Du Wackre! Das ist deines Vaters Art. Wie er sich selber Treue hielt – und mir – so du. Als alle, alle, die jahrelang der Königin geschmeichelt am Königshof der Thüringe, feige, treulos, falsch von mir abfielen in der Stunde der Gefahr, da haben nur zwei Herzen der Verfolgten Treue gehalten: dein Vater und, Guntbert, deine Mutter. Sie allein teilten viele Wochen lang die Gefahren, die Schrecknisse meiner Flucht durch die in Winterschnee starrenden Wälder, über das bröckelnde Eis aller Ströme von der Unstrut bis an die Schelde. Den Bären und den Räuber hat dein Vater, Bertrada, mir vom Leibe gewehrt, deine Mutter, Guntbert, mir die wunden Füße gesalbt; zuletzt haben beide mich getragen zwei Tage lang. Wohlan denn: Treue um Treue! Ich werde euch helfen, ich werde euch vereinen, so wahr ich den Treulosen geboren!«

»Das zählt dir nicht bei mir, Mutter,« rief eine hohe Stimme. Und Chlodovech sprang hell lachend hinter dem Vorhang hervor, der den Garten von dem Opisthodomos schied. »Das hast du nicht mir zu Lieb gethan. Kanntest mich ja noch gar nicht!«

Unwillig blieb die Königin stehen; das Mädchen drückte die Faust auf die Brust. »Ich hab' dein Wort!« rief Guntbert. »Da hast du auch was Rechtes! Ein König muß viele

Worte haben: – Ja und nein nebeneinander! Der andere hatte auch eines meiner Wörter. Was denn? Hilft ihm auch nichts. Ist ja dumm!«

»Chlodovech! Halte Treue. Es war des Vaters letztes Wort.«

Sehr ärgerlich drehte sich der junge König auf der Ferse um sich selber herum. »Mutter – wenn du mir immer nur mit diesem Worte kommst – ich . . . ich ertrag's nicht. Ist ja . . .« Er fing das rohe Wort. Aber er sprach zu sich selber: »Mit ihrem Starenlied von der Treue! Sie wird mich mal so ärgern, daß ich sie nach ihrer ›Reise‹ aus Thüringen frage . . .« Er atmete nochmal heftig. Dann hatte er sich bezwungen. »Wozu all' das Gerede! Ist ja dumm. Wollte ich diese junge Walküre für mich haben – ja, blitze nur mit den Blauaugen! – oder für einen andern, so würde mich weder ihres Vaters dummes altes Schwert . . . – wo mag es übrigens sein?«

»Unter meinem Hauptkissen.«

»Noch Guntberts Zorn, noch der Frau Mutter Treuegesang abhalten. Meint ihr, ich fürcht' euch? Ich fürchte nur – manchmal – mich selber. Aber beruhigt euch, ihr Lieben. Es hat mich schon lange wieder gereut. Der Römer bot mir – nach genauer Schätzung! – doch nicht so viel als Guntberts Treue wert ist. Cautinus ist samt meinem Königswort abgeritten: – aber ohne die Braut! – Die Braut ist Guntberts! – Das bezahlte Brautgeld hab' ich freilich dem andern zurückzugeben . . . vergessen. . . . Ja, was willst du, Mutter? Der Schatz ist leer! Ein König ohne Geld ist . . .? Ist ja dumm. Und Wodan, dein hoher Ahn, hat auch gar oft Riesen und schöne Weiber – betrogen. Treue halten ist gut für Unterthanen, Götter und Könige können das nicht erschwingen. Also rüstet den Brautlauf! Schöne Bertrada, dem ersten Knaben leg' ich mit dem Namen ein Zahngeschenk in die Wiege. Kann man nicht Vater sein des Kindes eines schönen Weibes, – denn du bist wirklich schön, du Trutzige, nur gar zu herb! – ist es eine Art Abfindung, Namengeber dieses Balges werden!« – »Chlodovech! Du bist . . .!« – »Ja, Mutter, nicht ganz so . . . feierlich wie du. Wer weiß, welcher Elbe *mein* . . . Pate war und mir seine Art zum Zahngeschenke gab? Man raunt allerlei davon im Volke der Franken!«

VI.

Wenige Jahre nach Chlodovechs Thronbesteigung schrieb Theoplastus, Bischof der burgundischen Stadt Genf, an Remigius, den frommen, weisen und edeln Bischof von Reims, welche Stadt Chlodovech längst gewonnen hatte: »Remigius, dem in Christo geliebten Bruder, der da zu Reims den Bischofstuhl schmückt, sendet bischöflichen Gruß Theoplastus von Genf. Es ist wohlgethan, geistlicher Pflicht und weltlicher Klugheit gleich entsprechend, daß die Hirten der christlichen Herde über die trennenden Grenzen der weltlichen Reiche hinweg sich brüderlich die Hände reichen und gemeinsame Zwecke gemeinsam verfolgen, ohne Rücksicht auf die Vorteile der Staaten, denen sie – dem Leibe nach – angehören.

Denn der Seele nach gehören sie nicht den weltlichen Reichen an, sondern dem Reiche Gottes: die weltlichen Reiche aber und ihr Recht sind nur ein notwendiges Übel, eine Frucht des Sündenfalles: im Paradiese gab es weder Recht noch Richter: eine Folge also der Verführungsthat des Teufels sind Recht und Staat, diese leidigen Krücken der erkrankten Menschheit: die gesundete wirft sie von sich am Tage des Gerichts, da Recht und Staat untergehen werden, zugleich mit dem Teufel, von dem sie verschuldet sind, wie Sankt Augustinus schreibt in seinem herrlichen Werke »vom Gottesstaat«: dies Buch sollte man als Gesetz verkünden in allen Staaten von Christen. Da würde kein König mehr der Kirche Rechte kränken können: denn alle Geltung – schreibt Sankt Augustin – die dem Staate, dem weltlichen Gesetze, zukommt, kann nur das ewige Gesetz der Kirche ihm verleihen. Daran müssen wir denken Tag und Nacht und danach unsern Gehorsam gegen die Könige der Welt bemessen.

Auf diese Gedanken ward ich geführt, weil, was ich dir, in Christo geliebter Bruder, vorschlagen werde – unter dem Siegel priesterlichen Schweigens! – dir vielleicht auf den ersten Blick bedenklich erscheinen kann, als ob es mit der Treue des Unterthans gegen seinen König etwa nicht sonderlich gut vereinbar sei. Allein in der Priesterweihe legen wir den natürlichen, den weltlichen Menschen und unsere Volkesart ab und ziehen einen geistlichen Menschen an: nur der weltliche aber war an den Staat gebunden, nur ihn verpflichtete der Eid der Treue, den jener – noch als Laie – geschworen hatte.

Es handelt sich – kurz gesagt – darum, die Herrschaft eures jungen Königs über dies unglückliche Reich der Burgunden auszudehnen. Du staunest, du fragst: »Wie kommt ein Bischof dazu, sich einen Heiden zum Herrscher zu wünschen, statt der beiden christlichen Könige, unter denen er steht?« Die Antwort lautet: die burgundischen Könige sind Ketzer, Arianer. Sie sind nicht Christen: denn sie gehorchen nicht bischöflicher Vermahnung: und der heidnische Frankenkönig? Nun, der muß eben katholisch werden!

Mit unsäglicher Mühe habe ich seit Jahren im Verein mit den Mitbischöfen in Burgund König Gundobad von seiner arianischen Ketzerei hinweg für das Bekenntnis des heiligen Athanasius zu gewinnen gesucht: ein großes Religionsgespräch zwischen uns und seinen arianischen Balspriestern, in dem ich alle Kraft des Geistes – sie ist, wie du

weiß, nicht ganz gering! – aufwandte, brachte ihn nur zu einem Achselzucken, wie weiland Pontius Pilatus!

Nun, da er nicht hören will, soll er fühlen! Er unterdrückt uns nicht gerade, aber er läßt uns auch nicht frei gewähren: – freilich auch seine arianischen Bischöfe nicht: die Kirche aber ist nicht frei, wenn sie nicht herrscht. Darum haben wir, die rechtgläubigen Bischöfe im Reiche der Burgunden, unsere Augen auf einen andern geworfen, den ungehorsamen Ketzer durch einen ungehorsamen Sohn der Kirche zu ersetzen: auf euren König: Chlodovech.

Es ist staunenswert, was dieser junge Heide in den wenigen Jahren seiner Herrschaft vollbracht hat: er gemahnt an den Knaben David, den Sohn Isais. Noch nicht zwanzig Jahre alt, hat er Syagrius, den letzten Befehlshaber, der noch römischen Besitz in Gallien behauptete, vor seiner Stadt Soissons geschlagen: – er selbst – der junge König – soll in dem Kampfe das Beste gethan haben. Auf seinem Rotroß seiner Gefolgschaft vorausjagend, entriß er mit eigener Faust dem Tribun den letzten Adler der letzten römischen Legion, der noch in Gallien die goldnen Schwingen hob, ihn und vier Centurionen im Einzelkampf um dieses Feldzeichen erschlagend. Er – der erste, weit vor all' seinem Heer! Dann zerschlug er mit seiner Streitaxt das Thor von Soissons, drang ein, nur von einem Gefährten gefolgt und wehrte sich, den Rücken an den Wall gelehnt, lange, lange Zeit, bis die Nachdringenden ihn, den nach vielen Wunden Gefallnen, unter dem Schilde seines blutenden Gefährten hervorzogen.

Und seit er Soissons gewonnen – bei der Teilung der Beute mit seinen Franken soll er allerdings das meiste heimlich für sich beiseite gebracht haben! – hat er wie ein fressend Feuer um sich gegriffen. Oder vielmehr: Gott und die Heiligen haben ihn von Erfolg zu Erfolg getragen, wie da geschrieben steht in den Psalmen: ›Ich werde die Völker unter dich zwingen und die Leute werfen unter deine Füße, ich will deine Feinde zerstoßen wie Staub vor dem Winde.<

Er findet keinen Widerstand – oder überwindet ihn, wie von den Flügeln der Engel hinüber getragen. Bis an die Seine, ja bis an die Loire hin, gewann er alles Volk, mehr durch Klugheit als durch Waffengewalt, die Römer und die alten Einwohner in der Bretagne fallen ihm zu. Bald wird er in Paris einziehen, wo die fromme Jungfrau Genoveva, seines Vaters Schutzbefohlene, eine Heilige, die bei lebendem Leib allerlei Wunderzeichen verrichten soll, die Seelen der Einwohner für ihn gewinnt. Nun, in Christo geliebter Bruder, und dieser Mann, dem sichtbarlich Gott und die Heiligen die Wege bahnen – was ist er? Ein Heide! Freilich!

Seine Erfolge aber sind so groß, daß man nicht mehr sagen kann: Gott läßt sie nur zu, zur Strafe unserer Sünden, wie Pest oder Hungersnot, nein: Gott will durch diesen Mann seine Kirche verherrlichen auf Erden. Und wir – wir müssen dazu helfen mit irdischen Mitteln zu himmlischen Zwecken. Das ist des Priesters, des Bischofs wichtigste Pflicht! Denn von Anfang hat der Merowing – klug oder gut – sich gar freundlich gestellt zu den Bischöfen seiner Städte. Er, – der Heide! Ganz anders als jene gottverfluchten Könige der Goten und unsere burgundischen: die beide zwar Christen heißen, aber üble Ketzer sind! Zehnmal schlimmer der Ketzer als der Heide! Der Heide hat das Wort des Heils noch nicht vernommen oder nicht verstanden, der Ketzer hat es vernommen und in Unheil verkehrt. Die Ketzer verfolgen die Katholiken: – die Heiden lassen sie gewähren, ja, ich kenne manchen heidnischen Germanen, der,

wie vor seinen Göttern, vor Sankt Martinus fromm die Kniee beugt: wenn er zwölf Götter verehrt, warum nicht vierundzwanzig? Schon jetzt, da Chlodovech noch Heide, sehnen gar viele Katholiken in Burgund und im Westgotenreich – so schreibt mir zum Beispiel der Bischof von Langres – seine Herrschaft herbei: er schützt sie jetzt schon, die Arianer bedrücken sie. Dieser Merowing scheint von Gott berufen, große Macht in Gallien zu gewinnen: wohlan, er *soll* sie üben: aber im Dienste der heiligen Kirche.

Diese Gedanken nennst du vielleicht allzu weltlich? Denn wohl bekannt ist mir dein frommer, reiner, nur auf das Himmlische gerichteter Sinn.

Wohlan, so vernimm denn: die Heiligen haben jene Gedanken feierlich gebilligt. Viele Monate lang – seit jenem Religionsgespräch, in dem ich den schnöden Zweifler Gundobad zu überzeugen nicht vermochte, – zu meiner tiefen Demütigung! – wälzte ich Tag und Nacht diese Erwägungen im Kopf und bat die Heiligen, mich zu erleuchten. Vor drei Tagen schlief ich – nach langem Planen und Beten – ein: alsbald erschienen mir, vom Strahlenkranz die Häupter umleuchtet, die heiligen Bischöfe Martin von Tours und Hilarius von Poitiers, die ich zuletzt angerufen im Gebet, und sie sprachen: ›Mein Sohn Theoplastus, du bist auf dem rechten Wege: das Reich der Burgunden soll und wird den Franken zufallen und du selbst wirst den Merowing zum Taufbecken geleiten. Die Ehrung, die dir Gundobad versagt, wird Chlodovech dir reichlich leisten.‹ Nach diesem Gesicht ist mir der letzte Zweifel geschwunden: ich schwöre dir: so haben die Heiligen gesprochen.

Nun erwäge meine Worte, vor allem aber die der Heiligen, und verweigere nicht deinen Beistand zu einem frommen und heiligen Werk. Ich denke dabei nicht gleich an Krieg und Eroberung: ich will erst den Heiden für den rechten Glauben gewinnen, bevor ich ihm das Reich Burgund in die Hände spiele. Und dazu hat uns Gott ein trefflich Werkzeug gegeben!

Du weißt, wie die Dinge bei uns liegen. Unsere beiden Könige zwar, Gundobad und Godigisel, die Brüder, sind Arianer, aber ihre Nichte, Hrothchild, die Tochter des verstorbenen dritten Bruders Hilperich, durfte die katholische Mutter bis zu ihrem Tod im rechten Glauben erziehen: und ich habe Gott und den Heiligen versprochen, die Seele der Doppelwaise ihnen zu erhalten trotz aller Anfechtung. Ja, dieses schöne, kluge, willenszähe und mir, – das heißt der Kirche, – schrankenlos ergebene Mädchen, mein Patkind und Beichtkind, soll des Merovings Gemahlin werden: dann müßte es doch seltsam zugehen, wenn wir, falls sie und du und ich zusammen wirken, den Heiden, der schon jetzt den Katholischen so geneigt ist, nicht bald völlig gewöhnen. Und als Gemahl der Tochter des verstorbenen Burgunden-Königs – den dritten Teil des Reiches beherrschte ihr Vater Hilperich – hat er ein Recht auf ein Drittel dieses Reiches: die beiden andern Drittel mag ihm dann Schwert oder Vertrag verschaffen. Der Mann aber, der dir dieses Schreiben überbringt, verdient dein volles Vertrauen: mündlich und schriftlich kannst du ihm alles mitteilen. Es ist mein Neffe Cautinus. Ich grüße dich mit apostolischem Gruße.«

VII.

Nachdem der aufrichtig fromme, gelehrte, aber auch sehr weltkundige und staatskluge Bischof – er stammte aus einem jener senatorischen und insulirten Geschlechter Galliens, in denen die Senatur in den Kurien der Städte wie der Bischofstab von Geschlecht zu Geschlecht thatsächlich erblich waren – in seinem Schreibgemach zu Genf das Schreiben nochmal sorgfältig durchgelesen und dann, zufrieden mit dem Inhalt und dem Verfasser, genickt hatte, schloß er es umsichtig mit einem Siegelring, dessen schön geschnittner Stein, wie er meinte, den heiligen Petrus darstellte: in Wahrheit war es freilich ein Poseidon.

Nun gab er dem Velarius, der draußen den Zutritt zu dem Schreibgemach hütete, einen Wink: der führte einen jungen Mann in Priesterkleidung herein: sie war aus den kostbarsten Stoffen säuberlich, ja vornehm gearbeitet und ließ dem etwa Achtundzwanzigjährigen sehr gut: sein scharf geschnittenes, echt römisches Gesicht ward nur für einen Weltentsagenden allzu unet belebt durch zwei begehrlch funkelnde Augen, so schwarz wie das dichte, nun verschorene Haar: geschmeidig beugte sich die hagere, mittelgroße Gestalt vor dem Bischof, aber nicht allzutief. »Mein ehrwürdiger Oheim hat befohlen,« hob er an. »Ich gehorche ihm – wie immer.«

»Das ist stark gelogen, Herr Neffe,« lachte der andere. »Du hast mir – und übrigens auch deinen Eltern – immer nur gerade soweit gehorcht, als es dir beliebte. Das muß nun anders werden, Archidiakon: der Oheim konnte Ungehorsam, argen Leichtsin und – Schlimmeres verzeihen: der Bischof verlangt blindes Gehorchen: die heilige Kirche versteht keinen Spaß. Das sollst du spüren! Also horch auf. Ich will dir nicht alle deine früheren Streiche und meine älteren Verdienste um dich und deine Schulden, – das heißt deine Gläubiger! – vorrücken: – die Nacht, die herannaht, ginge darüber hin. Nur an das jüngst Vergangene will ich dich mahnen, um dir einzuschärfen, wie Großes du mir zu vergelten hast. Weibertoll warst du von jeher . . .« »Erst seit meinem dreizehnten Jahr, Oheim!« lachte der Neffe, die glänzend weißen Zähne zeigend. »Aber was du in den letzten Jahren alles gegen das sechste Gebot gefrevelt hast, das ist himmelschreiend. Die Gattin des Grafen Victorius hast du entführt, den Mann, der euch einholte, erschlagen . . .« – »In offnem Kampf.« – »Bald die Entführte laufen – oder sitzen! – lassen und ihre Schwester . . .« – »Sie war wirklich viel jünger und hübscher . . .« – »Sogar eine Gott geweihte Religiosa hast du dann . . .« – »Brich ab, Oheim, es sind ihrer, wie du selber so weise sagtest, zu viele. Aber weißt du auch – doch wie solltest du, der du so heilig bist! – und zumal so alt! – was mich dazu getrieben hat, in wildem Wechsel wilde Lust zu suchen? O nein!« Und nun nahmen die leichtfertigen Züge des jungen Priesters einen unheimlichen Ausdruck abgrundtiefer, düsterer Leidenschaft an. »Du kannst es nicht ahnen. Sieh, Oheim,« – in hastiger Bewegung trat er dicht an den Bischof und flüsterte mit funkelnden Augen – »mich verzehrt rasende Glut um Ein Weib: – das einzige, nach dem ich verlange, mit heißer Gier. – Man hat sie mir versprochen! Man hat sie mir genommen, einem andern gegeben. Und in dem Sehnen nach dieser Einen bild' ich mir ein, andere könnten diesen Durst löschen. – Umsonst! So jage ich durch das Leben, die Weiber verderbend, mich selbst verzehrend . . .« Er hielt inne, seine Pulse flogen, sein Antlitz erglühete.

»Abscheulicher! So wagst du zu reden zu einem Priester des Herrn?« – »Ich beichte.«
– »Schöne Beichte: ohne Reue, Buße und Besserung! Das Wergeld für den erschlagenen Grafen, die vielen Bußen und Schweigegelder für deine andern Unthaten, die Kosten und – die Schulden deines maßlos schwelgerischen Lebens haben dein Erbe erschöpft, meine Mittel stark geschmälert. Es gab nur Ein Mittel, dich zu retten: ich beschloß, dir die reichen Beneficien meiner Kirche zu Dijon zuzuwenden. Die Früchte sind reich genug, die Schulden zu decken und dich trefflich zu nähren: und vergeuden kannst du die unveräußerlichen Kirchengüter nicht. Aber Eile that not: die Gläubiger drängten! Und so mußte ich dir an einem Tage hintereinander alle Weihen erteilen, den krassen Laien bis zum Archidiakon erheben: – nur einem solchen stehen jene Güter nach der Stiftung zu. Wohl würde streng darüber schelten, erführ' er's, der heilige Vater zu Rom oder Remigius zu Reims. Allein mir tröstet das Gewissen das Eine: wahrlich, nicht nur um dir aus der Schuldennot zu helfen hab' ich die Canones verletzt: – vor allem aus der Not der Schuld. Denn ich vertraue: du wirst als Priester des Herrn, unter meiner Aufsicht, deine Laster ablegen: und so rette ich deine Seele, mag darüber ein Verbot der Kirche verletzt werden.«

Der Neffe verbeugte sich jetzt sehr tief, vielleicht um das spöttische Lächeln zu verbergen, das seinen Mund umspielte.

»Und da ich deinen Eifer, deine Klugheit in weltlichen Dingen kenne, habe ich dich – du *mußt* mir ergeben sein, denn du hast sonst auf Erden keine Stütze! – auserwählt, einen Auftrag, gleich wichtig für die heilige Kirche wie für den sehr – unheiligen! – Staat der Burgunden auszurichten. Nimm dies Schreiben. Du gehst als mein Bote . . .«
»Wohin?« fragte Cautinus unwillig. »Doch nicht zu einem der langweiligen Klöster? . . .«
– »Nein. An den Hof des Frankenkönigs.« »Ah! Wie gern!« rief der Neffe blitzenden Auges und ergriff eifrig die versiegelte Rolle. »Und dann nach Reims, zu dem frommen Bruder Remigius. Ihm gibst du dieses Schreiben. Meine Aufträge an Chlodovech aber sind so geheim, – und so gefährlich! – ich kann sie dir nur mündlich anvertrauen. Mache dich reisefertig. Dann komm wieder und vernimm, was ich dir für den Merowing zu sagen habe.« »Ich werde sie wiedersehen!« frohlockte Cautinus im Herzen.

VIII.

»An Theoplastus, Bischof von Genf, Remigius, nur durch die Gnade Gottes, nicht nach eigenem Verdienst Bischof von Reims.

In Christo geliebter Bruder! Nicht durch deinen Neffen, der noch gar wenig durch die so rasch hintereinander von dir ihm erteilten Weihen der Weltlichkeit entrückt und dem Himmlischen gewonnen scheint, laß ich dir Antwort auf dein Schreiben zukommen. Denn ich halte kein Siegel für sicher in seiner Hand. Er mißfällt mir durchaus: und ich fürchte, die Verwandtschaft hat dir in seiner Würdigung die Klarheit des Blickes getrübt. Dein Brief aber ist schwerster, bedenklichster, schlimmster Dinge voll.

Verstatte dem so viel älteren Bruder ein freies Wort der Warnung. Offen sage ich dir: durchaus verwerf' ich deine Sinnesart: und mit den Pflichten eines Christen, eines Priesters, eines Bischofs scheint sie mir wenig vereinbar. Die Weise, wie du dich deinem weltlichen Herrn, dem König der Burgunden, gegenüber, hinter der Pflicht der beschworenen Treue hinwegschleichen willst, kann mir gar nicht gefallen. Hart ist es ohne Zweifel, unter der Herrschaft von Irrgläubigen leben und zehnmal würde ich den Tod erleiden, eh' ich unter ihres Zwanges Druck auch nur ein Haar von meinem Glauben wiche. Aber kluge Ränke spinnen, den König, den dir Gott nun einmal zum Herrn gesetzt hat, der Herrschaft zu berauben, – das sollte dir ferne sein! Hast du vergessen, was der Apostel an die Römer schreibt? »Jedermann sei unterthan der Obrigkeit, die Gewalt über ihn hat. Denn es ist keine Obrigkeit, sie sei denn von Gott verordnet.«

Auch ich habe König Chlodovechs – vielleicht nur aus Klugheit gewährte – Milde gegen unsere heilige Kirche hoch zu loben und täglich schließe ich mein Nachtgebet mit der Bitte, Gott möge ihn in den Schoß unserer Kirche führen: ich würde mich auch herzlich freuen, wollte der Himmel sich einer wackern und frommen Ehefrau bedienen, des jungen Heiden Seele zu erretten. Aber irgend die Hand zu einem Spiel der – Schlauheit bieten, um das herbeizuführen, das verbietet mir das Gewissen. Chlodovech ist – ach! – so weit von Christi Geist entfernt, wie der Abgrund der Hölle vom Himmelreich. Was würde es helfen, beredete ihn ein jung und reizvoll Gemahl zur Taufe und seine Seele bliebe so durch und durch unchristlich, ja widerchristlich, wie sie heute – leider! – noch ist? Ich arbeite an seiner Seele. Das ist mein Recht, weil meine Pflicht. Deine Pläne der Staatskunst aber liegen mir fern. Wie sprach der Herr? »Mein Reich ist nicht von dieser Welt!« Vergieb mir um Christi Willen, haben meine Worte dich verletzt.

Remigius, ein Knecht des Herrn.«

Nachdem Theoplastus dieses Schreiben gelesen, zerriß er es unwillig in viele kleine Stücke. »Und diese Einfalt darf auf dem hohen Stuhle von Reims sitzen!« rief er entrüstet. »Auf einer Säule in der ägyptischen Wüste müßte er stehen! Aber warte nur! Wir wollen doch sehen, ob barbarische Kampf- und Herrschgier, ein schönes Weib und ein eifriger Priester diesen jungen Heiden nicht dahin führen, wohin der Himmel ohne Zweifel ihn geführt haben will. Die Heiligen meines Traumes können nicht gelogen haben.«

IX.

In dem salischen Gau Toxandria, auf dem rechten Ufer der Schelde, nahe der Mündung, waren die niemals tief eingepprägten römischen und christlichen Spuren schon seit mehr als hundert Jahren völlig verwischt oder vielmehr überwachsen von germanischem Wesen, das die schon vor Julian hier eingedrungenen Salier verbreitet hatten. Auch dieser letzte große Vorkämpfer des Römertums in Gallien hatte die Franken hier nicht mehr zu vertreiben vermocht.

Zum Teil niemals gerodeter Urwald, zum Teil seit ein paar Menschenaltern aufgewucherter Frischwald bedeckte weithin das Land: ein gewaltiger Hain, hart am Stromufer, war Wodan geweiht: neun Tage und neun Nächte – rühmte die Sage – könne hier Donars heilig Tierlein, das Eichhorn, von Wipfel zu Wipfel springen, ohne den Boden berühren zu müssen. Der Hain war umhegt: Gewaffnete, im Dienst des Weihums, hüteten die drei einzigen Eingänge im Osten, Süden und Norden, im Westen schützte der Strom. Im Norden grenzte der Götterhain mit einem stattlichen Allod, dessen Halle mit der Rückseite ebenfalls an den Fluß stieß: es war das Besitztum, das die Königin Basina – das wertvollste aus ihren Hofgütern – Guntbert und Bertrada bei ihrer Vermählung geschenkt hatte.

Nur ungern hatte Chlodovech das geschehen lassen. »Ich will den gutmütigen Menschen um mich haben, hier, im Palast,« grollte er. »Er ist mir wie ein Schild oder ein verlässig Roß oder ein wachbarer Hund so treu. Und dann: warum ihn auf einmal so reich werden lassen? Er hätte immer noch ein bißchen treuer werden müssen, weil er immer noch was zum Leben von meiner Gunst hätte erwarten mögen. Ist ja dumm.«

»Seine Mutter und ihr Vater haben wiederholt mein Leben gerettet,« hatte die Witwe grollend im Hinausschreiten gesprochen. »Ja, ja,« lachte ihr der Sohn nach, »bei jener eiligen . . . Reise aus Thüringland!«

Dorthin war das neuvermählte Paar von dem Königshof gezogen. Die für die Arbeit erforderlichen halbfreien und unfreien Hintersassen sowie die Herden und das Gerät fand es auf dem Gute vor. Und mit freudigem Eifer schalteten die jungen Gatten in Haus und Hof, in Garten, Wiese, Feld und Wald.

An einem warmen Augustabend saßen sie bei sinkender Sonne auf der Bank, die, auf mehreren Stufen erhöht, die ganze Vorderseite des Wohnhauses umzog: von diesem ragenden Vorsprung aus konnte man über die Hofwäre – den Pfahlzaun – hinweg auf das Acker- und Wiesland schauen, von dem das Gesinde nun, nach vollendetem Tagewerk, in die neben dem Herrenhause verstreuten Häuslein und Hütten zurückkehrte, die Arbeitsgeräte auf den Schultern. Der Leute frohes Scherzen und Lachen bezeugte, daß es ihnen nicht übel erging unter der Herrschaft des glücklichen Paares: gute Menschen im Glück wollen Glück um sich verbreiten.

Guntbert hatte den linken Arm um seines jungen Weibes Nacken geschlungen, die Rechte hob den römischen Becher: – wie der dunkle Wein, der ihn füllte, ein Geschenk Basinas. »Dank, Frau Sunna!« rief er dem Abendgold entgegen. »Du hast uns ein gutes Jahr gegönnt. Du bist so schön wie gut: – du bist gewiß Bertraden hier ähnlich!« Und er trank den Becher leer.

»Nicht also, Liebster,« mahnte die Frau, sich an seine breite Brust lehrend, – sie ließ die auf dem Boden wirbelnde Spindel einen Augenblick ruhen – »erzürne nicht die hohe Göttin durch frevelnden Vergleich!« »Hei,« lachte er, »Frau Sunna darf das nicht verdrießen. Hab' ich doch nichts auf Erden noch gesehen so schön und gut wie du!«

»Klein Theoda,« meinte die Mutter mit zärtlichem Blick auf ein etwa vierjährig Mädchen, das im weißen Linnenhemdchen auf der Wiese unterhalb der Hausstufen saß und sich bemühte, mit den kleinen Fingern die vielen weißen und roten Blumen, die im Kreis umherstanden, zu einem Strauße zusammenzupflücken, – »klein Theoda wird tausendmal schöner als ich. – Da sieh, da kommt Guntvalt angeritten! Hoch zu Roß!« »Ohne Sattel! Auf dem feurigen Hengst! Der Keckling,« lachte der Vater. »Aber er fällt nicht: – er sitzt fest!« Da trabte ein sechsjähriger Knabe auf die Scheune neben dem Herrenhause zu, sprang ab und öffnete weit die Thorflügel des Gebäudes; dann eilte er mit hohen Sprüngen auf das Schwesterlein im Grase zu und drückte auf das blonde Haar einen Kranz von blauen Kornblumen: die Kleine patschte vor Freude in die runden Händchen. Schon stand der Knabe vor den Eltern und wies mit ausgestrecktem Arm auf das Stoppelfeld, das sich weitgestreckt zur Linken des Hauses dehnte: »Schau, Vater, da kommt der letzte Wagen. Hoch, hoch beladen! Die drei starken Rinder können ihn kaum vorwärts bringen. Aber ich hab' auch tüchtig aufladen helfen! Das heißt: ich stand oben und strich die Garben zurecht! Da hat mir die Milchdirn den blauen Kranz geflochten: – aber der ist für Theoda, dacht' ich gleich.« »Wie du glühst,« meinte die Mutter und strich ihm über die roten Wangen. »Immer so wild, immer zuviel! Und den wilden Hengst des Vaters besteigen!« – »Ja, auf den Rindern kann ich doch nicht reiten, wie ein Knecht! Wie sagte neulich der Vater?

›Der freie Franke gehört auf den Hengst,
In der hauenden Hand das geschwungne Schwert.««

»Gut merkst du dir so was!« lächelte die Mutter, »du Wildling. Aber hast du auch den Spruch behalten, den ich dir neulich vorsagte, da du einschliefst?«

»Ich . . . ich glaube wohl:

›Waltender Wodan
Und du, dröhnender Donar,
Schütztet und schirmt in der Schlacht
Guntbert, den guten.««

»Und« – »ja, das von den Göttinnen? . . . Das hab' ich vergessen!«

»Und,« schloß die Mutter:

›Freia und Frigg, befreundet, befriedet
Haus ihm und Hof.«

»Sieh, da wankt und schwankt der Wagen heran,« sprach der Vater. »Wahrlich, Gott Frô gab gute Ernte! Aber heiß war der Tag, die Arbeit schwer! Lauf, Guntwaltlein, und sag' dem Kellerknecht, er solle jedem der Leute zum Abend einen Becher Metes mehr reichen.« Als der Knabe mit einem Satz die vielen hohen Stufen übersprang, schüttelte

Frau Bertrada das blonde Haupt und klagte: »Der Bub' ist allzuwild. Sein Mut ist ohne Maß. Du solltest ihn mäßigen.«

»Nein. Nur ihn lehren, die Gefahr auch *kennen*, und sie doch nicht fürchten. Jetzt ist er furchtlos . . . aus Unwissenheit. Der wird schon recht! Hat ein Auge wie der Falke! Schießt jetzt schon mit seinem Knabenbogen fast wie ich. Der wird schon recht!« wiederholte er, dem Sohne freudig nachschauend, wie der dahin flog über die Wiese. »Ja! Denn er wird ganz wie du! – O mein lieber, lieber Mann.« Sie blickte sich scheu um, – ob jemand herschauen könne, dann küßte sie ihn zärtlich. »Wie hab' ich dich lieb! Wie glücklich sind wir! Sind wir all' die Jahre her gewesen. Ich hab' es nicht geglaubt, daß ein Herz soviel Glück aufnehmen mag. Oft wird mir bang zu Sinn: ob's wohl dauern kann?« – »Du thöricht Kind! Warum denn nicht? Was quälst du dich!« – »Schilt mich, aber ich kann's nicht lassen. Ja, in deiner Nähe, hör' ich deine klare Stimme, seh ich in dein stetes Auge, dann fühl' ich mich so sicher, wie unter Donars Schild. Aber abends – spät abends, – wann die Kinder schlafen und auf die öde Halle die langen Schatten fallen – dort vom Nordwald her, – wann die grauen Nebel aus dem Schilf steigen und du bist noch immer nicht zurück von der Jagd unter jenen düstern Föhren, – dann, dann beschleicht mich oft ein fröstelnd Grauen. Wenn du mir einmal gar nicht mehr wiederkehrtest . . .?« Er lachte: »So leicht bezwingt mich weder Ur noch Bär.« – »Es giebt Schlimmeres –.« – »Doch nicht, daß ich wüßte!« – »Böse Menschen!« – »Die zwingen mich erst recht nicht.« – »Nicht im Kampf! Aber . . .! Ich muß immer denken an einen Blick abgrundtiefen Hasses, – du sahst ihn nicht – aber ich fing ihn auf!« – Sie schauerte zusammen. »Nun? Wer? . . .«

»Jener Priester . . . der freche Römer – aus dem Burgundenreich.« Jetzt lachte der Mann noch fröhlicher. »Cautinus? Nun, der, mein' ich, sucht nicht mehr meine Nähe. Wohl gedenk' ich's! Er kam als Bote seines Oheims aus Burgundenreich zum König, gerade als ich dich nach einem Besuch bei der Königin auf das Pferd hob, dich wieder hierher – nach Hause zu holen.« – »Schon als Laie hat er . . .« – »Um dich geworben, dich keck verfolgt. Er ward nun – der Priester! – ganz bleich, als er dich, von meinem Arm auf den Sattel gehoben, wieder sah. Unter dem Vorwand, dich mit dem Kreuzeszeichen zu segnen . . .« – »Wie durft' er's wagen! Von Donar stammen mir die Ahnen!« – »Berührte er dich an der Stirn und einer Schulter. Eh er an die andere gelangte, lag er – ein paar Schritte weit von dir – im Staub. Er hat diesen Arm gespürt: er kommt mir nicht wieder.«

»Ich sah seinen Blick, als er sich – stöhnend – aufraffte, und ich . . . Horch, was ist das?« – »Hufschlag! Ein paar Gäule nahen rasch.« Guntbert stand auf und schritt die Stufen hinab, auf die Thüre der Hofwäre zu. Schon tauchten aus dem Saum des nahen Gehölzes mehrere Reiter auf dem Stoppelfeld auf, bald waren sie heran: noch vom Gaul herab, vor dem Abspringen, rief der vorderste ihm zu: »Eile dich, Guntbert! Steig zu Roß! Der König entbietet dich sofort. Er entsendet dich auf wichtige Fahrt.« – »Wohin?« – »An den Königshof der Burgunden!«

X.

Wenige Tage darauf saßen der König und Guntbert in tiefem Gespräch in dem Palatium zu Paris. Die Stadt hatte den Salier eingeladen, seinen Sitz von Soissons hierher zu verlegen, nachdem der Heide auf Bitten der »religiösen« Schwester Genoveva der Basilika des heiligen Vincentius reiche Geschenke gemacht und den Kirchen der Stadt seinen besonderen Schutz zugesagt hatte.

Das Palatium hatte dereinst Julian bewohnt, – hier war Chlodovechs Urahn, Merovech-Serapio, des Cäsars Gefangener, bald sein Gast und Freund gewesen. Heute ragen noch Trümmer aus jenen Zeiten in demselben Ort, dem Garten des Musée de Cluny.

Der junge Frankenkönig war im Laufe dieser Jahre vom Knaben zum vollbewußten Manne durchgereift: zwar die feingliedrige, geschmeidige Gestalt war geblieben, aber der Geist hatte, vom Erfolge getragen, durch den Sieg verstärkt, sich mächtig entfaltet. Höher gereckt trug der Merowing das Haupt.

»Nun, was sagst du?« lächelte er. »Bist du nun ein wenig zufrieden mit dem viel Gescholtenen? Ich meine, ich habe gute Arbeit gemacht in diesen Jahren. Wohlweislich wartete ich, bis mein übermächtiger Nachbar, der gefürchtete Westgote Eurich, die klugen und gewaltigen Augen geschlossen hatte: aber dann ging's Schlag auf Schlag. Was denn? Was denn? Bald hatten wir Soissons genommen: – ohne deinen Schild, du Treuer, wäre ich damals freilich nicht davongekommen! – Mein dummer Vetter und Nachbar, Chararich von Thérouenne (– wie kann er sich mit diesem Einen Gau begnügen! Ein Gaukönig ist ein Zaunkönig!) half mir damals dazu, mächtig zu werden: er wird sich wundern über den Gebrauch, den ich von meiner Macht machen werde! Man muß aber keinen Niedergeworfenen wieder aufstehen lassen: sonst war die Mühe für nichts! Hochherzigkeit? Ist ja dumm! Obwohl schwer wund, schrieb ich gleich am Tage darauf an den Westgotenkönig Alarich nach Toulouse . . .«

Guntbert nickte: »Der Brief war ein Meisterstück von Klugheit, Kühnheit und – Frechheit.«

»Freilich! Was denn?« lachte Chlodovech. »Ich hatte nicht erfahren, nein: erraten, daß Syagrius dort Zuflucht gesucht. Ich verlangte also die Auslieferung des Flüchtlings: sonst, ließ ich ihm sagen, hole ich mit ein paar Freunden in Helmen mir den Römer selbst aus dem Königshaus in dem schönen Toulouse. Ich wollte dabei auch dem Sohn des starken Eurich ein wenig in den Mund fühlen, ob der Zahn des Mutes gesund bei ihm sei? Hei, zuckte der Zahn! Sofort, gegen die Pflichten des Gastrechts, in Ketten, lieferte er mir den Gast aus. Ich aber dachte, daß mein Vater vor Soissons sich die Todeswunde geholt hat: – Blut um Blut. Der Gefangene starb.«

»Das war nicht edel.« – »Aber gescheit! Auch Pflicht der Blutrache. Und wenn eine Pflicht einmal – ausnahmsweise! – mit der Schlauheit übereinstimmt, wär' es sehr dumm, die Pflicht nicht zu erfüllen. Leider liegen sich beide meist in den Haaren. Seither haben wir wacker um uns gegriffen, so daß in Gallien schon ein Sprichwort im Schwange geht: »Den Franken habe zum Freund, aber nicht zum Nachbar«. Nun käme – anderes liegt noch zu fern – an die Reihe das reiche Reich der Burgunden. Dort

brodelt allerlei Wirrwarr, aus dem, mein' ich, etwas zu fischen ist: vielleicht zunächst nur ein Weib, später etwa mehr. Darauf zielt die geheime Fahrt, zu der ich dich entboten.«

»Du weißt,« sprach Guntbert mit bewölckter Stirn, »ohne Besinnen folg' ich dir in die Schlacht gegen jede Übermacht von Speeren. Aber solche geheime Schliche, – sie gefallen mir nicht. Ich taue nicht zu List und Schlaueit.«

»Das weiß Loge,« lachte der König. – »Also suche dir hierzu klügeren Genossen.« – »Was denn? Klug bin ich selber! Genug für uns beide! Aber ich muß einen haben, der – nun: einen lebendigen Schild. Denn merken sie's, die Burgunden, daß ich sie täuschte, könnte doch zuletzt der Rückweg aus Burgundenreich etwas von Blut besprengt werden. Also höre: der Bischof von Genf und manche andere einflußreiche Leute dortselbst wünschen die Heirat aus allerlei – frommen und anderen – Gründen. Ich aber – ich wünsche: – Burgund! Und mag ich auch nicht gerade ein häßlich Weib nehmen, – ich würde mir dann neben ihr wohl schon zu helfen suchen! – und will ich schon um deswillen die Braut sehen, eh' ich sie heimführe – vor allem: ich muß – unerkannt – nach Burgund, zu spähen, ob die Trauben dort bald reif sind zum Keltern? Und so schleiche ich mich, verstohlen und verkleidet, in Genf ein, gleichzeitig mit einer Gesandtschaft: deren Führer bist du, mich im Notfall herauszuhauen. Die Gesandtschaft soll – du verstehst! – den Grenzstreit an der Seine südlich von Troyes zum Austrag bringen: – in Wahrheit aber wollen wir prüfen, ob die Braut mir zusagt und wie morsch etwa schon die Pfeiler jener wankenden und zwiegespaltenen Königsmacht geworden sind.«

»Aber . . . deine Mutter? Man sagt, die Königstochter Hrotheild ist sehr eifrig im Glauben der Christen.«

Hitzig sprang Chlodovech auf: »Was denn? Meine Frau Mutter soll ja doch die Katholische nicht heiraten! Nur ich. Was die Jungfrau glaubt, ist mir gleich. Und was sie *jetzt* auch glauben mag: – Eins wird sie noch glauben *lernen*: daß mein Weib mir zu gehorchen hat. Wir reiten morgen. Halte dich bereit!«

XI.

»In Christo teurer, aber noch mehr geldteurer, schwer zu ertragender, Neffe! Ich begreife nicht, wie man in einer so kleinen Stadt wie dieses Nest Dijon so große Schulden machen kann! Hier das Gewünschte: – wieder einmal ›zum letztenmal‹. Komm unverzüglich hierher nach Genf. Ich brauche deinen Rat, deine Hilfe, deine Kenntnis des fränkischen Hofes.

Eine Gesandtschaft des Königs Chlodovech ist eingetroffen: wegen der Seinegrenze, so soll man glauben: Aber . . .! Komm. Die Ernte reift endlich, die ich vor Jahren – allzu früh damals! – gesät. Jedoch Hrothchild zählt jetzt vierundzwanzig Jahre: sie war nie so schön. Sie wird den Gesandten gefallen, sind sie nicht blind. Und sie folgt mir aufs Wort. Und ist klug, wie – nun, wie der Herr den Seinen befohlen hat, zu sein.

Allerlei mag in den nächsten Tagen sich entscheiden. Zur Zeit weilt keiner der beiden burgundischen Könige in Genf: sie werden erst in den nächsten Tagen erwartet. Einstweilen verhandelt an ihrer Statt ein Consiliarius mit den Gesandten. Aber mehr beinah als diese Gesandten beschäftigen meine Gedanken ein – Doch genug! Ich muß mit *deinen* Augen sehen können. König Gundobad eifert gegen diese Ehe: er wird sie verhindern, wenn er kann. Und Remigius von Reims und Avitus von Vienne ärgern mich um die Wette mit ihren frommen Bedenken. Unter den Heiligen und im Himmel mögen sie besser Bescheid wissen, auf der Erde und unter den Sündern bin ich genauer unterrichtet. Für den Himmel bleibt uns noch die ganze Ewigkeit. Auf Erden aber wollen *wir* herrschen. Komm, sag' ich! Es eilt!«

XII.

Die ›galoppierenden‹ Wellen des Rhodanus galoppierten vermutlich vor vierzehnhundert Jahren ebenso anmutig wie heute und die Schönheit des Geländes um den blauen See von Genf war gewiß damals nicht geringer, da es noch mehr Wald und weniger Häuser gab.

Es war ein warmer Septembertag. Und Sonntag. Die zahlreiche katholische Bevölkerung fand kaum Platz in der Basilika des heiligen Mauritius, die im Herzen der Stadt, auf dem linken Ufer, gelegen war, da, wo sich heute die Kathedrale de St. Pierre erhebt. In großen Scharen strömten die Gläubigen aus den engen winkligen Gassen der alten allobrogischen Festungsstadt zusammen auf den Platz vor der Kirche und drängten die steilen Stufen des alten Gebäudes hinan. Es überwog die römische Tracht der germanischen und das Ohr vernahm viel häufiger das Vulgärlatein der Provinzialen als die schöne Sprache der Burgunden. Da an dem christlichen Feiertag die Geschäfte am Hofe ruhten, hatten auch die fränkischen Gesandten, fünf an der Zahl, geführt von Guntbert, Muße, sich die vor der Kirche versammelte Menge anzusehen: sie standen auf der obersten Stufe und sahen auf das Gewühl herab, warfen auch wohl neugierige Blicke durch die Thürvorhänge in das Innere des Heiligtums, aus welchem süßlicher Weihrauchduft hervorströmte und, obwohl es heller Tag, der Glanz vieler Wachslichter strahlte.

Hart an dem Eingang kauerte auf den harten Steinen ein alter Bettler: das weiße Haar ragte bis in die Stirne vor, unter jedem Arm lag dem Krüppel eine lange Krücke; er hielt den Frommen, wie sie an ihm vorbei mußten, mit zitternder Hand einen alten vielgeflickten Reisehut hin; er schien nur Vulgärlatein zu verstehen, denn als ihn Guntbert mitleidig – auf fränkisch – nach der Ursache seiner Verkrüppelung fragte, schüttelte er unwirsch den zottigen Kopf und wischte über den langen weißen Bart.

Nun kamen Theoplastus und sein Neffe von dem anstoßenden Bischofshause her: ehrfürchtig wich die Menge schon vor den Knaben in weißen und roten Mäntelein, die, Weihrauchfässer schwingend, dem kleinen Aufzug des Bischofs und der ihm folgenden Geistlichen vorausschritten. Aber manche Frauen drängten dann doch wieder heran, haschten den Saum des goldgestickten Mantels des Prälaten und führten ihn ehrfurchtvoll an die Lippen. Nun erreichten Oheim und Neffe den Eingang: der Bettler hielt ihnen, den Weg mit dem ausgestreckten Arme sperrend, aufdringlich den Hut hin: da stieß ihn Cautinus mit dem Fuß gegen die Hüfte: »Platz da, du Hund!« Außer sich vor Zorn schrie Guntbert: »Was wagst du?« Die Faust fuhr ihm ans Schwert.

Ruhig schritt Cautinus weiter, ohne des Franken zu achten: nur seinem Oheim warf er einen Blick zu. »Sie ist wohl schon in der Kirche?« fragte er ruhig. »Jawohl. – Bist du gewiß?« – »Unzweifelhaft. Schon gestern, wie ich meinte, aus dem weißen Haar eine kleine rote Locke hervorlugen zu sehen. Und nun dieser dummwütige Guntbert!« – »Gut, daß er sie gestern noch nicht ansprach. Heute soll er nun! Halte dann ihr Gefolge zurück. Ich sag' es ihr gleich.«

Und in feierlichem Schritte durchmaß der Bischof den Mittelgang der Basilika: er blieb vorn rechts vor den Königssitzen stehen. Da erhob sich ein reich gekleidetes, auffallend

schönes Mädchen, beugte tief das Haupt, daß die dunkelbraunen Locken unter ihrer goldnen Stirnbinde hervorrieselten und küßte demütig dem Prälaten die Hand, die Augen unter den langen, seidnen Wimpern niedergeschlagen. Aber wie blickten diese auf, als er ihr, die Hand segnend auf den Scheitel legend, ein paar Worte zuflüsterte. Er schritt dann feierlich auf den Altar zu.

Die schöne Hrotheild jedoch sank tief atmend auf ihren Sitz zurück; ihre Wangen brannten, ihr Busen wogte. Allein bald bemeisterte sie ihre Erregung: war sie doch wohl geschult und gezogen.

Der Gottesdienst war zu Ende: das geringe Volk, das der Thüre näher stand, flutete hinaus. Theoplastus trat auf die Königstochter zu; desgleichen Cautinus auf deren Gefolginnen, er sprach eifrig mit ihnen.

»O in Christo geliebte Tochter,« begann der Bischof sehr laut, »die für heute bestimmten Bibelverse schärfen die Pflicht der Wohlthätigkeit ein. Laß sie uns üben: gemeinsam. Dort, vor dem Eingang, liegt ein armer, alter Krüppel. Wir wollen ihm spenden. Aber du weißt: mehr als das harte Gold erquickt den Verachteten in seinem Elend der Balsam mitleidvoller Rede. Sprich mit ihm, liebe Tochter.« »Du weißt, daß ich in allem dir gehorche,« erwiderte die Jungfrau tiefernt und innig und schritt – ihm zur Linken – gegen den Ausgang hin. Die Gefolginnen blieben zurück: sie kicherten, sie lachten verschämt bei des jungen Archidiakons verfänglichen Reden. »Man merkt euch immer noch den Weltling an, ehrwürdiger Herr Cautinus,« meinte die hübscheste unter ihnen. »Nicht doch! Ich übe höchste Frömmigkeit! Wie lautet das oberste Gebot, holde Rathilde?« – »Liebe deinen Nächsten wie dich selbst.« »Das überbiete ich noch: denn,« flüsterte er ihr ins Ohr, »ich liebe dich viel mehr als den ehrwürdigen Archidiakon von Dijon.«

Einstweilen standen Theoplastus und die Königstochter vor dem Bettler. Die Stufen waren nun leer. Der Bischof warf eine Münze in den hingehaltenen Hut und stieg ein paar Stufen hinab, denen oben den Rücken kehrend. »Armer,« hob Hrotheild an, »du jammerst mich im Herzen. Könnt' ich dir doch helfen.« Und sie löste eine breite goldene Spange von der Schulter. »Du kannst, o wunderschöne Hrotheild,« erwiderte der, »aber nur mit viel geringerer Gabe als mit dieser. Den kleinen Ring, den du am vierten Finger trägst, den schenke mir. Nein: – stecke selbst ihn mir an.« Im Augenblick, da sie nach seinem Wunsche that, schob er ihr plötzlich *seinen* Ring an jenen Finger und flüsterte ihr zu: »So, Königskind! Nun bist du die Braut Chlodovechs, des Merowings.« Und er sprang auf: – der Platz war leer –: er umarmte und küßte sie. »Kein Auge hat's gesehen,« sprach der Bischof, der sich unvermerkt wieder gewendet hatte, »als Gottes. Und das meine. Welch' ein Wunder!« »Was soll ich nun thun, mein Vater?« fragte Hrotheild. »Gott gehorchen, mir und deinem Bräutigam, diesem edeln König. Unser Gott hat das so gewollt – von Ewigkeit.« »Dann,« lachte Chlodovech, »soll euer Gott uns jetzt nur auch geschwind von hinnen helfen! Was denn? König Gundobad will nicht, daß seine Nichte mein werde und zumal ihr Erbe, das er ihr vorenthält! Höre schönes Bräutlein! Heut' abend – bevor das Westthor geschlossen wird – unter den Kastanienbäumen vor jenem Thor. Du findest dort mich, ein rasches Roß und tapfre Weggesellen. Fort! Man kommt aus der Kirche.«

Und er warf sich wieder zu seinen Krücken auf die Erde.

Der Bischof führte die Zitternde über die Stufen hinab. »Ich bin mit dir zufrieden, meine Tochter. Doch Eins gelobe mir: er wähnt, er habe uns überlistet. Nie darf er erfahren, daß wir ihn erkannt hatten. Stets muß er sich für den Klügeren *halten* und wir müssen die Klügeren *sein*.« – »Ich werde gehorchen, mein Vater. Aber . . .« – »Kein Aber will ich hören,« rief er scharf und streng. »Jahrelang hab' ich dir verkündet, was Gott durch dich schwaches Werkzeug Großes, Wunderbares erreichen will: – er hat's mir im Traum offenbart. Deshalb gab er dir diese Schönheit deines Leibes, die feine Klugheit des Geistes, den zähen Willen und den Gehorsam gegen deinen Seelenhirten. Du, Hrothehild, sollst diesen tapfern König und sein Volk vor den ewigen Flammen erretten und gewinnen für den Himmel – und die Kirche. Vergiß dann, stehst du auf der Höhe der Macht, nicht des Wegweisers, der dich hinangeführt.« – »Niemals. Meine Seele ist des Himmels Magd und die deine.« – »Nun, überstolzer König Gundobad und überfrommer Remigius und übertugendhafter Avitus und überschlaue Merowing, – wer hat nun den Sieg behalten?«

XIII.

Sechs Monate darauf ward zu Paris mit großem Gepränge die Vermählung Chlodovechs mit der burgundischen Königstochter gefeiert.

Jubelnd begrüßten die Römer, das heißt die Katholiken, ihre Glaubensgenossin: sie gewann gleich nach ihrem Eintreffen in der Seinestadt deren höchste, wärmste Liebe, als ihr erster Gang sie in die stille Zelle Genovevas führte, in dem nahen Dorfe Avron, wo sie vor allem Volke vor der Jungfrau sich in den Staub warf, die durchsichtigen, magern Hände, diese Hände, die nach dem frommen Glauben des Volkes bereits viele Heilwunder verrichtet, so die eigne Mutter der Heiligen wieder sehend gemacht hatten, nachdem sie jahrelang erblindet war, als Strafe des Himmels, weil sie der Tochter den allzuhäufigen Kirchenbesuch zu verbieten sich unterfangen hatte. Genoveva, die wahrhaft demütige, hob sie rasch an ihre Brust und sprach: »Schwiegertochter Childirichs, spüre, wie dies Herz für dich schlägt. Jetzt stehst du im Glanze des Glückes: ziehen die Schatten der Schmerzen über dein Haupt, dann komm zu Genoveva: ihr Gebet soll sie verscheuchen. Ich liebe dich, meine Tochter.«

Am Tage vor der Vermählung war Chlodovech gar guter Dinge. Denn vieles war ihm wieder geglückt inzwischen. Er saß mit seiner Braut und zwei Geistlichen in dem wohl gepflegten Garten des kleinen Palatiums, in dessen Springbrunnen ein heidnischer Triton – Julianus der Abtrünnige hatte ihn einst errichten lassen – Wasser aus seiner Muschel sprühte und die Frühlingsblumen befeuchtete, die rings um den Marmorrand sproßten. »Wenig währte ich, holde Entführte,« lachte er, zärtlich über ihren vollen Arm streichend, »als ich dich damals unter jenen Bäumen auf mein Rotroß schwang und mit dir davonjagte in das Abenddunkel, daß es Winter und Frühling werden würde, bis ich dich meine Gemahlin würde nennen können. Scharf war mir deine Sippe auf den Fersen seit jenem Abend.« »Ja,« seufzte Hrothchild, »viel Blut ist geflossen um unseres Ehebundes willen. Desto heiliger und segenreicher für alle die Deinen müssen wir diese Ehe darleben. Teures Blut . . .« – »Bah! Was denn? Nicht so schlimm. Am meisten leid that mir dabei mein eigen Blut, als uns die Verfolger eingeholt hatten und eine Wurflanze mir die Schulter streifte. Abermals hat der wackre Guntbert mich gerettet in jenem Walde.« – »Wir schulden ihm Dank. – Man sieht ihn nicht am Hof,« meinte Hrothchild. »Wo weilt er?« – »Bei seinem schönen Weibe, fern in Toxandrien.« »Beide sind,« sprach eine herbe Stimme, »eifrige Götzendiener: ich glaube, wir Priester des Herrn haben ihn verscheucht.« »Hei, Cautinus,« lachte Chlodovech, »Guntbert? Der scheut nichts. Nicht dich, noch deinen Teufel.« »Aber,« fuhr Hrothchild fort, »auch abgesehen von jenen Reitern, die ihr abwehrtet: – wie viel Blut ist seither geflossen! Dem Angriff meines Oheims Gundobad kamst du zuvor . . .« »Und holte mir das Erbe meines Vaters, das er für sich behalten wollte. Zum Glück hatte das König Godigisel, deinen dümmern Oheim, schon lange so verdrossen, daß er mit mir zusammen gegen Gundobad zog. Wir schlugen ihn bei Dijon; aber kaum hatte ich den Rücken gewandt, als der Besiegte pfeilschnell sich auf Godigisel warf, ihn zu Vienne gefangen bekam und . . .« »Töten ließ!« klagte die Braut. »Was denn? Kann's ihm nicht verdenken. Hätt's ebenso gemacht. Zum Glück hab ich keinen Bruder. Das heißt: zum Glück für ihn. Zwei Merowingen hätten nicht Raum in meinen paar Gauen.« – »Ich bringe Blutschuld als

Mitgift.« – »Was denn! Was können wir dafür, daß die andern nicht wollten wie wir? Du brachtest mir den dritten Teil von Burgund.« – »Und diesen frommen Bischof hier: – meinen geistlichen Vater Theoplastus. Er ist mehr wert als ein Königreich.« Der – er stand hinter hier – legte segnend die Hand auf ihren braunen Scheitel. »Na,« lachte der Bräutigam, »das kommt auf den Geschmack an. Übrigens freilich: für diesen heiligen Mann und seinen minder heiligen Neffen war nicht mehr des Bleibens in Genf und Dijon nach unserm . . . Abendritt: gar eilfertig kamen sie uns nachgereist! Nun, einstweilen müssen sie ohne Bistum und Archidiaconat als meine Gäste hier im Palatium leben: es ist nichts frei. Das heißt: der fromme Remigius von Reims hat sich scharf gegen euch beide erklärt: – er scheint nicht sehr zufrieden mit euch, he?« Theoplastus zuckte mit den Achseln: »Er ist gar zu heilig. Niemand thut ihm genug.« »Er leidet an geistlicher Überhebung,« tadelte Cautinus. »Das sage nicht!« rief die Braut. »Ich verehere ihn tief: – ich bewundere ihn.« Chlodovech nickte: »Ja, das ist der beste Mann, den ich kenne, unter Heiden und Christen.« Einen mißgünstigen Blick warf der Beichtvater auf beide. »Geh nun, liebe Tochter, zu deinen Gefolginnen. Ich habe noch einiges mit deinem Bräutigam zu reden. Geleite sie, Archidiacon.«

Als das Mädchen mit Cautinus den Garten verließ, eilte ihr Chlodovech nach, sie zu umarmen. Aber rasch trat der Bischof dazwischen: »Zurück, Herr König! Nicht vor der Zeit. Hört erst der Kirche Bedingungen.«

Rot vor Zorn sah Chlodovech der Verschwindenden nach. »Was denn? Was denn? Herr Bischof!«

»Geduld. Du weißt: ein Großes ist es, daß die Kirche dieser ihrer Tochter gestattet, einem Manne sich zu vermählen, der – noch – nicht der Kirche angehört.« – »Das schien dich damals vor der Basilika zu Genf wenig zu kümmern.« – »Ich wartete auf deine Bekehrung.« – »Da kannst du noch lange warten! Hei, Frau Basinas Augen bei meiner Taufe! Möchte sie nicht sehen!« – »Du aber wolltest nicht noch länger warten auf die Braut.« »Nein,« rief der Bräutigam, mit einem heißen Blick der Verschwundenen nachschauend, »denn bei Freia! sie ist schön, üppig schön.« – »So danke mir, daß ich nicht, wie jener strenge Remigius, den du mir vorziehst, deine Wünsche aufhalte. Er beharrte auf deiner vorgängigen Taufe. Ich nicht, weil . . . weil ich dich mehr liebe als jenes ›Tugendwunder‹ zu Reims. Aber vernimm nun die Bedingung, unter der allein ich die Trauung vornehme, das heißt: die Kirche ihre Tochter dem Heiden giebt.« Zornig fuhr der König auf. »Braucht sie mir nicht zu geben! Habe sie in meiner Gewalt! Was denn? Ist ja dumm! Wirfst du mir Knittel in den Weg zur Kirche, so halte ich den Brautlauf mit der Vollarmigen nach Friggas und Donars Weise und trage sie flugs auf diesen Armen in mein Ehebett.«

»Du weißt recht gut, daß sie es dann nur als Leiche verläßt. Sie stirbt, wird sie – ohne der Kirche Trauung – dein.« Chlodovech knirschte mit den Zähnen: »Beim lodernden Loge. Ja, sie ist so! He! hole diese Kreuzpriester! Schlaue, falsch, zäh, herrschgierig und herrschaftgeübt! Nun also, was denn? Heraus mit der Bedingung!« – »Die Kinder, die sie dir bringen wird, gehören der rechtgläubigen Kirche.« Chlodovech blies hörbar vor sich hin: »Puh! Wenn's weiter nichts ist! Meine Buben mögen glauben, was sie wollen! Oder doch: was sie können! Können oder wollen sie eure Sprüche nicht behalten, werden die bald vergessen sein. Meinetwegen!« – »Da du so rasch nachgabst, will ich dir die zweite Bedingung erlassen.« – »Noch eine? Was denn? Was denn?« – »Daß du

– zur Abtötung des Fleisches – die ersten drei Tage dein Weib meidest.« »Hei,« lachte der Bräutigam grimmig. »Weiter nichts? Das ist ja höllisch ausgesonnen. Bestandest du darauf, hätt' ich dich die drei Tage über Feuer gehängt, damit du spürtest, wie ich sie verbringe!«

XIV.

Kaum war der Bischof in den Palast getreten, als von außen, von der Straße her, die durchsichtige Gitterthüre geöffnet wurde und eine hohe Frauengestalt in grauen Trauerkleidern über die Schwelle schwebte. Langsam, feierlich schritt sie heran.

Wenig erfreut kam ihr Chlodovech entgegen. »Mutter! Du im Palast? Ein seltner Gast.« – »Du sagst es: ich bin hier eine Fremde.« Die königliche Frau hatte sich stark verwandelt in diesen Jahren: nicht das Alter, aber Gram und Weh hatten tiefe Furchen in das edle Antlitz gegraben: ihr Haar war schneeweiß geworden.

»Was willst du von mir?« fragte der Sohn unsicher.

»Abschied nehmen.« – »Mutter!« – »Ich verlasse diese Stadt. Ich will die Halle nie mehr sehen, in der die Christin den Hochsitz einnehmen wird, den ich, die Wodanstochter, Wodan und Frigg geweiht.« – »Aber was denn! Ich habe doch niemals versprochen, nur Heidinnen zu heiraten. Ich habe keinem ein solch' Wort gegeben!« – »Kein solch *Wort*. Aber du weißt, was der Sinn des sterbenden Vaters heischte. Brichtst du einst auch dein Wort gegen die Götter und ihre Verehrer, dann – – wirst du mich wieder schauen. Ich – hör' es, mein Childirich, oben in Walhall! – ich halte *mein Wort* und erfülle meinen Schwur.« So begeistert, so feierlich, so drohend sah das hehre Weib, wie es den rechten Arm hoch gen Himmel hob, daß den kecken Sohn doch ein leiser Schauer durchfröstelte. Aber gleich wieder warf er das rote Gelock in den Nacken. »Was denn! Was für einen Schwur? Weiß nichts davon!« – »Bete, daß du es nie wissen lernest.« – »Ah, ist ja . . . Und wohin willst du dich wenden?« – »Nach Toxandrien. Die Priesterinnen in dem Wodanshaine dort, – neben Guntberts Hof – sie wünschen, mich in ihre Mitte aufzunehmen.« Erleichtert atmete er auf. »Ist gut!« dachte er. »Ist weit, weit weg. Hier würde sie unaufhörlich mahnen, klagen, schelten. – »Nun, Mutter, so lebe wohl.« – »Du aber lebe: solange du die Götter ehrst und ihre Heiligtümer schüttest!« Und sie wandte sich und schied – ohne Gruß.

XV.

Nicht ein Jahr war ins Land gegangen, da war die Frau Königin Hrothelild eines starken Knaben genesen. Groß war des jungen Vaters Freude: er wohnte auch ganz willig der Taufe bei, die mit aller kirchlichen Pracht und Herrlichkeit in der Basilika des heiligen Vincentius von Theoplastus gehalten wurde; nur zuletzt ward er ein wenig ungeduldig, als die lateinischen Reden und Gesänge der Geistlichen gar kein Ende nehmen wollten.

Auch hatte er nicht gelitten, daß der fromme Name »Theodor« gewählt werde: »Was denn? Ist ja dumm!« hatte er gerufen. »Soll ich mir meinen eigenen Buben immer erst aus dem Griechischen übersetzen? ›Kampfreich‹ soll sein Leben sein: und nach alter Merowingensitte soll er heißen wie sein Großvater: ›Childirich, Kampfreich.« Die schöne, junge Mutter lobte ihn nach dem Schluß der feierlichen Handlung, daß er so gut Wort gehalten und die Taufe des Sohnes gestattet habe. Er küßte sie heiß auf den Mund. »Was denn? Ich halte immer Wort. Oder doch – meistens,« lachte er. »Und wenn's klug ist, – immer. Wir haben Heiden und Christen im Lande: – da muß man mit zwei Rudern fahren. Übrigens,« – murmelte er für sich, – »Vorsicht kann nicht schaden. Man kann dem einen Gott rechts opfern und den vielen andern links.« – »Was raunst du da? Was meinst du?« – »Oh nichts.« Aber er meinte doch etwas.

Als die warme Frühlingsnacht gekommen war, glitt er geräuschlos in das dunkle Gemach, in welchem das Kind, von einer Dienerin gehütet, in der Wiege lag, bedeutete der Alten durch gebietende Drohung Schweigen und trug den schlummernden Säugling hinaus ins Freie, in den schweigenden Hof des Palastes. Dort hing an einem Pfeiler sein dellenreicher Erzschild: er nahm ihn herab, legte das Kind hinein und hob das ›Schild-Kind‹ mit beiden Armen hoch gen Himmel: »Da habt ihr ihn, Wodan und Donar und all' ihr andern! *Euer* soll er sein. Wenigstens halb! Nehmt's nicht krumm, daß ich ihn halb dem – nun, dem Gott Hrothelildens geben mußte. Wirklich, – ich konnte nicht gut anders. Was denn? Ich mußte sie doch haben: – sie ist gar so schön! Das seht ihr selber ein. Du, Wodan, verstehst dich auf schöne Weiber und ihren zwingenden Reiz! Und was schadet's euch? Der andre ist ja doch wohl *auch* ein Gott! Helft *ihr* dem Buben, wie jener. Und zum Zeichen, daß er auch *euch* gehören soll – da – seht, – hänge ich ihm dies Bernstein-Angebände um den Hals: sieht aus wie ein Kreuz: das werd' ich seiner Mutter klar machen – aber,« lachte er, »ist ja keins! Ihr wißt es besser: ist ja – aus meines Vaters Erbe – der Hammer Donars. So gehört er euch wie dem Kreuzgott. Aber das bleibt unter uns.«

XVI.

Die zwiefache Empfehlung des Kindes: die öffentliche in den Schutz des Christengottes und die heimliche in den der Heidengötter sollte doch nicht fruchten: wenige Stunden nach der Taufe erkrankte es schwer und starb trotz der Gebete und Gelübde der Mutter und den – heimlichen – Opfern des Vaters noch in den weißen Taufgewanden.

Es traf Chlodovech noch anders als die tiefgebeugte Frau. Unwillig, ja zornig kam er von der Besetzung des kleinen Sarges in der Krypta der Basilika des heiligen Vincentius zurück zu der in Thränen aufgelösten. »Nun, was denn? Was denn?« schalt er. »Jetzt freilich Thränen, nichts als Thränen! Statt zu fragen, warum? Der Bub war stark gezeugt und gesund geboren: wäre ein fester Kerl geworden! Warum erkrankt er plötzlich und wird ausgeblasen wie ein Licht? Trotz allem Gebetplärren der Kreuzpriester in den Basiliken! Und trotz soviel Pfunden Gelübde-Wachses für die Kirchenkerzen! Und trotz der Austreibung des Fieber-Dämons durch Theoplastus. Und trotz« – er wollte sagen: »meiner Opfer für die Götter«: – aber er fing das noch auf. »Und trotz der trefflichen Pflege der Jungfrau Genoveva, die dich fast noch in Mühung überbot. Tot liegt der prächtige Bub. Warum? Weißt du Antwort?«

»Die Wege meines Gottes sind unerforschlich,« schluchzte die Mutter. »Ja, aber kostspielig für seine Gläubigen! Ist ja dumm! Ich will dir sagen warum das arme Tierlein sterben mußte.« Scheu sah er um, als könnten seine Worte plötzlich bestätigt werden. »Das ist die Strafe, der Zorn, die Rache der alten Götter! Ihrem Schutz – *allein* – hätt' ich das Kind vertrauen müssen. Dann wär' es nicht gestorben! Aber sie haben zeigen wollen, daß euer Christengott nichts vermag gegen sie: er konnte den Knaben nicht schützen, für den doch so viele Geschorene beteten. Und in den von Genoveva gestickten und geschenkten Taufkleidern ward er von der Sucht befallen: – wie ihr und euch allen und eurem Christus zum Hohne. Uh, uh! Dieser Beweis macht mich sehr stutzig. Ich fing schon beinah an, zu glauben, euer Gott sei mindestens ebenso stark wie Wodan und Donar. Aber das scheint mir doch nun gar nicht mehr. Ich muß wieder den Göttern eifriger . . . he, Ansovald, rüste zum Fest der Göttin Ostara ein reichlich Opfer zu: Eier, Hühner, Ostara-Fladen. Auch ein Sonderopfer für Wodan um Sieg: sechs Rosse. Aber höre,« flüsterte er, als ob es der Siegesgott nicht hören solle: »nicht gerade von den allerbesten; suche die nicht mehr sattelstarken aus!«

XVII.

Vor Ablauf eines Jahres hatte die Frau Königin einen zweiten Knaben geboren.

Nun sträubte sich Chlodovech auf das äußerste, seinem Versprechen gemäß auch dies Kind taufen zu lassen. Laut scheltend, heftig den rotgelockten Kopf schüttelnd, lief er von dem Lager der Wöchnerin, drang diese auf Erfüllung seines Wortes. »Soll der zweite nach Hel fahren wie der erste, vom Zorne meiner Götter getroffen, von eurem nicht geschützt? Nichts da! Meine Buben werden gezeugt und geboren, die Franken zum Siege zu führen, nicht dahin zu siechen wie herzfaule Knospen! Ist zu dumm!«
Vieler Bitten und bitterer Thränen und süßer Küsse der schönen Frau bedurfte es, bis er endlich nachgab. »Nun in der Dummheit Namen: – sei's. Ich will diesmal noch mein Thorenwort halten. Aber, das sag' ich dir: stirbt auch dieser Knabe, – Chlothachar, ›Ruhmesherr‹ soll er heißen – dann: ja dann – – – nun merk auf! – muß mir meine Knaben irgend ein ander Weib gebären, das zwar gewiß nicht so schön sein wird, wie du, das mich aber nicht bei einem Worte halten kann, das ich *dieser* Mutter meiner künftigen Kinder nicht gegeben habe.«
»Chlodovech!« schrie die Frau entsetzt, »du drohst mir ohne Scham und Scheu mit Ehebruch?« – »Was denn, was denn? Ist ja zu dumm! Sehr dumm sogar! Unser Recht verbietet nicht die Nebenfrau. Und eines Merowingen Söhne, erkennt er sie nur an, sind folgefähig, mögen sie Ehefrauen zu Müttern haben oder nicht. Also – du bist gewarnt! – Unter solchem Wagnis laß ihn taufen, – hast du so stark Vertrauen auf deinen Gott.«

Die fromme Königin, empört über die ruchlose Drohung und zugleich klug genug, zu erkennen, daß eine Mutter lebenbleibender Söhne sie unvermeidbar aus ihrer beherrschenden Stellung verdrängen würde, seufzte und weinte: denn neben der Sorge um des Gatten drohende Versündigung quälte die sehr Herrschaftbeflissene die Furcht vor dem Herabsinken in Ohnmacht gegenüber einer glücklicheren Nebenbuhlerin. Aber doch: – nicht einen Augenblick schwankte sie. Ihre Herrschsucht und echt weibliche Schlaueit und bangende Eifersucht kamen nicht auf gegen den starken, zweifelfreien Glauben ihrer Seele: fromm angelegt war sie durch die Mutter und den Beichtvater im Widerstand gegen Heidentum und Ketzerei, im begeisterten Festhalten am rechten Glauben erzogen worden und Jungfrau Genoveva, die täglich ihre ›Tochter‹ aufsuchte, bekräftigte sie in solcher Vertiefung: mehr noch durch ihren Wandel, durch ihr engelhaftes, unirdisch-edles Wesen als durch ihre Worte.

»O Königin,« sagte die Jungfrau einst, »der heißeste Wunsch meiner Seele war gewesen, die Seele des Vaters zu retten, den nicht nur Götzendienst gefangen hielt: – noch schwerere Schuld, die eine Jungfrau nicht ohne Schamerröten nennen, ach nicht ohne Herzensqualen denken kann. Jener Wunsch blieb unerfüllt: König Childirich, der Herrliche« – heiß schoß ihr da das Rote in die sonst so farblosen marmorblassen blutleeren Wangen – »starb als Heide und . . . in Basinas Armen.«

»Nun ja, seiner Gattin!« meinte die Königin.

Erschauernd zuckte die gottgeweihte Jungfrau; sie öffnete hastig die blassen Lippen: . . . aber sie unterdrückte das darauf schwebende Wort und begann aufs neue: »Mein zweiter Wunsch gilt, – nach dem Vater – dem Sohne. Königin, . . . wir müssen seine

Seele den ewigen Flammen entreißen. An dem Abend des Tages da *sein*, . . . da Childirichs Sohn die Taufe genommen, mag der Herr seine Magd abrufen in Frieden. – Du aber werde nicht irr und schwank im Glauben. Vertraue, daß Gott der Herr dein Kind dir wird erhalten: – mir sagt's der Geist und ich weissage dir: ja, wahrlich dieser Knabe Chlothachar wird am Leben bleiben und dereinst alle Gaue der Franken – viel mächtiger denn sein Vater – beherrschen! Beharre darauf, – es ist deine Pflicht gegen des Kindes Seele! – daß es der Kirche zugeführt werde.« Und Hrothchild, solcher Mahnung kaum bedürftig, beharrte.

Und Chlodovech fügte sich schließlich: denn er war auf einen schlaun Gedanken gekommen, der ihm lebhaft gefiel. »Höre,« rief er dem Antrustio Ansovald zu, der ihm, seit Guntbert den verchristneten Hof mied, am nächsten stand. »Höre – bestelle die Opfer, die ich dir auftrag, alle wieder ab: Frigg, vor allen Göttern und Göttinnen, sollte den Knaben schützen. Laß die Opferkuchen ungebacken, die da der Göttin nährenden Brüste darstellen und die Fische mit den Roggen-Brühen ungesotten.«

»Herr, glaubst du nicht mehr an . . .?« »Unsinniger!« rief Chlodovech und verhielt ihm den Mund. »Wie kannst du so unvorsichtig reden? Wenn sie's nun hören? Sie haben feine Ohren da oben in Asgardh. Sind sie auch – glücklicherweise! – nicht allwissend, wie der Herr Christus und sein Herr Vater und dann der dritte, der auch wieder Eins mit den beiden andern ist. (Das soll ein Mensch begreifen! Das heißt: nein! Man soll's ja *nicht* begreifen, nur glauben. Ist auch hart!) Diese Allwissenheit der drei christlichen Götter (das heißt: nein: ich bitt' euch um Verzeihung alle drei. Das heißt nein: Ihr seid ja nur Ein Gott. Drei fränkische Gaukönige sind aber mehr als einer und um zwei zu viel!) ist mir von all' ihren Tugenden die zuwiderste: nämlich, die wissen dann also auch, was zu thun man sich nur einmal so ein bißchen überlegt hat? Da hört doch alle Sicherheit und Ruhe des Denkens auf! – Also, was ich sagen wollte. Durchaus glaub' ich an die Götter – hört es, all' ihr zwölf da oben in Asgardh! Oder seid ihr mehr, dann hört es auch ihr. Nur glaub' ich – ein wenig –, daß auch Hrothchildens Götter (das heißt Gott), lebet: irgendwo da oben – der Himmel ist ja ziemlich groß! Und nun wollen wir einmal an diesem Knaben Chlothachar eine Probe anstellen. Den ersten, den armen Childirich, – war ein freudiger Bub! – den hab' ich – das sag' aber nicht der Frau Königin! – heimlich *auch* den Göttern geweiht. Er starb. Nun wollen wir einmal den zweiten ganz ausschließend dem Christengott weihen, den Göttern aber gar nicht. Nun soll der Christengott mal zeigen, was er kann. Die Götter werden aus Rache, – kann's ihnen nicht verdenken, thät's ebenso! – und uns ihre Macht zu zeigen, das arme Kind töten wollen: – ei, nun soll Herr Christus einmal seine Kraft erwahren! Sein Ruhm, seine Macht gegenüber unsern Göttern steht in Frage. Beim lodernden Loge: – ich ließe mich dabei nicht suchen. Er allein soll das Kind am Leben halten: – *wenn er kann*. Hörst du's, Herr Christus? Ich fordere dich dazu heraus . . . Freilich,« fuhr er nach einer Weile ganz trübselig fort, »das Kind kann darüber in die Brüche gehen. Ist Wodan stärker als Christus, dann geht der Kampfpreis drauf.

Aber . . . was denn? Ich – ich komme dann darüber zur Klarheit, wer stärker ist von den beiden Göttern. Und dieser Zweifel quält mich schon lang. Meine schöne Frau liegt mir Tag und Nacht in den Ohren: – die alten Götter dagegen haben keine solche Fürsprecherin. Denn Frau Basina . . . ist nur meine Mutter – und weit weg: Dank dem Gotte, der irgend dies Verdienst hat: (werden wohl die von Asgardh sein!). Freilich, den

Buben setz' ich dabei aufs Spiel. Aber erstens, schau', Ansovald, ist er nicht so stark und stattlich, wie sein Bruder war. Und zweitens, geht er drüber zu Grunde – nun, so ist's erwiesen, daß es nichts ist mit dem Christengott. Und dann wird sich mir manche Heidin nicht weigern, mir Merowingen zu gebären (ich kenne etliche, die mir gern den Wunsch erfüllen: – recht gern auch noch! So die schlanke Wintrud in Soissons), die, nur den alten Göttern geweiht, am Leben bleiben werden. Frau Hrothild, nun bete, daß der Bub nicht krank wird. Es wäre schlimm für deinen Gott und . . . dich!«

Nicht diese Gedanken beschäftigten sie doch, als ihr Mutterherz in Angst versetzt ward, da in Bälde das Kind von der gleichen Krankheit befallen wurde, die seinen Bruder hingerafft hatte: sie wich – von Genoveva abgelöst – nur dann von seinem Lager, wann sie in die kleine Kapelle des Palastes eilte: der Raum war das Schreibgemach Julians gewesen, in dem er vor seiner Erhebung zum Imperator heimlich den Olympiern geopfert hatte: nun hatte eine Burgundin die Wände, die damals die Opfer für Phoebos-Helios geschaut, mit den Sinnbildern des Christentums: dem Monogramm Christi, dem Fisch, der Taube, dem Lamm, in Mosaik schmücken lassen. Hier lag sie dann mit entblößten Knien auf den harten, kalten Marmorstufen des Altars, mit beiden Armen einen Elfenbeinschrein umschlungen haltend, der einen Zahn des heiligen Stephanus und den kleinen Finger des Apostels Johannes barg. In brünstigem Gebete hingegossen rang sie mit Gott und den Heiligen um das Leben ihres Kindes. Oder auch sie kniete vor einer kleinen Bildsäule der heiligen Jungfrau aus getriebenem Silber, die auf dem linken Arm das Jesuskind, – eine eigne, leicht abzunehmende Gestalt von etwa Fingerlänge – trug.

Rätselhaft, unheimlich war ihr in dieser Zeit der Schmerzen das Verhalten ihres Gatten. Sie wußte ja: er liebte sie heiß, leidenschaftlich: sie wußte auch, wie heftig er einen Sohn, einen Erben seiner Macht, gewünscht, wie er sich über den Verlust des ersten erregt, wie er sich über den Ersatz durch den zweiten gefreut hatte. Allein, wann er, immer und immer wieder an das Bettlein tretend, von seinem jüdischen Hofarzt Jaffa und seinem christlichen Alexandros immer wachsend ungünstige Aussprüche vernahm, – germanische, kräuterkundige Priesterinnen der Frigg, die sich hilfreich gemeldet, hatte er barsch davongejagt! – dann zeigten seine Züge weniger Schmerz und Sorge als Zorn, ja, eine Art von grimmer Schadenfreude brach sogar in seinen Worten zu ihr hervor. »Ja, natürlich. Versteht sich! Wundert mich gar nicht! Jetzt wird's zu Tage kommen, wer stärker ist.« – »Wer? Was meinst du, Chlodovech?« – »Ah, nichts! . . . Hätte das Kind mit der heidnischen Wasserweihe den Namen erhalten, wär's *nicht* erkrankt. Es wird wohl dem ersten Merowing, den man getauft hat, bald nachfolgen. In den schönen Christenhimmel, tröstet ihr? Hei, ich brauche einen Erben in *Paris*, nicht über den Wolken. Aber es geschieht dir schon ganz recht. Und mir auch! Doch . . . ich werd' mir zu helfen wissen.« In jener Kapelle wollte die Königin ungestört sein; sie schloß daher die Thür: – zumal auch, um der seltsamen, halb frevelhaften, halb unklaren Reden ihres Mannes willen. Aber von dem Gange her gewährte ein kleines Bogenfenster Einblick in die Kapelle: ohne daß sie in ihrem Schmerz und Gebet es bemerkte, lugte Chlodovech gar oft hier herein; einmal, erschüttert von ihrem Schluchzen und heißem Beten, reckte er drohend die Faust durch das offene Fenster gegen die Marien-Bildsäule und knirschte leise: »Mach', daß du sie erhörst. Sonst, – beim lodernden Loge! – geht's ihr schlecht und dir schlecht: – *du* fliegst ins Feuer: *sie* fliegt ins Kloster und in meine Arme fliegt die blondlockige Wintrud!«

Ein paar Tage darauf, als die verzweifelnde Mutter wieder mit emporgerungenen Händen vor dem Marienbilde lag und flehte, – sie hatte keine Thränen mehr! – ward laut dröhnend an die Thür geschlagen: »Auf, mach' auf!« schrie Chlodovech draußen. Sie sprang auf und öffnete: mit zornrotem Gesicht stürmte er über die Schwelle, gefolgt von dem Arzte Jaffa, der ein finsternes Gesicht zeigte. »Es geht zu Ende,« schrie Chlodovech. »Nichts hat all' dein Beten geholfen, nichts die reichen Gelübdegaben, die deinen Schatz erschöpft, nichts das ganze Gewicht des Kindes in Gold, das du deinem Sankt Martin von Tours geschenkt: warum hat nichts genützt? Weil dein Gott und deine Heiligen ohnmächtig sind, das Kind zu schützen gegen den Zorn meiner Götter. Die haben die Übermacht. Nun ward's mit Händen zu greifen. Komm hinauf und sieh dein Kind sterben! – Laß ab von dem unnützen Knierutschen hier und dem Gewinsel. Du aber,« – hier sprang er gegen das Marienbild vor, »du sollst es spüren, wie weh es thut, einen Sohn verlieren.« Und er riß die kleine Jesusgestalt aus dem Arme der heiligen Mutter und hob sie hoch in die Höhe, um sie im Wurf zu zerschmettern.

Entsetzt fiel ihm die Frau in den Arm und hemmte ihn. »O Maria, Mutter des Herrn, erbarme dich meiner! Verhüte diesen Frevel! Bitte für mich bei deinem Sohn. Laß mich nicht zu Schanden werden vor den Götzen, den Dämonen der Hölle. Rette mein Kind, Christi Namen zu verherrlichen. Er soll zeigen, daß er allmächtig ist.«

Schon hatte Chlodovech seinen Arm von der Faust des Weibes gelöst, schon holte er aus, das Christusbild zu zerschmettern, da stürzte der andre Arzt über die Schwelle und rief: »Gerettet! Gerettet! Gelobt sei Christus der Herr! Kommt hinauf und seht. Die Gefahr ist vorüber. Im Namen Christi wagte ich den Schnitt – den freilich lebensgefährlichen, den Freund Jaffa scheute – er gelang: – die Geschwulst, an der das Kind zu ersticken drohte, hab' ich glücklich aus dem Halse geholt: es holt tief und leicht Atem. Es wird leben!« Da löste Hrotheild, hochauf jubelnd, den kleinen Silberknaben aus des Gatten nicht mehr widerstrebender Faust, küßte ihn mit Inbrunst und legte ihn der Mutter Gottes wieder auf den Arm. »Dank dir, Herr Christus! Preis und Lob dir in Ewigkeit!« Und wie beflügelt eilte sie aus der Kapelle und die Stufen hinan zu ihrem Kinde.

Stauend, zweifelnd sah ihr Chlodovech nach: »Ei sieh,« sprach er nach einer Weile, »so ist Christus wirklich der Mächtigere?« Langsamem Schrittes, eifrig sinnend, leise den Kopf schüttelnd, folgte er ihr nach.

XVIII.

Dieser Tag bildete einen wichtigen Markstein auf der Bahn, die den Sohn Basinas immer weiter ab von deren Göttern führen sollte.

Er zweifelte nicht an dem Wunder, das er erlebt hatte: und seine Gattin, Geneveva, die Bischöfe, die andern Geistlichen und alle Christen zu Paris sorgten dafür, daß ihm gar kein solcher Zweifel aufsteigen konnte: die Königin verdoppelte ihre Gaben an die Kirchen, die Tag und Nacht von dankbaren Gläubigen erfüllt waren. Geneveva hatte ein Traumgesicht: sie sah die heilige Jungfrau ihres Sohnes Hände küssen, weil er ihre Fürbitte erhört. Und sogar aus Reims eilte der hoch vom König verehrte Bischof Remigius herbei, die Stätten des Wunders – das Bett des Kindes und den Altar der Kapelle – und das silberne Doppelbild mit eignen Augen zu sehen.

Gerade hierbei traf ihn der König. Er begrüßte den Greis mit einer gewissen Scheu: – denn er fürchtete ein wenig diese Augen, die seit so vielen Jahrzehnten gewohnt waren, in der Beichte und – nach solcher Schulung – auch außer der Beichte den Menschen in den tiefsten Grund der Seele zu schauen. Dann begann er mit listigem Augenzwinkern: »Ehrwürdiger Bischof, nun sag' mir mal: warum wohl hat euer Gott dieses Wunder gethan? Was meinst *du*? Aus welchem Grund?« Mit wohlklingender, orgeltöniger Stimme antwortete Sankt Remigius, die seelenbeherrschenden Augen voll aufschlagend: »Du kannst fragen? Aus dem Grund seiner unergründlichen Barmherzigkeit, aus Mitleid mit dem Schmerze der ihm vollvertrauenden Mutter.« »So, so! – Was denn?« – meinte der König, sichtlich enttäuscht und ein wenig verstimmt. »Und ich hatte geglaubt: um die drohende Zerstörung seines Bildes zu verhüten, seine Wunderkraft zu beweisen. Schade! Es wäre so hübsch gewesen, durch solche Bedrohung jeden Augenblick euren Herrn Christus zwingen zu können, zur Beweisung seiner Macht ein kleines Wunder zu thun.« »Abscheulicher!« rief da Bischof Remigius. »Was . . . was denn? – Was hast du zu sagen gewagt?« stotterte der König, vor Staunen mehr noch als vor Zorn halb sprachlos. »Wie immer: die Wahrheit!« Hoch richtete sich die ehrwürdige Gestalt des alten, doch nicht vom Alter gebeugten Mannes auf, aus seinen strahlenden Augen blitzte jener Mut des Glaubens, der die Blutzengen der jungen Kirche mit Freudengesängen hatte in den Tod gehen lassen. »Die Wahrheit!« wiederholte er, »Herr König! Dir ist alles Heiligste nur Mittel zu deinen schnöden, weltlichen Zwecken und du schämst dich nicht, dem ewigen Gott deine sündigen Beweggründe zu leihen! Wahrlich, ich sage dir: Gott versuchen ist eine schwere Sünde. Lade sie nicht, lade sie nie wieder auf dein schuldig Haupt: – du würdest darüber zu Grunde gehen.« – »Bischof, du reizest mich sehr! Du bist . . .« – »Ein Diener des Herrn, in dessen Hand ich stehe wie du. Und Menschenfurcht rührt nicht an jene, die des Herrn sind.« Und er wandte sich und ließ den Betroffenen stehen.

»Hm,« meinte der, »das ist ein anderes Holz, aus dem der geschnitzt ist, als die Theoplastus und Cautinus. Die kann man biegen, bestechen und brechen. Aber solch ein Christenpriester . . .! Der Mann ist ein Held. Helden muß man gewinnen oder – totschiagen, anders wird man nicht mit ihnen fertig. Wäre der immer im Palatium, Frau Hrothild und er, miteinander, wüchsen mir, fürcht' ich, über Haupt und Krone. Der drückt mich. Er muß mir bald wieder fort!«

Ein paar Tage darauf kam auf schäumendem Roß angesprengt ein eilender Bote aus Reims, den Bischof schleunig heimzurufen: eine Überschwemmung der Vesle habe die Basilika geschädigt. Bestürzt eilte der Pflichteifrige nach Hause. Die Vesle hatte weniger Wasser als je. Der Bote ist bis heute noch nicht zu ermitteln gewesen.

XIX.

Bald darauf entbot der König wieder einmal seinen treuen Guntbert nach Paris. »Man sieht dich nicht, läßt man dich nicht holen,« schalt er. »Ist denn Frau Bertrada immer noch so schön?« »Ich liebe sie,« erwiderte der andere. »Das ist ewig. Deine Mutter . . . du fragst nicht nach ihr . . .!« – »Was denn? Ja, ja. Nun, was thut sie?« – »Sie grämt sich. – Du schweigst? Freilich, du brauchst nicht zu fragen, über wen. Und über was! –« – »Ist ja dumm! Hab' ich irgend was den Göttern, ihren Priestern, ihren Verehrern zuleide gethan?« Guntbert starrte ihn an: »Das fehlte noch!«

»Ja, was denn! Du weißt nicht, wie man mich drängt, Tag und Nacht, . . . ich solle: . . . Nu, laß das gehen. Ich habe dich nicht nötig für schwierigen Rat, sondern für das einzige, für was du nütze bist.« – »Also Kampf!« – »Ja. Und Treue. Merk' auf. – Gewiß hast du dich gewundert – du und andre, die mich kennen, – daß so lange gar nichts los war mit dem Speer, daß ich mich jahrelang mit allzuschmalem Gewande begnügt. Was denn? Meinst, ich hätte nicht längst wieder losgeschlagen, wären wir stark genug? Sind's aber nicht!« »Nun,« meinte Guntbert, »mit den Burgunden, glaub' ich, würden wir fertig. Freilich, da König Gundobad seines Bruders Hilperich Drittel, deiner Königin Erbteil, dir überwiesen, hast du keinen Grund zum Angriff . . .« »Hi, hi,« lachte Chlodovech, »man sieht, daß du in den Wäldern von Toxandrien nur mit Frauen, Kindern und – Bären lebst. Ist ja dumm. Als ob je ein König, der einer war, einen andern Grund zum Angriff gebraucht hätte als die Macht. Aber – daran eben fehlt's.« »Ei,« erwiderte Guntbert, »du bist doch sonst eher zu keck als zu zag. König Gundobad ist . . .« »Ah bah! Den renn' ich über den Haufen. Aber« – und nun machte der witzige, heiter sprudelnde Merowing ein Gesicht, so ernst, wie es der Freund in keiner Kampfesnot, nicht in jener schweren Stunde in Soissons an ihm gesehen hatte.

Guntbert war hoch erstaunt: »Nun: . . . aber?«

Chlodovech sah scheu um sich: »Es hört es niemand. Hinter jenem Burgundenkönig und hinter dem marschwachen Westgoten zu Toulouse steht *Einer*« . . . nochmal sah er um . . . »der einzige auf Erden, den ich . . . nicht fürchte, aber scheue, gern vermeide.« – »Und das ist?«

»Theoderich, der Ostgotenkönig zu Ravenna.«

Guntbert nickte: »Sein Ruhm erfüllt die Welt. Seine Macht . . .« – »Was denn? Die würde mich nicht schrecken. Aber . . . man raunt, er sei – deshalb brenn' ich auch darauf, endlich bestimmt zu wissen, wie das ist mit den alten Göttern.« – »Was meinst du? Ich verstehe nicht . . .« – »Glaub's wohl! . . . Horch auf! Man sagt, wird er zornig, geht ihm Feuer aus dem Munde: denn er stamme von Donar und Donar habe ihm in die Wiege gelegt, daß er nie besiegt werden könne. Und das, – bei Christus und Loge! – das trifft zu. Wie viele Schlachten hat der Mann geschlagen, seit er, ein Achtzehnjähriger – nur mit seiner Gefolgschaft – ohne seines Vaters Wissen, einen Sarmaten-Chan vernichtete. Hunnen und Satagen, Römer und Byzantiner, Rugier und Skiren, Avaren und Gepiden und den heldenmütigen Odovakar, der sich wehrte wie ein Bär, – alle hat er besiegt, selbst niemals bezwungen. Das ist wie Zauber, wie Donars Schildschutz. Wüßt' ich nur erst, ob Christus wirklich stärker als Donar? So lang ich das

nicht weiß, mag ich den Goten nicht reizen.« – »Gut, aber Burgund . . .« – »Was denn? Du erfährst eben nichts in deinem toxandrischen Wildwald und in Frau Bertradsen weißen Armen! Gar nichts erfährst du von den Händeln und Plänen der Könige. Dieser Ostgote, den sie . . . den Weisen rühmen, den ›Friedens-König‹, – ein Schlaupkopff ist er! – hat wohl herausgespürt, was für einen Feuerbrand in meinem Hirn mein rotes Haar verdeckt: unablässig ist er bemüht, die Könige aller Germanenreiche zu einem Schutzbündnis wider mich unter seiner väterlich-weisen Oberhoheit zu versammeln. Und nun hat ihm Donar – oder der Teufel der Christen? – eine unvernünftig große Zahl schöner Weiber seines Hauses zur Verfügung gestellt, durch die der alte Kuppler sich alle Nachbarkönige verschwägert und verbündet: so hat er des Burgunden Gundobad Sohn Sigismund seine Tochter Ostrogotho, dem Westgotenkönig Alarich seine andre Tochter Theodegotho vermählt: heb' ich den Speer gegen seine Eidame, gleich fährt Herr Theoderich mit seinem unbesiegbaren Donarschild dazwischen. Ja, und von Osten her hetzt er mir den Thüringkönig Hermanfrid, der seine Nichte zum Weibe hat, auf den Nacken: seine schöne Schwester Amalafida beherrscht ihren Gemahl, den Vandalenkönig zu Karthago, und ich habe keine Flotte, die Schiffe dieser Seeräuber von meinen Häfen abzuwehren: sein Wahl- und Waffensohn ist der König der rauflustigen Heruler, die mit Vergnügen zu tausenden im reichen Gallien heeren würden. Kurz, binde ich mit einem seiner Schützlinge an, so habe ich alle die vier andern und ihn selber, den Nie-Besiegten, auf dem Hals. Ist ja dumm. Ich bin nicht furchtsam . . .« – »Nein, du bist eher tollkühn.« – »Aber bevor ich in diesen Stacheligel von Königen greife, muß ich gewiß sein, daß Christus stärker ist als Donar. Und zwar der katholische Christus, der Christus von Hrotheild und Remigius und Genoveva – denn vier von jenen Königen sind Arianer; – der Thüring und der Heruler sind Heiden.« – »Schäme dich, Sohn Basinas, an den Göttern deiner Väter zu zweifeln: ich vertraue ihnen felsenfest. Und ist jener Theoderich von Donar entstammt, wohlan, du bist – von der Spindelseite – Wodans Sproß!« – »Ja, so sagt Frau Basina. Ich will's auch glauben. Aber mir hat mein Urvater Wodan leider nicht wie Donar dem Goten jenen feurigen Hauch als Angebinde gegeben. Und das Siegeschwert, das er in des Ahnherrn Merovech Halle zurückließ, – wo ist es verborgen? O daß mein Vater sterben mußte, eh' er das zu Ende gesagt!« »Aber,« wandte Guntbert ein, »wie willst du das zur Entscheidung bringen, das von der Obmacht des Christengottes oder Donars?« Chlodovech machte ein pfißiges Gesicht: »Will dir's sagen. Aber schweig! Bevor ich mich an jene Verbündeten wage, – vielleicht gelingt es auch, den einen oder andern einzulullen in Sicherheit und auf meine Seite zu locken; mir schwebt so was vor! – mach' ich die Probe an einem König, der nicht unter Theoderichs Schilde steht.« – »Wen meinst du?« – »Ich meine den Alamannen, Chnodobert, den Heiden.« – »Was hat er dir zuleide gethan?« – »Was denn, was denn? Auch noch mir was zuleide thun! Als ob ich darauf warten müßte. Die Dinge dort laden zum Zugreifen wie vollreife Erdbeeren im Walde. Chnodobert ist ein Urenkel jenes Chnodomar, neben dem mein Ahnherr Merovech-Serapio bei Straßburg gestritten hat. Noch singen und sagen die Alamannen von ihrem gewaltigen König, der gekämpft habe wie Donar und doch den Zauberkünsten des Cäsars der Römer erlegen und, gefangen, in Rom an Heimweh gestorben sei. – König Chnodobert ist ein tapferer Stier, aber kein Feldherr, hat nicht, wie mein Vater und wir Franken alle von großen römischen Kriegsmeistern gelernt. Und manche Gaue der Alamannen sind von ihm mit Gewalt herangezungen worden, also

nicht sehr eifrig für seine Herrschaft und vor allem: – er hat keinen Sohn, keinen Bruder, der ihn rächen oder ihn beerben kann: fällt er, so fällt das Königtum der Alamannen nach. Günstiger könnten die Sachen gar nicht stehen.« – »Du willst ihn also . . .?« – »Angreifen und zerschlagen. Und die Alamannen von Straßburg an über den Rhein hinüber – so weit es eben geht! – meinem Reich einverleiben. Das geht Herrn Theoderich den Weisen gar nichts an: die gehören nicht zu seinen Schützlingen. Vor der Schlacht leiste ich Wodan Gelübde um Sieg: aber ja nicht sie vorher schon erfüllen! – Siege ich auf seinen Namen, dann will ich hieran erkennen, – und ich werd' es ihm recht ausdrücklich dabei sagen! – daß er der Stärkste ist, stärker auch als Donar, von dem Chnodobert wie Herr Theoderich abstammen soll. Dann werd' ich es auch mit diesem, dem andern Donar-Sprößling, aufnehmen. Zumal,« lachte er wohlgefällig, »mein Heer alsdann durch so viele tausend Alamannen – du, das sind dir feste, zornigemute Kerle! – verstärkt sein wird.« Guntbert sann einen Augenblick: dann begann er: »Aber . . .« – »Was denn? Ist ja dumm!« – »Du weißt ja noch gar nicht . . .« – »Gleichviel! Kein Aber mehr, wenn ich einmal *will*.« – »Aber wie kannst du denn die Alamannen von Osten her angreifen, wenn du der Uferfranken nicht sicher bist, die dir jeden Augenblick vom Norden her in die Flanke . . .?« – »Ist *nicht* dumm! That dir Unrecht! Ist ganz gescheit,« lächelte der Rotkopf verschmitzt ihm zu. »Schau, deshalb hab' ich den greisen König Sigibert zu Köln – ist so eine Art Oheim von mir! – gewonnen, mit zu thun. Er hat einen alten Groll gegen diese seine Nachbarn im Süden, weil er lahmt seit vielen Jahren an einer Wunde, die ihm Chnodoberts Vater einmal in einer Schlacht geschlagen. Ist ja dumm! Er soll mir helfen, die trotzigen Recken zwingen. Aber von ihrem Lande soll er nicht eine Hufe gewinnen. Er ist ganz überflüssig, dieser König in Köln, nachdem er mir geholfen haben wird. Auf dich aber zähl' ich stark in jener Schlacht: sie wird heiß. Ich kenne die grimmen Männer mit dem zurückgestrichenen Haar: es wächst auf eisenharten Schädeln. Du sollst – neben mir – den ersten Keilhaufen führen.« – »Gern. Aber . . .« – »Was denn, was ist denn *noch* zu abern?« – »Deine Kriegserklärung, . . . wie willst du sie begründen?« – »Wie der Wolf, als er das Lamm fraß! Der Stärkere hat immer Recht zum Angriff! Nur der zu Schwache, der angreift, der ist kein Wolf, sondern ein – Schaf. Was Kriegserklärung! Ich brauche keine. Und sie? Sie werden's schon merken, daß Krieg ist, steh' ich in ihrem Land und laß die Speere fliegen. Die *raschen* Franken rühmt man uns im Lied mit Recht. Die da drüben aber, die suebischen Dickköpfe am Neckar, – wie die bajuvarischen östlich vom Lech – die sind *nicht* rasch. Schwerfällig sind sie. Man muß sie gar nicht erst zur Besinnung kommen lassen: – sind sie einmal entschlossen, dann sind sie viel grimmiger als wir leichterblütigen. Aber bis sie aus ihren östlichen Gauen die Heerleute herangebracht haben – das geht alles gar schön langsam bei ihnen! – habe ich mit meinen schnellen Franken das Aufgebot ihrer westlichsten schon auseinandergesprengt. Halte dich bereit. Urplötzlich fahr' ich aus: – unter des waltenden Wodan Geleit.«

XX.

In größter Stille und Heimlichkeit hatte Chlodovech im Winter und in den ersten Frühlingswochen die Vorbereitungen zu dem Feldzug gegen die Alamannen betrieben: sorgfältig und genau waren den erst kurz vor dem Losschlagen in das Vertrauen gezogenen Grafen die Sammelorte für die Aufgebote ihrer Gaue, die Straßen, – meist alte Römerstraßen – auf denen sie gen Osten zu ziehen hatten, bezeichnet worden. Der Zug ging von Westen nach Osten über Verdun auf Metz, einen Hauptort der verbündeten Uferfranken, mit deren Heer die Salier sich dort vereinen sollten, um dann gemeinsam zwischen Straßburg und Speier den Rhein zu überschreiten und schnell so tief wie möglich in das Land der Alamannen einzubrechen, den Widerstand der nächsten Landschaften zu überwältigen; noch bevor König Chnodobert aus dem Innern des Landes herbeieilen konnte.

»Hört,« rief der König bei der letzten Musterung vor den Thoren von Paris seinen Heerleuten zu, »hört auf mein Wort, ihr freien, aber zuweilen frechen Franken.«

Die Leute lachten, sie liebten ihren jungen König, seinen hitzigen Mut und auch seine scharfen Scherze, die er wie geflügelte Pfeile entsandte.

»Wenn ihr nun in das Land der Uferfranken kommt, – wackre Leute, ihr versteht! – aber nicht so klug wie wir: sie arbeiten in diesem Kriege wie die Bienen: – nicht für sich: – für andere Leute . . .« Verständnissvoll nickten ihm viele lachend zu. »Dann betragt euch nicht frech; sondern friedlich. Küßt ihre Weiber nicht, trinkt ihnen die Keller nicht leer – oder doch nicht ganz! – Bedenkt, wenn ihr diese wackern Bienen aufstört und sie, gereizt, von hinten über uns herfallen, während jene wütigen Alamannen-Stiere uns von vorn auf die Hörner nehmen, – dann kann uns Wodan beim besten Willen vielleicht nicht retten. Wohl verstanden: – denn Übermenschliches mut' ich euch nicht zu! – auf dem *Hinweg* durch das Land der Uferfranken nehmt euch zusammen. Haben wir – mit ihrer Hilfe – die Feinde geschlagen, – nun, auf dem Rückweg dürft ihr euch schon eher gütlich thun in Haus und Keller unserer treuen Verbündeten.« Laut lachend schlugen die Leute die Speere an die Schilde.

Es war Anfang Mai, als das Heer aufbrach. – Innig, aber thränenlos war der Abschied, den Frau Bertrada von ihrem Manne nahm: »Ich bange nicht um dich,« sprach sie, »in offenem Kampf: ich baue auf deine Kraft: ich weiß, du kommst mir wieder.« »O Vater, Mutter, dann thut doch endlich nach meinem heißen Bitten,« flehte der Knabe Guntwalt, »und laßt mich – ich darf ja noch nicht in die Schlacht! – dem Vater den Schild nachtragen ins Lager.« »Schweig,« sprach Guntbert, »du mußt hier Mutter und Schwester beschützen mit deinem Bogen. Begreifst du das nicht?« Befriedigt schwieg der Knabe.

Aber mit schwererem Herzen sah die Königin ihren Gemahl ins Feld ziehen. »O Teurer,« klagte sie, »mir ist bang um dich. Remigius sagt . . .« – »Was denn? Was sagt der fromme Mann schon wieder? Er sagt etwas viel in diesen letzten Zeiten!«

»Er meint, du habest gar keinen gerechten Grund, jenen König anzugreifen.« – »Ja, in der Bibel steht wohl nichts von meinen Gründen!« – »Theoplastus entschuldigte freilich: Heiden und Ketzer zu bekämpfen, bedürfe es nie besonderen Grundes.« »Hei, hei. So,

so,« lachte Chlodovech, »danach ist's nur gut, daß gar kein katholischer Herrscher auf Erden lebt: – ausgenommen der Herr Imperator drüben in Byzanz: der thut mir gewiß nichts. Sonst könnte ich ja keine Nacht mehr ruhig schlafen. Leb' nun wohl! Sieh, da bringen sie schon den Gunfanon. Guntbert trägt ihn.« Mit Erschauern sah's die Königin. »Wehe, weh! Da ist es wieder, des Heidengottes, des Dämons verhaßtes Zeichen.« Ziemlich unsanft verhielt ihr Chlodovech den Mund: es war fast ein leiser Schlag. »Schweig doch! Erzürne mir im Augenblick des Aufbruchs den Gott des Sieges! Sei so gut! Ja? – Hei, auf blutrotem Tuch die beiden grauen Wölfe und der dunkelflügliche Adler Wodans darüber hin! Ich grüße euch, Gero und Frecho, und dich, du König der Lüfte! Sendet mir Sieg.« – »O Chlodovech! Und willst du wirklich unter jenem Zeichen kämpfen . . .?« – »Ja, Wodan soll jetzt zeigen, was er kann: wie der Sohn der Jungfrau (ist doch hart zu glauben!) seine Macht an unserm Kind erwarhte. Hörst du, Wodan? – Nun gilt es *deinen* Ruhm! Versteck' dich nicht!« – »So verschmähe doch den Segen nicht, den dein bangend Weib dir mitgiebt. Sieh hier: Genoveva und Remigius bitten dich wie ich.« – »O Remigius? Hm! Der ist weise. Was will er?« – »Sieh hier, das silberne Jesuskind von damals . . .« – »Was denn? Was denn? Was soll's?« – »Aufgereiht an geweihter Schnur hat es Remigius: du sollst es mit dir nehmen und tragen.« – »Wie? Vor meinen heidnischen Heermännern? Nein!« – »Wohl denn: verborgen, unter der Brünne, auf der Brust.« »Hm,« meinte er nachdenklich. »Nun, mag sein! Nützt es nicht, so kann's nicht schaden. Her damit. Aber geschwind! Die Franken brauchen's nicht zu sehen. Und nun noch einen Kuß. Ei, noch einen. Jetzt – Wodan oder Christus – helfft. Ich rat' es euch: – wer besser hilft, hat mich und dieses Reich der Franken.«

XXI.

Nicht nach Wunsch war die geplante Überraschung gelungen: König Chnodobert hatte früher als Chlodovech gehofft Nachricht von den Rüstungen der Uferfranken – seiner nächsten Nachbarn – erhalten und hieraus Verdacht geschöpft: – der altersschwache König Sigibert hatte laut mit baldiger Rache für sein lahmes Bein geprahlt –: so hatte der Alamanne rascher als die Angreifer vermutet die Heerbannleute seiner Gaue im Elsaß, im Schwarzwald, am Neckar, in der Schweiz herangebracht: die östlicheren freilich fehlten. Aber ohne deren Eintreffen abzuwarten, eilte der riesenhafte Recke den Feinden entgegen: der ruchlose Überfall, der rechtlose Friedensbruch hatte ihn aufs höchste erbittert! er hatte dem suebischen Kriegsgott Tius das Gelübde geleistet, alle Gefangenen ihm als Opfer zu schlachten, auch die erbeuteten Rosse zu ungeheurem Opferschmause zu verwenden. Rastlos riß er die Seinen mit sich fort und da auch die Verbündeten die Entscheidung suchten, bevor jene Ost-Alamannen eingetroffen, stießen die sich Suchenden gar bald aufeinander. Im Elsaß war's: im Gelände der Lauter, da, wo etwa hundertzwanzig Jahre später eine Burg gebaut wurde: ›Weißenburg‹ ward sie genannt und hat auch später noch gar manchen Kampf geschaut. –

Heiß tobte an heißem Sommertag die Schlacht: das Flößchen ging rot von Blut.

Die Alamannen hatten die Nacht vorher auf dem Galgenberg, auf dem rechten, dem Nordufer, gelagert: ihre Spähreiter jagten am Morgen in das Lager zurück und meldeten, die Franken rückten eilig heran: die dichten Wälder, die damals noch alles Land westlich der Lauter bedeckten, hatten ihren Anmarsch verborgen: Chlodovech hatte die Feinde überrumpeln wollen: das war mißlungen. Sofort rief das Auerstierhorn, das ihr König über der Schulter trug, die Alamannen zum Aufbruch.

Gleichzeitig blitzten schon hell auf einem Berge des linken Ufers – den ›Geißberg‹ nannten ihn die Umwohner, die ihre Ziegen auf die grasreichen Hänge des Bergwaldes klettern ließen – die Speerspitzen und die Schlachtbeile der Franken in der Morgensonne. Chlodovech, der den Römern manches ihrer Kriegskunst abgesehen hatte, was ihm zu seinen Siegen erheblich nütze war, erkannte sofort die Bedeutung dieser steilen Höhe: er stellte hier eine Kernschar, – Bataver waren's und Sugamben – als Rückhalt für alle Fälle – auf. Und da er die Kampfgier – und Raubgier! – seiner Krieger kannte und fürchtete, allzufrüh würden sie, um an Sieg und Beute vollen Teil zu haben, ihre Stellung verlassen und sich in das Gewoge im Thale stürzen, bedrohte er jeden Mann mit dem Tode, der den Berg verlasse, bevor der König diese Schar herbei beföhle. Dem alten König Sigibert überwies er den rechten südlichen, dessen Sohne, Chloderich, den linken nördlichen Flügel: er selbst führte im Mitteltreffen seine Salier zum Angriff.

Chnodobert dagegen verschmähte – in altgermanischer, von den Ahnen vererbter Weise! – jeden Gedanken an ein mögliches Scheitern des Angriffstoßes seines Keiles und daher auch jede Deckung des Rückzugs, jede Aufsparung eines Rückhalts zur Aufnahme der Geworfenen. Vielmehr riß er auch den letzten Mann in seinem Lager mit sich fort zu wütendem Anlauf. So rasend rasch stürmten die Alamannen heran, daß sie

das Flößchen gleichzeitig mit den Franken erreichten, obwohl es vom Galgenberg eine halbe, vom Geißberg wenig mehr als eine viertel Meile entfernt rinnt.

Wie auf dem rechten Ufer, so begann mitten im Flusse der Kampf. Denn beide Schlachtreihen stürzten sich, Fußvolk wie die wenig zahlreichen Reiter, in das brückenlose Wasser: in den Fluten selbst wurden sie handgemein, schwimmend, viele auf den Schilden liegend, und dabei die bewehrte Rechte schwingend, oder stehend im Wasser, das oft bis nah an den Mund reichte.

Da entdeckten die Alamannen – sie zuerst – links und rechts von Chlodovechs Mitteltreffen je eine Furt: – die alamannischen Umwohner hatten sie den Stammgenossen gewiesen: – auf diesen Furten drangen starke Scharen von ihnen auf das linke Ufer und fielen den Uferfranken in die Flanke, ja auch schon in den Rücken. Betäubendes Geschrei schlug von beiden Seiten an das Ohr Chlodovechs, der auf seinem Rotroß, seinen Reitern voraus, das rechte Ufer erreicht und die Feinde hier zurückgedrängt hatte: er sah erschrocken zurück: kein Zweifel! Das war das Siegesjauchzen der Alamannen! Er sah die Uferfranken weichen! Nun drohte ihm selbst im Mitteltreffen dringendste Gefahr, von beiden Seiten, auch vom Rücken her, umfaßt zu werden.

Knirschend vor Zorn warf er das Roß herum und befahl seinen Reitern, durch das Wasser auf das linke Ufer zurückzujagen, den Uferfranken zu Hilfe. »Hei, sie verdienen 's nicht, die Tölpel! Aber es gilt, uns selbst zu retten.« Und nun wälzte sich das Ganze über den Fluß hinüber auf das linke Ufer.

Einen Augenblick machte den weichenden Uferfranken das Eingreifen der Salier Luft. Aber da sahen sie zu ihrer Linken Chloderich durch das bloße Ansprennen von König Chnodoberts wuchtigem Hengst mit seinem Gaul zusammenbrechen: gleichzeitig verschwand auf ihrer rechten Flanke ihre Königsfahne und der alte König selbst: – da war kein Halten mehr! Fechtend zwar und in guter Ordnung, Vater und Sohn, – beide verwundet – in der Mitte tragend, wichen sie unaufhaltbar gegen den Geißberg zurück.

»Flieg', Ansovald!« donnerte Chlodovech, »flieg' auf den Berg. Hole die Bataver und Sugamern. Rasch, sonst ist's aus! Wodan, o gib ihm deinen Flugmantel. Komm, Guntbert! Hierher an meine Seite! Spreng' an mit mir auf jenen Keil da links! Der Riese an seiner Spitze wird wohl der König sein. Den will ich . . .!«

Aber es gelang nur langsam, vorwärts zu kommen durch die dichten Massen von Freund und Feind. Und als Chlodovech jene Königsschar der Alamannen erreicht hatte, stieß er auf furchtbaren Widerstand. Vergebens schmetterte er mit seiner scharfen Francisca einen nach dem andern nieder: sofort schloß sich die Lücke wieder: denn es waren die Gefolgen des Königs, die hier kämpften. Und heiß sehnsüchtig richtete Chlodovech dazwischen durch immer wieder die Augen nach dem Berge, von wannen die Rettung kommen sollte.

Umsonst!

Wohl mußte er sich sagen, daß sein Bote die dort Harrenden unmöglich schon könne erreicht haben. Aber sie sahen doch deutlich, wie dringend man sie hier unten brauchte! Wie schalt er nun seinen eignen Befehl, der sie da oben – bei Todesstrafe – festbannte. »Helft, all' ihr Götter! Ich opfr' euch hundert Rosse!« schrie er, zornig gen Himmel blickend und abermals das Schlachtbeil auf eine eherne Sturmhaube schmetternd. Da –

Entsetzen! Da zerbrach der Schaft. »Meines Vaters immer sieghaft Beil,« schrie er außer sich, und warf den nutzlosen Stumpf in seiner Hand drohend gegen die Wolken. »Welch arges Zeichen! Ihr Götter, ist das eure Hilfe? Reicht mir Speere! Speere her!« Mit zwei Speeren in der Rechten sprengte er abermals vorwärts. Sein Hengst, aus mehr als einer Wunde blutend, gehorchte kaum noch dem Sporn. Da scholl ihm gegenüber aus einem dichten Knäuel von Reitern eine mächtige Stimme: »Platz! gebt mir Raum, Schildgenossen. Da seh' ich die rote Fahne des Merowing! Die hol' ich mir!«

König Chnodobert brach aus den Seinen hervor: seine Wurflanze flog: der Bandalar der Salier fiel, das Banner verschwand. Laut jauchzten die Alamannen. Sofort riß Guntbert die Fahne aus der Hand des Sterbenden, schwang sie hoch empor und rief: »Hie Wodan und Chlodovech!« »Hie Donar!« rief der sieben Fuß lange Riese und warf einen zweiten Speer: abermals verschwand das Banner, denn Guntbert stürzte, schwer getroffen, vom Roß.

Chlodovech sah's: laut schrie er auf vor Wut, so laut, daß der Alamanne es hörte durch alles Getümmel der Schlacht: »Hierher, König! Dich ruft Chlodovech, der Merowing! Speere! Reicht mir Speere!« Der andere wandte ihm den mächtigen Rappen zu: »Ah, Friedebrecher, Landräuber. Warte!« »Wodan hilf!« flehte Chlodovech. »Nur bei diesem Wurf! Dir vertrau' ich ganz!«

Seine Lanze flog gleichzeitig mit der des Feindes: aber krachend zersplitterte sie an dem erzbeschlagenen Schild des Alamannen in viele Trümmer, während dessen Wurf dem Franken mit solcher Wucht den Helm vom Haupte schmetterte, daß der halb Betäubte fast aus dem Sattel geflogen wäre. Aber im selben Augenblick stürzte sein Hengst tot zu Boden. Nahezu hätte er den Reiter unter sich begraben. Mit knapper Not machte er sich los von dem Tier. Da stand er nun allein, weit vor seinem Fußvolk – seine nächsten Mitkämpfer zu Pferd lagen tot oder wund – und schon sprengte der Hüne auf ihn ein, das ungeheure Hiebschwert schwingend. Da schrie Chlodovech in höchster Not: »Gott Hrothehildens! Rette mich und gieb mir den Sieg: Und – ich schwör's – ich laß mich taufen! Dir vertrau' ich. Hilf!« Und mit der Linken an das Christusbild, unter der Brünne an der Brust, drückend, holte er mit der Rechten aus, mit gewaltigem Wurf seinen letzten Speer zu versenden.

Und der Speer – traf: er drang dem Riesen gerade oberhalb der Brünne in die Kehle und fuhr im Nacken wieder heraus: der Gewaltige sank, rasselnd in seinen Waffen, rücklings vom Gaul, der, des Reiters ledig, in weiten Sprüngen zurückjagte, Schrecken und Trauer tragend in die Reihen der Alamannen.

»Sieg!« jubelte Chlodovech. »Herr Christus, ich bin dein! Jetzt schaff' mir noch ein frisches Pferd.« »Hier, König, nimm das meine!« rief Ansovald, abspringend. »Du? Du zurück?« sprudelte Chlodovech hervor im Aufsteigen. »Wo sind sie? Bringst du sie nicht?« – »Habe sie schon gebracht! Dort sind sie! Hörst du sie!« Mit brausendem Schlachtruf brachen da Bataver und Sugambern in die rechte Flanke der Alamannen.

Diese, schon stundenlang im Gefecht, von der Hitze erschöpft, hielten dem Anprall frischer Truppen – auserlesener Krieger – nicht stand. Das Gerücht von dem Fall ihres Königs erreichte einstweilen auch jene Scharen, die nicht Augenzeugen gewesen waren: sie wankten, sie wichen, sie ließen von der Bedrängung der Uferfranken ab. Die aber wetzten eifrig ihre Scharte aus: von der Verteidigung gingen sie rasch zum Angriff

über und nun von Uferfranken, Batavern, Sugamben und von Chlodovechs Fußvolk von allen Seiten her angefallen, warfen die Alamannen die Waffen weg und flohen.

»Verschone uns,« riefen, die ihn kannten, Chlodovech zu, »unser König ist tot: sei *du* unser König. Wir sind dein!« Gern hätte der sie zur Rache alle erschlagen lassen: denn er war der Verzweiflung recht nahe gewesen. »Aber was denn? was denn?« flüsterte er Ansovald zu. »Ist ja dumm! Brauche sie demnächst gegen – nun, gegen andre Leute.«

Und so gebot er denn, der Waffenlosen zu schonen.

Nur die Gefolgen des gefallenen Königs verweigerten die Ergebung: sie wollten ihren Herrn nicht überleben und kämpften fort, bis der letzte Mann erschlagen lag.

XXII.

Zum Himmel jauchzend war der Königin Freude, als Clodovechs Boten nicht nur des Königs Sieg und wunderbare Rettung, auch – aber unter Einschärfung noch des tiefsten Schweigens – seinen Glaubensentschluß meldeten. Sie sank unter Freudenthränen in Genevevas Arme und wiederholte immer wieder: »Das verdanken wir deinem Gebet, du heilig' Mädchen. Uns Sünder würde der Herr nicht erhört haben. Du aber, ich weiß, hast Tag und Nacht für ihn gebetet.«

»Ja,« erwiderte sie unter Thränen der Rührung. »Ich mußte die Seele des Sohnes retten, da ich den Vater nicht aus schwerster Sünde und aus Wahnglauben zu lösen vermochte.«

Als bald begannen – noch vor der Sieger Wiederkehr – die Vorbereitungen zur Taufe: Theoplastus und Cautinus wollten sich der Leitung bemächtigen: aber der König ließ wissen, er übertrage das dem ehrwürdigen Remigius. Grollend traten jene zurück.

Nicht so rasch als Frau Hrotheild wünschte, konnte der Gemahl nach Hause kehren. Zunächst mußten die Gaue der Alamannen, die sich unterworfen hatten, für den neuen Herrscher in Eid und Pflicht genommen werden: der durchzog das Land von West nach Ost, an den alten Malstätten die freien Männer versammelnd, wo sie dann auf ihre Waffen eideten. Jene östlichsten Gaue, deren Aufgebote die Niederlage und Ergebung an der Lauter nicht geteilt hatten, hielten noch zurück: ihre Scharen besetzten ihre Marken und als sich Chlodovech anschickte, mit Gewalt vorzugehen, da erschienen plötzlich in seinem Lager Gesandte des großen Gotenkönigs zu Ravenna, der ihm sagen ließ, diese Ostgaue hätten sich unter seinen Schutz begeben: »Unter der Amaler fleckenlosen Schild sind sie geflüchtet: hüte dich, auf sie zu stoßen: jeder Stoß träfe nicht sie, – träfe meinen Schild.« Zähneknirschend vernahm der Merowing die Vorlesung des Schreibens: giftige Blicke warf er den Gesandten zu: es war des Goten alter Waffenmeister Hildebrand, im langen Weißbart, und ein Graf Vitigis: hitzig wollte er sie anfahren: aber er bezwang sich und entließ sie mit dem Bescheid, er werde des weisen Theoderichs Wort befolgen.

Als sie das Zelt verlassen, tobte er darin wild umherrennend. »Ansovald, wie ich ihn hasse, der mir in den Arm fällt, da ich die Frucht des Sieges pflücken will! Aber was denn? Bin noch zu schwach! Ich ganz allein gegen ihn und sein Rudel von verbündeten Königen! Was hilft's, gegen solche Übermacht losfahren? Ist ja dumm! Erst muß ich aus seinem festgeschnürten Bündel von Speeren den einen oder andern locker gemacht und leise herausgezogen haben, bevor ich die andern zerbrechen kann. Thu's ganz gewiß! Also in des Teufels Namen – an den ich ja jetzt glauben muß! – kehren wir um und lassen wir einstweilen liegen, was noch nicht zu haben ist.«

Auf dem Rückweg verweilte Chlodovech einige Tage zu Metz, wohin die beiden Verwundeten – Vater und Sohn – gebracht worden waren – auch Guntbert, dessen gesunde Kraft sich rasch von der Wunde erholt hatte: er war bald zu Hause, in Bertradens treuer Pflege: die Königin Basina wandte ihm ihre eifrige Heilkunst zu.

Auch den beiden Uferfranken drohte nicht Lebensgefahr. »Schade,« meinte Chlodovech, als er es erfuhr, vor sich hinsprechend. »Ein oder zwei Todesfälle jetzt

hätten mir spätere Arbeit erspart.« Er besuchte, von dem Sohne, – der schon wieder gehen konnte – begleitet, den Alten auf seinem Lager. Der hob nun an, seinen Anteil an dem eroberten Land in Anspruch zu nehmen. Aber übel kam er an. »Was? . . . was? Was denn?« herrschte der Gast ihn an. »Was fällt dir ein? Du fieberst wohl! Der dir gebührende Anteil am Alamannenland: – weißt du, wie viel der beträgt? Sechs Fuß Erde an der Lauter! Wer hat die Schlacht verloren? Du! Wer hat die verlorne zurückgewonnen? Ich! Oder der Herr Christus, würde Frau Hrothchild sagen,« fügte er bei, sich fromm, aber ungeschlacht bekreuzend: denn das hatte er einstweilen erst ein wenig gelernt. »Sei du nur still und ganz zufrieden, wenn ich dir, zur Strafe für euer Verhalten, nicht ein Stück von deinem Land nehme: zum Beispiel diese feste Stadt, in der jetzt fünftausend Salier stehen: das bedenke, sinnst du etwa auf Gewalt gegen mich.« Und ohne ein weiteres Wort ließ er ihn liegen und schritt hinaus. Der Sohn folgte ihm, zu begütigen. »Ich,« meinte er, mit einem scheuen Blick auf den Gewaltthätigen, »ich würde dich nie reizen, wenn . . . wenn ich König wäre.« Der Meroving blieb plötzlich stehen und warf einen scharf bohrenden Blick auf ihn. Der Jüngling schlug rasch die Augen nieder.

»So, so!« sprach der andere langsam. »Es dauert dir wohl zu lange? Was denn?« »Ja,« seufzte der Sohn. »Als ich dort in der Schlacht erfuhr, er sei, schwer getroffen, vom Pferde gestürzt, da glaubte ich schon . . . Der Alte ist zäh und er hält mich kurz in . . . Aber gleich darauf sank ich selbst und der Alte . . .« – »Blieb am Leben! Ja, es geht manchmal alles verkehrt in der Welt. Allein, Geduld und . . . Mut! Wir sprechen ein andermal darüber, falls es noch gar zu lange währt. Wodan – was denn? – wollte sagen, Christus erfülle deine Wünsche.«

XXIII.

Nach Paris zurückgekehrt und von den Seinen jubelnd empfangen, wiederholte der Neubekehrte seine strenge Einschärfung, die bevorstehende Taufe noch immer geheim zu halten. Erstaunt und nicht ohne Mißtrauen fragte die Königin: »Weshalb? Schämst du dich des Herrn!«

»Was denn? Ist ja dumm! Er hat ja seine Wodan überlegne Macht so deutlich bewiesen, daß ich blind sein müßte, hätt' ich's nicht gesehen. Schämen! Eher dessen müßte ich mich schämen, solange dem Unrechten, das heißt dem Minder-Mächtigen gedient zu haben. Aber – Vorsicht thut not. Denn, weißt du, schöne Bekehrerin, ich möchte beileibe nicht, indem ich das Himmelreich gewinne, das Frankenreich darüber verlieren! Und das könnte mir leichtlich begegnen. Zwar können mich meine Franken nicht hindern, zu glauben, an wen ich will: aber ich kann auch sie nicht hindern, wenn ich von ihren alten Göttern abfalle, sich einen andern König zu wählen. Was denn? Sie haben das Wählen gar nicht nötig. All' meine Nachbarkönige, meist meine Ohme und Vettern und andere Schwertmagen sind noch eifrig heidnisch: Theudibert zu Béthune, Ragnachar zu Cambrai, Chararich zu Thérouenne, Rignomer zu Le Mans und noch ein halbes Schock solch' unnützer Mitesser an Gallien: meine Gauleute brauchen nur über meine – überall so nahen! – Grenzen hinaus zu ziehen: mit offenen Armen nehmen die lieben Nachbarn meine Krieger auf: das heißt: mir weg. Und leicht bezwingen sie mich dann, von allen Seiten eindringend.«

»Der Herr Christus wird dich dann beschützen,« tröstete die Königin.

»Ja, was denn? Was denn? Gar zu oft möcht' ich ihn doch nicht mühen, da oben auf seinem Himmelsthron. Und ein rechter Mann muß sich vor allem selber schützen. Beten ist gut, aber fechten dabei! Deshalb gönnet mir nur so viel Zeit, – ich werde ja doch so rasch noch nicht sterben! – meine Franken ein wenig vorzubereiten: mindestens eine solche Zahl von ihnen und so tüchtige, daß die andern sich besinnen werden, ehe sie mit uns anbinden. Ob Guntbert . . .?« Er schüttelte den Kopf. »Ach nein! Den hält meine Frau Mutter allzufest in der Hand. Uh, wenn ich die Schelte der grimmen Wodans-Priesterin doch schon überstanden hätte! Sie hat so besondere Augen! Ich fürchte diese Augen immer noch so, wie wann ich als Knabe so eine kleine nette Lüge gelogen hatte. Muß ich denn durchaus diesen unheildrohenden Augen begegnen? Was denn? Wollen doch 'mal sehen . . .« schloß er sinnend.

Während dieser Vorbereitungen verlangte Remigius, der Neubekehrte müsse nun, bevor er würdig sei, die Taufe zu empfangen, gründlich in die Lehren der Kirche, in die genaue Kenntnis der heiligen Geschichte eingeführt werden und sandte zu diesem Behuf einen frommen und gelehrten Priester, Hluthart, der ihn täglich mindestens eine Stunde unterweisen solle.

Aber Chlodovech sträubte sich gewaltig!

»Was denn? Was denn? Wozu denn? Ich habe von meiner lieben Hausfrau Tag und Nacht all' diese Jahre her schon so viel hören müssen von diesen heiligen Geschichten, daß es langt. Ist ja gar nicht nötig, daß ich's so genau weiß, wie der Priester da: will ja nicht predigen. Ich glaub' es ja doch nicht, weil der es sagt oder weil es in dem dicken

Buch da steht, sondern ganz einfach von wegen des Tags an der Lauter. Und täglich eine Stunde sitzen wie die Knäblein in der Klosterschule! Das halt' ich nicht aus. Hätt' ich das gewußt . . .!« Mit Mühe bewogen ihn die Bitten der Königin nachzugeben. Er meinte dann, zu der Stunde könne ja seine Mittagsmahlzeit verwendet werden! Als der Priester das entrüstet ablehnte, setzte der ungeberdige Schüler durch, daß die halbe Zeit im Umherwandeln, nicht im Sitzen verbracht werde. Darauf ließ sich der Mann Gottes ein.

Als sie nun eines Tages in dem Palasthof auf- und niederschritten und Hluthart ausführlich erzählte, wie der Herr von Petrus verleugnet worden sei, rief der Merowing unwillig: »Ah, der Neiding! Und den hat man nicht aus der Gefolgschaft gestoßen? Und der ist ein Heiliger? Da sind mir Guntbert und Ansovald lieber!« Und als bald darauf berichtet ward, wie der göttliche Dulder von den Juden mißhandelt und verhöhnt wurde, fuhr der König heftig auf: »Ja, diese Juden! Die Elenden! Man kann ihnen noch heute nicht genug Geld abdrücken – zur Strafe. Wär' ich nur dabei gewesen mit meinen Franken« – zornig ballte er die Faust –, »wahrlich, er wäre nicht gekreuzigt worden!«

»Aber Herr König, bedenke doch! Dann wäre die Menschheit nicht erlöst worden.« – »Ja so! – Nun, den Sieg an der Lauter hätte er mir doch auch so gespendet.« Kopfschüttelnd seufzte der Lehrer: »Ach, all' mein Mühen ist umsonst! Ich fürchte, wir werden nur deinen Scheitel taufen: – deine Seele bleibt eine arge Heidin.«

XXIV.

Alles geschah und gelang nach des Königs Willen. Unablässig waren er und die ins Vertrauen gezogenen Männer und Frauen bemüht, unter den vornehmsten und wichtigsten Geschlechtern der Franken – vorsichtig und unter der Hand – Anhänger für die katholische Lehre und Billiger des geplanten Schrittes zu gewinnen. Er *mußte* gelingen: die Annahme des Christentums durch die Franken war nur eine Frage der Zeit: in dem durchaus römischen und durchaus christlichen Gallien war die Aufrechterhaltung des germanischen Heidentums eine Unmöglichkeit: in Städten wie Paris oder Soissons konnte man nicht germanischen Wald-Kult treiben: da rauschten weder Wodans Eschen noch Donars Eichen, da konnte keine Göttin Nerthus aus geheimnisvollem See tauchen: die Franken mußten das Christentum annehmen, als ein wesentlich Stück der römischen Kultur: nur etwa, ob sie wie Burgunden und alle Goten, Arianer oder Katholische werden würden, konnte zweifelhaft scheinen. Es ward von weltgeschichtlicher Bedeutung, daß Chlodovech katholisch ward. Damals ward der Grundstein gelegt zu Karls, ja sogar schon für Ottos römisches Kaisertum: denn es ruhte auf der Schutzpflicht und dem Schutzrecht über die katholische, die römische Kirche.

Auch ziemlich plumpe Gewinnungsmittel: Geschenke von Gold, Land, Verleihung von Ämtern wurden gelegentlich nicht gespart, am meisten aber wirkte der Hinweis auf den offenen Willen der Königin und den, nur den zu Gewinnenden kundgegebenen geheimen des Königs selbst: wer die Gunst des Hofes wollte, durfte dem Schritt wenigstens nicht widerstreben, wollte er ihn noch nicht mitschreiten. Nach wenigen Monaten unablässigen Zusammenwirkens mit den beiden Frauen, mit Remigius, Theoplastus, Cautinus und andern Geistlichen konnte der König jenem frommen Bischof sagen lassen: »Die Ernte ist reif. Bring' sie unter Dach.« Es war die verabredete Losung.

Es ging gegen Weihnachten: eine Zeit, da das christliche Fest und die heidnische Sunwend viele Leute an den Hof zogen, weil der König alsdann eines der kleinen »Placita«, das heißt Versammlungen der einflußreichsten Großen, abzuhalten pflegte. Es fiel daher nicht auf, daß dies auch jetzt berufen ward: außer diesen Vornehmen hatte der König aber auch auserlesene Heermänner der nächsten Gaue zu einer Musterung beschieden. Wenige Tage vor dem Fest hielt Chlodovech auf dem weiten freien Platz im Norden vor dem Palatium diese Heerschau ab; er ritt, umgeben von den gewonnenen Großen, auf königlich geschmücktem Roß langsam durch die Reihen, lobte gar manchen Krieger für alte und neue tapfere Thaten oder für stattliche Waffnung und mit vollen Händen teilte er Spangen, Armringe, Schmuckplatten, auch Goldmünzen aus, die ihm in zwei Schilden nachgetragen wurden. Das währte geraume Zeit; dann sprang er ab und bestieg die oberste Stufe der Treppe vor dem Palast, wo er weithin sichtbar und vernehmbar war:

»Hört mich, freie und tapfre Franken, hört eures Königs Wort. Viele von euch haben's mit erlebt, mit angesehen, alle andern haben es erfahren, wie die heiße Alamannenschlacht verlief. In höchster Not rief ich Wodan und die alten Götter an: sie ließen mich im Stich, sie konnten mir nicht helfen gegen jenen Hünen. Da, um mein Leben ringend, gelobte ich dem katholischen Gott Treue und Mannschaft, wolle er mich

retten. Mit diesem Worte flog mein Speer, der Riese fiel. Der Gott Hrothelunds hat mir das Leben, euch die Schlacht gerettet. Wohlan, ich halte mein Wort: er hat vorausbezahlt: – anders hätt' ich's ja nie gethan! – ich leiste nach. Am Weihnachtstag nehme ich die Taufe. Wer von euch folgt seinem König nach –? Im Leben: in den Sieg, im Tod: in die Seligkeit des Himmelreichs?«

Da erscholl von vielen, vielen Stimmen brausender Zuruf: der Beifall der im voraus heimlich Gewonnenen riß gar viele Überraschte, Gedankenlose fort: »Wir werfen von uns,« riefen die Eingeweihten, »die unmächtigen Götter, wir folgen dir, Herr König, zu dem Gott, der dir den Sieg gegeben hat.« Die Mauern erdröhnten von dem Geschrei: dreitausend Männer waren's, die so riefen.

XXV.

An dem Morgen des ersten Weihnachtsfeiertages war in der geräumigen Basilika des heiligen Johannes, die sich dem Palatium gegenüber erhob, doch bei weitem nicht Platz zu finden für alle, die das große Ereignis angezogen hatte: die freudig bewegten Katholiken der Stadt, die eifrigen neu Gewonnenen, und zumal große Haufen von heidnischen Franken, eingerufene Heermänner und viele fränkische Umwohner, zu denen die Nachricht rasch gedrungen war: diese zog die Neugier, das Staunen herbei, auch das Verlangen, die nie geschauten Wunder des alle Sinne bezwingenden Gepräuges kennen zu lernen, die damals die Kirche allein zu entfalten vermochte. Sie wurden nicht enttäuscht, sondern berückt und bezaubert.

Die Königin wußte, wie stark diese Mittel wirkten: hatte sie doch sogar gehofft, selbst Chlodovech, den ungleich mehr als sein Volk an Prunk und Pracht gewöhnten, durch die bei der Taufe des ersten Sohnes dargelegte mystische Herrlichkeit bis zur Annahme ihres Glaubens zu betäuben: das war damals freilich mißglückt. Aber man zählte darauf, wie all' diese Blendung wirken müsse auf die schlichten Naturmenschen, auf die salischen Heerleute, die da aus ihren Holzgehöften im Rheinsumpf oder im Scheldewald in die Stadt, an den Hof, in die Kirche gekommen waren und nie dergleichen geschaut noch geahnt hatten.

Die triumphierende Kirche zeigte heute wohlweislich all' den Pomp, all' den Reichtum an Mitteln der verschiedensten Künste, Kunsthandwerke und sinnberauschenden Luxusgenüsse, über die damals eben nur sie in ihren Basiliken gebot. Schnee und Schmutz waren aus den ›Breitstraßen‹, ›Plateä‹, säuberlich hinweggefegt, bunte Teppiche und Decken wurden nach altrömischer Sitte über die gereinigten Flächen gespreitet und aus den Fenstern aller Gebäude gehängt, die Kirchenmauern und die Säulen des Portikus waren mit weiß glänzendem Linnen überzogen, und mit Kranzgewinden aus immergrünenden Blättern umschlungen. Wohlgerüche, süß, nur allzusüß, – bis zur Betäubung, bis zur Umnebelung der Denkkraft, – strömten aus den Weihrauchbecken, die weißgekleidete Knaben, einander ablösend, unermüdlich schwangen: zahllose Wachskerzen – die Grundholden der Kirche hatten vor anderen Dingen als ›Wachszinsige‹ vor allem Wachs für diese Kerzen zu liefern, man kannte diese Art Beleuchtung kaum im Königspalast – verbreiteten, ausstrahlend vom Altar und dem Taufbrunnen, ein blendendes Licht, das die Augen zu schließen zwang. Und so vernahm die Menge, vom Weihrauch eingelullt, mit gesenkten Wimpern den süßen Gesang, den unsichtbare Kinder, den Liedern der Engel vergleichbar, hoch von den Logen oberhalb der Absis erschallen ließen.

»Da verhängte,« schreibt der ehrliche Gregor von Tours, »Gott über alle Anwesenden solche Gnade, daß sie wähten, unter den Düften des Paradieses zu weilen.«

Ähnliches empfand wohl – in seiner Weise – ein hünenhafter Heermann aus dem Kohlenwald, der nie eine Stadt, nie eine Kirche von innen gesehen hatte: »Du, Sigiboto,« meinte er, seinen Nachbar in der Mark und im Heerkeil anstoßend, »das ist schöner und herrlicher als ich Walhall schildern hörte. Mich gelüstet, dem König in seinen Himmel zu folgen.« »Mich nicht,« erwiderte der andere. – »Warum nicht? Was

gebricht hier an allem besten?« – »Hei, nichts, was zu hören und sehen und riechen ist. Aber – was meinst du, daß in jener großen Kufe ist?« – er wies auf den in den Stein-Estrich eingelassenen Taufbrunnen – »ich hab' hineingeschaut: Wasser, elendes Wasser. Zu trinken giebt es nichts, so scheint's, im Christenhimmel. Ich fahr' gen Walhall.«

Gegen Mittag füllten sich das Innere der Basilika und der Portikus draußen vor den geöffneten Thüren und die Stufen des Anstiegs und der breite Platz zu dessen Füßen und alle einmündenden Straßen.

In der Absis der Basilika, hier, wie gewöhnlich, nach Osten liegend, auf dem Hochaltar standen die Bischöfe Remigius von Reims, Avitus von Vienne – als Gast der Königin, – Heraklius von Paris, Theoplastus und viele andere in ihren goldgestickten weißen und roten, oft seidenen Gewändern, ungezählte Geistliche zu ihren Füßen auf den niederen Stufen. Ihnen gegenüber in dem Querschiff, zwischen den beiden Kanzeln, der nördlich links für die Vorlesung des Evangeliums, der südlich rechts für die der Epistel, thronte die Königin, das Antlitz verklärt von unaussprechlicher Freude und ihr zur Rechten – so hatte sie befohlen – saß Genoveva, deren Gebet das beste gethan. Der Raum unmittelbar vor dem Altar war durch zwei Stufen über den Boden der Kirche erhöht und durch zierlich geschnitzte, mit Purpurtüchern überhangne Schranken – »*cancelli*« – abgeschlossen: das Sanctuarium enthielt in der Mitte den Chor, das heißt den Altar und an den beiden oberen Enden der Seitenschiffe links das »Senatorium« für die vornehmsten Laien und die klosterlosen Mönche, rechts das »Matroneum« für die edeln Frauen und die Nonnen. Das ganze Mittelschiff und die Vorderseiten der beiden Seitenschiffe waren ausgefüllt von den fränkischen Heermännern, die, dreitausend an der Zahl, im Schmuck und Glanz ihrer besten Waffen dem Vortritt ihres Königs folgen wollten: darunter sah man Ansovald, dann die Grafen von Paris und von Soissons, von Rouen und von Amiens, von Arras und von Tournay, von Tongern und von Namur, von Reims und von Meaux. Ebenfalls durch Schranken abgesperrt zog sich hart am Eingang quer ein schmaler Raumstreif hin, »das Rohr«, »Narthex«, in dem die nicht zur Gemeinde Gehörenden das Evangelium und die Epistel anhören durften: aber die Ausgeschlossenen und die Büßenden lagen vor den Thoren, draußen, in dem Portikus, mit dem Antlitz auf den Marmor-Estrich hingestreckt.

Die Säulen, die, je zwölf an der Zahl, in zwei Reihen das breitere Mittelschiff von den beiden Seitenschiffen abgliederten, waren das wenigst schöne an dem Bau: das heißt, manche von ihnen war an sich gar prächtig: allein man hatte bei der Errichtung der Kirche – etwa ums Jahr vierhundert – diese vierundzwanzig Säulen nicht neu und einheitlich hergestellt, sondern sie genommen, wo man sie fand: in andern, zerfallenden Basiliken, in Tempeln der Olympier, aus dem Palatium, aus den städtischen Hallen und Bädern: so standen sie durcheinander: dorische, ionische, korinthische, von schwarzem, weißem, gelbem, rotem, braunem Marmor: heute aber störten diese Widersprüche wenig, denn sie waren fast in ihrer ganzen Höhe von prachtvollen roten, goldgestickten Umhüllungen umkleidet, die auch von den zierlichen Halbbogen, die sich von Säule zu Säule schwangen, herabhingen. Das Innere der Wände und die flache, getäfelte Decke war über und über geschmückt durch Mosaiken, die Christus, die Apostel, den Ausgang des heiligen Geistes in Taubengestalt, zahlreiche Heilige, dann aber die sinnbildlichen Gestalten altchristlicher Kunst darstellten: den seine Lämmer

weidenden Hirten, den von der Schlange umringelten Baum der Erkenntnis, und andre mehr. Am reichsten prangte solcher Schmuck auf Goldgrund in Mussiv-Werk an dem ›Triumphbogen‹, der, Antikes in das Christliche übertragend – früher hatten die Bilder der Imperatoren die Absis geschmückt – den Sieg Christi über den Tod bedeutend, bei der Mündung des Langschiffs in das Querschiff in gewaltigem Schwung auf zwei mächtigen Säulen von Seitenwand zu Seitenwand sich hob und senkte. Aber die reichste Pracht war erfindungsreich gehäuft auf Ausschmückung des Taufbeckens, des ›Baptisteriums‹, das neben der linken, der nördlichen Kanzel, sieben Fuß tief in den Boden der Kirche eingelassen und mit geweihtem Wasser gefüllt war. Der schöne Tiefbau des Brunnen-gleichen Beckens aus weißem, parischem Marmor stammte aus den Bädern der ›Amphitrite‹, die Julian der Abtrünnige nach seiner Thronbesteigung hatte aufbauen lassen, ›in dankbarem Gedenken der Stadt seiner lieben Parisier, die seinen Stern zuerst aufsteigen sah‹. Der ganze kreisrunde Rand war mit goldenem Beschlage belegt: und auf diesem Beschlag erhob sich ein hohes, in einer vergoldeten Stangenspitze auslaufendes Zelt aus feinsten, weißer Wolle, von roten Seidenbändern gestreift: die Spitze der Stange aber trug ein Kreuz und in der Mitte des Kreuzes lag, von undurchsichtigem Glase bedeckt, ein Splitter des Kreuzes Christi.

Nach langem Harren der Menge erschollen von dem linken Seitenschiff her aus einem angebauten kleinen Oratorium drei Schläge auf ein ehernes Becken und in feierlichem Zug erschien eine Anzahl von Bischöfen und Priestern, Chlodovech in den lang wallenden weißlinnenen Taufgewanden hereinführend. Bei seinem Anblick brachen alle die vielen hundert Priester in den brausenden Ruf aus: »Gesegnet bist du, der du suchest den Herrn. Der Sieg ist mit dir.«

»Dies letzte ist das beste an der Sache,« sprach Chlodovech mit tiefstem Ernst, an den Brunnen herantretend.

Nun schritten Remigius und Avitus – mit Groll im Herzen blieb Theoplastus zurück, – von dem Altar zu dem Täufling herab und reichten ihm die Hände, wie er die Marmorstufen in den Brunnen hinabstieg. Als er, vom Wasser bis an das Kinn umspült, auf der letzten Stufe stand, sprach er mit lauter, weithin durch die Kirche schallender Stimme, – es sollte eine Bitte sein, aber es klang wie ein Befehl: »Ehrwürdiger Herr Bischof von Reims, ich begehre von euch durch den Taufbund aufgenommen zu werden in die Gemeinschaft der katholischen Kirche.« Da sprach feierlich Remigius: »Dir werde nach deinem Willen zum Heile deiner Seele: beuge den Nacken, fortan gesänftigt, Sugamber, tauch' unter, spüle ab das Siechtum des alten Aussatzes und die lange getragenen Flecken mit frischem Naß.« Hier erfaßte er das rote Haupt mit den langen merowingischen Königslocken und tauchte es unter, so daß es tiefend wieder emporkam.

»Nun steig' heraus, ein zweiter Constantinus!« Wenig ahnte der fromme Mann, wie viel weissagende Wahrheit er aussprach, in diesen zwei Worten. Constantin hat das Römerreich, Chlodovech das Frankenreich, und so das ganze Abendland dem Christentum überliefert.

Den Augenblick, da der König wieder der Seitenkapelle zuschritt, die Taufkleider abzulegen, nutzte Theoplastus, sich an ihn heranzudrängen: »Vergiß nie, Herr König,« raunte er ihm ins Ohr, »wem du diese Stunde verdankst. Ich war's, der Hrothehild . . .«

»Hast *du* sie vielleicht entführt, du?«

Gereizt erwiderte der Bischof, so laut er konnte, – denn er wollte den König vor allem Volke zwingen, mit dem Heidentum gewaltsam zu brechen: »O neugewonnener Bruder. Bete an, was du verbranntest, verbrenne, was du angebetet!« »Schweig doch, bei Wodans Zorn!« flüsterte ihm Chlodovech wütend zu. »Sollen die Heiden hier mich auf dem Fleck, gleich an dem Taufbecken – noch naß! – ins Himmelreich schaffen? Ich mag noch nicht da hinauf. Was denn? Die Franken mögen glauben, an wen sie wollen, wenn sie nur meine Schlachten schlagen. Laß mich in Ruh'. Ich bin ganz naß. Ich friere.«

XXVI.

Bald nach der Taufe führte der Bekehrte mit seiner klugen und thateifrigen Königin ein wichtig Gespräch, zu dem Ansovald beigezogen war. »Ihr seht,« begann er, »bisher haben die Heiligen – wie ich also nun nachträglich einsehe! – mich von Erfolg zu Erfolg, von Sieg zu Sieg geführt, was eigentlich sehr schön von ihnen ist, da ich fort und fort nicht ihnen, sondern den Göttern dafür dankte. Nach des Syagrius Gebiet erwarb ich durch freiwilligen Anschluß Aremorica, Paris und viele andere Städte, ebenso die niederrheinischen Thoringe und Ein Tag gab mir ganz Alamannien bis auf die paar Gae, die der verwünschte Amaler mir vorenthält. Das ist nun wieder gar nicht hübsch von deinen – will sagen *unsern* – Heiligen, daß sie dem solche Macht verstaten: ist er doch ein schnöder, falschgläubiger Ketzer, ein Arianer, der noch nicht einmal eingesehen hat, daß der Herr Christus und Gottvater eins sind! Der verstockte Sünder, der!

Also schöne Erfolge: – doch noch lange nicht genug! Da hocken um mich herum, in nächster Nähe, mehr als sechs salische Gaukönige und ein uferfränkischer in Köln und hemmen überall meinen Schritt über meine Grenzen und nehmen mir die Luft zum Atmen. Die müssen fort, alle miteinander! Ein kleiner König ist gar kein König!

Zu dem aber: nicht an mich allein denk' ich, – auch an das Wohl der Franken! Ich darf sagen, daß ich viel klüger bin und bessere Herrschaft führe als all' die andern: es wird ihren Gauen gedeihlicher gehen unter mir. So denken die Leute dort selbst. Mancher schon hat in solchem Sinne zu mir geredet. Die Zeit für diese alten Gauverbände, diese kleinen Volkssplitter ist vorüber: sie paßte in die Urwälder rechts vom Rhein, wo tageweites Ödland – wegloses, – die Siedelungen trennte: nicht für dies Gallien, wo Dorf an Dorf, Stadt an Stadt sich reiht. Die Zeit ist reif, die kleinen Tropfen zusammenrinnen zu lassen: wer das erkannt hat und unternimmt, der ist Herr in Gallien: von selbst, nach nur leisem Rütteln, fallen ihm die reifen Früchte in den Schos! Wohlan, ich *hab's* erkannt und will's vollenden! Was denn?«

Beide Hörer nickten Beifall, nicht ohne Bewunderung des hellblickenden und kühnen Geistes. Aber die Königin sprach: »Und Eines, mein Chlodovech, hast du dabei ganz beiseite gelassen: das Wichtigste, Heiligste: alle deine Nebenkönige sind Heiden: du allein vertrittst die katholische Lehre. Ohne Zweifel wirst du bald anfangen, in deinen bisherigen Landen den Götzendienst zu verfolgen, auszurotten . . .«

Chlodovech blies wieder einmal hörbar vor sich hin: »Puh! Was denn? Fällt mir nicht ein. Laß doch jeden glauben, was er mag. Soll ich meine tapfern Heiden erboßen gegen mich? Ist ja dumm. Und Frau Basina! Und mein Versprechen, dem sterbenden Vater gegeben: hab' dir oft davon erzählt.«

Aber die Königin beharrte: »Der wahre Glaube kann den falschen nicht neben sich dulden.« »Frau Königin,« warf Ansovald ein, »wenn das christlich ist, – so ist's nicht schön. Solchen Schwur hab' ich mit der Taufe nicht angenommen.« »Nun wohl,« meinte die Königin, geschickt ausweichend, wo sie noch nicht hoffen konnte, durchzudringen, »auch ohne Verfolgung werden die Heiden in jenen Reichen eher unter einem katholischen als unter einem heidnischen König für das Evangelium zu gewinnen

sein. Drum vor allem billige ich deine Pläne und werde die Heiligen anflehn, sie durchzuführen!« »Ach nein,« lachte Chlodovech, »das werd' ich doch wohl schon selbst in die Hand nehmen müssen. Ich mache so was nicht so heilig, aber rascher, kräftiger. Ich besorge, die Heiligen würden nicht alle die Wege wandeln wollen, die doch allein zum Ziele führen. Auch braucht's mehr Schlaueit, als ich den meisten Heiligen zutraue: Zöllner, Fischer, was werden die viel von Königskunst verstehen? Endlich leben sie ja alle schon so lang im Himmel, daß sie kaum noch wissen werden, wie's hier unten zugeht: – gewiß ganz anders, als dort, wo sie immer nur beten und Psalmen singen. Nun merk' auf, Ansovald, wie ich mir die Sache, die Reihenfolge ausgetüftelt habe. – Es versteht sich, daß wir mit der leichtesten Arbeit anfangen, und an die schwerste zuletzt gehen.« – »Warum?« – »Was denn? Ist ja klar. Jeder Gau, den ich gewonnen, verstärkt sofort mit seinen Speeren mein Heer, so daß ich, von Stufe zu Stufe immer mächtiger werdend, so gewachsen zuletzt auch dem Mächtigsten überlegen bin. Wir fangen an mit dem leichtesten Werk: mit Ragnachar von Cambrai.« »Aber, Herr,« warf Ansovald ein. »Der ist doch damals mit uns gegen Syagrius gezogen!« – »Was denn! Das dank' ihm der üble Höllenvirt! Er hat's doch nur aus Furcht vor uns gethan. Und überdies bekam er seinen Anteil an der Beute.« – »Wenigstens an der Fahrhabe, nicht am Lande!« »Auch noch? Schon die vielen tausend schönen Solidi wurmten mich,« grollte Chlodovech. – »Merk' auf: sein Heerbann ist der schwächste unter den Saliern. Überdies haßt ihn sein eigen Heer, weil er außer andern Lastern der Habgier fröhnt, – der Freude an den Solidis, was man doch nicht soll: nicht wahr, fromme Königin? Das geht wohl gegen das sechste Gebot? – Nein, nein gegen das zehnte! – Er und sein Freund und Kämmerer Farro, mit dem er jeden Raub teilt, nehmen was ihnen beliebt und gelüftet den Unterthanen mit Gewalt. Nach jedem solchen Griff pflegt er zu sagen: »So, das ist gerade recht für mich und meinen Farro.« Ich meine immer, wenn man bei seinen Großen ein wenig vorbohrt mit Geschenken, lassen sie ihn gern im Stich mitten in der Schlacht: es wird da gar nicht viel Eisen brauchen, nur ein wenig Gold. Und auch das Gold . . .?« Er lächelte pfißig vor sich hin und blinzelte mit den kleinen blaugrauen Augen. »Und welchen Grund zur Kriegserklärung wirst du angeben?« fragte die Königin. »Grund? Was denn? Ich bin der Stärkere. Ist das etwa kein Grund? Übrigens: – du bist eine kluge Frau! Für diesmal hast du recht! Ich habe ja den allerlieblichsten tönenden Grund, den man sich denken kann. Ich komme als Retter und Befreier seiner Unterthanen von dem Räuber und Bedrucker. Das muß die Heiligen doch zu Thränen rühren und zur Segnung meiner Waffen!«

»Und wer kommt nach ihm an das Messer . . . an die Reihe, wollt' ich sagen?« verbesserte Ansovald.

Der Merowing lachte vergnügt: »Thu' dir keinen Zwang an in deinen Worten: bin nicht empfindlich. Der zweite wird jener elende Chararich von Thérrouenne.« – »Der soll aber geliebt sein von seinen Leuten. Was willst du gegen den vorbringen?« – »O der Klügling! Er hat mir damals den Beistand gegen Syagrius versagt. Das soll er nun büßen.« »Nun,« meinte der Antrustio, »dem andern hat der geleistete Beistand auch nichts genützt. Und der dritte?« – »Den weiß ich selbst noch nicht. Kommt Zeit, kommt Rat. Hab' nur keine Angst, daß ich einen vergesse und übrig lasse. Da, auf diesem Zettel, hab' ich sie mir alle aufgeschrieben. Es ist ein ganzes Rudel dem Tod geweihter Könige.« »Und fast alle deine Gesippen!« meinte Ansovald. »Bah, ich bin Christ. Nur den Heiden gilt als höchster Frevel, Gesippenblut zu vergießen. Ich bin Christ: sie sind

elende, nichtswürdige Heiden, also Christi Feinde, also auch die meinen. Nieder mit ihnen: – im Namen des Herrn!«

XXVII.

Und die Geschichte weiß: getreulich hat der neubekehrte Vorkämpfer der Kirche Wort gehalten! Nicht einen hat er übriggelassen.

Zunächst trugen seine geheimen Boten geschäftig goldene Armringe und Wehrgehänge den Vornehmen des Königs zu Cambrai zu, nahmen deren Klagen über die Völlerei und Wollust und Habgier Ragnachars und ›seines Farro‹ entgegen, priesen das Glück der Unterthanen Chlodovechs unter dessen in der That hochbeliebter Herrschaft und brachten alsbald die Aufforderung der Großen zu Cambrai zurück, sie von den Bedrückungen ihres Königs zu befreien, »Ah,« rief Chlodovech bei der Ausrichtung dieser Botschaft, die er in Gegenwart seiner Bischöfe und Weltgroßen entgegennahm, »wahrlich, da ruft die Pflicht. Ziehen wir aus unter den Fittichen des heiligen Geistes und helfen wir den Bedrängten.«

Als er mit seinem Heerbann von Süden her die Isère überschritten und das Gebiet Ragnachars erreicht hatte, stießen sofort die meisten von dessen ›Leudes‹ zu ihm. Der dicke, durch Völlerei vor der Zeit unbehilflich, wehrlos gewordene König zog ihm entgegen und saß mit seinem Übelberater bei schwelgerischem Mahle, als die Reiter seiner Vorhut in das Lager zurückflohen, mit der Meldung, Chlodovech sei da! Schwerfällig erhob sich der Schlemmer, sein Bruder Richar versteckte sich in einem Nebenraum. Farro zog das Schwert. »Ei,« fragte der dicke Ragnachar, »sind es viele Feinde?« »Genug für dich und deinen Farro!« lautete die Antwort. »Mein Pferd!« gebot der König. »Flieht! Rasch!«

Aber schon schmetterten die Hörner Chlodovechs durch das Lager, gleich darauf dicht vor dem Zelt. Die Krieger Ragnachars warfen die Waffen weg, ja die Boten ergriffen den König, zerrten dessen Bruder aus dem Versteck und banden beiden die Hände auf den Rücken: Farro, der sich zur Wehre setzte, ward erschlagen. Schon stürmte der Merowing, die mörderische Francisca in der Hand, in das Zelt, von einigen Antrusionen gefolgt. »Es freut mich, Vetter, dich zu sehen,« stammelte der Dicke. »Willst du nicht – wir waren gerade an der Tafel – mit schmausen?« – »Mich freut es gar nicht, Vetter, einen Merowing in Fesseln zu sehen. Warum hast du unsere Sippe so erniedrigt? Wahrlich, besser war es dir, zu sterben!« Und er hob die mächtige Streitaxt und schlug sie ihm in den Schädel. »Und du?« fuhr er Richar an, »warum hast du deinem Bruder nicht geholfen? Dann wär' er nicht gebunden worden!« Und hob die Streitaxt und schlug auch ihn tot. – Am gleichen Tage noch hob das ganze Heer des Erschlagenen den Sieger auf den Schild und huldigte ihm freudig als seinem König. Der umzog nun in feierlichem Ritt die Marken des neugewonnenen Landes und nahm überall den Freien den Eid der Treue ab.

Als er aber nach einer Woche wieder das Gebiet von Cambrai verlassen und nach Paris zurückkehren wollte, da holten ihn – an der früheren Grenze – jene Vornehmen Ragnachars ein, die er vor dem Angriff durch reiche Geschenke gewonnen hatte. Es war ein schöner, aber heißer Sommertag. Chlodovechs Heer lagerte in einem schattigen Wäldchen hart an dem rechten Ufer der Isère, deren Fluten Kühlung brachten. Der König lag auf weichem, dunkelgrünem Moos unter einer breitschattenden

Linde, deren Blütenduft er behaglich einsog; ein mächtiger Krug voll dunkelroten Weines und ein goldener Becher – vor kurzem hatte noch Ragnachar daraus getrunken – standen neben ihm im Grase. Er lag, die Arme unter dem Kopf gekreuzt, vergnüglich hingestreckt. Da kam Ansovald, lebhaft erregt, und meldete, zwölf jener Großen von Cambrai seien eben angesprengt und verlangten in heftigem Zorn, den König zu sprechen.

»Was denn?« lachte der. »Aha! Führ' sie her. Und stelle dich – vorher – mit zwanzig Antrustionen mir zu Häupten.« – »Du willst liegen bleiben? Und du . . . du bist fast unbekleidet. Willst du nicht den Königsmantel . . .« – »Bei der Gluthitze? Ist ja dumm! Laß sie nur kommen. Die Antrustionen sollen Bogen und Pfeile mitbringen – außer der Francisca.« Seine Befehle wurden vollzogen. Alsbald stürmten – kaum waren die Bogenschützen von Ansovald aufgestellt – die Großen des Gebietes von Cambrai in Hast und Hitze heran, geführt von Rigobert, dem Grafen von Vence. »Herr König!« rief der.

Chlodovech rührte sich nicht. Er blieb liegen, wie er lag, die Arme unter dem Nacken gekreuzt. »Was wollt ihr?« fragte er ruhig. »Was wir wollen? Klagen! Uns bitter beklagen! Ist das Königstreue? Die Spangen, die Armringe, die Wehrgehänge, die Zierplatten, die du uns geschenkt, durch die du uns zum Abfall von unserm Herrn und König verlockt hast, – sie sind – die Münzmeister von Cambrai haben's festgestellt! – nicht von Gold, sondern von elendem Kupfer und nur leicht vergoldet. – Das ist . . .« »Falsches Gold für falsche Treue,« lachte der Merowing, immer ohne sich zu rühren. »Solches verdient, wer seinen König verrät. Ärgert mich nicht an diesem schönen, aber heißen Abend. Seid froh, daß ich euch den Treubruch gegen euern Herrn nicht durch Folter und Tod büßen lasse. Macht, daß ihr mir aus den Augen kommt.« »Aber, Herr König . . .« grollte der Graf von Vence.

»Antrustionen,« rief der, den Kopf leicht hebend und zu diesen wendend, »die Pfeile auf die Sehnen. Zielt!« »O, Herr König,« rief hastig der Sprecher ganz erschrocken, »wir gehen ja schon! Wir sind ja schon ganz zufrieden, läßt du uns das Leben.« Und sie eilten davon. Nun sprang Chlodovech auf: »Wahrlich, die brauchten einen Herrn. Nun, die Heiligen haben ihnen den rechten zur rechten Zeit geschickt.«

XXVIII.

Chlodovech brach nie sein Wort, hatte er es zu seinem Vorteil gegeben. So wandte er sich, durch den Heerbann von Cambrai verstärkt, sofort nach der Vernichtung Ragnachars gegen Chararich, den Gaukönig von Théroouenne im heutigen Departement du Pas de Calais. In wenigen Tagemärschen gen Nordwesten war das feindliche Gebiet erreicht. Überrascht durch den plötzlichen Angriff – ohne vorgängige Kriegserklärung – suchte der Erschrockene zwar seine Heerleute aufzubieten: aber im Gefühl, sie zu spät sammeln zu können, schickte er dem Angreifer Gesandte entgegen und bat um eine Unterredung, in der die Ursache des Angriffs erörtert werden solle: er sei zu jeder Sühne auch für unbeabsichtigte Beleidigung bereit.

»Er soll nur kommen,« lachte Chlodovech. »Dann wird er die Ursache des Angriffs, die Beleidigung, die Sühne und die Strafe – alles zusammen! – ganz geschwind erfahren. Er soll mich nach drei Nächten vor den Thoren von Lillers in meinem Lager aufsuchen. Aber daß er nur ja nicht vergißt, seinen Sohn Charimer mitzubringen: dem hab' ich ganz was Besonderes zu sagen.« Dem Gaukönig von Théroouenne blieb keine Wahl: er konnte, urplötzlich überfallen von übermächtigem, bisher stets siegreichem Angreifer, nicht Widerstand leisten: so hoffte er denn, ihn durch Zugeständnisse zu beschwichtigen. Wenig kannte er den Merowing!

Als er an dem Abend des verabredeten Tages mit seinem Sohn, einem stattlichen, trotzigblickenden Jüngling, in dem Zelt Chlodovechs eintrat, traf er diesen bei seinem höchst einfachen Abendschmaus. Erstaunt fragte er nach der ersten Begrüßung: »Der Duft dieses Bratens: – das ist Pferdefleisch! Du bist doch Christ: denen ist das verboten!«

»Das schert dich nicht – oder den Teufel! – du schlimmer Heide. Das hat mir der Bischof von Genf verstattet: – in Anbetracht meines schwachen Magens.« »Aber fränkische Gaue kann dieser Magen gut vertragen,« warf der junge Charimer ein. »Hei, hei,« sprach Chlodovech, mit dem Dolch im Wehrgehäng spielend, »schau, wie witzig! Schade, so kluge Kinder kommen selten zu Jahren.« Er hatte sich nicht von der Tafel erhoben, ebensowenig die Ankömmlinge aufgefordert, mit zu speisen.

»Wo sind eure Begleiter?« – »Am Eingang des Lagers wurden sie gleich von deinen Leuten zum Abendschmaus abgeführt.« – »So ist mein Befehl erfüllt. Nun sollt auch ihr sofort bedient werden. He, Ansovald!« Da stürmte Ansovald mit zehn Antrustionen in das Zelt: im Augenblick waren Vater und Sohn gebunden. Chlodovech sprang nun auf: »Ihr Elenden, hab' ich euch? Ihr falschen Klugmeister! Ist das echte Sippentreue, daß ihr mich damals im Kampfe mit dem Römer im Stiche gelassen habt? Hättet euch wohl gefreut, hätte ich mir an den dicken Mauern von Soisson den Schädel eingerannt? He?« – »Aber Vetter . . .!« – »Die Veterschaft ist schwach, die mir nicht beisteht! Ich hatte euern Tod beschlossen. Ja, ja, fahrt nur zusammen. Aber meine fromme Königin hat für euch gebeten: sie will wieder einmal ein gottgefällig Werk thun. So hab' ich ihr denn versprochen, ihr sollt am Leben bleiben, wenn ihr Christen werdet, euch die langen, merowingischen Königslocken scheren laßt und als Mönche in mein neugegründet Kloster Mickey tretet.« Bestürzt, wie vernichtet, stammelte der Vater: »Sich

taufen lassen? Sei's darum. Aber das Königshaar schneiden lassen . . .« Da tröstete ihn, noch in seinen Fesseln trotzig, der Sohn: »Ach Vater, laß gut sein, die Taufe kann man wieder abspülen. Und an frischem Holze wächst auch das abgeschnittene Laub wieder nach.« – »So meinst du, du hoffnungsvoller Neffe? Entspringen und wieder als König auftreten? Warte! Da muß nicht das Laub, da muß der Stamm fallen. Führt sie hinaus – beide – und schlägt ihnen die Köpfe ab. Ich kann Frau Hrothild nicht helfen! Er will ja nicht Mönch *bleiben*. Morgen ziehen wir ein in Théroouenne und nehmen alles Volk in Treuepflicht.« Und so geschah's.

XXIX.

Von Thérouenne aus wandte sich der Unermüdliche sofort gen Süden nach Le Mans: dort herrschte als Gaukönig Chararichs Bruder Rignomer, der zur Blutrache rüstete. Aber seine Gauleute zeigten wenig Lust, dem überall erfolgreichen Sieger entgegenzuziehen: sie drohten, sich zu widersetzen. Chlodovech erfuhr, daß es auf dem Sammelort vor Le Mans zu Gewaltthaten kommen könne. Alsbald meldeten sich bei Rignomer zwei treffliche Pfeilschützen, Überläufer, die, unfreie Knechte Chlodovechs, wie sie sagten, dem Christen nicht länger dienen wollten: gern nahm sie jener auf. Sie hießen Geremar und Frechramn: aber der König hatte ihnen längst nach den beiden Wölfen Wodans die Kosenamen ›Gero‹ und ›Frecho‹ gegeben.

Bei der Heeresschau vor den Thoren von Le Mans, am Rand eines Waldes, schien es nun zu Gewalt nicht kommen zu sollen: zwar schalten die Krieger laut und hoben auch wohl drohend die Fäuste gegen den König, aber keine Waffe ward wider ihn gezückt. Da, wie er auf eine solche ungeberdige Schar zuschritt, kamen plötzlich aus dem Waldesdickicht ihm gegenüber zwei Pfeile geflogen, die ihn in die Stirne trafen: tot fiel er zur Erde. Die Mörder wurden nie entdeckt. Das Heer lief auseinander, nachdem es noch den Beschluß gefaßt hatte, Chlodovech einzuladen, des erblos Verstorbenen Königsstab aufzunehmen. Alsbald hielt er seinen glänzenden Einzug in Le Mans und alle drei Gae schworen ihm den Eid der Treue.

»Hei,« meinte Chlodovech, »so heißes Eisen muß man schmieden. Sichtbarlich wollen es die Heiligen, – wie ich – daß diese elende Zerbröckelung des Frankenvolkes in kleine Fetzen, die nicht gedeihen, nichts leisten können, aufhöre. Wohlan, thun wir nach ihrem Willen.« Gleich nach dem Einzug in Le Mans schrieb er einen Brief an Chloderich, den Sohn des Königs der Uferfranken; er hatte erfahren, daß der Vater zur Zeit jenseit des Rheines im ›Buchonischen Wald‹, im Chattenland, bei Fulda, des Weidwerks pflog. Der Brief trug weder Aufschrift noch Unterschrift: – zwei Bogenschützen – Gero und Frecho, sie hatten sich gar bald wieder bei ihrem Herrn eingefunden – führten ihn in einem hohlen Pfeile – und der Brief lautete: ›Jener Freund, dem du nach dem Sieg an der Lauter geklagt, daß der alte längst morsche Baum noch immer nicht fallen will, teilt deinen Schmerz. Was nicht fallen will zu rechter Zeit, muß man fällen: jetzt ist günstige Gelegenheit. So rät dein Freund. Er wird dich bei der Arbeit unterstützen.‹

Alsbald schickte Chloderich die Bogenschützen als Jagdgehilfen dem Vater in den Hessenwald zu. Der alte Mann verschlief einmal die schwüle Mittagsglut im kühlen Buchenwald in seiner offenen Hütte von grünem Gezweig. Als er bei Sonnenuntergang noch nicht wieder erschien, bog sein Falkenwart die Äste auseinander, lugte hinein und schrie laut auf: tot lag der Greis, zwei Pfeile in der Stirn; das ehrwürdige lange weiße Königshaar war über und über von Blut gerötet.

Alsbald kamen zu Chlodovech, der einstweilen nach Paris zurückgekehrt war, seine beiden Wölfe und brachten des neuen Königs der Uferfranken Antwort: »Siehe,« meldete er, »mein Vater ist leider vor der Zeit gestorben und ich halte sein Reich unter meinen Händen. Schicke mir verlässige Boten: gern will ich von des Vaters Schätzen dir

ablassen, was dir gefällt.« Sofort sandte Chlodovech seine beiden Boten wieder nach Köln mit dem Bescheid: »Ich danke für deinen guten Willen. Aber man soll die Waisen beschützen, nicht berauben: du sollst meinen Leuten, wann sie kommen, nur alles *zeigen*: ungeteilt soll alles Einem Herrn gehören.« So viel Enthaltung bewundernd sprach Chloderich zu den beiden: »Wohlan, so kommt mit in die Schatzkammer.« Und er wies ihnen den ganzen Hort, bestehend in erlesenen Waffen, in Schmuck, Gerät und Geschirr von Gold und Silber und kostbaren Gewanden, die an den Wänden hingen. Mit gierig funkelnden Augen sprach da Gero: »Wohl, wohl! Das alles ist eines echten, mächtigen Königs würdig.«

»Aber,« fuhr Frecho fort, »dein Vater hatte doch auch – so erfuhr unser Herr – eine gewaltig tiefe Truhe, von unten bis oben mit Goldstücken gefüllt. Wo ist die?« – »Da hinten, hinter dem Vorhang, kommt her.« Und er öffnete den schweren, erbeschlagenen Deckel einer halbmanneshohen Truhe. »Die schwersten Goldstücke liegen ganz am Grunde.«

»Ei, hole doch von diesen ein Paar herauf,« bat Gero. »Nur Eines!« meinte Frecho bescheiden, »Gern,« erwiderte der König, beugte sich weit vor, das Haupt in die Truhe vorreckend und mit dem rechten Arm nach dem Boden tastend.

Da fiel sein Kopf in die Truhe, daß sie voll Blutes ward. Denn Gero hatte die Francisca erhoben und ihm mit Einem Streich das Haupt vom Rumpf geschlagen. Frecho warf den Rumpf nach und schloß sorgfältig den Deckel.

Unentdeckt gelangten die Boten aus dem Palast, aus der Stadt und aus dem Uferfrankenland zu Chlodovech, der einstweilen mit einer kleinen Schar bis Tongern entgegengezogen war, ihren Bescheid erwartend. Chlodovech belobte, beschenkte sie und gewährte ihnen die Freiheit durch ›Schatzwurf‹, das heißt, er schlug jedem eine Münze, die er als Loskaufpreis hinhielt, aus der offenen Hand.

Sofort erschien er urplötzlich in Köln, wo die Ripuarier, führerlos und bestürzt, ihn gern aufnahmen. Er berief aus allen ihren Gauen eine Volks- und Heeres-Versammlung vor die Thore der Stadt und sprach: »Hört, was geschehen, sofern ihr es noch nicht deutlich vernommen habt. Während ich friedlich zu Paris saß und meine Gaue beglückte, redete Chloderich seinem Vater unablässig vor, ich trachte ihm nach dem Leben. Ängstlich wich der alte Mann – vor mir! – über den Rhein und verbarg sich in dem Wald der Chatten. Da sandte der Sohn zwei Schächer über ihn, die ihn in jener Einsamkeit töteten. Chloderich selbst aber ward, da er des Vaters Schätze aufthat, von einem Rächer des Alten getötet. Ich – wie ihr wisset – bin an all' dem unschuldig. Denn ich werde doch nicht das Blut meiner Gesippen vergießen! Das wäre ja Frevel! Nun seid ihr ohne Schützer und König. Zwar leben zwei Söhne Chloderichs: allein das sind wehrunfähige Knäblein von zehn und acht Jahren: die können euch nicht schützen, die müssen selbst beschützt werden. Wohlan, ich meine wir empfehlen sie dem stärksten Schutze: dem Gottes und der heiligen Kirche, indem wir ihnen die langen Königshaare scheren und sie in mein Kloster zu Micy schicken, das besonders zu solchen Zwecken von mir – ohne Zweifel auf Antrieb der Heiligen – gegründet scheint. Und da die Dinge nun – leider! – einmal so gekommen sind, will ich euch was vorschlagen, falls es euch genehm ist: wendet euch zu mir und lebet fortab unter meinem Schutz. Ihr habt gesehen, daß ich sieghaft bin und stark: die Gaue, die ich neu gewonnen, sind hochzufrieden: alle Franken, euch ausgenommen, stehen unter meinem Schild: wollt ihr

allein euch ausschließen? Kommt auch zu uns andern! Dann sind wir stärker als all' unsere Nachbarn und können, sie bekriegend, Ruhm und reiche, sehr reiche Beute gewinnen.«

Als die Uferfranken dies angehört, schlugen sie freudig die Waffen zusammen, hoben ihn auf einen Schild und trugen ihn umher mit dem Jubelruf: »Heil Chlodovech, dem König aller Franken!

»Denn,« fährt der gutmütige und fromme Bischof Gregor von Tours, der uns etwa sechzig Jahre später diese Dinge erzählt hat, fort. »Denn Gott warf Tag um Tag Chlodovechs Feinde unter dessen Hand, zum Lohne dafür, daß er gerechten Herzens vor Gott wandelte und that, was wohlgefällig war vor Gottes Augen.«

Gregor wollte gewiß nicht die Lästerung aussprechen, *solche* Thaten seien wohlgefällig vor Gottes Augen: sondern er denkt an die Verdienste, die sich der König durch Annahme des rechten Glaubens und Bekämpfung der Heiden und der arianischen Ketzler erwarb: diese wiegen in seinen Augen so schwer, daß er meint, auch Gott müsse um jener heiligen Zwecke willen die blutigen Mittel verziehen und dem frommen Eiferer für den rechten Glauben Sieg auf Sieg verliehen haben: freilich eine seltsame Vorstellung vom lieben Gott!

Aber wenigstens die Franken, deren Könige er ausgemordet, deren Gaue er gewonnen hat, waren, sofern sie von den blutigen Thaten erfuhren, derselben Ansicht wie Gregor: nirgends stieß er auf Widerstand bei den Leuten der Getöteten: im Gegenteil: mit Freuden schlossen sie sich ihm an, vom Glanz seiner Erfolge geblendet, von dem Gefühl der rasch steigenden Frankenmacht mit Stolz erfüllt. Tiefere Betrachtung wird die Erklärung solchen Beifalls darin finden, daß der Ruchlose klar erkannt hatte: die Zeit war reif, überreif, war danach verlangend, die Zersplitterung unter viele kleine Könige zu beenden und die Volkskraft einheitlich zusammenzuschließen zur Erreichung hoher Ziele: dies erfaßt und gewaltig durchgeführt zu haben, zwingt uns, Chlodovech bei aller Verwerfung seiner scheußlichen Mittel, als einen großen Staatsmann von weltgeschichtlicher Bedeutung anzuerkennen.

Offenbar war er sehr bald der Liebling des ganzen Volkes geworden, das ihn in früh – gleich nach seinem Tod – entstandenen Sagen feierte, auch mit Lächeln scherzhafte, humorreiche Geschichtlein seiner unbefangenen Ruchlosigkeit und ruchlosen Unbefangenheit und manches seiner Witzworte verbreitete: war er doch nur der echte Ausdruck, die gipfelnde Steigerung der guten und schlimmen Eigenschaften dieses Volkes selbst und seiner glänzenden, stürmischen, anbrausenden Tapferkeit, seines raschen, leicht beweglichen Geistes, seines schlagfertigen, spielerischen Witzes und jener jedes Gewissens baren Falschheit, um deren Willen die Zeitgenossen die Franken das treuloseste der Völker nannten, »gewohnt, mit Lachen die Eide zu brechen!«

Sie hatten ihre Freude an ihm.

Nachdem er nun den letzten ihm bekannten Gaukönig vernichtet und dessen Land gewonnen hatte, – es waren aber noch viele andere und meist seine Gesippen – berief er eine große Heeresversammlung aller Salier nach Paris, trat nach der Musterung in ihre Mitte und klagte laut und jämmerlich: »Ach, wehe mir Armem! Siehe, rasch hintereinander hat der Himmel, haben allerlei Unfälle all' meine Gesippen und Nachbarkönige dahingerafft! Allein steh' ich, entblößt, ein der Zweige beraubter Stamm.

Sagt, ihr Leute, wißt ihr nicht, wo etwa noch ein Verwandter von mir – aus königlichem Blut – sich verborgen hält? Verhehlt es mir nicht, erfreut mich mit der Kunde, auf daß ich ihn hierher an meinen Hof laden könne!« Eifrig lauschte er überall hin. »Ihr schweigt? Ihr wißt also keinen mehr? Nicht Einen? Wie schade!« So entließ er sie.

»Das sagte er aber nicht,« bemerkt der treuherzige Gregor von Tours hierzu, »aus Schmerz über den Tod jener, sondern aus arger List, um so vielleicht noch einen Verwandten ausfindig zu machen und ihn umzubringen.«

Sogar weltlich gesinnte Geistliche, wie Theoplastus und Cautinus, verwarfen die Thaten ihres Beschirmers nicht ganz, die dessen Macht erhöhten. Zur Kenntnis der frommen Frauen im Palast, der Königin und Genovevas, drang nur das Allerwenigste und dies Wenige undeutlich, verschleiert; vor Remigius zu Reims vor allen und ähnlichen würdigen Bischöfen hielt der Schlaue jede verdächtige Spur verborgen: – die paar nicht zu verschweigenden Thaten auflodernder Hitze des Zorns gegen die offen erschlagenen Opfer rechnete ihm Hrothchild wie die ganze Zeit nicht allzuhart an: immerhin, riet sie dem Gemahl, einmal Remigius gründlich zu beichten. »Was denn? Was denn?« erwiderte der. »Daß er mich etwa exkommuniziert? Der ist's gleich im stande! Ist ja dumm! Hab' so viele Mühe gehabt, bis ich hineinkam in die Kirche, – jetzt laß ich mich nicht wieder hinaussperren. Muß denn gebeichtet sein, geh' ich zu Cautinus, der thut's billiger mit der Buße.«

XXX.

Ohne viel Mühe und in kurzer Zeit hatte Chlodovech die neu erworbenen Lande, selbst die Alamannen, so fest an sich geknüpft, daß er alsbald einen lang gehegten großen Plan ins Werk setzen konnte: den umfassendsten seit dem Tag an der Lauter.

Aber schlaue berechnend, wie er, bei allem tapfersten Wagemut, war, unterließ er doch nicht, für ein Unternehmen, bei dem er ziemlich wahrscheinlich auf die mächtigste Macht jener Zeit im Abendland stoßen mußte, Bundesgenossen zu werben.

»Was ist dir, Chlodovech?« forschte Frau Hrothild eines Nachts, da sie wiederholt sein unruhiges Umherwerfen auf dem Lager und tiefe Seufzer, schwere Atemzüge geweckt hatten. »Fehlt dir etwas, Chlodovech?«

»Ja!« kam die zögernde Antwort. Erschrocken richtete sie sich auf, aus Stein und Stahl Funken zu schlagen, die Ampel zu entzünden.

»Laß nur!« mahnte er lachend, »es muß noch im Dunkeln bleiben.« – »Sprich, was fehlt dir?« – »Gallien: von der Loire bis an die Pyrenäen!«

»Nun, wenn's weiter nichts ist,« meinte die Königin und legte beruhigt das Haupt wieder auf das Kissen. – »Oho! Was denn? Das ist sehr viel!« – »Aber es schmerzt nicht.« »Doch, bitter, heiß! Es verzehrt mich. Nun horch' auf! der Schlaf ist doch verscheucht. Und du bist, klugfrommes und frommkluges Hrothildelein, (– wie du das nur so fein verbinden kannst? bist eben ein Weib! –) du bist doch meine beste Beraterin und meine einzige Vertraute (woraus nicht folgt,« dachte er lächelnd, »daß sie gerade alles von Gerolein und Frecholein und von schön Wintrud wissen muß!). Also vernimm nun meine Wünsche, Schmerzen und Heilmittel. Es ist ja ein kläglich schmales Land, über das ich herrsche.« – »Nun: von der Loire bis an den Zürichsee und von der Waal bis an die Quellen des Rheins!« – »Ah, ich ersticke, wie in einem zu engen Gewand. Burgund muß ich haben und all' Westgotien diesseit der Pyrenäen.« Erschrocken fuhr die Königin wieder auf: »Soll ich nicht doch lieber Licht machen? Und Alexandros rufen lassen, den frommen Arzt?« – »Was denn? du meinst, ich red' im Fieber? O nein. Wer nicht nimmt, was er nehmen kann, ist, . . . ist ja dumm!« – »Aber das Nehmen wird diesmal nicht leicht sein. Denn hinter Gundobad und Alarich steht . . .« »Was denn?« rief der Ehegatte geärgert. »Weiß schon! Der große Held, vor dem sich alle bücken – und ich mich auch noch – eine Zeit lang.« »Der weise Friedenskönig zu Ravenna!« »Ah, wie ich sie hasse, diese Redewendung! Wie,« flüsterte er, als ob ihn hier sogar ein Späher hören könne, »wenn er nur deshalb so friedlich ist, weil er spürt, daß es weise ist, friedlich zu sein, wenn man nicht so stark ist, wie man scheint? Aber das ist eben das, was ich noch nicht weiß: wie stark ist er? Aus eurem dicken, heiligen Buch hast du mir manchmal was vorgelesen . . . (– wieder einmal! Ich wunderte mich oft – vor meiner Erleuchtung – wie lang du's aushieltest! Länger als ich das Zuhören! –) von einem Riesen mit thönernen Füßen: ei, wenn? Herr Theoderich . . .? Nun, das müssen wir eben erproben, aber ohne über der Probe zu Grunde zu gehen. Also allein konnte ich's deshalb weder gegen die Burgunden noch gegen die Westgoten wagen: einen dieser Könige mußte ich dafür gewinnen, mir gegen den andern zu helfen. Und ich *habe* einen gewonnen.« »Das erste, was ich höre.« – »Ja, liebe Frau Reichskanzlerin, – du bist es

mehr als mein alter Leontius! – ein paar Sachen muß ich doch früher wissen als du.« – »Nun, wen hast du bethört, . . . gewonnen, wollt' ich sagen?« Chlodovech schmunzelte: »Ist dasselbe. – Den Burgunden, deinen lieben Oheim Gundobad.« – »Wie, meinen Feind? Den du bekämpft hast?« Er zuckte die Achseln: »Könige bekämpfen sich, Könige verbinden sich, wie sie der Vorteil treibt. Oder doch, was sie dafür halten. Nun höre. Ich mußte feststellen, welcher von den beiden der leichter zu bezwingende Feind, welcher der wertvollere Verbündete ist. Da fügte sich's glücklich, daß einer der beiden mich selbst zu sich einlud . . .« »Der Westgote,« nickte die Gattin. »Ja, Alarich des großen Eurich kleiner Sohn: daß er das ist, bewies schon jene Einladung: er erbat meinen Besuch gar demütig: – offenbar aus eitel Furcht vor meiner so rasch emporschießenden Macht. Er wollte mich an sich ziehen. Der Tag, den ich mit ihm auf jener Loire-Insel bei Amboise, die den Namen des heiligen Johannes trägt, schmausend und trinkend verbrachte, genügte mir vollauf, die Schwäche, die Verzagtheit des Mannes zu durchschauen. Wir schieden unter den Beteuerungen von Frieden und Freundschaft: aber ich hatte schon zwei Stunden vorher beschlossen, ihn zu verderben. Noch auf der Rückreise hierher begann ich geheime Verhandlungen durch vertraute Boten mit Gundobad. Es gelang – nicht eben leicht: denn er ist so klug, wie falsch, – ihn zu überzeugen, sein Vorteil liege darin, mit mir gemeinschaftliche Sache zu machen: ich versprach, alles den Goten abgenommene Gebiet je zur Hälfte mit ihm zu teilen, – und wie reich sind jene üppigen Lande von der Loire bis an die Rhone und beide Meere und die Städte Orléans, Tours, Poitiers, Clermont, Limoges, dann Bordeaux, die Perle der Garonne, und gegen die Pyrenäen hin Agen, Cahors, Toulouse, Arles, Nîmes, Marseille! Ei, ich kann nicht mehr einschlafen, sag' ich mir all' die Namen vor. Und unablässig muß ich mir sie vorsagen! Den Burgunden aber, scheint es, zwingt derselbe Zwang der Begier. Der Thor! Als ob ich jemals halbe Arbeit thäte! Als ob nicht der ›Weise zu Ravenna‹ ganz recht darin hätte, allen meinen Nachbarn das Zusammenstehen gegen mich zu raten. Sobald ich Alarich mit Gundobads Hilfe niedergeworfen, kommt mir der Burgunde an die Reihe! Werd' ihm die Hälfte der Beute lassen! Hei, sein eigen Land nehm' ich dazu. Nach mehreren Botensendungen trafen wir uns zuletzt . . .« – »Ei sieh! Alles hinter meinem Rücken. Wo? Wenn ich nun fragen darf?« – »Gewiß, darfst du – jetzt – fragen. Und ich werde sogar antworten. Die Wahrheit noch dazu! Es war in Auxerre.« – »O du Schlimmer! Und du gabst vor, du wollest dort auf Füchse jagen!«

»Was denn? War ja wahr! Den schlausten alten Brandfuchs fing ich mir dort ein.« – »Ich liebe dich, mein Chlodovech, um dein kühnes, großes Planen. Allein verlangt nicht die Treue . . .?« – »Was denn? Ist ja dumm! – Du vollends solltest fleißig beten, daß mir alles gelinge. Sind ja schnöde, verruchte Ketzler, Arianer, diese Goten, die dem Herrn Christus nicht die gebührende Ehre erweisen, die Verruchten, Ich will sie . . .!« – »Aber, Chlodovech, deine Helfer, die Burgunden, sind ja auch Arianer!« – »Was denn? Ja so! Daran hab' ich noch gar nicht gedacht. Aber, siehst du, wie recht ich habe? Nach den Goten kommen auch die daran. Ich kämpfe für den rechten Glauben! Das muß selbst dem nahezu schon heiligen Remigius einleuchten und gefallen.« – »Jedoch,« meinte die Königin bedenklich, »werdet ihr Verbündeten auch mit Alarich fertig . . .«

»Ich zweifle keinen Augenblick. Ei, gings doch morgen schon in die Schlacht. Mich juckt der rechte Arm!« – »Dann habt ihr's zu thun . . .« – »Mit dem verfluchten Tugendschwätzer zu Ravenna und seinen ungezählten Tausendschaften.« – »Gewiß,

der Herr Christus wird dir auch gegen diesen dritten Arianer beistehen. Indessen . . .« – »Du hast ganz recht! Darauf allein soll man sich nicht verlassen. Beten ohne Fechten ist fromm, aber frommt nicht. Deshalb – aber das ist von allen Geheimnissen dieser Nachtstunde das geheimste! – deshalb hab' ich, falls der Ostgote losschlägt, gegen diesen Feind mir schon einen andern Verbündeten gesichert. Nun rat' einmal, du kluge Königin.« »Hm,« meinte sie überlegend, »der Vandale in Afrika kann's nicht sein. Thrasamund ist des Ostgoten Schwager und die schöne Amalafida . . .« »Ist ebenso mächtig durch ihren Geist wie durch ihre Schönheit. Nein! So hoch fliegen deine Gedanken gar nicht, wie das Ziel liegt, das meine Staatskunst schon hierbei erreicht hat. Vernimm denn: Byzanz, – Kaiser Anastasius selbst – wird mir helfen gegen Theoderich.« – »Nicht möglich! Im Auftrag, mit Willen von Byzanz beherrscht ja der Gote Italien.« – »So lange Byzanz es nicht ändern kann! Sobald es die Macht hat, den Vertrag zu brechen und Italien zurückzuerobern, hat es dazu den Willen und – mit der Macht – das Recht. Also: falls Theoderich seinem Eidam Alarich zu Hilfe zieht, – aber ich hoffe, mit dem fertig zu sein, bevor ein ostgotischer Helm auf den Höhen der Seealpen auftaucht – landen drei mächtige Kriegsflotten des Kaisers drei gewaltige Heere bei Rom, Neapel und Ravenna, und dann wehe den Ostgoten, wenn Byzanz seine Hunnen auf sie losläßt!« – »Und du vertraust dem Wort des Kaisers?« – »Was denn? Gewiß!« – »Warum?«

»Weil es sein eigener Vorteil ist, es zu halten! Aber diese Reden haben mich so heiß erregt: – mir brennt der Kopf. Es dämmert auch schon leis im Osten. Heraus aus den Decken! Ich eile in den Hof, mich im Speerwurf zu üben: – jeder Wurf gilt Alarich! Schlafe noch, schöne Königin: – bald auch von Westgoten und Burgund.«

XXXI.

Wenige Monate später wurden die Geheimnisse jener nächtlichen Zwiesprache der Gatten aller Welt kundig.

Im März hielt Chlodovech vor den Thoren von Paris eine große Heerschau ab, zu der er zum erstenmal die Aufgebote all' seiner Landschaften – auch der Alamannen rechts vom Rhein – berufen hatte. Die Aufbieter hatten jedem Heermann eingeschärft, die besten Waffen, die vollste Rüstung mitzuführen: denn es gehe sofort aus dem Märzfeld in den Krieg, in einen reichste Beute verheißenden, in herrlichen Ländern: daher brauchten sie Verpflegung nicht mitzubringen: – die würden sie reichlich und üppig in Feindes Land finden, das ihnen zur Plünderung überlassen sei.

Lockten nun solche Aussichten alle Germanen im Reiche, die nicht minder nach Beute als nach Kampf und Ruhm begehrt, so ward den Christen unter ihnen und den Römern angedeutet, der Krieg werde ein frommes, gottwohlgefälliges Werk sein: denn er gelte schlimmen Ketzern: welchen, ward noch nicht verraten: aber Burgund und Westgoten waren gleich verlockend, wie gleich ketzerisch. So strömten denn die Zehntausende, nach denen nun bereits das Heer des einst so kleinen Gaukönigs von Tournay zählte, von den Ufern der Schweizer Seen, vom Bodensee, von der schwäbischen Alb, vom Neckar, vom Rhein, von Straßburg und Metz, von Reims im Osten, die Kelten aus der Bretagne im Norden, die Chamaven, die Bataver, die Thoringe von Maas, Schelde, Waal, Yssel und den Rheinmündungen in ihren besten Waffen und mit freudigster Kriegsstimmung zusammen auf dem weiten Blachfeld im Norden der Seinestadt.

Prachtvoll war der Anblick, als im strahlenden Frühlingssonnenschein der König, in glänzender Waffenrüstung, auf feurigem Roß, vorübersprengte an den mannigfaltigen, in Waffnung und Tracht, Gestalt und Gesichtsbildung so verschiedenen Reihen: hinter ihm trug Guntbert den Gunfanon, die alte scharlachrote Merowingenfahne: die heidnischen Wölfe und den Adler Wodans hatte Chlodovech trotz aller Bitten seiner Königin nicht daraus entfernt: sie mußte sich bescheiden, daß an Stelle der Speeresspitze des Schaftes ein großes Kreuz trat.

Der König war in bester Stimmung: – noch nie hatte er auf einer Märzschau Waffen und Ausrüstung aller Heermänner so warm, so ausnahmslos gelobt. Als er nun auch die letzten Scharen – die bunten Clane der Kelten aus der Bretagne – gemustert hatte, ließ er alle Versammelten einen Kreis bilden und in dessen Mitte, auf dem hohen Kriegshengst, allen sichtbar und vernehmbar, rief er ihnen zu: »Hört mich, ihr Männer: tapfre Franken, trotzige Alamannen, kluge Römer, scharfe Bretonen! Hört mich alle, ob ihr an Christus glaubt oder Wodan und Tius opfert oder dem Theutates die heilige Mistel schneidet. Ich rufe euch zu Kampf, zu Sieg und Beute. Allzulang haben äußere Feinde sie nicht mehr verspürt, die Schneide unsrer Waffen. Unerträglich ist es, daß starke Männer auf rauhem, schlechtem Boden, unter kaltem Himmel sitzen, karger Scholle mit harter Arbeit karge Frucht abbringend, indessen Weichlinge mühelos auf herrlichen Gefilden schwelgen, wo der Ölbaum sprießt und die Rebe nickt. Und unerträglich ist es für uns zumal, ihr meine katholischen Glaubensbrüder, daß diese Bevorzugten, die den

schönsten Teil dieses Landes Gallien eignen, schnöde Ketzer sind. Wohlauf, meine Schildgesellen, ziehen wir aus, schlagen wir die verfluchten Westgoten und nehmen wir ihnen mit unsern Freunden, den feurigen Burgunden, ihr Land und ihr Gold.«

Brausender Jubel des Heeres war die Antwort: die Germanen schlugen die Waffen an die Schilde: da erschien plötzlich hoch auf einem reichgeschmückten Wagen, der bisher im Hof einer königlichen Villa zurückgehalten war, die ehrwürdige Gestalt des Remigius, seine geistlichen Begleiter überragend, im reichen bischöflichen Ornat: er hob in der Rechten den gebogenen Bischofstab über die Häupter der Christen, die sich bei seinem Anblick auf die Knie warfen, streckte die linke Hand über sie aus, segnete ihre Waffen und sprach: »Ziehet aus, ihr frommen Franken, des Himmels erstgewonnene Söhne unter dem blonden Volk der Germanen! Ziehet aus im Dienst der heiligen Kirche, deren Lieblinge vor allen Völkern ihr geworden: ihre Fürbitte sichert euch den nächsten Platz, den ersten Rang – das Prestigium! – vor allen an Gottes Thron. Ziehet aus zum heiligen Kampfe gegen die Ketzer. Der Herr ist mit euch und, ich weissage es, vom Geist erfüllt, der sichere Sieg!«

XXXII.

Der Ehrwürdige schien richtig geweissagt zu haben.

Von dem Märzfeld aus brach das Heer Chlodovechs sofort auf und zog gen Süden gegen die Loire, von Norden her das Gebiet Alarichs bedrohend, während Gundobad mit seinen Burgunden von Osten aus durch die gebirgige Landschaft der Auvergne den Goten in die rechte Flanke fiel. Diesem Doppelangriff fühlte sich Alarich nicht gewachsen: er war völlig unvorbereitet, – traute er doch Chlodovechs Freundschaftsworten von Amboise! – schlecht gerüstet, es fehlte an Geld, er mußte zu Münzverschlechterung, zu Zwangsanlehen greifen. Er nötigte auch die Katholiken, gegen ihren Willen, zum Kriegsdienst wider die Vorkämpfer ihres Glaubens! –

Während seine eilenden Boten über die Alpen flogen, die Hilfe Theoderichs anzurufen, versuchten seine beiden Königen entgegengeschickten Gesandten, die Angreifer, die ohne jede Kriegserklärung losgeschlagen hatten, durch Vorstellungen, durch Verhandlungen aufzuhalten. Vergeblich! Chlodovech lachte: »Ich thu' euch nichts zuleide, ihr Herren, aber kehrt um. Kommt mit! Jedoch sorgt für gute Pferde, sonst sind wir lange vor euch bei eurem König.« Diesen raschen Stößen bog Alarich aus: zur schweren Verstimmung seiner Goten gab er, nach Westen zurückweichend, alles Land bis Poitiers den Feinden preis. Hier, im Innern seines Reiches, der sehnlich erwarteten Hilfe der Ostgoten näher, wollte er Verstärkungen heranziehen und in der gewaltigen Feste Poitiers die Angreifer hinhaltend abwehren, entschlossen, ohne die Ostgoten sich auf keine offene Feldschlacht einzulassen.

Aber einstweilen wirkte zu seinem Verderben die religiöse Färbung, die Chlodovech – übrigens ohne Heuchelei – diesem Kriege zu geben verstanden hatte: er führte ihn als einen heiligen Krieg, als einen Kreuzzug des rechten Glaubens gegen die Ketzler: – den Heiden in seinem Heere war das gleichgültig, ja manche von ihnen wurden von den wunderbaren Erfolgen ihres christlichen Königs selbst zu seinem Glauben herübergezogen.

Etwa einen Tagemarsch nördlich von Poitiers lagerte eines Abends das Frankenheer; am andern Morgen sollte die Stadt erreicht und eingeschlossen werden: man mußte sich auf eine langwierige Belagerung gefaßt machen. Vor dem Zelt, in welchem Guntbert die Wodanfahne mit dem Kreuz untergebracht hatte, lagen zwei Männer auf dem weichen Rasen hingestreckt, aber ihre Waffen bereit zur Hand: – denn sie sollten das doppelt geweihte Feldzeichen bewachen –; auf einem Schemel stand zwischen ihnen ein hoher eherner Henkelkrug, dunkelroten Weines, den sie in vollen Zügen tranken. Der eine hob das Gefäß gen Himmel und sprach: »Hör's, Wodan, das trink' ich dir um Sieg!« Und er trank und wischte den bärtigen Mund. »Höre, Geremarlein,« sprach der andere, »ich meine nachgerade, wir sollten einem andern zutrinken, wollen wir des Sieges sicher sein.« – »Einem andern? Tius? Den laß du nur den Alamannen.« – »Nicht doch! Ich meine: dem neuen Gotte unseres Königs: dem Herrn Christus.« – »Wie, Frecholein? Was sprichst du da? Warum?« – »Ei, weil es mit Händen zu greifen ist, daß der neue Gott stärker ist, als der alte. Ich rede nicht mehr von der Lauterschlacht: – obwohl ich dort schon unter dem Hengste des hünenhaften Königs lag

und gerettet ward nur durch Chlodovechs Speerwurf, den ihm Herr Christus selbst geschickt in jene Gurgel lenkte: – ich will nur von dem sprechen, was wir alles in diesen Wochen staunend selbst mit Augen gesehen haben.« – »Ja, es ist wahr! Seine Heiligen haben unserm Herrn sichtbarlich alle Wege gebahnt durch ihre Wunder! Nun, er hat sie auch wohl verdient durch seine Gunst und Gaben! Im Gebiet von Tours – zu Ehren des Halbgottes, den sie dort anbeten . . . wie heißt er doch?« – »Sankt Martinus. Ist aber kein Halbgott, nur so ein – nun, sagen wir ein Viertelgott! Und sie beten ihn nicht an, sie verehren ihn nur.« – »Schau, du bist ja schon ein halber Diakon, so fein verstehst du dich auf diese feinen Sachen! Nun, da durften wir nicht wie sonst in Feindesland heeren, plündern und brennen nach Herzenslust: nur Futter für die Gäule nehmen.« – »Und auf dem ganzen Zug mußten wir aller Kirchen und ihrer Güter, – sind viele! – aller Geistlichen schonen.« – »Und gute Weissagung soll dem König geworden sein zu Tours! Wie war das doch? Du hast ja die Bischöfe aus unserm Lager dorthin begleitet.«

»Ja, er war von ihnen angewiesen worden, wohl darauf zu achten, was in der Basilika Sankt Martins werde gesungen werden gerade in dem Augenblick, da seine Gesandten die reichen Geschenke auf den Hauptaltar legen würden.« – »Nun und?« – »Es ward gesungen – so hat mir's einer der Priester übersetzt – ›du, Gott, hast mich gerüstet mit Stärke zum Streit und wirst unter mich werfen, die sich wider mich stellen. Du wirfst meine Feinde in die Flucht vor mir, daß ich meine Hasser verderbe.««

»Hm, das ist ein guter Anfang,« meinte Frecho und that einen tiefen Zug. »Aber ich will dir,« lachte Gero pfiffig, »verraten, wer dies Wunder gewirkt hat.« – »Nun, Sankt Martinus, ohne Zweifel.« – »Nein! ganz ein anderer: der schwarze Priester.« – »Cautinus? Der? Wieso?« – »Als die Geistlichen fort waren, erbat er sich heimlich gegen reichen Lohn von mir das rascheste Roß, ritt auf näherem Wege, von einem Turoner geführt, durch die Wälder voraus und verkündete Bischof Licinius die Stunde, wann Chlodovechs Boten in der Basilika ankommen würden.« Frecho stutzte: »Das wäre! . . . Aber andere Wunder kannst du nicht hinwegstreiten. Ein Haufe Heiden – wilde Alamannen von Arbon – vergriffen sich – trotz des königlichen Banngebotes! – an dem Kloster des frommen Abtes Maxentius an dem Seure-Fluß: sie raubten vom Altare weg die heiligen Geräte: der Abt läuft hinzu, abzuwehren: da schwingt der Führer das Schwert gegen sein Haupt: der Mönch hebt beschwörend den Zeigefinger der rechten Hand: regungslos und unbeweglich in der Luft bleibt der erhobene Schwertarm. Der König eilt auf die Nachricht erschrocken herbei, wirft sich dem christlichen Zauberer zu Füßen und erfleht Verzeihung. Da bekreuzt der den Alamannen, er berührt den Arm, das Schwert entfällt dem, er sinkt zu Boden und bittet um die Taufe, er und das ganze grimme Rudel. Hätt' ich das mit angesehen, – ich glaube, ich hätt' es ebenso gemacht. Der König aber schenkte dem Kloster zur Sühne ein ganzes Landgut, die reiche Villa Milo.« »Ei,« lachte Gero, »der Heilige machte ein gutes Geschäft: – für einen nicht empfangenen Hieb und ein Kreuzschlagen viele Hufen Landes.« »Ja,« erwiderte Frecho, »auf das Geschäft verstehen sich die Heiligen. Und das gerade gefällt mir an ihnen: darum möcht' ich mich an sie halten: sie wissen nicht nur im Himmel, auch auf Erden trefflich Bescheid. Sind kluge Handelsleute! So meinte jüngst auch unser Herr bei einem andern großen Wunder. Als er neulich mit der Vorhut an die Vienne kam, hatte das Flößchen, durch einen Wolkenbruch wild angeschwollen, die Brücke fortgerissen und strömte tief und reißend dahin. Fußvolk und Reiter, die durchschwimmen wollten, ertranken in den schäumenden Strudeln. In ratloser Verlegenheit ward das Heer

stundenlang aufgehalten: endlich rief der König in die noch immer gießenden Wolken hinauf: ›Heiliger Martinus, schaff' Hilfe und Rat und ich schenke deinem Kloster zu Tours das kostbare Roß, das ich jetzt reite.‹

Sofort zerteilte sich das Gewölk, die Sonne lachte auf uns nieder und sieh, aus dem nahen Walde trabte eine weiße Hinde, von unsern Hörnern aufgescheucht, auf den Fluß zu, setzte hinein und schritt – ohne schwimmen zu müssen – auf das andere Ufer. Sankt Martin hatte uns durch sein ihm geweihtes Tier eine Furt gewiesen. Mit freudigem Jubel folgte der König und sein ganzes Heer dem vom Himmel gesendeten Wegweiser. Drüben angelangt, reute nun aber den Herrn König seines Versprechens, denn das Tier war ihm wert und vertraut, wie kein anderes. Er sprach also zu dem Herrn Bischof Licinius, der in unser Lager übergegangen war und neben ihm ritt: ›Herr Bischof, – was ist denn deinem Kloster der edle Gaul nützlich? Ich lös' ihn mit Gold.‹ ›Wird nicht angehen, mein Sohn,‹ meinte der fromme Herr kopfschüttelnd. ›Sankt Martinus läßt nicht los, was ihm gelobt ist.‹ Als aber der Herr König bat und bat, erwiderte endlich der Bischof: ›Nun wohl, auf daß du die Güte des Heiligen erkennest: – er will verstaten, daß du das Tier lösest – doppelt kostbar, weil es dich so lange tragen durfte! – mit tausend Solidi.‹ Seufzend willigte der König ein und sprach: ›Sankt Martinus ist gut in der Not, aber teuer beim Handel.‹‹

›So teuer ist Wodan nicht: – ich bleib' ihm treu,‹ sprach Gero, abermals trinkend. Ihm wie dem andern war schon die Zunge schwer von dem vielen, ungemischt getrunkenen Wein. ›Ich glaube, ich weiß viel besser, woher es kommt, daß Glück und Sieg unsern Herrn so treu begleiten wie Wodan seine beiden Raben.‹ ›Nun, woher meinst du?‹ forschte Frecho. – ›Nicht von den Heiligen im Christenhimmel wahrlich!‹ – ›Sondern? Woher?‹ – ›Ei, man raunt allerlei im Volk der Franken, in meiner Heimat an der Westerschelde.‹ – ›Was sagt man dort?‹ – ›Chlodovech sei gar nicht König Childirichs Sohn!‹ – ›Du, hüte deinen Kopf, Frau Basina ist . . .‹ – ›Ganz unschuldig daran!‹ – ›Höre, das ist . . .‹ – ›Kein Rätsel. Sie lustwandelte einmal allein auf der einsamen Düne im heißen Mittagsonnenschein: wie in blauem Traum und Zauber lag das Meer: da stieg ein Meerwicht aus der tiefen See und bezwang die schöne Frau. Der Sohn dieser Stunde ist unser Herr. Darum helfen ihm die alten Götter, Und ich . . . ich hab's gesehen.‹ – ›Was hast du gesehen?‹ – ›Daß es wahr ist, was die Leute flüstern. Neulich sah ich ihn baden, schwimmen in der Seine. Er hat wirklich rote, borstenartige Haare, ein ganzes Büschel auf Nacken und Rücken. Das ist sein Erbe von dem borstigen Meerwicht. Ich bleibe bei den alten Göttern: sie sind auch stark. Und dann,‹ meinte er lallend, ›wir haben doch allerlei gethan, was, mein' ich, dem Herrn Christus, den die Seinen als gar so brav und streng loben, nicht ganz gefallen hat. Weißt du noch, wie wir aus dem Walde jene zwei Pfeile auf Rignomer . . .?‹

›Pah, gut geschossen war's,‹ meinte der andere. ›Reich' den Wein herüber!‹

Da schob sich ein behelmtes Haupt, das, unvermerkt aus dem Zelte herausgestreckt, schon geraume Zeit die Reden beider mit angehört hatte, noch merkbarer lauschend hervor. ›Hei, das hat der Herr König zu verantworten, der's befohlen.‹ Der Behelmt zuckte zusammen. ›Ja, unser Herr König! Der hat ein gutes Gewissen. So eins möcht' ich auch haben.‹ – ›Na höre . . .!‹ – ›Freilich. Ein so gutes, geduldiges, unbissiges Gewissen! Er mag thun, was er will: es beißt ihn nie.‹ – ›Und die zwei andern Pfeile! Wie grausig blutrot ward das weiße Haar des alten Königs!‹ ›Auch das,‹ lachte der

andere, »hat nicht nur sein Sohn Chloderich, hat auch wieder der König zu verantworten: er zahlte mehr dafür als der Sohn. Und mich freute es, wie ich – auf unsers Herrn Geheiß – dem mörderischen Sohn den Kopf herunter in die Truhe schlug.« »Ah,« stöhnte es hinter ihnen. Beide Zecher fahren herum: aber sie sahen niemand, nur der Zeltvorhang wehte leise im Winde.

XXXIII.

Am andern Morgen – ganz früh – stand Guntbert in dem Zelte Chlodovechs, der, heiß erregt, mit kleinen hastigen Schritten auf- und niederging, vermeidend, den Freund anzusehen. »Was denn? Was denn? Ist ja dumm!« sprach er. »Zwei Schurken! Besoffen, wie du selber sagst.« – »Nicht doch! Ich sagte nur: vom Wein geschwätzt gemacht. Solche Sachen erfindet der Rausch nicht: er plaudert sie nur aus. Füge doch nicht – ein König – zum feigen Morde die feige Lüge.« »Guntbert!« schrie der Merowing und die Hand fuhr ihm ans Schwert. »Es ist hart, daß ich Basinas Sohn, der hehren Frau, das sagen muß. Mit ihr schied dein guter Folgegeist von dir.« – »Sie ging ja selbst.« – »Ja, sie ging, nicht zu sehen, wie du die alten Götter verleugnest und die alte Treue. Und später, – wie oft schon wollte sie, kamen immer neue Kunden von deinem Fortschreiten zu dem neuen Glauben hin und in neuen Freveln, warnend, mahnend, strafend zu dir eilen . . .« – »Ei, warum kam sie nicht?« Ein häßlich höhnend Lächeln spielte um die schmalen Lippen. »Spare den Spott,« zürnte Guntbert, »schlecht steht er dem Sohne, der die Mutter gefangen hält.« – »Gefangen? Sie mag sich frei ergehen in dem meilenlangen Wodanshain.« – »Ja, aber an den drei Ausgängen der Umhegung stehen Tag und Nacht deine Wächter, die sie nicht heraustreten lassen. Längst hättest du sie mit Gewalt befreit . . .« »Hüte dich, Freundchen!« zischte ihm der Merowing an, das rotlockige Haupt zurückwerfend, »Gewalt wider Königsbann kostet die Schwerthand, auch die tapferste.« – »Doch sie verbot es. – Schon lange mußte ich dir Groll tragen: um die Götter und um die Mutter. Aber nun, da ich dich mit Mordblut besudelt sehe, – nun wend' ich mich für immer von dir ab. Ich bereue bitter, daß ich Blutsbrüderschaft mit dir geschlossen habe. Sieh her, so stoß' ich jeden Tropfen deines Blutes, der in meine Adern drang, mit Abscheu aus;« er riß den Dolch heraus und ritzte den nackten linken Arm: hoch spritzte das Blut heraus. »Ah, du Keckling!« schrie Chlodovech. »Das deinem König?« – »Einem Gotte thät' ich's, würd' er ein Mörder. Ich gehe. Du schaust mein Antlitz niemals wieder!« »Hoho! Was denn?« schrie Chlodovech heiser und vertrat ihm mit einem katzenhaften Sprung den Weg zum Ausgang. »Du bleibst und dienst dem König, deinem Herrn, in dessen Heerbann, bis der Krieg zu Ende! Will mein Fahnwart fahnenflüchtig werden? Ei ja, du eilst wohl lieber in Frau Bertradens weiche, weiße Arme, als – morgen schon! – in der Goten harte graue Geere.« – »Du weißt es, daß du jetzt wieder lügst. Wohl. Ich bleibe – ich trage deine Fahne – trotz des Kreuzes, das darüber thront! – in der Goten dichtesten Haufen. Dann aber, kehr' ich lebend heim, verlaß ich mit den Meinen dein Reich und deine Herrschaft und suche die alten Götter und die alte Treue daheim in Thüringland.« Traurig und stolz schritt er hinaus.

»Was denn? Ist ja dumm!« grollte ihm Chlodovech nach. »Ah, der Zungenfreche!« Er drohte ihm nach mit geballter Faust. Dann warf er sich unwirsch auf das Pfühl und preßte die Linke auf die Brust. »Wie das hämmert da drin, das thörichte Herz. Es thut weh, tief weh da drinnen! Wie kann ich nur so dumm sein! – Aber es schmerzt, daß ich ihn verliere. Bah, das ist nur die Macht alter, langer Gewohnheit! Aber doch: war was wert in seiner Kraft und Treue. Den beiden Schützen laß ich die Schwatzzungen ausreißen! Aber nein, dann verlier' ich auch die! Und ich kann sie noch brauchen müssen. Ich lasse sie geißeln bis aufs Blut. Dann mögen sie wieder für mich traben und beißen, meine Wölflein!«

XXXIV.

Am andern Tag, als nach eingebrochener Abenddämmerung das Heer der frommen Franken vor den Mauern von Poitiers erschien, ward es wieder von einem Wunderzeichen der Heiligen begrüßt. Sobald die vordersten Reiter sichtbar wurden von der Stadt aus, flammte auf dem Turm der Basilika des heiligen Hilarius, des Schutzherrn der Stadt, plötzlich eine Feuersäule auf, den befreienden Merowingen bewillkommend zu empfangen. Es war die bischöfliche Hauptkirche. Am Morgen darauf erbat und erhielt Bischof Theodor vom Gotenkönig die Erlaubnis, in das Lager der Franken zu gehen, den Frieden zu vermitteln.

Vor Chlodovech gebracht, forderte er diesen auf, rasch anzugreifen, bevor die Ostgoten einträfen. »Schönen Dank, ehrwürdiger Herr Bischof,« sprach Chlodovech erfreut, »für den guten Rat. Ei, wenn du so gesinnt bist, bleibe doch bei uns im Lager, bis ich dich zurückführe in die eroberte Stadt.« »Ich meine, mein Herr und König,« lächelte der Priester, »ich kann dir während der Belagerung viel mehr nützen in der Stadt als vor der Stadt.« Chlodovech blies vor sich hin: »Puh! Vortrefflich! Bist ein feiner Kopf, das seh' ich. Werde dir manchmal diesen schlaunen Cautinus hier – als Unterhändler mit den Goten – schicken. Dein gebührender Lohn – nach meinem Sieg – soll nicht ausbleiben. Geleite den Wackern zurück an die Thore, Cautine!« Als beide das Zelt verlassen hatten, drohte Chlodovech dem Gaste mit erhobenem Zeigefinger nach: »Warte nur, du falscher Patron! Du würdest mich verraten, wenn dir's taugte, wie Alarich. Warte nur! Hab' ich die Stadt, sperr' ich dich in mein Kloster Micy, – war ein guter Einfall, daß ich's gründete! – und nie mehr kommst du mir heraus!«

Die Einschließung zog sich doch in die Länge. Chlodovech unternahm unterdessen, bis die Sturmmaschinen fertig gebaut waren, mit einer kleinen Schar die Bedrohung der benachbarten Feste Caput Tauri.

Die starken Mauern dieser Burg wichen den Axthieben nicht; Cautinus ging als Unterhändler hinein; am andern Tage zurückkehrend, brachte er zwar die Ablehnung des gotischen Befehlshabers, verkündete aber, Sankt Hilarius von Poitiers habe ihm, – Cautinus – in einem Traumgesicht geraten, die frommen Franken sollten mit Hörnerschall dreimal an der Kapelle vorbeiziehen, deren Rückwandung einen Teil der nördlichen Außenmauer bildete; das Wunder von Jericho werde sich zu Gunsten Chlodovechs, ›des zweiten Josua‹, wiederholen.

Die frommen Franken befolgten diesen Rat: psallierende Geistliche, voran Weihrauchfäßlein schwingende Knaben, zogen der roten Merowingenfahne mit den Wodanswölfen voraus und bei dem dritten Hörnerklang stürzten die Mauern der Kapelle zusammen: merkwürdigerweise alle von innen nach außen: der Archidiakon der Kapelle stand unversehrt in der Mauerlücke. Ohne weiteren Widerstand zog Chlodovech ein.

Als aber Frecho auch dies Wunder verwerten wollte, seinen Freund zu seinem neuen Glauben herüberzuziehen, – noch mit einem von der Geißelung wunden Rücken war er in das Taufbecken der Kapelle gestiegen – weigerte sich der, indem er eine von ihm entdeckte, lockere Steinplatte aufhob und auf die Äxte und Brecheisen hindeutete, die da, mit allen Spuren frischer Arbeit, versteckt lagen. »Ich stand heute Nacht hier auf

Wache,« lachte er »und hörte stundenlang ein Hauen und Hämmern. Und übrigens: deine Heiligen haben deinen Buckel so wenig geschützt, wie meine Götter den meinen. Weißt du, was daraus folgt? Ich glaube nächstens an beide nicht!« Chlodovech erfuhr nichts von dieser Entdeckung; daher stieg Cautinus gewaltig in seiner guten Meinung: »Du mußt doch,« sagte er ihm bei Spendung reicher Geschenke, »trefflich stehen mit den Heiligen. Mir ist noch keiner erschienen, ja nicht einmal dem selbst schon heiligen Remigius! Was nützt mich ein Heiliger, der keine Wunder thut und ein Priester, dem nichts erscheint? Das nächste erledigte Bistum erhältst du, trotz Herrn Remigius und Frau Hrotheild und Jungfrau Genoveva, die dir alle gar wenig hold sind. Deinem Oheim Theoplastus hat mein neuer Freund Gundobad auf meine Verwendung den Stuhl zu Genf wieder gegeben. Dich aber behalt' ich in meiner Nähe. Ich bedarf gegen Remigius eines Vertreters des Glaubens, der nicht gar so himmlisch gesinnt und – für die Erde – so unbrauchbar ist.«

XXXV.

Von dem eroberten Kastell in das Lager von Poitiers zurückgekehrt, rüstete Chlodovech nun alles zu dem Sturm auf die überaus festen Werke, während seine Streifscharen, wie die Burgunden unter Gundobad, das flache Land weithin verheerten. »Hm,« meinte er zu Ansovald nach einem prüfenden Umritt um die Mauern, – Guntbert hielt sich fern – »wird viel Blut kosten. Aber wir wollens doch allein machen, ehe die Burgunden kommen. Dann kriegt Freund Gundobad nicht einen Stein von Poitiers.«

Jedoch der Sturm sollte den Franken erspart bleiben. Gleich nach diesem Umritt kehrte Cautinus zurück, der wiederholt, um Verhandlungen mit den Belagerten über Frieden oder doch Waffenstillstand zu führen, in die Stadt gegangen war, in Wahrheit aber, um von dem Bischof allerlei über den Zustand der Feste und die Pläne der Belagerten zu erforschen. »Herr König,« rief er, sobald er in dessen Zelt trat, »ich heische Botenlohn für wichtige, frohe Kunde!«

»Was denn?« meinte der, »Gold hab' ich dir schon genug geschenkt. Aber ich sah wiederholt die heißen Blicke deiner kohlschwarzen Augen so begehrlig ruhen auf den schönen, jungen, schlanken, blonden, weißarmigen Gotenmädchen, die wir in jener Feste gefangen. Ich will dir ein paar schenken: suche dir zwei aus.« – »Herr König, was . . .?« – »Was denn? Was denn? Verstell' dich nicht vor mir! Ist ja dumm. Frau Hrothild und Genoveva und Remigius – unscheidbar, wie die heilige Dreifaltigkeit! – sind zum Glück für uns beide nicht allwissend wie diese.« »Dank also,« sprach Cautinus mit funkelnden Augen. »Nun höre: in dem Heere der Goten gärt es: Empörung gegen Alarich steht bevor.« – »Vorzüglich! Aber warum?« – »Sie grollen ihm, daß er uns das Land verheeren läßt und sich in der Feste einschließt . . .« – »Das Klügste, was er thun kann, bis die Ostgoten kommen.« – »Sie verlangen stürmisch, er solle herausbrechen und im offenen Felde kämpfen.« »Dann ist er verloren,« lachte Chlodovech. »Das erkennt er; deshalb weigert er sich noch, aber bald werden sie ihn zwingen. Zumal, wenn du ein wenig nachhilfst.« – »Wie gern! Aber wie?« – »Bischof Theodor – er ist ein kluges Haupt . . .« »Nur allzuklug,« meinte der König, bedeutsam nickend. »Er rät dir, zum Schein die Belagerung aufzuheben, abzuziehen, angeblich, weil die Ostgoten heranrücken, diesen entgegen, etwa nach Vouglé, auf die vocladischen Felder. Dann wird sein Heer Alarich zwingen, dir nachzueilen, um dich zwischen die Ostgoten und seine Scharen in die Mitte zu nehmen, zu umklammern und zu vernichten. Die Ostgoten aber sind noch jenseit der Alpen: du machst Kehrt und hast Alarich und die Seinen vor dem Schwert: – außerhalb der schützenden Wälle.«

Chlodovech strahlte vor Freude: »Herrlich! herrlich! Höre, dem Bischof bin ich Dank schuldig: ich schenke seiner Kirche mein Gewicht in Gold. Und ihm selber? – Sollen wir ihm auch eine hübsche Gotin . . .? – Was denn? Nicht? Ist doch nicht dumm?« »Er ist wohl zu alt,« lächelte Cautinus, »solche Gabe noch recht würdigen zu können.« – »Also frisch ans Werk. Rufe Guntbert, Ansovald, die andern Führer zusammen und alle Krieger außer den Wachen. Laut verkünd' ich's, daß wir morgen den Ostgoten, die schon bei Vouglé stehen, entgegenziehen, um nicht hier von diesem Entsatzheer mit einem Ausfall der Belagerten zugleich gepackt zu werden. Nachdem wir die Ostgoten zurückgeschlagen, – verkünd' ich, – wollen wir nach Poitiers umkehren. Die Nachricht

von der Annäherung der Ostgoten muß rasch in die Stadt gelangen, sonst zieht uns Alarich nicht nach. Wie fang' ich das an? Was denn? Was denn?« Er ging nachsinnend auf und nieder. »Hei, ich hab's. Wodan gab mir's ein: – will sagen Sankt Martinus. Zwei Überläufer müssen's in der Stadt verbreiten.« »Denen kostet's den Kragen, wird der Betrug entdeckt,« meinte der Priester. »Schadet wenig!« lachte Chlodovech. »Ist ein gottgefällig Werk, die in den Tod zu schicken. Aber wer weiß? Die – wie die Katzen – fallen immer ungeschädigt auf die Füße. He, Gero und Frecho! Herein! Meine Wölflein, – ihr sollt wieder traben!«

XXXVI.

Vollständig glückte der Plan. Schon als die Franken – mit heißer Hast und lautem Lärm – ihr Lager abbrachen und eilig gen Südwesten abzogen, hatten die Goten in der Stadt, müde der langen Einschließung, während deren die Feinde das Land verwüsteten und die Angehörigen der Heermänner mißhandelten, ihren König zwingen wollen, die Abziehenden zu verfolgen. Er widerstand mannhaft und verständig. Als aber die zwei Überläufer den Grund des Abzugs überall in den Gassen verkündigten und daß die Scharen der Ostgoten bereits den Clain, südwestlich von Poitiers, überschritten hätten, – da brach in Alarichs Heer eine nicht mehr zu bändigende Bewegung aus. Sie wollten nicht den Ostgoten allein Sieg, Ruhm, Beute und Rache überlassen: sie wollten die frechen Angreifer, die Verderber ihrer Häuser, Frauen und Töchter vernichten helfen: sie wollten dabeisein in der Stunde der Vergeltung. Sie rissen die Thore auf und strömten hinaus, in kleinen Haufen, einzeln, ohne Führer, ohne Ordnung, den Verhaßten nachjagend.

Seufzend entschloß sich der König, der ungern seine wohl gewählte, gut befestigte Verteidigungsstellung aufgab, den Befehl zur Verfolgung zu erteilen: er erkannte, andernfalls geschehe die Verfolgung ohne, ja gegen seinen Befehl, und ohne jede Leitung: nur wenige würden bei ihm in der Stadt bleiben.

Aber auch jetzt gelang es nicht mehr, Ordnung in die blind vorwärts tosende Menge zu bringen. Nicht nach ihren gotischen Tausendschaften, Hundertschaften, Fünfzig- und Zehnschaften gegliedert, – bunt durcheinander gemengt, wie die Rudel davongelaufen waren aus der Stadt, Reiter und Fußvolk, schwere Schildner und leichte Pfeilschützen durcheinander, wogten die Verfolger nach.

Die Überläufer hatten ausgesagt, die ostgotischen Helfer, sechzig Tausendschaften, den Franken um das doppelte überlegen, lagerten bereits in dem dichten Walde, der den langen Höhenzug auf dem linken, dem Westufer des Clain bedeckt: hier hätten die fränkischen Spähreiter sie entdeckt und – voll Schrecken! – ihre ungeheure Zahl geschildert.

Die Freude der Vergeltung trieb die Goten rasch vorwärts. Von den Franken zeigte sich keine Spur. Aber dieses atemlose Laufen – vier Stunden lang – unter der glühenden Mittagsonne des Erntemonats hatte die Kraft der Kräftigsten erschöpft und als sie nun, steil bergan rennend, den Fuß jener Höhen erreicht hatten und jetzt mit letzter Anstrengung emporklommen, – da trat plötzlich beim Schmettern der Hörner das ganze fränkische Heer meisterhaft geordnet aus dem Waldesdunkel hervor und warf sich mit gellendem Hohngeschrei, die Reiter voran, das Fußvolk in geschlossenen Reihen mit gefällten Speeren folgend, auf die bergan Keuchenden, im höchsten Grad Erschrockenen.

Ein einziger Stoß – beim ersten Zusammentreffen – entschied die Schlacht. Die Goten kamen gar nicht zu geordnetem Widerstand. Sie wurden die steilen Hänge, die sie mühsam zu erklimmen suchten, hinunter gefegt, wie der Wind die Spreu vor sich her bläst. Der Anprall der Franken warf das ganze lose Gefüge der einzeln oder in kleinen Haufen Emporsteigenden, Pferde und Menschen durcheinander, hinunter: viele wurden

erstickt, zertreten von den in sinnlosem Schrecken nachdrängenden Genossen: sie wurden untereinander handgemein, sie rangen um den Vorsprung in der Flucht, indes die Franken auf die wirren, wehrlosen Knäuel einhieben. Unten am Fluß staute sich eine Zeitlang der Schwarm der Fliehenden. Hier hatte Alarich seine Gefolgschaft um sich geschart: dieser kleine Reiterzug hielt den Zugang zu der schmalen Brücke über den tiefen Fluß besetzt und versuchte, Freund und Feind aufzuhalten.

Eine Weile glückte das: und auch von dem fliehenden Fußvolk hielten hier ein paar Haufen und stellten sich zur Wehre. Es waren die tapfren Auvergnaten, die, eifrig fromme Katholiken, die Ehre der Treue der Katholiken, die manche ihrer Priester bisher schwer gefährdet hatten, auf diesem blutigen Felde glänzend wahrten: sie fielen; ihren ketzerischen König mit ihrem Leben deckend, fast alle auf diesem Fleck.

Da jagte Chlodovech heran auf feurigem Roß, dem der Schaum von den Nüstern flog. Die zarte, feine Gestalt des Merowing sah jetzt herrlich aus, scharf, schneidig und doch biegsam wie Stahl: die roten Locken flatterten, aus dem Helm quillend, in dem Wind, aus den hellgrauen Augen blitzte die stolze Lust an Kampf und Sieg. »Wer hemmt uns da? Uns und die Heiligen? Drauf, meine Franken!«

Und er spornte den Hengst, daß er hoch stieg und im Niedersinken den nächsten Gaul über den Haufen warf.

»Hei, die blaue Gotenfahne!« rief Chlodovech. »Da muß der König halten. Nieder die Fahne und nieder der König.«

Aber in dichten Reihen umdrängten die berittenen Gefolgen das teure Zeichen und ihren Herrn. Chlodovech brach sich Bahn; den nächsten Reiter stach er mit dem Speer vom Roß, der Speer brach; da zerschmetterte er mit der mörderischen Doppelaxt dem Nächsten Sturmhaube und Haupt: nun war er an dem Fahnenwart: er schlug den Fahnenwart krachend entzwei: die blaue Gotenfahne Eurichs und Thorismunds, die siegreich auf der Walstatt von Châlon über der gebrochenen Gottesgeißel Attilas geweht hatte und in mancher andern Schlacht, – sie sank in den Staub.

An dem bestürzten Bannerwart vorbei drängte Chlodovech den Hengst vorwärts: da erkannte ihn wenige Schritte vor sich, auf seinem weißen Roß, König Alarich: »Stirb, Friedebrecher, Räuber; Mörder!« rief er und schleuderte die Wurflanze. Aber der Merowing fing die heransausende auf mit der flinken Rechten, drehte sie um, sah gen Himmel und rief: »Nun höre mich, Herr Christus, der du da Wesenseins bist mit dem Vater: das will der Schuft da nicht glauben! Wohlan, wie jenen wilden Heidenkönig, – so bring' ich dir als blutig Opfer dar den Ketzerkönig hier. Nun lenke wieder wie damals meinen Wurf.« Er warf: Alarich flog der eigne Speer in die Kehle, genau an der Stelle, wo der Alamanne getroffen war.

Der Fall des Königs entscharte das Häuflein, das hier letzten Widerstand versucht hatte: sie stürzten in wilder Flucht auf die rettende Brücke zu, diese brach unter dem nie erfahrenen Gewicht: hoch spritzten sie auf, die blutigen Wogen des Clain, die viele Hunderte verschlangen. Die Verfolgung, wenigstens durch die Reiterei, von Chlodovech rastlos nachgehetzt, jagte die Besinnungslosen bis vor die Thore von Poitiers. Als diese sich aufthaten, die Flüchtigen zu retten, drang Chlodovech mit den besten Rossen seiner Gefolgschaft zugleich mit ein: der Bischof und sein zahlreicher Klerus hatte sich derart zwischen die zwei geöffneten Flügel des Südthores gestellt, daß sie nicht rasch

genug geschlossen werden konnten: die wenigen zurückgebliebenen Goten streckten die Waffen. Chlodovech war Herr der Feste.

Nicht fünfzig Mann hatten die Franken verloren.

Viele, viele Hunderte von Goten waren erschlagen, ertrunken, gefangen. »Wie der Habicht die Taube schlägt, traf ich die Feinde,« frohlockte Chlodovech. »Ah!« rief er, »wer jetzt nicht einsieht, daß der Herr Christus stärker ist als Wodan und der Katholische besser als der Arianische, der ist dümmer als . . . Was denn? Nun, als ich bin.«

XXXVII

Der Eine Tag, vielmehr der Eine Augenblick des Zusammenstoßes auf jenen Waldhöhen bei Vouglé schien das Schicksal des Westgotenreichs in Gallien entschieden zu haben.

Alarichs einziger Ehesohn, Amalarich, der Enkel des großen Theoderich, war ein fünfjähriger Knabe: da griff ein Bastard des Gefallenen, Gesalich, nach dem Königstab: er fand Anhang: der Knabe und dessen Mutter Theodegotho wurden von treuen Goten aus der Königstadt Toulouse über die Pyrenäen nach dem spanischen Gebiet des Westgotenreiches geflüchtet: – ihn ebenso vor der Mordgier seines Stiefbruders wie vor dem Kloster Micy zu schützen, in das der Herr Bischof von Poitiers noch am Abend des Schlachttages in Fesseln von Gero und Frecho abgeführt worden war: er staunte sehr, die ›Überläufer‹ als seine Bewacher auf der unfreiwilligen Reise wiederzufinden. Aber sein eignes Körpergewicht in Gold schenkte Chlodovech dem heiligen Hilarius von Poitiers, den er neben Sankt Martin von Tours zu seinem besonderen Schutzheiligen beförderte. Die reiche Gotenbeute machte es dem Sieger leicht, sein Gelübde zu erfüllen.

Indes sollte er erleben, daß der altgermanische Freiheitsgeist noch durchaus nicht aus seinen Heermännern gewichen war, so heiß sie ihren sieggekrönten und witzreichen, längst volkstümlich gewordenen König liebten.

Auf dem größten Platz in Poitiers, vor der Basilika des Schutzheiligen der Stadt, war alle Beute, die man auf den vocladischen Feldern und in Poitiers gemacht: Waffen, Gerät, Schmuck, Gewand, Gold in großen Haufen aufgeschüttet und vom König und von einigen durch das Heer erwählten Kriegern verteilt worden.

Der Anteil des Königs war nicht klein ausgefallen: freilich hätte er gern, wie dereinst in Soissons, mehr vorher auf die Seite gebracht. Aber das war diesmal nicht zu machen gewesen.

Als nun die Verteilung beendet, zumal das dem König Gebührende festgestellt war, fanden sich noch ein paar unverteilte Beutestücke auf den Stufen vor der Basilika. »Herr König,« meinte Cautinus und deutete auf eine prachtvolle Vase von köstlichem penthelischem Marmor edelster, griechischer Arbeit: – ihre Reliefs stellten die Hochzeit des Pluto mit Persephone dar, – »dieses hohe Kunstwerk darf nicht einem deiner barbarischen Schild- und Schädel-Spalter zufallen, der vielleicht jenes greuliche Gebräu aus verdorbener Gerste darin aufbewahrt, von dem ihr mehr trinkt als dem Heil eurer Seelen . . .« »Und Magen!« unterbrach Chlodovech, »frommt.«

»Wenn dein unwürdiger Knecht einiges Verdienst hat um den Tag von Vouglé . . .«

»Was denn? Was denn? Du warst der Oberfeldherr, der Planer, der Siegvater: – du warst der Wodan des Tages. Verzeih, ehrwürdiger Mann, den Vergleich.« – »Nun, dann schenk' mir die Vase für die Kirche meines künftigen Bischofsitzes. Sieh, diese Vermählung da wird dann meine mystische Ehe mit jener Kirche bedeuten.« Chlodovech warf einen Blick auf das Relief: »He, he,« lachte er dann, »die Braut gefällt dir wohl? Schade, daß sie von Stein ist, nicht wahr? Nun, du hast zwar auch die dem

armen Mönch von Micy, – dem ehemaligen Bischof Theodor, – zuge dachte Gotin genommen – hätt' sie lieber mir – will sagen: Frau Hrotheild – als Magd zugesellt! – aber ein König soll nicht knausern. Der Krug ist dein. He, freie Franken, ihr habt doch nichts dagegen? Ich verlange diesen Krug noch zu meinem Beuteteil!«

Da schritt von dem Platz unten die Stufen der Basilika, wo der König, der Priester und der Krug standen, herauf ein schlichter Heermann, in unansehnlichem Gewand, ein ungegerbtes Büffelfell, die Haare nach innen, als Mantel, in schmucklosen Waffen, ohne Sturmhaube, Brünne und Schild, nur die Francisca in der nervigen Faust: ein mächtiger, brandroter Bart wogte über die nackte Brust bis an den Wehrgurt: er war etwa sieben Fuß lang. »Nein,« rief er mit dröhnender Stimme, »nein, Herr König! Daraus wird nichts!« Chlodovech ward vor Heißzorn so rot wie sein Haar. »Was denn? Was denn?« stammelte er hervor, »ist ja . . .« Doch er fing das Wort. »Was soll das heißen?« – »Das soll heißen, daß den ›freien Franken‹, wie du uns – zum Spott, so scheint es! – nennst, schon lange gar vieles nicht gefällt, was du, ohne sie zu fragen, thust. Königsübermut und junge Giftnattern muß man bei Zeiten zertreten, bevor sie ausgewachsen sind. Schon daß du die alten Götter verließest, hat uns Männer im alten Land der Kannenefaten wenig gefallen. Mein Ahn . . .« – »Wie heißt du?« – »Brinno, wie mein Ahn: der stammte von dem rotbärtigen Donnergott. Noch singen sie von ihm in unsern Höfen, wie er gen Walhall aufgestiegen, der treue Mann, der starb für *deinen* Ahn, den Bataver mit dem römischen Namen: – aber gegen die Römer kämpfend – und mit jener Jungfrau Véleda, die Wodan unter die Walküren nahm. Aber sei's drum! Glaube an den Gott, der sich selbst nicht einmal vom Kreuzgalgen retten konnte. Doch du sollst lernen: ›Volksrecht geht über Königsmacht‹. Und nachdem du dein vollgemessen Beuteteil erhalten – beim Strahle Donars – mehr erhältst du nicht!« Und damit hob der Riese die Francisca und schlug das köstliche Gefäß in hundert Scherben. »Was denn?« schrie Chlodovech und fuhr ans Schwert. Aber tausendstimmig riefen da vor den Stufen die freien Franken – Kannenefaten waren's hier meist und Bataver: – »Heil, Heil! Recht hat er gesprochen. Recht hat Brinno gethan.« Und drohend hoben sie die Waffen.

Chlodovech war ganz bleich geworden: er stieß das halbgezückte Schwert in die Scheide zurück. »Ja, er hat recht, ihr freien Franken. Ich dank' ihm für die Lehre. Werde sie nicht vergessen! – He, guter Freund, wie heißest du doch? Brinno? Gut, den Namen muß man merken.«

XXXVIII.

Unwiderstehlich, reißend, wie ein allüberschwemmender Bergstrom, ergoß sich von Poitiers aus die Waffengewalt Chlodovechs und der Burgunden über das gallische Westgotien. Die Verbündeten kämpften fast stets auf verschiedenen Kriegsschauplätzen: denn jeder der beiden Könige ging darauf aus, so viele Städte als möglich allein zu bezwingen, um sie allein zu behalten.

Während der unfähige Anmaßer Gesalich sich zu Narbonne von seinen Anhängern mit großem Gepränge krönen ließ, öffneten die Römer, das heißt die Katholiken, die Thore ihrer meisten Städte Chlodovech, der seinem Heere voraus nur *seine* Römer und katholische Franken ziehen ließ, die er, unter Voraustragung der Überbleibsel von Heiligen und geführt von psallierenden Priestern, um die Mauern ziehen hieß. Bei diesem Anblick öffneten sich die Thore wie die Herzen. Ohne Widerstand, ihn freudig bewillkommend, empfingen ihn so die Bewohner der Städte Saintes, Bourges, Bazas, Eauze, Lectoure, Auch und viele andere. Nur die Auvergne mußte – nach tapfrem Widerstand – mit Gewalt bezwungen werden: »der Franke soll es lernen,« sprachen diese kernhaftesten der Gallier, »daß die Auvergnaten so treu wie gläubig sind.«

Während die Burgunden Narbonne nahmen, – Gesalich floh nach Spanien – zog Chlodovech sieghaft durch Aquitaine und Perigord an die Garonne und besetzte das wichtige und damals schon reiche Bordeaux: ja, auch die Hauptstadt des ganzen gotischen Galliens, die schöne Tolosa, gewann er: der Bischof der Stadt, Heraclianus, war es, der in der Stille der Nacht ein Mauerpförtlein dem Schützling von Sankt Martin öffnete: die gotische Besatzung ward erschlagen, zum Teil im Schlaf.

Allein Chlodovech entdeckte, – zu seinem lebhaften Verdruß! – daß vorher der größte Teil des gotischen Königshortes von hier fort und in die starke Feste Carcassonne war geflüchtet worden, um deren steile Felsenmauern die Aude schützend spült. »Was denn? Was denn?« schalt er, als er nur karge Reste der gehofften Schätze in dem Palatium zu Toulouse fand, »das hätte doch Sankt Martinus leicht verhindern können! Durch ein ganz kleines Wunderchen! Ist ja nun sein eigener Schade. Ist ja dumm! Er wußte ja doch, – kann ein Heiliger vergessen? Zumal so was! – daß ich ihm den zehnten Teil des zu Toulouse zu erbeutenden Schatzes versprochen hatte. Aber, lieber Sankt Martinus, wie kann man doch so leichtsinnig sein? Nun, ich halte mein Wort: schickt ihn nur nach Tours, den schnöden Bettel! Mich wundert, ob er's annimmt? Ich bin nur ein Mensch, ein Sünder. Aber mir wär's zu wenig!«

Sofort sandte er eine Heerschar ab, Carcassonne zu belagern und als es ihm damit zu lange währte, eilte er ungeduldig selbst hin, den festen Platz zu nehmen. »Es ist besser. Denn was denn? Meine Franken sind mir allzu ähnlich: sie würden mir schwerlich alles herausgeben, was sie finden. Und ein König, der keine Schätze hat, zu belohnen und – mehr noch: zu bestechen! – ist ein Bettler.«

Vor Carcassonne angelangt, hielt er, von seiner ganzen starken Gefolgschaft umgeben, Heerschau über die hier lagernden Krieger. Einzeln ließ er sie herantreten vor sein Königszelt, das er abseits vom Lager hatte aufschlagen lassen. Er war nicht gut gelaunt: der zähe Widerstand der harten Nuß da oben auf den Felsen, deren

undurchbrechbare Schale den reichen goldnen Kern barg, hatte ihn gereizt, erbittert. »Was denn?« meinte er. »Wär' ich ein Heiliger und könnte wundern, ich ließe wahrlich nicht meinen freigebigsten Schützling so lang' vor diesen gottverfluchten Steinen liegen.«

Da trat wieder ein einzelner Wehrmann in den waffenstarrenden Kreis der Gefolgschaft. Bei seinem Anblick zog der König die Augenbrauen hoch empor und öffnete ein wenig, verhalten atmend, den Mund. »Was denn? Ich meine, wir kennen uns? Freund Brinno: – nicht?« Der Riese sah ihm fest in die zwinkernden Augen: »Du wolltest dir den Namen merken.« – »Hab's gethan! – Wirst schon sehen! – Ei, Freund Brinno! Wie schlecht bist du gerüstet: keine Sturmhaube, keine Brünne, kein Schild.« – »Ich hab's nicht dazu. Das hast du in Poitiers schon gesehen.« – »Richtig! Ja wohl, in Poitiers! Und was hast du für einen kurzen Speer? Schäme dich, Donars Enkel.«

Und er lupfte rasch die Francisca und schlug ihm den Speer aus der Hand. »Herr König!« grollte der Hüne und bückte sich, die Waffe aufzuheben. Da fuhr ihm blitzschnell das mörderische Beil in den Schädel und dem Sterbenden rief der König zu: »Siehst du? So hast du zu Poitiers jenem Krüge gethan. – Hurtig, meine Wölflein, werft die Leiche in die Aude dort, bevor der nächste Wehrmann an die Reihe kommt.«

XXXIX.

Aber statt des nächsten Wehrmannes kam ein Bote: ein Bote des Unheils, der die Fortsetzung der Heerschau jäh unterbrach.

Ein burgundischer Reiter sprengte in die Zeltreihen des Lagers: tot sank sein überhetzter Gaul: der Mann ward schleunig zum König geführt, warf sich vor ihm auf die Knie und rief: »O, König der Franken, hilf! Sie sind da.« »Was denn, was denn?« schalt der Merowing. »Steh auf, Mensch, und rede. Wer ist da?« – »Die Ostgoten! Das Heer Theoderichs! Sie sind unwiderstehlich!« – »Ist ja dumm! Was ist geschehn?« – »Du weißt, Herr, wir belagerten mit deinen Hilfsscharen Arles. Schon hatten wir die Oststadt bezwungen: heiß um die Rhonebrücke tobte bereits der Kampf. Schon glaubten wir den Tag gewonnen, da kamen sie uns in den Rücken draußen, vom Süden her, die ungezählten Scharen.« »Die Feigheit *kann* nicht zählen,« grollte Chlodovech, »der Mut *will* nicht zählen.« – »O Herr, wir und die Deinen sind nicht feige gewesen! Aber eher möchtest du mit deinem Schild der Flut des Meeres wehren, wann sie brausend über die Dämme steigt, als dem Angriff der Ostgoten. Von ihren weißen Schilden leuchtete ein augenblendender Glanz, in den Falten der lichtblauen Amalungenfahne rauschte der Sieg, unsre Herzen erschütterte ihr Schlachtruf: ›Theoderich und das Recht‹. Ihre beiden Führer, Herzog Ibba und ein Graf Vitigis . . .« – »Vitigis? Den Namen, mein' ich, hört' ich schon einmal. Jawohl! Der Elende hat mir die Ost-Alamannen entrissen!« – »Er warf alles vor sich nieder. Schwerwund liegt unser König von dieses Grafen Schwert. Wir wichen, hart verfolgt, weit nach Westen – bis Narbonne – zurück. Vor diesen Mauern ereilten uns die Feinde: wir wurden abermals geschlagen.« »Ah, Memmen!« knirschte der Merowing. »Die Stadt sperrte uns die Thore, ließ die Amalungen ein. Wir fliehen, den wunden König in Mitte, gen Norden, heimwärts nach Burgund. Komm und hilf und rette, was noch zu retten ist!«

»Was denn?« seufzte Chlodovech. »Wird nicht mehr viel zu retten sein – für *euch!* – Auf, meine Franken, laßt die Hörner durch die Lagergassen schmettern. Wir brechen auf. – Ah, verflucht sei jeder Stein der Mauern und alles Leben verflucht in dir, Carcassonne: da oben liegt der Hort der Goten, ich weiß es, ich schnüffle das Gold, wie der Wolf das Schaf: – und wie der Wolf vom Schafstall muß ich abziehen, weil die Hirten herlaufen mit Geschrei. – Auf, meine tapfern Franken, laßt uns gut machen, was diese burgundischen Weichlinge verdorben! Soll er denn wirklich ganz unbezwingbar sein, der Amalungen weißer Adlerschild? Laß sehen, ob meine Francisca ihn nicht diesem Vitigis zerspellt. Und du, Herr Christus der Katholischen, du wirst doch ihren Ketzer-Christus nicht siegen lassen? Das Gewicht der Leichen von Herzog Ibba und Graf Vitigis zusammen in Gold gelob' ich dir, Sankt Martin von Tours. Hilfst du mir nicht für solchen Lohn, – Martine, Martine! – dann *kannst* du nicht helfen!«

Aber Sankt Martinus entsprach dieser doch so eindringlichen Herausforderung seiner Wunderkräfte nicht. Es war, als ob ein Siegeszauber um die lichten Amalungenwaffen wob. Seitdem sie den Boden Galliens erreicht, drangen die Ostgoten unaufhaltsam vor. Von Chlodovech schien das Glück, das ihm so lange, treu wie eine zahme Taube, vorausgeflogen, urplötzlich gewichen.

Darüber machten sich wie große und kluge, so kleine und wenig eingeweihte Menschen im Frankenheer ihre Gedanken.

Chlodovech hatte, auf geschickt gewählten Wegen von Carcassonne nach Nordosten eilend, so lang er allein war einem Zusammenstoß mit dem Feind nach Möglichkeit ausweichend, die Vereinigung mit dem burgundischen Heer angestrebt, das er bei Valence erwarten wollte. Vor den Thoren dieser Stadt, die bei seinem Siegeslauf ihm zugefallen war, also gedeckt für den Notfall durch ihre starken Mauern, wollte er auf dem Blachfelde, wo die Isère in die Rhône mündet, den Feinden das Überschreiten jener breiten Flußlinie wehren: – ein strategisch richtig gedachter Gedanke. Aber einzelne Rückzugsgefechte mit der ostgotischen Vorhut – Vitigis führte die unermüdlich verfolgende – waren nicht zu verhüten gewesen und in jedem hatte ›der tapfere Graf‹ gesiegt.

Am Abend vor der Schlacht saßen Gero und Frecho am Lagerfeuer, brien einen eigentlich dem heiligen Amabilis von Riom gehörigen Hammel und tranken dazu den roten Wein, der in den Rebärten der heiligen Galla von Valence hier in der Nähe gewachsen war. »Höre,« begann Gero, den gargebratenen Hammel in seinem Lindenschild mit dem Scramasachs zerlegend, »ich glaube, hättest du dich nicht schon so unvorsichtig rasch taufen lassen, – du ließest es jetzt bleiben.« »Warum?« fragte der Neubekehrte und goß vorsichtig aus dem gewaltigen thönernen Weinkrug in seine eherne Sturmhaube. »Weil es jetzt gar übel rückwärts geht mit unserm Herrn und seinem Herrn Christus. Seit diese verfluchten Ostgoten den Fuß ins Land gesetzt haben, lastet Unsieg auf uns. Gestern stand ich auf Vorwache, den Feinden gegenüber, nur durch den Fluß getrennt. Da sangen sie Spottlieder auf uns zu mir herüber. Nicht alles verstand ich. Aber diese Stäbe:

›Die freudigen Franken
Sind fromm und – frech:
Aber elend erliegen sie und erbärmlich
Der edeln Amalungen
Schimmerndem Schild
Und schwingendem Schwert.«

Ich erzürnte mich, aber ich konnte nicht sagen: es ist gelogen. Ich weiß nur noch nicht recht, – reich' mir auch mal zu trinken! Du fängst öfter an zu schlucken als du aufhörst! – woher es kommt.« – »Beim Satan, es sind ihrer sehr viele. Und sie werden gut geführt.« – »Führt unser Herr auf einmal schlecht? Nein, nein! Entweder der arianische Christus ist besser als der katholische . . .« – »Nimmermehr!« – »Ja, wer weiß? Dann werd' ich Arianer . . .« – »Du stinkender Ketzler! Dann thu' ich nicht mehr den kleinsten Mord mit dir!« – »Oder es ist die späte Rache der alten Götter. Ist doch auch möglich. Drum bleib' ich noch bei ihnen.« – »Du bist dumm. Siehst du denn nicht, was der Hauptgrund ist, daß diesen Goten alles glückt, alles ihnen zufällt? Der ›Weise‹ in Ravenna ist schlau wie ein Altfuchs. Obwohl Arianer, hat er einen eifrig frommen Katholiken als Oberfeldherrn und Vertreter nach Gallien gesandt, diesen Herzog Ibba, der nicht nur den Kirchen und Geistlichen noch weniger als unser Herr einen Stein zerbrechen oder ein Haar krümmen läßt, – der, noch viel freigebiger als unser Herr, ihnen reichste Schenkungen zuwendet. Die Heiligen sind aber, wie Cautinus täglich

predigt, gerade auf solche Bethätigungen der Frömmigkeit sehr aus: Ibba hat unsern Herrn überboten bei Sankt Martin und Sankt Hilarius, das ist alles. Und das darf man den heiligen Herrschaften auch nicht verdenken: denn Herzog Ibba ist ja auch katholisch, ja, schon viel länger als unser Rotkopf. So sind es doch wieder die katholischen Heiligen, welche die Dinge entscheiden und wenn du Arianer wirst, wirst du nicht nur in Ewigkeit von dem übeln Höllenwirt gebraten, – du hast es auch im Leben mit den einzig mächtigen Wunschgöttern – wollte sagen: Wunsch-Erfüllern – verdorben. Gieb den Wein herüber.«

»Hi,« lachte piffig Gero. »Wohl ist das schlaue von dem Amaler mit der Wahl des katholischen Feldherrn: aber nicht wegen der Katholiken, die tot und im Himmel, wegen derer, die lebendig und in Gallien sind. Seit ein eifrig frommer Katholik uns bekämpft, sind unsere bisherigen willigsten und wichtigsten Helfer: die katholischen Priester in den Städten, doch in schlimmer Verlegenheit. Den Eid der Treue, den sie den Goten geschworen, haben sie zwar ganz munter gebrochen, solange sie zwischen den ›stinkenden‹ Ketzern und unserm rechtgläubigen Herrn zu wählen hatten. Aber ein Eid ist doch – sozusagen – kein Roßmist: man hält ihn doch – meist – lieber, als daß man ihn bricht.«

»Ja, ja,« nickte Frecho, vom Trinken absetzend, ganz bedächtig, »zumal, wenn nichts dabei herauschaut.«

»Sieh, sieh, Frecholein, du fängst an, mich zu begreifen: – hast dir also doch noch nicht allen Verstand versoffen. Also: da die Katholischen jetzt ihren Eidbruch gut machen können, indem sie zu einem noch viel mehr katholischen Herrn zurücktreten oder aber den Eid zu Gunsten eines Glaubensgenossen halten dürfen, so treten sie von uns zurück oder treten gar nicht zu uns über. Das ist der Grund, warum alles von uns abfällt oder nicht mehr zu uns übergeht.« – »Hm, mag sein. Auch hab' ich übrigens noch keinen Menschen solche Hiebe hauen sehen, wie diesen Grafen Vitigis.« – »Nu, da mußt du gute Augen haben. Denn du sahst ihn immer nur recht von ferne: – sobald er ansprengte auf seinem Braunroß, warst du ganz wo anders.« – »Soll sich – gieb mir die Keule des Hammels, hast sie schon halb aufgefressen!« – »Ja, und der Hammel des heiligen Amabilis hat mir Heiden nicht schlechter gemundet als dir.« – »Gieb her, sag' ich. – Soll sich ein rechtgläubiger Mensch von einem solchen elenden Ketzer über den Haufen reiten lassen? Man sagt, Wälläda, sein braunes Roß, habe ihm König Theoderich selbst geschenkt. Und es sei ein Höllenroß, das alles niederrennt. Aber am Ende, wann der Gotenkönig zu sterben kommt, dann wird das Braunroß plötzlich zum Rappen, pocht mit dem rechten Vorderhuf an das Thor des Palastes in der Rabenstadt und holt den König ab in die Hölle, mit deren Wirt er diesen Vertrag geschlossen: Sieg im Leben, die Seele nach dem Tode der Hölle.«

Gero schüttelte den struppigen Kopf: »Das ist das Gerede deiner Geschorenen. Mit Wodan hat der große König in der Rabenstadt den Bund geschlossen: ›Sieg im Leben, dann Tod im Kampf und Aufstieg nach Walhall.« Auch König Childirich, unseres Herrn Vater, soll, so sagen und raunen unsere Alten, solchen Bund mit Wodan geschlossen und ein Sieges Schwert von Siegvater erhalten haben. Aber niemand wisse, wo das verborgen liegt. Bei Wodan und Donar, – unser Rotkopf könnt's jetzt dringlich brauchen! Aber er weiß, – das sieht man! – offenbar nicht, wo's liegt. Und dann! Wird das Wodanschwert dem Abgefallenen, dem Christusdiener helfen? Allein,« fuhr der Heide

leiser fort, sich umschauend, ob auch niemand lausche. »Man raunt noch ganz andere Dinge. Daß die Götter leben, glaubst auch du mit den Geschorenen.«

»Sie leben. Aber sie sind . . . sie brauchen's nicht zu hören, was sie sind« – und er flüsterte ihm ins Ohr –: »üble Wichte sind sie, Schädlinge.« – »Du! Das will ich nicht gehört haben! – Also, Chlodovech ist nur eines Meerwichts Sohn, doch König Theoderich des gewaltigen Donnergotts. Drum ist er gar friedlich: denn der Bauerngott liebt nicht den Krieg, der die Ernte zerstampft. Lange währt's, bis er, gezwungen, zum Schwerte greift. Dann aber fährt er in Götterzorn, dem nichts widersteht. So soll schon vor Jahren unser Herr bei einer Zwiesprach mit dem Amalung den durch lose Reden: – die hat er an der Zunge, du weißt!« – »Ja, so leicht wie die Mordaxt in der Faust.« – »So lang gereizt haben, bis es zum Kampf unter ihnen kam. Der Merowing vertraute dabei auf sein Erbteil von dem Meerwicht: die Hornschuppenhaut – mit jenen Borsten, die ich selbst gesehn. Und lange blieb der Kampf unentschieden. Sie rangen zuletzt Mann an Mann. Da fuhr Herr Theoderich in Götterzorn: Feueratem, Donars Erbe, blies er aus dem Munde, davor die Hornhaut unsres Herrn aus Niederland schmolz: Herr Theoderich zwang ihn: – der Einzige, der ihn je besiegt! – und schenkte ihm das Leben.« »Hm,« meinte Frecho, aufstehend, »diese dumme Geschichte hättest du mir nicht erzählen sollen: – am Abend vor der Schlacht. Ist ja nur falscher Heidenglaube! Aber ich hätt' es doch lieber nicht gehört. Da! Sauf' noch den Rest Wein. Sieht all' aus wie Blut! Mir ist der Durst vergangen. Hör's, Gott Donar, ich . . . ich habe fein nichts Böses von dir gesagt.«

XL.

Am andern Tag ward die Entscheidungsschlacht in diesem Krieg geschlagen.

Chlodovech wollte, wie gesagt, mit seinem Heer und den hier erwarteten Trümmern des burgundischen den vereinten Ost- und Westgoten den Übergang über die Isère verwehren, auf deren Nordufer, nördlich von Valence, bei Romans, er lagerte. Er wurde bis zur Vernichtung geschlagen. Die Ostgoten hatten, früher im Kampfe gegen Rom, nunmehr, seit dreißig Jahren in Italien in der Schule Roms, die überlegene römische Kriegführung kennen und nachbilden gelernt und sich so eine Kriegskunst angeeignet, die dann später nur durch die großen Feldherrn Belisar und Narses überboten ward. Aber gegenüber den noch halb barbarischen Franken, Burgunden, Alamannen war sie weit mehr als ausreichend.

Herzog Ibba, ein ganz besonders von dem großen König zu Ravenna ausgebildeter Feldherr, hatte nicht die Besiegung, – die Vernichtung des feindlichen Heeres hatte er ins Auge gefaßt. Nach alter römischer Überlieferung plante er die zangenhafte Umfassung des Gegners von allen Seiten. Und vollständig hatte er dem Gegner die Vorbereitung dieses Planes zu verbergen verstanden, Dank der geheimen Mitwirkung der Anwohner, die nun hier dem rechtgläubigen Kirchenbeschenker so beflissen wie anderwärts Chlodovech dienten.

Die Schlacht begann am frühen Morgen des schwülen Sommertages. Herzog Ibba eilte vorher den Fluß entlang an der Reihe seiner Krieger vorüber und befahl: »Betet! Betet zu dem Gott, an den ihr glaubt. Ihr heidnischen Gepiden in unsrem Heere zu Wodan! Ihr Christen zu Gott dem Vater, an den ihr alle glaubt, mag der Sohn dem Vater wesensgleich oder nur ähnlich sein. Ihr alle aber, sehet und höret euren Feldherrn beten.« Er sprang vom Roß, warf sich auf beide Knie und rief zum Himmel auf: »Höre mich, du Gott, allmächtiger Herr des Himmels und der Erden, gieb der gerechten Sache den Sieg. Wir zogen aus, den Enkel unsers Königs, ein hilflos Kind, zu schützen vor dem Räuber seines Erbes. Töte mich und zerschmettre mein Heer, wenn wir im Unrecht sind. Aber zerschmettre die Macht dieses Merowingen, wenn er ein Räuber und ein Mörder ist.« Dann sprang er auf, bestieg das Pferd und gab den Befehl zum Angriff. Auf Flößen und watend versuchte das Mitteltreffen der Goten den Übergang. Erfolgreich wehrte Chlodovech diesen Angriff ab. Vorsichtig hatte er auch diesmal eine Nachhut in seinem Rücken aufgestellt: aber diese ward nun sein Verderben. Denn plötzlich erscholl von diesem Rückhalt her wildes, verzweiflungsvolles Geschrei und in aufgelöster Flucht, vom Schrecken entschart, jagten seine Reiter, sein Fußvolk durcheinander gemischt, heran, seine eignen Reihen über den Haufen rennend. »Flieht! flieht!« schrien sie, sinnlos vor Entsetzen. »Alles ist aus! Die Goten über uns! Aus dem Walde! Die Goten überall.«

Da erleichte Chlodovech: »Was denn? Was denn?« schrie er. »Ist ja dumm. Das müssen die – endlich eintreffenden! – Burgunden sein. Wer kann in unserm Rücken . . .?« – »Graf Vitigis! – Und alles ist verloren!« schrien die Flüchtigen und warfen die Waffen weg. Und es war so.

Graf Vitigis hatte am Abend vor der Schlacht von den Umwohnern erkundet, daß eine nicht allzuweite Strecke flußaufwärts in einem Fischerdorf eine sehr beträchtliche Zahl von Nachen und Boten zu finden sei: er berichtete das dem Herzog, der ihn sofort – es war dunkel geworden – mit einer starken und erlesenen Schar dorthin absandte, mit dem Befehl, den Fluß dort in aller Stille zu überschreiten, den Franken heimlich in den Rücken zu eilen, sich den Morgen über in dem Walde hinter Romans verborgen zu halten und gegen Mittag, wann er das Getöse der Schlacht vernehmen werde, die Feinde überraschend von hinten anzugreifen. So war's geschehen.

Einen Blick warf Chlodovech noch nach vorn: da sah er bereits das Mitteltreffen der Goten das rechte Ufer der Isère ersteigen, nun nicht mehr abgewehrt von den Seinen, die, verwirrt durch das Geschrei vom Rücken her, zugleich von vorn bedroht, nach beiden Flanken hin auseinander stoben. »Hei,« rief er zornig gegen die schwarzen, schwülen Gewitterwolken hinauf, »ist das euer Dank, ihr Heiligen? – Der Sieg ist hin, jetzt gilt's Leben und Heer retten. Hierher, Guntbert! Hierher, Ansovald! Zurück! Alles zurück! Wir müssen diesen Vitigis über den Haufen rennen. Sonst sieht keiner von uns die Heimat wieder. Zurück!«

Aber Graf Vitigis war nicht über den Haufen zu rennen. Wie ein eherner Stachel traf er auf die entmutigt und ordnungslos gegen ihn heranflutenden Scharen, die Flüchtlingen viel ähnlicher als Angreifern waren. Er selbst prallte mit Chlodovech zusammen, aber es kam nicht zum Waffenkampf: Wälläda, des Goten herrlich Roß, allerdings König Theoderich's edles Geschenk, warf im Ansprenge den Gaul des Königs auf die Hinterbeine. Mit Mühe zogen die Gefolgen den schwer gequetschten Reiter unter dem Pferd hervor und retteten ihn aus der verlorenen Schlacht: sein Heer war tot, wund, gefangen.

XLI.

Chlodovechs Quetschwunden schmerzten so sehr und heilten so langsam, daß man, sobald er nur erst aus dem Bereiche der Verfolgung war, ihn vom Sattel hob, auf einen breiten, mit Kissen bedeckten Erntewagen legte und ihn, jedes Rütteln vermeidend, auf der alten guten Römerstraße im Schritte zurückfuhr. So währte es geraume Zeit, bis er Paris erreichte.

Die Ostgoten, ihres großen Königs Geist und Auftrag gemäß, trugen den Krieg zunächst noch nicht in Feindesland: sie begnügten sich, das westgotische Gebiet von den feindlichen Besatzungen, die noch in manchen Städten und Kastellen lagen, zu säubern, was ihnen fast überall gelang: der Burgunde erbat und erhielt Friede, seine Mannschaften zogen unbehelligt ab. Diese Aufgaben in Gallien löste Graf Vitigis, während Herzog Ibbä nach Spanien ging, dort den Anmaßer Gesalich schlug, ihn – nach allerlei Abenteuern des Flüchtigen – vernichtete und für den Knaben Amalarich, den seine Getreuen mit der Mutter Theodogotho in das feste Saragossa gerettet hatten, im Namen des Großvaters eine vormundschaftliche Regentschaft einrichtete.

In grimmiger Laune, der Verzweiflung nahe, kam der Merowing, immer noch leidend, in sein Palatium zu Paris, das er mit so stolzen Hoffnungen verlassen hatte. Bissig fuhr er, nachdem ihm Cautinus, der neben ihm gesessen, von dem Wagen geholfen hatte, Frau Hrotheild an, die ihn unter Thränen in die Arme schließen wollte. »Was denn? Was denn? Was denn? Ist ja ganz dumm. Laß mich! Thust mir nur weh! Jetzt heulst du! Hättest du lieber fleißig zu deinen Heiligen gebetet.« – »Ich habe gebetet – Tag und Nacht! Mit Genoveva und . . .« »Remigius, weiß schon! – Höre, ich bin sehr unzufrieden mit deinen Heiligen. Aber sehr! Herbere Hiebe hätt' ich auch als Heide nicht davontragen können. Und wie hab' ich sie geschont und beschenkt! Bitter bereu' ich's. Ich habe große Lust, arianisch zu werden, wie der Tugendprediger zu Ravenna.«

»Vielleicht,« wandte da nachdrucksam Cautinus ein, der des Wunden steter Begleiter und eifriger Pfleger gewesen und immer höher in dessen Gunst gestiegen war, »vielleicht, o Herr, hast du den Heiligen nicht in der rechten Weise gedient.« – »Was denn? Bist doch sonst nicht dumm, Cautine. Soll ich vielleicht noch mehr schenken?« Der Priester schüttelte den schwarzen Kopf und machte eine abwehrende Handbewegung: »Behüte! Darin hast du übergenuß gethan. Im Gegenteil: ich meine vielmehr, die so reich von dir Beschenkten sollten sich nun dankbar erweisen und dir in deiner Not beispringen.« »Cautinus,« rief der König, sich von dem Lager, auf das sie ihn in dem schattigen Garten des Palatiums gebettet, sich halb erhebend, »du bist der gescheiteste Mensch in meinem Reich und mein treuester Diener. Ich höre, mein Kanzler Leontius ist inzwischen gestorben: hier, nimm' meinen Ring: – du bist fortan mein Kanzler. Du taugst besser in meinen Palast als in einen Bischofsitz.« Wie funkelten die dunkeln Augen, als der Priester das Zeichen und Mittel höchster Amtsgewalt ergriff und eilig an den Finger steckte! »Und ich glaube,« fuhr er nach tiefer Verbeugung des Dankes fort, »ich glaube dir auch versprechen zu können, daß viele, ja vielleicht alle Bischöfe und Äbte dir von ihrem Reichtum spenden werden: – ich habe unterwegs viel darüber nachgedacht und, während du schliefest, über dreißig Briefe geschrieben . . .«

»Wacker! Treu! Eifrig! wie keiner! Remigius hat nur gebetet!« – »Denn ich wußte ja doch und weiß es: seit jenem Tag an der Isère füllt meines stolzen Helden Hirn nur Ein Gedanke . . .« »Rache!« schrie Chlodovech so wild, daß die Königin heftig erschrak. Er fuhr empor mit geballter Faust.

»Die Rache ist *mein*,« mahnte die Frau, »*ich* will vergelten, spricht der Herr!« – »Nein, bei Wodans Speer! *Mein* ist *diese* Rache, mein ganz allein. Die soll Gott nur mir überlassen. Ich will, ich kann nicht mehr ruhen und rasten, bis ich die ungeheure Schmach abgespült habe mit dem Blut von ungezählten dieser amalischen Hunde. Rache! Rache! Hört's alle Geister, Götter und Dämonen: wer mir Rache schafft, der hat mich!«

»Hör' ihn nicht, Herr Christus,« jammerte die Gattin, »oder vergieb ihm. Er weiß nicht, was er spricht.« – »O ja, nur allzugut. Und ich werde . . .! O daß mein Vater den Mund schloß, bevor er noch das Eine Wort gesagt.« – »Welches Wort?« – »Den Namen des einzigen Mannes, der da weiß, wo sein Hort liegt und . . . das Siegesschwert.« – »Mein Gemahl! Du wirst doch nicht die Waffe in die Hand nehmen, in die jener oberste der Heidengötter seinen scheußlichen Zauber gelegt hat?« – »Was denn? Ist ja dumm. O hätt' ich es gehabt das Siegesschwert, gegen jenen Vitigis!« »Herr König,« unterbrach der neue Kanzler, »ich vertraue, du bedarfst des Heidenschwertes nicht: die Heiligen werden dir ihre Gunst wieder zuwenden, wenn . . .« – »Wodurch hab' ich sie verwirkt? Vielleicht durch die Gaben, die meinen ganzen Schatz erschöpften?« – »Durch allzu große, sträfliche Milde.« »Na, nun höre! Was denn?« staunte der Merowing, »Ich dächte doch . . .« – »Sträfliche Milde gegen die Ketzler und die Heiden in deinem Reich.« »Aha,« meinte Chlodovech, eifrig hörend. »Das klingt schon anders. Das mag ja sein!« – »Es ist so! Sehr zahlreich sind die Ketzersekten der frechen Monophysiten und Monotheliten auch hier, in deiner Königstadt Paris, die vor deinen Ohren Christus lästern, indem sie ihm nur Eine Natur und nur Einen Willen beilegen.« – »Ja, weißt du, lieber Kanzler,« meinte Chlodovech kopfschüttelnd, »das sind recht schwer zu denkende, spitzige, kitzliche Sachen.« – »Sie *sollen* nicht denken, *glauben* sollen sie, was die Väter der Kirche lehren. Und vor allem: – es sind steinreiche Leute darunter: Kaufherren, aus Griechenland, Syrer, getaufte Juden.« – »Hm, das ist freilich ganz was andres. Denen könnte man ja . . .« – »Ohne Zweifel. Und zwar von Rechts wegen. Es sind ausschließend Römer, leben also nach römischem Recht: wohlan: dies Recht bedroht die Ketzerei mit Gütereinziehung,« – »O Cautine, dich mach' ich auch noch zum Reichsschatzmeister. Morgen schon nehmen wir ihnen alles.«

»Geht nicht so rasch. Erst muß doch diese Lehre auch in deinem Reich als Irrlehre feierlich erklärt sein.« –

»Was denn? Ich erkläre sie dafür, – auf dem Fleck, hier, – eh' ich den Becher da leer trinke.« »Du kennst sie ja nicht,« lächelte der Kanzler. »Auch kann das nur die Kirche. Deshalb – und noch aus andern Gründen – muß du – hör' es, Herr König – ein Konzil berufen.« – »Meinetwegen!« – »Dies Konzil eröffnest du selbst: du findest dort alle Bischöfe deines Reiches beisammen und kannst sie so am bequemsten – und mündlich eindringlicher als durch Briefe – um Geldspenden angehn.« – »Vortrefflich! Jawohl! Und sagen sie nein, sperr' ich sie alle ein: – auf einen Griff.«

»Du wirst,« mahnte die Frau, »nichts gegen Remigius . . .« – »Was denn?« erwiderte Chlodovech giftig. »Der? Der hat mir im Leben nichts gegeben als gute Lehren: – noch

nie einen guten Rat wie dieser Cautinus da.«

»Allein,« fuhr dieser fort, »die Verfolgung jener Ketzer allein wird dir die Huld der Heiligen nicht wieder zuwenden und deinen Schatz nicht füllen.« – »Nun, was noch? Rasch heraus damit. Ich brauche viel Geld, sehr viel. Wie meine Kriegsvorräte, meine Waffen, liegen viele Tausend meiner Heermänner auf dem Felde von Romans. Meine Franken allein bringen kein Heer mehr auf, das der Übermacht jener Verbündeten gewachsen wäre: denn auch der treulose Gundobad wird's nun gewiß mit ihnen halten. Ich muß Söldner werben: Friesen, Sachsen, Thüringe!« »Das sind Heiden,« rief Hrothild entsetzt. »Meinethalben Teufel, wenn sie nur fechten. Aber das kostet Geld.«

»Wohlan, so nimm auch jenen ihre Güter, die du, – wie die Ketzer, – all' diese Zeit ihren freveln Götzendienst hast treiben lassen.« – »Was denn? Wen meinst du?« »Die Heiden!« fuhr der Kanzler grimmig heraus: seine Augen blitzten unheimlich: er kniff den schmalen, bartlosen Mund zusammen. »Die Heiden?« erwiderte Chlodovech, fast erschrocken. »Nein, das geht nicht. Das . . . das thu' ich nicht. Wenigstens nicht, so lange sie lebt . . .« fügte er vorsichtig hinzu. »Wer?« – »Meine Mutter!« »Und warum geht das nicht?« forschte Cautinus ungehalten. Da mischte sich die Königin in das Gespräch: »Weil mein Chlodovech ein allzu zartes Gewissen hat.« Erstaunt richtete der sich auf und sah sie groß an: »Was denn? Nicht daß ich wüßte!« meinte er. »Ja, in andren Dingen freilich – leider! – oft nicht. Aber an diesem Einen thörichten Eide hängt er mit unbeugsamem Eigensinn.« – »An welchem Eid?« – »Er hat seinem sterbenden Vater vor den Ohren der Mutter geschworen, die Heiden nie zu verfolgen, ihren Götzendienst zu dulden.« »Was?« rief Cautinus wild. »Wie? – Dieser Eid ist Sünde! Ist nicht bindend. Sünde war es, ihn zu schwören, Sünde ist es, ihn zu halten. Pflicht, zur Rettung deiner Seele, ist es, ihn zu brechen. Du bist ein Sohn der Kirche, du hast die Macht, diese Greuel zu vertilgen: so versündigst du dich durch deine Duldung gegen deine Mutter.« »Was denn?« fragte Chlodovech ganz verdutzt. »Meine Mutter? – Die ist ja selbst Heidin und aller Heiden Haupt.« – »Deine *wahre* Mutter, die Mutter deiner Seele, ist die heilige Kirche. Was will dagegen die fleischliche Mutter bedeuten, die dich – in Sünden! – empfangen und geboren hat? Wage nicht, beide zu vergleichen. Jener Eid ist ein Nichts.« »Nein, nein! Das sag' du nicht,« erwiderte der Hartbedrängte. »Denk' ich an jenes Sterbelager, seh' ich die brechenden Augen des Vaters auf mir ruhen, hör' ich seine furchtbar ernst mahnende Stimme: – dann überläuft mich's kalt. Nein! *Diesen* Eid breche ich *nicht!* Ich fürchte nichts auf Erden: – auch nicht diese verfluchten Iba und Vitigis!« – er ballte die Faust – »aber in Frau Basinas Augen sehen, nachdem ich jenen Schwur gebrochen, – nein! Warte bis sie tot ist.« »Gut. Ich kann's erwarten,« sprach der Kanzler achselzuckend. »Nicht *mir* zürnen die Heiligen. Nicht *ich* will ihre Gunst wieder gewinnen. Nicht *ich* brauche Geld zum Kriege. Nicht *ich* habe gerufen: Rache, Rache!«

»Beim Satan, Mensch,« schrie Chlodovech, »reize mich nicht!« Er schlug mit der Faust auf den runden Erztisch, der vor ihm stand, daß der Wein hoch aus dem Becher spritzte.

Aber jener fuhr ganz ruhig fort: »Dann kannst du dir auch das ganze Konzil ersparen. Das Geld jener Ketzer reicht doch bei weitem nicht aus: du brauchst die Habe, das Grundeigen, der vielen Heiden, die deinem Banne sicher nicht gehorchen würden. Und wenn du den Götzendienst duldest, kann ich es nicht übernehmen, die Bischöfe um

Geld für dich anzugehen. Verstatte, o Herr, daß ich mich in die Kapelle zurückziehe und zu den Heiligen für dich bete.«

»Was denn? Um was?« – »Um Erleuchtung deines verdunkelten Sinnes, Erweichung deiner Verstockung, Vergebung deiner sündhaften Duldung des Götzendienstes. Aber ich fürchte, – das vergeben sie nicht!« Nach tiefer Verbeugung ging er langsam, feierlichen Schrittes, aus dem Garten. Unwirsch sah ihm der König nach: »Sie sind doch darin alle gleich, diese Priester, die schlaun wie die dummen, die hageren wie die dicken, die Weltlinge wie die Heiligen unter ihnen: für alles, was sie durchsetzen wollen, finden sie ein gottselig Wörtlein. Aber ich gebe nicht nach: – noch lange nicht. Ich setze jetzt all' mein Hoffen auf einen andern.« – »Auf Gott, mein Gatte?« – »Was denn? Der hat mich ja im Stich gelassen! Nein: auf Kaiser Anastasius in Byzanz. Der hat mir versprochen, die Ostgoten in Italien zur See anzugreifen: das hat er auch offenbar gethan: sonst wäre die verhaßte blaue Fahne viel früher in Gallien aufgetaucht. Also wird er wohl auch sein zweites Wort halten, mir, falls ich die Westgoten anfall, dreitausend Pfund Gold Hilfsgelder zu senden. Unterwegs traf mich ein Bote mit der Nachricht, Gesandte des Kaisers an mich seien eingetroffen im Hafen von Marseille: sie führen, hieß es, eine mächtige Truhe mit. Ist die gefüllt mit jenem Golde, so brauch' ich meine Herrn Bischöfe nicht anzugehen und meinen Eid nicht zu brechen.«

XLII.

Wenige Tage darauf ließ der König seine Gattin und den Kanzler, der sich seit jener Unterredung nach Kräften zurückgehalten hatte, zu sich entbieten. Sie fanden ihn in zorniger Stimmung, wie seit der Niederlage an der Isère fast immer. »Was denn?« fauchte er beiden entgegen. »Dieser Imperator! Dieser Lügenkaiser! Dieser Wortbrecher! Da soll man noch einen Glauben an die Menschheit haben! Auf die Menschen ist so wenig Verlaß wie auf die – verschiedenen! – Götter. Wißt ihr, was in der großmächtigen Kiste war? Eben haben sie diese rückenbeugenden Byzantiner vor meinen Augen geöffnet: ein Rock und ein Brief!« »Ist wenig!« meinte der Kanzler spöttisch. »Da wird doch das Konzil helfen müssen,« flüsterte er der Königin zu.

»Was für ein Rock?« fragte diese erstaunt. »Ja, und was für ein Brief zumal?« forschte der Kanzler. »Der Rock? Da liegt er – irgendwo – dort, in die Ecke hab' ich ihn geworfen! – Das ist nämlich eine ›Chlamys‹, sagten die dienernden Gesandten: eine Chlamys wie sie der römische Konsul trägt. Und der Kaiser schicke mir den langen Rock mit den übrigen Abzeichen der konsularischen Würde. Ist ja dumm! Aber gleichwohl! Man muß auch kleine Mittel brauchen. Morgen reite ich durch die Straßen von Paris, mit dieser ›Chlamys‹ da behangen. Goldmünzen ausstreudend unter das Volk: das sei römischer Brauch, erklärten die Gesandten, – die dazu erforderlichen Goldstücke haben sie leider nicht mitgebracht! – Aber es kann nicht schaden, glauben meine römischen Unterthanen, es sei mit Zustimmung des Kaisers, daß ich ihnen römische Steuern abfordere. Hei! Wenig wahrlich haben wir seit vier Menschenaltern, seit dem Urahn Merovech, die Kaiser gefragt, ob es sie freue, daß wir uns in diesem schönen Lande ausbreiten.« »Aber der Brief?« mahnte der Kanzler. »Was denn? Ah ja. Da hab' ich ihn im Zorn in die andere Ecke geworfen. Danke, Cautine. Nun hört, wie man nur so lügen kann! Er schreibt, er wünsche mir Glück zu meinen – ›anfänglichen‹ – Erfolgen: als Anerkennung dieser schicke er mir jenen goldgestickten Rock. Aber das versprochene Gold sei er mir nicht schuldig, da ich ja den Krieg nicht bis zur Vernichtung der Feinde fortgeführt habe, sondern geschlagen worden sei! Im Gegenteil! Er habe – nach römischem Recht der ›Societas‹ – Wodan weiß, was für ein Ding das ist! – eine ›Schadensersatzforderung‹ gegen mich, weil er bei dem Angriff seiner Flotte auf die gotischen Häfen in Italien, den er nur mir zu Liebe – es ist doch stark, wenn ein Herrscher so lügt! So was sollte doch nicht sein! – unternommen, schwere Verluste erlitten habe. Der verfluchte Friedenskönig hat ihn nämlich überall zurückgeschlagen! Seine Schiffe haben gar nicht landen können. Der Seegraf von Neapel – Totila heißt er – und Graf Teja von Tarent haben sie in die Flucht gejagt. Ei, mich freut's, nachdem mir sein Sieg doch nichts mehr geholfen hätte.«

Da ward der Vorhang hastig aufgerissen. »Was ist, Ansovald? Was bringst du? Schon zurück von der Grenze? Du solltest ja mit diesem Vitigis um Waffenruhe verhandeln! Ich muß Zeit gewinnen, bis ich Gold, Söldner, Waffen, das heißt: immer wieder Gold . . . Was ist mit dem Waffenstillstand?« – »Nichts ist damit. Die Goten verlangen, weil sie die Gefährlichkeit – wie sie sagen – merowingischer Nachbarschaft erkannt, du sollst, um ihre Besitzungen sicherzustellen, dein ganzes Grenzland im Südwesten, alles, was

du seit deines Vaters Tod hier erworben, abtreten an – Gundobad von Burgund, der sich ihnen auf das engste verbündet hat.«

»Was denn? Diese Hunde! Was hast du erwidert?« – »Ich wies die Schmach mit Stolz zurück. Aber . . .« – »Nun, was aber?« – »Da befahl Graf Vitigis – vor meinen Ohren – daß sechzig Tausendschaften Goten und zwanzigtausend Burgunden sofort gegen unsere Grenzen aufbrechen sollten. Jetzt wahre dich, Herr König! Jetzt gilt es nicht mehr Eroberung und Ruhm, – jetzt gilt es fechten für dein Haupt und Leben!« »Ja wohl,« rief Chlodovech. »Wahr sprichst du. Und ich habe kein Heer! Keine Waffen! Und kein Geld! Kanzler, berufe sofort das Konzil. Schaffe Geld, Geld um jeden Preis!« – »Und die Ketzer?« – »Nieder mit ihnen!« – »Und . . . und die Heiden?« – »Ich gebe sie dir preis! Nur Geld, Geld, rasch, viel! Und Waffen! Und ein Heer!«

XLIII.

Als bald tagte zu Orléans – einer der neu eroberten Städte, die von den Franken nicht geräumt worden waren – ein Konzil von mehr als dreißig Bischöfen. Der König selbst eröffnete es, verließ aber alsdann die Versammlung. In dem vorletzten der einunddreißig Canones ward jeder heidnischer Aberglaube – Weissagung und ähnliches – bei Strafe der Ausschließung aus der Kirche verboten. Der König verpflichtete sich, durch den weltlichen Arm den Gehorsam gegenüber den Geboten der Kirche zu erzwingen: Cautinus und Theoplastus, – dieser bei dem Übertritt Gundobads zu Chlodovechs Feinden abermals aus Genf geflüchtet, von Chlodovech aufgenommen und zum Bischof von Cambrai ernannt, – waren die geistigen Beherrscher der Versammlung: Remigius, der dringend von jeder Verfolgung der Heiden und Ketzler abgeraten hatte, lag krank zu Reims.

Als der Kanzler dem König die Abschrift der gefaßten Beschlüsse überbrachte, durchflog sie der höchst gleichgültig, ja ungeduldig und ungehalten. »Was denn?« meinte er. »Asylrecht . . . geistliche Weihen . . . Kirchenvermögen. Schon recht, schon recht. Aber . . . Ei, was seh' ich da? Kanon sieben! Die Geistlichen sollen von mir keine Gaben verlangen dürfen ohne Erlaubnis des Bischofs bei Enthebung vom Amt und Exkommunikation? Schwillt den Herrn Bischöfen schon so hoch der Kamm?« – »Herr König, der Schatz ist leer. Widerstrebe nicht den Einzigen, die ihn dir füllen können!« – »Nun, beim lodernden . . .! Na, bei irgend wem oder was. Sei's drum! Aha, hier die Ketzler: Kanon zehn, Aufnahme der bisher arianischen Priester: meinerwegen! Büsser . . . Eheverbote . . . Mönche . . . Was denn? Ist ja alles . . . ganz . . . gleichgültig. Da! Nun kommt's aber! Kanon sechsunddreißig! Was? Weiter nichts? Nur Exkommunikation für ein Paar heidnische Gebräuche? Keine Einziehung des Vermögens bei Ketzern und Heiden? Ja, wie soll ich denn da zu Gelde kommen?« – »Herr, es war noch nicht mehr zu erreichen.« – »Wofür bist du Kanzler? Und ich König?« Cautinus zuckte die Achseln. »Du wirst noch lernen, – oder die nach dir kommen! – daß man die Kirche nicht herumbefehligen kann wie ein Reitergeschwader. Sie, das heißt die Bischöfe, konnten – offen – nicht weiter gehn. Remigius zu Reims, Avitus zu Vienne, Caesarius zu Arles, . . . sie alle würden sich an den heiligen Vater Symmachus zu Rom gewendet und sich verwahrt haben gegen Gewalt wider Ketzler und Heiden. Bedenke, die Heiden werden Widerstand leisten, Blut wird fließen: die Kirche aber dürstet nicht nach Blut.«

»Aber stark nach Gold und Land,« grollte der König. »Die Bischöfe wollen solche Schuld nicht auf sich nehmen. Remigius und seine zahlreichen Anhänger richteten einen Brief an das Konzil, der mit den Worten Tertullians schloß: ›der Glaube darf nicht aufgezwungen, freiwillig muß er angenommen werden!«« Grimmig schleuderte Chlodovech die Akten des Konzils auf den Estrich. »Die Schwachköpfe! Bei Donars Strahl! Wozu dann die ganze geistliche Heerschau? Hei, auf meinem Märzfeld müssen die Kerle gehorchen!« »Auch nicht immer,« lächelte der Kanzler boshaft. »Denk' an den Krug von Poitiers.« Wild fuhr der Merowing auf: »Hüte dich! Du weißt wie jenem Frechling geschah.« – »Beruhige dich, Herr. Die Bischöfe haben sich schon – auf meine unablässigen Bemühungen – bereit erklärt . . .« »Wozu? Bin neugierig! Was denn?«

»Sie wollen dir auf feinere Weise, mit leiseren Schritten, wie wir's lieben, – nicht so gerade zu! – helfen: sie wollen dir zur Abwehr der feindlichen Ketzer an der Grenze aus dem Patrimonium der Heiligen leihen.« »Leihen? Was denn?« lachte Chlodovech. »Ich zurückzahlen? Ist ja . . .« – »Aber das reicht nicht. An Grundeigen und Fahrhabe der Ketzer und Heiden kommst du nicht durch die Kirche allein: nur zusammen durch die Kirche und . . .« – »Und wen?« – »Durch mich, deinen Kanzler.« Chlodovech blies vor sich hin. »Puh! Was denn? Da bleibt unterwegs viel in deinen Taschen stecken. Weiß schon! Hast wieder Schulden wie der Jagdhund Flöh'«. Lachend erwiderte der Schwarze: »Was thätest du mit einem unschuldigen Kanzler!«

»Ah, gut gesagt,« lachte der Merowing. »So was mag ich leiden. Also – was forderst du?« – »Unbeschränkte Vollmacht gegen Ketzer und Heiden. Das Konzil wird – mündlich, beim Schluß – von dir verlangen, daß du Untersuchung über Zahl und Treiben der Ketzer und Heiden in deinem Reiche vornehmen lässest, »mit erforderlichen Maßregeln« von Fall zu Fall.« »Ah,« lachte Chlodovech vor sich hin. »Daran erkenne ich die Sprache eurer Priester. – So fein und dehnbar redet sonst kein Mensch. – Alles kann man daraus machen. Das hat Theoplastus vorgeschlagen oder du.«

»Wir beide. Jene Untersuchung, diese erforderlichen Maßregeln . . .« »Ein trefflich Wort,« wiederholte der König bewundernd. »Überträgst du mir – mit unbeschränkter Vollmacht des Vollzugs: – zunächst verhäng' ich Haft in Klöstern für weitere Untersuchung: – und ich stehe dir dafür, wo ich suche, Frevel oder Geld . . . –« »Da wirst du etwas finden! Gewiß! Mach dich ans Werk. Rasch! Ohne Schonung. Ich gebe dir hiermit dafür meinen Königsbann.« – »Urkundlich, muß ich bitten. Und dazu Gero und Frecho. Und hundert berittene Speerträger.« – »Nimm sie. Ich lasse die Vollmacht aufsetzen. Ans Werk!« Er eilte hinaus. »Ja, ans Werk! Endlich!« sprach der Kanzler und drückte die Hand ans hochklopfende Herz.

XLIV.

Wenige Wochen darauf wandelten in dem Wodanswald in Toxandria unter den uralten Eschen Basina, Guntbert und Bertrada in langem, tieferstem Gespräch.

Es war düster in dem dicht bestandnen Hain, in dem niemals Menschenhand einen der dem Gotte geweihten Baumriesen fällen durfte: morsch geworden fielen sie von selbst dem Atem ihres Gottes, der im Sturmwind wider sie fuhr; und ihr vom Winde vertragener Same hatte seit unvordenklicher Vorzeit ohne Nachpflanzung durch Menschenhand für reich ausgiebigen Nachwuchs gesorgt. Ungefähr in der Mitte des weiten Waldes ragte der mächtigste dieser starken Stämme: schon Julian und Merovech-Serapio hatten diese Wipfel rauschen hören. Am Fuße des Stammes war aus rohen Felsstücken der schlichte Altar aufgeschichtet, der ein paar ehernen Opferkrüge trug: stets erneute Kranzgewinde schmückten sie, so lang das Jahr frisches Grün gewährte. Wagerecht ragte aus dem dichten Geäst des mittleren Stammes, im Frieden hier verwahrt, die Fahne des toxandrischen Gaues, dunkelgrün, mit einem eingewirkten, braunflügeligen Adler, Wodans heiligem Vogel: stolz spreitete er die Schwingen. Bis über Manneshöhe war der Stamm rings umkleidet mit ehernen Schilden, die mit dem Feldzeichen zugleich abgeholt wurden, ging es in Krieg. Mancher Ast des heiligen Baumes war umschlungen von goldenen, silbernen, ehernen Reifen: – Gaben des Dankes. Gelübdespenden für erfüllte Wünsche, für erhörte Gebete. Zwei zahme Wölfe kauerten an den aus der Erde ragenden Wurzeln: so oft die Priesterin im Wandeln vorüber kam, sprangen sie auf und begrüßten sie eifrig. Feierliche Schauer höchsten Ernstes webten durch den schweigenden Wald, in dem um diese Stunde – Sonnenuntergang – auch alle Tierstimmen verstummt waren. Nur zwei Raben kreisten, heiser krächzend, wie Unheil kündend, um den hohen Wipfel.

Und das Düstere der Stimmung in dem ungeheuren, nie von manneshohem Unterholz und Gesträuch gelichteten Urwald ward nicht gemildert, eher unheimlich gesteigert durch das einzige Licht, das diese Wirrnis von dichtgedrängten Stämmen, von dunkelblättrigem Gebüsch durchdrang: es war ein blutrot Licht, das Licht der Herbstsonne, die in dem Strom im Westen erlosch, wie mit Scheiterhaufenflammen, und fast wagerecht ihre Strahlen bis in die Mitte des Haines leuchten ließ: die blanken Schilde des Stammes warfen wie Spiegel so grell das Licht zurück. Bertrada erschrak, als sie an dem Wodansbaume vorüberschritt: »Der Stamm blutet: – schaut hin! – es ist die ganze Rinde wie von Blut überströmt.« »Nein, es ist Frau Sunnas schlimmster Scheidegruß,« sprach die Priesterin. »Es ist nicht Blut: aber es *verkündet* Blut.« »Noch mehr Blut also!« sprach Guntbert finster. Aller Sonnenschein war von dem sonst so frohen, offenen Antlitz gewichen. »Schon vieles ist geflossen.«

»Fahre fort,« sprach Basina, in deren von jeher strenge Züge die letzten Zeiten noch tiefere Furchen gegraben hatten: unheimlich leuchteten die grauen Augen, wann sie die langen, meist gesenkten Wimpern hob. »Du hast mir nur von dem Anfang der Ausführung jenes schrecklichen Auftrags berichtet. Gingen die Frevel gegen Götter und Menschen noch weiter?«

»Viel weiter, so hat Guntbert mir erzählt,« antwortete Bertrada, erschauernd. »Ja, ja,« bestätigte er; »anfangs hatte ich nur dunkles Gerede vernommen von unsern Nachbarn, den Fischern, die ihren Fang zu dem großen Fest der lieben Frau Berchta hatten bringen wollen, das zur Zeit der beginnenden Ernte seit grauer Vorzeit gefeiert wird am Mallus unserer Hundertschaft. Bestürzt, ohne fassen und begreifen zu können, kehrten sie mit gefüllten Lägern zurück: das Fest sei verboten, habe der Centenar traurig verkündet, bei Todesstrafe. Ein Missus aus Paris hab' es verkündet. Ich ward nicht klug aus den verwirrten Leuten. Aber gestern kam ein Kaufmann, ein Jude aus Paris, Simon, ein kluger und gerechter Mann, der viele Jahre schon bei unsrer Furt den Fluß überschreitet und mit ein paar Knechten seine Handelswaren auf dem alten Rücken hinüber trägt zu den Batavern und Hatuariern und dabei stets in unsrer Halle gastet und rastet. Der erzählte uns alles genau: – der ist ein andrer Zeuge als unsre guten Lachsfischer!« – »Was bezeugt er gegen – gegen den Sohn Childirichs?«

»Ein Priester und Berater des Königs – den Namen wußt' er nicht – ein schwarzer, hagerer . . .« »Es ist Cautinus,« sprach Bertrada, leise bebend. »Durchzieht mit einer gewaffneten Schar die Gaue, prüft, ob Verehrer der alten Götter zahlreich sind, vernimmt sie, ob sie opfern, ob sie die alten Feste feiern, ergreift die Priester, auch wohl Frauen und Kinder eifriger Opferer und läßt sie in die nächsten Klöster bringen, sie dort zum wahren Glauben zu erziehen.« »O Childirich,« stöhnte Basina, die Augen zum Himmel erhebend. »Aber es wird noch ärger getrieben. Reichen Leuten nehmen sie Gold und Silber. Simon bangt schwer um die Solidi, die er versteckt in seinen Schuhen trägt! – Auch das Land der Heiden verzeichnen sie für den König zur Einziehung und . . . das Schlimmste . . .« – »Nun? Ich kann bald alles hören.«

»Manchenorts haben sie Hand an die Weihthümer gelegt – »Und mein Sohn – der Herr König – weiß das?« – »Er hat's befohlen! – So haben sie den Donartempel in dem Westra-Gau verbrannt, die Priester, die ihn schützen wollten, erschlagen.« – »Hör's, Childirich!« seufzte Basina.

»An dem Quellfest der Walküre Gertrud, dort auf dem schönen Wiesenanger zu Nivelle, führten die bekränzten Jungfrauen ihren Reihen . . .« »O das ist lieblich!« rief Frau Bertrada. »Gern gedenk' ich's, wie ich selber dort, den Kranz der blauen Glockenblumen in dem Haar, Blüten in den silberklaren Quell warf, der sie – mit meinen Wünschen – weiter trug. Die jüngste schöpft dann mit geweihter Schale den heiligen Ursprink, wo er aus dem moosigen Felsstein quillt und sprengt dreimal das klare Naß über die Häupter der sie im Kreis Umschwebenden hin. Der Reinheit Sinnbild ist der klare Brunnen.«

»Besudelt haben ihn, ekelhaft besudelt,« rief Guntbert, »die Mönche, die sich der gewaffneten Schar angeschlossen, die vor wenigen Tagen die Opfernden überfielen; ein Priester ward erschlagen, die Jungfrauen wurden von den Kriegern fortgeschleppt, um – nach mancher Mißhandlung! – in die Klöster verteilt zu werden: dort sollen sie so lange festgehalten und unterwiesen werden, bis sie den Göttern abschwören und die Taufe nehmen.« »Hörst du's, Childirich?« wiederholte Basina und hob die Rechte gen Himmel. »Gedulde dich nur noch kurz. Ich komme!« – »Und darum, Frau Königin, mahn' ich heute dringender als je: geh' mit uns! – Nach drei Nächten brechen wir auf: schon hab' ich von einem Gesippen in unsrem Thüringland an der raschen Unstrut Land

genug erworben, uns alle reich zu nähren: – verlaß mit uns dies Reich, wo solche Greuel gegen die Götter geschehen.«

Sie schüttelte das silberweiße Haupt. »Nein. Mein Sohn . . .« »O verlaß auch ihn,« drängte Bertrada. »Du hast ihn längst verloren. Wüßtest du, was Guntbert mit Schaudern mir von ihm erzählt! – Aber nie, nie sollst du's erfahren. Denk', er sei tot.« Da richtete sich die Gewaltige hoch empor. »O läge er tot! Er lebt aber. Das eben ist's. Er lebt und – frevelt gegen Götter und Menschen. Und ich – ich bin Childirichs Weib. Allzulang hab' ich gezögert. – Höre, Guntbert, Vielgetreuer. Oft und oft hab' ich dein Erbieten abgewiesen, mir mit Gewalt den Ausgang aus diesem Hain, – dem weiten Kerker, darein mein Sohn mich gebannt, – zu bahnen: ich durfte dich nicht den Bann des Rachsüchtigen brechen lassen. Jetzt aber, da du alsbald vor seinem Zorn gesichert bist, jetzt, da heilige Pflicht, Wort und Schwur mich zwingen, jetzt bitt' ich dich, bevor ihr von dannen zieht, hilf mir mit List oder Gewalt entkommen: ich brauche nur ein rasches Roß. Willst du mir helfen? Es gilt einen Eid!« – »Gewiß, Frau Königin. Aber du bist erschüttert, erschöpft von diesen Schreckenskunden: komm in das Frauenhaus neben dem Weihum – setze dich, lege dich! du wankst! – dort wollen wir den Plan der Flucht bereden.«

XLV.

Während dieser Unterredungen waren drüben in dem Gehöft Guntberts die beiden Kinder emsig beschäftigt. Guntwalt, zu einem kräftigen Knaben herangewachsen, schoß mit des Vaters Bogen, den er nun führen durfte, auf dem weiten Raum vor den Hausstufen auf eine manneshohe, aber schmale, nicht mannesbreite Scheibe, an deren oberem Ende in rohen Strichen mit Kohle ein Manneshaupt gemalt war: auf fünfzig Schritt fehlte er nie die Scheibe, fast nie das Haupt. »Wieder getroffen! Gerade in die Stirn! Da schau' her!« rief er die Stufen hinan der Schwester zu, die Speisen und Geschirr für den einfachen Abendschmaus aus dem Hause trug und zierlich auf dem glatten, weißen Ahorntisch auf der obersten Stufe nebeneinander reihte; das bildschöne Kind neigte sich anmutig, auf den rechten Arm gestützt, über die geschnitzte Brüstung der Balustrade hinab, die Augen vor dem grell einfallenden Licht der Sonne schützend mit der vorgehaltenen Rückseite der Linken.

»Ja, Brüderlein,« nickte sie. »Der Vater meinte gestern, du triffst schon fast so sicher wie er. Und das war gut für mich neulich, da mich die zwei hungrigen Wölfe vom Beerensammeln im Scheldewald aufscheuchten und bis an die Hofwäre verfolgt: du ersahst es von der Hausthür aus, zweimal schwirrte die Sehne: hart an mir vorbei zischten die Pfeile, aber sicher traf jeder sein Untier.« – »Damals schlug mir das Herz gar heiß: – das ist schlimm für den Schuß! – denn von links und rechts umsprangen dich schon dicht die beiden. – Ich habe Hunger, kämen die Eltern doch bald.« – »Ja, es wird nun auch gleich dunkel. Wo sind die Knechte?« – »Im Wald. Alle sind sie fort, beim Reuten. Was hast du denn da in den Schüsseln? Es ist doch von dem Hirsch noch was da?« – »Viel! Und sieh hier: den Lachs aus dem Strom, der sich heut an der Grundangel gefangen. Und Milch und Käse. Horch! Die Angel des Seitenpfortleins hat geknarrt. Das können nicht die Eltern sein.« – »Nein! Schau, da kommt ein Fremder. Ganz schwarz ist sein Gewand.« – »Wer mag das sein?« – »Der Vater sagte mal, . . . – doch nein! Was suchte ein Geschorener bei uns?« Er legte Bogen und Köcher ab, und ging dem Ankömmling, entgegen, der langsam und geräuschlos herankam, von weitem den Kindern mit den Fingern der Rechten zuwinkend. »Willkommen in unserer Wäre, guter Gast,« sprach Guntwalt, »raste hier redlich und scheid' unschädlich.«

»Gut kennst du – so jung noch! – Knabe, schon die alten Sprüche,« nickte der Fremde. »Die wies der wandernde Wodan, der Gott der Gastung, unsern Ahnen.« – »So, so! . . . Also ich bin hier recht im Hofe Guntberts, Guntfrieds Sohn? Das da drüben – die finstern hohen Bäume, das ist wohl . . .?« – »Wodans heiliger Eschenhain.« – »Wo ist der Vater?« – »Drüben im Hain.« – »So, so. Aber,« rasch stieß er das hervor – »die Mutter – sie ist wohl im Haus dort?« Funkelnden Auges machte er ein paar Schritte gegen die Stufen. »Nein,« erwiderte das Mädchen, etwas zurückweichend, »sie ist auch dort: bei der großen Frau Königin weilen sie beide.« – »Ah so! – Sie sind wohl häufig dort? Auch zu opfern?« – »Gewiß, so oft es Sitte.«

»Nun, ich werde sie erwarten,« sprach er mit einem Blicke rückwärts nach der Seitenthür, aus welcher er gekommen war. »Vergönnt, daß ich mich zu euch setze, zu dir vor allem, du zauberschönes Mädchen. Heißest du auch Bertrada?« »Nein, Theoda! – Er kennt der Mutter Namen,« dachte das Kind ängstlich und wich noch scheuer

zurück, wie er, nun die Stufen ersteigend, den Arm nach ihr ausstreckte. Im Augenblick stand der Bruder, über die Stufen in zwei Sätzen fliegend, an ihrer Seite. Der Gast ließ sich in den Hochsitz nieder. »Hier magst du rasten,« sprach Guntwalt, »bis der Vater kommt. Dann aber . . . – du siehst, unsere Hausmarke ist hier eingeritzt – . . . das ist des Hausherrn Sitz.« Der Gast lächelte: »In diesem Hause geht es ja streng nach alter Sitte. Man sieht's. – Erzählt einmal, wie lebt ihr das Jahr über? Muß doch öd sein in dem wilden Wald.«

»Aber gar nicht,« entgegnete Theoda, nun mutiger. »Welch' schöne Feste feiern wir!« – »Feste? Welche? Erzählt mir doch. Darf ich von dem Brote dort nehmen?«

»Breit biete das braune Brot,
Frös freudige Frucht,
Dem gehrenden Gaste

so lehrte die Mutter,« sprach Theoda, schnitt mit dem Messer ein mächtig Stück von dem dunkeln wohlriechenden Roggenbrot und schob es – vorsichtig zurückgehalten – ihm dar. »Da ist zuerst,« hob Guntbert an, »das Fest der Wiederkehr der Götter, wann die Tage wieder wachsen im Hornung. Bekränzte Götterbilder auf offenen Wagen ziehen wir, die Kinder voran gespannt, jubelnd durch den Gau.« »Die erste Schwalbe, Frau Ostaras Botin, wird mit Willkommliedern begrüßt,« fiel Theoda ein. »Dann verbrennen wir den Winterriesen und springen über das Feuer, nachdem der andre, der Winterdrache, erstochen ist von Paltar.« – »Und das erste Gewitter! Wie schön, wann Donar Frau Ostara ins Land führt! Und rote Eier legt ihre heilige Häsin weit verstreut im Land. Da heißt es eifrig Ostarbrot backen!« – »Und wird es dann zu heiß, zu dürr auf den Feldern, bitten wir die Götter um Regen! Diesmal war es Theoda, die wir, über und über in Laub gehüllt, mit Wasser aus dem Brunnen beschütteten. Puh, wardst du triefend naß.« – »Und traurig, wehmütig, verbrennen wir zur Sommersonnenwende Paltars, des früh versterbenden, Leiche.« – »Und entzünden, alle andern Feuer verlöschend, das Notfeuer aus geriebenem Holz.« »So, so?« forschte der Gast. »Und all' das habt ihr, – haben die Eltern auch dieses Jahr getrieben!« – »Ei, gewiß. Aber es ist noch lange nicht zu Ende. Bald folgt die Weihe der Kräuter, die wir unter Heilwünschen schneiden und trocknen und dann auf der Glutpfanne verbrennen, falls nächtliche Gewitter ausbrechen.« – »Und die Fahrten und Ritte zu Freirs Weihtum im Tannenwalde, Rosse und Rinder seinem Schutz zu empfehlen für das kommende Jahr.« – »Und später Herrn Wodan, der im wilden Heer im nächtlichen Sturm die Waldweiblein jagt: – den gilt es mit Opfern zu beschwichtigen.« – »Und dann Frau Berchtas, der Spinnerin, Rundgang von Hof zu Hof, die nach den Wocken der fleißigen und der faulen Spinnmägde ausschaut.« »Und bald darauf endlich aller lichten Götter frohe Wiederkehr, die vor der Nacht des Winters in ihre lichte Heimat gewichen waren . . . – o, wie schön sind unsre Feste!« schloß Theoda. »Hm,« meinte der Gast. »Und so viele. Und all' diese haben eure Eltern dies letzte Jahr über auch gefeiert?« »Ich sagt' es schon!« antwortete Guntwalt trotzig.

»Dank euch. Ich weiß nun, was ich wissen mußte.« Er stand rasch auf und that einen gellenden Pfiff. Sofort drang durch jene Seitenthür, die in den Wald führte, ein Haufe von Gewaffneten herein. »Hierher, Gero, Frecho!« befahl der Gast, »ergreift die Kinder hier. Sie sind Geiseln für die Eltern: – dies ist ein Haus des ärgsten Heidentums.« Im

selben Augenblick betraten von dem Hauptthor aus, von dem Haine zurückkehrend die Eltern den Hofraum.

»Cautinus!« schrie Bertrada. »Ja, Cautinus, dein Richter, schöne Frevlerin!« »Des Königs Mordbuben!« rief Guntbert und riß das Schwert aus der Scheide. Guntwalt war die Stufen hinabgesprungen: – schon hatte er Bogen und Köcher errafft. Aber Gero hatte sich Theodas bemächtigt. »Hilf, Vater!« schrie das Mädchen.

»Ich komme, mein Kind!« rief Guntbert. Rasch hatte er in einem Sprunge die Reihe der Speerträger durchbrochen: Frecho warf sich ihm mit gezückter Lanze entgegen: er stieß ihn nieder, erreichte Gero, schlug ihm das Schwert aus der Faust, spaltete ihm das Haupt und riß sein Kind an sich.

»Werft!« befahl Cautinus, sich mit der Platte des umgeworfenen Tisches deckend, »werft, ihr Speerleute, alle auf den Hausherrn.«

Sechs Speere flogen: – sterbend sank Guntbert um: »O, Bertrada,« stöhnte er sterbend – »rette dich!« Die Frau war, gefolgt von beiden Kindern, zurückgewichen bis an die Westseite des Gehöfts an dem steilabfallenden Ufer des Stroms. Hitzig folgte ihr Cautinus. »Nun, schöne Büßerin,« rief er ihr zu. »Nun sollst du reichlich Buße thun für jahrelange Qual, die ich um dich ertrug. Deine spröde Herbe soll gar weich und zahm werden! In Klostermauern! Und in diesen Armen. Komm, – endlich!«

Begehrlich sprang er vorwärts, mit ausgestreckten Armen. »Stirb, du Hund!« rief da eine junge Stimme. Eine Sehne schwirrte, ein Pfeil zischte: in die Stirn geschossen stürzte Cautinus. »Rächt mich,« stöhnte er noch, »greift sie, bringt sie alle um – alle drei.« Die Speerträger eilten vor: da umfaßte Bertrada mit beiden Armen ihre beiden Kinder: »Wir kommen, Guntbert!« rief sie und sprang, beide Kinder umschlingend, in den tiefen reißenden Strom. Hoch auf spritzten nach dem dumpfen Schlag die Wellen.

Im gleichen Augenblick schlugen aus dem Weihtum Wodans hohe Flammen auf. Gleichzeitig mit der Schar Geros und Frechos war ein starker Haufe Berittener, die nun absprangen, in den heiligen Hain gedrungen, hatte nach kurzem Widerstand die wenigen Knechte des Altars bezwungen, die meisten Priesterinnen ergriffen und den ganzen Wald sowie die Holzhallen darin in Brand gesteckt: alsbald loderte auch das geplünderte Gehöft Guntberts in Flammen auf. In dem Getümmel des Kampfes, der Plünderung, des Brandes, ward es nicht bemerkt, wie das Pferd eines der Krieger, das vor dem Eingang des Haines angebunden stand, losgeknüpft ward. Es trug alsbald durch den Wald auf der Römerstraße nach Paris eine hohe Frauengestalt.

XLVI.

Sehr übel gelaunt ging oder lief vielmehr mit kleinen hastenden Schritten der König in seinem Speisegemach im Palatium zu Paris umher: die fromme Jungfrau Genoveva, die ihn beschwichtigen wollte, hatte schweren Stand.

»Was denn? Was denn?« fuhr er sie an. »Alle Leute, die ich brauche, werden krank und legen sich zu Bett, statt mir zu helfen. Frau Hrothchild hätte auch zu anderer Zeit dies – ganz unnütze! – Mädels kriegen können. Und Remigius zu Reims immer noch krank! Und von Cautinus keine Nachricht! Und die Bischöfe, meine ehrwürdigen, aber geizigen Väter, spenden lange nicht genug Geld. Jetzt gerade bedarf ich der Männer und Frauen, die mir die Heiligen oder die Bischöfe – es ist fast dasselbe! – gewinnen. Und jetzt versagen sie!« »O, Sohn Childirichs,« sprach Genoveva, »ich habe, da ich deine Bedrängnis von deiner Gemahlin erfuhr, wochenlang gefastet und gebetet, auf daß mir die Heiligen den Ort im Traume zeigen möchten, an dem die Schätze deines hohen Vaters vergraben sind . . .« »Von dem Wodansschwert weiß sie nichts,« lachte er für sich, »sonst würde sie weder Magen noch Lippen mit Fasten und Beten bemüht haben.« – »Umsonst, kein Traumgesicht, wie doch sonst so oft, will sich mir zeigen.« – »Mir scheint, die im Himmel hören manchmal nicht gut: zumal, wenn man ihnen nichts schenkt.« – »Lästre nicht!« – »Horch, rasche Schritte auf dem Gang. Wer kommt . . . unangemeldet?« Er schlug den Vorhang auseinander – und fuhr erschrocken zurück. »Mutter! Du? Du hier? Und wie du aussiehst! Der Mantel zerrissen, über und über mit Straßenschmutz bedeckt – und so bleich! Bist du krank?«

Auch Genoveva erschrak über den Anblick der gewaltigen Frau, wie diese, hochaufgerichtet, regungslos, einer Statue gleich, in der Mitte der Thüre stand, von dem langen, schneeweißen Haar die Schultern überflutet, einen furchtbaren Blick auf den Sohn richtend.

»Wo . . . wo kommst du her?« »Aus dem verbrannten Wodanshain;« damit trat sie in das Gemach. »Wer . . .? Wer hat das gethan?« – »Du! – Lüge nicht! Du: – durch deinen Kanzler.« »Was denn?« meinte der König verlegen, die Stirne furchend. »Wo ist er?« – »In Hel. Bei den Mördern. Unter Schlangen und Schwertern in eisigem Strom.« – »Tot! Cautinus. Was denn? Ich brauche ihn.« – »Guntberts Knabe erlegte das Scheusal. Ermordet liegt Guntbert: sein Weib sprang, der Schande zu entgehen, mit beiden Kindern in den Strom. Verbrannt – wie Wodans Hain – liegt sein Gehöft.« – »Und du – was . . .?« – »Ich ritt Tag und Nacht und Nacht und Tag zu Childirichs Sohne ihn zu fragen . . . Nein, bleib nur, du fromme Christin, bleib. Er ist ja deines Glaubens: so höre mich und antworte du für ihn. Er hat dem sterbenden Vater, – gedenkst du noch jenes Totenlagers, Genoveva? – geschworen, den alten Göttern treu zu bleiben: – hier steht er: – ein Christ.« Ohne Besinnen sprach die Jungfrau: »Der Eid war Sünde. Der Herr hat ihn erleuchtet: dein Sohn mußte Gottes Rufe folgen, seine Seele retten.«

»Was denn, Mutter, was denn? Was soll dies Verhör?« Ohne auf ihn zu achten, fuhr die Mutter fort: »Er hat ferner geschworen, die Weiltümer der Götter und ihre Verehrer zu schützen: – er verbrennt die Haine, er ermordet die Priesterinnen und die an die

Götter glauben. Muß er auch *das*, seine Seele zu retten?« – »Nein, es ist schweres Unrecht! Ich warnte, ich wie Bischof Remigius und viele fromme Priester.«

»Was denn? Weibergeschwätz!« fuhr Chlodovech los. »Hätten mir die frommen Priester so viel Geld gegeben, wie schöne Worte, hätte ich Cautinus nicht gebraucht. Hm, Guntbert! Schade drum! Aber nein! Geschah ihm recht. Er wollte mich ja verlassen. Sein Arm hätte doch nicht mehr für mich gekämpft. So hab' ich nichts verloren.«

»Chlodovech,« sprach die Königin, mit Anstrengung die Empörung niederkämpfend – »du siehst: diese Christin, die ihr wie eine Heilige verehrt: – selbst sie verwirft deine grauenvolle Verfolgung unseres Glaubens. Nimm jenes Gebot zurück: ich bitte dich.«

»Was denn! Nein!« rief er, ungeduldig mit dem Fuß aufstampfend, »kann nicht. Muß Geld haben. Muß die Habe der Ketzer und Heiden einziehen. Die Goten! Die Goten! Täglich gewinnen sie Land.« Eine lange Weile schwieg nun Basina. »Du brauchst also Schätze? Gold?« fragte sie dann langsam, mit seltsam prüfendem Blick. »Ob ich's brauche! So notwendig wie der Fisch das Wasser. Ich bin verarmt. Und das Glück des Sieges ist von mir gewichen.«

»So?« fragte die Mutter nachdrücklich. »O, um des Vaters Siegeschwert und seine Schätze! Mutter, Mutter, hast du denn gar keine Ahnung, wer es sein mag, der darum weiß? Der kann am Ende längst gestorben sein!«

Ohne auf die Frage zu antworten, wiederholte sie: »Nimm jenes Gebot der Verfolgung zurück. Halte deinen Eid.« – »Nein doch. Ich hab's gesagt.« – »Noch einmal mahne ich, *bitte* ich – hörst du? ich *bitte*: – bedenke deine Antwort jetzt! – mehr als du ahnst hängt davon ab. Nimm zurück. Halte deinen Eid.« – »Nein, dreimal nein –«

Da trat die hehre Gestalt dicht an ihn heran: sie bohrte einen Blick tödlichen Hasses in seine Augen, daß er sich entsetzt abwandte und, beide Hände hoch gen Himmel reckend, sprach sie langsam, jedes Wort wägend: »So sei verflucht vom Scheitel bis zur Sohle.«

»Mutter!« schrie Chlodovech, von Grauen geschüttelt. »O Königin!« seufzte Genoveva. Aber jene fuhr fort. »Weh über diesen Schos, der dich geboren. Hör's, mein Childirich, hoch in Walhall: Ich – *ich* halte meinen Schwur. Dein Sohn Chlodovech hier – hör's – er ist ein Schurke geworden.«

»Ha, zu viel!« brach Chlodovech los, faßte ihren gen Himmel erhobenen Arm und riß ihn unsanft herab. »Und wer – und was bist du, Tugendpredigerin, daß du so schelten darfst? Eine Ehebrecherin bist du, ein ihrem Gatten entlaufenes Weib.«

»Herr König!« mahnte Genoveva. »Schweige du davon! Jeder andre Mund: – aber nicht der deine.« Die Mutter sah ihn an, – schweigend – starr.

Er aber, ihre Augen meidend, fuhr fort, hastig im Gemach umherrennend. »Nein, ich will reden. Sie soll's einmal hören. Schon seit Jahren drängt mich's bei ihren unaufhörlichen Scheltreden. Wer war des Thüringkönigs Basinus rechtmäßig Ehefrau? Du! Wer nahm den schönen Frankenkönig gastlich – nur gar zu warm! – in der Halle auf? Du! Wer entließ, nachdem Herr Childirich nach Tournay zurückgekehrt war, seinem Eheherrn? Du! Wer floh durch Eis und Schnee und Urwaldschrecken, von allen verlassen, bis auf ein Paar, nach Tournay und ward hier, noch des Basinus pflichtgebunden Gemahl, das Weib Childirichs? Wer? Du! Und du willst Tugend lehren?«

»O Gott im Himmel,« stöhnte Genoveva, die Hände ringend und in flutende Thränen ausbrechend. »O Gott! Verzeih dem Toten diese Sünde! Wie unsäglich hab' ich unter seiner Schuld gelitten! Vergieb ihm, Gott, um Christi, um meiner Gebete willen.« Sie

warf sich auf die Knie und hob die gefalteten Hände empor. »Vergieb auch ihr, seiner Verführerin.«

»Schweig, du Thörin!« herrschte Basina ihr zu, die unter den Vorwürfen ihres Sohnes, ohne mit der Wimper zu zucken, ihm nur überall hin gefolgt war mit den unerbittlichen Augen. »Was weißt du von unserer Liebe! Weil du, ein liebkrankes Jungferlein, den Herrlichen in deiner schmachtenden Seele trugst, so daß du, als er mich zum Weibe nahm, vor lauter Schmerz der Welt entsagtest und eine Heilige wurdest . . .«

Genoveva war in die bleichen Wangen heißes Erröten bis in die Stirne geschossen: sie schüttelte das Haupt: »Keine Heilige. Nur eine Büßerin für seine Schuld. Ich betete fortab jede Stunde bis heute für seine Seele – ich fastete – ich geißelte mich jede Nacht – für *seine* Seele!« – »Deshalb glaubst du, wahnsinnige Schwärmerin, du darfst *unsere* Liebe, *unsere* Ehe richten? – Du aber, schamlosester aller Söhne, du vernimm: ja, alles was du sagtest, ist wahr.« – »Also!« – »Aber noch andres ist wahr. Mit fünfzehn Jahren zwang mich König Basinus, mein Oheim und mein Muntwalt, der Siebzigjährige, zur Ehe. Von der ersten Stunde an verfolgte er mich unschuldig Kind mit wahnsinniger Eifersucht. Nach Jahren kam der junge Frankenkönig. Ja, wir liebten uns. Aber – bei Friggs Ring und Gürtel beschwöre ich's! – nicht ein Wort, nicht ein Händedruck hat es verraten. Jedoch der finstere Greis hatte Verdacht geschöpft und als er bald nach Childirichs Scheiden schwer erkrankte, da befahl er, – er wollte, daß ich auch nach seinem Tode nicht dem Franken angehöre! – auf demselben Scheiterhaufen, der seine Leiche verzehren würde, auch mich – lebendig! – zu verbrennen. Solchem Schicksal wollt' ich entrinnen: – ich entfloh, – wer will mich darum schelten? – nur von jenem treuen Paar begleitet: – und wohin, zu wem sonst sollte ich fliehen, als zu dem, um deswillen ich sterben sollte, flüchten mußte? Sprich – nicht du, Unwürdiger – aber du, Genoveva, kannst du mich verdammen?« – »Nicht die Flucht, Frau Königin: – aber die Vermählung. Noch viele Jahre lebte König Basinus und einstweilen warst du« – »Das Weib dessen, den du, Heilige, liebtest. Ich war Basinus vermählt und liebte Childirich: und Childirich war mein Gemahl und du hast ihn geliebt – ja, du liebst ihn heute noch. Ist das weniger Sünde?«

Da schlug Genoveva laut aufschluchzend beide Hände vor die Augen. Dann warf sie sich auf die Knie und seufzte. »Ich büße diese süße Sünde all' diese Jahre lang! Vergieb mir!« Basina beugte die hohe Gestalt zu der Flehenden hinab und hob sie auf. »Ich habe dir nichts zu vergeben. Ich gönnte dir im Leben gern, sich an seiner Herrlichkeit zu freuen, in seinem Glanz zu sonnen. Und ich ließ dich allein mit dem Toten. Nicht verfeinden, – verschwistern soll uns die Liebe zu ihm.« »Ich danke dir,« sprach Genoveva. »Laß mich nun scheiden. Mein Herz ist leichter als es jemals war. Ich gehe.« – »Wohin?« – »In die Kapelle: zu beten für uns alle vier.«

XLVII.

Chlodovech hatte den Worten der beiden Frauen mit starkem Unbehagen zugehört: solche Dinge, solche Empfindungen waren ihm unverständlich, zuwider. Wiederholt hatte er mit seinem »Was denn? Ist ja dumm!« dazwischen fahren wollen: aber eine ihm selbst unerklärliche Scheu vor dem Edeln, Reinen, Hohen in diesen Seelen, hatten ihm den Mund verschlossen. Jetzt mit der Mutter allein zu bleiben, war ihm mehr als unbehaglich, war ihm unheimlich. Er fürchtete die stumme Drohung in diesen starr auf ihn gerichteten Augen. Er wollte hinter Genoveva hinausschlüpfen; aber Basina vertrat ihm den Weg. »Wir haben im Leben nur noch Ein Geschäft miteinander,« sprach sie eisig. Es durchrieselte ihn der Ton, in dem sie das sagte. »Geschäft? Ich habe gar keine Zeit. Die Feinde, die Goten drohn!« – »Ebendeshalb. – Du klagtest, dir fehle Gold, Unsieg verfolge dich. Wohlan, so nimm deines Vaters Schätze und sein Siegesschwert.« »Höhne nicht!« knirschte er. – »Ich höhne nicht. Die einzigen Augen, die zugesehen, als beide geborgen wurden, waren *meine* Augen.« »Mutter!« rief Chlodovech, außer sich vor freudigem Schreck. »Du? Du kennst den Ort? Und warum hast du mir solang' geschwiegen?« – »Dein Vater befahl's. Hast du vergessen? ›Nur in schwerer Not und Bedrängnis.‹ Die, scheint es, sind nun gekommen. Nicht?« – »Was denn? Ich sollte meinen! Und du – du wolltest – jetzt – mir helfen?« – »Ich will. – Unter Einer Bedingung.«

»Sprich! Jede!« – »Wir wollen ein Urteil unsrer Götter – du des deinen, ich Wodans – entscheiden lassen über unsern Glaubensstreit.« »Gern!« rief Chlodovech. »Hei, ich hab's erlebt dort an der Lauter: Herr Christus hilft, ruft man ihn gläubig an.« – »Gut. Und hier gilt's um seine ganze Herrschaft. Unsere Götter sollen an uns ihre Macht erwahren. Wir – du und ich – wir trinken jeder die Hälfte von diesem Trank.« Sie holte aus dem Gürtel ein kleines, wohlverschlossenes Fläschchen aus Achat hervor. »Trank? Was denn? Was ist in dem Ding da?« fragte er stutzig. – »Gift. Tollkirschensaft.« – »Was denn? Was denn? Ist ja dumm. Ich danke! Habe nicht Zeit, zu sterben.« – »Du wirst nicht sterben, ist dein Christus ein Gott.« – »Gewiß ist er das. Aber . . .« – »Kein aber. Wir trinken beide die Hälfte: du rufst den Gekreuzigten an, dich, ich Wodan, mich zu retten.« – »He? Ei . . . ei. Ich mag doch nicht.« – »Dann bleiben Schwert und Schätze mein Geheimnis.« Unentschlossen ging er auf und nieder. »Warum gerade *diese* Probe? Wähl' doch eine andere.« – »Diese oder keine. Ich will dir zeigen, daß es nichts ist mit dem Christengott.« – »Ich . . . ich . . . wage nicht . . .« – »Siehst du dein Mißtrauen? Und doch hast du Wodan verlassen? Wohlan, schau her. Hier, in diesem Karneolfläschchen, ist ein unfehlbar Gegengift – du weißt, ich verstehe mich genau auf solche Tränke. Versagt dein Gebet, – spürst du das Gift wirken, – so trink' dies Gegengift: du bleibst am Leben und Schwert und Schätze sind dein, obwohl dein Gott erlag.« – »Und du, Mutter, was thust du.« – »Ich nehme kein Gegengift: denn ich vertraue meinem Gott.« Ein teuflischer Gedanke zuckte durch des Sohnes Hirn. »Dann ist sie verloren! Und ich bin die unerträgliche Anklägerin los! Nur müßt' sie sogleich, sowie sie getrunken, den Ort angeben. Thu' ich's nicht, verschweigt sie Schwert und Schatz. Ich kann die Greisin doch nicht foltern lassen. Aber freilich . . . es ist waglich.« – »Entschließe dich, bevor ich dies Gemach verlasse.« – »Ei, ei, das braucht doch Besinnen.«

Da eilte Ansovald herein mit bestürzten Mienen. »Eile, Herr König! Hilf! Schaffe Geld, Waffen, Krieger! Die Goten und Burgunden haben nicht nur die Loire, haben den Loir bei Châteaudun und die Eure bei Chartres überschritten: deine beiden schwachen Haufen, die sie dort abwehren wollten, hat Graf Vitigis geschlagen, jene Städte sind gefallen, die Goten ziehen auf Paris. Unsieg verfolgt dich fort und fort.« »Das Schwert! Das Siegeschwert!« stöhnte Chlodovech. »Geh!« »Hier ein Brief des Bischofs Theoplastus; es sei die Antwort auf deine und Frau Hrotheildens letzte Frage.« Er gab das Schreiben und ging. Chlodovech aber riß es erfreut auf. »Erwünscht! Im rechten Augenblick. Vernimm,« rief er der Mutter zu, »schon früher einmal forschte ich bei Remigius: – du kennst den Namen.« – »Ich kenne ihn, er hat dich getauft.« – »Wie das denn sei mit dem Gott-Versuchen. Einmal ist das verboten: dann heißt es wieder: wer in vollem Vertrauen zu Gott betet, kann sicher sein, daß er ihn auch aus höchster Gefahr errettet. Nun hatte ich darüber Streit mit meiner frommen Königin: – sie konnte mir den Widerspruch nicht lösen: freilich sie, – wie deine neue Schwester Genoveva! – eifert stark gegen solches Versuchen. Aber was wissen schließlich die Weiber! An Remigius, der schwer krank liegt, konnten wir uns nicht wenden. So fragten wir denn Theoplastus, den neuen Bischof von Cambrai, und dies ist nun sein Bescheid. ›Großer Herr König und fromme . . .‹ und so weiter! Folgen andere Redensarten . . . aha, jetzt kommt's: . . . ›und ist also der Meinung des Herrn Königs durchaus beizupflichten (wußte schon, daß der meistens *mir* Recht giebt, deshalb hab' ich ihn vorgeschlagen!), daß es nicht sträflich ist, nicht Gott versuchen heißt, begiebt man sich in Gefahr im vollen Vertrauen auf Gott und seine Wunderkraft, die man in gläubigem Gebet anruft: insbesondere dann« – nun bin ich gespannt! – ›ist Gottes Wunderhilfe unzweifelhaft sicher, sucht man diese Gefahr zum Heile der Kirche und im Dienst des Herrn!«

Was denn! Was denn! Das ist ja herrlich! Ist ja gerade, wie wenn es ihm der heilige Geist für meinen Fall eingegeben hätte. Ich brauche Schwert und Schatz, diese gottverhaßten Ketzler abzuwehren: zum Heile der Kirche also und im Dienst des Herrn trink' ich das Gift. Her damit. Hier, hier sind zwei Becher, gleich groß« – er holte sie von dem Schenktisch, – »fülle sie gleich. Aber nicht etwa mir mehr! Und für alle Fälle – man kann doch nie recht wissen! – halte das Gegengift für mich bereit – wo ist es?« – »Hier halt' ich's in meiner Hand.« – »Nun gut. Erst aber muß ich beten: ich muß es den Heiligen da oben, gründlich, deutlich sagen, um was es sich diesmal handelt.« Er kniete nieder und sprach, zum Fenster hinausblickend, zum Himmel: »Also höre mich, Herr Christus, der du *wesenseins!* (O hör' es wohl!) mit Gott dem Vater! und ihr Heiligen alle: zumal du, Sankt Martinus von Tours und du, o Hilarius von Poitiers: – reiche Gaben hab' ich euch dargebracht, denkt jetzt daran! Seht: ich trinke jetzt das Gift der übeln Kirsche im vollen Vertrauen auf euch (Mutter, ist auch des Gegengifts genug? Ja?), daß ihr mich durch eure Wunderkraft erretten werdet. Denn hört: – wenn ihr's vielleicht vorhin nicht ganz begriffen habt! – ich trinke es nur euch zu liebe – Gold und . . . noch andres (das Wodansschwert könnte ihnen mißfallen, weißt du, Mutter) zu gewinnen, damit eure bittersten Feinde und Verächter abzuwehren, diese schnöden Ketzler. Nun habt ihr's gehört. Nun helft! Gieb, Mutter, rasch.«

»Erst höre *mein* Gebet! Waltender Wodan! Du weißt, welch wildes Weh mein armes Mutterherz zerfleischt. Mein eigener Sohn ward dein grimmigster Feind. Das kann ich nicht ertragen. Gieb mir, sobald ich das Gift getrunken, den Tod.« »Wie? Was denn?

Was denn? – – Aber mir kann's recht sein,« dachte er hinzu. – »Nun komm, nun trinken wir beide.« – »Den Ort, nenne den Ort.« – »Erst trink! Dann spreche ich weiter.«

Wild erregt riß er den Becher von dem Tisch und stürzte das Naß auf Einen Zug hinunter. Langsam, jeden Tropfen ausschlürfend, trank Basina. »Jedoch,« sprach sie dann, »o Wodan, auch meinen Sohn, den Neiding, den eidbrüchigen Schurken, tilge aus dem Leben.« »Was!« schrie Chlodovech und sprang entsetzt auf.

»Auf daß er nicht mehr deine Weihetümer schänden kann. Zeige, daß du mächtiger bist als die Heiligen, die er anrief.« – »Mutter, du willst meinen Tod? Nun aber geschwind: – Du stirbst am Ende wirklich –: Den Ort, den Hort, das Schwert!« »Den Ort, den Hort, das Schwert,« wiederholte die Frau bedächtig, jedes Wort wägend, »den Ort, den Hort, das Schwert?« Sie fuhr heftig zusammen, zuckend mit der Hand nach dem Herzen – »die wußte nur ich. Ich sterbe. Die Toten schweigen.« Sie taumelte.

»Um Gott! Bei Wodan, beim Iodernden . . .« schrie er gellend auf. »Welcher Schmerz! Feuer hab' ich im Herzen! Feuer im Hirn! Helft doch, Herr Christus, Martine! Wodan, hilf du! Ich will dich wieder . . . – rasch, Mutter, das Gegengift. Rasch!«

Da schleuderte sie mit letzter Kraft das Karneolfläschchen auf den Marmorestrich, daß es klirrend zersprang: der rettende Saft spritzte in Tropfen umher. Nun stürzte die hohe Gestalt rückwärts zusammen: »Mein Childirich! Ich hielt den Schwur. Er ward ein Neiding: er stirbt durch meine Hand.« Sie verstummte: das Bewußtsein schwand.

Gellend, schrill, fürchterlich schrie er auf: »Hilfe! Hilfe! Was denn? Was . . . ist ja . . .! Fluch über die Heiligen! Fluch über die ganze Welt!«

Mit einem hohen Satz sprang er an den Ausgang: da brach er bewußtlos zusammen.

Lange, lange lagen die beiden so, Mutter und Sohn, ohne Bewußtsein. Niemand hatte den Schrei gehört.

Als nach mehreren Stunden Genoveva, die sich von der Kapelle hinweg zur Pflege an das Bett der Königin begeben hatte, in das Gemach trat, um sich zu verabschieden, und den Vorhang auseinanderschlug, erschrak sie gewaltig: Beide lagen, wie sie gefallen waren, tot.

Sie vermochte nicht, Hilfe zu holen, um Hilfe zu rufen. Sie sank auf die Kniee, faltete die Hände und betete, betete für die Mutter und den Sohn.

Felix Dahn

Vom Chiemgau

Historischer Roman aus der Völkerwanderung

(a. 596 n. Chr.).

*

»Peiere vurin ie ci wige gerno«
(Bayern führen stets zu Kampfe gern)
Annolied.

»Chouner volc newart niemêre!«
(Kühner Volk war niemals)
Rolandslied.

*

Meinem
lieben alten Freund und
Chiemseeischen
Segelgenossen
Max Haushofer
zu eigen.

Vorwort.

Reich an stimmungsvoller Poesie ist die Landschaft des bayerischen Chiemgaus.

In vielen, vielen Jugendjahren hab' ich die herbstliche Freizeit dort verlebt: fischend, jagend, die Berge erkletternd, forschend, sinnend, dichtend und träumend.

Von reizvoller Schönheit sind vor allen die beiden größeren Eilande: die idyllische Fraueninsel und das stolz von Hochwald und Fels gekrönte Herrenwörth. Aber auch gar manche Strecke der Ufer, die sich gerade von dem Frauen-Eiland aus gesehen am malerischsten darstellen: so wann über den dunkeln Tannen im Westen des Festlandes die Sonne zu Golde geht und nun, kaum hinter den grünen Wipfeln versunken, ein sattes, leuchtendes Gelb in langen Streifen wagrecht über den ganzen Westhimmel spreitet.

Wie oft saß ich in solcher Stunde als Knabe, als Jüngling tief versteckt, vor jeder Störung geborgen, auf einer der alten Weiden des »Frauengangs« hart vor der Klostermauer!

Wann dann die Welle, ganz sacht ersterbend im sanften Abendwind, die Kiesel leise raschelnd an das flache Ufer schob, wann nur die scheue Fledermaus noch durch die Dämmerung huschte und aus dem uralten Kirchenturm herab die ernste, tiefstimmige Glocke das *Ave Maria* durch die Lüfte hallte, wann nun der letzte Tonhauch, klingend und schwingend, über den See hin verschwebte, – dann brauchte man Poesie wahrlich nicht zu dichten: – sie lebte und webte ringsum! –

Auch »auf der Hachel« lag ich oft mit meinem »Einbaum«, dem aus Einem Eichenstamm gehöhlten Schiff, wie wir solche den bald zweitausend Jahre alten germanischen Grabhügeln entnehmen, wo sie als »Totenbäume«, das heißt Särge, die Leichen aufnahmen.

Die »Hachel« ist eine schmale, nicht ganz leicht – nur mittels gewisser Merkmale – zu findende Stelle zwischen Frauenwörth und der kleinen »Krautinsel«, von beträchtlicher Tiefe, wo auf dem Seegrund im Sommer und Herbst ungezählte Völker von Bürschlingen (Barschen, Krätzern, *perca fluviatilis*) stehen. Man festigt den Kahn mittels eines schweren, angeseilten Steines – an des Ankers Statt – und fischt mit der Fingerleine, ohne Angelrute und Kork; die viele Klafter lange Schnur wird, um den rechten Zeigefinger gebunden, hinabgelassen bis auf den tiefen Grund: ein Riß an der Schnur zeigt an, »der Fisch will mit dem Hamen fahren«: nun rasch ein kräftiger Ruck in der der Bewegung des Fisches entgegengesetzten Richtung, – die Angel hat gefaßt! Und dann sofort die lange Schnur aufgehaspelt und in das Schiff gereiht mit der Linken, während die Rechte die Spannung der Schnur nie locker werden lassen darf, bis die Beute über den Kahnrand hereingeschnellt ist.

Jede Stunde des Tages, – das Morgengrauen und das heraufziehende Abenddunkel – hab' ich dort in dem schaukelnden Schifflin verlebt: es war gut dort träumen, von den Wellen gewiegt und doch von dem Steinanker festgehalten: – ein anmutig Bild dichterisch bewegten und doch sicher gefestigten Lebens –: die Hora wie das Ave

Maria hab' ich dort lauschend vernommen und den See, die nahen Ufer, die fernen Berge in jeder wechselnden Stimmung geschaut.

Unter den Bergen, die im Süden die Landschaft umrahmend begrenzen, bestieg ich den Hochgern und den Hochfelln: am häufigsten aber, wohl mehr als ein halbdutzendmal, im Südwesten die »zinnenstolze Kampenwand mit ihren Zackenschroffen«. ^{F1} Zwar führte damals noch nicht der bequeme, schöne Fahrweg hinauf, den vor einigen Jahren ein großsinniger, bayerischer »Adaling« anlegen ließ: aber auch damals war der Aufstieg weder beschwerlich noch zeitraubend; man mochte im Laufe des Nachmittags hinaufgehen, oben den Sonnenuntergang beobachten und nach dem Schlaf auf dem duftigen Heu der Sennhütte am andern Morgen den meist noch viel großartigeren Sonnenaufgang, nach ein paar Stunden des Frühdämmer, ^{F2} die auf jener einsamen Bergeshöhe ganz besonders feierlich, ahnungsreich vorüberzogen.

Schon damals von sehr kampffreudiger Einbildungskraft beseelt und eifrig die Geschichte von Schlachten und Belagerungen verfolgend, ward ich schon bei dem ersten Aufstieg merksam auf eine etwa halbwegs der Höhe sich ausbreitende größere Wiesenfläche, auf der ich mir in meinen Träumen ein festes Wehrhaus erbaute: der schmale und steile Bergpfad, der hierher führte, wäre durch Einen Mann mit Schild und Speer gegen eine Übermacht von Angreifern, die nur einer hinter dem andern andringen konnten, zu verteidigen gewesen: die Natur selbst hatte durch mächtige abgestürzte Felstrümmer mit einer Art »kyklopischer Mauer« die Fläche gegen unten zu umwallt. Deutlich sah ich im Abendglanz den germanischen Ringwall um das feste Gehöft sich heben.

Einmal hatt' ich auch bei einer Jagdfahrt eine herrliche Schau. Es war im September: lange vor Tagesgrauen war ich – allein – von der Fraueninsel gen Südwest in das Schilficht gefahren, das gerade gegenüber der Herreninsel das Westufer des Sees säumt und in dem häufig bei erstem Frühdämmer der scheue Silberreiher stetzte, sein Frühmahl zu erfischen. Ich lag gut verdeckt im hochbordigen Einbaum und spähte hinaus in das graue Gedämmer: nur fern im Osten stieg allmählich ein Streif von fahlem Gelb empor: ich blickte über den von Nebel bezogenen Wasserspiegel hin, aus dem dunkel die Herreninsel aufragte mit ihrem stolzen Wald.

Da glaubte ich plötzlich aus Nebel und Wasser hervor ein kleines Geschwader von tiefbraunen Kähnen – Einbaumspitzen? – auftauchen zu sehen: näher, gar rasch näher kam es gegen mich, gegen das Ufer, heran – wenig unterhalb – südlich – meines Bootes: nein, das waren keine Schiffe! Aber was sonst? Scharf spähte ich aus: Tiere waren's, hochbekrönte: nun konnt' ich's deutlich sehen: Hirsche waren's, ein ganzes Rudel!

Die stolzen mutigen Tiere hatten es gewagt, von dem engen Eiland, in dem sie sich doch wie in gelinder Haft fühlen mochten, über den breiten See hin die Freiheit zu suchen. Schon fanden die Schwimmer Grund: sie hielten: sie äugten: mein wurden sie nicht gewahr: der hohe Bord des Einbaums verbarg den Liegenden und der Wind strich von ihnen zu mir. Jetzt war es ein prachtvoller Anblick, wie sie ruhig, in wahrhaft königlichem Gang, ein Vierzehn-Ender als Führer voran, ans Land schritten, und bald verschwanden sie in dem dichten Ufergehölz.

Wunderschön war auch der Blick von den Höhen des Westufers, etwa von dem Aischingerhof oder dem roten Kreuz oberhalb Gstad: die Fraueninsel – gerade gegenüber – bildete den reizvoll lieblichen Vordergrund: bei ruhigem Wetter schien sie auf der spiegelglatten Fläche zu schwimmen, einer Seerose gleich: wunderbar war die Beleuchtung, wann die Sonne hinter mir zu Rüste sank und nun der See, die Inseln, die fernen Ostberge bis gen Süden hin in allen Farbenabstufungen – vom glühenden Rot bis in das dunkle Veilchenblau hinein – erstrahlten.

Am längsten aber und am häufigsten weilte ich in dem Dörflein Seebruck, am Nordende des Sees, dem Bedaium der Römer, die hier einen keltischen Gott: »Bid«, in einen Jupiter Bedaius umgewandelt, verehrt und zahlreiche Spuren ihres Lebens in Frieden und Krieg zurückgelassen haben, zumal in dem nahen Ising, dessen weit ausblickende Höhe wohl einen Wachturm getragen hatte zur Beobachtung der wichtigen Legionenstraße, die, von Salzburg herkommend, hier den See erreichte, dessen Ausfluß, die tiefe und reißende Alz, überschritt, und von da nach Westen – gen Augsburg – weiter zog.

Die Landschaft ist hier in der Ruhe tief schwermütig: ödes, sumpfiges Wiesland, alter Seeboden, vielfach noch von Binsen bewachsen: malerisch höchst reizvoll, aber traurig; wie verwunschen neigen aus dem rechten Ufer des unheimlichen, tückischen Flusses ein paar uralte Stumpfweiden die langen, hangenden, im leisesten Windhauch wehenden Zweige über das mannshohe dunkelgrüne Schilf.

Wann über die Wipfel dieser Weiden – sehr oft aus dichtem Nebeldunst der Moorwiesen – der Vollmond aufstieg wie ein Blut verkündend Meteor, durch die feuchte Luft ins Unmäßige vergrößert, so war das bei dem tiefen Schweigen der nächtlichen Landschaft – nur das leise gurgelnde Ziehen der Alz durch das Schilf vernahm man – von mächtigster Poesie der Schwermut.

Dagegen den Eindruck übermenschlicher, götterhafter Kraft machte »der Weitsee« (das heißt die gewaltige Wasserfläche, die sich von diesem Nordende des Sees ohne Unterbrechung bis zu der fernen Fraueninsel dehnt), wann Gewittersturm diese weiten Fluten empörte: jagte der Süd Sturm die unabsehbaren Wassermassen in hochgewölbten Wogen heran gegen die zitternde Brücke, war der Eindruck überwältigend. Bei dem starken Gefäll des Abflusses schien die ganze ungeheure Wucht des Sees sich auf einmal auf das Dörflein stürzen zu wollen wie wilde ungeheure Reiterscharen. Dann ward es am hellen Tag infolge der fast über den ganzen See gespannten Gewitterwolken so dunkel wie in der Nacht: nirgends sah man mehr Ufer, Berge, Land: nur die finstere, drohend steigende Fläche des Sees, zuweilen erhellt durch grelle Zickzackblitze; und unaufhörlich krachte und rollte weithin durch die Himmel der Donner: – ununterbrochen, weil, bevor der dröhnende Wiederhall des ersten Schlages, den die Berge zurückwarfen, verschollen war, schon ein zweiter folgte: ich wähnte mich dann mitten in den Kampf der Götter und der Riesen versetzt.

Einmal verschlug mich der Südweststurm gegen die Felsen hin, die vor Chieming nah an die Oberfläche des Wassers reichen, das Ruder brach mir: ich wäre wohl verloren gewesen, hätten mich heimeilende Fischer nicht bemerkt, meinen Einbaum an ihr Boot gebunden und gelandet.

Ich habe diese Chiemsee-Geschichten getreulich verzeichnet in meinen Erinnerungen^{F3}.

Ich wiederhole, das Beste an all dem Treiben dort in Wald und Feld, auf Berg und See und Eiland war wohl das Träumen und Sinnen. Aber nicht ein bodenloses in die Luft hinein: sondern das Sinnen und Träumen über die Geschicke dieser Landschaft, dieser Inseln und Ufergestade, der Menschen, die in grauer Vorzeit hier gearbeitet, gekämpft, gehaßt und geliebt, geflucht und gebetet zu vielfach wechselnden Göttern hinauf, aber immer aus den gleichen Wünschen und Hoffnungen, Ängsten und Nöten des Menschenherzens heraus, die, verschieden gefärbt im Ausdruck, doch im Inhalt die nämlichen sind aller Zeit und jedes Orts.

Diese Betrachtung nun hat mich von Jugend an gereizt: nachzusinnen, nachzufühlen, endlich nachzubilden, wie die immer gleichen menschlichen Triebe, Leidenschaften, Strebungen im Wechsel der Völker und Zeiten wechselnden Ausdruck, verschiedenartig gefärbte Form der Erscheinung annehmen.

Wohl leuchtet die Sonne Homers auch uns, wohl sieht sie in den Menschen den gleichen Kern: – aber wie reizvoll wechselt die Schale! Wen das nicht anzieht, wer die Versenkung in solche Vergangenheit verwirft, der verwerfe den geschichtlichen Roman, aber auch wie die Antigone und die Elektra, so den Coriolan und den Macbeth, den Tell und den Wallenstein, den Götz und den Egmont, – kurz alle Kunst, die geschichtliche Stoffe wählt und schließlich auch die *Wissenschaft* der Geschichtsforschung. –

Ich aber will berichten, wie ich zu dieser hier folgenden Erzählung kam.

Wie weiland zu der Dichtung von »Felicitas« ein zufälliger Fund im Wald bei Salzburg und ein daran gereihter Traum den Anstoß gab, wie ein Stück gelben Bernsteins die »Briefe aus Thule« anregte, so sind hier die Träume dichterisch gestaltet und die »Sinnierungen«, die ein fremdartig geformt Hufeisen heraufbeschwor.

Vor vielen, vielen Jahren war's.

Ich saß an spätem Nachmittag des Erntemonds in Seebruck an dem Ausfluß des Sees, der raschflutigen Alz, an ihrem linken Ufer, gerade wo sie, stark ziehend, an die Brücke drängt. Da standen stets stattliche Bürschlinge. Ich hatte mit gutem Erfolg geangelt: der gierige Raubfisch biß scharf: denn das Wetter war schwül: fern im Süd zog ein Gewitter über die Kampenwand: der Wetterwind hatte stundenlang die Fluten des Sees grundtief aufgewühlt: einzelne große Regentropfen fielen schwer durch die Äste des alten Birnbaums.

Ich hatte, der Seebeute befriedigt, die Angelgerte neben mich ins Gras gelegt und träumte und sann, wie so oft, in den See hinaus, die Berge hinan, der Menschen gedenkend, die einst hier geschafft.

Ich sah über den Fluß geradeaus nach »Arlaching«, wo also ein Stammvater Harlacho, auf das ferne Chieming, weiter im Südosten, wo ein Hof-Erbauer Kiemo gehaust, dann auf die ragende Höhe von Ising nah im Nordwesten, »der Iso-Söhne Heim« . . . –

Seltsame Stimmung überzog mich.

Ich dachte der römischen Inschriften aus »Bedaium« im Nationalmuseum zu München: ich sah die letzten Kohorten der *Legio Italica II, pia*, abberufen von Odovakar,

abziehen auf der Straße nach Augsburg: – abziehen für immerdar.

Ich sah die Bajuwaren von Osten, von der Donau, von Lorch und Passau, hereinwandern in das herrenlose, aber nicht leere Land – etwa 500 nach Christus – und sich allmählich ausbreiten nach Süden, nach Westen.

Ich gedachte ihrer Stände: der Adalinge, des uralten Adels, der ältesten Geschlechter des Stammes, die fromme ehrfurchtvolle Sage von den Göttern, von Wuotan zumal, entsprossen und die Anfänge des Volkes begründen ließ: – eignete doch eines dieser Adelsgeschlechter, die Fágána, in der Nähe seinen befestigten Stammhof: noch heute mahnen daran die Trümmer der Burg Fagen an der Mangfall. – Ich gedachte ihrer Gemeinfreien, der breiten Masse des Volkes, der eigentlichen Träger von Recht und Verfassung, den späteren Freibauern entsprechend, trotzig im Gefühl ihrer Kraft und ihrer Freiheit, den Adalingen nur Ehrenvorrechte, keinerlei Vorherrschaft einräumend, doch gern an der »Götterentsproßten« glänzendem Reichtum und Wesen sich freuend, solange es nicht in Übermut sich verstieg.

Ich sah, vom Nebel der Legende mehr verhüllt als gezeigt, die ersten Goten des neuen Glaubens vom Westen her den Fuß setzen in diese Lande, in denen auf die keltisch-römischen, ohne sie völlig zu verdrängen, die germanischen Götter gefolgt waren: ich sah die paar einsamen Mönche furchtlos das Kreuz ihres Gottes aufrichten: – furchtlos, aber auch fruchtlos – bald sank es wieder und die Spur ihrer Schritte verlor sich: späte Nachfolger hatten ganz von neuem zu beginnen.

Ich gedachte dann auch der bösen, ja scheußlichen, tierischwildten Feinde der Bajuwaren, ihrer schlimmen Nachbarn im Osten, der räuberischen Reiterhorden der Awaren, der wilderen Nachfolger der Hunnen, von deren unerhörten Grausamkeiten die Zeitgenossen mit Grauen berichten.

So lag ich und sann und zuletzt dachte ich: spülte doch die aufgeregte Woge da zu meinen Füßen mir ein Stück, ein Erinnerungszeichen jener alten Tage in die Hand! Warum sollte kein solch' Andenken, von den Wassern des Sees überflutet, hier liegen?

»Wuotan, alter Gönner, Wunschgott, erfülle mir diesen, wie zuvor manchen kühneren Wunsch. Du weißt, ich bin der letzte übrig Gebliebene, der an dich glaubt. Willfahre meinem Begehrt. Laß mich etwas finden als Gedenkstück jener Tage.«

»Kling! klang! klirr!« scholl es da zu meinen Füßen, bis zu denen der Südwind die trüben Wellen trieb. Rasch griff ich zu: an einen großen Stein am Ufer hatte die Welle angeschlagen ein seltsam gebogenes Stück Metall; schwer blieb es liegen. Ich hob's heraus. Ich reinigte es mit dem Taschenmesser – demselben, das mir die Inschrift von »Felicitas« klar geschabt – von einer dicken, offenbar uralten Kruste von grünem Schleim, fest gewordenem Schlamm und Schmutz. Nun stieß ich erst auf den metallnen Kern.

Es war ein Hufeisen, ganz verrostet, so morsch, daß die Krümmung bei leichtem Druck mir unter den Fingern zerbrach. Aber ein Eisen für so kleinen Huf wie kein Römer- und kein Germanen-Roß ihn je gehoben. Doch was für andre Reiter haben hier getrabt?

Hunnen? Wäre doch gar lange her! Waren auch nie in diesen Landen! Aber vielleicht . . .? Könnte sein. Ich legte mich zurück in das weiche Gras.

Der ferne Donner war verstummt, der Regen tröpfelte nicht mehr. Aber noch lastete auf mir die Schwüle der Gewitterstunden. Ich schlief ein unter dem breitschattenden Birnbaum. Und nun' hob's an: »Die Edeln – die Fagana – die trotzigsten Freien hier an der Alz mit ihrem weisen Mark-Richter – seine Tochter mit den weizenblonden Zöpfen – ein kecker Adaling – Gewalt – Fehde – plötzlich wilde Feinde – unzählige Rosse wie die Wellen des Sees – kleine zottige Gäule, – zahllos! wie die kleinen Hufe klappen auf der festen Römerstraße daher – von Osten. Weh, arme Bauern! Wo sind eure tapfern Reiter? Nur Reiter können euch retten. Ach, ihr habt sie verbannt. Sie zürnen – sie können, sie wollen euch nicht helfen . . . ihr seid verloren.«

Da, krach! Der letzte Donnerschlag.

Aufgeschreckt aus Schlaf und Traum sprang ich auf: und es galt nur noch, auszugestalten, was ich gesonnen und geträumt.

1. **S. Bd. XVII S. 419.**
2. **S. Bd. XVII S. 413.**
3. **(II.) Leipzig 1891. S. 217 f.**

Erstes Buch.

I.

Es war an einem Frühlingsabend des Jahres fünfhundertsechundneunzig nach Christus.

Da saßen zwei Männer auf der Bank vor dem stattlichsten Gehöft des kleinen Weilers an dem linken Ufer der Alz, den die Römer Bedaium genannt hatten, aber die von der Donau her einwandernden Bajuwaren, die seit etwa hundert Jahren hier siedelten, »zur Seebrücke«, weil hier weiland die Römerstraße den Fluß hart am Auslauf aus dem See überbrückt hatte; die Brückenbalken hatten die abziehenden Kohorten hinter sich verbrannt: nun führte über die stehengebliebenen gemauerten Pfeiler nur ein schmaler schwankender Laufsteg, den die neuen Anwohner darauf gelegt.

Jener Hof, der Arninge ragende Heimstatt, stand auf der Anhöhe, über die heute nördlich von Seebruck die Straße nach Seeon führt: so gewährte er weithin die Schau über Fluß und See und die fernher grüßenden Berge.

Die beiden Männer, von etwa gleichem Alter – rüstige Fünziger – sahen sich, obwohl nicht verwandt, ähnlich: der kernfeste schlichte Ausdruck der hart und ein wenig grob geschnittenen Gesichter, der steten grauen Augen war der gleiche, gleich die bemessene Ruhe der seltenen Bewegungen, gleich auch die wortkarge Rede, die den Gedanken mehr andeutete, erraten ließ als aussprudelte.

»Hm,« meinte der Ältere der beiden, mit dem Ende des Speerschaftes Kreise zeichnend in den weißen Sand vor seinen Füßen, »manch' gedeihlich Geschäft haben wir gedingt diese vielen Winter her, Arno. Und das Angebot, das ich dir heute zutrug, wäre das gedeihlichste geworden. Aber du schlägst diesmal nicht ein in die hingereckte Hand.«

»Noch nicht, Nachbar Iso. Ich sage nicht Nein. Aber ich sage auch nicht schon Ja!« »Nun, ich dünke,« fuhr der andere fort, beharrlich weitere Kreise ziehend, und so die innere Erregung meisternd, »der Muntschatz, den ich bot, ist – auch für Arntrud! – nicht zu niedrig bemessen. Hundert untadlige Rinder – alamannischen Schlags, – eisengraue! – das sind – du weißt es – die besten.« Arno schwieg, »Und langt das nicht, – du wolltest mir schon lange gern meine zwölf fetten Hufen abkaufen – da drüben, rechts der Alz, abwärts gegen den Hof des Truchtlacho hin – sei's drum: ich lege sie zu! – Es ist mir – es ist mir um den Buben. Meinen einzigen! Der Baumstarke, der Bärenapfere« – des Vaters Augen leuchteten vor Stolz . . . aber rasch wich dieser Glanz trüber Trauer – »es frißt an ihm – es verzehrt ihn. Ich biete auch noch . . .« »Schon zuviel, Iso, hast du geboten,« erwiderte nun der andere, leicht die Rechte hebend. »Ich würde von dir gar geringen Muntschatz heischen für das Kind. Aber eben: sie ist noch ein Kind. Ich kann sie noch nicht in den Schuh des Ehemanns treten lassen. Laß doch die beiden – wie bisher! – noch weiter als Kinder – als Nachbarkinder – nebeneinander hinleben.« »Mein Isanbert ist aber kein Knabe mehr. Und dann . . .« Er stockte. – »Und dann?« – »Ich meine . . . und er *fürchtet* . . . auch die Blondgezöpfte ist nicht das Kind, für das du sie hältst. – Oder . . . ausgiebst.« – »Ausgiebst? Ich pflege

nicht zu lügen, Nachbar.« – »Nicht ändern. Aber hier vielleicht – dir. Du täuschest dir vor, die Sechzehnjährige sei ein Kind, weil du . . .« »Nun, weil?« fragte Arno, möglichst ruhig, gleichgültig im Klang der Stimme. Aber er konnte nicht verhindern, daß eine rote Blutwelle in seine tiefgebräunten Wangen stieg. »Weil du Zeit gewinnen, abwarten willst. Weil du dir selbst noch nicht eingestehen magst, wo du hinaus willst mit dem schönen Mädels. Hoch hinauf! So hoch wie – da drüben die Kampenwand.« – »Vielleicht,« erwiderte Arno langsam, ihm voll in die Augen sehend. »Vielleicht hast du recht,« »Siehst du!« rief der andere bitter. »Damit nämlich hast du recht: mir war's nicht klar geworden, bis du es aussprachst – unvorsichtig! Geister kommen, nennst du sie bei Namen.« – »Hüte dich vor diesem Geist: – Hochflug heißt er. Gleich mit gleich gedeiht am besten. Der Falk schlägt das Feldhuhn, er freit es nicht. Willst du, unter uns Gemeinfreien der Erste, der Richter der Markgenossenschaft des ganzen Untersees, dein Kind emporheben unter die Edelfreien, daß es auf jener Höhe gering geachtet werde?« »Bei Donar, nein!« rief Arno. »Weh jedem, der uns gering achten wollte. Aber – winkt mir jener Wunsch, – es ist mir nicht um mich oder um das Kind. Es ist mir nur – um die Mark, um das Ganze. Das darf ich sagen.« – »Du darfst es sagen. Andere würden's lügen.«

»Sieh, Freund,« begann der Richter, tief Atem schöpfend und, voll Bedachtes, langsam sprechend, »auf der Eintracht zwischen uns und den Edelfreien ruht das Gedeihen, ja die Erhaltung all' unserer Höfe, der ganzen Mark. Was die Eintracht stärkt, stärkt uns alle. Und wahrlich: wir können solche Stärkung brauchen: – wir wie die Adalinge.« – »Gut, daß nicht Harlacho – da drüben unter seinen Weiden am See – dich hört, der grimme Adelshasser! Laut würde er schreien, daß wir sie *nicht* brauchen, die Hochmütigen.« – »Hochgemut *dürfen* sie sein, die götterentstammten, uralten Geschlechter,« – »Sie sind aber gar oft – darüber hinaus! – übermütig, selbstisch, voll Überhebung . . .« »Ich meine, ich höre Harlacho,« lächelte der Richter. »Laß ihm doch noch ein paar Schmähworte übrig. Und – unter uns alten Freunden geraunt! – sind nicht unter uns Gemeinfreien gar manche gehässig, neidisch gegen die Adalinge? Wir gehören so notwendig zusammen wie Schild und Schildbuckel. Und doch! schon oft hat in diesen Jahrzehnten der Freiheitstrotz der Unsern, und – ich muß es einräumen! – der Übermut manches unter unsern Adalingen, den Faganos an der Prien da drüben, das Schwert der Fehde halb aus der Scheide gezogen.« – »Um zu verhüten, daß es vollends herausfahre, hast du ja vor zwei Wintern den Beschluß des Herbstdings durchgesetzt, daß keine Sippe für sich allein den Fehdegang beschließen dürfe, nur das Handmehr aller Markgenossen.« – »Ja, so hoffe ich die Gefahr zu bannen. Denn es werden sich neben den Stimmen der Ergrimmteten stets vernehmen lassen die mäßigenden der nicht selbst Verletzten. Aber freilich, zugestehen mußte ich den zweiten Beschluß, daß, verlangt das Handmehr den Blutgang, jeder Markgenoß die Fehde als eigne aufnehmen, mitkämpfen muß, Nun, das wird wohl nie werden. Denn gegen solche Übermacht der gesamten Märker wird wohl keine Sippe die Fehde auf sich nehmen, jede wird sich der Sühne, dem Rechtsgang fügen.«

»Es ist das, mein' ich, in all diesen Jahren das Weiseste was du geraten: ich gönne, ich wünsche dir, daß du die Frucht dieser Saat einst selbst ernten mögest. Wir *müssen* zusammenstehn, du hast recht. Denn wir sind viel bedroht.« – »Ja, wie die Weltesche, an der überall Feinde nagen: – an den Wipfeln wie an den Zweigen und an den Wurzeln. Und die Helfer – sind weit.« »Und anderwärts vollauf in Arbeit,« nickte Iso.

»Seit etwa fünfzig Wintern, als die Frankenkönige, übermächtig, nachdem sie unsere Nachbarn in Niedergang und Mitternacht: Alamannen und Thüringe, bezwungen, eines ihrer Adelsgeschlechter, die Agilolfingen, über unsere fünf alten gauköniglichen erhöht haben, ist uns doch von jenen Merowingen – fern drüben über dem Rhein! – noch niemals Hilfe gekommen wider unsere schlimmen Nachbarn im Aufgang, – die Slovênen. Und nun soll ein neues Reiter- und Raubvolk, von Unholden, in der Steppe von Nachtelben mit Alraunen gezeugt, aufgekommen sein, greulich, von viehischen Sitten. Und bis an die Enns schon sollen ihre kleinen zottigen Gäule traben.« – »Ich hörte davon. Aber wie heißen sie doch?« – »Awaren! Schweifende, soll das heißen in ihrer Sprache. So hat ein aus ihrem Volk Gefangener – in einer Schlacht bei Linz – dem Fagano bedeutet. Woher soll uns Hilfe kommen wider alte und neue Feinde? Nicht von den Merowingen, nicht von den Austrasiern zu Metz! Zur Zeit waltet dort – so berichtete des Fagano Sohn . . .« »Jener Adalfrid,« unterbrach Iso grollend. »Du siehst sie nicht selten, die Adalinge, den Sohn wie den Vater.« »Und leider auch – öfter als mir lieb! – den frechen Neffen,« meinte der Richter, die Brauen furchend. – »Nun, Adalfrid, der Sohn, ward von unserem Herzog Tassilo zu Regensburg zu den Merowingen über den Rhein gesandt, Hilfe zu erbitten wider die Slovenen, die von Südosten her die Gail und Drau heraufdringen: – schon lange haben sie ein Thal verödet und dann Pustriza – ödes Thal – genannt. Wenig Trost brachte der junge Adaling aus Metz zurück! Dort waltet zwar eine hehre Königin, Frau Brunichildis, wacker für ihren wehrunmündigen Sohn. Aber sie konnte keine Heereshilfe versprechen. Denn eine böse Walandine, rotlockig, aber zauberschön, – Loges Tochter soll sie sein – bedroht ihr Land unablässig mit Krieg: Fredigundis nennen sie die Leute und zittern bei dem Namen! Unser Herzog aber hat Arbeit genug mit den Slovenen. So müssen wir uns selber helfen und Eintracht halten mit den Adalingen. Und deshalb . . .«

»Und deshalb soll mein Bub das Nachbarmädel nicht haben, mit dem er von Kind auf gespielt, das er einmal aus der tiefen Alz da drunten gerettet, dem tückischen Neck entrissen hat.«

»Alle Götter mögen's ihm lohnen!«

»Aber nicht Frau Berahta: – scheint es, geht es nach deinem Wunsch. Denn danach soll dein Kind des Adalings Weib werden, der da sein Trutzhaus auf der halben Höhe der Kampenwand gebaut hat und der ihr freilich vieler anderer Höfe Schlüsselgewalt verleihen kann an der Prien und der Mangfall, an der Glon und dem Inn. Wohl weiß ich: es ist dir dabei nicht um den reichen Besitz und den Adelglanz: – dir ist's um die Mark. Deshalb haben wir dich zum Markrichter gekoren, als du kaum vierzig Jahre zähltest. Und gerecht und weise hast du des Amtes gewaltet diese zehn Winter. Und es ist auch wahr: der schöne Adaling ist gegen meinen starken Isanbert wie der Edelhirsch gegen den Ackergaul. Aber doch, Freund Arno! Möge es dich niemals reuen, dein Kind an die stolzen Faganos gehängt zu haben. Gedeiht die Linnenblüte auf der Kampenwand?«

Er stand auf, reichte dem Freunde die Hand, ging den Wiesenhang hinunter an die Alz und überschritt sie auf dem schmalen Laufsteg, von dem ab auf dem rechten Ufer der Weg zu der Höhe führte, wo sein Gehöft, das der »Isinge«, lag.

II.

Das wellige Gelände, das sich von den heutigen Dörfern Gstad und Breitbrunn gen Norden nach Seebruck hinzieht und meist von Kornfeldern und Wiesen, selten und undicht von Gehölz bedeckt ist, trug damals auf seinen Höhen fast undurchdringbaren, nur von schmalen Jägerpfaden durchschnittenen, Urwald, während die Niederungen von dem nach allen Ufern viel weiter ausgedehnten See mit Seichtwasser oder Sumpf überspült oder überzogen waren.

In dem über Manneshöhe ragenden Schilf mit seinen dunkelbraunen, bei jedem Lufthauch zierlich wiegenden Federblüten, stapfte hochaufspritzend der ungeschlachte Elch mit seinem mächtig breiten Schaufel-Geweih, wühlte der grunzende Wildeber, rührte der stolze Hirsch.

Nur dicht südwestlich vor Seebruck hatten die Markgenossen oben auf den Höhen den Wald ein wenig gelichtet und seine nördlichen Ausläufer »mit hallender Hacke und brennendem Brand, mit beißendem Beil und flammender Fackel« ganz gerodet und geschwendet, sonnenbeschienene trockene Wiesen – die Almände-Weide – für ihre Herden zu gewinnen.

In solche Nähe der Menschen mit ihrer lärmenden Hantierung wagten sie sich nicht, die gewaltigen Raubtiere jener Wälder: die Bären, die in den Felsenhöhlen der Kampenwand und des Hochgern nicht selten hausten, und die Wölfe, die nur in harten Wintern, vom Hunger getrieben, dann aber in starken Rudeln, gegen die Gehöfte trabten und die Ställe umheulten. Der Luchs freilich lag wohl auch in dem nahen Almändegehölz, wagrecht hingestreckt auf dem seinem rotbraunen Fell ganz ähnlichen Eichenast; und manch verirrt Zicklein fiel seinem nie fehlenden Ansprung auf den Nacken zum Opfer; aber an Menschen traute er sich nicht; noch auch, außer im Wundzorn, die bössartige Wildkatze.

Daher gingen auch die Frauen und Kinder des Dörfleins furchtlos ihrer Arbeit nach in den Weidewiesen und dem gelichteten Hag der Almände.

So wandelten denn am Morgen nach jenem Zwiegespräch vor der Arninge Hof aus dessen Pfahlwehre eine Jungfrau und ihr klein Schwesterlein Hand in Hand, dann aus dem Dorfe hinaus auf die nahe Waldwiese im Südwesten; die ältere trug auf der linken Schulter eine mächtige »Butte«, das heißt ein hohes schmales Gefäß aus weißem Lindenholz, während das Kind eine zierliche kleine Nachbildung dieses Bottichs in der Hand führte.

Es war noch früh am Tag. Die steigende Morgensonne warf einen breiten Strahlenguß, einer goldenen Brücke vergleichbar, von den Ostbergen her auf den regungslos liegenden, von keinem Lüftchen, keiner Welle gekräuselten spiegelglatten See.

Der Tau glitzerte und glänzte auf allen Grashalmen, allen Blüten: er näßte die Flügel der Wildbienen und machte es ihnen schwer, von Glockenblume zu Glockenblume zu fliegen: sie setzten sich klüglich auf die breiten Polster der Skabiosen, sich hier zu sonnen und die Flügel zu putzen und zu trocknen; über dem schönen dunkelroten

Agelei schwebte, wählerisch den Rüssel in den Kelch tauchend, der hellgelbe Segelfalter.

Vom Dorfe her – im Rücken – scholl durch die morgenstille Luft ein lauter, langgezogener Schrei. Das Kind wandte das Köpflein. »Welcher Vogel hat da gesungen, Trudis?« – »Das war der neue, der große, mit dem roten Kamm, weißt du, den uns Secundus neulich mitgebracht hat von der Stadt – das ist ein großes Dorf – am Lech.« »Der Vogel mit seinen drei Frauen, den Eierhühnern? Er singt den steigenden Tag an: ›Tagsänger‹ nennen ihn drum die Nachbarn. Ich höre aber lieber,« plauderte die Kleine weiter, »das Girren und Gurren der weißen Taubenvögel, die dir der Gute schon früher gebracht: ich weiß nicht, woher. Aus Salzburg mein' ich? – Warum geht der Alte so oft es der Vater erlaubt in die Fremde?« – »Er sucht seinen Gott.« – »Ja aber, ist der nicht auch hier zu Land wie die Unsern?« – »Mag sein, aber nicht seines Gottes Priester.« – »Sind gar zahm geworden, die girrenden, binnen Jahr und Tag.« – »Sieh, da hinter uns glänzen ihre weißen Schwingen hoch in der Luft im Sonnenschein. Wie das blendet! Jetzt haben sie mich erschaut, erkannt! Sieh, wie pfeilschnell sie herangeflogen kommen! Kommt! Gurri-Gurri!« Und sie reckte den rechten Arm, heranwinkend, über den Kopf.

Als bald flatterten, aus großer Höhe schräg sich herablassend, zwei weiße Tauben hernieder und setzten sich auf die beiden Schultern des schönen Mädchens, mit den gestäubten Flügeln zierlich schlagend, das Gleichgewicht zu suchen.

»So, so, nur ruhig! – Nun aber, Arnhild, komm und hilf bei der Arbeit.«

Sie hatten jetzt den Wiesengrund, der zu ihrem Gehöfte gehörte, erreicht; er erstreckte sich bis an die Bäume des Almände-Waldes hin: zahllose Angerblumen des Lenzmonds neigten im nun leise beginnenden Morgenwind die Köpflein. Hier vorn, auf der lichtbestrahlten Wiese, lag es bunt wie ein farbenreicher Teppich – das weiß-rote Schaumkraut neben dem gelben Hahnenfuß und dem lichtblauen Frühlingsenzian leuchteten um die Wette im Sonnenglanz, während tief drinnen, im schattigen Grunde des Waldes, der Tüpfelfarn und die gelbe Goldnessel die purpurne Heidelbeerblüte überragten, an der mit dichtbestäubten Höslein die Hummel naschte.

Über den Grasanger hin waren lange Streifen von fein gesponnenem Linnen, säuberlich nebeneinander, zum Bleichen hingestreckt: die obere Seite schimmerte schon ganz weiß: nun wandte das Mädchen emsig Stück für Stück, die andere Seite dem Lichte zuzukehren. Dabei besprengte sie, auslesend, manche Streifen aus dem Holzbottich, den sie, wann geleert, nachfüllte aus dem Gerinnsel eines schmalen Wasserleins; das rieselte, an steileren Strecken in Holzröhren – durchbohrte Baumstämme – gefaßt, die geneigte Halde zu Thal, dem See zu.

Die Kleine half ihr eifrig dabei, mit ihrem Wasserkrüglein ebenfalls hin und wieder laufend. Nun aber hielt sie inne, setzte sich außer Atem auf den gehöhlten Baumstamm und fragte, die hellbraunen Augen weit aufreißend: »Trudis, woher kommt das Linnen?« – »Du weißt es ja – fort, fort, Gurro und Gurra, von den Streifen! – das Linnen kommt von dem Flachs.« – »Ja, den du spinnst an den langen, langen Abenden, wann die Frauen und Töchter der Knechte aus den Schalkhöfen bei uns zusammenkommen. Wer hat dich gelehrt, die Spindel so hurtig tanzen lassen auf dem Estrich?« – »Die liebe Mutter.« – »Ach, ich hab sie nicht gekannt. Du warst mir die Mutter! Aber wer hat es die

Mutter gelehrt?« – »Die Großmutter.« – »Ja aber, wer hat's die erste, die aller-aller-erste Großmutter gelehrt?« – »Das hat gethan Frau Berahta, die hohe Herrin, aller Hausfrauen oberste und Vorbild. Hold sei uns die Hehre immerdar!« – »Und wo kommt der Flachs her, der dort drüben jenseit des Moosrieds aus den Schollen wächst?« – »Der? Der kommt aus dem Samen von älterem Flachs.« – »Ja aber – von Anfang – ich meine: wer war die Großmutter des Flachses?« Die Schwester lachte: »Den ersten Samen hat in die braunen Schollen gesteckt Gott Frô, von dem aller Körner Gedeihen stammt; weißt du, der, zu dessen heil'ger Buche die Gauleute fahren und reiten, wann der erste Reif über die Felder fiel, ihm Roß und Rind fürs nächste Jahr durch Opfer von Weizenbroten zu empfehlen.« – »Ja aber . . .« – »Was denn wieder, kleines Abermäulchen? Du kannst leichter fragen als ich antworten.« – »Ja aber, es ist doch nicht Frô, der den Roggen reckt und die Hirse hebt,« – »Das hast du gut gemerkt aus des Vaters Opferspruch um Ernte! – Nein, das ist Donar, unser, der Pflugleute, nächster Herr. Er befreunde uns Acker und Eigen! Und feste den Frieden!« – »Aber Donar ist doch nicht der Mächtigste.« – »Wird wohl mächtig genug sein für dich, du Kecke!« – »Ja aber, da meinte jüngst der Adaling . . .« »Welcher?« fragte das Mädchen rasch und hielt inne im Sprengen des Wassers. »Wen von ihnen hast du zuletzt gesehn?« – »Nicht den Guten: – den Argen, den Ragino.« Arntrudis nahm die Arbeit wieder auf. »Er hielt,« fuhr die Kleine eifrig fort, »von der Wisentjagd zurückreitend, vor unserer Hofwehre: scharf spähte er, hoch hob er sich in den Bügeln darüber hinein, als wolle er mit seinen kohlschwarzen Augen durch Holzwand und Hausthür schau'n: dann verlangte er Wasser für seinen Rappen, der war ganz verlezht: Schaum sprühte von den Nüstern. Der Adaling befahl . . .« »Er befahl?« fragte Arntrudis, die Stirne furchend. – »Ja, recht barsch. Ich erschrak: ich wollte aufspringen von der Thürbank und an den Hofbrunnen laufen, aber Nachbar Isanbert, der gekommen war, den Vater zu holen zum Hechtstechen, hielt mich zurück: er haschte mich am Zopf – es that weh! – und rief: Halt, Hilde. Wie spricht deines Vaters Spruch?

Gutem Gast gieb Gewährung,
Dem Bittenden beut,
Wes er bedarf und begehrt:
Doch herrischem Heischer
– Und wollt er nur Wasser –
Weigre den Wunsch.

Da rief der Reiter zornig – er stieß dem armen Roß den Sporn in die Flanke, daß es hoch bäumend stieg –: »Verschmachten soll mir der Hengst, eh der Adaling euch bittet, ihr Keucher hinter dem Pfluge. Hoch wie der waltende Wuotan über eurem Garben-Gott ragt der Adel über euch Gemeinfreien!« »Der Übermütige!« grollte das Mädchen. »Vor des Vaters Hof!« – »Und sprengte wild an uns vorbei durch eine Wasserpfütze, daß der Schmutz mich bespritzte – er that's wohl mit Fleiß! – und den Nachbarsohn. Der sprang ihm nach, drohend, mit geballter Faust. Aber wie ein schwarz Gewölk vor dem Sturm war er entfliegen. – Wie ist das, nun, was der Wilde geprahlt hat von Wuotan und Donar und von den Adalings hoch über uns?«

Die Jungfrau sann eine Weile nach, dann sprach sie ernst und bedachtsam: »Wuotan ist Donars Vater: so ist er erhabener denn der Sohn: er ist der Adalings Schirmgott, wie

Donar der unsre. Aber auch Allvater ist Wuotan und so auch der unsre. Und die Adalinge . . .« – sie errötete ein wenig – »wohl mögen sie stolz sein und hoch die Häupter tragen! Sind sie doch von dem Götterkönig, von Wuotan selbst entstammt, der ihnen viel von seiner Art vererbt hat. Und die ältesten, die ersten Sippen sind sie unsres Volkes. Drum werden sie auch, wird einer erschlagen, mit zwiefachem Wergeld gebüßt. Jedoch frei, freigeborn und nie in der Volfreiheit gemindert oder geniedert sind von alters her auch wir. Und Übermut der Edeln, – sagt der Vater – ist zwiefach übel.«

»Wenig mag sie, die Adalinge, Harlacho, der Nachbar drüben unter den Weiden am See.« »Wenig Ursach soll er haben,« meinte die Schwester, eifrig sprengend. – »Aber auch der starke Isanbert! Groll trägt er ihnen allen! Auch ihm, der mir aus allen der liebste, Adalfrid dem Freundlichen.« – »Ah ja! Und der ist doch . . .« – »Ei, der ist so lieb und leuchtend wie der Vater Paltar lobt, den lichten Lenzgott: er ist ihm gleich in allem!« – Arntrudis erschrak: »O schweig! Unheil birgt dies Wort! Früh fällt der Lichte.« »Ja aber . . .« wollte die Kleine wieder anheben, als sie sich mit einem schrillen Schrei unterbrach und erschrocken gen Himmel wies: hier verfinsterte plötzlich ein breiter Schatten das von Osten einfallende Sonnenlicht: auch Arntrudis, nun emporschauend, stieß einen Schrei aus: eine ihrer Tauben, die hoch im Blau über der Herrin Haupt zierliche Kreise gezogen hatte, war von einem mächtigen Raubvogel, der schon vorher unvermerkt auf der nächsten Tanne des Vorholzes aufgebäumt hatte, im Fluge geschlagen worden. Pfeilschnell schoß der Räuber, die Beute in den Fängen, mit hastigen Flügelschlägen dem Walde zu.

»Gurra, arme Gurra!« klagte die Kleine.

Da – auf einmal – stockte der Habicht in seinem windraschen Schwung: einen Augenblick rittelte er, mit den gewaltigen Schwingen schlagend: dann ließ er den Raub aus den Waffen fallen und stürzte selbst mit dumpfem, schwerem Schlag zu Boden.

Nun sprang aus dem dichten Hasel- und Brombeergebüsch des Gehölzes der glückliche Schütze, haschte die Taube, die, halb betäubt vom Schreck, im hohen Grase zappelte, und schritt auf die beiden Schwestern zu.

★

III.

Er war strahlend schön, der hochgewachsene Jüngling, im Schmuck der lichtblonden Locken, die ihm in langen Wellen aus dem schmalrandigen Jägerhut von grauem Filz quollen, an dem auf der linken aufgeschlagenen Seite eine silberne Spange die hellblauen Spiegel des Eichelhähers mit dem zarten weißen Flaum vom Hals des Lämmergeiers und die lange Kopffeder des Silberreihers fest zusammenschloß.

Gar ungleich feiner als die Wolle an den schlichten dunkelfarbigen Röcken der beiden Mädchen waren die Stoffe an des jungen Jägers Gewandung: in zierlichen Wellenlinien war ein kirschroter Strich von feinstem friesischem Tuch um die Achselränder, den Halsrand und den Schosrand des moosgrünen Wamses gewirkt; die breiten Lederbinden, die von den wohlgeschnittenen hohen Jagdschuhen über die Knöchel hin

die Waden rautenförmig bis an die nackten Kniee umhüllten, waren fein gesteppt: die Arme, auffallend weiß, – auffallend, weil sie nie Ärmel, und nur im Winter der Mantel bedeckten – umschlossen in Schlangenform gewundene fingerdicke silberne Ringe; auch der Wehrgurt von Elchleder zeigte silberne Schmuckscheiben; in den Griff des Kurzschwertes war ein Jaspis gefaßt, der aus weißem Lindenholz geschnitzte Köcher, der, an fest gedrehter Schnur über der Schulter hangend, die langen von Adlerfedern beschwingten Pfeile trug, glänzte an der Öffnung von Onyx und Karneol und auf der nackten oberen Brust war an weißem Lederriemen ein Schutz- und Zauberzeichen sichtbar: ein langer Bernsteinstift in Gestalt eines Speeres; in der Linken trug der Schütz den Langbogen von zähem Eibenholz, der ihm bis an die Schulter reichte, die Rechte barg die noch immer zitternde Taube an dem Brustwams.

So schritt er auf die Mädchen zu: ein sonniges Lächeln spielte um die fein geschnittenen Lippen, die, wie die Wangen, ein blonder Flaumbart mit dem Reiz der Jugend schmückte.

Die Kleine lief ihm hurtig entgegen: in hohen Sprüngen, daß das kurze braune Röcklein flog, setzte sie über die nickenden Halme: als sie dicht vor ihm stand, patschte sie in die rundlichen Hände: »Dank dir, Adalo, Lieber! Dank dir und Heil! Gurra, Gurra, lebst du noch?« – »Jawohl! Und unverletzt, vom Pfeil wie von der krummen Waffe Herrn Hapuchos: der ist der Lufträuber frechster wie Herr Hechit von denen im Wasser. Da, Arntrudis, nimm sie hin.«

Viel schöner doch noch als zuvor war das schöne Mädchen jetzt, da der Strahl des freudigen Dankes, der unverborgenen Bewunderung ihr blühendes Antlitz verklärte. Wie leuchteten die dunkelblauen Augen, als sie das nun beruhigtere Tier nahm und an den kaum entknospten Busen drückte: so war das von einem der jungen Herzen an das andere gewandert.

»Dank, Adalfrid! Das war ein Schuß!« Sie gab die Hand. »Wer ist deinesgleichen?« – »Ei, gar mancher im Gau. Der älteste von den Huosi, dort an der Amper, trifft noch schärfer.« »Und stets erscheinst du mir zur rechten Zeit,« fuhr sie, mit dankfreudigem Blick zu ihm emporschauend, fort. »Wie diesen Hornung, da dein Speerwurf den Bären traf, der unsern Schlittengaul schon gerissen hatte – Secundus war in den Schnee geschleudert – ich sprang heraus und schrie in Todesnot: da flog plötzlich den Tannenbühl herab ein Speer von hinten hart an meiner Schulter vorbei! – ich sah um: du warst es – auf deinem Weißhengst sprengstest du hinter uns zu Thal.«

»Ja aber,« meinte die Kleine, »wie kommt es denn, daß du immer um die Wege bist – ganz nah zur Hand – wie bestellt! – wann der Trudis da was droht? Wie kommst du nun heut in aller Frühe wieder in die Waldboschen? Gewiß hast Brombeeren gesucht. Ja, ja! dort wachsen gar süße: aber sie sind ja noch nicht reif!« Hellauf lachte der Jäger und strich ihr über das rotbraune Haar, das sich in kleinen eigensinnigen Locken rings um den Kopf krauste. »Bin nicht so genäschig wie du, elbisch Gewächslin.«

Arntrudis aber sah ihm ruhig und fest in die grauen Augen: »Wie das kommt? Weil *ihn* mir zum Schützer die Götter gekoren!« »O wär' es wahr!« rief der Edeling mit leuchtenden Augen auf sie blickend.

Aber sie blieb ganz ruhig und unbefangen. »Es ist,« sprach sie. »Am Abend von Frös großem Opfer, nach der Drischellege, als die Knechte auf der Tenne den letzten

Drischelschlag auf die letzte Garbe gethan und der Goldeber – vom besten Weizen buk ich ihn! – verzehrt war, da sprach der Vater, bevor wir schlafen gingen in unsere Frauenstube: »Das ist eine Los-Nacht! Nahe sind heut' alle Götter. Wer heute Nacht, das Haupt mit den getrockneten Sengkräutern umwunden, einschläft und dabei die Himmlischen anruft, den besten Freund und Beschirmer, den sie uns gesetzt, im Traume zu zeigen, der erblickt ihn unfehlbar alsbald.« Der Vater ging dann, zu den Göttern flehend, mit der heißen Räucherpfanne opfernd und Weihend, durch die Halle, die Ställe, die Scheunen und die Schlafstuben: würzig, fast betäubend stieg aus der Glutschale der schwere Duft der heiligen Kräuter auf, die wir zu Anfang des Erntmonds, schweigend, vor Hahnenkraut, mit den alten Steinmessern der Ahnen geschnitten: – ich folgte mit leisem süßem Grauen dem strengen Schmach: immer dichter stieg weißkräuselnder Rauch aus dem Glutbecken: nun schwenkte das, als ich zu Lager gestiegen, der Vater noch siebenmal über mein Haupt: ich sah's wie weiße Gestalten über mich schweben . . . Und kaum war ich entschlafen, noch das Gebet an Frau Berahta, meine Schutzherrin, auf den Lippen, da kamen mir schwere Träume. Üble Wichte, Waldschräte und braune Alraunen hatten mich dicht umringt auf dem Tannenbühl, wo ich auf dem Waldmoos lag: immer näher drangen sie an: schon saß mir's lastend auf der keuchenden Brust – mich ritt die Drude. »Zu Hilfe,« rief ich, »du, mein gottergesandter Beschirmer!« Und sofort sah ich ihn – ich meine: dich! – heransprengen auf seinem Weißhengst, mit gezücktem Speer – sein Goldhaar flatterte im Wind – die Schräte zerstoßen in Nacht – die Drude schwand in eitel Luft – ich konnte tief atmen: ich erwachte und lächelte: »Dank, Adalfrid!« Dank! Wie so oft schon! Wie . . . immer.«

»Hei, könnt' ich doch mal mehr für dich thun als Bär und Habicht erlegen!«

»Ja aber,« forschte die Beharrliche, »jetzt weiß ich doch immer noch nicht recht, wie du heut früh in die Brombeeren geraten bist? Schwerlich doch hat dich Frau Berahta an der Hand hergeführt?«

»Nein,« lachte der Jäger. »Aber . . . ich wußte, daß du Kleine – vielmehr daß ihr beide – bald nachdem die Sonne auf den Weitsee schaut, hier euer Linnen wendet und besprengt.« »Und da hast du uns helfen wollen? Bist ein viel guter Bub!« lobte das Kind und reckte sich, ihn zu streicheln. »Das nicht!« Er errötete leicht. »Aber ich habe etwas mitgebracht – für deine Schwester . . . was ich für sie gefangen.« »Ei was?« fragten, gleich neugierig, beide.

»Gleich! Gleich!« Er eilte in ein paar Schritten in den Vorwald zurück und kehrte bald wieder, in der Rechten ein viereckig länglich Kästchen, gar zierlich aus Schilf und Weiden gefügt: darin saß auf einer Querstange ein unscheinbar graubraun Vögelein: ganz zutraulich sah es: ohne Flattern und Hüpfen ließ es geschehen, daß der Käfig von seinem Herrn in die Hände der Fremden überglitt und blickte der ganz vertraut in die hineinspähenden Augen.

»Was ist das?« forschte sie. – »Nur ein klein Vögelein.« – Ich hab' dergleichen nie im Hag gesehen.« – »Ja, sie weilen nicht hier. Ist ihnen wohl zu rau. Aber oft hab' ich sie singen hören, weit da drüben, über den Bergen, wann ich mit dem Vater und den Gesippen in des Herzogs Heer hinüberzog zu den Langbärten, ihnen zu helfen wider die falschen Byzantiner in der Rabenstadt. Du – dort – dort drüben ist's aber schön! Warm, fruchtbar und reich! Dort in Hecken und Büschen, die – denk' dir nur! – auch im

Winter grün bleiben, lernst' ich das Vöglein kennen. Und seinen Sang lieben. Bei den Langbärten gilt es Freia geweiht.« – »Der Liebesgöttin! Warum?« »Weil's gar so heiße Lieder singt, werbend um sein Weibchen! Und – denke nur! – es singt auch zur Nacht. Neulich – in der schwülen, mondhellen Nacht – wieder einmal konnte ich nicht schlafen, wie jetzt so oft! – hört' ich ein Singen in den blühenden Rotdornbüschen vor unserem Hof zu Fagen. Gleich mußst' ich dein gedenken.« – »Mein? Ei warum?« – »Ah . . . ich weiß nicht. Kaum konnt' ich den Morgen erwarten: ich stellte das Fallnetz, darin wir im Herbst die Wacholderdrossel fangen –: ein paar gelbe Würmer zur Köderung und flugs huschte die liebe Neugier – sie hatte mir beim Fallenstellen zugesehen, das Köpflein hin- und herdrehend! – darunter und war gefangen. Und in wenigen Wochen ward sie gar zahm und zutraulich. Ich schenk' es dir. Und singt es in der stillen Nacht . . .« Sie reichte ihm die Hand und sah ihm fest ins Auge: »Dann denk' ich dein, der mir's geschenkt. So denn – schon wieder: – Dank.« – »Ja aber, warum hast du's denn nicht gleich in unsern Hof getragen?« Er errötete wieder. »Ich . . . ich war ja auf dem Wege! Doch: nein: nicht lügen! Ich wollte es euch lieber allein geben. So harrete ich euer hier, im Buschicht geborgen.« – »Ja, ja,« meinte das Kind, gar wichtig, klug. »Nachbar Isanbert ist immer irgendwo in der Nähe. Und der, so oft er dich in unserem Hofe findet, grollt er und sieht so finster wie der Weitsee zur Nacht. Und sein Vater auch.« – »Aber euer Vater . . . grollt er dann auch, Klein-Elbchen?« – »O nein! Du! *Der* hat dich gern! Jüngst sagte er, fast wie unsern Bruder, den armen Arnger, der vor ein paar Wintern in dem Geklipp des Kiemo beim Weststurm versank mitsamt seinem Einbaum. Er freut sich immer, sieht er dich antraben auf deinem weißen Rößlein.« – »So? Dann komm' ich bald wieder angetrabt! Aber heut' bin ich zu Fuß: und weit ist der Weg bis an unsern Hof nah der Prien. Freia befreunde, Berahta befriede euch beide.« Er drückte ihnen die Hände, wandte sich und eilte, den Wald links lassend, auf der alten Römerstraße, die sich hier nach Westen bog, davon.

Die Mädchen beendeten nun flink und fröhlich die Arbeit und gingen in das Dorf zurück.

Als alle drei verschwunden waren, ward es gar seltsam lebendig hoch in dem Wipfel einer dichtbelaubten Ulme in der dritten Baumreihe des Waldes: und alsbald glitt an dem Stamm, von Querast zu Querast ganz geräuschlos sich niederlassend, ein anderer Weidmann herab: ähnlich dem ersten an reichgeschmückter Gewandung und vornehmer Gestalt, aber etwa zehn Jahre älter und ebenso dunkel an Haar, Haut und Auge wie jener licht. Als er sich, an dem Fuße des Baumes, behutsam vorspähend, überzeugt hatte, daß Wiese und Wald ganz leer waren von Menschen, sprang er behend wie der Sumpfluchs auf den toten Habicht zu, der da im hohen Grase lag, zog ihm den Pfeil aus der Brust und verwahrte ihn sorgfältig im Wehrgurt. »Hei,« lachte er vor sich hin und die schönen, aber sehr scharf geschnittenen und finsternen Züge erhellte ein seltsam Licht, »also Vetter Adalo hält Frühpirsch auf das Dorfdirnlein? So weit ist das schon? Nun, weiter soll's nicht wachsen! Sein Pfeil schützt sie vor dem Räuber! Ah, dem armen Hapucho fehlte meine Brünne: mir soll beim Fang des Täubleins – bald hol' ich mir's! – sein Pfeil nicht schaden. Aber Vater Fagano soll erfahren, wo die Schäfte mit der Adlerfeder bleiben.«

Rasch war er im Gehölz verschwunden; in dessen Tiefe stand, an eine schlanke Tanne gebunden, ein prachtvoller Rappe, der den Herrn mit freudigem Wiehern

begrüßte. Der Schwarzlockige schwang sich in den Sattel und jagte alsbald auf dem schmalen Waldpfad dahin. »Lauf,« flüsterte er, dem Hengst den Hals klopfend, »lauf, Nachtelb! Wir wollen dem Milchbart zeigen, daß vier Füße flinker als zwei!«

*

IV.

In der Nähe des heutigen Marktes Prien, in südlicher Richtung gegen den See zu, oberhalb des Dörfleins Ernsdorf, erhebt sich ein ansehnlicher Hügel, heute in der Senkung nach Norden von dünner Holzung bedeckt. Damals aber rauschte noch mächtig der Urwald auf jener Höhe: nur auf deren Krone war ein Geviert geschwendet worden mit Feuer: – daher hieß man es dort: »im Gebränd«: der Zugang zu einem Gehöft der Fagana sollte auf allen Seiten auf Pfeilschußweite ohne Deckung liegen.

In dem viereckigen hochumzäunten Hofraum, der das Wohngebäude, das Badhaus, den Backofen, die Scheuer und ein paar »Schupfen« von Unfreien, sowie den geräumigen Pferdestall umschloß, stelzte hochbeinig ein Kranich mit verschnittenen Flügeln: der »Kranich-Adler«, der starke Falke, der den Kranich wie den Reiher lebend beizte, unversehrt dem Falkner zutrug und so auch diese Beute eingebracht hatte, mit silberner Kette auf dem Stender festgebunden, schien mit Befriedigung auf seinen Gefangenen herabzublicken.

Auch eine zahlreiche Meute trieb sich hier um: da fehlte weder der Biberhund noch der Spürhund, weder der Windhund noch der Sperberhund, der bei der Falkenjagd das geschlagene Gefieder beiholte.

Obzwar ein stattlicher Bau – die Hallen der Adalinge dehnten sich ungleich geräumiger und prangten schmuckreicher als etwa das schlichte Haus Arnos an der Alz – ist das Ganze spurlos verschwunden: denn auch diese Adelshöfe waren ausschließlich aus Holz ausgeführt: die Flamme hat sie verzehrt: der Ungar schwang hier im zehnten Jahrhundert seine Fackel. In dem Hauptraum des Hauses, der Halle, ragte, im mittleren Hintergrund auf mehreren Stufen erhöht, der Hochsitz: des Hausherrn und der vornehmsten Gäste Ehrenplatz. Auf dem hochrückigen, breitsitzigen Lehnstuhl von Eichenholz lag gespreitet das Fell eines mächtigen Bären, dessen Klauen versilbert glänzten.

Aber auch das durchsichtig gegitterte Holzgeländer, das sich in zierlichem Schnitzwerk aus gelbweißem stark duftenden Zirbelholz mit eingeritzten mennigroten Drachenlinien von dem Estrich aus gestampftem, mit Binsen bestreutem Lehm über die niedrigen breiten Stufen zu dem Hochsitz hinanzog, war bedeckt mit Fellen von Hirsch und Gemse, von Elch und Ur, von Wolf und Luchs; ebenso die Bänke, die zu beiden Seiten des Hochsitzes wie unten zwischen den Pfeilern des Saales standen, bestimmt für die Gefolgen des Edelherrn, abgestuft nach dessen Würdigung. Hier fanden auch die obersten der Knechte ihren Platz, der Roßknecht, der Mundschenk, der Druchtsaz, der Altknecht.

An den Wänden ringsum waren Beutestücke der Jagd angebracht: die breiten Schaufeln des Elch, das Geweih des Berghirsches von achtzehn Enden, das Gehörn eines mächtigen Steinbocks, des Wisent und des Ur, ein Bärenkopf, ein Wolfsrachen.

Und von der Mitte der Saaldecke schwebte an weißem Lederriemen ein gewaltiger Steinadler, dessen ausgespannte Schwingen weithin klafferten und sich bei jeder Lufterschütterung in majestätisch kreisende Bewegung setzten.

Neben den Tierhäuptern hingen an den Pfeilern und Wänden von Ahornholz Jagdwaffen jeder Art: der dickgeschafte Stoßspeer mit der starken eisernen Querstange, welche die Umarmung des aufrecht heranschreitenden Bären von der Brust, den Anhub des Gewehrs des wütenden Keilers von den Beinen des Jägers fernhalten sollte.

Dann die wuchtige Wurflanze für die gewaltigen Wildstiere jener Tage: Wisent und Ur, deren Ansturm auch ein Riese nicht hatte standhalten mögen und die daher nie im Nahkampf bestanden, nur aus sicherer Ferne oder herab von eigens hierfür gelichteten Bäumen an ihrer Wassersuche erlegt wurden.

Weiter Langbogen, Köcher und zumal in reicher Auswahl Pfeile: vom stumpfen, kaum fingerlangen Bolzen, mit dem die kleinen Träger wertvoller Pelze, Edelmarder, Baumarder, Hermelin durch einen Kopfschuß getötet wurden, bis zu dem drei Fuß langen Eschenpfeil, der den Brustschild des Ebers wie den Holzschild des Slovenen durchbohrte.

Ferner die leichten Rohrpfeile mit langer dünner Spitze für die Raubvögel, für Wildgans und Wildente; aber auch die Handpfeile, mit scharfen Widerhaken für Lachs und Hecht, die sich im Seichtwasser, mit der Rückenflosse fast die Luft erreichend, sonnten. Denn auch das Gerät für die »feuchte Jagd«, die Fischerei, mangelte da nicht: mancherlei Netze, Reusen, Körbe, Hamen – aus Eisen meist, aber auch noch uralte aus Bronze und sogar aus Feuerstein – und zwei Männer lange Angelruten; auch winzige Bolzen an langer, lang hinrollender Leine, mit der Asch und Forelle getroffen wurden: der Fischer ließ sie dahinschießen an der Schnur, bis sie ermatteten und mühelos gelandet wurden. An den acht Pfeilern auf jeder Seite der Halle waren aufgekreuzt breite Schaufelruder für die schweren, weiten Lastschiffe, auf denen zumal Getreide, Heu und Binsen von der Südostseite des Sees, der »Feldwiese« her auf die Eilande und an die Uferhöfe verschleppt wurden, schmale Ruder für die »Einbäume« und für die Flachkähne, die »Plätten«; auch Segel und schlanke Maste waren aufgerichtet.

Die Rücklehne des Herrenstuhls auf dem Hochsitz – im Dreieck verjüngt nach oben – krönte ein anderer Adler: – ein gewaltiger Seeadler diesmal, mit gesträubten Schwingen: denn die Herrschaft über den See, oder doch über seine größte Insel, das Escheneiland, und das Südwestufer stand diesem Adelsgeschlecht zu: des sollte der Seeadler ein Wahrzeichen sein.

Auch sonst waren unter den in die Pfeiler, Banklehnen und Wände eingebrannten und eingeritzten Schmucktieren und Schmuckpflanzen Adler und Esche am häufigsten vertreten.

Denn als des Edelgeschlechts Ahnherr und Schutzherr galt Wuotan. Daher auch seine Waffe, der Speer, neben der Hausmarke, der Rune F, – ƿ – die alle Waffen und

Geräte trugen, ebenfalls aus Bernstein, Holz oder alter Bronze sowie jüngerem Eisen so häufig als Zierbild verwendet war.

Außer den Jagd- und Fischfang- und Schiffsgeräten füllten nun aber den weiten Saal Kriegswaffen jeder Art zu Schutz und Trutz in bunter reicher Menge. Und offenbar waren heute viel zahlreichere als die sonst zur Ausstattung und Ausschmückung der Halle dienten von den Knechten hereingeschafft worden. Denn auf dem langen viereckigen Speisetische von Ahorn in der Mitte der Halle wie auf dem eichenen Rundtisch vor dem Hochsitz, dann auf dessen Stufen und Bänken, endlich auch auf dem Estrich lagen noch viel mehr Waffen gehäuft als an den Pfeilern und Wänden hingen.

Noch waren mehrere Knechte – das ganz kurz geschorene Haar unterschied sie wie von den Adalingen so von den Gemeinfreien – beschäftigt, die gehäuft hereingetragenen Stücke auseinander zu breiten und zur Prüfung vorzulegen dem Manne, den nicht nur sein Platz auf dem Hochsitz bei dem ersten Blick als den Herrn dieses Hauses darwies.

Es war eine überwältigende Gestalt!

Das Antlitz des etwa Fünfzigjährigen zeigte starke Ähnlichkeit mit dem seines Sohnes Adalfrid: allein mehr noch als die Zahl hatte der reiche Inhalt seiner Lebensjahre diesen Zügen höheren Ernst, gewaltigere Bedeutung eingeprägt. Der Vater war nicht nur breitbrüstiger, er war auch noch höher gewachsen als der doch auch gar stattliche Jüngling: kaum ergraut war das Haar um die majestätische Stirn und der mächtige Bart, der die ganze breite Brust bedeckte und bis zu dem Wehrgurt herabwallte in weicher Wellung. Das Auge war goldbraun wie des Adlers und es leuchtete unter kühn geschwungenen Brauen hervor in überlegener Ruhe.

Vornehme Ruhe war überhaupt der regelmäßige Ausdruck dieser edeln Züge, wie die Bewegungen des Hofherrn selten, maßvoll, verhalten waren: jedoch man fühlte, lodernde Feuergewalt fehlte hier nicht: sie lag nur geborgen und gebändigt durch altvererbte adelige Haltung und durch jahrzehntelang gegenüber den mannigfaltigsten Erregungen in Krieg und Frieden, auf dem Kampffeld wie in den Palatien der Könige und der Herzöge durchgeführte Willenszucht. Zu seinen Füßen ruhte ein prachtvoller starker dunkelbrauner Hund von dem mutigen Schlag, der den Bären angeht, der langgestreckte Kopf lag auf dem Knie des Herrn: merksam folgten die klugen Augen jedem Blick bei dessen Hantierung.

Er hob nun, wägend und prüfend, ein Kurzschwert auf, das ein vor ihm knieender Knecht darreichte: er bog es nur leicht mit beiden Händen: – klirrend zerbrach es, ruhig ließ er die Stücke fallen.

»Du hast den Rost, den Schmutz zu tief einfressen lassen, Slovene. Du stehst fortan nicht mehr unter dem Waffenwart; ich werde dich aus der Halle fortschicken, in die Almhütte oben auf der Kampenflüh: da magst du Kühe melken statt Waffen pflegen.«

Flehentlich hob der Mann beide Hände empor: sein Gesicht war unschön, die dunkelgelbe Hautfarbe, die stumpfe Nase, die vorstehenden Backenknochen ließen es unedel erscheinen: aber jetzt lag in den braunen Augen etwas Rührendes – so blickt wohl ein treuer Hund zu dem geliebten Herrn auf – wie er bat: »O Herr – großes Herr! Nix mich jagen aus deinen Augen. Lieber lassen mich geißeln.«

»Nicht doch! Aber ihr lernt nicht Reinlichkeit, nicht an Leib noch an den Dingen. – Ich wollte dich freilassen im nächsten Ding unter der alten Eiche ob der Alz. Nun sollst du erst den Wert der Waffe abverdienen, auf daß du lernest, Reinlichkeit und Sorgfalt sind notwendig, sind ersparsam und ersprießlich. Ich schätze sie nur auf drei Denäre.«

»O Herr, wie kann abverdienen? Alles was verdiene, erarbeite mit Hand, ist ja doch dein wie Hand und ganzer Zwentopluck selbst.« – »Wohl! Aber hoch über dem Recht schwebt die Gnade. Wem's wohl ergeht, der soll's andern wohl gehen lassen. Nach zwölf Nächten bist du frei. Nein, nicht die Hand küssen, wie der Hofwart da die Hand des Herrn beleckt. Und dann geb' ich auch Dowina frei, die mit dir im selben Grenzdorf gefangen ward.« – »Herr, groß! Ah, damals, wie ich mit schwerer Wunde fiel . . .« – »Ihr waret wieder einmal nachts über die Grenze geschlichen, Schafe zu stehlen. Aber wir kamen dazu, jagten euch über die Landmark und verfolgten euch bis in eure Strohzelte.« – »Ui, flackerten die auf! Ich lag unter dem Brand – konnt mich nix rühren – die andern meinten, Zwentopluck tot – aber du sahst, ich lebe, risset mich heraus. – Und dein Sohn zog Dowina neben dran – schon brannte ihr Hemd – aus Feuer . . .« – »Nun, ihr seid zusammengewachsen in der Gefangenschaft. So mögt ihr denn Mann und Weib werden. Ich schenk' euch die Fischerhütte dort unten im Schilficht. Und zwei Hufen Ackerland links der Prien. Und drei Hammerwürfe Grasacker in der Feldwies. Und das Recht auf den Hau im Hochgern-Tann. Dafür sollst du mir zwei Tage in der Siebennacht fronen und zwanzig Metzen Roggensaar zinsen. Und was du rodest an Neubruch, soll neun Jahre zinsfrei sein.« – »Herr, wenn ich nix darf Hand küssen, was soll thun?« – »Schweigen. Und künftig, gilt es deine eigene Habe, besser acht haben als auf die meine. Geschickt seid ihr schon, ihr Slovenen: aber 's ist kein Verlaß auf euch.«

»Ich will – ich schwöre bei Perun, daß du noch sollst sagen: ›Zwentopluck treu.« – »Schon gut! Verkünd' es ihr, der Braunen, mit den dicken Zöpfen wie von Roßhaar. Und ich schenk' ihr als Brautgabe die drei Kühe, die sie bisher gewartet auf der Kampenaln. Geh!«

*

V.

An der Thüre traf der Slave auf den eintretenden Adalfrid. »O junges Herr,« rief er ihm, in Sprüngen enteilend, zu, »dein Vater . . . gut. Wie ein Gott. Wie Triglaf!« Freudig bellend sprang der Hund dem jungen Herrn entgegen, der ihm den Kopf streichelte. »Ja, er ist gut,« sprach der Sohn leise vor sich hin, mit freudiger Ehrfurcht, mit Stolz zu dem Vater emporblickend. Der schien sein kaum zu achten; er prüfte den Handgriff eines Erzschildes, ob er noch halte. Der Jüngling trat nun, ehrerbietig grüßend, die Stufen des Hochsitzes hinan. Mit kurzem Nicken des mächtigen Hauptes erwiderte der Vater; nur einen raschen Blick warf er auf sein Antlitz. »Du fehltest beim Mittagmahl,« warf er kurz hin, ergriff einen Bogen und spannte mit Leichtigkeit die zähe, strenge Sehne. – »Ich jagte, Vater.« – »Weit ab, wie es scheint. Deine Beute?« – »Dein Frilaz Rimisto – auch sein Nachbar Greinhart! – klagte solang schon, das Schwarzwild steh'

ihm schwer im Gebräche. Ich trieb sie aus dem Kessel, darein die ganze Rotte sich eingeschoben. Die schlimmste grobe Saue stellte sich; sie liegt im Sumpf bei dem Neubruch: sie wog so schwer – ich konnte sie nicht allein tragen: Zwentopluck und Heinilo sollen sie holen.« – »Gut, daß Rimisto geholfen ist;« er legte den Bogen zur Seite. »Sonst keine Beute?« – Da traf sein Auge voll den Sohn. Der errötete stark: er öffnete langsam die Lippen: »Wie . . . wie man's nimmt. Nichts was der Rede wert.« Er nahm den Köcher ab und stellte ihn an die Wand neben den Vater. Der musterte die Öffnung: »Da fehlt ein Pfeil – im ersten Loch.« – »Ja. Ich . . . ich schoß einen Habicht. Ich war über der Rimstinge Hof hinausgegangen – gen Norden.« – »Ziemlich weit! Bis auf der Arninge Wiesgrund.«

Hoch erstaunt fuhr Adalfrid auf.

»Tot liegt dort der Habicht neben dem Linnen des arglos vertrauenden Kindes.« Jetzt erleichte Adalfrid in leisem Grauen: erhielt der Vater wirklich, wie viele raunten, geheime Botschaft durch Wuotans Raben? – »Das Raubgetier that wie es mußte. Aber Schmach dem Mann, der sich gelüsten ließe derer, die er – wie er weiß, wissen muß! – nur als freveln Raub davonschleppen könnte. Heilig ist echtem Mann, heiliger noch dem Adaling die Tochter des kleinsten Freien seines Volkes. Schande dem Adalman, der nicht edler denkt als alle andern. – Schweig! – Botschaft kam – während du Linnen behüten halfst – vom Langobardenkönig Agilulf aus Paula: er wiederholt seinen Vorschlag, der uns ehrt und stärkt: nur sei seine Tochter noch zu jung. Das trifft sich gut. Denn spät erst vermählt in der Fagana Geschlecht der Vater den Sohn: erst, wann er voll gereift. Das Herzogtum Trient verspricht König Agilulf seinem Eidam als Mitgift. – Schweig', sag ich! – Nie mehr gehst du unbegleitet an die Alz. Und auf daß du nicht sobald wieder schauest, was viel zu hoch für frevles Spiel und doch zu niedrig für den Ernst: – du verreitest Morgen! Gleich nach Hahnenkraht. Hörst du?«

»Du gebeutst, mein Vater. – Wohin?«

»Nach Regensburg! An den Hof des Herzogs. Du bringst ihm den Brief, den ich meinem Tabellio vorgesprochen: ich mahne ihn, seine Südostmark kräftiger zu wahren: dunkle Gerüchte gingen mir zu von neuen Feinden, die dorthier drohen, außer den Slovenen. Wir brauchen Hilfe. Nimm die Hälfte meiner Gefolgschaft mit! In ihrem besten Waffenschmuck! Reich und stolz soll der Faganing vor den Agilolfingen treten und ihm vor Augen weisen, daß unser Geschlecht von der Götter oberstem stammt und des Königtums gewaltet hat im Südgau unserer markomannischen Ahnen, als jene Agilolfingen noch Schildträger merowingischer Klein-Könige waren, wir wie in den anderen Gauen die Huosi, die Drozza, die Hachilinga und die Anniona, das fünfblättrige Kleeblatt bajuvarischen Adels. Des Herzogs Antwort bringst du dann zurück, nach einem Einsprechen bei den Huosi an der Amper und den Hachilinga an der Isar: diese wollten mir doch die beiden Jüngsten zur Schwertleite schicken. Mahne sie dran. Geh! Rüste den Ritt. Wuotan, der Wege Gott, geleite dich.«

*

VI.

Den Tag über und die ersten Stunden der Nacht hatte Adalfrid vollauf zu thun, die Gefährten seiner Sendung zu wählen und sie wie sich selbst mit Waffen, Rossen und allem Reisebedarf zu versehen.

Aber nach Vollendung dieser Vorbereitungen und nach dem Abschied vom Vater litt es ihn nicht mehr in dem Hause, unter dem bedrückenden Dach. Es drängte ihn hinaus ins Freie, in Feld und Flur, die im Mondlicht der Frühlingsnacht wunderbar da draußen glänzten: der See lag fernab wie ein Silberspiegel.

Dorthin, an den See, lenkte er, leise die Hofwehre hinter sich lassend, die Schritte: er wollte noch einen Abschied nehmen – ach nur mit den sehrenden Augen!

Er kannte dort, im Norden von ihrem Jagd- und Waffenhof, eine Waldblöße, dicht am Ufer, von wo man deutlich in der weiten Ferne die hochragenden drei Eichen der Dingstätte auf der Höhenkrone, dort über der Alz, auch den First des Arnhofes erkennen mochte bei Tag: und wohl auch – so meinte er – mit seinen scharfen Augen in dem fast taghellen Mondlicht.

Bald hatte der Rasche die gesuchte Stelle erreicht. Die Mitternacht war lang vorüber. Zauberisch glänzte vor ihm der See, zahllose Sterne in nicht zitterndem Bilde spiegelnd; wie Seerosen schienen die drei Eilande auf der glatten Flut zu schwimmen: von fernher grüßten in geisterhaft weißem Duft erschimmernd die Berge: im Norden aber glaubte er deutlich den Hof zu erkennen, der die Geliebte umhegte.

Er warf sich, den Blick dorthin gerichtet, das schmerzende Haupt auf die Hand gelehnt, auf den reinlichen weißen Ufersand, bis zu dem heran zuweilen das leise Atmen der Flut fast geräuschlos die landende Welle schob.

Lange, lange saß er so schweigend, sinnend, träumend; schon blichen allgemach die Sterne. Es kam jene geheimnisvolle Stunde, von der man nicht sagen mag, ob sie dem Tage schon, ob noch der Nacht zu eigen? Ein farblos Grau erfüllte nun, seit der Mond hinter hohen Berggipfeln gesunken, weithin Himmel, Land und See. Allmählich zog von Osten her ein ganz schmaler Streif, fahl gelblich, weithin quer über den Himmel: des steigenden Frühlichts erster Lanzenwurf!

Da horch, setzt ein lebhafterer Lufthauch ein, wie er der klimmenden Sonne voraufliegt: glaubte man doch, die ersten Strahlen des Tages seien wie von wehendem Wind so von klingendem Klang begleitet:

»tönend schon für Geisterohren
wird der junge Tag geboren!«

so hat noch spät die Phantasie gehört.

Nun rühren die Buchenwipfel, von lebhafterem Wind leise geweckt, die jungen, zarten Blätter: lauter, rascher an den Ufersand kommen kürzere Wellen gerauscht. Jetzt der erste laute Ton: tief aus dem Inneren des Waldes dringt der schmerzliche Ton der Hinde, laut, eindringlich, mahrend: der Lauscher kennt den Grund ihres Rufens: vor kurzem hat der Fagano den stolzen Edelhirsch, ihren kronenstolzen Gemahl, in der Grube lebend fangen und nach der Escheninsel hinüber schaffen lassen, wo der Hirschkühe zu viel, der Hirsche zu wenig geworden. Wie laut die Verlassene klagte!

Da fand endlich auch des Jünglings Seele Erleichterung in einem tiefen Seufzer, dann in ringenden Worten. »Ach, schwer ist mir das Herz! Schwer mein Geschick! Fort – fort von ihr! Nicht nur auf lange Zeit: – auf immer! Gebunden an eine Fremde, Ungeliebte, wenn des Vaters Wille geschieht. Und wie könnte der nicht geschehn? Ihm gehorchen, das ist mir so notwendig – ist's von je gewesen! – wie atmen. Wie sollte ich ihm trotzen? Ich müßte weichen aus der Halle, aus dem Gau, aus dem Land! Aber von ihr lassen? Ich kann, es auch nicht, kann's noch weniger. Zumal, seit ich glaube, sie ist mir auch gut: – sie weiß es freilich gar nicht, aber doch, aber doch ein ganz klein wenig gut im jungen Herzen. Ob wohl heut Nacht, ob jetzt der singende Vogel sie meiner gemahnt? Und wenn es ihr nun allmählich aufdämmt in der Seele – und das wird's am ehesten, falls ich nun plötzlich verschwinde – was wird sie leiden! Was soll sie von mir halten, der ich, launisch, ohne Grund, auf einmal zerreiße das freundliche Band der Gewöhnung an trauliche Gespräche. Ach! Ich bring's nicht übers Herz.«

Traurig sah er gen Himmel.

»Was taucht da aus den Dämmerwolken so hell? Es ist der Morgenstern: – Freias Stern! O Freia, hohe, holde Herrin, die du die Liebenden befreundest, hilf mir – rate mir – gieb mir in dieser Stünde, gieb mir gleich ein Zeichen, das ich deuten möge für die Zukunft, für mein Geschick, für mein Thun oder Lassen.«

In gläubigem Gebet sah er über die Fläche des See's hin nach oben. Da glaubte er aus dem dunstvollen hellgrauen Geflimmer der glatten Flut etwas Emporragendes zu erschauen: etwas dunkelbraunes: war es ein Kahn, eines Einbaums Schnabel? Nein! Dem glich es nicht. War es ein schwimmender Mensch? Dazu ragte es zu hoch aus dem Wasser. Und näher und näher kam's von der Escheninsel her. Die Helligkeit stieg jeden Augenblick – jeden Augenblick drang das Rätsel näher: vorsichtig, ohne sich vom Boden zu heben, lugte der Spähende aus: das war ein hochbekröntes Haupt, ohne Zweifel! – ein Hirsch, der gerufene Hirsch. Schon hielt er im Seichtwasser, nur einen Pfeilschuß gen Süden entfernt: der Südostwind verhielt ihm die Witterung des Menschen: so schritt er furchtlos zu Land: prachtvoll sich aufrichtend schüttelte und rüttelte der Vierzehnder, das Haupt ganz in den Nacken zurückbiegend, das viele Wasser von sich ab: nun war's genug: nun stieß er einen weithin dröhnenden frohlockenden Antwortruf aus auf den Ruf der Hinde und in wahrhaft königlichem Gang brach der König des Waldes durch das Unterholz und eilte der Ruferin zu.

Da sprang Adalfrid auf, riß den Jagdhut vom lockigen Haupt und neigte sich dreimal tief vor dem nun rasch verblassenden Morgenstern: »Ich neige dir, Freia, freundliche Frau; ich neige dir, Befreunderin, Beschwichtigerin, ratende Retterin! Ich verstehe dein Zeichen. Wie der mutige Hirsch durch Gewalt, durch den weiten hemmenden See von der Hindin getrennt, Hemmnis und Gefahr nicht scheuend, sich in die Flut warf und todesmutig herüberdrang ans Ziel zur Geliebten, – so soll auch ich nicht verzagen, nicht verzweifeln. Der Mut, der Wagemut treuer, heißer Liebe überwindet alles. Dank dir, Freia! Und Heil dir, Frau Sunna, die du da strahlend durch die Dämmerwolken brichst: Zuversicht des Sieges strahlst du in mein Herz. Ich gehorche dem Vater: ich scheidet jetzt: – aber ich kehre wieder, und ich werde siegen. Treue Liebe dringt durch jede Hemmung.

Zweites Buch.

I.

Wo heut' am Nordostufer des See's die schmucken weißgetünchten Häuser des Dorfes Chieming glänzen, stand damals nur der Hof des Gemeinfreien Kiemo: er hat dem See und dem ganzen Seegebiet, das ursprünglich ohne besondere Benennung zu dem Ostgau der Bajuwaren gehörte, in der Folge den Namen gegeben: man nannte jenes Ufer »ze den Kiemingen«, das heißt bei den Nachkommen des Kiemo, und der Name ging später auf den Untersee, zuletzt auf den ganzen Gau und den See über.

Der Eigner, ein kraftvoller Mann in den dreißiger Jahren, führte gegen Sonnenuntergang des nächsten Tages aus seiner Hofwehre den schmalen Pfad durch die sumpfige »saure« Wiese an den See hin einen kleinen ältlichen Mann, den die dunkle Farbe der Augen und des spärlichen Haars deutlich von den Bajuwaren der Mark unterschied.

»Ich danke dir, Secundus,« sprach Kiemo, ihm die breite Hand fest auf die Schulter drückend; »du hast meinem Weib – ist ja noch so jung, die Fritigilt! – den Weg nach Hel erspart mit deinem Säftlein und Tränklein.« »Nicht, nicht!« rief der Alte eifrig. »Nicht ich! Das hat gethan mein Herr und Gott, allmächtiger Schöpfer Himmels und der Erden! Nicht meine Tränklein, – mein Gebet, der Herr möge die Kräuter segnen, haben geholfen.« »Nun,« meinte Kiemo treuherzig, »das ist mir gleich. Weil nur geholfen ist. Weil sie nur lebt! Sie soll mir aber fortan nicht mehr in die feuchte Feldwiese fahren um Futtergras: – von dort hat sie wohl das Sumpffieber heimgebracht,« »Nicht, nicht!« Unzufrieden schüttelte Secundus abermals den Kopf. »Das ist doch nicht! Nicht der Sumpf schickt das Fieber, sondern Gott.«

»So?« grollte der Ehemann. »*Dein* Gott? Höre, der könnte was Gescheiteres thun und was Besseres schicken! *Unsere* Götter schicken nur Heil und Friede, Sieg und Sonnenschein und reiche Ernte: Seuche und Beißwürmer und Mißwachs senden ihre Feinde, – und die unsern! – die Riesen. Wehe, wehe, über deinen bösen Gott!« »Nicht, nicht, nicht doch!« eiferte das Männlein. »Ach, wie schlimm ist's, daß ich deine und der andern Heiden Gegenworte nicht widerlegen kann. Aber allzu lang ist's her, daß ich von einem Priester des Herrn dessen Lehre vernommen habe. Fast noch ein Knabe war ich damals, wie der letzte aus dem brennenden Salzburg über die Berge nach Italien floh. Und als mich mein guter, goldherziger Herr in die ferne Lechstadt wandern ließ, einen Priester zu suchen, – gar ein Bischof solle dort walten! – da war dort kein Bischof mehr zu finden und die paar Geistlichen konnten nicht lesen, kaum ein paar Gebete sagen. Und nun bin ich schon so alt! Und mein Kopf ist, mein' ich oft, noch älter als ich! Will sagen! meine Gedanken sind schwächer als meine Arme und Beine. So kann ich Euch nicht genug Widerspruch thun. – Vielleicht aber schickte deinem Weibe das böse Fieber nicht Gott, sondern . . .« Er bekreuzigte sich und sah sich scheu um – »Vielmehr . . . ganz im Gegenteil der . . . nun: der andere. Man nennt ihn nicht gern.« – »Ah so! also eine Art von Riese, ein Unhold, ein übler Wicht.« – »Ja ja. Aber sei still von dem, bitte.« – »Hm, wundert mich. Sagtest doch eben wieder, dein Gott sei allmächtig. Warum leidet er dann solchen Unfug, daß Unschuldige siechen? Warum hat er dann den Unhold nicht

schon lang erschlagen? Wuotan hätte längst die Riesenbrut vertilgt, könnte er's. Ei, so wird eben auch dein Gott nicht können.« – »Still! Um Gotteswillen still. Er hört's ja! Ich weiß freilich auch nicht, warum er den . . . den andern geschaffen hat. Und den viel übeln Apfelbaum! Hat doch alles vorhergewußt. Und wenn er ihn geschaffen, warum er ihn nicht maustot gemacht hat . . . lange schon! Wär' mir auch lieber! – Ach, gewiß weiß die heilige Kirche auch dafür Gründe. Liegen da in meiner alten Truhe vom Urgroßvater her neben andern Erbstücken ein Paar beschriebene Blätter, – heilige Blätter, aus dem heiligen Buch! – da steht gewiß die Antwort drin auf all' Eure ungläubigen Zweifelfragen. Aber ach: ich kann's ja nicht lesen. Den Knaben hatte der Vater lesen gelehrt: – aber nachdem der gestorben, hab' ich bald alles vergessen. Nur von einem Gebet kann ich noch ein paar Worte: vom Vater im Himmel und erlösen vom Übel.«

»Wohl, wohl. Glaub', was du willst, von mir aus! Es müssen doch wohl gute Götter sein, denen du dienst: denn was du thust in ihrem Dienst, ist gut: hilfreich sind dir Herz und Hand. – Was darf ich dir schenken zum Lohnvergelt? Oft und oft bei Nacht und Tag bist du gekommen in diesen Monden, durch Eis und Schnee oder auch über den See bei argem Sturm – wie er jetzt wieder anhebt: – ganz schwarz kommt's schon daher dort aus dem Wetterloch bei der Kampenwand. Soll dir Fritigilt von ihrem besten Manteltuch ein paar Armellen . . .?«

»Nicht! Nicht! Gottes Lohn lohnt reicher als Menschen Lohn! Hilf mir nur meinen Einbaum ins Wasser schieben: der Westwind geht gerade dawider.« – »Bleib' lieber über Nacht unter unserm Dach. Der See wird schlimm. Der Wind wächst noch. Horch, wie die Möwen schrillen. Bleib!« – »Ich bin überall in Gottes Hand, der ist doch stärker als Fasold, Euer Sturmriese. Und Arno erwartet mich des Nachts. Schieb! Noch einen Ruck! So! nun in des Heilands Namen, der da wandelte auf brausenden Wogen!«

Bald war das Schiffelein in dem dunkeln Wettergewölk verschwunden, das, finster wie die Nacht, den wildbewegten Weitsee bedeckte: scharf stachen von der schwarzen Flut die weißen Schaumkämme der überschlagenden Sturzwellen ab.

Schwer hatte der alte Mann zu arbeiten, der den morschen Kahn an dessen vielgeflicktem Hintergransen – dunkelgrünes Moos überzog ihn – aufrechtstehend mit dem einen breitschaukeligen Ruder vorwärts zu bringen und zugleich zu steuern hatte: er trachtete nach Norden: aber der heftige Sturm trieb ihn immer wieder nach Osten gegen Geklipp, das, dem Hofe des Kiemo im See vorgelagert, bis nah an die Oberfläche reichte: schon gar manch Schiffelein, das in diese Scheren geraten, ward von der Brandung so lang hin und her geschleudert bis es barst und sank.

Über dem Bestreben, die Richtung zu halten, kam der Greis nur wenig vorwärts. Allmählich nahmen seine Kräfte ab, während die Wellen immer höher sich türmten, immer häufiger über die linke Schiffswand schlugen und den schmalen Nachen immer höher mit Wasser füllten, so daß es dem einsamen Fergen schon handhoch über die Knöchel stieg.

Ihn fröstelte; doch konnte er nicht daran denken, auszuschöpfen: unterbrach er das Steuern nur auf Augenblicke, so trieb ihn der Sturm sofort in die Steinbänke. am Ostufer. Wie er einen besorgten Blick in jene Richtung warf, sich zu versichern, daß er hinreichend weiten Abstand gewonnen, glaubte er gerade an dem gefährlichsten Fleck, mitten in den kurzen kreisenden Brandungswellen, ein kleines Fahrzeug

wahrzunehmen, das, steuerlos, hilflos von den wütenden Wogen hin- und hergeworfen, offenbar bald an die dem Ufer nähere Steinreihe geschleudert, bald von dieser wieder an die äußere zurückgestoßen ward. Eine Gestalt war darin sichtbar, fortwährend von hoch aufspritzendem Gischt überschäumt. »Gott gnade dem Armen, wer er auch sei!« seufzte der Alte. »Er ist verloren! Wollt' ich auch wagen, ihm Hilfe zu bringen, – ich käme zu spät und auch meinen Kahn würde es dort zerschlagen. Ich kann nichts thun, als für ihn beten! Höre mich, Herr Christus und du, Sankt Peter, du, selbst ein Fischer . . . Ah, was ist das?« er unterbrach sein Gebet, »Ist's ein Wunder? Ein Traumgesicht? Nein! Ich wache ja. Es ist ein Kreuz, ein hohes Kreuz, das der Verlorene da aufrichtet in seinem Schiffein! Ein Christ! Ein Bekenner des Herrn! Der erste seit soviel Jahren! Er ruft des Kreuzes Hilfe an: so helf ich ihm denn, Herr, um deines Namens willen oder ich sterbe mit ihm. Höre mich, Herr, und stärke meinen Arm.« Und er wandte den Schnabel des Einbaums scharf nach Osten. Pfeilschnell schoß sofort das Schiff dahin gerade auf die umbrandeten Klippen los, von den wütenden Wellen an dem breiten Hinterteil in rufender Eile vorwärts getrieben: wie hungrige Wölfe sprangen sie in den ächzenden Kahn.

*

II.

Am nächsten Morgen lag in der schmalen Knechtshütte, die, aus unentrindeten Eichenstämmen roh zusammengefügt, im Schatten des Arnohofs wie Schutz suchend sich zu ducken schien, auf der dichten, weichen Streu von getrocknetem Schilf, dem hochröhrigen, der tiefen Alz, ein fremder Mann. Sein einzig Gewand war eine Kutte von Kamelfell, die Haarseite nach innen gekehrt; ein derber, siebenfach geknoteter Strick hielt sie über den mageren Hüften zusammen; ein langer, schwarzer, von einem mächtigen Kreuze gekrönter Stab lag neben ihm. Zu seinen Häupten kniete Secundus, beflissen, ihm dampfende Milch einzufließen aus einer flachen Thonschale, die, wann leer geschlürft, wieder gefüllt ward von Arntrudens emsigen Händen aus einem Melkeimer von weißem Lindenholz. Zu den Füßen des Fremden saß auf dem Herdrand Arno, Arnhild auf den Knien wiegend, die mit großen, neugierigen Augen auf den Gast schaute.

Nun nickte der mit dem Haupte Dank und richtete sich, gelabt und gestärkt, zu sitzender Stellung auf: er begann – in der uferfränkischen Sprache, die den Bajuwaren doch leidlich verständlich war: – »Wo bin ich?« Er blickte in dem ärmlichen aber sauber gehaltenen Raum umher: da fiel sein Auge auf den Namenszug Christi, das Zeichen †, das mit Kohle auf den weißen Steinrand des Herdes gemalt war. »O bei Christen! Bei Knechten des Herrn Christus.«

Hoch auf horchte Arno und zog die starken Brauen empor: »Ja, du bist in der Hütte eines Knechts. Aber nicht Christus, – Arno heißt sein Herr. Und der bin ich.«

»Auf Erden!« erwiderte der Fremde und hob das Haupt fest empor: nun sah man erst, wie gewaltig dieses Antlitz, wie bedeutend diese Züge waren, als aus den dunkeln, tief

in die Höhlen gesunkenen Augen ein heiß lodernder Blick sieggewohnter Überzeugung hervorschoß. Das geschorene Haar war dunkel wie die Augen, deren brennende Glut meist durch die gesenkten langen Wimpern gedeckt war. Die mächtige tief gefurchte Stirn, die kühn gebogene Nase, der scharf geschnittene, streng geschlossene Mund, das starke Kinn wiesen auf starke Kraft, harte Zucht des Willens, auf einen Feuergeist, aber auch auf maß- und schrankenlosen Glaubenseifer hin. »Auf Erden,« wiederholte er nachdrucksam mit einem geringschätzigen Blick, »aber im Himmel ist der Herr dieses Mannes – wie der deine – der Vater Jesu Christi.«

Unwillig wollte die kleine Arnhild auffahren: der Vater drückte ihre Schulter nieder und erwiderte ruhig: »Die mögen ja Götter sein, alle beide. Weit wölbt sich über der Erde der Himmel, hat für vieler Völker Götter Raum. Deshalb red' ich meinem Knecht nicht in seinen Glauben.« »O glaub' es,« mahnte Secundus, sich vom Boden erhebend, eindringlich den Fremden, »er – mein Herr und dieses Hauses und des großen Hofes dort und all' der Äcker, die du ringsum schauest, Eigentümer – er ist soviel gut, gutherzig, großherzig. Wär' er getauft, er könnte auch nicht edler sein! Er – nicht ich – er hat dich gerettet.« »Schweig!« gebot Arno streng. »Und du – berichte: wie kömmtst du hierher?« »Ich weiß nur noch . . .«, begann der Gast, sich besinnend und mit der Hand über die Brauen streichend, ». . . mein Nachen war im Versinken, so mächtig drang das Wasser durch das Loch, das die scharfen Steine in den Boden gestoßen hatten.« – »Wie kamst du zu dem Plattkahn? Er gehörte – die Hausmarke auf dem ans Land gespülten Ruder zeigt es – Rimisto, dem Meier der Fagana, der, ganz weit von hier, auf der Westseite des See's seinen Hof hat.« – »Jenes Boot? Mein Gott hat es mir gegeben.« – »So? – Er vergaß aber dabei, Rimistos Hausmarke durch die seine zu ersetzen. Der Plattschelch lag wohl unangekettet, ungehütet am Seesteg?« Der Fremde nickte: »Ich hatte gebetet, der Herr möge mir, da der Wald, der Sumpf, die den See umgaben, den ich zu Fuß, vom Lech her wandernd, erreicht hatte, an jener Stelle undurchdringbar waren, Schiff und Ruder weisen, auf daß ich meinen gottgewiesenen Weg gen Osten fortsetzen könne. Knieend hatte ich gebetet: sowie ich mich erhob, sah ich das Schiffein ganz nah vor mir an dem schmalen Steg im Schilf, auf den Ufersand gezogen: das Ruder stak bereits in der Weidenschlinge, diese war durch das Schiffsöhr gezogen: alles zur Abfahrt fertig gestellt durch Gottes Hand. Ich dankte dem Herrn, sprang ein und stieß ab.«

Arno furchte die Stirn. – »Was weist unser Gaurecht?

›Hirtenlose Herde,
Schifferloses Schiff,
Egge sonder Ackerer,
Muß statt der Menschen – mächtiger! –
Schützen und schirmen
Und rächen das Recht:
Höher, heiliger
Umfriedet sie gegen Frevel
Der Friede der Freien.«

Weißt du, was auf feigen Diebstahl steht des Schiffes, das der Eigner vertrauend am Ufer ließ?«

Der Fremde schwieg: er hatte wohl nicht verstanden. Aber Secundus erschrak heftig: »O lieber Gast,« bat er, »mein Herr, der dich da fragt, ist der Richter in der Mark. Er darf, er muß dich fragen und – strafen.« »Die Ehre wird ihm abgehauen, wie die häßliche Diebshand, und dreimal neunfach hat er den Wert zu ersetzen,« sprach der Richter. Jedoch unerschrocken erwiderte der Gast: »Meine Ehre ist die Schmach, die der Herr Christus auf sich nahm am Kreuzgalgen. Meine Hand aber ist sein Werkzeug: er wird sie schützen solange er ihrer bedarf. Und Geld darf ich nicht zu eigen haben.« – »Fahre fort, zu berichten.« – »Kaum hatte ich die Mitte des See's erreicht, da hob sich großer Sturm und verschlug mich weit nach Osten in jene Steine: ich erkannte, mein Schiffelein müsse zerschellen: da richtete ich in dem Mastloch der Ruderbank dies mein hohes Kreuz empor: – der große Columba selber hat es geweiht: – zu diesem Kreuze betend empfahl ich dem Herrn meine Seele, warf mich auf die Kniee und erwartete den Tod.« »Und durch dies Kreuz hat dich der Herr gerettet!« frohlockte Secundus. »Denn nur, weil ich das Kreuz erschaute, wagte ich mein Leben, den Scheiternden zu retten.«

Da erhob sich der Mönch, auf die Linke gestützt, und gab dem Erstaunten einen heftigen Backenstreich: »Nimm das, mein Sohn, und dazu drei Tage Fleischfasten. Wie sagt die Schrift? Alle Menschen sollen wir lieben wie uns selbst. Der Herr hat auch der Heiden sich erbarmt.« Verlegen, beschämt, stammelte der Gezüchtigte: »Dank, heiliger Mann Gottes, für die Strafe und bitte, vergieb mir.«

Merksam hatten Arno und seine Kinder diesen Reden gelauscht, jetzt rief die Kleine zornig: »Ja aber, Vater, darf denn der Graurock den guten Secundus schlagen?« – »Nein, das durfte er nicht, Kind. Wer eines andern Knecht schlägt, büßt einen drittel Solidus nach Bajuwarenrecht. Er wird überhaupt noch unser Recht lernen. – Sprich, was führt dich vom Lech, – wie du sagst, – hierher? Was hast du zu suchen hier im Land?« – »Ich suche nicht, was da mein, was meines Herrn ist. Oder doch wieder sein werden soll. Das Kreuz war schon hoch aufgerichtet in diesen Gauen: getauft war alles Volk der Räter, Noriker, Römer, da kamt ihr, ihr wilden Markomannen, ihr grimmbösen Quaden, die Donau heraufgezogen nach Noricum, von da bald auch nach Rätien: Bajuwaren nanntet ihr euch jetzt von eurer früheren Heimat Bajuheim. Da flohen vor euch aus diesen Landen über die Alpen die vornehmen Römer, die reich waren an Schätzen dieser Welt; und mit ihnen schwand das Kreuz.« »Ja,« fiel Secundus ein, »denn auch die Unfreien, die wohnen blieben und nur den Herrn wechselten – wie meine Großeltern – verloren, verlernten bald den Glauben: war doch niemand mehr da, ihn zu lehren. Nur karge Trümmer davon hab' ich mir gerettet.« »Wir lassen jeden glauben, was er will, wenn er thut, was er soll,« sprach Arno ruhig. »Da drüben in Artobriga, auf der Breitstraße nach Salzburg, beten die dunkelhaarigen Salzarbeiter, die wir vorfanden, nach wie vor ungestört zu ihren Halaunen und zu Teutates oder Merkur. Und die Herzöge zu Regensburg haben den Glauben ihrer Herrn, der Frankenkönige mitgebracht: das ist ihre Sache.« »Aber,« klagte der Mönch, »sie haben nie versucht, den Samen des Heils hier wieder auszustreuen. Das machen unsre Könige zu Metz und Paris und Orleans anders. Ihre Grafen zwingen in Auster, Neuster und Burgund die Heiden zur Taufe mit Bann und Gewalt.« »Wie?« rief Arno und die Stirnadern schwellen ihm an, »und das dulden die freien Franken? Bei Donars Hammer! Wie geschwind flögen bei uns solche Grafen in den tiefsten See!« – »Weil nun unsre Bischöfe in Auster mit Schmerz erfuhren, wie hier zu Lande die Wahrheit wieder völlig überwuchert ist von Götzenwahn, – wie verlassenes Ackerfeld wieder zu Walde wächst – haben sie die

hohe Frau Brunichildis, die bei uns in Auster unter Krone geht, beschworen, Glaubensboten hierher auszusenden mit dem Kreuz, aber zugleich ihre Grafen mit dem Schwert.« »So?« entgegnete Arno ruhig. »Sollen nur kommen. Dann werfen wir Kreuz und Schwert und die sie tragen, zusammengebunden in die Alz.« »Auch mir mißhagt der Zwang. Freiwillig – lehrte der weise Tertullian – soll der Glaube angenommen, nicht aufgedrungen soll er werden. So denkt auch unsere Frau Königin. Aber ein anderes ist es,« fuhr er fort und Begeisterung sprühte aus den fieberhaft glänzenden Augen, »setzt der Waffenlose, Schwache sein Leben ein, den Götzendienst zu bekämpfen durch das Wort und todesmutige That.«

»Und zu solchem Thun,« sprach Arno mit forschendem Blick, »bist du in unsere Gaue gewandert?« – »Du sagst es. Als in dem stillen Kloster im Wasgenwald, in dem ich dem Herrn diente . . .« – »Wie lange schon? Ich meine, diese starke Rechte hat einst das Schwert geführt.«

Dem Mönch schoß das Blut in das sonst so bleiche Antlitz: »Leider! . . .« – »Hältst du's für Unrecht, den Feind deines Volkes von der Markung zu scheuchen?« »O nein!« rief der Fremde mit kraftvollerem Ton als er bisher angeschlagen hatte. »Auch ich . . .« Aber plötzlich hemmte er die Wallung und fuhr mit wieder gedämpfter Stimme fort: »jedoch mich . . . mich führten dunkle Wege, dunkle Thaten – Gottes Zorn! – ins Kloster. Ich meinte, für immer: in Reue und Buße und Gebet gedachte ich dort meine Tage verrinnen zu sehen. Da, als die Nachricht in unsere waldverborgenen Mauern drang, die Königin habe das Verlangen der Bischöfe, die Taufe mit dem Schwert bei den Alamannen und euch durchzuzwingen, abgelehnt, und als unser Abt, der feueifrige Columba, sie in flammenden Worten schalt und die Brüder grollten und ich selbst mit mir in Zweifeln rang, – da kam mir in der Nacht ein Traumgesicht.«

»Träume täuschen oft,« meinte Secundus schüchtern. »Man soll sie nicht deuten.« – »Nur die von den Heiligen kommen, wie der meine. Mir erschien, nachdem ich in schmerzlichem Grübeln über der edeln Frau Königin und des heiligen Abtes Streit entschlummert war, nach langem brünstigem Gebet zu Sankt Paulus, meinem Patron, dessen Namen ich beim Scheiden aus der Welt angenommen habe, dieser selbst, von himmlischem Glanz das ehrwürdige Haupt umleuchtet, und mit gen Aufgang ausgestrecktem Arme sprach er: »Zeuch aus, mein Sohn, gen Osten zu den Heiden an Donau und Inn. Und bekehre sie zum Heile. Aber nicht mit einem Frankenheer, – ganz allein: nicht durch den Zwang des Schwertes, – einen Stab in der Hand, und durch den Mut deines Glaubens. Zieh hin von West nach Ost: Sorge nicht um Weg und Steg: ich werde dein Wegweiser sein, versagt dir andere Kunde.«

Und ich berichtete gleich nach dem Erwachen die Offenbarung meinem Abte: der entließ mich mit seinem Segen. Und ich wanderte über den Rhein und über die Donau, über den Lech und über den Inn auf zitterndem Steg, auf schmaler Furt, durch breiten Sumpf: ich zehrte von dem geweihten Brot, das mir der Heilige in den Strickgürtel gesteckt. Traf ich auf ein Gehöft, so trat ich ein und verkündete das Wort vom Heil für die Mühseligen und Beladenen: aber nur ein Weib etwa oder ein Knecht schenkte mir Gehör und Glauben, die Männer schüttelten trotzig die Köpfe – ach! wie weiland ich selbst, obwohl als Kind schon getauft, bei mancher Lehre der heiligen Kirche! – Dann blies ich den Staub von meinen nackten Füßen und wanderte weiter. Wohin? Ich wußt' es nicht: nur, – nach der Sonne blickend und den Sternen – stets gen Ost.

Und oft, wann ich Weg und Wegspur verlor, kniete ich nieder, wo ich gerade stand, betete zu meinem Patron und siehe: jedesmal sandte er mir einen Wegweiser: bald hoch im Blau einen Zug von Wandervögeln, bald im grünen Waldgras ein hüpfend Häslein . . .«

»Ja aber,« fiel ein Stimmchen ein, »Has ist häßlicher Anhupf!«

Ohne darauf zu achten, fuhr der Mönch fort: »Einmal, im tiefen Waldgestrüpp, war ich eingeschlafen auf weichem Moos. Plötzlich weckte mich ein Geheul: – wohl kannt' ich's von den Wäldern des Wasgengaues her! – Wölfe waren's. Sie drangen näher, näher: mir war, ich sah ihre glühenden Augen im Dunkeln leuchten wie Irrwische; da erhob ich mich, reckte meinen Kreuzstab wider sie und rief: »Dämonen in Wolfsgestalt, die ihr den Boten des Herrn in seiner Sendung hemmen wollt – weicht aus dem Wege, ich beschwöre euch, im Namen Pauli, meines Patrons.« Und horch: das Geheul lenkte ab, weit ab von mir: – der Apostel hatte das Rudel auf andere Fährte gelenkt. Bald darauf kam ich an diesen großen See und wie ich ratlos am Ufer stand, half mir der Himmel abermals: er zeigte mir jenen Nachen. Und zuletzt, als ich bewußtlos vor dem aufgerichteten Kreuz in dem Schiffelein zusammengebrochen war, half er mir durch die Hand dieses Glaubensgenossen.«

»Ich wäre aber mit dir zu Grunde gegangen,« berichtigte Secundus, »nachdem ich deinen Nachen an meinen Einbaum angeseilt hatte, ihn zu schleppen, wäre nicht mein guter Herr hier zu Hilfe gekommen und mit ein paar Knechten rasch uns entgegengefahren, denn meine Kraft war erschöpft: der Sturm trug uns schon wieder gegen jene Steine.«

»Ich werde,« schloß nun der Richter, »Rimisto sein Eigentum ausgeflickt zurückstellen und ihn bitten, die Diebesklage nicht zu rufen: der es genommen, habe in Irrwahn gehandelt. Bleibe hier, bis du dich erholst und erkräftigt hast, weiter zu wandern auf deinen sonderbaren Wegen.«

»Nicht, bevor ich dir das Wort des Heils verkündet habe: dir und diesen armen Kindern hier. Ich danke dir,« sprach er zu Arntrudis gewendet, die ihm oft während seiner Erzählung Milch geschenkt hatte. »Du hast ein freundlich Wesen, Jungfrau, und Gott gab dir ein schönes Antlitz: das ist eine große, große Gefahr! Lerne früh aller Lust der Welt entsagen! Sprich, was ist dir von all deiner Habe das Liebste?« Ohne Besinnen antwortete das Mädchen, ihn voll anblickend: »Das Liebste ist mir ein klein Vögelein: es singt auch zur Nacht: gar liebe, liebe Hand hat mir's geschenkt.« »Das opfere Gott,« schrie er mit unheimlich flammenden Augen. »Entsage der Lust an dem heißen Lied der brünstigen Kreatur der Nachtigall. Dreh ihr den Hals um! Denn auch die Tiere sind verteufelt durch die Erbsünde!« »Abscheulich!« rief sie entsetzt und trat von ihm hinweg an ihres Vaters Seite. »Laß solche Rede, Lieber,« mahnte Secundus, »Nein doch! Ich muß versuchen, diese Seelen zu retten vor der ewigen Qual. Denn wer die Welt liebt und den Götzen dient, brennt ewig in der Hölle.«

»Ja aber,« meinte Arnhild, »wenn dich der Vater nun nicht gerettet hätte, lägst du im See und könntest uns gar nichts verkünden.«

Der Mönch wollte erwidern: doch unwillig stand der Hofherr auf: »Schweig, Fremdling, mit solchen Worten. Wohl mag dein Gott, mögen deine Götter mancherlei Gewalt haben: wir wehren dir nicht, ihnen zu dienen, sie zu preisen: aber unsere Götter

schmähen, uns von ihnen hinwegreden zu wollen, – das sollst du nicht unter der Arninge Dach, das Donar behütet, und in dieser Mark. Sobald du wandern kannst, begleitet dich Secundus über unsern Gau hinaus. – Kommt Kinder! Nachbar Iso bringt Frô ein Opfer um Ernte: seht ihr: schon lodert auf seinem Bühl die heilige Flamme auf; sie winkt uns zu frommem Thun!«

*

III.

Als sie allein waren, wandte sich der Knecht eindringlich warnend zu dem Mönch: »Nicht, nicht! Laß ab, o laß ab von ihm und seinem Hause! Du, ergrimmt ihn nur und erreichst nichts. Ich kenne ihn: eher möchtest du die Kampenwand da drüben und den Hochgern umblasen mit dem Hauch deines Mundes als diesen Mann abwenden von seinen Göttern.«

Tief nachsinnend senkte Paulus das Haupt in die Rechte, dann sprach er: »Der Glaube, das Gebet kann Berge versetzen, kann Wasserquellen schlagen aus dem Fels: sie können auch felsharte Herzen erschüttern und erweichen. Schon oft haben die Heiligen, die Wahrheit unseres Glaubens zu erweisen, auf das brünstige Gebet ihrer Boten Zeichen und Wunder gethan. Ein Wunder, ein unleugbar, sichtbar, greifbar Wunder müßte auch diesen trotzigem Heiden bekehren. – Aber es ist vielleicht Anmaßung, Überhebung, daß ich unwürdiger Sünder vom Himmel ein solch Zeichen begehre. Vielleicht genügt statt dessen ein Geringeres, eine That von mir allein. Wie, wenn ich dem Richter und seinen Markgenossen zeigte, daß ihre Götter machtlos sind, sich selbst nicht schützen mögen gegen einen eifrigen Diener des Herrn? Ja, das ist leichter zu erreichen, als ein Wunder dem Himmel abzuringen. Es bedarf nur des mutigen Vertrauens auf den Herrn und stolze Verachtung der Heidengötter.« »Du, du!« warnte der Alte ängstlich! »Nimm dich in acht! Die Heidengötter sind nicht ohne Macht!« – »Ich weiß! Sind es doch Dämonen – wie Columba sagt – üble Wichte, wie wir sprechen. Gott hat ihnen allerlei Gewalt gelassen, zu zaubern und zu schaden.«

»Ja, warum aber hat er das gethan?« forschte Secundus verdrießlich. »Wenn ich nur das wüßte! Das treibt mich schon lang um in Grübeln und Zweifeln! Ist er doch wie allgütig so allmächtig! Warum tilgt er sie dann nicht aus oder bindet sie doch irgendwo an – aber recht fest! – wie die Heidengötter so manch riesisch Ungetüm?« – »Weil er uns durch die Schäden und Leiden, die sie uns anthun, in Trübsal läutern will, weil wir mit ihnen ringen sollen mit geistlichen Waffen in Gebet und Buße. Und schließlich sind Gottes Wege unerforschlich,« – »So, so? Das werd´ ich morgen dem Kiemo sagen. Weiß aber nicht, ob ich ihn damit überzeugen werde.« »Sprich,« fragte nach einigem Nachsinnen der Mönch und ein heldenhafter Strahl kühnen, todesfreudigen Mutes erhellte die sonst so schmerzgewölkten Züge, »sage, wo ist hier in der Nähe das höchste Weihthum der Heiden, wo sie ihren Götzen opfern? Bildsäulen mein' ich, die ein starker Arm wie einen Schild zerschmettern mag?« Dabei ballte er die hagere Faust um den neben ihm liegenden Pilgerstab und führte damit einen sausenden Streich in die Luft.

Erschrocken duckte sich der Knecht: »Behüte! O heiliger Bruder, wie bist du streitgewaltig!«

»Ich war's!« seufzte der, den schweren Stock traurig fallen lassend. »Aber . . . gieb Bescheid! Wo find' ich das nächste Heiligtum der Heiden?« »O,« meinte Secundus, »was das angeht, wenn du weiter nichts willst, – da ist dir leicht zu helfen. Auf dem kleineren Eiland im See, – du sahst es wohl liegen in der Ferne von Rimisto's Halde aus! – auf dem Linden-Wörth, stehen sieben schöne uralte Linden im Kreis um einen tiefen, tiefen Ziehbrunnen, den Donar über dem Ursprung klarsten Wassers gezimmert haben soll: Frau Berahta, der Ehegöttin der Bajuwaren, sind Linden und Brunnen geweiht. Und auf dem größern Eiland, dem Eschen-Wörth, – weißt du: weiter gen Mittag hin und gen Abend – da ragt am Eingang in die dunkeln Schauer dichten Urwalds aus dem Stamm einer mächtigen Esche halb heraus geschnitzt das Bild ihres obersten Gottes, zwei Raben auf den Schultern . . .«

»Wuotans, des ärgsten der Dämonen!« schrie der Mönch und Feuer sprühte aus den tief eingesunkenen Augen. »Ihn haß' ich zumeist! – Wohlan! Ich fühl's: schon kann ich den Arm wieder schwingen! Morgen führst du mich zu der Götzin und dem Götzen!«

*

IV.

Am Abend des folgenden Tages führen der Fremdling und Secundus, dem sein Herr Urlaub erteilt hatte, über den Weitsee nach dem »Linden-Wörth«, der heutigen Fraueninsel.

Secundus, aufrecht stehend, steuerte, aber er ruderte auch allein: denn Paulus lag auf den Knien vor dem Kreuzstab, den er auf dem Schnabel des Einbaums befestigt hatte, in heißem Gebet: er flehte den Herrn und Sankt Paulus an, ihn nicht zu Schanden werden zu lassen vor den Heiden und ihren Abgöttern.

Die Sonne ging allmählich zu Gold über den dunkeln Tannenwäldern auf den sanft welligen Hügeln des Westufers: prachtvoll hob sich von diesem schwarzgrünen Höhensaum ein leuchtend warmer, gelber Streif: in wundersamem Frieden ruhten Land und See: die von Nord nach Süd kaum absehbare Wassermasse lag spiegelglatt, ganz unhörbar spülten die leisen Wellen an den weißen Sand der Nordspitze des Eilands, auf der nun der Einbaum knirschend auffuhr.

Die liebliche Insel, heute von Fischer- und Kleingütler-Häuslein dicht bedeckt, in Karolingerzeit der Sitz eines Frauenklosters, war damals nur von gar wenigen Menschen bewohnt. Denn ein Weiltum, Frau Berahta geheiligt, war das ganze Eiland: eine silberhaarige Priesterin waltete dort, ihrer Verehrung dienend, umgeben und unterstützt von zwölf Jungfrauen aus den edelsten und angesehensten Geschlechtern der Bajuwaren: die von der Greisin Erwählten, in je drei Jahren wechselnd, rechneten sich solchen Dienst zu hoher Ehre.

Die kleine Aue bot weder für Ackerbau noch für Viehweide genügend Raum: auch sollte der heilige Boden, nur von Gras und Bäumen bestanden, nicht unheiligen Wirtschaftszwecken dienen: so waren es nur wenige freie Grundholden, auch wohl Unfreie, dem Weihtum von den reichen Grundherren der Nachbargaue zu eigen geschenkt, die, von Fischfang und kärglichem Viehstand lebend, für den das Gras von den »Feldwiesen« am Südostufer des See's geholt ward, für den Unterhalt und den Schutz der Priesterin und ihrer Jungfrauen sorgten.

An der Nordspitze, gegen Bedaium zu, lag eine solche Fischerhütte, verborgen hinter hohen Weidenbüschen, die ihre langen Zweige bis in das Wasser hängen ließen. Aus diesem grünen Versteck trat jetzt, da die Ankömmlinge aus dem Boot stiegen, ein in Wolfsfelle gekleideter Mann hervor: er ließ den Holzschild vom linken Arm in die Hand herab gleiten, stieß den scharfen Lachsspeer neben sich in den Ufersand und reckte Secundus die Rechte entgegen. »Willkommen,« sprach er, in einer vom Bajuvarischen verschiedenen Mundart, – auch das Haar trug er anders: gegen den Wirbel zurückgekämmt und hier in einem Büschel zusammengeflochten, – »in Frau Berahas Frieden. Ich glaubte ja doch den Einbaum der Arninge zu erkennen. Und dich am Steuer. Nur die Stange mit dem Querholz irrt mich. Da griff ich, zu Tius betend, zum Speer. Hab' ich doch allein die Wörthwache hier auf dem Nordzipfel. Und der Fagano ließ uns von dem Eschen-Eiland herüber sagen, wir sollten scharfe Ausspäh halten: räuberisch Volk sei gemeldet von Aufgang her.«

»Gegrüßt, Suapo,« erwiderte Secundus. »Treu hältst du Wache. Aber wir kommen als Freunde. Gieb uns Obdach heut Nacht. Der Herr Christus wird dir's lohnen.« Der Uferwart schüttelte den Kopf: »Kenn' ihn nicht. Wuotan, der Wegfährigen Schutzherrn, geht das an. – Weit und breit ist kein Kahn zu sehen: – alles sicher. So kommt mit.« Und er wandte sich und schritt auf seine Hütte zu; beide folgten. Jedoch bevor der Mönch über die Schwelle trat, blieb er stehen und sprach: »Und du fragst nicht, woher noch weshalb ich komme?«

»Unrecht wär's, ungastlich. Wuotan würde zürnen.«

»Und doch,« erwiderte der Gast, »mußt du's wissen: nicht im Frieden Euerer Götzin komm' ich: Trutz und Kampf bring' ich ihr.« Ruhig entgegnete der Fischer: »Schlimm für dich! Dann wirst du bald aus ihrem Eiland scheiden: lebend oder – tot. – Morgen feiern wir,« fuhr er, zu Secundus gewendet, fort, »ihr Fest: die Weihe des Brunnens, den die Göttin dereinst den Ahnen gewiesen und Donar dann überwölbt: danach erst konnten Menschen hier siedeln: denn Seewasser trinken, treibt den Leib auf.« »Ein Fest?« forschte der Mönch eifrig. »Ein Opferfest für die Inselgöttin? Morgen? Dank, Sancte Paule, zu rechter Zeit führtest du mich her!«

*

V.

Vor Hahnenkraht wurden die Gäste wach durch das Geräusch, das der Wirt verursachte: – er hauste allein mit seinem zwölfjährigen Knaben – indem er sich mit

seinem Fischzeug zu schaffen machte.

»Was hast du vor, – so früh am Tag?« fragte Secundus, sich die Augen reibend. – »Hei, Fische fangen. Der Krätzer beißt am besten gleich wann der Sonnengott über die Berge stieg,« lachte er. »Siebenmal zehn Rückenstacheln – das heißt mit den Fischen daran! – Hab' ich an das Weihtum zu liefern zu diesem Tag. Was wäre ein Fest Frau Berahtas – Frigg heißt sie aber bei uns Alamannen – ohne einen Schmaus von Fischen? Reichlich, wie der Fisch Roggen trägt, soll sie ja aller guten Menschen, nützer Tiere und nährsamer Kräuter Samen wachsen und gedeihen lassen!«

»Hei ja, Vater,« rief der krausköpfige Bub, er befestigte Bleistücklein an den Schnüren der Senkangel, »heute wird's wieder mal gut. Der Südwind hat die Nacht schwül gemacht: ein Gewitter ist im Anzug: da beißen sie wie die Wölfe. Und der Nachbar hat mir ein Stück Leber geschenkt von dem Roß, das er zum Opferschmaus geschlachtet: das ist ihnen lieber als der fetteste Regenwurm. Komm, Vater: schon spiegelt der See den Sonnenwagen wider.«

»Der Fang . . . das soll wohl ein Opfer werden für eure Abgöttin?« fragte Paulus rasch. – »Gewiß: für unsre hohe Huldfrau!« – »Secundus, wir fahren mit. Ich will ihnen den Fang . . .! Höre mich, Sankt Peter, du bist wie der Fischer so der Fische Herr. Gebeut ihnen zu thun nach meinem Willen!«

Bald flog der Flachkahn um jenen Nordzipfel der Insel, der heute noch nach jenem Suapo der Schwabenzipfel heißt, auf dem Westufer dahin scharf gen Süd. Als man sich der Mitte zwischen der Fraueninsel und dem damals noch namenlosen, heute »Krautinsel« benannten ganz kleinen Eiland näherte, hemmte der Fischer das Steuer und gebot seinem Knaben, das Ruder aufzuziehen: der hielt es nun wagrecht über dem Schiffsrand: die Wassertropfen träuften von der breiten Schaufel langsam auf die Fläche des wellenfreien See's: jeder Tropfen bewirkte einen kleinen Ring, der sich allmählich erweiterte und so verging. –

»Halt! gleich sind wir zur Stelle! Man muß den Wipfel der höchsten von den sieben Linden und die Spitze der höchsten Weide auf dem kleinen Werder in einer Richtung sehen: noch ein klein wenig rechts, Suapilo – nun gerade aus! So! Halt. Jetzt sind wir auf dem kleinen Haken, auf dem Hakilo, sprechen die Bajuvaren. Nun laß den Stein an dem langen Seil herab – langsam. So! das hält so fest wie ein Zahnanker daheim am blauen großen See. Bald hebt sich nun der Morgenwind: – aber so mag er uns nicht von der Stelle treiben.«

»Ich wette,« rief Suapilo, »ich hasple den ersten herauf!« Und er schlang die lange mit angedrücktem Blei und mit kleinen festgebundenen Kieseln beschwerte Schnur, die noch den uralten Bronzehamen trug, beködert mit einem Stück der rohen Leber, um den Zeigefinger der rechten Hand und wollte sie über den Schiffsbord gleiten lassen: aber der Vater hemmte seinen Arm. – »Halt an! Immer zu rasch noch! Erst den Fangspruch, den der Ahn vom fernen Bodensee mit in dies Ostland gebracht.« »Vom Bodensee?« forschte der Mönch. »Das ist das große Wasser bei Bregenz, nicht? Dorthin trachtet mein Abt Columba das Kreuz zu tragen,« erklärte er Secundus. – »Wie kam dein Ahn hierher? Warum verließ er die Heimat?« Unwirsch erwiderte der Fischer: »Wort verdirbt Werk. Viel Fragen frommt nicht. Ich habe dich auch nicht gefragt.

Schweig jetzt, wann ich zu den hohen Göttern rede.« Und er begann, nachdem er zuvor das Haupt geneigt, nun den Blick ehrfurchtsvoll gen Himmel gerichtet:

»Höre mich, hoher
Dröhnender Donar,
Der du, der Fischer findigster,
Hobst an dem Hamen
Aus greulichem Abgrund
Den fröhlichsten Fisch:
Den wütigen Wurm,
Der riesig umringelt
Allen Erdkreis!
Fülle der Fischlein
Hänge mir heut' an den Hamen!

Und du, glänzende Göttin,
Des Guten Geberin,
Frigga, freundliche, freudige Frau,
Gebieterin, beut du selber das Beste
Zu dem frohen Fest, das wir dir feiern:
Schick' mir die schuppigen,
Schwänzeln den Schwimmer
In Fülle zum Fang!«

»So! Nun wirf aus, Bub! Du zur Linken, – ich zur Rechten. Da, Secundus, nimm auch eine Schnur.« Der griff willig zu und wollte auswerfen. Aber der Mönch fiel ihm in den Arm. »Nein! Du wirst nicht! Willst du beitragen zum schnöden Opferschmaus der Heiden?« Und er entriß ihm die Schnur und schleuderte sie weit in den See. »O weh! mein bester Hamen!« klagte Suapilo. »Fremdling, das thatest du wider Recht!« grollte der Vater. – »Immer euer elendes Recht, immer euere Menschensatzungen, wo es sich um den Himmel handelt! – Nun hört mich, ihr Heiligen, vor allen du, Sankt Peter, großer Seelenfischer, den der Herr jenes reichen Fischfangwunders gewürdigt hat am See Genzareth: zeigt all ihr Heiligen diesem Heiden, daß ihr Gewalt habt wie über Land, so über Wasser und alles Getier, das darin schwimmt und fließt! Nicht Eine Flosse sollen sie fangen für ihr Götzenfest. Ich beschwöre euch; Kreaturen der Tiefe, meidet . . .«

»Heia,« jauchzte der Knabe, »der hat stark gerissen! Das ist ein großer.« Und eifrig wand und haspelte er mit der Linken, säuberlich dabei jede Verwicklung und Wirrung der Schnur meidend, die viele, viele Klaffer lange, herauf in den Kahn, ohne sie jemals an dem untern Ende schlaff werden zu lassen. »Der ist schwer, Vater!« frohlockte er und schnellte seinen Fang; einen mächtigen Barsch, über den Schiffsrand herein. »Und der ist auch nicht übel,« meinte der Fischer und zog einen zweiten herein. »Ei, wie sie heute beißen!« lachte Suapilo. »Ich sagt' es ja! Der Südwind!« – »Ja, und der Fischspruch! Der hilft!«

Verdrießlich wandte sich Secundus, wie der Fang fort und fort so rasch und reichlich fruchtete, an den Mönch: »Aber,« meinte er kopschüttelnd, »was ist denn mit den Heiligen?« – »Schweig! Es ist eine Prüfung des Glaubens. Oder mein Gebet war zu

schwach. Oder ich bin zu unwürdig. Oder die Dämonen sind allzustark an diesen Stätten uralten Götzendienstes!« – »Aber Gott ist doch allmächtig! Und allgegenwärtig! Warum also . . .?« – »Schweig und glaube!« Es war aber doch hart für den Alten, die Fische trotz des Gebets und Verbots des Mönches sich wie um die Wette an die Hamen drängen zu sehen.

»Es ist, als ob sie's ihm zum Verdruß thäten!« dachte er. »Gut, daß Kiemo noch nicht da ist.«

In kurzer Frist waren so viele Fische gefangen, als die breiten Läger im Kahn zu fassen vermochten. Suapo lichtete den Steinanker und in rascher Fahrt ging's nach Hause. »Jetzt,« sprach er, die ganze Armeskraft in das Steuerruder legend, »jetzt magst du fragen, Fremdling. Nun stört die Rede nicht mehr; aber: ›stumm ist der Fisch, stumm sei der Fischer.« 's ist ein guter, alter Spruch. – Also, wie der Ahn vom Alamannenland hierher verstürmt ward, begehrt du zu wissen? So hör' es. Denn es geht auch dich an und deine Werke. Vor siebzig Wintern etwa war's, da kam auch so einer wie du bist, im härenen Rock, den Kreuzstab in der Hand, aus dem Burgundenland an unsern See nahe der alten Walenstadt Arbon. Und lehrte die neuen drei Götter und die göttliche Jungfrau, die den Einen gebar . . .« »Nicht so! Nicht doch!« schalt Paulus und sprang heftig auf. – »Bleib sitzen! Sonst fliegst du ja ins Wasser. – Die meisten Männer hörten ihn gar nicht zu Ende, nur ein Paar Weiber lauschten ihm gern. – An die – und an die Knechte! – machte er sich immer zuerst. Darunter war auch Itta, die Ahnin; ihr Gatte, der Großvater, ließ sie gewähren, verstattete auch, daß der üble Wale sie tauchte in das üble Zaubwasser . . . sitz still, sag ich, bei Donars Strahl! sonst liegen wir alle im See und nur der Bub und ich würden wieder herauskommen! – Aber nun verbot der Fremde der Getauften die Ehegemeinschaft mit ihrem Eheherrn, bis auch der gechristnet sei. Das ist der Friede, den ihr bringt! Der Ahn warf den frechen Ehestörer aus dem Gehöft und zwang die Frau zu seinem Eherecht. In derselben Nacht, als der Ahn neben ihr eingeschlafen war, entlief sie, dem Mönche folgend, seine Verzeihung zu erflehen. Wie der Mann erwachte und das Bett leer sah, faßte er die Axt, folgte ihrer Spur und traf das Paar am Morgen auf der Straße nach der Bischofsstadt am Lech; sie lag vor dem Fremden auf den Knien, rang die Hände, ihn um Verzeihung flehend, die er weigerte. Da hob Suapogrim die Axt und erschlug sie beide auf dem Fleck. Dann ging er zurück ins Dorf und sagte es dem Richter an. Der berief das Ding. Und das Ding sprach den Ahn frei. Und es lobten ihn alle Männer. Aber ihm war das Gehöft verleidet, wo er so lang in Frieden und Glück gewaltet hatte mit der schönen Itta, bis der Christenpriester kam mit dem Grußwort: »Friede sei mit euch.« Und er rief alle Nachbarn als Zeugen zusammen, sprang, nur mit dem Hemd bekleidet, den Stab in der Hand, über den Zaun des Gehöftes, warf dessen Staub rücklings über die linke Schulter und ließ Hof und Habe, Acker und Erde, Wunn und Weide seinem Brudersohn auf im echten Ding. Und zog mit seinem Knaben über Lech und Isar und Inn gen Osten, bis er hier an jenem Eilandzipfel neue Heimatbalken aufrichtete. Und die gütevolle Priesterin des Weihums schenkte ihm die Scholle Landes und das Bauholz zu dem Hof und schenkte ihm ein paar Rinder und das Futter dafür drüben in den Feldwiesen. Und er und wir, seine Erben, haben dafür nichts zu leisten als die Uferwart gen Mitternacht und etliche Fische zu den großen Festen der Göttin. Wie gern thun wir das! Denn gütig ist Frau Berahta, gut lebt sich's unter ihrem Frieden und gütig und huldreich – wie die Göttin – sind ihre Priesterinnen. Wie haben sie mein armes krankes Weib gepflegt, wie

den verwaisten Buben da herangezogen! Ja, gütevoll sind sie, unsre großen Götter, und gütevoll die ihnen dienen. – So! 'raus das Ruder, Bub! Wir sind zur Stelle. Steig' aus, Fremdling, und teile unser Frühmahl; Wuotan sendet allerlei Gäste: man muß sie aufnehmen, wie er sie schickt. Aber unter Suapos Firstbalken sprich nicht euer »Friede sei mit euch«: – lehre nicht die neue Lehre: – übel ist sie uns schon einmal gediehen.«

*

VI.

Als bald begann nun auf der Insel eifrige Bewegung.

Aus den Höflein der Hütten der Grundholden, Freigelassenen und Unfreien des Weihthums eilten die Bewohner: Männer, Frauen und Kinder, zu der Opferstätte an dem Lindenbrunnen, wo sich das Hauptgebäude des Eilandes erhob: die Wohnstätte der greisen Priesterin und ihrer jugendlichen Gehilfinnen; im Halbkreise, gegen Osten geöffnet, zog sich der nur aus dem Erdgeschoß bestehende Holzbau um das Heiligtum, dahinter, gen Westen, standen die Ställe und Vorrathäuser, in denen die der Göttin geweihten Tiere gehegt und die Opfergeräte, zumal die Gefäße, meist Weihgeschenke, verwahrt wurden: nur behufs des festlichen Gebrauches wurden sie feierlich entnommen.

Aber nicht nur die paar Dutzend Inselleute erschienen zu dem Feste: schon am frühen Morgen bedeckte sich der See von allen vier Himmelsgegenden her mit Einbäumen, Plattkähnen, breiten Segel- und schmalen Ruderbooten, die Anwohner der Uferdörfer in großer Zahl heranzuführen: zumal Frauen und Mädchen, aber auch Väter, Muntwalte, Bräutigame, die für die Wohlfahrt der Töchter, der Mündel, der Bräute, für das Gedeihen des eignen Herdes Opfer darbrachten.

Hoch gehäuft lagen in den Schiffen die Eier, spärlich von den noch im Gae gar seltenen Hühnern, meist von Möwen, von der Wildgans und der Stockente, in zierlich geflochtenen Binsenkörben, zuweilen waren die Eier mit Mennig rot gefärbt; dann die duftenden Laibe des für dies Fest besonders gebackenen Gebildbrottes, die in ungefügten Umrissen das Bild der Göttin selbst darstellten, kenntlich an dem das Haupt verhüllenden Linnenschleier, an dem ringförmigen Halsgeschmeid aus roten Ebereschebeeren, sowie an dem Gürtel, mit gelbem Ocker, der das Gold bedeuten sollte, mit dem Schlüsselbund, dem Abzeichen der hausfraulichen Schlüsselgewalt, aufgemalt.

Aber zumal Fische, noch lebend, platschend in mächtigen durchlochten Holzkufen, die unter dem Boden des Kahnnes angebracht waren, oder schon ausgeweidet und zum Behuf des Backens auf lange spitze Stäbe gesteckt, wurden in bunten Mengen herangefahren in allen Arten, die das reich nährenden tiefe Gewässer bot: vom riesigen Waller und schmackhaftem Seelachs und dem räuberischen Hecht bis zum stacheligen Barsch.

Andere Höfe hatten Milch in hohen, kühl haltenden Thonkrügen mit gewölbtem Bauch und dünnem Halse geliefert; oder Butter, sauber verpackt in breite Sumpflattichblätter,

oder allerlei Käse von Kuh- und Ziegenmilch, deren Bereitung man den vorgefundenen römischen Colonen längst abgelernt hatte und nun auf den Almen durch den Senn, den Altknecht, selbst betrieb; auch Waben von Wachs und Scheiben duftigen Honigs fehlten nicht, noch Holzfäßlein, mit Met gefüllt, auch wohl mit Bier, das aber des Hopfens gebrach.

Für Blutopfer wurden Lämmer, Geiszecklein, Kälber herbeigefahren und die dichten Wälder, die ringsum die Ufer bis zu der Mittelhöhe der Berge hinauf bedeckten, hatten ihr mannigfaltig Wildbret gespendet: Bärenschinken und -tätzen, Lenden vom jungen Auerstier, Frischlinge vom Wildeber, ganze Gamsen, Hirsche und Rehe, allerlei Wildgeflügel, vornehmlich aber den Hasen, der, der Ehegöttin, wie die Fische wegen seines reichen Kindersegens geweiht, auch in Gestalt von Gebäubrot häufig die langen Löffel reckte oder Männchen machte.

Aber die Kinder, die, zumal gerade aufknospende Mädchen, in großer Zahl zum Opferfest mitgebracht wurden, auf daß ihnen von der Priesterin in der Göttin Namen die Hand auf Scheitel und Busen gelegt werde, hatten in hübschen, aus Bast und Rinde mit den geschickten Fingern ineinandergefügten Butten alle schmackhaften Beeren des Waldes, die bereits gereift waren, gesammelt und als ihr duftig Opfer dargebracht: die sauern Holzäpfel und Holzbirnen der Gehölze waren noch hart und so auch die nicht zahlreichen Früchte der veredelten Bäume in den vorgefundenen römischen Obstgärten.

Und die Kinder und Jungfrauen waren es auch gewesen, die den unabsehbar reichen Schmuck von Kränzen aus Waldlaub, Waldblumen – bunt blühen die Auen dort im wonnigen Frühsommer! – und aus dunkelgrünem Moos und Schilf geflochten, und gewunden Hütten, der die Masten, Segelstangen, Rahen, Vorderbuge und Hintergransen der Schiffe dicht umhüllt hatte und nunmehr zur Schmückung der Opferstätte hinangetragen wurde.

Denn allmählich – gegen die Mittagsstunde – sammelten sich jetzt die Eiländer, und von all den Stegen, an denen sie gelandet, aufsteigend, die Opfergäste auf der höchsten Fläche – in der ungefähren Mitte – der Insel, die, nördlich von dem Brunnenweihum ziemlich eben belegen, damals schon wie heute noch ebenso wie der Brunnen von einer Gruppe mächtiger Linden bestanden war. Leis flutete über die Stätte der süße Duft der Lindenblüte, ein Weihrauch der Natur, kein künstlich bereiteter: und das Summen unzähliger Bienen um die breitbuschigen Wipfel hin hörte sich an wie das Raunen geheimnisvoller Weissagung. Hohe, stille Weihe der Natur lag über diesem Götterdienst, der den wohlthätigen Gewalten des Himmels und der Erde danken wollte.

Da schollen von dem Weihum her drei dröhnende Schläge, mit dem Steinhammer auf einen weitbauchigen Kessel von Erz geführt. Sofort setzten sich die auf der Lindenhöhe Harrenden in Bewegung und schritten langsam auf die Weihstätte zu: die Kinder – die Kleinsten – voran, bunte Kränzlein, weiß und rot und blau und gelb, aus Ehrenpreis und Augentrost, Vergißmeinnicht und Butterblumen auf den meist blonden, ja weißgelben Köpfen: sie streuten aus den Schürzen und aufgebauchten Röcken Blumen links und rechts vom Pfad: sorglich achteten die nachschreitenden Erwachsenen, ja nicht darauf zu treten: denn aus Kinderhänden kam der Göttin das liebste Opfer.

Gar feierlich bemessen, in rhythmischem Wechsel, war das Einerschreiten der Wallenden im Takt eines kleinen uralten Liedes, das alle, die Kleinen wie die Alten, gleich gut kannten und in frommer Ehrfurcht mit verhaltenen Stimmen sangen:

»Wir wallen auf geweihtem Weg: –
Zu guten Göttern gehen wir:
Winzig Weniges weihen wir
Von unserm Eigen,
Das doch nicht unser,
Das der Seligen selber ist.«

Bald war der schmale Raum von dem Zuge überschritten, der von dem Brunnen trennte: vor diesem angelangt scharten sich die Opfergäste im Kreise ganz von selbst – es bedurfte keiner Weisung oder Ordnung – nach den Sippen: und da die Gesippen bei der Einwanderung nebeneinander siedelten, wie sie unterwegs nebeneinander gegangen, geritten, gefahren waren, gliederten sich auch die hier Versammelten von selbst nach den Dorfschaften und Einödhöfen, in die dieser Teil des »Ostgaues« zerfiel.

*

VII.

Die hohen eichenen Doppelthüren des Hauptgebäudes westlich von dem Brunnen waren über und über mit Kränzen behangen: die eingeritzten Ziergebilde zeigten Frau Berahas heilige Tiere: den Hasen, den Fisch und, roh umrissen, die Göttin selbst auf ihrem von zwei Ziegen gezogenen Wagen, der sieghaft über Drachen und Schlangen dahinrollt: diese Einritzungen waren zum Feste mit Waid frisch geblaut und mit seinen roten Linien von Mennig eingefäßt.

Die beiden hohen Thürpfeiler zeigten, flach eingeschnitten, den Herd, auf dem die Flamme loderte, dann die flachsumwundene Spindel, das Halsgeschmeid und den Schlüsselgurt der hehren Hausfrau des Himmels; das jugendliche Antlitz ihres Sohnes Paltar war zu oberst an dem Knauf des linken, das ihres Hammergewaltigen Sprossen Donar auf dem des rechten Pfeilers eingezeichnet, während das mächtige bärtige Haupt ihres Eneherrn von der Mitte des obersten Querbalkens herabschaute und über dem Eingang zu wachen schien.

Aus dem Innern des Gebäudes erscholl jetzt ein lauter Hornruf, die breite Doppelthür sprang auf und aus ihr kam langsam und feierlich der Festwagen gefahren, von vier weißen Hirschen gezogen: der Wagen, auf zwei hohe Räder gestellt, von vorn durch brusthohe, im Halbkreis nach außen gewölbte Brustwehr geschlossen, auf der Rückseite offen, also einem homerischen Streitwagen nicht unähnlich, aber erheblich mehr in die Länge, die Tiefe gezogen, war samt seinem Viergespann so über und über von Blumengewinden bedeckt, daß man kaum die runenbedeckte Goldplatte wahrnahm, die, in Gestalt eines länglichen Harstschildes, an der Vorderwölbung des Gefährtes prangte und kaum das mit Silber gespängte Zaumwerk und Gespann der

hoch stapfenden Hirsche, deren Geweihe, mit Silber überzogen, im Sonnenschein weithin blendend leuchteten: die klug blickenden Tiere, den Menschen lang vertraut, schienen ihren leichten Dienst gern und wie mit Stolz zu verrichten.

Mit Silber überzogen war auch das schön gewundene Gehörn des stattlichen Opferwidders, der dem Wagen nachgeführt ward; mit roten Bändern war sein weißes Vließ durchflochten. Um die Reihe traf jedes Gehöft am See die Verpflichtung, je in Einem Jahr das Opfertier zu liefern, wie das in manchen jener Thäler – so in der Jachenau – bis vor kurzem mit dem zu liefernden Osterlamm der Fall war; diesmal war Kiemo an der Reihe gewesen: und er und sein Weib hatten selbst den Widder herangefahren, hinter dem sie nun in dem Zuge schritten: die Ausschmückung war aber in dem Weihum geschehen.

Über den Vorderbug hin des Wagens führte die von bunten Halbedelsteinen glänzenden breiten Zügel von weißem Leder die greise Priesterin, eine hochragende, Ehrfurcht gebietende Gestalt: das lange Haar floß in dichten Wellen auf den langfaltigen weißen Linnenmantel, – so weiß wie dieser selbst; die scharf geschnittenen, aber vornehmen Züge, denen des Fagano ähnlich, bekundeten weihevollen Ernst: aber der Kranz von wilden, roten Rosen, den sie – wie ihre Jungfrauen – auf dem Haupte trug, schien wie das Abendrot auf der Gletscherfirne anzudeuten, daß dieser Reinheit die Wärme, diesem Ernst die Güte nicht gebrach. Lautes, freudiges Heilorufen begrüßte den Wagen und die Priesterin.

»Wer ist das?« fragte der Mönch den Alten – sie standen weitab in der hintersten Reihe. »Sie scheint ein Edelweib.«

Secundus nickte ehrdienig. »Gewiß! Eine Fagana! Die Witwe Berchtatrudis, – sie war einem Drozzo vermählt – des Gewaltigen Vaterschwester. Und schau – hinter ihr – der lange Zug von Jungfrauen – in roten, blauen Festgewanden.« – »Auch Priesterinnen?« – »Nein, nur auf kurze Zeit ihr zur Hilfe gesellt – aus andern Sippen des Adels. Still! die Feier beginnt.« »Sie soll nicht lange wahren!« grollte Paulus.

Die Greisin war nun, gehoben von den Gehilfinnen, von den Hinterstufen des Wagens herabgestiegen: feierlichen Schrittes ging sie auf den von den hohen Linden umgebenen Brunnen zu, dessen Umrandung aus Steinen, ohne Mörtel, »kyklopisch« aufeinander gehäuft, ebenfalls völlig von Kränzen verdeckt war. Sie hob den Bronzeimer, der an langer, langer Kette an dem Rande befestigt war, küßte das Bild der Göttin, das in gehämmerter Arbeit an der Vorderseite angebracht war und sprach, bevor sie ihn hinabsenkte:

»Hört mich, ihr Hehren
Hoch in den Himmeln,
Gütige, gabengebende Götter,
Der mühseligen Menschen
Schirmende Schützer!
Du vor allen befreunde uns, freudige Frau,
Ewig bräutliche Berahta,
Goldengegürtelte Göttin!

Fördre uns fürder den Flachs
Und das linde Linnen,
Hilf der Hausfrau am heiligen Herd
Und über dem Ehebett
Walte und wirke weihevoll.

Wie ich hier weihe und hole
Aus dem ehrwürdigen Ursprung
Geheimnisvolle Gabe
Und spritzend sie sprengte
Über alle Häupter hier,
Über Flur und Feld,
Über Anger und Acker,
Über Wunn und Weide, –
So sprengte und spreite
Du gütig Gedeihn,
Fruchtbare Freuden
Über all' den Ostgau.«

Unter diesen Worten hob sie den in den tiefen Brunnen hinabgelassenen Eimerkessel in die Höhe, stellte ihn auf den Steinrand und sprengte mit beiden Händen Wasser über die andächtig sich beugenden Häupter und darüber hinaus über die Flur.

Mit schwer verhaltenem Grimm hatte der Mönch all' das mit angesehen und angehört: wiederholt hatte ihn Secundus am Arme zurückgehalten, wie er vorspringen, sprechen wollte.

Nun hob die Priesterin wieder an: »Das war das Naß des alten Jahres. Das junge Naß des neuen Jahres hat die meiner Jungfrauen zu schöpfen, die wir im Weihum alle die würdigste, die edelste nennen.« Sie schüttete nun das letzte Wasser aus dem Eimer und reichte ihn dem nächststehenden Mädchen, deren Schleier zurückschlagend: »Das aber ist – in unser aller Augen – Adaltrud, die Tochter der Anniona.« Da scholl ein dumpfes Stöhnen aus der äußersten Reihe der Umstehenden: es drang nicht bis zu der Priesterin und sie fuhr fort: »Komm, Adaltrud, tritt an meine Stelle. Nimm den Eimer, bekränze ihn, senke ihn hinab und schöpfe, du Liebling Berahtas, den Weiheguß für das junge Jahr.« Das schlanke, wunderschöne Mädchen, nicht mehr in erster Jugendblüte, das edle bleiche Gesicht wie geweiht von tief verschlossenem Weh, trat nun vor, den Eimer aus der Hand der Priesterin zu nehmen, sie – allein von ihren Gefährtinnen – trug nicht ein helles, festfreudiges Kleid, ein dunkelgrünes Trauergewand.

»Halt! Halt ein!« gellte da eine grelle Stimme und, die Reihen aller vor ihm Stehenden mit Gewalt durchbrechend, sprang der Mönch dicht vor die beiden Frauen: »Halt! Du sollst nicht deine Seele morden, wie die meine, Adaltrud. Hinweg von diesem Eimer der Hölle!«

Da hob sich unbeschreiblicher Lärm und Aufruhr, die Frauen wehklagten, die Männer schrieen, rissen die Schwerter heraus, zückten die Speere: »Nieder! Nieder der Neiding. Er brach den Frieden Berahtas!«

Jedoch hoheitvoll trat die Priesterin den Tobenden entgegen, hoch die Rechte hehend: »Schweigt! Schweigt alle! Nieder die Waffen! *Ihr*, ihr brecht den Frieden mit gezückter Waffe.« – Und nun flüsterte sie der bebenden Jungfrau zu: »Ist er's?« »Er ist's!« hauchte diese erbleichend. Da richtete sich die Frau noch höher auf, winkte der Menge mit der Hand zurück und sprach ruhig: »Dieser Fremdling, ein Franke, ein Christenpriester, wird umgetrieben von den rächenden Göttern. Er hat seinen Bruder erschlagen. Er ist von Unholden geritten. Man kann ihn nicht strafen.«

»Nicht?« schrie Paulus. »Laß sehn, ob ihr ihn nicht strafen werdet! Euere Brunnengöttin ist eine üble Teufelin. Ohnmächtig, sich selbst und ihre Heiligtümer zu schützen, – wie sollte sie *euch* schützen können? Schaut her! So wahr ich mit diesem Beil ihr Bildnis dort zertrümmere, so wahr ist Christus der einzige Gott und eure Götzin Kot.« Damit raffte er ein zu seinen Füßen liegendes scharf geschliffenes Opferbeil auf und führte, hoch ausholend, einen wütenden Streich gegen den Eimer, den Adaltrud erschrocken auf den Brunnen gestellt hatte.

Aber laut aufschreiend stürzte er zusammen.

Das Beil hatte sich bei dem gewaltigen Schwung aus dem Schaft gelöst und war ihm durch die Kutte tief in den linken Schenkel gefahren; stark blutend lag er am Boden. Viele Klingen waren flugs über ihm gezückt; allein die Priesterin spreitete ihren langen, weißen Mantel über ihn. »Haltet ein! Wollt ihr Frau Berahta mit Blut beflecken? Ich decke meinen Mantelfrieden über ihn. Die Göttin hat schon selbst gerichtet: wollt ihr, sie bessernd, ihr Urteil schelten? Zurück, alle zurück! – – Du, Suapo, hast ihn gehoft und gehaust? Du legst ihn sofort in deinen Kahn und schaffst ihn fort aus dem heiligen Lindeneiland, das er entweihen wollte. Dank dir, Göttin, für dein Urteil, das er selbst begehrte. – Nun, Adaltrud, reich mir die Hand. Sei stark! Und vollende dein heilig Werk!«

*

VIII.

Bald darauf führte Suapo in seinem Einbaum seine beiden Gäste auf des Mönches Wunsch nach dem nahen Eschen-Wörth, der heutigen Herreninsel, jetzt von ihrem Mönchskloster so benannt.

Secundus hatte die Wunde gewaschen und verbunden und mühte sich nun gutherzig, den Mönch aus dem finsternen, schweigenden Vorsichhinbrüten zu wecken durch allerlei Fragen und freundlichen Zuspruch; während ihr Ferge kein Wort, keinen Blick mehr dem von der Göttin gerichteten Frevler gönnte: – seinen Knaben hatte er nicht mehr in jenes Nähe geduldet –; über seine beiden Fahrgäste hinweg sah er starr und unverrückt nach der Waldspitze des Eilands aus, an der er landen wollte.

»Sprich doch,« mahnte Secundus, »wenn die Wunde nicht zu heftig schmerzt! Brennt sie?« »Nicht *diese* Wunde brennt,« erwiderte der Fremde, das Haupt schüttelnd. »Warum hast du nicht der Fagana widersprochen, als sie dich der Blutthat zieh? Denn ich mag nicht glauben . . .« »Sie sprach die Wahrheit.«

Da that Suapo einen mächtigen Stoß am Steuer.

Secundus aber rief, die Hand, die er zutraulich auf des Mönches Schulter gelegt hatte, erschrocken zurückreißend: »die Wahrheit?« – »Siehst du? Auch dir graut vor dem Brudermörder.« »Nicht, nicht! Nicht doch!« beschwichtigte der Alte und rückte ihm wieder näher auf der Schiffsbank. »Aber wie konntest du . . .? Und woher wußte die Fagana . . .?« »Sie . . . Adaltrud hat ihr's gesagt! – Aber auch du sollst alles wissen: bist du doch mein Bruder in Christo. Und uns demütigen untereinander ist unser aller Pflicht. Dann magst du mich verachten, hassen, auf jenem Eiland, sowie wir gelandet, verlassen und umkehren. – Vernimm! – Nicht lange schon trage ich dieses Gewand, diesen heiligen Namen. Childiwalt hieß ich und bin von edlem Geschlechte der Uferfranken: am reichsten Hof der Mosel, bei Trier, steht meiner Sippe Hantgemal! Ja, königliches Blut – Merowingenblut: – du, das ist heiß! – fließt in meinen Adern: meine Mutter war eine Tochter des Königs Chlothachar. Und gleich unserem Vater, dem Herzog Childibrant von Ripuaria, thaten auch wir Brüder, Childimer und ich, uns wacker hervor in König Sigiberts Heerbann: sie fürchteten uns Austrasier, sein falscher Bruder Chilperich und Frau Fredigundis, die schöne rotlockige Walandine.

Da kam sie, da kam Adaltrud, – aus einem eurer ersten Geschlechter hier im Lande, – in das Palatium König Sigiberts, in den Hofdienst von Frau Brunichildis. An einem Tage, in der gleichen Stunde, erschauten wir beiden Brüder sie, unter den Edelmaiden zu Metz die lieblichste, von elbischem Reiz. Aber Childimer, mein Bruder, war jünger, schöner, freundlicher: ihn zog sie vor! Sie achtete, sie ahnte gar nicht die lodernden Gluten wilden, heißen Verlangens, die mich verzehrten – ach, die sündigen schlugen heut' aufs neue empor bei ihrem Anblick – nach all diesen Jahren der Kasteiung! Da! sieh den Stachelgürtel, den ich unter der Kutte trage!

Eines Abends traten mir beide in dem Vorgemach Brunichildens entgegen: – Hand in Hand! Ihre Augen strahlten vor Seligkeit! ›Soeben,‹ rief mir der Bruder zu, ›hat die Frau Königin uns verlobt!‹

Da ward mir's schwarz vor den Augen und rot zugleich wie Blut, ich riß das Schwert heraus und stieß ihn nieder.«

»Den eigenen Bruder!« sprach der schweigsame Ferge entsetzt. »Das ist der Frevel größter.« Secundus seufzte tief auf.

Der Mönch schüttelte sich in leisem Schauer: »Sein heißes Blut spritzte mir ins Gesicht, nie vergeß ich des Sterbenden brechenden Blick: ich seh' ihn immer, seh' ihn auch jetzt! – Laut aufschreiend warf sie sich über ihn: herbei eilten die Antrustionen, sie fesselten mich. Am Tage darauf ward ich vor das Pfalzgericht gestellt: das sprach mir das Leben ab: Bruch des Pfalzfriedens, Bruderblut . . .! Aber in meine Kerkerzelle, mich zum Tode vorzubereiten, trat . . . Er!« Er hielt inne, kopfnickend, vor sich hinschauend, wie in die weite Ferne.

»Wer?«

»Der wunderbarste, gewaltigste Mann, den ich je geschaut: Columba, der Mönch aus Irland!« – »Ich habe von ihm gehört. Adalfrid der Faganing, wie er vom Hof zu Metz zurückkam, erzählte von ihm: er sagte, der Mönch sei wie ein feurig Schwert.« – »Das ist er: in Gottes Hand ein feurig Schwert, um auszubrennen alle Sünde. Das will aber sagen: alle Weltlichkeit: denn alles Weltliche ist Sünde, ist verteufelt. Er hat die tief in

alle Erdenlust versunkene Priesterschaft im Frankenreich emporgerissen mit eiserner Hand, er hat das wuchernde Unkraut mit Gewalt aus ihren Herzen gejätet, ob manches darob verblutete: er hat in der tiefsten Einsamkeit des Wasgenwaldes drei Klöster gegründet – mit furchtbar strenger Zucht . . .« »Viel grausamer,« meinte der Faganing, »als die Kerkerzucht der kettengebundenen Verbrecher.« – »Ja, sie ist hart, aber sie hat mich gerettet. In den ersten Stunden schon seines Besuchs in meiner Haft hat dieser gewaltige Mönch aus Banchuir mit der Kraft seines Geistes den Menschen, den Weltling in mir gebrochen für immerdar. Mein innerstes Mark hat er zermürbt mit der Macht seiner Rede, und wie weiches Wachs zerschmolzen mit seiner Glaubensglut all' meine Mannheit: wie mit Hammerschlägen hat er mir zerschmettert nicht nur Trotz und Stolz, nein, alle Heldenschaft. Ich lernte die Welt, den Staat vor allem hassen und verachten. Hat doch Columba seinen eigenen König Theuderich, den Sohn Sigiberts, einen Hund genannt.«

»Und der Schufft lebt noch?« rief Suapo, inne haltend im Rudern. Dann spie er aus und steuerte weiter. Auch Secundus schüttelte den Kopf. »Das ist doch . . .« »Heiliger Eifer ist es, wohlgefällig dem Herrn. Denn Reich und Staat und Heldenschaft und Königschaft ist – wie die ganze Welt – Teufelswerk.«

»Die Welt Teufelswerk?« warf der Alte schüchtern ein. »Mein Vater lehrte mich doch einen Spruch . . . wie hieß er doch? Ja: im Anfang schuf *Gott* Himmel und Erde.« »Gott schuf sie: aber der Teufel durchdrang in dem Sündenfall alle Kreatur. Der Heilige – er thut bereits lebend Wunder, nicht wie andre nach ihrem Tod an ihren Gräbern mit ihren Knochen! – hat an mir sein größtes Wunder gethan: er schuf aus einem stolzen Frankenhelden mit allen Freuden, Lüsten, Leidenschaften der Weltlichkeit einen zerknirschten Sünder, der alles Irdische verachtet. Höre nur. Ich ersehnte den Tod. Nach ein paar Nächten führten mich die Fronboten, geleitet vom Pfalzgrafen, in die kalte Ecke gen Mitternacht, hinter dem Palatium an der Mosel. Ich sah die Weidenschlinge an dem entlaubten Ast der Eibe über meinem Haupte im Morgenwinde wiegen: ich stieg die Sprossen der Leiter hinan: meine Kniee zitterten nicht dabei: Columba lobte mich darum, wie er mir zum letztenmal die Hand drückte: nun war ich oben: nun schob mir der Henker, der auf dem Baume saß, den Kopf bis an die Gurgel in die Schlinge: nun stieg er die Leiter hinab, nun sprang er zur Erde, nun faßte er die Leiter, sie unter meinen Füßen wegzuziehn; ich empfahl meine Seele dem Herrn . . ., da rief der Heilige mit seiner erzdröhnenden Stimme – sie scholl mir wie die Posaune des jüngsten Gerichts: – »Halt! Childiwalt ist in diesem Augenblick gestorben, Paulus lebe, ein Mönch, mein Mönch. Er lebe nur noch dem Herrn und mir, nicht mehr der Welt. Die Königin hat ihn auf meine Bitte begnadigt, ihn mir geschenkt. Aber er sollte die Qual der Todesstunde schmecken, das wollte ich, auf daß er das Leben verachten lerne.«

Ich glitt die Leiter hinab, stürzte ihm zu Füßen, küßte ihm die hageren Hände und stand auf – nicht mehr ein Mann, ein Franke, ein Krieger, . . . ein willenlos Werkzeug in der Hand des Gewaltigen, wie dieser Stab hier in der meinen.« »Nun versteh' ich erst manches an dir,« sprach Secundus kopfnickend. »Er nahm mich mit in das einsamste seiner Klöster, das er in dem wildesten Gebirgswald des Wasgengaus erbaut hat, in den Trümmern alter römischer Bäder und Göttertempel. Jahrelang hat er selbst dort meine Zucht geleitet: – seine Hand hat mir den Stachelgürtel angelegt: »nie dürfen sie

ganz zuheilen, die eiternden Wunden, die er dir stechen wird: – so sprach er dabei –
»wie dich der Gewissensbrand brennen soll fort und fort.«

Als ich ihm nun vor einigen Wochen von jenem Traumgesicht erzählte, erlaubte, ja befahl er mir, hinauszuziehen, wie mein Herz beehrte, allein, ohne Waffen, und die Heiden im Ostland zu bekehren. Jedoch mit euch soll ich nur den Anfang machen: von hier soll ich, verlass' ich euer Land – (ich hoffe aber, es nicht mehr lebend zu verlassen, –« schaltete er ein mit einem seltsam siegesgewissen Blick auf die nun ganz nahe gerückte Eschen-Insel –) »soll ich die noch viel rauheren Slovenen in ihrem Ödethal Pustriza und zuletzt die wildesten von allen aufsuchen, die sich selbst Söhne des Teufels nennen: – die Avaren.«

»Wir sind zur Stelle,« sprach Suapo und schob den Einbaum mit dem Ruder vollends auf den Ufersand. »Steigt aus. Und nie mehr, Alter, bringe solchen Gast an meinen Herd.«

*

IX.

Langsam nur stiegen die beiden von dem Landesteg auf der Nordostseite der Insel den ziemlich steilen Hang hinan, auf dessen Krone ein stattlich Gehöft weiten Ausblick über die Wipfel des Inselwaldes hinweg nach allen Seiten über See und Land gewährte.

Den Schritt des Mönches hemmte gar oft der Schmerz der Wunde: Secundus stützte ihn auf der Linken. Dazu kam, daß die Sonne – es war jetzt Mittag vorüber – stechende Strahlen senkrecht niederschloß, die heiße Schwüle wollte sich in einem Gewitter entladen: schwarzes Gewölk, dicht geballt, drohend ragenden Türmen vergleichbar, war zuerst über der Kampenwand aufgestiegen und verbreitete sich rasch, weithin den Himmel überziehend: schon hörte man aus jener Richtung grollenden Donner näher dringen.

»Ich that nun nach deinem Willen, Bruder Paulus,« sprach der Alte, wie sie erschöpft eine Weile im Grase ruhten, »bald wirst du vor dem Fagano stehen: ich wußte, er weile heute dort oben in seinem Jagdhaus: denn ich sah, von weitem kenntlich, auf dem First seinen Gunfanon wehen: er jagt hier oft auf allerlei Wild, dessen der Inselwald mancherlei birgt. Nun gedenk' aber auch *meiner* Bitte: sei behutsam! Dies ganze Eiland gehört dem Mächtigen: ihm ist auch zu eigen das Weihum Wuotans auf der Insel, über das er die Schirmgewalt hat: denn nicht Arno, unser Richter, hat hier den Strafbann über alle Missethat wider das dem Gott Heilige, sondern er, der Schutzherr! Reize nicht des Gewaltigen Zorn! Der Fagano ist edeln Sinnes: aber er ist ja selbst von Wuotan entstammt . . .«

»Also auch ein echter Sohn des Teufels – wie der Avar!« grollte der Mönch. – »So glaubt er und rühmte er. Fürchte daher seinen . . .« »Ich fürchte Gott den Herrn und verachte den Teufel und alle seine Kinder und Werke. Feindschaft hab' ich gelobt und Kampf Wuotan und allen, die seine Genossen sind,« erwiderte er mit flammenden Augen. »Mich dürstet danach, diesen vornehmsten der Heiden zu bekehren!« »O das

hoffe nicht!« »Dann werd' ich ihn demütigen vor allem Volk! Hörst du, wie der Donner des Herrn mir Beifall ruft? Da, das war ein Blitz! Ganz nahe schon. Schwere Regentropfen fallen. Komm, hilf mir auf! Wir sind ja wohl schon bald oben. Ist das des Heiden Hof?« »Ja, sein Jagdhaus. – Nun hier rechts, die Stufen hinan!«

Zwei Gewaffnete hielten Wache an dem oberen Ende des Aufstiegs, von wo man diese Seite der Insel übersah; einer von ihnen versprach dem Alten, den er kannte, den Fremdling sofort vor den Edelherrn zu führen.

Der saß vor dem stattlichen Holzgehöft auf dem breiten, von einem Dach überdeckten Vorsprung, zu dem mehrere Steinstufen emporstiegen, auf der an die Vorderseite des Hauses gezimmerten Langbank neben der Thüre; ihm zur Rechten sein Neffe Ragino, zu seiner Linken zwei erheblich jüngere Männer, ebenfalls in der schmuckreichen Gewandung von Adalingen: Hachirat und Hachifrid waren Sprößlinge des Adelgeschlechts der Hachilinga, die auf dem rechten Isarufer, nahe der Stätte, von wo man es später »zu den Mönchen« nannte, ihren Stammsitz hatten; ihr Vater hatte sie vor kurzem zu dem Fagano gesendet, der ihnen dann alsbald, nach Erprobung ihrer Waffenrüstigkeit, die Schwertleite erteilte und sie als die vornehmsten Glieder in seine Gefolgschaft aufnahm.

Neben dem Neffen und den beiden Adalingen saßen viele andere Gefolgen, nach Abstufung ihrer Würdigung durch den Gefolgsherrn, näher oder ferner ab von diesem.

Das Jagdmahl war zu Ende: Knechte trugen die letzten Schüsseln ab; ein mächtig Horn, dem Wisent abgenommen, am schmalen Ende wie am Ausfluß in Silber gefaßt, kreiste von Mund zu Mund.

Zur Linken von dem Aufstieg ragte an dem Südosteingang des dichten Inselwaldes, nur einen halben Speerwurf von dem Hause entfernt, das Wuotanweihum des Eilands: eine riesige uralte Esche, ein Sinnbild der Weltesche, der Irminsul der Sachsen ähnlich: sie trug auf der dem Hause zugewandten Seite des Stammes, aus diesem herausgeschnitzt, in rohen Umrissen das lebensgroße Bild des Gottes: der Schreckenshelm auf seinem Haupte sträubte zwei wirkliche Flügel des Seeadlers nach vorwärts, seinen Rücken umwallte der faltig geschnitzte Mantel, dunkelblau gefärbt, seine zwei Raben hockten auf seinen Schultern, der Speer ruhte an dem rechten Arme, an den linken hatten sie ihm einen reich mit goldnen Buckeln geschmückten runden Erzschild gehängt: der trug den Donnerkeil des Jupiter: denn vor vielen Jahrzehnten hatte ihn ein Fagano, damals noch ein Gaukönig, dem von ihm erschlagenen Tribun der letzten Legion, der *secunda Italica, pia*, abgenommen, die den von der Donau her vordringenden Markomannen und Quaden den Weg von Salzburg nach Nordwesten hatte verlegen wollen: es war die letzte Römerschlacht der Sieger: den »Siegesschild« hatte ihn der Erbeuter genannt und Siegvater dargebracht.

Jagdgeräte, Jagdwaffen, Bogen, Pfeile, Wurfspeere lehnten überall an der Brüstung, die den um das Haus laufenden Gang nach außen abschloß. Zu diesem Gange schritten jetzt die Ankömmlinge die Stufen hinan. Der Adaling warf einen forschenden Blick auf den Mönch, der hoch aufgerichtet emporstieg, sonder Gruß, während Secundus sich scheu verneigte.

»Du bist ein Christenpriester. Was willst du mir?« – »Deine Seele retten vor den ewigen Flammen, dich losreißen von deinen falschen Göttern.« Der Fagano schlug die

goldbraunen Adлераugen groß auf: »Weiter nichts? – Deine Züge mahnen mich an . . . an alt vertraute. Ja, ja, du bist Childiwalt, Herzog Childibrands Sohn: oft stritt ich Schild an Schild neben deinem Vater. Er war ein Held. Du – du bist Mönch geworden – ich hörte viel davon! – – Sprich, was hast du zu sagen?«

Da krachte, die Antwort des Gefragten abschneidend, ein Donnerschlag laut rollend über die Insel hin: alles Blau des Himmels war jetzt von schwarzem Gewölk überzogen: grell hatte der Blitz hart vor der Insel in den See geschlagen. »Habt ihr's gehört?« rief nun Paulus. »An meiner Statt hat Gott der Herr selbst gesprochen. Du, Adaling, bist der Gewaltigsten einer in deinem Volk, der ehrenreichsten. Aber deine Gewalt ist Moder und dein Ehrenruhm stinkt gen Himmel. Es kommt der Tag, da dein starker speervertrauter Arm sich nicht mehr heben kann, da die Kraft deiner Lenden, mit denen du jetzt den Streithengst zusammenzwingst, Würmer zerfressen! Was hast du dein Leben lang gethan? Nicht bloß gejagt und gezecht, – ich weiß! – auch dein Blut vergossen im Kampfe für dein Volk . . .« »Ist das nichts?« rief der junge Hachifrid und wollte aufspringen. Aber der Gefolgsherr drückte ihn auf die Bank nieder. Ragino warf höhrend die Lippe auf, der Mönch fuhr fort: »Schlimmer als nichts! Sünde ist's, weltlicher Hochmut, vom Teufel eingeblasener Stolz und Ruhmdrang.« Die Waffengefolgen murrten laut: der Fagano hob die Hand: – sie schwiegen. »Ah, das mißfällt euch, ihr Weltlinge in eurem Heldenwahn? Aber Sankt Augustinus lehrt: die Tugenden der Heiden sind nichts als glänzende Laster.« »Das ist eine sehr freche Lüge. Ja, niederträchtig ist dies Wort!« sprach der Fagano, ganz langsam und scheinbar ruhig: aber eine rote Blutwelle stieg ihm zu Kopf: mit Mühe offensichtlich verhielt er seine Empörung. »Gut ist nur,« fuhr der Eiferer fort, »was wir thun, weil Gott durch übernatürliches inneres Licht uns wunderbar erleuchtet hat, durch den Glauben. Das stolze Wort: »Pflicht, Pflichterfüllung«, ist eitel Ruhmrede der Heiden, ist Sünde, weil sie nicht geschieht im Glauben.« »So?« meinte der Adaling. »Nun, Mönch, ich trage sieben Narben am Leib, von Wunden, die mir im Vorderkampfe für mein Volk geschlagen wurden. Das sind also sieben Sünden?« – »Siebzig Sünden sind's! Denn Hochmutsünde wird zehnfach gewertet: du hast jede Wunde hingenommen in sündigem Hochmut der Heldenschaft, für die Welt kämpfend, ein Weltling.«

Der Fagano strich nun leise lächelnd über den ergrauenden Bart, der ihm den fein geschnittenen Mund umsäumte: »Hei, hei, Mönch! Hab' ich doch in solchen Kämpfen dort unten an der Donau auch Eure Basiliken vor wilden Slovenen beschützt.« – »Meinst du, unser Gott bedurfte dazu deines Armes?« – »Nun, ich habe keinen seiner Engel – Cherubim heißen sie, nicht? – neben mir im Speerdrang fechten sehen. – Aber lassen wir Eure Basiliken! Ich habe dieses Reich der christlichen Franken, – du selbst bist ja ein Uferfranke! – diese Lande der Bajuwaren verteidigt . . . das ist also nichts?« – »Ich sagte es schon: schlimmer als nichts, Sünde ist's. Denn woher sind Reich und Recht gekommen? Gab's im Paradiese Staat und Reich und Heer? Der Sündenfall, die Schlange, der Teufel des Abgrunds erst hat Recht und Staat notwendig gemacht: und zugleich mit dem Teufel werden sie dereinst untergehn am jüngsten Tage. So lehrt Sankt Augustin. Der Staat wie alles Weltleben zieht vom Beten ab, lenkt den Blick vom Himmel auf die Erde; so warnt Columba, – jetzt schon ein Heiliger – aber nicht die Erde, nicht Euer Bayerland ist Eure Heimat . . .« »Was? nicht meine Heimat?« rief der junge Hachirat und sprang auf. »Jetzt schlag' ich ihn tot.« »Laß ihn doch ausreden,« mahnte der Fagano. – »Sondern das Jenseits dort oben!«

Ein krachender Donner unterbrach ihn: kaum war das Rollen verstummt, als er fortfuhr, die Hand gen Himmel reckend: »Hört ihr die Stimme des Herrn aus den Wolken?« »Aber,« meinte Hachifrid mit verächtlichem Blick, »darf sich der Mann nicht wehren? Sieh, wilde Feinde brechen in die Mark, verwüsten uns Erbe und Eigen . . .« »Der Mensch hat kein Eigen auf Erden! Soll nicht haben, was ihn an irdisch Gut bindet! Des Menschen Sohn hatte nicht, wohin sein Haupt betten. Sondereigen ist Habgier. Allen hat Gott die Erde gegeben, die Schüler des Herrn hatten alles gemein. Vor dem Richter streiten um Geld und Gut ist Sünde. Nie gelangt ein Reicher ins Himmelreich. Eher gelangt – wie soll ich euch das klar machen? – eher dringt ein Auerstier durch ein Schlüsselloch.« Da lachten die Gefolgen.

»Aber,« meinte Hachirat – »verstatte, Herr, daß ich ihn frage, – die Feinde bedrohen ja nicht nur mein Eigen, sie bedräuen mit dem Tode meinen alten Vater, meine Mutter. Soll ich diese Feinde nicht . . .?« »Wahrlich, wahrlich, ich sage euch, lehrte der Herr, wer Blut vergießt, des Blut soll wieder vergossen werden.« – »Mensch, ich sagte: *Vater und Mutter!* Hörst du?« »Wahrlich, wahrlich, ich sage dir, spricht der Herr, wer nicht hasset seinen Vater und seine Mutter und mir nachfolgt, der . . .« »Gut, daß dich mein Adalfrid nicht hört, der haßt mich, fürcht' ich, wenig,« unterbrach der Gefolgsherr. »Ich meine, unsre Zwiesprach ist bald zu Ende. Sage noch, Mönch, der Slovene reißt mir den Mantel ab, der Avare schlägt mir ins Gesicht, soll ich das . . .?« »Wahrlich, wahrlich, ich sage dir, dem Räuber, der dir den Mantel nahm, dem gib das Wams dazu und wer dir die rechte Wange schlug, dem beut die linke zum Schlage!« »Und Mannesehre?« rief der Fagano. – »Ist eine Wahngewalt der Hölle!« »Uns heißen unsre Götter allzeit um Ehre werben!« rief Hachifrid. »Eure Götter! Was sind sie denn? Holz und Kot. Ah, da seh ich, im grellen Schein des Blitzes, an jenem Baum das Abbild eures obersten Götzen. Ihr sollt sehen: – er ist Holz, ist hilflos, ist tot.«

Damit raffte er den vor ihm an der Brüstung lehrenden Jagdspeer auf, sprang die Steinstufen hinab, lief auf die Esche mit dem Wuotansbild zu und holte aus zu mächtigem Wurfe.

Da geschah ein Blitz und ein Donnerschlag, furchtbarer denn alle zuvor, das Gehöft erbebt dröhnend in seinen Grundfesten: alle sprangen auf: der Mönch war rücklings niedergestürzt. Hart vor ihm war der Blitz in die Erde gefahren.

Der Fagano und die Seinen eilten die Stufen hinab und halfen Secundus, den Betäubten aufrichten.

»Schaut her,« rief der Inselherr, »seht. Der Speer! Der Blitz hat die Eisenspitze des Speers geschmolzen. Donar hat den Frevel abgewehrt von seinem Vater.«

Verächtlich sah der dunkle Ragino auf den Wankenden: »Schmeißt ihn in den See, den Elenden.«

»Nein!« gebot der Oheim. »Er ist straflos: wer solche Worte spricht, spricht irre. Er ist von den Göttern gezeichnet. Darum fort mit ihm. Ihr Hachilinge sorgt, daß, sobald der See sich beruhigt hat, ein Knecht in einem Kahn ihn wegschaffe und über unseres Gaus und aus Bajuvariens Marken führe.« –

»Ja, ins Slovenenland,« bat Secundus, »dorthin trachtet er.«

»Er hat die Götter beschimpft, Herr,« mahnte ein alter weißbärtiger Gefolge, »er sollte nicht leben!«

»Die Götter, Freund Wolfgim, schweben so hoch, – kein Menschenmund mag sie beschimpfen. Und dieser vollends ist ein Narr.«

Drittes Buch.

I.

Wenige Tage später ward das ungebotene, das will sagen: ohne besonderes Gebot, nach Ablauf bestimmter Frist, von selbst zusammentretende Gericht abgehalten auf der breiten Hügelkrone hoch über der Alz auf dem linken Ufer, oberhalb des Gehöfts der Arninge. Damals war die Höhe dicht mit Wald bestanden: aber vor dem Südsaume des Waldes ragten auf weitem Wiesanger drei riesige alte Eichen, deren mittelste und höchste schon seit etwa hundert Jahren, seit die Bajuwaren hier eingewandert und angesiedelt waren, der Dingbaum der Markgenossen war.

Fünf mächtige breite Felsquadern, drei senkrecht in die Erde gegraben, zwei wagrecht darüber gelegt, bildeten an dem Fuße des Stammes einen ungefügten Altar von halber Manneshöhe: dunkelrote tief eingesogene Flecken in der hellgrauen Kalkplatte bezeugten den langjährigen hier gepflogenen Opferdienst.

Von der ragenden Hochfläche aus schweifte der Blick frei über den See hin zu den fernen Bergen, wo im Süden die zinnenstolze Kampenwand das Bild mit breiter Wucht abschloß. Im Norden und Westen begrenzte der nahe Wald die Aussicht.

Weither aus der Runde strömten schon am frühen Morgen des Gerichtstages die Dinggenossen zusammen, rechtzeitig zu erscheinen: denn bei klimmender Sonne begann der Dingbann. Über den See her kamen sie in Segel- und Ruderbooten; dann auf den gar wenigen Fahrwegen – den alten noch vielfach erhaltenen, aber oft durch überwachsenden Wald unterbrochenen Legionenstraßen: die wichtigste darunter zog von Salzburg über Traunstein hierher, überschritt die Alz bei Bedaium und zog von da nordwestlich nach Augsburg: hier mochten auch Wagen fahren, die Frauen und Kinder brachten, nicht als Dinggenossen, aber um außerhalb der Gerichtsschranken an den Festen, den Spielen, den Schmausen, dem Tauschhandel teilzunehmen und dem ganzen regen Verkehr, der an solchen Tagen außerhalb des Dingkreises neben den Rechtshandlungen herging.

Am häufigsten aber wurden benutzt die schmalen Waldwege, die nur je einen Reiter oder Fußgeher die dichten Urgehölze durchdringen ließen. Auf einem solchen Pfade ritt an jenem Morgen an dem Seeufer auf Bedaium zu ein kleiner Zug von Männern. Der Führer, reich gewandet und gewaffnet, zügelte einen prachtvollen Rapphengst südgallischer Zucht, aber auch die Begleiter tummelten auserlesene schöne Streitrosse, meist des gleichen Schlages und der gleichen Farbe.

Unzufrieden, grollend blickte der Gefolgsherr vor sich hin: die scharf geschnittenen vornehmen Züge wären gar schön zu nennen gewesen, hätten nicht wilde Leidenschaften sie früh und tief durchfurcht; in finsterem Brüten neigte er das Haupt tief auf den Hals des Pferdes, daß ihn die tiefbraunen Schwingen des Geierfalken auf der Sturmhaube nahezu streiften. Die dunkle Farbe von Haar, Haut und Augen, auch die raschen Bewegungen der geschmeidigen Glieder, der feinen Gelenke schienen nicht ungemischt germanische Abstammung zu bezeugen.

Nun mündete der schmale Pfad aus dem Dichtwald in eine breitere Freieung; der nächste Reiter hinter ihm spornte sein Pferd bis an des Rappen linke Seite und sprach, das Antlitz des Führers mit langem Blicke musternd: »Du scheinst dich nicht sonderlich auf den Opferschmaus zu freuen, Ragino, mein Patronus?« – »Ich schmause und trinke gern nur mit meinesgleichen! – Und wär's nur das! Aber diesen überweisen, übergerechten Arno da im blauen Richtermantel auf dem Richterhochstuhl sich spreizen sehen, die Beine verschränkt, den linken Fuß geschlagen über den rechten, den weißen Richterstab in der Hand und so großmächtig Ding halten, und Urteil finden lassen über seine Besseren, – der Sperling über den Adler! Und sich dann fügen müssen dem biedereren Urteil, das die mehrere Menge findet: immer hundert Gemeine gegen fünf Edle!– das läßt mich zornig knirschen in die harten Zügel des Rechts hier zu Lande.«

»Ja, ja, Patrone,« meinte der Freigelassene, ein echter Sohn des Südens mit voll romanischer Erscheinung – er sprach auch fast nur Vulgärlatein – »bei mir daheim, im schönen Aquitanien – zwischen Loire und Pyreneus Mons: – da war das Leben lustiger! Da fragte kein König – der war ein Schwächling oder weit weg! – danach, lag ein Gemeinfreier irgendwo tot am Wege – Römer meist, doch auch Franken! – von eines Nobilis raschem Schwertstoß! Kein Herzog that euch Edeln was zu leide: helfet ihr ihm doch mit euren Waffen und Gefolgen, wollte der Königsgraf ihm zu scharf auf die Finger sehn. Das Recht der Starken waltete – soweit als seine Stärke reichte. Bei Sankt Martin von Tours! Manch lustigen Fehderitt haben wir geritten, du Patrone, und . . .« – »Und du stets dicht hinter mir, das muß ich rühmen, Nantine, mein getreuer Mariskalk. Und Sankt Martin und die andern Heiligen, an die du so eifrig glaubst, haben dich noch nie von Frechheit und Kühnheit abgehalten. Wie reimst du dir das eigentlich zusammen?« – »Ist doch einfach! Hat man die Heiligen durch einen Raub zum Beispiel ein wenig verzürnt, schenkt man ihnen ein redlich Teil der Beute. Dann werden sie wieder ganz gut.« »Bah,« lachte der Adaling, »bin besser dran. Glaube nicht an sie: so brauch' ich nicht mit ihnen teilen.« – »So glaubst du an die andern, . . . die die Leute hier zu Land verehren?« – »Bei Leibe!«

»Aber Herr, wie mochte es geschehen, daß du so ganz anders geworden bist als diese deine starken und tapfern, aber – vergieb dem Aquitanier! – doch herzlich plumpen Bajuvaren, ungefüg an Gliedern, Sprache, Sinn . . . –« »Laß ab, sie zu schmähen,« unterbrach Ragino, die Stirne furchend. »Oft mein' ich, mir wäre wohler – mir und den Weibern und Männern, die ich auf meinen Wegen fand! – wär' ich nicht aus der Bajuvaren Art geschlagen. Aber freilich wohl, – ich bin's. Wie das kam? Nun, meine Mutter war ja eine Arleserin.« – »Und das will sagen: eine hohe Schönheit!« – »Und ich zählte nicht sechzehn Winter, als der Vater mich an den Hof des Merowingen brachte nach Metz. Da ward ich vor allem in die Capella gesteckt und der kluge Bischof Aigulf unterwies mich selbst in den Lehren des neuen Glaubens. Gar bald hatte mich der Überlegene überzeugt, daß es nichts sei mit den Göttern, um deren Willen ich bisher Treue und Ehre gehalten und Meinthat gemieden, und ich weigerte mich nicht der Taufe, die auch der Vater nahm. Denn, witzelte ein Priester am Hof, eher geht ein Kamel in ein Nadelöhr als ein Ungetaufter in ein Hofamt bei den Herrn Königen. Also den alten Glauben hatten sie mir gar bald gründlich ausgerissen. Ich höhnte über Wuotan und Donar. Aber bald spottete ich auch über Christus und die Heiligen. Die dummen Wundergeschichten, die uns aus dem Buch eines Bischofs von Tours vorgelesen wurden – Gregor hieß er, mein' ich – machten mich lachen. Da sollte es ein

Wunder sein, fiel einer, der nicht schwimmen konnte, ins Wasser und ersoff, und ein anderes, fiel einer, der schwimmen konnte, ins Wasser und schwamm heraus. Und aber das Ärgste: an all meiner Bösheit ist ein Weib schuld.«

»Ich meinte, viele Weiber?« »Nicht übel!« lachte Ragino, die weißen Zähne zeigend. »Gallischer Witz! Da! Diese Spange dafür. – Aber nein: vor allem eine.« – »Welche? Chlodoswintha oder Aurelia oder Bertoalda oder Camilla?« – »Du hast ein besser Gedächtnis als ich. Nein! Eine, die ich nie geküßt, ob sie mir das Herz heiß entzündet hatte. Die schönste von allen: – die Walandine.« »Fredigundis!« sprach Nantinus und schlug ein Kreuz. »Ist's ein Weib!« rief Ragino und hob sich im Sattel. »So flammenzündend und so eiskalt, so schön, so schlau, so fromm und so teuflisch böse! Ich durfte sie einmal aufs Roß heben, sie fuhr mir durch's krause Haar und bat mich flüsternd, den Präfekten von Paris zu erschlagen: am andern Abend lag er tot. – Bis an die feinen Knöchel in Mordblut watend, und dabei die freigebigste, frömmste Knierutscherin vor den Heiligen und vom Glücke begleitet wie von einer zahmen Taube! Nein, sagte ich mir, kann man so ruchlos sein und so fromm, so macht dieser Glaube nicht gut. Ist auch gleich, – hätt' ich nur ihr Glück! Der Bischof hat mir die Götter ausgetrieben und Frau Fredigundis die Heiligen. Jetzt folg' ich nur meines Herzens Gelüsten: da weiß ich doch, daß mir's lustig geht. – So *lange* es geht!« schloß er rasch mit wildem Lachen. »Alt wird man wohl nicht dabei! Aber was liegt hinter der Jugend? Die Tugend: das heißt die Langeweile, die Schwäche! Zur Hölle mit ihr! Oder nach Hel! Wohin sie lieber fährt.« – »Ja an was glaubst du denn nun – oder an wen?« – »Nichts glaub' ich! Oder an mein Glück, mein Schwert, meine List. Eia, Nantine, haben wir durch Kraft und Frechheit und List zwischen Rhone und Garonne unter den Weibern gewirtschaftet! Gar manche schöne Aquitanerin haben wir davon geführt auf windschnellem Roß! Sie sträubten sich – im Anfang! – Alle: aber die meisten fügten sich dann doch in das Geschehene. Nur zwei freilich . . .« er brach finster ab. »Ja, Patrone, die keusche Adalfrida sprang nach der ersten Nacht in die Aude. Und ich höre immer noch das seltsame Getöse, wie die schöne Venantia, die Gattin des Grafen Leonardus, sich von dem Turm zu Carcassonne auf die Felsen stürzte: der Kopf zuerst schlug auf: es klang sonderbar. Sancte Martine,« sprach er, sich andächtig bekreuzend, »grolle nicht, daß ich sie hatte entführen helfen: du weißt, nur der Patronus ward des Weibes froh.« »Die Närrinnen!« grollte Ragino. »Hatten es doch alle gut bei mir, die sich drein fanden! Viel rot Gold hatte mir mein Vater, Herr Faganwalt, vererbt, der, aus Bajuvarenland zu König Chlothachar gezogen, von dem zum Patricius von Marseille erhoben war. Und gingen nach des Vaters Tod Geld, Schmuck, Gewand rasch zur Neige . . .« – »So waren wir nicht faul und nahmen's zu Hauf den lieben Nachbarn ab, den reichen Westgoten von Narbonne . . .« – »Und warfen's daheim in Burg Cap-Ariet den Schönen in den Schos! Eia! Warm glühte dort zu Lande die Sonne, dunkel glühte der schwarzrote Wein und manche heißblütige Domina, Hier ist alles naß, kalt, friedsam, tugendsam, öd und fad!« – »Ei, warum bleibst du nicht, Patrone, wo wir waren? Ich bat so sehr! Ist ja halb auch deine Heimat. War doch deine Mutter ein Kind des Sonnenlandes. Warum . . .?« – »Narr, als ob du's nicht wüßtest! Hast vergessen? Zuletzt hatten wir's doch zu arg getrieben. König Guntchramn, den sie den Guten nennen . . .« – »Bald wird er der Heilige heißen! Schon thun die Fransen seines Mantels Heilwunder an Aussätzigen und Lahmen!« Und der fromme Wale schlug sein Kreuz. – »All seine Grafen, von Orleans bis Toulouse, hatten uns bei ihm verklagt: Frauenraub

und Herireita, – weil wir mehr als zweiundvierzig Helme zählten! – Friedbruch, Scharmützel, Heimsuchung und Infidelitas: alles Teufelszeug sollten wir verübt haben. Lange noch bestach ich seine Bischöfe und Palatine: aber zuletzt hatte ich nicht mehr genug, sie – nach ihrem Gelüst – zu bestechen: den Rest nahmen sie mir lieber durch Einziehung ab und der König sprach mir all mein Land in seinem Reiche ab.« – »Bah, dann wär' ich zu den Wasconen gegangen, seinen alten Grenzfeinden! Nur in die warme Sonne!« – »Und ins Elend? Nein, doch lieber nach Haus in dies Wasser- und Nebelheim, wo mir des Vaters weit gedehntes Erbe liegt an Mangfall und Inn, bis dahin von Oheim Fagano gar treulich und wirtlich verwaltet. Hier hab' ich doch zu leben.« – »Leben? Ist das gelebt hier?« – »Bei Loge, nicht lustig, gedenk' ich der Provence. Keine Schätze bringende Fehde, im Frieden nur Jagd, im Krieg nur Slovenen, bei denen es weder Ruhm noch Beute zu holen giebt.« »Nein, aber Läuse!« lachte der Welsche, sich über das kurzkrause schwarze Haar streichend. »Geh, Patrone! Es zieht dich Halbblut ja doch zu uns, – dein besser Teil – von der Mutter her – gehört uns.«

»Ja, oft spür' ich's nur allzuheiß in den Adern, dies Walenblut. – Vorab: hier giebt's nicht Weiberlust! Denn die Slovenenmädchen, die wir zuweilen fangen . . .« »Muß man erst zu lange waschen, bevor man sie küssen kann! – Freilich,« meinte er nach einer Weile: er beugte sich vor im Sattel und sah seinem Herrn listig in die dunkeln Augen, »es giebt wohl auch hier zu Lande Mägdlein, weißarmige, die . . .« »Die man zu Tode küssen möchte,« rief Ragino wild und spornte den Rappen, daß er stieg. Dann spannte er die Muskeln des rechten Armes: »Und zerdrücken in diesen Armen, in ihrem Ringen heißer noch die Lust verspürend. Ah, schlanke Arnrud, fast noch ein Kind: weh dir – und wohl dir! – lernst du an dieser Brust die Liebe.« »Puh,« meinte der Freigelassene, »das wird dir wohl nicht werden. Die wird des Nachbarsohnes sittig, blondgezöpft, flachsspinnend Weib.« – »Des Pflugtölpels? Nimmermehr! Ich reiße sie ihm mitten im Brautlauf weg und Nachtelb trägt sie flugs davon. Nicht wahr, mein Rößlein?« Und er klopfte dem Rappen den Hals: freudig wieherte der. »Wie paßte sie zu dem Lämmel!« »Ja, ja,« meinte der Wale schürend, »mag schon sein, daß ihr im Wunsch und Traum ein viel Feinerer vorschwebt. Wie *sie* vielleicht *ihm*, dem zieren Edeling.« – »Adalfrid, der Ausbund aller Tugenden? Der möchte wohl, aber er wagt nicht. Nie läßt sie ihn der Ohm als Gemahlin führen in seinen Edelhof: eine Königstochter will der für den schönen einzigen Sohn. Und daß er sich das, was er begehrt, *nimmt*, zu rascher Lust, wie man die süße Beere vom Strauche reißt, – dazu ist der Vetter viel zu zahm gezeugt und zu artig gezogen, der Thor, mit seinem bajuvarischen Fischblut in den Adern. Ah, Bursche, du hast mich heiß gemacht mit deinen Reden! Weshalb hetzest du mich so zu Gewalt? Was hast du davon?«

»Will dir's wohl sagen, Patrone: ganz offen! Im Frieden bring' ich's hier zu nichts: da kann ich nicht, wie drüben an der Garonne, dir zeigen wie nützlich, wie unentbehrlich ich dir bin. Abenteuer, wildes Streiten sind der Boden, aus dem allein mir Gewinn aufwuchert: Beute, Lust, Lob für mein rasches Schwert! Und du? Du bekommst das blonde Kind auch nicht in die Arme ohne schroffsten Rechtsbruch. Frauenraub! Darauf steht . . .« »Im Frieden! Ja! Aber es kann ja auch,« – und hier blitzten die schwarzen Augen, – »Fehde auflodern zwischen uns Faganos und den Ackerern da unten an der Alz. Dann greife ich mir das süße Ding als Beute, dann ist sie meine speergefangene Magd und mein ist ihr Leib und ihr Leben.« »Gewiß!« lachte der Wale. »Und deshalb . . .« »Deshalb darf der Rechtshandel um den Rosseschaden, der heute vor das echte Ding

kommt, nicht in Frieden enden, wie sicher die beiden Tugendweisen, der Ohm und der Richter, raten werden, sondern Fehdegang statt Rechtsgang soll entscheiden. Das hab' ich längst geplant.« – »Und ich – hab's geahnt. Aber ich wollt' es hören aus deinem eignen Munde, Patrone!« – »Schweig – gegen alle! Schau, dort auf der Höhe ragen schon die Firste der Arringe, der trotzigten Dörfler. Ah, bald sollen sie in roten Flammen stehn. Und bei Hausbrand verschwindet mancherlei: Mensch, wie Tier, wie Habe. Komm, Nantine, laß die Rößlein springen! Sie sollen's einmal sehen, diese Ackerschnecken, was reiten heißt. Ihre Gäule sind ja nur elende Angernager. Drauf, Nachtelb!« Und in rasendem Jagen, wie zu feindlichem Überfall, sprengten die Reiter gegen das friedlich im Morgenschein liegende Dorf.

*

II.

Einstweilen hatten sich allmählich an der Dingstätte schon viele der Markgenossen eingefunden.

In einem weiten, gegen den See geöffneten Halbkreise waren die Dingschnüre gezogen, an Speeren oder auch an mannshohen Haselstäben; außerhalb dieser Umhegung, zumal gegen das Dorf hinab, den Hag hinunter, hatten Weiber, Kinder, Unfreie sich aufgestellt, oder auf dem Rasen gelagert.

Unter der mittelsten Eiche war nun vor dem Altar der hohe Stuhl des Richters aufgestellt, er gewährte den Blick nach Osten: noch war er leer. Arno stand im weitfaltigen dunkelblauen Richtermantel, den weißen, der Rinde entschälten Stab in der Hand, neben Iso, seinem Rechtweiser, der den Dingspeer und den Dingschild trug; die Dinggenossen standen nach Sippen gegliedert – daher alle Faganos beisammen – innerhalb der Umschnürung um den Richterstuhl her: das Gewoge der Stimmen glich dem Summen eines Bienenschwarms.

Eine Weile noch wartete Arno, sah nach dem Wipfel der Eiche empor, winkte dann Iso und beide schritten nun zu dem Richterstuhl: Arno ließ sich auf ihm nieder. Der Fronbote, ein Freigelassener des Richters, stieß den Speer rechts von ihm in den Rasen, hing den runden Schild daran und that mit einem Steinhammer uralter Überkommenschaft drei dröhnende Schläge auf das Erz.

Nur ein wenig hob jetzt Arno den Stab: – sofort verstummte das Gewoge der Stimmen.

Nun wandte sich der Richter an Iso und fragte: »Sage mir, du Weiser des Rechts, und weise, ist dies der rechte Tag, die rechte Stunde, der rechte Ort für die Markgenossen des Untersees, zu hegen und halten von Rechts wegen ein Echeding? Weise mir das Recht der Mark!«

Feierlich hob Iso die Rechte: »Ich weise das Recht, wie bestens ich weiß, so helfe mir Forasizo: dies ist der rechte Tag: ein Tag des Eru, dreißig Nächte nach dem letzten ungebottenen Ding: die rechte Stunde, da die Sonne den Wipfel des Dingbaums küßt: der

rechte Ort: auf dem Eichenbühl unter der Dingeiche oberhalb der Seebrücke.« – »Und wer ausbleibt von dem Ding?« – »Wer ausbleibt ohne echte Not, zahlt fünfzehn Solidi Wette dem Richter.« – »Weise mir, Rechtweiser, das Recht: wie soll ich halten das Ding?« – »Als ein echter Richter: niemand zu Gunst, niemand zu Gram, niemand zu Lieb, niemand zu Leide, wissend, daß du richtest vor Forasizos Angesicht und aller Götter. Gelobe zu richten nach der Gerechtigkeit, nicht nach Geldgier. Geldgier greift dem Gesetz an die Gurgel.« – »So gelob' ich bei diesem meinem Stabe.« Und er legte feierlich die Rechte auf dessen Griff, der in eine geschnitzte Hand auslief. »Und wenn ich unrecht richte?« – »Und wenn du unrecht richtest, sollst du's doppelt vergüten und dem Herrn Herzog vierzig Goldsolidi büßen.« – »Und also sei's. So lege ich das Märkerding offen, verbiete Rede sonder Richters Urlaub, verbiete Scheltwort, Streitwort, Waffenzücken, gebiete Schweigen, Zucht und Rechtsgehorsam: bei des Ostgaugrafen Bann gebiete ich Dingfrieden. – Nun sind Eintrachtsachen und Streitsachen an das Ding gebracht. Welche muß ich zuerst verhandeln, Rechtweiser?« – »Eintracht geht vor Streit.« – »Wohl, so thun wir zuerst nach dem Begehr des Fagano, der Schatzwurf werfen will. Hier, außerhalb des Dingkreises, stehen zwei Unfreie von ihm, Slowenen, bei dem letzten Streifzug jenseit der Landmark von ihm speergefangen: er will sie beide frei geben und will sie dann die Ehe schließen lassen nach Volksrecht. Denn er lobt sie als treu und willig. So kommt nun ein in die Schnüre und du, edler Fagano, tritt vor.«

Die beiden braunen Menschen, er in ein Wolfsfell, sie in Lammfell gehüllt, schlüpfen, strahlend vor Dank und Freude, unter den Schnüren durch, warfen sich vor dem Fagano auf die Kniee und reckten ihm auf der flachen Rechten je einen Denarius hin, ohne ein Wort zu sprechen; der Fagano schlug jedem der beiden die Münze aus der Hand: »Losgekauft seid ihr, Zwentopluck und du, Dowina, aus meinem Eigentum: ich schenk' euch den Kaufpreis, leset ihn auf.« Das ließen sich beide nicht zweimal sagen und eilig schlüpfen sie, Hand in Hand, wieder hinaus.

»Dann hat sich Truchtwalt, Sohn des Truchtlacho, gemeldet: er ist aus des Vaters Hofwehre geschieden, er hat sich eine Hofstätte gerodet mit schallender Axt: – nicht heimlich: die Axt ist ein Rufer, nicht ein Dieb! – in dem Alzwald und er will sich heute hier vor den Markgenossen verloben mit Berthfrida, der Tochter des Berahto, der ist des zufrieden. Tretet vor.« Der Jüngling, das Mädchen und dessen Vater schritten nun vor den Richterstuhl: der junge Truchtwalt sprach: »Ich hab' einen Hof, so will ich ein Weib. Ich zähle dreißig Jahre: Berahto will mir die Tochter geben: die Mundschaft lös ich ihm ab: ich biete dir hundert Solidi und zwanzig Rinder nach deiner Auswahl, bist du's zufrieden?« – »Ich bin's zufrieden und binnen Jahr und Tag führ' ich sie dir als Frau ins Haus: und der Brautwagen soll hoch beladen sein: denn – man weiß es in der Mark! – reich ist der Berahtinge Hof und Habe.« »Ihr alle, Markgenossen,« sprach der Bräutigam, »seid der Verlobung Zeugen: hier ist ihr Finger beringt« – er schob ihr einen Bronzering an den vierten Finger der Rechten: da fiel der Richter ein, – »nun ist die Braut dir bedingt.« Darauf streifte sich Truchtwalt den Schuh vom rechten Fuß und stellte ihn vor ihr nieder: errötend that sie das gleiche und hob das schmale Füßlein und stellte es in seinen Schuh, darin es fast verschwand: Arno aber sprach, den Stab über ihr Haupt reckend. »Nun trat die Traute dir schon in den Schuh: mit zwiefachem Zwang dir bind' ich die Braut.« Fröhlich schieden die drei aus dem Dingkreis.

»Da ist,« fuhr der Richter fort, »Hariger, des Harlacho jüngster Sohn: er und sein Vater verlangen, ich soll ihm die Schwertleite gewähren: komm, jung Hariger, weise hier vor den vielen, was du in den letzten Wochen mir allein gezeigt von deiner Waffenreife.«

Ein schöner blondlockiger Jüngling, fast ein Knabe noch, stürmte feueifrig vor den Richterstuhl: Iso reichte ihm den Speer: hastig ergriff ihn Hariger: »Gebt Raum! Gebt Raum!« rief er den Umstehenden zu: auf starke Speerwurfweite war außerhalb des Dingringes an einem der vordersten Waldbäume ein kleiner Reiterschild, mit sieben ehernen Ringkreisen geschmückt zugleich und gefestigt, angebracht: weitaus holte der Knabe: scharf zielte er und lang: sausend flog die Lanze: klirrend fuhr sie durch den mittelsten Schildring in den Stamm.

»Nicht übel, wahrlich,« sprach der Fagano, »für diesen Wurf schenk' ich dir . . .« »Ich nehme nichts von den Adalingen!« rief Hariger mit einem Blick auf seinen Vater, der beifällig nickte. Nun reichte jenem der Fronbote einen Schild und ein stumpfes Schwert ohne Spitze: der etwas ältere Sohn des Rimisto trat, gleich gewaffnet, vor und bei sechs Gängen, das heißt sprungweisen Angriffen, wehrte Hariger viermal dessen Schlag ab und traf selbst zweimal den Gegner. »Genug!« rief Arno von seinem Richterstuhl herab. »Die Markgenossen haben's gesehen. Hariger, des Harlacho Sohn, ist der Volkswaffen reif und wert. Wer widerredet? Kein Mund. So reiche ich dir Schwert, Speer und Schild: du legst sie fortan nicht mehr ab, auch in den Hügeln folgen sie dir nach und nach Walhall. Trage sie mit Ruhm und Sieg für die Deinen.«

»Weiter,« fuhr Arno fort, »hat Hemmfrid, des Hemmo Sohn, seinen Hof bei dem Kleinsee dem Fagano verkauft und will ihn heute dem Käufer auflassen durch Stab, Gras und Erde. Tretet vor.«

Der Adaling und ein ärmlich gekleideter älterer Gemeinfreier erschienen nun vor dem Richterstuhl und der Verkäufer sprach mit trauriger Miene: »Ich rufe die Markgenossen zu Gesamtzeugen! Euch aber, Nachbarn, Pellwich und Halfing, zu Sonderzeugen« – hier faßte er die beiden nächststehenden Gemeinfreien am Ohrläppchen und zog daran – »ich ziehe euch am Ohre zu Zeugen, wie ich dem Fagano meinen Hof, der Hemminge altes Allod, mit Wunn und Weide, mit Wasser- und Waldrecht an der Almände, mit Herde, Holz und Habe, mit Eigen und Almen auflasse zu eigen. Und sind die Marken, wie ihr alle wißt, im Aufgang das Ufer des kleinen Schilfsees, zu Mittag, da wo man es nennt »im Thale«, gen Niedergang bis zu der großen Buche – die ist noch mein gewesen, trägt meine Hausmarke – und gen Mitternacht bis an die Mitte des Binsenmoors, das zur andern Hälfte dem Pellwich gehört.« »Wir kennen den Hof und seine Markzeichen,« sprachen die beiden am Ohre Gezogenen. »Wohl,« mahnte der Richter, »nun laß auf.«

Mit einem Seufzer holte der Verkäufer aus seinem Wams ein etwa handlanges Stäblein von Erlenholz hervor, in dessen Rinde die Rune H (– H –) geschnitten war: der Käufer öffnete sein Wams an der Brust und Hemmfrid legte mit einer Art von Wurf das Stäblein in das Wams: »Wie dieser Stab, so ist mein Hof nun dein geworden. Und wie dieser Rasenstreif und diese braune Scholle und dieser Buchenzweig, die ich dir hier reiche, so sind meine Wiesen, meine Kornäcker und mein Waldgut nun dein eigen. Ach, sie waren solange in der Hemminge Hand!« Er trat zurück, das Haupt gesenkt. »Morgen,« sprach der Richter, »werde ich mit den Zeugen, dem neuen und dem

früheren Eigner und dem Fronboten das Grundstück umschreiten, den Käufer einweisen und nach dem Hirseopfer für die Hauselben, ihm Friede wirken.«

Da rief eine rauhe Stimme: »Richter, gib mir Urlaub zur Rede.«

Arno winkte Gewährung mit dem Stabe und Harlacho sprach, die Worte hastig hervorstoßend und wilde Blicke auf die Adalinge werfend: »Volkskundig ward nun, allen bekannt, der Verkauf des alten Freiguts. Aber nur wenigen ist kund der Grund, aus dem Hemmfrid der Greis die Scholle der Väter hat hingeben müssen. Sein Sohn Hemmovich ist ein rascher Jüngling: er hat, gereizt durch freche Zunge, am Hof zu Regensburg einen freien Saalfranken erschlagen. Das Wergeld beträgt zweihundert Solidi. Das sollten die Hemminge zahlen oder den Sohn dem Erben des Erschlagenen in Knechtschaft übergeben. Der Alte hat nicht den zehnten Teil davon an Habe. So muß denn Eigen und Erbe dran. Und der Adaling? – Hei, der griff gierig zu! – Wie immer, wenn er den weiten Grundbesitz seines Hauses noch mehr ausdehnen kann: es ist lang durchdachte Absicht darin: sie kaufen uns aus, wo irgend sie können, jede Not unsrer Wirtschaft machen sie sich zu Nutze. Das ist der Edeling Edelsinn.«

Rot vor Grimm im Gesicht trat er zurück: drohende, zornige Rufe wurden laut unter den Freien.

»Schweigt im Ding!« gebot der Richter. »Wer reden will, frage an bei mir.« Da trat, Worturlaub heischend, der Fagano vor und, einen stolzen Blick auf Harlacho und jene Rufer werfend, sprach er: »Ich wußte nichts hiervon. Hemmfrid, komm her. Ich gebe dir den Hof zurück. Öffne den Brustlatz . . . –« – »Ich kann nicht, edler Fagano. Du hast ja lang vorausbezahlt – ich habe die Solidi schon hingegeben. Wie soll ich sie dir je ersetzen?« – »Ich schenke sie dir, das versteht sich. – Ihr aber da drüben, hütet eure Zungen, eh' ihr wieder die Edeling unedler Gesinnung zeiht.« Und er schob dem Alten das Stäblein in das Wams und warf ihm Rasen, Erdscholle und Baumzweig wieder zu.

Nun erschollen in raschem Umschlag Beifallsrufe, auch unter jenen, die soeben gemurrt und die Stimmung wäre noch viel günstiger geworden, hätte nicht Ragino das Wort erbeten und, verächtlich die Lippen aufwerfend, gerufen: »Wundert dich das, Oheim? Niedrige Geburt zeugt niedrigen Sinn und wer gemein – ob auch ›gemeinfrei‹ – sieht auch bei Bessern nur Gemeines.«

Brasend, drohend entlud sich nun der Zorn der Geschmähten, mit Mühe, beschwichtete sie der Richter.

»Für dieses Scheltwort, Adaling, straf' ich dich um dreißig Solidi Richterwette. Ich werde sie verteilen unter die, deren Ernte der Hagel zerschlug. Die Eintrachtsachen sind geschlichtet, nun mögen die Streitsachen gerichtet werden. Es ist nichts geschehen seit dem letzten Markding, was Klage an den Richter gebracht hatte auf Wergeld oder Buße, niemand ist gemahnt oder gebannt, noch ist gar Fehdegang – den die Götter verhüten mögen! – gedroht.

Denn einen Zweifel des Immenrechts habe ich, mit des Rechtweisers Beirat, leicht in Güte geschlichtet. Wulfhari, dem Freigelassenen des Riezilo von dem Rizilaerehof, war ein Schwarm aus dem Bienenkobel entflohen und hatte sich auf den großen Ebereschenbaum auf dem Neubruch des Heigilo bei dem Berahtastein eingehaust. Wulfhari war ihm nachgelaufen mit brennendem Scheit und eherner Axt, hatte Feuer angemacht unter dem Baum, den Waisel durch den Rauch zu verscheuchen, und

dreimal mit der Axt an den Stamm geschlagen. Zornig lief Heigilo herzu und wollte dem das wehren und den ganzen Imp als sein Eigen verlangen, den der Frilaz allmählich mit klingender Kuhschelle zurückrief in seinen Kobel. Aber ehe sie klagten, gingen sie mit mir zum Rechtweiser und der sprach: »Binnen drei Tagen mag der Impvater seine Immenbrut wieder holen aus fremdem Baum mit feuriger Fackel und hallender Hacke, aber nur mit stumpfem Stoß. Und Wulfhari schwor bei Donar, dem der Rotbeerenbaum geweiht ist, er habe nur mit gewendeter Axt, nicht mit beißendem Beil geschlagen. Da haben sie sich vertragen, – Wulfhari hat ihm in Güte sieben Waben geschenkt. Aber der Rechtweiser verlangt, daß ich die Sache hier auf dem Wallberg vorbringe, damit die Märker dies Immenrecht billigen. Ihr haltet's für Recht? Ja, ruft ihr, alle? So ist es denn Markrecht. Und ein paar andere Dinge, die da übel hätten verlaufen mögen, haben die guten Götter in Frieden beigelegt durch des edeln Fagano friederatend Wort.«

Da hob der die Rechte.

»Der Adaling ist der nächste zur Rede,« rief der Richter mit dem Stab auf ihn deutend.

»Nicht mein Verdienst war's,« sprach der. »Und wie's unadelig ist, unverdienten Tadel hinnehmen, so noch mehr unverdientes Lob einheimsen sonder Einspruch. Nicht mein, unseres Richters Zuspruch hat die Fehde verhütet unter zwei Geschlechtern: um geringer Ursach willen waren sie in Streit geraten: die Stöttinge im Stottohof, im Osten, und die Burginge, Burgramns Enkel, zu Burgham, im Westen des Sees, um den Lachsfang an dem Ausfluß der Alz: auf rasches Wort war rascher Schlag gefolgt: nahe drohte, daß Männerblut floß – um Fischblut! Denn in der Hitze des Zorns hatten sie sich hinweggesetzt über jene Markdingsatzung vom vorigen Herbsting, die Arno vorgeschlagen. Da hat der Richter – ich half ein wenig nach – den Hadernden die Thorheit dieser Fehde dargewiesen. Wir überzeugten sie, sie möchten sich vertragen, ohne daß man eine der Sippen der Feigheit zeihen könnte: denn gleichviel Speere zählen beide und gleich starke Arme, diese Speere zu schwingen; dort drüben stehen sie, versöhnt, nebeneinander. Dankt eurem Richter!«

Jene beiden, aber auch viele andere im Halbkreis riefen: »Heil Arno, heil dem Friedewart!«

Der aber erwiderte: »Dankt lieber dem Fagano, der in anderem Zwist nicht nur Worte, der freigebig, wie dem Adel ziemt, sein Gut spendete, den Frieden zu erhalten. Blut war geflossen im Jagdstreit zwischen denen vom Thietboldberg und den Ischilos um einen erlegten Auerstier, das heißt um das Recht, im Alzwald, über die Buchenleite hinaus, zu jagen. Hohe Buße verlangte da Thietbold: denn es war nicht nur Aderkratz, Gliedscharte, Beulenschlag oder Balgberstung, was nur sechs Solidi kostet, sondern ein Knochensplitter war ihm aus dem Beine geschlagen, so schwer, daß ihn die Zeugen auffallen hörten, wie er über die vier Ellen breite alte Walenstraße geworfen ward in einen ehernen Schild: ja, der Fuß war verkürzt, so daß er über dem Rasen nachstriefte. Wie nennt einen solchen Hinker das Recht der Bajuvaren, Rechtweiser?« – »Taufstreffling! Und darauf stehen dreißig Solidi.« – »Die konnte Ischilo nie aufbringen, und Fehdegang drohte. Der Fagano erfuhr's und zahlte aus seinem Gut die Buße: – das war Adelthat.«

»Aber die Wette an den Richter, den neunten Teil der Buße« – nahm der Fagano das Wort, »wer zahlte sie? Ich bot sie an: – aber Arno zerbrach einen Halm vor meinen

Augen und verzichtete. Das war Richterthat.«

Wieder riefen die Hörer laut Beifall.

Als der verrauscht war, flüsterte Ragino seinem Mariskalk ins Ohr: »Ist ja ganz rührend! Gleich küssen sich die beiden Tugendwettläufer. Aber wart! Ich werf' ihnen bittere Schlehen in ihren süßen Musbrei!«

»So ist,« fuhr der Richter fort, und der Ausdruck seiner Züge ward ernster, »nur Ein Rechtstreit heute zu verhandeln. Die Klage Harlachos im Weidicht wider Ragino den Adaling um Saatschaden. Doch ich vertraue, gutem Zuspruch, – drüben wie hüben, – wird es gelingen, auch diesen Zwist zu begleichen.« Er warf einen bedeutsamen Blick zu dem Fagano hinüber zu seiner Rechten, den dieser mit kaum merklichem Neigen des Hauptes erwiderte. Aber von links her aus der Reihe der Freien scholl ein lautes trotziges: »Nein! Das hoffe nicht! Daraus wird nichts!«

»Nachbar Harlacho,« verwies Arno ruhig, aber streng, »du sprachst sonder Richters Urlaub: in gehegtem Ding. Ich büße dich nach dem Recht um einen Solidus. Kannst du dies Urteil schelten? Du schweigst? So hast du dich verschwiegen. Nun rufe deine Klage.«

Da drängte und schob sich von links her der Geahndete durch die dichten Reihen: es war eine derbe, vierschrötige Gestalt, kürzer, gedrungener als die meisten, den dicken Schädel von einem dicken Wust zottigen, brandroten Haares umstarrt wie von einem Wollvließe, während der wirre, rote Bart, wenig gepflegt, vom Winde gezaust ward; ärmlicher als der andern war seine Gewandung, ein viel geflicktes Vließwams hielt ihm, statt stattlichen Wehrgurts der andern, ein altes Senknetz um die magern Hüften zusammen und statt des Kurzschwerts stak darin eine wuchtige dreizinkige Wurf gabel zum Lachsstechen im Seeis, eine furchtbare Waffe. An seinen nackten, tiefbraunen, mit rotem Haar dicht bewachsenen Oberarmen glänzten nicht, wie an vieler, ein Breitring oder ein schlangenförmig gewundener Schmalreif aus Bronze; den alten Mantel, dem das Seewasser längst jede bestimmte Farbe ausgewaschen, hielt ihm über der linken Schulter nicht eine Spange, nur ein starker Zweig des Schwarzdorns zusammen.

»Nichts von Begleichen!« schrie er mit heiserer, vom Zorn erstickter Stimme, »keinem Zuspruch halt' ich still, so wenig wie der wütige Wisent. Mein Recht will ich, mein ganzes vollgerüttelt Maß, von der übermütigen Brut, die bei jedem Schritt den Fuß so hoch hebt, als solle er auf die Köpfe der Freien treten. Mein Recht von diesem Ragino: – er soll mir nicht entrinnen, wie weiland meinem Vater der seine! Wißt ihr's noch, ihr ältern unter den Märkern, – erzählt's den jüngern! – wie weiland Faganwalt, der Faganing, der auf den Höfen um den Inn saß, meinem Vater, den er beim Hechtfang im Adelwasser traf, westlich vom breiten Schilficht, auf offenem See mit dem Kurzbeil den Boden des Plattschiffs zerschlug? Elend mußte mein Vater ertrinken: denn der Adaling fuhr in seinem Einbaum mit seinen Gefolgen lachend davon.«

Grollendes Murren durchdrang die Reihen der Freien, zumal dort, wo die fünf Söhne des Fischers und dessen Magen beisammen standen.

»Das war das alte strenge Recht wider die Fischwilderer,« sprach Arno. »Erst nach dieser Anwendung ward's durch Märkersatzung aufgehoben. Übrigens bot dir der Thäter, – unverpflichtet! – auf seines Bruders Mahnung, das volle Wergeld für den

Toten. Du schlugst es aus.« – »Soll ich die Seele des Vaters, die der grünnige Neck hinab in die Binsen zog, im Geldgurt umhertragen? Nein! Ich lasse mir meinen Haß nicht abkaufen und nicht meine Rache: die Stunde kommt.« »Aber hübsch langsam, scheint's,« höhnte Ragino und warf dem Richter einen Solidus in den Schos. »Da, Markrichter, die Buße für die urlaublose Rede.«

Während die Gefolgen Raginos und manche der Adalinge lachten und unwillig Gemurmel von links her drang, blieb Arno ruhig, öffnete den Mantel, der seine Kniee bedeckte und ließ die Münze klirrend zur Erde fallen. »Für diesen kecken Unglimpf, diese Dingverachtung fordere ich bei dem Ding von Ragino, Faganwalts Sohn, zwanzig Solidi Buße für Forasizos Opferfest. Reckt die Hände!«

Alle Gemeinfreien, auch viele Adalinge, so der Fagano, – ausgenommen die Schar um Ragino, – erhoben die Hände. »Das Bußurteil steht. Nun hebe deine Klage, Harlacho.«

»Ich klag' um Schaden, pfandbewiesenen Schaden, durch Ragino, seine Gefolgen und seine Rosse. Ihr wißt: leidig lebt, wer Fische fängt: viel Wind und Wasser werden ihm und wenig Gewinn: »für viel Fleiß wenig Flossen« – 's ist ein alter Fischerspruch. Und an Bauland hat der Harlachinge Hof nur wenig Schollen Zubehör, wie an Wiesweide meist schlechte saure Wiesen, neben dem Binsenzipfel: alten Seegrund: – und gar oft, wächst der See groß, abermals überfluteten Seegrund! Denn der Neck giebt nicht dem Land heraus, was er nicht muß. Oder trockener Seesand ohne Nährboden auch nur für Hafer. Seit ein paar Wintern hatte ich mit meinen Söhnen, zwölf Hände zusammen, ostwärts von der Isinge Hof vier Tagwerke, oben auf der Bühlleite nach den Storflingen zu: – fetten Boden! – gerodet mit Feuer: – ihr kennt es als markkundig – guten Weizengrund gab die Asche. Reich gedieh die junge Saat: mich freute es und meine Buben, wogte sie im Frühlingswind: schon sahen wir sie dereinst im Herbstmond in goldnen Ähren wallen, – wann Gott Frô auf dem goldborstigen Eber über sie hinreiten werde, befruchtend, nicht schädigend durch des Tieres Tritt. Sorglich hatten wir die liebe Saat eingehegt gegen weidend Vieh der Isinge und der andern Nachbarn durch einen hohen Zaun von festem Pfahlwerk: am Eingang warnte ein Strohband, jedem Eindringenden die Pfändung drohend. Und ich hatte Frô sein Goldferch dargebracht gegen Hagelschlag: allein gegen Adelbosheit hatte ich nicht geopfert!« »Hüte dich, Frechling!« knirschte Ragino; aber sein Freigelassener mahnte: »Getrost, Patrone. Großes Maul macht kleiner Stich stumm.«

»Gar oft ritt dieser Ragino da zur Jagd in den Bannwald bei uns vorüber mit seinen zuchtlosen Gasinden und Barskalken: sie sahen uns an der Arbeit wie wir uns mühten im Schweiß. Freche Hohnworte warfen sie über den Pfahlzaun. Einmal – ich stand im Einlaß – klopfte der Faganing seinem Rappen den Hals und rief, des Tieres Kopf über die Wehre richtend: – »Freu' dich, Nachtelb, da wächst dir Fraß. Schwer schwitzt der Ackerfurcher: – für dich!« Meine Söhne schalten: – ich achtete sein nicht. Aber ein paar Nächte darauf, als wir bei klimmender Sonne zu der Arbeit hinaufgingen, fanden wir den Zaun niedergebroschen, zerrissen und zerstreut das Strohband, den Wiff, an der Thüre, den Zugang von Pferdehufen zerstampft, die Ettergerte, die den oben zusammenschließt, zerhackt, und – – abgeweidet, bis an die Wurzeln, zertreten die ganze Weizensaat!«

Grollend, drohend brauste es durch die Reihen zur Linken des Richters.

»Da es in Einer Nacht geschehen, mußte es ein ganz Geschwader von Gäulen gewesen sein: wir durchsuchten nach einer sicheren Spur für den Beweis für andre – wir Harlachinge wußten freilich den Thäter! – in dem ganzen Gehege: endlich fanden wir im hintersten Grunde, von den Führern beim raschen nächtlichen Aufbruch vergessen, eine der schwarzen Schandmähen.«

»Ah,« flüsterte Ragino, »edler denn du zehnmal ist das Roß.« »Also dort,« klagte sein Mariskalk leise, »dort verblieb Helhengst, den wir seither so bitter vermißt!«

»Das Tier war von aquitanischer Zucht. Ich nahm's sofort in Pfand, den Beweis zu sichern, den Unschuldeid auszuschließen. Seine Haut trug die Hausmarke Raginos: ihr kennt sie alle, Märker! Frag' ihn, Richter, ob er die Marke verleugnet?«

Arno winkte: Ragino sprach, den Helm mit den Geierfedern zurückwerfend: »Ich meine, sie kennen weithin den trabenden Wolf und fürchten ihn; zumal die Schafe.«

Seine Gasinden lachten: Fagano wehrte ihnen mit erhobener Hand.

»Sage, Rechtweiser, darf ich um dieser Ursach willen den Adaling kampfflich grüßen?« fragte Harlacho mit grimmigem Blick und griff nach seiner dreizinkigen Waffe. – »Nicht doch! Er leugnet ja nicht.« »Ich würde,« höhnte der, den Kopf zurückwerfend, »wohl wegen der paar Maulvoll Grünzeug auf den Kampfsand treten? Einen Lohnkämpfer würde ich ihm stellen, einen ehrlosen, an dem sollte er seinen Zorn verkühlen.« »Also dein Mund ist dessen gichtig,« fragte der Richter, »daß deine Rosse die Saat Harlachos abgeweidet?« – »Gewiß! Und gut ist's ihnen gediehen!« – »Wie gerieten sie hinein. Durch Zufall? Windbruch des Zauns?« – »Behüte! Der Eschenzaun war gute, feste Arbeit von sechs Männern! Auf mein Geheiß führte mein Mariskalk hier die guten Gäule hinein zu leckerer Weide. Was braucht der Schollenpatscher Weizen zu fressen? Besser steht das edle Goldkorn zu des Adalings Roß als zu seinem schnöden Wanst. Er kann ja Weißfische fangen! Aber wo – wo birgt der Kläger das Pfand? Her mit meinem lieben Hengst, der solange in seinem Rinderstall den Stank der Kühe schmecken mußte. Her damit! ich löse ihn nach Recht und büße den Schaden, – mit lachender Lust! – weil der Dickschädel, der rote, umsonst sich gemüht. Her meinen Hengst!« »Da hast du ihn,« schrie Harlacho grell und flammenrot fuhr ihm der Zorn ins Gesicht. »Da, alles, was übrig ist von ihm.« Damit griff er in den Mantel und warf ihm eine abgezogene Pferdehaut vor die Füße. »Du Vieh selber! Du hast das Tier gemordet? geschlachtet? gefressen?« schrie Ragino und fuhr ans Schwert. »O nein! dessen haben wir den Gaul des Faganing nicht gewürdigt. Erst haben wir – meine fünf Söhne und ich – den Gefesselten so lange gepeitscht, bis ihm die Haut in blutigen Fetzen vom Bauche hing . . .« »*Bestia! Bestia canina!*« schrie Nantinus, der in der Wut nur in seiner Sprache schimpfen konnte. »Wir meinten nämlich, wir hätten seinen Herrn vor uns!« Da ging ein Schrei des Zorns durch die Adalinge: viele davon sprangen vor, auch einer der Hachilinge, aber Fagano zog sie am Arme zurück. – »Dann banden wir der verendenden Mähre die vier Füße zusammen und warfen sie in den See, daß sie elend erstoff.« »O die Hunde!« grollte Ragino. »Lecker hätte sie wohl geschmeckt, – nichts essen wir lieber, als jungen gesunden Hengstes Fleisch! – Aber was dir gehört, dem Gott opfern und als Opferschmaus verzehren, – nein! Das war des Adalings Tier nicht wert. Jedoch die Haut mit der Marke haben wir dem Aas abgestreift, da liegt sie dir zu Füßen.« Sprachlos vor Zorn umgriff Ragino mit beiden Händen den Wehrgurt, sich vor dem Waffenzücken zu hüten. Da sprach der Richter: »Die Marke ist volkskundig,

der Beklagte thatgeständig. Da braucht's kein Urteil zu finden; es fand sich selbst. Ist's nicht so, Rechtweiser?« – »So spricht das Recht der Bajuwaren.« – »Wie hoch schätzt Harlacho den Wert des Weizens? Wie hoch Ragino das Pfand? Das durfte der Pfänder nicht töten! Ist's nicht also, Rechtweiser?« – »So spricht das Recht der Bajuwaren.« Harlacho rief: »Acht Stunden weideten die Gäule. Wert war mir die Saat. Ich verlange hundertsechzig Solidi: – der Adaling selber kostet ja nur zweihundertdreißig, wenn ihn einer erschlägt. Und ich wünsche: hätten doch nie die Götter – Frô war's ja wohl! – das verfluchte Roß geschaffen, der hochmütigen Adalinge hochmütig Gleichnis. Den Pflug führt das geduldige Rind ebenso gut und besser. Hel schlinge alle Rosse hinab!« »Sie haben euch doch schon oft herausgerissen,« sprach der Fagano leise vor sich hin, »wo euch kein Fußkämpfer mehr hatte helfen mögen. Verwünscht sie nicht!« »Und wie hoch wertest du das Pferd? Schätze es laut im offenen Ding!« fragte der Richter. »Das will ich,« sprach Ragino scharf, aber verhalten. »Ein Adalroß ist mehr wert als ihr Harlachinge alle sechs miteinander: einer von euch gilt hundertsechzig: so schätze ich den Helhengst auf das siebenfache: auf elfhundertzwanzig Solidi.« Da brach ein wildes Tosen los unter den Freien, das der Richter mit Mühe dämpfte. »Neffe Ragino, meistre die Zunge! – Harlacho, wohlan, ich werde die hundertsechzig Solidi zahlen und meinem Neffen den Wert des Hengstes, – aber nach Schätzung unsrer Sippe – und so den häßlichen Zank begraben.« »Nein!« schrie Harlacho. »Nein, Ohm!« rief Ragino. – »Nur von dem Neffen nehm' ich die Buße!«

»Nur wenn Harlacho mir einen seiner Söhne ausliefert, daß ich ihn peitsche, wie sie mein Roß gepeitscht, bin ich zufrieden.«

Abermals brach wilde Empörung unter den Gemeinen aus: – zusehends wuchs die Erbitterung, stieg die Gefahr blutigen Zusammenstoßes.

»Und wenn dieser – unmögliche! – Rechtsgang versagt,« fragte Arno, »was dann?«

»Fehde! Fehde! Fehdegang!« schrieten zuerst hüben Harlacho und die Seinen, auch der junge Isanbert, die gewaltige Faust ballend, und drüben die meisten der Adalinge. »Ja, Fehde,« sprach Harlacho, »grimme Todfehde der ganzen verhaßten Geierbrut. Richter, ich heische das Handmehr. Und – hörst du! – vergiß mir ja nicht den weisen Beschluß, – du selbst hast ihn ja verlangt –! daß fortab zwar nur das Mehr die Fehde beschließen, nicht eine Sippe sie ansagen kann, daß aber an der so beschlossenen Fehde alle Sippen, auch die dawider die Hand erhoben, teilnehmen müssen. Ich frage dich, rechtskundiger Iso, – ist das Markrecht?« Mit einem betübten Blick auf Arno sprach der: »Das ist – seit neun Monden – Markrecht. ›Arnos Weisheit‹ nannten wir damals den Schluß.«

Der Richter schloß einen Augenblick, vom Weh überwältigt, die Augen: er sah bei der wild aufgehetzten Stimmung links und rechts das Ergebnis der Befragung voraus und erkannte mit Schmerz, wie er sich durch seinen eignen in der Absicht, alle Fehde zu verhüten, durchgesetzten Vorschlag gezwungen hatte, an der ihm abgerungenen Fehde teilzunehmen.

»Nun wohl,« frohlockte Harlacho, »so mag der Richter denn heute zuerst die Früchte seiner Weisheit ernten! Ich verlange das Handmehr, sag' ich, Richter! Willst du deines Amtes nicht walten, so räume andern den Stuhl.« Traurig zögernd sprach Arno: »Wer diese unselige, götterverhaßte Fehde will unter den Markgenossen, der hebe die

Hand!« Augenblicks fuhren fast alle Hände in die Höhe. Frohlockend fuhr Harlacho fort: »Ah, da braucht's kein Zählen! Endlich soll sich das Eisen im Blut der Hochfärtigen baden! Wie viel lieber als den Lachs werd' ich den Adaling spießen!« Er riß die scharfe Stechgabel aus dem Netzgürtel und hob sie drohend gegen Ragino. »Hund,« rief der zurück, »ich greife dich lebendig und Hand und Fuß zusammengebunden, ersäuf ich dich wie du mein gutes Roß.«

Da brach's los von beiden Seiten. »Fehde! Fehde! Fehdegang!« Waffen blitzten: die Ergrimmten sprangen widereinander.

»Halt! Schweigt,« scholl da eine alles überdröhnende Stimme. »Nieder die Waffen!«

Der Richter war aufgesprungen vom Stuhl, er stand mitten zwischen den Tobenden, hoch über ihren Häuptern schwang er seinen weißen Stab, warf ihn dann vor sich nieder und rief: »Der Dingfriede ist gebrochen! Noch Ein Wort und ich zerbreche diesen Stab und banne euch vor den Herzog, daß der euch friedlos lege.«

Ehrfürchtig wichen die Gemeinfreien vor ihrem Richter zurück, aber Ragino und seine Gefolgen senkten noch die Waffen nicht; Nantinus zückte einen spitzen welschen Dolch wider Arno: da trat der Fagano an dessen Seite, legte ihm die Rechte auf die Schulter und deckte ihn so mit dem eignen Leibe. »Zurück!« rief er. »Die Klingen in die Scheiden! Schämt euch, ihr Edeln, vor den Gemeinen. Sie folgen rascher dem Recht als ihr!«

»Aber die Ehre, Ohm!« trotzte Ragino. –

»Ehre? Pflichttreue – über das äußerste Maß der Pflicht hinaus; – das ist Ehre, Neffe. Gehorche!« Und der Heißblütige barg übermeistert das Schwert und trat zurück, desgleichen seine Trucht. Nun bückte sich der Fagano, hob den Stab auf und reichte ihn Arno: »Nimm ihn wieder zur Hand, den Stab, den keine Hand so würdig trägt wie deine.«

Hoch erhob ihn Arno und nahm wieder auf dem Stuhle Platz: »So ist sie denn beschlossen, die Fehde! Was bedeutet das Wort? Tote Männer und brennende Firste und zerstampfte Saaten! Und um was? Um ein paar Weizengarben und ein Roß!« »Nein, um die Ehre!« rief es rechts. »Nein, um den Haß,« schrie es links. »Zum Glücke beginnt,« fuhr Arno fort, »alsbald die heilige Friedenszeit Frau Berahtas: heute, bei Frührot, fuhr ihr heiliger Wagen auf breitem Schiff vom Lindeneiland ab, und umsegelt so alles Uferland des Sees. Solange ruhet aller Streit, die Waffen werden geborgen: den Schrecken Hels geweiht ist, wer Kampf reizt in diesen Tagen. Und ich frage dich, Rechtweiser, wer hat nach des Untersees Markrecht den Beginn der Frist zu setzen?« »Der Richter vom Eichending,« sprach Iso. »Das ist der Märker Recht.« – »Wohlan: so eröffne ich die Friedensfrist, sobald der Dingschild hier den Boden streift.« Im selben Augenblick sprang er auf von dem Stuhl und schlug mit seinem Stab den Speer samt dem Schild nieder. Klirrend schlug der Erzschild auf. »Das Ding ist gelöst.« Er stieß den Stuhl um: »Der Dingfriede erloschen, Berahtas Friede aber hat schon begonnen: er währt einundzwanzig Nächte: des gedenkt auf dem Heimweg: und der strafenden Göttin gedenkt.« »Ein weiser Einfall zu rechter Stunde!« sprach der Fagano. »Deine Hand, Richter, wir wollen fest zusammenstehen.« – »Das wollen wir: denn wahrlich! es thut not. Edler Fagano, tritt unter mein Dach, sein geehrtester Gast!«

*

III.

Es war schon spät am Tag, als der Gast und der Wirt sich von dem runden glänzend weißen Ahorntisch erhoben, auf dem sie das einfache Mahl genossen, – allein; denn die beiden Töchter hatten die Halle verlassen, nachdem sie auf die Tischplatte ein von Arntrud gewebtes, zierlich rot gesäumtes Tuch gespreitet und das schlichte Hausgeschirr aufgesetzt hatten: die Bierkrüge aus gebranntem Thon und die irdenen Fleischschüsseln; der einzige, schön henkelige Erzkrug – für den Met – war ein Stück alter Römerbeute. Am Weine gebrach's: den bezogen nur die Adalinge aus dem Etschthal.

Freundlich hatte der Gast die Rechte auf den Scheitel der Kleinen gelegt: »Hast du auch, Krausköpflein,« fragte er, »mitgeholfen am Braten?« – »Will's meinen! Sonst wär' er nicht so gut worden! Hab' Trudis geholfen beim Begießen. Der Wildeber will trinken.« – »Weißt du aber auch, warum für den Dingstag Wildeberfleisch sich ziemt?« – »Freilich! Es mahnt an der Götter Schmaus.«

»Ein klug Kind, wohl gelehrig und wohl belehrt.«

»Ja aber . . .«

»Willst du wohl schweigen?« drohte mit dem Finger der Vater, dem Unheil ahnte. »Sprich nur! Du siehst, der Vater hat's erlaubt.« Er hatte ihm den erhobenen Finger herabgebeugt.

»Wenn die Götter und die armen Helden, da oben – die sind gar hungrig, mein' ich, weil sie immer Kampfspiele spielen! – Tag um Tag nichts als Schweinefleisch bekommen? Ich könnte das nicht so oft hinunterwürgen! Warum sind sie nicht schon lang auf die Erde herabgestiegen? Da könnten sie doch bald bei dir vorsprechen, bald bei uns?« Der Fagano lachte: »Du junger Fürwitz!« Dann schloß er ernst: »Götter und Göttinnen wandern gar oft über die Menschenerde. Auch in meiner Halle haben sie schon gegastet vor alters.« – »O, zu uns kommen sie auch. Die sind nicht stolz, wie dein schwarzer Neffe. So ist Frau Berahta im Traum der Trudis hier erschienen und hat ihr deinen . . . Ja, was ich sagen wollte, wo steckt Adalfrid? Lange hab' ich ihn nicht mehr gesehn. Sonst war er immer um die Wege hier.«

»Ja,« fiel Arntrudis ein, die lichten Augen voll aufschlagend, und dem Gefragten frei ins Antlitz schauend: »wo ist er, der Liebe, Gütevolle? Fehlt er, so ist's, wie wenn der Sonnengott zu Rüste stieg hinter den Westerwäldern! Er versprach mir doch, als er mir das Vöglein brachte, – da haben wir ihn zuletzt gesehn! – er wolle bald wieder kommen. Der Nachtsänger singt so schön, so heiß, so eigen! – Wo ist Adalfrid?«

Unfreundlich zuerst hatte der Vater des so warm Vermißten die Brauen in die Höhe gezogen. Allein unter dem Eindruck dieser vollsten Unbewußtheit des eigenen so reinen Gefühls schwand gar rasch das Gewölk und er erwiderte ernst, aber ohne Strenge: »Mein Sohn ist fern. Im Palatium zu Regensburg.« »So? Was hat er denn aber da zu

suchen?« meinte das Kind. »Nun – vielleicht eine Braut!« Scharf sah er Arntrudis in die Augen: der Vater warf einen besorgten Blick auf seine Tochter.

Arntrudis jedoch strahlte vor Freude und rief sofort: »O, das ist prächtig! Das ist recht! Gewiß ist sie elbenschön – wie er selbst! – So muß seine Braut sein! Wie freu' ich mich, ihr den Kranz zu flechten aus meinen liebsten Bergblumen: Speik, Marbel und Madaun! Und auch Rosen haben wir im Gärtchen, noch von des Secundus Eltern her. Die streue ich ihr bei dem Brautlauf.«

Die beiden Männer betrafen sich dabei, wie jeder verhohlen des andern Miene prüfen wollte.

Aber die Kleine war unzufrieden: »O je! Wenn er eine Frau hat, bringt ihm der Adebar gleich viele, viele Kinder. Und dann spielt er mit denen und kommt gar nicht mehr zu uns.« »Das wäre hart,« sprach Arntrud ganz langsam nachdenklich vor sich hin: und in ihre Augen traten Thränen. Ihr Vater sah's – wie der Gast – und rief: »Nun fort mit euch! Wir haben noch zu reden.« Und aufspringend öffnete er die Thür und schob beide hinaus. »Dein Kind ist rein und hold wie ein Sonnenstrahl,« sprach der Gast innig. »Möge ihr Lebenspfad sonnig bleiben! Und er wird es. Es ist im Thale wohnlicher als auf den Höhen.« – »Ja; jedoch manche Seele erfüllt ein Gott mit Sehnen nach den Höhen.« Der Edeling schüttelte das Haupt: »Berg und Thal haben die Götter selbst geschieden. Sie sollen nicht zusammen kommen.«

»Berg und Thal kommen nicht zusammen, aber die Menschen: – so geht ein alter Spruch in unsrem Volk.« – »Wohl! Und so wird denn mein Sohn zusammenkommen mit der ihm gleichgeborenen Braut: des Langobardenkönigs Tochter.« – »Trägt sie schon seinen Ring?« – »Bald wird er ihn ihr anstecken zu Ticinum. – Wir beiden aber, wir wollen, wie besprochen, treu zusammenstehen, die glimmenden Funken dieser unsinnigen Fehde auszutreten, bevor sie in Flammen auflohen und euch verbrennen – wie uns. Bändige du deinen wüsten Nachbar, ich werde meinen wilden Neffen zügeln. Was darüber hinaus geht an Wünschen, . . . – das muß schweigen. Der Edle, – wie der Richter! – nicht für sich sollen sie wünschen: für die Mark, für das Volk. So hat mein Sohn zum Beispiel jene Königstochter nie gesehen: – aber er wird sie zur Gattin nehmen. Denn er wird einsehen, wieviel der Langobarden Freundschaft für unsere Südmark wert ist. Nicht für uns leben wir, wackerer Richter, für andere. Leb' wohl. Du meinst es gut. Hab' Dank für – – für alles.«

Als der Fagano sich in den Sattel schwang, sah er von fern, wie an dem offenen Fenster ihres Schlafgemachs Arntrudis saß, die Hände im Schoß: die Nachtigall vor ihr im Käfig sang ihr glühend Lied: das schöne Mädchen lauschte, in Träumen und Sinnen versunken. »Ein wunderhold Geschöpf, bei Berahta,« dachte der Alte, »man muß ihr gut sein – von Herzen gut, ja von ganzem Herzen! Aber – es geht nicht!«

Viertes Buch.

I.

Ein paar Tage darauf schnitten am Vormittag Harlacho und seine Söhne Grummet auf einer ihrer Wiesen nördlich von Harlachos Hof am See, nahe der hier vorbeiziehenden Römerstraße.

Auch die Isinge hatten hier »Grasfelder«, »Eigenweiden«: sie erstreckten sich gen Norden bis an den dichten Urwald hin; auf diesen Weiden ließ zu der gleichen Stunde Iso, der Angrenzer, seine Knechte das Gras sicheln; er selbst, der Behäbige, fast Reiche, legte nur Hand an, wann er unterweisen, bessern wollte.

Wie die Sonne höher stieg, heißer brannte, machten die Fleißigen alle kurze Rast auf dem schmalen Rain, der beider Nachbarn Eigen trennte: ein mächtiger alter Birnbaum ragte hier: eine römische Hand hatte dereinst den Wildling veredelt und so die kleinen, herben Früchte genießbar gemacht. Auf der Ostseite des Stammes war die Hausmarke der Harlachinge, ein Lachs, eingeschnitten; auf der Westseite das Hauszeichen der Isinge, eine kurze Eisenstange selbst in die Rinde gefügt. Unter dem Schatten des breitastigen Grenzbaums lagerten die Müden: er reichte für alle.

Die Harlachinge hatten, ihren Durst zu löschen, nur das Wasser zur Hand, aus dem nahen Waldquell, aus dessen Fassung in einen gehöhlten Baumstamm aufgefangen in einem Thonkrug. Als der jüngste Sohn, Hariger, der vor kurzem erst wehrhaft gesprochene, gierig den Krug zu Munde führen wollte, wehrte ihm der Vater stillschweigend, nahm ihm das Gefäß aus der Hand, sprengte ein paar Tropfen auf die Wiese und sprach dazu feierlich:

»Immer im Anfang, ehe
Du deinen dörrenden Durst,
Den lechzenden, löschest mit linder Labe, –
Immer erst andachtvoll
Spende und spritze, sprengte und sprühe
Den gnädigen Göttern, den Gebern des Guten.
Denn wo Gutes es giebt, – da ist es göttergegeben!
Dröhnender Donar,
Des untadligen Ackerers, des emsigen, Ahn
Und schützender Schirmer,
Und du, freudiger Frô, unser Freund, du Förderer der Frucht,
Sichert die Saat, hebet die Halme, wahret den Wieswuchs;
Wie wir euch weihen
Vor allen den Erstling
Der lieben Labe.«

Und nun erst trank der Vater und reichte den Krug Haribaud, seinem ältesten Sohn. Einstweilen war zu seinen Knechten, die im Osten des Markbaums lagen, Iso herantreten und hatte mit den Nachbarn Gruß und Handschlag getauscht.

»Wo ist Isanbert?« fragte Harigilt, der zweite der Harlachinge. – »Er ging vor Tagesgrauen zu Holze dort in den Nordwald.« »Was ist mit dem Buben?« forschte Harlacho ernstlich. »Er ist nicht recht, mein' ich. Schon lang! Nicht recht gesund.« Der Vater versuchte zu lachen, aber die harten Züge überzog's wie Gram. »Der? Der Isanbert? Hei, bärengesund ist er. – Aber ihr habt nur Quellwasser, der Moosweiblein Gabe. Kommt her! Andres sollt ihr trinken. Wir wollen's nicht besser haben: denn wir sahen's, ihr habt schwerer geschafft als wir.« »Ja,« meinte Harlacho, »wo der Knecht fehlt, keucht der Herr selbst.«

Iso winkte einem seiner Unfreien: der hob aus dem schattigen Geäst eine hier an den Henkeln angeseilte schöne Amphora herab, wertvolle griechische Arbeit von feinstem Thon; vor etwa hundert Jahren hatte der Isinge Ahnherr das Beutestück aus der halbverbrannten Villa des Priesters des Jupiter Bedaius davongetragen. Die Vorderseite zeigte in schwarzen Strichen auf dem tiefen Braunrot Paris, der eben Aphrodite den Apfel überreicht hatte.

»Wer mögen die Zwei sein?« staunte Harvich, der vierte Sohn; er lag bäuchlings im Grase, den Kopf auf beide Ellbogen stützend, nun erhob er ihn etwas.

»Sind ganz nackig. Wie zwei Frösch. Das Dirndl könnte mir gefallen,« meinte Hariwalt: sie waren Zwillinge und hielten in allen Stücken gar fest zusammen. »Das siehst du doch!« erklärte überlegen sein ältester Bruder Haribaud, »hat ja den Apfel; ist Idun.« – »Aber der andere, – wer ist das?« – »Frag' ihn. Wird schon einer sein.«

Der junge Hariger sprach, zu Iso gewendet: »In eurem Haus, das heißt dem alten, steinernen, das euer Ahn den Walen abgenommen hat, ist im großen Saal, im Fußboden eingelassen, ein ähnliches Bild aus lauter kleinen bunten Steinen: da stehen drei Frauen vor einem Mann auch mit einem Apfel; Äpfel müssen die Walenfrauen gar gern gegessen haben, scheint's.«

Iso begann nun ebenfalls aus der Amphora ein paar Tropfen zu sprengen auf sein Feld: stark würzig roch es aus dem schmalen Kurzhals: er sprach dabei:

»Biedre Biene,
Frau Berahtas braunes, brummendes,
Flinkes, fleißiges Vöglein,
Vor allen emsig und eifrig,
Ohn' Ermüden, des Ackerers echtstes Urbild,
Dank dir, dank, daß du
Das Honighöslein dir häufest,
Auf daß der Imker, emsig
Gleich dir, die goldige Gabe gewinne,
Die sämige, süße
Des mundenden Mets!
Berahta, beut und bereite
Blumen und Blüten
In freudiger Fülle
Deiner braunen Bienen
Beflügeltem Völklein,
Bewahre sie vor dem brummigen Braunen,

Dem breitbrüstigen Bären!
Auch wir schützen sie schirmend
Im wilden Winter
Und teilen dann treulich
Mit ihnen die Ernte
An weichem Wachs
Und häufigem Honig.«

Jetzt erst trank er selbst und reichte den Krug Harlacho hinüber. »Nun, Nachbar,« meinte er mit prüfendem Blick aus seinen klugen Augen auf den eifrig Schlüpfenden, »manche Nacht ist hingegangen seit deinen hitzigen Worten im Märkerding! Soll wirklich um ein paar Roßmäuler voll Saat . . .« – »Du weißt: es ist nicht um das, 's ist um den alten Haß: der muß einmal herausfahren. Dein Sohn ist ganz auf meiner Seite – aber schau, dort kommt er daher – aus dem Holz. Was trägt er über der Schulter? Ganz schwer trägt er!« »Das ist,« rief Hariger aufspringend – »ja, bei Donar! Das ist ein Bär. Und was für einer – wie sonst zwei.«

Isanbert, nicht sehr schlank, aber breit und stiernackig, kam von dem Waldsaum langsam näher, oft stehen bleibend, keuchend unter seiner Last. Nun war er heran: er ließ das mächtige Tier von seinem Rücken zur Erde gleiten: schwer plumpete es auf, mit dumpfem Fall; er reckte, hoch aufatmend, beide Arme mit geballten Fäusten in die Luft. »Da, Vater! Da ist die Bärin, gegen die du gestern den Schutzspruch sprachst, weil sie uns sechs Schafe zerrissen. Ich dachte, ich helfe dem Sprüchlein ein wenig nach. Kann nie schaden. Und ich wollte den Wildhonig aus der Hohleiche am Moosbühl nehmen: da hatte vor kurzem – ich wußte es – Immenbrut eingebäut. Ich wollt' ihn den Mädeln des Richters sichern: sie schlecken ihn gern. Da muß ich früh aufstehn. Denn die Bärin hatte den Honig gewittert. Sie pirschte sich gestern schon gerade drauf hin. Ich fand ihre breite Spur im Moose.«

Die Männer traten nun alle hinzu und betrachteten das erlegte Ungetüm. »Hei, sie hat nur eine Wunde!« – »Einen Schwertstich.« – »Mitten ins Herz!« »Sicher war die Hand,« sprach Harlacho nachdrucksam, »die diesen Stoß gestoßen.« »Wo ist dein Speer?« fragte Ifo. »Hat sie ihn dir zerspellt?« – »Ich ließ ihn zu Hause. Nahm nur das Kurzschwert mit; wollt' sehen, ob's so nicht auch geht.«

Traurig, aber schweigend schüttelte der Vater den grauen Kopf.

»Aber wie ging's? Erzähl!« mahnte abenteuergerig der Knabe Hariger. – »Ging leicht. Fand sie schlafend. Im dunkelsten Dickicht. Nicht weit vor der Hohleiche. War wohl auf der Spur nach dem Honig gewesen. Weckte sie mit ein paar Steinwürfen. Sollte nicht hinterher sagen, ich habe sie im Schläfe beschlichen und ermordet. Grimmig scheltend fuhr sie auf, sah mich und nahm mich an. Sie stellte sich hoch. Sie kam gegen mich mit greifenden Pranken. Sie brummte arg dazu. Ich sprang vor, stieß ihr die Klinge ins Herz und sprang zurück. Tot fiel sie auf den Rücken. Gebt mir zu trinken.«

»Höre, Bub',« meinte Harlacho, das Untier musternd, »ich bin nicht bang: – aber das thu' ich dir nicht nach.« »Einen Finger breit daneben,« sprach der Vater vorwurfsvoll, – »fiel sie nicht gleich tot, warst du zerdrückt.« »Warum thust du so was?« forschte Harlacho.

»Weiß nicht. Ich muß. Es treibt mich was um. Die Zeit ist so lang bis die Fehde beginnt. Aber dann!« Er bog den rechten Arm. »Hoffentlich beginnt sie gar nicht,« meinte sein Vater. »Aber wenn, – was dann?« »Dann,« schrie der Sohn plötzlich auf, »erwürg' ich ihn . . . ohne Waffe! Ich reiß' ihn vom Rappen und erdroßle ihn – so.« Er warf sich ins Gras.

Die Männer fragten nicht, wen er meine.

»Die Götter, der Fagano und der Richter werden's verhüten. Und auch ich.« »Auch du, Vater? Gut, ich brauche keine Fehde dazu. Treff' ich ihn noch einmal, wie vor ein paar Tagen, um den Bleichanger der Mädchen spürend wie der Fuchs spinnt auf das Haselhuhn, – dann . . .« die Wut erstickte ihm die Stimme. »Ja, ja,« meinte Harlacho. »Ich sah ihn auch vorgestern, wie er an Arnos Hof vorüberreitend, – ganz im Schritt! – sich hoch hob in den Bügeln und über den Zaun hinweg die Jungfrau mit seinen heißen, frechen Blicken verschlang. Hätt' ich nicht Berahtas Frieden gescheut . . .!« »Eia,« lachte Haribaud, »den mag sie nicht; den Schwarzkopf. Aber der andere, der Blonde! Willst den auch drosseln, Bertlein?«

»Nein. Den mag ich – beinah – selber! Kein Wunder, daß er ihr besser gefällt als . . . nun, eben als wir andern. Sie ist sein. Und er ist's auch. Und wir . . . wir sind . . . wie der Bär da!« meinte er mit bitterem Lachen. »Bei dem Opferschmaus der Ostara war's. Wie zierlich und flink führte der Schlanke die Schlanke! Ich wollt' es ihm nachmachen, da fiel ich hin. Er – er lachte nicht: er reichte mir die Hand, mich aufzuheben. Ich sprang allein auf. Da sah ich, wie sie lächelte: nur ein wenig. Es ließ ihr hold wie, alles. – Es gefiel mir, obwohl das Auslachen mir galt. Und dabei hätt' ich schreien mögen! Ah, komm Fehde! Mich verzehrt's. Es brennt da drinnen wie fressend Feuer.«

*

II.

Allein es schien, der Wunsch des starken Isanbert sollte unerfüllt bleiben. Das wohlmeinende und verständige Zureden der Vermittler blieb nicht ohne Einfluß: nur wenige der Freien beharrten unversöhnlich: der Richter hoffte, vor Ablauf des Festfriedens eine Mehrheit zu gewinnen, die den Fehdebeschluß aufhobe und beiden Streitenden einen billigen Vergleich aufzwänge. Auch ward Adalfrid in Bälde zurückerwartet: – er hatte, – das wußte man, – das Palatium zu Regensburg verlassen und auf dem Rückweg die Höfe der benachbarten Huosi und Drozza besucht: man wußte, wie eifrig und wie wirkungsvoll der Allbeliebte zum Frieden reden werde.

Ein paar Tage nach Erlegung jenes Bären saß Arno nach Sonnenuntergang nachdenklich auf der Bank, welche die Vorderseite seines Hauses umzog; es dunkelte schon stark: so erkannte er nicht gleich einen in langsamen schweren Schritten von der Alz her die Höhe Heransteigenden.

»Du bist es, Isanbert? Was willst du?«

»Fragen. Und dann – bitten. Ist's wahr; daß morgen deine Kinder auf deinen Meierhof im neuen Gereut, zu Chradoald, deinem Freigelassenen, fahren wollen, dort bei Frau Biltrud die Kräuterweihe zu feiern?« – »Ja. Wie alle Jahre. – Warum?« – »Wer begleitet sie?« – »Niemand. Secundus – seltsamerweise! – ist immer noch nicht zurück; die andern arbeitstüchtigen Knechte müssen Gras schneiden auf der Hochleite drüben. Arnrud versteht ganz gut, die Wagengäule zu lenken.« – »Der Wald ist dicht. Der Weg ist weit. Sie können kaum vor Nacht zurück sein. Laß mich mitreiten.«

Arno zog die Brauen zusammen. »Nicht doch, Nachbar. Dein Vater hat schwere Arbeit im Eichenbusch an der Alz: alte Eichenstrünke auskesseln, – da braucht er jeden Arm, zumal deinen starken.«

»Bitte, laß mich sie begleiten!« – »Ist ganz unnötig. Sicher ist's in der Mark: der heilige Festfriede schützt die Mädchen wie ein goldner Schild, den die Göttin selbst über sie hält.«

»Gut Nacht, Richter!« Er war im Dunkel verschwunden.

Bald nach Sonnenaufgang fuhr von dem Arninghof der leichte Leiterwagen, der sonst beim Einbringen des Grases diente. Die Mädchen hatten ihn mit Laubgewinden und Blumen geschmückt, auch der beiden muntern und frommen Braunen Zaumzeug, Mähne und Schweif mit roten Bändern und Schnüren umflochten, denn: »festlich fährt man zu Feste«.

Fröhlich lachend kletterte die Kleine, den helfenden Arm des Vaters verschmähend, in das Innere des offenen Gefährts, während Arnrudis sich ins Vorderteil niederließ und, alsbald die Rößlein mit lautem Zuruf und leisem Schlag der langen, schwanken Gerte, der vorn ein paar grüne Blätter belassen waren, zu schnellem Traben antrieb.

»Fahrt flink,« rief ihnen der Vater nach, »und Wuotan walte eures Weges.«

Der war nun nicht zu verfehlen und war gut: denn es war die alte Römerstraße, die von Salzburg nach Augsburg führte. Der feste starke Bau hatte einesteils von selbst diesen hundert Jahren erfolgreich widerstanden, andererseits hatten die nächsten Höfe ihn leidlich fahrbar erhalten durch Entfernung der darauf stürzenden Baumriesen des Urwalds und Ausjätung des Buschwerkes, das auf ihm wild zu wachsen anfang: war es doch weit und breit der einzige bequeme Fahrweg.

So war es denn eine rasche und freudige Fahrt durch den frischen Sommermorgen.

Reicher Tau glitzerte auf dem Gras an den Gräben neben der Straße, die Sonne drang machtvoll von dem wolkenfreien, tiefblauen Himmel durch die Äste der hohen Eichen und Eschen, Buchen und Tannen, die Vöglein, Goldamsel zumal und Walddrossel, sangen laut im Innern des Gehölzes: alles war friedlich und fröhlich. Die Kleine plauderte viel, während die Schwester schweigsam vor sich hinblickte. Ungeduldig fragte das Kind, da die Gegenrede oft ausblieb: »Aber Trudis, woran denkst du denn immer?« – »An den Weg. Und an die Gäule. Wie sagte der Vater, als er den Wagen schirrte? ›Der Schiffer schweige, der Fuhrmann fasle nicht viel: wohl wahr' er des Weges.« – »Deswegen brauchst du aber doch nicht zu seufzen. Oder doch sehr, sehr tief zu atmen. Ich will dir sagen, an was du mehr denkst, denn an den Weg, von dem du doch nicht leicht herunterpurzeln kannst bei hellichtem Tage: die Straße läßt dich nicht los! – Du denkst jetzt im Wachen an den, von dem du so oft im Traume

sprichst.« »Ja, an Adalfrid,« nickte sie ohne Zögern. »Es ist schon gar so lange her, daß er uns verlassen hat. – Viele, viele Wochen!« – »Aber sie sagen, er sei zurück vom Herzog. Kiemo, der neulich im Adalhof war, das fällige Gras von der Heualm zu bringen, soll ihn dort gesehen haben, wie er zu den Huosi abritt. Ist nicht hübsch, daß er noch gar nicht bei uns war.« – »Vielleicht hat er die Braut schon mitgebracht. Möchte sie sehen! Wunderbar muß sie sein . . . Da! Was scheust du, Leichtfuß? Was fuhr da vor uns über den Weg?« – »Ein Has! Ein Has! Dort rennt er waldein!« – »Übeln Angang acht' ich, den Hasen, den hurtigen Hüpfer,« sprach Arntrud, die Zügel anziehend und die Pferde zum Stehen bringend.

»Wächter der Wege, waltender Wuotan,
Wende weit hinweg
Uns alles Unheil.«

Und sie fuhren weiter.

»Horch!« mahnte Arnhild, »da! hinter uns! Hörst du nichts? Schon manchmal meint' ich . . ., aber das Rollen der Räder auf der harten Straße übertönte es.« »Ich höre nichts,« meinte Arntrud; sie sah um und lauschte. »Ja, jetzt ist's wieder still. Auch seh ich nichts hinter uns, bis an die Wegebeuge dort im Osten.« – »Was, meinstest du, sollte es sein?« – »Der Hufschlag – eines Pferdes, – das uns – ganz von fern – folgte.« – »Es ist doch nichts. Vorwärts, lauf Leichtfüßlein, und du, Lichtmähne.« Und wieder ging's munter voran.

»Weißt du, auf was ich mich am meisten freue dort bei den Reuthofleuten? Auf die Hohlküchel! Frau Biltrud füllt sie lecker mit Honig.« – »Und ich auf ihr herzig Kindlein. Ich gab der Kleinen meinen Namen.« – »Und die Bernsteinkette der Mutter dazu!« – »Sollt' ich Namen geben, ohne Gutgabe? – Sie zählt jetzt drei Jahre. Lieb ist sie! Dürft' ich doch so ein Kindlein hegen und pflegen: – aber ein eigenes!« – »Ja aber! Da müßtest du doch erst im Frauengurte gehen. Und ein Ehegatte . . .« – »Nein doch! Braucht's nicht. Secundus hat erzählt, seine Göttin – oder doch Halbgöttin, halt so ein saliges Fräulein, – die gewann – Jungfrau – ohne Gemahl, einen herrlichen Knaben.« – »Ja, ja, ich gedenke. In Taubengestalt flog über sie ein Gott. Nun, Tauben hättest du ja. – Aber unsere Mutter starb darüber, wie mich der Adebar – nicht eine Taube! – brachte, so klagt der Vater. – Schau, Trudel, die Blume, die da links aus dem feuchten Graben wächst – viele beisammen – die soll heilkräftig sein wider allerhand Weh.« – »Jawohl, das ist Jungfrau Minte. Oder sie war es doch.« – »Ja aber! Ein Kraut war ein Mädchen?« – »Gewiß. Eine fleißige Schnitterin war sie, und verschmachtete einsam auf dem Stoppelfeld: sie kam zu sterben vor Durst, ihr letztes Gebet an die Erntegöttin, Frau Harche, war, sie möchte doch nach ihrem Tode immer Wasser, Wasser trinken dürfen. Da verwandelte sie die Göttin in diese graublaue Blume, die nun immer wachsen darf, wo sie Wasser trinken mag.« – »O du weißt so viele schöne Kunde von den Kräutern und Blumen und Vögeln. Woher?« – »Die hat mir Frau Biltrud im Reuthof erzählt bei gar vielen Festen der Kräuterweihe, wie wir sie heute feiern.« – »O, erzähle bitte, alles, alles.« – »Allmählich, ja. Höre einmal von der armen Wegewarte, die auf ihren Verlobten wartete, der mit dem Heerbann des Herzogs ausgezogen war und nicht wiederkam mit den andern; sie harrete und harrete Tag und Nacht: hoffend gegen Hoffnung saß sie am Wegerand, wo sie ihn zuletzt gesehen. Alle verlachten sie, aber

sie wich nicht, wankte nicht. Sonnenbrand, Wind und Regen bleichten ihr Haar, Gesicht und Gewand, daß sie ganz grau ward und ihre Füße schienen festzuwurzeln im Boden. Da erbarmte sich ihrer Freia und verwandelte sie in die graue Wegewarte, die immer noch am Wege sitzt und harrt.«

»O das ist gar traurig!« – »Ja, warten ist traurig, sehr! – Vorwärts, Lichtmähne!« – »Aber du weißt auch Lustiges! Wie ist das mit Frauenschuh und Frauenhaar?« – »O das ist hübsch. Da waren zwei stolze Schwestern, Prahllaute und Rühmgerne, Töchter des Königs zu Lamparten, die waren schön: aber noch viel mehr eitel als schön. Und die rühmten sich: die eine, sie habe den kleinsten Fuß, schmaler und höher geristet als Freia, die zweite, sie habe das zarteste Haar, zarter als Berahta. Kaum hatten sie sich so frevelnd erkühnt, standen die beiden Göttinnen vor ihnen.«

»Nun und?« – »Standen, sag' ich, vor den Prahlerinnen und Freia wies ihr Füßlein: das war so schmal, es paßte in die Blume Frauenschuh, und Berahta löste ihr Haar und siehe da: es war noch viel feiner als das Gras, das Frauenhaar heißt.« – »Das ist gut. Geschah ihnen recht. Horch, da ruft der Kuckuck! Von dem giebt es auch eine Geschichte.« – »Ja, ja! Spring, Leichtfuß!« – »Und von der Goldamsel, die da drüben flötet? Die soll ein Königssohn sein. Ein verwunschener. Man kann ihn aber küssend erlösen.« – »Und vom Nußhäher, der da drüben scheltend abfliegt? Von Herrn Markwart? Der war ein Wilderer und muß nun immer des Waldes warten.«

»Und von der Agalaster, die da schätternd vom Baume streicht?« – »Schön Agalaster war nur ein Fischerkind. Aber sie hatte von allen die wunderweißeste Haut. Sie wettete, sie sei weißer als Frau Ostara selbst: Wuotan sollte entscheiden und Frau Ostara schlug den Schleier zurück: da war ihre Stirne weiß wie Mehl. Aber schön Agalaster deckte den Nacken auf: da war der so weiß wie das Glöcklein, das da zufrühest am sonnigen Waldsaum sprießt, noch bevor der erste gelbe Falter stiegt. Und entschied dann Wuotan, Kind Agalaster sei weißer. Da ergrimmte Frau Ostara, besprengte sie mit Wasser und rief: »So bleibe denn weißer als ich: aber nicht am ganzen Leibe! Und immerdar sollst du picken nach allem was glänzt.« Und ward da Kind Agalaster zur Elster, wenig weiß, viel schwarz und nach Glänzendem pickend.«

»Das mußt du mir alles noch genauer erzählen.« – »Gern, aber das Schönste ist doch das Traurige: – von der Wegewarte. – Seltsam! Bin doch nicht seine Braut.« – »Wessen?« – »Nun, *seine*: Adalfrids. Aber am liebsten möcht' ich auch am Wege sitzen und auf ihn warten, warten bis er wiederkommt! Oder bis ich nichts mehr wüßte von mir und ihm! – Allein ich meine, die Rößlein gehen nun auch nach Wasser, wie Jungfrau Minte. Da rinnt in dem Graben vom Waldrand her ein silbern Wässerlein! Komm! Spring ab! Wir setzen uns zu kurzer Rast ins hohe Gras, – schau, wie schön die Farnwedel! – dieweil die Braunen trinken. Der Schatte der breiten Buche deckt uns zu. Dort, weiter vorn – siehst du? biegt die Straße scharf nach Westen ab. Hier ist Halbwegscheide.«

Als bald saßen die Schwestern nebeneinander jenseit des Straßengrabens auf dem Wiesgrund unter den ersten Bäumen und labten sich an der Milch und dem tiefschwarzen Roggenbrot, die Arntrud in einer Zinnkanne und einem Binsenkorb mitgeführt. – Auf einmal wieherte auf der Straße einer der Wagengäule, hoch den Kopf von dem Rinnsal hebend und scharf auswitternd. Sofort antwortete ein andres Wiehern. »Hörst du?« meinte Arnhild. »Es ist doch ein Pferd in der Nähe.« – »Vorher glaubtest

du, hinter uns folge eins. Dies Wiehern aber kam von vorn, von Westen. Es war wohl nur der Widerhall.«

*

III.

Aber es war nicht der Wiederhall.

Eine kurze Strecke vorwärts dem Rastort hielten im dichten Gebüsch, links von der hier steil ansteigenden Straßenbiegung gen Westen, zwei Reiter auf schwarzen Rossen.

Der eine bog vorsichtig das behelmte Haupt aus dem Hollunderbusch, die flache Hand vor die Augen haltend, die blendende Ostsonne abzuwehren: »Beim Iodernden Loge, Nantine!« flüsterte er, »du hattest richtig gespürt. Sie sind's! Und ganz allein. Dafür schenk' ich dir diesen Helm randvoll von Goldsolidi: – sobald ich sie habe!« lachte er. »Nach diesem Streich müssen wir wohl dies kühle und rechtstrenge Land räumen – auf lange Tage! Bah, ich konnte nicht länger warten. Mich verzehrt die Glut! Und es giebt manchenorts Krieg und Fehde, wo man unsere raschen Rosse und raschen Klingen werthält! Vorher aber will ich mich sattsam des schönen Kindes freuen. Schau nur, ihre weißen Arme leuchten bis hierher! Sie winken mir!« – »Und die Kleine, Patrone?« – »Bindest du fest auf den Wagen. Hier, nimm dies Bootseil. Ich hebe meine süße Beute vor mich auf den Sattel und fort saus' ich mit ihr an waldverschwiegene Stätte. Nun drauf und dran!«

Schon setzten die beiden Rosse aus dem Buschicht über den Graben auf die Straße, schon jagten sie blitzschnell auf der Straße, abbiegend nach Südosten, schon hatten sie den Rastplatz der Schwestern erreicht, schon flogen sie über den Graben vor diesen und im Nu hatte Nantinus die Kleine bei beiden zusammengepreßten Handgelenken mit sich neben dem Pferde hin über den Graben auf die Straße gerissen, wo er sie auf den Wagen schwang und, trotz ihres Schreiens und Sträubens, mit dem Rücken an das Leitergitter band.

Arntrudis aber hatte vor Schrecken keinen Laut gefunden, als der andere Reiter mit starkem Arm in raschem Griff sie oberhalb der Hüfte packte und in Einem Ruck vor sich auf den Sattel hob: sie war vor Entsetzen so betäubt, wie damals ihre Taube, die der Habicht schlug. Erst als der Schrei der Schwester an ihr Ohr drang, weckte sie der aus der Betäubung: »Hilfe!« schrie sie. »Hilfe, Berahta! Helft all' ihr Götter! Hilf, Adalfrid!« »Hei,« lachte der Räuber, »der hört dich sowenig wie die da droben. Tobe nicht so, du Süße! Es nützt dir nichts. Mein bist du. Sollst bald lernen, wie süß es ist, mein zu sein!« Und er beugte das Leidenschaft sprühende Gesicht herab auf das Antlitz des Mädchens, das quer vor ihm über dem Sattel lag, ihr seinen glühenden Kuß auf die Lippen zu drücken. Aber mit beiden Händen stieß sie ihn zurück, daß ihm der Helm mit den Geierflügeln klirrend vom Haupte auf die Straße flog.

»Warte, du sollst das Küssen lernen!« drohte er zornig und griff mit der Rechten ihre beiden Hände zusammen.

Da schrie Nantinus hinter ihm: »Patrone, sieh dich vor! Ein Feind!« »Hilf, Adalfrid!« wiederholte die Gequälte. »Nein,« rief die Schwester in dem Wagen aus ihren Stricken: »Das ist . . .«

»Isanbert!« schrie der Freigelassene und sprengte einem Reiter entgegen, der in rasender Eile von rückwärts, von Südosten her, nahte. »Ja, Isanbert, ihr Schurken, ihr Mädchendiebe! Ich ahnte recht.« Sein Speer flog, schreiend stürzte Nantinus aus dem Sattel: der Wurf hatte solche Wucht und Wut, daß die Lanzenspitze im Rücken herausdrang. Schon sauste der Rächer mit geschwungenem Schwert an dem Sterbenden vorbei auf den anderen Reiter los.

Zornig hatte der mit der Linken den Rappen herumgeworfen, nun zog er das Schwert: dabei mußte er den Griff aufgeben, mit dem er die Gefangene niedergehalten hatte: sofort war sie ihm entwunden und vom Pferd geglitten: schon lief sie ihrem Retter entgegen, schon war sie an seinem Pferd vorbei und eilte auf die Schwester zu: sowie sie an Isanbert vorüber war, rief sie: »Dank, treuer Isanbert!«

Da zwang es ihn.

Er mußte, *mußte* sie schauen in diesem Augenblick ihrer Errettung, ihres Dankes: er wandte sich: er sah ihr nach: – da stürzte er, schwertdurchstoßen, nach vorn aus dem Sattel. »Ah! Arntrud! Flieh!« stöhnte er im Fallen.

»Nun, Täublein, hat dich der Habicht *doch!*« frohlockte Ragino und haschte die Fliehende an dem lang nachflatternden Zopfband: das riß und blieb in seiner Faust: ihr Haar flatterte nun gelöst in ihren Nacken, noch ein paar Schritte vorwärts lief sie, da versagten ihr die Kniee: sie hörte das Schnauben seines Pferdes dicht hinter sich, sie fühlte es heiß in ihrem Nacken: »Hilf, Adalfrid!« schrie sie nochmal und fiel auf das Antlitz nieder.

»Adalfrid?« höhnte der Sieger und bückte sich tief vom Gaul, sie aufzugreifen. »Ja, wo ist wohl der?« »Hier ist er!« scholl es da von oben von der Höhe, von Nordwesten herab, und in vollem Jagen sprengten drei Reiter von jener Biegung der Straße her auf den blutbesprengten Ort. »Fürchte nichts, Arntrudis!«

Ragino wandte abermals das Pferd: er sah den verhaßten Vetter und zwei Gefolgen heranjagen mit gefällten Lanzen: er sah, der Raub war vereitelt, er selbst bei Widerstand verloren.

Aber er verschmähte die Flucht. »Vor dem Milchbart ausreißen? Vor den Augen seines Liebchens? Nein! Drauf und dran! Helft Teufel, Gott und Loge!« Und in rasendem Anlauf rannte er den Dreien entgegen.

Kurz vor dem Zusammenprall riß er den Gaul, Adalfrid meidend, plötzlich nach rechts, warf durch sein ungleich stärkeres Tier des Gefolgen Pferd über den Haufen, daß sich Roß und Reiter überschlugen, und war bald im hochaufwirbelnden Staub der Straße verschwunden.

»Murdrida! Auf handhafter That heb' ich Gerüste,« rief der zweite Gefolge. Und er schickte sich an, ihm nachzusetzen. »Halt, bleib',« gebot Adalfrid, »er entgeht uns nicht. Helft mir beide, die Mädchen pflegen. Es ist dir nichts geschehen, Arntrud? Auch dir nicht, Kleine?« Er schnitt ihre Schnüre durch. »Aber dort, Isanbert . . . ah – er ist tot! Nun fließt das Blut in Strömen!«

*

IV.

»Raubio!« – »Mordio!« – »Murdrida!« – »Waffena!« – »Hâra, Hâra!« – Mordio!« – »Murdrida!« So scholl es laut und wild durcheinander, nachdem der traurige Zug die Gehöfte von Bedaium erreicht hatte.

Adalfrid hatte die Leiche Isanberts auf den Wagen gebettet, die beiden Mädchen auf dessen und des Nantinus Pferde gehoben und mit seinen beiden Gefolgen an das Dorf geleitet.

Hier gebot er den Seinen, mit dem Wagen zu warten, während er mit den beiden Schwestern den Markrichter aufsuchte, diesem vor allen das Geschehene zu berichten.

Arnos Freude, die Töchter gerettet wiederzusehen, ward nahezu erstickt durch die schwere Sorge um den Frieden, um die Leidenschaften, welche die frevlen Thaten – die geplante und die vollendete – des Adalings nun rettungslos entflammen mußten. Sobald er die Töchter unversehrt erkannte, trat er vor die Thür seines Hofes und schlug mit dem Schwert drei dröhnende Schläge an den ehernen Schild, der in der Mitte des Querbalkens aufgehängt war. Als bald erschien aus der nächsten niedern mit Schilf bedeckten Hütte neben der nun leeren des Secundus sein Altknecht mit Speer und Büffelhorn; er war nach der Freilassung zum Fronboten des Richters bestellt worden: nun gebot ihm der, mit hallendem Horn, mit dem Raub- und Mord-Ruf, von Gehöft zu Gehöft zu eilen, die Märker sofort zum Notding unter der Eiche zu entbieten; dazu übergab er ihm den auf dem steinernen Herdrand verwahrten Heerpfeil, an der Spitze in Blut getaucht und sprach: »Den gibst du ab im letzten Hause des Dorfes, der Empfänger – Harlacho! – trägt ihn sofort, ist er barfuß, ohne sich erst zu beschuhen, in den nächsten Hof außerhalb des Dorfes, der Hofherr wieder zu seinem nächsten Nachbar und so fort von Siedelung zu Siedelung, schleunig, laufend und nicht schreitend, keuchend und nicht atmend.«

Einstweilen befahl er Adalfrid und den Gefolgen, die Leiche, wie sie auf dem Wagen lag, auf die Gerichtstätte zu fahren, die Pferde abzuschirren und dort in der Nähe mit den Mädchen und den beiden Gefolgen die Eröffnung des Dings abzuwarten.

»Ich kann dich nicht entlassen, Adaling, bevor du Zeugnis gegeben, obwohl heiße Flammen des Hasses dir entgegenschlagen werden. Aber Sorge nicht: ich werde dich schützen mit meinem Stab, mit meinem Leibe dich decken.« »Mich schützen die guten Götter, mein gutes Recht und mein gutes Schwert,« sprach der Jüngling ruhig: hoch hob er das Haupt, daß die langen Adelslocken auf seine Schultern wogten. »Nun geh' ich den schwersten Gang,« seufzte Arno, während Arntrudis ihm den Richtermantel umwarf und den Stab in die Hand gab, der neben dem Speer in einer Wandöse stak, – »den Gang zu . . . Iso.«

*

V.

Der Pfad von Isos Haus dort auf der Höhe am rechten Alzufer auf die Dingstätte führte an dem Hof der Arninge vorbei.

Als der Richter und Iso an dem Thore der Hofwehre vorüberschritten, blieb dieser stehen und hob die speerbewehrte Faust: die Nachricht hatte ihn jäh wie ein Blitz getroffen, mit grauenhafter Wirkung: die zärtliche, ob streng verhaltene stolze Liebe zu dem einzigen Sohn hatte sich urplötzlich in Haß verkehrt gegen alles was – unmittelbar oder mittelbar, schuldhaft oder unschuldigerweise – den Tod des Starken herbeigeführt hatte: wie versteint war seine Seele, gebannt in das einzige Gefühl der kalten Wut der Rache.

So hob er jetzt die Waffe wider des Freundes Haus und sprach: »Über diese Schwelle hatte ich gehofft, ihn schreiten zu sehen, Hand in Hand mit der bekränzten Braut: nun haben sie ihn daran vorbeigefahren, bleich und stumm. Und er hätte sie gewonnen, lebte nicht jenes verhaßte Geschlecht. Durch den einen verlor er ihr Herz, durch den andern sein Leben! Auch das thörichte Kind sollte ich hassen, das ihn verschmäht hat um eiteln Glanzes willen: – ich kann's nicht! Kann ihr nicht fluchen! Aber verflucht jenes Geschlecht vom Greis bis zum Säugling! Nicht rasten will ich, bis dieser Speer trieft von der Adalinge Blut. Höret mich, ihr rächenden . . .«

Rasch zog ihm Arno den erhobenen Arm herab: »Nein, hört es nicht, ihr Gerechten! Das redet nicht Iso der Rechtweiser, das redet aus ihm die Raserei der Wut. Wie kannst du alle Faganos dem einen vergleichen? Vielleicht erlebst du selber noch, daß sie nicht – wie du jetzt! – nur an sich selber denken, sondern an das Ganze, an die Mark.«

Bitter lachte Iso: »Ah, wenn ich das erlebte, – ich wollte mich versöhnen! Aber dafür ist gesorgt! Selbstisch sind sie alle, nur an sich denken sie. Daher: Rache!« – »Rache ist die blinde Schwester, Recht der hellsehende Bruder: ihn sollte der Rechtweiser anrufen. Hier, an der Rechtstätte suche dein Recht: es soll dir werden.«

Sie waren nun an der Eiche angelangt und fanden viele der Dingmänner bereits versammelt: der Notschrei und der Heerpfeil hatte sie gar rasch zur Stelle gebracht, während der Richter den Weg auf die Höhe der Isinge zurückgelegt und dort den Freund allmählich vorbereitet hatte, die grause Nachricht entgegenzunehmen. So war denn der Halbkreis schon dicht geschlossen, in dessen Mitte, gerade vor dem Altarstein, der Wagen hielt, dessen Bodenbrett zur blutüberströmten Bahre des starken Isanbert geworden war; der Ernst des Todes hatte das jugendliche Antlitz mit seiner stillen Weihe veredelt. Laut auf schrie bei dem Anblick der Vater, beide Arme hoch über dem Haupte erhebend: er ließ den Speer fallen aus der geöffneten Hand: er wollte sich in wildem Weh auf die Leiche werfen, sie umschlingen: – aber plötzlich, hart vor dem Wagen, blieb er stehen und warf den Kopf in den Nacken zurück: »Nein, keine Thräne, Isanbert: – Blut!« sprach er tonlos. »Richter, walte deines Amtes!«

Arno hatte einstweilen Adalfrid zugewinkt, noch hinter den Bäumen des Waldsaums zu bleiben, wo seine Gefolgen, die Mädchen und andere Frauen des Dorfes standen: er fürchtete für den Dingfrieden, ersah der Grimmige plötzlich ein Glied des verhaßten Geschlechts. Nun setzte er sich auf den Stuhl, über dem der Dingschild im hellen

Sonnenlichte leuchtete, und gebot, den Stab im Kreis über die Häupter schwingend, Friede. Alle verstummten, von Grauen in Schweigen gebannt.

»Dinggenossen,« begann er, »diesmal hab' ich nicht erst um Ort, Tag und Stunde zu fragen: der Notschrei hat euch gerufen zu dem Notgericht. Wollt ihr, daß ich berichte, aus meiner Tochter und – anderer Zeugen Mund, was vor der That geschehen, die wir jetzt richten?«

»Berichte! Erzähle.«

»Heute früh fuhren meine Mädchen auf der großen Straße zu meinen Leuten im Reuthof: sie rasteten am Wege, kurz vor der Straßenbeuge, da sprengte ihnen von dorthen entgegen Ragino der Faganing . . .«

Bei diesem Namen ging ein drohendes Grollen durch die Menge.

»Nieder der Neiding,« schrie Harlacho; aber Iso schwieg. »Mit Nantinus, seinem welschen Frilazz; sie ergriffen meine Kinder. Nantinus band die Kleine auf dem Wagen fest: der Adaling warf Arntrudis vor sich in den Sattel: er verkündete ihr gierige Gewalt . . .! – –«

Ein Schrei der Wut stieg auf von den Männern.

»Da jagte von rückwärts – von uns her – ein Reiter heran, Isanbert, des Iso starker Sohn.« »Da liegt er vor uns,« sprach Harlacho, »in Mordblut!« – »Er hatte mich gestern gebeten, die Kinder begleiten zu dürfen. Ich wies ihn ab, dem Frieden der Göttin vertrauend . . .« »Der bindet keinen Adaling, wir sehen's!« rief Haribaud. »Er tötete den Frilazz, der wider ihn rannte,« »Wo liegt der?« fragte Harlacho. »Wo er fiel: ungerächt, ungesühnt, den Raben zum Fraß; so will es das Recht. Arntrudis hatte sich frei gemacht, sie glitt aus dem Sattel und lief an dem Erretter vorüber. Nun trafen der und der Räuber zusammen: – wie das geschah, hat kein ander Auge geschaut. Denn meine ältere Tochter floh, ihnen den Rücken wendend, heimwärts, und meine jüngere blickte der Schwester nach. In diesem Kampf erlag Isanbert,« »Unmöglich!« schrie Harlacho. »Er war zehnmal stärker.« – »Wir werden hören, – schauen! – wie es geschah. An dem Gefallenen vorbei sprengte der Räuber, meine Tochter wieder zu greifen, sie fiel im Lauf nieder auf das Antlitz, schon riß er ihr die Haarbinde ab: – da eilten von der Westbeuge her, von dem Geschrei der Mädchen gerufen, Adalfrid und seine Gefolgen heran, – sie kamen von den Höfen der Huosi: – der Räuber entfloh, mit dem Gerüfte verfolgt. Sie brachten die Kinder und die Leiche des starken Isanbert zu mir. Hier, im offenen Ding liegt der Tote. Dort – außerhalb des Kreises – stehen die Mädchen. Und – die andern Zeugen.« »Wie? Was?« schrien viele zornige Stimmen. »Sie sind hier?« Iso öffnete zum erstenmal die Lippen. »Ein Faganing – hier? Wo – wo?« Er hob den Speer.

»Vor dir,« sprach der Jüngling, den Umstand zerteilend und in den Dingkreis tretend, hoch erhobenen Hauptes. Iso holte aus zum Stoß – aber sofort senkte er wieder die Waffe. »Nein. Nicht Einer. Und nicht hier: – Alle! – In offenem Kampf! Seit unvordenklichen Tagen weisen wir Isinge das Recht: – Recht will ich, nicht Gewalt.« – »Das erste Wort wieder von dem Rechtweiser. – Nun, Nachbar Kiemo, nimm du meinen Platz ein auf dem Richterstuhl – hier mein Stab! – Denn ich werde nun Klage rufen.« – »Du? Vor mir? Ich dächte . . . – doch du hast Recht: erst kam der Mädchenraub, dann der Mord.« »Bewiesen ist,« sprach Arno, rechts vor den Richterstuhl tretend, »durch meiner Kinder Mund der versuchte Mädchenraub. Ja, Adalfrid sah's in handhafter That,

– er wird schwören gegen den eigenen Vetter – wie der das Haargebind Arntrudens herunterriß.«

»Das ist Walchwurf nach der Bajuwaren Recht,« sprach Iso. »Darauf allein stehen sechs Solidi.« »Wir müssen den Dingflüchtigen,« fuhr Arno fort, »nicht erst in seinem Hof an der Mangfall laden vor die Eiche: handhafte That ist wie vor offnem Ding geschehn; mit dem Gerüfte ward er verfolgt. Menschenraub ist Fehdethat. Ich habe die Wahl zwischen Fehde und Buße.« »Du hast keine Wahl, bist du ein Mann!« rief Harlacho. »Weil ich ein Mann bin, nicht ein blindwütiger Auerstier, wähle ich nicht die Fehde, sondern die Sühne!« Ein brausender Ruf des Unwillens schlug dem so beliebten Richter entgegen. »Furcht, Feigheit kann's nicht sein!« meinte Harigisil, kopfschüttelnd. »Die Sühne! Weil die Mark der Eintracht dringender bedarf als die Saat des Sonnenscheins und des Regens. Ich verlange die Buße, die das Bayernrecht für Walchwurf, den Giergriff und den versuchten Mädchenraub gewährt. Wie viel, Rechtweiser, beträgt die Buße?« – »Sechs und zwölf und vierzig Solidi; und vierzig Solidi Wette dem Herrn Herzog!« »Und deiner Tochter Ehre?« rief Harlacho. »Die steht höher als im Blau der Morgenstern: – wer mag den antasten? Die ganze Buße aber verteile ich unter den Märkern von geringen Hufen, denen gute Waffen: Brünnen und Sturmhauben zumal und bessere Schilde, bitter gebrechen.«

Da trat Adalfrid vor ihn hin, reichte ihm die Hand und sprach: »Da hört man's: der Gemeinfreie denkt so edel wie der Edelfreie. Welcher Adaling konnte edler thun?« »Hört ihr's?« raunte Harlacho seinen Söhnen zu. »Eitel Überhebung, auch wo er loben will! Nieder die Hochmütigen!«

»Ich verzichte auf die Rache, auf daß auch andere verzichten,« schloß Arno nachdrucksam. »Und,« rief Haribaud, »soll dann der Faganing unter uns weiter hausen wie der Hapuch unter Arntruds Tauben? Sollen seine verfluchten Rosse unsere Saaten fressen? Soll er das nächste Mal mit besserem Glück nach unsern Jungfrau greifen?« – »Mitnichten! Der Herzog muß ihn friedlos bannen aus dem Land. Ich habe meine Klage hier geklagt,« – er tauschte mit Kiemo den Platz auf dem Stuhl, – »nun, Iso, klage du!« Als der Graukopf vortrat, ging ein Schauer durch die Männer, die in sein vom Weh versteintes Antlitz sahen; er nahm den Speer in die Linke, hob die Rechte gen Himmel und sprach feierlich: »Ich rufe Klage, Klage, Klage! Ich klag' um Mord an meinem Sohn, gemordet durch Ragino den Faganing! Und – Adalfrid den Faganing.«

Ein Ruf der Überraschung, des Staunens, auch wohl des Zweifels, des Widerspruchs ging durch die Menge; aber der Zorn riß die meisten zu Beifall fort. Adalfrid fuhr zusammen wie von giftigem Stich getroffen.

»Mein Sohn,« fuhr Iso fort und kaum merklich bebte seine Stimme, »konnte nicht dem Halbwelschen in offenem Kampf erliegen. Er erstach den Bären und trug ihn fort. Ich habe mich bisher enthalten – schwer! – allein nach seiner Wunde zu sehen. Wohlan, Dinggenossen, im offenen Ding, befragen wir die Wunde. Trägt er sie vorn, lass' ich jede Klage fallen. Ward sie ihm aber rücklings gestochen, – dann nieder mit der ganzen Mörderbrut.« Und er trat heran zu der Leiche. »Hierher, Richter, hierher Harlacho, Kiemo, – auch du, Faganing, hierher. Seht her, helft mir alle suchen.« Er schlug den braunen Mantel zurück, der die Brust des Toten bedeckte: »Schaut her: Antlitz. Hals, Brust, Leib unversehrt: – kein Loch im Wams, kein Blutfleck: nicht stirnwärts ist ihm der Tod genaht. Nun, – greif an, Arno, hilf mir ihn wenden: – er ist schwer! Ah, da seht! Hier

– im Nacken, wo Paltar den Todesstoß empfing – da, die blutige, rote Wunde – ein Schwertstich. Nicht im Kampf erschlagen – nein, hört's, ihr rächenden Götter und ihr gerechten Dinggenossen! – hinterrücks gemordet ward mein Sohn: – denn er floh nie.«

»Mord! Mord! Rache!« scholl es hundertstimmig.

»Aber,« fuhr Iso fort, »auch der andre Adaling, der kecken Muts hier unter uns trat, ist dieses Bluts verdächtig. Mein Sohn focht wohl mit dem einen, der andre stach zu. Kommt mir nicht mit dem Zeugnis seiner Reiter: die Gefolgen verraten den Gefolgsherrn nicht: das wissen wir. Ich klage auch wider ihn.« Wohl hub sich Widerspruch, aber er drang nicht durch die Schreie der Wut. »Laß doch sehn,« fiel Harlacho ein – »ja, ein Schwertstoß ist's. Entreißt dem Adaling die Klinge: – seht zu, ob sie nicht genau in die Wunde paßt!«

Schon drängten sich seine Söhne gegen Adalfrid, der ruhig stehen blieb. »Haltet an,« gebot Arno. »Nicht auf handhafter That gegriffen, nicht mit Gerüfte verfolgt, freiwillig hat Faganos Sohn, so rasch er konnte, wie das Recht es gebeut, die Leiche, die er auf der Straße fand, vor den Richter gebracht: er ist frei, unbescholten, marksässig: er mag sich durch seinen Unschuldseid, durch Eidhelfer verstärkt, von jeder Klage reinigen. Sprich, Adalfrid, willst du schwören mit sechs Eidern?«

»Mehr als das,« rief der Beschuldigte stolz, »ich würde leicht vierundzwanzig, ja, zweiundsiebzig Eidhelfer finden unter den fünf Adelssippen und auch unter Gemeinfreien, daß Adalfrid, Faganos Sohn, nicht eines Falscheides fähig ist. Aber ich biete mehr: ich werde hier sofort, obwohl ich schwören dürfte, das Gottesurteil des Bahrrechts auf mich nehmen.« Mit diesem Wort schritt er auf die Leiche, die nun den Rücken nach oben gekehrt lag, festen Schrittes zu, zog das Schwert und hielt die Spitze an die Wunde. »Schaut her, allesamt. Viel zu breit ist meines Schwertes Ort für diese Wunde: mein Schwert ist geschmiedet in unsrer Waffenschmiede an der Prien: mein Vetter führt die schmalen Klingen aus Aquitanenland.«

Das wirkte überzeugend – keiner konnte sich der Kraft dieses Beweises entziehen.

»Und nun, Isanbert, starker Isanbert, ruf' ich dich, dich selbst, zum Zeugen an für mich. Du hörst: sie schelten mich deinen Mörder. Wenig Liebe trugst du mir im Leben, aber Falschwort hast du immerdar gehaßt: Isanbert, zeuge für mich in dieser Stunde! Hab' ich dir diese Mordwunde gestochen mit dieser Hand, so dulde nicht, daß sie dich berührt: laß sie nochmal fließen, die Wellen deines Blutes, und färbe rot die Hand deines Mörders.«

Damit stieß er das Schwert in die Scheide und drückte die Innenfläche der rechten Hand fest auf die Wunde. lang hielt er sie darauf; ein tiefes, erwartungsvolles Schweigen hielt alle gebannt. Endlich hob er sie auf, reckte sie, ohne sie anzuschauen, aber allen andern sichtbar, vor des Richters Augen in die Höhe und harrte des Ausspruches.

Arno aber sprach laut:

»Das Recht hat gerichtet
Der blutigen Bahre:
Rein, nicht rot,
Hebt er die Hand:

Unschuldig ist er
Der Meinthat des Mordes.«

Adalfrid trat an die Leiche zurück: fühlbar war ein voller Umschwung der Stimmung zu seinen Gunsten eingetreten. »Ich biete,« sprach er, »in unsrer Sippe Namen jede Sühnbuße, die verlangt wird, die Fehde zu meiden: – ihr alle wißt, nicht aus Furcht wird das geboten.«

»Hörst du das Geprahle, Iso?« schrie Harlacho. »Um wieviel ist dir dein Sohn feil? Wie viele Solidi der Adalinge willst du in deine Halle tragen und auf den Platz legen, wo Isanbert neben dir saß, daß der Anblick der Münzen dir den Gemordeten ersetze? Hundertsechzig billigt dir ja das Bajuwarenrecht zu, nicht? Sprich doch!«

Iso antwortete ihm nicht, aber nach einem langen Blick auf Adalfrid sprach er zu Arno: »Die Klage gegen diesen hier ist gefallen. Und nun heische ich vom Richter Urlaub, meinen Sohn, nachdem er im offenen Ding stummes Mordzeugnis gegeben, zu bestatten. Und ich bitte ihn, daß er mir aus seinem Wagen das blutige Brett als Leichenbrett belasse, den Toten darauf zu bergen und die erste Erdscholle mit dieser Hand darauf zu werfen. Aber vorher vernehmt alle, was ich als Sühnebuße fordre, soll ich auf die Fehde gegen das ganze Geschlecht verzichten. Ich fordre, daß sie mir den Mörder ausliefern, gebunden, an ihm zu thun wie gut mir scheinen wird und ob ich ihn lebend Zoll um Zoll zerhacken will.«

Wilder Jubel brach los unter den Ergrimmten. Vergebens gebot der Richter, mit dem Stabe winkend, Friede: lange tobte das wilde Geschrei fort, welches das Verlangen des Klägers geweckt hatte, als Ausdruck der heißen Zustimmung

»Nie! Nimmermehr!« rief Adalfrid, als er sich endlich vernehmlich machen konnte. »Ich erbiere mich, im Namen der Sippe, den Erschlagenen in Gold aufzuwiegen oder, wie die Götter an dem erschlagenen Riesen Ottar thaten, ihn mit Goldgerät zu verdecken von der Zehe bis zum Wirbelhaar: aber daß die Sippe den Gesippen ausliefere, den Adaling . . .«

»Da hört ihr's!« schrie Harlacho.

»Ausliefere zu kaltwütiger Rache, das hieße schänden der Adalinge Höchstes: – ihre Ehre.«

»Habt ihr's gehört?« wiederholte Harlacho. »Auch der da, den unser Richter selbst den gerechten zu rühmen liebt, – auch er – wie die ganze Brut – nennt sein Höchstes nicht das Recht! – das ist ja nur für alle! – nicht die Mark, den Gau, das Volk: nein, die Ehre, das heißt den Dünkel, den Wahn, besser zu sein als wir andern. Sie weigern das Recht, die verlangte Sühne – denn ich frage euch alle! – ihr Männer, hat Iso nicht recht?« »Recht hat er, recht!« schrieen die Hunderte. »Du hörst's, weiser Richter,« fuhr Harlacho fort. »Du brauchst diesmal weder den Rechtweiser noch den Umstand zu fragen nach ihrem Urteil: du hast's gehört: es ist gefunden, es ist gefällt vor deiner Frage. Sprich, Iso, dein Recht weigern sie dir und die Sühne. Was bleibt, versagt der Rechtsgang?« – »Fehde, Blutrache an jedem Glied des Geschlechts!« – »Fehde! Fehde! Fehde!« Der Wiederhall des Waldes warf den wilden Schrei zurück. »Und merket wohl,« mahnte Harlacho, »nach Arnos eignem Gesetz muß jeder Markgenosse die beschlossene Fehde mit führen. Hörst du's, Arno, da oben, auf deinem

Richterstuhl?« – »Ich kenne das Recht, das ich selber geraten. Die Fehde ist beschlossen: aber sie beginnt erst, wann der Göttin Festfriede zu Ende. Wehe der Hand, die vorher zur Waffe griffe! In dieses Friedens Schutz, Adaling, reite heim mit deinen Gefolgen. Den Fehdepfeil werd' ich zu rechter Zeit über eure Hofwehre schießen.«

Adalfrid neigte ihm schweigend das Haupt und schritt auf den Waldrand zu, wo seine Gefolgen die Pferde bereit hielten: da weilten auch die Schwestern. Sie hatten den Fehdeschrei vernommen und verstanden.

Er trat auf beide zu mit tieftraurigem Blick.

Über Arntrudens Wangen rollten langsam zwei große Thränen: zögernd sprach sie: »Du, mein Beschützer, bist mein Feind geworden! Wer soll mich nun beschützen? Dich haben die Götter mir zum Retter erkoren: wer soll mich nun erretten?« »Ja aber doch die guten Götter selbst,« rief die Kleine lebhaft, »die ihn dazu bestellt hatten. Sie haben das alles zugelassen: – also *müssen* sie dir nun helfen. Sonst wären sie ja nicht die guten Götter!«

Adalfrid strich mit der Hand über den Scheitel des Kindes: »Du hast wohl recht! – Sagt dem Richter, er möge mich nicht suchen im Kampf: ich habe wider ihn nicht Schild, nicht Speer. Er ist *dein* Vater, – oh Arntrudis, und *du* . . . – nun, du bist *du*! Aufs Roß! Rasch fort!«

Fünftes Buch.

I.

Als Adalfrid den Fehdebeschluß der Märker seinem Vater meldete und die Vorgänge, die ihn hervorgerufen, erzählte, verzichtete er sogleich auf die Hoffnung, auch diesen Streit im Einvernehmen mit dem Richter gütlich beilegen zu können.

Erregt ging der sonst so vornehm Verhaltene in der Waffenhalle seines Hofes auf und nieder: »Es ist das ärgste, was uns, was jene treffen konnte! Das Blut des Getöteten rieselt zwischen uns, ein roter Bach, unüberbrückbar! Zwei Dinge müssen nun geschehen. Wir müssen – das heischt der Fagana Ehre! – den Mädchenräuber, den Mörder, aushun von unserer Gemeinschaft: der Herzog muß ihn bannen aus dem Lande. Zugleich aber müssen wir diese paar Nächte nutzen, den Widerstand zu rüsten gegen die starke Übermacht der Feinde. Denn ich zweifle nicht, auch die Gemeinfreien der Nachbarmarken werden denen an der Alz helfen: – wider uns. Ich könnte eilende Reiter schicken an die Huosi und die Drozzo, an euern Vater, ihr Hachilinga – aber nein! Dann vollends wird's ein Kampf zwischen den Gemeinen und den Edeln im ganzen, dann geht der Riß der Stände durch all' Bajuwarenland. Das soll nicht sein. Erst das Volk, dann der Stand und das eigne Haus!« »Das sprach der Adalfagano,« rief der Sohn mit leuchtenden Augen und ergriff des Vaters Hand. – »Deshalb hab' ich auch gleich den Gedanken fortgescheucht, der mir zuerst angefliegen kam wie ein garstiger Vogel, wie der Fledervogel der Dämmerung.«

»Was dachtest du, Vater?« – »Was ich nie hätte denken sollen! Deine künftigen Schwäger: die Langobarden! Ein Raschbote von mir an den Grafen von Trient und lange bevor der Festfriede hier abgelaufen, sind von der Etsch her tausend Langobarden über den Inn hierher gerückt: – wir erdrücken jeden Widerstand. Aber nein, niemals! Schmach dem Adaling, der fremde Speere ruft ins Bajuwarenland! Fort damit!« Und er schlug mit der Linken in die Luft, wie um ein dort flatternd Tier zu verscheuchen. Hastig schritt er wieder durch die Halle. »Aber,« fuhr er kopfnickend fort, »es wird hart werden, arg hart! Es sind ihrer zu viele gegen uns. Zwar sind sie viel schlechter gewaffnet: Streitrosse haben sie gar nicht! – Jedoch auf die kommt es nicht an in dem hier drohenden Kampf um unsere festen Höfe, die sie ohne Zweifel stürmen und brechen wollen. Ja, Reiter gegen Reiter! Da würde wohl keine Schar, die ich kenne – von den Awaren im Aufgang bis zu den Bretonen im Niedergang – dem Ansprengen unserer Gefolgen widerstehen. Aber sie kommen in solcher Übermacht zu Fuß, daß wir das offene Feld nicht halten können. Auch unsere Thalhöfe werden wir nicht schützen können: sie brennen uns aus, wie den Fuchs aus dem Bau. Selbst dies Gehöft, ziemlich fest und mir wert, wir müssen's räumen!« »Aber wohin?« fragte der junge Hachilrat.

Der Gewaltige wies auf die Berge: »Auf die Kampenwand! Auf mein Wikhaus, das dort auf halber Höhe steht. Schmal ist der Zugang am Gamsensteg. Ein Schild sperrt ihn. Vorräte in Menge liegen dort gehäuft, der Quell entspringt innerhalb der hochgetürmten Umwallung von Felsgestein. Während der langen Einschließung werden sie nachlässig, – ich kenne sie! – stellen nachts keine Vorwachen aus: ein kühner Ausfall wirft sie über den Berg hinab, sprengt sie auseinander. Fallen dabei unsere

heißesten Hasser, geben sich die andern, mürbe geworden, zum Vergleich. Auch wird bis dahin wohl der Herzog Zeit finden, den Landfrieden in seinem Ostgau herzustellen. Und, mein Sohn, – auch ihr jungen Hachilingen hört's und merkt's, – wenn Stammgenossen kämpfen, – kämpfen *müssen!* – sollen sie doch über den Kampf hinaus an den künftigen Frieden denken. Wir *müssen* uns ja doch wieder vertragen, miteinander leben können – künftig. Deshalb: so wenig Blut und Unheil wie möglich! – Hei ja,« meinte er, lebhafter fortfahrend, »wär' ich noch ein junger Heißthor, – ich wüßte wohl andern Kampfplan! Am frühesten Morgen, gleich nach der letzten Mitternacht des Festfriedens, mit all' unsern Rossen – weit über dreihundert sind's, auch ohne die Rappen Raginos – hinunterbrausen bis an die Alz, niederreiten jeden Mann im Wege, die Fackel werfen in jedes Schilfdach und, nach ungeheurem Schaden an Leben und Gut, bevor sie sich gesammelt und uns den Rückweg verlegt haben, rasch zurück in die bergenden Berge. So haben wir's wohl den schlimmen räuberischen Nachbarn, den Slovenen, gemacht: – aber soll ich auf Arnos Dach, das mich so oft als Gast beschattet hat, die Flamme schleudern? Verhüten's die gemeinsamen Götter! – Ei, es ist mir leid um den Mann. Der sorgt jetzt so schwer wie ich! Auch er – ich weiß es! – sinnt vergeblich, wie er das Unheil glimpflich wende. Nun kennt ihr drei meine Gedanken. Thut danach! Schafft alles Nötige auf das Kampfhaus: ich aber . . .« Er brach ab: sein Auge sprühte zornige Blitze.

»Du, Vater?« fragte der Jüngling ahnend, »was willst du einstweilen thun?«

»Ich reite. – Ich werde meines Bruders Sohn suchen und ihn fragen, ob man zugleich ein Adaling sein kann und ein Schurke?«

*

II.

Aber diese Frage blieb ungefragt.

Nach ein paar Tagen kehrte der Fagano mit seiner Reiterschar zurück – unverrichteter Dinge: weder in seinem festen Hofe an der Mangfall war der so scharf Gesuchte zu finden, noch in irgend einer der zahlreichen von seinen Freigelassenen, Schutzgehörigen, Unfreien bewohnten Siedelungen, noch war irgend eine Kunde von seinem Verbleiben einzuholen.

Es war, als habe sich die Erde aufgethan, ihn zu verschlingen samt seiner verwegenen, ihm bis zum Tod ergebenen Schar, die der Dämonische durch maßlose Freigebigkeit der Spenden, durch Gewährenlassen in allen zügellosen Lüsten und freilich auch durch glänzende, von niemand übertroffene wilde Tapferkeit seit Jahren unlösbar an sich gefesselt hatte. Nicht geliebt, – gefürchtet und gehaßt war er allerdings von jenen Hintersassen, deren Truhen, Frauen und Töchter weder vor ihm noch vor seinen kecken Günstlingen sicher waren: und diese würden dem Haupte des Geschlechts, dem Adalfagano, dessen Schutz sie gar oft mit Erfolg gegen die Willkür ihres Herrn anriefen, dessen Versteck gewiß mitgeteilt haben, hätten sie es gekannt. Aber sie wußten nur auszusagen, daß er noch am Tage der Blutthat mit all' seinen

Gefolgen – etwa hundert Helmen – auf ihren schwarzen Rossen wie dunkles Gewölk davongebraust sei gen Norden. Fagano ließ in dieser Richtung auf allen Wegen verfolgen, auch in die dichten Wälder bei dem heutigen Baumburg und dem Schloß Stein: – doch ward keine Spur der Flüchtlinge gefunden.

Zurückgekehrt nahm er den Jünglingen die Ausführung der noch erforderlichen Maßregeln ab, die Thalhöfe zu räumen und alle Vorräte, Waffen und das wertvollste Gerät auf das Berghaus zu schaffen.

Lange bevor der Festfriede abgelaufen, war alles vollendet: zufrieden übersah der Erfahrene das Ganze: »Nun ist gethan,« sprach er, »was zu thun war: mehr vermag kein Mensch. Jetzt schauen wir gefaßt dem Kommenden entgegen. Auch du, mein Sohn, hänge nicht zu tief dem Grame nach. Ich weiß wohl, wie nah dir's geht: aber ich habe schon Härteres überdauert. Das Alter macht zäh. Merken die Grimmen, daß man die Kampenwand nicht stürmen kann, wird es mir und dem Richter zuletzt doch wohl gelingen, die Sühne zu vereinbaren.«

Aber es sollte anders kommen, als es dies kluge Haupt erwartete, ganz anders!

*

III.

Auch auf Seite der Gemeinfreien ward in diesen Tagen alles für den bevorstehenden Kampf gerüstet.

Zwar der Richter lehnte die Führerschaft ab: nur beim Aufgebot des Herzogs wider landfremden Feind habe er Pflicht und Recht des Heerbanns: aber nicht in dieser Blutrache Isos, der sich die Markgenossen freiwillig angeschlossen und der der Richter nur folgen mußte wegen eines Beschlusses, den er, – in freilich ganz anderer Meinung! – selbst herbeigeführt hatte!

Und Iso ließ es an nichts fehlen, wahrlich! Es war als habe der Verlust des heißgeliebten Sohnes den früher maßvollen Mann plötzlich umgewandelt. Jene wohlthätige Zucht durch die Rechtsgedanken, die unwillkürlich zur Sachlichkeit, zur Selbstbeherrschung, zur Unterordnung des begehrliehen Ich unter das Gesetz des allgemeinen Wohles gewöhnt und die sich bisher an dem maßvollen Rechtweiser voll bewahrt hatte, – sie schien nun plötzlich abgeschüttelt wie ein lästig Joch. Rauhe, wilde, maßlose Rache an dem ganzen Geschlecht des Mörders füllte allein die Gedanken des grauhaarigen Mannes: ein zweiter Harlacho schien er geworden.

So sorgte er nicht nur eifrig dafür, daß die nächsten Nachbarn im Dorf, in der Mark sich mit den besten Waffen rüsteten, – er sandte seine Boten weit hinaus in die andern Gemeinden des Gaus und rief die Freien zur Rächung wie seines Blutes so mancher eigenen, nur mit verhaltenem Groll getragenen Verunrechtung durch die Adalinge auf, die der Richter Jahre hindurch zu verwischen, zu vergleichen getrachtet hatte. Aber auch in gar vielen Höfen, in denen Grund zum Haß gegen die Fagana nicht gegeben war, empfanden es die Freien als eine Ehrenpflicht, mit denen an der Seebruck

gemeinsame Sache zu machen, nicht zu dulden, daß ihre Haufen von den Rossen des Adels niedergeritten, ihre Ernten zerstampft, ihre Firste in Brand gesteckt würden. Und Isanbert! Weit über die Mark hinaus, im ganzen Gau, war der schlichte, starke und tapfere Jüngling gekannt und hochgehalten: ebenso wie der freche Übermut seines Mörders verhaßt war weit und breit. Ihn rächen war recht gethan und zugleich eine Befriedigung der Liebe wie des Hasses.

So hatte denn Iso außer den Genossen seiner Mark eine starke Zahl aus den Dörfern und aus den Einzelhöfen der Nachbarschaft gewonnen, seinen Fehdegang zu teilen: manchmal nur kühne, kampffreudige Jünglinge, Freunde des Ermordeten, zuweilen aber auch den gereiften Vater, das Sippehaupt mit all' seinen Söhnen und Neffen, der nicht Ragino grollte, sondern dem Rechtsbruch und dem ganzen rechtbrecherischen Geschlecht.

Daher hatten sich ihm denn gar viele im Norden und Osten des Sees durch Handschlag oder durch Annahme und Einkerbung und Weiterbeförderung seines Rachepeils verpflichtet, bei Anbruch des ersten Tages nach dem Festfrieden auf dem linken Alzufer an der Dingstätte, unter der alten Eiche sich einzufinden. Dagegen die Höfe im Westen und auch im Süden des Sees standen teils auf dem Grund und Boden der Fagana, teils waren sie von deren Macht und Reichtum so abhängig, auch meist durch Wohlthaten des freigebigen Adelshauptes so stark verpflichtet, daß sie mit den Leuten an der Alz gemeine Sache nicht machen konnten oder wollten; ihre Speere verstärkten vielmehr die Schar der Adalinge.

Der letzte Tag des Festfriedens war so herangekommen unter nichts weniger als friedlichen Thaten und Sorgen.

Auch der Richter hatte, bekümmert genug, seine Schutz- und Trutzwaffen in stand gesetzt: die Sturmhaube von Eisen, die vielgestickte, vom Urahn ererbte Brünne, die neben den jüngeren, eisernen auch noch die alten Bronzeringe zeigte, den hohen schmalen Langschild von Lindenholz, mit Büffelleider überzogen, nur am Rand mit Eisen gefestigt, das Kurzschwert ohne Parierstange, den kurzen Wurfspeer und die lange Stoßlanze; seufzend hatte er sie in der Halle neben dem Herd an die Wand gelehnt; nun saß er draußen vor der Thür auf seinem Lieblingsplatz, der Vorbank, von der aus man das Dörflein, den Fluß, den See, die Straße jenseit des Flusses weithin übersah: sorgenvoll blickte er in die Ferne.

So hörte er nicht, wie in der Halle hinter ihm ein leichter Schritt über den gestampften Lehm des Estrichs huschte und eine feine Stimme flüsterte: es war Arntrud, die vor seinen Waffen stand und leise sprach:

»Hüte mir, Helmhaube,
Hüte und halte mir heil sein teures Haupt!
Birg die Brust ihm,
Braune, breite Brünne!
Schirm ihn, schützender Schild! . . .«

Traurig hielt sie inne: »So weit taugt er,« dachte sie, »der uralte Waffenspruch, den ich Harlacho gestern sprechen hörte. Aber der Schluß! Ach, er will ja, daß Schwert und Speer Blut trinken sollen! Höre, liebes Schwert, und du, spitziger Speer, höret mein

Bitte, ist's auch nicht in die alten Stäbe gefaßt. Ihr mögt wohl treffen und stechen: – sie sagen ja, ihr dürstet nach Blut, ist einmal Hilde geweckt! – also trinkt denn Blut, in Erus Namen. Trefft ihr den Bösen, den Schwarzen, dann trefft tief! Aber – höret mich – stoßt ihr auf ihn, – und auch auf seines Vaters stolzes Haupt – dann seid stumpf, seid weich wie die Krume des Brotes. Hört ihr? Ich bitt' euch! Kehrt ihr dann sieghaft wieder, will ich euch kränzen mit Eppich und Eichlaub.«

Inzwischen hatte ein Einbaum, vom Ostufer herkommend, an dem Ufer der Alz angelegt und alsbald stand vor dem Richter der Ferge: es war Kiemo.

»Nun, Nachbar,« meinte Arno, »du stehst gar ernst, gar besorgt darein. Dir gefällt sie auch nicht, die Fehde gegen unsere Besten!«

»Du hast recht, gar nicht. Aber es ist nicht das, was mich herführt. Es ist ein ander leidig Ding! Hast du,« begann er zögernd, zagend aufs neue, »hast du schon einmal vom Wolkenbrand gehört?«

»Gewiß!« erwiderte Arno ernst. »Der kündet groß Kriegsunheil. Wann Brandglut weit über den Himmel loht, daß die Wolken zu flammen scheinen, – die Feuerriesen reiten darauf und bringen Verderben. Drum heißt's auch der feurige Heerwurm.«

»Ja, ja, so sagte auch mein Großvater. Und nun ist's schon die dritte Nacht, daß wir's sehen, die Frau und ich. Immer im Osten: – weit weg, ganz weit weg war's zuerst. Aber die zweite Nacht kam's schon viel näher und in dieser Nacht, da . . . aber sieh! Was ist das? Was jagt da auf der großen Straße von Osten heran?« – »Das . . . das ist ein einzelner Reiter.« – »Aber welch' kleines Pferd! Wie ein Reh!«

»Nein, es ist ein Pferd. Doch nie, nie sah ich solches Rennen und solches Jagen! Der ist rasend, der darauf sitzt.« – »Da! Da stürzt der Gaul.« – »Er steht nicht mehr auf.« – »Kein Wunder. Er ist wohl totgehetzt.« – »Der Reiter springt auf.« – »Er eilt auf den Steg zu.« – »Er ist herüber.« – »Er stürmt herauf.« – »Ah, das ist . . . ja, das ist Secundus. Endlich! Wie lang erwart' ich ihn!« – »Ja, er ist es. Aber wie sieht er aus! Wie verändert!« – »Auf, ihm entgegen!«

Und der Richter eilte mit Kiemo dem Ankömmling entgegen: dieser reckte im Laufe beide Arme hoch gen Himmel: nun hatte er die Anhöhe erreicht: da brach er, auf das Antlitz stürzend, zusammen, mit dem Schrei: »Flieht, flieht! Feinde! Feinde! Feinde . . .«

Die beiden trugen den Ohnmächtigen in das Haus, wo ihn die Mädchen mit Wasser besprengten und allmählich wieder zum Bewußtsein brachten. Mit Entsetzen betrachteten alle den Alten: die Kleider hingen ihm in Fetzen vom Leibe, manche Wunde, manche Striemen auf der nackten Haut zeigend: er war bis auf die Knochen abgemagert, die Wangen eingefallen, tief in dunkeln Höhlen lagen die Augen, die er nun aufschlug – mit einem unsäglich müden Blick.

»Wo bin ich?« stöhnte er, nun scheu um sich schauend. »Daheim! Bei den Deinen! In Sicherheit.« »Sicherheit?« rief er schauernd und fuhr empor – aber gleich sank er wieder auf die Herdbank zurück. »O nein! Bald – morgen schon – sind sie da, die Schrecklichen! Flieht, es sind Teufel, sag' ich euch. Rettet euch!« und er schloß wieder die Augen. »Sollte er Ragino und dessen Schar in die Hände geraten sein?« forschte Kiemo.

»Sprich,« mahnte der Richter, ihn rüttelnd, »welche Feinde meinst du? Die Fagana?«
– »O nein, nein: die Söhne der Hölle– die Avaren!« »Avaren?« riefen beide Männer.
»Avaren hier? In der Nähe?« »Da! trink, Secundus,« mahnte Arntrud, herzueilend und reichte ihm eine Schale Milch. »Und hier – Brot! – iß! – du Lieber!« fügte Arnhild bei.
»Weil du nur wieder da bist! Aber! Halt doch! Nicht so gierig. Du verschlingst ja alles auf einmal!« – »O Kind! Der Hunger – Hunger thut weh – Hunger tage-, tagelang. Und wache Nächte.«

»Erzähle,« mahnte sein Herr, »wenn du nun kannst. Avaren, sagst du? Wo sind sie?«
– »Ganz nah. Morgen sind die da! Ich bin ihnen gestern Nacht entflohen und habe eines ihrer windschnellen Pferde zutot geritten. Rettet euch! Vor allem die Mädchen! Flieht.«

»Nicht doch. Wir werden unsere Mark und unsern Herd verteidigen,« erwiderte Arno. Da fiel ihm die Fehde mit den Adalingen ein: er holte tief Atem. – »Berichte der Ordnung nach: du verließest mit jenem Mönche – das erfuhren wir noch – die Escheninsel: du geleitetest ihn gen Südosten aus dem Gau. Wohin wollte er? Zu den Slovenen?« Secundus nickte: »Die zu bekehren. Ich konnte mich auch an der Mark unsers Gaus nicht von ihm losreißen. Meine Seele labte sich endlich wieder an den Worten des Heils: – vergieb, daß ich so lange . . .« – »Gewiß! Nur weiter, weiter!« – »Wir gelangten so zu den Slovenen, im Thal, das sie Pustritza, das öde, nennen. Sie thaten uns nichts zuleide, aber das Werk der Bekehrung wollte nicht gelingen!« – »Weiter, weiter. Die Avaren?«

»Gleich! gleich! Als wir nach mehreren Tagen die Slovenen verließen, wanderten wir noch eine Weile zusammen; ich trachtete hierher zurück. Da, eines Nachts, – wir hatten in einem Hof an der alten Römerstraße, bei Salzburg, Aufnahme gefunden: – der Hofherr, die Frau, die drei Töchter pflegten uns gut – da wurden wir aus dem Schlafe geschreckt, von einem Geheule wie von tausend Wölfen, nein wie von tausend Teufeln! Wir fuhren auf: – schon brannte der Hof! – Schon drang ein Schwarm von Unholden – so gräuliche, wie ich nie in der Hölle geahnt! – herein: – sie griffen den Wirt und banden ihn und warfen ihn in das Feuer seiner eignen Halle, ihn bei lebendigem Leibe bratend: – unter ihrer viehischen Gewalt starben vor unsern Augen die vier Frauen – o, um Gotteswillen, flüchte das Mädchen hier: – zu den Faganos etwa – auf deren Wehrhaus auf der Kampenwand!

Von uns beiden – fränkische Frauen, die sie schon lange gefangen mitschleppten, verdolmetschten uns ihre Fragen – erkundeten sie, daß Paulus ein Priester, ich ein Gläubiger Christi sei.

Da lachte ihr schrecklicher Führer, der Chagan, vor teuflischer Lust laut schallend: – er wolle jetzt unseres Gottes Allmacht an uns erproben. Er hatte seine besondere Wut auf die Christenpriester und alles Christliche geworfen, weil ein streitbarer Bischof von Mainz, Sigimund, an der Spitze des Heerbanns der Hessen ihn und die Seinen, da sie von Thüringen gegen den Rhein vorbrachen, in blutiger Schlacht zurückgeschlagen hatte. Nun waren sie von Thüringen aus gen Südosten geschweift, hatten die schwachen Aufgebote einzelner Gaus über den Haufen geritten – nie sah ich solch Reiten wie dieser gelbhäutigen Dämonen! – und wälzten sich weiter und weiter, wie fressendes Feuer, unter Mord und Brand: – sie lassen kein Dach unverbrannt, an dem sie vorüberreiten.«

»Das waren die Wolkenbrände, Kiemo!« seufzte der Richter.

»Kein Kornfeld unzerstampft, keinen Obstbaum ungefällt, das Vieh, das sie nicht fortschleppen, erstechen sie, die Männer ermorden sie unter furchtbaren Qualen, den Kindern zerschmettern sie die Köpfe am nächsten Baum, die Mädchen aber und die Frauen – o Grauen, o Grauen!« Er schüttelte sich und riß Artrudis an die Brust: »Töte sie, Herr, bevor der Chagan kommt. Ich hab' sie so lieb,« schluchzte er. Dann fuhr er fort: »Uns aber töteten sie noch nicht: sie fesselten uns, so hart – da schaut her! –, daß meine Knöchel tiefe blutige Wunden davon tragen, banden uns an die Bügel ihrer kleinen zottigen Gäule und schleppten und schleiften uns so mit sich fort: – wie auch die gefangenen Weiber, die sie, wollten sie fliehen, an ihren Haaren an die Bügel banden. So ging es fort in rasender Eile: – immer näher hierher, wie ich mit Entsetzen wahrnahm. Zu essen gaben sie uns all' diese Tage, all' diese Nächte nicht: – wir rissen das Gras aus am Wege oder die Rinden von den Bäumen und verschlangen sie.

Gestern nun ließ uns der Chagan vor seinen Hochsitz führen, der aus lauter zusammengelegten Sätteln halb Mannes hoch gehäuft ist und auf einem ihrer Götzenwagen ruht, und er sprach zu uns durch die Dolmetschinnen: »Ihr Christenhunde, da schaut her: hier ist die Mahlzeit für mich aufgetragen: leckeres Bratfleisch – riecht ihr den Duft? – von Hirsch und Rind. Da steht Wein und Bier und Met. Ihr habt wohl ein wenig Hunger – eh?« Paulus verhielt sich ruhig: aber ich, – gierig stürzte ich mich vorwärts auf das Feuer, wo das Fleisch am Spieße briet: – ein Schlag mit der neunsträngigen Geißel – ihrer schrecklichen Waffe! – ins Gesicht schleuderte mich zur Erde; blutüberströmt erhob ich mich. »Nicht so rasch, Christ,« grinste er. »Nicht umsonst speist man bei dem Chagan. Heute ist der Festtag unsers höchsten Gottes: der Tag, da ihm eine gelbe Stute seinen Lieblingssohn, den ersten Averen, gebar – da schaut hin« – er winkte: da ward das Lederfell von einem hohen Gerüst hinter ihm auf dem Wagen zurückgeschlagen: wir schrakten zusammen, auch Paulus: denn auf zahllosen ineinander geschachtelten Menschenschädeln und Menschenknochen erhob sich an hohem Speerschaft ein scheusälig Drachengebild in sieben Windungen von grellen giftig grünen Schuppen: in den weitgeöffneten Rachen mit den eisernen spitzen Zähnen hatten sie ihm ein eben abgeschlachtetes Kind gezwängt, einen schönen Knaben von drei Jahren, aus dessen goldnem Haar das Blut in Strömen niederrann.«

»Nun, wartet!« rief der Richter, die geballte Rechte hehend, aber die Mädchen erleichteten.

»Hört, ihr Hunde Christi, wählt! Fallet nieder hier vor unsrem Gott, dem Urdrachen, und betet ihn an und flucht eurem Herrn, dem Judenknaben, der am Galgen starb: – und ihr sollt essen und trinken nach Herzenslust und frei von hinnen ziehen. Ihr wollt nicht, scheint's? Nun, so schwöre ich bei dem Haupt des Drachengottes dort, ich will euch töten unter solchen Qualen, daß euer Wehgeschrei bis hinab in die Welt der Toten dringt: ich laß euch lebend die Haut abziehen, dann pfähl' ich euch und laß euch von vier Hengsten zerreißen. Nun wählet.«

Ich stürzte vor Entsetzen nieder zur Erde: die Sprache versagte mir. Paulus aber rief mit lauter Stimme: »Wie könnt' ich solche Sünde thun vor Gott, dem Herrn? Christus allein ist Gott, ist allmächtig, dein Götze da aber ist ein Teufel.« »Wohl,« erwiderte der

Chagan höhnend, »so soll dein Christus nun seine Allmacht erweisen: laß sehen, ob er dich errettet aus meinen Händen und vor dem qualvollsten Tode.«

»Das steht bei ihm und seinem unerforschlichen Ratschluß. Will er, so schickt er mir Legionen seiner Engel. Du aber wisse: ich bete brünstig zu ihm, daß er mich *nicht* errette, sondern würdige, sein Blutzeuge zu werden. – Auf, Secundus, zittere doch nicht so!« sprach er zu mir. »O wäre er doch jetzt zugegen, der stolze Heide von jener Insel, der da meinte, unser Glaube ersticke das Heldentum im Manne. Ich möchte ihm zeigen, wie der Christ für seinen Glauben stirbt. Und er sollte dann sagen, ob der Geschorene nicht auch ein Held war? Du aber, mein Secundus, den ich mit in dies Schicksal gerissen, – bleibe standhaft, fürchte nicht die Menschen, die den Leib töten, fürchte die Hölle, die des Abtrünnigen Seele verschlingt. Danke mir: – denn ich habe dich der Krone des ewigen Lebens zugeführt. Auf Wiedersehen vor Gottes Thron! Hallelujah! ich preise den Herrn, daß er mir die Palme gereicht.«

Es war sein letztes Wort. Auf einen Wink des Chagans rissen sie ihm die Kleider vom Leib und – o mich schaudert! – ich kann's nicht sagen! Ich schloß die Augen. Kein Klagelaut kam über seine Lippen. Als ich die Augen wieder aufschlug, lag in dem glimmenden Feuer eine blutige Masse, ohne Gestalt, aber noch zuckend.

Mir vergingen die Sinne, ich sank wieder zur Erde.

Als ich zu mir kam, eröffneten mir die Dolmetschinnen, ich solle morgen – am zweiten Festtag des Drachengottes – geopfert werden, wenn ich nicht vorher das Tierbild anbetete. Ich war entschlossen, es nicht zu thun. Aber ich weiß nicht, ob der alte mürbe Leib es ertragen hätte. Jedoch der Allerbarmer hat mich gerettet. In der Nacht nach dem in allen Lüsten durchschwelgten Festtag lagen die Barbaren sinnlos berauscht umher oder doch in tiefstem Schlaf, auch meine Wächter. Unvermerkt konnte ich mit dem Dolche des einen die Weiden-Fesseln meiner Hand und meiner Fußknöchel durchschneiden, unvermerkt eines ihrer pfeilraschen Rosse besteigen und nun jagte ich, was das Tier rennen konnte, unablässig die ganze Nacht und den ganzen heutigen Tag; sobald ich die gute Römerstraße erreicht hatte, flog ich vollends wie ein Vogel dahin. Denn es galt, euch rechtzeitig zu warnen. Fliehet! Rettet euch in die Wälder, auf die höchsten Berge! Denkt nicht an Widerstand: sie sind unzählig wie der Sand am Seeufer, wie die Mücken am heißen Sommerabend. Ihre Rosse reiten alles nieder, es sind nicht Männer, durch Männer zu bekämpfen, – aus dem Abgrund aufgestiegene Dämonen und der Teufel oberster ist ihr Führer und Gott: fliehet!«

»Feiger als jener Geschorne?« erwiderte der Richter. »Der starb für seinen Glauben: sollen wir nicht sterben für Herd und Heimat? Laß mich nachrechnen. Du jagtest auf raschestem Roß Nacht und Tag: – sie führen Wagen und Troß und Gefangene und Herden mit sich, nicht? Auch Fußvolk? Sie kennen die nächsten Wege durch die Wälder, die Furten durch die Sümpfe nicht – wie du: so können sie morgen noch nicht hier sein! Wir haben noch anderthalb Tage. Die wollen wir nützen! Sie sollen empfangen sein! Auf, Kiemo, hole den Fronboten, ich schlag' auf den Schild: sofort rufen wir die nächsten Nachbarn zusammen: morgen früh treffen ja auch alle andern aus der Mark, aus dem Gau ein, – die Genossen unsrer unseligen Fehde.« –

Beide Männer eilten hinaus.

»Fehde?« staunte Secundus. »Mit wem?« »Mit ihm – mit Adalfrid!« schluchzte Arntrudis und warf sich an des Treuen Brust. »Ja, aber,« meinte die Kleine, »jetzt gehn wohl die andern vor!«

*

IV.

Mit unerschrockenem Mut und mit kluger Umsicht traf der Richter seine Maßregeln zur Abwehr der Unholde. »Denn dieser Kampf ist mein,« erwiderte er Iso, der grollend erkennen mußte, wie seine Rache nun hinausgeschoben war – vielleicht für immer! »mein Recht wie meine Pflicht ist *hier* die Führung.« Er erwog, daß es vorwärts, das heißt nordostwärts der Alz, keine Verteidigungsstellung gegen die Übermacht der Feinde gab, die vielmehr in jenem offenen, ebenen Gelände für ihre Hauptwaffe: – fast die einzige – ihre leichte Reiterei, den günstigsten Boden zum Angriff, zur Überflügelung gefunden hätte.

Dagegen sprach alles dafür, den Anprall der Reiterhorde hier bei dem Dorfe stehenden Fußes zu erwarten: die rechte, südöstliche Flanke war durch den See – die Feinde hatten ja keine Schiffe – völlig unangreifbar gemacht, die Stirnseite deckte die tiefe, reißende, gefährliche Alz: – damals, vor dreizehn Jahrhunderten, wie der See selbst, der stets zurückgegangen ist und zurückgeht, ungleich wasserreicher und breiter als heute: – ein gar erhebliches Hindernis, eine gut zu verteidigende Linie: so blieb nur der linke, der westliche Flügel der Markleute gefährdet, wenn es etwa den Feinden gelang, den Fluß in seinem untern Lauf – weiter nordwestlich – zu berschreiten und die Verteidiger von dieser ihrer linken Flanke her zu fassen; jedoch auch dort konnte ja der Übergang verteidigt werden. Entscheidend aber fiel ins Gewicht, daß die Hunderte von Speeren, die von Norden und Osten her morgen erwartet wurden zu dem Zuge gegen die Faganos, sämtlich hierher entboten waren, also hier sicher eingereicht werden konnten, während jeder Abzug aus dem Dorf diese gewaltige Verstärkung ungenützt ließ.

In den nächsten Stunden schon, nachdem das Heerhorn die Nachbarn zusammenberufen hatte, waren alle, die auf dem Nordost-Ufer des Flusses siedelten, auf die Südwestseite herbergeholt, der Steg, der auf die Pfeiler der alten Römerbrücke gezimmert war, abgebrochen.

Die wenigen und bei dem tückischen Wasser häufig wechselnden Furten waren den Fremdlingen unbekannt: alle Schiffe jeder Art, die sich auf der Nordostseite des Flusses und des Sees fanden, wurden auf die Südwestseite der Alz geschafft und aus den übereinander getürmten eine mannshohe Brustwehr, dicht am Fluß, aufgeschichtet, hinter der Pfeil- und Speerschtzen sichere Deckung und die Gäule der Avaren, falls sie wirklich unversehrt durch das Wasser schwammen, eine durch keinen Sprung aus der Tiefe zu nehmende Schranke fanden.

Auf diese Schutzwehr baute Arno starke Hoffnung: »Das hat mir Wuotan selber eingegeben,« sprach er zu Iso, der sich seinem Befehl willig fügte: »der See, die Alz,

die Schiffburg: wir sind gut gedeckt. Wenn wir nur,« fuhr er aufseufzend fort, »Reiter hätten, nicht gar zu viele, aber starke Rosse, die auf unsrer linken Flanke – sie ist offen! – sich den leichten Gäulen der Unholde entgegen und sie in den Fluß zurückwerfen könnten, falls sie ihn dort unten überschreiten. Aber wir haben ja nur unsere Ackergäule. O, um die Adalinge und ihre Gefolgschaften!« »Willst du vielleicht Ragino suchen gehen? Ihre Rosse . . .« grollte Iso grimmig. »Oder den alten Fagano um Verzeihung bitten und um Hilfe flehen?« schalt Harlacho. »Lieber siebenmal von dem Feind geschlagen werden!« »Einmal wird langen!« seufzte der Richter. »Und die Mark? Der Gau? Das Bajuvarenvolk? Ihr seid blind und taub und dumm vor lauter Haß.« »Nein, *du* bist thöricht,« entgegnete Iso, »in deiner Meinung von diesen Überhochmütigen. Du wähnst, gleich dir haben sie ein Herz fürs Ganze? für das Volk? Ich dünke doch, wir hätten's erfahren. Ihnen gilt's nur um ihren Stolz, ihre Ehre, ihr Vorrecht.« »Gewiß,« schloß Harlacho. »Ich meine, ich höre sie höhnen, schadenfroh, sobald sie die Flammen unserer Firste auflodern sehen, hier unten aus dem Thal von den stolzen Schroffen der Kampenwand herab. Sie sind dort sicher vor den Awaren, kein Gaul erklettert jene Steige. Auf Gemen müßte man hinaufreiten. Und mit Frohlocken werden sie zuschauen, wie wir hier blutig ringen und untergehen.«

*

V.

Arno hatte richtig gerechnet: auch der ganze folgende Tag blieb noch den Markgenossen zur Einrichtung der Verteidigung.

Schon am Abend und in der folgenden Nacht trafen zahlreiche Scharen, allerdings auch Flüchtlinge mit Weib und Kind ein, die vor den überall von Südosten her aufsteigenden Brandgluten der Häuser, vor dem rasch den Würgern vorseilenden Gerücht geflohen waren, Schutz in der Vereinung am andern Seeufer und hinter der Alz zu finden. Von andern Richtungen her führte das Aufgebot zur Fehde die Männer heran: aber auch jene Flüchtlinge hatten als ihr Bestes ihre Waffen mitgebracht und ihre Verzweiflung trieb sie nicht zur Feigheit, – zu todeskühner Entschlossenheit.

Die Nacht war freilich im ganzen Osten erhellt von dem Feuerschein ungezählter verlassener, unverteidigter Höfe, die von den Awaren in Brand gesteckt waren.

Aber unerschrocken ordnete am folgenden Morgen der Richter seine Scharen: er stellte die weniger gut gewaffneten Haufen auf seine rechte Flanke, wo sie durch den See gedeckt waren vor jedem Angriff, Pfeilschützen und Speerwerfer, die im Ferngefecht die Mitte der Aufstellung verteidigen helfen sollten; diese Mitte schien durch die Schiffwehr gut gesichert, so drängte er denn seine besten Kräfte auf der linken, der westlichen Flanke zusammen, die zumeist gefährdet schien, da wo die Schiffburg nicht mehr ausreichte, den Übergang über den Fluß zu erschweren. Hier wollte er selbst fechten, hierher hatte er Iso, Harlacho und seine fünf Söhne, Kiemo, Truchtlacho und dessen Sippe, auch die Leute vom Reuthof, entboten.

Als er die Aufstellung angeordnet und den Haufen, nach Sippen gegliedert, ihre Plätze angewiesen hatte, ging er in seinen Hof zurück, sich selbst vollends zu waffnen und – Abschied zu nehmen von dem Herd der Ahnen. Als er zu Ende war, ergriff er ein altes Römerschwert, – ein Händler hatte es ihm einst zu Salzburg verkauft – befühlte sorgfältig die Schärfe der vorher frisch geschliffenen Spitze und ging in das Gemach, wo seine Töchter zu den Göttern beteten. »Arnrud,« sprach er, »ein Wort: – vielleicht das letzte. Bald sind die Feinde da. Ich weiß nicht, ob wir sie verscheuchen können. Werden sie Meister, – so darfst du nicht in ihre Hände fallen: – *du* nicht. Das *Kind* werden sie nur abschlachten. Dir – würden sie Schlimmeres thun als die Augen ausreißen: – ihre Leibeigne würdest du und –« »Gieb, gieb, Vater!« rief die Jungfrau, ihr Aussehen war seltsam verändert, entschlossen, klar, ja heldenhaft. »Es soll mich keiner greifen: denn ich bin Adalfrids.« – »Kind! Welch' Wahnwort!«

»Wahrwort ist's. Heute Nacht – lange schlaflos – flehte ich zu Berahta. Sie erschien mir im Halbtraum und sprach: »Bange nicht, Sorge nicht: – denn du bist Adalfrids: – du lebst und stirbst für ihn, wie er für dich.« So sprach die Göttin und legte mir die Hand aufs Herz und verschwand. Ich aber fuhr auf und rief: »Mein Adalfrid!« Und ich weiß nun, daß ich ihn lieb habe: – tief im Herzen, so lieb! Ja, lieber als dich selbst und die Schwester.« – »Mein Kind! Mein armes Kind! Schweig; – verrate nicht . . .« »Ich werde wohl bald nichts mehr zu verraten haben,« lächelte sie – »komm, Kleine, halte dich nur stets an meine Seite.« – »Schaut vom Hof aus zu: – doch nein, ihr seid sicher mitten unter uns allen – hinter der Schiffwehr!«

*

VI.

Schon vor Sonnenaufgang des folgenden Tages scholl von ferne her dumpfes verworrenes Lärmen aus dem Wald, der sich auf dem rechten Ufer der Alz um den See hin gen Osten zog und den die Römerstraße nach Salzburg durchschnitt.

Und nun, da die Sonne von der Arninge Höhe aus das ganze Gelände bis an den Waldsaum zu überblicken verstattete, – nun kamen sie! In wimmelnder Menge kamen sie, wie Heuschreckenschwärme, die, alles überdeckend, einfallen in ein Land. Ohne Ordnung, ohne Gliederung, ohne Weg und Straße, alles in der Breite ausfüllend, soweit man sah von Aufgang bis Niedergang, von rechts nach links! Ihre linken Haufen, östlich der Römerstraße, in deren Graben, jenseit des Grabens bis in das Seichtwasser des Sees hinein; die mittleren Schwärme, sowie die Wagen, Karren, der Troß, die Gefangnen, die Herden auf der breiten Straße selbst in unabsehbar langem Zug: – westlich der Straße – ebenso ungezählte Geschwader von Reitern auf ihren kleinen, zottelmähnigen, zähen, unglaublich genügsamen und ausdauernden Kleppern. Die Männer, in der Masse klein, fast alle unter Mittelgröße, geschmeidig, beweglich, schienen mit den sattellosen Gäulen in eins zusammengewachsen.

Sie trugen spitze Mützen aus schwarzem Lammfell, – die Vornehmeren schmückten diese mit glänzenden Steinen – statt der Panzer gesteppte Lederdecken, die, mit

Lederhosen bis ans Knie aus einem Stücke geschnitten, all' ihre Bekleidung ausmachten: nur den Häuptlingen und den Zauberpriestern flatterten Wolfsfelle um die Schultern.

Die gelbe Haut, die schmalen geschlitzten Augen, die abgestumpfte Nase, die stark vorspringenden Backenknochen, der schwache Bartwuchs, die überlangen Arme kennzeichneten die mongolische Rasse aller: aber über den zahllosen Kleinwüchsigen ragte eine Art Adel hervor, eine Kaste, die allein die Zauberpriester, die Heerführer und die Häuptlinge, zumal den Chan der Chane, den Chagan stellten: magere, aber meist sechs bis sieben Fuß lange Gestalten mit gewaltigen Knochen: zwar auch von mongolischer Rasse, aber aus einem erobernden Stamm, der offenbar die andern bewältigt hatte und nun in Götterdienst und Heerdienst leitend beherrschte.

Grell schrillten und gellten ihre gewundenen Widderhörner, dumpf rasselten die Doppeltrumpfen, die links und rechts vom Hals des Pferdes baumelten, behangen mit allerlei Fetzen bunten Zeuges, das Trommelfell häufiger als Eselshaut die gegerbte Haut skalpierter Menschenköpfe oder geschundener Menschenleiber: jeder gelungene wilde Raubritt eines Schwarmes ward vom Chagan durch eine solche Menschentrommel belohnt.

In der Mitte, auf der breiten Straße, wurden auch die zwölf Götterwagen herangefahren, jeder mit sechs hohen Rädern, von je acht roten Rossen gezogen, über und über mit grellem Flitter bedeckt; auf dem heiligsten, der auf hohem Maste die Fahnenstange des greulichen Bildes des gelbgrünen Drachens führte, dessen Rachen stets ein blutend Opfer – am liebsten eine Kindesleiche – in den spitzen Fischzähnen von Eisen trug, hatte, dicht vor diesem Abgott, der Chagan seinen Ehrenplatz, den Thron von Schädeln. Den »Schädelthron« verließ er nur, um aufs Roß zu steigen im letzten, entscheidenden Augenblick der Schlacht.

Kreischend, wie sich ein Möwenschwarm auf die Gestade wirft, kamen diese zahllosen Geschwader angebraust: als sie der kleinen Schar der Verteidiger hinter dem Fließchen ansichtig wurden, die ihrer furchtbaren Übermacht Widerstand leisten wollte, gellte Lachen und Hohngeschrei durch die Haufen.

Sofort begann der wütende Angriff, ohne Befehl, ohne Ordnung. Ihre Priester sprangen von den Götterwagen, stiegen zu Pferd, hoben stark vergoldete oder versilberte Götterbilder, etwa von Armslänge, hoch in die Höhe und jagten den Angreifern mit wildem Geschrei voran, ohne Schutz- und Trutzwaffen, nur die Götzen den Feinden entgegenhaltend. Die Krieger führten mehrere Ellen lange leichte Lanzen aus einem fremdartigen Rohr, lange krumme Säbel, aber vor allem Bogen und Pfeile; jeder Gaul war mit vielen Köchern behängen und ein Schwirrgewölk von Geschossen ging jedem Anprall der Rosse voraus, wie sie auch auf der – wirklichen oder verstellten – Flucht in raschestem Jagen die Verfolger, rasch sich wendend, mit Pfeilen zu überschütten verstanden. Aber noch ein anderes, ein den Germanen völlig unbekanntes und deshalb besonders unheimliches Geschoß schleuderten sie: ein Wurfholz, seltsam gebogen, das Erz oder Knochen, worauf es traf, zerschmetterte und dann im Wirbel flugs zurückschwirrte in die Hand des Werfers.

Die Avarn erkannten alsbald, daß die rechts an den See und den Ausfluß der Alz gelehnte Flanke der Verteidiger unangreifbar war: die ersten Dutzend ihrer Gäule, die

versucht hatten, in den Seegrund oder den Fluß watend, hinüberzuschwimmen, wurden sofort von der hier sehr starken Strömung gepackt und fortgerissen. Roß und Reiter waren ertrunken, bevor sie nur an die Stellung und unter die Pfeile der Markgenossen gelangten. Sie gaben also den Angriff hier auf und wandten alle Kräfte darauf, die Mitte der Bajuwaren zu durchbrechen: das heißt die hochgetürmte Schiffwehr zu nehmen. Auch hier mußten die Reiter und die wenigen Fußkämpfer hinüberzuschwimmen versuchen.

Und wahrlich, sie ließen es an tollkühnstem Wagemut nicht fehlen, die Mongolen! Im Vertrauen auf ihre erdrückende Übermacht, auf ihre zu allem, auch zum Schwimmen, geschickten und geübten Gäule, auf das Siegesglück, das ihnen in all' diesen Wochen, gemäß den Verheißungen ihrer Zauberpriester, treu geblieben war, warfen sie sich, mit gellendem Jauchzen, ohne Besinnen, einzeln und klumpenweise, zu Dutzenden, in das reißende Wasser.

Nicht Einer kam lebend auf den linken Uferrand.

Die allermeisten wurden von der Strömung sogleich fortgestrudelt und, wie sie an den auf dem linken Ufer dicht nebeneinander aufgestellten Markgenossen vorbeitrieben, jedes Widerstandes unfähig, wurden Reiter und Roß von Pfeilen und Speeren und den Steinen, welche die Weiber hoch von der Schiffwehr herabschleuderten, getroffen und versanken in der wirbelnden Flut. Stunden vergingen so: Hunderte der gelben Leichen trieben den Fluß abwärts.

Da erschollen gräßliche Töne von dem Götzenwagen herab: mißklängige Gesänge halbnackter Priester, die sich mit krummen Messern tiefe Wunden rissen, so Opferblut dem Drachen zollten, auf daß er erwache und den erbetenen Sieg gewähre. Der Chagan aber saß unbeweglich, wie aus gelbem Holz geschnitzt, auf seinem hohen Thron auf dem Götzenwagen, den langen Herrscherstab in der Faust.

Nun zischte von anderen Wagen etwas wie eine Sternschnuppe in die Höhe, um dann im Bogenschuß auf die Schiffwehre niederzufallen: bald folgten zwei, drei, endlich ein wahrer Regen solcher Feuermeteore: und sieh, schon stiegen prasselnd Flammen aus mehr als einem der übereinander getürmten Kähne: Feuerpfeile waren's, wie sie die Awaren in ihren Kriegen mit den Byzantinern in den letzten zwanzig Jahren kennen gelernt, erbeutet und alsbald nachgebildet hatten. Traurig war es für die Verteidiger, nun mehrere Teile ihrer Schiffsburg räumen zu müssen, hinter denen hervor sie bis dahin in sicherer Deckung ihre Geschosse auf die Angreifer entsendet hatten. Der Brand, der in der oberen Schicht begonnen, drohte schon die unteren, stützenden Nachen zu ergreifen: wohl floß die Alz ganz nah davor: aber die Männer konnten nicht ans Löschen denken: sie mußten unablässig Pfeile und Speere brauchen.

Da rief plötzlich eine helle Stimme: »Ja aber wozu sind denn wir da? Komm, Trudis, fürcht' dich nicht. Lauf! Wir sprengen: – wie auf der Bleiche! Und haben wir nicht gar manchen Sommer das Wiesheu, das in Brand geraten, gelöscht? Das ist nicht anders! Spring!« Und furchtlos, vielmehr die Gefahr nicht kennend, lief Arnhild in das nahe Haus, schleppte zwei mächtige Wassereimer heran, eilte damit unter dem Hagel der Awaren Pfeile an das Ufer, kniete nieder, schöpfte, rannte zu den brennenden Schiffen zurück und löschte sofort das unterste Boot. –

Und ihre Schwester und Fritigilt, das Weib des Kiemo und Frau Biltrud und all' die vielen anderen Frauen, folgten dem Beispiel des Kindes: und die Götter hatten die Mutigen beschirmt: nicht eine ward getötet, nur einige verwundet, darunter die kühne kleine Anführerin: in Bälde war der Brand gelöscht: nur die obersten Nachen waren verkohlt und schwelend stieg noch lange der graugelbe Dampf des feuchten Holzes in die Lüfte.

Freudigen Auges sah der Richter auf sein Kind; sie zuckte nicht mit der Wimper, als ihr die Schwester mit zarter Hand den spitzen Rohrbolzen aus der Schulter zog, sie lehnte lachend jedes Lob ab: »Nun ja! Ihr scheltet mich in der ganzen Mark die kecke Hilde: – so wollt' ich doch einmal das Wort verdienen.«

Getrosten Mutes sahen nach der herzerfreuenden Abwehrthat der Frauen die Verteidiger dem Fortgang des Kampfes entgegen, der den Barbaren bisher nicht den kleinsten Vorteil, wohl aber schwerste Verluste gebracht hatte.

Nachdem Reihe um Reihe, Rosse und Reiter, die das Durchschwimmen versucht hatten, wund oder tot, flußabwärts dahingerissen waren, schien der Mut des Angriffs hier merklich zu erlahmen, trotz des Höllenlärms und der wütigen Verrenkungen und Bewegungen der Glieder der Zauberpriester und der Schwenkungen der Fetische in ihren Händen.

Eben hatte der Richter noch einen beruhigten Blick auf die jetzt auffallend gelichteten Haufen der Awaren gerade vor sich geworfen, als plötzlich ein furchtbares Geschrei seine Merksamkeit nach links rief: ein Geschrei, in dem die Hilfe- und Verzweiflungsrufe der Bajuvaren grell übertönt wurden durch das satanische Sieges- und Hohngeheul der Mongolen. Der Richter sah angestrengt nach links: – da erbleichte er. »Nochmal sei's bitter geklagt: – ach, um die Adalinge,« stöhnte er, »und ihre Rosse!«

Was allein er gefürchtet hatte, – nun war's geschehen. Die Feinde hatten etwa eine Viertelstunde weiter flußabwärts die Alz überschritten und ihre Reiter warfen sich in dichten Schwärmen in die offene linke Flanke der Märker.

Und das war so gekommen.

Etwa zehn Minuten unterhalb des Kampfplatzes erfüllte die Mitte des Fließchens ein breites und dichtes Feld von Schilf, in dessen Mitte eine kleine Aue, von Weiden bestanden, ragte. Von den ungezählten Leichen von Pferden und Menschen waren zuerst ein paar hier angespült und von dem Schilf und dem Weidicht festgehalten worden; an diesen ersten Widerhalt hatten sich bald mehrere festgelegt, allmählich eine ganze dichte Reihe sich gestopft, so die Gewalt der Strömung hier brechend.

Spähreiter des Chagan, die unablässig weiter am Unterlauf des Flusses nach Furten gesucht hatten – ohne Erfolg – nahmen diese Stockung wahr: spornstreichs jagten sie mit der Meldung zurück, und der Chagan befahl, ganze Haufen von Gefangenen zu schlachten und oberhalb des Schilffelds hinabtreiben zu lassen. Die vermehrten die Stauung erheblich: zugleich gebot er – daher wurde hier der Angriff jetzt soviel schwächer! – mehrere Reitergeschwader aus der Mitte zurückzuziehen und nun aber nicht den Fluß entlang, sondern in weitem Abstand von dem Ufer, in aller Stille, unter den sie verdeckenden, wellenförmigen Höhenzügen an der Stelle gerade unterhalb des kleinen Weidenwerders zu führen; er selbst verhiß, mit seiner erlesenen Leibschar nachzufolgen, selbst mitzukämpfen, sobald der Übergang gelungen.

So geschah es, daß Harlacho und die Seinen, die hier die linke Flanke hielten und eifrig und erfolgreich einzelne Versuche der Feinde, oberhalb des Weidichts durchzudringen, abgewehrt hatten, völlig überrascht wurden, als plötzlich jenseit, unterhalb des Schilffeldes, eine gewaltige Reitermasse mit gellendem Geschrei in den hochaufspritzenden Fluß setzte und, obwohl gar viele dabei ertranken, alsbald das linke Ufer gewann.

Im gleichen Augenblicke prallten auch schon die tosenden Schwärme wie von links so vom Rücken her auf die schwache Schar, deren erste Glieder sofort niedergeritten waren. Wohl warf sich nun Harlacho selbst mit seinen Söhnen in den Vorstreit: mit seiner dreizinkigen Gabel stieß und riß er einen der Reiter nach dem andern vom Gaul, eine tiefe Lücke brachen so die Harlachinge in den Haufen. Aber es waren zu viele! Immer wieder füllten sich die Reihen; bevor der Richter, Kiemo, Iso zu Hilfe eilen konnten, waren sie der Übermacht erlegen.

Zuerst fiel der junge Hariger: der Knabe zeigte in flinken, scharfen Hieben, daß er die Schwertleite nicht unverdient empfangen hatte: laut schrie der Vater auf, wie er des Lieblings blondes helmloses Haupt von einem Krummsäbel gespalten sah bis ans Kinn: er spießte diesen Feind sofort: aber da flog sausend eines Mongolen Wurfkeule heran und schmetterte beim Aufschlagen dumpf krachend an seine Stirn: er schrie und fiel: und über ihn die Rosse.

Und neben ihm fiel Haribaud, von einer langen Rohrlanze durch den Hals gestochen und neben dem Bruder Harigilt, von einem Pfeil durchs Auge ins Gehirn getroffen und hinter ihm sanken Harwich und Hariwalt, die Zwillinge, die Schild an Schild dem Anprall hatten stehen wollen, von den vorspringenden Gäulen niedergerannt, um sich nicht wieder zu erheben.

Da, als sie den Vater und seine fünf Söhne, ihre Führer, fallen sahen, wankten die Männer: sie wandten nicht den Rücken, aber, langsam zuerst, dann immer rascher wichen sie, vor dem unablässigen Anreiten der Feinde zurückgedrängt auf die Mitte gegen die Schiffwehr.

Noch einmal kam das Wanken zum Stehen.

Arno, Iso, Kiemo, Truchtlacho und die Seinen waren nun heran, sprangen in die vorderste Reihe, übernahmen die Führung. Aber nicht lange sollte dieser Widerstand währen. Denn die Feinde brachten nun ihr letztes Kampfmittel zur Anwendung.

Langgezogene Posaunenstöße der Zauberpriester, aus langmächtigen Metallröhren geblasen, verkündeten, daß der Chagan von seinem Wagenthron herabsteige, selbst zu fechten.

Betäubendes Geschrei der Seinen begrüßte ihn, wie er nun wirklich auf seinem Rotroß den Fluß, unterhalb des Schilfichts, durchschwamm und sich mit hundert frischen Reitern auf die schon stark Erschütterten warf.

Gleichzeitig ward von den Zauberpriestern der oberste Teil des Mastbaums auf dem Götterwagen, die Fahnenstange des Drachenbanners, herabgeholt, und unter feierlichen Gesängen und dem lärmenden Zusammenschlagen von ehernen Handpauken und Cymbeln dem jüngeren Bruder des Chagans überreicht, der, gleich diesem von Gold- und Silberschmuck der Rüstung starrend, auf weißem Roß die heilige

Fahne unmittelbar vor dem Herrscher in die Schlacht zu tragen hatte, auch er von einer erlesenen Schar als Bedeckung dicht umgeben. Da ging's zu Ende!

Der junge Truchtwalt sprang mit geschwungener Streitaxt dem weißen Roß entgegen. »Du oder ich!« schrie er dem Bannerträger zu: aber lange bevor er den erreicht hatte, sank er, von vielen Speeren durchbohrt: – »o Berthfrida« – seufzte er und starb.

Und hinter ihm fiel der Meier vom Reuthof und Stotto und Heigilo und Wulfhari, der Frilazz des Rietiger, und Pellwich und Halfing, die Nachbarn.

Und nun traf auch den Richter ein Pfeil in den Schenkel, zugleich lähmte eine Wurfkeule den Schwertarm Isos: beide wichen aus der vordersten Reihe.

»Sie sind verloren, die Hunde! Stampft sie unter die Hufe!« schrie der Chagan und spornte den Hengst. Und mit wildem Jauchzen jagten die Seinen ihm nach.

Arntrudis blickte angstvoll von der obersten Schicht der Schiffwehr herunter: sie sah Iso, sah den Vater wanken, sinken, sich wieder aufrichten, aber nicht mehr kämpfen: sie zog das scharfe Römerschwert aus dem Gürtel: sie schwieg. Aber die andern Frauen und Mädchen und Kinder schrieten laut, verzweiflungsvoll: es litt sie nicht mehr in der ruhigen Haltung hinter den Schiffen: einzelne rannten in irrer Flucht davon, den Häusern zu, die meisten aber eilten den Weichenden entgegen, reichten ihnen Speere, mischten sich in die Reihen der Kämpfer, lasen Waffen auf und hieben und stachen um sich. Aber ach! Schon sah der Richter den Augenblick herannahen, da alles, alles verloren war: schon wandten ein paar Verzweifelte den Rücken . . .

Da, horch!

Was hallt da so ehern aus dem dichten Wald im Rücken der Kämpfenden von der Höhe, von der Römerstraße, vom Westen her?

Schmetternde Hörner: – das sind nicht die Gellpfeifen der Avaren!

Diese, in blinder Wut nur die Verfolgung der Weichenden die Alz hinauf betreibend, hatten sich um jene Richtung, um ihre rechte Flanke, gar nicht gekümmert; so wurden auch sie wie die Markgenossen völlig überrascht.

Vom vollen Glanz der Nachmittagssonne hell bestrahlt brach eine stattliche Reiterschar in vollständiger und glänzendster Rüstung, mit Helmen, Brünnen, Schilden von leuchtendem Erz auf hohen starken Streitrossen mit eingelegten Lanzen in drei Gliedern hintereinander aus dem Gehölz hervor auf die ahnunglosen, dichten Haufen der Avaren: das traf sie wie ein Blitz, das spaltete sie und warf sie nach links und rechts auseinander, wie der Bug eines rasch segelnden Schiffes das hochaufspritzende Wasser zerteilt.

»Wer ist das? Wer sind die?« rief Arnhild, an der Schwester Hand sich auf den Zehen emporreckend. »Adalfrid ist's!« frohlockte Arntrudis. »Ich seh' ihn! Und der Fagano! Und all' die Adalinge! Sie kommen, uns zu retten! Hilf, Adalfrid!« rief sie so laut sie konnte. »Ich komme!« antwortete der. Denn schon war er heran.

Der Stoß der starken Rosse auf die Klepper der Mongolen wirkte unwiderstehlich: fast ohne daß es der Waffen bedurfte, rannten die Adalinge ganze Haufen der Zeternden über den Haufen. »Hie Bajuvaren! Hie Fagano! Hie die Markgenossen!« riefen die Ansprengenden. Nun hatte Adalfrid den Richter erreicht: der war abermals aufs Knie

gesunken – er konnte nicht stehen – und rings schwer bedroht: der Adaling riß ihn auf und half ihm auf ein ledig Avarenpferd: »Hie die Markgenossen! Hie Bajuvaren!« rief Arno nun und schlug sogleich wieder mit dem Schwerte drein.

Plötzlich stand Arntrud neben seinem Pferd. »Du hier?« »Ich bin am sichersten bei dir – bei ihm!« Und sie reichte dem Vater den verlorenen Schild hinan.

Aber jetzt warf der Chagan, von den Fußkämpfern ablassend, seine ganze Leibschar dem neuen Feind entgegen. Hart ward der Zusammenstoß und blutig: hier die Übermacht der Kraft, der Waffnung, dort die erdrückende der Zahl. Der Fagano – die gestäubten Flügel des Seeadlers machten die Hünengestalt noch höher und weithin kenntlich – spaltete mit seinem mächtigen Langschwert in wuchtigen Streichen einem Avaren nach dem andern, wie er sie erreichte, die Fellmütze und den Schädel. Adalfrid spähte indessen aus nach den Führern der Feinde: der Chagan selbst ward ihm verdeckt durch dessen ganze Leibschar und durch den Bannerträger, einen echten, fast sieben Fuß langen Mongolen. Sofort spornte er das Roß durch die Rohrlanzen der ihn Umgebenden, erreichte den Riesen und stieß ihm die Speerspitze in den Hals. Nun war auch sein Vater heran, der mit scharfem Schwertschlag die Fahnenstange in des Sinkenden Faust durchhieb: das heilige Banner stürzte zu Boden unter die Hufe der Rosse.

Ein ungeheurer Schrei der Wut, des Wehs stieg aus den Reihen der Avaren gen Himmel: – gar viele, die das zauberkräftige Zeichen sinken sahen, rissen die Gäule herum und wandten sich zur Flucht.

So hatten sich Vater und Sohn Bahn gebrochen bis an den Chagan heran: schon zückte der Jüngling den Speer gegen ihn: aber da warf sich die Wut und die durch Jahrhunderte gezüchtete Aufopferung für den gottgleichen Herrscher überwältigend auf die beiden, die sich den Ihren allzuweit vorangewagt: nicht einmal die jungen Hachilingen hatten ihnen folgen können. Beider Pferde sanken, von Speeren und Pfeilen gespickt: stehend verteidigten sich beide, schwer ringend gegen die Übermacht: der Fagano mußte den Schild sinken lassen: er starrte von Wurfspeeren und Pfeilen.

»Hier, Herr, meinen Schild. Nimm!« mit diesen Worten drängte Zwentopluck seinem Freilasser den eigenen Schild auf und riß den Blutenden in die zweite Reihe der Kämpfenden zurück: dabei traf den Slovenen selbst eine Wurflanze in den nun schutzlosen Arm. »Zwentopluck – du bist treu! Ich erlasse dir Fron und Zins,« rief sein Herr und trat wieder vorwärts in den Kampf. »Greift ihn lebend,« kreischte der Chagan, »den Jungen da, der meinen Bruder erschlug – greift ihn und zieht ihm die Haut ab! Vor meinen Augen.«

Fünf Avaren sprangen ab und stürzten sich auf Adalfrid. Zwei von ihnen erstach er bevor sie heran waren. Aber ach, die drei andern waren nicht abzuschütteln. Er blutete aus einer Kopfwunde, den Helm hatte ihm eine Wurfkeule zerschlagen. Sein Speer war beim letzten Stoß zersplittert, sein Schild ging jetzt in Trümmer: er faßte ihn mit beiden Händen und schmetterte einen der Angreifer damit nieder. Aber nun packten vier Fäuste seine Rechte, die das Kurzschwert ziehen wollte: – er war überwältigt: – schon zerrten, schon schleiften sie ihn mit sich fort – mehrere Schritte weit.

»Adalfrid!« schrie da eine verzweifelnde Stimme: – ein scharfes Schwert blitzte; der eine der ihn davon Schleppenden stürzte zusammen; der zweite floh.

»Wer hat das gethan?« fragte Adalfrid, des Toten Speer aufraffend, den Vater, der den Schild über eine zarte Gestalt hielt. »Das hat Arntrudis gethan!« antwortete der. »Dank, tapferes Kind! Du blutest?« »'s ist nur die Schulter,« erwiderte sie lächelnd mit einem strahlenden Blick auf den Geretteten. »Er lebt!« Aber der nächste Reiter ergrimmte über das kühne Mädchen; hoch schwang er über der Ahnungslosen Haupt den Krummsäbel, schon sauste der wütige Hieb herab: doch nicht Arntrudens blonden Scheitel traf er, – ein graues Haupt! Secundus war der Mutigen gefolgt, ohne Trutzwaffe, nur einen alten viel geflickten Schild am Arm: den hatte er schon wiederholt über die achtlos Voreilende gehalten: so auch jetzt: aber die scharfe Klinge schlug durch das morsche Lindenholz und noch ein gut Stück in seinen Kopf: Arntrudis sprang zurück und fing den Wankenden auf: »Secundus!« klagte sie, »du stirbst? Und für mich!«

»Ja, liebes Kind, und gern. Ich meine, das ist dem Herrn Christus genehm. Ihm empfehle ich meine arme Seele! Hatte mir die heiligen Blätter aus dem alten, heiligen Buche auf die Brust gelegt zur Abwehr: – haben nicht abgewehrt. Ist wohl besser so. Nun noch das Gebet – ach ich weiß nur noch: ›Vater unser, der du bist in dem Himmel – erlöse uns von dem Übel:‹ Dank, er erlöst mich!« Und er atmete tief und starb.

Aber noch war die Gefahr nicht vorüber.

Der Chagan hatte mittlerweile die im Verhältnis zu seinen Massen geringe Zahl der zu Hilfe geeilten Reiter – etwa vierhundert – erkannt: er rief den ihn Umgebenden drohende Zornworte des Befehls zu und stellte sich an die Spitze seiner Leibschar zu einem letzten wütenden Anprall: besorgt sahen Fagano und der Richter diesem neuen Sturm entgegen.

Jedoch gerade wie sich dies Geschwader der Avaren zum Anreiten zusammenballte, erscholl aus ihren hintersten Reihen wüstes Angstgeschrei: »Feinde! Neue Feinde! Dort aus dem andern Wald! Flieht! Teufel! Lauter schwarze Teufel! Rettet euch! Neue Feinde!«

Und also war's.

Ein kleiner, aber auserlesener Reiterhaufe, etwa hundert Pferde, fast lauter Rappen, schoß von dem nahen Nordwald her mit hallendem Hornruf gerade in den Rücken der Avaren, alles vor sich niederwerfend.

Der Chagan wandte das Roß dorthin: schon war der Führer der brausenden Schar heran, auf mächtigem Rapphengst: er durchbrach ohne Widerstand die Reihe der Leibschar und rannte die eingelegte Lanze durch Goldschild und goldstarrenden Schuppenharnisch dem Chagan in die Brust: der schrie laut auf und taumelte vom Roß zur Erde. Da war kein Halten mehr: kreischend fuhren die Mongolen auseinander.

»Wer . . .? Wer ist das?« fragte Iso, gegen die blendend einfallenden Strahlen der sinkenden Sonne die Hand vor die Augen haltend. »Das ist Ragino,« antwortete der Richter. »Ja, Ragino! Er kommt von selbst zurück!« rief der Fagano. Da warf sich ein fliehender Avare, der seinen Gaul verloren, auf den Rechtweiser, der ihn nicht bemerkte, riß ihn nieder und hob das Krummschwert, ihm den Hals zu durchhauen. Aber ein Speerstoß hoch von einem Roß herab, kam ihm zuvor: er fiel. »Wer war das?« rief Iso sich aufrichtend. »Wie? Ragino? Ihm soll ich das Leben danken? Nein, eher . . .!«

Aber der war schon weit im Getümmel verschwunden.

Im Getümmel der Verfolgung!

Denn die Barbaren, die wie ihre heilige Fahne so ihren halbamtlichen Herrscher hatten fallen sehen, stoben nun in blindem Schrecken, in voller Verzweiflung davon: und da sie im Süden auf das Fußvolk Arnos, im Westen auf die Reiter Faganos, im Norden auf die Raginos stießen, warfen sie sich insgesamt in der Flucht nach der einzig freien Richtung: dahin, woher sie gekommen: das heißt in die Alz, um deren rechtes, das Ostufer wieder zu gewinnen: in wirren Knäueln, in dichten Klumpen, Pferde und Menschen, stürzten sie in das hoch aufschäumende reißende Wasser, untereinander mit Messer und Faust und Zähnen ringend, sich aneinander klammernd und so in die Tiefe hinabziehend, ohne Möglichkeit eines Widerstandes gegen die Verfolger, die nun grimmige, schonungslose Vergeltung übten, nachschwimmend und nachreitend: ja auch viele Kähne wurden aus der Schiffwehr gerissen, in den Fluß geschoben und nun stießen die rachewütigen Märker von da aus mit ihren Speeren und Rudern die Schwimmenden in die Tiefe.

Als bald jagten die Reiter der Adalinge, geführt von den beiden jungen Hachilingen – denn den Fagano und seinen Sohn hemmten die Wunden – den Flüchtlingen, nachhauend, auf dem rechten Ufer der Alz, auf der alten Römerstraße, nach und befreiten in dem hier erbeuteten Troß die vielen hundert Gefangenen, die, zumal Frauen und Mädchen, an die Wagen und Karren gebunden gewesen waren.

*

VII.

Vom frühen Morgen bis gegen Abend hatte der Kampf gewährt.

Auf dem Felde, wo die Schlacht so laut getobt hatte, viele Stunden lang mit Klirren der Waffen, beim gellenden Kampfschrei der Awaren, dem Schmerzruf der Getroffenen, waltete jetzt tiefe, selten durch das Stöhnen eines Sterbenden, den Schrei eines wunden Pferdes unterbrochene Stille.

Es war ein wundersamer Gegensatz, der auch die festen, ja harten Herzen der Bajuwaren ergriff.

Das Schlachtfeld zu ihren Füßen lag besät mit allen Spuren des grimmen Würgens: Leichen von Menschen und Tieren, weggeworfene, zerbrochene Waffen ohne Zahl, jenseit des Flusses die umgestürzten Götterwagen und Troßkarren der Flüchtlinge: – und oben am Himmel die friedevollste Abendstimmung: zartgelbe Dämmerwolken, lang hingestreckt, leise im Winde ziehend, aus ihnen zuweilen auftauchend die feine Sichel des Mondes. – – –

Die letzten Strahlen der sinkenden Sonne sahen Adalfrid, der, selbst aus mehr als einer Wunde blutend, auf den zerbrochenen Speer gestützt, nur mühsam eine kleine Anhöhe hinanstieg, auf der man unter den breiten Schatten alter Ulmen verwundete Bajuwaren zusammengetragen hatte. Die Frauen und manche Mädchen, auch Arntrud

und die Kleine, walteten hier geschäftig, Wunden verbindend, mit geschickten, feinen Fingern Pfeilspitzen ausziehend, auch wohl Heilkräuter, – so die weichen, wolligen Blätter der Wegewarte – das Blut zu stillen, auf die offenen Wunden legend. Der junge Adaling hatte für jeden eine teilnehmende Frage, ein freundlich tröstend Wort.

Eben erhob er sich von einem der tapfern Söhne Harlachos, der ihm sterbend in stummem Dank die Hand drückte, als ein scharfer Ruf an sein Ohr schlug.

»Nein! – Nicht du! Du nicht! Laß mich! Geh! Deine Hand brennt heißer als die Wunde.«

Adalfrid wandte sich und sah Arntrud vor einem ausgestreckt auf dem Rasen Liegenden knien, dessen Gesicht ihre Gestalt verdeckte. Der Adaling glaubte, die Stimme – obzwar sie verändert klang – zu kennen: er trat heran und sah in Raginos leichenblasses Antlitz: vor ihm kniete das Mädchen, emsig bemüht das aus einer tiefen Brustwunde durch die durchstochene Ringbrünne immer wieder hervorbrechende Blut zu hemmen: eine breite rote Lache hatte sich neben ihn ergossen.

»Arntrud!« rief Adalfrid. »Das ist . . .! Aber doch: laß ab! Geh! Es quält ihn dein Anblick, – deine Güte. Geh!«

Gehorsam packte sie ihre Binden und Kräuter zusammen, stand auf und wandte sich zum Gehen: stumm reichte sie dem Zuckenden die Hand, der sie hastig drückte.

»Ah,« seufzte er, »das – – that wohl. Auch wenn ich nun in den Eisstrom fahren muß, unter Leichen, Schlangen und Schwerter oder in die Schwefelhölle der Mönche wegen des Mordes an dem Lümmel: – denn es war doch wohl Mord! – der Druck ihrer Hand – sie hat vergeben – wird mir wohl thun auch dort noch.« »Du sollst nicht sterben, Ragino.« – »Doch, doch. Ich soll! Sehr soll ich! Sehr! Es ist das Beste, das Richtige, das Einzige.« – »Sage mir, wohin warst du so spurlos verschwunden? Und wie konntest du plötzlich hier ansprengen: von so weit her?« Durch alle Schmerzen hindurch, die sein hageres Antlitz durchzuckten, lachte der Wunde. »Hei, ich war gar nicht weit weg! Zuerst freilich wollte ich mit meinen Räpplein ganz davon aus Bayerland, wieder über, den Rhein. Aber wir fanden die Straßen bewacht von den Grafen des Herzogs: – der Richter hatte sie aufgemahnt: – mit Gewalt wollt' ich durchbrechen, ward zurückgeworfen – verlor Leute. So kehrten wir, nur nachts reitend, in diese Nachbarschaften zurück: – mit Mühe, – bei Tag in dem Waldesdicht verborgen. – unser Leben fristend am Wild oder an gestohlenem oder geraubtem Gut, verfolgt von den Hofleuten, deren Wachhunde uns aufspürten. So hungernd, abgehetzt – es war ein elend Leben! – suchte ich die uralte Stätte, »am Stein« heißen's die Nachbarn, – da sind unter der Erde – wohl von Dunkelelben gegraben – seit grauester Vorzeit geräumige Hallen und Gänge – nur ein paar Reitstunden von hier: – ich fand sie einmal aus auf der Fuchsjagd. Da bargen wir uns, – der Tag ward nun für uns vollends Nacht – nur nachts herumstreifend nach Nahrung. Ein elend Leben, sag' ich dir, selbst für einen Knecht, kein Hund hätt's lang ertragen. Da sahen wir die Mordbrände im Osten aufsteigen, die lohenden, da vernahmen wir bald aus den Reden der Flüchtlinge, die wir zur Nacht an ihren Feuern belauschten, die Greuel, die diese Bestien über unser Land brachten: da erkannte ich, daß heute hier das Geschick richten würde über jenes Hundevolk und uns Bajuvaren. Und da – gleich schoß mir's durch das Hirn! – da beschloß ich, – auch über mich das Schicksal heute und hier richten zu lassen! Nicht feige dahinten bleiben,

während die Männer unserer Mark verbluteten – hierher gehörte ich, hierher zwang mich – spät genug! – die Ehre. Ich führte die Meinen unvermerkt – ihr hattet ganz anderes zu beachten! – im Rücken der beiden Kämpfenden heran und brach hervor, als es höchste Zeit schien. Ich kam . . . gerade . . . noch recht. Leb wohl, Vetter. Grüß deinen Vater, – den viel strengen! – und sag' ihm: Ragino hat nicht – stets – wie ein Edeling gelebt – aber . . .« Da bäumte er sich empor, mit beiden Armen um sich schlagend, während eine Blutwelle ihm aus dem Munde brach.

»Aber,« schloß Adalfrid, die zuckende Rechte fassend, »er ist wie ein echter Edler gestorben.«

Da atmete der Wunde noch einmal tief auf mit einem Blick des Dankes: – nun lag er regungslos. Ergriffen sah Adalfrid in das bleiche, nun schöne Antlitz, über dessen sonst unruhig wetterleuchtende Züge jetzt der Tod seinen ernstesten Frieden breitete.

Leise rauschten hoch oben die Blätter des Ulmenwipfels im Abendwind.

Adalfrid ließ, andere Verwundete aufsuchend, dem Vater durch einen Gefolgen mitteilen, wie sein Neffe gestorben.

*

VIII.

Nun war die Sonne vollends zu Rüste gegangen: aber gleich nach ihrem Versinken ergoß sich weit über den Westhimmel hin eine prachtvolle goldene Glorie, im tiefen, friedlich schlummernden See sich spiegelnd und leuchtend zurückgeworfen von den fernen Bergen im Osten: auf der Bank vor dem Gehöft der Arninge saßen Fagano und der Richter, Iso und Kiemo: – keiner ohne Wunde und doch jeder mehr von Freude bewegt als von Schmerz. Nun kamen, erschöpft von der Pflege der Verwundeten, Adalfrid und Arntrud langsamen Schrittes die Höhe hinan, das Kind Arnhild sprang ihnen voraus.

Da erhob sich der Fagano, auf seine Schwertscheide gestützt und sprach: »Tapfrer Iso, die Götter selber, mein' ich, haben heut' unsern Hader gerichtet und geschlichtet. Tot – wie dein starker Sohn! – liegt, so ward mir gemeldet, sein Mörder: aber im Kampf für die Mark, für euch ist er gefallen.« »Und mir,« grollte der Rechtweiser, »mir hat er das Leben gerettet. Daß die Götter das zugelassen haben!« »Sie wollten dich mahnen – zur Versöhnung!« sprach der Richter.

»Statt uns in Fehde zu zerfleischen untereinander,« fuhr der Fagano fort, »haben wir in Eintracht – ganz ohne Verabredung, von selbst ist's so gekommen – den fremden Feind zurückgeschlagen.«

»Ja,« sprach Iso, tief ergriffen. »Und ihr Adalinge seid gekommen, uns zu retten in der höchsten Not.« »Habt ihr je daran gezweifelt?« fragte der Fagano und sehr edel blickte dabei sein Auge. – »Das ist . . .« – »Adelspflicht nicht nur, Treuepflicht aller Volksgenossen. Ich bin gewiß, ihr hättet uns das Gleiche gethan. Denn wir gehören zusammen – unscheidbar wie Schild und Speer. Und so wollen wir's fortan halten

immerdar. Und zum Zeichen innigster Eintracht zwischen Adalingen und Gemeinfreien, verb' ich bei dir, Richter Arno, um deiner Tochter Hand für meinen Sohn: das tapfere Mädchen, – sie hat ihn – ich hab's mit Augen gesehen! – sich mit ihrem Blut erobert und verdient.«

»So sei es,« sprach der Richter hoch erfreut aufatmend. »Aber ich fordere für Arntrudis hohen Muntschatz.« – »Jeden zahl' ich.« – »Wohlan, so sollt' ihr Adalinge zustimmen, daß fortan in unserer Mark Blutrache und Fehde abgethan seien für immerdar: nicht Fehdegang, nur Rechtsgang soll fürder jeden Streit unter den Markgenossen entscheiden.« »So sei es,« sprach der Fagano. »So sei es,« sprach Kiemo.

»Ja, so sei es,« schloß Iso. »Ich verzichte auf Blutrache gegen Euere Sippe und auch auf jedes Wergeld. Und dies soll der Ehrenhügel sein, der über meinem starken Isanbert sich wölbt.«

»Nun kommt,« sprach der Fagano, »gehen wir dem jungen Paar entgegen. Wenig ahnt es sein beschlossenes Glück. Laßt uns es ihnen plötzlich auf die Lockenhäupter drücken wie einen Siegeskranz: – wie wohl beglückten Sterblichen die hohen Götter, unsere Ahnen, thun.«

Felix Dahn

Ebroin.

Historischer Roman aus der Völkerwanderung.

*

Meinem lieben Freunde
Ludwig Mayer-Doß
auf Villa Christina in
Partenkirchen
zu eigen.

*

Vorbemerkung

Die hier geschilderten wirtschaftlichen Notstände sind den Quellen entnommen.

Begonnen in Königsberg 1884, beendet Gastein 1896.

Erstes Buch.

I

In einer Sommernacht des Jahres sechshundertachtunddreißig nach Christus wurden vor den Thoren von Poitiers zwei Kinder geboren. Nahe beisammen standen die beiden Häuser, aber weit von einander ab lagen die Lebensgeschicke der beiden Elternpaare.

In Colonnata, der alten Römervilla, der marmorsäulengetragenen, ward Frau Sigrada, der Gemahlin des reichen, vornehmem Geschlecht entstammten Herzogs Leodegast, wie sie in weichen Polstern lag, der Beistand des griechischen Hofarztes, den der Enkel Fredigundens, König Dagobert, ihr schon vor Wochen gesandt hatte. Und ihr Bruder, der machtreiche, prachtreiche, hoch gebildete und kunstverständige Bischof Dedo von Poitiers, aus dem Vorgemach hereingerufen, sobald das Kind zu Lichte war, segnete den Neffen, berührte ihm Stirn und Herz mit den in goldenem Schrein mitgebrachten Gebeinen des heiligen Hilarius von Poitiers und legte ihn dann, in Purpurwindel gewickelt, in den Schrein selbst auf diese geweihten Überbleibsel. Dann sprach er: »Wie ich des Knaben Schirmer auf Erden, soll Sankt Hilarius sein Schutzpatron im Himmel sein. ›*Non sine Dîs animosus infans*‹, ›nicht ohne Götterschutz ein mutig Kind‹, würde mein Lebenslehrer, der weise, heitre Schalk von Venusia, sagen. Und der Herr König hat versprochen, ihn aus der Taufe zu heben. So wird es dem Buben nicht fehlen, weder im Himmel noch auf Erden. – Schau nur, Herr Schwager, die kostbare Arbeit an dem Schrein: 's ist eine Truhe aus der alten Römerzeit, an Kunstwert noch reicher als an Goldeswert.« Die stattliche Edelfrau, wohlgepflegt, von jeder Arbeitslast frei, von jeder Kunst des Arztes, von allen Mitteln des Reichtums umhegt, war wenig angegriffen: ja, schöner als zuvor sah sie nun aus, wie die kostbare Ampel von irisierendem Glase ihr sanftes Licht auf das schwellende Pfühl herabgoß, um das emsige Mägde lautlos beschäftigt waren.

In der gleichen Stunde lag in der binsenbedachten Knechtthütte des Nachbargrundstückes das Weib eines Unfreien dem Tode sehr nah. Der Sturm peitschte den Regen durch die klaffenden Löcher des Daches in das niedere, enge Gelaß: der alte Holzschild, den der Mann da oben angenagelt hatte, konnte nicht einmal das Brettergestell des Bettes völlig schützen, auf dem die abgemagerte und abgearbeitete junge Mutter sich in Qualen wand, ein Ziegenfell ihre Unterlage, des Mannes alter Mantel ihre Decke; ein Kienspan, über dem feuerlosen Herd in die Wand angeschraubt, warf ein flackerndes, rotes Licht in den doch dunkel bleibenden Raum, – mehr Rauchqualm als Licht verbreitend.

»Es ist ein Knabe,« sprach der Vater, tonlos. »Weiß nicht, ob das Elend kleiner oder größer, als wenn's ein Mädchen wäre.« – »O sprich nicht so, Ebromut. Es lebt! Und es ist gesund, nicht? O gieb, gieb mir das Kind, daß ich es küsse, mein Glück!« Er reichte ihr das zappelnde Wesen: innig drückte die Mutter es an den jungen Busen.

Der Mann trat vor die Thür und sah in den dunkeln Nachthimmel. »Ja, es lebt! Wär's nicht viel barmherziger, du schwarzer Himmel, es wäre tot geboren? Leben: – also

elend sein, wie ich es – ward! Nicht war! Ward! Ohne Schuld! Heranwachsen – des Knechtes Sohn – ohne Glück noch Stern! Denn sein Stern ist wohl ein Unstern. Da sieh – plötzlich ein Strahl aus dem Gewölk – rotflammend zuckt es! – Das war kein Blitz: – eine Kugel: ein Himmelszeichen? – Über unserm Dach flog's empor – auf das Dach der Marmorvilla schlägt's. Was mag's bedeuten?»

II.

Vierzehn Jahre später an einem schönen Herbstabend sprang ein starker, freudiger Knabe über die Schwelle des ehemaligen Knechthauses herein: aber er trug das ungeschorne Haar der Freien: lustig flatterten die blonden Locken im Herbstwind und auch der Vater, der an einem Speerschaft schnitzte, trug jetzt langes Haar. »Vater, Mutter!« rief der Sohn mit leuchtenden Augen, »kommt rasch hinaus! Der gute Herr ist wieder da.«

Eilfertig legte der Mann die Waffe zur Seite, und die Frau die flachsumwundene Kunkel: beide ließen sich von dem Sohn an den Händen aus der Thüre zerren. Da hielt vor der Hofwehre – stattlich war sie ausgezimmert worden in den letzten Jahren – auf einem schönen und reich gezäumten Maultier ein freundlicher Herr in geistlicher Tracht: in einigem Abstand harrten ein paar Diener.

Beide Eltern bemühten sich, dem Fremden bei dem Absteigen behilflich zu sein: er wies sie gütig ab. »Eia,« sprach er, die Leute, dann das Haus hinter ihnen musternd mit seinen guten, seelenvollen Augen, »das sieht ja freilich alles anders, besser aus! Ein Ziegeldach statt der durchlöchernten Binsen. Und ein Nebenbau – ein Stall: da blöken Schafe, da brüllt ein Rind. Und reiche Garben hat euch der Herbst beschert: – säuberlich sind sie geschichtet. Und wie der Bub herangewachsen ist – stark und frisch! Man sieht den Segen Gottes hier am Ort!«

»Und wer hat ihn gebracht?« rief Ebromuth. – »Mein Glaube an solchen Segen war sehr schwach geworden . . .« – »Welche Sünde!« – »Ja, wenn's einem geht wie mir . . .!« – »Aber du, o Herr,« sprach die Frau – lieblich war ihre sanfte Stimme –, »hast ihm das Gottvertrauen, den Glauben wieder gegeben. Und uns allen das Glück;« sie küßte die feine, weiche Hand, die am vierten Finger einen kostbaren Ring trug.

Er schritt nun in beider Mitte auf das Haus zu: der Knabe sprang voran und riß die Zaunthüre weit auf. »Eia, und wie sauber das alles gehalten ist, Frau Leutrud,« lobte der Gast. »Man erkennt das helle Auge der Hausfrau.« »Leider wird es oft plötzlich trüb,« meinte der Gatte – »wohl vom früheren vielen Weinen.« »Aber jetzt,« lächelte sie, »weine ich nicht mehr – höchstens vor Freude, dich, Herr, zu sehen. Bitte, setze dich hier auf die Hausbank – darf ich etwas . . .?« – »Jawohl! Bitte, gebt mir einen Becher Milch! Und von dem trefflichen Roggenbrot, das da von dem Tisch her duftet. Ah, besser als all die Leckerbissen daheim . . .« Er stockte.

»O viel guter Herr,« rief da der Junge, und die grauen Augen blitzten, »jetzt hättest du dich beinahe verschnappt und verraten, was ich schon so lang gern wüßte.« »Ebroin! Frecher Bub!« drohte der Vater. Und die Mutter winkte ihm verstohlen, zu schweigen. »Laßt ihn nur, kann's ihm nicht verdenken,« lächelte der Gast und trank mit Behagen die Milch, welche die Frau eilig gebracht hatte. »Nun ja,« fuhr der, so ermutigt, fort, »die

Eltern haben's oft und oft erzählt und ich selbst hab's ja in den letzten Jahren gesehen, erlebt: – dir danken wir alles. Der Vater, ein freigeborner Mann, war durch den Grafen von Poitiers, den Neiding, den elenden Hund . . .« Zornfeuer sprühten die Blicke des Knaben. »Nicht, nicht doch!« mahnte die Mutter. »Liebet eure Feinde, spricht der Herr!« schloß der Fremde.

»Das kann ich nicht! Nie und nie und nimmermehr! Was soll ich dann den Freunden thun, lieb' ich schon die Feinde?«

»Wirst es doch lernen müssen,« meinte der Fremde, ihn auf den Lockenkopf patschend, »sollen wir gute Freunde bleiben. Hab's auch gelernt: – war nicht immer leicht.« »Ah,« fuhr der Knabe grimmig fort und ballte die Faust, »wenn ich's gedenke! Frei war der Vater, wie die Vorfahren von je, und hatte ein eignes Gütlein: – klein, doch Allod. Da hat ihn der Graf von Poitiers, Leodebert, des Herzogs, unsres Nachbars Bruder, so oft – ohne Grund! – zum Ding und zum Heere gebannt, bis die ganze Bauwirtschaft zu Grunde ging.« »Ja,« grollte der Vater, »und als ich einmal ausblieb im mutwillig angesagten Ding, weil die volle Ernte zu ersaufen drohte auf dem Feld, lenkt' ich den Bach nicht heute noch ab, da hatte ich das Banngeld verwirkt. Sechzig Solidi! Wie sollt' ich die aufbringen! Da mußt ich denn endlich, knirschend, fluchend Gott und dem König und dem Grafen, nach dessen Willen thun. – Jahrelang hatte er in mich gedrungen und mir dafür jede Schonung verheißen –: des Vaters Erbe, die liebe Scholle, hab' ich ihm übergeben und mich selber – und ach! die da, mein junges Weib – als unfreien Knecht und unfreie Magd!« »Ja, sie treiben's arg, die Seniores,« seufzte der Fremde. »Und sie haben dem Vater das Haar verschoren,« rief der Knabe mit vor Zorn zitternder Stimme, »und haben ihn aus dem Freihaus der Väter in diese – damals gar elende! – Knechthütte gesteckt und haben ihn oft und oft – ich hab's selbst gesehen! – neben der kranken Mutter an der Rinder Statt vor den Pflug gespannt.« »Und mit der Geißel – wie das Zugvieh – peitschte mich, peitschte die zarte Frau der Oberknecht, wenn wir im Ziehen ermatteten. O, ich gedenk' es!« schloß der Mann und hob die Faust.

»Nicht, nicht, Lieber!« mahnte die Frau. »Vergiß es!« »Vergessen?« rief der Knabe. »Hei, ich hab's mit angesehen, wie die Mutter unter der Geißel zusammenbrach. Ich sprang herzu und warf dem Hund mit einem Stein ein paar Zähne ein. Da haben sie mich – und den Vater, den unschuldigen! – gegeißelt, daß wir in unserm Blute lagen. Vergess' ich's je, will ich verdammt zur Hölle sein!« Da gab ihm der Fremde einen leichten Backenstreich. »Schweig' mit solch sündhafter Rede. Hat euch der Herr nicht geholfen?« »Der Herr! Welcher Herr?« fragte der Knabe. »Du, – »der gute Herr«, wie wir dich nennen. Du kamst des Wegs und hörtest der Mutter stilles Weinen aus der Hütte, die in Not und Jammer auf der Erde lag. Und da . . .« »Tratst du herein,« fuhr die Frau fort, »wie ein Bote Gottes und liebest dir von mir all unser Elend erzählen. Und gingst sofort zu dem Herrn Grafen und kauftest uns frei: Mann, Weib und Kind, . . .« »Und das Allod zurück,« rief der Mann, »und dies bisherige Knechthäuslein dazu! Und gabst mir Geld, daß ich zunächst ein paar Ziegen und Ackergerät kaufen konnte und . . .« – »Dein Fleiß und Frau Leutrudens Wirklichkeit mehrten bald – unter Gottes Segen! – deine Habe, daß es mir eine Freude war, rief mich mein Amt in die Nähe, euch aufzusuchen. Und an diesem schlimmen Krauskopf –, »krauses Haar, krauser Sinn!« – hab' ich auch

meine Freude. Ist ein gescheiter Bub. Hast auch das Lesen und Schreiben nicht vergessen, das ich dir vorig Jahr beigebracht?«

»O nein, Herr. Und das Büchlein, das du mir dagelassen mit den Glaubensbekenntnissen und dem Gebet: – ich hab's so oft abgeschrieben – freilich nur mit Kohle auf weiße Schindeln: denn Pergament und Atrament waren bald verbraucht – daß ich's auswendig kann.«

»Er hat ein gar gut Gedächtnis,« lobte die Mutter und streichelte ihm die Wange. »Ist da ein alter Schäfer des Herzogs, der weiß viele Geschichten der Vorzeit, von König Chlodovech und von dem Meerwicht, seinem Ahn . . .« »Und von Herrn Wotan mit dem Speer,« fiel der Knabe eifrig ein, »und Frau Berahta mit der Spindel und von den Schwanjungfrauen! – die hab' ich alle auch aufgeschrieben – hör' sie gar so gern, lieber als das aus deinem Buch, Herr! Hab' sie auch mit Kohle auf weiße Schindeln geschrieben. Und hab' sie neulich dem Herrnsohn da drüben, dem Leodegar – weißt du, dem Herzogsohn – vorgelesen. Da schalt der mich einen argen Heiden und wollte mir das Geschriebene entreißen und seinem Ohm geben, dem Bischof Dedo, daß er sie verbrenne. Aber,« – und nun blitzten die Augen des Knaben in loderndem Zorn – »ich ließ ihn nicht. Wir sind gleich stark, so ganz gleich, daß bisher im Ringen keiner den andern niederzwang. Jedoch da – vor drei Tagen war's – da kam der Zorn über mich und mit ihm die Zorneskraft wie über den rotbärtigen Donner und ich warf ihn ins Gras, daß ihm die Knochen krachten und . . .« »Du bist ein ganz Schlimmer,« schalt der Gast kopfschüttelnd. »Das taugt nicht, gar nicht!« »O wie recht hast du, frommer Herr,« klagte die Mutter, »viel mehr recht als du wissen kannst. Ja, der Zorn, der Jähzorn, der Heißgrimm, – das ist das Arge an dem Buben. Ich muß ihn loben sonst: er ist gar geweckt und eifrig und Gemeines kommt ihm nicht zu Sinn. Und an uns beiden hängt er mit heißer Liebe. Aber der Jähzorn! Wird der gereizt, – zumeist, wann er meint, uns beiden geschieht unrecht . . .« »Oder auch einem geringen Mann durch die Seniores,« warf der Vater ein, mit einem Kopfnicken, das eher Billigung als Tadel bedeutete. »Ach, dann kennt er sich nicht mehr! Blindwütend schlägt er dann um sich; den ›Eber‹, den ›schäumenden Eber‹ nennen ihn dann, seines Namens gedenkend, die Buben der Nachbarn.« »Ja,« sprach der Knabe starr vor sich hinschauend, »dann wird's mir ganz rot vor den Augen. Ich möchte schreien und kann nicht. Aber meine Fäuste schlagen dann von selber zu.« »Hätt' ich ihn nicht weggerissen, wie er auf dem geworfenen Herzogsbuben kniete, – er hätt' ihn erwürgt, glaub' ich,« schloß der Vater. – »Ach, es ist wie ein Dämon, von dem der Pfarrer neulich predigte, daß er in die Menschen fährt. Der Dämon des Zornes, fürchte ich, hat Gewalt über seine Seele.«

Sehr ernst, bekümmert sprach da der Gast und hob verwarnend den Zeigefinger der Rechten: »Es schmerzt mich, Ebroin, das von dir zu hören. Jähzorn ist eine schwere Sünde vor Gott und blutige Thaten sind seine Früchte. Im Jähzorn ward der erste Totschlag begangen auf Erden! – Und hört, ihr Eltern, laßt mir den Heiden, den alten Schäfer, nicht mehr über die Schwelle . . .« »Wird nicht viel helfen,« lachte der Vater, »der Bub läuft ihm immer nach, dem Thiemo, auf der Heide oder jetzt über die Stoppelfelder bei seinen Schafen.« »Und mit des Herzogs Sohn,« mahnte der Fremde, »halt Frieden – das rat' ich dir. Kannst ihn nicht leiden, he?« Ebroin machte ein nachdenklich Gesicht: »Doch! Ich mag ihn gut leiden, recht gut. Es ist ein eigen Ding. Er ist gescheit, der gescheiteste von all uns Buben. Und er hat viel gehört, gelernt – soviel!

– von seinen Eltern und zumal von seinem Ohm, dem feinen Bischof. Deshalb geh' ich gern mit ihm. Aber wenn« – und hier ergrimte er wieder – »wenn der Hochmut, der Stolz, die Herrschgier, die in ihm stecken, das untragbare Befehlen aus ihm hervorbrechen, dann – dann hass ich ihn so heiß . . . – ja, ja, erdrosseln könnt' ich ihn mit diesen Fäusten.«

Der Gast stand rasch auf: »Genug! Übergenug hab' ich gehört! Es hat zum Beschluß gereift den Plan, den erwägend ich herkam. Ihr Leute, euer Sohn ist hoch und reich begabt: – vor vielen, vielen andern, wie ich schon in den letzten Jahren herausfand: – aber begabt nicht zum Guten nur, auch zum Bösen, zu Zorn, Haß, zu heidnischem Wesen. Hier thut er kein gut mehr! – So hört: ich nehme ihn mit mir.« »Fort von mir?« klagte die Frau schmerzlich. »Ah, Mutter, sei nur ruhig, ich geh' ja nicht von dir!« rief der Knabe und ergriff ihre Hand. »Doch! Du mußt gehen, wenn dein Vater befiehlt. Und nun sollt ihr auch wissen, wohin ich ihn führe. Nach Clermont nehme ich ihn mit – in das Haus des Bischofs: – dort lasse ich ihn erziehen.« »Aber,« staunte der Vater – »Bischof Praejectus – schon viel hört' ich ihn rühmen, er soll so gut und weise sein – aber wird er wollen?«

»Er muß,« lächelte der Gast, »wenn *ich* will. Denn jetzt *muß* ich es wohl sagen: ich liebe sonst nicht, daß man von solchen meiner Thaten spricht und weiß: ich bin selbst Praejectus von Clermont.«

III.

Der Königshof der Merowinger zu Paris war der alte Kaiserpalast, in dem weiland Julian der Abtrünnige zum Imperator war erhoben worden: noch heute sind seine Spuren wahrzunehmen in dem Garten des Musée de Cluny.

Der antike Bau war freilich im Lauf der Jahrhunderte – schon unter Chlodovech – vielfach den Bedürfnissen des germanischen Lebens und eines fränkischen Königshofes angepaßt worden: eine ungleich geräumigere Halle als der römische Speisesaal gewesen, war gewonnen worden, indem man die Mauern anstoßender kleiner, enger Gemächer – römischen Geschmackes – niedergerissen hatte. Auch das Atrium war zu einem weiten Waffenhof ausgedehnt auf Kosten der – gekünstelten – Gartenanlagen, die sich an seine Ostseite gelehnt hatten.

Es war etwa vier Jahre später, am Abend eines Frühlingstages: – der Rotdorn blühte und die Lerche sang damals noch über der Seine schwebend und deren mit Korn bestandenen beiden Ufern. Da trieb sich in diesem Hof eine fröhliche Schar von Jünglingen um mit allerlei Spiel und Waffenübung. Es waren fast lauter schöne Menschen: schlanke, edle Gestalten, diese sechzehn- bis zwanzigjährigen Wettringer, Wettläufer, Wettspringer, Wettkämpfer, Wettschützen.

Der alte Waffenmeister des Königs, Waltarich der Mariskalk, sah, auf der vorletzten Stufe der Marmortreppe sitzend, den Rücken an die oberste gelehnt, einen mächtigen römischen Silberhumpen Weines neben sich, mit zufriednem Schmunzeln dem lärmenden, freudigen Treiben zu: aber er lobte nie, während bei einem mißlungenen Wurf oder Schuß ein derbes Spottwort flugs von den bärtigen Lippen herunterflog und seinerseits des Ziels nie fehlte.

»Nun laßt einmal das Werfen mit der schweren Fráncisca! Ihr seid ja schon ganz müde in den Armen. Könnt ja nichts vertragen, ihr schwächeren Buben unsrer schon schwächeren Söhne. Ah, wenn ich dran denke, was wir für Kerle waren in euren Jahren! Freilich, so bunt geputzt wie die Stieglitze liefen wir nicht herum. Und so viele lateinische Brocken mischten wir nicht in die gute alte Rede der Salier! Aber was führten wir für Streiche!« »Recht nichtsnutzige zuweilen,« lachte einer der Gescholtenen mit auffallend gescheitem, für diese Jugend nur allzuscharf geschnittenem Gesicht. Er wandte sich dabei nach jenem um und rief das spöttisch hinauf. »Wenigstens sagen so die hochehrwürdigen Herrn Bischöfe, eure Altersgenossen von damals.« »Leodegar, mein Söhnchen,« lächelte der Graubart grimmig auf ihn herunter, »du bist doch der frechste Gelbschnabel von euch allen. Aus dir würde mal was, mein' ich, wenn du nicht lange vorher an deiner Unverschämtheit ersticken müßtest. Nun zeig' einmal, daß du noch andres als Bosheiten gelernt hast am Hofe . . . –« »Und von dir!« höhnte der Schlanke und ergriff Bogen und Pfeil. »Platz da! Aus dem Weg! Auf welche Scheibe soll ich schießen?« »Auf die drittletzte!« antwortete der Mariskalk. »Die beiden äußersten stehen zu weit für dich.« – »Nein! Ich ziele auf die letzte. Seht ihr: einen Riesen stellt sie dar, der aber nur ein Auge hat, mitten auf der Stirn.« »Ist eine Dummheit. Solche Riesen giebt's gar nicht,« brummte der Alte. – »O doch, du hast nur nie was gelernt, alter Hüne, als saufen und hauen: 's ist Polyphem, der Cyklop. Ohm Dedo hat's oft erzählt daheim. Ei, von allen Helden hat mir der schlaue Odysseus von je am besten gefallen.« – »Schieß' und schwätz' nicht.«

»Ich wette, ich treffe mitten ins Auge.« – »Dann darfst du dir was ausbitten. Einen Becher besten Rhäter-Weins, eh?«

»Nicht immer trinken. Nein, dann küsse ich Waltrun, deine schöne Tochter.« – »So? Aber rasch! Denn dann dreh' ich dir gleich den Hals um wie einem Krammetsvogel. Schieß!«

Die Sehne schwirrte: – der Pfeil flog: – krachend schlug er in das Holz der Scheibe. Ein paar der Gespielen liefen hin: »Ah! Eia!« riefen sie staunend. »Wirklich! Mitten in das kleine Rund des Auges!« »Ich sagt' es ja,« sprach der Schütze stolz, den Bogen ablegend. »Nach diesem Schuß, Bruder,« rief einer der Genossen, ihm auf die Schulter klopfend, »bist du nun auch Bogenkönig . . .« »Wie Speerkönig,« bestätigte ein anderer, den die ganz dunkle Farbe von Augen und Haar als Vollblutrömer erwies und dessen Eltern erst kürzlich aus Italien übergesiedelt waren. »Und Schwertkönig,« rief ein dritter.

»Ja,« seufzte Leodegar, »Vetter Hektor, aber wer weiß, auf wie lange? Bruder Gairin – nicht wahr? – wir kennen einen: – der war mir schon vor Jahren überlegen oder doch ganz gleich in allen diesen Stücken.« »Ja,« grollte der Befragte, »freilich! Der Sklavensohn, der freche! Und es verlautet ja, er wird demnächst in unsere Schar hier aufgenommen. Der Bischof von Clermont soll ihn selbst zu Hof bringen.«

»Was?« rief Hektor unwillig, »der Sohn eines Knechts?« »Neben uns? Unter die Hofknaben?« zürnte Valerius der Römer, »das leiden wir nicht. Sprich, Mariskalk, sag' nein! Das ist ja doch unmöglich!« – »Du junger Fant! Nichts ist unmöglich was ein König will und was ein frommer Bischof wünscht.« »Ah ja,« zürnte Leodegar, mit dem Fuße stampfend, »der Tugendschwätzer von Clermont. Mein Oheim Dedo sagt, er sei gut, aber dumm.« »Ja, so schlau und so böse,« meinte der Alte kopfnickend, »wie Herr Dedo von Poitiers und sein – älterer! – Neffe sind nicht viele. – Gott sei Dank. Es wäre

zu gefährlich für ehrliche Leute.« »Aber wie kann der Herr König . . .?« schalt Gairin, der, dem Bruder ähnlich, doch des geistigen Ausdrucks entbehrte, der an diesem gleich auf den ersten Blick auffiel. »Warum . . .?« – »Will's euch wohl sagen. Um euren Hochmut zu dämpfen, will ich's sagen, ihr aufgeblasenen jungen Gockelhähne. Wißt ihr wohl, warum der Herr König euch hier um sich versammelt hält?« »Ei freilich,« meinte Hektor, »weil wir die Söhne der vornehmsten Geschlechter sind.« »Weil er gern was Schönes und Feines um sich sieht,« prahlte Gairin, wohlgefällig an seiner reichen Gewandung herab schauend. – »Gefehlt, du Pfau!«

»Nein,« sprach Leodegar nachdenklich, »wohl weil er will, daß wir mit ihm und seinen Hofleuten bekannt, vertraut werden, damit wir später die für jeden taugenden Ämter und Würden erhalten. Und unsere Väter wollen uns hier seine Hofsitte lernen lassen, einflußreiche Gönner für uns gewinnen . . .« – »Eitle Laffen seid ihr zwei. Und du, viel kluger Leodegar, hast doch auch den Hauptgrund nicht erklügelt. Wißt ihr, was ihr hier seid, alle dreißig? Gefangene seid ihr!« »Hoho!« so ergrimmete Hektor, der Sohn des Patricius von Marseille – »gefangen?« »Ah bah,« lachte Valerius, »da steht das Hofthor weit offen. Ein Sprung und ich bin im Freien.« – »Wirst nicht weit kommen nach dem Sprung! Versuch's! Entlauf! Der Lanzenreiter dort vor dem Thor hat dich am Schopf, ehe du die Gasse zu Ende kömmt.«

Die andern widersprachen laut: – aber Leodegar schwieg betroffen.

»Geiseln seid ihr für eurer Väter – wenig sichre! – Treue!«

Leodegar fürchte die Stirn: die so jugendliche zeigte doch schon tiefe Falten: »So sah ich's nie,« murmelte er vor sich hin. »Hm, allzustark ist dieses Königtum der Franken: den Adel bindet es zu fest. Man müßte . . .« Aber laut lachend rief sein Bruder Gairin: »Ah, thörichte Weisheit! Geiseln für die Adelsgeschlechter? So? Warum dann nimmt der Herr König diesen elenden Ebroin unter seine Hofknaben auf? Ist vielleicht auch dessen Vater ein gefährlicher Empörer? Hei, ich hab ihn oft, neben seiner Kuh – der einzigen! – angespannt, am Pflug ziehen sehen durch die magren Schollen seines wenigen Landes.« – »Seines? Nein! Des Landes unsres Ohms, des Grafen Leodebert, bis der biedre Praejectus sie alle drei losgekauft. Und manchmal zog als Kuh . . . Frau Leutrud.« – Die Genossen lachten laut.

»Das war ein häßlich Wort,« schalt der Mariskalk. »Du hast einen scharfen Verstand, Leodegar, aber eine schärfere Zunge. Und ein böses Herz.« »Jedoch ein gutes Gewissen,« lachte der. »Ein rührend gutes! Ich mag thun was ich will, – es beißt mich nie. Irgend ein Heiliger – wohl mein Schutzherr, Sankt Hilarius von Poitiers – hat ihm einen Beißkorb wie einem gefangnen Wolf angelegt.« Er zog Hektor am Ärmel beiseite und flüsterte: »Gestern – gerade, bevor wir befohlen wurden, dem Capellanus des Palatiums zu beichten, – überraschte ich im engen Schlafgemach die junge Frau des alten Kämmerers Wido: – du, die ist heißblütig! – noch brannte ihr Kuß auf meinen Lippen, noch pochte mir heftig das Herz in der Basilika, aber mit größter Ruhe nahm mein Gewissen die Freisprechung von allen Sünden hin.« – »Doch nur von den gebeichteten! Und du hast . . .?« – »Ah, man kann doch nicht auch andrer – zumal so schöner Weiber! – Sünden beichten.«

»Nun,« wiederholte Gairin, »ist auch Ebroin Geisel für seinen – gefährlichen! – Vater Ebromuth?« »Nein,« erwiderte der Mariskalk trocken, »dich nahm man als Geisel: –

dafür bist du gut genug auch bei deiner Dummheit. Den Sohn des geringen Mannes aber nimmt man als hoffnungsreichsten Schüler. Denn Bischof Praejectus schreibt, – ich ließ mir's genau vorlesen! – solche Begabung für alles und jedes – von der Dialektik, Logik und Rhetorik (– weiß übrigens Sankt Martinus, was das für Kunststücke sein mögen! –) bis zum Speerwerfen und Pfeilschießen sei ihm noch nicht vorgekommen.«

»Nun, das letzte,« meinte Gairin höhnisch, »können wir dann gleich versuchen. Denn, täuscht mich mein Auge nicht, – er ist freilich groß und stark geworden in diesen Jahren! – da kommt der Sklavensohn gerade aus dem Palatium.« »Jawohl, er ist's,« sprach Leodegar nach einem scharfen Blick. »Jetzt ist er noch viel höher und breitbrüstiger geworden als ich! Er ist's: und der da hinter ihm schreitet, ist Praejectus der Einfältige.«

»Hei,« meinte Hektor, »den Ackerknechtbuben wollen wir doch so behandeln, – gleich so aufnehmen! – daß dem Spatzen die Lust vergehen soll sich unter die Edelfalken zu mischen.« Mit spöttischer Miene und einer tiefen Verbeugung tänzelte er den beiden die Stufen des Palatiums langsam herniederschreitenden entgegen: »Ich grüße dich in Ehrfurcht, geistgewaltiger Herr Bischof von Clermont. Und dich, Sprößling der ländlichen düngerduftenden Scholle, dich, den gerühmten Wunderknaben Ebroin: das heißt in eurer Sprache ›Schweinefreund‹, nicht? Du hast sie wohl häufig gehütet, die herzigen Grunzer? – Dich heiß' ich hoch willkommen hier unter meines – Ungleichen. Man rühmt dich als unerreichbar in allen Dingen. Nun haben wir – deine Bewunderer – gerade im Bogenschießen ein wenig gestümpert: – sieh einmal den Schuß da in das Riesenauge! – den hat der arme Leodegar gethan – von hier aus. Wir ziehen den Pfeil heraus, – dann schieß' du und zeig' uns allen den Meister.«

Praejectus legte die Hand auf die Schulter seines hochragenden, kraftstrotzenden Schützlings und flüsterte: »Der Augenblick ist wichtig: – bete zu Sankt Sebastian, dem Patron der Pfeilschützen,« »Es geht auch so,« erwiderte Ebroin ruhig, hob einen vor ihm liegenden Bogen auf und wählte bedächtig aus einem Köcher einen Pfeil. »Warte doch,« rief Gairin, »bis ich Leodegars Pfeil herausgezogen.« »Unnötig,« sprach Ebroin, spannte den Bogen, legte den Pfeil auf die Sehne und zielte. »Was hast du vor?« fragte der Mariskalk, sich vorbeugend.

Die Sehne schwirrte – der Pfeil flog.

»Ah, was ist das?« rief der Alte aufspringend und, die Hand vor den Augen, scharf spähend: »Er hat den Pfeil Leodegars mitten entzwei geschossen. Dergleichen hab' ich nie gesehen. Junge, wer hat dich das gelehrt?«

»Mein Vater, wann er nicht gerade ackern mußte für seinen Leibherrn.«

IV.

Und abermals waren Jahre verstrichen.

Von jenem ersten Auftreten an hatte sich der junge Ebroin an dem ganzen Hof eine gar günstige Stellung geschaffen, auch in der Schar der Palastknaben, trotz des Hochmuts, des Neides, der Eifersucht, die gar manche der vornehm Gebornen ihm trugen und zuweilen deutlich zeigten. Zumal seit er einmal einen heimtückischen nächtlichen Überfall erfolgreich abgewehrt hatte, den Gairin, Hektor und dessen Vetter

Valerius bei der Heimkehr von der Jagd im Wald auf ihn unternommen: – sie hatten ihn »verhauen« wollen. Und daß er sie nicht bei dem Mariskalk anzeigte, trug ihm Beifall und Lob auch mancher bisheriger Gegner ein. »Wozu?« lachte er, »die tragen ihre Strafe schmerzlich an ihrem Leibe herum.«

Doch auch Freunde gewann er unter den vornehmen Jünglingen, so Vanning, den Sohn des Pfalzgrafen Bannbert.

Und auch Leodegar verhielt sich nicht offen feindlich gegen ihn, obgleich von jenem Pfeilschuß an die beiden in allen Stücken, in allen Leistungen der Geistesbildung und der Leibesübungen so hart ringende Nebenbuhler waren, daß in fast regelmäßiger Abwechslung bald der eine, bald der andre als »der Erste der Schar« sich erwies: die dritte Stelle nahm keiner von ihnen jemals ein. Der weit über seine Jahre hinaus kluge, weltgewandte und kühlvorsichtige Herzogssohn – diese kalte Berechnung gab ihm zuweilen die Überlegenheit über den immer soviel heißblütigern und oft so jähzornigen Ebroin – erkannte, daß es wichtig, vorteilhaft sei, diesen hervorragendsten unter den künftigen Wettringern um Ehre, Glanz und rasches Aufsteigen nicht zum Feind, eher zum Bundesgenossen wider andere zu haben.

»Wenn wir beide zusammenstehen sind wir stärker als all' die andern miteinander,« sprach er einmal eindringlich zu Ebroin. »Ja, ja,« meinte der, »und in vielen Dingen haben wir ja gleiche Neigungen. Solang ich's mit gutem Gewissen kann, steh' ich dir gern zur Seite.«

Vanning, ein wackerer, aber schlichter Gesell, aus dessen vollem rotwangigem Gesicht ein paar runde, blaue Augen treuherzig blickten, hatte das Gespräch angehört. »Geh,« rief er Ebroin zu nach des andern Entfernung, »wie kannst du dem falschen Schleicher trauen? Du wirst nicht lang mit ihm halten können. Der ist so selbstisch und treulos wie der Teufel.« »Mag sein. Aber auf meinen Wegen lass' ich mich auch vom Teufel fördern: – wenn's einen giebt, was ich nicht recht glaube! Und das mußt du doch sagen: – er ist der beste Kopf am ganzen Hof. Das zieht mich an. An seinem Geist – wie an einem Wetzstein – schärfe ich den meinen.« – »Ich mag's aber nicht leiden an dir. Ich bin . . .« »Eifersüchtig bist du, guter Bub, wie ein Mädchen,« lachte Ebroin. »Laß gut sein. Ich weiß, dein Herz allein ist mehr wert als der andre vom Scheitel bis zur Sohle.« »Ich hab' dich gern, Ebroin. Und wollte, ich könnte dir's mal zeigen.« – »Die Freude, mein' ich, kann dir schon noch werden! Denn wirr geht's her in diesem Reich der Franken. Schau um dich! Seit König Dagobert gestorben, ist das Reich in zwei Stücke auseinandergebrochen. Austrasien, das ganze Ostland rechts vom Rhein und links davon Elsaß, dann das Moselland bis an die Campania von Reims, endlich alles Land der Uferfranken hat sich von uns – von Neuster und Burgund – gelöst: mehr als der Merowing Sigibert herrscht da drüben in Metz der Hausmeier, der Arnulfinge kräftiges Geschlecht. Bei uns aber in Neuster und Burgund – von Reims gen Westen bis an die Gotenmark und im Norden und Süden bis an beide Meere – waltet an ihres jungen Sohnes Chlodovech, des Zweiten dieses Namens, Statt die Witwe König Dagoberts, Frau Nantechild, als Regentin. Ein Weib: . . . – ich will sie nicht schelten, aber man sagt, sie bedürfe stets eines Mannes, der ihren schwankenden Sinn beherrsche. Und wenig Gehorsam wahrlich erweist ihr der Adel, der der Krone trotzt und die geringen Freien mißhandelt. Welche Aufgaben, welche Pflichten für jeden ehrlichen Kerl, der's gut meint mit diesem Staat! Welch hohe Ziele winken hier! Aber

auch welche Kämpfe, welche Gefahren sperren die Wege zu diesen Zielen! Wohlan, mich treibt die heiße Liebe zu diesem gequälten, niedergetretenen Volke der geringen Leute, zu diesem Reich: – aber auch die Lust am Kampfe selbst und die Lust, zu herrschen! – mich in die erste Reihe zu werfen dieser Kämpfer. Tief unten, armen Mannes Sohn, fang' ich an – recht hoch will ich hinauf: da wird's ohne manchen Hieb gegen mich nicht abgehen. Und zwei Schilde fangen mehr ab als einer.« – »Ich selbst, meine Brust, soll dein Schild sein, Ebroin!«

Kurze Zeit nach diesem Gespräch sollten die ungefähr gleichaltrigen und hinreichend ausgebildeten Jünglinge der Palastschar entlassen werden, jüngeren, neu aufzunehmenden Platz zu machen. Groß war die Freude unter den Scheidenden: denn nach dem ihnen mitgeteilten günstigen Ergebnis dieser Erziehungs- und Probezeit wurde ihnen eine glänzende Laufbahn eröffnet.

Sogar der niedrig geborne Ebroin erhielt das Amt eines Vicegrafen und zwar – was ihn am meisten freute – in dem Gau des neustrisch-burgundischen Reiches, der damals allein des Waffenschutzes bedurfte: an der Grenze der räuberischen Wasconen, deren Bekämpfung in den Schlupfwinkeln ihrer Berge schon gar manchem fränkischen Feldherrn übel bekommen war: er sollte dem helmmüden Grenzgrafen von Agen den kriegerischen Teil seiner Amtspflichten abnehmen. Er war sehr glücklich und stolz: sein erstes Wort an den guten, alten Mariskalk, der ihm das verkündete, war: »Aber das darf ich selbst den Eltern schreiben, nicht? Die Mutter hat ja Lesen und Schreiben von mir gelernt. Einstweilen! Mein Weg führt ja später doch über Poitiers.« »Ja, thu's nur! Du bist ein guter Sohn.«

Das glänzendste Los war Leodegar gefallen: nicht unverdient, denn er hatte sich, wie gesagt, in all' diesen Jahren neben Ebroin als der erste der Palatiums-Jünglinge behauptet. Aber hinzu trat freilich der Glanz seiner vornehmen Geburt, die Empfehlung seines Oheims, des einflußreichen Bischofs von Poitiers, und vor allem eine Geschmeidigkeit, eine wahrhaft geniale Kunst sich bei allen am Hofe – Weiblein wahrlich nicht minder als Männlein! – einzuschmeicheln: eine Kunst, die er planmäßig betrieb – auch bei minder mächtigen Männern oder weniger schönen Frauen: »Er thut's, um in der Übung zu bleiben,« grollte Vanning. Dabei vermied er in seiner Schmeichelei jede Plumpeheit: »Er kitzelt die Leute, ohne daß sie's merken,« schalt der alte Mariskalk. »Er muß – er kann gar nicht mehr anders! – jedem Menschen, mit dem er spricht, das sagen, was er im Augenblick am liebsten hört.« »Ja, ja,« meinte er einmal selbst lachend, als ein Bettler ihm den Schuh küßte – denn auch wohlthätig zu sein konnte sich der reiche Herzogssohn verstatten – »man kann nicht wissen. ›Der Löwe ward von einer schnöden Maus befreit aus dem Netz, las Oheim Dedo einmal vor.«

So war er denn nach Begabung, Eifer, Verdienst, Empfehlung und äußerster Liebedienerei der Bevorzugteste am Hofe geworden. Die Königin-Regentin, eine schöne, üppige Frau, ließ sich am liebsten von dem schlanken, dunkeläugigen, dunkellockigen und feurig blickenden Jüngling auf das Pferd heben, – zu großem Ärgernis des alten Mariskalk! – und recht oft – häufiger als ihn die Reihe getroffen hätte – erhielt er die Nachtwache vor den Gemächern der rotlockigen Fürstin. Sie hatte ihn auch jetzt zu sich entboten, ihm selbst das ihm zugedachte Amt zu verkünden, während alle andern hierzu vor die Hofbeamten beschieden worden waren.

Ebroin saß in seinem Gemach und schrieb einen glückatmenden Brief an seine Mutter: – da stürmte Leodegar herein, erhitzt im dunkelschönen Antlitz, sein Herz pochte so stark, daß er die Hand darauf preßte. Die Erregung des Augenblickes riß ihn ausnahmsweise ganz aus seiner sonstigen Kühle. »Ebroin,« jubelte er, »alter Feind, nein, auch alter Freund, und künftig *nur* Freund! Vernimm, höre . . . mein Glück. Die Königin, – ich komme gerade von ihr – sie hat mich zum Grafen von Paris ernannt und mir den Oberbefehl gegeben über das Heer, das sie demnächst gegen die Wasconen senden wird.«

Ebroin erhob sich und reichte ihm die Hand. »Meinen Glückwunsch, Herr Graf von Paris: du fliegst rasch nach oben. Ich gönne es dir von Herzen. Was aber den Wasconenkrieg angeht . . .« – da fürchte er die Stirn und preßte die Lippen zusammen, und unheimlich drohend blitzten seine Augen, »da rat' ich dir, dich zu beeilen, sonst findest du nichts mehr zu bekriegen vor. Das ist *mein* Krieg. Ich bin Vicegraf von Agen – hörst du? – nicht du: ich habe jene Mark zu schützen. Morgen reis' ich. Und ich hoffe, lang' eh' du eintriffst mit deinem großen Heer, bin ich mit kleiner Schar fertig mit den Feinden.« »Ich sollte dir das verbieten,« meinte Leodegar unwillig. »Das versuch' einmal,« lachte Ebroin: aber das Lachen war so grimmig und die Zornader auf seiner Stirn trat plötzlich so hervor, daß der andere erschrak.

»Nein, nein,« lenkte er geschmeidig ein, »ich bin heute so glücklich, so stolz. Ich will heute keinen Streit. Ja, ich trag' dir ungemischte Liebe . . .«

»Früher war sie doch recht stark gemischt mit Haß, mit Verachtung des Sklavensohns.« – »Das war nur Neid, uneingestandne Eifersucht, Aber jetzt . . .« – »Da du mich so hoch überflogen hast, findest du dazu keinen Grund mehr.« – »Vielleicht ist's so. Oh ich muß in dieser Stunde meine Gedanken, meine Hoffnungen ausströmen. Kein Ziel scheint mir zu hoch. Im Krieg und Frieden! Feldherrnschaft, Heldentum – – du weißt, diese Rechte ist stark . . .« – »Fast wie die meine.« – »Und an Wagemut nehm' ich's auf mit jedem im Palatium, im Rat aber nehm' ich es auf mit all den klugen Palatinen, den weisen Bischöfen. Ich will im Vorkampf, stets dem Keil voraus, ein Held werden wie noch keiner war.« – »Werd's und sag's dann. Aber dann sagst du's nicht mehr.« – »Und eine beredte Zunge führ' ich im Munde und rasch faßt mein Geist. Und die Menschen gewinn' ich nach Belieben. Ich raste nicht, bis ich der erste Mann geworden in diesen Reichen Neuster und Burgund.« Er atmete stark. »Hm,« meinte Ebroin, »also Majordomus. – Und dann? Und damit willst du abschließen? Und nur an dich, an deinen Glanz nur denkst du? Wahrlich, ich lasse meine Gedanken höher fliegen! Und weiter!« »Willst du etwa die Merowingen stürzen,« höhnte Leodegar, »und dich selbst zum König machen über Neuster und Burgund?« Unwillig schüttelte der andre die dunkelblonden Locken. »Ich habe – wie du – dem König *geschworen*. Nein! Aber nicht nur an mich denk' ich! An gar vielen Wunden krankt das Volk, das niedere, im Frankenreich . . . ihm muß und soll geholfen werden!« – »Aha, der Sohn des Knechts hat nicht vergessen . . .« –

»Nein! Und wahrlich, ich will . . . Doch das ist's nicht allein. Majordomus willst du werden, aber nur von Neuster und Burgund? An Paris und Orleans denkst du: an weiter nichts? Und Metz? Und ganz Austrasien? Und das Land rechts vom Rhein? An das *ganze* Frankenreich denkst du nicht?« Leodegar machte große Augen. »Was soll das? Schon seit vielen Jahren ist Auster von Neustro-Burgund getrennt!« – »Ja, leider! Und

soll dies Elend, diese Ohnmacht dauern? Seitdem die Arnulfinge zwei Merowingen nacheinander es abgetrotzt haben, daß ein besondrer König in Metz über den Nordosten herrsche, – seitdem ist unsre Macht tief herabgesunken. Schon reißen sich Thüringe, Alamannen, Bajuwaren los von dem Halbkönig zu Metz. Und vor allem: *wer* soll herrschen im Frankenreich? Jene barbarischen Übrerrheiner, die nichts können als dreinschlagen, – nicht einmal lesen und schreiben? Oder wir Salfranken, die wir dies ganze stolze Reich weiland zusammen erobert, und die wir den Römern ihre Bildung abgelernt haben, ohne unsre Heldenkraft zu schwächen? Schau auf uns beide! Sind wir nicht den plumpen Ostleuten, die zuweilen am Hof auftauchen, so überlegen wie der feine Wein dem dummen, derben, dicken Bier, das sie saufen? Warum? Weil in unsern Adern auch *römisches* Blut rinnt. Nicht umsonst waren deines Vaters Mutter und meiner Mutter Vater römischen Abstamms. Wir Neustrier, wir müssen herrschen in dem ganzen wieder hergestellten Frankreich von der Avarengrenze im Osten bis zur Gotenmark im Westen. Und als Haupt der Neustrier ein neustrischer Majordomus, hier in Paris!« Er ging mit großen Schritten in dem Gemach auf und nieder.

Überrascht, ja erschrocken sah ihm dabei Leodegar nach: gewaltige Erregung durchströmte den Staunenden; heiß schoß ihm das Blut in das Herz! »Solche Träume, solche Gedanken hegt der Knecht? Solch große Pläne plant er? Und mir – gerade mir! – plaudert er sie aus? Der Schwachkopf! Nie, nie hätte ich an ein solches Ziel gedacht! Und nie hätt' ich's gefunden, weil – verflucht, er hat recht! – weil ich stets nur an *meinen* Vorteil gedacht. Aber jetzt – Dank dir, du blöder Thor! Du hast's erdacht, – doch ich will's vollenden: *du* hast den Hort gefunden, – ich will ihn gewinnen. Und das niedere Volk will er heben – auf Kosten natürlich des Adels? Nun warte! – Dem wollen wir doch einen Riegel vorschieben. Nieder in seinen Anfängen schon mit dem *tribunus plebis!*«

»Verstatte,« sprach Ebroin, sich wieder setzend, »daß ich den Brief an meine liebe Mutter zu Ende schreibe!«

»Schreibe du nur! – Mich hat die Königin schon wieder in ihr Gemach befohlen, bevor wir die Übertragung der Gebeine des heiligen Amantius begleiten: ich soll dabei – zum letztenmal! – die Hofknaben anführen. Auf Wiedersehen bei dem heiligen Amantius! Grüße deine liebe Mutter recht herzlich! – Warte, du Pöbelverhetzer!« murmelte er leise. Und er eilte hinaus.

V.

Eine Stunde darauf versammelte sich in der Basilika des Apostels Johannes auf dem linken Seine-Ufer der ganze Hof, unter dem Voranschritt der Königin Nantechild, die ihren – wie so oft auch heute – bettlägerigen Sohn vertrat: der nicht weite Raum der alten von mehr als zweihundertjährigem Weihrauch und Fackelqualm geschwärtzten Krypta, zu der man von dem Hauptaltar oben in der Nische des Mittelschiffes, der halbkreisförmigen Apsis oder Tribuna, auf vielen Steinstufen wie in die düstre Unterwelt hinabstieg, war schon vorher zum großen Teil gefüllt von den Äbten und andern Priestern der Diözese von Paris: aber auch aus andern Sprengeln beider Reiche waren die Bischöfe zu der heiligen Handlung herbeigeeilt: da fehlte weder Herr Desiderius von Cahors, noch Audoen von Rouen, noch Berachar von Le Mans, noch Sigibrand von Lyon, noch Desideratus von Châlons, noch Bodo von Valence, noch Truchtigisel von

Embrun; besonders gefeiert ward aber der alte, ehrwürdige Abt von Remiremont, später von Luxeuil, der silberhaarige Romarich, der lang als Einsiedler gelebt und weithin den Ruf eines Heiligen erlangt hatte: auch stolze und oft recht weltliche Bischöfe beugten sich in Ehrfurcht vor dem hohen sittlichen Wert des schlichten Mönches.

Es war ein prachtvoller Maitag: unter dem milden Himmel der Seinstadt stand bereits alles in voller Blüte: schon dufteten stark die Linden in den Gärten des Palastes, in dessen Rainweide und Weißdornbüschen die Mönchgrasmücke, schon damals wie heute noch gar häufig in jenen lieblichen Geländen, ihr wohllautreiches Lied ertönen ließ. Die Wogen des stolzen Flusses kamen in glitzerndem Sonnenschein gezogen: ein warmer wohliger Frühlingshauch durchflutete die Lüfte: der Tag schien bestimmt, zu zeigen, wie freudig, wie köstlich, wie glückverheißend das Leben, die Zukunft entgegenlachte der gesunden kraftstrotzenden Jugend jener Palastknaben, die vor dem Aufbruch zu dem Zuge in dichten Haufen, lachend, singend, lärmend, sich fröhlich neckend in dem Waffenhof sich tummelte: der Mariskalk hatte seine liebe Not, »die Buben« nicht allzuwild werden zu lassen: aber er fand selbst seine Freude an dem Treiben, das er gern geteilt haben würde. »Nur keine Duckmäuser, lieber Wildfänge,« pflegte er zu sagen. »Aus jenen werden immer Kröten, aus diesen manchmal Adler.«

Nun aber setzte sich der Zug in Bewegung: bald war die geringe Entfernung zwischen dem Palast und der alten Johanniskirche weiter im Süden des linken Seine-Ufers durchmessen. Schon verkündeten Hornstöße der auf der Freitreppe vor dem Portal der Basilika aufgestellten Krieger das Herannahen der Königin und ihres Hofstaates: der größte Teil der Begleitung blieb draußen auf jenen Stufen des Portikus und in dem Vorhof, – dem Paradisus – andre folgten bis in das Mittelschiff und die Apsis, nur die vier obersten Palastbeamten sowie die erlesensten der Hofknaben, geführt von Leodegar, folgten der stolzschreitenden Regentin und ihren Frauen die vielfach ausgetretenen Stufen hinab in die katakombenhafte Krypta, deren schwer wuchtendes Gewölbe von den zahlreichen Fackeln doch nur schwach erhellt war.

In der Mitte ihres Estrichs klappte ein finstrier, viereckiger Schlund. Der gewaltige Stein, der die Wölbung über dem Sarkophag des Heiligen geschlossen hatte, war, nach angestrengtester Arbeit, von vielen Kirchenknechten endlich in die Höhe gebracht und in schräger Stellung auf einem Stembalken so hoch aufgerichtet worden, daß darunter durch der schwere Sarkophag von schwarzem pyreneischem Marmor mittels vier darunter durchgeschobenen Seilen nun alsbald herausgehoben werden konnte.

Der Königin, einer hochragenden Gestalt, stand der dunkelpurpurfarbene, von massiven goldnen Bienen übersäte Mantel gar vortrefflich: – sie durfte dies Abzeichen merowingischen Königtums tragen, da sie ja an ihres Sohnes Statt die Herrschaft führte. Die schöne Frau wußte das, auch wenn es die flammenden Blicke Leodegars, der zu ihrer Rechten an dem Kopfende der Öffnung stand, ihr nicht deutlich bezeugt hätten. Zu ihrer Linken stand Ebroin, eine Fackel haltend. Der Königin gegenüber – an dem Fußende des Sarkophags – prangte in vollem Ornat Bischof Dedo von Poitiers, dem der alte Bischof von Paris Audobert – er war sich bewußt, minder glänzend zu sprechen – die Feierrede übertragen hatte. Der stattliche Kirchenfürst mit dem feinen, vornehmen Antlitz – das römische Blut verleugnete sich nicht und edles Geschlecht, hohe Begabung und sorgfältige Geistesbildung drückten sich in diesen gewinnenden Zügen aus – schlug die weiten Ärmel der von Goldstickerei strotzenden Dalmatika

zurück, breitete segnend die Arme gegen die Königin und ihre Umgebung aus und, nachdem der mystisch ergreifende Gesang der oberhalb der Krypta auf dem »Chore« der Basilika hinter vergoldeten Gittern verborgnen jungen Kleriker und Knaben verhallt war, hob er an: »In Christo Geliebte! Nachdem Sankt Amantius, der glorreich hier leibhaftig in diesem Marmorsarge vor uns liegt, wie anderen Priestern und frommen Laien auch mir Unwürdigem wiederholt im Traum erschienen ist und uns unzweifelhaft verkündet hat, daß er nunmehr genugsam lange Zeit die Segnungen seines heiligen Leibes dieser guten Stadt Paris, in der er gestorben, habe angedeihen lassen, fortan aber da ruhen wolle, wo er die meisten Jahre seines Lebens – unter zahlreichen Wunderzeichen! – in gottgesegnetem Wirken verbracht hat, nämlich in meiner treuen Bischofsstadt Poitiers, in der Kirche des heiligen Hilarius ruhen und dort die Posaunen des jüngsten Gerichts erwarten wolle, hat der ehrwürdige Herr Bruder von Paris – unter Verstattung unserer aller tugendreichsten Frau Königin, deren keuscher Lebenswandel ein Vorbild aller Weiber ist, – bewilligt, daß heute die feierliche Erhebung seiner Gebeine behufs Überführung nach Poitiers stattfindet. So erhebt denn unter frommen Gesängen die unschätzbare teure Last.«

Auf seinen Wink begann das Psallieren von oben her aufs neue – es wirkte wunderbar, geheimnis-süß, als ob man die unsichtbaren Engel vom Himmel herab singen höre! – und alsbald hatten zwanzig starke Ostiarii und Akoluthen den schweren Sarg aus der Tiefe gefördert und unterhalb der klaffenden Lücke auf den Estrich neben die Königin gestellt, während andere Diener der Kirche sich anschickten, durch gleichzeitig geführte Beilschläge den Stützbalken niederzuschlagen, auf daß der schwere Marmordeckel wieder das Gewölbe schließe.

Die Regentin sank auf beide Kniee, küßte, von frommem Schauer durchrieselt, den Deckel des Sarkophags an dem Kopfende, verrichtete ein kurzes, stummes Gebet und wollte sich nun wieder erheben. Ihr langer Mantel, vom Golde der Bienen schwer, war aber an seinem einen Ende in die schwarz gähnende Tiefe gesunken und hatte sich hier an dem Stützbalken, den umschlingend, verfangen: sie konnte ihn nicht sofort lösen. Dienstbeflissen warf sich Leodegar auf ein Knie und zerrte ungestüm an dem Purpur.

»Zurück, Leodegar! Der Balken weicht! Der Stein fällt!« schrie Ebroin, ließ die Fackel fallen, und riß den Knieenden, der die verlangenden Augen in langem Blick zu der errötenden Frau aufgeschlagen hatte, zur Seite. Zu spät. Zwar das schwer bedrohte Haupt und den übrigen Leib hatte Ebroin ihm so gerettet, aber die rechte Hand und der rechte Unterarm bis über den Ellbogen hinauf lag mit einem abgerissenen Fetzen des Purpurmantels zerschmettert unter dem tausendpfündigen Stein.

Ein gräßlicher Weheschrei: – dann schlug Leodegar ohnmächtig vor Schmerz mit dem Antlitz nieder auf den schwarzen Stein. Die Königin sank ihren Frauen in die Arme.

VI.

Am Morgen des andern Tages saßen an dem Lager des schwer Leidenden sein Oheim, der Bischof, sein Bruder Gairin, Hektor, Valerius und Zacharias, der Leibarzt der Königin. Schweigend, trauernd lauschten sie seinem Stöhnen, das mehr ein Fluchen als ein Jammern war.

Beschwichtigend, tröstend hob endlich der Arzt an – das Vertrauen erweckende Gesicht des alten Juden machte den Eindruck der Wahrhaftigkeit: – »Fasse dich, mein Sohn! Der Schmerz der Wunde wird bald abnehmen unter der milden Salbe. Und sei gedenk, welch viel größerer Gefahr du – um eines Haares Breite! – entkommen. Als ich den Stein stürzen sah, – dein ungestümer und blinder Eifer hatte den Balken umgerissen – wo du die Augen hattest, weiß Gott der Herr! – glaubte ich, dich mit Haupt, Leib und Leben darunter zerschmettert und begraben. Daß du lebst, – du dankst es Ebroin! Segne ihn!«

»Fluch ihm!« schrie der Wunde, sich plötzlich, auf die linke Hand gestützt, erhebend. Wimmernd vor Schmerz sank er wieder auf die Kissen zurück. »Hätt' er mich doch zermalmen lassen! Besser, tausendmal lieber tot als ein elender Krüppel fürs Leben! Verloren die Schwerthand: – damit verloren alles Heldentum, aller Waffenruhm, aller Siegesglanz, alle Hoffnung auf Macht und Ehre. Ah, wär' ich bei Bewußtsein gewesen, Zacharias, als du mir die Hand – den halben Arm dazu! – abschnittst, – ich hätt' es nicht gelitten. Lieber in Schmerzen verendet! Aber nun erwachte ich aus der Ohnmacht, – ein Verstümmelter, ein Krüppel! Sich durchs Leben schleppen, den Männern zur Geringswertung, den Weibern höchstens zum Mitleid. Aber Geduld! Sobald ich wieder schreiten kann, – mein erster Gang von diesem Pfuhl der Schmerzen führt in die Seine, wo sie am tiefsten strömt.«

Unwillig erhob sich da vom Sitze der Bischof: »*Quae tanta insania, cives*«, sagt der Mantuaner, »Welcher Wahnsinn, Mitbürger«. Das wäre nicht nur eine große Sünde, – es wäre – was schlimmer! – eine große Dummheit. Geht, geht hinaus, ihr andern, ich habe mit meinem Neffen zu reden. Ich habe Worte des Trostes für ihn – geistliche und weltliche. Geht.«

Als sie allein waren, hob Leodegar an mit bitterem Tone: »Die geistlichen, die spare dir, Oheim. Sie fruchten nicht bei mir. Ich weiß alles auswendig, was du sagen willst: die unerforschlichen Wege Gottes, die Pflicht demütiger Ergebung, der Verzicht auf die sündhafte Welt – beim Satan! Das ist nichts für mich. Ich will, ich muß genießen, glänzen, herrschen. Kann ich das nicht, mag ich nicht leben.«

»Und wer sagt dir, mein armer Junge,« entgegnete der Prälat, ihm die Linke streichelnd, »daß du *nicht* mehr genießen, glänzen, herrschen kannst? Den geistlichen Trost hab' ich nur der andern wegen gepriesen: weiß ich doch, daß er dich nicht tröstet. Genießen, glänzen, herrschen! Kann das nur der plumpe Tölpel, der mit dem Schwerte zuschlägt? Sieh mich an! »*Et mihi sunt vires et mea tela nocent*«, droht mein Liebling, die sulmonische Nachtigall: auch *ich* freue mich der Kraft und auch *meine* Geschosse verwunden. Mich hat – wie du weißt! – ein Gelübde der Eltern vor meiner Geburt dem Priesterstand bestimmt. Wie schalt ich im Anfang, da man mich, von den Jugendgespielen, die zu Hofe gesandt wurden, getrennt, in die Klosterschule Sankt Martins zu Tours schickte! Wie schalt ich weinend und fluchend, – ganz wie du jetzt, – auf jenes einfältige, thörichte Gelübde und auf die abergläubische Dummheit, es zu halten. Bald schalt ich es nicht mehr: – ich dankte ihm. Schau mich an, sag' ich. Nie hab' ich das Schwert geführt, – ganz wie wenn ich einarmig geboren wäre. Wohlan! Glaubst du, es hat mir je gefehlt, vom Jüngling an bis heute, das Genießen und Glänzen, vom Mannesalter an das Herrschen? Wahrlich, viel, viel mehr Genuß, Glanz und Herrschgewalt sind mir, dem Archidiakon, dem Bischof geworden, als hätt' ich, ein

Graf, ein Herzog, unter Helm und Schild geschwitzt und geblutet. »*Cedunt arma togae*«, meinte der beredte Tullius: wir können heute sagen: »die Waffen stehen weit hinter dem Bischofmantel zurück«. Und meine Reisen nach Rom, Byzanz, Jerusalem, wie bildeten sie mir den Geist! Die Lehren, die Gebote der Kirche? Du befolgst sie, soweit sie dir nützen, du vergißt sie, wo sie dich hemmen würden. Sünde? Bah, die Heiligen verzeihen alles – für fromme Gaben und Stiftungen! Und hast du vergessen, wie oft kluge Bischöfe das Reich der Franken beherrscht haben? Von Herrn Remigius und von Egidius, den großen Bischöfen von Reims, angefangen bis auf unsere Tage: wer hat die gewaltige Brunichildis vernichtet und Chlothachar, Fredigundens Sohn, zum Herrscher über alle drei Reiche gemacht? Der Arnulfinge Stammvater: ein Bischof, Arnulf von Metz. Wer hat einen Sonderkönig für Austrasien erzwungen, aber in dessen Namen allein Austrasien beherrscht? Derselbe Bischof! Wer herrscht jetzt in Wahrheit in jenen Landen? Nicht König Sigibert, nein: Bischof Kunibert von Köln. Und wer beherrscht die Frau Königin Nantechild – sie schickt dir das!« – er küßte ihn zärtlich auf den Mund. »Ein Herzog oder Patricius? Nein! Ich, der Bischof. Wer war es, der dich der schönen Frau zugeführt hat? Ich, der Bischof! Also, verzage nicht, mein Sohn! Was ich in der Stunde deiner Geburt gelobt, – eine Weissagung war's zugleich. Du wirst es weit bringen auf Erden – trotz deines Unfalls. Das Schwert kannst du nicht mehr schwingen: – aber den Bischofsstab mag auch die Linke führen. Und wie oft schon war dieser Stab zugleich – das Königszepter. Daß dir ein Glied am Leibe gebricht, von diesem Mangel kann die Kirche entbinden! Mut gefaßt, mein Junge! Bei Gott! Laß doch sehen, ob du unter Sankt Hilarius' und meinem Schutz – an deines frühverstorbenen Vaters Statt! – es als Priester nicht weiter bringst im Reiche der Franken als zum Beispiel dieser plumpe Ebroin mit seinen starken Armmuskeln. Genießen, glänzen, herrschen? Ich schwör's dir zu: du sollst's nach deines Herzens Gelüsten! Darum Mut, Leodegar! Zu Großem bist du berufen!«

Da stürzten Thränen aus den Augen des Wunden: – aber es waren Thränen des Dankes, der Freude, der Hoffnung.

Zweites Buch.

I.

Und abermals waren viele, viele Jahre vergangen.

Da schritt an einem düstern Herbstabend ein stattlicher wettergebräunter Mann in voller Waffnung den schilfreichen Bach entlang, der ein kleines Allod vor den Thoren von Poitiers gen Westen hin begrenzte; sorgsam bemüht stützte und führte er bei jedem Schritt eine Frau, die, vorgebeugt, ängstlich tastend, die Füße setzte. – »Lehne dich fester auf meinen Arm, Mutter. Du strauchelst leicht. Ich meine, die lieben, schönen Augen sind noch schwächer geworden in diesen Jahren.« »Es mag wohl sein,« sprach die Frau, einen Seufzer erstickend.

»Du sollst und mußt doch jetzt dich nicht mehr mühen mit Weben, Spinnen und Nähen.« – »Das geht gar nicht mehr recht. – Es kommt wohl von andrem.« – »Vom vielen Weinen?« – »Vielleicht! Wie sie mir eines Tages – auf vier Jagdspeeren – deinen Vater tot brachten, der mich gesund und stark verlassen – ach, es war gar so hart!« – »Und ich war fern in den Bergen der Wasconen!« – »Ich weinte viel, bis ich mich in Gottes Willen ergeben hatte.« – »O Mutter, wie bist du gut! Und wie beneidenswert fromm! Wer glauben könnte wie du!« – »Still, still, Lieber! Man muß glauben.« – »So? Muß man? Wenn man aber nicht kann?« – »Man kann schon, wenn man ernsthaft will. Und daß du wollest und könntest, – darum bete ich ohn' Unterlaß, lieber Sohn.« – »Mutter, du bist eine Heilige. Du gehörst gar nicht in diese Welt!« rief er, blieb stehen und küßte sie zärtlich auf die Stirn. – »Ich meine auch zuweilen: ich gehöre eher in ein Kloster: da könnt' ich noch viel Gutes thun. Ich verstehe gut, Kranke zu pflegen. In der Welt draußen bin ich zu nichts mehr nützlich! Dir großem, starkem Mann kann ich nicht mehr wie weiland dem Knaben, war er krank, die fiebernden Schläfe kühlen.« – »O hätt' ich vor Wochen deine liebe Hand auf der Brustwunde gefühlt, die mir der Wasconenpfeil gebracht! Die Hand – diese Hand allein!« – er küßte sie – »hätte – ohne Salbe! – den Schmerz gestillt.« – »Mein Kind, mein großes, tapfres Kind, – das sie den Schrecken der Wasconen nennen! Schon sollen sie in den Heerlagern der Krieger Lieder zu deinem Lobe singen: o wie bin ich stolz auf dich.« – »Gutes Mutterherz, es wird dir wohl thun, zu hören, daß mir nicht die Siegeskränze das Liebste sind, was ich da unten an Garonne und Adour gewonnen habe: es gelang mir Ruhe und Sicherheit herzustellen in den lang und schwer von Räubern heimgesuchten Grenzdörfern: das danken mir freudig die armen Leute dort, ich gewann ihre Liebe, ihr Vertrauen. Ja, auch der Kinder Herzen: sie sahen es mir an, daß ich sie lieb habe, die kleinen Krausköpfe, und zuletzt liefen sie meinem Rappen entgegen, wann ich durch die Gassen ritt, und reichten mir die weichen Patschhändchen hinauf auf den Sattel.« – »Du bist mein goldener Bub mit dem guten und starken, ob auch recht zornheißen Herzen. Ich will schon beten für dich Tag und Nacht, daß du gut bleibst.« – »Und eine solche Mutter soll ich – fort von mir! – ins Kloster gehen lassen. O nein! Ich bin doch recht allein.« – »Mein Ebroin, nicht eine Mutter brauchtest du zur Gesellin: – eine Frau, eine gute Frau von tiefer Seele und milder Art. Hast du noch nie . . .?« – Ebroin zuckte die Achseln: »Hab' noch keine

gesehen, die mir gefallen hätte: – die ich mit meiner Mutter vergleichen könnte. Mir ist, ich habe das gar nicht, was zur Weibesliebe gehört! Mich ekelt's an, wie's die andern treiben – am Hofe zu Paris und in den Provinzen, Geistliche ganz wie Laien. Pfui!«

»Das ist mein Bub: – rein ist er geblieben bis heute!« rief die Frau glücklich strahlenden Auges und drückte die Rechte, die an seinem Arme lag, auf sein Herz. »Aber wir sind zur Stelle. Das ist die Hütte Thiemos, des alten Schäfers, weiland deines schlimmen Lehrers in allerlei Heidentum,« drohte sie, scherzhaft den Finger hebend. »Er hat mir immer wiederholt in diesen Monaten, wann ich ihn zu pflegen kam, du *müssest*, müssest noch einmal zu ihm kommen, bevor er sterbe: – denn er ist dem Tode nahe. Er müsse dir sagen, was nur er wisse und was er auch mir nicht vertrauen könne: – mich würde es nur quälen, die Sache zu ordnen seiest du allein berufen. Schreiben kann er ja nicht. – Komm, laß uns eintreten.«

Tief mußte der hochgewachsene Ebroin das behelmte Haupt neigen, durch den niedrigen Eingang der Schilfhütte an das Strohbett des Siechen zu gelangen; der erkannte ihn nicht: es war dunkel und der Alte fieberte, »Ah,« sprach der sich halb aufrichtend, »welchen seiner Helden schickt mir Wotan, mich aufzumahnen zur letzten Fahrt? Ach, nicht zu ihm empor – nach dem Strohtod: hinab – nach Hel.« »Mein Sohn ist's, Thimo,« sprach die Frau und führte den Krug Milch an seine Lippen, den jener ihr getragen. – »Ich bin's, Ebroin, dein Schüler. Aber ach, leider kann ich an Wotan so wenig glauben wie an . . .« – er unterdrückte den Schluß mit einem Blick auf die Mutter. »Weißt du noch, wie du mich den ersten Wundsegen gelehrt hast und mir das Heilkraut gewiesen?« – »Ebroin! Ah, ja dich senden mir wahrlich die Götter. Deine Hand! Beide Hände! O daß ich dir's noch sagen darf! – Frau Leutrud – gute, vielgute, – bitte – laß mich mit ihm allein.«

Lange, recht lange ward der Mutter die Zeit, die sie vor der Hütte, auf einem Binsenhaufen sitzend, verbrachte. Einmal hatte sie einen lauten Aufschrei ihres Sohnes zu hören vermeint. Dann war es ganz ruhig geworden.

Schweremütig klang das leise Rauschen des Baches in dem Schilf des Ufers, die Fledermaus schwirrte dicht über sie hin und von der Heide her klang zuweilen der klagende Ruf des Stoppelvogels.

Die Sonne war hinter dem dunkeln Tannenwald schon gesunken, als Ebroin aus der Hütte trat; er trug ein nacktes Schwert in der Hand. Sein offenes, männlich schönes Antlitz war – sie sah's mit Schrecken, mit Grauen – wie versteint, so verfinstert wie der düstere Tannenhag da drüben.

»Komm, Mutter!« sprach er mit tonloser Stimme, sie sanft erhebend. »Es ist aus. Morgen früh verbrennen wir ihn – samt seiner Schilfhütte.« – »Er ist tot? Ach, ohne Reue und Buße!« – »Ja. Und ohne die Priester wollen wir ihn darum auch bestatten: in Feuer: – nach der Ahnen Sitte.« – »Was . . . was hast du da? Ein Schwert! Thiemos Schwert?« – »Nein. Du kennst es, dies Schwert, so dunkel es schon ist. Sieh den Hirschhorngriff! Hier, schau dir's genau an.« Und er hielt es ihr hart vor die Augen. – »Deines Vaters Schwert! Es galt als verloren. Leer hing die Scheide am Wehrgurt, da sie ihn mir brachten, vom bösen Hirsch zu Tode gestoßen.« »Ja,« sprach Ebroin grimmig, »böse war er, dieser mörderische Hirsch. Aber ich habe Kraft, noch schlimmere Untiere niederzubrechen. Komm, Mutter.« – »Was . . . was planest du?« –

»Ist es gethan, wirst du's erfahren. O Vater, Vater! Hör's . . .!« Und er hob die geballte Faust gegen den dunkelnden Himmel, an welchem die ersten Sterne aufstiegen.

II.

Wenige Wochen darauf tagte zu Saint-Denis, dem reichen Kloster, nicht ganz zwei Stunden nördlich von Paris, eine Anzahl von geistlichen und weltlichen Großen von Neustro-Burgund, um allerlei innere Angelegenheiten des Reiches zu beraten: aber auch Gesandte des australischen Hofes zu Metz wurden erwartet, Mißhelligkeiten über den Lauf der Grenze zwischen Soissons und Reims zu begleichen, die unter beiden Teilreichen ausgebrochen waren.

Ebroin, jetzt schon lange Graf von Agen und Domesticus des königlichen Palatiums, traf dort gar manchen der ehemaligen Hofgenossen: seinen treuen Vanning, der ein paar Feldzüge unter seinem Heerbann mitgemacht hatte, Hektor, der dem Vater als Patricius von Marseille gefolgt war, Gairin, nun Graf von Tours. Leodegar wurde noch erwartet.

»Du,« meinte Vanning, wie er mit dem Freunde traulich bei einem Krüge Garonne weins beisammen saß, »du, der hat's weit gebracht: – weiter als wir alle. Und rascher! Sein Oheim Dedo hat ihn gar geschwind zum Diakon, darauf bald zum Archidiakon geweiht, man weiß, daß er ihn zum Nachfolger, wenn nicht zu Höherem, bestimmt hat. Das reiche Kloster Sankt Maxentius bei Poitiers beherrscht er als Abt, nächstens soll er das erledigte Bistum Autun erhalten! Nun, du kennst ja seine Künste.« »Und seinen Geist und seinen Eifer!« – »Nun ja! Und sein weites Gewissen! Man muß sagen: seltsam hat sich der Bursch verändert. Schöner ist er nicht geworden, aber unheimlicher in diesen Jahren. Als ich ihn neulich im Palaste traf – häufiger als die Kirchen besucht er ihn! – erkannte ich ihn fast nicht wieder. Hoch ist er in die Höhe geschossen, aber hager, mager, spindeldürr dabei geworden; ganz gelbfahl im Gesicht: in tiefen Höhlen eingesunken liegen ihm die kohlschwarzen Augen, die meist von den streng niedergeschlagenen langen dunkeln Wimpern verdeckt sind: aber zuweilen lassen sie stechende Blicke hervorschießen wie zuckende Schlangen. Von der hohen kahlen Stirn ist das schwarze Haar ganz kurz nach rückwärts geschoren, hell glänzt darin die kreisrunde, weiße Tonsur. Die schmalen Lippen sind stets fest geschlossen: – erbarmungslose Härte liegt auf diesem Mund; aber erhebt er die vor lauter Wohllaut flötende Stimme, – sie ist zum Sprechen wie zum Singen viel geschult! – so schmeichelt sie sich in Ohr und Herz: an den wachsweißen Fingern der wohlgepflegten, feingliedrigen, linken Hand glitzern ihm kostbare Ringe und über der reichen Priesterkleidung – aus den kostbarsten Stoffen! – trägt er, auf der rechten Schulter von einer alten römischen Goldspange gehalten, ein schwarzes Mäntelein von kostbarster Seide, den häßlichen Stummel des rechten Armes zu verhüllen.« – »Nun, du hast ihn dir so genau angesehen, als wolltest du ihn malen!« – »Mit den Augen des Hasses: die sehen heller als die der Liebe.« – »Hassen! Warum hassest du ihn!« »Weiß nicht,« erwiderte Vanning achselzuckend, nachdem er bedächtig einen langen Zug gethan. »Vom ersten Sehen an! Ich mein', aus angeborener Feindschaft der Natur. So etwa wie der treue Hund die falsche Katz!« – »Ich habe ihn noch nicht gesehen, aber viel, viel des Rühmlichen von ihm gehört. Er hat, erzählte man im Palatium, auch das weltliche

Recht, zumal die *Lex Romana*, so gründlich erforscht, – gleich nach seinem Unfall – daß er sogar von den rechtskundigsten Laien am Pfalzgericht als ein ›schrecklicher Richter‹ gefürchtet wird. Das arg verrottete Kloster des heiligen Maxentius hat er mit eiserner Strenge zur Zucht zurückgeführt, als Archidiakon von Poitiers all' dessen verlorene Güter in schwierigen Rechtshändeln zurückgewonnen. Ich bin . . .« – »Verliebt bist du in ihn – immer noch! Wär' dir besser, du wärst in ein schönes Mädels verliebt. Sie gucken dir eifrig nach, reitest du durch die Straßen von Paris auf deinem wasconischen Rapphengst . . .« Ebroin schüttelte den Kopf: »Hab' andres, ganz andres zu denken, nichts von Liebe, sondern von . . . – Sage, weißt auch du nicht, wohin der Römer Valerius geraten, der lange Zeit Vicegraf von Poitiers war? Niemand kann mir von ihm berichten. Wo mag er stecken?« – »Weit von hier, glücklicherweise! Ist auch ein schlimmer Gesell, wie die Priester. Rasch zur Hand mit dem Dolch. Der Boden ward ihm wohl zu heiß hier zu Lande. Da hat er sich einer Gesandtschaft angeschlossen, die schickte Leodegar in Sachen seines Klosters nach Rom: – ohnehin des Valerius Heimatstadt: – lange Zeit sollen die Boten dort noch zu thun haben.«

III.

Zur gleichen Stunde des Herbsttages – weiße Spinnwebfäden schwebten vor dem sanften Wind durch die Luft und die herrlichen Buchen auf den schönen Hängen der Seine-Ufer färbten sich schon stark mit Rot – ritten von Paris her auf Saint-Denis zu zwei Krieger, deren hellere Farbe an Haar, Haut und Augen und höherer Wuchs sie auf den ersten Blick als Austrasier erkennen ließ.

Ganz langsam – im Schritt – ließen sie die gewaltigen Streithengste gehen, außer Hörweite der in weitem Abstand folgenden Begleiter; denn sie waren tief in wichtiges Gespräch versunken. »Nein,« sprach der Jüngere von ihnen, das Haupt schüttelnd, daß die Falkenflügel auf dem Helmdach schwankten, »nicht lieb, wie dir, Vetter Pippin, – leid ist mir dieser Ritt durch das Land und in die Hofpfalz der Neustrier. Deutlich spürt man's den Hochmütigen an: – Blick und Ton verraten es! – sie schauen auf uns herab als auf ›Barbaren‹, etwa wie wir auf Wenden und Avaren. Weil ich nicht lesen und schreiben kann, – *du* hast es ja gelernt in der Klosterschule zu Stavelot – bespöttelte mich ein bunt gekleideter Patricius: – Hektor, glaub' ich, hieß er. Hätte ihm gern den Höhnemund eingeschlagen.« »Dadurch würdest du ihn schwerlich überzeugt haben, Vetter Martinus!« lächelte der andere, die lichtblonden Locken zurückstreichend, die ihm dicht aus dem Adlerhelme quollen. »Was gehen sie uns überhaupt an, diese halbverwelschten Neustrier? Ich verstehe sie gar nicht, – so viele lateinische Brocken mischen sie in ihre Rede! Nicht ausstehen kann ich die Hochmütigen! Warum suchen wir sie auf, in ihrem eingebildeten Dünkel, in ihrem prahlenden Reichtum, in ihrem üppigen Paris? Hier ward weiland König Dagobert verdorben, der wacker war, solange er zu Metz unter unsrer Ahnherren Arnulf und Pippin Zucht und Aufsicht lebte. Ich meine, der Starke genügt sich selbst! Schau, wie drüben überm Rhein die Herzoge der Thüringe, Alamannen, Bajuwaren sich auf eigne Kraft gestellt haben: – so sollen wir's auch machen!«

»So? Und das Reich der Franken fällt dann auseinander, das ruhmvolle Werk, das seit zwei Jahrhunderten unsre Väter mit soviel Kraft und Klugheit aufgebaut haben?

Nein, wahrlich, das soll nicht geschehen, kann ich's verhüten! Was uns vereint mit den Neustriern und Burgunden? Nun, ich meine vor allem die heilige Kirche, der Glaube an Christus den Herrn!« Und andächtig schlug er ein Kreuz. »Die drüben überm Rhein, die du nanntest, an der Unstrut, an dem Neckar, an dem Inn, – meiner Treu, mehr Heidnisches steckt noch in ihnen als Christliches! Näher doch stehen uns Uferfranken die andern Franken. Auch du, Vetter, thätest besser, öfter in die Kirche, seltener auf die Jagd zu gehen.« – »Mir bekommt die Waldluft besser als der Weihrauchschmack,« brummte der Hüne, streckte die gewaltigen Glieder und blies in den breiten roten Bart. »Freilich,« fuhr Pippin fort, »allzuviel Welsches, zuviel römische Üppigkeit, Verschlagenheit, auch schon Verweichlichung, hat die Leute in Paris, Orléans, Marseille ergriffen: mit dem vielen Wissen, mit der hohen Reife, darin sie uns überlegen, auch schon die Fäulnis. Aber was folgt daraus? Nicht, daß das Frankenreich zerfallen soll: – es muß beisammen bleiben, schon um der heiligen Kirche willen! – sondern daß« – hier sah er sich vorsichtig um nach den Begleitern und fuhr dann leiser fort – »daß wir, wir Austrasier zu Metz fortab, nicht mehr, – wie lange Zeit geschehen – die Neustrier von Paris aus, das Ganze beherrschen.« – »Eia, Vetter, das gefiele mir wohl, die Hoffärtigen zum Gehorsam unter uns zu beugen. Aber es ist kühn, Vetter, sehr kühn.«

»Doch nicht allzukühn!« – und nun blitzten die hellblauen Augen in schönem Feuer – »Nichts ist zu hoch für unser, für der Arnulfingen gotterlesenes Geschlecht, bis zu den Sternen dürfen den Flug wir wagen! So hat unser großer Ahn, der heilige Bischof Arnulf, in seiner Sterbestunde geweissagt, – seinem verklärten Auge hat, bevor es brach, Sankt Petrus, unsres Hauses besondrer Schutzpatron, die Zukunft entschleierte. Ja, nicht bloß über Neuster und Burgund müssen wir Arnulfingen, gestützt auf die frische Kraft der Ostmänner, herrschen: – hei, wär' ich nur erst Majordomus beider Reiche! – die störrigen Bajuwaren, Alamannen, Thüringe zwänge ich wieder zum Gehorsam heran, den heidnischen Friesen und Sachsen ließ ich das Wort des Heils verkünden, und ich würde nicht ruhen, bis ich auch das reiche, schöne Aquitanenland bis an die Gotenmark hin, das sich seit lang dem Neustrier zu Paris entzogen hat, wieder mit dem Reich verbunden hätte. Hohes, Höchstes schwebt mir vor: – zum Heil der Kirche wie des Frankenreichs. Denn die gehören zusammen, wie sich der Himmel über die Erde wölbt! Und mit der Heiligen Hilfe werd' ich es erreichen.« – »Wenn du nicht lange vorher stürzest auf diesem steilen, schwindelnden Pfad. Denk' Orimoalds, unsres Ohms! Glänzend war sein Aufstieg: – blutig war sein Ende.« Pippin schlug ein Kreuz: »Und gerecht war seine Strafe. Er hatte dem Merowing Treue geschworen, als aber König Sigibert gestorben war, da stieß er dessen Knaben Dagobert, der seinem Treuschutz befohlen war, vom Thron – spurlos verschwand das Kind! – und wollte seinen eignen Sohn zum König erheben. Solche Untreue büßte er mit Recht im Tode. Die Austrasier lieferten ihn gefangen dem neustrischen König zu Paris in die Hände. Nein, nein, den Merowing soll der Königsstab bleiben: – nur das Schwert des Reiches mag für sie führen ein stärkerer Arm.« »Dieser Arm!« rief Martin stolz, auf des Freundes Schulter klopfend. »Und wahrlich, er ist stark genug.« »Nur, wenn Gott ihm Kraft giebt und Sankt Peter,« sprach Pippin demütig, »Denn nur auf Gott und die heilige Kirche hab' ich all' meine Hoffnung gesetzt für dies arme, viel geplagte Reich der Franken – und zumal für unser Haus. Und ich vertraue: Frömmigkeit, demütiger Glaube ist am Ende auch die beste Staatskunst. Wohl weiß ich! es leben in diesem Neuster und Burgund hochbegabte Männer, das Palatium zu Paris wird von Geistlichen und von weltlichen

Großen geleitet, die mir, an Geistesgaben weit überlegen, an Heldenschaft nicht nachstehen: aber ich weiß auch: sie sind angefault . . . fast alle! – Und die's noch nicht sind, *müssen's* werden – in solcher Luft und im Ringen mit solchen Nebenbuhlern! Laß doch sehen, ob Arglist, Sünde und gewissenlose Überhebung nicht niederzuschlagen sind wie mit dem Flammenschwerte der Cherubim durch frommes Gottvertrauen und Reinheit des Herzens. In einer Art von Testament hat Sankt Arnulf seinen Nachkommen befohlen, von Geschlecht zu Geschlecht auf Gott zu bauen und sich in Glauben, Worten und Werken aufs innigste zu schließen an seine heilige Kirche, an die ehrwürdigen Bischöfe vor allem und deren Haupt in Rom. Dann, weissagte er, werden wir zwar gar oft im Anfang unsrer Laufbahn straukeln, aber wir sollen nicht verzagen! Ausdauer, zäheste Ausdauer zieme zumeist dem christlichen Helden und durch frommen Glauben und durch ausharrenden Mut würden wir das Herrlichste erreichen. In solchem Vertrauen will ich leben, ringen, straukeln, wieder aufspringen, siegen oder sterben. Amen! Dir, Herr Christus, und dir, Sankt Peter, befehl' ich mich und all' meine Nachkommen.« Und er ließ die Zügel fallen, faltete beide Hände flach in frommem Gebet und hob sie zum Himmel empor.

Da trat die sinkende Sonne aus dem Westgewölk hervor und übergieß mit verklärendem Licht die hochragende Heldengestalt auf dem weißen Roß.

Mit Staunen, fast mit Ehrfurcht sah es sein Begleiter.

»Schau,« rief Pippin, »da winken uns grüßend entgegen die Türme des Klosters von Saint-Denis: wie sie strahlen in rotgoldenem Licht! Sankt Dionysius, – von Stund an nehme ich auch dich an als meinen und meines Hauses besonderen Schutzherrn. Reiche Gaben verheiße ich dir: – würdige uns deiner Gnade für und für.«

IV.

Am Abend des folgenden Tages hatten in der königlichen Villa, die neben den Klostergebäuden zu Saint-Denis stand, die Vertreter von Neuster-Burgund und die von Austrasien die Verhandlungen über die Grenzfragen zu befriedigendem Abschluß gebracht. Für Neuster-Burgund hatte König Chlodovech – Frau Nantechild war vor kurzem gestorben – Leodegar und Ebroin bestellt. Ohne besonderes Amt am Hof hatten die beiden allmählich das Vertrauen des jungen Fürsten mehr als alle andern Palatine gewonnen. Der Priester war ihm von der Mutter noch besonders empfohlen worden. Sie luden nun – nach dem Ende der Beratungen – die beiden austrasischen Gesandten zum Abendschmaus ein, wofür dem Archidiakon von Poitiers die Mönche von Saint-Denis gern ihren schöngeschmückten Speisesaal, ihre Küche und den reichgefüllten Keller zur Verfügung stellten.

»Der Wein macht aufrichtig und geschwätzig,« sprach Leodegar zu dem Genossen, während sie die Gäste erwarteten. »*Condita verax aperit praecordia Liber*, ›Verschlossene Herzen erschließt der aufrichtige Weingott‹, pflegt Ohm Dedo aus seinem Lieblingsdichter anzuführen. Laß doch sehen, ob wir diesem plumpen Rotbart da nicht einiges ablocken unter den Bechern.« »Wird wohl nicht viel Wichtiges wissen,« meinte Ebroin. »Es ist der richtige austrasische Barbar: tapfer, kraftvoll, aber der – ohnehin wenige! – Geist ohne Schulung.« – »Gewiß! Aber er ist ja doch der Vetter, der

Vertraute des andern. Und dieser Pippin ist nicht ungefährlich. Ob seine Frömmigkeit echt oder geheuchelt ist?«

»Sie ist ohne Zweifel echt. Ich sah ihn beten in dem kleinen Oratorium.« – »Und bist du sicher, er hat dir nichts vorge . . . betet?« – »Immer voll Mißtrauen!« – »Traue niemand, auch dir selber nicht!« lehrt Ohm Dedo.« – »Er konnte nicht ahnen, daß ich die Kapelle betreten . . .« »Um selbst zu beten?« fragte der Archidiakon schlau. »Wozu diese Fangfrage? – Nein, um ihn zu suchen: zur Fortsetzung der Beratung. Er lag auf den Knien vor dem Reliquienschrein und betete laut.«

»Wofür?« forschte der andere rasch. »Für das Heil des Frankenreichs: – des ganzen, nicht nur Austrasiens, wie er den Heiligen recht deutlich einschärfte.« – »Siehst du? Er will also das Ganze beherrschen! Der Mann ist gefährlich. Von echter Frömmigkeit beseelt, – mag denn sein: – aber zugleich von einem Trachten, von einer Staatskunst, von einem Ehrgeiz, die mehr als Austrasien umspannen! Gewiß weiß Martinus der Bär manches von den Plänen des Fuchses Pippin, von seinen Zwecken und von den bereitgestellten Mitteln. Laß sehn, ob er nicht ausplaudert. Da kommen sie, die hochgewachsenen Herren!«

Nun war das reichliche Mahl beendet und die Dienerschar aus dem Saale gewiesen. Leodegar hatte das Vortisch- und Nachtschgebet mit seiner wohlgeschulden, einschmeichelnden Stimme so ergreifend gesprochen, daß es die beiden Austrasier – sogar den minder kirchlich gesinnten Riesen – tief gerührt hatte. Jetzt begann er, den hohen Römerbecher – Julian hatte einst daraus getrunken – voll würzigen Rhoneweines Martinus reichend: »Nun wollen wir, tapfrer Arnulfing, ein jeder das Heil des Gutes trinken, das ihm das Höchste auf Erden. Was ist dein liebster Wunsch?«

Der Angeredete hatte schon während des Schmauses nicht selten und nicht kurz getrunken: seine vollen Wangen glühten bereits, wie er den schweren Goldpokal – ein Geschenk Frau Nantechilds an Saint-Denis – zu den Lippen führte, ohne Besinnung rief er sofort: »Mein liebster Wunsch? Daß ein austrasischer Hausmeier hier zu Paris sitze und euch und alle drei Reiche beherrsche! Nicht wahr, Vetter Pippin?«

Leodegar warf seinem Nachbar Ebroin einen bedeutsamen Blick zu: er hatte die beiden Gäste sich und Ebroin gegenüber und zwar so gesetzt, daß die Neustrier der durch die Rundbogenfenster voll hereinfliegenden Abendsonne den Rücken, die Gäste das Antlitz zukehrten. Der Aufgerufene nahm den Becher aus des Unvorsichtigen Händen und trank schweigend, aber eine Blutwelle stieg ihm in die Schläfe.

»Nun, Graf Pippin,« begann Ebroin, gleichsam tröstend, »laß es dich nicht zu sehr verdrießen, daß der Vetter sein – und auch wohl dein – Geheimnis hervorgesprudelt hat. Ich schelte dich nicht um solches Planes willen, ich lobe dich darum. Oder doch für den ersten Teil, wohl den Hauptteil: die Zusammenfassung des ganzen Frankenreiches in einer starken Hand.« »Du sagst es,« antwortete Pippin, die großen blauen Augen voll aufschlagend. »Man sieht dir's an: das ist dein Ernst,« meinte Leodegar. »Ich lüge nie, Archidiakon.« »Ich auch nicht!« rief Martin mit schwerer Stimme. »Und so sag' ich's nun! Bei mir ist's umgekehrt: – was liegt mir viel an Neuster und Burgund? Und was haben wir mit euch feinen Herrn gemein? Meinetwegen bricht alles auseinander: Aquitanien, Neuster, Burgund, unser Ostland in Gallien und die Stämme überm Rhein.

Aber, soll doch schon einmal all' das zusammengehören, dann will ich, daß ein Austrasier die Zügel führt, in die ihr – ihr Neunmalklugen – knirschend beißen müßt!«

Damit streckte er die beiden starken Arme vor sich auf den runden Tisch von dunkelgrünem Marmor, legte die großmächtigen Hände übereinander und ließ auf diese das weinschwere Haupt sinken; bald atmete er in den tiefen Zügen des Schlafenden.

Mit feinem Lächeln auf den schmalen Lippen begann jetzt der Priester: »Dieser Staatsmann wird nun nichts mehr verraten von den geheimen Plänen, die wir etwa noch enthüllen. Wohlan, nützen wir den Augenblick: seien wir offenherzig: – das schönste Gut vertrauender Seelen. ›Kein schöner Glück als ein vertrausam Herz!‹ so sagt ein Dichter. Ich will vorangehen mit dem Beispiel: denn mir ist all' Mißtrauen fremd und verhaßt.« Ebroin furchte die starken Brauen, drückte die Lippen zusammen und blickte unwillig auf ihn. »Die Wiedervereinigung der Teilreiche in Einer Hand ist auch mein Wunsch und – ich darf das verraten – auch meines Freundes! Wenigstens vor Jahren war das! Nicht so, mein Ebroin?«

Lauernd lag der scharfe Blick der schwarzen Augen auf dem so Überraschten. »Er ist es noch. Ich habe keinen Grund, es zu verbergen,« erwiderte der. »Und ich füge gleich hinzu: begreif' ich auch den Wunsch eines Austrasiens, – eines Arnulfingen zumal, dessen Vorfahren wiederholt sein Land beherrscht haben! – daß dieser Herrscher über das ganze Frankenreich ein Austrasier sei . . .« »Ein Arnulfing; versteht sich!« warf Leodegar ein, das Antlitz Pippins scharf musternd, aber diese steten Mienen änderten sich nicht. – »So muß ich doch unserem Gast offen sagen: das ist unmöglich.« »Und warum?« fragte der, ihn ruhig und groß ansehend, – »Weil . . .! Ich will annehmen, ein Austrasier – ein einzelner – steht wirklich an Begabung, an Geist den Unsern gleich, –« »Es ist nicht eben wahrscheinlich,« lächelte Leodegar boshaft.

»Schwerlich doch erreicht er uns an Bildung, an Schulung dieses Geistes.« – »Wir haben – wie ihr – gelehrte Mönche, Bücher, reiche Klöster . . .« – Ebroin zuckte die Achseln: »Glaub' es wohl: reich an geistlichen Büchern, gelehrt in Theologie. Aber Kunde in weltlicher Wissenschaft? In weltlichen Geschäften? Im Schriftwesen? Im Recht? wie zum Beispiel dieser Archidiakon? Schwerlich! Das aber ist nötig heutzutage für des großen Reiches Beherrschung. Und wär' all' das auch anders, wär's, wie du glaubst oder doch wünschest, – dieser austrasische Majordomus in Paris . . . denn um dies Amt allein doch handelt es sich . . .« »Auch er denkt nur an den weltlichen Beamten,« so schoß es durch des Archidiakons hohe Stirn. – »Warte, du Thor! Du sollst lernen, daß der Priester den Palast und das Reich beherrschen kann wie die Kirche.«

»Er könnte doch nicht sich halten: – nicht ein Jahr, nicht ein halbes!« – »Und warum nicht, Graf von Agen?« – »Weil er, Graf von Trier, ein Feldherr wäre ohne Heer. Nie würden wir Neustrier, nie die Burgunden sich gutwillig dem – vergieb das Wort! – ›barbarischen‹ – so würden sie ihn schelten – Gebieter fügen.« – »Ich glaub's. Drum müßte er sich auf seine ›Barbaren‹ stützen, die Austrasier.« – »Und da eben liegt's. Verzeih: – ich will dich nicht kränken! – aber das ist unmöglich. Sollte wirklich einer von Euch, zum Beispiel deines Vaters Sohn, zu jener steilen, stolzen Höhe aufsteigen können: – du ständest ganz allein. Denn nun und nimmer werdet ihr Ostleute euch aus eurer tapfern, aber dumpfen ›Barbarei‹ – es giebt kein ander Wort dafür! erheben zu jener Bildung, die wir Neustrier und Burgunden seit zwei Jahrhunderten gewonnen, von den Römern – mit deren Blut – geerbt haben. Ich sage es ja nicht, uns zu rühmen oder

euch zu schmähen: aber wir sind Italien, wir sind all' dem, was die Römer hier geschaffen und hier gelassen haben, so viel näher in unsrem schönen warmen Land als ihr auf euren magern Schollen und vollends die Übrerrheiner in ihren feuchtkalten Waldsümpfen. Die Olive grünt uns an der Durance, die Traube glüht uns an Loire und Garonne. Da horch, wie dein Vetter schnarcht! Und das ist doch ein Arnulfing wie du! Saufen, fressen, dreinschlagen – das versteht ihr – auch das letzte! – meisterlich. Aber damit, werter Gast, beherrscht man nicht einen Staat wie das Frankenreich.« »Recht hat er,« dachte Leodegar, »ganz recht. Aber warum den Blondkopf warnen? Laß es ihn doch versuchen und daran zu Grunde gehn.«

Lange schwieg Pippin und sah nachdenklich vor sich hin. »Glaubte ich deinen Worten,« hob er nun mit tiefem Ernst an, »du stolzer Neustrier, ich legte heute noch das Schwert ab und träte in das Kloster, das ich zu Echternach errichten will. Denn das rasche Sinken dieses zerrissenen Reiches mit ansehen und es nicht hemmen können, – das ertrüg' ich nicht. Hemmen aber kann es und das Reich retten kann nicht eure angefaulte verweichlichte Überbildung . . .« »Herr Graf!« drohte Ebroin zornig.

»Retten kann es – mit Gottes Hilfe! und unter guter Führung – nur unsere, der Austrasier, und der so stolz verachteten Übrerrheiner frische Kraft!« »Das ist ein Wahn,« rief da Leodegar zum erstenmal dazwischen. »Wir Neustrier und Burgunden müssen's machen und müssen dann herrschen im Reich der Franken. Hier meine Hand, Ebroin, der Burgunde reicht sie dem Neustrier zum Bund auf Schutz und Trutz.« »Ja, in diesem Glauben,« rief der, begeistert einschlagend, »wollen wir treu zusammenstehen, Leodegar. In diesem Glauben – frei bekenne ich's vor dem Gast aus dem Nordosten – will ich ringen all' mein Leben lang.« »Und dieser Glaube wird der Irrtum, wird das Unheil deines Lebens sein!« sprach Pippin nachdrucksam, warnend die Hand erhebend.

V.

Nachdem die beiden Austrasier sich verabschiedet hatten – schwer wankte Martin, auf den Vetter gestützt, nach Hause – schritten die beiden neuen Verbündeten Arm in Arm hinaus in die kühle Luft des Herbstabends, in dem wohlgepflegten Klostergarten auf und nieder wandelnd.

Das Gespräch, die Entdeckung ihrer vollen Übereinstimmung in den letzten Zielen hatte beide mächtig erregt, zumal den heißblütigen und in Selbstbeherrschung gar wenig geschulten Ebroin. »Leodegar,« hob er an, plötzlich stehen bleibend in dem dunkeln Cypressengang, »Nachbarsohn, alter Spielgenoß und Nebenbuhler, es thut mir wohl tief im Herzen, daß wir uns so ganz gefunden, auf dem gleichen Weg, zu dem gleichen Ziel für dieses Reich der Franken und sein Wohl.« »Blöder Thor!« dachte der Priester, »als ob das mein Ziel wäre. Und dein Weg? Wir wollen ihn flugs erforschen, dir ihn zu versperren.« – »Sieh, Freund, man hat mich oft vor dir gewarnt. Erst heute wieder . . .« – Er ging mit Vanning bis an den Speisesaal. »Warte, du dummer Tropf! Wenn du so gefährlich und geschäftig bist, soll dich deine Einfalt nicht schützen. Ich schick' ihn aus, Steuern einzuheben bei den Bretonen. Von solchem Auftrag kommt man nicht leicht lebend zurück.« – »Vor deiner abgrundtiefen Falschheit, vor deiner Gewissenlosigkeit, die vor keinem Mittel, keinem Verbrechen zurückscheut . . .«

»Vanning, mach' dein Testament,« lächelte Leodegar in sich hinein. – »Gilt es, deinem maßlosen Ehrgeiz, deiner schrankenlosen Herrschgier zu dienen. Ich habe ja auch vom Knaben an manche Proben erlebt deiner . . . nun, sagen wir: Schlauheit.« – »Ja, Freund, ein dummer Verbündeter wäre dir ein schlechter Genöß auf deinem gefährlichen Wege zur Macht.« – »Ich will alles vergessen, will den Warnungen nicht folgen. Hier, vor den unzähligen Sternen, die da schweigend auf uns niederschauen, verspreche ich dir: ich will dir ein treuer Helfer sein an dem gemeinsamen Werk: ein Neustrier oder Burgunde zu Paris Beherrscher des gesamten Reichs.« – »Ich nehme es an! Und zwar ein Neustrier: das heißt du. Denn ich – sieh, auch das ist eine Sicherung für dich vor meiner viel gescholtenen Arglist! – denn ich, der Priester, kann ja nach den Canones niemals das Amt bekleiden, das allein die Herrschgewalt verleiht: den Majordomat. Ich bin schon ganz zufrieden,« flötete die einschmeichelnde Stimme, »gönnt du mir dann – wie jetzt ohne Amt! – ein wenig Einfluß auf das Palatium!«

»Ich würde doch des treuesten Helfers, des klügsten Ratgebers nicht entraten wollen – können! Aber wir wollen erst den Bären erlegen, ehe wir sein Fell verteilen. Harte Arbeit wird's geben. Nur durch die Waffen wird Austrasien, werden diese Arnulfingen zum Gehorsam gebracht.« – »Gehorsam?« Und nun klang die Stimme ganz anders. »Nicht leben dürfen sie.« »So blutgierig, Priester des Herrn?« meinte Ebroin. »Wer uns hemmt, fällt,« erwiderte der und stieß den Stab, den er in der Hand hielt, heftig auf den Sand des Gartenpfades. »Wenn du das nicht willst, laß uns scheiden . . . sofort.« »Ich werde wollen müssen,« seufzte Ebroin. »O, ich kann auch hart sein – hart – wie dies Schwert. Des Vaters Schwert!« Und fast zärtlich drückte er dessen schlichten Griff.

»Aber,« fuhr Leodegar fort und trachtete, trotz des Dunkels, das sie dämmernd umgab, in den Mienen des Genossen zu lesen, »wie denkst du dir – abgesehen vom Krieg mit Austrasien – die Wege, die dich zur Macht führen sollen?« »Nicht um meine Macht handelt es sich,« rief Ebroin unwillig, »um das Heil des Reichs!« – »Wohl, wohl, das ist doch nur eine andere Wortwendung: – eine Redensart!« »Durchaus nicht,« zürnte Ebroin. »Mir ist's *nur* ums Reich! Nur dieses Ziel kann die Gewalt, ja die vielleicht häufigen, blutigen Gewaltthaten entschuldigen, zu denen wir wohl gezwungen werden. Dächte ich anders, ertappte ich mich auf solcher Selbstsucht, wie du sie bei mir annimmst, – heute noch gäbe ich all' meine Pläne auf!« – »Er belügt sich selbst, der Wirrkopf, der Hitzkopf! Als ob es in der Menschenbrust noch andres geben könnte als Selbstsucht!« dachte der Archidiakon. – »Ich glaube mich von früher zu erinnern,« sprach er nach einigem Besinnen, »du hast – zum Heile des Reichs! – einen gar kühnen Gedanken gefaßt . . . Begreiflich bei den Geschicken deiner Eltern, deiner harten Knabenzeit . . . Aber nun, gereift, hast du vielleicht die Unmöglichkeit . . .?« »Nein, nicht doch!« rief Ebroin so leidenschaftlich, daß der lauernde Beobachter stutzend stehen blieb. »Ah,« dachte er, »das ist also der Trieb, der Drang, der ihn zumeist beherrscht.« »Die Errettung des geringen Volkes,« fuhr Ebroin begeistert fort, »seine Erlösung aus der Knechtschaft, zu der Bischöfe, Äbte, Weltgroße die freien Männer herabgedrückt haben, die Wiederherstellung der alten Rechte und des Wohlstands des Volkes und daher die Zertrümmerung – mit scharfem Schwert! – der Herrschaft dieses selbstischen, zucht- und meister-losen, dieses reichsverderberischen Adels, die Herausgabe des ungeheuren Reichtums an Land und Leuten, den Kirchen und Klöster planmäßig seit zwei Jahrhunderten an sich gebracht: – das ist mein heißester Wunsch, mein liebstes Ziel.« – »So, so! – Es ist sehr hoch gesteckt.«

»Ich erreich' es oder gehe unter auf dem Wege dahin.« »Das sollst du, gefährlicher Schwärmer,« grollte Leodegar. – »Es ist ein grundstürzend Beginnen.« – »Jawohl! Aber dieser Grund, auf dem der Adel seine Zwingherrschaft gebaut hat, ist nicht der Boden des Rechts, ist Gewalt und Unrecht. Wohlan denn: Gewalt wider Gewalt: aber Gewalt zum Zwecke des Rechts.« – »Der Sklavensohn will sich am Adel rächen! Na warte!« – »Und,« beteuerte Ebroin, lodernd vor Eifer, »zum Heile des Reichs. Denn nur auf einem starken Stande freier Bauern kann sich auch ein starkes Königtum aus seiner jetzigen Ohnmacht wieder heben.«

»Das fehlte gerade noch,« lächelte der geistliche Edeling in sich hinein. – »Der Majordomus, der Führer des Adels, herrscht jetzt an des Schattenkönigs Statt in Palast und Reich. Vom Adel erhoben, vom Adel getragen muß er des Adels Willen thun, der Seniores Vorteile wahren wie gegen das Volk so gegen die Krone.« – »Aber du willst ja selbst Majordomus werden?« – »Ja, jedoch wahrlich nicht, um des Adels Sache zu führen. Nein, als Majordomums befreie ich das Volk und die Krone von der Herrschaft der Seniores. O wie will ich, ein Schwert in der Hand des Staats, diese übermütigen Häupter niederschlagen, beugen sie sich nicht dem Wohl des Ganzen.« – (»Und deiner Willkür, Bauernbub.«) – »Deine Hand nochmal, Leodegar: du wirst mir nicht fehlen, nicht versagen auf meinen steilen Pfaden?« »Ich schwöre:« – und er reckte die Hand empor – »wahrlich, du sollst Leodegar finden auf jedem deiner Wege! Sieh, Freund, schon die Pflichten, die Bande der Dankbarkeit fesseln mich ja unauflöslich an dich. Du hast mir das Leben gerettet! Anfangs – ich gesteh' es – wußte ich dir des nur wenig Dank. Dem Krüppel war das Leben verleidet. Aber bald sollte ich lernen – durch geistlichen Zuspruch! –: auch der Priester kann doch viel Gutes thun auf der Welt. Und auch wohl ein wenig des Guten genießen: denn dein Scharfsinn würde mir doch nicht glauben, daß ich darauf ganz verzichten will. Welches Glück ist es zum Beispiel schon, dir so auf deinen Wegen folgen, helfen zu können! – Aber nun schwöre auch du mir: – volles Vertrauen, aufrichtiges Aufdecken all' deiner geplanten Schritte: – erhebe gleich mir die Hand zu Gott.« – »Ich schwöre nicht. Mein Schwur würde dich nicht stärker sichern als mein Wort. Ich kann nicht glauben an euren Gott.« – »Ich ahnte das schon lange, Unseliger!« – »Sollte der scharfe Grübler Leodegar an all' die dummen Mirakel glauben, die uns in der Capella gelehrt wurden?« »Nun,« lächelte der, »mit Auswahl. Aber nicht um diese Mirakel handelt es sich, sondern . . .« – »Du hast recht. Um Tieferes und Höheres. Wohlan: der Eltern grausam Geschick, – des Vaters jähes, unverdientes Ende, – gar viel, was ich selbst erlebt und was uns aus Büchern gelehrt ward, – hat mich überzeugt: es ist nicht wahr, nicht möglich, daß ein allmächtiger und allgütiger Vater da oben über den Wolken die Geschicke der Menschen lenkt: denn unzählige Male siegt das Böse, muß das Gute blutig untergehn. O mein Vater . . . ich gedenke dein!« »Also ein Gottesleugner,« dachte der Priester, »das muß man sich merken! – Warum dann aber« . . . – forschte er eindringlich, »du glaubst nicht an Himmel und Hölle?« – Ebroin schüttelte den Kopf: »Ich glaube an mich selbst und an mein Schwert.« – »Warum dann aber das Gute thun, obwohl es uns schaden, das Böse meiden, obwohl es uns nützen würde?« – »Oh, Archidiakon! Welch niedrige Gesinnung! Also aus feiger Furcht vor der Hölle, aus schlauer Berechnung auf die Paradiesesfreuden handelst du? Nein! Was Mannesehre, Mannespflicht gebeut, spricht mir vernehmlich, spricht laut gebietend mir eine Stimme in der Brust und der Gedanke in meiner Stirn. Nicht Priester, nicht heil'ges Buch brauch' ich dazu! Ich *muß*

Neidingsthat meiden, Heldenthat thun. Ich kann nicht anders! – Es ist aber spät geworden! Gute Nacht, Bundesgenöß!« Und er enteilt raschen Schrittes in heißer Erregung.

Kühl bis ans Herz hinan sah ihm der Archidiakon nach: dann hob er den Zeigefinger drohend in die Nachtluft und sprach leise vor sich hin: »Nun bist du ganz in meiner Hand, starker Ebroin. Ja, du sollst kämpfen: – aber für mich, an Stelle meiner verlorren Rechten. Du sollst Austrasien zum Gehorsam zwingen unter den Mann, der zu Paris das Palatium beherrscht. Aber am Tage nach deinem Siege über jenen Pippin, – oder früher schon, muß es sein: – sollst du fallen, Hochverräter, Volksverhetzer, Gottesleugner.«

VI.

In jener Oktoberwoche ward zu Sankt-Denis der berühmte Jahrmart abgehalten, der sich an den Gedenktag des Heiligen, den neunten Oktober, schloß.

Da strömten überall her, auch aus weiter Ferne, die Kaufleute zusammen, sicher, zahlreiche Abnehmer versammelt zu finden: Warenhändler, die tauschten oder kauften, Vertreter der reichen, kostbare Dinge für den Schmuck ihrer Basiliken, für den glanzvollen Gottesdienst bedürfenden Bischofskirchen und Klöster, auch viele Weltgroße, welche die in jene Zeit fallende Herbstversammlung im Palatium zu Paris oder in einer der benachbarten königlichen Villen besuchten.

Da kamen die Bretonen vom Nordwesten mit ihren kunstvollen Geweben, die Aquitanier, ja sogar die Westgoten von Garonne und Durance mit ihrem schon damals gepriesenen »Provencer«-Öl und ihren dunkeln feurigen Weinen von Toulouse und Narbonne, auch die Übrerrheiner fanden sich ein: Alamannen, Bayern: jene mit ihren schon seit zwei Jahrhunderten vielgesuchten gelbbraunen Rindern, diese mit ihrem goldgelben Weizen vom Donaugau; die Friesen vom Norden brachten ihre ausgezeichneten Mäntel aus erlesener Wolle, die Sachsen ihre starken Rosse. Aber auch an menschlicher Ware gebrach es nicht. Kriegsgefangne oder durch Schuldknechtschaft in Unfreiheit geratene Männer und Weiber in großer Zahl wurden, Herden gleich, von den – meist jüdischen – Händlern herangetrieben: die Männer, hintereinander, an den Armen zusammengebunden mit starken Seilen auf beiden Seiten der Straße und vorn und hinten quer den Zug schließend, in der Mitte des so gebildeten Vierecks die Frauen und Mädchen; der Händler mit ein paar Wächtern zu Pferd schloß oder führte den Zug: große Hunde umkreisten wie eine Trift Schafe den Haufen mit lautem Gebell, duldeten, anspringend und beißend, nicht, daß einer zurückblieb oder aus der Reihe wich.

Ein solcher Sklavenzug näherte sich am Morgen des folgenden Tages von Nordwesten her – von der Straße von Rouen – den ersten Häusern von Saint-Denis.

Es war ein rauher Tag: der kalte Herbstwind drang durch die geringe und dünne Gewandung der Unfreien: die Männer schalten und fluchten, die Weiber stöhnten und weinten.

Nun gab es einen Aufenthalt: unter den letzten Bäumen des Gehölzes, das die Schar eben durchschritten, stockte es: Frauen und Mädchen drängten sich zu Hauf, waren

auch durch die laut tobenden Hunde nicht von der Stelle zu bringen! da brach sich der Herr der meisten in der Herde – ein alter Jude mit spitzem grauem Barte – Bahn: er trieb seinen Esel mit der neunsträngigen Geißel von der Spitze des Zuges, wo er geritten, zurück in die Mitte: unsanft ließ er die in Bleikugeln auslaufenden Stricke auch auf den Köpfen und Rücken der Schreienden tanzen, bis er den dichten Knäuel durchdrungen hatte: »Was treibt ihr da, ihr Bestien? Warum geht's nicht vorwärts? Durch eure Faulheit hab' ich schon den halben Tag des Marktes verpaßt. Gott meiner Väter, du weißt es, wieviel hundert Solidi das ausmacht! Was ist hier los?«

»O Herr,« klagte eine ältere Frau, »wir können nicht mehr. Die ganze Nacht hindurch – wie den gestrigen Tag – hast du uns vorwärts getrieben: – nicht einen Augenblick des Schlafes! – Da, diese junge Angelsächsin, das arme zarte Kind, hat's nicht mehr ausgehalten. Da liegt sie, ohnmächtig, zusammengebrochen unter der Tanne – halb tot . . .«

»Wart', ich will sie auferwecken und wäre sie ganz tot wie jener Lazarus, den euer falscher Messias, der Zimmermannssohn, erweckt hat: 's ist aber nicht wahr!« Und er hob die sausende Geißel.

Da fiel ihm sein jüngerer Genosse in den Arm, der sich nun auch herangedrängt hatte. »Gott du gerechter,« rief er, »Manasse, bist du besessen? Die Blonde da ist unser bestes Stück. Hast du vergessen, daß sie zur Hälfte mir gehört? Ach, schmerzlich viele Solidi hab' ich dafür bezahlt im Hafen von Dovera dem alten Levi von Jork. Gott verderb' ihm das Geschäft und die Knochen im Leibe! Grausam hat er gefeilscht und gehandelt. Willst du zerstören durch einen Schlag das süße Fratzengesicht, das uns einbringen soll einen Gewalthaufen Goldes? Das sollst du nicht! So wahr ich bin geheißener Mardochai! Steh' auf, Kleine, in Güte. Oder – noch lieber! – ich trag' dich. Das magst du aber nicht, spröde Jungfrau! Schreist ja schon, wenn ein Mann dich anlangt. Steh' auf.« –

»Ich kann nicht!« lispelte da eine holde, wohllautreiche Stimme. »Erbarmen!« Und ein wunderschönes Mädchen – oder noch ein Kind? – mit engelhaft sanften Zügen hob ihm stehend aus ihren Lumpen zwei alabasterweiße Arme entgegen. – »Du sollst aber! So komm! Vorwärts! Ich greife dich, süße Last!« Und grinsend streckte der junge Jude die schmutzigen Hände nach ihrer entblößten Schulter aus.

»Zurück, du Hund! Hand von dem Mädchen!« rief's da hinter ihm. Und über den Waldgraben auf die Straße setzte ein Reiter auf hohem weißem Roß, in glänzender Waffenrüstung: er schwang drohend den Schaft des Speers über dem Rücken des angstvoll Emporschauenden. Ein paar berittene Begleiter langten nun auch auf der Straße an. »Armes Kind,« sprach der Führer, sich von dem hohen Roß zu dem Mädchen herabbeugend, das einen Blick tiefsten, innigsten Dankes aus ihren lichtblauen Augen zu ihm emporstrahlen ließ. »Wie kamst du in solche Not? Du bist ja wie vom Himmel herabgestiegen! Wie heißest du?« – »Balthildis.« – »Wo kommst du her?« – »Aus der Insel der Angelsachsen!« – »Geraubt? Dann befrei' ich dich sofort!« Und er hob den Speer.

»Geraubt! Gott du gerechter!« »Geraubt! Gott meiner Väter,« riefen die beiden Händler wie mit einer Stimme. »O großmächtiger Herr Graf, –« hob Manasse an, »denn ich kenn euch wohl: ihr seid der Graf Hermengar von Bordeaux und manchen schweren

Zoll habt Ihr mir Bettelarmem abgedrückt auf dem Hafendamm der Garonne dort . . .«
»O grausam tapfrer Herr,« fiel Mardochai – aus vorsichtiger Entfernung! – ein, »sehen wir zwei beiden aus wie Männer, die da rauben die Mädchen?« – »Wir sind Männer des Friedens!« – »Wie alle Söhne Abrahams.« – »Handel und Wandel ist unsere karge Lebsucht.« – »Wai geschrieen, wie werden wir rauben!« – »Mir wird schwach in der Knie, seh' ich von weitem ein eisern Schwert.« – »Nicht geraubt! Ehrlich gekauft haben wir die Blonde im Hafen von Dovera.« – »Für teures, teures, ach teures Geld.«

»Ist's wahr, Kleine?« fragte der Reiter, freundlich auf das Mädchen herabschauend und ohne auf die beiden Jammerer weiter zu achten. »Es ist,« klagte diese, das Köpfchen leise senkend, aber ohne das leuchtende Auge von dem Erretter zu lassen. »Mein Vater, ein freier Ceorl von mehr als fünf Hufen, geriet tief in die Schuld eines Juden zu Jork. Der ließ sich den Vater, die Schwester, mich in Knechtschaft zusprechen. Er führte uns nach Dovera. Dort wurden wir auseinander gerissen, – verkauft an drei Käufer.«

»Und wir beiden,« fuhr Manasse fort, »wir haben erstanden hier dies weiße Täubchen, Ihr findet Wohlgefallen an der Kleinen? Kein Wunder! Wäre gerade was für so einen schönen, stolzen Herrn.« – »Kauft sie uns ab, wie sie daliegt unterm Tannenbaum!« – »Wir lassen sie billig.« – »Brauchen wir sie nicht noch zu schleppen auf den Markt und dort noch zu füttern.« – »Sie ist wohl ein süßer Bissen: – seht nur, wie weiß der Nacken,« näselte er süßlich.

»Schweig, Hund von einem Juden. Gewiß, sie wäre eine gute Gürtelmaid für meine liebe Ehefrau Friedrun.« Da schoß dunkles, heißes Rot in das bleiche Antlitz des Mädchens: die langen goldnen Wimpern senkten sich: sie sah dem Retter nicht mehr in das wohlgebildete und von edlem, gütigem Ausdruck verschönte Antlitz, das dunkelbraunes Haar, aus dem Helme flutend, umwogte.

»Aber ich muß – nach einem Auftrag für den Grafen von Rouen – als Gesandter des Königs schleunig an den Hof der Goten nach Toledo. So kann ich selbst, liebe Kleine, nicht weiter für dich sorgen. Doch sollst du mir wahrlich nicht hier am Wege verschmachten, du holdes Geschöpf . . .« Da errötete sie noch viel tiefer und schloß beide Augen. »Und nicht schnöden Gelüsten verfallen. Hier, trink, du Arme« – und er hielt ihr die Feldflasche an den Mund, die er hinter sich auf den Sattel geschnallt trug – »trink.« Und er sprang ab und hob sie auf, seine Haare streiften ihre Stirn.

Nun schlug sie die wunderschönen Augen wieder auf, wieder traf ihn der dankbegeisterte Blick. »Dein Heil, o hoher Herr! Und deiner Gattin! Und der heilige Augustinus schütze dein edles Haupt für und für. Und ich will für dich beten jeden Abend und jeden Morgen.« Sie trank lang und gab ihm das Gefäß zurück.

»Schad' um diese Knospe!« dachte er. »Welch' rauhe Hand mag sie brechen? – Steig' ab, Manno, hebe die Jungfrau auf deinen Braunen und führe sie – sicher! – bis auf den Markt zu Saint-Denis: – dann reite uns eilig nach. Wir erwarten dich in Rouen. Lebwohl, du viel liebes Kind. Und alle Heiligen mögen dich beschützen.«

»Herr,« rief sie ihm nach, »dein werd' ich dankbar denken bis zum letzten Hauch!« – Thränen stürzten aus ihren Augen: sie erhob sich auf die Knie und sah ihm nach. Und als sie ihn so nicht mehr erblicken konnte, stand sie vollends auf und spähte ihm nach,

auf die Zehen gereckt, bis die dichten Waldbäume sie auch seine Helmspitze nicht mehr erschauen ließen.

VII.

Am Abend dieses Tages stürmte in Vannings Gemach im Palatium Ebroin, Sein Antlitz glühte, heißes Rot und fahle Blässe wechselten jäh.

»Um Gott,« rief Vanning, aufspringend von seinem Abendwein. – »Hilf, Sankt Martin! Ebroin, was ist dir?« – »Vanning, Freund, Bruder! Hilf mir! Steh' mir bei. Es gilt mehr, weit mehr als mein Leben. Gieb mir . . .« – »Mein Blut für dich, mein Herzblut!« – »Nein! Geld! Sehr viel Geld, unsinnig viel Geld!« – »Wieviel?« – »Viertausend Solidi.« – »Du rasest! Wofür?« – »Für ein Weib! Was sag' ich? Für einen Seraph! Nein doch, für eine der Elbinnen, der berückend schönen, Wahnsinn des Verlangens entzündenden, von denen der alte Thiemo Wunder erzählte.« – »Und der Muntwalt fordert so hohen Brautschatz?« – »Nichts Muntwalt! Ihr Herr, ihres Leibes Eigentümer . . .« – »Ebroin! Eine unfreie Magd!« – »Nein! Sie ist frei geboren! In Schuldknechtschaft verkauft! Ich sah sie – ich sprach sie kurz – vor der Basilika des Heiligen liegt sie – in Lumpen gehüllt – auf den Steinstufen. Ich muß sie haben! Nein doch!« er stampfte mit dem Fuß auf den Estrich. »Nicht das ist's, was mich treibt! – obwohl ich, seit ich sie gesehen; nichts mehr, nichts sehe als ihren holden Reiz, die sanfte Anmut ihrer Züge! Aber nein! Frei kaufen muß ich sie. Erretten vor dem Scheußlichsten!«

»Kaufen: – eben für dich!« meinte Vanning, gutmütig lächelnd. »Nein! Bei meiner Treu! Ich lasse sie frei, sowie sie mein. Ich bringe sie zu meiner Mutter. Verflucht sei meine Hand, rühre ich sie an, bis sie sich freiwillig als Braut mir verlobt!« – »Das ist mein Ebroin! Wie heißt sie?« – »Ach, ich vergaß zu fragen, in ihrem Anblick, ihre Not versunken! Aber Eile; Eile drängt. Denke nur, der Freigelassene des Apronius zu Soissons . . .« – »Pfui, des alten Wüstlings, des scheußlichen Greises, der in seinen siebzig Jahren sich siebzig Buhlen hält?« – »Hat bereits Hand auf sie gelegt. Heute Nacht noch trifft sein Patronus von Epinay her ein. Der unermeßlich Reiche bezahlt leicht das Doppelte. Mit Mühe setzte ich's bei ihren Verkäufern durch, daß sie bis morgen um die sechste Stunde warten wollen: bring' ich bis dahin das Geld, soll ich die Vorhand haben.«

»Aber! Bis morgen Mittag! Diese Summe! Ich – ich habe nicht hundert Solidi hier. Gern wollt' ich – denn ich sehe ja, dich verzehrt die Glut, mehr noch die Angst! – mein ganzes Vatererbe drum verkaufen: – aber das dauert Wochen und reicht noch lange nicht.« – »Und meine arme Scholle noch viel weniger!« – »Geh' doch zu den reichen Kaufleuten auf der Messe hier, den Juden aus Paris, zu Simon, zu Marcus, zu Hamann auf dem Markte.« – »Bin bei allen gewesen. Sie lachten! Wie werden sie denn dem bettelarmen Grafen von Agen, aus dem vielleicht einmal in vielen Jahren was Reicheres werden kann, Geld leihen!« – »Und . . . ich rat' es ungern! – dein neuer Freund und Bundesbruder Leodegar? Der hat immer Geld wie Heu: – er selbst, sein Oheim, seine Kirche!« – »Ich war bei ihm – zu allererst! Er ist nicht zu finden – soll im Palatium in Paris sein. Ach, ich sehe keine Hilfe! Ich muß diese Perle zertreten lassen von jenem Scheusal!« Und er warf sich ächzend auf einen Stuhl.

Aber gleich sprang er wieder auf.

»Nein,« schrie er, »das nicht. Das soll ihr Los nicht sein. Ich dachte daran, sie mit Gewalt zu befreien. Ganz unmöglich! Der Markt ist in beiden Zugängen mit Ketten abgesperrt: der Graf von Paris, Leodegars Nachfolger, der die reichen Marktzölle erhebt und mit seinem Kopfe für den Marktfrieden haftet, hat beide Zugänge mit je hundert Speeren besetzt. Unmöglich also! Aber Apronius soll sie nicht besudeln mit seinen Händen. Ich reite ihm entgegen in den Wald von Epinay, durch den muß er in wenigen Stunden. Ich fordre ihn zum Kampf und schlag' ihn tot.« – »Der wird sich dir stellen! – Und wenn?« entgegnete Vanning. »Und was dann? Dann bist du nicht um einen Solidus reicher und statt des einen Wüstlings kaufst sie nach der sechsten Stunde ein anderer. Das hilft dir nicht. *Geld* mußt du haben.« Da blitzte Ebroins Auge plötzlich auf, unheimlich ward der Ausdruck seiner Züge. »Recht hast du, Freund. Aber einen furchtbaren Rat hast du – ohne es zu ahnen! – in meine Seele geblasen, in mein tobend, rasend, wahnsinnig Gehirn. Tot zu schlagen den Käufer ist nicht nötig! Und hilft nicht! Aber, Vanning, hasse mich, verachte mich – aber *sein Geld!* – Ich weiß, er führt es mit sich: der Freigelassene prahlte damit – sein Geld nehm' ich ihm ab im finstern Walde, jage hierher zurück und kaufe sie nach Sonnenaufgang frei – mit *seinem* Gelde!« – »Ebroin! Das ist . . .« – »Straßenraub. Ich weiß. Darauf steht Friedlosigkeit, ja das Schwert. Aber Raub entehrt nicht, wie Diebstahl! Ich thu's! Ich muß! Ich kann nicht anders. Leb' wohl, Vanning. Vergiß mich.« »Im Gegenteil,« rief der und griff nach Helm und Schwert. »Ich begleite dich. Der Alte reist doch nicht allein. Du brauchst einen Helfer.«

VIII.

Der Wald von Epinay-sur-Orge war von Untergehölz und Gebüsch so dicht durchwachsen, daß kaum die alte breite Römerstraße, die, von Soissons her nach Paris führend, ihn durchzog, genügend frei gehalten werden mochte.

In dieser nebligen Octobernacht drang der halb volle Mond kaum durch die hohen Wipfel der hart nebeneinander ragenden düstern Ulmen und der breitästigen Eschen: das welke Laub fiel geräuschlos bei jedem leisen Windhauch auf die Helme, auf die Schultern, auf die Pferde der beiden Reiter, die, im dichten Buschicht, hart an dem südlichen Ausgang des schmalen Brückleins über den kleinen Waldbach hielten, der von Osten her seinen Weg in die Seine suchte.

Der dicke Nebel verstattete kaum den Blick über die kurze Brücke hin: – was nördlich derselben lag oder daher kam, entzog sich der Wahrnehmung völlig.

»Es dauert lang, allzulang!« sprach Ebroin ungeduldig. »Soll ich rechtzeitig eintreffen, haben wir, nachdem es geschehen, mehr als zwei Stunden scharf zu reiten. Laß uns ihnen lieber noch ein Stück entgegentreiben, die Sache früher zu vollenden . . .« – »Und vor lauter Ungeduld den Platz hier verlassen, den wir weislich gewählt? Nein! Hier, auf der engen Brücke, können sie uns nicht entwischen, kann zumal der den Geldsack trägt, nicht damit ins Land, in den Nebel, in die Nacht hinaus jagen. Auch nützt ihnen in solchem Gedräng am wenigsten die Übermacht, die sie sicher haben werden.« – »Fürchtest du sie, so laß mich allein.« – »Das hab' ich nicht verdient.« – »Verzeih', vergieb! – Ich bin nicht ganz . . .« – »Bei Sinnen, seit du sie gesehen. Jawohl! Aber ich begreif's, nachdem auch ich sie im Vorbeireiten erschaut, die rührende, zarte Gestalt, in

ihren ärmlichen Fetzen vor der Kirchenthüre knieend und die wunderbaren Augen im Gebet gen Himmel gerichtet. Aus eitel Mitleid schon reut es mich nicht, dir zu helfen.« – »Still! Horch! Ich meine, ich höre Geräusch, dort, jenseit der Brücke.« – »Ja. Aber das sind nicht Hufschläge. Es knackte in den Büschen: – es war wohl ein Wolf, der nächtlich streifend durch das Dickicht brach: – jawohl. Da heult er in der Ferne.« Eine Weile schwiegen beide. – »Aber jetzt! War das nicht ein Lachen?«

»Jawohl! Aber die Eule war's, dort, in dem Ulmenwipfel. Da streicht sie ab: der Mond wirft den Schatten ihrer breiten Flügel auf die Straße. – Doch nun, horch auf. Ja, das sind Hufschläge. Zähle! O weh, Freund, das sind gar viele Pferde. Der Vorsichtige hat sich Geleitspeere bezahlt beim Grafen von Paris. Drei – Sechs – Neun – Zwölf.«

»Und wären's hundert – drauf!« Und er band das schwarze Tuch, das nur die Augen durch zwei Löcher blicken ließ, über den Ohren fester und riß das Schwert unter dem braunen Mantel hervor; Vanning, ebenfalls verlarvt, that desgleichen; sie hatten die langen Speere nicht mitgenommen zu dem erforderlichen Ringen um das Geld – Mann an Mann.

Nun tauchten nördlich der Brücke zahlreiche dunkle Schatten auf; an der Spitze ritten zwei Vollgewaffnete.

»Eh, Hartbrand: Wolf und Eule: – was ist das für Angang?« – »Der Wolf, Willfried, rannte gegen uns: – übler. Die Eule bäumte zur Rechten auf: – guter!« – »So hebt sich's. – Sieh! Da kommt ein Steg, ganz schmal! Wie eine Mausefalle. »Halt,« rief er laut, nach hinten sich wendend, die Hand hoch erhebend. »Schritt! Ganz langsam. Eine Brücke! Langsam sag' ich.« »Langsam,« wiederholte sein Nebenmann und beide drehten sich auf ihren Sätteln mahnd nach rückwärts.

Diesen Augenblick benutzten die Freunde: ohne Wort oder Ruf sprengten sie überraschend gegen die beiden Wegführer an: der eine fiel vom Sattel, der andre hielt sich mühsam an der Mähne in der Schwebe: die nächsten beiden Reiter waren unbewaffnete Knechte: schreiend drückten sie sich zu beiden Seiten an das Brückengeländer: nunmehr kam ein Freigelassener: er zückte den Speer gegen Ebroin: Vanning schlug ihm die Waffe aus der Hand, daß sie weit über das Brückengeländer ins Wasser flog.

»Apronius!« schrie nun Ebroin den nächsten Reiter auf reich gezäumtem Maultier an, »gieb dein Geld . . . Dann geschieht dir nichts! Wo ist der Geldsack!« Und er hob das Schwert gegen sein Antlitz. »O – ah – Erbarmen! – Ich . . . ich führe ja kein Geld mit,« rief der Alte, »Friede! Friede!« zog aber zugleich einen langen Dolch aus dem Gürtel.

»Hier ist der Sack!« rief Vanning und griff nach einem schweren Lederschlauch, der mit einem Riemen quer über den Rücken eines ledig gehenden Esels gebunden war. Er durchschnitt mit scharfem Hieb den Riemen und riß, – nicht ohne Anstrengung und Zeitverlust – die schwere Last auf den Hals seines Rosses. »Ich hab' ihn! Zurück! Nach Hause!«

Aber mittlerweile hatten sich die beiden germanischen Wegführer aufgerafft: beide drangen zu Fuß auf Ebroin ein, der sich ihrer mit Mühe erwehrte.

»Halt ihm den Gaul am Zügel, Willfried. Laß ihn nicht von der Stelle.« – »Hab' ihn schon.« Und Ebroin war festgebannt auf der Brücke, auf deren Nordseite nun noch drei

gewaffnete Geleitsreiter eintrafen, die vorwärts drängten. Vanning kam dem Freunde zu Hilfe: mit der Zügelhand zugleich den Ledersack auf den Sattel vor sich drückend, rannte er den Mann über den Haufen, der Ebroins Hengst am Zaume hielt.

Aber da blitzte im Mondschein etwas über Vannings vorgebeugtem Nacken: es war der Dolch, den Apronius zu tödlichem Stoß über dem Ahnungslosen zückte. »Ah, gieb acht!« schrie Ebroin. Jedoch Vanning konnte nicht wahrnehmen, was ihn von hinten bedrohte: er schien verloren: – da stieß Ebroin dem Alten das Schwert in die Kehle: – lautlos stürzte der aus dem Sattel.

»Mord! Mord!« klagten seine Sklaven.

»Nieder, du Mörder!« rief der noch aufrecht stehende Germane vorn und schwang die Streitaxt gegen Ebroin. Vanning ersah's und spaltete ihm Sturmhaube und Stirn mit einem sausenden Schwerthieb. »Jetzt aber rasch, rasch davon! Was starrst du vor dich?« rief er Ebroin zu, der auf des toten Greises verzerrtes Antlitz niedersah, das im bleichen Mondlicht von der Erde auf zu ihm emporzudräuen schien. »Zurück! Rasch!«

Und er gab dem Pferd Ebroins mit der flachen Klinge einen Schlag auf den Hinterbug – weitaus griff der Rappe; beider Rosse Hufschläge donnerten über die Brücke zurück, bald auf der harten Straße: schon hatte sie der dichte Nebel verschlungen: die Begleiter des sterbenden Römers waren um ihn voll beschäftigt.

»Blut! Raub! Mord!« rief Ebroin gegen den schweigenden Himmel hinan. »O du Vielholde! Teuer bist du erkauft!«

Zwei Stunden darauf sprengten, von Staub und Schmutz der Straße die Rosse und die Mäntel über und über bedeckt, die raschen Reiter auf den Marktplatz von Saint-Denis.

Die beiden Sklavenhändler und ihre lebendige Waare bedeckten noch dicht die Stufen der Basilika; aber der Platz oben auf der Estrade hart vor der Thüre, wo die feine Gestalt der Angelsächsin gekniet hatte, war leer.

Ebroin sah's: »Sie wird drinnen – in der Kirche – beten!« sagte er, sich selbst beschwichtigend: denn das Herz drohte ihm zu stocken, »Hier, Jude,« rief er, auf den Ledersack deutend, den Vanning vor sich auf dem Sattel trug. »Hier das Geld – und mehr als du verlangst! Wo ist die Jungfrau?« »Wer weiß, ob sie das noch ist?« grinste der Jüngere, Ebroin hatte nicht verstanden; er wandte sich an den Alten. »Wo . . . wo ist das Mädchen?« – »Wie soll ich wissen? Wo wird sie sein? Wohin sie hat gebracht ihr Herr!« – »Ihr Herr? Du bist ihr Herr.« – »Gewesen. Ist sie doch verkauft!« »Was?« schrie Ebroin, »verkauft. Du Schuft: – noch ist die sechste Stunde nicht voll.« »Mag sein. Aber der Preis, den hat geboten der andre,« fiel Mardochai ein, »der war voll. Hat er doch geboten tausend Solidi mehr als wir verlangten.«

Ebroin versagte die Sprache: er starrte lautlos vor sich hin. »Und wer – wer ist der Käufer?« fragte Vanning, sein Pferd dicht herantreibend. »Weiß ich's? Ist mir ganz gleich.« »Wer . . . wer . . .?« stammelte Ebroin leichenblaß. – »Nu, was soll'n wer's nicht sagen dem jungen Herrn, will er's gar so gern wissen? Vielleicht verkauft sie ihm der andre zurück – das heißt: nach ein paar Wochen. Ist gewesen ein stolzer, stattlicher Herr. In kostbarem schwarzem Gewand: ein schwarzseiden Mantelchen, Hat er nur eine Hand. Und sein Säckelmeister hat ihn genannt: Herr Archidiakon Leodegar.«

Da schrie Ebroin laut auf und stürzte besinnungslos vom Pferd auf das Pflaster des Marktes.

IX.

Viele Wochen darauf – der Schnee lag auf den entblätterten Platanen der Gärten zu Paris – saß in einem dunkel verhangenen kleinen Schlafgemach des Palatiums dort am Bett eines Kranken eine sorgsame, angstvolle Pflegerin: sie träufte ihm aus einer flachen Phiolen dunkle Tropfen auf die brennenden Lippen.

»Dank, Mutter, Dank!« hauchte er, ihre Hand streichelnd. »Dank für all' deine Sorge. Zum zweitenmal schuld' ich dir mein Leben.« – »Gott dem Herrn dankst du die Genesung, mein Ebroin, Ach, als ich vor Monatsfrist über diese Schwelle trat – mit dem treuen Vanning . . .« – »Wo ist er? Wo . . .? Ich will ihm danken!« – »Verschwunden! Spurlos verschwunden ist er, sobald er mich an dieses Bett gebracht hatte. Er kam mir schon unterwegs so seltsam vor – wie nicht recht bei Sinnen. Er stammelte wirre Worte, – schalt sich einen argen Sünder, sprach von Blutschuld, Raub, Reue, Buße . . .« »Ah,« seufzte der Kranke tief auf. »Auch er – auch seine Seele hab' ich . . .! Und umsonst, umsonst.« Und er barg das glühende Antlitz in den Kissen.

»Was ihn nur so quälen mag?« dachte die Mutter. »Rätselhaft waren die Worte, die er im Fieber raunte Tag und Nacht! – Komm, mein Kind, beruhige dich.« Und sie strich ihm mit einem essiggetränktem Linnentuch über die heiße Stirn. »Du sollst dich nicht aufregen durch die eigenen Gedanken, riet der gute Arzt. Wie mag ein Jude nur so gütig sein! Schlafen sollst du oder beten!«

»Ja, wer das könnte! Im Schlafen träum' ich alles nochmal. Im Beten fluch' ich Gott und mir und . . . ihm.«

»Du sollst deine Feinde segnen, nicht ihnen fluchen, Kind. Als ich dich damals im Fieber tobend fand, – Hirnfieber, sagte der alte Zacharias – da schien wenig Hoffnung, daß du . . .« – »O wär' ich doch gestorben!« – »Sprich nicht so. Gott hat noch Großes mit dir vor. Sonst hätte er dich nicht wie durch ein Wunder hergestellt. Und du wärst in deinen Sünden dahingefahren – ohne Beichte, ohne . . .« – »Beichte! Ja, Mutter, du hast recht. Beichten! Das wird mich erleichtern, mehr kühlen, mehr als der Kühltrank des Arztes. Beichten! Aber nicht den Priestern! Dir, liebe Mutter, dir will ich beichten, das schwere Gewissen zu entlasten. Du sollst alles wissen und dann mich . . . verdammen, mich verlassen!« »Mein wilder Bub,« sprach sie, seine Wangen liebkosend. »Ja, sprich! Schütte dich aus. Wie weiland der Knabe gethan, wann er mir auf meinem Schoß seine kleinen Leiden und Schmerzen, seinen Zorn geklagt über Verunrechtung durch die Seniores, durch Leodegar.«

»Leodegar!« schrie der Kranke und fuhr in die Höhe. »Er sei . . .! Aber nein, erst soll die Mutter alles hören. Ach, dein Bub ist nicht mehr das wilde, heiße, aber brave Herz, frei von Schuld. Ich bin . . .! Ich kann's nicht sagen, was ich geworden bin. Höre! Ganz nahe dein Gesicht, dein Ohr an mein Kopfkissen! Ich kann's nicht laut sagen.«

Und die alte Frau schob sich nun eng heran, er umschlang ihren Hals mit beiden Händen und erzählte ihr, – unter vielem Stocken und Seufzen – ohne sich zu schonen, alle Vorgänge jener Nacht und jenes Morgens.

Wohl zuckte die fromme Frau zuweilen zusammen vor Grauen, aber sie bezwang ihr Entsetzen, des Kranken zu schonen: auch wich die Entrüstung in dem Mutterherzen gar bald dem Mitleid. »Nun,« schloß er, sie freigebend und erschöpft auf das Lager zurücksinkend, »nun weißt du alles, Mutter. Jetzt schüttle den Staub von deinen Schuhen, verlaß das wohlverdiente Schmerzenslager des Räubers, des Blutbefleckten . . .« – »O nein, mein Sohn! Jetzt gehör' ich erst recht an deine Seite, jetzt, da deine Seele mehr leidet als dein armes Gehirn. Unablässig will ich für dich beten. Und daß du dem Priester beichtest, dazu dräng' ich dich nicht, so tief mich dein Unglaube schmerzt: seine Lossprechung würde dich ja nicht trösten und sie würde dem Ungläubigen gar nicht werden. Auch ich, deine Mutter, spreche dich noch nicht frei: noch nicht! Erst sollst du, da dich Gott in seiner Gnade genesen ließ, durch ein wackres Leben zeigen, daß du solche Gnade verdienst: du sollst Gutes thun, Großes verrichten mit den Gaben deines von Gott geschenkten Geistes, Gutes und Großes wirken an diesem deinem Volk der Franken, zumal an den Armen und Elenden, denen deine Eltern und du selbst solange angehört haben, du sollst ein Wohlthäter, ein Erretter werden der Bedrückten. Dann, bist du das geworden, dann wird dich der Segen von Tausenden freisprechen von der Schuld jener raschen That. Und auch deine Mutter, denn die beste Buße ist das Bessermachen.«

»Die beste Buße ist das Bessermachen!« rief der Kranke und Thränen weicher Rührung traten in seine Augen, »Ein goldig Wort! Ich will's befolgen. Aber siehst du, Mutter, dein Wunsch, ich möge die Liebe zum Weibe kennen lernen, – ach, er ist mir nicht zum Heil, zum Unheil in Erfüllung gegangen. Und doch! Daß ich sie nur *sehen* durfte, hat mein ganzes Leben mit Sonnenglanz erfüllt: von dieser Erinnerung will ich zehren bis ans Ende. – Wo mag sie sein? Was mag aus ihr geworden sein? Leodegars Gemahlin! Aber ob er das wollen wird? Ob der Gewaltthätige nicht . . .? Er ist Priester. Zwar darf er mit des Bischofs, mit des Papstes Verstattung die Ehe schließen . . .« – »Mein armer Sohn! Den Trost muß ich dir nehmen. Er kann nicht die Ehe schließen. Er ist einstweilen Bischof geworden, Bischof von Autun.«

»Er steigt rasch,« seufzte Ebroin. »Und ich . . .«

»Auch du bist gestiegen« – (es reizt ihn wieder das Weltliche, Gott sei Dank! dachte die Mutter). »Schau her: Vanning erzählte, als er dich, den Bewußtlosen, in dies Gemach geschafft, habe er diese Charta vorgefunden. Der König hat dich – der alte Waltharich ist gestorben – zu seinem Mariskalk ernannt. Hier, lies.« Eifrig griff Ebroin nach der Rolle. »Ah, am Tage vor dem Raub, vor der Blutschuld! Und in diesem Amte hätte man mir das Geld geliehen! Grausame Unvernunft des Zufalls! Aber der Mariskalk hat den Heerbefehl über die ganze Reiterei des Palastes. Das ist Macht, Waffengewalt: – das ist der Weg zu höchsten Heldenehren. O Mutter, Mutter! Die erste Freude wieder! Und du, du hast sie verkündet. Sie thut mir wohl, ich fühl's. Die beste Arznei! Komm, bitte – hilf mir – langsam aus dem Bett. Ich will, ich muß aufstehen, – der Mariskalk muß zu Roß!«

X.

In der gleichen Stunde schritt in das Schreibgemach des Bischofs von Autun dessen Bruder Gairin, der Graf von Tours.

Stauend blieb der Eintretende am Eingang stehen, sich in dem weiten Raum umsehend: »Nun, hochehrwürdiger Herr Bruder,« begann er, »meinen Glückwunsch! Glück zu allem, was du in diesen Monaten unserer Trennung geschafft, erreicht, vollendet hast. Auch zu diesen Veränderungen hier im Bischofsbau! Ich kenne ihn ja von früher. Aber welche Pracht, welcher Schmuck, welcher Geschmack, welch' Kunstverständnis! Ich sah's mit Staunen, Schritt für Schritt, von den Thorflügeln, von dem Atrium an, bis hierher in dein Geheimgemach: – das ist die Krone des Ganzen. Römische Reliefs – griechische Vasen! – Was seh' ich? Eine nackte Marmorgöttin! Ei, ei, Herr Bischof!«

Langsam erhob sich Leodegar von den purpurfarbenen Kissen des Pfühls, auf dem liegend er gelesen hatte: er ließ eine Urkunde in das kostbare Bronzebecken gleiten, das neben dem Kopfende stand und zahlreiche Pergamente enthielt; sein dunkelrotes Hausgewand aus feinsten friesischer Wolle war an Halsöffnung, Ärmeln und Saum reich, aber geschmackvoll, nicht überladen, mit Gold gestickt. Glänzende römische Kameen hielten, in goldene Spangen gefaßt, die weißen Sandalen über dem feinen Knöchel zusammen. Der Bischofsring am vierten Finger seiner Hand trug einen bärtigen Kopf, den er für Sankt Petrus ausgab, aber er wußte, es war ein Poseidon.

Alle seine Regungen und das Spiel seiner Mienen waren noch viel mehr als früher berechnet, bemessen, salbungsvoll. Langsam und würdevoll war denn auch die leise Bewegung, mit der er dem Bruder die Hand hinhielt, – nicht gar weit sie entgegenreckend: »Willkommen,« sprach er, den zierlich geschnittenen, schmalleppigen Mund kaum zu einem Flüstern öffnend, »im Namen des Herrn!« Gairin stutzte: dann lachte er: »Na höre, alter Genöß im Dienste von Bacchus und Venus: jetzt, – hier, – mit dem Bruder allein, – brauchst du nicht so feierlich . . . Komödie zu spielen.« »Ist nicht Komödie gespielt,« entgegnete Leodegar, immer gleich sanft und gleich verhalten. »Es darf nicht Komödie sein, es muß zweite Natur werden. Eben deshalb,« und nun lächelte er mit überlegener Ironie, »muß ich stets in der Übung bleiben.« »Nun, meinethwegen. Mir wär's zu langweilig. Aber mir kann's recht sein, ich muß es ja nicht mitmachen. Ich eile hierher aus meiner Grafschaft, dir zu danken: denn du doch gewiß hast bei dem König durchgesetzt, daß mir – trotz meiner jungen Jahre! – das ehrwürdige Amt des Seniskalk am Hof verliehen wurde? Nicht?« – »Es mag wohl sein!« – »Dann Dank dir, Bruder.« – »Keine Ursach. Hab's nicht um deinetwillen gethan. Aber bitte, setze dich – ich muß dir darüber – und von noch anderem! – vieles sagen. Du bist erschöpft von der Reise. Bevor wir zur Tafel schreiten – ich habe täglich gegen hundert Gäste – eine Erfrischung.«

Er trat an die Wand, von dunkelrotem rätischem Marmor getäfelt: da war unter einem neuen silbernen Kreuz ein alter goldener Adler angebracht, der noch den Donnerkeil des Zeus in den Fängen trug: er drückte leise auf den heidnischen Blitzstrahl: – draußen erklang ein silberheller Ton: zwei Akoluten glitten geräuschlos durch eine unsichtbar in die Nebenwand eingefügte Pforte und neigten in stummer Demut die glattgeschornen Häupter.

Kaum vernehmbar, so leise, befahl der Bischof: »Den Wein aus den römischen Vignen Sankt Pauli. Und die korinthischen Becher. Und Pfirsiche aus dem Warmhaus des Klostergartens.«

So geräuschlos wie sie gekommen, verschwanden die Aufwärter; mit unbegreiflicher Schnelligkeit brachten sie das Befohlene, setzten es auf den Rundtisch von grünem Malachit und glitten hinweg wie schwarze Schatten. Der Wirt winkte dem Gast, sich zu setzen; der bekam so die Marmorstatue voll zu schauen. »Ein entzückendes Weib! Höre, Bruder! Zur Enthaltung verurteilt sein und immer dieses Geschöpf vor sich haben . . .« – »Die? Die ist ja von Stein. – Übrigens geloben wir nur Ehelosigkeit.« – »Wo hast du die Statue her?« – »Aus Arles. Dort hatte sie ein dummer Bischof – es giebt auch solche! – zerschlagen wollen, hatte auch schon angefangen – du siehst, die Arme fehlen. Zufällig kam mein Capellanus dazu, verhütete die Vollendung der Barbarei und erbot sich, ›das heidnische Scheusak dem frommen Gottesmann aus den Augen zu schaffen: – der gab sie mit Freuden: – ohne Entgelt! Der Esel! Der verstümmelte Rumpf ist noch mehr wert als alle Kirchen von Arles samt ihren toten Reliquien und lebenden Priestern. Schau, was meine Erholung ist zwischen dem Messelesen und den vielen Rechtshändeln des Bistums«: und er öffnete den Deckel eines prachtvollen antiken Sarkophags, griff hinein und hob einen aus weißem Marmor gemeißelten nackten Frauenarm hervor: »Ich muß doch dem schönen Weib die Arme wieder geben. Desto uneigennütziger von mir, da sie mich nie in diese Arme schließen wird. Oheim Dedo, dem ich ja all' meine Bildung wie in Wissenschaft, so in Kunst und Kunstgewerk verdanke, hat den linken zu ergänzen übernommen. Wollen sehen,« lächelte er, »wer's naturgetreuer machen wird. Freilich, der Ohm hat längere Erfahrungen . . .«

»Aber der Neffe frischere,« lachte Gairin. »Ei, wie köstlich munden diese Pfirsiche.« – »Ja! Persien hat der Herr gesegnet, obwohl es nicht an ihn glaubt. Im frommen Gallien gedeihen sie nicht so gut. Wie ungerecht von den Heiligen!« »Was ist aber das?« forschte der Seniskalk neugierig. »Eine Art Brettspiel? Allein mit gar verschiedenen Gestalten besetzt. Nie hab' ich das gesehen.« – »Glaub's wohl! Ist noch im Abendlande nicht bekannt. Der Ohm lernte es tief in Asien von einem indischen Fürsten und brachte mir die elfenbeinernen schwarzen und weißen Männlein mit . . .« – »Aber da sind auch zwei Weiblein.« – »Die Königinnen! Auf die kommt das meiste an. Der Ohm lehrte mich das Spiel: das königliche oder das mit den Königen heißt es: – 's ist fein, aber schwer. – Jedoch nun zu deinem neuen Amt. Morgen schon gehst du mir nach Paris an den Hof.«

»Morgen schon! Ich wollte . . .« – »Du willst, was ich will – für uns beide wollen muß. Vernimm! Zwar hab' ich auch nach dem frühen Tod der Königin Nantechild, meiner mütterlichen Gönnerin . . .« – »Na höre! Ja so: . . . du darfst nicht aus der Übung fallen!« – »Bis vor kurzem den jungen König Chlodovech völlig beherrscht: – ich sollte ja für seine Seele wie für sein Reich sorgen: so hatte sie mir ihn, wie ein heilig Vermächtnis empfehlend, hinterlassen.« »Ihrem Buhlen den Sohn!« lachte Gairin. »Ich habe denn auch für beides gesorgt,« lächelte Leodegar, und diesmal war das sonst so feine Lächeln sehr cynisch. »Seine Königsmacht hab' ich nach Kräften eingeschränkt durch allerlei Zugeständnisse an die heilige Kirche und an den Weltadel . . .« »Sehr vernünftig!« unterbrach der Bruder nach einem tiefen Trunk. »Höre du, dein Wein ist stark!« – »Bah, ich bin doch stärker. – Denn hier drohte eine Gefahr, die ich gerade noch zu rechter Zeit entdeckte, sie abwenden zu können. Denke dir nur, dieser heißblütige Ebroin . . .« – »Verschling' ihn die Hölle!«

»Ja, vielleicht muß sie das einmal ganz geschwind! . . . Hat den richtigen Gedanken gefaßt, das ›Heil des Frankenstaats‹ – das ist nämlich sein höchstes Ziel . . . –« – »Der

Thor! Was hat er davon?« – »Verlangt die Stärkung des Königtums. Und zwar zu wessen Vorteil? Zum Besten der kleinen Freien.« – »Natürlich! Der Ackerersohn! Der Knecht!« – »Und woher die Mittel nehmen, Krone und Bauern zu kräftigen?« »Nun?« rief Gairin und hielt vor Staunen den Pfirsich vor dem offenen Mund. »Der Kirche und dem Adel Reichtum und Rechte schmälern!« – »Der Kerl ist ja toll!« – »O nein. Er ist sehr klug. Und hat ganz recht.«

»Wie? Was? Hin muß er werden! Ich stech' ihn über den Haufen!« »Ja, ja! Aber erst später. Erst muß er – ich kann's ja nicht,« stöhnte er bitter, an seine rechte Schulter langend, »ich elender Krüppel – erst muß Er mir Austrasien erobern: Er kann's, er ist der Mann dazu: – auch jenen klugen Arnulfingen meistert er, so mein' ich. Dann aber fällt er rasch . . .« »Oh,« lachte der Bruder, »und dann herrscht der Bischof von Autun über alle drei Reiche.« – »Nicht unmittelbar – der Bischof kann ja nicht Majordomus werden! Majordomus über das ganze Reich wirst du, Bruder Gairin.« »Ah so!« rief der und riß die Augen auf. »Ich befrage dich dann in allen Dingen.« »Das wird vielleicht nicht schaden,« lächelten die schmalen Lippen. »Aber soweit sind wir noch lange nicht. Vor allem mußt du die Gunst des Königs gewinnen. Deshalb fort mit dir aus dem fernen Tours und an den Hof! Denn – leider! – Der biedre Praejectus hat Macht über ihn gewonnen, hat Ebroin als Mariskalk durchgesetzt: – bestürzt finde ich meinen Einfluß dort seit einiger Zeit schwinden. Der König zieht sich von mir zurück . . .« »Das wäre!« rief Gairin erschrocken, »das darf nicht sein.« – »Nein. Und deshalb muß etwas geschehen. Etwas ganz Neues und Entscheidendes. Zwar hatte ich mir den jungen Mann gefügig, zugethan gemacht durch das stärkste Bindemittel, das Jünglinge fesselt.« – »Nun?« – »Ei, das versteht sich doch: durch die Weiber. Er war wie eine Jungfrau, da ich ihn von seiner in Gott ruhenden Mutter geerbt hatte. Nun, das konnte doch nicht so bleiben. Ein Mann, ein Herrscher muß die Welt kennen. Zu der Welt gehören nun aber auch die Weiber . . .« – »Ich verstehe.« – »Und das that lange gut. Aber nun versagt's. Das Bürschlein – ein echter Merowing! – ist unersättlich: – er wird's nicht lange treiben, fährt er in solchem Unmaß fort. Sind sie doch, diese Königsknaben, wie die Eintagsfliegen: von Knaben gezeugt, als Knaben schon Gatten, – schon vorher Väter! – siechen sie auch schon als Knaben dahin, kaum das volle Jünglingsalter erreichen sie. Geht das so fort, versiecht alsbald und verwelkt und stirbt rasch dahin das ganze Haus des markstrotzenden Chlodovech. Nun, uns kann's nur willkommen sein: über solche Schwächlinge – und *für sie!* – herrschen Bischof und Majordomus. Aber seit einiger Zeit folgt mir mein königlicher Schüler nicht mehr recht: er ist überdrüssig all' der Weiber, die er in seinen Villae über sein ganzes Reich verteilt hat. Er will was andres. So werd' ich ihn denn vermählen.« – »Du, ist das nicht gefährlich? Seine Gemahlin . . .« – »Muß mir durchaus ergeben sein: – wie diese meine Hand. Sie muß mir die fehlende Rechte ersetzen.« – »Und wird er ihrer nicht auch bald überdrüssig werden?« – »Sieh, sieh, Brüderlein. Hast zugenommen an Klugheit! Wohl durch Erfahrung? Du hättest recht, wenn nicht . . .« Er griff wieder in den Sarkophag, dann aber hielt er inne.

»Nun, du stockst?«

»Wohl, du magst es wissen. Dein eigener Vorteil verbürgt dein Schweigen: sonst adé Majordomat, Gairine! Höre denn: ich habe ihm eine Königin ausgesucht, die ist so zauber-, elfen-, engelschön, daß kein Mann jemals ihrer müde werden kann.« – »Das wäre ein Wunder.« – »Ja, sie ist aber auch ein Wunder. Schau her!«

Und er holte nun aus dem Sarkophag eine ovale Platte von feinstem Lindenholz, auf die ein Mädchenantlitz gemalt war und hielt es ihm überraschend vor die Augen.

Der sprang auf: »Gott des Himmels! Lebt dies Geschöpf?« – »Es lebt!« – »Kann man sie erringen? Ich muß sie haben!« – »Du? – Nein!« – »Doch, doch! Ich will! Wer ist ihr Vater, ihr Muntwalt?« – »Sie hat weder Vater noch Muntwalt.« – »Wie so?« – »Sie ist eine Unfreie.« – »Ah! Wer ist ihr Herr?« – »Der dies gemalt hat.« – »Und wer, wer ist das?« – »Ich.« – »Du, Bruder? Du, Glücksmensch! Aber du bist ja Bischof! – Gieb sie mir und nimm all' mein Gut.« »Das wäre schlecht bezahlt für mich,« lächelte Leodegar, »und ein schlechter Tausch für sie.« – »Ich ahne!« – »Ziemlich spät.« – »Sie soll . . .?«

»Sie soll König Chlodovechs Königin werden und ihn – für mich! – beherrschen. Denn sie ist ebenso klug, wie fromm, wie schön. Und das will viel sagen, nicht?« – »Dagegen ist ja deine Venus nichts! Wie kamst du zu dieser Göttin?« – »Ich kaufte sie.« – »Wo?« – »Auf offenem Markt zu Saint-Denis: eine schuldverknechtete Angelsächsin. Als ich sie knieen sah vor der Kirchthüre, meinte ich, ein Engel Gottes, ein Seraph sei mir Sünder erschienen. Bald kamen mir minder fromme Gedanken. Ich erstand sie . . . sehr, sehr teuer.« – »Gleichviel. Du Glücklicher!« Der Bischof schüttelte das kluge Haupt. »Nicht also, wie du wähnst. Schon wollte ich die Hand ausstrecken nach der süßen Frucht . . .« – »Nichts hätte mich abgehalten!« »Ja, dich!« meinte der Bruder ziemlich verächtlich, »aber *mich* durchzuckte rechtzeitig der Gedanke: das ist die Gesuchte! Das ist die richtige Königin von Neuster und Burgund. Führ' ich sie – nicht als meine Buhle! – führ' ich diese *Jungfrau* dem schwachen König zu, so ist er in meinen Händen für immerdar.« – »Und so hast du sie . . .?« – »Vom Marktplatz weg, ungeküßt und unberührt, – ich glaub' auch, . . . sie ist maßlos fromm und übertrieben keusch, . . . sie hätte sich in die Seine gestürzt nach der ersten Umarmung! in das Nonnenkloster der heiligen Genoveva zu Paris gebracht. Dort malte ich in Gegenwart der Äbtissin ihr Bild. Das soll der König sehen. Dann . . .« – »Dann ist er ihr Eigen.« – »Und mein Eigen.« »Bruder,« rief Gairin aufspringend, »du bist ein Meister! Ein Zauberer! Alle Menschen übermeisterst du. Sag', was ist das letzte Geheimnis deiner Allüberlegenheit?«

»Kann dir's wohl vertrauen,« schmunzelte der Bischof, »denn du kannst es mir nicht nachmachen. Mein Geheimnis ist: – die alleräußerste Menschenverachtung.« – »Leodegar!« – »Jawohl! Ich habe nicht umsonst Beichte gehört von Männern und Weibern so viele Jahre lang. Da lernt man sie – beide! – kennen und – beide! – verachten. Elende Selbstsucht ist aller Herzen Kern. Fasse sie an ihrer Lieblingsschwäche: – Eitelkeit, Goldgier, Wollust – Herrschsucht – und du beherrschest sie so sicher wie den Käfer, den du am Faden schwirren läßt. Aber zu dieser Verachtung muß ein anderes kommen.« – »Nun?« – »Die äußerste Selbstsucht. Alle folgen diesem Trieb: so thu' auch du: aber nicht im kleinen: – im großen. Kein Mittel darfst du scheuen für deinen Zweck: kein gutes und kein – anderes.« – »Und das Gewissen?«

»Mein's schweigt, seit Gott zuließ, daß ich ein Krüppel ward,« sprach Leodegar ingrimmig mit zornfunkelnden Augen. »Nun soll Gott die Folgen tragen. Er ist der Thäter meiner Thaten.« »Das ist Gotteslästerung,« rief Gairin erschrocken aufspringend. »Und die Hölle?« Nun erhob sich auch Leodegar langsam vom Stuhle: »Die Hölle?« Jetzt nahm das stechende Auge den schärfsten Ausdruck an: er preßte die schmalen Lippen entschlossen zusammen und furchte die Stirn, daß es schmerzte. »Die Hölle? Ja,

Ebroin glaubt nicht daran: er glaubt, mit dem Tod ist alles aus.« – »Aber du? Der Priester? Der Bischof? Du . . .« – »Ich glaube an die Hölle, leider! Aber ich glaube – nein, ich weiß, ich will's glauben!« – rief er mit leisem Erschauern – »man kann die Höllenstrafen ablösen durch Geschenke an die Heiligen. Das – dieser Glaube – ist der Anker, an den ich das Schiff meines Lebens gefestigt habe. Wehe mir, wenn er mir abrisse . . . Ich müßte verzweifeln.« Er bebte leise, er erlebte. Dann nach geraumer Weile, fuhr er fort: »Nun aber komm – die Gäste harren – zur Tafel!«

XI.

Als bald ging durch die Reiche Neuster und Burgund die erfreuende Kunde, König Chlodovech werde sich mit einer überaus schönen und fast noch mehr frommen Jungfrau vermählen, die bisher in einem Kloster zu Paris als Laienschwester gelebt habe.

Erfreuend war die Nachricht, weil man hoffte, eine schöne Gattin werde den tiefgesunkenen, schon als Knabe arg verderbten Jüngling von jenen Ausschweifungen abhalten, die bereits in manches Haus seines Reiches Schmach und Unheil gebracht hatten.

Der Tag der Vermählung war gekommen.

Am frühen Morgen schon begab sich der Bischof von Autun mit großem Gefolge in das einsam in einer Vorstadt auf dem linken Seine-Ufer belegene Kloster.

Er staunte, die kostbaren Königsgewande, die der Bräutigam und er selbst der Braut für den Zug durch die Straßen, für die Trauung und das darauffolgende Hochzeitmahl als Geschenk gesandt hatte, sämtlich in dem Vorsaal zusammengepackt zu finden. »Aber!« fuhr er die greise Äbtissin an, die ihn ehrdienig an der Pforte begrüßt hatte. »Was ist das? Ist die Königin noch nicht angekleidet für das Fest. Es ist hohe Zeit!« »Hochehrwürdiger Herr Bischof,« erwiderte die fromme Frau, »die Jungfrau weigert sich, diese Prunkgewande anzulegen. Sie hat befohlen, sie alle zusammen zu Gunsten der Armen, zum Loskauf von Unfreien, von Schuldgefangenen, zu verwenden.« »Unsinn!« rief Leodegar stirnrunzelnd. »Ich will ihr . . .! Führe mich sofort zu ihr.«

Er fand sie in ihrer schmalen Zelle in brünstigem Gebet auf den Knien vor dem Wandmosaik, das in ungefügten Zügen das dornenbekrönte, blutüberströmte Antlitz Christi darstellte; sie trug das Gewand der »Religiosen«: ein weißes Unterkleid, einen grauen Schleier, einen schwarzen Mantel, mit dem sie bei dem Eintritt hier ihre dürftigen Lumpen vertauscht hatte.

Sie erhob sich nun, sie wandte sich ihm zu: – Thränen glitten über ihre bleichen Wangen.

»Ah, ist das Weib schön!« sprach er zu sich. »Und diesem vertierten König, noch halb Knabe und schon Greis, sie in die Arme geben, – es ist, fürcht' ich, meine aller-, allerschwerste Sünde. Bah, auch sie, auch dies Geschöpf ist nur ein Mittel zum heiligen Zweck. – Was soll das, Kind?« begann er nun, halb mildväterlich, halb verweisend. »Du verschmähest die Gaben deines königlichen Herrn? Von meinen bescheidenen zu schweigen!« – »Ich danke ihm und dir. Doch einer Magd des höchsten Herrn, die ich sein und bleiben will mein Leben lang, ziemt solche Hoffart nicht. Nie, bis ich sterbe,

trag' ich anderes Gewand als dieses. Ich hab's gelobt.« »Das geht nicht,« zürnte Leodegar. »Von dem Gelübde entbind' ich dich.« »Wer entbindet die Seele, die nicht entbunden sein will?« Und so entschlossen sahen nun die sanften blauen Augen auf ihn, daß er stutzte. »Sollte dieses schwache Rohr mir widerstehen wollen?« dachte er. »Das wäre . . . ! Übrigens . . . es wird stark wirken: auf den König, auf alle. Sie tritt gleich in den Glanz einer Heiligen: – dieser Glanz wird auch auf mich fallen. – – So sei es denn!« sprach er. – »Aber nun, mein Kind, bald meine Königin, wiederhole ich dir: vergiß nie, was alles du mir zu danken hast.« »Ich werd' es nie vergessen!« sprach sie feierlich, griff nach seiner Hand und küßte sie. »Das darfst du nie mehr thun,« rief er, die Hand zurückzuckend. »Warum nicht?«

»Weil . . . weil du nun bald meine Gebieterin! – Du warst meine Leibeigene, ich habe dich beschützt, Leib und Seele, vor Entweihung . . .« »Das nun zwar nicht,« entgegnete sie ruhig. »Wie so? Du weißt nicht, was dir drohte, was ein anderer Käufer als ich . . .« »Ich weiß alles. Bevor wir auseinandergerissen wurden, hat mein Vater mich und Gunthild, die Schwester, gewarnt vor . . . Gewalt. Und ich versprach ihm, – und noch heiliger mir selbst! – zu sterben, eh' ich Gewalt erführe. Sieh her,« und aus dem dichten Gewoge ihres prachtvollen weizenblonden Haares, das im Nacken in einen mächtigen Knoten geschürzt war, zog sie eine kleine, aber sehr scharfe Klinge.

»Welche Entschlossenheit in diesem Kind, das nur beten und weinen zu können schien!« dachte er.

»Aber ich werde dir danken, solange ich atme, daß deine Güte mir die Sünde des Selbstmords erspart und diese heiligen Räume mir erschlossen hat, in denen ich alle meine Tage zu verbringen gehofft hatte. Ich bat die Äbtissin, mir das Nonnengelübde abzunehmen. Aber du habest das streng verboten, sagte sie. Warum?« – »Aus guten Gründen. Jedoch du, – so abgewandt der Welt, so ganz der frommen Einsamkeit ergeben, – erkläre mir, wie es kam, daß du, während du drei Tage lang, nachdem der König, von mir geführt, dich hier aufgesucht und dich, sofort entzückt, zur Gattin erkoren hatte, dich hartnäckig weigertest, allen meinen Mahnungen und Befehlen trotztest, – plötzlich am vierten Tage freiwillig selbst zu mir sandtest und mir sagen ließest, ja, du willigst ein. Wie kam das?«

Wie eine Verklärung zog es nun über das edle, bleiche Antlitz, als sie begann: »Wie das kam? Wohlan, ich will dir's sagen: du, mein Wohlthäter, sollst es erfahren, was ich keiner Seele, nicht einmal den lieben Eltern daheim im teuren Yorkshire vertraut. Die heilige Jungfrau würdigt mich zuweilen, mir im Traume zu erscheinen und mir Gebote zu erteilen.« »Betrügerin oder Närrin?« Diese Frage durchzuckte den seelenkundigen Beichtiger, wie er verblüfft sie anstarrte. Aber sofort, im Anblick dieser, frommste Verzückung strahlenden, gen Himmel aufgeschlagenen Augen, sagte er zu sich selbst: »Nein, hier ist keine Lüge, das ist Wahn! – Und wo und wann und wie ist das zuerst geschehen?« – »Daheim, in dem lieben Gehöft an der schilfigen Ouse. Ich war gerade sechzehn Winter alt geworden. Da warb der Nachbarsohn um mich, Eadbert, ein wackrer, stattlicher Mann, der Wicgerefa in der Shire. Der Vater, hocherfreut, willigte ein; doch in seiner Güte fragte er mich erst: ich sagte nicht nein. Denn ich war mit Eadbert aufgewachsen, mit dem guten: er war mir wie ein Bruder. Alles war beredet, nach drei Nächten sollte der Brautlauf gehalten, dann vom Priester der Segen über uns gesprochen werden. Da, am vierten Abend zuvor, wollte er mich – vor den Eltern –

küssen: es wäre der erste Kuß gewesen. Da ergriff's mich mit Entsetzen. Das, das konnte ich nicht! Ich stieß ihn von mir, – ich schrie auf, ich lief in meine Kammer, riegelte mich ein, weinte und betete, betete wie noch nie. Und doch hatte ich von Kind auf mit Lust, mit süßer Wonne des Gebetes genossen. Bischof Angilbert selbst, der große Lehrer unseres Landes, hat mich beten gelehrt. Im Weinen und Beten schlief ich ein. Da plötzlich erwachte ich . . . aber wie erschrak ich! Ich lag nicht mehr auf meinem Bett: aufrecht stand ich, hoch aufgerichtet, vor dem engen, schmalen Fenster, durch das der Strahl des Vollmondes auf mein Antlitz fiel: und in dem weißen Mondlicht flutete auf mich zu, von einer silbernen Wolke getragen, die Gestalt der Gottesmutter, den Jesusknaben auf dem Arm: – ganz wie ich sie stundenlang in leuchtenden Farben bunter Steine in der Wand des Domes zu York bewundernd angeschaut: und sie sprach zu mir – und wunderlieblich klang ihre Stimme: – »Balthildis, mein Liebling, mein Schützling! Du sollst nicht dieses Mannes Gattin werden. Denn einem andern hab' ich dich bestimmt.« Und sie verschwand in eitel Glanz und Glorie: ich aber sank bewußtlos nieder. Aus Scham, aus Bescheidenheit – ich wollte nicht sagen, daß mir so hoher Glanz geworden! – verschwieg ich den Eltern die Offenbarung und ließ mich lieber schwer schelten um meinen Wankelmut: Eadbert verließ seinen Hof und zog in die Ferne. Es that mir weh um ihn: doch ich konnte nicht anders.«

»Und ist die heilige Jungfrau dir noch sonst erschienen?«

»Einmal, als die Händler zu Dovera mich von Vater und Schwester losgerissen und allein auf das Schiff gebracht hatten. Ich war für die Nacht in meiner Koje festgebunden. Aber ich hatte beschlossen, am Morgen, sobald ich auf Deck gelangte, mich in die See zu stürzen. Da kam wieder – wieder schien der Vollmond auf mein Lager! – die Himmelskönigin herabgeschwebt auf eitel Licht und befahl mir, mein Schicksal zu tragen. Und zum drittenmal neulich, – nachdem du mich am Abend spät verlassen . . .«

»Ich entsinne mich – ich ritt gen Mitternacht nach Hause: – im Vollmondlicht,« nickte er.

»Kam die Erscheinung wieder: doch diesmal schien sie fast zu zürnen und strenger klang die holde Stimme, wie sie sprach: »Was sträubst du dich und weigerst dich, Balthildis? Ich sage dir: du *sollst* dieses Königs Gattin und Herrscherin in seinem Reiche werden. Denn viel des Guten will ich durch dich wirken und ungezählte Thränen sollst du trocken; du sollst, die Mutter aller Armen, der Unfreien, der Gefangenen dich erbarmen: – denn du hast solcher Elend selbst gekostet. Gehorche, werde Königin, Balthildis.« Und ich erwachte und ich sandte dir mein Ja. Ich danke dir, Maria!«

So erschütternd war der Eindruck ihres engelschönen Antlitzes in der Verklärung schwärmerischer Verzückung tiefster Frömmigkeit, daß der weltkluge, menschenverachtende Priester lange Zeit keinen andern Gedanken als den staunender Bewunderung fand, wie sie so mit ausgebreiteten Armen und gen Himmel gerichteten Augen vor ihm stand.

Endlich raffte er sich auf: »Hm,« dachte er jetzt, »dieser fromme Wahn im Traume kann viel, sehr viel nützen, solange ich – ich allein! – ihre wachen Vorstellungen leite. Aber kehrt sich dieser Glaube einmal gegen mich, – zu brechen ist er nicht. Dann fort mit der Heiligen, wohin die Heiligen gehören: – in das Kloster: – wenn nicht gleich gar in den Himmel. – Ich staune, Herrin, über solcher Wunder Gnade. Ja wahrlich, du bist von Gott zu meiner Königin bestimmt. Ich huldige dir.«

Und er sank vor ihr auf beide Kniee und küßte den Saum ihres rauhen Gewandes.

XII.

Der glänzende Zug, der das Brautpaar zur Trauung in die Basilika des Apostels Johannes geleitete, sollte sich von dem Palatium aus in Bewegung setzen.

Schon am frühen Morgen des nebeldunstigen Wintertages – die Krähen bäumten scheltend auf den bereiften Ulmen an der Seine auf – scharten sich die Diener in dem geräumigen Hofe, die Vorbereitungen zu treffen: Teppiche wurden auf die Steinstufen des Aufstiegs gespreitet, bunte Decken über die Brüstungen der byzantinisch-romanischen Rundbogen der Galerien gelegt, die man dem alten Cäsarenbau eingefügt hatte; in den Ställen wieherten die Rosse, die für den Tag ihren festlichsten Schmuck angelegt erhielten.

Dem Mariskalk Ebroin war die Mutter behilflich, die Waffenrüstung anzulegen: – mit emsigen Händen mühte sich die Schwachsichtige. »Wie gut läßt dir die glänzende Brünne, mein Kind, und auf dem lockigen Haar der stolze Helm mit dem goldenen Eber. Mein Bub wird wohl der schönste sein unter all' den Hunderten im Zuge. Aber deine Mienen passen nicht zu Fest und Freude. Noch immer . . .?« – »Noch immer! Und solange ich atmen werde! Keine Möglichkeit, die Spur der Verschwundenen aufzufinden. Sobald ich das Krankenzimmer verlassen konnte . . .« »Ja, lange bevor der Arzt es erlaubt hatte,« klagte Frau Leutrud. – »Flog ich nach Autun, den Priester Leodegar zu fragen, was er mit der Jungfrau angefangen habe? Umsonst! Er war nicht in seiner Stadt, er bereiste den Sprengel als Visitor. Man wußte mir nicht zu sagen, wo er weile. Und in Autun noch traf mich der Befehl, schleunigst den Heerbann meiner Grafschaft an die Gotengrenze zu führen, räuberische Einfälle abzuwehren. Erst gestern kam ich hierher zurück. Aber heute, heute wird er mir nicht entgehen, der Herr Bischof von Autun. Er hat ja – in Vertretung des alten Bischofs von Paris – das Königspaar zu trauen. Am Altare – vor dem ganzen Hof! – will ich ihn fragen, zur Rede stellen. Und Vanning? Ich hatte dich gebeten, nach seinem Verbleib zu forschen . . .?« Die Mutter schüttelte den Kopf: »Nichts konnte ich erfragen! Auch seine alten Eltern wissen nichts von ihm. Seitdem er mich hierher in dies Gemach geleitet, hat ihn kein Auge mehr gesehen. Wie lang ist das schon! Sprich, liebes Kind, willst du mich noch nicht bald wieder in meine Einsamkeit entlassen, auf unser Gütlein bei Poitiers?« Zärtlich umarmte er die alte Frau: »Nein, Mütterlein, du bleibst fortab bei mir. Gönn mir doch das einzige, was meinem Herzen wohl thut. Feinde ringsum oder doch Selbstlinge oder Gleichgültige: laß mich doch in diese schönen, treuen, so oft schmerzenden Augen schauen. Das thut mir wohl tief in der Seele. Aber nun, bitte, gieb mir den Mantel, den neuen, den blauen, aus der Truhe. Ich muß hinunter. Muß nachsehn, ob die Rosse des Brautpaares richtig aufgezügelt sind.«

»Ah ja, du hast ja auch die Braut in den Sattel zu heben. Sie soll wunderschön sein. Nun, ich sehe ja alles deutlich von diesem Fensterbogen aus: – gerade unter mir.«

XIII.

Als bald schmetterten die Hörner der Palastwache im Innern des Gebäudes: auf flogen die schweren, mit Bronze beschlagenen Doppelthüren des Eingangs und der Festzug setzte sich in Bewegung.

Aber der Himmel schien keine Freude an dem Anblick zu haben: die Sonne, die ein wenig durchgedrungen war, trat gerade jetzt hinter finsternes Gewölk: so ward es unheimlich düster und dicht, immer dichter fielen große Schneeflocken geräuschlos durch die völlig windstille dichte Nebelluft senkrecht auf die Häupter der Menschen, als wollten sie ein weißes Leichentuch über alles breiten. Abermals schalten, von den Bäumen schwerfällig abfliegend, die grauen Nebelkrähen, aufgescheucht von dem nun sich bewegenden Zuge.

Voran schritten zwölf Hornbläser, ihnen folgten die Hofknaben, schon eine ganz späte Reihe nach Ebroin und dessen Genossen. Hinter ihnen kam der Archicapellanus, gefolgt von den Geistlichen der palatinischen Capella, ein hohes Kreuz ward ihm vorangetragen: Knaben in weißen Gewändern umgaben ihn, sie schwangen an goldenen Ketten durchbrochene Silberkugeln, gefüllt mit stark, ja allzustark duftendem Weihrauch. Andere trugen brennende Wachsfackeln, die aber der Schneefall häufig verlöschte.

Nun riefen Trompeten: und es schritten die Stufen hinab die ersten Beamten des Hofes – und zugleich des Reichs: – der Mundschenk, der Truchseß, der Kämmerer, der Mariskalk, der Seniskalk – wenig freundliche Blicke tauschten diese beiden – der Pfalzgraf, der Thesaurarius (der Schatzwalt), der Siegelbewahrer – Referendarius genannt –, der Leibarzt, der Oberjägermeister, der Oberfalkenwart, dann die zahlreichen Domesticci und Palatine, die ohne besonderes Amt den Hof erfüllten; es schlossen sich an die Spatharii, die erlesenen Leibwächter des Königs, mit gezückten Schwertern.

Nach einem weiten Zwischenraum glitten in kleinen Schritten die Jungfrauen und Dienerinnen der Königin zierlich über die Teppiche der Marmorstufen hin, Töchter der vornehmsten Adelsgeschlechter, reichsten Schmuck von Edelsteinen, Perlen, Gold und Silber auf ihren hellfarbigen Gewanden wohlgefällig zur Schau tragend. Desto auffälliger stach von all' dem Glanz ab die Erscheinung der Braut in ihrer schwarz-weiß-grauen Nonnenkleidung.

Tausend Augen waren auf sie gerichtet: aber ihr Antlitz war hinter dem dichten Schleier nicht zu erkennen. Langsam, zögernd, zagend kam sie gegangen, an der linken Hand des Königs, dessen schlaffe, fahle Züge nichts mehr zeigten von der männlichen Schönheit, die das Geschlecht der Merowingen von des ersten Chlodovech Vater an bis herab zu Dagobert ausgezeichnet hatte: matt, lebenssatt sahen diese glanzlosen Augen in die Welt, nur mit Anstrengung hob er die müden, geröteten Lider; der halb geöffnete Mund ließ die Unterlippe hangen, spärlich sproßte der Bart auf dem schwachen Kinn, der goldene Reif, den er statt einer Krone trug, schwankte auf der flachen Stirn: denn auch jeder Schritt des greisen Jünglings schwankte, wie er sich, die Rechte ängstlich auf das Geländer gestützt, die Stufen hinabtastete. Zwei Hofknaben trugen ihm den langen, mit goldenen Bienen übersäten Purpurmantel, unter dessen Last die schmalen, eingesunkenen Schultern zu erliegen schienen.

Eine Schar von Lanzenträgern schloß den Zug, der sich, je zwei gegenüberstehend, rechts und links von der Treppe durch den Hof hin und bis zur Hofthüre hinaus aufgestellt hatte, abwartend, bis der König und die Königin an dieser Thür die Rosse bestiegen: denn nur das Brautpaar durfte beritten der Basilika nahen.

Nicht ohne Mühe hob Ebroin, von zwei Stratores – Stallmeistern – unterstützt, den zagen Jüngling – er trat auf den Nacken eines Unfreien – in den reich vergoldeten Sattel, dem man vorn und hinten einen so hohen Wulst aufgesetzt hatte, daß der Reiter – wie von einer Zange gehalten – unmöglich fallen konnte. Die Stratores schoben nun die goldenen Sandalen des Reiters in die beiden schaufelbreiten, silbernen Steigbügel, der Kämmerer gab dem so glücklich beritten Gemachten den langen, weißen Königsstab mit der goldenen Kugel am oberen Ende in die Rechte, während die Linke den handbreiten mit Edelsteinen besetzten Zügel von feinstem Leder lässig und schlaff auf den vergoldeten Sattelknauf fallen ließ: der lammfromme Falbe ward links und rechts am Gebiß von den beiden Stratores in langsamstem Schritte geführt, den man dem klugen Tier beigebracht hatte; jetzt strich und glättete der Oberkleiderwart, der Vestiarus, das lange, aber schon gar spärlich dünn gewordene flachsgelbweiße Königshaar über den goldgesäumten Kragen des Mantels sorgfältig zurecht, daß alle Leute das altehrwürdige Abzeichen merowingischen Königtums wahrnehmen konnten: – der letzte Rest alter Ehrenherrlichkeit!

Nun wandte sich Ebroin der Königin zu.

Er selbst führte ihr den weißen Zelter vor, der mit rotem Leder aufgezümt war: Mähne und Schweif durchflochten rote Bänder und kleine Glöcklein von silberhellem Ton waren an dem Halse des edeln Tieres angebracht. Er kniete neben dem Rosse nieder, ihr beide Hände hinhaltend, den Fuß daraufzusetzen und sich so in den Sattel zu schwingen, während zwei ihrer Jungfrauen rechts und links die Bügel hielten: denn damals saßen auch die Frauen rittlings zu Roß.

Bei dem Versuch, den Fuß auf Ebroins Hände zu stellen, verwickelte sich der Schuh in den langen, dichten Schleier: sie schlug ihn zurück und sah nun, zum Danke sich huldvoll neigend, herab zu ihrem Mariskalk.

Aber laut stöhnend sank der auf sein Antlitz: oben in einem der Rundbogen ertönte ein leiser Schrei . . .

Stöhnen und Schrei verhallten ungehört: denn laut schmetternd setzten jetzt wieder die Trompeten ein: das Brautpaar ritt durch das Thor auf die Straße.

Drittes Buch.

I.

Mehrere Jahre später zog an einem Sommermorgen eine kleine Reiterschar langsam einen steilen Bergeshang der Vogesen hinan.

Die Männer hatten in der königlichen Villa Vineola übernachtet, die, dem neustrischen König gehörig, als Einsprengsel auf austrasischem Boden lag und der Villicus hatte sich erboten, sie einen stark abkürzenden, aber, weil vielfach verwachsen, schwer zu findenden Gebirgsweg auf die alte Römerstraße von Straßburg nach Troyes zu führen. Als sie in der einsamsten Waldestiefe angelangt waren, sah der Wegweiser zu dem Führer der Schar, neben dessen Rappen er dahinschritt, hinauf, und sprach: »Herr Majordomus, schau einmal da hinan, auf jenen Bergeskegel zur Rechten: siehst du nichts?« »Jawohl,« entgegnete der Befragte. »Ich sehe dort schon geraume Zeit eine schmale Rauchsäule aufsteigen. Aus der wildesten Wildnis! Wohnt jemand in jener Einsamkeit?« – »Ein Einsiedler. Ein wunderbarer Mann! Gar nicht wie sonst wohl die Priester. Ich glaub', er ist gar keiner, eher ein Kriegsmann. Dort oben hausten früher die Wölfe des Wasgenwalds in Rudeln: er hat sie in seiner Umgebung fast ausgerottet. Ohne Waffe mit einem dicken Knüttel, dringt er in ihr Lagergesteck, in das dichteste Dornicht, wo hinein unsere schärfsten Hunde nicht schlüpfen und erschlägt sie, die Mutter und die Welpen. Und dann betet er wieder stundenlang auf den Knien. Hab' ihn oft beten hören! Seltsam, er betet auch oft für einen Mann, der ebenso heißt wie du, Herr Majordomus.«

»Ebroin?« fragte der und hielt das Roß an.

»Ja. Aber du kannst ja nicht gemeint sein.«

»Weshalb nicht.« – »Ei, der Wirrkopf – er ist, mein' ich, nicht recht bei Kopfstand! – seufzt dann von Raub, von verfluchtem Gold! Von Blutschuld, welche die Heiligen vergeben sollen.« Ebroin sprang vom Pferd und übergab es einem Gefolgen. »Rasch, Villicus, führe mich zu dem Einsiedler.«

Nach geraumer Zeit angestrengten Steigens, wobei Ebroin zuweilen mit dem Schwert das dichtwuchernde Dornestrüpp aus dem Pfad hauen mußte, oft auf den Speer wie auf einen Bergstock sich stützte, gelangten sie an ein wildes, zerrissenes Felsgeklüft, in dem sich plötzlich eine Höhle aufthat; daneben qualmte ein eben verlöschendes Feuer, von dürrer Reisig und trockenen Blättern genährt; oben, auf der Überwölbung durch den Fels, ragte ein kunstlos geschnitztes Holzkreuz.

»Wir sind zur Stelle,« sprach der Villicus; »aber die Höhle ist leer; der Klausner ist nicht darin. Und doch hat er hier vor kurzem sein Frühstück gehalten: sieh, da liegen die Reste: geröstete Eicheln. Gewiß hat er uns heraufsteigen sehen: – dann versteckt er sich meist. Denn er meidet die Menschen.« – »Warum? Lebt ihr in Feindschaft?« – »O nein! Ist er doch der Wohlthäter all' der Höfe hier. Er hat ja, ich sagte es, die Wölfe ausgerottet, die unsere Herden rissen. Wir tragen ihm reiche Dankesschuld.« – »Wißt ihr, wie er heißt – oder hieß – in der Welt?« »Nein. Er nennt sich nur den Sünder.

Sünder,« rief er nun laut, »bist du hier versteckt? Komm hervor! Hier ist ein gar vornehmer Herr, der will dich sprechen.«

Aber alles blieb still. Nur ein Rotkehlchen flog, verscheucht, aus einem dichten Hollunderbusch, der leise schwankte.

»Nun,« sprach Ebroin, »vielleicht kommt er – wie die Elben – ruft man ihn beim wahren Namen. Vanning, Freund Vanning, komm! Ich bin's, der dich ruft: – dein Ebroin!«

Da that sich jener Busch auseinander und auf die beiden zu schritt eine seltsame Gestalt.

Barhäuptig, wie barfüßig, das Gesicht von einem wirren Gewoge lange Jahre hindurch nicht mehr geschnittenen, struppigen, braunen Haars und nicht mehr geschorenen Bartes umwogt, die Farbe der Stirn, der Wangen tief gebräunt von der Sonne, die Haut verwittert in Sturm und Regen und Schnee, das einzige Gewand ein Mantel, aus lauter Wolfsfellen zusammengesteckt mit langen Dornen, in der Rechten ein gewaltiger Stock, vielmehr ein junger Eichenstamm: – so schritt der Hochragende auf die Besucher zu; er stutzte, wie er Ebroins näher ansichtig ward und blieb stehen.

»Vanning, treue Seele! Mein armer Kerl!« rief Ebroin, ließ den Speer fallen, sprang auf ihn zu und umarmte ihn herzlich. »Ebroin! – Laß, laß mich! Berühre nicht den Sünder – du weißt . . .« – »Daß ich schuldig bin an allem – auch an dem, was ich hier – mit Schauer! – sehe. Ach, Villicus, hab' großen Dank, daß du mich hierher geführt. Da! Nimm!« – »Wie, Herr Majordomus« – da fuhr Vanning erstaunt zurück – »ein Goldsolidus? Du hast dich vergriffen.« – »Nein, nein. Dieser Gang ist mir viele tausend Solidi wert. Geh nun, sage den Meinen, sie sollen da unten sich lagern und auf mich warten. Ich habe mit diesem Einsiedler zu reden.

II.

Und lange sollte sie währen, die Unterredung der beiden Freunde, wie sie traulich – aneinander geschmiegt, Schulter an Schulter, wie dereinst als Hofknaben – auf dem grünen Rasen nebeneinander saßen. Ebroin hatte den rechten Arm um den Nacken des Wiedergefundenen geschlungen, der allmählich seine Scheu und Zurückhaltung überwand und immer offener und fließender erzählte.

Der Morgentau glitzerte und glänzte auf den bunten Blumen der Waldwiese, lichte, weiße Sommerwolken zogen langsam an dem tiefblauen Himmel hin, der schmale Felsquell rieselte mit leisem Murmeln von dem braunen Sandstein des Felshangs herab in das dunkelgrüne Waldmoos; das Rotkehlchen, neugierig und zutraulich wie sie sind, hüpfte nah und näher heran, das Köpflein seitwärts wendend, und aus der niederern Schicht des Gehölzes drang flötend der metallische Ruf der Walddrossel empor.

»Aber welcher Einfall! Welcher Wahn, lieber Herzensbruder!« begann nun Ebroin, ihn noch näher an sich ziehend. »Deine Worte, deine Geschicke, deine Leiden sind ja wahre Keulenschläge auf mein Gewissen, auf mein allein schuldig Haupt. Ich, ich habe dich ja angestiftet oder mit fortgerissen! Um meinetwillen nur, für meine heiße Leidenschaft hast du ja gethan, was du gethan. Mein Leben zu retten hast du jenen Mann erschlagen. Nicht für dich hast du das Geld geraubt . . .« – »Da sei Gott vor! Und

ich hab' es nicht behalten! Sobald ich dich auf dein Lager gebracht hatte, lief ich mit dem Sack auf die Seinebrücke und warf ihn ins Wasser. War auch thöricht. Hätte das Geld den Heiligen schenken sollen. So belehrte mich denn auch scharf der Priester, zu dem ich von der Brücke hinweg eilte, zu berichten. Deinen Namen: – er wollte den meines Verführers durchaus wissen . . .«

»Natürlich!« grollte Ebroin.

»Nannte ich nicht: denn der that doch nichts zur Sache, nicht? Zur Strafe aber für meine Halsstarrigkeit verweigerte er mir die Freisprechung und legte mir – unter furchtbaren Verwünschungen – die Pflicht auf, meinen Anstifter dem Palastgericht anzugeben. Das könnt' ich nicht!« – »Mein Vanning!« – »Statt dessen legte ich mir selbst die Buße auf, die ich nun all' diese Jahre lang getragen. Die Eltern, den Hof, den Waffendienst floh ich, in diese Einsamkeit verzog ich mich, den Tod durch die wilden Tiere sucht' ich und das Beten zu den Heiligen um Vergebung unterbrach ich nur mit der Austilgung der Wölfe, die der armen Leute einzige Habe – die Schafherden – reißen. – Aber nun erzähle du weiter. Du hast mir berichtet von jener grausamen Überraschung, da du in der Braut des elenden Chlodovech die Geliebte erkanntest. Nun bist du Majordomus, der mächtigste Mann im Reiche! Wie kam das alles?«

Tief erseufzte Ebroin, bevor er begann. »Das kam unter bitteren Schmerzen! Dem Königspaar sagte der Arzt, der mich aufhob, die Ohnmacht sei ein Rückfall in meine Gehirnkrankheit gewesen. Die wunde Seele geheilt hat mir aber kein Arzt, sondern die gute Mutter.« »Ja, sie ist gut,« sprach Vanning. »Ich habe sie ja tagelang begleitet.« – »Sie beschwichtete mich in meiner Verzweiflung über das Geschick des heißgeliebten Weibes. Sie lehrte mich, den eigenen Wunsch niederkämpfen in dem harten Dienst für das Reich, dessen Krone ja die Geliebte trägt. Die Königin hatte mich erkannt, wie sie den Schleier aufschlug: dankbar gedachte sie, wie ich sie hatte loskaufen und freilassen wollen: – ach, von dem Gefühl, das diese scheinbare Menschenliebe erweckt hatte, ahnte sie ja nichts. Und niemals darf sie's ahnen: sonst verbannt mich die Heilige – denn das ist sie: – sofort aus ihrer Nähe. Sie besuchte schon am folgenden Tage die Mutter, nachdem sie erfahren, daß ich in deren Pflege lag. Und siehe, von Stund' an, im ersten Gespräch fanden sich diese beiden Seelen, einander so ähnlich an Frömmigkeit und Herzensgüte, in innigster Freundschaft: meine Mutter ward *ihre* Mutter, ihre Beraterin, ihre Trösterin in gar mancher schweren Stunde. Und als die unermüdlich wohlthätige Beschenkerin der Kirchen das Kloster Chelles gegründet hatte, bestellte sie alsbald meine Mutter, ihre Freundin, zur ersten Äbtissin: sie selbst will ja ihre Tage als Nonne in jenen stillen Räumen beschließen: mit Mühe nur halt' ich sie davon ab. Ach, es ist ihr nicht zu verargen, ist ihr die Welt – diese Welt, in der sie leben muß! – verleidet. Zwar hat sie, nachdem sie drei Söhne geboren: Chlothachar, Childerich und Theuderich, von dem übeln Gemahl, der so böse wie siech war, der Tod erlöst, und es gelang mir, den sie als ihr und dem Frankenreiche treu ergeben erkannt und zum Majordomus erhoben hatte, die Großen von Neuster und Burgund zu bewegen, ihr die Regentschaft für ihren unmündigen Knaben Chlothachar, und als dieser bald starb, für den zweiten, Childerich, zu übertragen, die ich ihr nach Kräften führen helfe und erleichtere. Aber doch! Welch' Leben für eine Heilige, deren Seele mehr im Himmel schwebt als auf Erden weilt, welche Aufgabe für ein edles, argloses, vertrausames Weib, in dem bössartigen Getriebe der geistlichen und der weltlichen Großen an diesem

durch und durch verfaulten Hof, – Pippin hat recht! – in diesem Wirrsal von Ränken, von jeder Art der Selbstsucht die Leiterin, Mäßigerin, Richterin bleiben zu sollen! Ja wahrlich, die geistlichen Großen – scharf seh' ich ihnen auf die geschmeidigen Finger, und sie vergelten's mit gründlichem Haß! – treiben's zuweilen noch ärger als die weltlichen. Was meinst du, was mich hierher – ins austrasische Elsaß – geführt hat? Eben hab' ich in Straßburg dem Bischof Rothar eine königliche Villa abgenommen, die er auf Grund einer gefälschten Schenkungsurkunde weiland König Childiberts an sich gerissen hatte. Und kurz vorher hab' ich den bitterbösen Bischof Sigibrand von Lyon – er steht in dringendem Verdacht des Hochverrats! – abgesetzt, ohne Konzil oder Pfalzgericht. Die Heilige wird schelten! Aber es mußte sein. Ich darf sagen: ohne diese meine feste und treue Faust hätte sie die Zügel längst aus der Hand verloren und die Geduld aus der Seele, hätte sie längst das Palatium mit der Klosterzelle vertauscht!«

»Aber,« fragte Vanning mit einem tiefen Blick in des Freundes Augen, »warum – du liebst sie ja immer noch . . .?« – »Bis ans Ende.« – »Warum legst du nicht die zarte Hand der Witwe in diese deine starke – – als ihr Gemahl?« Ebroin sprang auf. »Sie liebt mich ja nicht!« rief er, mit der Hand unter den Helm an die Stirne fahrend. »Sie ist mir dankbar, ja ergeben in treuer Freundschaft. Aber sie liebt mich nicht.« – »Nun, den Merowing hat sie doch sicher nicht geliebt.« – »Nein. Aber, aber« – und hier furchte er grimmig die Brauen und seine Augen sprühten Blitze tödlichen Hasses – »die Mutter meint . . .« Er stockte. »In zartester Andeutung habe die Heilige ihr einmal verraten, daß sie einen andern . . .! Ah, errat' ich den je, bei meinem Schwert, nicht atmen, nicht eine Stunde mehr leben soll der Mann, der in dem Herzen herrscht, um das ich mich verzehre. Ich schwöre, er soll nicht leben.« »Ebroin!« schalt der Einsiedler und zog ihm die erhobene Faust herab. »Das war ein sündiger Eid, er gilt nicht.« – »Ich werd' ihn halten: – eifriger als alle andern. Indes, ich glaube fest, die Mutter hat sich getäuscht: die Heilige *kann* gar nicht lieben! Jedenfalls erfüllen sie ganz andere Gedanken: mütterliche Sorgen! Hatte sie sich doch entschließen müssen, sich von ihrem zweiten Knaben, Childerich, zu trennen: die Austrasier – Pippin vor allen – hatten ihn sich zum Sonderkönig erbeten . . .« – »Ja, war der Thron zu Metz erledigt?« – »Durch ein Verbrechen! Den Erben des verstorbenen Königs Sigibert, einen zarten Knaben, Dagobert, haben ehrgeizige Männer beseitigt, ermordet oder außer Landes geschafft, vielleicht in ein Kloster, wer weiß, wohin? Seither zerreißen wilde Parteiungen das Land! Pippin erbat sich, endlich Ruhe zu schaffen, einen Merowing: ich selber riet der Widerstrebenden, ihren Sohn zu entsenden: dadurch faßt sie – und hinter ihr stehend fasse ich! – Fuß im Ostreich, das ich heranzwingen muß – so oder so. Sie brachte auch dies Opfer dem Reich, mir vertrauend und folgend. Nun, nach Chlothachars Tod hat der Knabe Childerich seinen Sitz nach Paris verlegt, Neustrien und – dem Namen nach – Austrien beherrschend: in Wahrheit aber waltet in Metz Pippin!« – »Du jedoch herrschest also, scheint es, im Palatium zu Paris. Sag' aber: du sprachst von Ränken am Hof, von ehrgeizigen Bischöfen: – da muß ich doch vor allem fragen: und Leodegar, dein Freund, der falsche Fuchs?« »Dein alter Haß!« lächelte Ebroin. »Dem haben wir unrecht gethan: – oh ich hätte ihn mit Wollust erschlagen damals auf dem Markt zu Samt-Denis! Aber er hat sich völlig gereinigt: nicht aus Leidenschaft hat er die Schöne gekauft – und dürfte ich ihn darum schelten? – Er hatte sie ja wochenlang in seiner Gewalt! Nein, um durch dieses wunderbare Geschöpf den Wüstling zu bessern: also ein

frommes und ein sittliches Werk zu thun. Ihm verdankt das Reich diese engelgleiche Königin.«

Ungläubig schüttelte Vanning den zottigen Kopf: »Und was . . . was sagt er zu deinem raschen Aufstieg? Herr Majordomus, jetzt hast du den Bischof von Autun hoch überholt! Er gönnt dir's, er verzeiht dir's nie!« – »Doch! Er war der erste, der mir Glück wünschte.« – »Der Heuchler! Er konnte es nicht hindern: also war's das Klügste.« – »Und er wußte, daß wir wenigstens Ein gemeinsames Ziel haben: die Unterwerfung Austrasiens – das heißt in Wahrheit Pippins – unter den Herrscher zu Paris.« – »Dieser Herrscher bist aber du, nicht er. Und das erträgt er?« – »Ich gönne ihm weiten Spielraum, ich lasse ihn gewähren in allem, was ich nicht für schädlich halte. Er lebt mehr im Palast der Königin, als zu Autun, Er beherrscht das ganze Kirchenwesen im Reich! Freilich, zwei Dinge sind's, um die wir noch in scharfen Streit kommen können: er will die Kirche, die schon unmäßig reiche und mächtige, zur Vollherrschaft erheben, und er wird scharf bekämpfen, was ich, wie er weiß, plane: die Rettung der Kleinen aus dem Druck der Großen. Diese Kämpfe drohen: – vielleicht schon bald! Und deshalb, Vanning, treuer, tapferer Vanning, darfst du mir nicht Einsiedler bleiben in dem wilden Wasgenwald. Du hast wahrlich genug gebüßt: – für fremde, für meine Schuld. »Die beste Buße ist das Bessermachen«, lehrte mich die alte Mutter: damit hat sie meine Verzweiflung geheilt: damit wird sie auch dich wieder erheben zur gesunden Mannheit.« »Die beste Buße ist das Bessermachen,« wiederholte Vanning sinnend. »Ja! Der Einsiedler hat keine Tugend! Tugend ist ein Verhalten zu anderen Menschen, nicht zu Gott. Ich weiß dir ein besser Tagewerk, als Wölfe schlagen. Auch am Hofe zu Paris giebt's Wölfe und Füchse. Sage, Freund, glaubst du daß es dem Frankenreich zum Heile ist, daß ich und nicht Hektor oder Gairin herrschen am Hofe jener Heiligen?« – »Gewiß!« – »Nun, dann hilf mir dazu, daß ich herrschend bleibe. Unzählig sind meine Neider, meine Feinde, sie trachten mir nach der Ehre, nach dem Leben. Komm mit mir, Vanning, mein Bruder, hilf mir! Schütze mich, – du hast's einmal versprochen! – mein bester Schild, vor diesen Pfeilen. Willst du?«

»Ich will, mein Ebroin, ich will. Du erlösest mich aus dumpfem Wahn! Ich folge dir.« Und schluchzend warf sich der Treue an seine Brust.

III.

Großes Aufsehen erregte am Hofe zu Paris das plötzliche Wiederauftauchen Vannings, der über die Gründe seines Verschwindens und seine seitherigen Geschicke jede Auskunft verweigerte: die zahlreichen Feinde Ebroins sahen diesem ungerne einen so treuen Helfer erstehen.

Daß er alsbald das wichtige Amt des Thesaurarius erhielt, verschärfte den Haß durch Neid. Vanning hatte vor dieser Auszeichnung gewarnt, aber Ebroin, in dessen von Liebe nicht befriedigter Seele mit den reifenden Jahren eine gewisse Kampflust, ja eine Freude am Haß, unheimlich überhandnahm, hatte mit grimmigem Lachen gerufen: »Mögen sie mich doch noch mehr hassen, aber auch noch mehr fürchten. Ich kann die schamlose Ausplünderung des Königsschatzes nicht mehr dulden. Wartet nur, ihr geschorenen und ungeschorenen Räuber! Ich will euch die Beute aus den Zähnen

reißen! Kampf, Kampf auf Tod und Leben! Solange die Regentin mir vertraut, ist mir nicht bang um den Sieg.«

Allein gerade hier setzten die Feinde die Hebel an, den Gewaltigen – und oft recht Gewaltthätigen – zu stürzen.

Eines Morgens ließ die Regentin ihren Majordomus in ihr Schreibgemach entbieten: ganz früh: denn zur Hora schon erhob sich die fromme Frau, die erst gegen Mitternacht ihre geistlichen Übungen zu beschließen pflegte. Kürzer und minder freundlich als gewöhnlich ruhte der Blick der sanften blauen Augen auf dem Eintretenden. »Traurige, schlimme, ja blutige Kunde erhielt ich, Majordomus. Warum erfahr' ich von solchen Dingen nicht zuerst durch dich?« – »Weil Leodegars Späher und Boten eifriger und rascher sind als die meinen.« Sie ward ein wenig verwirrt: »Woher weißt du, daß er es war, der . . .?« Sie stockte. »Ist nicht eben schwer zu raten. Er hat den Zweck nicht erreicht, den er bei deiner Erhebung auf den Thron anstrebte: deine Gnade hat in weltlichen Dingen mir nicht minder Vertrauen geschenkt, als ihm in geistlichen: er aber will auch im Reich wie in der Kirche herrschen, ja durch die Kirche über das Reich. So trägt er dir eifertig jede Nachricht zu, die mir bei dir schaden kann. Aber ich baue fest auf dich, o Königin,« schloß er mit innigem Blick.

»Du darfst es, Sohn Leutrudens, meiner Freundin. Ich weiß aus ihrem Mund: du meinst es treu mit mir. Ich weiß auch, du meinst es gut – und klug! – mit diesem Reich der Franken. Deshalb, könnte ich jemals deine Wege nicht mehr teilen: – ich ließe dir die Bahn frei und schlüge den Pfad nach dem heißersehten Kloster ein.« – »O nur das nicht, nicht . . . fort von . . .!« So ungestüm war der Ausruf, so schmerz erfüllt, – die Königin sah erstaunt auf ihren Majordomus. Der faßte sich rasch: »Denn was wird aus dem Palatium, scheidest du? Du allein – wie ein Engel des Friedens – schreitest abwehrend wie über die Häupter von Drachen dahin, das Unheil beschwörend, zwischen mir und meinen Feinden: scheidest du, so brechen von beiden Seiten die Flammen hervor, die dieses Reich verbrennen können. Bleibe, Königin, o bleibe! Verlässest du mich, – ich stehe nicht ein für meinen Zorn und Haß, für blutige Thaten.« – »Ach, die geschehen ja auch jetzt. Jener unselige Bischof, den du – du ganz allein! – abgesetzt und in ein Kloster gesperrt hast, – er ward hingerichtet.«

»Ich weiß.« – »Auf wessen Befehl?« – »Auf den meinen.« – »Entsetzlich! Das Blut eines . . .« – »Hochverrätters. Ich fing einen Brief auf, in welchem er Pippin den Austrasier auffordert, von Helvetien her in Burgund einzufallen, das schwach verteidigt sei, diese Landschaft dir zu entreißen, ihn zu befreien und wieder zum Bischof zu machen. Ich befahl, ihn zu köpfen. Ebenso seinen Bruder, den edeln Grafen Sigwalt von Lyon. Mich freut, daß es so rasch geschah.« – »O Ebroin . . .! Sollte es wahr sein, wessen sie dich zeihen? Du sollst, weil selbst nicht . . .« – »Von edler Abkunft, allen Adel hassen, ihn – und damit das Reich – verderben wollen. Glaubst du das von mir, o Königin?« Sie sah ihn nun lang und freundlich an: er erglühte unter diesem Blick. »Nein, mein Freund. Aber auch die Kirche . . .« – »Sagt Leodegar, will ich vernichten. Warum? Weil ich nicht alle Wunder glaube, die sie lehrt. Nein, Königin, ich will beide nicht verderben, die unentbehrlich sind: aber unschädlich will ich sie beide machen und beide wieder beugen unter die Krone.«

»Schädlich, die heilige Kirche?«

»Weißt du, Königin, wie sich der Grund und Boden deines ganzen Reiches verteilt? Du schüttelst das Haupt! Wie solltest du, fromme Beterin! Ich aber sage dir: von ganz Gallien gehört der Kirche ein Viertel, dem Adel ein Viertel, der Krone ein Viertel, ein Achtel liegt öde und nur ein Achtel – hör' es, du Beschützerin der Armen! – ein Achtel nur wird von dem Pflug der Kleinen befahren.« – »Ist's möglich? Aber ich glaub' es. Auch mein Vater drüben zählte ja zu diesen Kleinen, die in Not vergehn.« – »Wie furchtbar die Not, der bittere Mangel die kleinen Häuser heimsucht, – das zeige dir . . . ich habe dein keusches Ohr, du Heilige, dein mitleidig Herz bisher damit verschont: aber nun muß ich reden: die Zahl der neugeborenen Kinder nimmt erschreckend ab in deinem Reich: die darbenden Eltern lächeln nicht, sie jammern und verzweifeln und fluchen, wird ihnen Nachwuchs geboren, die Mütter töten die Kinder vor der Geburt oder sie setzen die Neugeborenen aus oder verkaufen sie wie Herdentiere in Knechtschaft . . .« »O schweig, schweig!« seufzte die Regentin, und die blassen Wangen erbleichten noch mehr. »In Knechtschaft, sagst du? Ach dies Elend kenn' ich! Welche Frevel! Unter *meinem* Königstab! Und das verschulden, sagst du . . .?« – »Adel und Kirche, die planmäßig – mit Vorbedacht und Ausdauer – ich hab's erlebt an meinen Eltern! – den kleinen Mann so lange bedrücken, bis er Freiheit und Eigentum ihnen dahin giebt.« – »Und giebt es keine Hilfe dawider?« – »Doch! Wenn die Frau Königin Balthildis Mut hat . . .« »Den giebt ihr Gott der Herr und die heilige Jungfrau!« rief die schöne Frau mit begeistertem Blick gen Himmel, der sie noch mehr verschönte. »Und mir vertraut . . .« »Ich vertraue dir!« – sie ergriff seine Hand, die zuckte dabei. – »Seit heute mehr denn je. Du hast mir dein warmes Herz, dein Mitleid mit dem armen Volk gezeigt.« – »Wohlan, so ermächtige mich, dem nächsten Hoftag den Gesetzesvorschlag vorzulegen, den ich in dieser Urkunde aufgesetzt.« – »Es sei . . . das heißt . . . ich . . . werd' ihn prüfen. Aber wenn er hilft . . .« – »Er hilft.« – »So sieh ihn als genehmigt an.« – »Dank, hohe Frau. Aber noch eins. Die Bischöfe und der Adel, denen darin ein Opfer – das heißt Herausgabe eines kleinen Teils ihres Raubes – zugemutet wird, werden – ich seh's voraus! – Nein sagen.« – »Weh, was dann thun? Ihren Willen muß man achten!« »Nein, brechen muß man ihn,« sprach er mit dröhnender Stimme. »Brechen! Mit Gewalt. Vielmehr mit Wiederherstellung uralten Rechts, das sie den Kleinen durch List und Gewalt entwunden haben: du weißt, sie erscheinen lange nicht mehr bei den Reichstagen, wie doch ihr gutes Recht war: wissen sie doch, daß ihnen nur das Zusagen übrig bleibt zu dem, was die Großen im voraus beschlossen haben. Verstatte, daß ich zweitausend – gewaffnete – Bauern zu dem nächsten Reichstag lade: – dann wollen wir sehen, wer stärker ist: sie oder die hundert Bischöfe und Seniores.« – »Es sei! Aber – um Gott! – kein Blutvergießen!« – »Kommt nicht dazu: ich gelob' es dir. Die Herren sind klug: sie können Speere zählen! – Und nun, o fromme Frau, nachdem ich vertrauen darf, den leeren Schatz mit jener den Großen wieder zu entreißenden Beute zu füllen, nun kann ich verantworten, dir zu gewähren, was ich neulich – mit schwerem Herzen! – denn *dir* Nein sagen ist unsagbar schwer! . . . verweigern mußte. Du wolltest wieder zehntausend Solidi – zum Loskauf von Schuldgefangenen gewiß –, dein wackerer Thesaurarius hat sie dir geschafft! – Hier, nimm sie, Königin, und wandle wieder auf den Sklavenmarkt, wie so oft, ein lichter Engel der Erlösung.«

IV.

Voll freudigen Dankes gab sich die fromme Frau gar bald wieder dieser von ihr am eifrigsten gepflegten Art der Wohlthätigkeit hin: sie wartete nur den nahen Tag des Marktes zu Saint-Denis ab. An diesem Morgen ritt sie dorthin mit kleinem Gefolge, bestehend aus ein paar Lanzenreitern, ihren Frauen, der Äbtissin von Chelles und deren Sohn, den die Königin besonders eingeladen, sie zu begleiten: zur Belohnung, meinte sie, solle er soviel Freude der Erlösten mitanschauen. Vanning schloß sich an: »Ich muß soviel Geld zu sehr weltlichen Zwecken ausgeben,« meinte er, »daß es mir fromm Verwendetes erst wieder wert machen muß.«

Jedes Jahr hatte die Angelsächsin jenen Marktplatz vor der Basilika besucht, jedes Jahr wieder auf der Stelle vor den erzbeschlagenen Thüren gekniet, von der aus Thränen und Gebet hinweg sie Ebroin hatte führen wollen, ein anderer sie geführt hatte.

Dicht drängte sich auch heute wieder auf dem weiten Platz das Gewoge der Verkäufer, ihrer menschlichen Ware, – oft neben den brüllenden und blökenden Herdentieren – dann der übrigen Händler, der Käufer und der müßigen Besucher und der neugierigen Beschauer. Vor dem kleinen Reiterzug wichen die Leute wohl zur Seite, aber für die nun zu Fuß der Kirche zu Schreitenden war der Weg nicht gleich frei. Ebroin eilte, während sein Freund bei den Frauen blieb, voran und löste die Haufen mit Wort und Hand. Nun stieg er allein, allen weit voraus, die Stufen hinauf.

Plötzlich blieb er stehen mit einem Ausruf des Staunens. Dann sprang er rasch auf die Plattform vor der Kirche, wo ihn die Knäuel der Händler und der Unfreien den Blicken der Nachfolgenden entzogen: er sprach eifrig mit einem der Verkäufer, er beugte sich . . . und nun bahnte er sich den Weg zurück auf die erste Stufe: »Frau Königin,« rief er der langsam in ihrem langen Nonnenkleid Heranschreitenden zu, »heute soll vor jener Thüre ein zweifach Dankgebet gen Himmel schweben: – sieh', wen halte ich hier an der Hand? Frei – wie du selbst?« Er warf die gelöste Fessel klirrend zur Erde.

»Gunthildis, Schwester!«

»Schwester! Balthildis!« scholl's und die beiden, einander so ähnlich wie zwei weiße Rosen, an Einem Ast erblüht, schlossen sich in die Arme.

Die Neugefundene trug nur spärlich Gewand, es ließ die schneeigen Schultern bloß: – sie empfand es – nur ein Blick verriet es! – peinlich: da nahm sich der Majordomus den eignen, reich mit Gold gestickten Mantel ab und spreitete ihn sorglich um ihren Nacken.

»Dank, mein Erlöser, mein Beschützer!« und bewundernd ließ das Mädchen die Blicke auf dem gebräunten, schönen Männerantlitz ruhen. »Wer, . . . Schwester, wer ist das?« Einstweilen hatten die Frauen wieder die Zelter bestiegen und den Rückweg angetreten. Ebroin hob das Mädchen, – es war kleiner und jünger als die Königin – auf seinen Rappen und führte den am Zaum. Man wollte nicht am Abend nach Paris zurückkehren, sondern in der Königsvilla neben dem Kloster übernachten.

»Dies?« erwiderte die Königin mit einem dankbaren Blick »das ist mein Majordomus, mein erster und getreuester Diener.« »Der? Ebroin!« lächelte die Befreite. »»Den bösen Ebroin!« schelten sie ihn.« »Da hörst du's, Majordomus,« drohte Balthildis schalkhaft.

»Aber er sieht gar nicht so böse aus, mein Retter und Befreier.« »Wer nennt ihn böse?« begann Vanning. »Die Priester, die er bändigt. Und sie allein schreiben die Chroniken! Ja, wenn die Mäuse Weltgeschichte schreiben, – schwerlich heißt dann

Kater Murr der Gütige.« – »Und du – du Schwester! – bist jene Königin Balthildis, die das Volk schon jetzt die Heilige nennt?« – »Welche Sünde!« Die Gepriesene erröte plötzlich sehr stark und schlug, die langen, blonden Wimpern senkend, demütig ein Kreuz. »Ich und eine Heilige!« – »Wie konnt' ich, – trotz des gleichen Namens, – in solchem Glanz die Schwester ahnen! Und es hieß ja, die Königin kam aus einem Nonnenkloster.« – »Wäre sie darin geblieben! – Aber der Vater? Du verstummst? Du wendest dich ab: ach, ich ahne alles!«

»Sein Alter ertrug die Beschwerden der vielen Reisen mit den Händlern nicht lange. – Er blieb am Wege liegen. – Ich drückte ihm die Augen zu: – ein mitleidiger Mönch des nahen Klosters bestattete ihn in geweihter Erde.« – »Du mußt mich an die Stätte führen: – ich erbaue dort eine Basilika.« »Ah,« grollte Ebroin für sich und fragte dann: »Und nicht wahr, hohe Frau, dein Vater war so frei geboren wie der König von Wessex und der Bischof von York?« – »Jawohl! Es war nur der Druck der Zeit . . .«

»Der Priester, solltest du sagen, Königin, und der landgierigen Thane! Bei denen drüben überm Wasser ganz wie bei uns! Aber wartet, ihr, die ihr *mich* angeht.« Gunthildis erzählte nun, wie sie lange aus einer Hand in die andere von Sklavenhändlern gewandert sei, da sie keinen Käufer fanden, der den geforderten hohen Preis zahlen wollte. So sei sie denn nun zuletzt auf den stets stark besuchten Markt von Saint-Denis geschleppt worden. »Dank dir, Herr Majordomus! Ich will dich segnen – und loben – all' mein Leben lang. Du hast mich gleich erkannt?« – »Das war nicht eben schwer, Jungfrau, für den, der deiner heiligen Schwester Antlitz – Einmal! – sah. Komm, Freund Vanning, wir wollen die Schwestern ihrem Glück überlassen. Komm! Ich muß noch mit dir die Grundsteuer und die Hafenzölle von Marseille verrechnen!« »Heute Abend noch?« brummte der Schatzwart. »Nun, meinnetwegen. Aber dann: zur Feier – deiner Entdeckung! – eine gute Kanne Rhonewein! Mundet doch besser als das Felswasser der Vogesen.«

»Du,« meinte Vanning, als er am Ende dieses Abendtrunks, in der Halle der Königsvilla, den letzten Tropfen aus dem letzten Becher schlürfte, »du, – ich weiß was.«

»So? Behalt's für dich! Ich weiß schon mehr, als mir lieb ist.« – »Ja, aber dies Eine, das zu wissen für dich recht . . . recht fördersam wäre, – das scheinst du nicht zu wissen.« – »Mag wohl sein.«

»Weißt du, – zum Beispiel, – daß Gunthildis und Balthildis einander zum Verwechseln ähnlich sind?« – »Ich werde sie niemals verwechseln.« – »So? Ist schade! Denn sieh mal: – es sieht aus wie ein Wunder . . .« – »Schweig, Lieber! Ich hab' an den Wundern schon genug, die ich bisher nicht glaube.« – »Wie ein Wunder, daß gerade du die jüngere Schwester entdecken, befreien mußtest, die weder Leodegar gehört, noch einem Gatten, noch schon zu sechs siebentel einem Kloster, sondern ganz sich selbst. Und also dem, der zugreift? Ich meine . . . sie . . . sie ließe sich gar gern greifen von . . . Hast du denn die Augen nicht gesehen, mit denen das schöne Geschöpf an dir . . .?« – »Nichts hab' ich gesehen, will ich sehen! Und – Dank für deinen guten Willen! – Aber das hast du dir doch beim schweren Wein von Avignon gar zu . . . nun, zu gemütlich ausgesonnen, wie alles in mir und mit diesen beiden Schwestern so hübsch zurechtkommen konnte! Nein, Vanning, bei der Liebe ist das nicht wie bei der Jagd: fehlst du die eine weiße Hinde, fängst du dir ihre ebenso weiße Schwester. Das ist hier ganz anders, lieber Freund! Gute Nacht!«

V

Die Königin wollte früh am andern Morgen sich mit der Äbtissin und der Schwester in ihre geliebte Klosterstiftung Chelles begeben: aber der Majordomus beschwor sie dringend, zu bleiben. »Morgen, Herrin, und in den folgenden Tagen sind wichtige Beschlüsse zu fassen, – die Anträge vorzubereiten für den schon einberufenen Reichstag: – du weißt, ein so verhängnisreicher hat noch nie getagt, seit du die Regentschaft führst. Entschlüpfe mir nicht immer in die Einsamkeit! Das Reich, die Erde bedürfen deiner viel dringender als der Himmel und die Kirche.« »Nun denn,« sprach sie, »erst – wie immer! – die Pflicht, dann die Neigung. Ich bleibe.«

Früh am andern Morgen stand Ebroin wieder vor der Königin und seiner Mutter, deren schlichte, fromme Einfalt jene gern als Schild gegen die oft gar zu schlaun und sehr weltlichen Pläne des Sohnes verwendete. Die Menge von Chartae und Pergamenta, die dieser bereits, wohl geordnet, in die weite bronzene Röhre, in der die Archive die Urkunden aufbewahrten, eingefügt hatte, bewies, daß schon ein gut Stück Arbeit hinter ihnen lag. »Nur diese letzte Unterschrift noch!« Er tauchte die Rohrfeder in die Tinte und hielt sie ihr hin. »Was ist es?« – »Eine Bestallung.« – »Gut! Gieb! Du wählst stets den rechten Mann für den rechten Platz.« – »Das wäre ein hohes Lob für den Staatsmann! Sieh, deshalb hab' ich dir den Bischof von Autun – so klug er ist: viel schlauer als ich! – noch nie zu einem Weltamt vorgeschlagen. Er würde seine Kirchen vergessen, versäumen und binnen kurzem das Amt, das er bekleidet, zum herrschenden im Staate machen, und wär's das des Stubenfegers!«

Seine Mutter, die an einem feinen Altartuch für das Kloster nähte, mußte lächeln. »Du hast ein böses Zünglein!« »Aber ein gutes Herz,« sprach Balthildis, ihn voll ansehend. Er furchte die Brauen und mied diesen Blick. »Man kann dem Herzen nicht immer folgen,« sprach er achselzuckend. »Das weiße Zeug, Frau Mutter, ist wieder viel zu anstrengend für die armen, lieben Augen. Und du, Frau Königin, dich flehe ich an . . .« – »Was willst du so hitzig?« – »Der weise Zacharias klagt über dein Aussehen.« – »Klage ich über mein Befinden?« – »Nein, lieber sterben! Ich kenne dies starke Herz!« – »Es ist vielleicht nicht so stark, wie . . . viele meinen.«

»Du schläfst zu wenig. Nicht die Staatsgeschäfte, – die unablässigen Gebete, die Büßungen –! Du büßest! Lieber Gott! Wofür? – Die Gänge zu allen Armen und Kranken, ja die Übernahme von Geschäften, die einer Königin unwürdig sind . . .« – »Keine Arbeit ist unwürdig: Arbeit ehrt, Herr Majordomus. Darum arbeitest du so viel, weil du unmäßig nach Ehre gehrst.« – »Aber es ist doch ein Unterschied! Neulich, als der erste Schnee gefallen, hast du ihn – ich sah's verhöhlen! – mit den eigenen Händen – sie waren viel weißer als ihre weiße Last! – in dem Portikus der Palastkapelle zusammengetragen und entfernt.«

»Ja, ja, Frau Königin,« bestätigte die Äbtissin, »in Chelles, in . . .« »Auch dort belauern mich Ebroins Späher?« lächelte die Gescholtene. »Da hat sie wirklich schon die Rinder- und Schafställe ausgemistet, sie, die Königin von Neuster und Burgund.«

»Frau Äbtissin, ich will dich fragen: wo lag als Kind der König des Himmels und der Erden? Ist doch noch mehr als Neuster und Burgund! In einer Krippe: – in einem Stall! Also laßt mich meinen Gott auf *meinen* Wegen suchen: – auf deinen, Majordomus, würde ich ihn nicht finden.« – »Aber die Macht würdest du finden, die dir in diesem

Reich gebührt. Und eben um dich im eigenen Palast zu stärken durch treue, kluge, wackere Diener, schlag' ich dir« – er hielt ihr die Urkunde hin – »diesen Mann zu deinem Cubicularius vor.« – »Ein wichtig Amt! Die geheimsten Schlüssel führt er. Täglich, ja stündlich hat der Cubicularius Zutritt auch in mein Schlafgemach . . .« – »Deshalb wählte ich dir einen verlässigen, getreuen, auch mir ergebenen . . .« – »Das genügt. Gieb!« – »Einen Mann, viele Jahre durch den Kriegsdienst in den Westmarken vom Hofe ferngehalten . . .« – »Gieb nur! Wie heißt er?«

»Herzog Hermengar von Provence.«

Da stieß die so sanfte, stille Königin jäh einen schrillen, gellenden, markdurchbohrenden Schrei aus, fuhr auf, als habe sie eine giftige Schlange gebissen, und warf die Feder weit von sich. »Nein! Nein! Niemals. Unmöglich.« Und sie wollte aus dem Saale fliehen.

Aber Mutter und Sohn, die sich, tief erschrocken, erhoben, vertraten ihr den Weg, und die Schwester, die der laute Aufschrei aus dem Nebengemach herbeigerufen, fing sie auf in den Armen.

VI.

Ebroin, der vielgewandte, nicht leicht zu erschütternde, fand doch geraume Zeit keine Worte: mit stummem Staunen sah er auf die bleiche Frau, deren zarte Gestalt zitterte und bebte.

»Was ist dir, liebe Schwester?« forschte Gunthildis. »Wer hat ihr was zuleide gethan?« fragte sie die Äbtissin. – »Diesmal – zum erstenmal im Leben! – mein Sohn.« – »Er?« – Das Mädchen wandte sich ihm zu mit strahlenden Blicken. »Das ist unmöglich!«

Das war wie eine Frage: aber Ebroin schwieg.

»Gewiß nicht mit Wissen und Willen,« begann die Äbtissin aufs neue. »Eher würde er sterben! Und sicher, – er wird den Vorschlag fallen lassen, wenn die Frau Königin für so heftige, haßgleiche Abneigung gegen diesen Herzog irgend einen Grund hat. »Und daneben die Gewogenheit,« sprach der Majordomus in einem festen, herben, geschäftlichen Tone, den er nie bisher gegen seine Herrin angeschlagen hatte, »diesen Grund anzugeben. Und . . . zu beweisen. Warum, o Königin, hassest du diesen Hochverdienten?«

Aber Balthildis, die sich nun von der Brust der Schwester gelöst hatte, schüttelte stumm das Haupt und machte eine ablehnende Handbewegung. »Er muß sie tief, im innersten Kern eines Weibes, getroffen haben,« dachte die alte Frau. »Was mag es sein? Sie vertraut mir sonst alles: . . . nie nannte sie seinen Namen.« »Was hat dir der fremde Mann gethan? Du konntest ja nie hassen!« fragte das junge Mädchen. Jedoch Balthildis schwieg und durchmaß in großen Schritten den Saal, offenbar einen Beschluß erwägend.

»Ich weiß gar nicht,« hob Ebroin nach langem Nachsinnen an, »wann du mit jenem wackern Helden kannst zusammengestoßen sein. Nicht, solange ich an deinem Hof lebe! Hätte man dir Schlimmes von ihm berichtet, . . .« Balthildis blieb dicht vor ihm

stehen: »So wär's Verleumdung,« sprach sie ernst. – »Also du kennst seinen Wert? Und doch . . .?« »Gleichviel,« bat die Mutter beschwichtigend. »Gewiß wird – bei solchem Widerwillen – mein Sohn einen andern . . .« »Nein, Mutter,« erwiderte der scharf und streng, »das wird dein Sohn *nicht* thun. Herzog Hermengar ist schon von mir benachrichtigt, seine edle, schöne Gemahlin, Frau Friedrun, unter die Frauen deiner Gemächer aufgenommen . . .« Balthildis ließ sich schweigend auf den Schreibstuhl gleiten. – »Seine beiden Söhne unter die Hofknaben, Ich kann nicht einen deiner – meiner! – treuesten Anhänger – sie sind nicht zahlreich! – tödlich kränken, in einen bitteren Feind verwandeln um ein nichts.« – »Ist mein Wille ein nichts?« – »Wille? Dein Wille hatte stets Gründe. Dieses Nein hat keinen Grund: es ist – vergieb, hohe Frau! – eine Laune. Nenne mir deinen Grund, beweise ihn und Hermengar reist ab . . . noch heute.« – »Und wenn nicht?« – »Wird er dein Cubicular.« – »Also du willst – ein echter Majordomus! – den Willen deiner Königin zwingen? Herrschest du im Reich der Franken oder ich?« »O nicht, nicht so hart, Schwester!« bat das Mädchen mit feuchten Augen. »*Du* herrschest,« sprach der Majordomus, zog das kurze weiße Elfenbeinstäbchen, das Abzeichen seines Amtes, aus dem Wehrgurt, trat an den Tisch und legte es leise darauf. »Berufe Hektor von Marseille oder Gairin zu deinem Majordomus. Herrsche glücklich, Königin.« Er wandte sich zur Thür.

»Halt! Du bist dem Reiche notwendig: – ich wahrlich nicht! Deshalb bleibst du und ich gehe. Längst, längst sehne ich mich fort aus dem Getriebe dieses Hofes, dieser hassenden, bald schleichenden, bald tobenden Männer. Das Blut Sigibrands . . .! Und nun dies! – Genug! – Ich lege die Regentschaft ab. Mein Sohn Childerich mag unter deiner Leitung herrschen. O, Äbtissin, Mutter, nimm mich auf in den Frieden deines Klosters!« Und sie eilte hinweg, gefolgt von beiden Frauen. Ebroin nahm den Stab wieder an sich. »Hm,« sprach er, ihr nachschauend, »also auch Heilige haben Launen? Ins Kloster? Diesmal scheint's unabwendbar. Still, heißes Herz! Aber, holde Thörin, erst nach meinem Sieg: – denn du mußt ihn mir erkämpfen helfen! Du bist erregt, – du wirst mir entfliehen wollen? Aber ich wache.«

In dieser Nacht saß auf der Schwelle der Thür, die in die Frauengemächer des Palastes führte, ein Mann in Eberhelm und dunklem Mantel, den Rücken gegen die Thürpfosten gelehnt. Er schlief nicht.

Vor Hahnenkraut ward er abgelöst durch zwei Speerträger.

Bald nach Sonnenaufgang ward die nach innen aufgehende Thür geöffnet: die Königin, an der Spitze ihrer Frauen und Mädchen, trat heraus; alle trugen Reisegewande. Die beiden Krieger – Speerträger Ebroins – neigten ehrerdienig die behelmten Häupter, aber sie legten ihre Lanzen quer über die Knie, die Öffnung sperrend. »Was soll das?« sprach die Königin. »Hinweg mit euch! Wer schickt euch?« – »Dein Majordomus.« – »Fort, sag' ich!« – »Wir haben zu bleiben, bis er uns abruft.« »Gefangen? Seine Gefangene! In meinem eignen Palast!« rief sie entrüstet. »Ruft mir sofort meinen Sohn, den König.« – »Unmöglich, Herrin!« – »Warum?« – »Auch er ist bewacht!« »Und auf wie lange?« fragte die Äbtissin. – »Nur bis morgen. Morgen haben wir dich in den Reichstag zu geleiten.«

VII.

Leodegar hatte bald eingesehen, daß man von Autun aus nicht die Geschicke von Neuster-Burgund leiten – oder auch nur ständig überwachen – konnte, sondern nur in oder nahe dem Palatium zu Paris.

In dem Palatium selbst fand sich nicht Raum für seine weitgehenden Bedürfnisse an Behaglichkeit, ja Glanz, seines von Kunst geschmückten Lebens. So hatte er sich denn in Paris ein stattlich Absteigequartier geschaffen: – nahe dem alten Cäsarenpalast lagen die stolzen Trümmer eines Apollotempels: Julian der Abtrünnige hatte ihn während seiner kurzen Herrschaft erbaut: seit seinem Tode war er geschlossen und – ohne Pflege – verfallen.

Der kunstfreudige Prälat kaufte die Baustelle und die Ruinen und erschuf sich hier, mit dem ihm vor den Zeitgenossen auszeichnenden, feingebildeten Kunstsinn und Geschmack, ein prächtig Wohnhaus: ein Hain, einst dem unbesiegtten Sonnengott geweiht, jetzt verwildert, schied das Gebäude von der Mauer des Palastgartens.

In dies sein Haus hatte Leodegar auf den Morgen vor der Eröffnung des Reichstages seine Freunde und Parteigenossen zu einer Besprechung geladen.

Vor den andern war Bischof Dedo eingetroffen von Poitiers und er sprach zunächst allein mit dem Neffen. »Höre,« hob er an, unzufrieden den feingeschnittenen Kopf schüttelnd, »wenig Ruhm hab' ich in der letzten Zeit geerntet an dir als meinem Schüler in der Staatskunst, in der Leitung der Geschäfte in Palast und Hof. Du hast uns alle miteinander, Bischöfe und Adel, die beiden verbündeten Parteien, allmählich unter ein Netz gleiten lassen, das dieser Sklavensohn zwar lange fein gesponnen und behutsam gestellt hat, – wie sagt Cato? ›*Fistula dulce canit, volucrem dum decipit auceps*«. ›Lieblich flötet der Vogelfänger, dieweil er das Vögelein einfängt« – aber morgen, fürcht' ich, recht unfein und gewaltsam – denn er ist doch vor allem ein Gewaltmensch! – über unsern Häuptern zusammenschlagen lassen wird: – Klapp! Und die Geier des Weltadels wie wir klugen Dompfaffen werden gefangen sein. Zwar, ich muß ja einräumen: der Gedanke, den verstorbenen Merowing durch dieses weißarmige Weib zu beherrschen, war meines Lieblings würdig: – und daß du dabei dich soweit überwandest, nicht vorher an der süßen Frucht zu naschen . . .« – »Er hätte die Berührte nicht berührt.« – »Ist wirklich überraschend . . .« – »An deinem Neffen, deinem Blut, nicht wahr? Denn das hab' ich nicht gerade in deiner Lehre gelernt. ›*Arcades ambo*«.«

Der trotz des Alters immer noch schöne Prälat gab ihm einen leichten Backenstreich. »Ich staune, daß du noch scherzen kannst. Unser Spiel steht schlecht. *Fuimus Troës!* Daß der Merowing so früh sterben, daß dieser Ebroin – vollends! – das unvernünftige Glück haben würde, durch seine halbblinde Mutter die ganz blinde, glaubensschwärmerische Königin zu beherrschen, – so daß sie ihn zum Majordomus macht – ich fürchtete gar, zu ihrem Geliebten: aber sie hat wohl Weihwasser in den Adern statt des Blutes! Daß der ihr auch noch die Schwester wieder giebt: – das sind lauter Dinge, die nicht vorauszusehen, daher nicht zu wenden waren. Wie sagt Publius der Syrer? ›*Contra felicem vix deus vires habet*«, ›wenn einer einmal 's Glück hat, kämpfen selbst Götter gegen ihn vergebens!« Aber, Glück oder nicht, – es bleiben dir nur die Brosamen von Einfluß, die dir der Ackerlummel von seinem Tische wirft. Es steht schlecht mit uns, verteufelt schlecht, würde ich sagen, zierten nicht so viele Weihen meinen – wie du siehst: – leider schon ziemlich kahlen Scheitel.« – »Nun, die Weihen, Ohm, haben dir

wohl die wenigsten Haare gekostet.« – »Laß die Späße! Mir ist schwül. Es steht schlimm für unser Königspiel! Ich hatte es dich doch fein gelehrt.« – »Vielleicht nicht so schlimm, wie du fürchtest. Meine Späher berichten: die weiße Königin und jener brutale Turm, deren einiges Zusammenspiel uns am schärfsten bedrohte, haben gestern einen ganz hübschen Zank gehabt miteinander.« – »Das wäre . . .!« – »Sie will ja schon lange gern aus dem Spiele scheiden. Außer mir aber, dem Bischof, . . .« – »Läufer sagen sie in Indien.« – »Der sich deinen Lehrling rühmt, ist aber urplötzlich eine neue Figur uns Schwarzen zu Hilfe ins Spiel gesprungen: – ein schwarzer Reitersmann, – der dem feindlichen Herrn Turm und dessen Reiter, – dem wackern Vanning! – den Weiterweg nach allen Seiten abschneiden wird. Und du vergisest: wir Schwarzen thun ja alles nur für unsern König . . .« »Natürlich!« lächelte der Bischof. »Leider ist aber dieser unser König – ein echter Brettspielkönig! – von gar geringem Kampfwert.« – »Das sage nicht! Gegen Ende des Spiels – und zumal, wann die weiße Königin aus dem Kampfbrett in ihre Klosterschachtel verschwunden sein wird! – dann kommt der König doch zur Geltung. Mit führerlosen Bauern – noch so vielen! – wird er – neben nur einem Helfer – leicht fertig: von hinten her rollt er sie auf!« – »Aber dieser König, . . . sein Turm, das heißt Hausmeier, hält ihn ja stets behütet.« – »Jawohl! Und gestern und heute, wie verlautet, sogar eingesperrt! Allein ich fand doch Mittel, zu verkehren mit dem Königsknaben, der seinen Bewacher und Tyrannen natürlich haßt.«

»Wie alt ist Childerich?« – »Noch nicht fünfzehn. Aber ein Merowing! Also lüstern und listig. Er fand insgeheim den Weg zu mir: – und in die Freiheit! Bei Tag wachen stets sechs Augen über ihn. Aber in der Nacht! Schmächtig ist das Bürschlein: – eine Feile – mein Geschenk – half nach: – eine Stange des Gitters am Schlafzimmer, durchfeilt, wich leicht: die fromme Mutter schläft nicht mehr bei ihm, durch ihre nächtlichen Büßungen das Söhnlein nicht zu stören, sondern im Gemach vor dem seinen: den Schlüssel seiner Thüre, die in den Garten führt, birgt sie unter dem Kopfkissen: aber während sie für sein Seelenheil betet, schlüpft mein gelehriger Schüler durch das Gitter in den buschigen Garten, dann über das niedrige Mauerlein hierher, wo ihn allerlei Freuden erwarten, die mir die junge Seele ganz gefangen geben: starke Weine, Ovids Verse: – seine ›Kunst, zu lieben‹ – und . . . nun: anderes.« – »Ich verstehe: – *Dux femina mali!* Auch dieser Merowingknabe wird also rasch nacheinander Vater werden, dann Gatte – und bald Sarkophagbewohner in Saint-Denis.« – »Ja, er welkt rasch dahin, bei solchem Unmaß, in solcher Jugend: 's ist beinah Sünde. Aber ich duld' es ja nur. Und –« »Duldest du's nicht, duldet's ein andrer und schnappt ihn dir weg, wie Ebroin seine fromme Mutter dir weggefangen hat. Also keine Gewissensthorheiten, mein Sohn. ›*Exeat aula, qui vult esse pius,*‹ meint Lucanus mit Recht, ›wer fromm bleiben will, der flieh' aus dem Hof.‹ – Also des jungen Königs bist du sicher?« – »Völlig. Verschwindet die Regentin, beherrscht er das Feld.« – »Das heißt: du herrschest. Brav.« »Ah, vielleicht gelingt schon heute ein Schlag gegen . . . Aber da kommen die Freunde. – Willkommen, Hektor! Was thut die schöne Aurelia?«

»Leider noch immer den Willen ihrer frommen Muhme, hochehrwürdiger Herr und Trinkgenoß, nicht den meinen.«

»Nun, ich will beten, daß sie sich bessere und nach deinem Willen thue! – Hochwillkommen, ehrwürdiger Herr Bruder von Cahors, Ihr, tapfrer Herr Agnebert von

Saintes und Ihr, Herr Berachar von Le Mans. Jedoch Ihr, Herr Truchtigifel von Embrun, übertreibt mir nicht die Askese! Auch das ist Eitelkeit und daher Sünde.«

»Hört einmal,« rief der so Vermahnte, – sein ganz Gesicht ward jetzt so rot wie sonst nur seine Nase, und unwillig schlug er auf sein rundlich Bäuchlein, – »hört, sehr junger Herr Bruder von Autun, mein bischen Rhonewein und fettes Fasten sind noch lange nicht die dem lieben Gott verhaßtesten Sünden seiner Priester. Ich bin noch aus der guten alten Zeit, da uns – wie meinen Ahnherrn Truchtigisel – den mit dem Speer! – von Soissons die Sünden dick machten: Eure Laster machen Euch mager und hager und gelb und fahl, wie Figura zeigt.«

»Deine verfluchte Spitzzunge!« flüsterte der Ohm dem Neffen ins Ohr. Mußt du uns den guten Schwachkopf verärgern? Solche dicke Genossen machen die Laien vertrausam. Verscheuch' ihn nicht.« – Leodegar zuckte die Achseln: »Aber Dummheit hält auf. – Doch wo bleibt er? – Er: – unser schwarzer Reiter? Ah, da naht er! Hochwillkommen, Graf von Toulouse.« Ein echter Sohn des Südens, kohlschwarz an Haar- und Augenfarbe, tief gebräunt Stirn und Wangen, reich gekleidet und gerüstet, eilte über die Schwelle und verneigte sich leicht vor den Bischöfen. »Valerius, geliebter Freund!« Leodegar umarmte ihn, um ihm fragend ins Ohr flüstern zu können.

»Er sträubte sich lange,« entgegnete der Römer, »aber deine Dispensation überwand zuletzt sein Gewissen.« – »Triumph! Doch zeige dich nicht zu früh. Erst wenn ich den Finger hebe, – hier diesen! – scheinbar den Bischofiring fester anzudrücken. Dann aber gleich! – Ihr Freunde, einen kleinen Imbiß, bevor wir das Schlachtfeld, wollte sagen: den Reichstag, betreten.«

VIII.

Der Reichstag oder der große Hoftag ward, falls er in Paris zusammentrat, in dem geräumigen Saal abgehalten, der aus dem Atrium des alten Cäsarenpalastes war geschaffen worden.

In diesen Saal strömten denn nun auch heute auf allen Straßen von Paris – ausgenommen von Norden her – die Bischöfe und die weltlichen Senioren zusammen, die den Hoftag besuchten, was ja an sich jedem freien, unbescholtenen Manne zustand: aber die kleinen Leute waren, sofern sie nicht eine besondere Bitte, eine Rechtsache oder Beschwerde herzwang, schon lange fern geblieben: aus den Gründen, die der Hausmeier der Regentin richtig angegeben hatte.

Nur vom Norden her, wo in der Ferne die Seine den Palasträum umsäumte, führten keine Straßen: hier erstreckte sich vielmehr ein sehr weites, von Mauern umhedges, durch geschlossene Thore vom Fluß abgesperres Blachfeld, auf dem die Reiterei des Palastes ihre Reit- und Kampfübungen zu halten pflegte.

Mit Erstaunen vermißten die vom Innern des Palastes her den gewöhnlichen Versammlungssaal Betretenden hier den üblichen Schmuck, ferner die Bankreihen, zumal den Thron des Königs oder der Regentin. Auf ihre Fragen hatten die Palastdiener keine Antwort; nur ein besoldeter Späher Leodegars verwies diesen rasch und verstohlen auf drei große Thore, die auf jenen Waffenplatz führten: sie waren fest von außen verschlossen.

Die Mitte des Märzmondes war herangekommen: mit Wohlbedacht hatte der Hausmeier die Zeit gewählt, da früher ganz regelmäßig das »Märzfeld«, die Heerschau über das Volksheer, war gehalten worden: er wollte die Erinnerung an die stolzen Rechte wecken, die damals noch die trutzigen Freien hierbei geübt hatten.

Es war ein schöner, sonniger Frühlingstag: die Finken schlugen in den Bäumen des anstoßenden Palastgartens und von draußen, vor den Thoren der Stadt, her hörte man das Jubeln der Lerchen in den blauen Lüften.

Während sich die harrenden Geistlichen und Weltgroßen – auf die sechste Stunde des Tages waren sie geladen – ihre Fragen und Bemerkungen mitteilten, führte Ebroin in voller Waffenrüstung die Regentin von deren Gemächern her dem Saale zu; ihre Frauen folgten. »O Sohn, was hast du gewagt – gethan!« flüsterte ihm die Mutter zu. »Herr Majordomus, sie zürnte schwer, bis ich . . .« klagte Gunthildis. – »Das Notwendige that ich,« erwiderte Ebroin laut, so daß auch die Königin es hören mußte. – »Bitte sie um Verzeihung,« mahnte die Äbtissin leise. – »Nein, Frau Königin,« entgegnete er, dieser voll in die Augen schauend, »denn ich habe nur meine Pflicht gethan. Und ich verlange von dir, daß du mir das glaubest. Ja oder nein?« Er blieb stehen und zog das weiße Stäblein ein wenig aus dem Wehrgurt hervor: »Bei deinem Nein wende ich um, auf dem Fleck, und überlasse dir Reichstag, Reich und – Verantwortung.«

Da schlug sie die Augen auf, die ihm heute noch keinen Blick gegönnt hatten, richtete sie fest auf ihn und sprach: »Ja, Majordomus, ich vertraue dir.«

»Dank! – Wisse, du wirst den Verhaßten nicht sehen. Ich hab' ihn verschickt. Fern, an den Rhein.«

Hoch aufathmend schritt Balthildis rascher vor.

Als sie vor der Thüre standen, die aus dem Inneren in den gewöhnlichen Versammlungssaal führte, machte der Majordomus Halt. »Der Graf Amalgar von Orleans! Er steht rechts?« – »Ja.« – »Der Graf Willibad von Bourges! Er steht links?« – »Ja.« Beide traten vor. »Was habt ihr beide mir zu sagen?«

Da sprachen die beiden wie aus einem Munde: »Bereit steht alles, meldet Vannings Treue.« – »Das Losungswort! – Nun, Mut, Frau Königin. Getrost! Gott wird dir zur rechten Zeit mehr als tausend Helfer schicken!« – »Ich weiß,« erwiderte sie mit einem frommen Blick nach oben. »Nein,« lachte er übermütig, das schöne Antlitz hell von Siegesstolz verklärt, »nein, nicht aus den Wolken. Aus deinem treuen Frankenvolk! Ist mir lieber. Und *ich* werde sie dir rufen! Auf mit der Thüre!« Die beiden Flügel flogen auf und die Regentin, zur Rechten Ebroins, stand auf der Balustrade, zu welcher die marmorne Freitreppe emporführte: mit leichtem Neigen des Hauptes dankte sie der ehrfürchtigen Begrüßung der etwa hundert versammelten Männer: die stets noch strahlend schöne, nur allmählich immer schattenhafter verklärte Frau fühlte, daß gar mancher dieser huldigenden Blicke eben ihrer Weibeschöne galt und, anstatt zu sprechen, schlug sie ihren Nonnenschleier vor das Antlitz.

Da hob, ihrer Verwirrung zu Hilfe eilend, der Majordomus an: »Ehrwürdige Bischöfe, tapfere Seniores dieses Reiches! Wichtige Beschlüsse, – wichtigere als je zuvor seit Frau Brunichildens Untergang! – habt ihr heute zu fassen. So will es eure Herrin, die Regentin. Und weil dem so ist, soll heute nicht die geringe Zahl der zufällig hier

Erschienenen entscheiden, wie das freilich seit geraumer Zeit so eingerissen war. Aber hundert Jahre Unrecht ist keine Stunde Recht und unverjährbar ist des Frankenvolkes Freiheit. In dieser alten Königspfalz ist schon lange zuviel dumpfe Luft und Weihrauchqualm! Auf mit den Thoren! Laßt Luft, frische Luft herein! Und Licht! Und Sonnenschein! Laßt ein die Freiheit und das Volk der Franken!« Und er schwang den kleinen Elfenbeinstab: da schmettete hinter ihm eine Trompete hell den neustrischen Heeresgruß: zehn andere antworteten von jenseit der geschlossenen Hofthore – wie Frag' und Antwort hatte das geklungen: auf wurden weit – nach außen hin – die drei breiten Thore zugleich gerissen und mit brausenden Heilrufen, die Waffen auf die Schilde schlagend, strömten herein etwa zweitausend fränkische Heerleute, keine Reiter unter ihnen, alle wehrhaft, aber keiner glänzend, alle nur einfach gerüstet.

»Gegrüßt, du tapfere Schar der freien Franken,« rief Ebroin, die Linke der Regentin fassend und mit ihr ganz vor auf die Balustrade tretend. »In eurer Königin Namen heiße ich euch willkommen. – Bitte, entschleire dich! Rasch! Nun sprich! Nur Ein Wort!« hauchte er.

»Im Namen Gottes und der Heiligen,« sprach sie mit fester Stimme, »seid willkommen. Gedenkt, daß Gott auf euch herniederschaut: darum schützt das Recht, meidet die Gewalt und, wo ihr es auch antrefft, straft schonungslos das Unrecht.« Da begrüßten brausende Huldigungsrufe das wunderschöne Weib, das viele dieser schlichten Landleute zum erstenmal im Leben erschauten.

»Das fängt ja hübsch an,« schalt Dedo. »Der Volkstribun hat sich gesagt: ›*Flectere si nequeo superos, Acheronta movebo*‹, ›giebt mir der Adel nicht nach, so empör' ich in Aufruhr den Pöbel.« »Das ist ja ein Bauerntanz, kein Reichstag,« murrte Hektor. »Es ist zu Ende,« sagte Gairin. – »Nein, Bruder, jetzt beginnt es erst, das Spiel: Schach Königin und Turm zugleich! – Lauf, Diakonus, jetzt bringe . . . Ihn.« Während dessen hatten die Königin, Ebroin und die Frauen den Saal durchschritten und das mittelste der drei Hofthore erreicht, dicht vor welchem der alte Purpurthron der Merowingen auf mehreren Stufen aufgeschlagen war. Vanning stand davor mit gezücktem Schwerte, das er nun vor Balthildis senkte. Sie nahm Platz; das Antlitz nach Süden, dem Saale zugewandt, auf den oberen Stufen daneben ihre Frauen, Ebroin und Vanning zu beiden Ecken der untersten Stufe.

Sie nickte dem begeistert zu ihr aufschauenden Majordomus zu. »Das ist die schönste Stunde, der größte Tag meines Lebens!« dachte er in freudigem Stolz, die gepanzerte Faust auf das hochpochende Herz drückend. Und er begann mit lauter, allhin vernehmlicher Stimme, die ihm bis zu Ende nicht versagte und von Siegesbewußtsein getragen schien: »Ihr alle wißt, ihr Franken, vornehm wie gering, daß dieses stolze Reich geschaffen ward von starken Königen, von jenem ersten Chlodovech an. Aber nicht diese wenigen Männer genügten, die Römer und alle andern Nachbarn zu bezwingen: jene Feldherrn bedurften eines Heeres. Das Heer, – es war das Volk der Franken. Das ganze Volk, nicht die Vornehmen, deren es damals noch nicht viele gab. Und die Bischöfe vollends: – gar manchen seh ich dort vom Schwert umgürtet –« »Wie gern stieß ich dir's in den Schlund!« grollte, sich fest darauf stützend, Agnebert, Bischof von Samtes. Er war bis vor kurzem Oberjägermeister gewesen und hatte das Bistum um seiner schönen Jagden willen um schweres Geld durch Dedo erkaufte.

»Ihnen waren und sind ja die Waffen verboten. Das Volk der Franken aber . . . das waren – und sind – die *kleinen* Männer; die von wenig Hufen, von geringer Habe, aber von großem Mut und starker Kraft. Dies kleine Volk hat schwer gelitten in den letzten Zeiten: – das wissen alle! – Oder sagt – sagt ihr selbst – berichtigt mich, wenn ich irre. Habt ihr *nicht* schwer gelitten?«

»Ja! Ja! Ja! Untragbar schwer,« brüllten da die Tausende. Und manche hoben drohend die Waffen gegen die Großen, die ihnen gegenüber auf den Stufen des Palastes standen. Viele von diesen erblaßten, andere griffen ans Schwert. »Wenn er sie jetzt – in diesem Augenblick – auf uns hetzt, sind wir verloren!« sprach Dedo, übrigens ganz ruhig. »Sechs solcher Hunde stech' ich aber dabei tot!« knurrte Hektor. »Ich thät's,« sprach Leodegar. »Er thut's nicht.« – »Warum nicht?« – »Wegen des Weibes: aus Schonung für sie. Gieb acht, du wirst es sehen!«

»Und wir wissen auch,« schrie eine rauhe Stimme, all' die andern übertönend, »da oben stehen sie, die uns zertreten: die Bischöfe . . .« »Nein, die Seniores,« riefen andere. »Das sind die ärgsten. Jetzt haben wir sie: – jetzt schlägt sie tot! Rache!« Aber da schmetterten auf ein Winken Ebroins alle Trompeten draußen und drinnen zusammen: die tobenden Stimmen verstummten.

»Nichts von Rache!« sprach der Majordomus. »Recht! Nur Recht wollen wir hier schaffen: altes gutes Recht wieder aufwecken vom Schläfe, neues gutes Recht daneben stellen, so altes Unrecht tilgen, neues verhüten. Wollt ihr das, ihr Männer?« – »Ja, wir wollen's! Heil Ebroin!« – »So hört denn, was eure Königin und ich euch vorschlagen. Ich trage euch alles auf einmal vor: – ihr sollt dann ja oder nein sagen zu dem Ganzen.« »Das ist eine Thorheit,« sprach Dedo aufatmend. »Diese Verzögerung . . .« »Kann ihm den Sieg kosten, den er schon in der Faust hatte,« stimmte Leodegar bei.

»Zum ersten: der Graf darf nie mehr aus dem Gau stammen, den er als Grafschaft erhalten soll. Sonst ist er dort mächtiger als der König.« – »Nein, nein! Das soll er nicht! Das ist gut!«

»Der Elende! Alle müßten wir da weichen!« knirschte Hektor. »Zum zweiten: kein Senior darf aus der Provinz den Hof des Königs besuchen, ohne Verstattung des Majordomus.« »Warum? Das ist doch hart!« schollen einzelne Stimmen. »Er will uns ganz mundtot machen!« schalt Gairin. »Wer von seinem König nicht gekannt wird, der ist tot, schreibt Cassiodor,« citierte Dedo. »Hört ihr's, der Beifall wird schon schwächer?« frohlockte Leodegar. »Den Wert dieses Verbots verstehen die Provinzleute nicht.« – »Zum dritten: zahllose Landschenkungen an die Kirchen sind gefälscht . . .« »Lauf, Ostiarius,« befahl Leodegar leise, »jetzt lauf, was du kannst. Schleppe mit zwei Gehilfen die große Urkundenvase herbei aus meinem Schreibgemach, die neben dem Fenster. Lauf! Es gilt die heil'ge Kirche!« Der stob davon!

»In jeder Grafschaft werden die Sendboten der Königin – zwei Laien und ein Priester – die Echtheit dieser Urkunden prüfen: werden sie als falsch erfunden, wird das Gut zurückgegeben. Gefällt euch das, ihr Hufner schmaler Hufen?« Ein donnerndes Ja war die Antwort.

»Natürlich! Das taugt den Wölfen, die Lämmer zerfleischen,« zürnte Dedo. Aber Berachar, der Bischof von Le Mans, erleichte: »Mein Vorgänger war, fürcht' ich, allzu . . . schreibgewandt. Was werden wir alles hergeben müssen!« »Weiter: Freie, die aus Not sich selbst und ihre Scholle in das Eigentum eines Mächtigen verkauft haben – also Schuldknechte vor allen!« – fügte er bei mit raschem Blick nach rückwärts zu Balthildis hinauf, »sollen wieder frei und ihres Gütleins Eigner sein und nichtig solche Gott verhaßte Geschäfte.« Brausender Jubel stimmte zu: aber ihn beglückte viel inniger Ein Blick aus den sanften blauen Augen.

»Nicht übel,« brummte der hagere Bischof Desiderius von Cahors. »Was sie aber als Gegenleistung von uns in ihren Freißwanst geschlagen haben, das wollen sie nicht wieder hergeben.« »Herr Bruder,« entgegnete der gutmütige Truchdigisel von Embrun, »thät's auch nicht, an ihrer Stelle! Gott segne es ihnen! Gönn' ihnen doch, was sie längst verdaut! Leben und leben lassen!«

»Und endlich,« hob Ebroin nochmal mit lauterer Stimme an: »Das Größte . . .«

»Noch mehr?« forschte Dedo.

»Für das Volk kann er doch mehr nicht fordern,« meinte der Neffe. »Und wenn für die Krone . . .«

»Dann ist's ein Fehler: – eine Abschwächung des Endes!«

»Unverantwortlich viel Kronland haben seit zwei Jahrhunderten die Könige an die Kirche gespendet: das Reich verarmt: wohlan, ein Drittel alles ehemaligen Kronlandes sollen die Bischöfe und Äbte der Krone zurückgeben.«

Da schrieen aber die hundert Geistlichen so laut wie vorher kaum die zweitausend Wehrmänner; oder wenn nicht so laut, doch viel greller und grimmiger: »Raub! Raub! Das ist der reine Kirchenraub! Weh! Sacrilegium!«

In den Reihen der Gemeinen blieb es ziemlich still: ja mancher sprach zum Nachbar: »Warum das?« »Mir ist ganz wohl unter Sankt Martin von Tours.« – »Und mir unter Sankt Denis.« – »Wohler als mir wäre unter dem harten Domesticus des Herrn Königs.«

Eine peinliche Stille entstand: die Begeisterung hatte den Gipfel überschritten, sie sank rasch. Schnell benutzte das Leodegar: er winkte, machte sein frömmstes Gesicht und sprach: »Ist es auch einem demutvollen Priester des Herrn verstattet, zu sprechen? Oder redet hier nur der Herr Majordomus?« – »Sprich du nur, Herr Bischof,« rief da ein frommer Burgunde aus Autun dicht unter ihm an den Stufen. »Ich kenne dich: – wir alle von Autun kennen dich: – du hast viel Geld unter die Leute gebracht.« Unterdessen hatte Leodegar besorgt hinter sich gesehen. »Ist er endlich da?« flüsterte er. »Jawohl! Wie du befehlt. Da hinten: – hinter den Diakonen geborgen,« antwortete Dedo.

»So möchte ich – mit gnädiger Verstattung also des strengen Herrn Majordomus! – fragen, bevor wir abstimmen, ob die hohe Frau Balthildis, die wir alle gleich einer Heiligen verehren . . .« – demütig senkte er das Haupt. – Ein beifällig Gemurmel ging durch die Wehrmänner: »Seht,« sprachen die Burgunden zu ihren nächststehenden, »*unser* Herr! Der ist gar demutvoll. Ja, so sollten alle sein!«

». . . Mit all' diesen Vorschlägen einverstanden ist. Das wäre ja von höchstem Wert für uns.« »Ich hab's ja schon gesagt,« rief Ebroin ziemlich ungeduldig. »Hast's nicht verstanden, kluger Bischof von Autun?«

»Er sollte nicht so grob sein mit unserm Herrn!« meinten ein paar Leute aus dieser Stadt.

»So bitte ich dich, Frau Königin, sprich du,« schloß der Hausmeier. »Mit allem einverstanden,« kam es recht zaglich aus dem kleinen Mund. Denn der letzte Antrag war ihr gar nicht lieb gewesen!

»Und zwar,« fuhr der Bischof sanft fort, »sprichst du so, heilige Frau, als Religiosa, die wir alle hoch preisen, oder als Regentin?« »Als Regentin, wie sich versteht!« antwortete an ihrer Statt barsch der Majordomus.

»Verzeih, gestrenger Herr. Das ist wohl ein kleiner Gedächtnisfehler. Denn – hört es, ihr freien Franken all! – die heilige Frau, die hier vor euch steht, ist die jüngste Nonne des Klosters zu Chelles: sie hat gestern die Regentschaft niedergelegt. Und seither herrscht im Reiche Neuster und Burgund nicht mehr sie, sondern ihr Sohn, Herr Childerich. Tritt vor, Herr König!«

Und er griff zurück und faßte an der Achsel und schob vor sich hin einen schwächtigen Jüngling, der mit den vorgebeugten Schultern unter der Last eines ihm in Eile umgeworfenen Purpurteppichs an des Königsmantels Statt – zusammenzuknicken drohte. Ein lauter Ruf des Staunens flog durch die Versammlung: aber bei den Allermeisten, die den Schwächling zum erstenmal ersah, war es kein freudig Staunen: bald hob sich ein Murren: die Blicke der Heermänner flogen vergleichend hin und her zwischen dem fahlen Knirps und der schönen Frau und der Erzgestalt des Majordomus. Der, einen Augenblick überrascht, ersah seinen Vorteil schnell.

»Jetzt, Frau Königin,« rief er ihr zu, »jetzt wahre dein Mutterrecht und meine Ehre!«

Hoheitvoll erhob sich die edle Gestalt vom Throne: alles verstummte, lautlos lauschten die Tausende, wie sie mit starker, ja mit zorniger Stimme sprach: »Wer immer diesen bethörten Knaben – gegen der Mutter Willen! – aus seinem umgitterten Gemach hierher entführt hat: – er ist im Irrtum. Trägt das Kind die Waffen seines Volks? Wer hat es für wehrfähig erklärt? Noch niemand. Hierher, zu deiner Mutter Füßen, du ungeratner Sohn! Ihr aber wißt: wohl wollte ich gestern weichen aus dem Streit des Hofes: aber dieser Mann, der treueste Held im Reich, hat mich die Pflicht gelehrt, noch auszuharren. Schaut hierher, ihr freien Franken, hier steht eure Herrscherin!«

Damit griff sie mit der Rechten an den Thron zurück, erhob den langen goldnen Königsstab und schwang den hoch in die Luft, daß er im Frühlingslichte weithin strahlte.

»Heil Balthildis, der Regentin!« – »Heil Ebroin!« – »Willst du wohl gut thun, Büblein?« – »Herunter mit dir!« – »Bitte die Mutter um Verzeihung!« – »Willst du wohl?«

So scholl's durcheinander. Und so drohend drang der Ruf in des Knaben Ohr, so dicht, so nahe, daß er erschrak und, nach einem hilfeschuchenden Blick auf Leodegar, den der nicht zu sehen vorgab, mit schlaffen Knieen die Stufen herabschlich, über den Saal hinglitt und endlich den Thron der Mutter hinanstolperte, wo er zu deren Füßen niederkniete und ihre Hand küßte. Laut jubelten die Heerleute.

»Das Spiel ist aus!« sprach Dedo zu dem Neffen. »Der König hat versagt.«

»Ja, aber jetzt kommt der Bischof dran,« erwiderte der. »Wo ist die Vase?« – »Hier,« erwiderten die Ostiarii, die soeben keuchend das hohe, schwere Erzgefäß hinter ihm niedergestellt hatten. »Ihr freien Franken,« begann Leodegar aufs neue, »wechselnd ist

der Weiber Wille: – ich konnte nicht ahnen, daß die fromme Frau, die gestern schon einen Fuß in das Kloster gesetzt hatte, . . .« »Also Horcher auch an *jener* Thür,« flüsterte Vanning grimmig dem Freunde zu. »Ihn heute wieder in die sündige Welt zurückzieht. Wiefern das göltig ist, wird ein Konzil zu untersuchen haben.« »Ungöltig ist's,« riefen mehrere der Bischöfe, ermutigt durch den kühnen Sprecher. »Ich, ein Priester des Herrn, will zu euch nicht als Kriegern sprechen, nur als Christen. Ob die vielen andern Vorschläge dem Reich der Franken frommen oder nicht, – das mögen Weltlinge entscheiden. Ich beeile mich, rasch beizufügen: alles ist wahr, was der gestrenge Herr Majordomus von der Bedrückung der kleinen Freien geklagt hat.«

Da ging ein Beifallgemurmel durch die Reihen auch bisher ihm weniger willig Lauschender.

Gewandt fuhr er fort: »Nicht nur durch manche Seniores, – leider, leider! auch wohl« – er hob die Arme und blickte gen Himmel – »durch ein paar Genossen im geistlichen Amt« . . . – »Nicht du!« riefen die ihm ergebenen Burgunden, die sich allmählich dichter um ihn drängten. »Du hast die Spendehand!« »Du thust den Armen wohl . . .« »Na, und Gott vergilt's ihm heute,« schmunzelte sein Ohm Hektor zu. »*Gratis poenitet esse probum*« meint der welterfahrene Naso, »umsonst mag kein Mensch brav sein.«

»Daher will ich auch kein Wort sagen gegen alle Vorschläge des gewaltigen Mannes. Nur warnen, warnen, warnen muß ich euch – als Hirt eurer Seelen! – daß ihr die nicht um Einer Sache willen unrettbar und auf ewig stoßet in das Feuer der Hölle.« Dabei reckte sich die hagere Gestalt plötzlich zu ihrer vollen Höhe, die dunkeln und doch so feurigen Augen schossen Blitze: hoch hob er mit seiner einzigen Hand den schwarzen Mantel über dem Haupt empor: – ein Murmeln des Grauens ging durch die Menge: viele bekreuzten, zurücktretend, Stirn und Brust. »Ja, in die Hölle stoßt ihr eure Seelen, raubt ihr den Kirchen, was fromme Könige ihnen geschenkt! Schaut her: dieser eherne Kessel birgt ungezählte solcher Schenkungsurkunden. Wißt ihr, mit welchem Fluch jede, – jede! – den Kirchenräuber, der die Gabe antastet, bedroht? Seht her – ich greife heraus – aufs Ungefähr: ihr, Amtsgenossen, thut das Gleiche.«

Und ohne hinzuschauen faßte er rasch zu, hob eine der Pergamentrollen hervor, entfaltete sie und las: »König Dagobert, – dieses Knaben Großvater –, schenkt die Villa und den Wald von Toury im Gau von Orléans dem Kloster Saint-Denis, wo er begraben sein wollte und begraben liegt, und die Urkunde schließt: »Wer aber aus irgend einem Grund oder Vorwand oder Schein des Rechts oder des Nutzens für den Staat auch nur ein Bäumlein dieses Waldes dem Heiligen entzieht, dessen Seele und aller Seelen, die ihm zustimmen oder doch nicht in den Arm fallen, sollen verflucht sein auf ewig und immerdar und sollen brennen in der siebenten Hölle zusammen mit der Seele Judas Ischariots, des Verräters des Herrn.«

Da ging ein Aufschrei des Schreckens, ein Stöhnen des Grauens durch die Menge.

Und bevor es verstummt war, begann Dedo aus einer zweiten aufgerafften Urkunde mit dröhnender Stimme zu lesen: »Und wer diese Schenkung König Chlotachars, des ersten dieses Namens, an das Kloster Glanfeuil anficht oder verletzt, den soll vor allem ächten und bannen, wer dann des Frankenreiches Scepter führen wird . . .«

Da seufzte Frau Balthidis laut.

»Christus aber soll für ihn nicht gestorben sein, der Fluch von Nathan und Abiram soll ihn schlagen und der Aussatz soll ihn treffen und ins Gebein wie Naëman den Syrer, ihn und sein ganzes Geschlecht bis zum siebenten Grad . . .«

»Grauensvoll!« – »Nein!« »Nein!« »Das soll nicht sein!« »Vergieb den bloßen Gedanken daran, o Gott!« rief da die Menge zerknirscht und erschüttert. Und Bischof Verachar von Le Mans las bei Grabesstille: »Wenn jemand die fromme Gabe des Herrn Königs Childibert an das Kloster Sankt Martins zu Tours verletzt, auch nur mit einem Worte sie bestreitet, dann soll die Erde sich klaffend aufthun und ihr feuriger Schlund wie die Rotte Korah ihn und seine Helfer und alle, die ihm nicht wehren, verschlingen bis in den untersten Pfuhl der Hülle zu ewiger Verdammnis.«

Abermaliges Entsetzen! Die Reihen der Heermänner, zunächst Ebroin und dem Throne, wichen scheu, mit lärmenden Waffen, weit von ihm hinweg. »Gieb dies eine auf und rette das andere, sonst ist alles verloren,« flüsterte ihm Vanning zu. Aber der eherne Ebroin schien auf einmal noch eherner geworden: er drückte die Rechte so fest auf den harten Hirschhorngriff des väterlichen Schwertes, daß ihn die Finger grimmig schmerzten: »Nein,« knirschte er, »nicht zurück! Keinen Schritt! Alles oder nichts! Sie sollen! Sie müssen!« – »Du rasest.« – »Mag sein. Aber ich siege.«

Abermals begann Leodegar: »Geliebte Brüder. Höret mich . . .« »Nein,« schrie Ebroin außer sich. »Hört ihn nicht!« Und er hob den Stab. »Blast, Hörner und Trompeten, den Heerruf der Franken!«

Aber alles blieb still!

Auch die Hornbläser hatten sich aus seiner der Hölle verfallenen Nähe gedrückt: sie sahen nicht mehr auf ihn oder wollten nicht sehen noch hören!

Triumphierend bemerkte es Leodegar, und lauter fuhr er fort: »Hört ihr's? Die freveln Klänge schweigen, die den Klageruf der Kirche ersticken sollten. So hat denn der Herr mein Hoffen gerechtfertigt und mein Gebet erhört: noch ist in den Seelen seines frommen Volkes – des zweiten Volkes, das er sich vor allen auserwählt hat! – nicht erloschen die Furcht vor seinen Geboten, die Scheu, die Rechte der heiligen Kirche zu verletzen: noch kann die Gier nach irdischem Gut, der Vorteil des Staates, dieses vergänglichen Übels, das, durch die Sünde und den Teufel entstanden, zugleich mit dem Teufel untergehen wird am jüngsten Tage, nicht in euren Gewissen zurückdrängen die Furcht vor der gerechten Strafe, die dem Kirchenräuber gedroht ist in heiligen Schriften und frommen Pergamenten. Wohl euch, ihr Frommen, daß ihr die Versuchung sieghaft überwunden habt! Wie aber, wäret ihr erlegen, wie geartet wäre der Mann gewesen, dessen Führung ihr gefolgt wäret zu kurzem Besitz und zu ewiger Pein? Kennst du denn wirklich diesen Mann, bethörtes, glanzgeblendete Volk der Franken?«

Bei den letzten Worten trat er hart an die Brüstung der Treppe vor dem Palast, auf der er gesprochen, bis ganz vor: und über die Helme und Speere hin ließ er so feindlich drohende Blicke auf Ebroin fliegen, daß dieser selbst stutzte, die Frauen hinter ihm erschrocken gespannt sich vorbeugten und Vanning ihm zurief: »Was jetzt? Was hat er nun noch ausgeheckt?«

»Gewiß,« fuhr der langjährige Seelenbeobachter und Seelenleiter fort, geübt, seine Rede der etwa wechselnden Stimmung seiner Hörer augenblicklich anzupassen, »gewiß der Herr Majordomus, – stammt er auch nicht, wie sonst eure Führer pflegten,

von edeln Ahnen – ist ein tapfrer Mann! – Sein Schwert ist rasch: – nur allzu rasch manchmal! – sein Entschluß ist kühn: – nur allzu schrankenlos kühn zuweilen! – und gewiß will er das Wohl dieses Reichs – so wie er dies Wohl – weltlich genug! – versteht. Aber neben diesen Tugenden – heidnischen: die heidnische Tugend aber ist nur ein glänzend Laster, lehrt ein heiliger Lehrer – schlummern die Triebe ruchlosen Verbrechens.«

Entrüstet hob da die Königin das schöne Haupt und ihre Schwester blickte gar zornig aus den blauen Augen. Auch durch manche Haufen der Heermänner ging ein mißbilligend Grollen.

Sofort erkannte der Redner die Gefahr noch längerer, verzögernder Vorbereitung seines Angriffes: er ging daher gleich zur Entscheidung vor: »Ihr zweifelt, wackre Männer? Es macht euch Ehre, daß ihr an eurem Führer stetig haltet. Aber der Zweifel ist ausgeschlossen: ich mach' es kurz, wie ihr es liebt: wie Speeresstoß und Schwertesschlag: dieser Ebroin dort, der höchste Mann in eurem Reich in Krieg und Frieden, der dort am Thron einer Heiligen in deren Glanz sich sonnt: – er ist ein Räuber, ein Totschläger, ein Mörder!«

Da erbrauste, plötzlich entfesselt, ungeheurer Aufruhr: ein Speer flog aus der Mitte der Schar gegen den kühnen Ankläger: Hektor sah's und fing ihn mit der Rechten, aber andere Heerleute stürmten mit geballten Fäusten, mit gezückten Waffen gegen die Stufen hin, auf deren oberster der Ankläger stand, furchtlos, dem drohenden Tode trotzend, die scharfen Züge jetzt von edlem Mut verklärt.

»Schützt den Bruder!« rief Gairin, den Speer fällend. »Hierher, Hektor, Pfalzgraf Aigulf, Graf Fortunatus, Bischof Agnebert! Fällt die Speere, reiht die Schilde dicht. Ihr Edeln, schützt den Edeling, den Bischof!«

Und so geschah's.

Der Haufe, der gegen die Stufen empordrang, stieß auf eine eiserne Kette, die man nur unter vielem Blutvergießen hätte durchdringen können: die Führerlosen stockten, stauten sich: – schon fluthete die Welle zurück, die Stufen hinab.

Die Königin war von ihrem Thron aufgesprungen: sie beugte sich vor: »Sprich, mein Freund! Zertritt diese Lügen.« Jedoch sie sah mit Entsetzen in ein regungslos versteinertes Gesicht, in starre, weit geöffnete Augen: »Äbtissin,« rief sie, erschrocken sich wendend, »was ist deinem Sohn?« Aber Frau Leutrud lag regungslos in Gunthildens Armen. »Vanning,« – fragte endlich der Beschuldigte. »Wem . . .?« Er ergriff einen Speer, der am Throne lehnte, und hielt sich daran aufrecht. »Nur jenem Priester.« – »Unseliger! Und alles . . . alles?« – »Nicht . . . lang nicht alles!«

»Seht ihr's?« fuhr der Ankläger in vollem Siegesgefühl fort, »seht ihr ihn wanken, jenen ehernen Mann? Das ist die Macht der Wahrheit, das ist das unwiderstehliche Gewissen! Wäre er unschuldig, wahrlich, – ihr kennt seinen raschen Zorn! – schon hätte mich, den Verleumder, in nie fehlendem Wurf die Lanze durchsaust, an der nun der Bebende sich mühsam hält. ›Beweise!‹ rufen da drei wackere Männer, Gewiß! Wer solche Klage beweislos brächte, wäre ehrlos auf immerdar. Aber – vor der Beweisführung – nur noch ein Wort. Mancher tüchtige, schlichte Mann denkt jetzt in seinem Sinn: ›wie soll das, wie solcher Widerspruch möglich sein? Der Hausmeier ist ein Held, der größte heut' im Volk! Wie kann es geschehen, daß er zugleich ein

Verbrecher ward?« Wohlan: das konnte geschehen, weil Gott ihn verlassen hat, wie er – zuvor – seinen Herrgott verließ!«

Ein Murren des Grauens, der Scheu, aber wohl auch des Zweifels ging durch die Reihen.

»Ihr glaubt es nicht? Ja, es ist auch gräßlich zu glauben. Aber, es ist wahr! Ihr alle sollt es hören. Sprich, Ebroin, Ebromuths Sohn, ich, ein Priester des Herrn, frage dich hier vor allem Volk, – vor *deinem* Volk! – sage, glaubst du, daß der Herr Christus, Gottes Sohn und Eins mit Gottvater, dich erlöset hat durch seinen Tod, auferstanden ist von den Todten, aufgefahnen gen Himmel, sitzt zur Rechten Gottes, des allmächtigen Vaters, und daß er von dannen wiederkehren wird in den Wolken, zu richten die Lebendigen und die Todten? Glaubst du das, so sprich hier laut vor allen: »Ja, ja, ich glaube.««

Er hielt inne: Totenstille lagerte plötzlich auf der vor kurzem noch so lauten Stätte: tausend Augen waren starr, gespannt, auf den einen Mann gerichtet: die Königin, ihre Schwester beugten sich angstvoll ganz vor zu ihm: – aber die Mutter verhüllte, laut jammernd, das weiße Haupt in ihrem Schleier.

Und er, dem all dies hochgespannte Forschen, Harren galt? Er lehnte regungslos, ohne einen Laut, an dem krampfhaft festgehaltenen Speer: scharf blitzten die grauen Augen über die ganze Menge hin und herbe Verachtung der Gefahr, wie des Befragers, schürzte ihm die trotzigen Lippen: aber diese Lippen, – sie blieben stumm.

»Hört ihr's? Seht ihr's?« frohlockte der Bischof. »Er muß verstummen! Er weiß, ein Wort kann ihn retten: – aber Gott der Herr schnürt ihm die Kehle zu: – er kann es nicht sprechen, das Wort der Lüge.«

Da brach das Grauen der Entrüstung, des Abscheus in einem dumpfen donnerähnlichen Gemurre los: alle, alle, die noch in der Nähe des Angeschuldigten ausgehalten hatten, verzogen sich nunmehr scheu, leise, aber hastig, von ihm wie von einem Verpesteten; nur Vanning blieb, das Haupt von Schuldgefühl gebeugt, mit gesenkten Augen an der anderen Seite des Thrones stehen.

Stöhnend, die weißen Hände ringend, sank die Königin an die Lehne ihres Thrones zurück.

Leodegar aber fuhr fort: »Den Beweis seiner Gottlosigkeit, seiner Gottesleugnung hat sein Verstummen erbracht. Den Gottesleugner darf man jedes Verbrechens zeihen. Aber ich verklage ihn nicht nur, – ich überführe ihn! Welchen Beweis ich bringe? Wiederum sein eigen Wort. Gichtigen Mund. Und blickenden Schein. Vor Jahren war's – manche werden's gedenken: – denn lauten Lärm machte damals die grause That – da ward in einer Herbstnacht, im Wald von Epinay, auf des Königs offener Heerstraße, im Marktfrieden von Saint-Denis, der reiche alte Römer Apronius von Soissons überfallen durch vermummte Wegelagerer: – so berichteten die überlebenden Begleiter: ermordet ward der Alte, der Geldsack von dem Maultier hinweg geraubt, ein tapfrer Franke, der, in königlichem Auftrag, sichres Geleit gewähren sollte, erschlagen. Gedenkt dessen niemand mehr von euch?«

»Ich! Ich! Ich!« riefen Gairin, Hektor, Dedo und viele der Bischöfe und Edeln: aber auch gar manche unter den Heerleuten.

»Wohlan, der eine der beiden Verbrecher war – da der Schatzmeister, Graf Vanning dort: – am Thron der Königin wagt der Blutschuldige zu stehn! – Zum Schatzmeister hat ihn sein Freund gemacht, mit Recht, denn Vanning hat in jener Mordnacht im Walde gezeigt, er versteht sich auf den Golderwerb! Vanning also war der eine der beiden Schächer: – er wird nicht leugnen, fragt ihr ihn. Denn, bei Gott, er hat noch ein Stück von Gewissen. Daher ekelte ihn auch nach geschehener That des Raubes: er warf den schweren Goldsack reuig von der Seinebrücke in den Strom: daraus ward er aufgefischt vor zwei Nächten: da seht! Hier liegt der Beweis vor euch! Hierher legt ihn, Diakone, auf die zweite Stufe! In all' der Zeit konnten die Wasser die schwere Beute der Räuber nicht entführen: – Gott befahl den Fluten, den Beweis liegen zu lassen, wo er lag, bis zur Stunde des Gerichts, Seht, wie der festverschlossene Schlauch von Schlamm, von Schilf, von Muscheln überzogen, starrt! Seht, wie da der Schatzmeister auf die Knie gestürzt ist bei dem Anblick! Nun, diese Zerknirschung spricht laut genug. Ich brauche ihn nicht zu fragen! Aber euch frage ich, euch, Bischöfe, Edle, freie Franken: – den einen Thäter kennen wir, wer war der andre?«

»Ebroin! Ebroin! Ebroin!« riefen da alle, und all' die tausend Hände, Speere, Schwerter deuteten, all' die empörten Blicke dieser tausend Augen zielten auf den Einen Mann.

Der aber hatte sich nun in sich zusammengeschlossen. Während Vanning auf den Knieen lag, das Haupt in beide Hände gestützt, stand er hoch aufrecht, wie aus Erz gegossen, ohne Zittern, fest und gerad', wie der Speer in seiner Hand.

»Hilf, heilige Jungfrau, hilf ihm, Herr, mein Gott!« betete die Königin laut, »wenn er schuldlos ist!« »Du *mußt* ihm helfen, Gott,« rief ihre Schwester, »denn er *muß* schuldlos sein!« Aber seine Mutter lag gebrochen über ihren Stuhl hingebeugt, ohne ein Wort, ohne Gebet, ohne Thräne.

»Ich frage dich, Majordomus von Neuster und Burgund, Graf Ebroin, bist du dieser Thaten unschuldig oder schuldig?« rief der Ankläger über die Köpfe der brausenden Menge hin. »Schuldig,« antwortete der laut und fest. »Allein schuldig. Ich bin der Anstifter! Und ich allein habe den Römer erstochen.« »Hört ihr's?« frohlockte Leodegar. »Nun gedenket daran, ihr freien Männer, wie bei Eröffnung dieser Verhandlung die weise und fromme Frau Königin euch gemahnt hat: schützt das Recht, meidet die Gewalt und, wo immer ihr es antrefft, straft – schonungslos – das Unrecht.«

Aber in das aufs neue entfesselte Toben des Unwillens mischten sich doch jetzt auch schon wieder Rufe der Anerkennung für solchen Freimut.

Und die gelindere Stimmung nahm nun rasch zu, – Raub und offenes Blutvergießen bei Raub machten ja nicht ehrlos wie Diebstahl und Mord – als Ebroin fortfuhr: »Wisset aber, diese Kunde erfuhr der Bischof durch einen schweren Kirchenfrevler: – durch Verletzung des Beichtgeheimnisses. Denn Vanning – steh auf, sag' ich, laß ab zu jammern! – hat die That nur Einem offenbart, seinem Beichtiger. Und der also hat . . .« »Die verfluchten Priester,« scholl da ein vereinzelter Ruf aus dem Haufen. »Die Falschen! Die Treulosen!« wiederholten schon mehrere. Leodegar erkannte die Gefahr: er rief: »Laßt ab von frevler Schmähung der Gesalbten des Herrn. Erst bischöfliche Dispensation, ja Befehlung hat den Widerstrebenden vermocht, den Namen des einen Sünders zu nennen. Den des andern verschwieg er.«

»Weil er ihn nicht wußte,« trotzte Ebroin verächtlich.

»Er war nicht schwer zu raten,« lachte der Bischof.

Einstweilen aber hatte die Königin einen Entschluß in der Seele gereift: die Äbtissin ihrem hoffnungslosen Schmerz überlassend, flüsterte sie der Schwester ein Wort zu: »Gewiß,« rief diese freudig, errötend, »gewiß! Das thu! Es muß ja etwas Edles sein.«

»Hört mich, ihr Männer,« sprach Balthildis. »Fern sei es mir, einzugreifen in das Gericht über so schwere Schuld. Aber das Gericht – mit dem Geständnis beider ist es ja fast zu Ende! – nur um die Strafe und um unser Werturteil über die Männer handelt es sich noch. Da aber wiegt doch am allerschwersten, mein' ich, der Zweck, um dessen willen der Raub, der Totschlag geschah. Sprich, mein Majordomus, – denn nimmer will ich glauben, nachdem ich jahrelang deine Uneigennützigkeit erprobt und wie du Gold und Goldeswert nur für die Krone schätzt, für dich selbst verschmähst – nun und nimmer werd' ich glauben, – und spräche so dein eigener Mund! – daß du lediglich für dich, um reich zu werden, des Römers Geld geraubt. Sprich, sprich offen – laut vor allen hier – was war dein Zweck?«

»Jawohl!« – »Jawohl!« – »Der Grund!« – »Der Zweck!« »Was trieb dich an?« fragten viele hundert Stimmen.

»Jetzt sind wir gerettet,« rief Vanning, an ihn heranspringend. »Sag's! Sag's rasch! Und unsre Ehre ist gerettet. Das ganze Volk betet sie ja an. Sage rasch alles!« – »Unsinniger! Du hast doch das – das! – dem Priester nicht auch gebeichtet?« – »Nein!« – »Nun? Dann ist alles gut.« – »Sag's. Sag's gleich! Oder ich sag's!« »Ich ersteche dich beim ersten Wort.« Er zückte krampfhaft den Speer. »Sollen diese geilen, schmutzigen Hunde von Priestern und diese Wüstlinge von Seniores, sollen diese das keusche Geheimnis meines Herzens entdecken? Sollen sie die Heilige besudeln mit ihrem geifernden Argwohn? Ich höre schon ihr höhnisches ›Aha! Deshalb? Die Liebe ward und wird erwidert‹. Und fragt mich der Schurke von Autun, ob ich's *nur* aus Menschlichkeit gewollt: – soll ich dann das ›Ja‹ lügen? Niemals! Schweig' oder du bist des Todes.« »Das ist Wahnsinn,« seufzte Vanning und trat von ihm hinweg.

»Nun, Majordomus?« fragte die Regentin. »Mich befremdet dein Zögern. Sprich, sag' offen: – ich befehl's: nenne deinen Grund und Zweck des Raubes!« Da wandte ihr der furchtbar Ringende das Antlitz zu und mit dem tiefsten Weh erwiderte er: »Nein! Ich hatte keinen andern Zweck,« Aufs neue brauste jetzt die Entrüstung los: desto furchtbarer, desto schärfer, je ärger die Enttäuschung aller derer war, die besser von ihm gedacht.

»Unmöglich!« schrie die Königin mit einem Jammerlaut wie ein verwundet Tier des Waldes. Und sie warf sich auf seine Mutter, rüttelte sie an beiden Schultern auf und rief ihr ins Ohr: »Unmöglich! Kennst du den Zweck? Ich bitte dich, – verkünd' ihn mir!« Zwei Worte flüsterte die Greisin: – da riß die Königin die Augen und den Mund weit auf. Und ohnmächtig, lautlos – sie fand keinen Ton mehr – stürzte sie zu Boden.

IX

Ebroin aber rief nun in die gegen ihn herantobende Menge: »Halt! Noch einen Augenblick: – bevor ihr uns richtet, verurteilt. Ihr Franken, die ihr keine Priester seid, wie

nennt ihr die That dessen, der einem Mann das Geheimnis abdringt, das dessen tiefster Treue auf die Seele gebunden war: – also bei den Christen das Gebeichtete. He, du Alter, du in deinen weißen Haaren: ich kenn' dich nicht: aber dein Auge blickt treu: wie nennst du solche That?«

»Neidingsthat, Ebroin! Und zehnmal schurkischer als ein blutbeträufter Wegraub.«

»Wohl denn: diese Neidingsthat, wer hat sie begangen? Der Bischof von Autun? Das wär' mir leid. Denn einen Krüppel kann ich nicht kampfflich grüßen und erschlagen, eh' ich, mit Recht verurteilt, sterbe.« »Jetzt, Neffe, sieh dich vor,« flüsterte Dedo. »Der Turm da rast noch um sich, eh' er fällt. Wer deckt dich, Bischof?« – »Der schwarze Reiter. Nun wird's höchste Zeit. Ist er endlich da? Ja? Jetzt hilf, Valerius!« Er winkte.

Da trat aus der hintersten Reihe der Seniores, in der er sich bisher geborgen, jener schwarzhaarige, schwarzäugige Römer hervor, den reichster Schmuck an Gewand und Brünne auszeichnete. »Ich hab's gethan,« rief er, bis zur äußersten Linie der Treppenbrüstung vortretend. »Ich, Valerius Lupicinus, der Patricius von Toulouse.« »Was? Wer? Wie?« schrie Ebroin und den Speer fallen lassend, stand er, mit drei mächtigen Sätzen vom Thron hinweg in der Mitte des Saales. »Du? – Du warst doch früher Vicegraf von Poitiers?«

»Vor Jahren. – Ich rühme mich, daß ich jüngst jenen Beichtpriester – zufällig! – auffand und ihm abrang, was dich und deinen Mordgesellen heute zerschmettert.« »Wie wir darauf kamen?« fiel Leodegar ein. »Höchst einfach! Vannings plötzliches Verschwinden forderte zum Nachspüren auf. Der letzte, der ihn – an jenem Tage noch – gesehen, war dieser edle Römer gewesen: er gab – damals schon! – an, ihn getroffen zu haben in der Basilika des Apostels Johannes, als Valerius von der Beichte kam, während jener, ganz verstört, den Priester zur Beichte zu suchen schien. Diesen Priester wieder aufzufinden war uns aber all' die Zeit her nicht gelungen, bis Valerius ihn vor ein paar Tagen zufällig auf der Straße traf. Das übrige besorgte bischöfliche Dispensation, ja Gebietung.«

Ebroin schlug jetzt eine seltsame Lache auf, so daß die Nächsten entsetzt von ihm zurücksprangen: sie meinten, all' die Erregung habe ihm den Verstand genommen.

Er hob das Gesicht so steil gen Himmel, daß ihm der Eberhelm rückwärts vom Haupte fiel und auf die Erde rollte: »Hei,« schrie er, »heut', am Tag seines ungerechtesten Gerichts, möchte ich beinahe anfangen, an einen gerechten Gott im Himmel zu glauben, da er heute dich mir schickt, Herr Patricius von Toulouse.« »Er raset, geh!« mahnte den Dedo: denn der furchtbare Ausdruck des jetzt ganz Nahestehenden ward ihm sehr unheimlich. »Nein, bleib! Nur noch kurz! Höre, antworte, lüge so wenig wie ich soeben gelogen. Bist du's, der vor . . . vielen . . . Jahren – vor Poitiers zur Jagd ritt: – mit fünfzig Gäulen und Hunden und Knechten: – zur Hetzjagd, – auf Hirsche – hoch zu Roß. Und da trat ein freier Mann, – vor seinem selbstgepflügten Kornfeld – dir entgegen, das Schwert in der Scheide, und verwehrte dir, seine müheschwere Saat niederzustampfen durch Hirsch, Hund, Roß und Knecht. Du aber, was sagtest du?«

»Verfluchter Ackerknecht,« sagte ich, »weiche oder verrecke.«

»Jawohl, so sagtest du. Und der Mann wich nicht fingerbreit von seinem Recht und seiner Scholle: und du? – Du stießest ihn nieder mit dem Speere. War es so?« – »So war's.« – »Du dachtest, niemand hab's gesehen als deine Knechte. Aber im Graben,

versteckt, hinter seiner Herde, lag der alte Hirt: der sah's schauernd mit an. Wohlan, der Mann, Herr Patricius von Toulouse, war mein Vater.« – »Ich weiß es. Und ich wußte es damals.« »Und ich . . .« hier stockte ihm die Stimme – »und ich suchte dich, suchte dich all' diese Jahre.« – »Ich versteckte mich nicht! Ich bin erst kürzlich wieder im Reiche.« – »Und nun find' ich dich. Heute! An diesem Tage, der da richten soll, wie es scheint, über alle alten Frevel. Und obwohl du ein Schurke bist, ein elender Neiding, ein Mörder, so fordr' ich dich doch hier vor mein Schwert, vor dies, meines Vaters Schwert, ich, meines Vaters Sohn.«

»Und ich,« antwortete der Patricius, »ich lache dich aus. Ich bin ein Römer, ein Valerius. Meine Ahnen haben vom Tiber aus die Welt regiert, als die deinen noch Kühe stahlen im Erlenbusch der Waal. Ich mit dir kämpfen! Ei, könnte ich mit Einem Speerstoß wie jenen Alten die Vettel, deine Mutter dort, und dich und all' deinesgleichen, du Ackergaul, aus der Welt stoßen: – ich stieße nochmal.«

»So stirb!« schrie Ebroin außer sich, sprang vor und stieß ihm das rasch gezückte Schwert in die Gurgel, daß es im Nacken herausdrang.

Ein furchtbarer Schrei aus mehr als tausend Kehlen: »Mord! Mord im offenen Ding! Im Königspalast! Mord! Mord! Mord!«

Nun kam's zu kurzem Kampf.

Mit den Bischöfen und Seniores wären Ebroin und die Seinen wohl fertig geworden. Deren ersten Ansturm wehrten sie ab. Aber die Bauern, die kleinen Leute, die der Hausmeier selbst herbeigerufen! Sie gaben den Ausschlag.

Nachdem der Anlauf der etwa achtzig Seniores, der sich zuallererst über die Stufen herab von vorn auf die Verurteilten warf, abgeschlagen war, stürzten sich, bevor die Sieger sich retten konnten, vom Rücken und von beiden Seiten her, die gewaffneten Bauern – Ebroin selbst hatte ihnen eingeschärft, ihre besten Waffen mitzubringen! – mit solcher Wucht auf die kleine Schar, die dem Gottesleugner und Totschläger zur Seite blieb, daß jeder Widerstand sofort erdrückt war.

Gar schnell waren Ebroin, Vanning, die beiden Grafen von Orleans und Bourges und die wenigen, die ihnen sonst beistehen wollten, – nicht ein halbes Hundert! – überwältigt, entwaffnet, gebunden. Nun wurden Ebroin und Vanning in die Kerker des Palastes, die unterirdischen Gewölbe, die in der römischen Zeit der Wasserleitung und Heizung gedient, gebracht, während man die noch immer ohnmächtige Königin in ihre Frauengemächer trug.

X.

Auf dem vor kurzem noch so lärmenden Waffen- und Dingplatz trat nun alsbald Stille ein. Aber nicht auf lange: die Sieger beeilten sich, das Eisen der den Gestürzten feindlichen Stimmung zu schmieden, solange es noch so glutheiß war. »*Fervet opus,*« schmunzelte der Bischof von Poitiers.

Der auch des weltlichen Rechts, zumal des Strafrechts und des Strafverfahrens, besonders kundige Leodegar übernahm sofort die Leitung der nun einzuschlagenden

Schritte: ohne amtliche Stellung, nur je nach Bedarf und Befragung in dem Verfahren bald den Ankläger, bald den Richter beratend, fördernd, antreibend.

Es ward Anklage erhoben wider beide Freunde wegen Wegelagerung, Raub, Bruch des Straßen- und Marktfriedens sowie des königlichen Geleits und wegen Totschlags: die Anklage auf Mord ließ man fallen auf Rat Leodegars: »Das andere langt schon,« meinte er, »für den wackern Vanning.« Gegen den Majordomus ward außerdem geklagt nicht nur wegen Totschlags im offenen Ding, Bruch des Ding- und Palastfriedens, auch wegen Untreue, ›*infidelitas*‹: das will sagen Hochverrat gegen die Königin-Regentin.

Die staunte freilich, als sie das vernahm!

Aber gerade diesen Gedanken hatte Leodegar glänzend durchgeführt: »Solche Thaten, wie sie der kühne Majordomus versucht, werden benannt nach dem Erfolg.« »Jawohl!« bekräftigte Dedo. »Wie sagt Juvenal? ›*Ille crucem sceleris pretium tulit, hic diadema*‹. ›Für dieselbe That erhält der eine den Galgen, der andre die Krone‹.«

Sein Neffe aber fuhr fort: »Der Verwegene wollte mit Gewalt Bischöfe und Adel unter den Willen der plötzlich hereinbrechenden Heerleute zwingen: gelang es, war's eine glorreiche Rettung des Staates. Da es scheiterte, war's ein Verbrechen, ein Versuch, das Recht unter Gewalt zu beugen. Die Zustimmung der bethörten, willenlosen Königin ist Schein: gerade gegen ihr Königsrecht hat er gefrevelt. Auf *infidelitas* steht der Tod und Einziehung der Güter; Vanning, den Gehilfen, trifft auch hierfür die gleiche Schuld und Strafe.«

Das waren die Gedankengänge, auf denen der überlegene, dialektisch geschulte Scharfsinn des Theologen und des im Rechte viel bewanderten Kirchenfürsten die andern ihm zu folgen geistig zwang: die meisten folgten ihm nur allzugern.

Das Pfalzgericht trat nach einer Stunde in dem alten – kleinen – Versammlungssaal zusammen; den Vorsitz übernahm, dem Gesetze gemäß, da die Regentin sich nicht vom Lager erheben konnte und der Majordomus selbst der Angeklagte war, der Pfalzgraf Aigulf. Die Anklage erhob, von Leodegar genau unterwiesen, der Seniskalk Gairin.

Das Pfalzgericht bestand aus fünfzehn Bischöfen und zehn weltlichen Großen: sofort stellte der Richter die Umfrage und einstimmig fanden die Urteiler Urteil nach dem Antrag des Anklägers.

»Ich wünsche dir Glück, Herr Neffe,« sprach Dedo, als das Ding gelöst war. »Das war ein ganzer, voller Sieg.« »Und fast ohne Verlust. Denn es ist nicht schade um den schwarzen Reiter, der dabei fiel.« – »Warum nicht?« Leodegar zuckte die Achseln. »Er war schwer leitbar, fing an, selbständig zu werden. Jetzt wird ihm keiner mehr widersprechen, was er nicht vertrug. Und er mir nicht mehr, was ich nicht liebe.« – »Versäume nur nicht, den Sieg auszunützen. Beider Tod? Hm?« »Ja,« zweifelte der Neffe, »das hängt nicht von mir ab. Sie wird beide begnadigen.« – »Dann komm rasch zuvor! Sie liegen – gefesselt! – im Kerker. Sie könnten ja leicht bei der Überwältigung tief – tödlich! – verwundet worden sein.« »Arger Versucher!« schalt der Neffe lächelnd. »Dieser Gedanke, meinst du, er kam mir nicht, wie der Starke endlich gebändigt, – wie ein Bär hatte er gerungen! – auf das Antlitz niedergeworfen, vor mir lag? Kein Auge hätte es gesehen, wenn ihn diese kleine Klinge . . .« er zog einen ebenso zierlichen und kostbaren, wie gefährlich geschliffenen Dolch, der an einer Feder völlig in eine

Ebenholzröhre zurückzuschieben war, aus dem Futter seines Ärmels. »Aber nein! Er mag – ungefährlich gemacht – leben: – irgendwo – eingesperrt – nur uns verfügbar.« – »Verfügbar – gegen wen?« Leodegar sah sich um: oben, auf der Treppenbrüstung, stand eine Gruppe von Seniores.

Leise flüsterte er, mit dem Kopfe dorthin nickend: »Gegen die da!« – »Unsere Helfer?« – »Den Weltadel. Nicht immer folgt er mir gefügig. Sie wollen mehr an Macht, an Land als ihnen zukommt oder doch wir entbehren mögen: gegen *die* ist ein unvergleichlich Rüstzeug – Ebroin. Droh' ich mit *dem*, thun sie mir alles. Mit einem toten Majordomus aber kann ich nicht drohen.« – »Höre, Neffe, du hast mich überholt in der Staatskunst. Bitte, nimm nun fortab du mich in deine Schule.«

»Ich lerne noch täglich! Und heute hab' ich viel, viel gelernt. Hei, wie freut es mich, daß gerade seine eigenen Standesgenossen, daß die kleinen Leute ihn verlassen haben, die er gegen uns hierher aufgeboten hatte. Wir wenigen allein hätten ihn und seine Freunde nicht bewältigt. Das konnten nur die zwei Tausend, die er selbst herbei entbot. Das ist der Spaß dabei! Ja, wer sich auf das Volk verläßt . . .«

»Der ist verlassen. Ei, musterhaft hast du die frommen Seelen heute hin- und hergelenkt: – wie ein Reiter wohlgeschulte Rosse.« »Ja,« lachte Leodegar, »sie fürchten – zum Glück für uns! – doch die Hölle mehr als sie das Frankenreich lieben. Und gerade die, für die er alles that, sie zu befreien, sie haben ihm heut' die starken Arme auf den Rücken gebunden. Es giebt, scheint's, Ohm, nichts, was undankbarer ist, als ein Volk.« – »Doch, Neffe!« – »Was?« – »Ein König.« – »Nun aber haben wir noch die Entscheidung der Königin abzuwarten. Gieb acht, in mehr als einem Punkt wird sie entscheiden.«

XI.

Während dieser schlummerlosen Nacht rangen die drei Freundinnen mit bitteren Schmerzen, mit schweren Entschlüssen.

Die hohe Aufregung, das Verzweifelte der eigenen Lage und der Geschicke Ebroins hatte in der ersten Stunde, in der die Königin zu sich gekommen und von den späteren, blutigen Geschehnissen unterrichtet war, in rascher Wallung, in einem Ansturm niedergerissen all' jene Schranken des scheuen Schweigens, die bisher unter ihnen mit der Herzenskeuschheit junger Frauen, mit der weisen und zarten Zurückhaltung einer alten, leides- und lebenserfahrenen Mutter waren eingehalten worden.

Ungleich näher als der Schwester, der in diesen langen, wichtigen Jahren reifender Seelengestaltung von ihr getrennten, stand Frau Balthildis der Äbtissin, der sie all' diese Zeit als ihrer nächsten Vertrauten ihre himmlischen und irdischen Sorgen, all' ihre Geheimnisse – mit Ausnahme des Geheimsten – ans treue Herz, an die gleich fromme Seele gelegt hatte.

So war es denn auch Frau Leutrud allein, welche die Regentin zunächst an ihr Lager berief zur Ausschüttung, dann zur Klärung der Gedanken, und zur Reifung der Beschlüsse. »O Mutter,« klagte sie, »hättest du mir doch auf meine verzweiflungsvolle Frage nur die eine Antwort gegeben! Nur die: »um dich loszukaufen, zu befreien«. Jubelnd hätt' ich diesen edeln Zweck laut verkündet und seine Sache . . .« – »Wäre

nicht besser, deine Ehre aber, dem Name verloren gewesen.« – »Ist das Gewissen rein, was liegt dann an weltlicher Ehre, am irdischen Namen?« – »Einer Königin! O Balthildis! Nicht einer von den Tausenden – ach, ich ja selber nicht! – würde geglaubt haben, ein Jüngling, wie er war, wolle ein Geschöpf, ein Weib wie du warst – und bist! – freikaufen lediglich aus christlichem Erbarmen.«

»Ich – ich hätte es geglaubt.«

»Ja, du: die Heilige! Sofort hätte der Geifer der Verleumdung dich und ihn und euer Zusammenstehen all' diese Jahre her besudelt, ohne Möglichkeit der Abwehr. Wer hätte euch geglaubt? Ich fühlte, ich wußte, daß Ebroin solche Reden am allermeisten scheute: – er hätte es nicht überlebt, diese seine Liebe – das große, unendlich traurige, aber auch unendlich teure und heilige Geschick seines Lebens! – und dich in den Kot gezogen zu sehen. Jedoch nicht aus Berechnung, – dadurch dich zum Schweigen zu zwingen! – wahrlich, nicht solcher Überlegung war ich fähig in jener Stunde!. – Hab' ich dir gleich das Ganze zugeraunt: »weil er dich, die Heißgeliebte, loskaufen wollte«. – Ach nein! – Das Herz riß mich dahin, das arme, zuckende Herz, das all' diese Jahre her des geliebten Sohnes großes Schicksal, schweres Geheimnis tragen, schweigend mit tragen mußte in deiner Nähe, während du allen Himmelsglanz deiner herrlichen Seele vor mir ausstrahltest und ich mir nach jedem Gespräch mit dir schmerzlich sagte: »welche Perle, welch' Heiligtum liegt hier verborgen und kein Mensch, kein Mannesauge soll sich je dieses Anblicks, dieses Glanzes freuen. Das hat Gott der Herr sich selbst und mir, seiner unwürdigen Magd, vorbehalten.«

»Jetzt aber weißt du, fromme Mutter,« klagte Balthildis und sie drückte die Hand vor die Augen, »jetzt endlich hab' ich dir gebeichtet, welch' schwarzer Fleck deine »Perle« entstellt, welche Todsünde deine »Heilige« mit sich umherträgt im unreinen Herzen seit . . . seit all' den Jahren.« – »Du übertreibst, meine arme Tochter. Du hast ja diesen Hermengar . . .« »O schweige, schweige! Bitte, nenne den Namen nicht!« Rote Glut schoß in die wachsbleichen, blutleeren Wangen. »Ja, es ist wahr. Ich habe ihn . . . seit jenem ersten Begegnen im Walde . . . nie mehr gesehn. Oder doch einmal nur, ganz von weitem, – wo er mich nicht sah: – später davon! Gesprochen nur jenes Eine Mal. Ach, es hat genügt – fürs Leben.« »Beinah' unfäßlich,« sprach die Alte kopfschüttelnd und das weiße Haar mit beiden Händen unter den Schleier streichend. – »Unfäßlich? Dein Ebroin rief einmal – mit einem Blick, den ich ach! jetzt verstehe – »Die Liebe,« (o, daß ich das sündhafte Wort ausspreche!) »die Liebe schlägt ein und zündet wie der Blitz. Ich hab's erlebt, Frau Königin«, sprach er.« »Ach ja, er hatte es erlebt!« seufzte die Mutter. »Und bedenke! Sechzehn Winter zahlte ich: in tiefster Not lag ich des Leibes und der Seele, wochenlang von den Meinen getrennt, ohne Hoffnung, sie jemals wiederzusehen, von den rohen, nur an Gold denkenden Händlern und ihren gierigen, schmierigen Händen bald betastet, bald umhergestoßen wie ein Warenballen, vor Hunger, zumal aber vor Durst dem Verschmachten nahe, mit den wunden, blutenden Füßen zusammengesunken unter jener Tanne: – oft hab' ich sie seither besucht und das Zeichen Christi darein geschnitten und es unter Thränen geküßt! – nur noch das Eine wünschend: »sterben, nicht mehr erwachen, nicht mehr zurück unter diese grausamen Menschen« – voll verzweifelt: – und da, in dieser höchsten Not, neigt sich zu mir von hohem Roß herab ein Männerantlitz: – ah so wunder-, wunder-, wunderschön! O weh! vergieb, vergieb, vergieb, mein blutiger Heiland! Ich will's ja nie mehr denken,

nie mehr das Bild mir zaubern vor die geschlossenen Augen! O ich büße ja. Du siehst!« Und damit drückte sie den Stachelgürtel fester an, den sie um die schmalen Hüften trug. »Und eine Stimme, so stark und doch so wohllautreich wie des Hifthorns hellfreudiger Ruf, schlägt weckend, grüßend, tröstend an mein Ohr. Und er selbst, der Hohe, in der Pracht seines Waffenschmucks, hebt mich, als wär' ich ein Rohr, mit dem linken Arm allein empor, legt mich höher, bequemer und flößt mir den Labetrank ein, mit den schönen goldbraunen Augen, – ah, wehe mir! Maria, vergieb, ich will sie nie mehr vor mich hinträumen! – mit den Blicken liebevoll verfolgend, wie jeder Tropfe mich erquickt und stärkt. Und mit den gütevollsten Worten sorgt er für mich, soweit er irgend kann: – ohne ihn wär' ich wie ein wundes Reh verendet dort unter der Tanne von Saint-Denis.« – »So haben denn *ihm* zu danken die unzähligen Armen, die später die Königin Balthildis aufgerichtet hat aus der Verzweiflung, wie damals er die Magd Balthildis. Sieh, meine Tochter, das muß dir doch wohl thun im innersten Gemüt. Er ist der Thäter deiner guten Thaten.« Da brach die Heilige in strömende Thränen aus: – aber es waren erquickende Thränen zarter Rührung – sie faßte mit beiden Händen das weiße Haupt der Alten und küßte es: »Danke! Du weißt zu trösten!« – »Ja, denn ich weiß auch, was Frauenliebe ist. Mein Ebromuth! Erschlagen! Bis jetzt hatte mir's der treue Sohn verschwiegen.« »Ja, er ist treu,« sprach die Regentin, »ich weiß es jetzt erst ganz, wie treu. Aber ach, auch *mein* thöricht Herz ist so treu geartet: – treu in Sünde. Denn Sünde, Sünde, Sünde war und ist das höchste Weihthum meiner Seele, diese Liebe zu . . .« »Ei, lieb Töchterlein, das . . . das wird doch wohl so schlimm nicht sein. Mein Ebromuth: – ich mußte mir in diesen ratlosen Stunden stets vergegenwärtigen, was Er uns raten würde. Er ist freilich gar arg viel weltlich gesonnen gewesen: – so etwa wie sein Sohn. Er würde . . .« sie stockte. »Nun, was würde er raten?« »Wohl gemerkt: nicht ich rate das – darf es raten, die Äbtissin. Aber mein lieber Mann« – hier glänzte die warme Liebe hell und verjüngend über das Gesicht der Greisin hin – »der würde sagen . . .« – »Nun was?« »Das ist all' recht weichlich Weiberwesen, würd' er schelten. ›Und ist krank. Die Frau Königin ist Witwe. Mein tapferer Sohn ist unvermählt, er ist nicht schuldlos, aber schuldig geworden nur um der Frau Königin willen. Er liegt im Kerker, dem Tode geweiht: böse Menschen lauern auf sein Blut. Wohlan, die Frau Königin hole ihn hervor aus seinem Gewölbe – sie hat ja die Schlüssel! – und reiche ihm die Hand am Altar und so ist allen geholfen.‹ So spricht Ebromuth, nicht ich,« schloß sie mit einem lieblichen Lächeln harmloser Verschmitztheit.

Aber ernst abwehrend schüttelte die Königin das Haupt: »Und zu der Sünde der ersten liebelosen Ehe fügte ich die zweite? All' die Jahre her war ich des Merowing Gemahlin, trug mit Schaudern seine Küsse, gebar ihm Kinder, und all' die Weile . . . O Gott, o heilige Jungfrau, welche Schmach! All' die Weile trug ich das Bild des fremden Mannes, des Braunlockigen, im heißen Herzen, des Mannes, der eines andern Weibes Gemahl, Vater ihrer Kinder war. O Jesus, Jesus, und all' ihr Heiligen!« Und sie krallte die Nägel der durchscheinenden Finger in die Decke des Bettes. »Verstehst du jetzt,« fuhr sie dann fort, »die Gewissensqual, die all' diese Jahre eure falsche, unkeusche, eine heimliche Sünde wie eine verborgene Schlange am Busen nährende ›Heilige‹ verzehrte? Ich eine Heilige! Während ich mich Tag und Nacht sehnte, daß doch nur einmal noch im Leben wieder Er mir den Becher reiche, der Wind Seine Locke an meine Wange schmiege! O, ich betete am Altar hingegossen: ›führe uns nicht in

Versuchung«, und dabei sehnte ich mich: ›ach käm' er jetzt um die Ecke des Altars geschritten.«

»Aber du hast ihn ja gemieden, nie ihn herbeigerufen.«

»Das fehlte noch am äußersten der Schuld! Einmal stand ich im Rundbogen des Mittelfensters hier im Palast: neben meinem, nun neben . . . dem Merowing. Trompeten schmetterten von fern: ein Reiterzug kam langsam heran: viel Volkes strömte ihm entgegen. Da sprach der König: ›das ist Herzog Hermengar; er kommt zurück als Sieger über die Westgoten. Da springt er vom Gaul: – er umarmt die schöne Frau, die beiden Söhne, die sich ihm entgegenwerfen. Schau!« Ich wandte mich ab. ›Schau hin!« mahnte er. ›Ich will's. Du sollst ihn kennen. Schau!« Ich sah hin: sah ihn an ihrer Brust. O Jesus, Jesus Maria! Wie gern wär' ich vom Fenster herabgesprungen. Seitdem trag' ich den Stachelgürtel, seitdem hab' ich an Fasten, an Büßen, an niedrigster Mägdearbeit . . .« – »Ja leider, leider.« – »Das Äußerste auf mich genommen, meine Gedanken zu ersticken. Und doch! mein Leben war all' die Jahre Ehebruch. Denn *sein* war meine Seele und mein geheimes Sehnen.« – »Unselige! Beruhige dich. Laß uns abrechnen!« – »Und dein Gatte riete mir, in neuer Ehe neue Schuld zu üben? Deines Sohnes Ring sollte ich an der Hand, die Fessel des andern aber an der Seele tragen? Wieder dem einen den Leib geben, dem andern das Sehnen? Und meine arme junge Schwester, das süße Ding, die sollte, die geheime Liebe im Herzen . . . – denn das hast du doch längst gesehen?« Seufzend bejahte die Mutter. »Neben dem Manne hingehn, der ihrer Schwester Gemahl? Auch dieses reine Kind in Schuld, in geheime, sündige Gedanken verstrickt? Nein, Mutter! Besser mit scharfem Schnitt die giftige Wunde ausgeschnitten. Meine arme Schwester: – was wird ihr Los?« »Das deine: – das Kloster,« – hauchte da eine liebe Stimme und Gunthildis trat aus dem langwallenden, dunkelroten Vorhang, der den Eingang in das Schlafgemach verhüllte. »Ich vernahm – ohne es zu wollen, ich sprach euch an, ihr hörtet nicht! – euer Gespräch: ach, es hat mir das ganze Weh des Frauentums enthüllt! Schwester im Blut: – auch deine Schwester im Schmerz laß mich sein.«

Und sie glitt an dem Bette nieder und drückte das schmale blonde Köpfchen auf die gefalteten Hände der Heiligen.

Am andern Morgen ward dem überraschten Palatium verkündet: »Die Regentin hat die beiden Verurteilten dahin begnadigt, daß ihnen die Todesstrafe erlassen ist: sie werden in zwei verschiedenen Klöstern – Ebroin in Luxeuil, Vanning in Rebais – ihre Tage beschließen. Als Nachfolger Ebroins im Majordomat ist bestellt Herzog Hermengar. Das ist der Königin letzte Regierungsthat: fortab wird der junge Childerich, der heute noch die Schwertleite empfängt, unter Hermengars Leitung herrschen. Die Königin und ihre Schwester sind als Nonnen in das Kloster Chelles getreten: die Äbtissin hat sie bereits dorthin gebracht.«

Erstes Buch.

I.

Jahre waren ins Land gegangen. Heißer Sommer lagerte auf den schattenlosen Plätzen von Paris.

Da finden wir in dem Bau Leodegars in dieser Stadt den Hausherrn in eifrigem Gespräche wandelnd mit Hektor, dem Patricius von Marseille. »Komm,« hatte der Prälat nach Aufhebung der reich besetzten, reicher noch geschmückten Tafel dem Gastfreund zugerufen, »komm, laß uns da unten im immerfrischen Grün wandeln, lustwandeln. Ja, lustwandeln,« wiederholte er behaglich, die wohlgepflegte Hand in der dunkelbraunen Marmorschale spülend, die ihm, duftenden warmen Wassers gefüllt, ein schön gewandeter junger Diener hinhielt. »Denn es ist eine Lust, all' der Dinge zu gedenken, die sich nun gestaltet haben in Neuster und Burgund. Und eine Lust auch ist es für den Bauherrn und den Gärtner, dem Freunde zu zeigen, was er da unten alles gebaut, wiederbelebt, geschaffen, gepflanzt hat. Oft muß ich's mit Behagen denken: wie würde sich jener Abtrünnige – Julian! – wundern und ärgern, müßte er mit ansehen, was ich aus seinem Phöbostempel geschaffen. Er rühmte, daß hier an der Seine Lorbeer und Myrte überwintern um seine Götterbilder her: – nun grünt der Lorbeer, glänzt der Marmor *mir!* Einem Bischof der Kirche, die er vernichtet zu haben wähnte! Der arme Narr von einem Asketen. – Hast du den aufwartenden Knaben bemerkt, seinen Wuchs? Ein wahrer Ganymed! Aber du hast nur Augen für die schöne Aurelia. Komm nun in den Garten, er wird dir gefallen.«

»Ich begreife,« entgegnete der Gast, wie er staunend, bewundernd von dem Speisesaal aus durch eine Reihe von reich und edel geschmückten Gemächern an romanisch-byzantinischen Rundbogen der seltensten Marmorarten vorüber endlich über eine zu beiden Seiten von antiken Götterstatuen bewachte Freitreppe in den parkähnlichen Garten gelangte, »ich begreife, mit welchem Stolz der Bauherr – wie du treffend sagst, – den Umbau betrachtet und herzeigt den stolzen Neubau, den er im Reich der Franken so glänzend durchgeführt hat wie an diesem Haus und Garten. Aber bitte, berichte mir von den Neubauten im Staate Genaueres. Du gedenkst: unmittelbar von jenem Hoftag hinweg, von dem Schlachtfeld sozusagen deines großen Sieges, hast du mich nach Byzanz geschickt, die längst rückständigen Geldzahlungen einzuheischen, die wir für Waffenhilfe gegen Goten und Langobarden zu fordern haben! Soeben erst in Marseille eingetroffen . . .«

»Leider mit leeren Händen,« seufzte der Bischof. (Sieh diese neue Lilienart: feuergelb! Papst Vitalian sandte mir die Zwiebeln aus Monte Casino. Nicht geschenkt. Ich mußte ihm dafür die beiden Daumen der heiligen Consortia schicken. Ach, hätte die Gute doch vier Daumen gehabt!) »Leider sag' ich. Denn so glänzend alles im Reiche bestellt ist, – mit dem Gelde hapert es hart. Kein Wunder! Die eine Hand, die mir geblieben, ist eine Verschwendehand, die Erwerbhand hab' ich, so scheint's, verloren. Und ich muß viel, viel mehr ausgeben als ich habe. Wie ich das mache? Davon zuletzt! Es ist nicht hübsch. – Frage, so kommen wir am raschesten ins klare.«

»Ich staune über mancherlei. Unter Majordomus Hermengar reise ich ab: – ich komme wieder und finde als Majordomus . . .« »Niemanden!« lächelte der Prälat. »Ja, siehst du, das kam so. Dieser Herzog Hermengar, den uns die Heilige – sie soll jetzt bei Mondlicht unaufhörlich Gesichte haben! – als Abschiedsgeschenk vermacht hatte, ist ein vortrefflicher Kriegermann, überhaupt ein ganz vortrefflicher Mann, aber das Gegenteil von einem Staatsmann. Der verhält sich zur Staatskunst wie der Nordsturm zum Flötenblasen. In den ersten paar Wochen hatten ihn Oheim Dedo – du, der versteht sich auf feine Nadelstiche! – und . . . nun ein anderer dermaßen verärgert, indem wir immer ›ja‹ sagten und ›nein‹ thaten, daß er uns alsbald eines Morgens, glutroten Kopfes, das vielbeneidete Elfenbeinstäbchen des Majordomats vor die Füße warf und sich wieder den Heerbefehl an der Gotengrenze erbat. Den gaben wir ihm gern, aber jenes Stäblein . . .« »Nun?« forschte Hektor eifrig. »Ja,« lächelte Leodegar, »das Stäblein schlag' dir aus dem Sinne, du Helmmumflatterter. Das Stäblein ließen wir liegen, wo es fiel und wehe der Hand, die es ergreifen wollte.« – »Warum nahmst du's nicht selber auf?«

»Ein Bischof! An weltliche Dinge rühren? Und zumal so vor aller Welt? O der Sünde! Nein, es geht auch ohne Majordomus. Ich heiße ganz bescheiden: ›Leiter des Palastes: ›*rector palatii*‹: und leite in der Stille Reich, Palast, König und Kirche.« – »Und dieser König: wie läßt er sich an?«

Leodegar zuckte die Achseln: »Er ist ein Merowing! Das sagt alles. Das heißt doch aber nur: er ist ein Merowing im sechsten Grad von Chlodovech, ein Merowing des untergehenden Geschlechts. Er ist daher schlau, verschmitzt, falsch wie nur ein echter Merowing, – ein Sprößling Chlodovechs! – sein kann. Daneben dumm bis zum Blödsinn wo irgend der Glaube, wollte sagen der Aberglaube, ins Spiel kommt. Wollüstig, gewaltthätig, recht- und ruchlos, rachsüchtig, böseartig: – aber feig, wo er auf Kraft trifft. So ist der Knabe Childerich.« – »Er folgt dir doch unbedingt?« »Bis jetzt – ja. Ich möcht' es ihm auch raten,« drohte der Bischof finster. »Es giebt gar viele Klöster noch außer Luxeuil und noch mancher Merowingensproß steht zur Verfügung, muß ich diesen einmal scheren lassen: zum Beispiel sein jüngerer Bruder Theuderich. Noch hält es: – aber es könnte brechen. Zum Glücke sieht er nichts von allerlei Schatten im Reiche, die der Glanz meiner Herrschaft wirft, ah werfen muß. Aber höre weiter. Du mußt doch erfahren, wie wir das Ergebnis jenes Siegestages festgelegt, gesichert, ja gesiegelt – buchstäblich gesiegelt! – haben für alle Zeiten. Der Sieg ward erfochten von zwei Verbündeten: den Bischöfen und dem Weltadel: billigerweise mußte die Siegesbeute unter sie geteilt werden. Die Beute aber ist der Staat. So hab' ich denn auf dem nächsten Hoftag eine Reihe von Gesetzen beschließen lassen, die sind . . . nun, die sind nicht übel,« schmunzelte er. »Man sagt, der Vater dieser Gesetze sei kein schlechter Jurist . . .« – »Ein gefürchteter, sagt man.« – »Nun, du wirst sie im einzelnen kennen lernen: zum Beispiel, der Graf *muß* aus dem Gau sein, dessen Graf er werden will, seine Amtslehen *müssen* in diesem Gaue liegen.« »Nicht schlecht,« lachte der Patricius und strich das nach Römerart glatt geschorene Kinn. »So vererbt sich das Amt mit den Gütern und wir werden Könige im kleinen, denen in ihren kleinen Königreichen der König im großen nichts zu sagen hat.« »Ja, ja,« meinte der Bischof fast verdrießlich, »so treibt ihr's, ihr Herrn Seniores. Schon klagt man über die zahllosen Gewaltherrn ganz Neuster und Burgund.« – »Wer klagt? Doch nicht ihr Bischöfe?« »Bewahre! Wir suchen's euch nachzuthun. Auch in der Erblichkeit,« lachte er cynisch. »Nein: aber die

kleinen Freien, die Bauern! Sind sie einmal aufgestört, kommen sie nicht wieder zur Ruhe mit Klagen und Anklagen und Begehren.« Hektor stampfte mit dem Fuß: »Winseln diese Hunde immer noch?« – »Sie bellen sogar! Zum Glück hab' ich ihnen einen Maulkorb angelegt, – daß sie nicht mehr beißen können. Und das ist gut. Denn viele sind wuttoll vor . . . nun ja, vor Verzweiflung. Ein Majordomus wie dieser Ebroin und sie zerfleischen uns.«

»Wann nun aber einmal ein Majordomus wiederkommt?« Die Frage klang besorgt. »So lange ich lebe, kommt keiner mehr. Kehrt aber doch einmal einer wieder, nun, ich hab' ihn durch jene neuen Gesetze gefesselt für alle Zeit. Nicht mehr der König ernennt, der Adel wählt ihn.« – »Gut.« – »Jedesmal aus einem anderen Geschlecht.« – »Sehr gut.« – »Der Adel wählt ihn nur auf Zeit.« – »Noch besser.« – »Er setzt ihn beliebig ab.« – »Am besten.« – »Jedes Adelsgeschlecht – der Reihe nach – soll also einmal daran kommen.« – »Vortrefflich! So wird das ein Schattenamt – neben einem Schattenkönig. In Wahrheit herrscht . . .« »Ihr: – der Adel,« lächelte Leodegar verbindlich.

»Höre,« forschte der Edeling, plötzlich stehen bleibend. »Doch gewiß nicht wir – der Adel – allein? Ihr Bischöfe habt euch sicher nicht vergessen bei der Teilung der Beute. Was hast du für euch . . .?« »Komm,« erwiderte der Wirt schmunzelnd, »speereschüttelnder Hektor, Stolz der Troer und des Frankenadels, versuche diese köstliche Erdbeere,« er bückte sich und holte die große, gelbrötliche Frucht unter den breiten dunkelgrünen Blättern hervor. »Eine neue Art: der Abt des Johannesklosters in Monza in Italia sandte sie mir. Süß wie Aurelias Kuß, nicht? So! – Nun, daß ich lediglich für euch, gar nicht für uns gesorgt, – das würde mir ja dein heller Scharfsinn doch nicht glauben. Also: ein paar kleine Sicherungen mußte ich freilich wohl für die heilige Kirche aussinnen. Ich glaube, es gelang. Du wirst das alles lesen. Denn ich habe das ganze Gesetz: – »das Gesetz von Autun« – dort hielt ich den Reichstag ab – nenn' ich es – zusammenschreiben lassen auf ein Pergament: das hab' ich, wie vom König, von allen Bischöfen des Reichs, von allen Senioren beschwören, von allen Bischöfen aber auch noch segnen und weihen lassen, und neben dem großen Königssiegel hab' ich sechs der kostbarsten Reliquien in Silberkapseln an golddurchwirkten Schnüren daran aufgehängt: – ich sage dir, die sechs Kapseln sind sechs Kunstwerke: Hab' ich doch selbst die aufgepreßten Zierraten gezeichnet, freilich nach heidnischen Mustern, die ich in diesem alten Phöbostempel fand. Hat ein Vermögen gekostet: – etwa zehn Bauernhöfe wert! Tiefes hochheilige Weihum, jetzt den Reliquien selbst an Würde gleich, hängt an goldenen Ketten, an sicherster Stätte: in der Basilika zu Autun über den Gräbern der heiligen Märtyrer. Wehe der Hand, die daran rühren wollte, Patricius, und sei sie noch so edlem Blut entsprossen.« Hier traf der Blick der stechenden schwarzen Augen so drohend, daß der Laie sich erschrocken bekreuzte: »Ja, der wäre der Hölle verfallen!« brachte er zagend hervor. Zufrieden mit dem erzielten Eindruck, fuhr der Leiter des Palastes fort: »Solange sie keinen Führer finden unter den Großen, sind sie nun ungefährlich, die Kleinen. Wenigstens solange ich lebe. Und was nach mir kommt: – was kümmert's mich? Was ist mir dieses Reich der Franken? – Die Scholle, auf die mich der Zufall der Geburt gesetzt. Die heilige Kirche bindet sich nicht an die Gliederung der Völker: – warum soll ich es thun?« »Jedoch,« meinte der Römer, »der Staat . . .« »Ist des Teufels, wie die Kirche des Herrn. Komm' du mir nicht mit den Heiden, . . . ausgenommen,« sprach er und strich wohlgefällig mit der flachen Hand über die Hüfte eines Eros, der aus dem dunkeln Grün einer Lorbeerhecke die weißen

Marmorglieder hob, »mit ihrer Schönheit. Ihr Staat aber . . .? Weißt du, was Sankt Augustinus lehrt? Nur so viel Recht und Berechtigung haben Gesetz und Staat, als die *lex aeterna*, das heißt die Lehre der Kirche, ihnen zuteilt. Es kann also nie einen Widerstreit zwischen Staat und Kirche geben, wie dieser plumpe Hermengar behauptete, da er mir die Befreiung der Kirchen von der Grundsteuer nicht bewilligen wollte: denn wo der Staat mit der Kirche in Streit gerät, da ist er ja an sich schon im Unrecht.« – »Diese Befreiung der Kirche von der Landsteuer, – du hast sie durchgesetzt?« – »Ich sollte meinen! Herr Hermengar spaltet wieder Gotenhelme, dafür taugt er, nicht Rechtsbegriffe, dafür tauge ich. – Aber freilich, auch dies hat viel böses Blut gemacht. Und wahr ist es: unter den unaufhörlichen Spenden an Kirchen und Adel ist der Königsschatz, den Vanning gefüllt hatte, aufs neue geleert, das Fehlende – die Kosten meines Hofhaltes, meiner Bauten, meiner Kunstliebe überhaupt, die Bestechungsgelder an die Großen in fremden Landen, zu Metz, Byzanz, Pavia, Toledo, – all' das muß eingebracht werden durch die Steuern und Fronen der Kleinen. Mein Schatzmeister, Bruder Gairinus, hat sie verdreifacht, verfünffacht. Es langt nicht! Die Bauern können's nicht mehr. Sie laufen lieber in die Wälder, lassen den Pflug auf dem Acker stehen, der *ihnen* doch nichts trägt, sie rotten sich dort zusammen in Räuberbanden . . .« »Das ist ja,« meinte Hektor erschrocken, »wie zu den Zeiten der alten Ahnen, wie in dem Aufruhr der Bacauden.« Leodegar zuckte die Achseln: »Kann's nicht ändern. Bischöfe und Seniores verlangen mit Recht ihren Beuteteil. Und ich: – nun, knausern hab' ich nicht gelernt, du auch nicht! Mögen sie hungern, wir *müssen* üppig schmausen! Das Volk? 's ist gar kein Rechtsbegriff: – und was ist des ›Volkes‹ Wert? Der Thor, Ebroin, er hat's erprobt. Das Volk, dem er – wirklich! – ich weiß es aus seinem Munde: nicht Lüge, nur Wahn ist es von ihm! – helfen wollte – hat ihn mir in die Hand und in den Kerker geliefert. Nieder, was in die Niederung gehört! Aber da bringt Ganymed den Nachtrunk: bester Räter aus dem Castrum Rametzanum, dort an der Etsch – schon Augustus trank ihn gern –! Ein Heilô den Seniores und der Kirche, dem Adel des Geblütes und des Geistes! Sie sind von Gott dem Herrn sichtbarlich berufen zu herrschen, zu glänzen . . .« »Und zu genießen, wie du zu sagen liebste, denn das ist *deine* Dreieinigkeit!« schloß Hektor, ihm Bescheid trinkend: »Du selbst zugleich ein Edeling und ein Priester höchsten Ranges. – Und so werde ich denn keine Fehlbitte thun an meinen hohen Verbündeten. Es handelt sich nämlich um Aurelia . . .«

Leodegar blieb stehen, hob die Augenbrauen ein wenig und blies leise vor sich hin: »Puh! Schon aus? Das letzte war doch, daß du sie der frommen Muhme entführtest. Auf Frauenraub steht Exkommunikation und – nach deinem römischen Recht – der Tod. Ich habe das Verfahren auf Kirchenbann auf deinen Wunsch niedergeschlagen, habe sogar – was verboten! – die Ehe zwischen dem Entführer und der Entführten verstatet: – und jetzt soll wohl die Ehe angefochten werden? Ich hörte so was von einer jüngeren Schwester? Ja? Ei, das geht etwas rasch! Die Gemeinde von Marseille wird ein Ärgernis nehmen: – aber das ist sie an dir gewohnt. – Nun, es wird sich wohl ein kanonischer Rechtsgrund austüfteln lassen.« – »Nicht doch! Nicht das! Und was die Schwester betrifft – Aureliana heißt sie – so ist Aurelia . . . nun, sagen wir: nachsichtig.« »Ja, ja, man kann den Frauen die Eifersucht nicht früh genug abgewöhnen. Sie ist ja Sünde! Schließlich – sieh hier an der besonnten Südwand die beiden Aprikosen an Einem Zweig: du hast recht: man soll nicht trennen, was Gott verbunden!« Und er

pflückte beide und verzehrte sie, mit Wohlbehagen ihre Süße schlürfend, eine nach der andern.

»Aber nun höre,« hob Hektor wieder an. »Die fromme Muhme – der Satan brenne sie für ihre Frömmigkeit! – hat in ihrem Testament zwar ihre beiden Nichten zu einzigen Erbinnen eingesetzt . . .« Nun blieb der Bischof abermals stehen und lachte ihm ins Gesicht: »Na, höre, *mehr* kannst du doch eigentlich nicht verlangen. Du hast beide hübsche Mädchen und beider Geld . . . was . . . was willst du denn nun noch?« – »Ah, die dumme Gans hat – als sie starb, kam's zu Tage! – ein Drittel ihres unermeßlichen Vermögens den Armen der Kirche ihres Geburtsortes vermacht.« – »Ei, Freundchen, gönne ihnen das Drittel.« – »Um keinen Preis! Bedenke, hunderttausend Solidi!« – »Und zweimalhunderttausend – plus der beiden schönen Weiber – hast du: ist dir das nicht genug?« – »Nein.« – »Nun, dich ehrt deine Offenheit. Ohm Dedo würde seinen Martial anführen: *Fortuna multis dat nimis, satis nulli*, das Glück giebt vielen zuviel, genug keinem!« Der Geburtsort ist . . .?« – »Clermont.« Abermals hemmte Leodegar rasch den Wandelschritt. »Oh . . . Oh . . .« pfiiff er leise vor sich hin. »Praejectus also, mein alter Widersacher, ist zuständig zur Klage? Ei, das reizt mich.« – »Herrlich!« »Das heißt,« der Bischof begann, kopfschüttelnd, aufs neue zu wandeln, . . . »die Sache hat ihre Dornen! Zwar gerade die feine Rechtsfrage würde mich anziehen. Man müßte,« er grübelte vor sich hin, »man müßte die alte wurmstichige falcidische Quart aus dem römischen Recht . . . was verstehen unsere Richter viel davon? Große lateinische Brocken machen ihnen gewaltigen Eindruck. – Allein es wäre wieder Wasser – Vollwasser! – auf die Mühle der Unzufriedenen. Wieder eine ›Beraubung‹ (– unrichtig: zum Raub gehört Gewalt! –) der kleinen Freien zu Gunsten des Weltadels, würden sie schreien. Und wenn dies Geschrei immer wieder zu den Ohren des Königs dringt . . .« – »Ich denke, er folgt dir?« – »Ja, ja. Doch scheint er in der letzten Zeit manchmal des Vormundes müde, so freien Spielraum ich ihm lasse für seine . . . Freuden. Mitten durch seine Liederlichkeiten dringt manchmal ein anderer Ton: – ich weiß, woher der klingt!« – »Woher?« – »Aus Chelles. Die Heilige und die alte Betschwester Leutrud schreiben ihm fromme Briefe, bisher unschädliche: ich lese sie ja alle heimlich vor ihm: aber in dem letzten haben sie ihm von der Not der Freien vorgejammert, die im ganzen Reiche unter dem Steuerdruck seufzen! Ja, und – denke nur! – am Schlusse hieß es: ›erwäge, daß dem Königtum der Adel über die Krone zu wachsen droht, während deine einzige wahre Stütze gerade gegen diesen Adel jene verzweifelnden kleinen Freien sind.« – »Bei Sankt Martin! Das ist nicht mehr Frömmigkeit, nicht mehr Weibergewäsch, das ist . . .« – »Staatskunst. *Seine* – Ebroins! – Staatskunst! Ich kenne sie inwendig und diese Weiblein haben sie auswendig gelernt. Denke nur, das Königsbürschlein stellte mich ordentlich zur Rede und verlangte meine Meinung über diesen Satz.« – »Nun, du wirst ihn . . .« – »Ich hab' ihn nur an die zweitausend Bauern erinnert, mit denen jener Hochverräter den Willen des Hoftages brechen wollte. Ich hab' ihn erinnert, wie dieser Bauern trotz sich schon gegen seinen großen Ahn, den ersten Chlodovech, erdreistete: – die Geschichte jenes Kruges von Soissons, – ein frecher Heermann zerschlug ihn, als ihn der König über seinen Beuteteil hinaus verlangte – sie blieb ihm nicht erspart, das magst du glauben. Nun, das half für diesmal. Aber auf wie lange wirkt's? Mischt sich freilich mein alter Feind Praejectus ein, dann erheischt es die Selbsterhaltung . . . Was ist's, was meldest du, Akoluth?« Der reichte unter tiefer Verneigung auf flacher goldener Schale ein kleines Pergament hin.

»Ein Breve? Vom König? Du verstattest, daß ich lese: . . . »Begieb dich sofort zu mir und lade durch Eilboten den Patricius Hektor von Marseille. Er ist schwer verklagt – auch du bist mit bezichtigt – durch den ehrwürdigen Bischof von Clermont.«

Beide zuckten zusammen.

»Gut,« sprach Leodegar, sofort gefaßt. »Das ist ein Trompetenstoß: er ruft zum Kampf. Komm, tapfrer Hektor! Hier gilt's mehr als jene paar Solidi: das wird der Kampf auf Tod und Leben.«

II.

Mehrere Tage waren hingegangen über die Verhandlungen, die zwischen dem Kläger Praejectus einerseits, dem Beklagten Hektor und dessen Rechtsbeistand Leodegar andererseits vor dem König waren geführt worden.

Nach Vernehmung von Zeugen, Verlesung und Vergleichung von Urkunden war auf den dritten Dienstag nach Pfingsten abermals ein Gerichtstag in dem Palatium zu Paris anberaumt worden: – in weitgestreckter Frist, den Parteien Zeit zu lassen, noch andere Beweismittel beizuschaffen. Ein geschäftiges Mühen von abreitenden und einsprengenden Boten aus dem Königspalast, dem Hause Leodegars, dem Kloster des Iren Columba, in dem Praejectus abgestiegen war, ließ erkennen, wie eifrig der wichtige Handel betrieben wurde. Denn in der That, nicht mehr bloß um jenes fromme Vermächtnis handelte es sich.

Die festgesetzte Stunde war lange verstrichen, die Urteiler, die Parteien und ihre Begleiter harrten schon ungeduldig auf den breiten Stufen der Freitreppen, die zu dem Palast hinaufführten, die Sommersonne brannte heiß auf diesen Marmor und die Bänke der Urteiler, als endlich die Vorhänge rauschten, die in das Innere führten und unter Voranschritt des Pfalzgrafen der Merowing erschien. Schleifenden Ganges kam er geschlichen: er versank und verschwand in dem für Erwachsene bemessenen Königsmantel, den die goldgestickten Bienen allzulastend beschwerten. Mit einem müden Nicken des Kopfes erwiderte er die ehrdienigen Grüße der Versammelten: es war ihm sichtlich eine Mühe, die schweren Lider der Augen aufzuschlagen: die Jahre unüberwachten, ungezügelter Lebens hatten offenbar in der Zerstörung dieses jungen Lebens starke Fortschritte gemacht. Wie er die paar Stufen des mit Purpur ausgeschlagenen, von einem Purpurbaldachin gegen die Sonnenstrahlen überdachten Thrones hinanstieg, strauchelte er über das lange Schwert, – das unnütze! – das ihm vom breiten, goldgestickten Wehrgurt niederhing: er wäre gefallen, hätte nicht Leodegar, hinzuspringend, ihn mit seinem Einen Arm gehalten, ja den schon Gleitenden wieder aufgerichtet.

Ein finsterner Blick ward sein Dank: »Höchst überflüssiger Eifer, *rector palatii*,« sprach der Knabe. »Voreilig! Zur Schau getragen! Der Enkel Chlodovechs bedarf nicht der Stütze auf seiner Ahnen Thron. – Entschuldige,« fuhr er in ganz anderem Tone fort, »ehrwürdiger und teurer Herr Bischof von Clermont, daß ich dich warten ließ. Mein Arzt hat verboten, mich zu wecken. Da ich des Nachts nicht Schlaf finde, muß ich lang in den Tag hinein . . . O, schieb mir ein Kissen hinter den Rücken: – er schmerzt. Nun, beginne oder vielmehr fahre fort in deiner Klage, Praejectus.«

Die vielen Jahre hatten das Haar des Bischofs völlig mit Silber überhaucht, seine Haltung war nun die eines alten Mannes: aber die großen, durchdringenden blauen Augen hatten ihren hellen Glanz behalten und die Stimme ihren kräftigen Wohlklang.

»Herr König, der Fürsprech des Beklagten hat zuletzt vorgebracht, auch wenn das von ihm angefochtene Testament der Domna Benigna zu Recht bestände, – kraft Eurer Herrschergewalt hättet Ihr zu verhüten, daß soviel Geld den nächsten Erbbinnen entzogen und den Armen zugewendet werde.« »Jawohl,« rief Leodegar. »Wie sagt die *Lex Romana*? »*princeps legibus solutus*« das heißt: der Herr König steht über Gesetz und Recht und: »*regis voluntas . . .*« oder, was dasselbe »*salus publica suprema lex esto*« des Königs Wille (der stets gleich ist mit dem öffentlichen Wohl) ist oberste Richtschnur des Handelns.«

Das schien dem Knaben da oben auf seinem Purpursitz gar wohl zu gefallen: freundlich nickte er jetzt dem Unterbrecher zu. »Mit Urlaub, Herr König, das war niemals Recht im Volk der freien Franken,« sprach da der Pfalzgraf Bodilo, Aigulfs Nachfolger, »und solche Rechtsbelehrung muß ich schelten.« »Bist du gefragt?« zischte der König und ballte die dünnen Finger um den Drachknopf der rechten Armlehne. »Nein! Aber meines Amtes ist's, ungefragt den richtigen Gang des Rechts vor dem Hofgericht zu überwachen: und ich wache schärfer als Aigulf.« Der bleiche Jüngling drückte die Augen zu: »Warte nur: Hähne, die zu laut krähen, krähen nicht lange,« murmelte er aus halbgeschlossenem Munde. »Ich aber sage dir, Herr König,« fuhr Praejectus fort, »du sollst ein König sein nicht nur für die Großen und Reichen, vorab ein Schirmer und Schützer der Kleinen und Armen, die sich selbst nicht schützen können: das gelobtest du in deinem Königseid und das sollst du halten oder wehe deiner Seele nach dem Tode!«

Der Kranke zuckte zusammen.

»Die Not der Kleinen in deinem Reich ist aber himmelschreiend! Die Bauern um Clermont, um Rouen, um Poitiers, um Tours, um Orleans haben's nicht mehr ertragen. Sie haben zu den Waffen gegriffen!« »Aufruhr? Infidelitas!?« rief der bleiche König und fuhr empor. »Ich darf's nicht entschuldigen, aber ich muß es begreifen,« schloß der Kläger. »Bah,« rief Hektor, ans Schwert schlagend. »Ich sprengte diese Haufen von Knüttel- und Sichelträgern mit meinen siebzig Vasallenreitern allein auseinander.«

Da winkte Praejectus und aus den ihn verdeckenden Priestern seiner Begleitung trat ein stattlicher Krieger in voller Waffenrüstung hervor.

»Herzog Hermengar!« rief der König erstaunt. »Du hier? Du solltest ja die Feinde an der Gotenmark zurückwerfen!« – »Sie sind geworfen. Aber schleunig rief mich von dem Siegesfeld bei Nimes zurück der Hilfeschrei deines Schatzmeisters . . .« »Was ist mit meinem Bruder?« forschte Leodegar bestürzt. »Geschlagen ist er, aufs Haupt geschlagen von den verzweifelten Bauern, die er in ihren Wäldern bei Orléans aufsuchte, sie selbst als Schuldknechte zu greifen, nachdem er ihnen das letzte Rind, den Pflug und das elende Bett genommen. Schwer verwundet liegt er zu Orléans: mit Mühe rettete ich die noch Übrigen seiner Schar. Schaff' Hilfe, Herr König, oder diese Flammen schlagen über dir zusammen.« »So übel hat man mich bisher beraten?« grollte der und sah drohend auf den Leiter des Palastes. »Und in solcher Zeit will man den Armen von Clermont entreißen, was ihnen frommer Sinn gespendet hat?« rief der

Bischof. »Gemach,« entgegnete Leodegar unerschüttert: »»*Justitia fundamentum regnorum*«. Auf gerechtem Gericht ruht alles Königtum. Die beiden Nichten sind die nächsten, die einzigen Familienerben: ihnen gehört die ganze Erbschaft: – denn jenes Testament oder doch das zugefügte Vermächtnis ist – falsch.«

»Falsch? Falsch?« ging es da mit staunendem Gemurmel durch den Umstand. »Gieb acht, was du sagst,« warnte der Pfalzgraf. »Auf diesem Wort, kannst du es nicht beweisen, steht . . .« »Ehrlosigkeit, ich weiß,« entgegnete der Fürsprech.

»Ich schelte die Urkunde falsch mit meinem Schwert,« rief Hektor. »Kampflich steh' ich für die Schelte ein.« »Wo ist das Pergament?« fragte der König. »Hier,« sprachen Kläger und Beklagter zugleich. Und beide reichten ihm je ein Exemplar der Urkunde auf den Thron, sie auf seinen Schos legend.

»Seht nur genau hin, Herr König! In beiden Exemplaren – Praejectus vertraute mir das seine auf kurze Zeit an – ist die Zeile, die das Vermächtnis enthält, mit andrem Atrament – jüngerem – geschrieben oder doch übermalt.« »Unmöglich!« rief Praejectus. »Das hab' ich vorher nie wahrgenommen.« »Doch ist es so,« sprach der König. »Sieh her: . . . dies ist doch dein Exemplar? Das mit dem Bischofkreuz gezeichnete?« – »Jawohl. Eben erst gab mir's Leodegars Tabellio zurück: ich zog es noch nicht aus der hölzernen Hohlrolle. Was . . . was sehen meine Augen? Wirklich . . . das ist andre Tinte . . .« »Und ebenso in unsrem,« sprach Leodegar mit dem Finger auf die Zeile deutend. »Schau nur her, Kläger.« Aber Praejectus starrte noch immer auf das Pergament . . . »Das . . . das war früher nicht. Das ist . . . Zauberei. Oder« – nun richtete er plötzlich die leuchtenden Augen auf den Bischof von Autun »oder . . . Schlimmeres.« »Was soll das heißen?« rief der laut. Aber die Entrüstung schien gemacht und er senkte dabei die schwarzen Wimpern. »Ich . . . ich wage nicht . . . noch nicht,« fuhr der Ehrwürdige fort, seine Stimme bebte . . . »gegen einen Bruder im hohen Amt . . . Aber ich begreife nicht . . .« Da sprach Bodilo, der Pfalzgraf: »Mit Gunst, Herr König: beide Urkunden sind nur Abschriften: beglaubigte zwar, aber doch nur Abschriften. Wo ist die Urschrift?« »Verloren, leider verloren!« erwiderte Leodegar achselzuckend. »Ja, verloren,« wiederholte Praejectus. »So muß auch ich annehmen. Zwar fand ich in dem Nachlaß der frommen Frau – all' ihre Urkunden hatte sie vor ihrem Tode mir versiegelt zur Aufbewahrung übersandt – einen schmalen Pergamentstreifen, – hier ist er, Herr König, – auf dem offenbar geschrieben stand, wo die Urschrift – zur sichern Behütung – hinterlegt war: »in Kloster . . .« hieß es: allein der Name des Klosters ist abgerissen: ich fand nur einen kleinen Fetzen, die Buchstaben darauf waren unleserlich. Ich sandte nun umher an alle Klöster, um Clermont, um Marseille . . . vergeblich.« »Nun, unmöglich,« höhnte Hektor, »können wir warten, bis alle Klöster des Frankenreichs ihre modernden Urkunden durchstöbert haben. Herr König, ich heische ein Urteil des Hofgerichts.« Da eilte ein Geistlicher des Praejectus in den Palast und flüsterte ihm ins Ohr: hochauf horchte der. »Jawohl,« fuhr Hektors Fürsprech fort, »die beiden allein vorgelegten Abschriften sind gefälscht: es liegt also kein Testament vor und jede der beiden Nichten erbt die Hälfte. Ich heische das Urteil des Pfalzgerichts.« »Rasch, rasch,« rief Praejectus dazwischen. »Herein, herein mit ihr.« »Was unterbrichst du die Verhandlung?« grollte der König, dem das lange Sitzen verleidet war. »Herr König,« warf der Pfalzgraf ein, »noch ist der Beweis in vollem Schreitegang. Laß den Kläger gewähren. Welch' neue Beweismittel bringst du noch vor?« »Eine Urkunde,« rief

der, »und eine Zeugin. Platz! Platz! Gebt Raum dort an der Thür: Platz für die Königin Balthildis.«

III.

»Was will die Nonne wieder in der Welt?« grollte Hektor leise. »Wer hat ihr verstattet, ihr Kloster zu verlassen?« zürnte Leodegar laut. »Es steht unter dem Bischof von Paris. Ich werde den fragen, ob er . . .« »Nicht weiter, Rektor,« entgegnete der König. »Ich habe es vor sieben Tagen unmittelbar unter die Krone gestellt. Willkommen, heilige Frau Mutter! Was führt dich hierher?« Erschöpft sank die Frau auf eine Polsterbank, die ihr die Geistlichen des Praejectus hinschoben: man sah an ihrem langen weißen Nonnengewand die Spuren hastigen Rittes über schmutzige Wege. »Was mich – gegen meinen Willen! – aus der Stille des Klosters hierher führt? Die Pflicht, mein Sohn, die Pflicht, für die Wahrheit, für die bedrohten Armen Zeugnis abzugeben. Sobald der Bote dieses ehrwürdigen Dieners Gottes dort mit seiner Frage mich erreichte: – er meldete, heute schon falle hier die Entscheidung! – raffte ich mich auf, holte die mir anvertraute Urkunde aus dem Altarschrein, wo wir sie verwahren, und eilte – mit Verstattung der Frau Äbtissin – so rasch mich das Maultier tragen konnte, hierher, ohne Rast, ohne den Zügel zu ziehen. Hier ist die Urschrift des Testaments meiner alten Freundin Benigna. Und nun erfüll' ich zugleich die Bitte der Sterbenden: sie beschied mich an ihr Lager, sie beschwor mich, mit aller meiner Macht dafür einzustehen, – ich war damals noch Regentin dieses Reiches! – daß das Drittel ihres Vermögens, wie sie es in dieser siebenfach versiegelten Urkunde – seht hin, die Siegel sind unverletzt! – bestimmt habe, doch auch gewiß den Armen von Clermont zukomme: denn sie fürchte alles von dem Patricius Hektor. Ich leistete ihr den Eid, den sie verlangte, und stehe jetzt hier, ihn zu erfüllen. Schirme das Recht, mein König und mein Sohn.«

Da durchdrang gewaltige Aufregung das Pfalzgericht: Leodegar erbleichte, Hektor griff trotzig ans Schwert.

Mit zitternden Händen zerschnitt der König mit dem Kurzschwert, das ihm der Pfalzgraf reichte, die Verschnürung, die, unter den Siegeln hinlaufend, das Pergament zusammenhielt, entfaltete es und las: . . . »den dritten Teil aber meines Nachlasses vermache ich den Armen der Kirche zu Clermont unter Verwaltung des hochehrwürdigen Bischofs dort und ich bedrohe mit dem Fluche der ewigen Verdammnis Hektor, den Gatten meiner Nichte, und jeden sonst, der diese fromme Zuwendung anficht und jeden seiner Helfershelfer bei solchem Frevel und den Herrn König . . .« – erschrocken schlug der ein Kreuz. »Und den Pfalzgrafen und das ganze Pfalzgericht, das dieses Recht der Armen brechen wollte. Und dieses Vermächtnis hab' ich auch in die beiden Abschriften dieses Testaments genau eintragen lassen, die ich für den Bischof von Clermont und für meine Nichte Aurelia heute habe schreiben lassen. Diese Urschrift aber habe ich, wie ich in einer Sedula in meiner Urkundenvase verzeichnet habe, in dem Kloster Chelles unter der Obhut meiner gnädigen Gönnerin, der Frau Königin Balthildis, hinterlegt, deren Treue und Frömmigkeit ich die genaue Ausrichtung empfehle. Gott gnade meiner Seele in Ewigkeit. Amen!«

Tiefes, eisiges Schweigen folgte auf diese Verlesung, die der König in wachsender Erregung zu Ende führte. »Herr Rektor des Palastes,« rief er nun aufspringend, mit einer Schnellkraft, die überraschte, »und du, Patricius, was sagt ihr hierzu?« Und drohend hob er die Urkunde empor: sie knisterte in seiner vor Zorn bebenden Hand.

Hektor fand kein Wort; finster sah er zu Boden.

Leodegar aber hatte sich gefaßt: er warf das schwarze Haupt trotzig in den Nacken und sprach: »Ich verlange, daß man augenblicklich den Schuldigen verhafte, meinen Geheimschreiber Dessavus. Aber rasch! Denn er verlangte dringend Urlaub: – im Gefühl wohl der Gefahr. Vielleicht ist er schon entflohen.« »Du aber sollst uns nicht entfliehen, Fälscher,« schrie der König außer sich »und nicht dein Geselle. Auf, Lanzenträger, ergreift beide und führt sie in die Kerker des Palastes – in dasselbe Loch,« grinste er, »wohin ihr damals Ebroin gebracht habt. Denn, – wie hat er doch gesagt, der gelehrte Bischof? – ›*Justitia fundamentum regnorum*‹.

IV.

In dem düsteren unterirdischen Gewölbe der alten römischen Wasserheizung, in das nur durch eine schmale Ritze im Gemäuer einiges Dämmern drang, gab sich Hektor dumpfer Verzweiflung hin. Unablässig durchmaß er mit hastigen Schritten den engen Raum, seufzend, stöhnend, fluchend. »Ah,« rief er, »jede Waffe haben sie mir abgenommen. Sonst hätte ich ein Ende gemacht. Aber diese Mauern sind hart genug: – ich werde mir den Schädel daran einrennen.«

»Das wirst du bleiben lassen,« meinte sein Schicksalsgenosse gleichmütig, sich in einem Winkel des achteckigen Raumes niederlassend und den Rücken an die Wand lehrend. »Es würde deine Seele reuen, sähe sie – vom Fegefeuer aus – mich alsbald aus dieser Finsternis wieder zu Licht und Glanz aufsteigen.« – »Fegefeuer! Ach nein! Arger Bischof! Dein schlimmer Rat, dem ich – wie immer – allzuwillig folgte . . .« – »Bitte: der eigenen Geldgier bist du gefolgt. Ich mahnte, den Armen jenes Scherflein zu gönnen.« – »Hat mein Leben in Gefahr, meine Ehre in Schmach, meine Seele in die Hölle – fürcht' ich – gebracht.« – »Die Hölle! Ihr dummen Laien! Ihr wollt durchaus nicht begreifen, daß Sankt Petrus, der die Macht hat, zu lösen, nicht unerbittlich ist. Ich habe längst im Leben für die Heiligen soviel gespendet und in meinem Testament für meinen Todesfall bestimmt, daß ich sicher bin, ich habe mich von der Hölle losgekauft, ich mag nun noch beginnen, was ich will. Ohne diese Überzeugung« – ein Schauer durchschüttelte ihn – »müßt' ich freilich verzagen, verzweifeln, vergehen vor Angst! – Also mit der Hölle hat das gute Wege. Und dieser Aufenthalt hier ist allerdings keine luftige Sommerlust wie die auf unsern schönen Villen. Aber er wird nicht lange dauern.«

»Woher weißt du . . .?« – »Genug, ich weiß. Und sind wir erst wieder frei und da oben im Licht, dann –« er sprang plötzlich auf und ballte die Faust, »dann – wehe unsern Feinden! Praejectus! Nichts ist dir geschenkt! Und die Heilige, wenn sie nicht bald stirbt, – nicht ganz geschwind! – kommt mir in ein Kloster, dessen Schlüssel ich führe.« – »Aber die Urkundenfälschung?« – »Hat natürlich mein Schreiber verübt: – und der ist schon seit vorgestern über die Berge nach Italien. So können sie ihn nicht auf der Folter fragen. Wir aber sind eben von ihm getäuscht worden.« – »Wird der König das glauben?«

Leodegar stampfte mit dem Fuß. »Der Abgrund verschlingt den Knaben Childerich, bevor er uns weiter schaden kann. Dies Gebilde, das Werkzeug meiner Hand, es sträubt sich gegen mich? Hei, fort mit der Mischung von elender Manneschwäche und knabenhaftem Trotz.«

»Du willst ihn . . . ?« – »Stürzen will ich ihn! In ein Kloster mit dem Undankbaren!« – »Wahrlich, dein kühnes Planen ist erstaunlich. Du liegst hier im Kerker und schickst andere ins Kloster.« – »Ich habe seinen Nachfolger schon bereit.« – »Wer . . . wen? Aber wie müßig, solches zu bereden!« – »Meinst du? Ich aber sage dir: zwar noch die Mitternacht, aber nicht die Morgenröte mehr findet uns hinter dieser Eisenthüre.«

V.

Und also geschah's.

Bald nach Mitternacht ward draußen auf dem mit Granitquadern belegten Gange vor dem Achteck des Gewölbes, das als Kerker diente, ein leiser Schritt vernehmbar, den nur die schlummerlos und eifrig Harrenden hören konnten: bald ward ein Schlüssel angesteckt: er knarrte nicht: – er war in Öl getaucht: – geräuschlos öffnete sich das Schloß, geräuschlos ging die schwere Pforte nach außen auf, eine Hand griff herein und zog den zunächst Stehenden über die Schwelle: es war Leodegar. Hektor zögerte, zu folgen: »Wohin? Es kann ein Mordbote des Königs sein!« »Schweig, bei allen Heiligen!« flüsterte der Bischof zurück. »Schweig! Gieb mir die Hand. So! Nun bücke dich. Die Wasserleitung ist niedrig.«

Nach zwanzig vorsichtig getasteten Schritten standen sie abermals vor einer Thüre: diese war bereits angelehnt, ihr Führer stieß sie auf: da leuchteten von dem dunkeln Himmel die Sterne auf sie herab: tief sogten sie die weiche Luft der Sommernacht ein, die sie nun statt der dumpfen, feucht moderigen in den ewig tiefenden Wassergewölben begrüßte.

Eine zweite Gestalt trat hinter den dichten, dunkeln Ligusterbüschen hervor: nun erkannte Hektor, daß sie außerhalb der Mauer des Schloßgartens angelangt waren: ein Pferd wieherte, eine Waffe klirrte: er fühlte, wie ihm ein Wehrgehänge mit einem Schwert umgegürtet ward. Bald saßen die Flüchtlinge auf zwei raschen Rossen und stoben die große Straße hinab, die gegen den Strom hin führte – ohne Laut: die Hufe waren mit Stroh umflochten. Wo die Straße an den Fluß stieß, lag am Ufer ein Nachen: der Ferge empfing sie schweigend: vorsichtig wurden die Gäule, dann die Reiter eingeschifft, bald schossen sie stromabwärts dahin.

Als die Sonne über die Höhen von Saint Quen emporstieg, waren sie schon lang in Sicherheit und trabten was die Pferde laufen konnten auf der guten alten Römerstraße in der Richtung nach Rouen gen Nordwest. »Höre,« rief Hektor, nun seine Neugier nicht mehr zügelnd, »wären wir unschuldig, – ich glaubte an Wunder . . . So aber . . . ! Erkläre dieses . . . Unerklärliche!« – »Sehr einfach. Schon seit Jahren war ich darauf gefaßt, einmal bei einem Umschwung des Glücksrades in jene Tiefen geschleudert zu werden. Oder vielleicht einen Freund daraus befreien zu wollen. Oder auch etwa einen dort in Untersuchung gehaltenen Feind rasch verstummen lassen zu müssen. Der Kerkerwart und seine beiden Söhne beichteten mir einen Raubmord, den sie gemeinsam an einem

Gefangenen verübt hatten. Ich sprach sie los unter der Bedingung, daß sie mich, käme ich je dorthin, erlösten in der ersten Nacht. Sie hielten Wort. Die fromme Menge aber wird in unserer wunderhaften Befreiung einen Beweis unserer Unschuld sehen. Schon gar mancher Engel des Herrn, der Gefangenen die Kerkerthüre erschloß, trug wohl statt der Flügel – die richtigen Schlüssel. Aber horch! Von dort – aus dem Gehölz her – zur Linken der Straße – tönen Stimmen: – da tritt ein Mann – schon sind es zwei, vier – aus dem Dickicht vor den Waldeingang: – sie haben uns gesehen: sie rufen uns an.« »Wer mag das sein?« sprach Hektor und griff ans Schwert. »Sollen wir halten?« »Laß sehen!« sprach der Bischof sich vorbeugend. »Gewaffnet sind sie: – wohl Wachen oder Späher . . .? Jetzt tauchen noch mehrere auf. Aber es sind keine Reiter darunter. Ich meine, wir jagen mitten durch sie hin.« »Ja,« so stimmte Hektor bei, sich umwendend, »denn da von rückwärts, wo wir herkommen, taucht ebenfalls ein Haufe aus dem Waldessaum auf: Waffen blitzen dort im Morgenlicht.« »Also vorwärts. Und durch!« rief der Bischof und beide sprengten, was die müden Gäule noch laufen konnten, gerade aus auf der Straße, die durch den Wald vor ihnen führte.

Aber nun ward plötzlich dieser Wald lebendig.

Aus jedem Busche, hinter jedem Baum und Strauch hervor, auf beiden Seiten der Straße sprangen Männer, schlecht gewaffnet, aber gewaffnet, ohne Helm, Brünne und Schild, jedoch mit Knütteln, Sensen, Sichel, Dreschflegeln bewehrt, und – was hier gefährlicher war! – mit Bogen und Pfeil.

»Halt! Steht! Halt, in des heiligen Hungers Namen!« schrie es den beiden Reitern entgegen und – bald – nach. Die trieben die Rosse mit lautem Zuruf an. Sie kamen aber nicht weit.

Ein Pfeil traf Hektors Pferd, ein mächtiger Stein das des Bischofs: beide Tiere stürzten. Im Augenblick waren sie umringt von dem tobenden Haufen. Beide Flüchtlinge ergriff eisiger Schreck bei dem Anblick.

Denn nicht Menschen, – böse Dämonen schienen es, die einen höllischen Tanz um sie aufführten: Weiber unter die Männer gemischt und gräßlicher, grimmiger anzuschauen als diese: alle in Lumpen gehüllt, Haar und Bart verwildert, barhäuptig, bararmig, barfüßig, die Gesichter vom Hunger, vom Elend, vom Haß abgemagert, entstellt, angefressen; die tief eingesunkenen Augen glänzend im Glanz des Fiebers, die hageren Finger wie Krallen gegen die Ergriffenen ausgestreckt; ein teuflisches Gejohle und Gehöhn, nicht Worte einer Sprache, schlugen an ihr Ohr. Gleich die ersten Männer und ein Weib, die sie erreichten und ihre kostbaren Gewände wahrnahmen, schwangen ohne weiteres die breiten Gürtelmesser über sie: – das Weib hob drohend eine Spindel, deren eherne Spitze, scharf zugefeilt, blitzte.

Da gebot eine rauhe Stimme von rückwärts:

»Halt! Laß, Nachtfahre! Brüder, laßt noch! Erst sehen, wer die bunten Vögel sind.« »Laß sie mich am Spieße braten!« gellte das Weib. »Lebend sind sie vielleicht mehr wert als tot. Wer seid ihr?« rief der Führer, ein baumstarker, vierschrotiger Kerl, der, die ungeschlachten Glieder im übrigen von ungegerbten Fellen mangelhaft verdeckt, um die Schulter wie eine Schärpe einen reich mit Gold gestickten schmalen Purpurstreifen geschlungen hatte, in dessen Knoten eine lange krumme Sichel baumelte; in der Rechten trug er eine dreispitzige Mistgabel. »Sprecht, wer seid ihr, feine Herren?«

»Schweig!« warnte Leodegar. Aber es war zu spät.

»Elender,« schrie Hektor den Führer an und zog das Schwert, »wie kommst du zu diesem Purpur? Ich erkenne ihn an den goldenen Buchstaben. Das ist . . .« »Das war das Banner des Schatzmeisters Gairin . . . Mit dieser Faust riß ich's seinem Bandalar aus der Hand. Aber ich habe zu fragen, – nicht du. Wer seid ihr? Redet oder . . .« Und drohend hob er die blutgefärbte Gabel.

»Wir sind eure Freunde,« hob Leodegar an: »denn ihr tragt diese Waffen doch gegen den König? Wohlan, wir sind Gefangene, soeben ihm entsprungen. Schützt uns: – er ist unser Feind wie der eure.«

Aber nun hatte der andere Haufe, von hinten, von Südosten heraneilend, die Stelle erreicht.

»Zu rechter Zeit zusammengetroffen, Blutigel,« rief dessen Führer, ein buckliger kleiner Knirps, ein Kelte aus Aremorica, von brandrotem Haar den dicken Kopf umstarrt. »Wie versprochen! Jetzt geht's gemeinsam auf Rouen. Aber wen habt ihr da?«

»Wir wissen's noch nicht, Brandhahn. Der da ist ein Priester: . . . seht die Verscherung.« Da warf sich der Rotkopf vor Leodegar auf beide Kniee, ließ die scharfgeschliffene Sense, die er auf der Schulter trug ins Gras fallen und flehte weinerlich: »Deinen Segen, heiliger Vater, deinen Segen, bevor ich dich vielleicht abwürgen muß.« »Hui,« rief da ein Dritter der Neuangekommenen, den Dreschflügel hebend, »aber der andre da, der mit dem Schwert, – ei, das ist Hektor von Marseille! – Ich kenn' ihn! Er hat sich meinen alten Vater als Schuldknecht eingefangen.« »Was? Hektor? Der Patricius?« schrie da eine heisere Stimme. Und aus dem hintersten Haufen sprang, von Ruß über und über bedeckt, barhäuptig und barbeinig bis ans Knie, herzu ein riesenlanger Köhler. Sein struppiges schwarzes Haar war, eine Wunde zu bergen, um den runden Kopf mit einem roten Lappen zusammengebunden. »Hund! Wo hast du meine Schwester hingeschleppt?« Und er schwang den wuchtigen Schürbaum hoch in der Luft und zerschmettete dem laut Aufschreienden den Schädel. Sein Blut spritzte in Leodegars Gesicht.

»Brav, Reißewolf! Nun nieder auch der Priester!« schrillte das Weib. »Hilf mir doch, Raubrabe, trauter Buhle!« Auf diese Mahnung trat ein hübscher Bursche vor und zückte den Dolch gegen Leodegar. »Alles, was du willst, süß' Schätzlein!« lachte er. »Halt! Nein, Nachtfahrt! Zurück, Raubrabe, du zärtlicher Bräutigam! Nicht doch!« gebot der Schwarzkopf, »Er sagt, er sei dem König entsprungen. Fesselt ihn! Aber fest! Die Arme, auch die Fußknöchel bindet ihm zusammen. Und werft ihn auf meinen Leiterwagen. Und schickt ihn dem König zurück nach Paris. Der zahlt wohl hohen Preis für ihn. Und jetzt vorwärts, ihr Brüder in Sankt Hungers Orden, vorwärts gegen Rouen!«

Zweites Buch.

I.

Auf der grünen Insel des heiligen Patricius lag, in tiefstem Frieden, weltentrückt, das Kloster des Apostels Markus mit seinen edeln, romanischen, würde- und weihevollen Formen.

Die Sonne sank über dem fernen Wald im Westen und vergoldete mit ihren letzten Strahlen wie den roten, den Römern entlehnten Ziegelbau der Kirche, der nun im warmen Lichte erglühte, so die weiß bekalkten Mauern, die den Klostergarten umhegten; die Zinnen waren von wucherndem Epheu wie überschüttet: Tausende von Bienen trugen aus den gelblichen Blüten heim: ihr Summen glich einem leisen, langen, andauernden Gebet.

Und zu beten, in Gebet versunken zu liegen schienen Himmel und Erde und Meer und die ganze Natur.

Im abendlichen Blau glänzten, zart rosa angehaucht, zahllose kleine Wölkchen, alle im Halbrund, zierlichen handgroßen Muscheln vergleichbar: auf der glatten, ebenso blauen Meeresflut dort unten an der Küste zogen sie, genau gespiegelt, ein zweites Mal dahin. Kaum wahrnehmbar rauschte die letzte leise Welle der ebbenden See an den weißen Sand des vielzerklüfteten Gestades.

Ein langer Zug von Silbermöwen strich langsam, mit feierlichem, seltnem, langaushaltendem Flügelschlag, den Saum des Ufers entlang auf ein sanft wogendes Schilficht zu, dort auf schmalem Werder zu übernachten.

Die blumigen Sommerwiesen, von roten Feldnelken, gelben Butterblumen, blauen Glocken dicht übersät, schimmerten im Abendlicht; die müden Falter flogen langsam über die sanft nickenden Halme hin: auch sie suchten beim Sinken der Sonne die Ruhe.

Aus dem dunkeln Wald gemischten Schlages, – Tannen und Buchen, – der im Westen das friedliche Bild abschloß, drang feierlich flötend das wohllautreiche Abendlied der Amsel. Auch der schmale Bach, der zuerst die Gartenmauern des Klosters umgürtete und dann in sanftem Gefälle zu Thale rann, schien langsamer als am Tage zu fließen: es eilte ihm nicht, das schöne Gelände zu verlassen: ohne rippelnde Wellen, eben floß er dahin: nur zuweilen hüpfte aus der glatten Flut ein Asch oder eine Forelle, nach einer der zahllosen Mücken schnappend, die im Sonnenschein über dem Wasser hin ihren geflügelten Reigen tanzten.

Und der tiefe Friede, die Stille des Abends ward auch nicht gestört durch das seltnem und leise Silbergetön, das ein paar weiße Schafe hören ließen, die einer kleinen Herde führend voranschritten: die Tiere stiegen gemächlich, immer wieder haltend und wählerisch aus den dicht sprießenden Blumen den Wegerich, die Weißgarbe, die jüngsten Kleeblätter rupfend, den sanften Wiesenhang hinan, der, den Bach entlang, aus dem Thalgrund gegen die Pforte in der Gartenmauer auf der Hügelkrone hin sich erhob.

Hinter den willig schreitenden Tieren, deren kostbare Wolle, musterhaft sauber gehalten, in hellstem Weiß leuchtete, schritt die junge Hirtin, ein Kind von kaum sechzehn Jahren; die schmalen Füßlein trugen keine Schuhe: das einzige Gewand, ein Linnenrock, hellblau wie die Blüte des Flachses, reichte kaum bis an die feinen Knöchel: um die noch kindlichen Hüften hielt das Kleid ein geknoteter Gürtel von weißer Wolle zusammen und auf der linken Schulter festigte den Überwurf ein kleiner Zweig vom Rotdorn, dem die schmale weißrote Blüte belassen war; das braune Haar flutete, gelöst, vom unbedeckten Haupt in breitem Strom über den Rücken hin bis auf den Gürtel; in der Rechten hielt sie die schwanke Haselgerte, deren sie kaum je bedurfte; die Linke ruhte auf dem breiten Kopf des prachtvollen hochschreitenden Schäferhundes, dessen zottiges, dunkelgelbes Fell jetzt in der Sonne wie Gold leuchtete, wie er bedächtig, – wie nachdenksam – neben der Kleinen dahinschritt, zuweilen mit den klugen treuen Augen ihren Blick suchend.

Wie sie so langsam wandelnd daher kam, das schmale Gesichtchen durchleuchtet von zwei fast allzugroßen, hellbraunen Augen, die in bläulichem feuchtem Weiß schwammen, glich sie mehr als einem Menschenkinde jenen überirdisch schönen Feenmädchen, von denen ihres Volkes Sage so hold zu flüstern weiß.

Denn irisich waren die Worte, die sie leise summend vor sich hinsang:

»Liebe Sonne, Sinkesonne
Sei begrüßt mir noch einmal!
Ach wie früh schon mußt du scheiden!
Denn dein Wagen hat gewendet
Und der Kuckuck ruft nicht mehr.

Rasch verglüht die Morgenröte,
Früh verglüht der Tau im Grase,
Früh im Moose welkt das Veilchen,
Bald verblaßt der Regenbogen
Und der schöne Abendstern.

Rasch vorüber zieht der Frühling,
Rasch vorüber flieht die Freude:
Früh muß sterben, was da hold ist,
Holdes Mädchen, freud'ger Knabe, –
Wartet nur, bald sterbt auch ihr.«

Wehmutvoll verhallte der letzte Ton des kurzen, melodischen Liedes: auch die rasch verklingende Schwingung seiner Schlußlaute schien die trauervolle Klage des Inhalts zu bestätigen.

Horch, da ward die schmale, bisher halb geöffnete Pforte, die von dem Weideanger in den ummauerten Hof und Garten des Klosters führte, von innen völlig nach außen gestoßen und auf der Schwelle erschien die Gestalt eines Knaben – oder war es schon ein Jüngling? – der, mit einer kleinen, dreieckigen Harfe sich begleitend, dem eben verhallten Liede in gleicher Sprache antwortete:

»Klage nicht; o holde Karin,
Daß die Sonne und der Frühling
Und das Veilchen und die Freude
Und der Regenbogen müssen
Frühe scheiden: – und auch du!

Denn das ist der Reiz des Schönen
Und das ist der Anmut Zauber:
Hartes, Häßliches, Gemeines
Dauert wie der Stein der Straße:
Doch der Rose Duft verfliegt.

Aber nicht verloren ist er:
Daß er einmal hat geduftet,
Ist für immer unentreibbar
Und in Gottes ew'gem Atem
Atmet er unsterblich fort.

Also, holde Karin, werden
Ungeschieden auch wir beide
Atmen fort in Gottes Atem
Und wenn hier wir früh verwehen, –
Holde Karin, freue dich.

Hier ist Elend, Nacht und Sünde,
Dort ist Wonne, Licht und Unschuld:
Und je früher hier wir scheiden,
Desto früher sinken beide
Dort wir an des Vaters Brust.«

Der Jüngling trat nun über die Schwelle heraus ins Freie: da küßte der Vollguß der sinkenden Sonne sein lichtblondes, lang wallendes, aber ungelöst ganz schlichtes Haar, das in einer ungebrochenen Welle auf die jugendlichen Schultern flutete: die Kutte, die er trug, von schimmerndstem Weiß, war offenbar aus der Wolle jener Herde gefertigt.

Er hielt die Hand vor die Augen, das blendende Licht des Sonnenunterganges auszuschließen. Da eilte der mächtige Hund Hirtin und Herde voraus in großen Sätzen, sprang an dem Jüngling hinauf und legte ihm die starken Pranken auf die Brust.

»Ryan, treuer Gesell!« sprach er, ihm über den Rücken streichend. Nun lief der zu den Schafen zurück und half, sie rings umkreisend und freudig bellend, die kleine Herde durch die Pforte in den Hofraum treiben und in den hier geöffnet stehenden Pferch. Ein ganz junges Lämmlein trug das Kind auf dem Arm hinein und stellte es neben die blökend rufende Mutter.

Nun reichte der Jüngling dem Mädchen die Hand: »Der Herr segne dein Kommen wie dein Gehen, Karin. Mein Gebet begleitet dich überallhin, über Berg und Thal, durch Wald und Heide.« – »Und meine Gedanken bleiben bei dir zurück wohin ich gehe.«

»Komm; laß uns draußen ruhen, vor der Mauerthüre, auf dem weichen Moos, und die Sonne vollends zu Golde gehen sehen. Ryan, so! Lege dich nur zu meinen, – zu unsern Füßen!«

»Gern! Es ist gar schön hier, still und friedlich: – als wäre dies Stück Welt, dieser Anger und der Wald, herausgehoben aus der Erde . . .« – »Und wir zwei beide lebten allein darauf! Etwa wie auf dem Abendstern, der dort aus den Dämmerwolken grüßt.« – »Schau, Freund Innocens, was ich dir mitgebracht und wie ich all überall deiner gedacht habe: – bei jedem Schritt: auf der feuchten Wiese am Bach, auf der sonnigen, trockenen Heide und im schattigen Walde.« Sie griff in ihre weite Hirtentasche von geflochtenem, weißem Bast, die sie am Gürtel trug, und holte daraus einen Blumenkranz hervor, der in allen Farben leuchtete: vom tief satten Goldgelb des Ginsters bis zum hellblauen Wildrittersporn und zum veilchenblauen Nachtschatten, von dem purpurnen Fingerhut bis zu der weißen Seerose, die am Ufer hin auf dem Teich des nahen Waldes schwamm. Sie hielt ihm das Gewinde vor die staunenden Augen, dann drückte sie es ihm mit leichtem Schwung auf die blonden Haare. Nun schlug sie in die Hände: »Ei, Innocens, wie ein König siehst du aus!«

Da erschrak der Jüngling, und hastig nahm er den Kranz ab: »O laß . . . laß, Liebe! Nicht dies Wort.« – »Und weshalb nicht? Und warum verschmähst du meinen Schmuck?« – »Weil . . . weil . . . nun, du magst es wissen. Der Bischof-Abt hat mir nicht Schweigen auferlegt. Weil ich – ach, leider, leider! – ein Königssohn bin, ja ein entthronter König!« »O, wie traurig!« rief die Kleine, aufspringend, »Da darf ich nicht mehr wie mit einem Bruder mit dir . . .! Aber wie selbstisch von mir!« Und sofort warf sie sich auf beide Kniee vor ihm nieder – sehr erstaunt betrachtete der verständige Ryan dies ungewohnte Gebühren! Als sie nun aber vollends die Hände zusammenlegte, in der uralten Form der Huldigung, und ihm zurief: »Ich huldige dir, Herr König«, da stimmte er mit lautem Bellen freudig bei.

»Nicht, nicht doch!« mahnte Innocens, und drückte das Kind wieder auf seinen Sitz zurück. »Still, Ryan!« – »Mich wundert's aber gar nicht! Du kamst mir stets anders vor als andere, als die Väter und Brüder im Kloster. Und König welches Reiches? Etwa gar von Ávålon, dem Feenreich?« Und mit leisem, aber süßem Schauer des Aberglaubens sah sie zu ihm auf. »Nein, nein. Im Osten – weit von uns, fern über der See – liegt ein großes Land: – Austrasien heißt's: – das ist mein Königreich!« – »Und seit wann weißt du das?« – »Seit heute früh. Bei Tagesanbruch – ich lauschte durch das offene Fenster meiner Zelle dem silbernen Geläut deiner abziehenden Lämmer – trat Wilfrid, der große Bischof-Abt, an mein Bett, sprach mit mir den Morgensegen und hob darauf an: »Es ist nun die Zeit gekommen, mein Innocens, da du reif und verständig genug bist, zu vernehmen und zu verwerten, was du und wer du bist. Heute vor zwölf Jahren war's, daß dich, den Schlummernden, ein mächtig Seeschiff an unsere Küste brachte, dort unten, siehst du, in der Lough-Bucht. In einem Langschild trugen sie den Schlafenden uns herauf. Das eine runde Ärmchen hing heraus: – auf dem andern ruhte, in dem dichten Geflechte des gelben Haars, das rosige Gesicht. Franken waren's, die dich brachten, Männer aus dem Ostland, wo Berge ragen und Ströme fließen, deren Namen ich damals noch nie gehört hatte. Unter ihnen war ein frommer Priester, Romarich, den ich vor Jahren in der heiligen Stadt am Tiber kennen gelernt hatte, an den Gräbern der Apostelfürsten: das gemeinsame Gebet an solcher Stätte hatte uns befreundet. Der

erzählte denn, – und die Krieger, die ihn begleiteten, bestätigten es: – in jenem fernen Ostreich der Merowingen sei ein frommer König, Sigibert, zu Sterben gekommen: da habe er seinen einzigen Sohn, einen zarten Knaben, der Treue seines Hausmeiers, Grimoald, empfohlen: der habe geedet auf den Heiligen, das Kind auf des Vaters Thron zu erheben und auf diesem Thron zu halten mit stark schützender Hand. Aber nach des Königs Tod habe der eidbrüchige Mann, rasch seinen eigenen Knaben, Childibert, auf den Königstuhl geschwungen, in dessen Namen zu herrschen; den echten Erben aber habe er morden wollen.« »O Gott, kann solche Sünde sein auf dieser schönen Erde?« rief das Mädchen und sah gen Himmel auf und Thränen füllten ihre Augen. »»Schon sei der Dolch über dem Kinde gezückt gewesen, da habe Romarich sich zu des Gewaltherrn Füßen geworfen und habe ihn angefleht, des unschuldigen Blutes zu schonen: er wolle den echten Erben in ein Kloster bringen, so weltentrückt, so fern dem Reich der Franken, daß weder der Knabe, noch sonst ein Mensch auf Erden daran je denken könne, zurückzukehren oder zurückzuholen auf jenen Thron. Und der Tyrann gab nach. Und der Priester führte den Geretteten davon – hierher zu mir: denn du bist jener Knabe, bist Dagobert, des Franken-Ostreichs Erbe.« »Ich grüße dich, ich grüße dich, Herr König!« rief das schöne Mädchen und küßte ihm wiederholt die Rechte. Und Ryan leckte ihm die Linke, die im Grase lag.

»»Und deshalb« – fuhr der ehrwürdige Abt fort, – »deshalb hab' ich dich zwar hier im Kloster, wie einen Klosterknaben, wie einen künftigen Priester erzogen, aber niemals dir, so oft, so heiß du darum batest, das volle Klostersgelübde abgenommen oder irgend eine Weihe zudedacht.« – »Warum nicht?« – »So forschte auch ich. Wilfrid aber gab Bescheid: »weil wir Gottes Willen nicht vorgreifen dürfen, der dich vielleicht zu großen Dingen ausersehen hat. Denn wisse: übel gedieh dem Treubrecher die That: die wackeren Franken jenes Ostlands, die der Arge mit List und Gewalt überrumpelt hatte, ermannen sich alsbald, erhoben sich gegen ihn, lieferten ihn gefangen dem Merowing, der zu Paris das Westreich beherrscht, zur Todesstrafe aus und hätten zornig auch seinen Knaben getötet, hätte nicht Romarich, der dich gerettet, auch dessen Leben gewahrt. – Er erinnerte, daß der nun gestürzte Grimoald ja auch dein geschont habe: so flüchtete er auch diesen Unschuldigen in ein Kloster – in Welschland am Po. Allein Frieden und Ruhe ist doch nicht eingekehrt in dem unseligen Ostreich der Franken: blutige Kriege mit dem Westreich, zwischen den rasch wechselnden Knaben auf jenen Thronen, Empörungen und Fehden der Großen lassen es nicht gedeihen: es ist, als ob der Fluch des Herrn so lang auf dem Lande laste, bis die Schuld gesühnt ist, die durch des rechten Erben Verstoßung darauf geladen ist. Und deshalb hab' ich in den letzten Zeiten erst recht nicht nachgegeben deinem dringenden Bitten, dir die Gelübde abzunehmen: nur das erste, unerläßliche für alle im Kloster, das des Gehorsams gegen mich, mußst' ich dir auferlegen. Und wohl mir, heil mir, daß ich also verfuhr. Gott hat mich dabei erleuchtet. Denn wisse: was ich jahrelang geahnt – gehofft: – es ist geschehen. Was ich lang in dieses Klosters Stille geträumt, das hat nun draußen in der Welt die Gedanken der Großen, der Mächtigen ergriffen in beiden Reichen der Franken.

Jener Priester hat jüngst, bevor er die Welt für immer verließ und Abt eines Klosters ward, frommen Bischöfen und wackeren Palatinen zu Metz – das ist deines Reiches Hauptstadt und Hauptfeste – entdeckt, wo du in Verborgenheit bisher gelebt.

Und nun senden mir wohlmeinende Männer Boten und Briefe, – immer häufiger, – und rufen dich auf deinen angestammten Thron. Ein ehrwürdiger Bischof aus dem Westreich, Praejectus, tapfere Krieger aus dem Ostreich haben sich verbunden, den bösen Wirren dort ein gottgefällig Ende zu setzen, indem sie, das alte Unrecht sühnend, dich, den alle Frevel dieser Jahre dort nicht beflecken konnten, den Reinen, auf den Thron erheben, der ihm längst gebührte«. So sprach Wilfrid der Abt und Bischof – ich aber warf mich auf die Kniee vor ihm und beschwor ihn unter heißen Thränen, mich doch nicht zu verstoßen, mich doch nicht aus dem heiligen, seligen Frieden dieses Klosters, aus der Unschuld dieses Lebens hinauszutreiben in eine Welt, von der ich ja nichts, gar nichts weiß, als daß ungezählte Leidenschaften, Laster, Frevel sie beherrschen. Er aber schüttelte das weiße Haupt, ging hinaus und überließ mich meinem Weh. Nie war er doch so grausam gegen mich!«

Er erhob sich seufzend. Da sprang die Jungfrau auf und mit leuchtenden Augen rief sie: »Recht hat er, recht, bei allen Heiligen! Längst sagte mir das Herz: Dein Freund ist was anderes, Höheres, zu Höherem berufen als all' die anderen hier. O Dagobert, mein Stolz, bedenke, welcher Beruf: das Unrecht sühnen, das Recht herstellen, der Retter, der Erlöser seines ganzen Volkes werden! Du mußt! Du darfst nicht anders! Ich grüße dich, mein König und mein Held.«

Und abermals wollte sie auf die Kniee vor ihm sinken, aber er fing die schlanke, noch so kindliche Gestalt auf in seinen Armen und drückte sie an die Brust. Freudig und laut bellte Ryan und sprang an beiden hinan: – er hatte das noch nie gesehen: doch sichtlich gefiel's ihm.

Da thaten sich die wieder halb zugefallenen Flügel der Mauerthüre weit auf und hervor traten zwei Männer, die unvermerkt das Gespräch und dessen Abschluß mit angehört und angesehen hatten: der ehrwürdige Bischof-Abt Wilfrid, dessen Haar so silberweiß war wie die Wolle seiner Kutte, und neben ihm eine stattliche Kriegergestalt in voller Waffenrüstung, einen weißen Stab, von einer goldenen Kugel gekrönt, in der Rechten.

»Amen,« sprach der Abt, die Hand auf die Häupter des jungen Paares legend, das, überrascht, aber ohne Bestürzung oder Beschämung, vor ihm stehen blieb. »Aus dieses Kindes Mund sprach Gottes Wille. Er geschehe auf den Thronen wie an den Herzen.«

Der Krieger aber sank auf das linke Knie vor dem Jüngling und sprach: »Ich grüße dich, Herr König von Austrasien, im Namen deines treuen Volkes. Gestorben ist der Merowing, den wir zuletzt, nicht wissend, daß und wo du lebstest, auf den Thron zu Metz gesetzt hatten: der Königsstuhl steht leer, er harrt des rechten Erben: ich aber komme, ich vor allen andern, dich darauf zu führen um meines Gesippen Grimoald Schuld zu sühnen: denn wisse: ich bin sein Neffe Pippin. Eben landete mein Schiff dort in der Bucht: es liegt bereit, dich zurückzuführen in das Reich, das Erbe deiner Väter. Hier nimm ihn hin, den Königsstab der Franken.« Er erhob sich.

Aber heftig wehrte der Jüngling ab: »O nein! O nein! Ich bitte, ich flehe euch an! Schonet mein! Reißt mich nicht aus Frieden und Stille in den bösen Kampf, in den Lärm der wilden Welt. Ich bin ihr nicht gewachsen. Ich sehe schon Blut – Blut – gezückte Waffen! – O nein! Ihr treibt mich ins sichere Verderben. Und fort von hier? Und fort von ihr, von dieser? Die ich bis heute nur wie eine Schwester zu lieben wähnte, – die ich

aber – ich fühl' es jetzt, als sich unsere Lippen fanden im ersten Kuß! – die ich heiß liebe als meiner Seele andere Hälfte: – als meine Braut. Und ich fühl's, ich seh's: – auch sie . . .! Wie? Diese Liebe, – kaum entdeckt, – soll ich lassen? Nein. O nein!« Und zärtlich drückte er, mit beiden Armen sie umfassend, die vor Weh und Wonne Bebende an seine Brust.

Der Abt aber sprach: »Was ihr beiden Kinder jetzt entdeckt, – ich hab' es wachsen, blühen sehen all' die Jahre her. Sieh, König Dagobert, auch deshalb verbot ich dir die andern Gelübde. Kraft deines Gelübdes des Gehorsams aber fordere ich, befehle ich, daß du diesen Stab ergreifst.«

Zögernd gehorchte der Jüngling. »Und Karin . . .? fragte er, sie enge an sich ziehend.

»Führst du als deine Königin mit nach Metz,« rief Pippin. »Noch keine schönre hat die Mosel je abgespiegelt.«

»Ja,« schloß der Abt »und daß ihr's alle wißt in jenem fernen Land und sie auch nach ihrem Blute gebührend würdigt: von königlichem Abstamm ist auch sie: – und ähnlich wie Dagoberts ihr Los. In Wales, auf der großen Insel der Britannen, trug ihr Vater Llewellyn, trugen ihre Ahnen Krone. Die wilden Sachsen eroberten das Land: ihr Vater, all' ihre Gesippen fielen im Kampf, die Mutter ward von treuen Männern übers Meer hierher geflüchtet: hier genas sie dieses Kindes und starb. Allverlassen, allverwaist wuchs in unserm Schutz das Königskind heran in einer Hirtin Demut: nun aber hat ihr Gott, hat ihr die Liebe die Krone auf das junge Haupt gedrückt.«

II.

Tief in den Buchen und Tannen des Wasgenwaldes, verborgen in grüner Wildniseinsamkeit, lag das Kloster Luxeuil, die Stiftung des feurigen Eiferers Columba.

In einer rauhen Herbstnacht jagte der Wind die dichten Nebelmassen von draußen über die hohen Mauern bis in den geräumigen Klosterhof, wo die in düstrem Rot glimmenden Pechfackeln auf ihren hohen eisernen Ständern in der Nässe fast zu verloschen drohten. Obgleich die Mitternacht vorüber war, brannte noch Licht in einzelnen Zellen: manche der Mönche lagen noch dem Gebet oder dem Lesen in frommen Büchern ob.

Die schmale Pforte einer solchen Zelle auf einem der hochgewölbten Steingänge ward von außen behutsam geöffnet und der Abt trat über die Schwelle, ein alter, ehrwürdiger Mann, aus dessen faltenreichen Zügen schwere Lebenserfahrung nicht minder als gottesfürchtige Ergebung sprach. Das graue Haupt schüttelnd blieb er am Eingange stehen. Der einsame Insasse des schmalen Gelasses hemmte plötzlich den raschen, hastigen Schritt, mit dem er den engen Raum durchmaß und hielt hart vor seinem Besucher.

»O Vater Romarich! Noch immer nicht zur Ruhe? Bei deinen hohen Jahren! Und bald ruft dich schon wieder die Hora. Du solltest schlafen!«

»Wie kann ich schlafen, Bruder Renuntiat, . . .«

Der Angeredete machte eine unwillige Bewegung.

»Wenn ich unter meiner Zelle stundenlang in der Stille der Nacht deinen rastlosen, ruhelosen Schritt über diese Quadern hin vernehme! Du hast und findest, ja du suchst gar nicht den Frieden, mein Renuntius . . .« »Nenne mich nicht so,« rief der andere, mit dem Fuße stampfend, »Ebroin heiß ich, Ebromuths Sohn, und so will ich heißen und bleiben, leben und sterben. Jenen Namen – er ist eine Lüge! – hat man mir aufgezwungen wie dies ganze unleidliche, unerträgliche Leben hier im Kloster: das heißt – für mich – im Kerker. Wahrlich, längst hätt' ich mich aus dieser seelenzermürenden Gefangenschaft befreit: – ein Sturz vom Klosterdach in den Hof zerschmettert mit dem gequälten Gehirn zugleich die darin tobenden Gedanken . . .« Der Alte schlug ein Kreuz vor Entsetzen: »Welcher Frevel! Welche Sünde gegen deinen Schöpfer!« – »Hielte mich nicht Eins zurück.« – »Mein Sohn, du hättest längst den Rat befolgen sollen, den ich dir – mit dem weislich gewählten Klostersnamen! – erteilt habe, bald nach deinem Eintritt in diese friedlichen Hallen. Du hättest dich aus unserem Gefangenen in unseren Genossen verwandeln, du hättest das Mönchsgelübde ablegen, der Welt und ihrer Eitelkeit entsagen sollen für immerdar. Dann hättest du Frieden gefunden in dieser Zelle, in der du nun herumrasest wie ein gefangenes Raubtier.«

Grell auf lachte Ebroin. »Gut, dies Gleichnis! Besser gewählt als jener Name! Ja, ja: ich sah einmal am Hofe des Knaben, der mich hier eingesperrt hält, einen mächtigen Bären aus den Ardennen. Das arme Tier hatten sie in einen vergitterten Käfig gezwängt, in dem es sich gerade wenden konnte. Unaufhörlich, Nacht wie Tag, wandte es sich, trippelte die drei Schritt, die es machen konnte, riß verzweifelt an dem Eisengitter, und wandte sich wieder und trippelte wieder und riß wieder: . . ., der böse Königsbube stand dabei und hielt sich den Bauch vor Lachen über die ohnmächtige Wut, den Freiheitsdrang des starken Geschöpfes, das ihn mit einem Druck der Pranke zerquetschen konnte: und er schlug zuweilen hinein mit schwanker Gerte. Nach sechs Nächten verendete das prachtvolle Tier in Raserei. O, länger als der Bär, scheint's, hält der Mensch solche Qualen aus.« – »Du Armer! Ich habe dir mehr Freiheit gewährt, als . . .« – »Als du darfst, ich weiß. Ich darf wie im Hof, so im Klostergarten umherlaufen, ganz wie jener Bär: – aber überall ragen unersteiglich, glatt senkrecht die hohen düstern Mauern auf. Ah, nur eines hält mich noch am Leben!« – »Unseliger, ich weiß es: die Rachsucht!«

»Ja, ja, ja!« schrie der Gepeinigte tobend, »ich leugne's nicht. Wehe, wehe meinen Feinden, meinen Quälern allen, die mich all' diese Tage meiner besten Manneskraft hier eingesperrt halten, während draußen das Leben freudig weiter flutet. Ach neulich drang des Hifthorns fröhlicher Klang in dieses schweigende Grab: – draußen folgte die laute Jagd dem flüchtigen Hirsch. Und ich? – Oh ich lag auf meiner Binsenmatte da und las das tiefverhaßte Buch des heiligen Augustinus.« – »Ich darf dir stets nur je eines geben . . .« – »Da weinte ich. Vor Sehnsucht. Oder vor Wut. Wehe, führ' ich einst wieder ein Schwert in meiner Faust, wehe allen, die an mir und an diesem Frankenvolke freveln! In Strömen will ich ihr Blut vergießen.« – »Die Rache ist mein, ich will vergelten, spricht der Herr.« – »Nein, Alter! *Diese Rache ist mein*. Zittert, bebt vor Ebroin dem Rächer! Aber nicht der Rächer nur, – der Retter Ebroin lechzt nach Freiheit, Macht, nach dem schützenden wie strafenden Schwert. Bis in diese Einsamkeit dringt zuweilen durch Flüchtlinge, die Asyl suchen, durch Brüder, die du an den König, an die Heilige im Kloster entsendest, warnende Nachricht von dem Unheil, das allüberall dies Reich zerfleischt. Nicht nur Leodegars und seiner Mitschuldigen Druck und Gewalt gegen die

Freien, – auch des knabenhaften Bösewichts, des Königs, Übelthaten, die Fehden der Großen untereinander, das Aufkommen von Gewaltherrn in allen Provinzen von Neuster und Burgund: – all' das hat die kleinen Leute zur Verzweiflung getrieben. Ich sehe, ich höre das Vaterland zertreten und ich liege hier, wie ein treuer Hofhund an die Kette gefesselt, indessen Räuber und Mordbrenner das Haus plündern und zerstören! O, zuweilen fürcht' ich, wahnsinnig zu werden. Ich sehe dann nichts mehr vor den Augen als Blut, Blut, rotes Blut!« – »Bei allen Heiligen, Bruder! Dann – in solchen Augenblicken – nimm deine Zuflucht zum Gebet.« Schrill lachte der Gequälte: »Beten? Hei, zu wem soll ich beten? Leer ist der Himmel. Wie soll ich glauben an einen Gott, der solchen Frevel, solches Unrecht triumphieren läßt? Und solchen Undank! Das, das traf am allerschwersten, daß die Geringen, deren Errettung ich all' mein Leben geweiht, daß die Bauern, die ich zu ihrer Befreiung hergerufen, von ein paar heuchlerischen Worten bethört, sich gegen mich wandten, mich niederzwangen, in Fesseln schlugen. Damals ist, frommer Romarich, etwas gerissen in mir: das Beste an mir: – das Band, das mich in Herzensgüte an die Menschen gebunden hatte. Ich bin verwandelt: – fürchterlich verwandelt, mir selbst oft unheimlich! Früher konnte ich, statt an Gott, an meine Macht und Stärke glauben: – ah, wie dein Gott hat meine Stärke mich verlassen. Hier lieg' ich, in ohnmächtiger müßiger Wut mich verzehrend . . . !

Aber wartet! Bei allen Schrecken der Hölle! Komm' ich jemals frei, – *jedes* Mittel, das zur Rache und zum Siege frommt, sei willkommen. Seit sie mich von meiner frommen Mutter und von jener Heiligen gerissen, haben mich alle guten Gewalten verlassen: böse Geister sind in mich gefahren! Und gerne, könnt' ich nur an ihn glauben, schloß' ich, um den Preis der Rache, Bündnis mit dem Satan!« Und in wildem Weh warf er sich auf das Antlitz nieder auf die morsche Schilfmatte der Zelle. »Du rasch schon, Unglücklicher! Ich bete, daß . . . «

»Horch, was war das?« rief Ebroin jäh aufspringend. »Ein Hornruf vor dem Außenthor! Auf der großen Straße! Das ist der Ruf der königlichen Lanzenreiter. Ah, wie lange hört' ich ihn nicht mehr!« »Und nun,« forschte Romarich, »man schlägt mit Waffen an das eiserne Thor – was kann so spät noch . . . ?«

Der schmale Mauerritz, der das Fenster der Zelle ersetzte, verstattete nicht den Blick auf das große Hofthor. Doch hörte man nun, wie es geräuschvoll geöffnet wurde: die rostigen Angeln knarrten, die schweren Riegel klirrten, die langen Thorketten rasselten zur Erde. Fackelglanz schien den düstern Hof zu erhellen: die Huftritte von mehreren Rossen hallten auf dem Steinpflaster, Waffen klirrten, rauhe Stimmen – nicht der Mönche! – wurden vernehmbar.

Schon näherten sich Schritte auf dem Klostergang der Zelle: die Thüre ward aufgerissen: im Geleit des Pförtners und des Propstes wurden zwei Lanzenreiter des Palastes sichtbar, die den Abt ehrfürchtig begrüßten: »Du bist Romarich, so sagten die Mönche. Und das ist der tapfre Ebroin . . . wir kennen ihn! Nun, Ebroin, wir bringen dir Gesellschaft: der Herr König hat befohlen, daß dieser Gefangene hier – hinter uns – deine Zelle teile: »der Fuchs mit dem Bären«, gebot er lachend dir zu sagen: es ist Leodegar, einst Bischof von Autun.«

Drittes Buch.

I.

Einige Wochen darauf wandelten die beiden Gefangenen in tiefem Gespräch in dem großen Garten, der sich an der Rückseite des Klosters hinzog. Das rauhe Herbstwetter war sonnigen Tagen gewichen: um die Mittagsstunde flogen Bienen und Falter, aus der Erstarrung durch die freundliche Wärme in das Leben zurückgerufen, auf die letzten noch blühenden Blumen: Astern und Herbstzeitlosen.

»Und so hat also,« begann Leodegar, an einer Biegung der säuberlich mit gelbem Sand bestreuten Gartenwege Halt machend, »jener boshafte Bube das Gegenteil von dem erreicht, was seine arge, giftige Absicht war: er wollte jedem von uns die Gefangenschaft noch bitterer vergällen durch die engste Gesellung mit dem andern: und was hat er erzielt? Unter den alten Freunden, die kurze Feindschaft – auf beiden Seiten verschuldet! – entzweit hatte, hat er die frühere Eintracht wiederhergestellt. – Verweile, Freund: da droht eine Biene zu ertrinken in dem Becken des Springbrunnens. – Ich kann kein Tier leiden sehn.« Und der Bischof kniete nieder und hob nicht ohne Mühe mit seiner einen Hand die halbtote Imme auf einen sonnenbeschienenen Grashalm. »Nun wirst du dich rasch erholen, Geschöpflein,« lächelte er, aufstehend.

Ebroin hatte ihm aufmerksam zugesehen, mit verwunderten Augen. Nun schritten sie weiter. »Hierher, in die Sonne. Nicht, Freund?« fragte der Priester. »Nicht allzurasch, nicht allzuoft,« grollte Ebroin, die Brauen furchend – tiefe Falten hatten sich ihm in der Gefangenschaft senkrecht zwischen die Augen gegraben – »das Wort Freundschaft über die glatte Zunge gleiten lassen. Entweih' es nicht! Soweit sind wir nicht und kommen nie mehr dahin! Es fehlt . . .« – »Was fehlt dir denn noch immer? Die Geschichte meines Sturzes hab' ich dir – ohne jede Verschweigung! – erzählt: habe auch eingeräumt, daß ich nicht ohne Schuld dabei bin. Ach ja, wohl allzueifrig hab' ich vor meinem Geheimschreiber, diesem nur zu fingerfertigen Ravennaten, den Wunsch ausgesprochen, Hektors – des Armen, auf der Heerstraße liegt er erschlagen! – Streitsache gewinnen, das feindselige Testament unschädlich machen zu können. Da hat er denn, uns beide täuschend, zu jener Fälschung gegriffen. Ach, es war von je mein Fehler, daß ich meinen Freunden zu rücksichtslos diene.« – »Wohl eher, daß du deinen Feinden zu rücksichtslos an die Gurgel griffst. Aber ich will verdammt sein, hier zu verrotten, mach ich's in Zukunft nicht ebenso.«

Und so gefährlich blitzte sein graues Auge, daß der Bischof fast ängstlich auf ihn sah. »Aber,« fuhr Ebroin fort, »nachdem du auf der Flucht gefangen warst, doch von Räubern: – wie kam es, daß du in die Hände des Königs . . .?« – »Der elende Merowing ließ sich wirklich auf Verhandlungen, auf einen Tauschhandel ein mit den Mördern und Mordbrennern und Aufrührern, die Hektor erschlagen und mich gefangen hatten. Er schickte ihnen soviel Solidi, als sie für mich verlangten, entgegen. Und dann? Nun, du weißt ja, wie's in solchen Fällen gemacht wird am Hof. Erst rief man ein sogenanntes Konzil zusammen: – von allen Bischöfen, die mich haßten, fürchteten, beneideten: – Praejectus hatte den Vorsitz! – die entsetzten mich des Bistums. Dann traten dieselben

Bischöfe mit einem Dutzend Seniores zusammen – das nannte man ein Hofgericht: – sie verurteilten mich – wie dich – zum Tode und der hochherzige König begnadigte mich zu lebenslänglicher Einsperrung – mit dir zusammen. Und da bin ich nun, ein Opfer der knabenhaften Laune.« – »Was du dem Merowing gefehlt, hast du nicht mir gefehlt. Aber all' deine Wortkünste können mich doch wahrlich nie vergessen machen, daß du es warst, der mich hierher gebracht hat. Und in welcher Weise, mit welchen Mitteln, mit welchen Schändlichkeiten!«

Wieder blieb der Bischof stehen und legte die Hand auf Ebroins Schulter: »Mit scharfen Mitteln, – ich geb' es zu: – aber in offenem Kampf und nicht mit Brechung, – unter Wahrung unserer Vereinbarung. Erinnerung dich! Nach jener Verhandlung mit den Austrasiern haben wir beschlossen, beide als Verbündete danach zu trachten, daß der Merowing zu Paris auch wieder über Austrasien herrsche: dies, unser gemeinsames Ziel hab' ich nie aus den Augen verloren, es mit dir, wie du, angestrebt.« – »Das ist wahr! Jedoch . . .«

»Deine andern Pläne aber, die du mir enthüllt, die Kirche und den Adel einzudämmen, auf deren Kosten die kleinen Leute zu heben: – nun, ich meine, du hast jetzt erfahren, was die wert sind! – die hab' ich nie gebilligt, vielmehr offen verworfen. Und wie du nun, – gesteh's: mit größtem Rechtsbruch, mit wilder Gewalt! – Bischöfe und Seniores durch die Bauernlummel zu deinem Willen zwingen wolltest, da hab' ich das bekämpft mit allen Mitteln – scharf, – aber ohne Treubruch und Vertrauensbruch. Hättest du mir jenen Raubmord *anvertraut*, – nie hätt' ich ihn verraten! Ich erfuhr ihn ohne deinen Willen! So durft' ich ihn verwerten! Es war ein Kampf zwischen uns nicht nur um die Macht, – nein: um das Heil des Staates, wie es jeder versteht. Darfst du mich schelten, weil ich's anders verstehe und weil ich gesiegt?« Aber Ebroin entgegnete grimmig: »Glatt und glimpflich weißt du's zu wenden. Und dennoch: ich sage dir, hätte ich, als sie dich neulich nachts in meine Zelle brachten, ein Schwert zur Hand gehabt, – ich hätte dich beim ersten Anblick erschlagen.« »Wahrscheinlich,« meinte der Bedrohte, achselzuckend. »Den Wehrlosen, den Krüppel! Es wäre dein dritter Mord gewesen.« »Schweig von Mord, sag' ich dir,« schrie Ebroin wild. »Es ist nur der Jähzorn, der unbändige, der mich vom Knaben an reitet wie der Nachtmär. Noch hab' ich mit Vorbedacht keinen getötet. Aber mir ist, ich könnte leicht dahin kommen. Die Rache, der erneute Kampf um die Macht . . .« – »Hier aber, in diesen Mauern, wirst du weder zu Rache noch zu Kampf noch zu Macht gelangen. Und deshalb wiederhole ich meinen Vorschlag: Freundschaft . . .« – »Nie mehr im Leben! Ich hasse dich, ich verachte dich!« – »Nun, dann nicht Freundschaft, aber Bündnis, Bündnis zu gemeinsamem Zweck.«

»Wie damals!« lachte Ebroin bitter. »Und in Fesseln ließeest du den Verbündeten schlagen.« – »Nein, nicht den Verbündeten: – den unbändigen Bekämpfer all' meiner Strebungen. Jetzt aber müssen wir beide vor allem entrinnen aus dem Käfig, in den uns dieser Lotterbube gesteckt hat, und, sind wir frei, ihm die Macht nehmen, das Reich vollends zu verderben. Dann müssen wir den Glanz Neuster-Burgunds wiederherstellen und Austrasien zurückgewinnen. Willst du das oder willst du's nicht?« – »Du weißt sehr gut, daß ich's will. Und wie ich des Satans Hilfe nicht verschmähen würde um Freiheit, Rache und des Staates Heil, – so schlag' ich auch deine Hilfe nicht aus, so wenig ich dir jemals wieder traue, dir und deinen falschen Augen.« Da richtete Leodegar diese Augen voll auf ihn und sprach: »So möge sie mir der Henker ausreißen, breche ich dir jemals

den neu geschlossenen Bund. Gott hat's gehört! – Also wir streben die Freiheit an mit allen Mitteln . . .« – »Auch mit dem Blut unserer Wächter? Gut. Aber nicht Romarichs: der war mir wie ein Vater! Bietet sich einem von uns die Möglichkeit der Flucht, – er flieht nicht allein, nur mit dem andern: er läßt nie den Genossen in diesen Mauern zurück.« »Gewiß,« nickte Leodegar. »In Freiheit und Macht gelangt, enthält sich jeder jedes Schrittes der Gewalt gegen die Gesippen, die Getreuen, die Angehörigen des andern: er schützt sie wie die eigenen.« – »Selbstverständlich.« – »Keiner trachtet nach der alleinigen Herrschaft, dem andern wird er die volle Gleichmacht wahren.«

»Sicherlich.« – »Gemeinsam wird von uns beiden Neuster-Burgund aus dem lodernden Verderben gerettet, gemeinsam Austrasien zurückerkämpft. Das sollst du mir alles beschwören.« – »Ich beschwöre es.« Und er reckte sofort die Hand hoch in die Luft.

»Nein, nein, Bischof. So leicht geht dir das nicht hin. Mich bindet mein schlichtes Wort wie euch der Eid bei eurem Gott. Aber auch den Eid muß man dir, Treuloser, noch schwerer brechbar machen . . . wohlan, du sollst mir schwören bei den dir heiligsten Dingen . . .« – »Beim Reich der Franken!« – »Bah, bah! Was gilt dir das? Nein, bei den Reliquien der dir heiligsten Heiligen.« Unwillig stockte im Schreiten Leodegars Fuß. Verdrießlich meinte er: »Wozu das?« – »Ich sagte es doch! So weltklug du bist, – die Furcht vor den Heiligen, das heißt vor der Hölle . . .« – »Nenne sie nicht! Es ist ein furchtbar Wort!« Und er schauderte. »Siehst du, wie du erbebst? Diese Furcht vor der Hölle ist dir doch von Kindheit an in den tiefsten, innersten Winkel deiner Seele hineingepredigt worden. Und wenn irgend etwas im Himmel und auf Erden, scheuest du solche heilige Knochen, Haare und Gewande. Der gute Abt hat deren gar viele von den allerschönsten: – darauf sollst du mir eiden.«

II.

Und also geschah's.

Am folgenden Tag trafen in der Krypta der Klosterbasilika die beiden nun wieder verbündeten Feinde zusammen. Waren die katakombenhaften Untergewölbe selbst größerer Kirchen unheimlich düster, so steigerte sich der Eindruck in den so viel engeren Raumverhältnissen des kleinen Gebäudes: in ein Grab glaubte man auf der schmalen Steintreppe hinabzusteigen.

Der Altar mit seinen drei Stufen füllte den größten Teil des Vierecks aus: die beiden qualmenden Pechfackeln an den Seiten verbreiteten mehr Dunst als Licht. Auf dem Altar, dessen Mittelstück ein Mosaik bildete, den guten Hirten mit dem Lamm darstellend, stand, fast dessen ganze Fläche bedeckend, ein Reliquienschrein: ein länglicher Sarkophag aus schwarzem Marmor, mit silbernen Schließstangen und reichem Goldgespäng verwahrt zugleich und geschmückt: ein kostbares Geschenk des Stifters, Sankt Columbas, kostbarer freilich noch nach dem Glauben der Zeit durch seinen wunderwirkenden Inhalt seltenster Überbleibsel.

Daß das neue Bündnis auch gegen den schlimmen Königsknaben eine scharfe Spitze richtete, sollte dessen treuer Unterthan, der Abt, nicht erfahren: Ebroin setzte daher

eine Urkunde auf über all' die vereinbarten Dinge, die beide unterschrieben, und die nun bei dem Schwur auf den Reliquienschrein gelegt ward.

Zur bestimmten Stunde trafen der Abt und Ebroin in der Krypta ein. Sie fanden Leodegar bereits in brünstigem Gebet auf dem Altare knieend, mit beiden Armen über den Schrein hingestreckt, dessen Deckel er bei dem Eintritt der beiden gerade mit Küssen bedeckte. »Du siehst, wie ernst er es nimmt,« flüsterte der fromme Romarich. »Dein Mißtrauen thut ihm unrecht. Ich freue mich, daß ihr euch so feierlich wieder im Sinne Christi versöhnt.« Aber Ebroin schüttelte das Haupt und sprach laut zu dem Bischof, der sich nun erhoben hatte: »Höre also, Leodegar: du wirst nun beschwören, was wir vertragen und in diesem Pergament unterschrieben haben:« – damit rollte er es auseinander und spreitete es über den goldstrotzenden Deckel des Schreins – »du wirst mir schwören bei den dir heiligen Überbleibseln, die in dieser Truhe liegen, und deren Verzeichnis dir der Abt nun verlesen wird.«

Da nahm Romarich einen langen Papyrusstreifen aus einem in die Wand eingelassenen Schranke, küßte ihn ehrfurchtsvoll und hob an zu lesen: »In diesem von Papst Bonifacius dem Vierten Sankt Columba und von ihm dem Heiligtum überwiesenen teuren Schrein, dessen Innenholz aus Cedern des Libanon geschnitzt ist, werden verwahrt als kostbarstes Eigen dieses Klosters und dem Schutze des Höchsten empfohlen: ein Nagel von dem Kreuze des Herrn Christus, ein Glied von den Ketten des Apostels Petrus, der kleine Finger der rechten Hand des Apostels Lukas, der Gürtel der Märtyrerin Sancta Afra zu Augsburg, ein Nagelschnitzel des großen Lehrers Athanasius, ein Eckzahn des heiligen Martin von Tours, eine Rohrfeder Sankt Augustins, ein Splitter aus dem Bischofstab von Sankt Avitus, und ein Streifen aus dem Schleier der heiligen Königin Chlotilde: zuletzt aber haben wir auch eine silberfarbene Locke aus dem Haar unseres heiligen Stifters, des großen Columba, darauf gelegt, der selig unter den Seligen auf uns herniederschaut.«

»Wohlan,« fuhr Ebroin fort, zu Leodegar gewendet, »nun erhebe die Hand und sprich mir nach: ›Alles, was ich in dieser Vertragsurkunde Ebroin, Ebromuths Sohn, versprochen, schwöre ich hiermit, treulich zu erfüllen: sonst treffe mich der Fluch, der da lautet . . .‹ bitte, frommer Abt, verlies ihn: – du hast ihn ja ausgesucht unter den vielen alten Formeln.«

Und Romarich zog einen Zettel aus dem Kuttengürtel und las, und seine Stimme erbebte vor Grauen: »Und verletze ich, was ich nun beschworen habe, auch nur im kleinsten Stücke, so soll Wahnsinn toben in meinem Gehirn, meine Augen soll mir ausreißen der Henker und sie hinwerfen zum Fraße der Raben, vertrocknen soll mir die Kehle, wie dem, der in der Wüste verschmachtet, mein Herz verzehre ein fressendes Feuer, meine Beine treffe die Lähmung, mein Todesröcheln soll währen sieben Tage und sieben Nächte, meine Seele aber, für die Christus nicht soll gestorben sein, soll der Teufel Ahitofel entführen, sowie sie aus des Sterbenden Munde fährt mit dem letzten Hauch, und im tiefsten Pfuhl der Hölle soll sie ewig die Qualen erleiden der Verdammten.«

Ein leises Frösteln rieselte – kaum merkbar – durch des Bischofs Glieder bei den letzten Worten. »Ich will . . .« stammelte er.

»Halt! Noch nicht. Solltest du vielleicht hoffen, – denn viele von euch leben dieses schnöden Wahns! – durch Gold und Gaben die Strafe der himmlischen Zeugen deines Schwures ablösen zu können, . . .« Leodegar senkte rasch die langen Wimpern vor dem bohrenden Blick des andern. »So nenn' ich dir einen Rächer, dem kaufst du seine Rache nicht ab: der heißt Ebroin, Ebromuths Sohn.« So laut rief er dies, daß die Wände und Wölbungen des sonst so stillen Gemachs erdröhnten und beide Hörer erschranken. »Ich sage dir: brichst du auch diesmal mir die Treue und deinen Eid nur im kleinsten, so werd' ich dich töten, grausam, unter Qualen töten, wo immer ich dich greife. Ich schwör's bei meines Vaters Blut: – so wahr ich den gerächt habe vor deinen Augen.« – »Ebroin,« mahnte der Abt. »Du tobest und schäumest wie . . .« – »Ein Eber! Ja! So haben sie schon den Knaben genannt! Hütet euch vor seinen Waffen! – Schwöre jetzt, Bischof!« Und befehlend wies er auf den Schrein, der, von der Urkunde bedeckt, auf dem Altare stand.

Leodegar kniete nieder, legte die Hand auf Pergament und Schrein und sprach laut und fest: – er hatte seine Erregung offenbar bemeistert: »Ich schwöre den Schwur, wie ihn Ebroin gestabt hat, und werde ihn halten, so wahr dieser Schrein die Heiligtümer birgt, die der fromme Abt verlesen.«

»So! – Nun ist er gebunden, falls Furcht vor Himmel, Hölle – und mir ihn irgend binden mag!« rief Ebroin. »Jetzt steh auf. Und komm' mit hinauf. Ich kann sie nicht mehr atmen, die modernde Grabesluft.«

»Sogleich!« entgegnete Leodegar. »Ich folge euch auf dem Fuße. Verstatte nur, daß ich – nach diesem furchtbaren Eide – mich beruhige im Gebet.«

Und wieder sank er auf den Altar. Die beiden hörten ihn laut beten, wie sie die feuchten Marmorstufen hinanschritten.

III.

Zwei Monate – die letzten des Jahres – waren ins Land gegangen seit jenem Eid in der Krypta. Eintönig, inhaltlos waren sie verlaufen in dem stillen Kloster; Ebroin verzehrte sich immer schärfer in Ungeduld, in fiebernder Sehnsucht nach Freiheit.

Viel ruhiger schien der Bischof sein Los zu tragen.

Nachrichten aus der Welt, dem Hofe, gelangten selten und spärlich in diese Einsamkeit; doch verlautete, der Aufstand der »kleinen Leute« sei noch immer nicht unterdrückt. Der König werde immer verhaßter, auch seinen eignen Großen, da er wiederholt Feldherren, die sich hatten von den Empörern schlagen lassen, mit dem Tode bestraft hatte. Grimmig seufzte Ebroin bei solchen Berichten: »Und ich? – Ich sitze hier müßig unter den Mönchen!«

Einige Tage nach Eintreffen der letzten dieser Berichte fehlte Leodegar bei dem Frühstück. Bei der Hora war er noch zugegen gewesen: von der Kapelle aus hatte ihn der Abt die Treppe hinabschreiten sehen, die zu seiner und Ebroins Zelle führte; freilich zweigte diese in einer schmalen Nebenstiege nach dem Garten ab. Als man in diesem suchte, fand man bald in dem tiefen und weichen Schnee die Spuren seiner Sandalen eingedrückt: sie führten an eine Ecke der hohen Mauer; oben, von der Zinne derselben, hing eine schwanke Strickleiter herab. Ebroin, der, voll heiß auflodernden Argwohns, die

Spurfolge geführt hatte, kletterte rasch hinauf: – oben angelangt brach er in einen wilden Schrei aus: »Entflohen! Allein! Ohne mich!«

»Was siehst du? Sprich!« rief der Abt hinauf.

»Hier, vor der Mauer, sind die Eindrücke der Hufe von zwei Pferden, nein, dreien. Und die Fußtritte von Männern, schwer beschuhten neben den Sandalen des Schurken. Hier lehnte – man sieht's im Schnee! – eine Leiter: – sie ist entfernt. Er hat mich verraten! Er ist allein entflohen. Gleichviel! Ich springe nach auf Tod und Leben!«

Zu spät! Ein starker Haufe der gewaffneten Klosterknechte, die den Verschwundenen gleichzeitig vor den Mauern gesucht hatten, war zur Stelle. Er wäre in ihre gezückten Lanzen gesprungen. So stieg er die Strickleiter wieder in den Garten hinab, bebend vor Wut. Allen voran flog er in die Zelle zurück, hier unter den Sachen des Flüchtlings eine Andeutung zu finden, eine Vorbereitung des Plans. Aber nichts fand sich als in den dicken Rollen einer Psalmenübersetzung ein Rohrpfel, wie man sich deren bediente, Nachrichten über Mauern zu schießen: daran haftete noch, halbverbrannt, ein schmaler Fetzen eines Papyrosstreifens, auf dem, trotz der Verkohlung, noch die Worte lesbar waren »Hora« . . . »Nordecke«.

»Er ist befreit worden, hat sich befreien lassen – allein! – Mich hat er nicht mitgenommen,« knirschte Ebroin. »Der erste Eidbruch! Wann hör' ich vom zweiten? O könnt' ich ihn sechsmal töten!«

IV.

Eine Woche später verbarg die aufgehende Januarsonne ein dichter Nebel, der auch die große Heerstraße zwischen dem Klosterthor und dem nahen Urwalde dicht verhüllte.

Völlig überrascht daher wurden die Klosterpförtner, die von außen mehrere Klafter Holz auf Schlitten in das weitgeöffnete Thor schoben, als auf einmal, wie die siegend empor gestiegene Sonne den Nebel zerstreute, gleichzeitig aus dem Gehölz eine stattliche Kriegerschar hervorbrach, die mit lautem Waffenruf die paar Knechte über den Haufen rannte und ohne Widerstand in den Klosterhof drang, hier hellen Hornruf erhebend.

Zu spät zur Abwehr eilten nun der Abt und einige Mönche herbei.

»Fürchtet euch nicht, fromme Brüder,« rief der glänzend gerüstete Führer. »Wir thun euch nichts zu leide. Wir suchen nur Ebroin! Gebt ihn heraus!«

»Nimmermehr! Mit meinem Leben schütz' ich ihn!« rief Romarich, beide Arme ausbreitend und so dem Gepanzerten den Zugang aus dem Hof zu der Innenthüre verwehrend.

»Ebroin!« rief der nochmal. »Wo steckst du?«

»Hier ist Ebroin,« antwortete der und sprang, einen eisernen Feuerschürhaken schwingend, die Treppe herab und – an dem Abt vorbei – in den Hof. »Und teuer wird er sein Leben verkaufen.«

Aber bei dem Anblick des Führers ließ er die ungefüge Waffe fallen: »Vanning!« rief er frohlockend, »Vanning, Vielgetreuer! Du bist's? Was bringst du?« »Die Freiheit! Und die Rache! – Komm, frommer Abt, kommt, ihr Mönche, herein ins Haus! Ins Refektorium: – Womöglich zu einem guten Schluck warmen Weines! Ritt durch die Nacht, durch Eis und Schnee war kalt.«

Als bald saßen und lagen Krieger und Mönche, bunt durcheinander gemischt, in dem geräumigen Speisesaal des Klosters, auf dessen breiter Herdstelle gewaltige Scheite von Buchenholz ein mächtig Feuer unterhielten und eine wohlige Wärme verbreiteten.

»Ei,« sprach Vanning, den kostbaren Pokal nach einem vollen Zuge auf die lange Tafel niedersetzend, »mir scheint, ich muß ganz von vorn anfangen. Ihr wißt rein von gar nichts, hier in eurem verschneiten Bergwald. Also hört! König Childerich ist tot, ermordet!« »O des Frevels!« rief Romarich und bekreuzte sich. »Sein Thron ist leer?« forschte Ebroin eifrig.

»Ja, wie man's nimmt. Leer oder allzustark besetzt.« »Ermordet! Von wem?« fragte der Abt.

»Erschlagen vielmehr, in gerechter Blutrache. Von den Söhnen des Pfalzgrafen Bodilo! Der Merowing hatte schon lang einen Groll wider den freimütigen Mann: als er nun von den Aufständischen bei Rouen geschlagen ward, ließ ihn der böse Bube zuerst aufs Blut geißeln . . .« »Einen freien Franken!« rief Ebroin. »Und dann hinrichten. Ein paar Tage darauf, als der König jagte im Walde von Livie – zwischen Chelles und Sanit-Denis, – fielen die beiden Söhne des Getöteten über ihn her und schlugen ihn tot.« »Arme Heilige!« sprach Ebroin zu sich selbst. »Aber recht so! Blutrache für den Vater ist des Sohnes höchste Pflicht.« »Kein Schad um ihn,« meinte Vanning. »Aber wer sollte sein Nachfolger werden? Nun grenzenlose Verwirrung im Palast, in Neuster und Burgund. Alles ging und geht drunter und drüber! Zwei, drei Merowingknaben wurden genannt, ja auch ein neu erhöhter, Dagobert, drüben in Austrasien. Ein Führer nur fehlte: . . . Ebroin! Wie viele Stimmen riefen nach dir! – der saß hier gefangen. Desgleichen Leodegar, der Giftwurm. O was habt ihr ihn losgelassen!« – »Wir doch wahrlich nicht! Er ist entflohn,« riefen die Mönche. »So? Er verbreitet, ein Engel des Herrn sei Abt Romarich erschienen und habe befohlen, ihn frei zu geben: so habe der ihn gesegnet und entlassen.« – »Auch ich, ich will ihn segnen,« sprach Ebroin und ballte die Faust. »Erst haben! Sein Bruder Gairin hat – gleich nach des Königs Tod – ein Heer gesammelt und versprochen, in wenigen Tagen den *rector palatii* wieder in Paris einzusetzen.« »Also Gairin hat ihn entführt!« rief Ebroin. – »Und er hielt Wort. Mächtig und prächtig herrscht der Schurke in Paris über Neuster und Burgund, seine Anhänger fürstlich belohnend, die deinen aber blutig verfolgend: Dutzende hat er hingerichtet und ihre Güter eingezogen!« »Ich komme!« sprach Ebroin, – »Ja, komm', um zu rächen: – auch das Leben deines ältesten Freundes.« – »Praeliectus! Sein Silberhaar . . .?« – »Es hat die Mordboten nicht abgehalten, die der unversöhnliche Leodegar nach Clermont entsandte. Am Altare haben sie ihn erstochen.« – »Mein Schützer, mein zweiter Vater! Ich gelobe: wie meines leiblichen Vaters Blut will ich das seine rächen an dem Eidbrüchigen! Bei seinen höchsten Heiligtümern hat er mir geschworen. Du warst Zeuge, Romarich! Was sagst du dazu?« Der faßte wehklagend mit beiden Händen nach seinem grauen Haupt: »Weh! Die Reliquien sind entweiht, geschändet durch seinen Meineid.« »Aber,« fuhr Vanning fort, »doch nicht unbestritten, nicht ungeteilt ist seine

Herrschaft. In Neuster haben sich andere Große aufgethan, auch in seinem eigenen Burgund folgen ihm nicht alle Grafen; der mächtige Herzog Hermengar hat sich noch nicht für ihn erklärt, der steht mit starker Macht zu Troyes. Mein Abt ist dir vielmehr als Leodegar geneigt: »wäre Ebroin nur frei,« meinte er, »dann wüßte ich, wem folgen!« Wohlan,« rief ich, »laß mich aus diesen Thoren und ich hole ihn heraus, den Retter von uns allen. So kam ich frei, raffte eine Handvoll Leute, alte Vasallen und Grundholden meines Hauses, zusammen – unser Stammsitz bei Meaux liegt ja nahe dem Kloster Rebais! – und da bin ich. Und bald bist du nun da, wohin du gehörst: – am Steuerruder dieses führerlosen Schiffes. Noch einen tüchtigen Trunk – Herr Abt, dein Wein ist gut! – und dann zu Roß.«

»Ja,« rief Ebroin, aufspringend. »Zu Roß! Und wehe meinen Feinden!«

V.

Es war hohe Zeit gewesen, daß der Gefangene aus dem Kloster und in schützende Bedeckung gelangt war.

Denn schon gleich nach dem Ausritt aus dem Thor in den nahen Wald traf er mit seiner Schar auf einen Reiterzug, der bei seinem Anblick rasch die Gäule herumwarf und entfloh. Ein paar Eingeholte gestanden, daß Leodegar sie entsendet habe, mit dem Auftrag, Ebroin lebend oder tot in seine Hände zu liefern.

Der Befreite warf sich mit seiner treuen Schar zunächst nach der nahen Stadt Jussey, deren Grafen er sich befreundet wußte. Hier fand er bereitwillige Aufnahme: von hier aus gewann er den Anschluß mehrerer benachbarter Gaue, wie Langres und Chaumont. Gleichwohl erwies sich seine Waffenmacht zunächst zu gering, um sofort, wie sein heißes Herz ungestüm begehrte, den Hauptstoß auszuführen, Leodegar und den König, in dessen Namen der zu herrschen vorgab, aufzusuchen, jenen zu vernichten, diesen in seine Gewalt zu bringen.

Denn Vanning hatte nicht zuviel gesagt mit den Worten, daß alles im Frankenreich drunter und drüber gehe. Von Austrasien her verlautete, daß das Land auf die Nachricht von Childerichs Tod sich von den neustrischen Merowingen wieder ganz losgesagt und den lang verschollenen Sohn Sigiberts auf den Thron zu Metz erhoben habe. Ebroin aber mußte sich bei diesem Wirrwarr vorerst in Gebiete wenden, wo er sicher war, zahlreiche Anhänger zu finden. So zog er denn gen Nordosten an die Grenze von Austrasien, um so, unabhängig von Auster wie von Neuster-Burgund, aus jener Landschaft – vorläufig! – ein viertes Teilreich zu bilden.

Leodegar aber war nach einigem Schwanken zu dem Entschlusse gekommen, das Kind Theuderich, den jüngsten – letzten! – Sohn Balthildens, der Mutter und dem Kloster Chelles zu entführen, um an seiner Statt zu herrschen; er weilte mit ihm in Paris. Damals schrieb ein Zeitgenoß: »Überall kriechen jetzt, unter Leodegars Herrschaft, die Bösewichter aus ihren Verstecken hervor, wie die Sonne im Frühling die giftigen Schlangen aus ihren Löchern lockt. Solche Wirren durchtoben das Reich, daß man den Antichrist erwartet, dessen Erscheinen dem Untergang der Welt vorhergeht.« Am Himmel aber stand ein Schweifstern, der den Geängsteten Wechsel der Könige, Blutbad im Volke bedeutete.

Allein Ebroin war doch noch zu schwach gegenüber den Streitkräften, die Leodegar zur Verfügung standen, zumal in Burgund, in der Umgebung seines Bischofsitzes Autun, wo die Vasallen und Grundholden des Bistums, überaus zahlreich, ihrem freigebig spendenden glanzvollen Kirchenfürsten eifrig ergeben waren.

Da ward der Majordomus von der Not, von dem Bedürfnis zu einem Schritte gedrängt, den ihm die längst gehegten Herzenswünsche und staatsmännischen Pläne ohnehin gleich warm empfahlen. Die Rettung der ärmeren Freien vor dem Versinken in Knechtschaft eines geistlichen oder weltlichen Großen, – die Erhebung der wirtschaftlich Versinkenden hatte ja dem Sohn Ebromuths all' diese Jahre her als eines seiner höchsten Ziele vorgeschwebt.

Nun erfuhr er, sobald er die Klostermauern hinter sich gelassen, daß in ganz Neuster und Burgund jene gewaltige Bewegung dieser bisher so schwer Bedrückten sich noch immer wilder gesteigert hatte. So scharf Ebroin ihre Ausschreitungen verwarf, – er mußte doch einen berechtigenden Grund der ganzen Erregung anerkennen, die sich aus den Urtiefen des Volkes mit der Unwiderstehlichkeit einer Naturkraft, einem Vulkane gleich, erhob. »Was wollen,« sagte er dem bedenklichen Vanning, »diese Armen, – freilich auf den Wegen unsinniger Zerstörung, rachewütiger Gewaltthat, – anderes erreichen, als was ich selbst durch fürsorgliche Mittel der Gesetzgebung, durch weise Maßregeln von jeher hatte erzielen wollen?« Diese schlecht gewaffneten, schlecht geführten, vereinzelt Haufen hatten gleichwohl, wie der Majordomus alsbald erfuhr, gar oft die schwachen Heerbannaufgebote der Königsgrafen überwältigt: was mußte sich mit diesen Männern, denen die Verzweiflung ihre Kräfte lieh, ausrichten lassen, faßte sie eine starke Hand zusammen, leitete sie bewährte Feldherrnschaft! In der That: mit diesen vielen Tausenden, die bis jetzt in allen Landschaften von Neuster und Burgund vereinzelt umhertobten, wußte sich Ebroin weit überlegen allem, was Leodegar an Waffenmacht aufbringen mochte.

So faßte er seinen großen, folgenreichen, schicksalschweren Entschluß: er stellte sich selbst an die Spitze dieses Aufstandes: – schon um dessen Ausufern einzudämmen – er schuf sich ein Heer aus den Empörern. Zu Jucey schon entwarf er einen Aufruf, den er, von den Mönchen zu Luxeuil in vielen hundert Exemplaren abgeschrieben, durch so viele Boten, als er beritten machen konnte, in alle Gae von Neuster und Burgund entsendete. In flammenden Worten, mit der ganzen Wucht aufrichtigster Überzeugung und selbsterlebter Erfahrung forderte er alle Unzufriedenen, alle Bedrängten und Bedrückten, alle mit List oder Gewalt um Freiheit oder Eigentum Gebrachten, alle, die kein Recht gefunden hatten gegen Bischöfe, Äbte, Seniores, auf, sich zusammenzuthun zu einem großen Bund der »Kleinleute«: er versprach, an ihrer Spitze, mit Waffengewalt den vielverhaßten Rector Palatii, den recht eigentlichen Vertreter des Doppeldrucks der Bischöfe und des Adels, mit seinem ganzen Anhang zu stürzen, ja blutig zu bestrafen, den jungen König aus dieser Gefangenschaft zu befreien und, nach dem Sieg, auf einem großen Reichstag durch weise und milde Gesetze die Ursachen jener Herabdrückung der Kleinleute für alle Zukunft wegzuschneiden.

Dabei ermahnte er freilich zugleich, sich jeder Eigenmacht und Selbsthilfe, also jener bisher geübten Gewaltthaten zu enthalten, die er wie gemeine Verbrechen mit dem Tode bestrafen werde, vielmehr, ohne weitere Gewalt als die zur Abwehr der Angriffe

der Bischöflichen erforderlich, sich auf bestimmte Sammelplätze zusammenzuziehen, die er für jede Provinz genau bezeichnete.

Als Vanning den Entwurf gelesen hatte, sprach er kopfschüttelnd: »Du, höre, das ist ein gefährlich Spiel! Die wilde Meute, die du da aufrufst, wird den Fuchs ohne Zweifel zerreißen: – ob sie aber dann sich von dem Jäger wieder an die Koppel wird legen lassen?« »Dafür laß dies Schwert sorgen!« erwiderte der Majordomus.

VI.

Und der Erfolg gab ihm – zunächst – rasch und glänzend recht.

Überall, wohin der Aufruf kam, wirkte er wie ein Blitzstrahl, der auf Brandstoff trifft: er zündete augenblicklich, unwiderstehlich, unlöslich. Überall ward der »Bund der Kleinleute« gebildet: vielmehr, er bildete sich von selbst: die bisher verstreut umherziehenden Haufen schlossen und flossen in größeren Massen zusammen, und mit erstaunendem Gehorsam eilten sie auf die ihnen bezeichneten, mit Feldherrnkunst gewählten Sammelorte zu: so bildeten sich bald kleine Heere von Austrasien ab durch ganz Neustrien gen Nordwesten bis an die See, bei Langres, bei Châlons sur Marne, bei Laon und fern im Nordwesten bei Rouen. Diese Stadt hatten die gefürchteten Banden des Blutigels, des Brandhahns, des Reißwolfs genommen, und sie stießen hier zu Ebroin, der von Südosten aus bis hierher quer durch das ganze Land, Paris einstweilen südlich liegen lassend, gezogen war.

Wenig richteten gegen diese entfesselten elementaren Gewalten die Maßregeln aus, die Leodegar und seine Heerführer tastend, unsicher trafen: ihre dünnen Scharen konnten nirgend das offene Feld halten gegen die wie brandende Meeresflut heranwogenden Massen der rachegrimmigen Empörer: sie mußten in die festen Städte weichen und sich dort belagern lassen.

Aber selbst in Paris fühlte sich Leodegar nicht mehr sicher: denn Ebroin zog nun drohend heran. Schon stand er in Beauvais: der Bischof verlegte eilig den Hofhalt des Knaben Theuderich und die Regierung in das feste Autun, den Hauptplatz seiner Macht.

Vorher aber plante er von Paris aus noch einen Handstreich auf Meaux, das sich früh Vanning angeschlossen hatte. Ebroin erfuhr den Anschlag durch einen Späher: – auch hierin war er dem Gegner überlegen, da die ganze Landbevölkerung, auch die nicht die Waffen erhoben hatte, auf seiner Seite stand. Ganz nahe lag das Kloster Chelles: der Sohn bangte um die Mutter in jenen Mauern: vielleicht hatte es der Rector Palatii mehr auf dies Kloster als auf die Thore von Meaux abgesehen. Denn daß ihn der Eid von Luxeuil abhalten werde von den Gesippen seines Eid-Bruders, war ja nicht mehr zu erwarten. Ebroin entsandte daher rasch Vanning mit einem starken Geschwader erlesener Reiter – von seinen Heerbannmännern, – nicht Kleinleute, deren man doch nicht so sicher wie jener war – jener Strafschar entgegen zu eilen und das Kloster zu schützen.

Tiefe Trauer lag auf des Treuen Antlitz, als er nach mehreren Tagen, seinen Reitern voraus eilend, nach Beauvais zurückgekehrt, in Ebroins Zelt trat. »Du bringst ein Unglück!« schrie der aufspringend und im Ungestüm den Feldschemel umstoßend, darauf er gesessen. – »Ja, ein großes. Ich erfuhr alles durch Gefangene, die wir auf der

Verfolgung machten. Ich kam zu spät. Am Tag vorher hatte Gairin das Kloster überfallen und deine Mutter gefangen – als Geisel für dich – fortgeschleppt.« – »Ah, meine Mutter! In der Gewalt dieses . . .« – »Sie ist es nicht mehr.« – »Befreit?« jubelte Ebroin. »Wo, wo ist sie? In Sicherheit?« – »Ja, in Sicherheit! Fasse dich, Ebroin: – sie ist im Himmel.« – »Tot?« schrie der Sohn auf und wankte vorwärts, den Freund an beiden Schultern fassend. »Gemordet?«

»Leodegar, zu dem sie nach Autun gebracht ward, bedrohte sie mit der Folter . . .« – »Ah, er soll nicht leben. Glied für Glied soll er mir . . .« – »Wenn sie dich nicht in einem Briefe, den er ihr vorschrieb, zur Unterwerfung auffordere: darin ward auch die Folterung der Mutter angedroht . . .«

»O zehnmal möcht' ich ihn erwürgen!« – »Die tapfre greise Frau weigerte sich, den Brief zu unterschreiben. Und um dir jede Rücksicht abzunehmen, die du für sie – sie wußte es! – hegen würdest . . .« – »O meine Mutter!« – »Beschloß sie, durch die Flucht sich jeder Gewalt zu entziehen. Glücklicherweise war sie in der Nacht – ganz allein – bis an den reißenden Arroux gelangt. Aber hier verfehlte sie – ihre Augen waren zu schwach . . .« – »Ach ja! Die geliebten Augen!« – »Den schmalen Steg. Sie irrte lange ratlos am Ufer auf und ab. Da kam Leodegar, kamen die Verfolger mit Fackeln nachgesprengt. Endlich fand sie nun zwar die Brücke: – sie gelangte hinüber: aber Leodegar befahl . . .« – »Was? Was befahl er?« – »Seinen Bogenschützen . . . Gairin that den ersten Schuß! – Sie fiel, von Pfeilen durchbohrt.« – »Sie hat sich geopfert für mich! O Mutter, Mutter! Treu bis zum Tod! Aber Geduld! Du sollst fürchterlich gerächt werden. Wir brechen auf, sofort. Laß die Trompeten durch das Lager schmettern! Auf! Nach Autun!«

VII.

Ohne Rast riß der Rächer seine Scharen mit sich fort: willig, ohne Murren über die ihnen zugemuteten Gewaltmärsche folgten sie ihm: es war, als habe er all' den Tausenden sein Ungestüm, seinen Haß, seinen Racheeifer eingeflößt.

Und die zahlreichen Kleinleute wenigstens, die den weitaus stärksten Teil seiner Heeresmacht bildeten, waren nicht nur von der Kampflust beseelt, wie sie in gewöhnlichen Kriegen die Franken erfüllte: – sie brannten in der wilden Leidenschaft, in der Wut, die in Bürgerkriegen die Waffen schärft. Und es war ja nicht ein Kampf politischer Parteien um Macht und Herrschaft im Staat, – es war das verzweifelte Emporringen der Geknechteten aus wirtschaftlichem Untergang, das sich Aufbäumen gegen die gehaßten Bedrücker, die, viele Menschenalter lang in Reichtum und Genuß schwelgend, jede Willkür gegen die Schwachen geübt, jedem Laster auf deren Kosten gefrönt hatten: – nicht Waffenkampf, – blutige Vergeltung suchten diese »Knüttelträger« und »Sensenschwinger«, wie der Adel sie höhnte: an der erschlagenen Reichen Statt wollten nun sie in Müßiggang schwelgen und prassen in dem den Räubern abgejagten Raube. Diesem Ansturm, den kluge Feldherrnschaft leitete, widerstand nichts. Aber freilich: sogar dem geliebten und gefürchteten Führer gelang es oft nur mit Mühe, – oder auch gar nicht! – die von ihm entfesselten Leidenschaften von wilden Verbrechen abzuhalten. So war der Zug in geflügelter Eile bis an die Aisne und die Oise, bis in die Nähe von Compiègne gelangt.

Ebroin erkundschaffete, daß der einzige Übergang über den hier sehr reißenden Strom, die Brücke von Pont Saint Maixence, abgebrochen und das südliche Ufer von der weitaus stärksten Macht, die ihm bisher entgegengetreten war, unter Gairins Befehl besetzt war: eine leichte, den Sieg sichernde Aufgabe schien die Verteidigung der hier steil abfallenden Ufer gegen einen Angreifer, der ein so gewaltiges Hindernis, wie der Strom es bildete, erst zu nehmen, dann aus der Tiefe bergan zu stürmen und, wenn abgeschlagen, auf der Flucht in dem Strom ein breites und tiefes Grab im Rücken gähnen hatte.

Herzog Hermengar, der sich – nach einigem Zögern – Ebroin angeschlossen, zumal nachdem der aufrichtig Gottesfürchtige von dem schnöden Bruch des auf die höchsten Heiligtümer geschworenen Eides vernommen, und Vanning rieten daher, als man spät Abends sich der Brückenstelle bis auf ein Paar Stunden genähert hatte, Halt zu machen und am andern Morgen durch Streifscharen, flußabwärts und flußaufwärts, nach Furten zu suchen, um dann an unbewachten Stellen den Übergang zu bewerkstelligen.

Aber Ebroin schüttelte das Haupt, auf dessen Helmdach der eherne Eber die gewaltigen Hauer senkte: »Nicht doch! Ich gedenke Fredigundens. Ihrem Beispiel folg' ich.« Der fromme Hermengar schlug ein Kreuz: »Die üble Walandine! Folge nicht ihrer blutigen Spur!« – »Ja, sanfter Herzog ich muß. Es ist wahr: Ich sehe oft nur noch Blut vor den Augen. Dann rauscht es wie Wellen mir in den Ohren. Ich habe schon soviel vergossen: – zurück kann ich nicht mehr. Vorwärts! – Ans Ziel: – durch noch mehr Blut.« »Aber was hat Fredigundis . . .?« unterbrach Vanning, der diese düstern und blutigen Gedanken des Freundes mit Besorgnis immer häufiger wiederkehren sah und ablenken wollte. – »Die? Sie hat einmal in ähnlicher Lage gesprochen: »wen du noch in der Nacht erschlagen kannst, erschlag' nicht erst am Morgen.« »Ein grauenhafter Spruch!« meinte Hermengar. »Ihr Weg ging über lauter Frevel,« warnte Vanning, – »Gewiß! Aber wohin führte er? Ans Ziel! Zum Siege! Sie starb friedlich, in ihrem Bett, als Besiegerin all' ihrer Feinde: – ihre große, edle Gegnerin, die hehre Frau Brunichildis, erlag grausamstem Geschick. Es geht nicht ohne Blut und Gewalt, Freund Vanning, will man wankende Reiche retten. Und auch nicht ohne Verbrechen, wie es scheint! Wie lange triumphierte Leodegar! Noch trotz er uns: warum? Weil er kein Mittel, das da half, verschmähte. Wohlan, ich lerne von ihm. Übrigens heute Nacht gilt es ja nur raschere Entscheidung, kein Verbrechen. Da drüben steht der Feind in Masse geschart: lassen wir ihn uns nicht mehr entweichen! Jetzt drei Stunden Rast! Aber um Mitternacht stehen wir am Fluß! Jeder Führer, der zu spät eintrifft, – hängt. Verkündet's im Lager.«

Solch' kräftig Zureden half! Um Mitternacht standen alle seine Haufen in langer Reihe hart an dem Nordufer der Oise, bei dem stehengebliebenen ersten Joch der Brücke: die beiden Flügel seiner Aufstellung ragten links – östlich – und rechts – westlich – darüber hinaus.

Ebroin hatte sich den Befehl über das Mitteltreffen vorbehalten: er führte hier die Reiter, deren Gäule in erster Reihe schwimmen sollten. Herzog Hermengar und sein älterer Sohn Hermenfried sollten den rechten, Vanning und der jüngere Herzogssohn Hermenvech den linken Flügel befehligen.

Der Majordomus war in dem Zelte des Herzogs zugegen, als die beiden Söhne – stattliche schöne Jünglinge – mit sorglichster Liebe darüber wachten, daß der Vater auf das Sicherste gerüstet, auf das Schärfste gewaffnet sei. »Wie neid' ich dir,« sprach der

jüngere zum älteren Sohn, »daß du an des Vaters Seite fechten, über sein Leben wachen darfst.« Freundlich lächelnd nickte Ebroin mit dem Haupte, dann sprach er sehr ernst: »Das gefällt mir, solche Liebe der Söhne! So hing ich an meinem armen Vater! So mag denn auch der jüngere Sohn den Vater in den Kampf begleiten. Vanning wird auch allein fertig.«

VIII.

Der meisterhaft geplante Anschlag gelang vollständig.

In tiefster Stille war der Anzug aller Scharen an dem Ufer erfolgt: keine Waffe hatte geklirrt, ja kein Pferd hatte gewiehert: – die klugen Tiere schienen zu merken, daß es sich um ein Geheimes handle. Die Frühlingsnacht war mondlos und sternenlos. Kein Lagerfeuer durfte angemacht, keine Fackel entzündet werden: schwarzes Dunkel deckte das Nordufer, das in der ganzen Ausdehnung von Weidengebüsch und – vom Wasser her – von hohem Schilf bestanden war, während drüben, im Süden, zahlreiche Fackeln und Wachtfeuer die Laubhütten des feindlichen Lagers und dessen Insassen deutlich zeigten. Kein lauter Befehlsruf ertönte: geräuschlos glitt, allen voran, Ebroins Rappe in die leise gurgelnde Flut: – ebenso folgten seine Reiter und diesen – in einigem Abstand – zuerst watend, dann schwimmend das Fußvolk. So gelangte alles an das Südufer, ohne daß die Wachen der Annäherung gewahr geworden waren.

Erst als die Pferde wieder trockenen Grund unter den Hufen fühlten, schnaubten sie laut das eingeschluckte Wasser aus: – einige wieherten: nun wurden die Feinde merksam, die Wachen riefen laut den Waffenschrei, einige rannten die Wiesenhügel hinunter, dem verdächtigen Geräusch entgegen: – sie kehrten nicht zurück! Und bevor die Überraschten oben auf dem Höhenzug sich aus ihren weit verstreuten Laubzelten geschart und gestellt hatten, waren die Reiter Ebroins auf der Gipfelfläche angelangt: ohne Mühe ritten sie die vereinzelt, noch ungeordnet, aus den Lagergassen Herbeiströmenden über den Haufen. So kam es auf Seite der Feinde gar nicht zur Bildung einer Schlachtreihe: bevor sie sich stellen mochten, waren sie überflutet und flohen nun aus dem preisgegebenen Lager landeinwärts nach Süden, in der Richtung auf Autun.

Groß war die Zahl ihrer Toten: denn die grimmen Kleinleute machten keine Gefangenen: zumal Ebroin erklärt hatte, die in dem Bürgerkriege gefangenen Landsleute sollten nicht der Verknechtung unterliegen: eine Verordnung, die mit lautem Murren war vernommen worden! – so stachen denn die Bauern mit ihren breiten Messern erbarmungslos auch die Verwundeten nieder und die, welche die Waffen weggeworfen hatten. Den Majordomus überkam ein Grauen, als er im blutigroten Licht der Wachtfeuer diese Wirkung seiner so menschenfreundlich gemeinten Verfügung wahrnahm: »Viel Blut! Immer mehr!« sprach er zu Vanning, als sie, von der Verfolgung zurückgekehrt, durch das eroberte Lager ritten, neben den Haufen der Erstochenen – Abgeschlachteten! – hin. »Du hast recht: – ich habe unheimliche Bundesgenossen: Blutigel und Brandhahn, Reißewolf und Raubrabe und Frau Nachtfare – meine Helfer und Freunde! Aber ich halte sie fest in der Hand.«

Gering war der Verlust der Sieger; unter den Verwundeten waren aber die beiden Söhne Hermengars. Ebroin bemerkte es, wie er sich nach Sonnenaufgang zum

Frühmahl niedersetzte: in dem reich geschmückten Zelte Gairins – der entkommen war – ließ er sich und seinen Feldherren das für den Flüchtling bestimmt Gewesene auftragen. »Ja,« sprach der Herzog freudig, beider Söhne Nacken umschlingend, »ich dank' ihnen das Leben. Mein Gaul stürzte, ich lag hilflos darunter, mehrere Feinde sprangen zu: da holten mich die beiden hervor und fingen einstweilen die mir zgedachten Hiebe auf. Sind wackre Buben.« »Ja, das sind sie,« sprach Ebroin. »Drum ernenn' ich den älteren zum Grafen von Amiens und den jüngeren zum Oberfalkenwart. Aber auf daß sie stets ein mahnend Andenken daran führen, welcher That sie solche Ehrung danken, da – nehmt!« Er griff neben seinem Sitz zur Erde, wo die kostbarsten Stücke der Waffenbeute aufgehäuft lagen. »Hier, Hermenfred, ein Schwert: – eine edle westgotische Klinge! – und da, Hermenvech, eine treffliche bretonische Streitaxt. Schwingt sie für euren Vater! Wahrlich, nicht umsonst haben unsre Ahnen die Blutrache für die Gesippen der Pflichten heiligste genannt. Daran haltet fest und laßt euch nicht beirren durch die Lehre der Bischöfe von der allverzeihenden Nächstenliebe! Schmach und Wehe dem Sohne, der seinen Vater ungesühnt liegen ließe! Ich bin gewiß, ihr würdet, wie ich an jenem Valerius gethan, das Blut eures Vaters blutig rächen. Darauf trink ich euch diesen vollen Becher zu!«

IX.

Das eine nächtliche Treffen entschied den ganzen Feldzug: die Streitmacht Gairins war zersprengt: nirgend mehr wagte sie, das offene Feld zu halten: seine Flüchtlinge warfen sich zerstreut in die festen Städte. Ebroin hielt sich mit deren Belagerung nicht auf. Ohne Rast setzte er seinen Stoß in das Innere des Landes fort. Er erfuhr, daß sich Gairin mit dem noch beisammengebliebenen Rest seines Heeres nach Autun gewendet habe, wo Leodegar die alten Befestigungen mächtig verstärkt hatte: auf diese burgundische Bischofsstadt zog jetzt der Sieger, der Rächer, in eiligen Märschen.

»Ja, ja, es eilt! sag ich euch,« erwiderte er den Kleinleuten, die sich lieber in Plünderung des durchzogenen Landes verweilt hätten und jetzt schon gar oft bei seinen Befehlen murrten. »Es eilt! Denn – begreift ihr's denn nicht? – unsere ganze Jagd gilt einem gar edeln Wilde: nicht dem Giftwurm Leodegar, – der wird seiner Strafe nicht entgehen! – nein, dem Königsknaben, in dessen Namen er zu herrschen vorgiebt.« »Ah was,« schrie der schwarze Rädelsführer, den die Seinen den Reißewolf nannten – er war ein Aquitanier und hieß Gallus – »verstehe schon. Aber wozu brauchen wir überhaupt einen König? Wir sind selbst Könige!« »Oder, brauchen wir einen,« meinte der rothaarige Brandhahn, der Kelte aus Aremorica, seine blitzende Sense lufend, »so soll Ebroin die Krone tragen. Nieder mit dem Knaben!« »Schweigt,« zürnte der Majordomus. »Wollt ihr den Bürgerkrieg verewigen? So gut wie ich, können dreißig andre nach dem Königstabe greifen. Soll der Austrasier Dagobert, der Mönch-König, da drüben in Metz, – mit vollem Recht! – die Erbschaft der Merowingen für sich verlangen dürfen? Nein: nicht um ihn zu morden – habt ihr noch nicht genug des Bluts gesehen, ihr Wölfe? – oder ihn abzusetzen muß ich ihn haben, nicht als meinen Gefangenen – nein, als meinen Herrn und König, um kraft seines Rechts zu herrschen – wie bisher Leodegar. Wohlan, noch weit – sicher erfuhr ich's – der Knabe in Autun: – wer weiß, wohin sie ihn rasch flüchten und vor uns verstecken, lassen wir ihnen Zeit dazu?«

X.

So eilte denn der brausende Zug, das leere Paris westlich liegen lassend, gen Süd-Süd-Ost über Meaux, Troyes, Dijon, bis er im Monat Juni vor den Thoren von Autun anlangte.

Sofort umschloß Ebroin die Stadt auf allen Seiten – auch auf dem Fluß Arroux durch Wachtschiffe – so eng, daß an ein Entschlüpfen des jungen Fürsten oder seiner Bewacher nicht zu denken war. Binnen kurzer Frist hatte der kriegskundige Belagerer so zahlreiche und so mächtige Sturmwerkzeuge hergestellt, daß der Gewaltangriff demnächst erfolgen konnte. Nicht mit ungeteilter Freude doch sah Ebroin dem Augenblick entgegen, da er den Befehl zum Sturm geben sollte: am Erfolge zweifelte er nicht, aber er scheute das abermalige massenhafte Blutvergießen im Kampf und noch mehr die zügellose Mord- und Raubgier seiner ›Kleinleute‹, wann diese sich – nach dem Sieg – über die volkreiche und güterreiche Stadt ergießen würden. Trotzten sie offen seinem Verbot, so war er mit seinen Heerbannleuten kaum stark genug, sie im Zaum zu halten oder – nach dem Verbrechen – zu strafen.

So war ihm ganz willkommen, daß kurz vor dem zum Sturm ausersehenen Tage in seinem Lager ein Vermittler erschien, den er am wenigsten zurückweisen konnte: der fromme Abt Romarich. Der hatte, aufgeschreckt durch die Nachrichten von dem wilden Bürgerkrieg, die stillen Mauern seines Luxeuils verlassen und ritt nun auf seinem Eselein in die Nordgasse des lärmenden Lagers ein. Alsbald vor den Majordomus geleitet, bewirkte er bei diesem, daß er die belagerte Stadt betreten und mit den dortigen Führern der Stadt verhandeln durfte.

Das Ergebnis dieser Verhandlung war, daß eine Unterredung zwischen Ebroin und Dedo von Poitiers in dem Ostthor stattfinden solle, in welcher die Bedingungen der Übergabe der Stadt zu vertragen waren. Mit Leodegar und Gairin zu verhandeln, lehnte Ebroin rundweg ab: »die will ich nur als Gefangene und mit dem Henker wiedersehen,« hatte er drohend gesprochen.

Zur beredeten Stunde – hell glänzte der Sommersonnenschein auf die Helme und Schilde – ritt aus dem Lager ein kleiner Zug auf das in die mächtigen Steinquadern gefügte Thor und machte vor dem breiten Graben Halt: ein Hornstoß meldete ihn an: bald antwortete der Trompetenruf der Wächter oben auf der Zinne: schwerfällig drehten sich die starken, erzbeschlagenen Flügel in den Angeln: und der Bischof von Poitiers, in vollem Ornat, trat auf die Zugbrücke, die nun knarrend von oben herniederrasselte, den Graben überspannend.

Ebroin blieb unbeweglich stehen, unerachtet der weichen Handbewegung des Prälaten, die ihn einlud, auf jenen schmalen eisernen Steg der Hängebrücke zu treten. Auf die wiederholte stille Aufforderung sprach Ebroin, den Eberhelm schüttelnd: »Nein, man sieht sich vor mit eidbrüchigen Verrätern.« »Verwünscht,« murmelte Dedo. »Wer hat ihm den Anschlag . . .? Aber warte, es giebt einen Magneten, der ihn doch heran zwingt.« Er bequemte sich nun, gefolgt von einigen seiner Geistlichen, dem Majordomus entgegenzuschreiten.

»Bevor wir verhandeln,« hob er an mit seiner wohl lautreichen, viel geübten Stimme – »warn' ich dich, mein Sohn . . .« – »Ich bin nicht dein Sohn, sondern Ebromuths, den

dein Gesippe gemordet hat.« – »Ich warne dich, weiter zu gehn in Freveln, weiter zu waten in Blut. *Quousque tandem . . . ?* Du bist . . .« – »Nicht gekommen, eine Predigt zu hören, sondern Eure Ergebung zu fordern.« – »Du hast dich verfehlt – ich schweige von den Geboten der Kirche! – gegen das wichtigste Gesetz des Reichs!« – »Das wäre?« – »Dieses hier: das heilige Gesetz von Autun!« antwortete der Bischof und zog aus den Falten seines Mantels ein mächtig Pergament, das er sofort entrollte und Ebroin entgegenhielt. »Erkennst du hier das Siegel des Königs? Es ist das Gesetz, das alle Glieder des Hoftags zu Autun beschworen haben: es gebietet, – von anderem zu schweigen! – daß Bischof Leodegar von Autun, solange er lebt, als Rector Palatii unbedingten Gehorsam zu fordern hat von allen Unterthanen: aber nicht nur beschworen von allen ward die Urkunde, – gesegnet, geheiligt und geweiht ward sie von vierzehn Bischöfen und – sieh her! . . . mit den heiligsten Reliquien ist sie – zum sichersten Schutz ihrer Geltung – behängt. Schau her, diese Heiligtümer! Sieben an der Zahl! Sprich, was ist auf dieses Pergament deine Antwort?« Und majestätisch trat der Bischof einen Schritt vor und hielt ihm die breite, viereckige Urkunde ausgestrafft vor Augen.

»Dies,« schrie Ebroin, riß blitzschnell seines Vaters Schwert heraus und zerhieb das Pergament mit einem sausenden Streich in zwei Hälften, die der Bischof laut aufschreiend fallen ließ. »Sacrilegium! Sacrilegium!« rief er: und seine Geistlichen wiederholten kreischend den Ruf.

»Null ist und nichtig,« sprach Ebroin, das Schwert einsteckend, »der der Krone abgezwungene Fetzen. Ja, lest sie nur auf und küßt sie, die Urkunde! Erlistet ist sie und erzwungen! Hab' ich sie je beschworen? Und Ihr, wie könnt Ihr noch von Eiden reden, ohne vor Scham in die Erde zu sinken? Dein Neffe, der greise Frauen mordet, hat geschworen bei den allerheiligsten Reliquien und . . .«

»Vergebung,« scholl da eine wohlbekannte Stimme aus dem Hintergrunde und, halb verdeckt von den Geistlichen, ward jenseit der Zugbrücke sichtbar die Gestalt Leodegars. »Du hier? Du sollst nicht lebend . . .!« schrie Ebroin außer sich und wollte auf die Brücke und über sie vorstürzen. Aber Vanning sprang neben ihn, umfaßte ihn mit beiden Armen und hielt ihn mit Gewalt fest: »Halt! Noch ein Schritt und sie schnellen dich mit der Brücke in die Höhe: – schau, die Knechte dort oben faßten schon die Seilwinden.« »Auch das scheitert,« grollte Dedo finster. »*Hostis habet muros, ruit alta a culmine Troja!*« Leodegar aber rief: »Du thust mir unrecht mit diesem Vorwurf.« Da sprach Romarich, lebhaft bewegt an Ebroins Seite tretend, drohend hob er den Zeigefinger der Rechten: »Wie, du entarteter Sohn der Kirche, hast du nicht bei all' jenen Heiligen und Heiligtümern . . .?« »Ich schwur,« unterbrach Leodegar, »gar viele Dinge, so wahr der Schrein jene Heiligtümer berge. Wohlan: er barg sie nicht.« – »Ruchloser Lügner! Ich habe sie selbst hineingelegt.« – »Wohl: aber ich habe sie alle säuberlich wieder herausgenommen und unter dem Altarteppich geborgen, bevor Ihr die Krypta betratet. Allein Sorge nicht, wo sie verblieben: als ihr hinauf gestiegen, legte ich sie alle wieder sorgfältig hinein: – nicht eines fehlt dir, o Romarich. – Mich aber band jener Eid nicht.«

Da brachen viele unter den Geistlichen um ihn her in laute Rufe des Unwillens, des Abscheus aus: die Krieger Ebroins aber hoben wildschreiend die Waffen und waren kaum abzuhalten, auf die Brücke zu stürmen.

»Hört ihr's?« sprach Ebroin, nachdem der Lärm sich gelegt, »das ist der Wert der Heiligtümer und der Eide dieser Priester! – Genug der Worte, des Hohns! Hört mich: in drei Stunden ergiebt sich die Stadt mit dem König und allen, die sonst darinnen sind, in meine Hand . . . Wenn nicht, erstürm' ich sie und gebe Stadt und alles Leben darinnen meinen Kleinleuten preis. Nun wählt.«

XI.

Geraume Zeit vor Ablauf der vorgestreckten Frist thaten sich die festen Thore der alten Keltenstadt auf und psallierende Mönche und Priester in großer Zahl, zu langem Zuge gereiht, schickten sich an, ins Freie zu schreiten. Aber noch innerhalb der Thorschwellen wurden sie angehalten. Der Sieger besorgte, in solcher Verkleidung möchte mancher der Führer entwischen. Vielmehr befahl er, daß niemand die Stadt verlassen dürfe, bis er es verstatte.

In geschlossenem Zuge, nur von seinen Heerbannmännern umgeben – die blutgierigen Kleinleute wurden, zu ihrem lauten Schelten, vor den Thoren aufgestellt – zog Ebroin auf den weiten Platz vor dem Bischofhaus, das Leodegar so kunstsinnig und verschwenderisch neu gebaut und ausgeschmückt hatte. – Hier war auf der obersten Stufe ein hoher Thron errichtet: darauf saß ein schöner, blasser Knabe, zu beiden Seiten von einem Priester und von dem Grafen der Stadt gehalten, daß er nicht falle: – denn das rasch emporgezimmerte Gerüst von dünnen Latten, mit Purpur verhangen, wankte und wackelte unter den ehernen Schritten der die Stufen hinaufdrängenden Heermänner. Nun eilte auch Ebroin raschen Ganges hinan, ließ sich vor dem verschüchterten Kinde auf beide Kniee nieder und legte die gefalteten Hände in die des Knaben, die dieser offen auf seinem purpurbemantelten Schoße hielt. »Ich huldige dir, mein König Theuderich, du Sohn Balthildens, meiner hohen Herrin, deren Züge du trägst. Ich schwöre dir Treue als dein Unterthan: ich will dich, dein Reich, dein Recht, deine Wohlfahrt wider alle Feinde schirmen, schützen und fördern, wie ich schon gethan habe all' diese Zeit, als du noch böser Menschen Gefangener warst. Du aber nimm mich nun an als den Majordomus deines Palastes.«

»Gern thu' ich das,« sprach das Kind mit weicher, wohl lautender Stimme, das engelhafte Haupt vorwärts neigend, daß seine langen lichten Locken auf den gebeugten Eberhelm wallten. »Ich kenne dich ja von meiner frohen Zeit zu Paris her. Du gefällst mir viel besser als der schwarze Bischof und sein grober Bruder. Und die liebe Mutter hat mir oft gesagt, als ich noch bei ihr im Kloster spielen durfte, bevor mich die garstigen Leute von ihren Knieen hinweg auf den Thron risse: »Ebroin«, – hat sie gesagt – »ist der zweitbeste der Männer« . . .« »Und der erstbeste?« fragte der in Flüsterton, hastig aufspringend, mit weit geöffneten Augen, »Das sagte sie nie. Sie meinte gewiß den Vater.« Ebroin nickte befriedigt: er stellte sich nun dem Thron zur Rechten und, auf sein langes Schwert gestützt, rief er dem da unten sich drängenden Volke zugewendet: »Nun rat' ich in Güte, ihr Bürger von Autun, liefert die Führer der Empörung aus, alle! Sonst laß ich meine Kleinleute in eure Häuser: die finden sie dort gewiß: aber auch noch viel anderes.« »Der Drohung bedurfte es nicht,« sprach da eine demutvolle Stimme von dem nun sich öffnenden Thore des Bischofshauses her und siehe, im langen härenen Bußgewand, barhäuptig und barfüßig, die Hände in Fesseln

geschlagen, schritten auf den Thron zu Leodegar, Dedo, Gairin und zwölf Bischöfe, – darunter Berachar von Le Mans und Agnebert von Saintes – und weltliche Große. Sie warfen sich vor dem Thron auf die Kniee und Leodegar begann: »Blutvergießen, Brand und Raub fern zu halten von dieser guten Stadt, die ich solange in Glück und Frieden geleitet, habe ich dem Herrn König geraten, die Forderungen des Majordomus zu erfüllen. Nachdem ich all' mein Vermögen den Heiligen geschenkt, werfe ich mich hier mit meinem Bruder, meinem Ohm und meinen Freunden zu den Füßen des Herrn Königs nieder und bitte um Gnade für mich und alle diese hier, falls wir – wider Wissen und Willen! – in irgend einem Stücke uns verfehlt haben sollten.«

Unschlüssig, verlegen sah der Knabe im Purpur bald auf Leodegar, bald auf Ebroin: er wollte die kleine Hand dem Knieenden herabreichen.

Aber rasch trat Ebroin dazwischen und rief: »Halt! Gnade? Gnade giebt es nur nach gefällttem Urteil. Die Strafe muß ausgesprochen sein: – dann mag der König sie erlassen oder mildern oder vollstrecken lassen. Ergreift sie, alle fünfzehn, meine Lanzenträger, und führt sie in die Kerker: – getrennt, einzeln. Stellt je zwei Wachen vor jede Kerkerthür: entwischt einer, sterben die zwei Wachen. Ich scheue die Heiligen: sie verstehn sich allzugut auf Riegel und Schlösser! Die Verbrechen sind zu Ende: nun beginnt das Strafgericht.«

XII.

Das Strafgericht ward ein Blutgericht.

Nachdem ein Konzil von vielen neustrischen und burgundischen Bischöfen die neu angeschuldigten Bischöfe ihrer geistlichen Würden entsetzt und Leodegars frühere Absetzung bestätigt hatte, verurteilte sie und ihre weltlichen Mitschuldigen das Pfalzgericht – unter dem Vorsitz Ebroins – wegen ›*infidelitas*‹ gegen den König sämtlich zum Tode und zur Einziehung ihrer Güter: bei Leodegar und Gairin ward auch wegen Ermordung des Bischofs Praejectus und der geraubten Äbtissin von Chelles die Todesstrafe ausgesprochen. Die etwaige Begnadigung oder andernfalls die Art der Vollstreckung der Strafe ward dem Ermessen »des Königs« überlassen.

Es lief doch ein Schauer des Grauens durch die Reihen der in Krieg und Frieden an viel Blut gewöhnten Palatine dieses Reiches, als Ebroin an dem drei Tage darauf gehaltenen Hoftage neben den leeren Thron trat und, nach Vorführung der Gefangenen, mit eherner Stimme verkündete: »Der Herr König hat – auf meinen Rat! – allen Verurteilten seine Gnade versagt. Die weltlichen Seniores werden gehängt: nur Gairin, der Frauenmörder, wird – nach altem Frankenrecht – gesteinigt. Die ehemaligen Bischöfe werden – in Ehrung ihrer früheren Würden – nicht gehängt, sondern geköpft: aber Leodegar, der bei dem Lichte seiner Augen einen Meineid schwur, sollen vor der Hinrichtung an dem Grabmal der gemordeten Äbtissin von Chelles, das ihr dort, wo sie starb, an dem Ufer des Arroux errichtet ward, die falschen Augen ausgestochen werden.« –

Ein greller Aufschrei – Leodegar stürzte rücklings nieder.

»Das geschieht: den Verbrechern zu gerechter Strafe, den andern zu wirksamer Mahnung. Denn – bei meinem Schwert! – ich schaffe diesem Reich der Franken wieder

Einheit, Friede, Glanz und Größe und müßt' ich bis ans Knie im Blute waten seiner Feinde.«

Alle vernahmen die grause Entscheidung in tiefem Schweigen: in frommer, auch wohl reuiger Ergebung. Nur Bischof Dedo sprach mit lauter Stimme: »Bah, was ist's weiter? Wir haben heiteren Geistes gelebt, laßt uns heiteren Geistes – *eleganter!* – sterben: das Leben war lang, der Tod wird kurz sein. Die alten Römer hatten recht: »*facilis descensus Averni!*« Wir haben viel von ihrem Blut geerbt: laßt uns ein wenig auch von ihrem Geist bewähren.«

XIII.

Der Kerker Leodegars lag tief unter der Erde, tiefer noch als der Kanal des Arroux, der, hier durch die Stadt geleitet, das unheimliche Gurgeln und Rauschen seiner Wellen durch die dicken Mauern dringen ließ.

Viele hohe Stufen führten von dem Erdgeschoß der Hochburg in den immer feuchten Quadergang, auf den die Tropfen vom niedern, drückenden Gewölbe her langsam, aber unablässig, eintönig niederschlugen. Hier waltete Tag und Nacht das gleiche Grabesdunkel: kein Strahl des Sonnenlichtes drang je hierher. Jetzt war in die Öse der eisernen Zellenpforte ein Kienspan gezwängt, dessen düster rotes Licht stets zu erlöschen drohte in der feuchten Moderluft.

Zwei Speerleute hielten Wache vor der Pforte; die Lanzen auf der Schulter gingen sie, einander kreuzend, in dem langen Gange, der an die Treppe führte, auf und nieder. Als hoch über ihren Häuptern die eiserne Fallthür rasselnd aufgehoben ward, die den Zugang zu der Steintreppe verdeckte, machten beide Halt und spähten scharf nach oben! »Aufgepaßt, Benniko, Bennos Sohn, da kommt was.« – »Oder wer! Aber weit kommt er nicht, Freund Beling, ist's ein unrichtiger.« – »Ja, es gilt unser Leben, mahnte Graf Vanning, wenn der Bösewicht entspringt!« – »Nun, ein Mensch, ein sterblicher, dringt nicht durch unsre Lanzen.« – »Und durch die verschlossene Thür.« – »Aber etwa ein Unhold? Der schwarze Priester soll viel schwarzen Zauber wissen, Geister bannen . . .« – »Bah, *den* Geist möcht' ich sehen, den hier dieser Speer nicht abhält.« – »Da tastet sich's langsam die Stufen herab.« – »Es ist nur *Ein* Schritt. – Halt. Wer naht?« – »Ein Priester des Herrn.« – »Wohin?« – »In den Kerker. Zu Leodegar.« – »Wer schickt dich?« – »Der Majordomus. Hier sein Siegelring als Wahrzeichen.« – »Ja, das war verabredet, Benniko. Aber der Ring allein . . .« – »Führt dich nicht hinein. Du brauchst noch . . .« – »Den Schlüssel zu dem Kettenschloß, den Ebroin abzog.« – »Und an seinem Wehrgurt trägt.« »Hier ist er,« sprach der Besucher. – »Wohl! Schließ auf.«

Und ein Mann in Mönchsgewand glitt an den beiden vorbei und öffnete – nach einiger Mühung – das Schloß der Kette, welche die Pforte von außen kreuzweis überspannte. Nun holten Benniko und Beling je einen Schlüssel aus ihrer Brünne hervor und schlossen zwei Schlösser auf, welche die Thüre an die rechte Mauerseite festigten: der Mönch trat über die Schwelle; sogleich wurden beide Schlösser wieder von außen gesperrt.

»Wer bist du?« rief eine bebende, von Angst erstickte Stimme dem Eintretenden entgegen, dessen Umrisse einen Augenblick, von dem Kienspan draußen durch die

halbgeöffnete Pforte her beleuchtet, sichtbar geworden. »Und was bringst du? Die Freiheit? Oder den Tod? Oder – o weh, o! – die spitzen Eisen in die Augen? Wer bist du?« – »Romarich.« »O, also die Freiheit,« jauchzte der Gefangene. »Du versprachst mir . . .«

»Ich that alles, was ich konnte. Vergeblich! Fasse dich, Leodegar, schließ ab mit dem Himmel: du mußt sterben.« – »Aber ich will doch nicht! Ich will nicht! . . . Und die Blendung? Meine Augen . . .?« – »Nichts hab' ich erreicht, Ebroin wies mich ab: ›ich hab's geschworen,‹ sprach er. ›Und ich – ich halte meine Schwüre!‹« – »Grausamer, kommst du nur, das mir zu verkünden?« – »O nein, ich komme, mein armer, tief gefallner Sohn, deine Seele aufzurichten, dich vorzubereiten auf den letzten Gang, den Todesgang. Viele deiner Sünden, deiner Frevelthaten kenn' ich . . .« »Aber lang' nicht alle,« meinte der Gefangene: und es klang wie Hohn. – »Wohl, es mögen viele und schwere sein. Aber die Barmherzigkeit Gottes ist unendlich. Wenn du dich vor ihm demütigst . . .« »Ich mag nicht! Ich kann's nicht! Laß du das Jenseit nur meine Sorge sein. Rette mir das Leben, die Augen! Das allein hat Wert für mich. Hörst du?« und er faßte an seiner Kutte und riß heftig daran, »Schaff' mich hinaus aus diesem Grabe in Licht und Leben. Ich will noch lange leben, . . . will . . .! Wie war es doch, was mir Ohm Dedo verheißen? Herrschen, glänzen, genießen! Hörst du? Ich will nicht sterben!« schrie er, daß das Gewölbe wiederhallte. – »Unseliger! Laß doch von diesem nichtigen Begehren nach dem vergänglichen irdischen Dasein. Versöhne den Himmel, beichte mir . . .« »Nein!« rief der zornig. »Laß das, befehl' ich. Den Himmel hab' ich mir längst gesichert.« – »Wodurch?« – »Durch ungezählte Gaben an die Heiligen. Sieh, deshalb hab' ich ihnen – vor der Gefangenschaft, für alle Fälle! – mein ganzes Vermögen . . . Sie müßten schmachvoll undankbar sein, ließen sie mich im Stich.«

»Wahnsinniger! Darauf baust du deine Hoffnung, ja deinen Trotz? Deshalb verschmähst du meinen Zuspruch? So wisse denn: Gott läßt sich nicht spotten und die Heiligen lassen sich nicht bestechen. Alles, was du zu solchem Zweck gethan, geschenkt, geopfert, ist nichtig.« »Weh mir, sprächst du wahr!« schrie Leodegar und fuhr erbebend zurück. »Gott will ein reuig Herz, keine Opfer. Bereue!«

»Ah, ah,« stöhnte der Verzagende. »Ich . . . ich *wollte* ja gern . . ., aber ich *kann* nicht. Ja, daß mich meine Thaten hierher – in den Tod! – geführt, . . . das thut mir freilich leid.« »Das ist nicht Reue! Zerknirscht vor Gott mußt du rufen: ›wehe, weh über meine Sünde.‹« – »Wehe, weh . . . mir, mir! – Ich kann's nicht. Es wäre Lüge, also wieder Sünde: und Gott – er ist ja allwissend! – würde es ja doch gleich merken! Ich *kann* nicht bereuen. Aber höre nur, was alles ich der Kirche geschenkt . . . viele Centner sind's an Gold allein und Silber und ganze große Landgüter und . . .« – »Schweig davon! Du lästerst, wenn du Gott erkaufen willst. Bereue oder ich verlasse dich.« Und er klopfte an die eiserne Pforte: die Wächter draußen drehten die Schlösser auf, »So verlasse mich! Ich fluche dir und deinem ohnmächtigen Trost: – ich fluche der Lehre, die mich bethört hat, daß ich meine Schätze vergeudete, statt sie zu genießen. Ich fluche der Welt, in der ein dummer Stein mich zum Krüppel schlug und zum Schleicher machte, mich, – der ich ein Held war oder werden wollte, wie jener eherne Ebroin! Ich fluche Gott, der jenen Stein nicht hemmte, der diese Welt so geschaffen . . . – hörst du? Ich fluche Gott, der mich verkrüppelte: er – er allein ist der Thäter meiner Thaten! Ich fluche Gott!«

»Macht auf, macht auf!« rief der Mönch in schauerndem Entsetzen und hastete durch die rasch aufgerissene Thür hinaus.

»Ja, hör's nur,« schrie der Gefangene, mit der Faust an die Eisenpforte donnernd, »ich fluche deinem Gott der Liebe, dieser Lüge, und ich verfluche dich und mich selbst. Ah! Die Hölle? Ewig? Ewig in Qualen? Verzweiflung! Verzweiflung! Das ist schon die Hölle!« Und er brach stöhnend auf der Schwelle zusammen.

Felix Dahn


Am Hof Herrn Karls

Vier Erzählungen

Felix Dahn

Gesammelte Werke
Erzählende und poetische
Schriften

Neue wohlfeile
Gesamtausgabe
Zweite Serie: Band 5



Verlegt bei Breitkopf & Härtel in Leipzig
und bei der
Verlagsanstalt für Litteratur u. Kunst
(Hermann Klemm) in Berlin-Grünwald

I. Die Freibitte

Ihrer
der Frau Herzogin zu
Trachenberg,
Fürstin Natalie von Hatzfeld,
Durchlaucht

verehrungsvoll zugeeignet

I.

In dem Palatium der Langobardenkönige zu Pavia reichte der von der Königin und ihrer Tochter bewohnte Flügel bis dicht an das Ufer des Tessin, dessen Fluten auch an schwülen Sommertagen einige Kühlung der gegen den Fluß hin offenen Säulenhalle, dem Hauptgemach der Frauen, zuführten. Hier waren an einem solchen heißen Sommerabend um Ansa, die ehrwürdige Gemahlin des Königs Desiderius, und um Adalperga, deren Tochter, eine Anzahl vornehmer langobardischer Frauen und Mädchen, auch Geistliche und ein Paar weltliche »Gasindi« und Höflinge des Palatiums versammelt.

Die Königin war ernst, ja sorgenvoll, so schien es, im Hintergrund der weiten Halle in ein Gespräch mit Bischöfen und älteren Vornehmen vertieft, indes die schöne Adalperga – schon feierten Lieder, nicht nur lateinische der Hofpoeten, auch langobardische im Mund des Volkes ihre Anmut, Bildung und Herzengüte – ganz vorn auf der offenen Bogenwölbung gegen den Fluß hin an einem mächtigen Steintisch saß, dessen Mosaikplatte zahlreiche Handschriften trug; diese zu ordnen und allmählich in eine hohe eiserne Amphora wegzulegen war ein junger Mann beschäftigt, dessen Kleidung ein seltsames Gemisch von Geistlichem und Weltlichem zeigte. Das edle Antlitz mit den feingeschnittenen Zügen schien gebleicht von zu anstrengender – wohl auch nächtlicher – Forschungsarbeit: aber das Auge blitzte von feuriger Begeisterung und um den schwarzen langen sutanengleichen Rock war doch der Wehrgurt mit dem Schwert gegürtet.

Dagegen völlig die Tracht eines Kriegers zeigte ein ihm gar ähnlicher etwas jüngerer Mann, der sich neben ihm auf den Tisch mit den Rollen beugte und nun mit leichtem

Schütteln der braunen Locken lächelnd meinte: »O Fürstin, das Latein laß ich mir noch gefallen: – hab' ich's doch sogar in diesen meinen harten Kopf hinein gehämmert: –, aber diese krausen Schnörkel, dies Griechische sogar, soll Euch mein gelehrter Bruder beibringen? Wozu? Ihr habt's doch nicht nötig zu Eurem Geschäft.« – »Was ist denn mein Geschäft, Gasind Arichis?« fragte Adalperga mit anmutiger Neugier. – »Fürstin und schön zu sein,« war die rasche Antwort. »Nicht wahr, Bruder Paulus, das findest du auch?« – Aber dem Befragten schoß es blutrot in Wangen und Stirn. Verweisend sprach er »Mit so hohen Dingen scherzt man nicht, mein Bruder.« – »Wer sagt dir, daß ich scherze? 's ist mir hoher Ernst damit. Und kundigere Männer als ich finden's auch. So mein hoher Patron und Senior Arichis ...« Da hob die Jungfrau ein wenig das schöne Haupt und sah dem Sprecher in die Augen, aber gleich blickte sie wieder in die griechische Schrift.

»Was sagte der Herr Herzog von Benevent?« fragte der ältere Bruder. – »Ei, unser Herr, er, der sich wahrlich versteht auf Frauenschöne, er meinte kurz vor seiner Abreise ins Frankenreich: »Fürstin Adalperga ist das schönste Weib der Erde.« – Da errötete diese über und über; um das Gespräch abubrechen, schob sie die Schriften zurück und auf die beiden leeren Stühle neben dem Tisch deutend, sprach sie: »Kommt, ihr Warnefridinge, da setzt euch zu mir und erzählt – ihr habt es längst versprochen! – die seltsame Geschichte eurer Sippe, eurer ›Fara‹. Man sagt, gar Wunderhaftes schmücke und verhülle sie zugleich, wie Efeuranken ein alt Gemäuer.« – »Ein treffend Bild, wahr und schön,« meinte Paulus sich niederlassend. »So schmückt und verhüllt zugleich Frau Sage auch unseres ganzen Volkes Geschichte: man kann, man soll Sage und Geschichte nicht scheiden,« schloß er sinnend, »erzählt man davon. Gern möcht' ich all' das einmal erforschen und berichten,« meinte er nachdenklich. »Freilich ist auch Bedenkliches dabei, was an die Heidengötter, die Dämonen mahnt« – und er schlug ein Kreuz über die Brust; »von denen soll man nicht viel reden.« – »Doch soll man das,« lachte der jüngere Bruder und setzte sich an die andere Seite Adalpergas. »Sind gar schöne und oft lustige Geschichten. So, wie Frikka ihrem Gemahl, Herrn Wodan ...« – »Nenn' ihn nicht, er ist der Dämonen Haupt und König,« warnte Paulus.

Aber Arichis fuhr fort: »Mein Bruder ist so fromm wie ein Mönchlein! Also: wie Frikka ihren weisen Gemahl überlistete, was unserem ganzen Volk den Namen gab.« – »Ich hörte davon einmal: – aber die Frau Äbtissin, meine Erzieherin, liebte das nicht ... und doch wüßt ich's gern.« – »So hört! Das erzähle ich besser als mein ernsthafter Bruder,« fiel Arichis ein, »Findet Ihr nicht, Fürstin, er wird immer unweltlicher, immer mehr priesterlich? Umsonst dräng' ich ihn, gleich mir Gasind unseres Herzogs zu werden.« – »Nun, er trägt ja das Schwert. Habt Ihr gewählt, gelehrter Paulus, zwischen Brünne und Kutte?« – »Noch nicht. Ich schwanke.«

»Nun also, tapfrer Gasind Arichis, wie war das mit der Überlistung?« – »Das war so,« hob er wieder an.

»Unser Volk hieß ursprünglich – in seinen alten Sitzen an dem Elbestrom fern im Norden – die Winiler. Die Winiler hatten Krieg mit den Vandalen; diesen wollte Wodan – das barg er jedoch heimlich im Herzen – den Sieg geben. Frikka, seine Gattin, aber den Winilern. Auf ihr Fragen und Forschen erwiderte er, arglistig in den Wirrbart lächelnd: ›Ich gebe denen den Sieg, die ich morgen früh von meinem Pfühl aus zuerst sehe.‹ Das wären aber die Vandalen gewesen, die im Osten lagerten: denn nach Osten schaut

Walvaters Pfühl ...« – »Erstaunlich viel weißt und fabelst du von diesem übeln Waland!« schalt Paulus. – »Aber Frikka drehte seinen Pfühl am späten Abend um ...« – »Das ist lustig,« lachte Adalperga. – »Und riet den Weibern der Winiler, um Sonnenaufgang vor ihren Männern sich aufzustellen und das aufgelöste Haar – wie einen Bart – um den Mund zu schmiegen. Das taten sie und als nun Siegvater im Morgendämmer zum Himmelsfenster hinaussah ...« – »Der wohnt aber doch im tiefsten Pfühl der Hölle!« meinte berichtigend der Bruder. – »Rief er erstaunt: ›was sind das für Langbärte?‹ Da sprach Frikka: ›Du gabst ihnen den Namen: so gib ihnen auch den Sieg – als Patengabe, und küßte ihn auf den bärtigen Mund und streichelte ihm die Wange ...« – »Aber Bruder! Laß ab.« – »Hei, sie war ja seine Frau! Da ist doch nichts Schlimmes dabei, nicht wahr, Fürstin? – Und der Gott? ... Nun er tat, was schöner Ehefrau Gatte tut: er lächelte und tat nach ihrem Willen und gab uns den Sieg, und ›Langobarden‹ heißen wir seither.« – »Das ist schön, daß unser Name schon an Sieg sich knüpft. Aber nun erzählt weiter ... von eurer Sippe.« – »Fang' an, Paule. Wirst du allzu fromm oder läßt du mir das Schönste weg, fall' ich, verbessernd und ergänzend, ein.«

»Also: – da die hohe Fürstin unsre Fara solcher Ehre würdigt, von ihr zu hören – mit den Langobarden, die vor mehr als zweihundert Jahren unter König Alboin aus Pannonien in dies reiche Land einwanderten, das unsre schöne Heimat ward, war auch unser Urgroßvater Leupichis: er siedelte sich und die Seinen in Friaul an – am Ufer der Livenza – und ward Gasindus des Herzogs von Friaul. Und seither sind wir von Geschlecht zu Geschlecht getreue Gefolgen dieses Herzoghauses gewesen.« – »Ja, gar mancher unsrer Vorfahren,« fiel Arichis ein, »hat den Schild solchem Herzog getragen und ist mit ihm, auch wohl für ihn erschlagen worden!« – »Aber auch das fürstliche Haus hat Schutz und Treue unsern Vätern gewährt: ein Held dieser Sippe ist im Schirmkampf für unsre Ahnen gefallen.« – »Ja, und daß ich hier lebend sitze neben der Tochter meines Königs, wem verdank' ich das, als unsrem Herzog?« – »Wie das?« forschte Adalperga eifrig. »Hat er ... hat der Herr Herzog von Benevent –?« – »Herausgehauen hat er mich vorigen Herbst aus einem ganzen Rudel wilder Slovenen. Wir sollten sie aus dem Ostland treiben, in das sie aus der Windischen Mark eingefallen waren: bis Marianum waren sie schon vorgedrungen. Herzog Arichis schlug sie dort aufs Haupt und lustig war die jagende Verfolgung! Aber ich ward darüber allzu lustig und fiel in einen Hinterhalt im dichten Grenzwald: es waren ihrer fünf, mein Gaul stürzte –, ich war verloren; da sprengte mein Herzog heran ... –« – »Auf seinem schönen Rapphengst?« fragte das Königskind. – »Jawohl! – Schau, wie gut Ihr beschlagen seid in seinem Marstall! – Und holte mich heraus – er allein! – er blutete dann, aber er lachte dazu.« – »Und,« fuhr Paulus fort, »sie haben aus ihrem Reichtum gespendet, als wir in wilder Kriegsdrangsal alles verloren hatten, sie haben mit Rat und Tat uns geholfen allezeit. Und so sind wir ihnen denn zu Dank und Treudienst verpflichtet immerdar. Und nicht nur Pflicht, – nein, stolze Wonne wär's, für dies hohe Geschlecht das letzte Herzblut zu vergießen.«

Er hatte sich in edle, in lodernde Begeisterung hineingesprochen: es ließ ihm gut; die feinen Züge, das schöne Auge verklärten sich: mit freundlichem Staunen sah's die Jungfrau, Arichis aber rief: »So gefällst du mir, Paule! Ich seh' dich doch nochmal in Helm und Brünne stolze Streiche tun für Arichis von Benevent. Denn Ihr wißt ja wohl, daß zwei Brüder des Herzoghauses von Friaul übergesiedelt sind in jenes südlichere Land und dort das Herzogtum erwarben. Und weil bei diesem Haus – jetzt von

Benevent – der Name Arichis fast erblich ist, – haben auch wir, mit jenem übergesiedelt, dessen Namen gar oft geführt: so heiße ich – unwürdigermaßen! – wie jener Herzog, dessengleichen – bei Gott! – kein Held lebt im Volk der Langobarden;« – Abermals errötete Adalperga. Aber Paulus deutete das irrig – als Erzürrung: »ausgenommen, Arichis, den Herrn König Desiderius,« mahnte er. Jedoch die Königstochter meinte: »Ach, mein lieber Vater ist alt und krank und der viele Gram um dieser bösen Franken willen ...! Hat er doch um deswillen« – sie stockte ein wenig – »den Herrn Herzog, den ihr wie um die Wette lobt, in jenes Reich über die Alpen geschickt – recht lange, lange bleibt er aus, mein' ich! – zu erkunden, was etwa Schlimmes dorthier droht. – Aber nun endlich zurück zu Leupichis, eurem Ahn.«

»Der hinterließ, wie er starb, fünf noch ganz junge Söhne, der jüngste hieß wie er. Da brachen in das Gebiet von Friaul die greulichen Horden der Avaren ...–« – Adalperga schauderte: »Unholde sollen's sein, nicht Menschen.« – »Sie plünderten, mordeten, verbrannten, was sie erreichten und schleppten die fünf Knaben, an die Schweife ihrer Gäule gebunden, mit sich in die Knechtschaft, in die öden Steppen der Avarenringe! Die vier älteren sind dort geblieben und verschollen. Der Jüngste aber, Leupichis, hatte nie die Sehnsucht nach der Freiheit, die Hoffnung auf die Wiederkehr in die Heimat aufgegeben. Jeden Abend vor dem Einschlafen hatte er zu den Heiligen gebetet, zumal zu dem Schutzherrn unserer Fara, Sankt Sabinus zu Spoleto, ihm glückliche Heimkehr zu gewähren.« – »Wohl, wohl,« meinte Arichis. »Aber unser alter Rinderhirt, der *mir* die Sache – wie oft! – erzählte draußen auf der Heide, flüsterte immer dazu: ›er hat auch stets einen Wuchs Ernte-Hafer stehen lassen auf dem Felde – für Herrn Wodans Grauroß.«« – »Nicht doch! – In einer kalten Winternacht nun, ohne Mond und Sterne, floh der zum Jüngling Herangewachsene aus der Lehmhütte, die ihm samt ein paar Ziegen sein Herr als Wohnung angewiesen hatte, nahe dem Grenzring der Avaren: er nahm nur Bogen und Pfeilköcher und etwas trockenen Ziegenkäse mit. Als er aber nun den nächsten Wald erreicht hatte, wußte er nicht, – denn die Sterne fehlten – welche Richtung er einschlagen solle auf seiner Flucht, um Langobardenland zu erreichen. Auch schien das Gestrüpp des dornigen Dickichts im Unterholz undurchdringbar: er konnte weder vorwärts noch rückwärts, ratlos blieb er stehen: er wollte verzagen. Da sah er plötzlich zu seiner Rechten zwei kleine rotgelbe Lichter funkeln, die, nah an der Erde, an ihm vorüber vorwärts schossen: es war ein Wolf, der wies ihm den Weg durch das Gestrüpp: er folgte, dankend Sankt Sabinus, der ihn gesendet.«

Arichis schüttelte das kurzkrause Gelock: »Aber der alte Hirte lachte und raunte. ›Wie käme ein Heiliger zu einem Wolf? Den Wolf hat Wodan gesendet:‹ ›der Wolf ist Wodans geweihtes Weidwild‹ so sagt ein uraltes Wort. Und: ›reich lohnt Wodan treuen Dienst‹ ein anderes. Er hatte wohl der Ähren für sein Grauroß nicht vergessen, – sagte der *Hirt*, nicht ich, frommer Bruder!« – »Wundersam war nun, wie ein paar Tage lang das Untier wirklich als Wegweiser dem Fliehenden vorantrabte, nie ihn bedrohte, nie außer Sichtweite lief, oft sich umwandte, ob Leupichis auch richtig auf dem schmalen Pfade durch das Dorndickicht folge? Aber am dritten Tage – die mitgenommene wenige Mundspeise war längst verzehrt – plagte den Ahn der Hunger, ganz erschöpft fürchtete er zu erliegen: da spannte er den Bogen, legte den Pfeil auf, den Wolf zu töten, ihn zu verzehren.« – »Das war recht undankbar von dem Ahn – sagte nämlich Grimmo der Hirt, der soviel alte Dinge, Sagen und schöne Sprüche wußte, wie nur etwa noch Willehalm sein jüngerer Bruder, viel hab ich von ihnen gelernt: – Gott lohn' es ihnen im

Himmel! – Und auf dem Fleck strafte ihn Wodan: der Pfeil ging fehl, was sonst dem Ahnherrn nie geschah, er sah nur noch, wie der treue Wegweiser vorwurfsvoll umsah und verschwand, dann stürzte er todmüde zu Boden.« – »Im Traum aber erschaute er einen Mann, der stand bei seinem Haupte und sprach: ›Steh auf! Leupichis, was schläfst du? Geh dahin, wohin deine Füße gerichtet liegen: denn dort liegt Langobardenreich, wohin du trachtest:‹ das war Sankt Sabinus.« – »Er trug aber einen Schlapphut, dieser Mann,« warf Arichis ein, »und dunkelblauen Mantel und in der Hand einen Speer: so sehn die Kutten-Heiligen nicht aus.« – »Und der Ahn sprang auf und wanderte, wie ihm das Traumgesicht gewiesen und fand am Abend eine Siedelung: darin waltete eine schöne junge Mutter, die ihn aufnahm, speiste, nächtigte, den Weg wies: tief dankte er der Hausfrau.« – »Die trug ein linnenblütenblau Gewand, klirrende Schlüssel am Gürtel, und ein golden Halsgeschmeide,‹ sagte der Hirt. Das war ...« – »Und so gelangte er in ein paar Tagen nach Friaul, an die Livenza und an das alte Stamm-Gehöft, das Allod unserer Fara: aber das sah traurig aus! Verödet lag's seit vielen Jahren, das Dach war von den Avaren abgebrannt, offen klaffte die Halle gen Himmel: Buschwerk und Gedörn füllte die Stuben: und ein gewaltiger Eschenbaum« – – »Das ist Wodans Weihebaum.« – »Ragte hoch durch die Dachlücke in die Luft. Daran hing der Ahn sofort Bogen und Köcher auf, als des Besitzes Zeichen. Und der gütewolle Herzog, der Ahn des heutigen, beschenkte ihn reich mit milder Hand, so daß er ein Weib gewinnen und unsre Fara neu begründen konnte.« – »So sind wir von Geschlecht zu Geschlecht diesem Fürstenhaus zu tiefem Dank verbunden. – Aber horch, wer kommt da?«

Und Arichis wandte sich: die Doppeltüre, die in das Innere des Palastes führte, ward aufgerissen und herein trat in lebhafter Bewegung eine hohe Gestalt, klirrend in Waffen. Adalperga sprang auf: »Er! Er zurück« flüsterte sie.

Der Ankömmling aber schritt durch die umgebenden Palastgroßen und Frauen auf die Königin zu, beugte tief das Haupt und sprach: »Frau Königin, soeben komm' ich an: Tag und Nacht ritt ich aus Frankenreich: schlimme Kunde bring' ich: König Karl und sein Reichstag haben – für den heiligen Vater! – den höchst unheiligen Krieg gegen uns beschlossen. Aus dem Sattel gesprungen eilte ich an das Krankenbett Eures königlichen Gemahls, zuerst ihm das zu melden. Dann aber, hohe Frau – in dieser Stunde höchster Gefahr ist es Zeit, um Waffenschutz und Waffenschirm für Euer Haus zu sorgen: jetzt – nicht früher, – wagte ich es, bei König Desiderius um die Hand Eurer Tochter Adalperga zu werben: er sagt sie zu, wenn die Mutter und die herrliche Jungfrau ...« – Da unterbrach ihn die immer noch schöne Greisin, faßte seine Hand und sprach: »Die Stunde der Werbung adelt Euch, Herr Herzog, mehr als Eures Blutes Adel und all' Euer Waffenruhm. Nehmt sie hin – seht, wie hoch sie errötet! Ich kenne ihr Herz: – Komm, Adalperga, folge diesem Herzen.« Das Mädchen schwebte gesenkten Hauptes auf die Mutter zu, die ihre Hand in die des Herzogs legte.

Alle Versammelten drängten nun aus der Bogenhalle in das Innere des Palastes in heftigster Erregung. So bemerkte niemand, – auch nicht der Bruder, – daß eine schlanke Jünglingsgestalt bei dem Versuch, zu folgen, ohnmächtig auf den Estrich niedersank.

II.

Wie herrlich ist der Ausblick von Monte Casino weithin über das Land, über das blühende Tal des Garigliano im Westen und Süden und die umliegenden Berge, die es vom Golf von Gaëta scheiden, aber doch zuweilen das tief blaue Meer erschauen lassen: im Osten das Tal von San Germano, dem alten »Casinum«, von seinem raschen Fließlein Rapido, damals noch »Vinius« genannt, durchflutet und hoch überragt von den Felskämmen der Abruzzen!

Ein starker Wille der völligen Weltentsagung wahrlich gehört dazu, an diesem entzückenden Fleck der Erde alles Irdische von sich zu streifen und nur noch dem Geistlichen, der Kirche zu leben. Aber keine Regung des Bedauerns, der geheimen Sehnsucht nach Rückkehr in das Leben der Welt lag auf den bleichen Zügen des jungen Mönches, der, in die schwarzen Ordensgewande Sankt Benedikts gekleidet, mit dem Rücken an der Außenseite der westlichen Eingangspforte des Klosters an die schwarz-graue Felsmauer gelehnt, traumverloren in den prachtvollen Sonnenuntergang des Frühlingstages hinausblickte: er hatte den linken Arm auf den Rücken gelegt, die rechte Hand, mit der Rückseite quer über die Stirn gehalten, suchte die blendenden Strahlen, die schon wagrecht leuchteten, abzuwehren.

Lange stand er regungslos, man hätte ihn für die Statue eines Benediktiner-Mönches halten können, die, aus dem schwarzen Schieferfels gehauen, hier Wache hielt. Endlich störte ihn aus seiner Ruhe ein Geräusch, das sich von unten vernehmen ließ, von der Straße, die heute noch von Westen in höchst steiler Steigung und mit vielen Windungen um die Felsvorsprünge auf den Gipfel des Berges führt. Ein solcher Vorsprung hatte auch bis dahin unsichtbar und unhörbar gemacht den kleinen Zug, der sich nun rasch näherte. Voran zwei berittene und bewaffnete Klosterknechte: dann folgte ein reich geschirrtes Maultier, dessen kleine Silberglöcklein, bei jedem Schritt erklingend, zuerst vernehmbar geworden: der Reiter achtete nicht all' der berausenden Schönheit von Natur und Landschaft um ihn her: er las eifrig in der Regula Sankt Benedikts: die Sorge für den sichern Gang seines Tieres auf dem schmalen Steg, hart an dem schwindelnden Abgrund hin, überließ er einem kleinen Hirtenjungen, der, barhäuptig und barfüßig, nur mit einem braunen zottigen Lammfell bekleidet, daneben her lief, die Zügel am Gebisse haltend, und offenbar gar stolz auf solches Amt. Dahinter schwankte, mühsam von vier Männern emporgetragen, eine geschlossene Sänfte: ein dritter Gewaffneter ritt hinterdrein.

Der junge Mönch schritt jetzt langsam den Kommenden entgegen: er hatte den Reiter des Maultieres erkannt: als er ihn erreicht hatte, kniete er zu dessen Rechten nieder, beugte das glatt geschorene Haupt und sprach: »Euern Segen, Herr Abt und Vater! Wie lang hab' ich sein entbehrt.« – Mit liebevollem Blick legte der Abt die Rechte auf sein Haupt: »Gott der Herr hat dich gesegnet mit reichen Gaben des Geistes und des Herzens: und eifrig hast du sie verwendet in seinem und in der Menschen Dienst. Er wird dir lohnen. Steh auf!«

Im Weiterschreiten sprach nun der Mönch: »O Vater Theudemar, wie lange doch bleibt Ihr den Euern fern! Wie fehltet Ihr uns allen – und zumeist mir.« – »Ich blieb nicht länger unten in der Welt, als es die Pflicht gebot. Das sind Zeiten, mein Paulus, in denen Sankt Benedikts unwürdiger Nachfolger nicht unter den Büchern und mit

Gebeten allein die Tage verbringen darf. Zwar nicht viel drang und dringt hinauf in den heiligen Frieden dieses Hauses aus dem Lärm und den Kämpfen der Welt da unten: – nur verworrene Kunde hat uns bisher erreicht von all' dem Geschehenen – aber Hilferufe Leidender, Verfolgter, Verwundeter fanden doch den Weg zu mir: so eilte ich zu helfen wo ich konnte.«

Sie hatten nun das Klostertor erreicht: der Abt stieg ab, die Sänfte zu erwarten, die langsam näher kam: »Und dir, mein Sohn, hab' ich auch etwas mitgebracht, zu helfen, zu heilen, zu pflegen: du wirst es gern tun, wär' es auch ein Feind.« – »Gewiß, mein Vater. Es steht geschrieben: ›Liebet die euch hassen.« – »Nun,« lächelte der Abt, »diesmal wird das nicht von dir verlangt. Siehe, es ist nicht ein Feind, es ist ...« – »Mein Bruder, mein Arichis!« rief Paulus und lief auf die geöffnete Sänfte zu, aus welcher die Träger nun den Insassen hoben.

»Paulus! Du hier? Du lebst?« erwiderte Arichis, sich wankend auf des Bruders Schulter stützend. – »Und du! Wie bleich! Verwundet? Schwer verwundet?« – »Ja,« sprach der Abt, »schwer. Aber Gott hat geholfen.« – »Und dieses guten Mannes Pflege,« sprach der Wunde. – »Kommt nun herein, ihr wieder Vereinten. Ins kleine Refektorium! Da wollen wir den Gast laben nach der anstrengenden Reise bis heute von Reate her. Dann mögt ihr euch erzählen, was ihr seit eurer Trennung erlebt habt: – ihr und dies Land Italia.«

III.

Nach dem von klösterlicher Einfachheit vorgeschriebenen Abendessen, das sie nicht wie sonst mit der Gesamtheit der Brüder, sondern in einem schmalen, hochgewölbten, kühlen Nebenraum des Refektoriums einnahmen, wollte der Abt die Brüder allein lassen, aber beide baten ihn, zu bleiben: »Wir haben nichts Geheimes vor dir, Vater,« meinte Paulus. – »Ja, deine Seele kenne ich so klar wie den Grund kristallhellen Quells, besser kenne ich sie als du selbst! Aber dieser Kriegermann ...« – »Bleibt, Herr Abt, und helft mir, diesen Schweigsamen zum Reden bringen. – Also hier – und als Mönch! – finde ich dich wieder, Bruder! Spurlos verschwunden warst du, verschwunden mir und allen im Palast zu Pavia, von jenem Abend an, da unser Herzog mit der Nachricht von dem Frankenkrieg eintraf. Vergeblich suchte ich, aus dem großen Saale, wohin wir alle der Königin folgten, zurückgekehrt, dich in der Säulenhalle am Tessin, im ganzen Palast, in der Stadt: – niemand wußte von dir als ein Torwart: der meinte, er habe dich erkannt, wie du in derselben Nacht, auf einem Maultier reitend, durch das Südtor die Stadt verlassen. Das war die letzte Spur all' diese Monate. Du warst also ...?« – »Ohne Aufenthalt hierhergeeilt – in den heiligen Frieden Sankt Benedikts: und in die Entsagung.« – »Und beide hat er gefunden,« sprach der Abt, »nach der ersten Beichte, die ich ihm abnahm. Ich fand nichts – in der Vergangenheit – zu vergeben, nur zu warnen für die Zukunft.« – »Ich danke, Vater!« sprach Paulus und küßte seine Hand.

»Aber,« grollte Arichis, »warum mir, dem König, dem Herzog gar nichts sagen. Warum?« – »Weil ihr,« lächelte der Mönch wehmütig, »mich bestürmt hättet, zu lassen, was ich doch tun mußte. Das wollt' ich euch und mir ersparen.« – »Und so plötzlich!« –

»Nicht doch! Du weißt es ja: lange schwankte ich ›zwischen Brünne und Kutte‹.« – »So sprach damals Adalperga: du hast ein gut Gedächtnis!«

Paulus errötete: nach einer Weile fuhr er fort: »An jenem Abend nun kam's über mich, erkannte ich wie im hellen Blitzschlag, daß für mich nur in der Weltentsagung Friede zu finden ist. Ich eilte Tag und Nacht hierher – das Schwert warf ich noch vom Säulenaltan des Palastes aus in den Tessin! – und Abt Theudemar würdigte mich – nach der Probezeit – der Aufnahme in Sankt Benediktus Schar. Das ist alles, was ich erlebt seit jenem Abend.« – »Hm,« meinte Arichis nachdenklich, »ist nicht eben viel. Und doch: – da liegt ein Dunkel, das ich nicht durchdringe. Kaum ahn' ich ...« – »Nun aber rede du,« unterbrach der Bruder hastig, »viel hast du zu berichten!«

IV.

Und Arichis hob an, nach einem herzhaften Schluck des tiefdunkelroten Weines, den die fleißigen Mönche dem sonnenbestrahlten Schieferschutt ihres Berges abgewannen und aus den Trauben Sankt Benedikts kelterten: »Ja, vielerlei hab' ich zu erzählen, aber vielleicht ist das Wenige mehr, was mein Bruder berichtet – und das Viele, was er verschwiegen hat. – Rasch auf die Verlobung unseres Herzogs folgte die Vermählung und rasch auf die Vermählung folgte der Krieg. Kaum war die junge Herzogin in das ferne und feste Benevent in Sicherheit gebracht, kaum stieß der Eidam mit seinem Aufgebot zum Heer des Königs, das die Engpässe, die ›Clusen‹, am Südabhang des Mons Cenisius sperrte, als der furchtbare Frankenkönig, der ›Karl von Eisen‹ mit seinem Heere heranzog. Und der Schreck zog vor ihm her; war es doch ein ›heiliger Krieg‹ den die Franken zu führen vorgaben – und glaubten, – Sankt Peter die Städte und Landschaften zurückzugeben, die unsre Könige ihm entrissen. Bei diesem heiligen Krieg fielen gar viele Tausende von ihrem Könige ab und traten auf des Papstes und seines Helfers Seite: die Engel des Herrn, flüsterte man in unsrem Lager, ziehen unsichtbar Herrn Karl voraus und bahnen ihm den Weg zum Siege.« – »Es muß ein wunderbarer Mann sein,« meinte Paulus nachdenklich. »Ich möchte ihn sehen.« – »Das wünsche dir nicht, Bruder! Wenigstens nicht wie ich ihn sah, als Feind, im Sturme der Schlacht. Noch heute gedenk' ich's mit Grauen. Also unser Heer lag in den verschanzten Clusen, die offene, breite Straße über den Berg sperrend. Der Herzog aber mit uns Beneventanern lagerte auf dem äußersten linken Horn in einer tiefen Schlucht: in die führte, von dem mit firmem Schnee und Eis bedeckten Felsengipfel des hohen Berges herab ein ganz schmaler, kaum mannsbreiter Klettersteig, in steilstem Anstieg drüben, in schroffstem Absturz hüben: nur Steinbock und Luchs und der verwegenste Gamsenjäger wagen sich auf den schwindelnden Pfad: hart vor dessen Mündung hatte der Herzog sein Zelt aufgeschlagen. Ich hatte etwas höher oben die vorderste Wache: mondlose Nacht war's, kurz vor Hahnenkraht, ich lehnte an einer finster schattenden Eiche: denn das verlöschende Wachtfeuer warf wechselndes Licht bis zu meiner Höhe herauf: Totenstille ringsum: nur der Steinkauz klagte zuweilen in den schwarzen Felsen über mir: da blitzte plötzlich um den nächsten Vorsprung des Gesteins helles, blendendes Fackellicht: »Feinde!« schrie ich, »Feinde! – Zu den Waffen!« wollte ich weiter rufen: ich konnte nicht! Grauen erstickte mir die Stimme: denn

hart vor mir stand, im hellsten Schein zweier Fackeln, die zwei Männer dicht hinter ihm trugen, grellrot beleuchtet, ein Gewaltiger, um mehr als Haupteslänge mich überragend, ganz in funkelndes Erz gehüllt: »Vorwärts, Neffe Roland« rief er, mit furchtbar dröhnender Stimme; »drauf, Held Oliver von Viane; der Herr hat sie in unsre Hand gegeben! Sankt Peter und Sankt Denis!« Hoch blitzte ein Schwert: zersplittert wie Glas zersprang bei seinem Streich meine gute Klinge von Aquileja: derselbe Streich spaltete meine Ringbrünne und drang noch ein gar ansehnlich Ende in meine rechte Brust: – da – ich spür es noch.« Und er legte die Hand auf die schmerzende Rippe. »Ich stürzte: über mich hinweg sprangen die drei Männer: bevor mir die Sinne vergingen sah ich noch den Herzog vor seinem Zelt grimme Hiebe tauschen mit dem zur Rechten – Roland von Bretagne war's, wie ich später erfuhr – gar bald fiel der Herzog: seinen Bannerträger hinter ihm, den Gastalden von Nola, durchspeerte der andre Begleiter: – das war Herr Oliver von Viane. Dann aber sah ich nichts mehr als von dem Felspfad herab zahllose Fackeln, Helme, Speere der Franken: »Herr Karl und Sieg«, riefen sie: da schwanden mir die Sinne.« – »Armer Bruder,« seufzte Paulus und griff nach der abgemagerten Hand.

»Das ist nicht Menschenwerk,« meinte der Abt. »Ich hörte davon raunen: ja, schon singt man im Volk ein Lied davon: Herr Karl, unfähig, die Clusen auf der breiten Straße zu stürmen, flehte zu Sankt Denis: urplötzlich stand vor ihm ein Jägersmann, der sich erbot, eine kleine erlesene Schar auf nur ihm bekanntem Felsensteig so zu führen, daß sie im Rücken der Langobarden auftauchen solle. So geschah's: aber als Herr Karl dem Jäger danken und lohnen wollte, verschwand er im Nebel der Berge. Es war der Engel des Herrn. Dem Willen Gottes muß man sich fügen.« – »Ei, das kann ich nicht! Noch nicht! Kann ich nur erst wieder das Schwert heben, wollen wir doch sehen, ob der verfluchte Engel« – beide Mönche bekreuzten sich – »verzeiht, ehrwürdiger Abt! – ihm jedesmal hilft. Aber damals freilich hat der engelhafte Jägersmann – hätt' ich ihn doch an der Gurgel! – die Schlacht, ja den Krieg entschieden.« – »Wie ging das zu?« forschte Paulus. »Wo ist der König, seine – seine Sippe, wo der Herzog? In Pavia ...?« »Verloren ist alles. Nachdem die Franken uns im Rücken standen, – wie vor der Stirn, – waren die Clusen nicht zu halten: alles floh nach Pavia. Aber bald erschien vor der Stadt der furchtbare Herr Karl: Mangel, Hunger, Entsetzen, – der König ergab sich und sein Haus.« – »War Adalperga, ... war die Frau Herzogin ...?« – »Nein! Sie war ja in dem sichern Benevent geborgen. König Desiderius ward gefangen: er ward mit seiner Gattin in ein fränkisch Kloster abgeführt ...« – »So ist kein Reich der Langobarden mehr!« rief Paulus in tiefem Weh, sprang auf und erhob beide Hände.

»Doch!« antwortete der Abt, »aber sein König heißt – Karl. Nicht eine Provinz des Frankenreichs, – ein eigen Königreich bleibt Langobardien.« – »Das – das ist ein Trost,« seufzte Paul. – »Nein, kein Trost,« knirschte der Wunde. »Und da mein Herzog lebt, – frei und in Sicherheit –, so hoff' ich, alsbald heißt Langobardiens König ... Arichis.«

»Hüte dich,« warnte der Abt, scheu nach der Türe blickend. »Sogar vor meinen Mönchen: – schweige.«

»Wo, wo weilt der Herzog. Er ist also frei?« fragte Paulus. – »Es gelang ihm, aus der Gefangenschaft, sobald Herrn Rolands Schwertstoß ein wenig geheilt war, zu entspringen und nach Benevent zu entkommen, Herr Karl, den dringende Sorgen nach

Hause riefen, – die heidnischen Sachsen sind heerend tief ins Frankenland gedrungen – hat Frieden mit ihm geschlossen und ihn als Herzog von Benevent anerkannt, so lang Arichis sich ruhig verhalte. Wird hoffentlich nicht lange dauern.« – »Wie? Man sagt, er hat geschworen: – den Untertaneneid!« mahnte der Abt. – Arichis zuckte die Achseln: »Erzwungener Eid!« – »Gleichviel!« – sprach Paulus, »ein Eid! Gott läßt sich nicht spotten. Schon wieder sinnst du Kampf?« – »Und Vergeltung!« sprach Arichis, die Faust ballend.

– »Dem Tode kaum entronnen, gewiß durch ein Wunder der Heiligen!« mahnte der Bruder. »Erzähle! Wie ging dir's nach dem Überfall, wie kamst du hierher?« – »Nicht durch ein Wunder der Heiligen, durch – einen ganz andern,« erwiderte Arichis, kopfschüttelnd und tief trinkend »Lang lag ich, wo ich gefallen war, ohne zu denken. Feind und Freund hielt mich wohl für tot. Als ich zu mir kam, war heißer Mittag: hoch stand die Sonne: ringsum alles hell – aber alles still, grabesstill. Angriff, Flucht und Verfolgung hatte beide Heere seit vielen Stunden weithinweggeführt: wohl nach Pavia zu. Ich erhob mich – nur ein Paar Tote um mich her – darunter nicht, den ich ängstlich suchte, der Herzog! Gott hierfür dankend trachtete ich nun, so schwer es ging – ich war schwach, die Wunde brannte! – möglichst verdeckt vor Franken, die etwa in der Nähe streiften, ein paar Berghöfe von Langobarden zu erreichen, die ich auf den Almen in den mittleren Höhen oberhalb unserer Zelte liegen wußte. Mühsam kletterte ich die steilen Pfade hinan: da plötzlich, hart am Abgrund, verließ mich die Kraft, der Speer, auf den ich mich stützte, entfiel meiner Hand und ich stürzte – nach der Rechten hin – tief, tief in den Abgrund.« – »Bruder, Bruder!« seufzte Paulus. – »Und unverletzt kamst du unten an?« forschte der Abt.

»Ja: ich fiel auf tiefen, weichen Schnee: durch ein Wunder der Heiligen, werdet ihr rühmen. Meinethalben, – diesmal! Aber heraus, herauf aus dem schauerlichen Abgrund hat mir geholfen: – ein anderer. Denn nun ergriff mich alsbald die Angst furchtbaren Todes! Ich rutschte auf allen Vieren, oder aufrecht stehend tastete ich mit den Händen rings umher an den fast kreisrunden senkrechten Felswänden, die, – wie in einem schmalen Turm von wenig Fuß Breite – mich überall umstarrten: nirgends, nirgends ein Aufstieg aus der Abgrundtiefe, nirgends auch ein Spalt, um seitwärts zu entinnen. Ach, unzähligemale suchte ich alles ab in meinem engen Gefängnis, vergebens strengte ich das Auge an, irgend eine Lücke zu erspähen, stundenlang: – die Sonne war hinter dem hohen Gletscher gesunken –: mich fror: vergebens auch schrie ich – gleichviel, ob Feinde mich hörten, mich fingen! – schrie, bis mir die Stimme versagte: ich sah mich gefangen, rettungslos eingeschlossen in dem schmalen Felsenkerker, nie von Menschengenossen entdeckt: – dem Verschmachten, dem Verhungern preisgegeben!« – »Bruder, lieber Bruder!« – »Warum habt Ihr nicht gebetet?« – »Oh, ich betete, frommer Abt, betete in meiner tödlichen Not heiß, wie wahrlich nie im Leben noch. Ich rief Gott an, den Herrn Christus, Sankt Peter ...« – »Auch Sankt Sabinus?« – »Gewiß, Bruder, unsern Schirmherrn. Ich gelobte ihm eine Kapelle aus all meinem Erb und Eigen zu erbauen. Vergeblich! Ich rief alle Heiligen an, deren Namen ich je vernommen. Umsonst! Umsonst! Ich ward schwächer und schwächer. Verzweifelt warf ich mich in den Schnee, ich schloß die Augen, ich dachte, sie nie wieder aufzuschlagen. Da plötzlich, in dieser furchtbaren Stille, die seit Stunden kein Laut unterbrochen hatte, kein Ton – hör' ich, hoch über mir, wie vom Himmel her, einen lauten Ruf: ich blicke empor: ein Rabe senkt sich krächzend mit regungslos ausgebreiteten Flügeln, langsam, aus

Wolkenhöhe, gerade oberhalb meines Hauptes, zu mir herab: ich springe auf: es verscheucht ihn nicht: er läßt sich dicht neben mir nieder, schaut mich an mit seinen runden, klugen, schwarzen Augen, krächzt mir zu und schreitet langsam und feierlich über den Schnee hin – manchmal umblickend, ob ich ihm auch folge? – nach links hin bis vor einen halb manneshohen, dunkelgrauen Felsblock: auf dessen Oberspitze flattert er auf und ruft mich nochmal an: ich folge, ich erreiche den Block: nur ganz wenig schwebt der Vogel auf einen höheren Fels empor, wie um mir Platz zu machen: ich schaue ihm nach, ich fasse den Block mit beiden Händen, – da gibt er nach, gleitet langsam links über den Schnee und zeigt mir einen langgestreckten Spalt in der Felswand, in den von der Ausgangsseite das Licht der eben da draußen zu Golde gehenden Sonne fällt: – ein Weg, ein Ausweg! Wodan, jauchzte ich, wegweisender Wodan! Dank dir, glühenden Dank.«

Der Abt schüttelte den Kopf: »Welch heidnischer Aberglaube!« – »Das war Zufall,« meinte Paulus. – »Zufall? Wie? Welche Verblendung! Ihr seid verstockt! Zu euern Heiligen-Mirakeln reicht euch viel weniger aus, um daran zu glauben! Und hier! Dem Urahn naht, Wegweisend, rettend, der Wolf, dem Urenkel ebenso der Rabe, beide des Waltenden geweihte Tiere –: und das soll Zufall sein? Ei, die Heiligen, zu denen ich schrie, stundenlang, hören mich nicht, aber der alte Schirmer unsrer Sippe, den ich *nicht* angerufen, rettet mich.« – »Laßt mich ihm den Wahn austreiben,« bat Paulus den Abt, der ernst verweisend den Finger hob. »Ich will ihn schon bekehren. Sprich, Bruder, das ward wirklich deine Rettung?«

»Sie ward's! Höre nur! – Ich kroch, gebückt, durch den Spalt, immer dem Licht entgegen. Bald war die Enge zu Ende, die Felsen traten zu beiden Seiten zurück, ein Bergquell rieselte zur Linken herab, in dem und neben dem watete ich, mühsam, aber gefahrlos empor: so erreichte ich den Saumpfad, hoch oben, von dem ich herabgestürzt. Ziemlich nah vor mir erschaute ich einen der Almhöfe, die ich suchte: eilig – der Anblick gab mir schnelle Füße – lief ich darauf zu: da horch! Hoch ob meinem Haupte wieder der Ruf des Raben: er flog über mir, getreulich folgend, als ich die Gattertüre des Hofzauns öffnete, krächzte der treue Vogel noch mal, wandte sich pfeilschnell um sich selbst und flog stürmisch nach Westen, wo Walvater wohnt, ihm Kunde zu bringen von meiner Rettung: denn ›im Westen wölbet sich Walhall: so flüsterte heimlich die Mutter.« – »Es ist nicht anzuhören,« grollte der Abt. »Genug von dem Federvieh!« »Und gleich auch genug von mir. Die guten Stammgenossen in dem Gehöft nahmen den Schlachtwunden gar mildsinnig auf, labten ihn, pflegten sein, wollten ihn nicht fortlassen, bis die Wunde ganz geheilt. Das aber währte mir zu lang: mich trieb das Herz, nach unsrem Herzog zu forschen, nach Benevent zu eilen, für Frau Adalperga zu kämpfen, tat das Not.« – »Bruder, wackrer! Ach beneidenswerter!« – »Aber auf dem Wege dorthin brach die kaum geheilte Wunde wieder auf: ich blieb hilflos liegen auf der staubigen Straße: da fand mich dieser edelherzige Mönch, las mich auf und führte mich – im Sattel kann ich mich noch nicht halten – in seiner eignen Sänfte, führte mich dem verloren geglaubten Bruder zu. Dank ihm von Herzensgrund.« – »Nun wollen wir dich ausheilen!« sprach Paulus, ihm die Hand auf die Schulter legend. – »Ja, vorher bin ich ja zu nichts zu gebrauchen. Dann aber flugs nach Benevent!«

V.

In Benevent, im Garten des hochgelegenen Kastells, zugleich Palatiums der langobardischen Herzoge, wandelten wenige Wochen darauf die beiden Arichis, Senior und Gasindus, in eifrigem Gespräch: nur selten achtend des schönen Ausblicks, den der prachtvoll gelegene Ort über die hohen Felsenwälle hinweg, über die ragenden Pinien und Cypressen des Burgberges hin, auf die vielfachen Windungen der beiden Flüsse, des Calore und des Tamaro, zwischen üppigen Gefilden gewährte. Der Herzog trug den Schwertarm noch in der Binde; es war aber wohl nicht nur der Wunde Schmerz und Fieber, die sein Angesicht gebleicht hatten, das, eingefallen und hager, ein finsterner Ausdruck beherrschte; er blieb oft plötzlich stehen in dem ungleichmäßigen, bald hastigen, bald zagenden Schritt, auf den Gartenwegen, dem der Gasindus zur Linken stets nachgiebig folgte.

»Ja,« rief der Herr, »wenn alle, wenn nur ein paar Zehntausend dächten, fühlten wie du, Vielgetreuer! Ich würde nur so lange warten, bis dieser Arm wieder heil. Aber es ist, wie wenn ein Zauber diesem Karl alle Herzen zuwendete. Oder ist es nur schnöde Furcht? Es kann nicht sein! Schlachtbewährte Freunde, sobald sie in seiner Nähe geweilt, mahnen, bitten, beschwören mich, nie wieder das Schwert zu heben gegen diesen Mann. Das hielte mich nicht ab, bei Gott! Ich glaube nicht an diesen Zauber, nicht an seine himmlische Sendung. Glaubt er selbst daran? Vielleicht! Dann bildet er sie sich ein! Wenn jedoch dieser Wahn den meisten meiner Krieger das Schwert in die Scheide bannt, dann wirkt der Wahn wie Wahrheit: ein kleines Häuflein treuer Helden aber würd' ich nur ins sichere Verderben führen!«

»Führt mich, wohin Ihr wollt, mein Herzog. Ich folge Euch gern: – auch ins Verderben.« – »Ich schwanke noch,« hob der Herzog wieder an, weiter schreitend. »Auch dich hat doch sein Anblick erschüttert?« – »Ich leugn' es nicht. Nie sah ich seinesgleichen! Aber gleichviel, Euch ...« – »Schweige jetzt. Da kommt die Herzogin: sie darf nichts erfahren von meinen Racheplänen, die sie ohnehin schon leise ahnt, mit Angst und Beben: auch ihr hat dieser Karl es angetan, den sie doch nie gesehn. Und dein frommer Bruder dort an ihrer Seite – wie eifrig sie reden! – der würde wohl ...?« – »Er ist Euch – und Frau Adalperga! – mit ganzer Seele ergeben, nicht minder als ich wahrlich: er würde für Euch – beide! – sterben ohne Besinnen. Nur eins hält ihn von unsrem Weg fern ...« – »Nun? Was? Auch Furcht vor Herrn Karl?« – »Mein Paulus kennt nicht Menschenfurcht. Nur der ... der Eidbruch ...«

Der Herzog stampfte mit dem Fuß: »Pfaffengeschwätz! Kircheneid! Erzwungener Eid ist kein Eid. Ich schwor, nicht um mich, um mein Volk zu retten vor der Zertretung, in jenem Augenblick der Übermacht des Siegers. Diesen Eid zu brechen, – nicht um meinetwillen, nur um dies mein Volk aus der Fremdherrschaft zu befreien –, besinn' ich mich nicht lange. Ja, wenn es Mannes Ehre wäre, Freundschaft, Dankespflicht! Aber so! Und du – denkst du auch wie dein heiliger Bruder?« – »Ich bin Euer Gefolgsmann und folge meinem Herrn durch Recht und Unrecht: in den Tod, in den Himmel oder in die Hölle: allüberall ist mein Platz an Eurer Schildseite.« – »Wackerer! Aber still, da sind sie. – Was habt ihr, das euch so bewegt? Dieses Schreiben da?«

Die Herzogin und Paulus traten nun in das rings offene runde Tempelchen, in das die breiten sich hier kreuzenden Gartenwege mündeten: – einst war es, wie die Inschrift am

Altar bezeugte, den Nymphen geweiht gewesen. Während der Mönch vor dem Herzog sich tief verneigte, ließ sich die Frau auf der halbkreisförmigen Marmorbank vor dem halb verfallenen Altar nieder und reichte dem Gemahl eine kurze Pergament-Schedula: »Ja, das hat uns aufgestört aus unsrem Griechisch Lehren und Lernen. Es ist hoch wichtig für unsern frommen Freund, – auch wohl für andere,« fügte sie sinnend bei.

Der Herzog nahm: »Ah, ich sehe von Abt Theudemar. ›Meinem teuern Sohn und Schüler Paulus Heil in Christo. Wichtige, lebenentscheidende Nachricht hab' ich dir zu künden: eben traf ein im Kloster, wo man dich vermutete, ein Beauftragter des großen Frankenkönigs: dieser hat durch den heiligen Vater von deiner – des noch so jugendlichen! – tiefen Gelehrsamkeit, zumal auch in der im Abendlande gar seltenen Kenntnis des Griechischen, vernommen und lädt dich durch Papst Hadrianus ein, in sein Palatium zu Aachen zu eilen, zu jenen zahlreichen Gelehrten, die er dort aus dem ganzen Abendlande um sich geschart. Eine Einladung Herrn Karls lehnt man nicht ab: sie ist Befehl.« – »So?« riefen wie aus einem Mund trotzig die beiden Arichis. – »Er soll's mit mir versuchen,« lachte der Gasinde. – »Am liebsten,« rief der Herzog, »käm' ich nach Aachen, ungeladen, – mit hunderttausend Helmen. Aber laß uns weiter lesen, was der weise Abt darüber zu sagen hat: ›Gleichwohl, lieber Sohn, enthalte ich mich, dich durch abtherrliches Gebot zu zwingen wie ich dich, den heftig Widerstrebenden, zuletzt flehentlich Bittenden durch Berufung auf dein Gehorsamsgelübde zwang, den Bruder nach Benevent zu begleiten und das Herzogpaar dort aufzusuchen«« »Ei, ei, Herr Mönch,« so unterbrach der Herzog die Lesung, »das ist ja wenig schmeichelhaft für uns. Ich dächte, zumal Frau Adalperga hätte Besseres von Euch verdient. Ihr sonntet Euch gar gern in ihrem Glanz, solange sie im Glück thronte im Palast zu Pavia: aber nun, da wir im Schatten ...« – »Ja,« sprach die Frau, mit leise vorwurfsvollem Ton und einem tiefen Blick der schönen Augen, »es hätte mir fast weh getan, als ich das las.«

Da zuckte es schmerzlich über des Mönches bleiches Antlitz, er zerdrückte eine Träne: seine Lippen bebten, aber er fand kein Wort: nur ganz wenig schüttelte er das Haupt. Aber der Bruder kam ihm zu Hilfe: scharf, gespannt hatte er das wehevolle Ringen des Mönches aus dem bewegten Mienenspiel erkannt und verfolgt: »Nicht also, edles Paar,« rief er jetzt lebhaft. »Nicht das – wahrlich! – ist der Grund! Keine Seele hängt treuer an euch als die meines Paulus. Aber diese Seele war krank: ist es wohl noch! Unüberwindliche Furcht vor der Welt, Scheu vor den Menschen hat ihn urplötzlich befallen: so wollte er die stille Klosterzelle am Garigliano, die volle Einsamkeit nie mehr verlassen, selbst nicht, um euch beide wieder zu sehen.« – »Du sprichst wahr,« nickte der Herzog, wieder in die Cartula blickend, »der Abt schreibt: ›Ich kenne ja aus deiner wahrhaftigen Beichte die Gründe dieser Weltscheu, deiner Vergrabung in die Einsamkeit. Aber ich mußte die giftige Pflanze der Verzweiflung an der eigenen Willenskraft an ihrer Wurzel ausreißen: du solltest auch jene Augen wieder schauen können, die du vor deiner plötzlichen Weltabkehr zuletzt gesehen: du solltest stark sein, ohne Erschütterung auch diese Menschen – auch diese! – wieder zu sehen ohne Rückfall in Welt-Furcht, in Furcht vor dir selber: du solltest alles Kranke in dir als überwunden mir darweisen und selbst empfinden.««

Da zog ein schmerzliches Lächeln um die seinen Lippen des Mönches. Sein Bruder seufzte unhörbar: »Armer Paulus!«

Der Herzog las weiter: »Ob du aber schon so weit genesen, dich in den glänzendsten Hof des Abendlands wagen zu wollen, zu können, – das kann ich nicht wissen: das muß ich dir zu prüfen überlassen. Entscheide. Aber rasch: Herr Karl kennt keinen Aufschub. Der Bote sollte dich flugs aus dem Kloster in das Frankenreich entführen. Der heilige Geist erleuchte dich und führe dich zu der richtigen Wahl.«

Der Herzog warf das Pergament auf den Tisch: in seinen scharfen Augen blitzte leidenschaftlich ein Gedanke auf: den wollte er wohl gern vor allen verbergen, denn er senkte die Wimpern, als er rief: »Versteht sich! du mußt dem Rufe folgen.«

Hoch erstaunt sahen alle drei auf ihn: der Gasindus fand zuerst ein Wort: »Wie, Herr? Der gehaßte Karl will Euch dieses goldtreue Herz entführen und Ihr helft dazu?« – »Nun, das *Herz*,« sprach Frau Adalperga innig, »wird uns wohl bleiben, auch wenn's in Aachen schlägt.« – Da warf sich der so stumme, verhaltene Mönch ihr zu Füßen und küßte den Saum ihres Gewandes: »Dank, hohe Fürstin, für dies Wort, für das Vertrauen: – es heilt gar viele Wunden.« Er erhob sich rasch: »Aber wie sollte ich das Menschengewimmel am Hof Herrn Karls ertragen, ich, der nur gezwungen aus der Cella sogar hierher ging?«

Einstweilen hatte der Herzog seinen Gasindus am Arm ergriffen, aus dem Tempel geführt und in sein Ohr geflüstert.

»Ich verstehe,« erwiderte der: »Ja, das ist ...« – »Schweig! Höre weiter! Er soll, er *darf* ja gar nicht merken, was wir durch ihn erkunden wollen. Aber wenn er uns alles von dort berichtet, dann ...« Und er ging mit ihm ein paar Schritte rund um den Tempel.

»Also,« sprach Adalperga zu ihrem Freund und sah ihm eindringend in die Augen, »Ihr werdet nein sagen, obwohl der Herzog es wünscht?« – »Ich sage nein.« – Da erhob sie sich von der Bank, trat einen Schritt näher, legte leicht – nur einen Augenblick – die Rechte auf seine Schulter: er erbehte. »Auch, wenn *ich* es wünsche, wenn *ich* Euch darum bitte?« – »Adalp ... Frau Herzogin! *Ihr* mich bitten – mich!« – »Hört den Grund. Jeder Mensch soll dahin eilen, wo er seinen Freunden – und Ihr *seid* unser Freund, ich weiß es! – am meisten nützen kann: das ist für uns ein Freund *dort*: – am Hof Herrn Karls. Vernehmt, – aber schweigt gegen alle, auch gegen meinen Gemahl! es ist das erste Geheimnis, das ich vor ihm hehle! – ich ahne, ach nein: ich weiß: der Herzog sinnt auf – – Bruch mit Herrn Karl.« – »Da sei Gott vor!« flüsterte Paulus und erleichte. »Sein Schwur!« – »Eidbruch! Auch ich zittre davor. Ich fürchte, ich kann den Rachezorn meines Gatten nicht zurückhalten, sobald er sich stark genug wähnt. Er rennt sich, – uns alle ins Verderben. Dann, dann ist mir von höchstem Wert ein Fürsprecher am Hof, ein Freund, ein Liebling des Siegers: – denn das werdet Ihr so sicher werden wie aller Menschen Liebling mit Eurem goldnen reinen Herzen.« – Des Mönches Antlitz verklärte ein edler Glanz: »Zwar wird das mir nie zuteil werden! Aber schon der Gedanke, daß *Ihr* daran glaubt, und daß *Ihr* wünscht ...! Ich verspreche Euch, vermag ich es, so rette ich Euren Gemahl aus jeder Gefahr – um jeden Preis!«

Da traten die beiden Männer wieder in das Tempelrund: der Gasinde flüsterte noch auf den Stufen: »Es wäre freilich gar wertvoll. Aber er geht nicht hin.« – »Wer weiß! Wir sind alle ehrgeizig. – Nun, Paule, wie steht's? Muß ich Euch Gründe nennen? Sagt Ihr noch immer Nein?« – »Ich sage: Ja. Die Frau Herzogin hat mich bekehrt: ich gehe an den Hof Herrn Karls, weil ich – vielleicht – dort Gutes wirken kann.« – »Trefflich,« rief

der Herzog mit einem triumphierenden Blick auf seinen Gefolgsmann. »Jedenfalls Besseres als in der Klosterzelle. Und ganz anderes!«

VI.

»Seinem hochehrwürdigen Vater und Herrn Theudemar dem Abt, Paulus, Warnefrids Sohn, der Mönch.

Hätt' ich auch nicht verbrochen, Euch, dem hohen Paar zu Benevent und meinem herzgeliebten Bruder oft und ausführlich Nachricht zu schreiben von all' dem, was ich seit unserer Trennung erlebt und erfahren im Reiche der Franken, es würde mich das Herz dazu zwingen, die Fülle, die überwältigende Fülle der Dinge, die es bewegen, die es zu sprengen drohen, vor Euch auszuschütten. Es ist eine Welt der Wunder, in der ich lebe: aber das Wunderbarste der Wunder ist er, der Unvergleichliche, der Unschilderbare: ist Herr Karl!

Ich weiß, hoher Herzog, diese Worte wecken Euren Zorn: aber ich muß der Wahrheit Zeugnis geben: ja, ich muß: es ist Pflicht: denn lernt Ihr die Wahrheit über diesen Mann, den Unbezwinglichen, dann müssen Euch jene Gedanken vergehen, jene Hoffnungen siegreichen Rachekampfes wider ihn, die Euch im geheimen bewegen: – kenn' ich doch Euren trotzgemuten Heldensinn. Ich flehe Euch an, zu Eurem, Eures Hauses, unseres Volkes Heil: – gebt sie auf, jene Hoffnungen, verscheucht sie für immer, fügt Euch in das von Gott Gewollte. Ja, von Gott, nicht von jenem Sterblichen. Denn fest wie all' sein Volk, wie er selbst glaube ich: Herr Karl ist Gottes des Herrn auserkorenes Rüstzeug, seine Kirche zu beschirmen, seinen Namen auszubreiten unter den Heiden, das Reich Gottes auf Erden zu begründen: ich glaub' es, was seine Völker, was auch seine Feinde raunen: der Engel des Herrn schwebt zu seinen Häupten Tag und Nacht: von seinen Augen strahlt ein Glanz, erhaben, blendend und doch so herzwinnend durch eine wunderbar warme Güte der Seele. Ihn schildern, das kann niemand: erleben muß man ihn!

Ich sah ihn zuerst in Poitiers, wohin mein treuer Begleiter, Bischof Constantius von Chur, mich über Aosta, Lyon und Limoges zu ihm führte: der Herrscher brachte dort mit eigener milder Hand Hilfe den schwer durch Mißwachs, Hunger und Hunger-Seuche getroffenen Provinzialen: ich traf ihn in der fieberverpesteten Hütte eines armen Winzers; die Ärzte scheuten die Ansteckung, er nicht. Er richtete sich auf von dem Lager des Kranken, über das er sich gebeugt hatte, und sah mich lang an mit seinen großen, die Seele durchdringenden Augen: dann lächelte er, reichte mir die mächtige Hand und sprach: »Mönchlein, du gefällst mir: in dir ist kein Falsch. Aber zu wenig Blut. Bring du uns dem Himmel näher, – wir wollen dich, du bleicher Geist, der Erde näher bringen.«

Von Stund an war mein Herz, mein Geist, mein Wille sein eigen! Wir blieben in Poitiers, bis die Seuche erloschen und der mitgeführte Geldvorrat ausgespendet war, dann begleitete ich den König quer durch Gallien gegen den großen Rheinstrom hin und in seine dortigen Villen zu Metz, Diedenhofen, Düren, endlich hierher, in das große Palatium zu Aachen! Hier erst, in seiner wahren Heimat-Pfalz, ging mir das ganze

Wesen des Mannes auf und seine Größe! Nicht das Gedränge der Gesandten all' der Fürsten und Völker, die seine Gunst suchen, vom heiligen Vater bis zum Sultan Arraschid zu Bagdad, von den dänischen, angelsächsischen, den asturischen Königen bis zu den Boten des Kaisers aus Byzanz, – nicht die Geschenke, die Schätzungen, welche sie huldigend ihm zu Füßen legen, erregen mein bewundernd Staunen, – nein, die väterliche Liebe, mit der er unermüdlich der Bedrängten, der Armen, der Hilflosen in seinem weiten Reiche gedenkt. In der Nacht springt er vom Lager und schreibt den Namen eines kleinen Bauern fern in den Alpen Bajuvariens am Inn oder an der Loisach, dessen Hilferuf gegen den gräflichen Unterdrücker noch nicht erhört ist, auf seine schlichte Gedenktafel von Schiefer, er, der schreckliche Schlachtenschlager, der ›eiserne Kark‹, er trägt in der Brust das gütevollste Herz.

Und sein Geist! Er hat mich gewürdigt der Aufnahme in den Kreis von weisen Meistern, die seinen Hof zu einer hohen Schule machen. Hier lerne ich von dem ernstesten Angelsachsen Alkuin, von dem wir ja alle zu lernen haben, hier traf ich den Landsmann Petrus von Pisa, hier den edlen Goten, den schönheitdurstigen und schönheitspendenden Theodulf von Orleans. Und mit so vielen andern noch darf ich Unwürdiger wie mit meinesgleichen verkehren! Und ganz wie einer von uns lebt und forscht und tafelt und scherzt mit uns auch der mächtigste Herrscher des Abendlands, er neckt und läßt sich necken in Prosa und Gedicht, der ›David‹ dieser Tafelrunde, wie wir ihn, jeden Titel und Hofzwang meidend, nennen müssen: wie Alkuin Horatius Flaccus ist Angilbert, des Herrschers vertrautester Rat, Homer und der junge liebenswerte Einhart – auch manche Jungfrau des Hofes findet ihn so! – heißt gar Beleseel nach dem kunstreichen Baumeister der Stiftshütte, weil der Kluge, Feine gar kunstverständlich ist in allerlei Bauwerk. Der ist mir von allen der Liebste, meiner Seele der Nächste geworden.

›Wie sie wohl meinen Paulus getauft haben?‹ forscht hier mein neugierig Brüderlein. Ei seltsam genug! Am dritten Abend unsrer Tafelrunde stieß sich Freund Einhart an dem einzigen ›Ungetauften‹ in dem Kreis und bat Herrn Karl, mir einen Namen zu wählen: der sah mir ernsthaft ins Gesicht, dann lächelte er: ›nun reichlich – reichlicher als mit Fett und Muskeln! – hat ihn der Schöpfer bedacht mit der Nase. ›Ovidius Naso‹ wollen wir ihn nennen.‹

Alle stimmten laut lachend bei und Einhart meinte: ›Aber die *ars amandi* müßte er wohl erst lernen, um sie zu lehren.‹ Da lachten sie alle noch lärmender. Ich aber schwieg und dachte: ist das eine Kunst? Ich meine, lieben ist nicht eine Kunst, ist eine Notwendigkeit, ein Herzenszwang. Könnte ich euch, ihr in dem Herrn Geliebten, auch *nicht* lieben? Ich muß, ob ich will, ob nicht! – Nicht müde wird der Herrscher bis in die späte Nacht, uns zu fragen, sich zu belehren. Und mich hat er – die hohe Fürstin hat beschämend richtig geweissagt! – gar bald tief in sein großes Herz geschlossen: auch wenn es nicht Freund Einhart und dessen gar eifrige Schülerin, die schöne Königstochter Emma, versicherten, – ich merke es mit glückseligem Dank täglich an allerlei Dingen und Worten im Ernst und Scherz.

Gestern bei der Abendtafel lobte ich die persischen Äpfel, die ihm der heilige Vater als Geschenk gesandt aus seinem Garten am Tiber: als ich spät Nachts heim komme in mein Hospitium neben dem Palast, finde ich sechs der schönsten mit einem Zettel: ›sie seien nicht geschenkt, verkauft, je um vier Verszeilen, und beim Frühmahl müsse

ich die fertig vorlesen«. Da galt es fleißig dichten bis zur Hahnenkraut, denn Theodulf und Angilbert dichten schön, aber richten scharf. Nun, sie waren alle zufrieden, – Die hohe Fürstin gedenkt vielleicht noch der Verse, die sie mir zuweilen auftrug in Pavia: – ach, die waren doch viel besser. Wie oft gedenk ich mit Heimweh der Seele der schönen Tage am Tessin! – –

*

Dieser Brief wird, ich merk' es, ein ganzes Tagebuch: nun, ein solches habt ihr ja, hat zumal der Herr Herzog gewollt, und heute hab' ich das Wichtigste zu melden, was mir bisher am Hof begegnet: eine hohe Auszeichnung: manche beneiden sie mir, meint Einhart. Der König winkte mich heran in aller Frühe bei seinem Ankleiden, dem nur die Vertrautesten beiwohnen dürfen: – er gibt ihnen dann wohl Aufträge, die ihm in schlafloser Nachtstunde gekommen, – lachte mich an mit seinem sonnigen Lachen und sprach: »Paule, mein Liebling, heute Nacht gab mir der Herr wieder einmal die Weisheit im Schlaf, das heißt im Traum: du weißt, Rothtrud, mein schön Töchterlein, ist verlobt mit Constantin, dem Sohn des Kaisers Leo zu Byzanz. Zu Ostern bring' ich sie mit großem Geleit nach Rom: von dort schiffst sie sich ein nach Byzanz: so soll ein Sproß unsres Königshauses auch die Kaiserkrone tragen: bei Sankt Denis, wir sind es wert –! Würdiger als mancher dieser »Romäer« da drüben würde mancher von uns heißen: »*Imperator Romanorum*«. Aber genug hiervon. Nun, soll schön Rothtrud über Griechen herrschen, muß sie ihres Volkes Sprache verstehn: denn sie soll nicht, wie jene byzantinischen »*Imperatrices*«, die sie auf Goldgrund malen, steif, regungslos, wie lebendige Tote, nein, wie eine pflichtgetreue Königin der Franken, die emsige Hausfrau des Herrscherhofes, wie ihre Mutter, meine herzgeliebte Frau Hildigard – Gott segne sie alle Stund' und führe sie bald wieder aus ihren Mutter-Schmerzen! – soll meine Tochter da drüben walten, die Tränen der Bedrängten trocknen, ihre Klagen stillen: dazu muß sie aber diese Klagen *verstehen*: griechisch muß sie lernen! Nun hat zwar der Imperator auf mein dringend Verlangen – er selbst und sein Sohn waren – seltsamerweise! – gar nicht auf den Gedanken gekommen, was doch mehr ihre als meine Sache! – mir zwei feine Griechen seines Palastes geschickt – in prahlerisch prunkenden Seiden-Gewanden: nahm sie neulich mit auf die Saujagd in die Ardennen, wußte, es werde regnen – da lachte er so recht fröhlich vor sich hin – regnete auch: tüchtig wurden sie naß bis in ihre feine »romäische« Haut, die Seidenfetzen verschrumpften. – Einen Alten und einen Jungen: der Alte ist mir aber zu alt d. h. zu langweilig: wohnte neulich einer Lehrstunde bei, schlief ein nach einer halben! – auch mag ich nicht den bösen Falschblick seiner Augen; der Junge aber – Agathon heißt er – ist mir zu jung: meine Rothtrud ist gar schön! Nun schlief ich ein in Sorge darüber, wer mir wohl die beiden Griechen ersetze? Und im Traum tratest du an mein Bett, du mein Paule, mit deinem lieben, nur allzubleichen Gesicht und sprachst: »Herr König, ich kann gut griechisch. Und ich bin treu, nicht falsch. Und jung zwar bin auch ich, aber ich bin Sankt Benediktus zu eigen.« Da sprang ich vom Pfühl und schrieb quer über meine ganze Tafel und alles, was schon darauf stand – da sieh her! – »Paulus der Mönch lehrt sie griechisch!« Und so soll's werden! Wenn du willst, heißt das. Willst du? Ist dir schön Rothtrud nicht zu schön?« lachte er. Ich neigte mich und sprach gerührt: »mit Freuden will ich«. Denn Fürstin Rothtrud ist mir nicht zu schön. – –

*

Nun hat der Unterricht seit einigen Tagen begonnen. Ich staune: ein paar Wochen hat sie der alte Elisäus schon gequält: und was hat sie gelernt? Nichts! Gar nichts! Und dabei ist die junge Fürstin hellen Geistes, raschen Verstandes und hat ein wunderbares Gedächtnis. Aber freilich, erwäge ich ihr ganzes Verhalten bei meinen weisen Lehren, so begreif' ich ihr Nichtwissen, wenn sie's mit dem Alten ebenso getrieben hat. Sie hört mir zu, engelgeduldig: nur denkt sie einstweilen offenbar an etwas ganz anderes! Dabei lächelt sie immer vor sich hin, zuweilen mutwillig, so daß ich meinte, sie lache mich aus: aber nein, denn meist ist es ein still seliges vor sich hin Sinnen und Lächeln, ein beneidenswertes, geheimes Glück verratend. Auf Mädchenlächeln aber, auf Mädchen überhaupt versteh' ich mich gar nicht, o Fürstin Adalperga!

*

Am Schluß der heutigen Stunde – jetzt eben – hörte ich etwas, das gewiß den Schlüssel des Geheimnisses birgt: leider verstand ich zu wenig davon. Fürstin Emma, die den Stunden beiwohnt – sie schreibt dabei gar eifrig an den Übersetzungen ins Latein, die ihr Freund Einhart aufgibt – flüsterte der Schwester beim Hinausgehen etwas zu – ich nahm gerade in der Ecke meinen schwarzen Mantel um, aber ein wenig hörte ich doch: – es war offenbar eine Mahnung, merksamer zu sein, ihre schriftliche Aufgabe fleißiger zu machen: da antwortete Rothtrudens metallische, glockenreine, aber auch glockentiefe Stimme: ›Ach was! Lerne du nur weiter bei deinem Einhart und kümmere dich nicht um mich. Du wirst doch nicht etwa glauben, daß ich jemals den Griechenprinzen nehme?‹ Und lachend schwebte sie hinaus. – Was soll das heißen? Den König, den ganzen Hof, mich zum besten haben?

*

Allgütiger Gott! Dank den Heiligen, daß sie mich unwürdig Werkzeug wählten, ein schändliches Verbrechen zu verhindern! Kaum hatte ich heut' in aller Frühe mein Morgengebet vollendet, als an mein schmales Kämmerlein gepocht wurde und herein trat zu meinem höchsten Staunen meine fürstliche Schülerin, ehrerbietig gefolgt von einem gar stattlichen, schönen Herrn: ich kannte ihn gut, es ist ihr Mariskalk, Graf Rorich von Maine, einer der prächtigsten von unsren – d. h. von des Königs! – Palatinen. Die Jungfrau hob an: ›Verzeiht, mein weiser Lehrer, den Verdruß, den Euch die ungelehrige Schülerin gemacht hat. Die Schule ist aus, denk' ich: zu ihrem, aber auch zu Eurem Heil, Sprecht, Graf von Maine.‹ Und den traf ein kurzer Blick, welchen wohl andres noch als Dank durchglühte, – soviel verstehe sogar ich von Mädchenblicken.

Der Graf neigte sich höfisch vor mir geringem Mönch und begann: ›Mein ganzer Dienst, all meine Treue und Sorge ist Fürstin Rothtrud geweiht und wird es bleiben mein Leben lang. Unleidlich war mir von je der Gedanke, die Herrliche dem falschen Byzanz anzuvertrauen, und einem – ich weiß es! – ungeliebten Mann. Mit Argwohn beobachtete ich von Anfang an die beiden Griechen, zumal Elisäus: mir fiel auf, daß sie, sowie ein weiterer Gesandter vom Kaiser eintraf, geheim tuschelten, sich Nachts heimlich besuchten und besprachen. Gestern nun – Ihr wißt es – kam wieder ein Bote aus

Byzanz mit allerlei Schreiben – an den König, die Königin, Fürstin Rothtrud, – die offen übergeben wurden: es stand – wie gewöhnlich – nichts drin als griechischer Wind. Nach dem Nachtmahl sah ich Elisäus und Agathon durch den Palastgarten nach ihrem Hospitium schreiten, in eifrigstem Flüstergespräch, in hitziger Erregung offenbar: ich folgte ihnen leise: die mond- und sternenlose Nacht, das Dunkel der hohen Bäume verbarg mich, da hörte ich, – als Gesandter des Herrn in Byzanz hab' ich zwar nicht die Sprache schreiben oder sprechen, wohl aber ein wenig verstehen, auch etwas buchstabieren, gelernt, – wie der Alte zu dem Jungen sprach: er war des Weines voll, wankte im Gang und zitterte an den Händen: »Jetzt ist das Netz gespannt, alles verabredet! Drum gönnte ich mir ein paar Becher Falerner mehr denn heute erhielt ich, durch den Boten des Kaisers, von dem Protonotar die geheime Meldung, – hier im Gürtel barg ich sie« – er klopfte darauf – »schön Rothtrud ist schon so gut wie gefangen im Meerturm am Bosphorus. Wehe diesen Barbaren!« Damit erschloß er die Haustür ihres Hospitiums: ich wollte herzuspringen, – ihn fassen: aber da sah ich in dem Licht, das aus dem geöffneten Gang strahlte, etwas Weißes auf die Erde gleiten: wie er den Schlüssel in der Gürteltasche suchte, war ihm das Schreiben herausgeglitten, so hoffte ich: und so war es. Ich raffte es auf, lief in den Hof des Palastes zurück, wo in dem Tor die Pechfackel brennt und las, – ach wollte lesen! Es waren zwar griechische Buchstaben, aber in einer Geheimschrift – von niemand zu entziffern,« schloß er seufzend.

›So fürchtete mein Freund,« fiel die Jungfrau rasch ein. ›Als er aber heut' in aller Frühe – er hat täglich mit mir auszureiten!« erklärte sie ein wenig errötend – ›s ist sein Amt! – mir vom Roß herab die Rolle reichte, – da gedacht' ich, wie Ihr, gütevoller Lehrer, der Schülerin auch von jenen Geheimschriften der Griechen gesprochen, jenen, – wie heißen sie doch?« – »Formatae.« – ›Und wie Euer großer Lehrer – wie hieß er doch?« – »Flavianus!« – ›Jawohl, – Gott segne Flavianus! – Euch auch eine Anzahl solcher byzantinischer Geheimschriften entziffern gelehrt habe. Geben die Heiligen, daß diese darunter war!« Und sie zog aus dem Busen den zerknitterten Papyrus und reichte ihn mir mit zitternder Hand.

Ich sah hinein: ›Gelobt sei der Herr« rief ich, ›ja, das kann ich lesen.« Und ich las: – und erschrak bis zum Tode: der Herzschlag stockte mir: ›das – das ist teuflisch!« sprach ich dann. ›Auf, zu Herrn Karl.«

Alsbald standen wir vor ihm, der Graf wiederholte dem Staunenden seinen Bericht, der König sah in den Papyrus: ›das ist die Schrift des Protonotars,« sprach er. Ich aber las mit oft versagender Stimme: ›Ein Dämon muß diese Barbaren betört haben zu dem Wahne, der Basileus der Romäer werde seinen Sohn vermählen mit dem Kind dieses Räuberkönigs, der uns die schönsten Provinzen Italias entrissen. Der plumpe Bär ging in die seiner Eitelkeit gestellte Falle. Sowie das Püppchen in Byzanz gelandet, – in den tiefsten Turm mit ihr als Geisel. Und nicht eher – bei des Kaisers Haupt! – soll sie das Licht der Sonne wieder schauen, bis ihr Vater all' seinen Raub: Rom, Ravenna, ganz Italien, Istrien, Dalmatien herausgegeben hat. Droht er mit Krieg, so lachen wir: er hat ja nicht zehn Schiffe! Und schön Rothtrud hat nur *eine* Nase und nur *zwei* Augen.«

Da stieß Herr Karl einen Schrei aus, wie ich im Leben nie gehört, nicht wie ein Mann, – wie ein edles, todwund getroffenes Tier. Dann ballte er beide Fäuste, reckte sie gen Himmel, einen furchtbaren Fluch zu stammeln: aber sieh: er fluchte nicht: plötzlich, wie

blitzgetroffen, sank er auf beide Kniee, faltete die eben grimm geballten Fäuste zum Gebet und sprach: »Herr mein Gott, ich danke dir. Ich danke dir für deine wunderhafte Gnade, mit der du mein armes Kind gerettet hast. Ich danke dir, Herr mein Gott! All' mein Leben sei dir ein Dank für diese Stunde.« Seht, das ist Herr Karl.

*

Ich konnte gestern nicht weiter schreiben, meine Seele zitterte zu stark. Ich fahre erst heute fort. Die beiden Griechen wurden gefangen gesetzt: mit der Folter bedroht, bestätigten sie alles, was der Brief enthielt. Der König wollte beide zum Tode verurteilen und hinrichten lassen: aber die Frau Königin Hildigard auf ihrem Krankenbett – sie ist ein Engel auf Erden! – erbat beider Leben als Dank für die Rettung der Tochter. So wurden sie in Fesseln nach Italien geschickt, um eingeschifft zu werden nach Byzanz, dorthin die Kriegserklärung König Karls zu tragen. Aber lange vor ihrer Ankunft, mein' ich, werden die Kaiserlichen in unsrem Vaterland die Rache Herrn Karls verspüren: er hat das ganze Heer der Franken aufgeboten von der Avarienmark bis Barcelona, von der Eider bis an den Tiber. Italiens Erde wird gar bald dröhnen unter dem Fußtritt ungezählter Scharen: bei deren Anblick wird wohl jedermann – hört ihr's? jedermann! – den Gedanken an Widerstand gegen Herrn Karl aufgeben.

*

In eurer Güte, hohes Herzogpaar und Herr Abt und in deiner brüderlichen Liebe, mein Arichis, werdet ihr nun vielleicht fragen, wie es in diesen gewaltigen Weltmeerwogen das Schifflin des Mönches Paulus getragen hat?

Zuerst kam mir als Dank meines verdienstlosen Verdienstes eine gar liebliche Herzensfreude: am Abend desselben Tages pochte es wieder an die Tür meines Kämmerleins und herein traten wieder Fürstin Rothtrud und der Mariskalk, aber diesmal Hand in Hand: und mit strahlendem Antlitz – da war sie wirklich schön, Frau Fürstin, das sah selbst ich! – sprach sie: »o Mönch Paulus des Warnefrid Sohn, kurze Zeit mein Lehrer, aber mein Freund alle Zeit meines Lebens, habt den Dank der Geretteten. Und verzeiht der Schülerin, daß sie so unaufmerksam war und lachte statt zu lernen. Wisset, ich war entschlossen, nie des Kaisersohns zu werden. Nach Byzanz hätten sie mich wohl führen können, aber nie in seine Arme. Denn« – und hier errötete sie wieder und stockte eine Weile, aber gar nicht lange – dann fuhr sie freudestrahlend fort – »denn ich liebe einen andern: stolz sag' ich's: – diesen da! Und der lieben Mutter hab' ich's heut an ihrem Bette gestehen wollen: aber die hat gelacht und gemeint, »das weiß ich viel länger als du. Und ich habe,« fuhr die goldene Mutter fort, »heute dem Vater das Wort abgenommen, daß er nie eines meiner Mädchen ungeliebtem Manne gibt. Und er wird's halten.« Und all' das sag ich Euch, Mönch Paulus, unter allen am Hof ganz allein, weil ich weiß, es erfreut Euch, wenn Ihr auch gar nichts davon habt, denn Ihr habt ein ...« da sagte sie was von meinem Herzen. »Mein Vater kann und wird Euch lohnen mit Ehren und Gütern« – als ob Sankt Benedikts Schüler das annehmen dürfte! aber die Glückliche dachte nicht daran! – »ich aber lohn' Euch so.« Und eh' ich mich's versah, faßte mich die Hochgewachsene an beiden Schultern und küßte mich mitten auf die Stirn. Ich beichte, Vater Theudemar, aber es geschah ohne, ja wider meinen Willen. Und es ist der erste Weibeskuß, den ich, seit die Mutter starb, empfangen.

›Aber,‹ fuhr sie fort, ›neben diesem weltlichen Mädchendank – der Graf ist nicht eifersüchtig, nicht, Rorich? – nehmt hier ein heilig Andenken: zierlich in Gold gefaßt einen Splitter vom Kreuze Christi. Harun Arraschid hat ihn mir geschickt: der gute Heide meinte, das Kleinod bringt Glück in der Liebe. Nun, das braucht es uns nicht noch zu bringen – nicht, Herr Mariskalk? – und Euch *darf* es nichts der Art bringen! – aber Alkuin lehrt, es gibt Kraft der Entsagung und die kann ein Mönch brauchen.› Da trat Graf Rorich vor, gab mir die Hand und sprach: ›Und, Mönchlein, willst du mal einem Wunsche *nicht* entsagen, – hier ist ein Schwert, das soll dir ihn erkämpfen. Und ein treu ergebener Wille, der dir gerne dient.‹

*

Und Herr Karl, so werdet ihr jetzt wohl fragen – wie hat er den Zufall – nicht wahrlich das Verdienst! – des Mönches belohnt? Hört nur, wie überreich! Früh am andern Morgen ließ er mich rufen. Ich hatte kurze Zeit auf ihn zu warten in einem Empfangsaal, den ich noch nie betreten: da sah ich denn jenes angebliche Wunderwerk, das ihm, wie die Leute fabeln, Gott der Herr selbst aus seinem Himmel durch zwei Engel hat heruntertragen lassen: nämlich auf hohem Gestell von Alabastron eine mächtige Goldscheibe, darstellend den ganzen Erdkreis, mit allen Meeren und Strömen – die aus Silber! – mit allen Inseln und Gebirgen, allen Ländern mit ihren wichtigsten Städten – diese aus allerlei Perlen und Edelsteinen: so fand ich gleich Pavia, – wie suchte ich es! – Benevent, Friaul, Aachen. Diese Scheibe wirkt das Wunder, – so flüstern die Leute, – daß, wo immer in einem Ort seines Reiches die Mark vom Feinde verletzt oder auch im Innern Aufruhr erhoben wird, da – an dieser Stelle, – ein leises Klingen von Innen heraus ertönt, so daß Herr Karl sofort, ehe die Feinde das für möglich halten, die Gefahr erkennen und seine raschen ›Scarae‹ dahin werfen mag. So erklären es sich die Menschen, daß er jede Gefahr in seinem weiten Reich so rasch entdeckt, so rasch und unfehlbar abwendet. Aber die Sage mag eine Warnung sein für alle, die Erhebung planen gegen Herrn Karl: wie ich so einsam neben der Scheibe stand, war mir, ich höre aus ihr ein leises Klingen: – aus der Gegend von Benevent. – – –

Als bald sprangen die Doppeltüren des marmorgetäfelten Saales auf und herein schritt aus dem Innern des Palastes gerade auf mich zu Herr Karl, aber nicht allein, gefolgt von gar vielen Geistlichen und Weltgroßen des Hofes: ich erkannte den wackern Helden Gerold von Bayern, – den Bruder der Königin, – den Markgrafen Roland von Bretagne, des Königs Neffen, und den von ihm unzertrennlichen Vizcomes Oliver von Viane, den Markgrafen Erich von Friaul, den Grafen Wilhelm von Orange, Bischof Arn von Salzburg.

Dann alle die trauten Genossen unserer ›Akademia‹, wie uns Meister Alkuin neulich taufte: ihn selbst, Einhart, Angilbert, Petrus, Theodulf und die andern: der Graf von Maine lächelte mir zu und legte den Finger auf den Mund: – unnötige Sorge!

Als sich der Halbkreis hinter ihm geordnet hatte, sprach Herr Karl und sein Auge leuchtete mich an, daß in das meine die Träne der Rührung trat: ›Sohn Warnefrids, Paule, mein Liebling: all diese meine Getreuen wissen, welch großen Dank ich und mein Haus dir schulden. Nie kann ich dir vergelten. Aber alle Welt soll wissen und vor allem mein Hof und mein Reich, wie tief ich solche Dankespflicht empfinde. Dem Mönch darf ich nicht Allod, nicht Beneficium bieten, nicht Gold noch köstlich Gewaffen noch

weltlich Amt in Hof oder Reich: lebst und webst du doch im Geistlichen, in der Kirche: aber in diesem deinem kirchlichen Stand stehst du mir lang schon viel zu niedrig! auf meinen Wunsch wird dich der gute Herr von Salzburg – siehst du, dort steht er! – gar geschwind mit rascher Häufung der niedern Grade zum Diakonus weihen an meiner Stiftskirche zu Aachen, und ›Paulus Diakonus‹ soll fortab dein Ehren-Name lauten, von deinem König dir verliehen. Doch mehr: gern möcht' ich dich für immer um mich haben: dein Abt Theudemar gibt dich gewiß aus seinem Kloster frei, verlangen wir das beide: und so sollst du – bei deiner Jugend noch unter meinem Archicapellanus – mein Capellanus werden und fortab dienen, leben und wohnen in der Capella meines Palatiums. Sprich, willst du das, mein Sohn?<

Mich überwältigte fast die Rührung: ach, neben dem Dank für soviel Güte ward das Heimweh so übermächtig in mir, die Sehnsucht nach euch, ihr Hohen und Lieben, in der Heimat, die Sehnsucht nach meiner stillen Zelle am Garigliano, nach dem gütigen, weisen Abt, nach dem treuen Bruder, ja auch nach den Pinien und Cypressen des Schloßgartens von Benevent, daß meine ganze Seele erschrak bei dem Gedanken, mein Leben lang von dort, von euch verbannt zu sein: so faßte ich mir ein Herz – es war nicht leicht, so reiche Güte auszuschlagen! – und sprach: ›Nein, Herr König! Ich danke dir vom Grund der Seele: aber meine Stätte ist nicht hier, nicht in Glanz und Lärm der Welt, sie ist in meiner Heimat, in meinem Kloster, in meiner Zelle: dorthin laß mich zurückkehren: dort will ich ein großes Werk, das Werk meines Lebens schreiben: du und Fürstin Rothtrud ihr braucht mein Griechisch nicht mehr.<

Ein leicht Gewölk flog über seine klare Stirn, doch freundlich sprach er: ›Ich hab's gefürchtet, denn ich kenne deine stille Seele. Ein großes Werk? Ich ahne: du sprachst davon. Mag's sein! Aber die Flucht von mir hinweg wird wohl nicht eilen. Den Capellanus schlugst du aus –: so erbitte dir irgend eine andere Gnade von mir: denn den Diakonat gibt dir die heilige Kirche. Wähle! Wünsche!<

›Herr König, ich habe keinen Wunsch.<

›Wohl, jetzt, für dich. Aber – nach deines Herzens Art! – etwa für andere.<

Ich sann nach: da fiel mir ein, wie's mich erschüttert hatte, als ich jüngst – von ungefähr war ich dazu gekommen auf dem Marktplatz von Aachen – einen zum Tod Verurteilten – wegen *infidelitas* – zum Galgen schleifen sah: er sträubte sich mit allen Kräften, er wand die Glieder in seinen Ketten, die Todesangst stand auf seinem Gesicht: – es war grauenhaft! ›Wohlan, Herr König,< rief ich kurz entschlossen, ›so gewährt mir eine Freibitte, wie sie bei mir daheim in Langobardien zuweilen Abten oder Äbtissinnen verliehen wird.<

›Freibitte? Für wen? Von was?<

›Für einen Verurteilten: – vom Tode.<

Der König stutzte einen Augenblick: er sann nach: ›Hm,< meinte er, ›sonderbar. Recht sonderbar! Aber nein doch: echt christlich, und echt priesterlich. Auch das ist ganz mein Paulus, drum gefällt's mir. So sei's! Aber höre,< lächelte er, drohend den Zeigefinger hebend, ›nur *einmal!* Und nur *einen!* Dein Erbarmen wär' im stande, einen ganzen Schlachthaufen treubruchiger Sachsen freizubitten. Nur *ein* Leben! Und nun, nimm hier, vor seinem ganzen Hof, deines Königs Dank!<

Und er schritt an mich heran und küßte mich auf beide Wangen. Mir schwindelte. Ich entzog mich dem Händedruck der andern, eilte in mein Kämmerlein, warf mich auf die Knie, dankte inbrünstig Gott und weinte, weinte, weinte. Ach, meine Seele, meine undankbare Seele, war nicht hier: – in heißer Sehnsucht war sie bei euch.«

VII.

Als der Herzog von Benevent den langen Brief – Abt Theudemar hatte ihn selbst gebracht – laut zu Ende gelesen, warf er ihn unmutig auf den runden Marmortisch des kleinen Gartentempels und winkte Arichis, ihm ins Freie zu folgen. Adalperga nahm das Schreiben sorglich auf: sie wischte die feuchten Augen und sprach zu dem Abt: »Was für ein Herz!« – »Ja, wahrlich! – Und wenn Ihr es erst kenntet wie ich.« – »Wer so gut ist, der muß doch glücklich sein, nicht, ehrwürdiger Vater?« – »Wohl, wohl, edle Frau, das sollte so sein. Allein ... Ihr seid so gut wie Paulus und doch ...«

»Ich wäre ganz glücklich, quälte mich nicht die Sorge um den Herzog. Ach, und um das Kind unter meinem Herzen, das in so schwerer Zeit in die Welt hineinwachsen soll. Aber vielleicht war es ohne Grund oder doch ist es jetzt ohne Grund: unser Paulus hat mir in diesem Brief eine Last von der Seele genommen. Habt Ihr beachtet seine wiederholte, scharfe Warnung an den Herzog? – Jetzt – nachdem er das ganze Heer des Reiches auf dem Wege nach Italien weiß, – jetzt *kann* doch mein Gemahl nicht an Empörung denken?«

»Wir wollen's hoffen,« erwiderte der Bischof. »Es wäre Wahnsinn. – Aber gebt mir Urlaub, hohe Frau, ich muß noch heute den Rückweg in mein Kloster antreten: es darf nicht verwaist stehen: wirre Gerüchte von Unruhen, von Ansammlung Gewaffneter – ziemlich in der Nähe – schwirren durch die Luft: da darf der Vater nicht den Söhnen fehlen. Schreibt dem lieben Diakon, schreibt ihm bald: und schreibt – selbst: Ihr wißt nicht, wie ihm das wohl tun wird.«

»Gern,« sprach die Frau, sich erhebend. »Obzwar ich nicht verstehe, was der Fromme und Viel-Gelehrte hat von dem Brief einer sorgenschweren Frau.«

VIII.

Mit hastigen, ungleichen Schritten durchmaß der Herzog die schmalen Gartenwege, zuweilen blieb er stehen und riß an einem Zweig, der den Pfad verengte; ernst, schweigend schritt Arichis neben ihm her. Außer Hörweite von dem Tempel, sprach der Fürst: »Diese törichten Warnungen! Sie kommen zu spät: sie machen nur wirr, sie umwölken den Blick und können doch nichts mehr ändern.« – »Und doch hattet Ihr ihn an den Frankenhof zu gehen gedrängt, gerade weil ... –« – »Ja, weil ich hoffte aus seinen Briefen rechtzeitig zu erfahren, was dort geplant werde: ein Späher, ohne Wissen, wider Willen, sollte er mir sein! Nun schreibt er erst jetzt, nachdem hier alles bereit, ja mehr als bereit ist. Das ganze Frankenheer im Anzug: – – und ich kann nicht mehr zurück.« – »Wirklich nicht? Es wäre gut.« – »Das weiß ich allein. Meinst du, ich

bin so tollkühn, jetzt – jetzt gerade! – freiwillig loszuschlagen, nachdem ich das erfahren? Das bedeutet dreißigfache Übermacht. Wir sind verloren.« – »Seht Ihr das ein, Herr, warum dann ...?« – »Weil ich muß, sag' ich dir! Die Ehre gebeut, hörst du? Die Ehre! Das gilt Männern mehr als ein – erzwungener! – Eid auf morsche Knochen.« – »Ja,« sprach der Gefolge, »die Ehre ist das Höchste, so lehrte auch der Vater. Aber wie bindet sie Euch dazu, gerade jetzt ...?«

»Merk' auf! Allein war ich zu schwach, ich habe deshalb mich mit Herzog Hrodgaud von Friaul fest verbündet, – mit dem Bruderkuß der Ehre! – loszuschlagen auf seinen ersten Ruf. Auch von meinen Nachbarn von Spoleto, von Melfi, Asculum, Bovinum hab' ich feste Zusage, zu mir zu stoßen: soll ich all' diese Getreuen, die auf meine Ehre und Waffentreue bauen; schnöde im Stich lassen? Lieber sterben!« – »Gewiß. Freilich bleiben wir auch mit diesen vereint gar schwach. Und an die Griechen in Neapel, in Capua, denkt Ihr doch wohl nicht!« – »Nein, bei Gott, jetzt nicht mehr! Ich hatte an sie schreiben wollen: aber ehrlos war's, nach solcher Niedertracht des Kaisers Hand zu fassen. Nicht mit Neidigen zusammen gehen: – auch nicht zum Siege! Laß mich das Wort der Ehre halten und d'rüber untergehen. Du aber: – rette dich! – Flieh zu deinem Bruder: du bist nicht wie ich gebunden an Hrodgaud.« – »Aber an Euch, Herr, mit jeder Herzensfaser. Auch der Gasinde hat seine Ehre: – sie heißt die Treue. An Eurer Schildseite steh und falle ich.«

IX.

In der folgenden Nacht erreichte Benevent ein Bote des Herzogs von Friaul: er überbrachte das verabredete Zeichen: zwei Schwungfedern des Steinadlers. Sofort brach der Herzog auf, so schwer es ihm ward, jetzt Frau Adalperga zu verlassen, die ihrer Schmerzensstunde entgegensah.

Die Bewegung begann: aber gar bald kam sie zu Ende: es ward kaum gekämpft. Die näher wohnenden Verschworenen, der Herzog von Spoleto, die Grafen von Melfi, Asculum, Bovinum und andere erschrecken bei der Nachricht von dem Anzug des gewaltigen Frankenheeres, sie griffen gar nicht zu den Waffen: die einen eilten nach Rom zu Papst Hadrian, dort ihre Unschuld zu beteuern, die andern suchten zu diesem Zweck Herrn Karl selbst jenseit der Alpen auf. Nur Hrodgaud von Friaul, trotzig und treu, trotzig gegen Karl, treu gegen Arichis, hatte losgeschlagen: gegen ihn zogen die Bayern, geführt von des Königs Schwager, dem ruhmreichen Gerold: bei dem ersten Zusammenstoß an der Livenza fiel der Herzog, tapfer fechtend: Treviso und Cividale (*Forum Julii*) wurden erobert: damit war der Krieg in Friaul zu Ende.

Gleichzeitig wandte sich ein zweites, stärkeres Heer – Franken, Alamannen und Burgunden – gegen den Herzog von Benevent: es zog, geführt von Sigwin von Brabant, Ruodhart, dem Grafen vom Argengau am Bodensee, und Trudulf von Orleans gegen Benevent: auf zwei Straßen von Rom aus: von Nord nach Süd und von West nach Ost. Der Herzog hatte sein Banner und den Befehl über die Scharen seiner linken Flanke Arichis anvertraut. Aber beide Schlachthaufen kamen kaum zum Gefecht: von erdrückender Übermacht unter Sigwin bei Telesa und unter Ruodhart bei Bovinum angegriffen, warfen die meisten, zumal die Italier, die Waffen weg und flohen: die

beiden Arichis versuchten allein mit ihren wenigen langobardischen Gefolgen Widerstand.

Verwundet, vom Gaule gerannt, auf der Erde liegend, hielt der Gasinde zuletzt noch mit den Zähnen das Tuch des Banners fest, dessen Schaft zerhauen war: erst als er vor Blutverlust ohnmächtig geworden, konnte er gebunden werden. So hatte es ihm nichts geholfen, daß er am Tage des Aufbruchs von Benevent dem Altar von Sankt Sabinus zu Spoleto öffentlich eine Wachskerze so lang wie er selber, und in der Nacht vor dem Gefecht Wodan heimlich ein Roßopfer gelobt hatte, um Sieg und frohe Heimkehr!

Dem Herzog aber ward der Helm zerschroten von dem Schlachtbeil des Grafen Ruodhart, dann ward der Betäubte gefesselt: beide Gefangene wurden über die Alpen in das Frankenreich geschickt, während das feste Benevent, der Verteidiger entblößt, sich der Schar Trudulfs von Orleans ohne Schwertstreich ergeben mußte. Fürstin Adalperga ward in der eignen Burg in ehrenvolle Haft genommen.

Es war das Verdienst des Papstes und seiner eifrigen Fürsprache, aber auch die Folge der eignen staatsmännischen Weisheit Karls, daß der raschen Niederwerfung des Aufstandes nur wenige Strafurteile – Verbannung und Vermögen-Einziehung – folgten: man wollte die Menge der Bevölkerung, die nur den Führern gefolgt war, durch Milde gewinnen. Vor allem sollte ja die ganze Frankenmacht in der Halbinsel sofort zu dem Krieg gegen die Byzantiner verwendet werden, was mit solchem Erfolg geschah, daß alsbald kaiserliche Gesandte um Frieden baten, der nur unter beträchtlichen Landverlusten und anderer Genugtuung gewährt ward. Aber jenen Führern freilich war der Untergang fest zgedacht.

Herr Karl war furchtbar zornig über die Empörung, so kurz nach feierlich beschworenen Verträgen: »da wäre ja kein Fertigwerden,« meinte er grimmig, »müßte man jedes eroberte Land wieder und wieder erobern. Ich habe noch gar vielfach anderwärts zu tun für den Herrn Christus, als immer wieder in *meinem* Langobardien: so in Sachsen, in Spanien, in Avarien, dann gegen Dänen und Wenden. Kann nicht immer wieder von vorn anfangen am alten Fleck! Jenen Hrodgaud hat der Schwerttod vor dem Galgen geschützt: aber dieser Beneventaner und sein hartnäckiger Bannerwart und Feldhauptmann, – wie heißt er doch? – die sollen zur Abschreckung dienen für andere.«

Er verwies beide vor das Pfalzgericht zu Chur, wo er damals Hof hielt, dem italischen Kriegsschauplatz näher zu sein. Das Verfahren war kurz genug: die Angeschuldigten waren in handhafter Tat gewaffneten Hochverrats ergriffen, überführt und geständig, vorher den Treueid geschworen zu haben: die Anklage und das einstimmige Urteil gingen auf Tod am Galgen. Das alles war so ganz klar, rechtmäßig und in Ordnung, daß nicht einmal die Verurteilten ein Wort dagegen einzuwenden hatten.

Der Tag der Urteilsfällung – Karl hatte selbst den Vorsitz geführt – war auch aus andern Gründen aufregend gewesen: von manchen Seiten her waren in geistlichen und weltlichen Dingen ernste Vorkommnisse, Schäden, Gefahren gemeldet worden: »Meine goldene Scheibe hätte heute den ganzen Tag singen dürfen,« grollte er, als er gegen Mitternacht die vertrauten Räte entließ, mit denen er gearbeitet, sowie die Cancellarien und Notarien, denen er diktiert hatte. »In Italien ist für den Augenblick – wer weiß, auf wie lange? – Ruhe, die Byzantiner haben ihre reich verdienten Hiebe. Aber jenseit der

Pyrenäen bestürmen die Heiden mein Saragossa, der Patriarch von Jerusalem und Freund Harun sind höchst verschiedner Meinung über ihre Rechte an der heiligen Grabeskirche, und ich soll entscheiden: habe große Lust, sie mir allein zuzusprechen! Die Dänen sind aus dem Danewirke vorgebrochen und haben geheert bis über die Eider, die Tschechen in Bojohemum haben – wie gewöhnlich! – bayrisch Vieh gestohlen, der heilige Vater hadert mit dem Erzbischof von Ravenna um Zollrechte und mit mir um den Ausgang des heiligen Geistes auch vom Sohne, die Avaren wollen, ich soll den Erbstreit unter ihren Chananen entscheiden, – Teufelssöhne sind's alle! – in Alamannien ist großes Viehsterben, meine Villiei in Aquitanien haben mich, wie ich finde, jahrzehntelang betrogen, und auf Korsika und den Balearen sind afrikanische Seeräuber gelandet. Von all' dem werd' ich heut' Nacht wohl träumen! Wenn ich nur erst träumen, das heißt schlafen, kann! Deshalb, hört ihr, Ostiarii, sorgt, daß ich nicht geweckt werde vor hellem Tagesschein, – ja vor der achten Stunde nach Mitternacht! – mag kommen, mag gemeldet werden, wer und was da will. Und wenn der heilige Vater die Tochter Harun Arraschids heiraten wollte: – er soll warten bis morgen Mittag. Wer wacht im Vorsaal?« – »Graf Rorich von Maine.« – »Ist gut. Der ist recht: der meint es treu mit König Karl und seinem Schlaf. So! Leuchte voran, Lucernarius! Gute Nacht, ihr Herren all! Jetzt will ich lange schlafen!«

*

Aber nicht gar lange sollte dieser Schlaf währen. Nach einer Stunde etwa hörte der König sich beim Namen rufen, einmal, zweimal, dreimal.

»Bei Sankt Denis,« schrie der Schlaftrunkene, auffahrend aus dem schlichten Lager von Fellen, »wer hat sich erfrecht, mich aufzustören? Den soll der üble Waland ... wie, Ihr, Graf Rorich? Wie könnt Ihr's wagen? Liegt Euch nichts an meiner Gnade, meinem Wohlergehn?« – »An beiden mehr als an meinem Leben. Deshalb stehe ich hier: denn um Eure Gnade gilt's und Euer wahres Wohl.« – »Hm, Mann, du sprichst aus tiefstem Ernst: bist ja ganz verstört. Was ist? Wer will mich sprechen?« – »Paulus Diakonus, des Warnefrid Sohn.« – »Der? Der sitzt ja fern in Aachen.« – »Er ist viele Tage und Nächte hergeritten ohne Zaum zu ziehn.« – »Was will er?« – »Sein Bruder Arichis ist zum Tod verurteilt.« – »Der Bannerheld? Sehr von Rechts wegen!« – »Der Diakon erfuhr erst kürzlich, daß jener, – daß beide Arichis hier angeklagt sind.« – »Nun, und?« – »Herr König, gedenkt Ihr nicht? ... Seine Freibitte ...«

Da fuhr Herr Karl mit beiden Beinen hurtig aus dem Bette: »ah, Sankt Denis, 's ist wahr. Nun will er ihn ... Höre mal, Rorich,« schalt er, immer noch verdrießlich, »hatte das denn solche Eile? Mich wecken! Gib mir die Schuhe, dort – unter dem Bett stehen sie. Und jetzt den Gürtel. Und den Mantel. – Warum solche Eile.« – »Ihr habt befohlen, Euch erst um acht Uhr zu wecken.« – »Nun, ebendrum! Konnte der Diakon nicht bis dahin warten?« – »Nein, Herr König.« – »Du bist sehr kühn. Warum nicht?« – »Herr, Ihr hattet befohlen beide vor sechs Uhr zu hängen.« – »Ah, ja freilich! Hattest recht, Graf von Maine. Da eilte es. Aber doch, woher nahmst du den Mut, gegen mein Verbot – –?« – »O König Karl: – er hat Eure Tochter gerettet. Und ich habe ihm meine Hilfe versprochen fürs ganze Leben.« – »Bist ein ganzer Kerl,« er klopfte ihm auf die Schulter. »Und er hat ja die Freibitte, 's ist sein Recht. Sollte ich wünschen, er wäre um sechs Stunden zu spät gekommen? Pfui, nein, nein! Wenn das Frau Hildigard gehört

hätte! Schließlich war der eigensinnige Bannerwart doch nur ein allzutreuer Gasindus. Was liegt an dem Ungefährlichen? Mag er leben! Laß den Mönch herein.« – »O Dank, Dank, Herr. Ihr seid ...« – »Still, ich weiß schon, was ich bin. Führ ihn ein.« – »Gleich. Aber entsetzt Euch nicht,« – »Warum? Wovor?« – »Vor ihm. Er sieht aus, wie sein eignes Gespenst.« – »Armer Paulus! Herein mit ihm, und dann laß uns allein.«

X

Der Mönch wankte über die Schwelle, offenbar nur mühsam hielt er sich aufrecht. Der König trat ihm entgegen bis in den matten Schein der Hängampel: »Mensch,« rief er, »du siehst aus wie eine Leiche. Bist du krank?« – »Nur müde. Ich kam nicht aus dem Sattel – Tag und Nacht – von Aachen bis hierher. Jede Eurer Villae gab mir frische Pferde. Ich aß mein Brot im Reiten.« – »Ja warum? Eilte es so?« – »Es eilte. Ihr hört es, Herr Karl.«

Da schallten aus dem Hof herauf dumpfe Hammerschläge auf hartes Holz. Der König trat an die durch einen Vorhang geschlossene Fensterluke: bei Fackelschein zimmerten sie da unten – –. Er riß den Vorhang wieder zu. »Ich erfuhr erst, nachdem die Anklage erhoben war, daß es dein Bruder. Übrigens gleichviel: er mußte angeklagt, mußte verurteilt werden. Du kommst nun wohl wegen deiner Freibitte?« – »Wegen der Freibitte.« – »Nun gut: mein Wort ist heilig: will dich nicht lange bitten, nicht warten lassen.« Er schritt an einen Tisch mit Schreibgerät, ergriff Pergament und Feder und schrieb, vorgebeugt, im Stehen. »Arichis heißt er, nicht? Wie ... wie der andre?« – »Arichis.« – »Da, nimm!« Er reichte ihm den beschriebenen Zettel: »Geh' damit zu dem Pfalzgrafen, der diese Woche das Siegel führt: es ist Adalhard: – zeig' ihm das: er soll es siegeln und – nun, was starrst du? ich schrieb doch richtig: »Arichis, Warnefrids Sohn, der Gasindus, ist begnadigt«. Er heißt ja doch Arichis?«

»Herr, den andern bitte ich frei, den Herzog.« – »Oho,« rief der König und warf die Feder von sich. »Das nicht, das geht nicht! Gedenke: nur *einen!*« – »Nur *einen.*« – »Und du bittest den Fremden frei und läßt den Bruder sterben?« – »Und lasse den Bruder sterben!« stöhnte Paulus und hielt die Hand gegen die nächste Säule. – »Ist's dein echter Bruder, von Vater und Mutter?« – »Mein echter, lieber, lieber Bruder.«

Nun trat Herr Karl dicht an ihn heran und sah ihm scharf in die Augen: »Warum tust du das? Sprich,« – er faßte ihn bei den Schultern. »Sag' die Wahrheit. Warum rettetest du – mit dem Blut des Bruders! – diesen Herzog?« – Paulus zitterte und bebte: »Weil ich es versprochen habe.« – »Wem? Diesem eidbrüchigen Herzog?« – »Nein!« – »Wem, sage, wem?« – »Ach, seinem Weibe!« ächzte Paulus und preßte die Stirn an die Säule.

Der König trat einen Schritt zurück: »Einem *Weibe!*« wiederholte er langsam, vor sich hinnickend. – »So, so! Dieser Herzogin!« Nun trat er wieder näher: »Und wo, wo ist Frau Adalperga? In Benevent?« – »Nein, im Himmel!« schluchzte der Mönch und sank kopfüber, mit flutenden Tränen, in einen Faltestuhl vor der Säule.

»Hm –, armer Mönch!« sprach Karl zu sich selbst; dann laut: »Gestorben? Wann? Wie? Ich weiß nichts davon.« – »Der Bote, der es melden sollte, suchte Euch in Aachen: ich erhielt die Nachricht dort gleichzeitig mit der von der hier drohenden

Verurteilung: ich übernahm es, sie Euch hierher zu bringen.« – »Wie starb sie?« – »Nachdem sie ihr erstes Kind geboren.« – »Nun,« meinte Karl, »ich sehe, es geht dir nah. Aber, nachdem sie nicht mehr auf Erden weilt – deines Bruders Leben ...?« Da sprang Paulus auf: »Soll ich der Toten das Wort brechen, das ich der Lebenden gegeben? Herr König Karl, so denkt Ihr nicht!« – »Was, was hast du ihr versprochen?« – »Sie ahnte Gefahr – ahnte alles, was kam: – ich versprach alles, was ich bei Euch etwa vermöchte, einzusetzen, um *jeden* Preis ihren Gatten zu retten. Hört Ihr? Um jeden Preis! Ich halte Wort.« – »Ja, wahrlich. Frau Adalperga hatte einen treuen Freund an dir.« – »Sie hat ihn noch – im Himmel wie auf Erden – bis ans Ende.«

Der König faßte seine Hand: »Du bist wacker, Warnefrids Sohn. Vieles an dir versteh' ich erst jetzt.« –

»Mein armer Bruder – darf ich ihn sprechen? Ich muß ihm 's sagen, daß ich ihn retten konnte und nicht gerettet habe. Er wird sprechen: ›Paule, du hast recht getan.« – »Komm, wir wollen zusammen zu ihm gehn. Denn ich schenke dir sein Leben – zu dem des Herzogs hinzu.« – »Mein großer König.« – »Still! – Aber Ruhe muß ich haben vor diesen beiden Arichis: der Eid versagte: vielleicht bindet sie die Ehre, die Ehrenpflicht des Dankes?« – »Die bindet sie, dafür verbürg' ich mich.« – »Gut! Und dann folgst du mir wieder nach Aachen, mein Ovidius, zu Horatius und Belsezeel und all' den andern.« – »Nicht, o mein gnädiger König. Ich gehe zurück in mein Kloster. Ich kann – nach diesen Tagen – die Welt nicht mehr ertragen. Ich lebe und sterbe ... in der Einsamkeit. Ich muß.« – »Hm, ich kann's – jetzt – begreifen! Aber ein Geist wie du – müßig liegen?« – »Nicht doch! Ich sprach Euch früher schon von einem großen Werk, das ich in Gedanken schon lange wälze: am Hofe kam ich – und käme ich – nie dazu.« – »Was – was willst du schreiben?« – »Die Geschichte meines Volkes, der Langobarden, was die Sage davon flüstert, was die Annalen davon verzeichnet haben.« – »Ein schön, ein edel Werk, wert, ein Leben wie das deine auszufüllen! Du tust recht daran. Aber wie wirst du, zwiegespalten zwischen König Desiderius und König Karl, zwischen Benevent und Aachen ...« – »Nein, Herr König. Ich werde weder Euch loben noch jenen tadeln. Ich schließe mit der Glanzzeit meines Volkes: lang vor unserer Gegenwart schließ' ich die Pforte meines Werkes.« – »Gut, gut! Davon halt' ich dich nicht ab: Hab' ich doch meine Freude an den alten Heldenzeiten und ihren Sagen. Nun, komm', laß uns die beiden Gefangenen besuchen: 's ist löblich Werk, sagt der Apostel. Und von uns beiden, mein' ich, heut' erst recht. Dann kehre heim in deines Klosters Frieden.«

II. Der Liebe Maß

Der Freifrau von Heldburg

verehrungsvoll zugeeignet

I.

»Komm, kleine Frau Königin,« sprach Herr Karl in dem dämmerigen, nur von einer hangenden Ampel erhellten Schlafgemach im Palast zu Aachen, und er lupfte Frau Hildigard wie eine Feder mit dem rechten Arme auf seinen Schoß, »komm, laß uns noch eins plaudern vor dem Schlafengehen.« – »Na, Lieber, ich muß doch nach den Kinden sehen.« – »Die schlafen ruhig in ihren Bettlein, behütet von ihren Schutzengeln. Dafür sind die von Gott dem Herrn beamtet: wie meine Grafen von mir: weh ihnen – den Engeln und den Grafen! – muß man sie strafen. – *Mein* Schutzengel aber – verzeih'n es die Heiligen, ist es sündhaft zu sagen! – *mein* Schutzengel bist du, kindjunge Frau!«

»Ich?« lächelte sie anmutvoll und schlang beide Arme zärtlich um seinen breiten Nacken. »Wozu bin ich dir nützlich? Vierzehn Winter zählte ich kaum, als du mich fortführtest aus Schwabenland, wie der Adler ein Täublein.«

»Nun, hab' dich aber nicht zerrissen. Und seither hast du mir Jahr um Jahr ein prächtig Kind gebracht –, Gott lohn' es dir! Und hast mir aus deinem Kinderherzen manch guten Rat geschöpft, – immer zur Milde. Nie hat mich's gereut, wenn ich dir folgte: nicht vom besten meiner Räte, kaum von Held Gerold, deinem Bruder, mag ich das Gleiche rühmen, du holder Archikapellan in blonden Flechten.« Und er beugte das mächtige Haupt auf die Zarte herab und küßte das weizengelbe Haar, das sie in reichen aufeinandergetürmten Flechten wie eine Krone auf dem Haupte trug, während das übrige nach alamannischer Sitte, auf dem Wirbel zurückgekämmt, auf das flachsblütenfarbige Linnengewand der Schultern flutete. Nun faßte er sie mit beiden Händen unter den Schultern, schutzte sie ein wenig in die Höhe und ließ sie säntlich wieder auf seine Kniee gleiten: sie erreichte von dem hohen Armsessel aus nicht den Estrich mit den Sohlen.

»Ich hab' dich lieb, Herr Karl: – das ist alles, was ich kann.« – »Doch nicht! Du kannst viel mehr: du gibst mir Friede: mehr als Papst und Metropolitan, verzeih' mir's beide! Sieh, in der Kirche, wann ich vor dem Altar kniee, – mitten im Vaterunser – ärger noch

während der langen, – oft allzulangen! – Predigt kommen mir die weltlichen, die zornigen Gedanken über allerlei, über diese halsstarrigen Sachsen, die Christ-Verhaßten ...« – »Nit, nit!« bat die Schwäbin und strich leise mit der schmalen Hand die Zornfalte zwischen seinen Brauen hinweg. – »Über meine treulosen, pflichtlosen, gewalttätigen, rechtbrecherischen Herzöge und Grafen ...« – »Jetzt laß die einmal in Ruh für heut' Nacht! Jetzt kannst du sie doch nit grad' bannen: s'ist spät.« – »Aber wenn du,« fuhr er fort, »mit deinem leisen, doch silberhellen Stimmlein – wie des Rotkehlchens! – mir zum Guten, zum Verzeihen redest, dann kann ich nur auf deine Worte lauschen, die mir wie aus dem Himmelreich ertönen. Meinen Schutzengel und Sankt Denis meinen Schutzheiligen da droben hab' ich noch nie zu sehen gekriegt: statt dessen schau' ich in deine himmelblauen Äugelein. Ich schlafe friedlich, ich träume Liebes, hab' ich zuletzt noch dein leis Gelispel gehört.«

Und er drückte sie sanft an die Brust.

»Und heute kann ich's besonders brauchen, daß dein Wort beschwichtigend wie Sternenschein auf meine Seele träuft. Sie haben mich heute wieder ...« – »Fürchtig geärgert! Hab's schon gemerkt; 's ist allweil so, wenn so viele Boten einreiten in den Torhof, von früh bis spät. Oft ball' ich's Fäustelein in der Tasch', trabt schon wieder so einer daher; 's ist einmal zuviel, dein Geschäft.« – »Ja, ja,« sprach der König, mit dem Rücken der Hand über die Stirne streichend, »von Jerusalem bis Barcelona, vom Danewirk bis Benevent, ... irgendwo brennt es immer.« – »Und du? Du *mußt* nun einmal überall blasen, wo's brennt, wenn's auch *dich* kein bißchen nit brennen tut.« – Er lächelte: »Kleine Rebellin! Du hast recht. Aber ich muß: es läßt mich nicht anders.« – »Schlimmer noch als solche Boten verzürnen und verdüstern dich – und das ist noch ärger! – manche Leut', die du bei dir am Hof hast. Nit alle raten dir zum Guten.« – »Sankt Peter weiß!« grollte er. »Schau', da hat mir heut' während des ganzen Abendschmauses – vom Hasen bis zu den Äpfeln! – Abt Romanus von Farfa ...« – Da warf die junge Frau die kirschroten Lippen auf und fuhr hastig mit beiden Händen an die Stirn, die schweren Flechten höher hinaufzuschieben: »Schon gar nit ein kleines Stücklein mag ich ihn, den schwarzen Walen, Verzeih' mir's Sankt Gallus: – der Abt ist ein g'weihter Mann; aber arg weltlich.« – »Nun,« lachte Karl, »das sind gar viele von ihnen. Und mein Herr Großvater – der mit dem Hammer – und mein Herr Vater und nicht zum wenigsten meines Herrn Vaters Sohn, – wir haben alle drei dazu geholfen, sie zu verweltlichen. Ist doch viel feiner mit ihnen regieren, als mit den plumpen Laien.« – »Du, du! Mein Bruder Gerold, ist der vielleicht nit recht?« fragte sie drohend. – »Ja doch, du beste aller Schwestern, der ist treu wie Gold und ...« – »Gescheit ist er auch. Dem hat der Himmelvater auch mein Teil Verstand dazu gegeben.« – »Ei, ei, auf Herrn Gerold könnt ich eifersüchtig werden, – Der Abt hat in einem fort in mich hinein geredet,« – »Hab's gesehen. Ich dürft' nit so lang plauschen.« – »Er ist so zäh wie geschmeidig. Hat er sich was in seinen schlauen schwarzhaarigen Kopf gesetzt, – immer wieder kommt er darauf zurück mit seiner singenden Stimme.« – »Wie ein Sing-Schnak! Oft verscheucht fliegt er immer wieder an, und zuletzt sticht er doch.« – Karl lachte: »'s ist wahr, mit einem Stich endet er immer, wenn auch nicht in meine Haut. Jetzt liegt er mir tagelang in den Ohren, ich soll ...: aber das ist auch eine Tugend von dir: – fast übermenschlich für ein Weiblein! daß du gar nicht neugierig bist.« – »Kein Stücklein nit! Eure Sachen sind meist öd. Oder fürchtig scharf und wild.« – »Nun, diesmal geht's um eine verliebte Geschichte,« – er sah sie verschmitzt an. – »Wer?

Wie? Wo? Was? Wieso?« – »Schau, schau, Kleine! Ja, die Liebessachen, die brennen euch Frauen.« – »Ei, 's ist unser Geschäft. Und ich helfe gern allen, die da treulich lieben.« – »Das weiß Sankt Denis! Nur allzu eifrig, – Nun rat' einmal, wer ist's?«

Gar ernsthaft zog Frau Hildigard die sanft geschwungenen blonden Brauen in die Höhe und legte den Zeigefinger an das kurze, ein klein wenig stumpfe Näslein: »Laß mich ein wenig sinnieren! Der Abt? Der darf ja nit selber! Aber er hat einen Neffen, den Grafen von Reims, Herrn Florentius. Ein schönes Stück von einem Welschen, das muß man sagen! Gar höfisch und fein in seinem dunkeln Kraushaar.« – »Und eine scharfe, rasche Klinge! Hei hat er die Avaren zugerichtet! Ihm allein dank' ich den stolzen Sieg dort an der Donau, wie man mir vom Schlachtfeld aus schrieb.« – »Ich mein', es war noch ein anderer dabei, nit? Herr Rothari von Montfalcon, dort im Friaul?« – »Ja,« nickte Herr Karl, »auch ein tapfrer junger Degen. Aber Florentius entschied und gewann den Tag.« – »Laß mich nur noch ein wenig nachdenken! Der Graf von Reims, wann war der doch zuletzt am Hof? Ei, zu Ostern, zugleich mit der verschwundenen Langobardin – wie hieß sie? Richtig: Adalgardis! Das war die hoch herrlichste von meinen Edelfrauen.« – »Glaub's gern,« unterbrach Herr Karl, nickend. »War doch ihre Mutter, Clementina von Tarent, die schönste Römerin über all Italien. Von der hat sie das herrliche dunkelbraune Haar geerbt und, hochgewölbet über den goldbraunen langobardischen Augen, die dunkeln, stolz geschweiften Brauen, ›Gloria Italiae‹ hieß die Mutter ...« – »Ei, so heißt ja auch die prächtige Rose, die dir der heilige Vater geschenkt hat. Und auch die Tochter könnte also heißen. – Wie war es doch? Ja, sie blieb am Hofe bis sie an das Sterbebett gerufen ward ihres Vaters, des Herzogs Adalrich von Friaul ...« – »Des alten Trotzkopfs!« grollte der König. »Wenig Liebe trug er mir bis an sein Ende. Als Gast lud ich seine Tochter, – aber als Geisel hielt ich sie hier fest.« – »Du viel Arger!« – »Der stolze Herzog! In seinem verstockten Herzen hielt er immer noch nicht mich, hielt den Mönch Modestus in meinem Kloster Marmoutiers dort an der Loire für seinen und aller Langobarden Herrn und König.« – »Ein treuer Held! Du solltest ihn drum loben.« – »Ei,« lachte Herr Karl, »mir ist's lieber, sind die treuen Helden *mir* getreu.«

»Ich hab's!« rief die Frau lebhaft. »Gar arg schön tat der schmucke Welsche der Schlanken, Und nun ist sie die reichste Erbin in Friaul. Und der Abt ist aufs Geld, wie der üble Höllenwirt auf eine arme Seele. Und nun soll sie gewiß seinem Neffen sich vermählen, die arme Adalgardis.« – »Arme? Warum? Was ist an meinem Grafen von Reims auszusetzen? Jung, schön, gescheit, edelsinnig, höfisch, wie's euch Weibern, tapfer, wie es *mir* gefällt, ... warum soll sie ihn nicht nehmen?« – »Warum? Weil sie ihn nicht liebt.« – »So? Weißt du das gewiß, du Herzenskundige?« spottete er. – »Ja, das weiß ich.« – »Hat sie dir's gesagt, die Kecke?« – »Keck ist die nit, kein Stücklein nit. Edelgemut, hochgemut, meintwegen trotzgemut. Nichts hat die Herbe, Verhaltene mir vertraut. Aber darauf versteh' ich mich: gar nichts von euren Plänen und Listen, doch auf Mädchenherzen gründlich! Und wie die Vielschöne dieses Grafen Werben, das unablässige, eifrig beflissene, gar nicht zu bemerken schien, wie sie stets, wann er ihr Auge suchte, an ihm vorbei, in die weite, weite Ferne schaute, als ob sie dort was – oder etwa gar wen? – mit der Seele suche, – das hat mir klar gezeigt, –: die will ihm nix, gewiß nit.«

Karl zog sie näher an sich: »Was doch die Schwabenmädchen gescheit sind! Nun ja: du hast recht: er hat um sie geworben – durch den Abt –: sie hat Nein gesagt.« – »Das g'freut mich.« – »Warum?« – »Ein rechtes Mädel muß tapfer Nein sagen, ist's ihr nicht ums Ja.« – »Nun mich freut's nicht. Denn nun plagt mich Romanus Tag für Tag, ich soll ...« – »Nun? Was noch? Sie hat Nein gesagt: also ist's aus.« – »Meinst du, gar weises Näslein? Ich bin auch noch da.« – »Ja, Dank sei Sankt Gallus! Und viel kann Herr Karl mit Schwert und Königstab. Aber ein Mädchenherz zwingen, daß es liebe, – das kann er nit, mit seinem höchsten Königsbann.« – »Ah was, lieben! Aber vermählen kann ich auch die Trotzigste.«

Da ließ die kleine Frau beide Arme von seinem Halse gleiten und sprang von seinem Schoß herunter auf ihre Füße: »Nein, Herr König, das kannst du auch nicht. Nicht mehr!« – »Wa ... was schwatzest du da?« sprach er ganz erstaunt. – »Die Wahrheit! Wenig kümmer' ich mich – du weißt es! – um eure Gesetze und Capitularien: – ich mein', es werden ihrer fast zu viele: man kann gar nicht alle merken ...« – »So scheint es,« meinte der König kleinlaut, »nach ihrer mangelhaften Befolgung!« – »Aber eins hab' ich mir scharf gemerkt, weil's mich am meisten gefreut hat.« – »So? Was für eines?« – »Abschreiben hab' ich mir's lassen von Freund Einhart, dem arg lieben Buben, mit seinem zierlichen Gekritzel. Dies Gesetz geht mich am nächsten an, die Königin der Franken, die Schützerin der Mädchen und der Witwen in diesem Reich.« – »Was für ein Gesetz?« – »Das von dem letzten Reichstag zu Diedenhofen, das abgeschafft hat jenes abscheuliche Recht, das die bösen Merowingen von den noch viel böseren römischen Imperatoren gelernt und geerbt, die Hand freier Jungfrauen und Witwen gegen deren Willen zu vergeben. Das ist das beste Gesetz, das du jemals verkündet hast, viel besser als die blutigen gegen die armen Sachsen ...« – »Du! das hat dir Meister Alkuin eingeblasen.« – »Ich laß' mir nix einblasen. – Jenes Recht war greulich Unrecht, Gewalt war's und Unrecht, Entweihung war's. Denn Ehe sonder Liebe« – sie erschauerte – »ist Sünde, ist ein Greuel vor Gott und Menschen, ist Schändung an Leib und Seele. Lieber dreimal sterben!«

Und noch viel schöner war sie nun in ihrem edeln Zorn als vorher in ihrer kindlichen Heitre. So schien es wohl auch Herrn Karl: gar liebevoll ruhte sein Blick auf ihr, wie sie hochaufgerichtet im vollen Schein der Häng-Ampel vor ihm stand mit blitzenden Augen. »Drum,« schloß sie, »sollte dich der zuwidere Pfaff nit plagen mit Unmöglichem.« – »Unmöglich? Warum? Ein Gesetz kann man aufheben.«

Ganz erschrocken trat sie einen Schritt von ihm zurück: »Das ...? Das wenn du tust ...! Ah, das tust du ja nit.« – »Ich habe große Lust.« – »Dann ... dann kriegst du im ganzen Leben keinen Kuß mehr.« – »Bah, nicht einen Tag hieltest du das aus!« lachte er, sprang auf vom Stuhl, griff die Widerstrebende mit beiden Armen und setzte sich wieder, sie auf seinen Schoß niederdrückend. »Merk auf, Kleine: ich habe dem Abt für seinen Neffen nach dem Avarensieg reichen Lohn versprochen: Adalgardis ist der Lohn, den Romanus verlangt.« – »Ein Mädchenherz ist ...«

Er verhielt ihr den Mund mit der Hand und fuhr fort: »In jenem Friaul gärt es noch immer. Graf Florentius ist mir treu ergeben: ich muß wünschen, daß er dort reich und mächtig walte und jene widerstrebenden Langobarden niederhalte. Das große Erbe der Herzogstochter ist dazu wie geschaffen und ...«

»Du darfst sie nicht zwingen, Karl,« sprach die Frau ernst feierlich, »wenn je du in meinen Armen gefühlt, was Eheliebe ist. Du darfst es nicht! Hör' auf mein warnend Wort.«

»Ja, lieber Schutzengel, ich versprech' es dir: ich werde sie nicht zwingen. Aber vielleicht tut sie's doch noch freiwillig. Ich hoffe darauf. Und nun laß uns schlafen gehn.«

»Guten Schlaf, du Lieber, hast du durch jenes Wort verdient.«

»Und auch das hat mir mein Schutzengel eingegeben.«

II.

In der gleichen Stunde dieser schwülen Sommernacht tauschte fern in dem Garten der Herzogsburg von Friaul, zu Cividale, ein andres Paar leise, aber heiß erregte Worte. Der Vollmond goß sein silbern Licht auf die tief dunkelgrünen, fast schwarzen Wipfel der hohen Pinien und Cypressen, die den schmalen Pfad zu den in seinem weißen Quadergestein hell erschimmernden Schloß umsäumten: auf der obersten Stufe der Porphyrtreppe standen links und rechts zwei Marmor-Statuen noch aus der heidnischen Zeit, da der Bau ein Römer-Kastell gewesen: Eros und Anteros waren es: ernst, bedeutungsvoll blickten sie auf das unten wandelnde Paar herab. Die schlanke Jungfrau war nicht um eines Haares Breite kleiner als der hochgewachsene Mann im braunen Reitermantel, der, während sie langsam auf- und niederschritten, den rechten Arm zärtlich um die stolze Gestalt geschlungen hatte, die nun stehen blieb und die linke Hand wie hemmend, abmahnend auf seine Schulter legte.

»Noch einmal,« sprach sie eindringlich, ernst, bittend, »noch einmal, Geliebter, fleh' ich dich an: laß ab! Es wird dein Verderben, dein Tod, dies tollkühne Wagnis. Ach nein: nicht das Wagnis, – deine Liebe zu mir: ich, ich selbst werde dein Verderben.« – »Und wenn, so sei's willkommen, weil für dich,« erwiderte er und zog sie enger an sich. »Hast du vergessen den alten Spruch:

So sind bestimmt des Mannes Lose:
Nur höchstem Mut wird höchster Preis;
Am Abgrund blüht die Alpenrose
Und dicht beim Tod das Edelweiß!

Ein Schwächling, ein Feigling, der nicht sein Leben, sein alles setzt an seine Liebe. Wär' ich es wert, daß dein herrlich Herz sich mir zugewandt, dürfte ich es wagen, den Blick zu Adalgardis, der Krone aller Jungfrauen, zu erheben, könnt' ich bei dieser Wahl zweifeln oder zögern? Der einzige Weg, der zu dir führt, ich sollte zögern, ihn zu beschreiten?« – »Ach, ich fürchte, am Ende dieses Weges findest du nicht mich, sondern das Grab. Bedenke doch! Mein Vater hat dir ja nicht den Eid abgenommen, diesen Versuch zu wagen, nur ...« – »Nur unser Verlöbnis hat er an die Bedingung geknüpft, daß ich es versuche. So bin ich doch in der Ehre gebunden: ich *muß* es wagen! Gelingt es oder scheitert es, – erst dann darf ich deine Hand erfassen.« – »Du wirst aber das Scheitern nicht überleben! Und dann ... dann fällt dein Blut auf meine Seele.« – »Ach, dem Kühnen ist Frau Saelde hold! Oder mißtraust du meinem Mut,

meiner Kraft, meinem Schwert?« – »Wie könnt' ich dich lieben, wärest du nicht ein Held? Das ist das Maß des Weibes, welchen Mann sie liebt, und nicht niedrig wahrlich schätz' ich mich ein, lieb' ich Held Rothari von Montfalcon.« – »Und deiner Liebe Maß, du Herrliche? Sie ist unermesslich,« – »Dank für dies Wort, Geliebter! Stets will ich des gedenken!« Und sie blieb, ergriffen, begeistert stehn und küßte ihn – sie selber – auf den Mund: Eros und Anteros schauten feierlich im Mondenglanz hernieder auf das junge Paar.

»Aber,« fuhr sie fort, »bedenke: gegen wen hebst du Willen, Hand und Schwert? Gegen Herrn Karl, den Beherrscher der halben Welt! Ich fürchte ihn.« – »Ich fürchte nur eines: dir entsagen müssen.« – »Man raunt,« fuhr sie mit leisem Schauer fort, er ist des Herrn Christus auserlesen Rüstzeug, ein Schutzengel umschwebt und schützt ihn Tag und Nacht.« – »Ei,« lachte der Jüngling, »ich will ihm ja nichts zuleide tun. Treue hab' ich ihm nie geschworen: klüglich wußte dein Vater, mein Ohm und Muntwalt, der mich zu solchem Beginnen ausersehn, mich immer außer Landes zu schaffen, kamen seine Königsboten in unser Friaul, alle schwurmündig Gewordenen zu vereiden und ihre Verzeichnisse einzusenden: ich schwor ihm nie! So brech' ich ihm die Treue nicht, brech' ich seinen Willen. Aber da seien die Heiligen vor, daß ich das Schwert hebe gegen sein gewaltig Angesicht! Das wird nie nötig, hoff' ich. Deines Vaters Auftrag muß vollführt sein, bevor Herr Karl im fernen Aachen davon ahnt: sonst freilich! – – Aber bange nicht! Alle Vorkehrungen, alle Verabredungen sind genau getroffen: in einer nur den Eingeweihten lesbaren Geheimschrift – der Formata von Ticinum – hat der Arme Kenntnis von meinem Plan erhalten, in der gleichen Schrift schrieb er zurück: – in einem ausgehöhlten Pfeilschaft war der Zettel geborgen, den mir ein treuer Bote überbrachte: danach wird er bereit sein um Mitternacht des beredeten Tages: meine Gefährten, Waffengenossen im Avarenkrieg und Vassen deines Vaters, sind kühn und verschwiegen: es muß gelingen! Und ist es gelungen, du Heißgeliebte, ... schon liegt das Schiff bereit im Hafen von Tergeste, das uns nach Byzanz führt! Dann ...« – »Werd' ich dein Weib, selig über alle Maßen. Scheiterst du aber blutig ...« – »Ich weiß, nie wirst du eines andern. Das ist undenkbar! Eher fallen vom Himmel die ewigen Sterne. Ein Kloster! Über dich verfügt dein Muntwalt, der gute Bischof von Treviso. Viel gutes mag eine Äbtissin ...« – Aber das schöne Mädchen lächelte seltsam, wie es ihm, leise das Haupt schüttelnd, in die Augen sah: »Nein, Geliebter, nicht lebendig tot, wann dein blühend Leben ...! Sorge nicht um mich: im Leben wie im Tode folg' ich dir.«

III.

Wenige Tage darauf, in einer dunkeln Sturm- und Regennacht – selten trat der Mond aus dem zerrissen vorbeijagenden Gewölk hervor – hielt eine kleine Reiterschar in einem Tannenwäldchen südöstlich von dem Mönchskloster Sancta Crux, das weit entfernt von der nächsten Grafenstadt an dem Flößlein Rapidus auf freiem Felde lag. Den etwa zwölf Gäulen waren die Eisen verkehrt auf die Hufe genagelt. Ganz lautlos saßen oder standen die wohl Gewaffneten. Nun winkte der Führer – ein hochgewachsener Jüngling – die dunkelblonden Locken fluteten aus der Sturmhaube auf den braunen Reitermantel über seine Schultern – zweien der Reiter, ihm zu folgen:

sie führten ein viertes, sorgfältig gesatteltes Roß am Zügel mit: sie ritten langsam, geräuschlos an den äußersten nordwestlichen Saum des Tannichts, von wo sie die schwer und schwarz schattenden Mauern des nahen Klosters erkennen konnten. Der Führer spähte eine Weile nach oben gen Himmel: ziemlich lange: denn die ziehenden Wolken verhüllten meist Mond und Sterne. Endlich flüsterte er: »Da! der Heerwagen wendet abwärts! Und seht, plötzlich erlischt auch das Licht in der höchsten Zelle des Klosterturms, dicht unter dem Dach: die Mitternacht ist da! Jetzt gilt's. Ihr haltet vor der Mauer: bin ich nicht gleich zurück, so flieht rasch zu den andern und rettet euch in die Heimat. Das Kloster ist sturmfrei und zweihundert erlesene Scharmänner bewachen den Gefangenen. Also nichts von Gewalt. Vorwärts!«

Bald hielten die drei Reiter vor einer Ecke der Klostermauer, wo diese am niedrigsten ragte. Der Führer gebot flüsternd den beiden, sein Pferd fest und kurz am Zügel zu halten: das treue Tier stand ganz ruhig, als er sich nun aus den Bügeln hob und auf den Sattel stieg: jetzt faßte er mit beiden Händen die zackigen Zinnen der Mauer, hob sich so auf deren Krone und spähte scharf in den dunkeln, baum- und strauchreichen Klostergarten hinab. Da sah er aus einem dichten Rainweidengebüsch eine schwarze Gestalt auf den helleren weißsandigen Schmalpfad treten und langsam auf die Mauerecke zu schreiten: jetzt schlug der Mönch – denn nun ward bei flüchtigem Mondblick seine Benediktiner-Kapuze sichtbar – zweimal leise in die Hände.

»Er ist's!« frohlockte der Jüngling im Herzen, knüpfte ein langes Seil, das er aus dem Wehrgurt zog, fest um eine Zinnenzacke und glitt lautlos daran hinab. Er ging noch ein paar rasche Schritte dem Mönch entgegen, der mitten im Wege stehen geblieben war: er schien ängstlich zu zögern, er sah sich um, ob ihm niemand gefolgt sei ... – »Kommt, Herr König,« mahnte der Jüngling leise, »rasch! Alles ist sicher. Ihr zuerst zieht Euch an dem Seil hinauf. Ich harre hier, bis Ihr drüben und drunten seid bei den Pferden. Kommt, Herr König Desiderius!« Einen Schritt noch trat ihm der Mönch entgegen: dann rief er plötzlich: »Noch stehn die Toten nicht auf! Hierher, Herr Gerold! Greift den Verräter.« Damit haschte er den Befreier am Mantel. Wohl fuhr die Hand des Überraschten an den Schwertgriff, wohl zog er die gute Klinge halb heraus, aber weiter kam er nicht: ein Gewaffneter sprang klirrend hinter einem breiten Eschenstamm hervor und eine gewaltige Faust umklammerte eisern seine Rechte. Zugleich sprangen die Pforten des Klosters auf und heraus drangen bei hellem Fackelschein zahlreiche Speerträger.

»Gebt Euch in Güte, jung Rothari,« sprach sein Überwältiger. »Wir sind vierzig gegen einen,« – Der sah sich rings von Lanzen umstarrt: »Euch geb' ich mich, Herr Gerold von Bayerland. – Wo aber ist ...?« Er trat einen Schritt vor in das helle Licht der Fackeln: »Romanus!« rief er. »Wo ... wo ist König Desiderius?« – »In der Hölle,« höhnte der Abt, die Kapuze zurückschlagend. »Noch vor Euch hat ihn der Teufel abgeholt.«

IV.

Bald darauf standen zu Aachen in Herrn Karls Schreibgemach im Erdgeschoß vor diesem Herr Gerold, der »Präfekt« von Bayern, und Romanus, der Abt von Farfa. Der

König durchmaß immer wieder den schmalen Raum mit ein paar seiner mächtigen Schritte, bald vor dem einen, bald vor dem andern seiner Unterredner Halt machend.

»Wie gesagt,« grollte der Kriegsmann, verdrießlich mit dem Rücken der Rechten die Schläfe reibend, die der jahrzehntelange Druck des Helmes weithin enthaart hatte, »mir fehlt in dieser Stunde, bei diesem Handel hier bitter meine Frau Schwester. Die Kleine würde Euch, Herr Karl, alles viel klarer zeigen – in besserem Licht! – und Euch das Richtige in den Mund streichen, glatt wie Honigseim.« Lächelnd legte der Herrscher die Hand dem Graubart auf die Schulter: »Schau, schau! So bekannt ist schon im Reich der Franken, wie dieses blonde Kind mit dem König anfängt, was es will? Gut, daß sie zu Sankt Denis gepilgert ist bei Paris, ein Gelübde zu lösen: so bin ich doch ein paar Tage wirklich König. Aber berichtet nun genauer wie all' das kam: – gemäß dem Zweck, den der Keckling angestrebt und je nach den Mitteln, die er gebraucht, muß ich sein Urteil, seine Strafe bei dem Pfalzgericht beantragen.« – »O je, Herr Schwager! Das Pfalzgericht, das heißt Herr Karl. Das weiß man schon. Was Ihr dort sagt, sagen alle nach.« – »Das ... das darf man – vielleicht – denken, aber nicht sagen. – Nun alles hübsch der Reihe nach. Beginne du, Abt: du kennst den Anfang, mein Schwager hat nur das Ende gemacht.«

Der schwarzhaarige und schwarzäugige Priester, dessen häufig zuckende Züge gar klug, aber wenig Vertrauen erweckend aussahen, legte die schmale, weiße Hand auf die Brust und hob an: »Daß ich die reine Wahrheit ...« – »Beim Strahl!« unterbrach polternd Gero, »versteht sich von selbst! Man lügt Herrn Karl nicht an!« – Gereizt fuhr der Alte fort: »Nun also, – nach des Präfekten Gebot! – ohne Beteuerung. Ihr wißt, von Gott erleuchteter Herr König, noch immer grollen Euch in meiner Heimat Italia, zumal im reichen Friaul, gar viele Langobarden um das, was Ihr dem Mönch Modestus angetan.« – »Eia,« meinte Karl, »seitdem er so heißt, hab' ich ihm nichts mehr zuleide getan.« – »Nun,« lachte Gerold und stieß das lange Schwert, das er im Wehrgurt trug, ein wenig auf den Estrich, »Ihr warft ihn von seinem Thronsitze zu Pavia und stecktet ihn in eine enge Klosterzelle: wenig gefiel's ihm und seinen Getreuen.« – »Vor allem: seiner Treuesten und Mächtigsten einem: Adalrich, dem Herzog von Friaul.« – »Ein wackrer Held!« rief der Kriegsmann dazwischen. »Hätten sich alle die Langbärte so tapfer geschlagen, wie der Ticinum verteidigt hat, – wir wären nicht sobald mit ihnen fertig geworden.« – »Sein Geschlecht, dem königlichen verschwägert, war schon vermöge seines großen Reichtums ...« – »Ja, der sticht dem in die Nase,« brummte Gero. – »Eine Hauptstütze dieser heimlichen Rebellen. Der alte Herzog nahm es sich schwer zu Herzen ...« – »Siech ward der Treue vor Gram!« unterbrach der Präfekt. – »Daß sein geliebter König in einem Kerker, wie der Greis meinte ...« – »War nicht viel anders,« rief Gero, die Schultern hebend. – »Getrennt von Weib und Kindern sein Leben vertrauern müsse. Ihn zu befreien war sein einziger, sein heißer Wunsch.«

»Jawohl!« rief Karl, unwillig vor ihm stehen bleibend, »und ihn wieder auf den Thron zu heben hinter den starken Mauern von Ticinum und mir einen neuen Langobardenkrieg zu entzünden.« – »Natürlich!« hetzte der Abt, nickend. – »Nein, mit Verlaub!« rief Gerold. »Das ist nicht natürlich: nicht wahr ist's! Ich werd's beweisen!« – »Ruhig, Schwager! Wird dir schwer werden! Weiter, Abt!« – »Ihn selbst hemmten Alter und Krankheit, den Gefangenen zu befreien. Aber sein Brudersohn, der junge Rothari von Montfalcon ...« – »Der richtige Bergfalk!« sprach der Krieger. – »Dem man die

Fänge beschneiden muß!« drohte der König. – »Der schien dazu so recht geschickt. Und da der junge Fant in die schöne Adalgardis vergafft ist ... – der Frevler, in seine nächste Base! Nie würde die heilige Kirche solche Ehe verstaten.«

Der Alte blies leise durch den wallenden Bart: »Phüh! Hat's schon gar oft verstatet – gegen ein gut Stück Geld oder Rebland.« – »Ja, ja,« lächelte der König, »viel ist ihnen feil, den frommen Herrn. Sie dürsten nach Wein, doch mehr nach Gold, Land und Macht.« – »Also da der Kühne um der Tochter Hand warb, machte der Sterbende zur Bedingung des Verlöbnisses, daß der Neffe versuche, den Mönch zu befreien: auch wenn es scheitere, solle er die Braut heimführen.« – »Aus der Hochzeit wird nichts,« grollte der König, rascher ausschreitend.

»Als bald machte sich der Frevler auf den Weg: eine Bande von Helfershelfern war leicht geworben. Einer aus ihnen fand wiederholt Eingang in dem obzwar stark von Euern Scharleuten besetzten Kloster: als Fischer verkleidet hat er wiederholt den frommen Brüdern für die Fasttage seinen Fang verkauft.« – »Die frommen Brüder wissen so genau, was für ihren Gaumen gut ist auf Erden wie was für ihre Seele im Himmel,« meinte Gerold. »Die Lachse des Rapidus sind die fettesten in deinem Reich, Herr Schwager.« – »So ward dem Mönch ein Brieflein, in den Fischkiemen verborgen, zugesteckt, geschrieben in der Geheimschrift der Cancelei zu Ticinum, die der Alte den Neffen gelehrt hatte.« – »Eia,« rief der König, »aber wir haben sie auch lesen gelernt, diese langobardische Geheimschrift.« – »Glücklicherweise.« – »Durch dein Verdienst, Romanus, ich erinnere mich jetzt.« – »So verabredeten die Verschworenen ...« – »Sie haben nicht geschworen,« widersprach der Präfekt. – »Das ist ihr Glück. Sonst ...!« drohte der Herrscher. – »Tag, Stunde, Ort und Art der Befreiung.« – »Aber, bei Sankt Denis, wie kamst du dahinter, schwarzer Schlaukopf?« – »Ist keine Kunst,« murmelte der Kriegsmann, »schnüffelt man in den Kleidern der Toten.« – »Durch Gottes Fügung, du Rüstzeug des Herrn, ja, durch Gottes Finger.« – »Wie soll ich das verstehn? Ein Miraculum ...?« – »Nichts anderes – zu Euren Gunsten haben die Heiligen schon manch' Wunder getan.« – Andächtig, tief gläubig, dankbar nickte König Karl mit dem Haupt.

»Kurz vor dem beredeten Tage – Sankt Laurentius sollte es sein – erkrankte plötzlich der Mönch an einem Anfall seines alten Herzleidens und starb. Die erschrockenen Brüder benachrichtigten sofort mich, ihren Abt, – denn deine Frömmigkeit, o von Gott Erleuchteter, hat mir außer Farfa auch dies Coenobium verliehen – den sie in dem nahen Orleans als Euren Sendboten tätig wußten, zugleich mit diesem gefeierten Helden ...« – »Nicht ausstehen können wir uns beide,« zürnte im stillen Gerold. »Was hat mich der falsche Pfaff' zu loben? Bloß damit er nicht aus der Übung kommt im Lügen!« – »Sofort eilte ich an das für deinen Staat so wichtige Totenbett. Ich überzeugte mich, daß der Gefangene nicht selbst Hand an sich gelegt: sonst hätt' ich die Leiche unter dem Galgen verscharren lassen,« – »Und ich, sobald ich nachkam, prüfte, ob ihn nicht fremde Hand getroffen. Schlimm wäre das gewesen für meines Königs Ehre im Gerede der Menschen.« – »Ich durchsuchte dabei auch seine Kutte, ob er nicht Gift darin geborgen. Da knisterte etwas unter meinen tastenden Fingern, eingenäht in die Kapuze: flugs trennte ich die Naht auf und fand darin zwei Zettel, die den ganzen Anschlag enthielten,« – »Der Unvorsichtige!« meinte der König. »Wozu verwahrte er sie?« – »Wohl, sie genau dem Gedächtnis immer wieder einzuprägen;

auch hielt er ja die Schrift für unentzifferlich. – Sobald ich gelesen, traf ich meine Maßregeln – ganz im geheimen.« – »Jawohl, ganz hinter meinem Rücken!« grollte der Alamanne. – »Gewiß! Denn Held Gero wäre in seinem Ungestüm sofort offen gen Montfalcon ausgezogen, wobei ihm der Verräter leicht entwischen mochte.« – »Welch' Unglück dann!« schalt jener. – »Höre, Schwager,« zürnte der König, hart vor ihm stehen bleibend, »du tust gerade, als sei dir leid, daß du ihn ergriffen.«

Gero zuckte die Achseln und brummte in den breiten Bart, der ihm bis auf die Brünne wogte. Karl verstand davon nur: »Die Flucht war ja schon vereitelt.« – »Nein, nein!« fuhr der Abt in scharfem Tone fort, »auf handhafter Tat des Verbrechens mußte ich den Hochverräter ergreifen. So rief ich erst kurz vor jener Mitternacht die Scharmänner unter die Waffen und forderte erst jetzt meinen tapfern Mit-Boten auf, im letzten Augenblick das Netz, das ich allein gestellt, über dem schuldigen Haupte zusammenzuziehen, wozu er als weltlicher Königsbote verpflichtet war. Das Ende weißt du, gottgeliebter Herr und Herrscher.«

»Äbtlein,« sprach Karl, Halt machend, »du hast dich wieder einmal verdient gemacht um dieses Reich der Franken. Fordere deinen Lohn.« – Da funkelten die schwarzen Augen, aber streng verhalten sprach die singende Stimme: »Ich tat nur meine Pflicht; so verlange ich keinen Lohn.« – »Das ist das erste Wunder, das ich erlebe,« meinte Gerold staunend. – »Nur ...« – »Aha! jetzt kommt des Rätsels Lösung.« – »Nur an ein Versprechen wage ich demütig zu erinnern, das du, Sankt Peters Liebling, vor geraumer Zeit einem andern gegeben hast.«

Karl furchte leise die Brauen: »Florentius,« dachte er. »Aber nein, ich halte dir Wort, Hildigard.«

»Nach dem Avarensieg,« fuhr der Abt fort, »meinem Neffen. Und wie die Heiligen nunmehr in ihrer Weisheit und Güte alles gestaltet haben, nun ist ja ein Haupthindernis weggefallen, das zumal bei der Frau Königin – ich weiß! – entgegenstand ...« – »Auch das weiß der Spürhund,« murmelte deren Bruder, und auch der König staunte. – »Sie erachtet es ihres Amtes,« fuhr Romanus fort, »die Freiheit der Jungfrauen und Witwen bei der Gattenwahl zu schützen und ...« – »Und wohl steht dies meiner Schwester an, der Königin in diesem Reich der Franken!« – »Fern sei's, das zu bestreiten. Aber jetzt haben die Heiligen selbst jeden Zweifel gelöst. Die Beneficien weiland Herzogs Adalrich sind wegen seines Hochverrats – denn er hat den Neffen zu dieser *infidelitas* angestiftet – der Krone heimgefallen: du, Herr König, kannst sie leihen oder zu eigen schenken, wem du willst. Aber auch die Allodien, all' sein Erbe kannst du einziehen.« – »Soll ich eine Waise berauben?« zürnte Herr Karl, »Die Waisen beschützen gebietet meine Königspflicht.« Und Gerold nickte eifrig dazu. – Aber der Priester zuckte die schmalen Achseln: »Bei wie vielen Sachsen hast du das getan!« – »Ja, die Sachsen! Diese gottverhaßten Heiden! Nicht nur mir, dem Herrn Christus haben sie die oft beschworne Treue gebrochen ...« – »So sei's darum,« gab jener geschmeidig nach. »Aber der Hochverräter Rothari! Auch all sein Eigen ist verfallen. Die Einziehung begleitet stets die Hinrichtung.« – »Hinrichtung?« rief der Präfekt. »Was spricht er da?«

Auch der König machte Halt in seinem Wandeln und sah den Ankläger stutzend an. »Was ich sage? Die Wahrheit und das Recht. Ist's etwa nicht *infidelitas*, was der Langobarde verbrochen?« – »Nein! Mit Vergunst, Herr König, laßt einmal – zur Abwechslung! – *mich* reden. Dieser Schriftgelehrte hat mir die aufgestöberten Zettel

vorgelesen: sie bestätigen, sie erheben über jeden Zweifel die Versicherung, die mein Gefangener mir gegeben: nicht das war der Zweck, Desiderius wieder auf den Thron zu heben, nur, ihn aus dem Klosterkerker zu befreien: der gebrochene Mönch hat ausdrücklich geschrieben, für immer hab' er dem Königsstab entsagt: er sei kronmüde, weltmüde: er wünsche nur, sein Leben in Freiheit zu beschließen: schon war das Schiff gemietet, das ihn zu Tergeste aus deinen Reichen nach Byzanz zu seinem Sohn Adelchis bringen sollte.«

Karl warf einen scharfen Blick auf den Abt: »Ist das wahr? Steht das in den Briefen?« – Romanus schwieg. – Aber Gerold fuhr fort: »Ei, ich sage ja, er hat mir's selbst draus vorgelesen. Ich – ich kann besser fechten als lesen, und vollends Geheimschrift ...« – »Gleichviel,« unterbrach der Priester. »Auch Befreiung eines Gefangenen ist *infidelitas*, weil Bruch des Treue-Eides.« – »Den aber hat der Bub nie geschworen!« rief der Präfekt dazwischen. – »Was? wirklich?« forschte der König eifrig. Das machte großen Eindruck auf ihn: denn erst dieser Eid begründete – nach seiner freilich falschen Auffassung – die Treuepflicht. – »Wahr und wahrhaftig!« versicherte der Präfekt. »Laß die Schwur-Listen von ganz Friaul nachsehen –, du wirst seinen Namen nicht darin finden. Sein Oheim ...« – »Der alte Fuchs!« zürnte Karl. – »Hat ihn stets außer Landes geschafft, wann wir Sendboten kamen.« – »Das ändert viel,« sprach der Herrscher nachdenklich. – »Alles, Schwager! Gedenke, wie du vor kurzem jene Thüringe nicht strafen wolltest – konntest –, weil sie dir nie geeidet. Und doch hatten Graf Hardrad und die Seinen sich in Waffen gegen dich erhoben: der gute Bub hat nur aus Mitleid gehandelt.« – »Und aus Liebe,« sprach Karl zu sich selbst. »Wie würde das Frau Hildigard verwerten!« – »Gleichviel!« wiederholte der Abt: »Einen Staatsgefangenen befreien ...« – »Hat er das getan? Wo ist er denn, der Befreite? – Und nun kommt die Hauptsache, Herr König, pass' gut auf! – Die ganze Welt rühmt ›Herrn Karls Recht‹: das heißt: seine weise Gerechtigkeit im Richten und Urteilsfinden: schon gehn davon Sagen und Märlein im Volk. Und ein wenig rühmt sich dessen auch Herr Karl selbst!« – »Kann's nicht leugnen,« schmunzelte der. »Nun, wohlan, gib Antwort, du gerechter Richter! Vor wenigen Monden hatte dein Pfalzgericht eine seltsame Tat zu richten: der Forstwart Frikko von Hagenau ...« – »Ah, ich gedenke!« – »Fand seinen Todfeind, den Grafen Wilbert vom Saarburggau, im Wasgenwald am Saum des Tannichts in der Mittagsschwüle eingeschlafen, wie er wähnte. Er schlich hinzu und stieß ihm sein Weidmesser mitten ins Herz. Aber der arme Graf war – so stellte sich später heraus: dein Pfalzarzt, der kluge Jude Alexander, hat's bewiesen – schon vorher mausetot gewesen: auf der Wolfsjagd hatte ihn ein Gehirnschlag niedergestreckt. Die Jäger jedoch des so zweimal Gestorbenen waren hinzugelassen, bevor der Mörder seine Waffe aus der blutenden Wunde hatte ziehen können: so ward er gegriffen auf handhafter Tat. Der Sohn des Grafen klagt vor dir um Mord: und du ...« – »Ich sprach den Angeklagten frei. Wie kann man einen Toten töten?« – »Eia, Herr Karl, und wie kann man einen Toten befreien?«

Der König stutzte: »Höre,« sprach er dann, »Schwager, du wirst mir zu feinsinnig hier am Hof: ich muß dich wieder ausschicken, Tschechenschädel spalten.« – Zornig fiel der Abt ein: »Das sind Spitzfindigkeiten! Der Entführer *wollte* doch den Lebenden entführen.« – »Und jener Forstwart *wollte* doch den Lebenden ermorden!« erwiderte der Herrscher. »Nein, damit, Pfäfflein, kommst du nicht durch! Laß mich jetzt allein. Ich muß mir's überlegen.« – »Was ist da noch zu überlegen?« drängte der Kriegsmann.

»Jung Rothari ist nicht schuldig.« – »Doch,« entgegnete der König ernst. »Und gerade diese Pläne haben aufs neue gezeigt, wie wichtig es ist, in jenen Landen den Grollenden, Unverlässigen Reichtum und Macht zu nehmen und sie Treuverlässigen zu geben. Soll jenes Mädchen, die Tochter eines Unversöhnten, die weiten Güter ihres Vaters ...? Nein! Es dämmern mir allerlei Gedanken auf. Der wackere Florentius soll jenes Erbe gewinnen und – ohne Zwang! – der schönen Jungfrau Hand. Dein Schützling aber, du listiger Rechtsverschieber, soll – gerade dann! – doch – vielleicht! – am Leben bleiben. Aber all' das ist noch nicht reif, nicht klar. Laßt mich allein!«

V.

Am folgenden Morgen drang der Präfekt von Bayern eilfertig in das Schlafgemach Karls, wo dieser, wie er pfleg, gleich nach dem Aufstehn und dem Frühbad, während des Ankleidens mit einigen seiner vertrautesten Räte Staatsgeschäfte erledigte. »Jetzt, Herr König,« rief der Schwager schon auf der Schwelle, »darf ich in meine Ostmark zurückeilen: bin hier nicht mehr nötig als Anwalt des Langobarden! Denn jetzt ist seine beste Fürsprecherin gekommen.« – »So ist Hildigard zurück?« rief Herr Karl, und seine Augen leuchteten. »Wo steckt sie? Warum ...?« – »Nein, eine andere. Die ist – mein Schwesterlein in Ehren! – beinahe noch schöner.« – »Das gibt's nicht. – Aber ich ahne! Adalgardis ...« – »Getroffen! Sowie sie im fernen Friaul durch die geflüchteten Gefolgen des Geliebten Gefangenschaft erfuhr, eilte sie, Tag und Nacht, ununterbrochen, über Berg und Tal hierher, deine Gnade anzuflehen. Heute Nacht kam sie hier an; ihr Muntwalt, Bischof Wernfrid von Cividale, in den Tagen seiner Weltlichkeit mein wackerer Waffenbruder, hat sie begleitet. Er weckte mich vor Hahnenkraht. Deine Gnade ...« – »Ob die ihr werden wird,« unterbrach Karl sehr ernst, »das liegt in ihrer eigenen Hand. – Du aber mach' nun wirklich, daß du heimkommst nach Bayerland! Gestern Abend spät kamen von dort her üble Briefe. Wieder einmal sind sie stehend, raubend, sengend und mordend eingebrochen, deine schlimmen Nachbarn von Böhheim her ...« – »Die Tschechen?« rief der graue Held, und alles Blut schoß ihm zu Kopf. »Dieses Erzdiebsgesindel! Arbeiten können und wollen sie nicht, aber stehlen können sie wie die Meisterdiebe. Nun wartet, ihr Stülpnasen, ich komme! Leb' wohl, Herr König! Grüße mein Schwesterlein, He, hollah, mein Hengst, mein Hengst!« Und er stürmte hinaus.

»Den wär' ich los,« lachte Herr Karl vergnüglich vor sich hin, »Und Frau Hildigard ist noch nicht zurück: halt' sie nur noch ein Weilchen fest vor deinem Altar, Sankt Dionys!« Da hob ein Türwart den Vorhang des Gemaches und meldete: »Der ehrwürdige Herr Bischof von Cividale und seine Mündel bitten dringend um Gehör.« – »Eilt es der schönen Braut so sehr? Ei, sie weiß noch gar nicht, wessen Braut sie ist, – Gleich nach meinem Frühstück führe mir die beiden zu: aber nicht hierher, auch nicht in den Empfangsaal: – in den Pfalzgarten! Ich muß nach meinen Edelrosen sehn. Der Gewittersturm dieser Nacht hat sie gewiß arg getroffen. Ich muß sie aufrichten.«

VI.

Nachdem das Unwetter der Nachtstunden sich ausgetobt, breitete ein strahlender Sommermorgen seine Klarheit, seinen Frieden über Stadt und Pfalz und zumal über den schönen, sorglich gepflegten Garten, der, in römischem Stil angelegt, von hohen Steinmauern umfriedet, das Palatium auf den drei der Stadt abgewendeten Seiten weithin umgab. Auf den zierlich geschlungenen, mit weißem, rotem und gelbem Sand bestreuten Pfaden, welche die vom Regen erfrischten Wiesen- und Blumen-Beete durchschnitten, wandelte langsam die mächtige Gestalt: – siebenmal maß er den eigenen Fuß. Der riesenhafte, breitbrustige und breitschultrige Mann beugte gar sorglich das mächtige Haupt hernieder auf die Stockrosen, die, aus den grünen Rasenstreifen ragend, auf beiden Seiten den schmalen Gartenweg begleiteten.

Leise kopfschüttelnd band er die vom heftigen Regen und Sturm der Nacht niedergedrückten mit weißgelbem Bast, dessen er einen dicken Knäuel im breiten Gürtel trug, in beflissener Mühung an dem Stock wieder auf: nicht leicht ward es den großen Händen, den derben, an Schwertgriff und Schildriem gewohnten Fingern die erforderlichen dünnen Schleifen und Knötlein zu schürzen: aber er ließ nicht ab: drei- und viermal versuchte er es von neuem, bis es gelungen war. Wohlgefällig betrachtete er nun sein Werk an einer hochragenden, prachtvollen, dunkelroten Rose, aus deren zusammengesponnenen Herzblättern er säuberlich mit zwei gespitzten Fingern eine Spinne zog, die er auf den Sand warf und mit dem schweren Fuße zertrat: nun band er ihren herabgesunkenen Zweig auf und sprach väterlich, wie zu einem Kinde: »Nein, *gloria Italiae*, schöne Tochter Welschlands, dir soll kein Leid bei mir geschehen, weder von Gewittersturm noch von häßlichem Geziefer.« Und er zerriß das Gewebe der Spinne.

VII.

Da knarrte die Türe, die aus dem Hofe des Palatiums in den Garten führte, und das erwartete Paar näherte sich Karl, der sich auf das Geräusch hin gewendet hatte. Gar verschieden war der beiden Schritt. Stürmisch strebte die Jungfrau voran: ihr schwarzer Schleier, ihre dunkelbraunen Locken flogen im Morgenwind. Ihr Muntwalt, der Bischof, konnte ihr kaum folgen: er haschte sie an dem schwarzen Seidenmantel, der die Schlanke und Hohe in dem enganliegenden schwarzen, lang nachschleppenden Gewand umhüllte.

»Langsam, Kind!« mahnte er. »Um Gott! Nur keinen Ungestüm! Er ist bei aller Herzensgüte leicht erzürnlich. Und dann, – dann ist er schreckbar, der Herr Karl. Nur keinen Widerspruch! Und vergiß nicht! – sobald du zu bitten beginnst, –: auf die Knie!« – »Herzog Adalrichs Tochter knieet nur vor Gott!« erwiderte sie, warf das Haupt in den Nacken zurück, riß sich los und eilte dem Bischof weit voraus gerad' auf den König zu. Der musterte scharf die Heranstürmende: mit kundigem Blick maß er das erglühende Antlitz, die stolze hochbusige Mädchengestalt: er war ein vielerfahrener Kenner von Weibesschöne und er hatte auch diese Langobardin gut im Gedächtnis: allein so, so hatte er sie nie gesehen, wie sie jetzt edelste Bewegung verklärte: »Weiß Gott, das Weib ist wunderschön,« sprach er vor sich hin. »Schwer ist es, ihr Nein sagen. Aber erst – erst die Probe. Wo, wo endet ihrer Liebe Maß? Wird sie bestehen? – Und schau'

nur, welcher Hochmut in diesen Zügen! Schlecht steht er der Flehenden.« Er furchte leise die Brauen. »Warte, der soll dir vergehen.«

Er verschränkte die Arme, fest in den dunkelblauen Mantel gehüllt, auf der Brust, und blieb regungslos, wie aus Fels gehauen, stehen, das unbedeckte Haupt ein wenig erhoben. So ließ er die Eilende herankommen. Er hatte erwartet, als sie nun dicht vor ihm stand, die königliche Gestalt zu seinen Füßen sinken zu sehen: aber Adalgardis blieb stehen: nur die rechte Hand hob sie, weit geöffnet, gegen sein Antlitz empor und nicht leise bat sie, laut, recht laut rief sie: »Gnade, Gnade Herr König!« Der sah ihr schweigend in die goldbraunen Augen.

Nun war der Bischof heran: – die gedrungene Gestalt, die gutmütigen, wohlwollenden Züge hatten immer noch mehr vom ehemaligen Krieger als vom Priester: »O König Karl,« sprach er, »du bist mir immerdar ein guter Herr gewesen, so wirst du auch jetzt ...« – Aber da traf ihn ein Blick ...: er verstummte. – Auch die Langobardin hatte den Blick gesehen: sie trat einen Schritt zurück. »Jungfrau Adalgardis, was hast du mir zu sagen?« – Nicht zornig, nicht drohend, aber streng, rauh wie Erz, kam das heraus. Jedoch das Mädchen hatte sich gefaßt: »O Herr König, ... ich habe ja schon alles gesagt ... das *eine* Wort: »Gnade.« – »So? Weiter nichts? – Keine Begründung? Keine Entschuldigung?« das klang schon herber. – »Wie kommst du, ein Mädchen dazu, für den Verbrecher zu bitten? Warum?« – »Ihr wißt ja: weil ich ihn liebe.« – »So? Und mit welchem Recht?« – »Ich bin seine Braut.« – »So? So?« zürnte jetzt Karl und strich mit der Hand über den leis ergrauten Bart, seine wachsende Erregung bemeisternd. »Ei, ei, Herr Muntwalt: seid schon so lang' Bischof und kennt immer noch so schlecht die Canones? Immer noch besser Speerwerfen, eh? Ihr habt Eure Mündel ihrem Vetter verlobt?« – »Nicht ich, Herr König: ihr Vater.« – »So, so, so? *Der?*« Leichte Röte stieg in seine Wangen. – »Ja,« sprach das Mädchen fest. »Kurz vor seinem Tode.« – »Ah, ich weiß, ich weiß jetzt,« nickte er finster, »Unter einer Bedingung, nicht?« – »Ja. Aber sie ist erfüllt, die Bedingung.« – »Freilich,« ergänzte der König, noch immer zurückhaltend, aber mit unheimlicher Ruhe. »Er sollte ja nur versuchen – *einmal* versuchen! – den Gefangenen zu befreien. Wohlan: er *hat's* versucht. Und daß es mißlang, – das – das war nicht seine Schuld.« – »Gewiß nicht,« sagte das Mädchen. – »Ah, Verwegene, Wahnwitzige,« brach es aus des Königs Mund und zornig trat er gegen sie heran: seine grauen Augen loderten drohend. Der Bischof wollte sie am Arm zurückziehen: aber sie blieb stehen.

»Hohn? Eitel Hohn mir ins Angesicht? Wahrlich, Langobardin, du lügst nicht!« – »Niemals. »Immer die Wahrheit« lehrte mich der Vater.« – Karl hatte sich wieder in der Gewalt; kühl, gelassen sprach er: »Wohl, so höre denn die Wahrheit so tapfer wie du sie sagst. Die Verlobung ist gegen der Kirche Verbot, sie ist nichtig. – Übrigens,« – er hielt inne, blickte sie durchdringend an und schloß zögernd: – »jede Verlobung löst der Tod.« – »Herr König!« schrie sie auf und wankte zurück, »Ihr werdet ihn nicht morden?« – »Nein, aber hinrichten.« Eiskalt ward das gesprochen. Sie fuhr mit einer Bewegung, deren Zweck beiden Männern unverständlich blieb, an die Öffnung ihres Busengewandes: da stockte die Hand: »Nein,« hauchte sie vor sich hin, »noch nicht: noch atmet er.« Alle Farbe war aus dem vor kurzem noch so hoch erglühten Antlitz gewichen: sie öffnete weit den Mund: aber die Stimme versagte ihr. Alle drei schwiegen.

»Und,« wagte der Bischof, tief erschrocken, endlich zu fragen, »für welches Verbrechen?« – Der König ließ sich jetzt gemach auf eine Gartenbank nieder, die, neben jener Edelrose, im Grase stand: »Das will ich Euch sagen, Bischof von Cividale,« antwortete er ganz langsam. »Ein Fürsprech – klüger sprach er für ihn als diese Tollkühne!« und abermals verdüsterte sich seine Stirn – »mein eigener Schwager hat ihn in manchen Stücken geschickt verteidigt: mit dem Treubruch ist es nichts, weil er mir Treue nie geschworen, – das ward gestern erhärtet aus den Listen – mit dem Befreiungsversuch ist es nichts, weil der Mönch schon vorher gestorben war ...« – »Also!« rief Adalgardis hoch aufatmend. – Und der Bischof sprach mit feuchten Augen: »Gott und Sankt Martin segne dich, Freund Gerold.« – »Er konnte ihn doch nicht retten,« sprach Karl langsam das Haupt schüttelnd. – »Was hat er sonst verbrochen? Nichts!« rief das Mädchen; fast drohend klang die Stimme.

Aber das erzürnte Herrn Karl aufs neue: er sprang auf und hob die Rechte: »Geschöpf! Man streitet nicht mit mir.« – Er atmete nun und hielt inne: dann setzte er sich langsam wieder. »Er hat das Schwert gezückt – halb aus der Scheide! – wider einen Sendboten des Königs.« – Da erleichte Herr Wernfried: »Der Unselige!« stöhnte er. »Er ist verloren. Darauf steht der Tod: – nach anderer noch grausamerer Pein.« – Aber das Mädchen gab noch nicht nach: »Das geschah in Notwehr.« – »Schau, wie rechtskundig sie plötzlich alle sind, – zu sein glauben! Nein, Rabulistin: der ergriffene Verbrecher hat das Recht der Notwehr nicht. Rothari hat das Leben verwirkt. Er stirbt.« – Da stürzte die Jungfrau, wie vom Blitze niedergeschlagen, ihm zu Füßen und reckte beide Arme flehend zu ihm empor: »O Gnade, Gnade! Begnadige ihn, Herr König.«

Eine leise Befriedigung flog über seine Züge: unmerkbar nickte er auf sie herab. – Er ließ sie eine Weile knieen, bevor er langsam sprach: »Erhebe dich, Herzog Adalrichs Tochter.« – Da schnellte sie auf, hob die heißen, tränenlosen Augen gen Himmel und flüsterte: »Vater, Vater verzeih ...: es geschah für ihn!« – Der König hatte den Rückfall in den Trotz wohl bemerkt: er war aufs neue gereizt. »Herr Bischof,« sprach er, »Ihr würdet wohl daran tun, Eures Mündels, – des Hochverrätters Kindes! – Hochflug herabzudrücken. – Du aber, Adalgardis, höre deines Königs gnädig Wort.« Sie öffnete hoffend die Lippen. »Ob jung Rothari lebt oder stirbt, – ich leg's in deine Hand.« – »In meine?« jubelte sie. »O so lebt er, lebt.«

»Ich – hoffe es: aber ... ich weiß doch noch nicht,« sprach er zögernd mit prüfendem Blick in ihre Augen. – »Höre mich ruhig an: unterbrich mich nicht wieder, rate ich! das macht mich wild, wilder als mir lieb. Jene Verlobung also ist wichtig: deine Hand ist frei. Das Wohl des Reichs verlangt, daß diese Hand und deines Vaters reiches Allod – die Beneficien sind verwirkt – eines verlässigen und verdienten Mannes werde.« Sie warf den Kopf in den Nacken und schüttelte die dunkeln Locken, aber auf eine warnende Bewegung des Bischofs fing sie einen trotzigigen Ausruf auf den Lippen. »Ich könnte dich nun zwingen ...« – »Nein, das könnt Ihr nicht mehr!« kam es nun doch heftig zum Ausbruch.

Herr Karl zog die Brauen stark zusammen, aber sie achtete des nicht und fuhr fort: »Rothari hat es gesagt: – ein neu Gesetz ...« – »Schweig, Unsinnige!« herrschte er sie an. »Du redest ihn und dich in das Verderben. Ich will dich nicht zwingen, weil ... nun, weil ich nicht will. Frei sollst du dich entscheiden. Merke Wohl: Du wirst des Grafen Florentius Weib oder Rothari stirbt.« – »Nie! Niemals! Nimmerdar!«

Der König erhob sich und maß sie mit langem, prüfendem Blick: doch war dieser Blick auf die Trotzende diesmal nicht ungnädig, nicht zürnend: »Du hast gewählt,« sprach er dann gelassen und schritt an ihr vorbei, dem Palaste zu.

Da faßte sich Herr Wernfrid ein Herz und trat ihm in den Weg: »Geduld, Herr Karl! Laß ihr Bedenkzeit! Ich gelobe dir, ich will in sie dringen, bis sie nachgibt. Denn was ist schließlich die Liebe zwischen Mann und Weib? In ein paar Jahren verblüht sie, – der tote Rothari aber bleibt tot. Schad' um sein junges Leben! – Kind, Graf Florentius ist ein wackerer, ja – ich kenne ihn gut! – ein edler Mann. Und bedenke: Rotharis, Leben! Du *kannst* ihn retten und du *willst* nicht? Geht das über deiner Liebe Maß?«

Der König war stehen geblieben, die Ringende scharf musternd, die mit weit aufgerissenen Augen vor sich hin starrte, die beiden Hände an die beiden bleichen Schläfe gepreßt.

»Meiner Liebe Maß?« wiederholte sie tonlos. »Die Liebe – *meine* Liebe! – kennt kein Maß.« – »Du bist schuld – du allein –: die Liebe zu dir hat ihn dahin gebracht.« – »Ja, ja, ich, ich allein, ich Unselige.« – »Und bedenke,« fuhr der Bischof näher tretend, fort: »nicht in freudiger klirrender Schlacht, nicht Speertod, schimpflicher Tod, Galgentod ...« – »Ah,« stöhnte sie. »Und alles um meinetwillen.« – »Und vorher: ... die rechte Hand! ... Und Blendung ...« – »Halt, halt! Ich tu's. Ich tu's« schrie sie schrill auf und verzweifelnd, sinnlos, bewußtlos stürzte sie auf das Antlitz nieder auf den Rasen unter der Rose.

Der Bischof ließ sich neben ihr nieder, hob ihr Haupt in die Höhe und legte es auf seine Kniee: ihre Augen blieben geschlossen: »Ihr habt's erreicht, Herr König,« sprach er vorwurfsvoll. »Sie hat Ja gesagt.«

Herr Karl warf noch einen Blick auf das edle, jetzt so verstörte Antlitz: dann wandte er sich und schritt langsam dem Palaste zu: aber er schien nicht zufrieden: denn er schüttelte leise das Haupt.

VIII.

Nicht lange darauf ward der Vorhang eines kleinen einfenstrigen Gemaches in einem Nebengebäude der Pfalz heftig aufgerissen und herein stürmte mit dem gellenden Ruf: »Rothari!« eine schwarze Gestalt. »Geliebte! Du hier?« erwiderte der Jüngling, wandte sich rasch von dem Fenster, durch das er sehnsuchtvoll hinausgeblickt hatte auf die grünen Wipfel der Gartenbäume, und fing die Wankende, Sinkende auf in seinen Armen. Aber wie erschrak er, als er die Verstörung in dem marmorbleichen Gesicht, das unaussprechliche, versteinte Weh in den starrenden Augen wahrnahm. »Adalgardis! Was ist dir geschehen? Oder bangst du so sehr um *mich*? Ohne Grund! Getrost! Du siehst, ich bin wohlbehalten. Der gute König ...« – Die Jungfrau fuhr zusammen. – »Nahm mir nur das Wort ab, nicht zu entspringen. Dann wurden mir die Fesseln gelöst, ich ward hierher geführt: du siehst, nicht Schloß noch Riegel, – nur dieser Vorhang – sperrt den Ausgang. Und Herr Gerold hieß mich, bevor er abritt, gutes Mutes sein: er habe meine Sache geführt mit siegendem Erfolg und ...« – »O Rothari, Rothari!« antwortete sie schluchzend, warf sich an seine Brust und ihre Tränen fluteten, – »Bei

allen Heiligen! Fasse dich! Was droht *dir*? Oder *mir*?« – »Weh, uns beiden!« – »Wie? Woher? Warum kamst du?«

»Ich eilte hierher, durch meine Bitten dein Leben zu retten: ah, es ist gerettet!« – »Dank, Dank dir, du Vielgetreue. Heißen Dank! Ja, ich hänge am Leben, mit aller Macht des Wunsches, zäh, gierig: ich leugne es nicht. Es wäre doch hart, grausam in der Vollbrust der Jugendkraft« – er schauerte – »sterben.«

Da machte sie sich los von seinem Halse, bog sich zurück und sah ihm tief in die Augen: über ihre todestraurigen Züge flog ein seltsamer, hellerer Schimmer: »So lebst du gern, mein Geliebter?« forschte sie dringend, mit wehmutweicher, rührender Stimme. »So ist es wirklich wahr? Dich vom Tode loskaufen, – es ist nach dem Wunsch deines Herzens?« – »Aber gewiß doch! Leb' ich doch nicht allein, – nein, mit dir, für dich. Erfüllt ist mein Versprechen: tot liegt der arme König: kein Mensch mehr kann ihn befreien, den Toten im finstern Grabe! Du bist jetzt meine Braut, – bald mein süßes Weib ...« – »Oh!« seufzte sie und sank auf den Schemel unter dem Fenster. Der Jüngling kniete neben ihr und faßte die beiden kalten Hände: »Was, ... was ist dir? Was kann uns drohen?« – »Das Untragbare. Höre! Höre alles! Du bist – du warst dem Tode – dem schimpflichen, dem grausamsten Tode« – sie erbebte – »verfallen.« – Er erbleichte: »Du ... du sagtest doch ...?« – »Ja, der König hat dir das Leben geschenkt ...« – »Nun also!« – »Aber gegen einen Preis ...« – »Jeden! Was soll ich zahlen?« – »Nicht du! – Ich.« – »Du? Die Unschuldige?« – »Ja, ich! – Ich versprach's.« Sie sprang auf. »Ich *mußte*! Ich muß. Du wirst frei und ich ... ah,« schrie sie auf, »ich werde des Grafen Florentius Weib.« Da warf sie sich mit ausgestreckten Armen auf das Pfühl des Gefangenen, das Gesicht in den Kissen vergrabend.

»Nie! Niemals! Nimmerdar! Nein, lieber zehnmal sterben!« schrie Rothari wild, daß die Wände dröhnten. Er sprang hinzu und rüttelte sie unsanft auf: mühsam erhob sie sich. – »Das? Das hast du versprochen? Nie hast du mich geliebt.« – »Ich glaube doch,« hauchte sie und schloß die Augen. – »Das ist nicht die wahre Liebe:« rief er überlaut, »Hier endet und wendet der Liebe Grenze. Für mich sterben, ... das hätt' ich verstehen können ...« »O wie gern! Aber mein Tod rettet dich nicht!« – »Aber das? Nein! Und du konntest wännen – auch nur einen Augenblick glauben! – ich werde das Opfer annehmen?« – »Armer Freund! Annehmen? Du wirst nicht gefragt. O schilt nicht! Es zwang mich das Entsetzen. Denke doch nur: das Diebesholz, der Galgen! Und diese liebe, liebe Hand!« Sie umfaßte wie schützend seine Rechte mit beiden Händen. »Und diese lichten Augen! O Grauen!« Und sie verstummte vor Weh.

Allein er konnte nur immer wieder das Eine denken, fragen: »Und du hast es *wirklich* versprochen? – »Ich gab mein Wort.« – »Du darfst's nicht halten!« schrie er, faßte sie ungestüm an beiden Schultern und sprach ihr dicht in das Antlitz: »Unselige! Unsinnige! Du weißt ja nicht, ahnst ja nicht, was du damit getan. Was weiß, was ahnt ein Mädchen, eine Jungfrau wie du von der Ehe! Wisse denn: Ehe sonder Liebe ist des Weibes äußerster Schmach. Das Brautbett ohne Liebe ist das Bett der Dirne!« – »Halt!« rief sie und tastete an der Wand, sich zu halten, »Welche Worte!« – Jedoch der Verzweifelte fuhr fort: »Denke doch! Lerne, was dir droht. Nicht deine Seele kann er dir nehmen: aber dieser Leib, dieser herrliche, einem Tempel gleich heilige, dieser keusche, jungfräuliche Leib, – er wird des ungeliebten Mannes von jedem Haar deines Hauptes an. Dulden mußt du, wie ein gebunden Schlachtlamm, alles, was immer die

schonungslose Glut seines Verlangens begehrt, ihm lassen, ihm geben alles, was mir gehört, mir allein. Denk' dich – o denk' dich mit ihm allein – hinter verriegelter Tür – allein mit ihm in dem dämmerdunkeln Brautgemach – fühl' es, wie er dich trotz allem Sträuben in die Arme zwingt, wie er dir den Schleier vom Haupte zerrt und den Gürtel von den Hüften, denk deine Ehre geschändet ...« – »Nein! Nein!« schrie sie wild auffahrend und auf den Eingang zu fliegend. »Hör' es! König Karl! Ich tu's nicht. Ich kann's nicht. Rein oder tot. Lieber stirb, mein Geliebter, gleich mir. Nach mir!«

Und nun hart vor dem wallenden Türvorhang stehend, riß sie aus dem Busengewand einen kleinen Dolch und zückte ihn hoch, bevor Rothari hinzuspringen konnte.

IX.

Hell blitzte die schmale Klinge: aber sie erreichte nicht die wogende Brust.

Aus dem Vorhang trat Herr Karl, haschte ihre Faust, entwand ihr mit ehernem Griff die Waffe und steckte sie in seinen Gurt. »Halt, rasche Jungfrau,« sprach er ernst, aber ruhig, ohne Zorn. »Lebe.«

»Aber nicht geschändet, Herr König!« –

»Und du, meine Adalgardis, du konntest glauben, auch nur *einen* Augenblick hättest du deine Ehre überlebt? Nutzlos, bei Gottes Treue hättest du sie geopfert.« – »Schilt sie nicht zu hart darum,« mahnte der König, »sieh, wie gebrochen sie auf das Bett dort sinkt. In jenem Augenblick, da ich so schwer sie prüfte, wußte sie nicht mehr, was sie sprach, was sie tat: so überschritt sie denn der Liebe Maß. – Und so hast du,« sprach er nun gütig, an sie herantretend, »so hast du, trotzig Kind, wirklich geglaubt, König Karl werde dich mit dem Tod des Geliebten bestrafen dafür, daß du ihm Treue hieltst? Eia, ich hätte Frau Hildigard nicht mehr in die Augen schauen können. Mich schmerzte es tief in der Seele, als du riefst: ›ich tu's‹. Und froh schlug mir das Herz hinter diesem Vorhang, – wie gern gewährte ich deine Bitte, ihn allein zu sprechen! – als ich hörte, wie ihr beide – er zuerst und dann so tapfer auch du – den Tod wähltest statt des Bruches der Treue. Das wird eine Ehe, wie Frau Hildigard sie will. Ja, ja, glaubt es nur. Ich selber setze die Erlaubnis durch bei meinem Freund Papst Hadrian: er schuldet mir noch mehr als das an Dank. Du bist frei, Langobarde.«

Da sanken beide – auch die stolze Adalgardis – vor Herrn Karl auf die Kniee: »O mein König,« rief Rothari, »wie bist du groß und gut. Woher all diese Gnade?«

»Steht auf, dann sollt ihr's hören. Nicht mir allein: – diesen beiden habt ihr viel zu danken.«

Er trat an den Vorhang und schlug ihn zurück.

»Frau Königin!« rief das Mädchen.

»Florentius!« rief Rothari.

Die beiden traten herein, ein freudiges, ein schönes Lächeln auf den Lippen.

»Wie ... wie kam all das?« forschten die Liebenden.

»Das kam so,« erklärte mit holdseliger Freundlichkeit die Königin. »Auf dem Rückweg von Sankt-Denis traf mich nahe vor Aachen – dieser wackre Held, der auf dem Wege war, spornstreichs hierher zu eilen, um ... nun redet Ihr, Graf.«

»Um eine Lüge aufzudecken und ein Unheil zu verhüten,« sprach mit edelm Ausdruck der dunkeläugige Romane, den jede Schönheit seiner Rasse zierte. Mein Oheim war von hier nach Reims gereist, mir seinen Plan und dessen, wie er beteuerte, sicheres Gelingen mitzuteilen, mich zur Mitwirkung zu mahnen. Beim Bau dieses Plans hatte er nur *einen* festen Grund« – er zögerte, dann kam es anmutvoll heraus ... »die tiefe, echte Liebe, die ich für diese edle Jungfrau trage: ihre Hand wäre die Krönung all' meiner höchsten Wünsche gewesen. Als er mir nun aber enthüllte, – enthüllen mußte – mit welchen Mitteln er mir diese Hand zuwenden wollte, da rief ich zornig: nie nehme ich ein Weib, dessen Herz eines andern ist, das sich opfert, meinen tapfersten Waffengenossen, den Montfalcon, zu retten. Und – so fragte ich staunend – wie kann der König um jener Befreiungs-Wagnis willen den Helden töten, dem er den herrlichsten Sieg verdankt? Da mußte denn mein Ohm gestehn, er habe damals in seinem gleich auf dem Schlachtfeld verfaßten Bericht an den König nicht dem wahren Sieger, Rothari, sondern mir das Verdienst der Entscheidung zugeschrieben.«

»Ja,« unterbrach der Herrscher, »nun wissen wir's: du, junger Bergfalk, tatst damals den Siegesflug, Du hast den Reiterangriff der Langobarden befohlen und geführt, der die stark schwankende Schlacht entschied: dafür steh' ich tief in deiner Schuld – schon lang. Der Abt aber, der König Karl belogen, ist schon unterwegs in die leere Zelle des Mönchs Modestus.«

»Der brave Bub, der Florentius da,« fiel die Königin ein, »ist kein Falsch nit an ihm. Er bat mich, ihm beizustehen, dem Liebespaar zu Hilf zu eilen. Nu, er hat mich nit lang bitten müssen! Wir trabten hierher, was nur die Rößlein springen konnten. Und mein Mann« – hier traf den ein zärtlicher Blick – »der Herr König, sprech' ich – ich muß ihn loben! – der war auch gar bald herum geredet. Warum? Ich mein' allweil, es war ihm schon leid, daß er dem schönen Mädchen so hart geredet hat.«

»Ja, und König Karl wird's gut machen,« schloß dieser. »Rothari, Herr Herzog von Friaul, du schwörst mir jetzt Treue und wirst sie mir, ich weiß es, fortan wacker wahren.«

»Bis zum Tod, mein König.«

»Zur Hochzeit schenk ich dir all die verwirkten Güter. – Du aber, schöner Trotzkopf, kennst du noch diese Rose?«

Er griff in den Brustlatz seines Wamses. »Sie stand dabei, als du so schwer littest: es wäre alles nicht so scharf geworden, – ich wollte nur das Maß der Liebe prüfen – hättest du mich nicht immer wieder durch Stolz und Widerspruch gereizt –.«

»Ja, den kann er halt einmal nit vertragen,« lächelte Frau Hildigard.

»Nimm jetzt dafür, diese Rose zum Pfande meiner königlichen Huld für alle künft'gen Tage. Ich habe selbst sie aufgerichtet nach dem Gewittersturm und sie gelöst aus häßlichem Gespinst: da nimm sie hin, die *gloria Italiae!*«

III. Einhart und Emma

Frau Henriette von Mikulez-Radecki

freundschaftlich zugeeignet

I.

»Und kurz: ich mag nicht, kleine Frau Königin!« sprach Herr Karl und stand – ziemlich lebhaft! – von der Bank auf, die in dem Palastgarten zu Aachen neben einer gar schönen Hochrose stand: »*gloria Italiae*« hieß sie und war vom heiligen Vater aus Rom geschickt. »Und wenn ich nicht *mag* ..« – »Dann *magst* du nicht,« lächelte die zarte Frau, die erwachsene Töchter hatte und doch noch so mädchenhaft zu schauen war. »Das weiß man im Abend- und im Morgenland. Und niemand,« seufzte sie drollig, »weiß es besser als ich.« – »Ja, dir geht's schlecht unter meinem Gewaltzwang,« lachte er. »Aber komm, steh' auch auf und laß uns wandeln: zum langen Sitzen, auch unter den Strahlen der sinkenden Sonne, ist's doch schon zu kühl in diesem Herbstmond: – in sechs Wochen wird der Herr geboren: – gestern Nacht hat's schon ein fein Schneelein geschneit, eine Neie, – schlimm für die Sauen, gut für den Weidmann.«

Frau Hildigard erhob sich und hing sich an seine Seite, die Hand auf seine Schulter hebend, wie er die Gartenpfade dahin schritt: auf *einen* seiner lang ausholenden Schritte kamen immer anderthalb gehüpfte ihrer Füßlein.

»Wenn ich nun doch einmal nicht mag,« wiederholte er im Gehen. – »Ich hab' ja gar nichts gesagt! *Du* rennst nur deine eigenen Gedanken kampflich an.« – »Gegen diesen König von Northumberland – wie heißt er doch? Ich habe so viele Könige im Kopf!« – »Eardulf.« – »Ist ja gar nichts einzuwenden. Nur, daß sein Königreich da drüben liegt, jenseit des Wassers, im Nebel des Westens, und nicht in einem Tagritt von Aachen aus zu erreichen. Nun meinte er zwar, sie werde doch nicht einsam sein auf dem fernen Eiland der Angeln, da ihre Schwester Bertha dem Königssohn von Mercia, Egfrid, sich vermählen werde.«

Da lächelte die Mutter, schritt aber tapfer weiter: »Die ist auch noch nicht drüben!« – »Ja, ja! Was würde mein Herr Kanzler Angilbert dazu sagen, ihr gar warmer Freund! Und nun vollends Emma, unsre Jüngste, unser Nesthäkchen! Glaub's gern, daß sie ihm gefiel! Aber die gäb' ich am liebsten gar nicht her.« – »Nun, darauf darf sie sich just

nichts einbilden! Hast noch keines hergegeben unserer Mädel. Ich versteh's: die Mutter wird alt, und Herr Karl muß junge Schönheit um sich haben.«

Er drückte sie an die breite Brust, neigte sich tief herab und küßte sie auf den blonden Scheitel: »Es *reicht* noch bei dir! – Kurz, Emmalein bleibt. Wie viele liebe Gesichter, Männer und Weiber, seh' ich nicht mehr um mich her. Roland liegt unter den Felsen von Ronceval, Erich in der Steppe der Avaren!« Ein Gewölk der Trauer zog über die hohe, klare Stirn. – »Nicht daran denken, nicht!« mahnte die Frau. »Sie wandeln im Licht des Herrn, die treuen Helden!« – »Ja, aber auch Lebende miss' ich schwer. Paulus der Diakon, des Warnefrid wackrer Sohn, ist mir ins Kloster entronnen. Und denke nur: neuer Verlust droht. Des Allerliebsten!« – »Nicht Einharts?« Sie blieb erschrocken stehen. »Sag' nein!« – »Einharts,« nickte er, sie weiter führend. – »Wer, wer darf's wagen, ihn dir – *dir!* – streitig zu machen? Denn *ablocken* kann ihn dir niemand! Freiwillig verläßt der uns« – sie verbesserte sich rasch: – »läßt er seinen König nicht. Wer kann?« – »Er! Er, der alles kann: viel mehr als ich!« – »Den möcht' ich sehen!« rief Frau Hildigard und blickte dem Gatten freudig und stolz ins Antlitz. – »Hast ihn schon gesehen,« lachte Herr Karl. »Am gelben Tiber!« – »Der heilige Vater? Der?« eiferte sie, »der soll doch nur schon ganz zufrieden sein mit dem, was du alles für ihn getan hast gegen Langobarden, gegen Byzantiner, gegen ...« – Herr Karl schüttelte das mächtige Haupt: »Der heilige Vater ist nie zufrieden!« – »Diesen lieben Buben aber soll er uns hübsch lassen! Von Herzen mag ich ihn.« – »Hab' noch kein Weiblein gesehen, das ihn *nicht* mag, den ›Feinen‹, wie wir alle ihn nennen.« – »Wie gelehrt bei so jungen Jahren, wie geschickt. Wie gelehrt – nochmal sag' ich's! – und doch nicht langweilig! Du lachst? Du, das ist selten! Neulich – ihr kamt aus eurer Pfalz-Schola – einer, – nun, ich will ihn nicht nennen! – es ist der Höchstgelahrten einer –! hält mich an vor meinem Wäsche-Schrein, denke nur!« – »Verbrecherisch! Im heiligsten Tun!« – »Endlos hielt er mich auf mit weisen Reden. Glückliche entkommen klag' ich mein Leid Herrn Theodulf ...« – »Eia, dem schönen Goten, Bischof und Poet von Orleans!« – »Der meinte: ›Langweilig, Frau Königin? Dafür ist er doch Professor! Und noch dazu des Königs geheimer Rat.‹ Aber,« fuhr sie ernsthaft und eifrig fort: »Einhart darfst du mir nicht fortlassen! Nein, nein, was würde Emma sagen? Sie hat immer ganz glühende Wangen nach den Lehrstunden in Ovid. Und was will denn der Papst mit ihm?« – »Nun, nicht Ovid lesen, eifrig Mütterlein! Paulus der Diakon hatte den Freund in Rom so hoch gerühmt: nun soll er in der Cancelei Sankt Peters ...« – »Nein, nein!« – »Ja, wenn die Frau Königin der Franken mit dem Füßlein stampft, muß auch Sankt Peter nachgeben. Emma bleibt: – wenigstens ganz in der Nähe. Ich habe eine Überraschung für sie,« schmunzelte er, »und für dich vielleicht heut' Abend noch. Und Einhart bleibt auch: für den hab' ich auch eine, reich an Ehren. Aber leichte Schneeflocken schweben herab: – zart ist mein holdes Weiblein: – komm ins Haus.«

II.

Für den Abend dieses Tages hatte die Königin dem Seniskalk Audulf nur »kleine Tafel« angesagt: das heißt außer der königlichen Familie sollten nur ein paar der vertrautesten Freunde teilnehmen und nicht in der großen Festhalle, in dem kleinen

Speisesaal waren die Tische gedeckt. Als die höchst einfache Mahlzeit – am Spieß gebratene Hasen, Herrn Karls Lieblingsspeise, wurden an den Jagdplanzen selbst hereingetragen, – zu Ende ging, tat er seinen dritten und letzten Trunk – Elsässer, Sigoltsheimer, – schob den Goldbecher zur Seite, legte sich behaglich in dem hirschledernen Faltestuhl zurück und sprach mit seinem freundlichsten Blick:

»Eia, Jungferlein Emma und Meisterlein Einhart, Vielfeiner, schon gar lange, deucht mir, währen eure Lehrstunden. Heute wollen wir nun mal sehen, wie weit ihr es gebracht habt miteinander. Was ist es doch, das ihr – von Ovid – zusammen leset?« – »Die Verwandlungen, Vater,« erwiderte der zierlichen, elbischen Emma silberhelles Stimmlein: sie war in allen Stücken der anmutreichen Mutter Ebenbild. – »Mit der Kunst zu lieben – *ars amandi* – sind sie wohl schon fertig,« flüsterte Graf Rorich von Maine der üppig schönen hochbusigen Rothtrud zu, neben welcher der gutmütige Seniskalk ihm – wie immer – den Platz zugewiesen hatte. – »Still, du Vielschlimmer,« kam es leis, aber zärtlich zurück. »Es sind nicht alle Leute im Palast so arg wie wir.« – »Und so glücklich.« – »Ah, das Kind! Den Vater schläge der Schlag, dächte er dergleichen,« – »Und doch: ›Liebe dringt zu Tage: 's ist ein alt Mahnwort.«

»So, die Verwandlungen?« lachte der König. »Horatius Flaccus – das heißt der fromme Meister Alkuin! – meinte neulich, das sei ein Zauberbuch: wer viel darin lese, werde selber verwandelt. Hüte dich, Töchterlein: so hold wie du bist, könntest du dich nur verschlechtern! Freund Audulf, laß das Büchlein bringen. Und wann die andern fort sind ... sonst beschämt ein Schnitzer meine Kleine zu arg und sie spotten gern, die bösen, alten Schwestern ...« – »Oho!« riefen da Rothtrud, Bertha und Gisela wie aus *einem* Munde. – »Ja, sie unterdrücken mir mein armes Nesthäklein, wie die schlimmen Schwestern das Aschenbrödel: aber vielleicht kriegt dafür auch *mein* Aschenbrödel den schönen Prinzen! Komm zu mir, Kleine.«

Und als sie zu ihm getrippelt war, lupfte er sie auf sein Knie: »Noch leichter als die Mutter! Ist's möglich? Und doch trägt das Kind schon dicke Zöpfe – und was für schöne hellgoldige! – als wenn's ein ausgewachsenes Mädchen wäre.« – »Bin doch volle sechzehn Winter, Vater!« – »Ihr andern geht nun alle. Vergeßt mir nicht das Nachtgebet: die Heiligen behüten euern Schlummer. Auch all' ihr Diener geht, wir bedürfen euer nicht mehr. Einhart bleibt, ich habe noch mit ihm zu reden. Und auch mit dir, weiß Röselein. Da bringt der Buchwart schon das Buch. Frau Königin, rück' näher zu mir her. Nun zeige, Kind, was du gelernt hast bei diesem jungen Weisen. Weiß Gott, eure Jahre zusammengelegt erreichen nicht die vierzig. Und doch schon so gelehrt – alle beide. Nun, Einhart, fang' an!«

III.

Der Jüngling – er zählte zweiundzwanzig Jahre und mit Grund hieß er der Feine am ganzen Hof – erhob sich von seinem Sitz am untersten Tafelende und stellte sich mit dem aufgeschlagenen Pergament so an des Königs Seite, daß die Jungfrau – unter dem hellen Schein der drei Hängampeln gerade über ihrem Haupt – bequem hineinblicken konnte. Freundlich ruhten der Königin Augen auf der schlanken Gestalt des jungen, hochgeborenen Edelings, – sein Vater wie die Vorfahren waren Grafen im

weinfrohen Maingau – auf den feingeschnittenen Zügen, deren Weiße das reiche dunkelbraune Gelock noch hob. Das seelenvolle Auge adelte ein Ausdruck scheuer Bescheidenheit, zarter, inniger Zurückhaltung: ohne es zu ahnen war der »jungfräuliche Knabe«, wie sie ihn nannten, der Liebling aller Frauen. »Er ist rein wie ein Mädchen,« dachte Frau Hildigard, »wie ich war, bis ...«

»Wir sind noch ziemlich im Anfang,« begann der Lehrer, ein wenig verlegen. »Die Fürstin hat immer so viel zu fragen ...« – »Nun ja, ich muß doch alles gründlich nehmen, nicht? Ich lese nicht weiter, bis ich das Gelesene voll verstanden.« – »Recht, mein Töchterlein! Prinzessin Pflichtgetreu sollte man dich nennen.« Und er strich ihr zärtlich über den blonden Scheitel. – »So stehen wir erst beim neunzigsten Vers des ersten Buches,« erläuterte Einhart. Und er las nun langsam den lateinischen Text, den die Schülerin sofort Zeile um Zeile auf Deutsch, das heißt auf Uferfränkisch, wie das Haus der Karolingen sprach, wiedergab.

In Versen würde ihre Übersetzung etwa so gelautet haben:

»Erst war die goldene Zeit: ein Geschlecht von Menschen, das willig,
Ohne Gesetz und Zwang und Bewachung, übte das Rechte.
Unbekannt war Strafe wie Furcht, noch drohte kein Richter.
Noch umgürteten nicht hochragende Mauern die Städte,
Noch kein schmetterndes Horn rief, keine Drommete zum Kampfe,
Noch erglänzte kein Helm und kein Schwert und ...«

»Hört auf!« lachte Karl. »Gar langweilig muß sie gewesen sein, eure goldne Zeit! Da ist mir unsere eiserne lieber trotz mancher Bosheit meiner lieben Untertanen. Was hätt' ich zu tun, wenn ich nicht Gesetze erlassen, Urteile finden, Schlachten schlagen dürfte? – Laßt's genug sein! Die Kleine versteht's ja schon ganz gut. Sie muß belohnt werden!« Damit hob er sie von seinem Knie, stellte sie gerade vor sich hin und nahm ihre beiden Wangen in seine beiden Hände: »Nun merk' auf: erste Belohnung: du sollst nicht in das nebelfeuchte Eiland der Angelsachsen, brauchst nicht König Eardulf von Northumberland zu heiraten.«

Das Mädchen lachte: »Vielen Dank, lieber Vater. Aber das ist keine Belohnung.« – »Wie so?« fragte er erstaunt. – »Den hätt' ich doch nie geheiratet.« – »O kleine Rebellin!« Das kam etwas ungehalten heraus. Die Mutter, ein wenig hinter seinem Stuhle sitzend, legte den Zeigefinger an den Mund und bedeutete mit hochgezogenen Brauen, nicht so offen zu trotzen. Aber der Vater zürnte schon nicht mehr: »So schlimmtrötzig du bist, – ich mag dich nicht entbehren. Drum hab' ich dir drei wackre Helden, in Krieg und Rat erprobte Männer, die mein Palatium oder doch mich nie verlassen, – zur Auswahl ausgesucht: einen Herzog, einen Pfalzgrafen und einen Marschalk: du kennst sie alle: einem von den dreien wirst du vermählt: morgen wirst du mehr hören und entscheiden: zu Weihnachten ist die Hochzeit.«

Da erschrak die Königin, aber noch viel mehr erschranken Emma und Einhart. Jene faßte sich zuerst: »Aber Vater! Sie ist ja noch ein Kind!« – »Ist sechzehn Jahre. Als du so alt warst, hattest du mir schon zwei, – ja zwei! – Knaben geboren. Ist dir's schlecht bekommen?« – »Dreizehn Jahre zählte ich, als ...! Du hattest mich gezwungen!« – Da lächelte er verschmitzt: »Nicht daß ich wüßte! Vielmehr kamst ...«

»Karll!«

Das ward so feierlich, so todesernst, so drohend gerufen, daß er ganz erschrocken auf seinem Stuhle herumfuhr, ihr Gesicht zu sehen. Das trug den Ausdruck höchsten Ernstes, ja tiefer Gekränktheit. »Nun, nun! Sei gut! Ich ... Sei nur gut.« Und er griff nach ihrer Hand, die sie nur zögernd gewährte.

Einstweilen hatte sich Emma von ihrem Schrecken erholt: aber nun traten ihr Tränen in die Augen: »Vater! Das wirst du nicht ... Ich kann nicht. Ich *kann* ja doch nicht. Nie!« – »Das hat schon manches Jungfräulein gesagt, das später enkelreiche Großmutter ward. Nicht bitten! Es hilft nichts. – Aber auch der Lehrer muß seine Belohnung haben. – Erschrick' nicht, Feiner: du sollst nicht heiraten! Nein, höre und freue dich. Seit dich mir Abt Baugulf aus Kloster Fulda mit reichem Lob an den Hof gesandt, – denn Mönch oder Priester wolltest du nicht werden – hast du all dies Lob mehr als bewährt: zumal aber hast du gar Wunderbares geleistet in allem, was Bauwerk, was Kunstwerk jeder Art anlangt. Wie schön hast du zuletzt die Kirche der Gottesmutter hier am Palast vollendet: ein Wunderwerk ist sie zu schauen.« – »Keine Kunst, darf man durch die Gnade des Herrschers dazu die schönsten Säulen aus Rom und Ravenna kommen lassen!« meinte der Jüngling. – »Ein Stümper nicht, nur ein Meister weiß sie so zu verwenden! Wohlan, ich schaffe für dich ein neues Reichsamt, das soll nur dem Erzkanzler nachstehn: Reichsoberbaurat bist du von Stund an: mein Archi-Architekt! (Kann man das sagen? Muß Alkuin fragen!) Und du sollst entwerfen und leiten alle Bauwerke, die ich ausführen lasse in meinem weiten Reich. Fang' morgen an und entwirf mir den Plan einer Rheinbrücke bei Mainz, gleich gut für mein Heer und meine Kaufleute brauchbar, also fest und breit. – Aber, bei Sankt Denis, Männlein, Feinlein, was ist dir? Bist ja leichenblaß, zitterst! Hat dich die Ehrung so überrascht, daß du nicht *ein* Wort des Dankes findest? Nun, erhalte dir solch bescheidenen Sinn! Und jetzt gute Nacht! Komm, Hildigard!« Er faßte ihre Hand und schritt mit ihr die paar Stufen hinauf, die im Hintergrund des Saales zu einer Erhöhung leiteten, aus der die Türe in das Innere des Palastes, zu den Schlafräumen in dem – einzigen – Oberstockwerk führte. Dabei wandten sie dem jungen Paare den Rücken: so sahen und hörten sie nicht, wie die beiden sich ungestüm an den Händen faßten und rasch ein paar Worte flüsteren: dann führen sie scheu auseinander: Emma eilte der Mutter nach die Stufen hinauf, während der Jüngling langsam, gesenkten Hauptes, tief traurig dem Hauptaussgang am andern Ende des Saales zuschritt.

IV.

Zu dem Palatium zählte man eine Menge von Häusern, die, eine kleine Stadt für sich, getrennt von dem *vicus* Aachen, bildend, um das Hauptgebäude verstreut lagen. Aber auch dies Hauptgebäude, der »Palas«, barg hinter seinen hohen Steinmauern eine ganze Anzahl abgeschlossener, streng viereckiger Höfe. Der umfangreichste war der Brunnenhof, so benannt nach dem Hauptbrunnen des Palastes dicht neben den Steinstufen, die, von einem vorspringenden gewölbten Ziegeldach überragt, zu der Eingangstür der Frauengemächer führten, in denen die Königstöchter mit ihren Palastjungfrauen schliefen – das war im Süden –, während die Königin das

Schlafgemach des Gatten, gerade gegenüber im Norden, teilte. Zwischen beiden waren im Osten in kleinen Einzelgemächern die, wie wir sagen würden, »Zivilbeamten« des Hofes untergebracht, – indes gegenüber, im Westen, die kriegerischen Palatine wohnten; all' diese Gemächer lagen in dem Oberstock: die Räume des Erdgeschosses dienten Wirtschaftszwecken. –

Man hielt frühe Stunden ein dazumal: das Leben in dem Palast erwachte in der hellen Jahreszeit bei dem ersten Morgenstrahl: jetzt, im November, noch vor Tagesanbruch. So ging man denn auch früh in der Nacht schlafen. Daher brannte auch in dieser Nacht ein paar Stunden nach dem Abendschmaus nur noch in dem einen oder andern der zahlreichen Gemächer, deren Fenster in den »Brunnenhof« blickten, hier und da ein einsam spätes Licht. Dunkel lagen die Frauengemächer des Südflügels, dunkel das Schlafgemach des Königspaares: auch die kriegerischen Palatine, ritt-, jagd- und dienst-müde, schliefen alle: auf der Seite der »Schreiber«, wie man sie zusammenfassend nannte, im Osten glomm nur aus einem Fenster noch der matte Schimmer einer Ampel.

Still war's in dem weiten Raum: die speertragenden Wachen standen nicht in diesem Innenhof, draußen vor den geschlossenen Toren, in den Säulengängen vor dem Palast. Hier war nur vernehmbar das eintönige Gießen des Brunnens in seine weite dunkelrote Porphyrschale: es wirkte einlullend in seiner Eintönigkeit. Kein anderer Laut: auch in den Lüften nicht: ein schwacher Windhauch nur schob die grauweißen, schwer herabhängenden Wolken langsam von Südwest nach Nordost. Dunkelheit wechselte dabei mit grellem Licht: denn wann der Vollmond manchmal hinter dem langsam ziehenden Gewölk hervortrat, dann strahlten die breiten weißen Pflastersteine des Hofes seinen Glanz grell blendend wieder. –

Der Türmer auf dem »Uhrturm« des nächsten Hofes hatte eben mit dem Holzhammer auf eine mächtige Halbkugel von Erz die zwölf Schläge der Mitternacht getan, – tiefes Dunkel waltete jetzt ringsumher –, da glitt eine schlanke Gestalt, in einen weitfaltigen grauen Mantel gehüllt, aus der ganz leise geöffneten Eingangstüre des »Frauen-Flügels«, und hielt einen Augenblick auf der obersten Stufe, den ganzen Hofraum, soweit es die Finsternis verstattete, überspähend. Dann huschte sie lautlos, wie ein Gespenst, die Stufen hinab, lief, ohne anzuhalten, ohne auf- oder umzusehen, nach rechts, – gen Osten – schräg über den Hof gerade auf die »Schreiber-Pforte« zu. Sie schob die nur angelehnte sacht zurück, schlüpfte hindurch und stand nun vor der Steintreppe, die in den oberen Stock führte, von dem flackernden Licht einer Pechfackel in eiserner Öse unstät beleuchtet. Sie flog die Stufen hinauf, erreichte einen langen Gang mit zahlreichen nach Westen gerichteten Türen, wandte sich hier nach links, zählte drei solcher Cellen-Türen von der Treppe an und hielt vor der vierten. Diese tat sich geräuschlos nach innen auf: sie schwebte über die Schwelle – und sank um.

V.

Allein im Sinken umfingen sie zärtlich zwei Arme und ließen sie sacht auf eine an der Wand stehende, mit weichen Fellen bedeckte Truhe niedergleiten: hier lehnte sie den Hinterkopf an die Mauer und schloß die Augen: zum Springen klopfte ihr Herz. Da

schob Einhart den mit Pergamenten, Winkelmaßen, Zirkeln bedeckten Tisch zur Seite, ließ sich vor ihr auf ein Knie nieder und küßte den Saum ihres Gewandes.

»Emma, Geliebte!« flüsterte er dann. »Wie soll, wie kann ich dir danken für diese ... diese Großtat der Liebe! Du – du Königskind! – kommst zu *mir*! Durch die Nacht, durch das Grauen, trotzend der Gefahr, der Schmach der Entdeckung, des Königs furchtbarem Zorn. O wie soll ich je vergelten! Und warum ...?« – »Weil ich dich liebe!« hauchte sie, die sich nun erholte und zärtlich über das braune Gelock des vor ihr Knieenden strich.

Jetzt sprang er auf, eilte an das – einzige – Fenster und schob von innen den völlig deckenden Holzladen vor: »Man kann von drüben, von den Palatinen-Zimmern deutlich bis auf die Truhe sehen: ich fand das gestern, Graf Rorich besuchend. So! Nun sind wir sicher.« Er flog wieder auf sie zu, ergriff ihre Hand und küßte sie: »O habe Dank für dieses Wagnis! Nie hätte ich es dir zugemutet.« – »Es mußte sein,« erwiderte sie, die Hand zurückziehend. »Sonst wär' es wahrlich nicht geschehen. Es ist das letzte – wie das erste – Mal! O wie pocht mir das Herz. Aber wir mußten bereden – heute noch, vor Morgen, – deshalb flüsterte ich es dir zu! – was nun zu tun gegen des Vaters schrecklichen Plan. Ach, er liebt mich so zärtlich! Wie Unrecht ist es, was ich jetzt tue! Unrecht gegen ihn und gegen die Mutter, die engelreine, engelgute!« – »Geliebte, es soll deine einzige Heimlichkeit sein. Hat der König den gedrohten Zwang aufgegeben, dann ...« – »Dann gestehen wir alles von dieser Nacht! Aber doch ..., ich schäme mich so arg, daß ich hier bin.« Und sie verhüllte das Köpflein im Mantel. »Nein! Laß meine Hand!« – »Es mußte doch sein! Du sagst es ja selbst. Wie gern wär' ich, dir diesen Gang zu sparen, zu dir geeilt!« – »Unmöglich! In dem Frauenhaus zur Nacht ein Mann! Fest zwar schläft Anastasia, die alte Bajula, in dem Bett dicht neben dem meinen: – mich hörte sie nicht entschlüpfen und nun schläft sie wohl fort, bis ich wieder in den Kissen liege. Aber dich, unser Sprechen hätte sie doch wohl gehört. Und auch in der Lateinstunde geht es nicht mehr von heut' an. O wie selig waren wir da zu zweien! Da zuerst ist all' das so leise, leise, aber immer wärmer in mir aufgewacht! Die tief geheime, süße, süße Herzensfreude an deiner Stimme, deinem Auge – welch heißer Schauer ...« – »O du Geliebte!« – »Nicht! Nicht mich berühren – hier – bei dir! – zur Nacht! Bitte, nicht! Rein muß alles sein und bleiben an dieser meiner argen Nachtfahrt. Aber wir sind nicht mehr allein mit Ovid! Die Mutter – sollte sie etwas ahnen? – hat von morgen ab dazu die Bajula an meine Seite befohlen. Und wir *mußten* doch einig werden: – noch vor Morgen. Höre denn: nie laß ich von dir, mein Einhart, im Leben und im Tod. Nie werd' ich eines andern. Eher sterb' ich.« – »O Königskind, was tust du für mich!« – »Was ich muß, weil ich dich liebe.« – »Und du weißt es: ich brauch' es nicht zu schwören: du bist die Seele meiner Seele: nie bin ich von dir zu scheiden!« – »Ich wußt' es, ich weiß es. Aber höre weiter: ich ertrage sie nicht mehr, diese feige, unwürdige Heimlichkeit: laß uns das Geschick, das uns droht, was es sein mag, rasch herbeiführen und offen: willst du? Ja, du hast den Mut deiner Liebe. Auch das wußt' ich. So wollen wir morgen vor die Mutter hintreten und ihr alles gestehn!« – »Ja; ist's doch nur ein einz'ger Kuß!« – »Ihre Fürbitte beim Vater hoffe ich, denn du bist ihr gar wert. Aber, täusche dich nicht, Geliebter: er ist oft unerbittlich. Und sein Zorn kennt keine Schranken. Vielleicht – ja wahrscheinlich! – sehn wir uns morgen zum letzten Mal: er reißt uns auseinander – für immer.« – »Gleichviel. Du hast recht. Ein Ende dieser Heimlichkeit!« – »Gut, mein Freund. Und nun – laß mich fort!« Sie erhob sich von der

Truhe. – »Schon? Schon jetzt? O weile noch!« – »Nein! Keinen Augenblick länger als nötig, als unerlässlich war. Aber laß mich erst zum Fenster hinausspähen, öffne den Laden ein wenig! –, ob's dunkel, ob's leer ist da unten.«

Er schob den Laden sacht zurück – da rief er: »Oh all ihr Heiligen! Was ist das? Taghell! Der Vollmond! Aber das nicht allein: Schnee! Fußhoher, dichter Schnee. Während wir sprachen –! Schnee überall,« – »Was tut's? Ich scheue die Nässe nicht!« – »Aber Kind! Deine Fußspuren! Du hast das kleinste Füßlein im Palast. Man wird, man muß erkennen, wer in der Nacht von der Schreibertür nach dem Frauenflügel ...« – »O Gott! Was tun wir?« – »Komm nur hinab. Die kurze Strecke trag' ich dich auf meinen Armen,« – »Nein, nein, nein,« rief sie, scheu, erschrocken vor ihm zurückweichend bis an die Wand des Gemaches. »Rühr' mich nicht an! Du darfst nicht!« – »Nur auf den Armen ... die paar Schritte!« – »Nein! Eher lauf ich zur Mutter hinüber, wecke sie, sage ihr alles.« – »Beileibe nicht: vor den Ohren des Königs! – Halt! Da kommt mir ein andrer Einfall: ich wate dir voraus durch den Schnee bis an den Brunnen: du dicht hinter mir: in jede meiner großen Fußstapfen setzest du die zierlichen Schuhe: so gibt es nur *eine* – eines Mannes – Spur von meiner Tür bis an den Brunnen: das fällt nicht auf: oft wird vor Tag dort für uns Wasser geholt: von dem hohen Brunnenrand aber bist du mit einem Sprung auf den Eingangsstufen eurer Türe: auf denen liegt kein Schnee: das Dach überragt sie. Komm, Geliebte!« Und er faßte sie an der Hand, führte sie leise auf den Zehen aus dem Gemach über den Gang, die Treppe hinab, zur Haustür hinaus und dann so wie geplant durch den Schnee: freilich das Mondlicht und der weiße Widerstrahl beleuchteten den ganzen Hof, so hell wie Taglicht: aber in dem ganzen weiten Raum – das war nun auch genau zu erkennen – weilte kein Mensch. So gelangte die Jungfrau sicher wieder in das Frauenhaus. In der Türe zog sie die Schühlein aus, eilte die Treppe hinauf und schlüpfte in die Kissen, unbemerkt von der alten Bajula.

VI.

Aber nicht unbemerkt von andern Augen hatte das Paar den Schnee durchstapft! Von Herrn Karl war nach ein paar Stunden der Schlaf gewichen, wie ihm das oft geschah. Dann pflegte er sich vom Lager zu erheben, ganz sacht, um Frau Hildegard nicht zu wecken, und bei dem Licht der Häng-Ampel zu lesen: – immer wieder im »Gottesstaat« Sankt Augustins – oder auch auf einer Schiefertafel allerlei flüchtige Gedanken in kurzen Worten festzuhalten, um sie am Morgen wieder zu überlegen, auch etwa mit seinen Räten zu erörtern. So hatte er auch diese Nacht getan. Er trat ans Fenster, durch das der Vollmond jetzt helleres Licht herein goß, als die Ampel von der Decke her verbreitete. Allmählich entsank Tafel und Griffel seinen Händen auf das Fenstersims und sinnend, halb träumend sah er empor zum Himmel, in das nun schon fern hinziehende Gewölk, in den immer sieghafter hervortretenden Mond, der, widergestrahlt von der weißen Schneedecke, fast blendenden Glanz verbreitete.

»Der erste Schnee, der bleibt! Wie friedevoll, wie feierlich! Wie sanft gleicht er alle Unterschiede aus! Gleichmäßig legt er seine weiche, stille Decke unten auf die Pflastersteine, oben auf die runden Tor-Bogen wie auf die spitzzackigen Zinnen. Gleich:

– friedevoll: – still! Ein weißes Vorbild von dem dunkeln Tode. – Und der Mond, der volle. So scheint er jetzt auch herab auf Ronceval, auf Erichs Grab in der Steppe, auf jene vielen Sachsengräber an der Aller. War's wohlgetan? Ja, denn nicht für mich, für den Herrn Christus. Ich tät's nochmal! – Und so scheint der Mond jetzt auch auf Rom und auf Sankt Peter. Ob wohl auch – zu dieser Stunde – auf Jerusalem und meine Kirche dort, und zu Bagdad auf Freund Haruns Palast? Weiß nicht! Muß morgen den Feinen fragen. Der Bub' weiß alles! Da drüben wacht er und forscht, der Unermüdliche, seine Ampel brennt noch: durch den halb offenen Laden strahlt ihr Licht! – Ei, was ist das? Aus dem Schreibertor stapft in den Schnee ein Mann – so spät! Er wendet sich um: ah, 's ist Einhart! Und nun – aus der Tür – eine zweite Gestalt – mantelverhüllt – ein Weib offenbar. Welche Sitten! Einhart! Aber wer, welche Nachtdirne ...? Sie schaut umher – die Kapuze fällt: ah Emma, Emma! – Hildigard, Frau, wach auf!« Er schrie gellend: – »Rasch hierher – ans Fenster! Du mußt es selber sehen, – sonst glaubst du's nie! Da schau: Emma und Einhart! Sie kam aus seiner Tür. Ah, bei Gottes Zorn, sie sollen's büßen!«

VII.

Und sie büßten schwer. Mit Mühe hatte die Mutter den Zornwütigen abgehalten, sofort in der Nacht Lärm zu schlagen, beide Liebende in Haft zu nehmen. Endlich sah er ein, daß er das Ärgernis, die Schande dem Palast – und den Eltern! – füglich sparen könne: das junge Paar ahnte ja nichts von Gefahr, dachte nicht an Flucht. Aber sobald das Leben im Hause erwacht war, – ruhelos, rastlos, war Herr Karl all' diese Stunden hindurch tobend, knirschend, stöhnend durch das Gemach geschritten, während Frau Hildigard leise weinte, – befahl er dem Seniskalk Audulf, Einhart in dessen Gemach für verhaftet zu erklären und einen Scharmann vor die Türe zu stellen mit dem Befehl, ihn, wolle er entweichen, niederzustoßen, »Die Bajula jedoch, die alte Kupplerin ...« – »Aber Karl!« seufzte die Frau. »Das glaubst du selbst nicht von ihr!« – »Oder schläfrige Schnarch-Muhme! Hinunter mit ihr in den Strafkeller der Mägde! Die Nachtfahre aber bleibt eingesperrt in ihrem Gemach: – du gehst nicht zu ihr.« – »Nicht also! Die Mutter gehört zum Kinde, jetzt mehr als je. Ich bin mit schuldig: wie konnt' ich soviel Jugend, soviel Schönheit sich allein überlassen! Zu spät kam mir die Vorsicht. Ich büße mit, was ich mit gefehlt.«

*

Die Geschäfte des Tages brachte auch dieser schlimme Tag. Der König erledigte sie finster, stumm: seine Gedanken, seine Schmerzen weilten nur bei dem *einen*. Schweigend wiederholte er sich immer wieder die Worte: »Mehr als alle meine Kinder hab' ich *sie* geliebt, mehr als alle Freunde – nach Roland! – *ihn*. Wie hab' ich ihn geehrt, überschüttet mit Gunst und Ehre! Nun wartet, beide!«

Er hatte eine Weile daran gedacht, das Pfalzgericht zu versammeln, öffentlich als Ankläger aufzutreten – der Pfalzgraf hätte an seiner Statt den Vorsitz übernommen – und ein Strafurteil wegen Verletzung der Palastzucht zu beantragen. Von diesem Zorngedanken, der sein Haus im ganzen Reich und draußen bei Freund und Feind

würde verunehrt haben, kam er bald selbst zurück. Aber unerbittlich, unwiderruflich hatte er beschlossen, das Paar für immer zu trennen und schwer zu strafen. Um fest zu bleiben, hatte er sogar – gegen seine Art! – seiner Gattin wiederholte Versuche, ihn zu sprechen, mit allerlei Vorwänden von Geschäften abgewiesen.

Zum Mittagmahl war er nicht erschienen, sondern mit ein paar Jägern ausgeritten in den nahen Rheinwald und hatte dort nach rasendem Rennen einen hastigen Jagdimbiß eingenommen.

Spät am Nachmittag zurückgekehrt, fand er der Königin schriftliche Anfrage vor, was er beschlossen habe? Er schrieb unter ihre Zeilen kurz: »Trennung für immer. Einklosterung. Er geht als Mönch in mein neues Kloster zu Hamburg, den heidnischen Dänenkönig Sigfrid zu bekehren und dessen grimme Jarle: noch keiner ist wiedergekehrt von diesem frommen Werk. Und sie geht auf Lebenszeit in das strengste Kloster meines Reichs und an dessen andere Ecke: zur heiligen Cäsaria nach Arles. Willst du mich heute noch sprechen, mach' ich zur Bedingung, daß du keine Fürbitte wagst.« Dann siegelte er selbst das Schreiben und schickte es ihr aus seinem Arbeitsgemach, wo er sich in Papstbriefen und Kapitularien-Entwürfen vergrub.

VIII.

Nach einigen Stunden – schon waren die Wachskerzen in den hohen Bronze-Leuchtern entzündet – ließ sich die Königin melden und trat ein.

Er verharrte in dem Sitz an dem Urkudentisch, wo er ihr den Rücken zuehrte, ohne umzuschauen. »Du weißt,« sprach er in rauhem Ton, »unter welcher Bedingung ...: komm nicht, um zu bitten.«

»Nein, ich komme, um Abschied zu nehmen.«

So erschreckend ernst, so grabesfeierlich kam das heraus in der geliebten Stimme – sonst so andern Klanges! –: – es zog Herrn Karl herum in seinem Schreibstuhl: er sah ihr ins Antlitz – und da, da riß es ihn empor. Entsetzt sprang er auf: »Hildegard! Du siehst aus als wärest du gestorben!«

»Ich *bin* gestorben. Für die Welt und zumal, o Karl, für dich. Ich lebe nur noch Gott, der Reue, der Buße. Leb wohl, Herr Karl. Ich hab' dich sehr geliebt. Ach – allzusehr. Dies goldne Ringlein, – es umschloß all' mein Glück! Da ... da!«

Die Stimme versagte ihr unter Tränen. Sie streifte den Ehering vom Finger, küßte ihn und legte ihn leise auf den Urkudentisch. »Leb wohl!« Sie wankte zur Türe. »Halt!« rief Herr Karl, sie am Arme haschend. »Welcher Wahnsinn! Wo – wohin willst du?« – »Wohin ich gehöre: ins Kloster! Nach Arles: zur heiligen Cäsaria.« – »Was ... was fällt dir ein?« – »Das Notwendige. Du hast mein Kind – o fürchte nicht, daß ich bitten werde! – dazu verurteilt! nicht schelte ich dein Urteil. Sie hat ihren Geliebten aufgesucht, heimlich zur Nacht: zwar einmal nur, zum erstenmal: es sollte auch das letzte Mal sein.« – »Ah, wer weiß!« lachte er grimmig, – »Ich weiß: meine Tochter belügt mich nicht. Sie wollten sich besprechen gegen deinen – plötzlichen – Heiratsbeschluß und heute noch wollten sie sich mir entdecken.« – »Ah, glaubst du?« Er zuckte die Achseln. – »Nein: ich

weiß: solche Verzweiflung täuscht nicht. Und nicht *ein* Kuß ist geküßt worden in dieser Nacht. Nein, Karl, zweifle nicht: es wäre deiner unwürdig: schau dem Kind ins Auge.« – »Und wenn! – Und wenn auch all das wahr wäre ...« – »So bleibt es Unrecht und du kannst es strafen, strenge strafen.« – »Nun also!« – »Aber dann strafe gerecht – wie Herrn Karls Ruhm ist vor aller Welt! – wie die Tochter – – die Mutter.« – »Wie? Was meinst du damit?«

Da trat sie einen Schritt näher und sah ihm tief in die Augen: »Hast du vergessen? So ganz vergessen? Freilich, viele Jahre sind's: da war in Schwabenland am Neckar ein Mädchen erwachsen – ach nein, ein Kind kaum aufgeknospt! – dreizehn Jahre alt. Und da kam ein Gewaltiger und sah das Kind und er fand Wohlgefallen an dem Kind. Und er wollte, er ›mußte‹ die Kleine haben. Und die Eltern, hochgeehrt und hochbeglückt, sagten freudig Ja. Und sie – die Kleine?« – Da traten Tränen in die hellen Augen: »Wie hätte sie *nicht* Ja sagen sollen? Ihn *nicht* lieb haben, nicht den Gewaltigen anbeten in ihrem kindlichen Herzen? So ward sie seine Braut. Das war vor Weihnachten, in drei kurzen Monaten, zu Ostern, sollte die Hochzeit sein. Aber ...:« sie stockte, sie errötete über und über, griff nach der Lehne des Stuhles, endlich fuhr sie fort: »Aber der Wilde, Ungeduldige, Heißbegehrende, – er konnte, wollte nicht einmal so kurze Zeit warten, nicht warten, bis dieser Ehering ... Und sie? Ach, er ruhte nicht, bis ihm das Kind den Willen tat. In dem Schloß der Eltern ging's nicht an: da ... da ging sie heimlich zu ihm. Nicht *einmal* – o nein, wochenlang! Der Schnee fiel damals wie heute, wann sie sich nachts zu ihm in das Tannicht stahl, in die Jagdhütte. Und oh – es blieb nicht beim Kuß ...« – Da brach sie aufschluchzend ab und verbarg die Augen in den Händen.

»Hildigard! Vorwurf nach so vielen Jahren!«

Gleich richtete sie sich wieder auf: »Vorwurf? Nein! Aber trifft mein Kind, mein unschuldig reines Kind um ach! so viel geringere Schuld so schwere Strafe, so muß ich sie teilen. Ehrlos wär' ich sonst. Leb wohl, mein Karl!«

Da stürmte er auf sie zu, schloß sie inbrünstig in die Arme, küßte ihre Stirne, Augen und Mund und rief: »Hildigard, geliebtes Weib! Vergib! Vergib für damals und für heut'. Ich mach' es gut. Nimm, bitte, nimm den Ring zurück, – den Ring, der all mein Glück! Und eile zu ihr. Ich gehe zu ihm. Morgen, morgen soll die Hochzeit sein!«

IV. Herrn Karls Recht

Frau Klara von Hase

freundschaftlich zugeeignet

I.

Hoch, herrlich und freudig hielt Herr Karl, der Kaiser, Hof in seiner Pfalz zu Aachen. Ja, auch freudig, trotz der großen Aufgaben, die von allen Himmelstrichen her auf sein Haupt gehäuft – oder von ihm selbst herangezogen – wurden: denn Herr Karl war größer als sie alle. Und seine all' überwindende Lebenskraft und Lebensfreudigkeit brach durch jene Lasten immer wieder wie Springquell durch Schutt und Geröll: beim hallenden Horn der Jagd zumal vergaß er rasch und völlig die Sorgen der Herrschaft: er liebte das edle Weidwerk.

So hatte er denn auch an einem Frühtag des von ihm so benannten »Winnemanoth« – des Mais – »den ganzen Palast,« Männlein und Weiblein, Laien und Geistliche, Palastgesinde und Palastgäste geboten und geladen zu einem großen Jagen auf all' das zahlreiche und mannigfaltige Wild, das sich damals noch in den Wäldern, Sümpfen und Heiden östlich von Aachen gegen den Rhein hin barg. Sieghaft hatte die Morgensonne bald nach ihrem Aufstieg die silbergrauen Nebel des Flußgeländes durchbrochen: trillernd grüßten sie, immer höher steigend, die Lerchen.

Schon lange hatte in dem von hohen Mauern und geschlossenen Toren rings umhegten Palasthof die große Menge der geladenen Jagdgäste sich geschart: die edeln Rosse stampften und scharrten, ungeduldig des Aufbruchs, die klugen, »Wild gehrenden« Hunde jeder Art, von den mächtigen »Bären-Stellern« zu den schlanken »Hirschjägern« und den schwimmkundigen »Bieberern« und »Otterern« gaben hell Geläut und zerzten die jungen Meutewärter vorwärts gegen die Tore hin. Zahlreich saßen schon im Sattel die Großen des Palastes, Kronvassen, Grafen: aber auch gar mancher Bischof, mancher Abt, den von dem kanonischen Jagdverbot ein höherer Amtsbruder entbunden hatte: oder wohl auch die eigene fröhliche Weidlust. Diener, Jäger jeder Jugend, jedes Alters füllten den Hof; zumal auch die Falkner, auf silberner, aber mit weichem Wolltuch überzogener Stange die noch gekappten edeln Jagdvögel tragend, den Wanderfalk von Island oder den scharfen Blaufuß von dem flandrischen Falkenwert: schrill gellte der den Kampfruf hervor.

Plötzlich schmetterten in das Wiehern und Scharren der Rosse, das Gebell der Rüden, das Schwatzen und Lachen der Jäger hinein zwei hallende Hornstöße von der obersten Stufe, der Balustrade der Porphyrtreppe des Hauptgebäudes: auf flogen von innen die Flügel der Doppeltür: über die Schwelle trat eine gewaltige Heldengestalt, um Hauptes Länge alle überragend: Herr Karl. Freundlich grüßend schritt er die Stufen hinab: da verstummte alles, auch der Hengste Gewieher und der Rüden Gebell. Hinter ihm drein wogte aus dem Innern des Palastes eine blendende Fülle von jugendlicher Schönheit: Herrn Karls wunderherrliche Töchter, die schönsten Mädchen – so rühmte man – in seinem weiten Reich, gefolgt von ganzen Scharen edler Jungfrauen, die auch – denn die Herrinnen hatten ja keinen Vergleich zu scheuen – aus den hübschesten Adelstöchtern am Hofe gekoren wurden: so huldreich wie vornehm dankten sie den jungen Palatinen, die ihnen, die Stalldiener zurückdrängend, eifrig die Hände unter die Sohlen hielten und ihnen so auf den Rücken der Pferde halfen, welche sie, wie Männer reitend, kräftig mit den Schenkeln umspannten. Herr Karl aber schwang sich ohne Hilfe auf den starken friesischen Eisenschimmel, der ihn mit freudigem Wiehern begrüßte, hob die Rechte, rief laut schallend »Hallhà, Hallhà!«, das Tor des Palastes drehte sich in seinen schweren Angeln und hinaus ins Freie brauste der laute, farbenprächtige, der freudige Zug.

II.

Nicht als Jäger, nur als Begleiter des Jagdzugs hatten sich angeschlossen zwei Geistliche, welche die eigne Gewandung und die Ehrerbietung des Gefolges als hohe Kirchenfürsten erkennen ließen. Nur den Anfang des Rittes machten sie mit auf ihren Maultieren: als die Sonne höher stieg, bogen sie im Eingang des Waldes links ab zur Seite in einen schattigen Talgrund, wo an dem Ufer eines silberhellen Baches die achteckigen Zelte von buntgestreiftem Linnen aufgeschlagen waren: hier sollte nach vollendetem Weidgang das Jagdmahl die Zurückkehrenden erwarten.

Der eine, der Dunkelhaarige, Schlanke, ließ sich von den Reitdienern aus dem Sattel helfen, der Blonde, Breitbrustige wies die diensteifrigen Hände zurück und schwang sich, trotz seines reifen Alters und der weißen Haare, leicht auf die Erde: »Nein,« lachte er, »alleweile reicht's noch vom Eselsrücken herab: vor kurzem war's auch vom Kampfhengst herunter nicht zu hoch. – Kommt nun, ehrwürdiger Bruder, – dorthin, in das zweite Zelt. In dem wollen wir die Rückkehr des Herrn Kaisers abwarten. Einstweilen kann ich Euch, Bruder Theodulf, gar manches, nach dem Ihr fragt, beantworten, – vertraulicher hier, als in dem Palast, wo zehn horchen, wann einer spricht, – So, herein in das Zelt! Da ist ein Faltestuhl für Euch – ich, alter Jäger, sitze lieber auf des Herrgotts grünem Waldmoos.« Damit ließ er sich auf den weichen Rasen niedergleiten. »Nun, ihr Akoluthen, geht nur. Macht, daß ihr hinauskommt. Und draußen, – nicht horchen! Ihr *hört* durch die Wände, aber ich *sehe* durch sie.«

Als nun die Bischöfe allein waren, rief der ältere mit herzugewinnender Stimme, während die frischen blauen Augen freundlich auf den Genossen leuchteten: »Willikumm, Herr Theodulf! Mögt Ihr alles hier am Hofe finden, was Ihr sucht.«

Der Begrüßte, dessen dunkle Farben, feingeschnittene Züge und zierliche Gliedmaßen Beimischung romanischen Blutes bezeugten, antwortete der bajuvarischen Ansprache auf Lateinisch: »O Herr Arno, schon hab' ich unsagbar mehr hier gefunden als ich gesucht. Ich bin geblendet von all' dem Glanze des Palastes. Aber am meisten doch ...« – »Von ihm, von Herrn Karl! Ja, den muß man erst gewöhnen,« nickte Bischof Arno. – »Aber wie kommt's, daß Ihr erst jetzt den Hof aufsucht, doch lange schon dem Kaiser wert?« – »Ich fand viel Arbeit vor in meinem Bistum Orleans: geistliche und – weltliche! Diese hat mir des Kaisers eigner Sohn, Herr Ludwig, gar leidig gemehrt.« – »Da steht Ihr nicht allein,« lachte der Bischof. »Aber neben der vorgefundenen und aufgedrängten Arbeit macht Ihr Euch selbst viel andere – im Dienst der Musen: man rühmt Euch den ersten ›Poeta‹ der Zeit.«

Der Belobte winkte ab mit der kleinen, feinen Hand und lächelte: »Und wär' es wahr, – so wär's recht wenig. Was sind wir alle, selbst Abt Angilbert, gegen Vergil!« – »Das laßt nur nicht Freund Alkuin hören,« lachte der Bajuware. »Der ist mir fast allzu fromm geworden, er bereut all' die Zeit, die er auf diese sündigen Heiden gewendet.« – »Nun, ich bereue sie nicht. – Es mag in meinem halb römischen Blute liegen.« – »Ihr seid doch Gote?« – »Ja, von der Schwertseite! Aber ... eine alte Sage unsres Hauses nennt flüsternd meinen Ahn Roderich, den letzten Gotenkönig, und meine Ahnfrau Domina Cava, die schöne Römerin.« – »Oh ich weiß! Man singt noch manch Lied von dieser heißen Liebe. Sie war so heiß, sie konnte die geistliche Segnung gar nicht abwarten. Der junge Gotenkönig pflückte sie gar rasch, die schönste Blüte von Toledo.« – »Mag sein: 's war Sünde, schwere Sünde! Vielleicht aber rührt daher des späten Enkels Freude an, – wie sag' ich nur? – am Glanz des Schönen!« – »Hm,« lächelte Herr Arno, »die Freude daran hätten andere Leute wohl auch. Aber Ihr könnt dieses Teufelszeug, das man schön nennt, nicht nur genießen, – auch selbst schaffen.« – »Ach, schlecht! – Aber mich daran berauschen, – ja! Ein fruchtreiches Tal, lachend im Sonnenschein, ein Heiligenbild auf Goldgrund am Rand einer Handschrift, der Bau Herrn Karls – und Einharts! – an der Marienkapelle dort neben dem Palast, der Klang der römischen Orgel darin: – sie entzücken mich. Aber auch – wovon ich anhub! – der Glanz, die Lebenspracht an diesem Hof! Wie sie da aufbrachen zur Jagd, die Mädchen, die Männer, Herrn Karls herrliche Töchter, ihre Jungfrauen, die Palatine, ihre Tracht, die prachtvollen Rosse, die ...« – »Ja, ja,« schmunzelte der Bayer, »'s ist schön. ›Argschön‹ sagt man bei uns an der Salzach. Manchmal zu schön, murren manche Leute.« – »Kann etwas auf Erden auch zu schön sein?« – »Ei, das kommt darauf an. Ich kann viel davon vertragen, – andre nicht. Da ist König Ludwig ...« – »So? Nun im Vertrauen: gerade gegen den zu klagen und wie er waltet in seinem Aquitaine«, – deshalb kam ich her. Wir haben Güter dort: er sollte doch einsehen, daß Thron und Reich beruhen auf den kleinen Freien, die sein weiser Vater schützt: er aber unterdrückt unsere Freibauern, verschenkt sie als Eigene an ...« – »An seine Schmeichler und Aussauger. Auch hier am Hof: da ist der Abt Castinus ..., nun, findet sie selbst heraus. Ich mag sie nicht angeben. Aber König Ludwig und seinen Nächsten, rat' ich, deckt sie nicht auf, Eure Freude an dem ›Schönen‹, wie *Ihr* sagt, an sündiger Weltlust, wie jene schelten. Und leider! muß man zugeben: an diesem Hof geht's manchmal allzu – nun, man darf schon sagen: allzu lustig zu. Habt Ihr schön Rothrud gesehen, des Kaisers älteste Tochter, auf ihrem Rappen und an ihrer Seite den Grafen Rorich von Maine?« – »Ja!

Welch prächtig Reiterpaar!« – »Und auch sonst ein Paar! – Und Bertha, die blonde, üppige, des Vaters stolzes Ebenbild?«

Theodulf nickte freudig: »Und an ihrer Linken Abt Angilbert von Saint Riquier. Sie sprach so geheim zu ihm von Sattel zu Sattel, als wollte sie ihm beichten!« – »Nicht nötig!« lachte Herr Arno. »Er kennt ihre süßesten – nein, wohl ihre einzigen – Sünden: er hat sie mitgesündet.« – »Ei, ei! – Und was sagt der Herr Kaiser hierzu?« – »Nichts sagt er! Verheiraten will er seine schönen Töchter nicht und sie hergeben, weil er – wie Ihr, Herr Poeta! – sich gern an ihrem Glanze sonnt. Und die Wahrheit ist: es fehlt seit dem Tode von Frau Hildigard, – des einzigen Weibes, das er wahrhaft geliebt! – den Mädchen die Mutter, dem Palast die Zucht der Hausfrau. So treiben es denn Pfalzfräulein und Palatine so, – nun so unbefangen, daß die heilige Mutter Kirche ihre beiden sonst so scharfen Augen zudrücken muß: denn mit ihrem größten, aber etwas eigenwilligen Sohne darf sie's nicht verderben. Ich, ich sag' ihm wohl zuweilen die Wahrheit, aber mit mehr Zorn als Erfolg. So läßt er's am Hofe gehen wie es geht. Und es geht recht lustig! Denn dem Beispiel der Töchter – Herr Karl sieht an ihnen nur die Schönheit! – folgen gar viele ihrer Edelmädchen. So daß König Ludwig – der ist nun wieder allzufreudenfeindlich! – ein Kapitular durchsetzte beim Kaiser, ...« – »Ah, ich weiß: ›über die Zucht im Palaste‹.«

»... Wonach ein Palastfräulein, das, unverlobt, geheimen Verkehrs überführt wird mit einem Geliebten, auf Lebenszeit ins Kloster wandert, dem all ihr Gut verfällt, wie der Buhle vermöncht wird. Da ging laut Wehklagen durch unsre Palast-Täublein! Gar manches Kloster aber freut sich vielmehr der holden Sünderinnen als der Unsträflichen und segnet das Kapitular und Herrn Ludwig.«

Bischof Theodulf zuckte die Achseln. »Ja freilich, Poesie und Unzucht sind zweierlei. – Aber sagt, ist es wahr, daß König Ludwig von seinem Vater verlangt hat, der solle die alten Sagen ins Feuer werfen, die er sorgfältig hat aufzeichnen und sammeln lassen?« – »Ja, verlangt hat er's einmal. Aber er tut's gewiß nicht wieder! Herrn Karls Zorn zweimal reizen, – das wagt nicht der eigne Sohn. Und ohnehin ist wenig Liebe lebendig zwischen Vater und Sohn: allzugroß und stark ist jener, allzuklein und schwach dieser. Er hat kein Mark. Er läßt sich leiten, ohne Leitung kann er nicht einen Schritt gehen. Ein Glück, daß der Himmel Herrn Karl zwei andere Ehe-Söhne gegeben hat ...« – »Den gleichnamigen, Karl, den tapfern, und Pippin, den klugen Feldherrn,« nickte Theodulf. – »Wehe dem Reiche, stürben sie vor dem Kaiser.« – »So schwer wird uns der Herr nicht strafen! Ich kenne den Sohn Karl gut: er pflegte im Herbst bei uns an der milden Loire der Wunden, die er im Sommer bei seinem Sieg über eine Slavenhorde in Böhmen davongetragen: Eure Nachbarn sind's, Herr Bajuvare: die Tschechen.« – »Verschlage sie der Donner; die Viehdiebe, die stumpfnasigen!« rief Herr Arno zornig. Dann bekreuzte er sich und sprach: »Heiliger Hrudpert, bitt' für mich! – Verzeiht auch Ihr mir Sünde und Ärgernis, Herr Amtsbruder!« – Aber der lachte und fuhr fort: »Der Wunde hatte bei sich einen jungen Helden, den liebte und lobte er gar sehr.« – »Ja, ja,« nickte der Bischof von Salzburg, »den Grafen Heertrost von Verdun!« – »Ein junger Adler! Der war auch getroffen worden von einer Wurfkeule jener Räuber, als er den Kaisersohn mit seinem Leibe deckte und ihm den schwankenden Sieg erkämpfen half. Herzlich dankte ihm der junge Karl und er liebt ihn wie einen Bruder.« – »Wohl wärmer als – Herrn Ludwig! Ist auch leichter.« – »Und reich dankte dem Helden der Vater, gab ihm in

jugen Jahren – gleich nach jenem Sieg – die Grafschaft und die Feste von Verdun! Ich meine, ich sah ihn unter den Jägern?« – »Ja, neben einer vielschönen Jungfrau ... Aber horch! Vom Rhein her tönen die Hörner! Die Weidgäste kommen zurück. Wenigstens die Frühesten! Auf, ihnen entgegen!«

III.

Während, wie Bischof Arno richtig erkannte, die meisten Jägerinnen und Jäger die Zelte aufsuchten, fehlten doch gar manche, die Jagdeifer oder Verirrung vom gebahnten Wege noch fern hielten. Zu diesen zählte wohl auch ein junges Paar, das sich mit ganz erstaunlichem Fleiße der edeln Falkonierung hingegeben hatte. Gar bald, nachdem man sich den Altwässern des Rheines genähert hatte, in denen Reiher und andere Stelzer und Wasservögel in Menge fischten, hatte ein gar stattlicher junger Palatin, den Fürstin Bertha mit schalkhaftem Lächeln eine ihrer Pfalzjungfrauen »zu behüten« beauftragt hatte, dem Falkenträger den Jagdvogel abgenommen und ihn wie alle Begleiter an die Zelte zurückgeschickt.

Der Weg an die besten Reiherstände führte in das dichteste Ufergebüsch, wo Erlen und Weiden in undurchdringbares Schilf übergingen, zuweilen auf der Landseite überragt von uralten Eichen. Eine gute Strecke vom verschwindenden Pfad ab rheinwärts trabten noch der weiße Zelter der Jungfrau und das Braunroß des Reiters: nun waren beide ganz von Busch und Baum umhegt: nichts regte sich: nur aus dem Uferschilf klang herüber der melodische Ruf des scheuen Rohrsängers. – Da hielt der Reiter beide Pferde an und nach einem langen, vorsichtig spähenden Blick nach rückwärts sprang er ab, setzte den bekappten Falken auf das Moos, warf seinen dunkelgrünen Jägermantel über ihn und eilte stürmisch zurück an die Seite des weißen Paßgängers: hier ließ er sich auf ein Knie nieder und hob beide Arme zu der Reiterin empor, die sich anmutig, aber sehr scheu, zu ihm niederneigte, daß die Wellen des blonden Haares aus dem blauen Seidenband ihrer Stirn zu ihm herabfluteten.

»Endlich!« flüsterte er hinauf. »Endlich allein, Milta! Nun laß uns – *einmal!* – zum Abschluß kommen. Wie lang ersehnt' ich diesen Augenblick! Die Merker, die Späher im Palast sind ja überall. Noch immer harr' ich auf dein letztes, dein bindendes Wort, Deinen Muntwalt hoff' ich zu gewinnen: freilich wann? Siech liegt der Alte im fernen Bordeaux. Aber was kümmern und was helfen mich alle Muntwalte des Frankenreiches! Dein Ja, dich muß ich gewinnen! Und so bitte ich dich und frag' ich dich, Milta: ... ich darf ja wohl hoffen, du bist mir – ein klein wenig! – gut. Aber ist es dir todesernst wie mir? Was auch kommen, hemmen, drohen mag, willst du dich mir verloben? Jetzt – in dieser Stunde – im Angesicht von Gottes heller Sonne? Bist du meine Braut vor Gott von Stund an? Soll's auch dein Muntwalt hören? O sprich, sprich! Laß mich nicht qualvoll harren! Die Stunde drängt: wir müssen zurück! O sprich!« Und er sprang auf und schlang die beiden Arme um den schlanken Leib. – Da beugte sich das schöne Mädchen noch tiefer herab und drückte leise, ganz leise einen Kuß auf seine Stirn: »Ja,« flüsterte sie, »Heertrost, mein Trautgesell, dein bin ich, dir anverlobt vor Gott und seiner Sonne.« – Nun bog er ihr Haupt herab und küßte sie dreimal auf den Mund: »Verlobt und verbunden für immerdar,« sprach er feierlich.

»Horch! Was war das?« rief sie, erschrocken sich aufrichtend. »Dort – bei der Eiche ... der Donarseiche – nein, Sankt Hubertuseiche muß man jetzt sagen.« – »Jawohl, ein Fußtritt ... es knackt in den Zweigen,« sprach Heertröst scharf hinblickend. »Aber es war nur ein Hirsch ... ein weißer, sieh ... da bricht er flüchtig durch die Weiden,« – »Nun komm, rasch zurück,« mahnte Milta. »Noch dürfen sie nichts merken, bis du meinen Muntwalt ...« – »Wohl! Aber wann, wo seh' ich dich wieder? Und allein?«

Einen Augenblick sann sie nach: dann sprach sie: »Ja, manches ist noch zu bereden: du mußt zu meinem Muntwalt eilen, mußt ihm einen Brief meines Vaters geben: – ich hab' in der Truhe im Palast einen Brief, darin er – kurz vor seinem Tod – meinen Ehebund mit dir ihm empfahl. Deshalb – den Brief muß ich dir geben, – muß es ... für einmal! ... heimlich sein. Dann nie wieder!« – »Schon recht! Aber wann, wann?« – »Nächsten Sonntag Nacht hab' ich in dem Saal vor dem Schlafgemach der Fürstin Bertha die Nachtruhe ...« – »Nun, aber die Fürstin?« – Da lächelte die Jungfrau und errötete ein wenig: »Sie wird uns in jener Nacht erst ganz spät stören. Sie ... sie betet dann in Abt Angilberts Kapelle.« – »Gott geb' ihr lange Andacht!« lächelte Heertröst. »Noch einen Kuß! Nun komm, Herr Falke: leicht war heut' dein Beizwerk.« Und er hob den Mantel, warf ihn über die Schultern, setzte den Vogel mit dessen »Händen« auf die rechte Faust, sprang in den Sattel und eifertig sprengten beide auf dem kaum wahrnehmbaren Pfad durch das Weidengebüsch auf die Jagdstraße zurück.

Alles war still an dem Ort des glücklichen Verlöbnisses: der Rohrsänger sang noch immer fort: und jetzt freute sich hoch in den Lüften auch eine trillernde Lerche der Sache. Auch einsam schien es hier. Aber es schien nur so. Nachdem der Hufschlag der beiden Pferde verklungen war, trat hinter dem breiten Stamm der Eiche ein Mann hervor: der nickte leise vor sich hin mit dem Haupt. Dann folgte er langsam den eilenden Rossen.

IV.

Nachdem das Weidmahl in den Zelten beendet war, setzte sich der ganze Zug der Reiter und Fußgänger wieder in Bewegung und kehrte nach Aachen in das Palatium zurück.

Offenbar absichtlich verlangsamte den Schritt seines reichgeschirrten, mit Purpurquasten am Kopfe geschmückten Maultieres ein höherer Geistlicher, den seine Ordenstracht als Abt eines Benediktiner-Klosters, das glänzende Schwarz der Augen aber und des Haares, sowie die olivenbraune Hautfarbe als Romanen aus Südgallien erkennen ließen. Seinen Rittgenossen, der auf mächtigem Rapphengst rascher vorwärts drängte, haschte er jetzt mit der Rechten an dem braunen Jägermantel und bedeutete ihm mit kaum merklich gehobenem Finger, die nächsten Berittenen vorüber und voraus zu lassen. Bald zählten sie so zu den letzten des Zuges, der nun aus dem Jagdwald hervor auf die alte, noch gut erhaltene Römerstraße von Düren nach Aachen gelangte. Der Abt sah vorsichtig zurück: dann begann er: »Hier kann niemand horchen, wie in der Pfalz. Und Geheimnis ist notwendig, soll's gelingen. Freund Wintrio aus Schwabenland, getreuer und eisenfester Schirmvogt nicht meines Klosters, nein, Sankt Severins selbst ...«

Bei diesem Namen schlug der waffenklirrende, hünenhafte Reiter ein ungefügtes Kreuz über den breiten Ringpanzer der Brust und sprach andächtig: »Der möge mir im Jenseit vergelten, was ich alles diesseit des Grabes für ihn getan – 's ist recht viel! – und noch tun werde mit Schwert und Speer, gibt er mir recht langes Leben. Amen.« – »Das wird er sicher tun: die Heiligen sind weder vergeßlich noch undankbar.« – »Dafür sind's Heilige,« brummte der Riese in seinen breiten, rotbraunen Bart. »Wäre auch ganz abscheulich – gar nicht heilig! – von ihnen, wollten sie – beispielshalber! – vergessen, wie ich die frechen Seeräuber, die Araber, aus Sankt Severins Weingärten an der Garonne vorigen Herbst vertrieb. Noch schmerzt der Pfeilschuß – mit heidnischem Widerhaken! – in der Hüfte.« – »Die Wunde wird Euch reich vergolten, – noch im Diesseits.« – »Ist mir auch lieber. Denn was ich drüben eigentlich verlangen soll, – unter all den Seraphen und dem Harfenzupfen – das ist mir wie ein Nebel auf dem Bodensee.« – »Man wird das für Euch wählen.« – »So? Wenn's mir dann nur taugt!« – »Aber nun merkt auf! Was ich Euch neulich zuraunte als Vermutung, – heute ward mir's gewiß. Die beiden – sie lieben sich, in sündiger weltlicher Liebe.« – »Hm, kann's ihnen nicht verdenken, allen beiden. Der Bub' ist frisch und das Maidle, – na, ich wär' ihm auch nicht feind, Herr Abt Castinus.« – »Mag Euch Sankt Severin solch' sündige Wallung vergeben! Was kümmert seinen Klostervogt ein hübsches Lärvlein? Wollt Ihr die reichen Güter dieser Damicella dem Heiligen als Allod und – merkt fein auf! – Euch selbst als Vogteigut gewinnen? Wollt Ihr? Oder soll der Bräutigam all' das unter ihrem Kopfkissen finden am Morgen nach der Hochzeit?« – »Ist mir schon lieber, der Heilige und ich teilen uns darein. Sind prachtvolle Jagdwälder – kenne sie ja! – wimmeln von Rot- und Schwarz-Wild. Und der Wein auf den sonnigen Hügeln der Garonne – whiff!« Er schnalzte mit der Zunge und strich die bärtigen Lippen. – »Und obenein – hinterher auf Sankt Severins Fürbitte – die ewige Seligkeit.« – »Ja ..., aber die eilt nicht.« – »Nun, die Fürbitte könnt' Ihr brauchen, mein' ich, tapferer Vogt. Küssen sonder Ehering, jagen am heiligen Sonntag, saufen und fluchen an allen Tagen, ein bischen Totschlag aus Jähzorn ...« – »Hört auf!« bat der Starke gar kläglich. »Ich weiß das ja: alles! Und noch mehr!« – »Nun also! Helft, die beiden überführen: dann verfällt – nach dem neuen Kapitular – das ganze Erbe des schuldigen Pfalzfräuleins dem *monasterium loci* ...« – »Was ist das für ein Ding?« – »Dem jenen Gütern nächst gelegenen Kloster.« – »Ah, und das sind wir: Vogt Wintrio, Abt Castinus und ...« fügte er ganz erschrocken bei ... »vor allem Sankt Severinus von Bordeaux.« – »Aber dazu müßt Ihr wachen und sie greifen auf handhafter Tat. Ich habe ja – leider! – jede Nacht Klausurzwang in dem Flügel der Priesterwohnungen des Palastes. Euer Hospitium aber – eine Fügung Gottes! – liegt gerade gegenüber den Schlafkammern der Fürstinnen und ihrer Pfalzjungfrauen. In einer der nächsten Nächte wird – ich glaube des sicher zu sein! – der Tauber einfliegen bei dem schmucken Täublein: er muß aber auch wieder zurück: dann stellt Ihr ihn mitten in dem Pfalzhof, mit Gerüste, so laut wie möglich. Und ich klage dann, gestützt auf Euer Zeugnis, vor dem Hofgericht.«

Verdrießlich fuhr der Hüne mit den Knöcheln der Rechten quer über die breite Stirn und strich die aus dem Jagdhut hereinhängenden Haare zur Seite: »Oh je! Ein schlecht Geschäft für meines Vaters Sohn! Ich taue besser zum Dreinschlagen als zum Auflauern. Auch bin ich schlafsam. Bleibt der Tauber lange beim Täublein, – leicht fallen mir darüber die schweren Augen zu.«

Ungeduldig grollte der Abt: »Wollt Ihr die Weingüter verschlafen? Und die ewige Seligkeit dazu und Sankt Severins Gnade, dem Ihr sein Recht verschnarcht? Gut: Dann muß ich einen andern! ... Herr Karl ersetzt gar geschwind Vögte, deren Eifer einschläft.« – »Neina, nein! Seid doch nicht gleich so scharf wie Wespenstachel. Ich will's ja tun! Nur betet, daß mich der heilige Geist – oder auch sonst irgend jemand – wach erhält. Zumal Sankt Severin! Der kann doch auch mal was tun für sein Kloster. Ist doch nur ein ganz schwach Wunderlein für einen so starken Heiligen. – Aber nun: Trab! Sonst trinken sie uns das Beste vorweg vom Nacht-Trunk in der Pfalz. Trab!«

V.

Am folgenden Morgen brach Herr Karl auf aus dem Palast und begab sich mit kleinem Gefolge nach ...? Ja, das wußte niemand zu Aachen. Er liebte es, gleich seinem Freund Harun Arraschid, plötzlich, überraschend, bald hier, bald dort in seinem Reich aufzutauchen und, sein eigener Königsbote, sich von den Zuständen in den Provinzen, von der Verwaltung zu unterrichten durch Augenschein. Auch nahm er gern fern von Aachen und dem Hof die Berichte seiner Sendboten aus entlegenen Marken entgegen, deren Anklagen dann den Ungewarnten auf dem Reichstag plötzlich vorzuhalten. So erfuhr auch diesmal niemand zu Aachen Ziel oder Dauer der Reise. Zu seiner Vertretung im Palast hatte er den einzigen anwesenden seiner drei Söhne bestellt, König Ludwig, der aus seinem Aquitanien herbeigerufen war, sich gegen mancherlei Anklagen seiner Untertanen zu verteidigen.

Das Erste, was der Sohn nach dem Abritt des Vaters tat, war, daß er die für die nächsten Tage geplanten Feste absagte und seinen Schwestern mündlich empfahl, während der Abwesenheit des Kaisers sich still in ihren Gemächern zu halten, diese nur behufs geistlicher Übungen in den Kapellen des Palastes zu verlassen.

Nach dieser Ansprache warf die stolze Rothtrud das reich flutende rotbraune Haar in den Nacken und blitzte ihn an mit zornigen Augen: »Mir hat Alexander Zacharias, der weise Arzt, befohlen, jeden Tag ein paar Stunden zu reiten: wohl zur Bändigung meines Blutes,« lachte sie: »Mein *comes stabuli* hat vom Vater den Auftrag, mich dabei treulich zu begleiten. Kommt rasch, Herr Graf von Maine! Die Gäule wiehern und scharren ungeduldig im Hof. Auf und davon, zu Roß und zu Feld! Wer will uns einholen? Ihr nicht, Herr Bruder!«

Die hochbusige Bertha, des Vaters Ebenbild im blonden wellig rieselnden Haar sah dem Erzürnten, der die schmalen Lippen kniff und der ungestüm hinaus Rauschenden in ohnmächtiger Erbitterung nachschaute, spöttisch lächelnd in das fahle, schon so früh faltenreiche Gesicht, machte ihm eine zierliche Verbeugung und lächelte fein: »Gestrenger, beinah' heiliger Herr Bruder, König und Gebieter! Du weißt, dein Wunsch ist mir Befehl. Ich wollte nur Sonntags meine Andachts-Übungen mit dem ehrwürdigen Abt von St. Riquier betreiben: aber nun, gehorsam deiner Mahnung, will ich, solange der Vater fern, den frommen Abt jeden Abend in seiner Hauskapelle aufsuchen.« Und mit seltsam seligem Lächeln schlüpfte sie hinaus.

Heftig fuhr Herr Ludwig auf und runzelte die Stirn: »Wartet nur,« raunte er heiser, »ihr kecken Katzen. Sobald er die Augen geschlossen, der Alte, der euch maßlos verzog, wandert ihr mir flugs ins Kloster. Alle! Aber der Alte ... sie sagen's alle: er ist ja viel jugendlicher als ich! Es dauert lange ... Wer weiß, wie lange noch? ...« Da erschrak er über seinen eigenen häßlichen Gedanken, schlug mit der Hand ein Kreuz über die schmale Brust und flüsterte: »Ach, das vierte Gebot! Sankte Martine! Vergiß, vergib. Ich schenke dir die drei Höfe der Krone zwischen Tours und Loire, die du jüngst im Traumgesicht von mir begehrt. Sie seien dein! Aber vergib, vergib!«

VI.

Die Nacht des Sonntags war herangekommen. Der fast gefüllte Mond flutete durch leichtes Gewölk und verbreitete sein mildes Licht auf den geräumigen, rings ummauerten Hinterhof des Palastes. Eintönig goß der mächtige, in ein braunes Marmorbecken mündende Brunnen in der Mitte des weiten Vierecks, das auf drei Seiten gewölbte Bogengänge umgürteten: auf der vierten, der Südseite, ward die Hofmauer in der Mitte unterbrochen durch eine eiserne Gitterpforte, die in den stundenlangen parkähnlichen Garten führte, dessen hohe Baumwipfel, dichtes Niedergebüsch überragend, ihre Schatten über die Mauer bis auf das Hofpflaster warfen. Und mit dem Mondlicht und mit dem Wipfelschatten drang aus dem Garten auch herein das heiß werbende Lied der Nachtigallen: liebevoll schützte ihre Nester Herr Karl, scharf ahndete er die Nachstellung: »mein Pfalzfriede muß auch die Pfalzvöglein decken,« meinte er. Aber sonst war alles still: nur Bronnenrauschen und Nachtigallenlied. Denn es ging gegen Mitternacht: schon ziemlich lange war es, daß der Wart des »Uhrturms« elf Schläge getan mit dem Schlägel von Cedernholz auf ein kunstvoll getriebenes bauchiges Bronze-Becken arabischer Arbeit: – ein Geschenk Haruns »für den großen Sultan des Abendlandes«. Nach elf Uhr mußte gemäß Herrn Ludwigs neuestem Pfalzgebot alles Leben ruhen in diesen weiten Bauten: auch die meisten Öllämplein in den zahlreichen Gemächern erloschen: nur in den Kapellen glimmte fort »das ewige Licht«.

So war es auch dunkel in der Kammer, wo Vogt Wintrio einsam Wache hielt: er hatte gar nicht Licht gemacht an dem schönen Mai-Abend: »Herr Mond,« hatte er zu sich gesprochen, als er bei Einbruch der vollen Dunkelheit sich hinter dem dicken Pfeiler des einzigen Fensters auf einen weichen, breiten Stuhl gleiten ließ, »Herr Mond zeigt mir deutlich genug den ganzen Hof und die Tür, die da drüben in den Bau der Edelfrauen führt. Und – ein Stockwerk über dem Erdgeschoß – ein gewisses schmales Fenster. Man braucht da drüben nicht zu merken, daß hier oben jemand so merksam wacht. Ja, ja: »wachsamen Wächter hilft der Himmel, 's ist ein gut alt Wort.« So lobte er sich selbst, behaglich sich reckend. Dann griff er nach dem Silberhumpen, der neben dem Stuhl auf niederem Marmortischlein stand und schenkte ihn voll aus der hohen ehernen Amphora daneben: es war nicht das erste Mal! Verächtlich schob er zur Seite einen mächtigen irdenen Henkelkrug auf dem Estrich: »Brr! Eitel elend Quellwasser! Der übernüchterne Aquitanier trinkt nur »gemischt« und meint, schwäbische Männer sind auch so kastinisch und kasteilich. Wäre Schade um den

köstlichen Tropfen, den dunkelroten, fast schwarzen. »Von der Garonne!« ließ er bedeutungsvoll sagen durch den Akoluthen, der den Trank brachte. Er will mir die Rebgüter dort im Süden durch die Gaumenprobe empfehlen, mich zur Wachsamkeit zu mahnen. Nun, soll nicht dran fehlen! Zwar eigentlich,« gähnte er, »warum mein heiliger Abt wohl darauf besteht, ich soll den guten Buben erst bei seinem Rückgang abfangen? Es wäre doch viel heiliger, ich ließe ihn gar nicht erst hinein zu dem süßen Jungfräulein. Und dann brauchte ich nicht so widernatürlich lang wach zu bleiben. Denn ist er einmal drin, wird's ihm nicht eben eilen mit dem Scheiden. Ah, der beneidenswerte Schlingel.«

Damit lehnte er das schwere Haupt zurück an die Lehne des Stuhls. Und abermals gähnte er: »Gähnen darfst du, Wintrio, Guter, soviel du willst. Aber nur nicht ... einschlafen. Bei Leibe nicht! Denn der Abt ... und die Weingärten ... und die Jagdwälder ... und die ewige Seligkeit! ... Ich bin ja auch ganz wach: das da ist mein Fenster ... und das da drüben ist ... Ich weiß noch alles ... nur nicht einschl...«

VII.

Und der Mond stieg und stieg. Der Brunnen goß nach wie vor. Auch die Nachtigallen sangen noch: aber seltener. Da ward an dem Kammerfenster gegenüber dem Vogt eine schlanke Jünglingsgestalt sichtbar, die vorsichtig den ganzen Hof überblickte und sich dann rückwärts in das Gemach bog: »So muß ich wirklich schon fort? Wirklich? Du meinst, Fürstin Bertha kann jeden Augenblick zurückkommen? Daß die Pforte jetzt unten gesperrt ist? Bah, ich springe, Du meinst, wegen deines Muntwalts sei ja nun alles beredet? Ob ich auch deines Vaters Brief habe? Ja, hier im Gürtel. Nun sei alles in Ordnung? Nun ja, morgen reite ich ab nach Bordeaux, ach, zu langer Trennung. Und schon gehen? Kaum daß ich ein paar Küßlein ... Viele, meinst du? Ich hab' sie nicht gezählt. Ach Liebe heischt ganz Andres noch! Aber, ich gehe ja schon. Leb wohl, mein Lieb!« Ein Sausesprung von dem Fenster herab in den Hof: der Sprung war leicht, unhörbar: aber das Schwert! Klirrend fuhr dabei die schwere Klinge aus der Scheide und schlug hell tönend auf die Granitplatten des Pflasters. »Wehe!«, klagte das Mädchen, sich weit aus dem Fenster beugend, »hast du dich verletzt?«

Aber statt der Antwort scholl da eine verschlafene Stimme aus dem Fenster gerade gegenüber: »Hei, hei, heio! Verfluchter Schlaf! Hineinschlüpfen sah ich ihn nicht – aber heraus! Und jetzt hab' ich ihn!« Und rascher als man dem Rundlichen zugetraut hätte, war er die wenigen Stufen hinab, zur Tür hinaus, schon stand er im Hof: »Halt! Halt Dieb! Diebio!« Damit lief er über das Viereck des Hofes dem Flüchtling nach, der, einen Augenblick niederknieend nach seinem Sprung, das Schwert aufgerafft hatte und nun eiligst der Gartentür zürante: hier säumte er ganz kurz: dann riß er sie auf und war draußen verschwunden. Wohl war jetzt auch der Verfolger zur Stelle: mächtig riß er an der eisernen Türklinke: aber umsonst! Der Fliehende hatte flugs den Schlüssel von innen abgezogen und nun das Schloß von außen gesperrt. Voll Ingrimms rüttelnd an dem festen Eisen sah der Vogt, durch das Gitter spähend, einen Schatten in dem dichten Rainweidengebüsch draußen verschwinden. »Entwischt! Beim Bodensee! Aber ich sah ihn vor ihrem Fenster am Boden knieen und hörte sie zu ihm herunterrufen: ich kann's beschwören, Sankt Severin!«

VIII.

Früh am andern Morgen stand der Vogt vor seinem Abt in dessen »*cubiculum*« und erstattete Bericht über seine nächtliche Wache und Verfolgung – mit mancher Verschweigung. Mit schlauem, ein wenig schuldbewußtem Augenblinzeln trachtete er über seine Verschlafenheit hinwegzugleiten: – mit wenig Erfolg! Der seelenkundige Priester – und in diesem Fall war gar nicht viel Beichterfahrung vonnöten! – der, lebhaft erregt, in dem schmalen Gemach auf und niederging, warf, so oft er den Erzähler kreuzte, einen ärgerlichen, mehr als mißtrauischen Blick auf ihn. Endlich sprach er, kopfschüttelnd, hart vor ihm stehen bleibend: »Ich verstehe bloß nicht, – oder nur allzugut! – weshalb Ihr den Verführer nur herausspringen, nicht auch hineinschlüpfen saht?« Aber auf diese Frage hatte sich der wackere Vogt vorbereitet, so lang er – wieder! – wach war: so antwortete er ganz geschwind und keck: »Das kam, weil ich über etwas sehr scharf nachdachte –: vermutlich gerade bei seinem Einschlüpfen.« – »Über was, wenn man fragen darf?« forschte Castinus mit einem spöttischen Zucken der Mundwinkel. – »Über die Tugenden eines guten Wächters. – Und übrigens – mit Verlaub! –, wenn ich beschwören kann, daß ich einen habe *heraus* kommen sehen, wird das hohe Gericht wohl annehmen müssen, daß vorher einer *hinein* gegangen war.«

Das schien doch einleuchtend. Aber der Abt war nicht zufrieden: »Könnt Ihr – oder wollt Ihr! – also wirklich nicht beschwören, daß *er* – gerade *der!* – es war? Der Mond schien doch hell genug! Und dafür spricht, wie die Canones sagen, die »*praesumptio*«.« – »Die Frechheit – denn das heißt doch das lateinische Wort? – geht aber doch nicht so weit, daß ich einen Kerl, den ich nur im Rücken gesehen habe, im Gesicht soll erschaut haben. Ein Schwur ist kein Musedreck – mit Achtung äbtlicher Würde zu sagen. Eitel schwören, – das tut meines Vaters Sohn nicht, heiliger Herr. Nicht für alle Rebgüter Galliens. – Obwohl jener Nachttrunk gar süffig war.«

Der Abt machte Halt in seinem eifrigen Auf- und Niedergehen und sann nach. »Es wird reichen, sollt' ich meinen. Wenigstens vor Herrn Ludwig. Der ist mir gewogen: stets folgt er meinem Rat: (denn irgend eines Rat muß er nun einmal folgen!). Und er kann es nicht ausstehen, das weltliche Treiben seiner Schwestern und ihrer Pfalzfräulein. Dank den Heiligen, die Herrn Karl entführt haben – »*a la buon' hora*« sagt man bei uns an der Garonne. Aber Eile tut Not: das Pfalzgericht muß entschieden haben, bevor er zurück. Kommt sofort mit zu König Ludwig.«

IX.

Noch bei klimmender Sonne – bevor sie die Mitte des Tages erstiegen – trat das Königsgericht zusammen. Seine Dingstätte war der andre, dem Pfalzgarten entgegengesetzte, der nördliche Hof des Palastes, der, erheblich größer, ebenfalls viereckig, wie der ganze umfangreiche Pfalzbau, von Mauern umhegt, durch sein Tor auf die große Hauptstraße in das Städtlein führte, das größtenteils aus zu dem Palast

gehörigen Gebäuden, aus nur wenigen Privathäusern von Kaufleuten und unsteten Handwerkern bestand. Zehn Stufen aus prachtvollem dalmatinischen Marmor führten zu der breiten Balustrade hinan, die sich vor den drei Eingangstüren des Hauptgebäudes von Osten nach Westen zog, ausgiebigen Raum gewährend für den Richterstuhl des Herrschers in der Mitte, gerade vor dem breiten Haupttor, während auf beiden Seiten daneben vor den schmälern Türen rechts und links die mit weichen kostbaren Hüllen bedeckten Holzbänke für die Urteiler aufgestellt waren.

Zahlreiche geistliche und weltliche Große hatten sich schon eingefunden, zum Teil noch im Hof unten vor den Stufen hin und wieder wandelnd, zum Teil bereits ihre Plätze auf den Urteilbänken einnehmend oder suchend. Zu diesen zählten auch die Bischöfe von Salzburg und von Orleans.

»Seht,« sprach jener, »gar rasch sollt Ihr selbst ein klein Gefecht erleben aus dem großen Kampf der widereinander flutenden Strömungen an diesem Hof: hier die allzuschärfe, mönchische Strenge und Herr Ludwig, – dort die allzuweltliche Lebensfreude und Herr Karl. Die Angeklagte – ist ein gar hold Geschöpf nicht wahr? Ich zeigte sie Euch auf dem Jagdritt. Und nicht leicht werd' ich Arges von ihr denken: ihr Vater, der wackere Seniskalk Audulf, war (neben Markgraf Roland, der bei Ronceval liegt) Herrn Karls liebster Held: man sagt, er habe dem Kaiser einmal das Leben gerettet dort in Sachsenland: das bleibt der Tochter unvergessen: denn der große Karl hat ein dankbares Herz! – Schlimm ist's für sie, daß nun Herr Ludwig ihr Richter.« – »Nun, aber nicht er hat das Urteil zu finden, nur das Ding zu hegen. Das Urteil fallen wir. Und hart müßt' es kommen, bis ich hinter diesen reinen Zügen Unreines verholten glaubte. Bei allen drei Grazien und neun Musen ... –«

– »Das sind zwölf gute Eidhelferinnen,« lächelte Arno. – »Als Ihr sie mir – als die Schönste nach den Karlstöchtern – zeigtet auf ihrem weißen Rößlein, da hat sie noch viel wärmer als dem Bischof von Orleans dem Poeta Theodulf gefallen.«

Der Salzburger schüttelte das ehrwürdige Haupt: »Mir ist bang um das Mädchen! Was Habgier leisten kann – *mönchische*: die ist ärger als laienhafte – das *wird* geleistet gegen sie. Ich kenn' ihn, den Abt von Sankt Severin, diesen echten Welschen. Wenig – Gott verzeih' mir's! – lieb' ich ihn. Wäre die Schlanke nicht so reich, – nichts kümmerte ihn ihr Wandel bei Tag oder Nacht. Aber kommt nun! Setzen wir uns! Da wogt schon die Stufen hinan das Gedräng der palatinischen Urteiler, Laien und Priester. Da seht: – dort aus der rechten Pforte des Palastes schreitet Herr Baltfried, im weißen Bart, der greise Pfalzgraf, die vorbereitete Urkunde in der Hand und das große Siegel; aus der Linken da drüben Hitherius, der Archikapellan, mit seinem Schreibervolk, das ihm die Urnen mit den Kapitularien trägt. Nur Herr Ludwig fehlt noch: – er kommt zu spät, wie immer und überall. Wann ist der je zu rechter Zeit gekommen!« – »Wo steckt er?« – »In der Pfalzkapelle.« – »Was treibt er dort? Er betet?« – »Ja, wie vor jedem Geschäft. Und das ist ja höchst wohlgetan. Aber dann rutscht er auf den Knien alle Altarstufen ab und das ist – nun, aufhaltsam für die andern.« – »Aber wo sind Ankläger, Angeklagte, Zeugen, Fürsprech?« – »Wartet nur! – Seht Ihr da unten rechts und links vom Haupttor, – dem Ausgang auf die Heerstraße – die beiden schmalen Türme ...? Aber still! König Ludwig hat ausgekniet: er kommt.«

Ein Trompetenstoß erklang aus dem Inneren des Palastes: alle Bänke der Urteiler füllten sich nun rasch, rechts die der Geistlichen, links die der Laien. Jetzt öffnete sich

das Mitteltor: Ludwig erschien in königlicher Tracht, mit starkem Gefolge von Geistlichen und Palastbeamten. Er schritt aus dem weitgeöffneten Doppeltor der Mitte, begrüßte die Versammlung mit flüchtigem, unstättem Blick und bestieg den Richterstuhl seines Vaters gerade vor dem Portal – mit unsicherem Schritt.

»Nur *eine* Sache,« begann er klangloser Stimme, – »aber eine dringende und arge! – hat heute das Pfalzgericht zu entscheiden. Die üppig aufwuchernde Zuchtlosigkeit hier am Hof hat – wie euch allen bekannt – strenge geistliche und weltliche Gesetze notwendig gemacht. Aber die drohende Strafe hat nicht abgeschreckt. Der Vater aller Sünde« – hier bekreuzte er sich und gar manche in der Versammlung folgten seinem Beispiel – »läßt nicht ab, die Seelen – was sag' ich? – das Blut, die Sinne der Jugend zu entzünden und zu verführen. Wohlan, schwer wie die Schuld, soll auch die Strafe sein.«

Unwillig flüsterte Bischof Theodulf seinem Nachbar in das Ohr: »Ist die Angeklagte denn schon überwiesen oder geständig und verurteilt? Der Richter wird ja zum Ankläger!« – »Geduld, Freund! 's ist so seine Art. Er *muß* geleitet sein – von irgend jemand! – Jetzt leitet ihn Castinus!«

»Führt den Ankläger, seinen Zeugen und die Angeklagte vor!« gebot der König. Je zwei Fronboten eilten rechts und links die Stufen der Palasttreppe hinab an die beiden Türmlein, erschlossen sie, führten die dort Harrenden heraus, die Marmorstiege herauf und wiesen dem Abt und dessen Vogt ihre Stellung zur Rechten, der tief verschleierten Milta zur Linken den Platz vor dem Richterstuhl an.

»Klage, Kläger!« sprach der König. – Castinus trat einen Schritt vor, erhob die Rechte und sprach feierlich: »Ich klage.« – »Wer klagt?« fragte der Richter. – »Sankt Severin der Heilige, der da sitzt im Himmel zur Linken Gottes des Vaters neben den Heiligsten der Heiligen. Er klagt um sein eigen. Denn sein eigen ist das Kloster an der Garonnebrücke bei Bordeaux, sein eigen sind alle Rechte und Forderungen und Ansprüche des Klosters, dessen unwürdiger Vertreter ich bin, Castinus, des Castus Sohn aus Arcachon, kononisch gewählter Abt, aber nur durch der Heiligen Gnade, nicht kraft eigenen Verdienstes.« – »Was verlangt der Heilige durch dich?« – »Das ganze Erbe und Eigen, Grundgut und Fahrgut des Palastfräuleins der Fürstin Bertha, Milta, Tochter weiland Herrn Audulfs des Seniskalks. Und außerdem verlangt ich, daß die Sünderin auf Lebenszeit eingeschlossen werde in dem Sankt Severin nächsten Nonnenkloster, dem der heiligen Cäsaria von Arles zu Bordeaux, als dessen Vertreter ich bestellt bin von der Äbtissin Angelika kraft dieser Vollmachtsurkunde. Hier, nehmt.« – »Das Pfalzgericht kennt dich als Abt jenes Klosters. Und die Vollmacht ist – ich seh' es – richtig gesiegelt. – Aber auf welch' Gesetz berufst du dich?« – »Ihr kennt es gut, Herr König! Denn Ihr selbst, von frommen Priestern unterstützt, habt es auf dem widerstrebenden Reichstag zu Diedenhofen durchgekämpft.« – »Jawohl,« erläuterte leise Bischof Arno dem Goten, »gegen Herrn Karls Widerstand, bis er diesem gar arge Dinge vorgebracht.« – »Nach diesem Kapitular über die Zucht im Palast,« fuhr der Ankläger fort, »verfällt einer Palastjungfrau, deren Sündenschuld bewiesen ...« – Da richtete sich die Verschleierte hoch auf. – »Vermögen dem diesen Gütern nächst gelegenen Mönchkloster: – dies aber ist das Sankt Severins – und sie selbst wandert in das nächst gelegene Nonnenkloster, hier das der heiligen Cäsaria. Nun klage ich diese Milta dort, Audulfs Tochter, der Sündenschuld an.« – »Und ihren Buhlen?«

forschte Ludwig. – »Würde ich anklagen mit gleicher Klage und gleicher Strafheischung: – meinem – will ich sagen: Sankt Severins – Kloster würde er samt seinem Gut verfallen –, könnt' ich ihn vor dem Gericht überführen: aber stark, wie meine Vermutungen, meine Verdachtsgründe sind, – fern sei's, für den Heiligen ohne zwingenden Beweis zu klagen.« – Erleichtert atmete das Mädchen hoch auf. – Ludwig bemerkte das: »Vielleicht,« hob er weicheren Tones an, »entdeckt ihn uns ein Geständnis der Angeklagten: das würde unser Verfahren abkürzen und« – sprach er nachdrucksam, – »die Strafe erheblich mildern. Sprecht, Milta, des wackeren Vaters unselig Kind, seid Ihr schuldig oder unschuldig, sündig oder rein?«

Da schlug sie den Schleier zurück: auch die Männer, denen ihre Schönheit längst bekannt war, staunten über die Hoheit jungfräulicher Herrlichkeit, die jetzt ihre Züge verklärte: ein leiser Ausruf der Bewunderung hauchte durch die Reihen, als sie, die Linke auf den Busen legend, die Rechte hoch erhebend Herrn Ludwig fest in die Augen sah und mit lauter Stimme sprach: »Bei Gott, ich bin rein.« – »Das sieht jeder, der nicht blind,« meinte Bischof Theodulf zu dem Salzburger. Der aber hob sich vom Sitz und rief: »Herr König, gebt mir Urlaub zum Wort.« Unwillig wandte sich Ludwig ihm zu und nickte schweigend Willfährde. »Ich muß den Gang des Rechtes schelten, Herr Richter. Die Angeklagte ist uferfränkischen Stammes: so lebt sie nach uferfränkischem Recht. Dies Recht fordert, – und Euer Vater will's streng gewahrt wissen: Herrn Karls Recht ist sein Ruhm, noch mehr Herrn Karls Schwert! – daß ein Weib nicht ohne Fürsprech vor Gericht erscheinen darf. Nun ist der Muntwalt dieser Jungfrau – ja, *Jungfrau*, Herr Abt, spart Euer Hohnlachen bis zum Beweis der Schuld! – ihr Muntwalt ist der greise Bischof Benedictus von Bordeaux, der gelähmt auf dem Siechbett liegt seit lange: der Herr Kaiser, so mildherzig wie großherzig, hat längst beschlossen, ihr einen anderen Muntwalt zu bestellen: er sprach mir wiederholt davon. Doch ist's – meines Wissens – bis heute nicht geschehen. Wohlan: nicht soll die Unschuld Fürsprechs darben am Hof Herrn Karls. Und findet sich kein anderer, will ich selbst ...«

Da zog Milta rasch aus dem Gürtel ein klein versiegelt Pergament: »Verzeiht, hochehrwürdiger, gütevoller Herr. Tief dank' ich Euch! – Doch schickte mir meine Herrin, Fürstin Bertha, heute früh in meine Haft dies Breve: ich soll es erst hier öffnen und verlesen, wann es meinen Fürsprech zu benennen gilt: sie selber, meine Gebieterin, wählt ihn – so ließ sie sagen – für mich.« – »Das ist ihr gutes Recht nach Pfalzgebrauch, da der Herr Kaiser fern,« sprach Bischof Arno und setzte sich. – »Öffnet denn und lest,« gebot Ludwig ungehalten.

Milta erbrach das Siegel und las: »Mein gestrenger Herr Bruder! Dicht hinter deinem Richterstuhl hängt jener Glockenstrang, an dem jeder ziehen darf, bei Nacht wie Tag, der Recht sucht bei Herrn Karl. Das dankbare Volk raunt, sogar ein armer Wurm, eine Blindschleiche, deren Nest eine Giftkröte eingenommen, habe dereinst sich um diesen Glockenstrang geschlungen und ihn gezogen, während unser Vater gerade beim Nachtmahl den Becher zur Lippe hob: nicht trank er, bis er dem Blindwurm zu seinem Rechte verholfen und die giftige Kröte zertreten. Ich, des Kaisers Tochter, ziehe jetzt an diesem Strang und heische Recht, Herrn Karls Recht. Scheue den Vater, kehrt er heim.« Ludwig griff hastig mit der Rechten in die Armlehne seines Richterstuhls. Milta fuhr fort zu lesen: »Ich ernenne kraft meines Rechtes zu meiner Jungfrau Fürsprech ...« Da stockte sie, erleichte und wankte. – »Nun, wen?« fragte Ludwig gespannt. – »Den

... den –« mit Lispeln nur und leise kam's heraus – »den Grafen Heertrost von Verdun.« – »Ah, das ist aber stark!« lachte ein lauter Mund: er war des Vogtes. – »Schamlos! Frech!« zischte der Abt. – »Je nun,« meinte der Vogt, immer noch lachend, »die Fürstin weiß ja nicht, wer's war.« – »Gewiß weiß sie's!« kam's giftig zurück. – »Nun, dann denkt sie, – und mit Recht! – den geht's am nächsten an.«

X.

Noch hatte sich das Gesurre der halb verhaltenen Stimmen der Urteiler auf den Banken nicht gelegt, da begann im Hof am Fuße der Freitreppe, unter den jungem Männern, die, den Umstand bildend, zunächst nicht urteilten, lebhafte Bewegung: einer aus ihrer Mitte drängte die Stufen hinan. Widerwillig begann der König: »Ja, das ist ihr Recht – ihr bedenklich Pfalzrecht! – über ihre Mädchen. Wir wollen dafür sorgen, – nächstens! – daß es abgeschafft wird.« – »Aber noch gilt es!« rief Bischof Arno ungeduldig. – Unfreundlich streifte ihn Ludwigs Blick: »Wartet, hochwürdiger Herr, bis der Richter Euer Richtwort fragt. Also der Graf von Verdun! Er weilte am Hof noch gestern. Fronboten, geht und ladet ihn,« – »Nicht nötig!« rief da eine frische Stimme. »Hier steht er.« Und die letzten Stufen hinauf sprang aus jenem durcheinanderwogenden Knäuel eine hohe Jünglingsgestalt, vom Wirbel bis zur Sohle gewaffnet, ohne Mantel: kein Stück der nächtlichen Kleidung trug er: in nichts glich er jenem Flüchtling im Mondschein. Als er auf der obersten Stufe – gleich hoch mit Milta – erschien, flogen die Blicke unter Helm und Stirnbinde suchend einander zu: nur zwei Blicke: aber zuversichtlich hob jetzt das Mädchen das Haupt.

»Eia, Herr Graf! Schon vor dem Gericht?« forschte der König mißtrauisch, »Wer hat Euch – vor uns! – hierher berufen?« – »Die Fürstin Bertha.« – »Könnt' mir's denken! Ihr übernehmt die Fürsprache?« – »Und alles, was sie bringt.« – »Nun, er hat alle Ursach',« meinte Herr Wintrio.

»Wohlan,« – so wandte sich der Richter an den Abt – »Kläger, deine Klage haben wir gehört. Die Angeklagte dürfte nun durch Unschuldseid mit Eidhilfe sich reinigen: denn sie ist frei, und war – bisher! – unbescholten. Allein du hast mir gegenüber behauptet, sie sei auf frischer Tat gesehen und die Tat sei mit Gerüste verfolgt. Beharrst du darauf vor dem Gericht?« – »Jawohl!« – »Wer hat die Tat gesehen? Wer Gerüste erhoben? Du selbst?« – »Nein. Aber dieser freie, unbescholtene, Pfalzkundige Mann: Herr Wintrio, der Vogt meines Klosters.«

Aller Augen wandten sich auf den, wie er auf den Ruf des Richters vor diesen trat: allerlei Urteile wurden laut: spöttische Zweifel an seiner Schlaueit, Anerkennung seiner Geradheit, Bewunderung seiner kriegerischen Manneskraft. – »Ja, ja,« meinte lobend auch Herr Theodulf, »bei der letzten Landung der arabischen Seeräuber – da, im Südwesten bei Narbonne, – hat er allein, obwohl pfeilwund, vier erschlagen, die sich auf ihn warfen.« – »Kenn' ihn. 's ist ein starker Schwab – vom Bodensee, aus Buchhorn im Linzgau: sind die Größten. Und Stärksten. Möchte lieber mit dem großen Bergbären von Gastein – den wir immer noch nicht haben! – ringen als mit dem,« bestätigte der Salzburger.

»So spricht, Herr Vogt,« mahnte der König. »Aber bedenkt wohl, Ihr müßt jedes Wort vertreten: mit Eurem Eid oder ...« – »Mit meinem Schwert,« schloß der Hüne ruhig. »Schon all' recht. – Also: diese Nacht wachte ich: bei ... bei einem guten Trunk: aber: ich *wachte!* – an meinem Fenster, das auf den Gartenhof blickt. Es war heller Mondenschein. Da sprang ein Mann im Mantel aus dem Fenster dieses – sehr schönen – Kindes. Das heißt: den Sprung selbst sah ich nicht: aber er kniete im Hof vor ihrem Fenster und sie, sich weit herausbiegend, rief: ›Wehe, hast du dich verletzt?‹ Er raffte vom Boden etwas auf – wohl eine entglittene Waffe – und eilte auf die Gartenpforte zu. Ich folgte ihm auf der Ferse – mit dem Diebesgerüste –: denn ich dachte, er habe der Jungfrau was gestohlen ...« – Hier hielt er, verschmitzt lächelnd, inne.– »Elender!« rief Heertrost und griff ans Schwert. – Aber Wintrio fürchtete sich nicht und fuhr, immer noch lächelnd, fort: »Er war dünner und leichter, deshalb rascher als ich: so kam er vor mir an und durch das Gartengittertor, das er hinter sich verschloß.« – »Wer war's?« forschte Ludwig eifrig. – Herr Wintrio wiegte das breite Haupt auf den breiten Schultern hin und her: »Ja, wer war's? Ist leicht gefragt, schwer gesagt! Ich hab' ihn nicht von Angesicht gesehen. Und die Gestalt barg der Mantel. Ich hab' meine starke Vermutung. Aber, beim Bodensee, ich muß ja nachher schwören. Und ein Schwur ist ...« Hier traf ihn ein warnender Blick des Abtes. »Nun, kein Mummenscherz, wollen wir höfisch sagen. – Aber ich rief, ich schrie ›Diebio‹, die Leute liefen aus dem Palast in den Hof zusammen: so klag' ich auf Gerüste. Leugnet das schöne Geschöpflein das Gerüste?« – »Das kann die Angeklagte nicht: es ist pfalzkundig,« fiel der Richter zuvorkommend ein. »Ich hab' es selbst gehört in meinem Betgemach, ich wachte dort und las in Lactantius, da schlug das Geschrei an mein Ohr, viele Palatine liefen auf dem Hof zusammen. So ist sie durch Zeugnis dieses Unbescholtenen überführt und durch Gerüste und so ...« – »Ich bitt' um Urlaub des Wortes,« sprach Bischof Theodulf, sich erhebend. »Zeugnis auch wackeren Mannes mag niedergelegt werden durch – Kampf.« – »Jawohl,« rief Heertrost freudig, einen Schritt vortretend. »Und da der Jungfrau Muntwalt geistlich und siech, ist der Kampf des Fürsprechs Recht und Pflicht. Ich heische Kampfgericht.«

»Komm nur an, du junges Hähnlein,« brummte Herr Wintrio und blies wie weiland Gott Donar in seinen breit wallenden roten Bart, »mit der nackten Hand zerdrück' ich dir die Gurgel.«

Aber Castinus der Abt war nicht zufrieden mit diesem Gang der Sache. Er schien des Sieges des Hünen nicht so sicher wie dieser: so ließ er in der Eile alle Möglichkeiten einer anderen Wendung des Gerichtsverfahrens durch seine Gedanken ziehen, während Miltas Blicke angstvoll auf der schlanken, jugendlichen Gestalt des Geliebten verweilten. Der aber fuhr fort: »Dieser Jungfrau Reinheit ist bestritten von Wintrio, dem Vogt: ich aber, Heertrost, Graf von Verdun, des Herzogs Heerwart Sohn, ziehe ihre Reinheit an mein Schwert und heische – nochmal! – Kampfgericht.« – Unwillig sprach König Ludwig: »Wenig erfreut mich solcher Kampfgang. Er hat heidnischen Schmach: fromme Christen, wie Bischof Agobard von Lyon, lehren, das heißt Gott versuchen. Aber noch ist's nicht verboten in dem Reich der Franken. So frag' ich alle Urteiler des Pfalzgerichts: wie dünket euch um diesen Kampf, den der Fürsprech heischet?«

Da erhoben sich alle von den Bänken und alle Laien und fast auch alle Geistliche sprachen feierlich: »Recht ist nach dem Recht der Franken, daß hier Kampf gekämpft werde.« – »Also im Namen Gottes und der Heiligen: – Kampf! Ihr Fronboten,

entwappnet beide Kämpfer. Denn, ich glaube – wie ich euch beide kenne – Lohnkämpfer wollt ihr nicht mieten?« – »Nein!« riefen aus *einem* Mund die beiden Gegner, banden die Helme ab, reichten sie den Fronboten und halfen diesen bei dem Abschnallen der Brünnen und der Schwertgurte. Milta aber erbleichte.

»Herr Hadamer, Herzog von Brakbant,« fuhr Ludwig fort, »Euch als Mariskalk übertrag' ich des Kampfes Hegung: besser als ich kennt Ihr solch blutig Werk.« – Da erhob sich von dem ersten Platz auf der vordersten Bank zur Linken eine mächtige Heldengestalt im eisengrauen Haar und Bart, klirrend in seinen Waffen, neigte sich dem König und sprach dann mit lauter Stimme, des dröhnenden Befehlsworts in der Heerschar gewohnt: »So heg' ich das Kampfding. Herbei, ihr Wigwarte. Verteilt mir Sonne, Staub und Wind da unten im Hofe. Und reicht den beiden Kämpen zwei Frankenschwerte, gleich lang, gleich breit, gleich scharf: zwei Lindenschilde, gleich hoch, gleich breit, gleich dick: dort, in der Kammer der Kampfaffen, – in dem Torturm – liegen sie bereit. Und meßt ihnen den Schrittraum ab da unten auf dem Pflaster des Hofes – ich werd' euch dabei helfen.« – Und er schritt die Stufen hinab.

Da sprach der König: »Milta, Ihr habt den Kampf mit anzusehn. Es ist Euer Recht.« – Da erhob sie flehend beide Hände mit dem Schleier gegen den Richterstuhl: »Nein, nein! *Sein* Blut ... kein Blut soll fließen um meinetwillen. Ich will gern ins Kloster gehn und als mein Erbe soll ...« – »Wie?« rief da Heerstrost in flammendem Zorn. »Und der Palast und alles Volk der Franken soll Euch für schuldig halten? Mißtraut Ihr meinem Arm? Nicht Ihr habt, ich, an Eures Muntwalts Statt, ich, Euer Fürsprech, habe zu wählen. Und ich wähle den Kampf.« Und hastig ergriff er den Knauf des scheidelosen Langschwerts, das ihm der Kampfwart reichte. – »Eilt's Euch so heiß, zu sterben?« sprach drüben der Riese, in aller Ruhe den starken Arm durch den Oberriemen des ihm dargebotnen Schildes zwängend.

Nun maß der Mariskalk unten im Hofraum – gerade vor dem Richterstuhl oben – drei lange Schritte zur Rechten, drei zur Linken ab, stellte an beiden Enden je einen der Lanzenräger, der »*satellites*«, des Palastes, befahl ihnen, ihre Speere quer vor sich zu halten, weiteres Zurückweichen zu verwehren und rief: »Herbei zum Kampf vor Gott und seiner Sonne! Wer hinter diese Speere weicht, ist sieglos. Nun drauf, und Gott schütze das Recht!«

Schon wandten sich die beiden Kämpfer der Freitreppe zu, hinabzusteigen, da rief der Abt ein schrilles »Halt!« das beide fesselte. »Herr Richter,« fuhr er fort, hoch die hagere Gestalt aufrichtend und dicht vor Ludwigs Stuhl tretend, »ich schelte nicht Euer Urteil auf Kampf: ich stimmte dafür, wie fast alle. Allein ich schelte die *Kampffrage*. Nicht wegen Jungfrauschaft oder Sündenfall dieses Mädchens hab' ich geklagt: was zwischen ihr und ihrem Gast geschehn in jener Mond- und Nichtigallen-Nacht –: (schwerlich freilich haben sie nur ihr Schlafgebet zusammen verrichten wollen!), das weiß die heilige Jungfrau, der Unkeuschheit Rächlerin: nicht *wir* wissen darum, nicht ich, der Ankläger, nicht mein Zeuge – (– eher vielleicht der Herr Fürsprech! –). Aber das ist auch ganz gleichgültig! Denn was sagt das Kapitular, aus dem ich klage? Hört!« Er zog ein Pergamentblatt aus der Sutane.

»Das nimmt er wohl mit ins Bett?« grollte Bischof Arno.

Castinus aber las mit scharf betonender Stimme: »Capitulum sieben: wenn eine Pfalzjungfrau nächtlicherweile Besuch eines Mannes (ausgenommen die vor ihrem Muntwalt verlobte Braut den Bräutigam) ohne Zeugen in ihrem Gemach empfängt, dann soll sie« – und so weiter, wie gerichtbekannt. *Das also*, – der nächtliche Besuch ohne Zeugen – das *allein* ist der Rechtsgrund meiner Klage und das Erfordernis des Vergehens. Nicht um Verführung, nicht um Sündenfall handelt es sich, junger Herr Fürsprech: nur darum, ob ein Mann Nachts allein bei ihr war. Nun merkt wohl auf: wollt Ihr *das* leugnen? Wollt Ihr *dagegen* kämpfen?«

Gewaltig war die Wirkung dieser Worte. Theodulf und Arno erschrakten: ebenso die vielen Laien, die dem schönen Mädchen Neigung oder dem jungen Helden Freundschaft trugen: aber des Abtes Genossen winkten einander verständnisfreudig zu. Wintrio ließ den Schild fast ganz vom linken Arme gleiten: gleichmütig sprach er: »nun kommt's doch nicht zum Schädelspalten: denn so frech ist niemand, zu leugnen, was ich gesehn.«

Milta war tief erschrocken: sie hüllte sich dicht in ihren Schleier: sie wankte: sie stützte sich auf die Marmorbrüstung der Balustrade. Aber durch Heertrösts Hirn und Herz flutete in diesen qualvollen Augenblicken ein wirrer Widerstreit, eine wilde Sturmflut von Gedanken und Gefühlen. Sein erster Antrieb war gewesen, allen Rechtsstreit aufzugeben, Milta zu ergreifen und mit ihr, Schwert in Faust, aus dem Hof sich durchzudrängen, durchzuschlagen: schon dachte er an sein rasches Roß im nahen Pferdestall, an das Davonjagen, Milta vorn im Sattel ... aber gleich ließ er den wahnsinnigen Einfall fahren: einer gegen ein paar hundert! Dann faßte ihn die Verzweiflung. Aber nein! Nein! Er konnte nicht der Geliebten entsagen, ihr jung blühend Leben dem Kloster preisgeben. Nun wollte er sich dem König zu Füßen werfen, alles gestehen, Miltas Reinheit nochmal beschwören, des Richters Gnade anflehn: heiß bewegt forschte er in Ludwigs Antlitz: aber da sah er in diese kalten seelenlosen Augen, mit dem mitleidbaren Ausdruck, sah in diese von Glaubenswahn verzerrten Züge: – ach, hier war Gnade nicht zu finden für jugendlich wallendes Blut, für Liebe, für Wagnis und Abenteuer!

Jetzt ließ er die Blicke auf die Ankläger schweifen: er sah das überlegene siegbewußte Hohnlächeln des Abtes, er sah, er hörte das rohe, gröbsten Verdacht bekundende Lachen des Vogtes: – – da schoß ihm der feurige Zorn, der Mannestrotz blutheiß ins Gehirn, alles andre verglühend: nur eins konnte er noch fühlen, denken, wollen: niederschlagen muß ich diesen frechen Vogt.« »Wohlan, Herr König,« rief er, zitternd vor Zorn, »auch in dieser Wendung bestreite ich die Anklage. Ich kämpfe gegen sie. Kommt – lacht nicht! beim Strahl, das Lachen soll Euch vergehen. Kommt, Vogt Wintrio,« Und mit zwei Sätzen sprang er sausend die Stufen hinab auf den abgesteckten Kampfplatz.

So hörte er nicht das leise Bitten Miltas unter ihrem Schleier hervor: »O Geliebter, halt! Halt ein! Du willst Gott versuchen! Du *mußt* ja erliegen!« Aber der Jüngling, bis zum Wahnsinn entflammt, hörte, dachte das nicht: dachte nicht an ein Gottesurteil in dem Kampf, nur an den Kampf selbst: »Kommt doch endlich, Herr Wintrio,« schrie er von unten herauf, drohend das Schwert reckend.

Groß war der Eindruck dieser neuen Wendung auf alle: zu Gunsten des Paares schlug die Stimmung bei den allermeisten um: sie glaubten nicht an die Möglichkeit, der

Graf, den sie als wacker kannten und ehrten, könne gegen besser Wissen den Kampf aufnehmen, auch wenn sie wie viele gerade in ihm den Nachtgast, obzwar in aller Ehrbarkeit, vermutet hatten: jetzt glaubten sie das nicht mehr, meinten vielmehr, er bestreite jenen Nachtbesuch in bestem Glauben. Tief bekümmert flüsterte Arno dem Goten zu: »Der Unselige! Das ist der Wahnsinn, den ihr ›Poetae‹ Liebe nennt.« – »So glaubt Ihr, er war's selbst? Frevelhaft! Arg frevelhaft! Aber er glaubt vielleicht nicht an eine Offenbarung Gottes im Gerichtskampf, so wenig wie unser gelehrter Bruder Agobard. Und auch ich meine, Gott versuchen ist ...« – »Da seht, Wintrio steigt behäbig die Stufen hinab, schmunzelnd, als ging's zu einem Weingelag. Jetzt ist er unten.« – »Die Fronboten weisen beiden ihre Standorte an.« – »Jetzt neigen sie sich dem König.« – »Schon hebt der Mariskalk ... halt, der Abt, was schreit er?«

Schreiend in der Tat durchdrang dessen schriller Ruf das Gesurre der vielen halb verhaltenen Stimmen, in welchen die Erregung der Urteiler nach Ausdruck suchte. »Halt, haltet noch, ihr Kämpfer. Höre mich, Herr König und Richter. Das Weltliche, das Kampfliche hat der Mariskalk genau nach dem weltlichen Kampfrecht gewiesen. Allein noch fehlt ein geistlich Erfordernis der heiligen Kirche: ohne das wäre der Kampf frevle Sünde.« – »Was fehlt denn noch?« rief Heertrost ungestüm, den Arm senkend, den er schon zu grimmem Streich erhoben. – »Ja, was. fehlt denn noch?« fragte auch der König Ludwig. Alles harrete gespannt der Antwort.

»Der Eid!« sprach Castinus mit drohender Stimme. – »Der Eid? Welcher Eid?« forschte der Richter. – »Der Eid jedes der beiden Kämpfer, daß er an die Wahrheit seiner Behauptung glaube. Ist's nicht also, Herr Pfalzgraf Baltfried, Ihr, der Ihr ergraut seid in der Rechtfindung dieses Königshofs? Sprecht, ich heische Recht und Rechtweisung!« – »So ist's bei Gott dem Herrn, dem Richter auf dem höchsten Stuhl,« sprach der alte Held, mit dem Haupte nickend, daß der Silberbart auf die Brünne flutete, – »Ich weiß' es ja!« fuhr der Ankläger sieggewiß fort: »So wird Vogt Wintrio schwören, daß er in gutem Glauben die Anklage mit dem Schwerte führt, Graf Heertrost aber wird schwören, daß er nicht weiß und nichts glaubt von jenem Nachtbesuch bei Milta. Ist's nicht so, Herr Pfalzgraf?« – »So ist's, bei Gott dem Herrn. Das ist das Recht der Franken.« – »Wohlan,« sprach der König, »so bringt sie herbei aus der Kirche des Palastes, die höchsten Heiligtümer des Reiches: die Cappa Sankt Martins und das Holz vom Kreuze Christi und die Blutstropfen ...«

»Nein, nein! Bringt sie nicht! Ich schwöre nicht falsch! 's ist wahr! 's ist alles wahr! Ich selber war bei ihr!« schrie da eine verzweifelte Stimme und wie vom Blitz getroffen stürzte Heertrost bewußtlos auf das Antlitz nieder. Ein herzerreißend Stöhnen rang sich aus Miltas Brust: »Ja, ja. Es ist wahr! Und ich, ich bin sein Verderben!« Und sie bedeckte beide Augen mit den Händen. Die Fronboten hoben den Ohnmächtigen auf und legten ihn auf die unterste Stufe, den Rücken gegen die vorletzte gelehnt. – Wintrio, in all' seiner Derbheit doch erschüttert, warf Schwert und Schild zur Erde und brummte: »Das war ein Gottesurteil: da braucht's keine Hiebe mehr. Fast tun sie mir leid, die jungen Kinde!« – König Ludwig aber sprach: »Ein seltsam Geschlecht, unsre Franken! *Kämpfen* wollte der Kecke auch mit schlechtem Gewissen, – aber das *Schwören* scheute er doch! – Wohl: geständiger Mund spart Beweis. Gestandene Schuld – von beiden gestanden – steht fest im Gericht. Und nicht minder – nach den klaren Worten des Kapitulars! – die Strafe: nicht schwer zu finden ist sie, und zu verlesen aus dem

Gesetz gemäß der Klagheischung des ehrwürdigen Herrn Abtes. Aber nicht nach einer Abschrift erkennen wir: Archicapellanus Hitherius, holt die Urschrift aus dem Palastarchiv und verlest daraus nochmal das siebente Kapitel, 's ist zwar überflüssig,« schloß er, das glatt geschorne Kinn selbstgefällig streichelnd, »ich weiß das ganze Kapitular auswendig: hab ich's doch selbst ersonnen und geschrieben.« – »Ich hab' es gleich mitgebracht,« erwiderte der Alte. »Hatte mir doch der Kläger mitgeteilt, aus welchem Gesetz er klage. Hier ist die Urschrift.« Und er öffnete den gewölbten Deckel einer der hohen doppelhenkeligen Bronze-Urnen, die zu seinen Füßen standen, beugte sich vor und griff hinein mit suchender Hand: – – – aber plötzlich hielt er inne und richtete sich, aufhorchend, empor.

Ebenso lauschten gespannt alle Anwesenden: von der Straße her, die draußen längs der Hofmauer nach der Stadt führte, scholl der laute Hufschlag eines Reiterzugs, der nun hart vor dem geschlossenen Hoftor hielt. Hell schmetterten vor dem Tore drei schallende, stolze Trompetenfanfaren.

XI.

»Der Kaiserruf!« sprach, erwachend aus seiner Betäubung, Heertrost und sprang flugs auf die Füße. – »Ja ... der Kaiser!« wiederholte Ludwig und räumte, verschüchtert, den Richterstuhl. – »Der Kaiser! Kaiser Karl zurück!« so brauste es durch die Reihen. – »Das ist ein Hoffnungsstrahl!« meinte Theodulf.

Aber Arno zuckte die Achseln: »Ich wüßt' nicht, wie!« – »Auch nicht im Weg der Gnade?« – »Nein! – Im Zorn über die freilich schlimmen Dinge, die ihm der Sohn zur Begründung seines Gesetzantrags zugetragen, hat Herr Karl geschworen, in solchen Fällen nie mehr begnadigen zu wollen. Bei Sankt Denis hat er's geschworen.« – »Dann: – armes Liebespaar! Wie gern hilf' ich ihnen! Ovid würde ...« – »Ja, in Eurer Fabelwelt! Doch wir sind hier im harten Reich der harten Franken. Da ... horch!«

Geräuschvoll sprangen die beiden Flügel des starken Tores nach innen auf: man sah des Kaisers eisengrauen Hengst, das mächtige Tier: der vornehme *Comes stabuli* selbst führte es ab. Und schon eilte Herr Karl in den Hof, lebhaften, ja ungestümen Schrittes: die Gefolgen vermochten kaum, ihm nachzukommen, wie er den weiten Raum durchmaß. Schon stürmte er die Stufen der Treppe hinan, der Mantel, der doch lang und schwer, sauste bei der raschen Bewegung: über sein Antlitz aber flammte jenes helle Rot, das seinen unheildrohenden Zorn verkündete. Mit einem raschen Blick umfaßte er Heertrost, der schon vor ihm die Stufen hinaufgeflogen war und sich neben Milta gestellt hatte, ihre Rechte fassend, während sie das Haupt auf seine Schulter neigte, wie eine vom Hagel gestreifte Blume.

Aber nun traf – in längerem Verweilen – das blitzende Auge den Sohn, der nicht ohne Scheu neben dem leeren Richterstuhl stand, während die Urteiler sich wieder auf den Bänken niederließen. Wenig Freude hatte der Vater von je an dem so ungleich gearteten Sohn: – das wußten Palast und Reich schon lange: aber selten doch ließ er seine Mißbilligung so offen hervorbrechen wie jetzt. Er warf sich auf den Stuhl, daß der dröhnte, und rief mit lauter Stimme: »Was für Dummheiten gehen hier vor? Wenig

zufrieden, Herr Sohn, bin ich mit all' Eurem Walten. Wie draußen in Eurem Königreich Aquitanien – allzufrüh hab' ich's Euch anvertraut! – so hier! Ja, ja, in Aquitanien. Ihr denkt, ich kann nicht dort gewesen, so fern im Süden, in den wenigen Tagen? Aber Aquitanien war bei mir: das heißt meine treuesten Vasallen dort und meine Sendboten, die ich hingeschickt hatte. Wo ich war? In Lüttich. Die Villa dort zu untersuchen? Jawohl! Aber dorthin kamen auch – auf dem Wege hierher – von mir beschieden, Eure Ankläger und meine Sendboten. Bitter klagten über Euch die besten Leudes aus Aquitanien. Und jedes Wort bestätigten meine klugen Sendboten, der Seniskalk Alberich und Bischof Eginio von Konstanz. Ihr habt die Krongüter dort zwischen Rhone, Tarn und Garonne vergeudet, verschleudert, mit beiden Händen an Eure Günstlinge und Schmeichler: – oder soll ich richtiger sagen, an Eure Leiter, bei denen *Ihr* in Gunst steht? Freie Bauern habt Ihr als Halbfreie, als Unfreie verschenkt. Begreift Ihr nicht, daß ein freier Bauer sein Gewicht in Gold wert ist für dieses Reich der Franken? Wisset denn: all' Eure Vergabungen aus Krongut in den letzten zwei Jahren hab' ich für nichtig erklärt.« Da erbleichte der König, er fuhr zusammen, er wollte sprechen: »Diese Demütigung ...«

»Schweigt! Sie war notwendig: erst das Reich, dann mein Sohn. Soll die Kaiserkrone zuletzt betteln gehen im eignen Land dort an dem Rhone? – Und hier! Was treibt Ihr hier für Sachen! Bei Sankt Denis, schlecht füllt Ihr an meiner Statt diesen Richterstuhl! Woher ich's weiß? Eia, meine Tochter Bertha – klüger ist sie – und mutiger dazu! – als mancher, der mit Schwerte geht – erfuhr oder erriet, daß ich heute zurückkehren würde von Lüttich: sie ritt mir entgegen: – gar prächtig sitzt sie zu Roß! – traf mich auf der Heerstraße bei Herlinghem, erzählte mir aus dem Sattel, was hier ins Werk gesetzt werde und sausend – der Zorn ist der beste Sporn! – flogen wir hierher. Gerade noch kam ich zu recht, – so scheint's! – bevor ›Herrn Karls Recht‹ gebeugt wurde durch Falschurteil. Schweigt, Abt Castinus, ich weiß alles. Sei getrost, du junges Paar: es soll euch nichts geschehen. Deinem Vater, Mädchen, Herrn Audulf, dank' ich's Leben dort in Sachsenland, in Frau Muthgards Hof: er war bis zum Tode getreu. Und dir, Heertröst, dank' ich das Leben meines besten Sohnes. Herr Archikapellan, her mit dem Gesetz. Habt Ihr's endlich gefunden? Was steht da? Könnt ihr alle nicht lesen? Von Vogt Wintrio verlang' ich's nicht: dafür kann der Schwab desto fester dreinschlagen! Aber der Kläger! ein Abt, und mein Herr Sohn, der Richter! Nun, Herr Abt, wenn Ihr denn durchaus reden müßt – sonst sprengt's Euch, scheint's – was wollt Ihr sagen?«

Da zeigte der Priester jenen Mut, wie ihn die »kämpfende Kirche« ihren begabtesten Söhnen anerzieht: den Mut, alle staatliche Macht nicht zu fürchten, vielmehr geheim im Herzen recht gründlich zu verachten. Und so trat dieser Abt dem flammenden Zorn des Allgefürchteten so kühl und kühn entgegen, wie in diesem Augenblick nicht viele in dieser Versammlung von Kriegshelden würden gewagt haben: er neigte sich tief und sprach dann: »Ich vermag nicht, zu begreifen, von Gott gekrönter Kaiser, wie diesen beiden Schuldgeständigen geholfen werden mag, nachdem Ihr Begnadigung ausgeschlossen – unter Eurem Eide! Dieser Eid aber ...« – »Wird gehalten,« sprach Herr Karl ruhig, aber sehr grimmig, »auch ohne Eure Mahnung. Die beiden bedürfen der Gnade nicht: denn sie können nicht verurteilt werden. Horcht auf! Was steht da in Kapitel sieben? ›Ausgenommen Bräutigam und Braut, die vor dem Muntwalt der Braut verlobt.««

Da ging eine Bewegung des Staunens durch die Menge, die sich freilich aus Scheu vor dem Herrscher nur in leisen Ausrufen hervorwagte: aber am meisten staunten Heertröst und Milta. – »Diese beiden aber *sind* Bräutigam und Braut. Wie? Was wollt Ihr einwenden, Herr Abt! Ausdauernd seid Ihr, das muß man sagen.« – »Es gilt Sankt Severins Recht, nicht meines, Herr Kaiser. Und der Fels, auf den der Herr Christus seine heilige Kirche gebaut hat, erbebt nicht vor dem Zorn der Mächtigen dieser Welt. Denn es steht geschrieben ...« – »Kürzt diese Predigt! Ich kenne sie. Von Rom her. Dort predigen sie's noch schärfer! Laßt die Pforten der Hölle: – passen nicht auf Kaiser Karl! Zur Sache!« – »Wohl mag dieses Liebespärenchen sich heimlich Liebe und Treue versprochen, sich also ›verlobt‹ haben, wie die Leute sagen: aber ›man verlobt sich nicht im Winkel, sagt Euer Frankenrecht. Und verlobten sie sich vor dem Muntwalt der Braut, mit dessen Zustimmung? Herr Kaiser, das glaubt Ihr selbst nicht! Ihr Muntwalt ist Bischof Benedictus: er ist fern von hier: alt und krank liegt er auf seinem Siechbett zu Bordeaux. Nicht vor ihm, nicht mit seiner Zustimmung ...« – »Er *war* ihr Muntwalt, du rechtskluger Abt! Aber eben weil er fern und alt und siech, ist ihr vor kurzem ein anderer Muntwalt bestellt worden.« Hoch auf horchte das Paar.

Aber der Abt gab nicht nach: »und von wem?« – »Von mir, wie sich von selbst versteht, dem Muntwalt aller, die des Muntwalts darben. Und vor diesem von mir bestellten Muntwalt haben die beiden erklärt: – gebt acht, ihr Kinder, ob ich's richtig wiederhole: – der Jüngling fragte: ›Willst du, Milta, was auch kommen, was drohen, was hemmen mag, dich mir verloben, jetzt, in dieser Stunde, im Angesicht von Gottes heller Sonne? Bist du meine Braut vor Gott und Menschen von Stund an?‹ Sie aber antwortete: ›Ja, dein bin ich, Heertröst, mein Trautgesell, deine Braut, dir anverlobt vor Gott und seiner Sonne.‹ ›Verlobt und verbunden für immerdar,‹ schloß der Bräutigam. Und der Muntwalt stand dabei und stimmte zu – von ganzer Seele.« – »Das war damals ... auf der Jagd,« hauchte Milta, tief errötend. – »Im tiefsten Walde – vor der Donars-Eiche,« flüsterte Heertröst: »Wir waren doch ganz allein! Kann er *wirklich*, wie das Volk raunt, hören und sehen in die Ferne?«

»Dann – mit Urlaub, Herr Kaiser,« – stammelte der Ankläger, »nur noch *eine* Frage.« – »Jetzt fragt, soviel Ihr wollt.« – »Und *wer*, wer ist der Muntwalt, vor dem das geschah?« – »Das bin ich selbst. Vor mir ward das Verlobungswort gesprochen. Vor Sankt Hubertus Eiche, bei der ich pürschte auf einen weißen Hirsch. Und ich stimmte zu mit Freuden. Zu Ende ist das Gericht. Das ist Herrn Karls Recht.«

Und er sprang auf vom Richterstuhl. Da warf sich das Paar ihm zu Füßen und küßte seine Hände.

I.

In dem Palatium des großen Kaisers Theodosius zu Mailand diente ein umfangreicher, auf allen vier Seiten von Säulengängen umgebener Hof den kriegerischen Spielen der vornehmen Knaben und Jünglinge wie der Römer so der vielen befreundeten oder auch unterworfenen Völker, die als Zöglinge, als »Gäste«, in Wahrheit oft als Geiseln, unter Aufsicht und Gewalt des Imperators in Italien lebten.

In diesem Hofe tummelten sich gegen Ende des vierten Jahrhunderts unter Römern, Griechen, Asiaten auch zahlreiche junge Germanen von mancherlei Stämmen. Der Älteste von diesen, auch seiner Volksgenossen hohe Gestalten um Haupteslänge überragend, aber das blonde Haar nach Römersitte kurz geschnitten und den sprossenden Flaumbart beschoren, in römische Tunika gekleidet, mit römischen Sandalen beschuht, hatte sich aus dem Getümmel der wettspielenden Genossen zurückgezogen und auf eine der hohen Stufen des Säulengangs gesetzt, von wo er sinnend das Auge über die eifrig, ja hitzig mit Ringen, Speerwurf, Pfeilschuß Wettkämpfenden gleiten ließ.

Lange saß er so, ruhig, verhalten, mit ernsterem Ausdruck als seinen Jahren zukam. Da störte ihn aus seinem Nachdenken auf ein etwa fünf Jahre jüngerer Freund, der, ebenfalls unverkennbar ein Germane, nichts Römisches an sich trug, sondern in allen Stücken die Tracht seines Volkes.

»Eh Stilicho, höre!« rief er mit heller, wohl lautender Stimme in der Sprache der Westgoten, einen gotischen Wurfspeer schwingend, »hast du gesehen wie ich eben den Schild der römischen Legionäre – aus norischem Erz! – dicht am Stachel mit dem Wurfer durchbohrte? Hei, gotischer Speer bricht römischen Schild! Nicht du könntest stärker werfen!« – »Vielleicht nicht,« lächelte der andre. »Aber schärfer zielen. Hast du vergessen...?« – »Beim Schwerte Gottes, ich vergeß es nicht! Wie du neulich meinen Speer, der den Zielring der Scheibe getroffen, mit deiner Lanze zerspellt!« – »Scharf zielen, mein Alarich, ist noch besser als stark werfen.«

»Wohl, wohl! – Aber laß doch dies Latein. Sprich dein Vandalisch wie ich mein Gotisch: wir verstehen uns damit prächtig. Sind wir doch alle Goten, deine Vandalen wie wir.« – »Ja, aber ich habe seit des Vaters Tod fast ganz vergessen sie zu sprechen, die Sprache der...« – »Barbaren, willst du sagen,« rief Alarich zornig. »Hei, darüber ließe sich viel reden.« – »Gewiß, mein Wildfang! Aber ich fürchte, wir sind – beide! – noch zu jung, was *Gescheites* darüber zu reden.« – »Magst Recht haben!« rief Alarich, ließ die Lanze fallen und sprang mit *einem* Satz die mehreren Marmorstufen hinan, sich neben ihm niederlassend und vertraulich an seine Schulter lehnend: »Uf! Macht Speerwerfen heiß in diesem schönen, aber schwülen Land! Oh, Vetter Ataulf, sorg' uns für einen kühlen Trunk!«

»Gern,« antwortete ein ihm ungefähr gleichaltriger, aber ganz hervorragend, ganz auffallend schöner Jüngling in wallendem Goldgelock. »Komm mit, Heraclian, hilf aussuchen: du verstehst dich auf die Falerner des Imperators.« – »Aber nicht für Goten und Vandalen,« erwiderte ein junger Römer mit feindseligem Blick. »Ihr Bären!« – »So

spüre denn des Bären Pranken!« rief Ataulf, sprang von vorn auf ihn zu, hob ihn im Ringkampf flugs in die Höhe und hätte ihn auf den Rücken in den hochaufgeschütteten Sand geworfen, wäre nicht ein anderer junger Römer plötzlich hinterrücks herangesprungen und hätte ihn niedergerissen, so daß beide Ringer auf den Boden rollten.

Sofort war Ataulf wieder auf den Füßen und faßte den Überfallenden an der Gurgel: »Carinus! Elender Neiding!« – Aber dieser Römer war stark und zäh: er riß sich los, sprang zurück, raffte eine Lanze aus dem Stand der Speere an der Wand und fällte sie gegen Ataulfs Brust. – Da sauste mit einem Sprung Stilicho herab und warf sich zwischen den Römer und den Goten: »Halt! Haltet an! Wollt ihr des Imperators Haus und Wirtlichkeit mit Blut beflecken? Er riß Carinus den Speer aus der Hand.

Auch Alarich trat jetzt herzu: »Was hast du, Vetter, mit den beiden Walen?« – »Ah,« meinte der die Faust drohend erhebend, »der eine gönnt uns keinen Tropfen Wein, der andere überhaupt gar nichts.« – »Am liebsten nicht einmal das Leben. Ihr Barbaren seid das Unglück des Römerreichs,« sprach Heraclian, eines Senators Sohn, und schritt hinaus. – »Und Carinus?« fragte Stilicho. Bevor Ataulf antworten konnte, rief jener: »Wenn dieser gelbzottige Skythe noch einmal wagt, der Kaisertochter Placidia auf seiner mißtönigen Harfe vorzuklimpern – so tief sind wir gesunken im Haus des Imperators! – reiß' ich ihm die blauen Glotzaugen aus.« Damit folgte er seinem Freund Heraclian. »Sind liebe Leute!« lachte Alarich, ihnen nachblickend. – »Bei aller imperatorischen Pracht, – ich find' es unbehaglich in diesem Palatium. Ah, hoffentlich ruft der Vater mich und den Vetter, seinen Mündel, bald ab aus dieser – wie soll ich sagen? – Erziehung oder Vergeiselung? hinaus in die rauhen Wälder und zu den Auerstieren am Danubius! Sind mir lieber als diese giftgeschwollenen Walen. Ungern, Freund Stilicho, laß ich dich hier zurück.«

»Warum? Ich gehöre hierher. Wohin sollte ich gehen?« – »Du kannst fragen? Zu deinem Volk! Dahin gehörst du.« – »Ja,« meinte Ataulf, »zu den tapfern Vandalen in Pannonien. Man sagt ja, du stammest aus ihrem Königsgeschlecht, den Asdingen.« – »Gewiß! Aber der Vater befahl mir sterbend, – für den großen Imperator starb er, nach einem Sieg über die Franken – todwund brachten sie ihn mir über die Alpen hierher – er befahl mir, bei Theodosius und dessen Haus solange ich lebe auszuharren in treuem Waffendienst für Rom. Er stammelte dann noch was von Dankespflicht, von Sühnen einer Schuld, – ich konnt' es nicht mehr verstehn. Aber er ließ mich schwören. Ich schwor: und nun halt ich meinen Eid.«

II.

Und viele Jahre verstrichen. – Aus dem Jüngling Stilicho war ein reifer, ein herrlicher Mann geworden, ein Held, der in vielen Schlachten die germanischen Reitergeschwader Roms zum Siege geführt hatte: gegen Anmaßer, die sich wider Theodosius erhoben, aber auch gar oft gegen Germanen von allerlei Stämmen. Jedoch auch ein Staatsmann war er, der, von aller Bildung der damaligen Römerwelt durchdrungen, in dem Rat des großen Imperators eine stets befragte, meist befolgte Stimme führte.

Jetzt kam dieser edle Herrscher zu sterben: und er wußte das und bestellte sein Haus und sein Reich. Er entließ die vornehmen Beamten des Palastes, die er zu sich beschied, und gebot, Stilicho zu rufen. Mit feindseligen Neidesblicken sahen die scheidenden Römer den »Barbaren« – allein – über die Schwelle des kaiserlichen Schlafgemachs schreiten.

Der Imperator winkte ihm, sich auf den Rand des niederen Pfühls zu setzen, richtete sich auf aus den Kissen und begann: »Ich schließe die Augen leichter, Magister militum, hat mein letzter Blick auf *dir* geruht. Denn – mag es meinen Stolz – den eines Römers vom ältesten Adel der Quiriten! – schmerzen – das Reich Cäsars, das Reich Trajans ist so weit gekommen, daß nach meinem Tod ein Germane seine stärkste, ach fast seine einzige Stütze sein wird. Stütze, Schild gegen Feinde auf allen Seiten – vor allem gegen deine Germanen. Großes, Größtes vertrau' ich dir an. Wohl hab' ich dich schon bisher hoch geehrt, dir mehr vertraut als allen Römern meines Hofes: meine Lieblingsnichte, die fromme Serena, hab' ich dir vermählt, dich so zu einem Glied meines Hauses erhoben: aber jetzt erst – nach meinem Tode – sollst du mein höchstes Vertrauen ...« Er stockte: Schwäche hemmte ihm die Zunge. Nach einer Weile fuhr er fort: »Nimm die Urkunde dort aus jener Kapsel. Du weißt, meine Erben sind zwei Knaben: Arcadius, der ältere, soll in Byzanz das Ostreich ... ach, ›beherrschen?‹ Ihn und das Ostreich wird Rufinus leiten.« – »Mein Todfeind,« dachte Stilicho, »schon seit der Schulzeit.« Aber er verneigte sich und schwieg. – »Honorius aber, das Kind, und das Westreich sollst *du* mir schützen, zum Guten führen, beherrschen: du, der Vandale, das ewige Rom!« – »Du ehrst mich hoch, Imperator.« – »Aber versprich mir: nie, niemals Krieg zwischen den Brüdern!« – »Behüte! Welch Unheil wär's für beide!« – »In allen Stücken, die das Ostreich angehen, gehorchst du Arcadius.« – »Und Rufinus,« dachte Stilicho. – »Er ist dein Herr wie Honorius. Und nun kommt das Letzte, Schwerste für dich zu vernehmen. Ich hab' es dir erspart bis zur letzten Stunde meines Lebens. Erfahre jetzt, daß ich besondern Grund habe, dir zu – mißtrauen.«

»Theodosius,« rief Stilicho tief verletzt und sprang auf. – »Still. Höre! Ich habe nicht mehr viel Zeit. – Wenn nun doch einmal der Germane, der Vandale in dir – das liegt ja im Blut! – sich so mächtig regte, daß du – bei aufgezwungener Entscheidung! – mehr als Germane denn als Römer fühltest, dachtest, handeltest?« – »Oh Imperator! Allüberall, im Palast, im Heer, in Italien, in den Provinzen, tritt mir dies Mißtrauen, dieser Haß gegen den ›Barbaren‹ entgegen: bald heimlich, bald offen drohend. Das hemmt meine Schritte, das verbittert, vergiftet mein Leben. Die Germanen schelten mich abtrünnig, die Römer schelten mich den rohen, treulosen Barbaren. Wohl: es ist mein

Schicksal, es wird der Kampf meines Lebens – mit andern. Aber, daß auch mein Kaiser, daß du...! Du hast kein Recht zu solcher Kränkung.« – »Doch ... vielleicht. Wär's denn ein Wunder, wär's ein schändliches Geschehnis, wenn im Widerstreit deines römischen Staates und deines germanischen Blutes dieses einmal – vorübergehend! – siegte?« »Das ist unmöglich!« – »Das ist möglich: denn es ist geschehn.« – »Wie? Wer? Welcher Verräter ...?« – »Schweig! Schilt ihn nicht: denn es war dein Vater.«

Stilicho fuhr auf-. »Mein ... mein Vater? Nein!«

»Ja. Er focht lange tapfer und treu für mich. Aber kurz vor seinem Tode drangen in das Reich – dort in Pannonien – seine Volksgenossen, die Vandalen: sie verhandelten mit ihm, der den Limes verteidigte – in *seiner* Sprache: lange hatte er sie nicht gehört: mächtig drang sie an sein Ohr, allzumächtig in sein Herz: er wollte zu ihnen übergehn – gegen Rom.« – »Undenkbar!« – »Dort ... in jenem Schrein liegt sein aufgefangener Brief an König Wisumer. Ich rief ihn ab, bevor er den Plan ausführen konnte. Hier, in diesem Gemach, an jenem Fenster dort, zeigte ich ihm den Brief und – begnadigte ihn.« – »O Theodosius!« – »Er fiel mir zu Füßen und rief: »Ach Imperator, du weißt nicht, wie stark, wie zwingend das Blut, das Volksblut im Manne wirkt. Sollte ich die Meinen zusammenhauen? Du weißt nicht ...!« Aber ich wußte. Auch ich habe ja ein Volk, bin ein Römer. Und ich verzieh ihm, ließ ihm Rang und Würden, vertraute – unbeschränkt! – seinem Sohn. Aber du begreifst: was den Vater hingerissen, könnte auch den Sohn ...« – »Niemand! Ich schwör's.« – »Gut. So schwöre auf diesen Splitter vom Kreuze Christi, – in jener Arca liegt er – daß du dich solange du atmest nur als Römer fühlen wirst, als Schirmer dieses Reiches, nie abfallen wirst in Tat oder Gedanken zu deinen Germanen.«

Stilicho, tief erschüttert, trat dicht an das Bett: »Laß den Splitter von altem Holz, laß auch den Schwur. Ich verspreche dir hier mit dem Schlag meiner Rechten auf Treu' und Ehre – Splitter und Eid würden mich nicht fester binden – ich gelobe, ich werde tun, wie du begehrt. Ich gelobe es auf mein Schwert.« Und er legte die Hand auf den ehernen Griff.

»Seltsam,« sprach der Kranke. »Er verspricht Rom, ein Römer zu sein – auf germanische Art. Aber du wirst's halten, ich weiß. – Und nun, mein Freund, meine einzige Hoffnung für des Reiches Zukunft, nun das Letzte: nimm dies Kodizill zu meinem Testament – dort – in dem Geheimfach der Marmorwand – links – öffne es nach meinem Tod: – aber allein. Und halt' es geheim solange wie irgend möglich. Hoffentlich – ich flehe darum zu Gott! – hoffentlich wirst du nie nötig finden, es zu brauchen. *Wird* es aber nötig – ah entsetzlich! –, dann brauch' es schonungslos. Erst das Reich, dann erst meine Söhne. – Geh jetzt, laß mich. Ich will allein sterben: mit den Menschen bin ich fertig: nun muß ich mit meinem Gott reden.«

III.

Und abermals waren viele Jahre verflossen. Stilicho hatte, seinem Worte getreu, nur für das Römerreich gelebt in Krieg und Frieden, zunächst für das ihm besonders anvertraute Westreich. Siegreich hatte er in Italien, in Gallien, in Rätien, in Noricum, am Po, am Rhein, an der Donau. Einfälle der Germanen von gar manchen Stämmen abgewehrt. Sein und der Kaisernichte Serena Sohn, Eucherius, war zum stattlichen Jüngling herangewachsen. Den Imperator Honorius hatte er, ihn noch fester an sich zu fesseln als durch die Dankbarkeit – sie ist oft gar schwach bei kleinen Menschen auf Kaiserthronen – mit seiner Tochter Maria, dann, nach deren frühem, kinderlosem Tod, mit der zweiten, Thermantia, vermählt. Allein dies war der erste Plan, der dem erfolgreichen Staatsmann fehlschlug: der Hof wußte, – oder flüsterte doch – daß die beiden Bräute von dem fast noch knabenhaften Bräutigam unberührt geblieben waren, und die Eunuchen des Palastes flüsterten noch leiser, der Grund sei, daß dem Imperator seine üppig schöne und geistig allen Frauen – und sehr vielen Männern! – des Hofes, ja des Reiches überlegene Halbschwester, Galla Placidia, viel besser gefalle als seine beiden Frauen und alle Frauen, die er kannte.

Mit Gram sah der Vater wie die erste so die zweite Tochter, seinen Liebling, in allem Pomp der Kaiserschaft, vom Gatten vernachlässigt, dahin welken. Er entschloß sich kühn und offen, wie er war, Abhilfe zu suchen da, wo ihm die Wurzel des Übels zu liegen schien: bei Placidia selbst.

Vorsichtig, schonend begann er in dem Sprechsaal des Palastes zu Mailand ein Zwiegespräch mit der Warnung vor dem – »freilich ja verleumderischen!« – Gerede der zahlreichen Priester am Hofe, die an der Zärtlichkeit der Geschwister Anstoß nahmen, ja sogar mit leisen Andeutungen schon in ihren Predigten ... Aber übel kam er an! Das von Gesundheit und Kraft strotzende, von Schönheit strahlende Geschöpf schüttelte das prachtvolle blauschwarze Gelock, das von der goldnen Stirnbinde kaum gebändigt werden konnte und lachte dem Mächtigen übermütig, aber so anmutig ins Gesicht, daß er ihr nicht zürnen konnte: »Ei, lieber Held und Barbarenbesieger, wer sagt dir, daß sie verleumden?« – »Placidia!« – »Nun, nun, nur nicht gleich das Ärgste denken von der armen Kaisertochter, tugendsamer Germane! Was kann ich dafür, daß ich schöner bin als alle Mädchen und Frauen, die ich je gesehn? Und daß ich das so gut weiß? Nun, es ist kein Wunder: haben es mir doch alle *Männer* gesagt, die ich je gesehn: – ausgenommen du, gestreng ernster Magister militum! Und das soll mich nicht freuen? Dann wär' ich kein Weib! Ich bin aber eins, ach, so sehr.« Sie lachte vor sich hin: »Denke nur, gestern hätten sich Ataulf, der Gesandte der Westgoten – ein bildschönes Stück von einem Barbaren, ja ein germanischer Apoll!« – sie errötete leicht – »und der Präfekt Carinus – schon als flaumbärtige Buben haben sie sich um mich gerauft! – schier mit den Schwertern um mich beworben, wild mir nahend: aber ich lief davon und setzte mich an des Imperators Seite. Großer Staatslenker und Schlachtensieger, ich hoffe, ich bring' es noch zu höherer Macht im Reich mit meiner Schönheit als du mit all' deiner Weisheit und Heldenschaft. Und hab' ich Mäuslein – treulich hielt ich stets zu dir! – nicht schon manches Netz zernagt, das seine Feinde über des Löwen Haupt geworfen? Ich bin deine beste Verbündete: also freue dich, hält der Kaiser was auf

Placidia. Aber vergib: ich enteile. Er hat mich zu sich befohlen: und ›dem Herrscher gehorchen ist höchstes Gesetz‹ – oder doch höchste Schlauheit.« Und wieder lachte sie und schwebte anmutvoll hinaus.

Er sah ihr sinnend, kopfschüttelnd nach: »Ich werde nicht klug aus dem herrlichen Mädchen! Was ist stärker in ihr? Die Lust zu herrschen wie eine Kaiserin – eben als des Theodosius Tochter – oder des Weibes Drang, gepriesen zu werden? Sollte nicht bald in ihr auch ein anderer Drang erwachen: der, geliebt zu werden? Heißer noch, der Drang zu lieben? Mir ist, sie wirft sich in die Herrschsucht, jenem holden Sehnen zu entrinnen: sie will nicht Weib, – Herrscherin will sie sein. Wie lang noch wird ihr das genügen? Und was dann, wann das andre kommt? Dann, fürcht' ich, werden Westreich und Ostreich zusammen nicht ausreichen, dieses Weib abzuhalten von seinem ›Glück‹ – oder von seinem Verderben!«

IV.

Nachdenklich wollte er das dumpfe Gemach verlassen, draußen auf dem weiten Reitplatz vor dem Palast durch eine Schau über die neu angeworbenen germanischen Leibwachen – die »Custodes« – des Kaisers sich zu erfrischen, da traten über die Schwelle seine Gattin und sein Sohn, offenbar in Unfrieden untereinander: seufzend bemerkte das der Gemahl und Vater.

Serenas edle Züge hatten unter den Jahre hindurch fortgesetzten frommen Übungen einen allzustrengen, ja finsternen Ausdruck angenommen: sie begann: »Herr Sohn, verklage mich beim Vater wenigstens in meiner Gegenwart,«

Der Jüngling mit den traurigen Augen schüttelte die dunkeln Locken: »Mutter, ich wage nur, zu bitten.« – »Aber als das nichts half, da wardst du ...« – »Betrübt. Nicht meinethalben wahrlich.« – »Was ist?« fragte Stilicho ermüdet.

»Es ist, daß dein Sohn ein halber Heide ist. Ja, ja! Er verkehrt, er lebt nur mit Künstlern, Kunstforschern, Gelehrten und Poeten: man weiß aber, all' diese Menschen denken mehr an Apollo denn an Christus. Und zumal sein Busenfreund, der junge Claudian, der Versedrechsler! Man sagt, der sei ein *ganzer* Heide.« – »Jedenfalls ein *ganzer Dichter*,« sprach Stilicho ernst, »der größte seit Vergilius.« – »Unser Sohn verdirbt es mit der heiligen Kirche!« – »Die möchte am liebsten mich verderben,« lächelte der Vater bitter. – »Am letzten Sonntag soll sogar schon in der Basilika Sankt Johannis gegen ihn und gegen Claudian gepredigt worden sein.« – »Gegen was und gegen wen predigen sie *nicht*, diese deine Heiligen auf Erden!« – »Nicht gegen dich, da sei Gott vor,« rief sie erschrocken. »Wir dürfen nicht die Gunst der Heiligen verirken, nicht der im Himmel, nicht der auf Erden.« – »Unter diesen sind gar sonderbare,« grollte Stilicho. »Aber euer Streit ...?«

»Kein Streit, Vater, Ich bat nur die Mutter ...« – »Zurückzuweichen vor dem Zorn seiner heidnischen Freunde und Götzendiener! Ich erfuhr, daß in dem längst – seit Constantius – geschlossenen Tempel der Rhea das Marmorbild der Göttin eine kostbare Halskette trage. Was braucht die Dämonin solchen Schmuck? Ich ließ mir die Cella öffnen, nahm den Schmuck ...« – »Ei nicht doch!« zürnte der Gatte. – »Warte doch mit deiner Schelte! Nicht für mich wahrlich! Es sind herrliche Perlenschnüre. Ich schenkte sie dem Bild der heiligen Jungfrau in ihrer ärmlichen Kapelle jenseit des Tibers. Das erfuhren die Heidenfreunde – und sie toben.« – »Sie toben nicht, Mutter, sie klagen.« – »Wie erfuhren sie's?« forschte Stilicho. – »Ja, wie? Durch Rechtsbruch! Denn immer noch stehlen sich die Götzendiener, kirchlichen und weltlichen Gesetzen trotzend, durch Bestechung der Pförtner in ihre gesperrten Tempel, dort zu opfern. So fanden sie's aus. Keinesfalls darfst du der Heiligen einen Schmuck wieder nehmen, den sie einmal hat. Schwer würde sie zürnen!«

Stilicho lächelte: »Ist also wie andere Frauen!« Nun aber fürchte er die Brauen: »Ich werde dem Tempel – er ist nur geschlossen, nicht eingezogen – den Wert ersetzen, obwohl ich des Geldes zur Zeit zu ganz anderem dringend bedarf. Übrigens, Eucherius, glaubst du an die Wunder der Göttin Rhea?« – »So wenig, mein Vater, wie an die der Jungfrau Maria.« – »Unseliger!« rief die Mutter und schlug ein Kreuz.

Aber Stilicho lächelte schon wieder: »Lassen wir allen Leuten ihren Glauben, Eucherius. Aber auch ihren Unglauben, Frau. – Allein, lieber Sohn, nun wirst du auch deinen Vater anklagen bei deinen Heiden. Ich brauche Gold, viel Gold: mehr noch als für Rom, für Byzanz, dem ich Söldner werde schicken müssen – gegen Freund Alarich. Zum Dank wird mich Rufinus wieder des Hochverrats beschuldigen bei beiden Kaisern. Da hab' ich denn eine kleine Anleihe gemacht bei dem Jupiter des Kapitols: ich habe die schweren Goldplatten der Wände einschmelzen lassen, Hunnen und Alanen damit zu werben.« – »Ich weiß darum, Vater: ich schelte nicht: das Imperium geht allem vor, so lehrtest du mich vom Knaben an. Aber weißt du auch, was sich auf der Rückseite der Platten eingeritzt fand? ›Fluch dem Räuber!‹ Eine Verwünschung hast du auf dich geladen, die uralte ist.« – »Doch nicht,« lachte der Vater. »Der Fluch ist geflucht in den Schriftzügen unserer Tage: nach der Abnahme eingeritzt. Priester sind Priester: man muß sich alle vom Leibe halten.« – »Du lästerst, mein Gemahl! Die Zeit kann kommen, da nur der Christenpriester Gebet dich retten mag.« – »Dann bin ich verloren. – Und nun, vertragt euch. Rom hat Raum für viele Götter nebeneinander.« – »Ja, du läßt sogar deine germanischen Söldner ihren Götzen opfern!« grollte Serena.

»Gewiß. Weh dem, der Göttern opfert, an die er nicht glaubt. – Genug! – Komm mit, Eucherius! Nicht immer bei den Büchern! Aufs Pferd! Alanische Reiter sind frisch angekommen; Saulus führt sie, ein abenteuernder Haudegen, ein wilder Heide, aber auch ein wilder Reiter. Wir wollen sehen, wie er führt und reitet! Heute hab' ich noch eine freie Stunde: – morgen gilt es wichtige Entscheidung.«

V.

Er ahnte nicht, wie wichtig sie werden sollte – für beide Reiche: und für ihn.

Schon längere Zeit weilte an dem Hof Ataulf, der »apollinische« Vetter Alarichs, als dessen Gesandter: er sollte ein Waffenbündnis herbeiführen zwischen dem Westreich und denjenigen westgotischen Gauen, die sich – locker genug – an jenen baltischen Adeling geschlossen hatten. Denn ein König der Westgoten fehlte seit fast einem Menschenalter, seit das Volk vor den Hunnen über die Donau geflüchtet war. Alarich war nur der freie und ohne Verpflichtung zu dauernder Verbindung gekorene Führer heimatlos gewordener Scharen, die seit jener Flucht im Ostreich eine neue Heimat zu finden vergeblich suchten. Das Unsichere in der Stellung des Goten mußte den besonnenen, nur auf das Wohl des Reichs bedachten Staatsmann zaudern lassen, unter den zahlreichen germanischen Führern, die sich um ein solches Bündnis bewarben, gerade dem Jugendfreund, – so herzlich er ihn liebte, – den Vorzug zu geben; zumal er den ungemessenen Wagemut des Mannes kannte, dessen Sippe nicht umsonst seit grauer Vorzeit den Namen der »Balten«, das heißt der Kühnen, führte. Er fürchtete, sein heldensinniger Freund werde, wenn der Sorge vor dem Westreich enthoben, gar bald die Waffen gegen das Ostreich wenden, dessen reichste Provinzen, dessen üppige Hauptstadt von den gotischen Sitzen in Thrakien leicht zu erreichen waren: Stilicho aber vergaß keinen Augenblick sein Versprechen, das *ganze* Römerreich – also auch dessen östlichen Teil – vor jeder Gefahr zu schirmen. So hatte er geraume Zeit den ungestüm drängenden Ataulf hingehalten: er erklärte offen, er müsse, bevor er sich entscheide, den Bericht seiner nach Byzanz entsendeten Boten vernehmen, auch der von Kaiser Arcadius angekündeten Gesandten, die mit jenen zugleich unterwegs waren und durch Eilreiter ihr Eintreffen in Mailand – von Ravenna her – für den folgenden Tag angezeigt hatten. Es verlautete, auch neue Gesandte Alarichs hätten sich diesem Zug angeschlossen. Deshalb war Ataulf den Kommenden auf der alten Römerstraße, – der ämilischen – entgegengeritten. Aber wie erstaunte er, als er den Führer der gotischen Gesandtschaft erblickte: Alarich selbst! »Vetter,« rief er freudig, sein Weißroß spornend, »du, du selbst in Italien!«

»Ja, ich bin mein eigener Gesandter,« lachte jener und strich die blonden Locken zurück, die wallend unter dem Adlerhelm hervordrängten.

»Ich dachte, du habest einstweilen schon losgeschlagen da drüben.«

»Wird wohl bald klirren! Wirst zufrieden sein. Erst aber muß ich diesen unsern Freund – den unbegreiflich Eigensinnigen! – gewonnen haben.«

»Wird dir schwer werden. Seit Wochen quäle ich mich mit ihm. Er hält dich für zu schwach.«

»So? Nun, da kann ich ihn jetzt beruhigen! Aber schweige: da haben uns die neugierigen byzantinischen Leisetreter eingeholt. Vorwärts, Vetter. Lassen wir die Rößlein springen. Folgt mir, meine Goten! Großem Geschick reitet ihr entgegen.« Und sausend sprengte der kleine Zug in die östliche Vorstadt von Mailand,

VI.

Als bald hatte Stilicho, unter Genehmigung des Imperators, eine Versammlung des kaiserlichen Rates berufen in den prunkvollen, mit Edelsteinen, Edelmetallen und Mosaiken an der niedrig gewölbten Decke, den dicken Säulen und den marmorgetäfelten Wänden überladenen geschmückten Empfangssaal, hier die Gesandten zu vernehmen. Honorius ließ sich – im letzten Augenblick – entschuldigen: sein ihm soeben wieder wie fast immer quälender Kopfschmerz verstatte keinerlei Anstrengung: er werde sich mit seiner Schwester in der Sänfte in den Hühnerhof des Palatiums tragen lassen und dort seine Lieblinge füttern; er sei im voraus mit allen Entscheidungen des Magister militum einverstanden. Der fürchte die Stirn: »Es handelt sich um Byzanz und Rom und er füttert das Geflügel!« Er befahl, den Purpurthron zu verhängen und setzte sich auf dessen oberste Stufe nieder. Er hatte angeordnet, erst seine eignen zurückgekehrten Boten allein eintreten zu lassen, den schlaunen Alanen Goar, den Bruder des Saulus, und den Senator Ämilius, einen ihm treu ergebenen Jugendfreund: aus ihrem Bericht wollte er den Maßstab gewinnen, die Aussagen der Byzantiner, die Forderungen der Goten richtig zu würdigen: aber es kam anders. –

Sobald die Ostiarii, die von Gold an ihren langen Gewändern starrenden Türhüter, das breite Haupttor des Saales öffneten, jene beiden einzulassen, wurden sie samt den Hereinzuführenden zur Seite geschoben und über die Schwelle drängte, gefolgt von Ataulf, des Balten hochragende Gestalt. Er eilte mit raschen Schritten auf den Thron zu und hatte Stilicho in die Arme geschlossen, bevor der erstaunt sich Erhebende ihn recht erkannt hatte. »Stilicho! Alter Genoß! Ah, dich wieder sehn ist allein schon die lange Reise wert!« – »Alarich! Du selbst hier! Also – Gott sei Dank! – Kein Krieg mit Byzanz!« – »Sage: *noch* kein Krieg!« lachte der Gote, »s ist richtiger. Ob Krieg sein wird oder nicht, – du hast es zu entscheiden.« Er trat zurück und rief den jetzt erst, beleidigt, eintretenden Byzantinern und Römern zu: »Kommt nun nur auch herein, vielfromme, vielgelehrte, vielkluge Herren, Verzeiht mein Ungestüm: aber ich habe ihn so lang nicht gesehn, diesen lieben Barbarenverderber! Was ihr zu sagen habt, könnt ihr ohne Scheu auch vor mir sagen, wenn's wahr sein sollte: wenn nicht, bleibt's besser ungesagt. Und ich? Hei, ich habe keine Geheimnisse vor euch! Ihr wißt längst, was ich will! Und daß dich, Freund, die großen Staatsmänner von Byzanz nicht täuschen, – vielgeübte Meister sind sie dieser ihrer Hauptstaatskunst! – dafür sorgt dein treuer Alarich besser als deine eignen Kundschafter.«

Den Geärgerten blieb nichts übrig, als sich zu fügen, da Stilicho, den offenbar das Wiedersehn ebenfalls erfreute, keine Anstalt machte, den kecken Streich rückgängig zu machen. Vielmehr winkte er den Ostiarii einer Seitentür, durch welche nun die draußen harrenden Palasträte, die Consilarii sancti consistorii, eintraten. Sie nahmen auf den mit kostbaren persischen Teppichen belegten Marmorbänken im Halbkreis gegenüber dem Throne Platz. »Sprecht ihr zuerst, Gesandte des Imperators des Ostreichs. Sagt an, was begehrt Byzanz von der älteren Schwester Roma? Und aus welchen Gründen des Rechts oder der Not? Meine eignen Boten mögen widersprechen, aus eigner Anschauung – wenn ihr etwa – aus Versehen! – euch ... täuschen solltet,«

Der Älteste der Byzantiner, der Protonotarius Archelaos, neigte sich und begann: »Recht und Not! Treffend, o Magister militum, nennst du beide: denn ein Recht auf Hilfe hat eine Schwester gegenüber der andern. Und die Not? Sie ist wahrlich groß! Das wird auch er bezeugen, – er kann's am besten! – der sie schafft: dieser Häuptling der Barbaren.«

»Ja,« lachte Alarich behaglich vor sich hin, beide Hände auf den Griff des Langschwerts stützend, »es geht ihnen, wie dem aufgetauten Strom, mit Grundeis: kein Rat und keine Hilfe!« – »Aber sie haben's selbst verschuldet,« meinte Ataulf.

»Dagegen ruf' ich die Heiligen zu Zeugen,« sprach der zweite Byzantiner, der Bischof Christophoros von Nikomedia. »Ja, es ist freilich wahr, wir hatten den Horden dieses Häuptlings, um sie zur Abwehr anderer Barbaren zu gewinnen, Wohnsitze in Thrakien angewiesen und Geldzahlungen und Getreidelieferungen versprochen...«

»Aber die Wohnsitze,« grollte der Balte, »erwiesen sich als um die Hälfte zu schmal, die Geldzahlungen blieben ganz aus und ebenso das Getreide. Beim Schwerte Gottes! Wir würden das Korn, das wir brauchen, wahrlich lieber selber bauen als geliefert erhalten: – oder vielmehr *nicht* geliefert erhalten! – aber auf dem schlechten Boden wächst nicht, was unsere stets überquellende Volkszahl braucht. Wir hungern! Warum habt ihr nicht Wort gehalten?« »Geldmangel,« sprach achselzuckend der Protonotar, – »Mißernte,« entschuldigte kopfnickend der Bischof.

»Und dabei wahnsinnige Vergeudung in Byzanz!« rief Ataulf. – »Ja! Jede Woche, jeden Tag! Bei den Festen, zu denen sie die Frechheit hatten, mich selbst einzuladen. Soll mein Volk verhungern, indes Byzanz in Schlemmerei versinkt? Nein, bei *meinem* Schwert! Und deshalb hab' ich, Freund Stilicho, zwar noch immer nicht den Waffenschrei gerufen wider den wortbrüchigen Imperator: aber die Zufuhr – zu Lande wenigstens! – hab' ich ihm abgesperrt: sie sollen's lernen dort im ‚Goldnen Haus‘, wie der Mangel drückt. Und wird meinem Volke nicht sein Recht, so ziehen meine Tausendschaften zugleich gegen Byzanz und Athen. Dies Unheil abzuwenden, ruf' ich dich an, Stilicho, den gerechten Mann: mahne Arcadius, sein Wort zu halten und, weigert er sich wider alles Recht, so zwing' ihn dazu im Bunde mit mir. Sprich, willst du dem Rechte helfen, Stilicho?« schloß er ungestüm.

Aber der schüttelte bedächtig das Haupt: »Meine Boten, Goar, und du, Ämilius, gründlicher Rechtskenner, was sagt *ihr* dazu?« – Der Senator erwiderte: »Alles ist, wie der Gote behauptet: sein Recht ist verletzt: er klagt mit Fug.«

Nun trat, in seinem Panzer von Hornringen, der Alane vor, den die gelbe Haut und die plattgedrückte Stumpfnase als Mongolen kennzeichneten: er rief: »Mag sein! Versteh' nichts von Recht und Unrecht. Aber Byzanz ist schwer bedrängt, braucht dringend Hilfe: oder die Stadt fällt: fällt durch Hunger in dieser Germanen Hand.«

»Da sei Gott vor,« sprach Stilicho. »Gott, und die ewige Roma! – Freund Alarich, du hast's gewollt, – du selbst! – daß wir hier vor den Gesandten von Byzanz verhandeln: du hast das eigenmächtig herbeigezwungen: – trage nun die Folgen! Denn laut sag' ich dir hier vor ihnen: du magst im Rechte sein, ich glaub' es. Aber bin ich Richter über den Sohn des großen Theodosius? Das sei fern. Niemals hoffe, daß ich die Legionen der alten Roma gegen die neue führe! Das wäre Selbstmord, wäre Zerstörung des Werkes

der Cäsaren von Konstantin bis Theodosius, wäre ...« Bruch meines Wortes wollte er sagen: aber er brach ab, das Geheimnis wärend.

»Arcadius wird dir danken!« rief der Protonotar. – »Schlimm wär's, tät ich's um diesen Dank! Ich kenne Rufinus.« – »Der Herr wird dir lohnen im Jenseits,« beteuerte der Bischof. – »Weh' dem, der nur um Himmelslohn seine Pflicht auf Erden tut.« – »Und nebenbei ist's das Schlauste,« lachte der Alane. »Mag für den Augenblick Byzanz ein wenig fasten müssen, – es ist feist, kann lange wie der Dachs im Winterschlaf von seinem Fette zehren. Bald ist die Not vorbei, fahren seine Getreideschiffe ein. Und was vermag überhaupt auf die Dauer gegen das Ostreich, das von der Donau bis nach Persien reicht, ein Häuptling weniger Horden blonder Germanen, die auseinander leichter und lieber laufen als zusammen? Byzanz hat viele Völker, viele Könige bezwungen: – was ist dieser Balte?«

Da trat Alarich vor gegen ihn: ganz ruhig, verhalten, keine Waffe, kein Rüstzeug an ihm klirrte: »Das will ich dir sagen, Soldknecht,« sprach er langsam. »Vor dir steht der König des Volkes der Westgoten.« Da ging gewaltige Erregung durch die Versammelten: Überraschung, Schreck, Entsetzen. Auch Stilicho sprang staunend auf, »Nicht wahr, welch ein Wort?« jubelte Ataulf. »Ja, Freund Stilicho, ich sehe, du kannst es würdigen. Ich, – ich ward von der Tat überrascht wie ihr von dem Wort. Ich hatt' es längst als notwendig erkannt, sollten wir nicht untergehn, seit Jahrzehnten in mehr als zwanzig Splitter unseres Volks gespalten. Aber nicht an mich dacht' ich, bei Gottes Schwert. Ich hätte manchen mir vorgezogen, Vetter Ataulf, Vetter Sarus etwa. Aber eines Tages, plötzlich, nachdem mein Vorschlag, Byzanz abzusperrn, gut geheißsen war im Lager, da erbrausten viele tausend Stimmen auf einmal: »Heil Alarich, dem König der Westgoten«. Und bevor ich wußte, wie mir geschah, hatten sie mich auf einen breiten Schild gehoben und trugen mich, »Heil!« jauchzend, durch die Gassen der Zelthütten. Ich konnte nicht widersprechen: wie ein Sturm riß es mich wie alle fort. Und hätt' ich's gekonnt, – ich hätt' es nicht getan. Denn längst hatt' ich's eingesehn: was uns fehlte all' die vielen Jahre, das war ein Haupt, ein einziges, unseres Volkes. Ein Haupt, das den Ränken der beiden Kaiserreiche – ja, Freund Stilicho, *der beiden!* – aufmerksam folgen, sie abwehren konnte in Frieden und Krieg. All' unsere Siege hatten uns später – im Frieden – nichts genützt: so wie wir den Speer aus der Hand legten, drohte der Hunger. Denn sie gaben uns kein Ackerland, keine eigene Scholle, kein Vaterland! Das müssen wir haben, oder untergehn: das heißt aufgehn in Byzantinern und Römern.«

»Und wäre das ein Unglück, Alarich?« Mit dieser ganz ruhig, bedachtsam gesprochenen Frage unterbrach Stilicho den Begeisterten.

Der fuhr auf: »Wa ...? Wie? Was? Du sprichst zum König der Westgoten, zum Haupte eines Volkes! Du Armer, armer Herr der halben Welt! Du freilich hast kein Volk. Wie kannst du leben?« »Ich lebe für das Römerreich. Und damit auch für alle Germanen, die nicht dem Wahnwitz verfallen sind, jemals dies Reich zerstören, ersetzen zu wollen. Aber genug davon heute und hier. Mir ist, die Stunde kommt, da wir diesen Streit mit Stärkerem als mit Worten entscheiden. – Also König! – Das ändert deine Macht, nicht meine Pflicht. Niemals kämpfe ich gegen den Sohn des Theodosius. Höre mein letztes Wort: ziehe deine Scharen zurück, die Byzanz bedrohen: dann will ich versuchen, Arcadius zu bewegen, deine Wünsche zu erfüllen.«

»Und weigert er sich, wirst du ihn dann mit mir zusammen zwingen? O Stilicho, wir beide Schild an Schild, – Wer auf Erden kann uns widerstehen?« – »Die Pflicht: sie ist mächtiger als alles,« – »Also ich soll weichen: und hilfst du mir auch nicht? Und weiche ich nicht und ziehe auf die Stadt der Lüge und fasse sie an der Kehle, dann...?« – »Führe ich mein Heer und meine Flotte zum Entsatz, das heißt: *des Imperators Honorius* Heer und Flotte,« verbesserte er rasch: er hatte Heraclian und Carinus, jetzt vornehme Heerführer, und Beamte, einverständne Blicke tauschen sehen.

Aber Alarich fuhr fort: »Also Krieg! Denn ich kann nicht zurück. Mein Volk! Es darbt. Krieg zwischen uns, alter Waffengenöß! O Stilicho, das sollte nicht sein! Bist du denn ganz – und nur! – Römer? Weh um dich! Auf Wiedersehen denn auf dem Feld der Schlacht!« Und er wandte sich und stürmte hinaus.

VII.

Ataulf, der ihm auf dem Fuße gefolgt war, hielt ihn draußen am Mantel fest: »warte noch!« flüsterte er. »Nicht Stilicho doch ist Imperator: der heißt Honorius, Und seine Schwester, die Vielschöne, die heißt Placidia! Und sie, die Herrliche, beschied mich geheim in ihr Gemach sobald die Versammlung zu Ende sei. Dort – hinter der Säule, siehst du! – wartet ihre Sklavin. Ich folge ihr. Mir eilt's. Sie ist zauberschön und ...«

»Ein Rätsel! Weiß Gott, was die eigentlich will. Vielleicht weiß sie's selbst nicht. Hüte dich, Vetter! Und komm bald. Ich rüste zum Heimritt.«

Die Kaiserschwester bewohnte mit ihrem zahlreichen Hofstaat von Hausbeamten, Freigelassenen und unfreien Dienern und Dienerinnen den ganzen Ostflügel des Palastes, dessen drei Bauseiten gegen Osten, Westen und Norden Türen und Fenster öffneten, aber nicht – der Hitze wegen – gegen Süden, wo sich breite Hofräume anschlossen und darüber hinaus schattige Gärten. Pracht und Prunk herrschten überall: aber am üppigsten in einem kleinen Gemach des Frauen-Baus, das zwischen dem großen Empfangsaal und dem Schlafzimmer lag. Es hatte außer der breiten Doppeltür jener Saal zwei geheime schmale Pforten, eingelassen in die Wände aus dem kostbaren numidischen Marmor, dessen tief dunkles Rot, zusammenwirkend mit dem undurchsichtigen Marienglas des einzigen schmalen Rundbogenfensters zwischen dicken byzantinischen Säulen, gar wenig Licht aufkommen ließ in dem niedrig gewölbten Gelaß, in dem die hoch auf dem Mosaik-Estrich gehäuften syrischen Teppiche jeden Schall dämpften, jedes Wort wie geflüstert vernehmen ließen. Vor dem über Leibeshöhe ragenden schmalen Spiegel aus geglättetem spanischem Silber glimmte Tag wie Nacht Licht in einer goldbraunen Bernstein-Ampel, die im Verbrennen des Dochtes Duft, allzustarken Duft, ausströmte: die Herrin war's gewöhnt: aber ihre Besucher überkam dabei traumhafte, süße, berauschende Betäubung. Das ansehnlichste Gerät in dem ziemlich leeren Gemach war ein nur wenig vom Boden erhöhtes Ruhebett: schwer golden das Gestell mit seinen Löwenpranken nachgebildeten vier Füßen: Seide, kostbarste, serische, gelbe die Kissen, gefüllt mit dem weichen Brustflaum der Wildgans aus Germanien, dunkelpurpurn die goldgefranste Decke; über dem Kopfende ragte ein Elfenbeingestell mit wallenden Flamingo-Federn vom Nil, deren unablässiges Neigen und Nicken die Arbeit der Fächersklavin ersparte.

In dieses Gemach trat nun aus dem Schlafzimmer, wo sie die Gartengewandung mit dem Abendkleid vertauscht hatte, durch die enge Geheimtür Placidia, und ließ den herrlichen Leib langsam auf die Kline gleiten: sie wandte das Antlitz dem Spiegel zu und stützte das Haupt auf die Hand. Sie seufzte schwer, »Ah, unerträglich! Dies Leben ist lebender Tod. Drei Stunden Honorius, *Honorius!* Seine Leerheit und – noch ärger! – seine ekle Zärtlichkeit. Stilicho hat recht: schon merken's die Leute. Neulich meinte mein Beichtvater, der heilige Vater könne – für viele Gebete und noch mehr Solidi – auch Bruder und Schwester entbinden von ...! Und Ehe sei ja gar nicht nötig, wenn nur die Schwester gehorsam die Zärtlichkeit des kaiserlichen Bruders dulde. Der Niederträchtige! Nie kommt er wieder in meine Nähe! Nein, Priester! Wehe dem Weibe, das sich gibt, wenn es nicht muß – aus Hunger des Herzens.« –

Sie hielt inne und seufzte. Dann fuhr sie fort: »Kann es kommen, daß es muß? Was mir die ›Freundinnen‹ – aber ich habe nicht *eine*, einsam bin ich, wie auf öder Insel verbannt! – was mir die beneidenswerten Törrinnen erzählen von Venus, die rasen mache, so daß sie – wie die Nachtmotten ins Licht – sich ins Verderben stürzen *müssen* – in Schmach, Elend, Tod, – ah, es mag herrlich sein, so zu erglühen. Aber ach ich Arme! Ich werde es nie erleben. – – Schönheit, Manneschönheit? Je nun, der Schönste, den ich jemals sah, ist jener goldblonde Gote. Oft muß ich sein gedenken, ... recht oft. Aber ist das Liebe? Mein Bruder sagt: ›deine Leidenschaft heißt Herrschen, nicht Lieben. Nicht nach dem Brautschleier, nach einer Krone verlangt dein Haupt.‹ Wenig weiß der Schwächling, wie wahr er spricht. Seit jene alte ägyptische Sibylle – eine Zauberin wohl! – in meiner Hand gelesen: ›Kaisertochter, Kaiserschwester, dir wird nur wohl als Kaiserin‹, – seitdem hat dieses Wort wie ein Zauberspruch all' mein Gehirn erfüllt: – ach, ich fürchte, mit Gift erfüllt – und wohl auch den Ort wo andern Mädchen das Herz schlägt. – Kaiserin! Aber die eigenen Brüder versperren mir – beide! – den Thron von Rom und den von Byzanz. Hm! Müssen denn gerade meine Brüder Kaiser sein hüben und drüben? Ohnmächtige Knaben sind sie beide! Wie viele Imperatoren sind durch Gegen-Imperatoren, durch meuternde Feldherren ersetzt worden! Sollten,« lachte sie vor sich hin »Arcadius und Honorius wirklich unersetzlich sein für das Wohl des Cäsarischen Reiches? Diesem läßt man seine Hühner, jenem seine noch dümmern Goldfische und sie sind zufrieden. Sollte denn unter diesen ränkereichen Römern, unter diesen kühnen Germanen nicht *ein* Mann Mut und Lust haben, einen dieser Papyrus-Throne umzublasen mit *einem* Hauch und – außer dem Kaiserdiadem – zu gewinnen das schönste Weib der Erde –? Wie sie alle sagen. Ja,« lächelte sie in den Spiegel, sich ein wenig aufrichtend, »du bist wirklich schön, Placidia.« Und sie strich das üppige Haar unter die Stirnbinde zurück, die weißen Schläfe, das zierliche kleine Ohr frei machend. »Aber ach, für wen bin ich schön? Nur für den toten Spiegel. Nicht für einen geliebten Mann. Wenn er dann auch nicht Kaiser oder König wäre! Pfui, Placidia, auf welchen Gedanken ertappe ich dich? Liebe statt Herrschaft? Nein, nein, nein.« –

Über ein kleines fuhr sie fort: »Da rühmen sie so laut meine neu vermählte Schwägerin, des Herrn Bruders in Byzanz Gemahlin, eine Barbarin, ein fränkisch Weib aus Gallien, sagt man, mit roten Haaren! Pfui! welch Unglück, rothaarig zu sein! Aber doch! Wie ich sie beneide! Schön und – Kaiserin! Eine Barbarin! Und ich, des großen Theodosius Tochter, darf Hühner füttern. Freilich: nur des Arcadius Kaiserin: lieber tot! – Nein, da lob' ich mir doch vor allen Männern – *ihn!* (Schon wieder: *er!*) Er soll mir sagen, wer schöner ist: ich oder jene? Aber mir ist nicht bang darum: er liebt mich tief. Aber auch er denkt nicht daran, sich selbst den Purpur umzuwerfen. Muß ich wählen zwischen dem Diadem und ihm? – Oder Eucherius, der Verträumte? Auch er liebt mich. Könnte nicht Stilicho den Sohn auf den Thron in Byzanz erheben? Und dann Placidia in der goldenen Stadt herrschen, viel herrlicher als in dem verfallenden Rom, dem sumpfigen Ravenna, diesem flachen Mailand. Und die rothaarige Barbarin? Bah, die schickt man zurück in die Wälder des Rheins. Also Krieg zwischen Arcadius und Eucherius? Und wenn der Pflichtengel Stilicho nicht will? Ei, dann bleibt mir mein schöner Gote. Der lärmt wohl ohnehin bald mit seinen Waffen vor den Toren des Arcadius! Ei ja, welch ein stattlicher Imperator des Orients! Er wäre mir der aller-allerliebste Herrscher und – Gemahl. Mit den andern Namen spielen nur meine Gedanken, sie segeln irr umher, um stets bei ihm zu landen: an ihn allein denk' ich im

geheimen. Und wag' ich doch dies Haupt bei so kühnem Spiel um das Diadem, dann will ich ihn dabei gewinnen ... O du Törin! Hüte dich, ihm in die Arme zu springen – auch ohne Diadem. »Königin der Schönheit« hat er mich genannt: »stets gehst du deshalb unter Krone!« Das war hübsch! Ist er doch auch an Geist und Seele schön. Oh, ich denke schon wieder an ihn. Horch, leise knirscht es in der Marmorwand: ich erschrecke: und ich weiß doch: er ist es!«

VIII.

Von der Begleiterin, die außen stehen blieb, durch die schmale Pforte hereingeschoben, sah sich der Germane erstaunt um in dem Gemach, das er noch nie hatte betreten dürfen. Das Dämmerdunkel, der starke Duft des süßlichen Rauchwerks – Myrrhen und Bernsteinstaub – die stille Abgeschlossenheit, die Lautlosigkeit wirkten drückend, bewältigend. Und nun erst der Anblick des herrlichen Weibes auf dem Pfuhl! Ohne sich zu regen wandte sie nur langsam leise das Haupt auf dem Kissen ihm zu: dabei löste sich das schmale goldene Stirnband und die Flut des schwarzen Gelocks wallte auf die weißen Schultern, die blendenden und vollen Arme, als sie lächelnd flüsterte: »Endlich!«

Heiß schoß ihm das Blut zu Herzen. Er trat rasch an das Ruhelager heran, kniete nieder, hob den goldnen Reif, der auf den Teppich geglitten war, und reichte ihn dar. Aber sie schüttelte das Haupt, daß das dunkle Gewoge noch freier flutete: »behalt' es, Freund! Zum Gedächtnis dieser Stunde.«

»O Placidia, es ist ein Diadem! Das ziemt mir nicht!«

»Auch nicht, wenn ich es dir verleihe? – Steh' auf! Nein, nicht mich berühren. Tritt zurück – gleich! Sonst ruft,« lächelte sie, »ein Druck auf diesen Knopf von Topas alle Wachen des Palastes zum Schutz der armen Kaiserschwester wider den Barbaren!«

»Du rufst und stößest zurück! Du scheinst viel zu geben und versagst alles. Der letzte Sklave, der deine Sänfte trägt, darf beim Einsteigen den Druck deines Armes auf seiner Schulter fühlen und ich ...« – »Ja,« lachte sie, »der Sklave ist mein. Du aber bist ein freier Gote, ein Edeling: ich habe kein Recht an dir, keine Macht über dich.« – »Keine Macht über mich! Und mir vergehn bei deinem Anblick Denken und Sinnen.« – »Ei, wenn das wahr wäre? Wirklich? So zeig' es durch die Tat. Du kommst aus der Versammlung: dort hat dein Vetter verkündet – seine Königschaft. Du staunst? Woher ich's weiß? Ei nun, der Vertraute, den Honorius beauftragt hatte, ihm alles gleich zu verkünden, hat doch den Umweg vorgezogen, der durch dies Gemach führt: vor dem Imperator erfährt gar vieles des Imperators Schwester. – Aber mir tat die Nachricht weh.«

»Dir? Warum? Was hast du gegen meinen Vetter?« – »Nichts – als daß er nicht du ist.« – »Wie? Versteh' ich recht?« – »Ist doch leicht zu verstehen!« Sie richtete sich jetzt ein wenig auf: »Ich vermisse längst eins – nur eins! – an diesem schönen Haupt.« – »Was?« – »Die Krone, die ihm gebührt.« – »Placidia!« – »Nun wählen diese blonden Toren endlich einen König – und wählen den Falschen! Lassen den gebornen König stehn!«

»Alarich ist drei Jahre älter und ohne Zweifel der klügste Kopf wie der größte Held unsres Volkes.«

Sie zuckte die Achseln: »aber dein Kopf gefällt mir besser! Du bist ... doch wozu dir wiederholen, was dir schon allzuviele Weiber gesagt haben? Übrigens gibt es noch Höheres als den schlichten Reif eines Germanenkönigs!«

Sie schwieg eine Weile und sah zur Erde: dann schlug sie die dunkelblauen Augen weit auf: »also jetzt gibt es Krieg mit Byzanz?«

»Ja, dank Alarich und dem Himmel. Und diesmal soll er Ernst verspüren, der Jammerkaiser ... vergib, er ist dein ... –«

»Bitte, tu' dir keinen Zwang an. Ich verachte ihn tiefer, denn ich kenne ihn besser als du. Wo wird der Krieg enden?« – »Hoffentlich in dem Saal, in dem – bisher! sein Thron stand!«

Nun setzte sie sich aufrecht: »und dieser leere Thron, – was wirst du damit anfangen?«

»Ich meine,« lächelte er, »ich werf' ihn ins Meer.«

»Nein!« rief sie und stand auf: sie reichte ihm bis an die Stirn: »Besteigen sollst du ihn! Und dies goldne Ding da setze auf: es ist ein Kaiserdiadem: – und dann, Imperator des Orients, denke daran, wer dir jene Krone gab und – diesen Gedanken!«

Und bevor der Staunende sich selbst wieder gefunden, rauschte die hohe Gestalt an ihm vorbei: sie war durch die geheime Tür des Schlafgemachs verschwunden: laut hörte er drinnen einen Riegel vorschieben. Er sah ihr nach wie betäubt, dann auf das Diadem in seiner Hand: nun faßte er betroffen an die heiß erglühende Stirn, und stürmte dann hinaus in den Empfangsaal: »zu Alarich!« rief er.

I.

Eine Zeitlang hatte es nun den Anschein, als sollte der Thron des Arcadius in der Tat leer werden für einen kühneren Beschreiter. – Alarich und Ataulf, aus Italien zurückgekehrt, hatten sofort ihre Tausendschaften von Griechenland in Eilmärschen auf die große alte Straße nach Nordosten gen Byzanz geführt und die unfähigen Feldherren, die ihnen den Weg versperren wollten, zurückgeworfen: die Bahn nach der ungenügend besetzten, ausgedehnten Hauptstadt war frei. Aber plötzlich sahen sie sich zugleich von vorn und von der rechten östlichen Flanke, von der Meerseite her, bedroht – von Stilicho. Dieser hatte seine zahlreichen Schiffe geteilt, die Hälfte seiner Mannschaften auf der Straße selbst, in einer Linie mit der Küste, zwischen der Spitze des Gotenheeres und Byzanz, die andere in des Königs vorüberziehender Flanke gelandet und beide Bedrohungen mit so überlegener – römischer – Feldherrnschaft verwertet, daß den Goten nur der Rückzug nach Südwesten übrig blieb. Es kam fast gar nicht zum Gefecht. Der König war aufs schwerste gehemmt in seinen Bewegungen durch den ungeheuren Troß, den er mit sich führte: Weiber, Kinder, Greise, Kranke, unfreie Knechte und Mägde, kopfreiche Herden, Zelte, diese auf vielen mit je acht Rindern bespannten breiten Wagen und Karren, welche dazu die Fahrhabe des Wandervolkes bargen. Er konnte, wollte diese Wehrlosen, welche die Zahl seiner Krieger ganz gewaltig überstiegen, nicht den Folgen einer Niederlage: – Vernichtung oder Verknechtung – aussetzen.

Nur Ataulf, der schon vor Stilichos Landung unaufhaltsam vorwärts gedrängt hatte – »ich muß Arcadius auf seinem Thron etwas bestellen von seiner schönen Schwester!« hatte er auf des Königs stauende Frage mit Lachen geantwortet – wollte auch jetzt noch um jeden Preis den Durchbruch nach Byzanz erkämpfen. Kaum hatte er den heiß erbetnen Befehl über die Nachhut des weichenden Volksheeres erhalten, als er sofort, anstatt dem Troßzug deckend zu folgen, seine Reiter Kehrt machen ließ und in rasendem Anlauf die Vorhut der verfolgenden Kaiserlichen anfiel. Übel kam er an: es waren in fünffacher Übermacht die erlesensten Geschwader Stilichos, lauter Germanen, geführt von Sarus, aus einem andern Zweig des Baltengeschlechts, der dem um zehn Jahre jüngeren Vetter bei dessen Erhebung auf den Königschild den Tod geschworen hatte. Dazu kamen die zahlreichen, im vieljährigen Dienst für die Römer erprobten Alanen auf ihren kleinen zottigen, höchst ausdauernden Mongolen-Gäulen unter ihrem Häuptling Saul.

Ataulf brach den hoffnungslosen Kampf nicht ab, solange er das Schwert führen konnte: und als Saul seine rechte Schulter getroffen, nahm er das Schwert in die Linke, mit der Rechten den Zügel haltend. Erst als ein grimmer Streitaxthieb des Sarus ihm durch den zerschroteten Helm ziemlich tief in den Schädel gedrungen war, mußte er es geschehen lassen, daß die Gefolgen den Weißhengst herumrissen und mit dem Wunden zurückjagten. Das war fast der einzige Zusammenstoß der Heere. Sehr geschickt führte der König quer durch ganz Griechenland, immer nach Südwesten zurückweichend, seine unbehilflich schwerfälligen Massen stets dicht vor der drohenden Umklammerung davon.

Wortreich war der Dank des geretteten Imperators in Byzanz! Und nicht nur in Worten bestand er, – auch in allerlei Zeichen, die nach viel aussahen und wenig kosteten. So sandte ihm Arcadius sein Mosaikbild, verlieh ihm den Titel »Patricius« und versprach ihm ein Reiterstandbild vor dem Haupttor des Palatiums. Ja, die Gesandten stellten den baldigen Besuch des Kaisers im Lager in Aussicht: er wolle seinem Befreier mündlich danken. Aber die ihm entgegengesandten Ehrenwachen kehrten mit der Meldung zurück, der kaiserliche Zug sei auf der Heerstraße nicht zu sehen.

II.

Stilicho saß allein in seinem Zelt, bei dem flackernden Licht einer Pechfackel über die Straßenkarte von Thessalien gebeugt, wohin die Goten zurückgewichen waren. In Nachsinnen und Berechnungen vertieft, achtete er kaum darauf daß vor seinem Zelt mehrere ihm fremde Stimmen vernehmbar wurden, aber auch die seiner – germanischen – Zeltwächter. Plötzlich ward der Zeltvorhang aufgeschlagen und vor ihn trat ein wunderschönes, ja unheimlich schönes Weib: im Schein der Fackel schien ihr rotes Haar wie Feuer zu flammen. Hoch aufgerichtet, schweigend stand sie vor ihm. Er sprang auf und neigte sich tief: »Imperatrix Eudoxia! Nie noch hab' ich, Basilissa, dein Antlitz geschaut: aber du bist es.«

»Richtig geraten, Held Stilicho,« lächelte sie und ließ sich auf einen Feldstuhl gleiten, den dunkeln Mantel abwerfend: das weißseidene Untergewand umflutete nun in langen Falten die schlanke Gestalt. »Der Imperator, mein hoher Herr und Gemahl, ist – wie gewöhnlich – krank. Oder doch – wie immer! – schwach. So hab' ich es an seiner Statt übernommen, dir zu danken: nimm den Dank Eudoxias dazu, Retter und Befreier.« Und sie reichte ihm über den Tisch hinüber die Hand, die grauen Augen tief in die seinen senkend.

»Ich tat nur meine Pflicht.« – »Aber du hattest die *Kraft*, sie zu tun. Du hast überhaupt Kraft – nein,« verbesserte sie langsam, ihn genau musternd, – »du *bist* Kraft. Mein hoher Gemahl und Herr, – *er* sollte doch seine Heere führen, – heißt er doch vom ›Imperium‹ – er sollte ihnen vorgehen im Speerkampf: du weißt, ich bin eine Germanin: das königliche Blut der Merowingen stürmt in diesen Adern. Wohlan: bei uns ist der kein Herrscher, der kein Held. Mein hoher Herr und Gemahl aber ist immer – müd'. Nicht *er* hat, *du* hast mich vor Schmach gerettet. Dank, Held Stilicho.« Und ihr Auge nahm durstig sein männlich schönes, ernstes Bild in sich auf.

»Wie kamst du ...? Ich hörte nur wenig – und fast Unglaubliches von dir, Basilissa.«

»Wie ich, die Barbarin, auf den Thron der Cäsaren kam?« fragte sie lachend, »Ja, 's ist seltsam. Hei, um dieser roten Haare willen. Das Königskind war früh als Geisel in die goldne Stadt gebracht: ach, ihm war sie nicht golden. Finstre Weiber, in grau und schwarz gewandet, in einem wehrauchdufterfüllten finstern Gewölbe rissen mir Frikk und Berahta aus der Seele: das konnten sie: aber ihre blutigen Märtyrer konnten sie mir nicht einpflanzen. So glaubte und glaub' ich an – nichts! So wuchs ich heran. Rufinus – du kennst ihn?« Stilicho nickte stumm. »Rufinus, der bisher meinen hohen Gemahl und Herrn beherrscht hatte, wollte ihm seine Tochter vermählen: Arcadius tat alles, was der wollte: er hätte auch das getan! Aber des Rufinus Nebenbuhler, der Obereunuch ...« – »Eutropius.« – »Entdeckte mich in meinem Klosterkerker, verpflanzte mich in sein Haus, nächst dem Palast und, kam Arcadius vorüber, mußte ich mich in der offenen Säulenhalle zeigen: mein Feuerhaar gefiel ihm. Und als Rufinus den kaiserlichen Hochzeitzug aus dem Palast anführte, die Tochter aus dem Vaterhaus – an der Ecke der Straße – abzuholen, siehe, da machte der Imperator drei Türen vor diesem Eckhause – vor meiner Säulenhalle – Halt, stieg aus der Sänfte, trat ein und führte mich als Braut in seinen Palast.«

»Das ist wie eine Dichtung Ovids! Oder Claudians!«

»Ach, ich mußte gleich beim Eintritt in das Kaiserhaus meinen schönen Namen ›Hildgundis‹ mit dem fremden Eudoxia vertauschen. Das war das erste Bittere. Und seither nichts als Bitteres. Nächte, Tage, Monde, Jahre – nichts als Bitteres, als Ekel. Ekel an ... anderen. Und zuletzt – an mir selbst.«

Das schöne Weib legte beide Arme auf den Tisch und drückte das Antlitz auf die verschlungenen Hände. Mitleidvoll betrachtete er sie eine Zeitlang: dann sprach er: »Imperatrix! Bedenke, wieviel Gutes kannst du tun.«

»Ich hab's versucht,« fuhr sie, sich aufrichtend, fort: »scheffelweise habe ich das Gold den Armen gespendet: – die Verwalter haben's unterschlagen! – Auch den Kirchen – denen ich nicht glaube –: die Bischöfe haben's vergeudet. Ah, es hilft alles nicht. Hier, in diesem heißen Herzen ist's leer. Oder übersiedend voll? Ich weiß es nicht! Aber es tut sehr weh.« – »Arme, schöne Frau.« – Sie sprang auf: »Schön?« »Du nennst mich schön? Du ein Mann, ein Held! Oh, das tat wohl! Das ist mehr als alle Schmeichelei der Höflinge, mehr als ganz Byzanz und seine Krone. Wahrlich du bist ein Mann. Du bist ... Laß mich jetzt scheiden! Es ist wohl besser. Sie haben mein Prunkzelt mitgeschleppt: darin werd' ich liegen. Liegen –, nicht schlafen. Nur vielleicht träumen? Auf morgen Stilicho!«

III.

Gar früh am andern Tag ward der Feldherr in das Zelt der Basilissa gerufen: er fand sie reisefertig. Bei seinem Eintreten sprang sie auf, schritt ihm rasch entgegen, faßte des Überraschten beide Hände: »Mein Traum von heute Nacht hat sich – zur ersten Hälfte – schon erfüllt: die zweite steht noch aus: wird sie sich, – wirst du sie erfüllen?« – »Ich verstehe nicht, Herrin.« – »Du hast seit gestern Abend keinen Boten aus Byzanz gesprochen?« – »Ich habe keinen gesehen.« – »Aber ich! Rufinus, meine Feinde, – übrigens auch *deine* Todfeinde ...« – »Ich weiß.« – »Haben mein Fernsein rasch benutzt bei ... bei dem Unaussprechlichen! Hei, er kann des Gänglers nicht einen Tag entbehren: ich war fern – so ließ er sich von jenen leiten – zu plötzlichem Umschlag! Meine Freunde, meine Verteidiger am Hof, in der Stadt, im Heer, – meist Germanen, zumal Franken, – sind verhaftet oder verbannt. Ein par sind hierher entflohen, mich zu warnen: kehre ich zurück, wird der Palast mein Kerker. Wohlan, ich *will* zurückkehren: aber der Palast soll anderer Leute Kerker werden. Auf, Stilicho, du erster Mann, den ich erlebt: führe *du* mich zurück an der Spitze deines Heeres: Byzanz liegt dir zu Füßen, – wehrlos. Du allein warst seine Wehre. In den Bosphorus mit Rufinus! In ein Kloster mit dem Schwächling Arcadius: – das ist sein richtiger Platz. *Dein* Platz aber ist der Kaiserthron und ... –« hier stockte sie: eine Blutwelle schoß in die alabasterweißen Wangen – »der Platz an Hildgunds Seite, wenn du sie nicht verschmähst: du hast sie schön genannt.«

Sie trat hastig noch einen Schritt auf ihn zu und hielt ihm die Rechte entgegen, – das Antlitz emporgerichtet, nahe dem seinen. Bestürzt trat er zurück: »Imperatrix ...« – »Hildgund heiß ich – für dich.« Und die grauen Augen funkelten seltsam. – »Die Überraschung, der gerechte Zorn haben dich verwirrt. So hast du vergessen ... unsere Eide. Wir beide haben dem Sohn des Theodosius geschworen: ich Untertanentreue, du Ehetreue, gleichwie ich Serena, dem einzigen Weib, das ich liebe.«

Hoch bäumte sie auf, dann schnellte sie zurück: »Ah, ah, das mir! Verschmähst von ihm, von dem einzigen, der ... Geduld, du sollst dieser Stunde gedenken.« Und sie schoß an ihm vorbei aus dem Zelt ins Freie, wie eine sehr schöne, aber sehr zornige Schlange. –

IV.

Wenige Wochen darauf finden wir Stilicho und sein Heer sowie den Gotenkönig und dessen Volk in den Engen und Schluchten des Gebirges Pholoë, an den Quellen des Pheneus. Schritt für Schritt hatte der Magister militum die Weichenden vor sich hergedrängt in diese Bergklüfte, aus denen ein Entrinnen nur möglich schien, wenn die Verzweifelten, denen der Weg nach West, Nord und Süd durch undurchgängige Felswände versperrt war, sich Bahn brachen nach Osten, durch das meisterhaft gewählte und meisterhaft befestigte Lager Stilichos: – ein aussichtsloses Unternehmen! Dieser konnte sonder eitle Überhebung die Ergebung des tapferen Balten und seines Volkes – ohne jede Bedingung – in nahen Tagen erwarten. – Verhandlungen hierüber vermutete er als Zweck der Unterredung, zu der Alarich freies Geleit in das kaiserliche Lager und daraus zurück erbat und sofort bewilligt erhielt. Stilicho erschrak, als er des geliebten Feindes Antlitz wieder sah – zum erstenmal seit der Kriegserklärung zu Mailand. Die Wangen waren eingefallen, die hohe Stirn gefurcht, die blauen Augen hatten den heitern, den lachenden Glanz verloren. Bestürzt faßte er des Eintretenden Hände, die dieser ihm willig, aber ohne Gegendruck überließ.

»Du leidest, Freund!« rief Stilicho. – »Ich litt – viele Wochen.« – »Du bist erschöpft – von dem kurzen Ritt!« – »Von der langen Absperrung.« – »Da. Nimm!« Mit eigener Hand füllte er aus hohem Erzkrug zwei der schmalen Goldbecher auf dem Zelttisch und bot dem Gast den einen hin: köstlich duftete der edle, tief dunkelrote Trank. Alarich nahm ihn und während jener trank, schüttete er den Wein bedachtsam zur Erde: »Da sei Gott vor, daß der König Wein trinkt, während sein Volk nach Wasser verschmachtet. Seit ihr uns die Leitung Hadrians vom Pheneus her abgeschnitten habt – der eherne Himmel dieses Glutsommers spendet keinen Tropfen Regen! – schlürfen wir die paar Tautropfen, die zuweilen die Nacht bringt. Zu Hunderten verschmachten sie, die Weiber, die Kinder.« – »So mach' ein Ende.« – »Deshalb bin ich hier. Hei, hätt' ich Krieger allein, wie du! Ganz anders wär's längst gegangen. Aber Hunderttausend mit sich schleppen –, die nicht fechten können, die nur genährt und geschützt werden müssen, die niemand vor Unfreiheit schirmt, sind wir Männer gefallen, ein Troß, der mit seinen Wagen meilenlang die Wege verstopft, stecken bleibt, den Feind anlockt, – wahrlich, auch geringere Feldherrnschaft als Stilichos wäre bei solchem Kampf mir überlegen. Wie oft in diesen Wochen hätt' ich Gelegenheit gehabt, in raschem Durchbruch mein Heer zu retten, aber um den Preis, mein Volk im Stich zu lassen.« – »Nun lernst du, Freund, wie falsch dein stolzes Wort ist: ›das höchste Gut des Mannes ist sein Volk!‹ – Dein höchstes Übel ist in diesem Kampf dein Volk.«

Aufleuchteten da blitzend des Königs Augen. »Und doch lieber, zehnmal lieber für dies mein Volk fallen denn siegen als der Mietling Roms.« – »Alarich! Du vergißt ...!« – »O nein: ich vergesse nicht: du bist – oder wirst alsbald – mein Besieger. Aber für wen hast du dann gesiegt, für wen bin ich gefallen?« – »Ich könnte sagen: Stilicho siegt für Rom: das heißt für alles Größte, was die Menschheit geschaffen hat in Staat, Recht, Bildung, – kurz, in allem Menschlichen: der tapfere Balte aber fiel ...!« – »Für ein Barbarenvolk, willst du sagen.« – »Wohl: aber für Barbaren, aus denen andres als Barbarisches werden mochte. Höre mich ruhig zu Ende: es ist der mächtigste Gedanke

meines Lebens, es ist der Plan meines ganzen Waltens in diesem Römerreich: längst wollte ich ihn dir vertrauen, dich dafür gewinnen: wärest du heute nicht zu mir, – morgen wäre ich damit zu dir gekommen. Denn mich jammert das Elend deiner Wehrlosen. Allein erst mußtest du« – er lächelte ein wenig und verbarg dies rasch – »nun ... ein wenig mürbe gehämmert sein durch die Not, bevor du mich nur anhörtest.« – »Nun, des Hämmerns ist genug, mein' ich!« rief der König und warf sich auf einen der Zeltstühle: »Rede! Ich *muß* wohl hören.«

Auch Stilicho setzte sich und, ihm scharf ins Auge sehend, hob er an: »Du hast wohl mehr als einmal in diesen Wochen bemerkt, gar guter Feldherr, der du bist, wenn du nicht an Weiber, Kinder, Kranke, Herden, Karren und Wagen mehr denken mußt als an die Wegpläne deiner Feinde! – daß ich dich hätte umzingeln und vernichten können und dich doch – mit geringer Schwächung! – entschlüpfen ließ.«

Alarich setzte unwirsch den Adlerhelm auf den Tisch und strich sich quer über die Stirn: »ja, beim Schwerte Gottes! Ich verstand es nicht! An der Landenge bei Korinth! Und in dem Paß an dem Erymanthos! Nicht *ein* Helm der Feinde wäre mir – an deiner Stelle – dort entgangen. Du aber ließest mir beidemale ein Löchlein offen. Wahrlich, erfährt man's in Byzanz ...« – »Man hat es erfahren.« – »Kann dir's zum Hochverrat gedeihen.« – »Es wird.« – »Es rührte mich! Daß du die alte Jugendfreundschaft ...« – »Doch nicht. Du vergissest immer, daß ich ein Römer bin.« – »Das lügst du dir vor!« – »Nun, dann aber recht lange schon. Und mit starkem Erfolg. Und der *Römer* Stilicho, der Magister militum des Westreiches, würde den Jugendfreund zermalmt haben, mit tiefem Schmerz, aber ohne Schonung, hätte Stilicho dessen Vernichtung heilsam erfunden für das Römerreich.«

»Hm,« lächelte der Balte und strich den breiten Bart, »ich an deiner Stelle hätte dann den Gotenkönig doch vernichtet: es ist immer sicherer: man weiß nicht, was der noch vor hat und – bleibt er leben, – noch vor sich bringt.«

»Was *er* vor hat, weiß ich nicht: aber was *ich mit ihm* vor habe, – das weiß ich. Oder Gott oder das Fatum mit ihm vor hat, nenn's, wie du willst. Und nun merk' auf: es ist das Größte, was du in deinem Leben vernommen.« – »Ich höre.«

»Du willst das Römerreich zerstören mit deinem Volk; ich aber sage dir: du sollst es retten und verjüngen mit deinem Volk.« – »Nicht ganz meine Absicht,« meinte der König, grimmig lachend und die blonden Locken schüttelnd. – »Aber deine Bestimmung, – nach meiner, vielleicht auch nach des Himmels Absicht. Höre. Auch ich, so viele Jahre – Jahrzehnte! – lebend mitten im ganzen Leben des Reiches – in Krieg und Frieden – ich hab' es erkannt: – nicht ohne tiefen Schmerz: denn ich bin ein Römer ...« – »Nicht wahr ist's! Ist der Mann so gescheit und weiß nicht einmal, was er ist!« – »Ich hab' es erkannt: das Römerreich ist durch Römer allein nicht fortzuführen.« – »Drum muß es fallen!« rief Alarich und schlug auf den Tisch. – »Nein. Drum muß ein *neues* Volk es fortführen.« – »Wir vielleicht?« lachte der Gote. »Wenig Willen und Gabe haben wir dazu.«

»Nicht ihr! Ein *neues* Volk, sagte ich, ein Volk, hervorgegangen aus römischer Bildung und aus germanischer Kraft: jene zu morsch, diese zu unreif, für sich allein das zu leisten. Ihr Goten, dann andre Germanen an Rhein und Donau, ihr sollt aus den Bekämpfern die Stützen des Reiches werden.« – »Das sind wir seit Jahrhunderten!

Gegen Land, Getreide, Geld haben wir eure Kriege geführt seit Geschlechtern!« – »Als Söldner. Aber, – das ist mein Neues – nicht mehr als Söldner: – der fällt ab, ist seine Soldzeit um –« – »Oder wird der Sold – wie gewöhnlich – nicht bezahlt!« – »Als Glieder des Reiches sollt ihr fortan, als Halbbrömer ...« – »Halbbrömer?« stutzte der Germane. »Wie das?« – »Nach meinem Vorschlag. Ich entlasse dich und dein Volk aus eurer Lage: sie ist ziemlich ...« – »Gleich dem Mauseloch, vor dem ein sehr kluger Kater sitzt.« – »Ihr siedelt euch an –« – »Wo?« fragte der König rasch. – »Nicht in meinem Italien.«

»So?« meinte Alarich enttäuscht. »Ah, hörtest du, was unablässig in meiner Brust eine drängende Stimme ruft!« – »Aber irgendwo an der Grenze des West- und Ost-Reichs, um beiden rasch helfen zu können gegen andere ...« – »Barbaren, willst du sagen,« nickte der Gote. – »Es wird euch Ehegenossenschaft mit den Römern eingeräumt: – das ist ein Großes.« – »Sehr gnädig,« lächelte Alarich bitter. »Aber wir haben das schon selbst ausgeführt: wenigstens mit *schönen* Römerinnen. Und auch – ohne Priester!« – »Es wird darauf hingestrebt, – planmäßig: bei Mischehen werden beide ausgestattet – daß diese Vermischung ein neues Volk: – eben ein Mischvolk! – erzeuge mit allen Tugenden beider ...« – »Oder doch jedenfalls mit beider Fehlern! Und das Haupt dieses Mischvolks ist ...« – »Der Imperator, wie sich versteht. Einen Gotenkönig gibt es sowenig mehr ...« – »Wie ein Gotenvolk!« brach Alarich los. »Unsere Eigenart, unser Recht, unsere Freiheit, ja am Ende gar unsere Sprache, – alles dahin: um jenes Mischbreis willen?« – »Nun, der *ist* ja noch nicht! Nein: um der Germanen selbst wie um der Römer willen: so, verschmolzen, können beide fortleben: in ihrem Kampfe gehen beide unter.« – »Untergehn? So sei's,« rief der Gote aufspringend. »Glückauf zu solchem Untergang, bevor wir, mit Beschluß und Vorbedacht, unser eigen Volk auslöschen. Nein, Stilicho, dieser Gedanke ...« – »Ist der Gedanke meines ganzen bisherigen Handelns und die ganze Hoffnung meiner Zukunft,« sprach Stilicho, sich erhebend. – »Ein Wahn ist's, an dem du untergehst – *du* sicher. Vielleicht auch wir. Aber lieber untergehn als verrömet werden.« – »Ich habe dich und dein Volk geschont, – mehr als einmal. Ich durfte es ohne Verrat an Rom, denn ich tat's nicht um des Freundes willen: ich tat's für Rom – in jener Hoffnung. Zerstörst du mir diese Hoffnung durch dein töricht trotzig Nein ...« – »Ein Wahn ist sie, sag' ich, diese deine Hoffnung für dich, und für uns Schmach und Selbstmord,« – »Dein letztes Wort?« – »Mein letztes!«

»Dann,« sprach Stilicho mit drohendem Ernst, »kann ich euch nicht mehr retten: *nun* wär' es Verrat. So bleibt denn in euren Felsklüften, bis euch der Hunger verzehrt.«

»Nicht der langsame Hunger,« rief Alarich »das rasche Schwert! Mach' dich gefaßt, Freund! Sobald ich zurück bin, führ' ich die Meinen zum letzten Kampf heraus: dann wirst du erleben, was vierzigtausend Verzweifelte vermögen.«

»Nichts, als vor meinen Felsschanzen zu fallen. – Noch einmal, Freund ...«

Da ward der Vorhang des Zeltes aufgehoben und die davor aufgestellte Wache meldete: »Fremde Gesandte, Magister militum. Sie verlangen Gehör.« Stilicho nickte Gewährung und hielt den König, der scheiden wollte, auf: »Bleib', mein armer Alarich,« sprach er finster, »du wirst sehr bald keine Geheimnisse mehr ausplaudern können.«

V.

Nun traten drei hohe Kriegergestalten ein, unverkennbar – nach Leibesgestalt, Tracht und Gewaffen – Germanen. Sie neigten sich vor Stilicho und der Älteste, in silberweißem Haar und Bart begann seine Ansprache in einer schön lautenden germanischen Mundart.

»Verzeiht,« unterbrach sofort der Feldherr auf Latein, »das ist, mein' ich, vandalisch? Nicht? Ich verstehe es nicht. Bitte, sprecht die Sprache Roms.« – »Ein übles Vorzeichen!« raunte der Alte, zu den beiden andern gewandt noch in seiner Sprache. Dann fuhr er auf Lateinisch fort: »Weither kommen wir, dich zu finden, o Stilicho, Stiliberts Sohn. Bis von der Marosch schilfigen Ufern. Wir suchten dich in Itala-Land. Dort erfuhren wir, daß du hier zu Felde liegst. Wir eilten zu dir über die brüllende See: denn wir brauchen dich dringend: dein *Volk* bedarf dein. Und ein Großes bringen wir: das Größte, was ein Volk zu bieten hat: schau her!« Er wandte sich zu dem zweiten Gesandten, der unter seinem Mantel hervor einen weißen Stab mit goldner Kugel langte: »den Königstab der Vandalen.«

»Mir?« rief Stilicho und trat bestürzt einen Schritt zurück.

Aber Alarich schritt mit erhobener Hand freudig auf den Sprecher zu.

»Ja, dir, Stilicho, vor allen Sterblichen dir. Bist du doch entstammt dem uralten Königshaus unseres Volkes, der ruhmvollen Sippe der Asdingen. Und zu dem Ruhm der Ahnen hast du den eignen gefügt, der alle Lande, alle Völker durchdringt. An den Ufern der Marosch liegt, in blutiger Schlacht von den Greuthungen erschlagen, unser König Wisumer, der große Held: sein einziger Sohn, Godigisel, ist ein waffenunreif Knäblein: wir aber, rings von Feinden umdroht, wir bedürfen, uns zu führen im Harst der grauen Geere eines streitbaren Helden. So hat unser ganzes Heer – nicht *eine* Hand hob sich dagegen! – *dich* zum König gekoren. Komm, komm rasch zu deinem Volk, das dein Vater nie hätte verlassen sollen um fremden Dienst. Nimm diesen Königsstab, deiner großen Ahnen großes Erbe. Komm, führe, schütze, rette dein Volk, Herr König der Vandalen!« Und alle drei Männer traten, lebhaft bewegt, mit bittenden Gebärden, näher an ihn heran.

Alarich aber rief lebhaft: »Bei Gottes Schwert! Das ist ein Wunder des Himmels! Jetzt gerade – in dieser Stunde! – dringt an dein Ohr der Ruf, der uns allen – allen! – das Heil verkündet: deinem Volk, meinem Volk und wahrlich auch dir. Wirf diesen gleißenden römischen Flitter von dir, verlaß diese ganze falsche und – du selber erkennest es! – faulende Welt, in der du doch dein Leben lang ein Fremdling bleibst, ja ein verachteter Barbar. Jetzt, da sie dich brauchen, schmeicheln sie dir, aber – gib acht, denk' an dies mein warnend Wort und an diese Stunde! – sobald sie meinen, dein entraten zu können, werden sie dir lohnen mit schwarzem Undank: denn Undank ist der Dank der Kaiser: merk' dir dies Wort, – – Rette dein Volk, das schwer bedrängte: ihm gilt deine nächste, deine höchste Pflicht, – nicht Rom und nicht Byzanz. Kämpfe, siege, steige zu Heldenruhm empor für dich und die Deinen, nicht für ...«

»Laß ab!« sprach Stilicho und schob mit rauher Handbewegung den ihm hingereichten Stab zurück. »Du, Alarich, solltest mich besser kennen. Diese Fremden

da ...«

»Wie? Fremde? Wir sind deines Volkes!« sprachen zürnend die drei Männer wie aus *einem* Munde.

»*Ihnen* muß ich mein Nein begründen, erklären. Ich danke euch und eurer Heerversammlung: ihr wolltet hoch mich ehren. Allein ihr habt geirrt in eurer Wahl. Ihr wolltet doch zum Könige der Vandalen einen Vandalen, nicht? Wohlan: ich aber bin ein Römer, ein Römer durch und durch. Und nichts als das.«

»Wie? Was? Abgefallen?« riefen die Gesandten durcheinander. Aber ruhig fuhr jener fort: »Abgefallen! Das träfe meinen Vater, nicht mich, der ich in Mailand geboren bin als Sohn eines römischen Bürgers und Legaten. Mein Vater aber ...? Ist der Mann abgefallen zu nennen, der da aus den Sümpfen des Urwalds glänzend aufsteigt zu den Zinnen Roms? Ihr habt's gehört: nicht einmal eure Sprache versteh' ich: barbarisch schlägt sie an mein Ohr! Geht und meldet den Vandalen: ›Wir haben einen Römer gefunden‹.«

Sprachlos vor Entrüstung, vor Zorn, vor Beschämung standen die drei Männer. Alarich aber rief: »O Stilicho, dies Wort wird dein Verderben! Du ein Römer! Wähnst du denn, irgend ein Mensch in diesem Reich – außer dir selbst! – nimmt dich für einen Römer? Freund, Freund, in dieser Stunde hast du deinem guten Geist den Rücken gewandt auf immerdar.«

Erst jetzt fand der Sprecher der Gesandtschaft Worte: »Ja, Speergenossen, gehen wir. Wir sind zu schwach, jetzt, hier, diese Schmach zu rächen: aber ist unser Königsknabe schwertreif gewachsen – dann wehe Rom, das uns diesen Mann gestohlen! – Allein jetzt schon, wehe *dir* und Fluch über *dich*, du Elender, der du dein Volk in seiner Not verlässest. So soll *dich* verlassen und verraten diese Römerwelt, um derentwillen du die Deinen von dir stöß'st.« – »Wehe dir, Fluch dir und Verderben!« wiederholten die beiden andern und stürmisch eilten alle drei hinaus.

VI.

Schweigen, ahnungsschweres Schweigen füllte das Zelt. Betroffen, leis erschauernd sah Stilicho ihnen nach. Auch der König schwieg, langsam das Haupt schüttelnd: endlich setzte er den Helm auf und bot dem Freunde die Hand: »Leb' wohl denn, Stilicho! Ich lasse dich allein – mit – mit dem Fluch deines Volkes! Wahrlich, verzweifelt wie ich daran bin, – ich tausche jetzt nicht mit dir! In wenigen Stunden lieg' ich auf meinem Schild, ein stiller Mann: aber an der Spitze meines Heerkeils, gefallen mit meinem Volk, für mein Volk: ich tausche nicht mit dir.«

»Halt, Alarich, halt noch einen Augenblick. Laß uns einen Ausweg suchen, der ...« – »Es gibt keinen! Denn lieber sterb' ich, stirbt mein ganzes Volk, als daß wir Goten die Hälblinge deines Planes werden.« Und er wandte sich dem Ausgang zu. Hier trat ihm die Wache entgegen und meldete: »Mein Feldherr, eine große Gesandtschaft des Imperators aus Byzanz. In seinem Namen fordern sie sofortiges Gehör, bei – zürne nicht! – bei seiner Ungnade,« – »Der Drohung bedurfte es nicht,« erwiderte Stilicho ruhig. »Ich kenne meine Pflicht, Führ' sie herein.« Sogleich trat eine Anzahl reich gekleideter Byzantiner ein: Krieger, hohe Beamte, Höflinge, auch zwei Bischöfe: an ihren unfreundlichen Mienen, an dem Ausbleiben der sonst so schmeichlerischen Begrüßung erkannte der Feldherr sofort den feindseligen Zweck ihrer Botschaft.

Der König wollte sich entfernen: aber einer der Heerführer, der Archistrategos Antiochos, erkannte ihn und rief: »Alarich, der Gotenkönig! Hier! Im Zelt des Magister militum! Allein mit ihm! Das bestätigt den ...« – »Hochverrat!« schloß einer der Höflinge, in dessen gelbem, gedunsenem Gesicht die kleinen blitzenden Augen schwer zu finden waren. »Aber für uns trifft sich's bequem: bleib, bitten wir, tapfrer Held! Wir haben auch an dich eine Botschaft.«

Stilicho, der bis dahin von den Gesandten ganz unbeachtet geblieben war, trat nun vor und fragte den häßlichen Sprecher im goldgestickten Gewand: »wer bist du?«

»Olympios, der Geheimschreiber und Protonotar des heiligen Gemaches der Basilissa, die Gott segne. Von der hab' ich dir noch ganz Besonderes auszurichten, Vandale. – Vorher aber vernimm den Befehl des Imperators Arcadius, deines Herrn. Seit der Rückkunft der Imperatrix (die sich so weit herabgelassen hatte, den Barbaren in seinem Lager aufzusuchen!) hat sich in dem vom Himmel erleuchteten Haupt des Imperators – gerade noch zu rechter Zeit! – wieder einmal ein heilsamer Umschlag der Gedanken vollzogen. Nachrichten aus dem Heer über wiederholtes Entrinnenlassen der schon umstellten Goten – Berichte aus Mailand, nur wenigen zu Byzanz bekannt geworden, – trafen zusammen mit den Warnungen dieser heiligen Bischöfe vor deines Sohnes Hinneigung zum Götzendienst, vor deiner eignen Feindseligkeit gegen die Kirche, deiner Begünstigung der germanischen Arianer und Heiden in deinem Heer ..., kurz, der Imperator Arcadius hat dich des Befehls über seine Truppen in deinem Lager enthoben. Hier, Antiochos, der Magister militum des Orients, übernimmt ihn in diesem Augenblick: ergreife, Freund, den Feldherrnstab! – auf jenem Schrein seh' ich ihn liegen. – Dir aber gebeut der Imperator, sofort, in dieser Stunde noch, dein Lager hier abzubrechen, deine Schanzen zu räumen ...«

»Und die Goten?« unterbrach Stilicho.

»Ah, Ah! Der Imperator spricht aus meinem Mund: wer wagt, ihm ins Wort zu fallen? – Er befiehlt, die Goten frei abziehen zu lassen, wohin Arcadios gebeut.«

»Abzieh'n schon!« rief Alarich leuchtenden Auges, »aber wohin *wir* wollen!«

»Gern wirst du dahin wollen, Held Alarich, wohin Arcadios dich einlädt. – Du aber, Vandale, eilst mit den Truppen des Honorios – nie hätte er sie dir anvertrauen sollen! – sofort zu deiner Flotte nach Kyllene und schiffst dich und die Deinen ein nach Italien. Wirst du nach sieben Tagen noch auf dem Boden des Ostreichs betroffen, giltst du als Feind und dein Haupt ist verfallen.«

Da wich Stilicho einen Schritt zurück: er war sehr bleich geworden. Olympios holte unter seinem Mantel eine lange vergoldete Pergamentkapsel hervor und warf sie auf den Tisch: »Da! lies den Wortlaut selbst! Sieh hier, das heilige Siegel.« – Nun wandte er sich zu Alarich: »Dir aber, Gotenkönig, dankt der Imperator, daß du nicht, wie du wohl vermocht hättest – trotz der kampfscheuen Feldherrnkunst des Vandalen! – die Not der Belagerung verhängt hast über die geheiligten Mauern von Byzanz ...« – »Nun,« lachte Alarich gerad hinaus, »am Willen hat es weder mir gefehlt noch Vetter Ataulf.« – »Der Imperator schließt Frieden mit dir.« – »Dazu gehören aber zwei.« – »Du wirst schon einwilligen, hörst du seine Vorschläge. Außer dem freien Abzug für dich und dein Heer ...« – »Und mein Volk!« – »Und dein Volk! Bezahlung der seit lange geschuldeten Jahrgelder ...« – »Wo sind sie?« fragte der Gote, höchst mißtrauisch. – »Draußen vor deinem Zelt, liegen sie in zwölf Truhen: zwölf tausend Pfund für die letzten Jahre und zweitausend im Voraus für die nächsten zwei Jahre.«

Aber der König schüttelte das Haupt: »Von hartem Gold können unsere Weiber und Kinder nicht zehren. Sie hungern. Und hier ist kein Markt.« – »Wir bringen an Getreide dreißigtausend Modii.« – »Gut! Das langt – einstweilen! Allein wohin weist uns der Kaiser?« – »Er läßt dir die Wahl zwischen drei der fruchtbarsten Provinzen seines Reiches: Makedonien, Dardanien und Epirus.« – »Eia, Epirus. Und unsere Gegenleistung?« – »Nur Verteidigung der gewählten Landschaft gegen alle Feinde: aber – hörst du? – gegen *alle*.« – »Epirus wird gut verteidigt werden. Gilt es doch dem eignen Herd.« – »Und im Notfall« – hier trat er dicht an ihn heran und flüsterte in sein Ohr – »führst du als Magister militum des Orients unsern Angriff auf – Rom.« – Alarich machte große Augen: das Blut schoß ihm in die bleichen Wangen: dann nickte er tief atmend, und flüsterte leise vor sich hin: »*nach Rom!* die innere Stimme! Nach Rom!«

»Es ist so,« sprach da dumpfen Tones Stilicho, der die Lesung der Rolle beendet hatte. »Der Kaiser befiehlt: – ich gehorche.« – »Wie? Wa... Was?« brachte Alarich kaum hörbar hervor. – »Du tust wohl daran,« lachte Olympios, die kleinen Augen zusammenkneifend. »Andernfalls hätte ich mit unsern Byzantinern diesen Haftbefehl« – er holte ein Wachstäfelein aus der Gewandfalte auf der Brust – »vollstreckt und dein Haupt ...« – »Genug. Ich gehorche.« – »So kommt, Genossen! Komm auch du, König! Unheilsam ist die Luft in der Nähe dessen, der in des Herrschers Ungnade gefallen. – Nur noch *ein* Wort:« er trat dicht an ihn heran und raunte ihm zu: »all' das schickt dir die Kaiserin, läßt sie dir sagen.« Die Gesandten entfernten sich nun. »Ich folge gleich!« rief ihnen Alarich nach.

Nun glitt Stilicho auf den Zeltstuhl und legte das Haupt an die Lehne zurück, lautlos: aber das Antlitz bedeckte er mit den Händen. Rasch schritt der König auf ihn zu, legte die Rechte auf seine Schulter und rüttelte ihn: »Mann, Mann, das tust du? du fügst dich? Held Stilicho, wo ist dein Heldentum? Diesem niederträchtigen Undank – echtem Kaiserdank! – unterwirfst du dich? Auf, Freund! Ich werfe denen ihr Geld und ihren Frieden ins Gesicht. Auf! Mein Volksheer – führe du es: du führst es besser als ich. Und viele Tausende, wenn nicht alle deine Krieger aus dem Westreich – doch gewiß alle Germanen in deinem Lager! – werden den geliebten Feldherrn schützen. Du und dein Heer, ich und das Meine, wir fegen vereint die schwachen Byzantiner in die See: der Weg nach Byzanz, Byzanz selbst liegt unbeschützt vor uns und wir fragen den Buben auf seinem geleimten Thron, ob er ...« – Aber Stilicho sprang auf: »Nichts! Schweige! Ich muß gehorchen. Ich gab mein Wort.«

I.

Wenige Tage nach der Rückkehr Stilichos mit Flotte und Heer nach Italien, hatte sein Sohn Eucherius in einem kleinen Gemach des Palatiums zu Mailand zwei Freunde gleicher Jugend zu einem jener einfachen »Symposia« geladen, deren beste Gerichte vierhundert Jahre alt, scherzte einer der Genossen, ein schöner Jüngling mit echtem, scharf geschnittenem Römerkopf und römischer – kurzer und runder – Schur des krausen, tief schwarzen Haares.

»Nun ja,« meinte der jugendliche Wirt, den kaum berührten Becher zurückschiebend, »ganz so goldschweren Inhalts, von so altrömischem Pomp wie die Verse Vergils sind die deinen nicht, – noch nicht! – mein Claudian: aber die Lyra des großen Mantuaners hat nie seither solchen Widerhall geweckt wie in deiner wohllautreichen Seele.«

»So sagt Rom, der Hof, ganz Italien,« bekräftigte kopfnickend der andre etwas ältere Gast, ein blonder Markomanne. »Ihr denkt jetzt, was versteht der Barbar von unsern Versen? Ich rede auch nur vom Inhalt: vom Heldentum Stilichos, das sie verherrlichen. Und darauf versteh' ich mich ein wenig, mein' ich.« Und er trank einen herzhaften Trunk.

»Das eben ist mein Unglück,« sprach Claudian: »der Mann ist zu hoch für meine kurz gewachsene Muse. Nun, was meiner Kunst gebricht – die Liebe, die Treue, die Begeisterung für den Helden muß es ersetzen.« – »Und sie kann es wahrlich,« rief der Sohn, ihm auf die Schulter klopfend. – »Aber mein Dank,« fiel der Germane ein, »kann's kaum, ob ich zehnmal für ihn mein Leben ließe!« – »Du hast's erprobt, Held Adalger,« rief Claudian, »in mehr als sieben Schlachten.« – »Ja,« sprach Eucherius, »diese Narbe da über die ganze Wange hin ...« – »Bah, nur ein Hunnenpfeil, der ihm galt, und den ich in der Geschwindigkeit – Schwert und Schild hatten mit andren zu tun! – mit dem Gesicht auffing. Das war ein kleiner Dank für eine große Tat. In Gallien war's, am jungen Rhein: ich hatte schweifende Hunnenhorden nach Kräften abgewehrt, ihnen viele der kleinen zottigen Gäule reiterlos gemacht: sie haßten mich wie nur Hunnen hassen: durch Verrat der hunnischen Söldner auf unsrer Seite griffen sie mich im Schlaf in meinem Zelt, schleppten mich fort und wollten mich lebendig verbrennen: der Feldherr erfuhr's, setzte nach – mit gar schwacher Schar, – hieb mich heraus, mit dem eigenen Schwert! – als sie mich schon auf die Hürde geworfen hatten. Ein Schwirrgewölk von Pfeilen – nun, ich fing auf, was ich konnte! – Aber lieber hör' ich solch Gezisch als das der Worte in dem Palatium zu Byzanz, wo Claudian und ich in den letzten Monaten die Sache des Helden vertreten sollten. Schlecht gelang es uns!« – »Nie mehr geh' ich hin!« rief der Poet. – »Außer er schickt uns! Dann geh' ich in die heiße Hölle der Christen wie in die dunkle Hel meiner Landsleute an der Donau.« »Erzählt doch,« bat Eucherius, – »noch hab' ich den Vater nicht gesehn seit seiner Rückkehr! – Wie ging das zuletzt in Byzanz? Ich sollte ja hier den Hof überwachen und rasch melden, was etwa bedrohlich aufsteige an Wettergewölk. Aber ich hatte nichts zu melden, als daß ...« – »Honorius die Hühner füttert,« lachte der Markomanne und trank. – »Ach laß den Spott! Ich muß ihn nächstens wieder lobpreisen,« klagte Claudian. »Mach' mir das Schwere nicht noch schwerer.« – »Warum tust du's?« schalt Adalger. –

»Weil ich muß! Sonst darf ich auch ihn – »den Mann« sagt man in ganz Italien – nicht mehr loben. Wenigstens nicht mehr vor den Leuten: und das will, das muß ich doch! Der Imperator ist eifersüchtig und meinte jüngst – ein gar schöner Mund hat mich gewarnt! – man müsse die Lyra zerschlagen, die lauter den Diener lobe als den Herrn.« – »Honorius loben!« erwiderte der Germane, »Ist schwerer als Saul dem Alanen vorreiten.«

»Aber sagt endlich,« mahnte Eucherius, »was hat den Umschlag in Byzanz bewirkt?« – »Jedenfalls,« schalt Adalger, »das Rauschen eines Weibergewandes und das Zischen einer Weiberzunge,« – »Die Imperatrix war in Ungnade gefallen beim Imperator.« – »Rufinus, ihr alter Feind, hatte wieder einmal dessen Ohr.« – »Sie sollte gefangen gesetzt werden im Meerturm am Bosporus.« – »Da kam sie plötzlich zurück – unerwartet...« – »Überraschte Arcadius zur Nacht, in seinem Schlafgemach...« – »Sie ist ja zauberhaft schön! ...« meinte Adalger. – »Am andern Morgen führte sie ihm einen chaldäischen Sterndeuter zu, der in derselben Nacht in den Plejaden gelesen hatte ...« – »Stilicho sei des Imperators gefährlichster Feind ...« – »Eudoxia aber werde in neun Monden einen Sohn gebären ...« – »Die bisher Kinderlose!« – »Der werde Westrom, wie Ostrom beherrschen als der größte Imperator seit Trajan.«

»Und das hat Arcadius ...?« zweifelte Eucherius. – »Alles geglaubt!« – »Wird aber das Kind nicht geboren?« – »Es *wird* geboren oder sonst beigeschafft, verlaß dich drauf!« – »Oder wird's ein Mädchen?« – »Es wird ein Knabe,« meinte der Germane. – »Und jedenfalls sind neun Monate Herrschaft gewonnen.«

»Und darum, deshalb meines Vaters Mißhandlung?«

»Ja, weiß Gott, – oder vielleicht genauer der Teufel! –« zürnte Adalger, »was die schöne Walandine gegen ihn hat!«

»Vielleicht wollte sie durch ihn Rufinus stürzen . . .« – »Beider gemeinschaftlichen Feind ...« – »Und so das Ostreich beherrschen: und das schlug ihr irgendwie fehl.« – »Aber wer errät ein Weib! Gleichviel: Byzanz ist fern,« tröstete der Markomanne: »von dort aus kann sie ihm nicht schaden.«

»O doch,« seufzte der Sohn. »Denn sie hat sich hier gegenwärtig gemacht – durch den gefährlichsten ihrer Anhänger.« – »Nicht Olympios doch?« rief Claudian. »Sag' nein!« – Aber Claudian fiel kopfnickend ein: »Olympios! Er soll fortab dauernd den Hof von Byzanz d. h. die Sache der Basilissa hier vertreten.«

»Ich ward schon gewarnt vor seinen Ränken,« bestätigte Eucherius. – »Ei gewiß durch das schönste Weib des Erdballs,« rief Claudian. »Die Herrliche ist dir gar sehr gewogen.« – Eucherius errötete über und über: »Wohl mehr noch dem Poeta.« – »Sie macht alles verrückt, was Bart trägt,« lachte Adalger.

»Die Edle weiß,« erwiderte Eucherius, »was mein Vater für das Reich bedeutet, was ihr Bruder ihm zu danken hat. Deshalb sucht sie ihn in jeder Gefahr zu schützen und...« – »Und ein wenig Eifersucht ist auch dabei,« lächelte der Germane. »Manche Leute rühmen nicht sie, rühmen die Merowingin das schönste Weib beider Reiche. Das verträgt Jungfrau Placidia schlecht,« – »Die Feuerhaarige ist zwar eine barbarische Schönheit,« nickte Claudian: »aber sie steht kaum zurück hinter unsrer Herrin.« – »Das kann ich mir nicht vorstellen,« meinte Eucherius. – »Ja freilich,« lachte Adalger, »das Auge der Liebe ist blind für andre Schönheit und man weiß, man weiß ...«

Aber Claudian winkte ihm zu schweigen: – er kannte des Freundes mädchenzarte Scheu – und lenkte ab: »Eucherius, du solltest deine Mutter warnen. Allzuviel hört sie auf die Bischöfe, allzuviel teilt sie den Priestern mit.« – »Meine Warnung würde nur reizen, erbittern, nichts bessern.« – »Sie sind deines Vaters schlimmste Feinde: sie halten dich für einen Heiden, den »Mann« für einen Ketzer, einen Arianer.«

Der Sohn zuckte die Achseln: »Soll der Vater – neben seinen übrigen Sorgen, – auch noch, wie sie täglich verlangen, die Ketzer verfolgen?«

»Die Ketzer?« rief Adalger. »Ei, wir Germanen alle in seinem Dienst, der Kern seines Heeres, sind Arianer, Ketzer, wenn nicht – wie ich – Heiden. Soll er seine treuesten Helfer, seine einzigen Stützen verfolgen?«

»Das wollen die Priester,« meinte Eucherius. »Im engsten Bunde mit den Senatoren, den alten »Quiriten«, wie sie selbst sich nennen.« – »Ach, leider ohne jedes Recht!« klagte der Poet. – »Ja, ja,« nickte Adalger. »Das sind die Heraclianus ...« – »Carinus vor allen! Ihnen sind wir Germanen ein Greuel, den sie am liebsten austilgen möchten von der Erde. ‚Fort, bepelzter Barbar, hinaus!‘ scholl es mir neulich entgegen in Rom, als ich der Kurie eine Botschaft des Mannes überbrachte. Als ich aber an den Scramasachs griff, da verstummte das Geschrei.«

»Freunde,« sprach da tiefen Ernstes Claudian, »daß ich's nur gestehe: – es gab eine Zeit, da dachte, vielmehr da fühlte ich ebenso. Ich war noch sehr jung, ich kannte nicht das Leben, nur die Bücher: die Bücher der großen Alten: ich wollte da fortfahren, wo Cäsar, wo Augustus aufgehört, fortfahren mit der Verachtung der Barbaren. Aber seit ich die Gegenwart, die Wirklichkeit, seit ich ihn vor allen kennen gelernt, hab' ich auch lernen müssen: ihr seid dem Reich längst unentbehrlich geworden: ihr seid« – er lächelte fein – »ein höchst notwendiges Übel, ihr Germanen!« – »Oho,« lachte der Markomanne. – »Und manche von euch,« fuhr der Poet fort, »manche von euch sind sogar ein höchst notwendiges, ein unentbehrliches Gut geworden von wegen eurer Kraft und Treue.«

II.

In der gleichen Nachtstunde gewährte der Imperator in einem abgelegenen kleinen Gemach desselben – vielräumigen – Palastes Gehör vier Männern, die dringend im Namen von Kirche, Hof, Senat und Heer von Rom um geheime Unterredung gebeten hatten: – geheim zumal vor dem Magister militum. Schon seit mehreren Tagen hatten sie unermüdlich, durch wiederholte Ablehnung nicht verdrossen, diese Bitte, ja Forderung wiederholt. Lange Zeit sonder Erfolg. Der Imperator, unter dessen indischen und persischen Prachthühnern eine Seuche ausgebrochen war, hatte ganz andere – nähere – Sorgen als um Kirche, Hof, Senat und Heer von Rom.

Seine angeborne und liebevoll gepflegte Gedankenträgheit hatte seit Jahren ganz erheblich zu Stilichos Machtherrlichkeit beigetragen, auch zu Placidias Herrschaft über Hof und Palast: was sollte er sich mühen mit anstrengenden oder langweiligen Geschäften, welche diese beiden »fast« ebensogut, – meinte er – wahrnehmen konnten wie er selbst? Aber freilich fand diese Trägheit ihr Gegengewicht in einer unberechenbaren Eifersucht bezüglich seiner imperatorischen, über alles Irdische erhabenen Majestät: sein Wille, wenn er einmal – ausnahmsweise! – einen faßte oder sich zu fassen in den Kopf setzte, sollte in allen Stücken oberstes Gesetz sein: wehe dem, der dann seinen grenzenlosen, oft kindischen Eigensinn kreuzte!

Gelang es den Feinden Stilichos oder der schönen Schwester, diese Eifersucht geschickt zu wecken, so machte der halsstarrige Schwächling wenigstens immer wieder einen Versuch, die Herrschaft jener beiden überlegenen Geister und Willen abzuschütteln. Oder doch in kleinlicher Bosheit des Trotzes in irgend einer unerheblichen – und mühelosen! – Sache ihnen zum Tort, nun gerade nicht nach ihren Wünschen und Ratschlägen zu handeln, sondern – zur Abwechslung – nun auch einmal ihren Widersachern zu willfahren. So war es heute ergangen.

Er hatte sich schon bei dem – jetzt täglich zweimaligen – Besuch in dem Hühnerhof über seine »herzliche« Schwester geärgert, die – gegen ihre sonst vortrefflich gespielte Teilnahme an allen Familienereignissen in der Federvieh-Gesellschaft! – heute Zerstreutheit, – »herzlose Gleichgültigkeit«, grollte der Bruder – nicht ganz verhüllen konnte. Sogar als der oberste Curopalatii tieferschütterter das plötzliche Ableben der kaiserlichen Lieblingshenne – Roma hieß sie und folgte auf diesen Namen! – meldete und die heftige Kolik ihrer jüngern Schwester – Byzanz, – teilte Placidia nicht den laut klagenden Schmerz des Imperators, sondern sah, in Träumerei versunken, die dunkelschönen Augen halb geschlossen, sehnd vor sich hin wie in weite Ferne.

»Was hat sie wieder zu sinnen und planen?« dachte er erbittert und strich über das schwache zurückfliehende Kinn mit den kärglichen Bartstoppeln. »Nun warte, du sollst auch nicht alles durchsetzen, was dir gefällt. Und ei, ich habe ja, was sie ärgert,« lachte er hämisch vor sich hin. Erbozt kehrte er mit ihr aus dem Hühnerhof in das Palatium zurück; er lehnte sich bei jedem seiner müden Schritte die Marmorstufen hinan auf den vollen Arm der viel höher gewachsenen Jungfrau. In dem Saale, der die Flucht der kaiserlichen und der Frauengemächer trennte, nahm er zärtlich Abschied: sie ertrug seine drei Küsse auf Stirne, Mund und Nacken wie stets mit schwer verhaltenem

Widerstreben: – dann wandte er sich und schien in sein Ruhgemach schreiten zu wollen. Aber plötzlich blieb er stehen: »Goldne Schwester, beinah vergaß ich's – ich habe freudige Nachricht für dich.«

Sie kehrte sich – mißtrauisch – ihm wieder zu: »Du – du hast heute Briefe erhalten: aus Byzanz, nicht?« sprach sie, scheinbar gleichgültig. – »Sieh, sieh,« grinste er, die kleinen Augen blinzend zusammenkneifend, »wie gut du bedient bist, wie rasch unterrichtet von allem, was vorgeht im Palast! Besser und rascher als der Imperator. Nun, da weißt du wohl auch, was die Briefe melden?« – »Wie sollte ich?« – »Dann bereite dich auf frohe Überraschung.« Er trat ihr nun wieder einen Schritt näher und sah ihr scharf ins Gesicht: »Schwägerin Eudoxia kommt nächstens auf Besuch.« Er weidete sich an ihrem vergeblichen Versuch allerlei Aufregung zu verhüllen. »Welche Freude, eh?« – »Leider vermag ich diesen Freudentag ... –« – »Ih, Wochen, Monate!« – »Nicht zu teilen. Ich reise, bevor sie eintrifft.« – »Wie?« schien er zu staunen. »Du liebst sie nicht? Aber du kennst sie ja gar nicht! So wenig wie ich. Sie muß sehr schön sein, alle sagen's,« schloß er lauernd. – »Ich kann sie nicht bewundern helfen.« – »Warum?« – »Ich kann nicht mit ihr im Palaste weilen. Sie würde – als Kaiserin – den Vortritt verlangen.« – »Gewiß,« lachte er verschmitzt.

Nun brach es hervor: »Die Barbarin! Das vergeiselte, hergelaufene, fränkische Rothaar! Ich bin des großen Theodosius Tochter: ich weiche ihr nicht. Ich verbanne mich selbst aus meines Vaters Haus und dem meines – so zärtlichen! – Bruders.« Und stolz rauschte sie hinüber in ihre Gemächer.

III.

Betroffen, ja erschrocken blieb er stehn: sogar einige Röte stieg in die wachsbleichen, fahlen Wangen: »Ih, so weit hatt' ich es nicht treiben wollen! – Aber welche Herrschsucht! Welcher Trotz! Welche Hoffart! Wie ist sie gewöhnt, jede Laune durchzusetzen! Hei, wenn ich nur jetzt noch was wüßte, was sie beißend ärgert!«

Da brachte einer der Briefsklaven auf goldner Schale ein Schreiben, überreichte es kniefällig und glitt hinaus. Mit vor Ärger noch zitternden Fingern riß er es auf: »Ah, dieselbe Bitte um geheimes Gehör. Viermal hab' ich's verweigert: – auf *ihren* Rat, auf *ihr* heftig Drängen. Denn sie hält es immer mit meinem – lieben – Doppelschwiegervater! Nun warte, stolze Placidia, warte. Jetzt laß ich die Männer vor.«

So war es gekommen, daß die Feinde Stilichos wider Erwarten ihr Begehren erfüllt sahen: wenig ahnten sie, welchen Ursachen sie diesen Erfolg verdankten. Während sie in einem goldstarrenden, ambraduftenden, schwach erleuchteten Gemach des Kaisers warteten, erörterten sie untereinander die überraschende Wendung. Der Älteste, Bischof Venerius von Mailand, ein Greis, aber von ungebrochener Kraft, mit scharf geschnittenen Zügen und funkelnden Augen, flüsterte: »Danken wir Gott dem Herrn, der den Ketzerfreund aus Palast und Stadt entfernt hat. In seiner Nähe hätte der Imperator uns nie vorgelassen.« – »Ja,« meinte Heraclian der Präfekt, »den fürchtet er mehr als Franken, Goten und Hunnen.« – »Ich hatte schon auf die Unterredung ganz verzichtet und einen schriftlichen Bericht an ihn aufgesetzt,« meinte Olympios. »Aber er liest ja nichts als Hühnerbücher.« – »Kaum Gebetbücher,« seufzte der Bischof. »Da lob' ich mir Tochter Serena.« – »Wo mag der Ketzer weilen?« – »Er mustert die Besatzungen im Osten, gen Ravenna hin,« erklärte Carinus der Legat. »Selbstverständlich lauter Barbaren.« – »Jawohl, Goten aller Stämme, und andre Germanen. Dann Alanen, Hunnen,« grollte der Präfekt. »Römern vertraut er ja römische Festen nicht mehr an. Beim Genius Roms! So geht es nicht mehr fort. Tut der Imperator auch diesmal nicht nach unsrem Willen ...« – »So wisset ihr nun,« fiel Olympios ein, »aus meinem Munde, daß Arcadius, daß Eudoxia vor allem stets hierzu bereit ist.« – »Ja,« seufzte der Bischof, »säßen doch diese beiden auf den Thronen hier! Arcadius ist ein gehorsamer Sohn der heiligen Kirche; das zeigt die Bestrafung aller Ketzer in seinem Reich, zumal der Arianer.« – »Wohl!« sprach Heraclian, »kann der jüngere Sohn des Theodosius sein Scepter nicht gegen die Faust eines Barbaren schützen, mag es der Ältere ergreifen und ...« – »Ich denke noch nicht an dies Letzte,« meinte der Legat. »Mag Honorius auf dem Thron bleiben, beherrscht von seiner prächtigen Schwester ...« – »Und deren tapferem Gemahl Carinus« flüsterte ihm Heraclianus zu. – »Fallen muß nur der Vandale, der verkappte Freund des Gotenkönigs,« fuhr jener fort. »Aber still – der Imperator.«

Nachdem sich die vier Männer von der Proskynese erhoben, ließ sich Honorius auf dem mit Byssos bedeckten Elfenbein-Stuhl nieder, an dessen Rückwand er den immer müden Kopf lehnte: er schien verloren zu gehn in den weiten Falten seines Purpurgewandes. Eine Weile musterte er schweigend die Harrenden: ein häßlich höhnisch Lächeln spielte um die eingekniffnen Lippen, als er begann: »Wenn ihr vier geheim reden wollt, dann weiß ich, von wem ihr reden wollt: von ›dem Mann‹, wie die

dummfrechen Leute sagen: denn offen wagt ihr nicht, ihn anzuklagen.« – »Doch, Imperator!« sprachen alle vier wie aus *einem* Munde. – Honorius stutzte: »Das ist was Neues. Dann gab die Furcht vor ihm euch den Mut gegen ihn.« – »Nein, in Christo geliebter Sohn,« erwiderte salbungsvoll der Bischof. »Sondern die heilige Kirche kann es nicht länger ertragen, daß die gottverhaßten Arianer, die Germanen ...« – Aber der Augustus winkte verdrießlich mit der Linken ab: »Laß das gut sein, Venerius! Muhme Serena, dein Sprachrohr, predigt mir das täglich zur Genüge. Die Törlin! Sie sägt emsig an dem Ast, auf dem ihr Gatte sitzt. Glaubst du, ich behielte diese Pelztiere, könnt' ich sie entbehren? Vielleicht kommt ein Tag ... – Was hast du für Schmerzen, Olympios?« – »Kaiserlicher Herr, ich durfte dir die Antwort deiner hohen Schwägerin auf deine Einladung ...« – »Still! Nicht so laut!« Honorius blickte ängstlich nach rechts –: in der Richtung von Placidias Gemächern. – »Zu einem Besuch hier bringen. Sie käme ja so gern: aber unmöglich kann sie unter *einem* Dache weilen mit ihrem Todfeind, dem Verräter, dem Freund des Balten, ... dem Vandalen.« – Er lächelte spöttisch: »Meine schöne Schwägerin soll sich beruhigen: ich schicke ihn auf Reisen. Er kann dann Placidia begleiten,« kicherte er vor sich hin. – »Dank! Aber er darf nie zurückkehren in deinen Palast.« – Da zuckte der Imperator die Achseln: »Vielleicht. Auf Reisen gibt es allerlei Unfälle. Schon mancher Reisende ist nicht zurückgekehrt,« und wieder lächelte er.

Da tauschten Heraclian und Carinus bedeutungsvolle Blicke und dieser hob an: »Von solchen Zufällen darf das Geschick des Reiches nicht abhängen, oh Imperator. Du mußt Feind und Freund deinen Willen, deinen Herrscherwillen fühlen lassen.« – Das gefiel dem Männlein in Purpur: »Hm,« nickte er. »Gut gesprochen, Legat: das Wort verdient Lob und Lohn. Ich schicke dir mein Perlhuhn aus Numidia.« – Ermutigt fuhr jener nach tiefer Verneigung fort: »Mein Dank, o Herr, sei volle Offenheit. Wir dürfen dich nicht länger schonen: du mußt die ganze Wahrheit hören: du bist groß und stark genug, sie zu ertragen.« – »Ja,« fiel der Präfekt ein, »der Senat, alles was echtes Römerblut in den Adern hat, wie ich das Blut der Catonen, alles ist empört, daß dieser Barbar, wie er deine Heere befehligt, ...« – »So,« fuhr Carinus fort, »dem zitternden Senat befiehlt,« – »Und diese deine Heere ...« – »Das heißt alle Römer darin ...« – »Sind reif zur Empörung gegen den barbarischen Feldherrn.« – Da erschrak Honorius auf seinem Thron. – »Der in allen Stücken seine germanischen Söldner bevorzugt.« – »Schick' ihn fort,« drängte Heraclian ungestüm, »aus deiner Nähe ...« – »Aus dem Palast!« – »Aus dem Reich,« mahnte Olympios,

»Wir verlangen nicht sein Haupt,« beteuerte mit frommem Augenaufschlag der Bischof, »ist er doch der Gatte deiner Base, der Vater deiner Gemahlin ...« – »Aber ein Verräter ist er, der seinen gotischen Freund mehr als einmal entwischen ließ,« schürte der Legat. – »Die Römer hassen ihn tödlich: wir können nicht einstehen für sein Leben,« warnte der Präfekt. – »Gerade um sein Leben zu sichern,« fügte der Bischof bei, »mußt du ...«

Diese Ausrede, diese Beschönigung schien dem Herrscher einzuleuchten: er nickte vor sich hin. Carinus aber rief ungeduldig und laut: »Ach was! Fort! Fortschicken mußt du diesen Stilicho!«

Da scholl auf dem Marmor der Vorhalle ein schwer dröhnender, hastig nahender Schritt, der Vorhang des Gemaches ward aufgerissen und vor ihnen stand in vollen

Waffen, den Kriegsmantel vom Staub scharfen Rittes bedeckt »der Mann«.

»Was muß man mit diesem Stilicho tun?« fragte er mit rollender Stimme, und trat dicht vor den Römer, der erschrocken zurückwich.

»Vergib, Imperator, mein rasches Eintreten. Aber Eile tut not! Ich treffe soeben ein – Tag und Nacht im Sattel von Ravenna her, – mein eigener Bote. Ich will dich sprechen: du schläfst, lügt man. Ich dringe an dein Bett: es ist leer. Ich suche dich im ganzen Palast: endlich, – dank einem Wink deiner Schwester! – find' ich dich *hier* versteckt! Mit diesen Verschworenen! – *Mich* wollt ihr verjagen, Legat? Mich ersetzen, Präfekt? Und ich bin doch der einzige, der Kaiser und Reich, Senat und Heer – ja und auch die Kirche, Bischof! – noch retten kann – vielleicht! – vor dem drohenden Verderben. In Ravenna erreichte mich die Nachricht: König Alarich steht in Italien mit hunderttausend Speeren. Hinweggefegt hat er am Timavus dein – »römisches!« – Heer unter Heraclius, Heraclians Bruder, nicht mein »germanisches«, und Alarich – hör' es, Honorius! – zieht auf Rom. Jetzt schicke Stilicho fort!«

IV.

Wild war der Schreck, ratlos die Verwirrung, welche die Botschaft verbreitete in dem Kaiserpalast. Und von dem Hof aus wirkte die Bestürzung auf alle Kreise der Stadt, bald ganz Italiens. Zumal die Kirche bangte um das Leben ihrer Priester, die Sicherheit ihrer schon damals reichen Schätze an Schmuck und Gerät: denn die Goten waren zwar Christen, aber Ketzer; Arianer; und man hatte alle Ursache, Wiedervergeltung der Verfolgung ihrer Glaubensgenossen in beiden Reichen zu befürchten. Gemeinsame Gebete in den Basiliken, öffentliche Bittgänge auf den Straßen und Plätzen, Gelübde für die heilige Dreieinigkeit, welche ja die Arianer mit der Göttlichkeit Christi leugneten, für den Fall der Abwehr dieser ihrer Feinde, Gaben an alle Heiligen wurden gehäuft. In Mailand stieg die Angst vor den Barbaren und zugleich die religiöse Erregung so hoch, daß die Zuschauer wie die Veranstalter der betenden, psallierenden, Rauchfässer schwingenden Umzüge in Verzückung, in Raserei, in Selbstzerfleischung gerieten.

Da verbot sie »der Mann«: seine Germanen, teils Arianer, teils Heiden, trieben die trotz des Verbotes fortgesetzten Umzüge mit Gewalt, mit den Speerschäften auseinander; auch in der Basilika von Sankt Ambrosius: dabei floß Blut: furchtbar blutig sollte dies dereinst den »Heiligtumschändern« vergolten werden: einstweilen sprach Erzbischof Venerius den Bannfluch »über alle hieran schuld Tragende«.

Aber auch die Verehrer der alten Götter Roms, deren es in den senatorischen Häusern noch gar viele gab, riefen in ihrer Angst die alten Helfer an: kaum bemühten sie sich, die längst seit Constantius (und seit Julians Tod wieder) verbotenen Opfer für Jupiter-Stator und Mars Repulsor zu verbergen, deren Duldung die Christen, deren Unterdrückung die Heiden Stilicho zu schwerem Vorwurfe machten. Sogar der eigene Sohn eilte erregt zu ihm und forschte: »Ist es wahr, Vater? Ich will's nicht glauben! Du hast Befehl gegeben, die Sibyllinischen Bücher nie wieder zu öffnen? Sonst würdest du sie verbrennen! Das altehrwürdige Heiligtum Roms! Die Offenbarung seiner Götter!«

»Ich würde auch die Bibel verbrennen lassen, schadete sie dem Reich. Die Heiden haben in diesen Tagen zu Rom aus jenen Blättern den Sieg Alarichs, seinen Einzug in die Stadt herausgelesen und in allen Städten Italiens verkündet: das hat die schmachvolle Angst deiner geliebten »Alt-Quiriten« zur Verzweiflung gesteigert: haufenweis entlaufen sie den Kohorten, die »echt-latinischen« Helden, mit welchen allein die Carinus und Heraclian die Barbaren zurückzujagen sich berühmten. Wahrlich, Honorius, Rom und das ganze Westreich wären verloren, hätte ich nicht die gehaßten germanischen Söldner, die heidnischen Markomannen und Alamannen, die ketzerischen Heruler und Rugier. Allein ich habe ihrer nicht genug im Lande: ich muß ihrer noch viel mehr herbeiholen.«

»O Vater, das werden dir die Römer nie verzeihn!« – »Sie werden! Denn sie sehen sich lieber gerettet durch Barbaren als zu Grunde gerichtet durch andre Barbaren.« – »Aber woher willst du ...?« – »Ja, das ist das Schwerste an der Sache. Ich muß fort: noch heute.« – »Jetzt? Da ganz Italien vor Angst vergeht? Wohin?« – »Über die Alpen.« – Eucherius erschrak. – »Nach Gallien, Rätien, Noricum. An den Rhein, an die Donau. Dort stehen viele Tausende meiner besten Söldner.« – »Lauter Germanen! Und

sie willst du abrufen von jenen stets bedrohten Grenzen? Gerade jetzt sollen wieder die grimmen Sueven, die raschen Franken unter ihren Königen ... – »Ja, sie sind wieder einmal eingebrochen, die wilden Helden. Aber laß sehen, ob ich sie nicht aus Angreifern Galliens zu Verteidigern Italiens machen kann.«

»Vater! Du bist kühn bis zur ...« – »Verwegenheit. Ja. Aber hier ist die Verwegenheit die wahre Klugheit.« – »Und welche Scharen nimmst du mit zur Bedeckung?« – »Nicht *einen* Mann. Ich bedecke mich selbst. Und ihr werdet hier bald jeden Helm brauchen.« – »*Ihr!* Ich begleite dich doch?« – »Nein. Du bleibst und übernimmst mit Adalger – nach meinen Weisungen! – die Verteidigung Italiens, bald vielleicht Mailands. Denn ich besorge, ich kann nicht zurück sein, bevor der schnelle Balte vor diesen Toren steht.« – »Und Honorius? Was wird er dazu sagen?« – »Das ist die Sorge! Aber du meldest ihm meinen Entschluß erst, wann ich unterwegs bin.« – »Er wird schelten, klagen, verzagen.« – »Ohne Zweifel: – alle drei Dinge. Aber du bürgst mir dafür, daß er nicht in seinem Verzagen sich und diese Feste dem Goten ergibt. Hörst du? Das fordert meine Ehre, Roms Ehre. Ich vertraue dir sie an. Und *du* vertraue deinem Vater, daß er nicht Italien, nicht die Seinen im Stiche läßt: gelobe mir, auszuharren, bis ich zurück bin. Bleib' ich am Leben, komm' ich zu rechter Zeit. Dein Vater baut fest auf dich, bau' du fest auf deinen Vater. Und bekappe meinen besten Jagdfalken, den Greif, den ich schon früher mit in Gallien hatte. Ich nehme ihn mit: er kennt den Weg zurück: oft hat er ihn überflogen. Leb wohl, mein Sohn! Auf Wiedersehn – im Siege!«

V.

Das Erscheinen des Gotenkönigs in Italien bewirkte einen völligen Umschwung der Lage der am Hofe zu Mailand miteinander ringenden Parteien. Kirche, Senat und Römertum im Bunde hatten mit Erfolg die Machtstellung des »ketzerischen«, des »barbarischen« Staatsleiters zu untergraben, die Gunst des Imperators ihm zu entziehen begonnen: jetzt aber vereitelte all' diese Streuungen, machte rückgängig jene Erfolge die in der Seele des Honorius mächtigste Macht: die Furcht. Schon sah er im Geist die dichten Mengen des einwandernden Volkes sich durch die oberitalische Ebene gegen sein Mailand heranwälzen, schon hörte er im Traum das Wiehern ihrer ungezählten Rosse vor den dünn bemannten Mauern: und nur *einen* Riegel dieser Tore wußte er vorzuwerfen, nur *einen* Helfer und Retter anzurufen, den Mann, von dem sich seine Gnade eben hatte abwenden wollen: – Stilicho.

Mächtiger denn je war dessen Macht, widerspruchlos ward, willenlos, sein Rat als sein Befehl befolgt. Die Gegner wagten keinen Widerstand, keinen Einspruch beim Herrscher mehr: »es ist, als habe er sich den Angriff des Goten bestellt,« grollten sie, »Wer weiß, ob er den Freund nicht herbeigeladen, seine Unentbehrlichkeit darzutun? Aber wie dem sei' – jetzt kann nur *er* schützen.«

Das war die Überzeugung auch der Feinde, selbst der Carinus und Heraclian, die mit Grimm und Beschämung die Fahnenflucht so vieler Römer aus allen Kohorten, aus allen bedrohten Plätzen der Halbinsel erfuhren und die sie in Mailand selbst nur dadurch verhindern konnten, daß sie von dem Gehäßten die Besetzung aller Tore mit den verachteten Germanen erbat: oft kam es hier zum Blutvergießen, da die Ausreißer sich den Ausweg mit Gewalt zu bahnen versuchten. Der alte Haß, der Römer und Barbaren im Heer unauslöschbar erfüllte, ward in diesen Tagen zu heißen Gluten entfacht: noch hielt die gemeinsam drohende äußere Gefahr den Ausbruch der Flammen nieder: aber bald sollte in diesem Abgrund manch stolzes Haupt versinken, und die vielen Leichen vermochten nicht, ihn zu füllen.

Durch dies schwüle Gewölk der mannigfaltigsten wilden Leidenschaften zuckte nun plötzlich wie ein greller Blitz die Nachricht von Stilichos Verschwinden, die Eucherius, sobald er den Vater in Sicherheit – d. h. uneinholbar – wußte, am folgenden Tag zuerst dem Imperator allein verkündete. Die Wirkung überstieg alle Befürchtungen.

Honorius raste: niemand hätte dem Schwächling solche Kraft der Wut zugetraut: zuerst schrie er so laut auf, daß alle in dem Vorsaal Weilenden entsetzt hereinstürzten: sie glaubten ihn in den Händen eines Mörders: vor aller Augen warf er sich dann zur Erde, zerriß sein Purpurgewand, raufte sein spärlich Haar und schrie unaufhörlich den Namen des Verräters: »Ah, der Hund! Der undankbare, falsche, niederträchtige Barbar!« rief er aufspringend. »Nie hab' ich ihm getraut, nicht *eine* Stunde, seit mein Vater, der große Tor, ihn als meinen Tyrannen über mich verhängt hat. Er verläßt mich! Heimlich! Jetzt, in der höchsten Not! In der Not, in die nur *er* mich gestürzt hat! Nach Gallien? O nein! Zu dem Goten ist er, seinem Jugendfreund! Natürlich: Barbar zu Barbar! Mit ihm zieht er gegen mich heran! Aber warte nur! Ich habe ja zwei Geiseln! Verhaftet sofort seine Tochter, die Kaiserin, in ihrem Palast. Ergreift und fesselt hier

seinen Sohn. Und reitet der Verräter mit dem Goten heran, – werft ihm beider Köpfe von der Zinne entgegen.«

Aber seine Befehle wurden nicht ausgeführt: niemand rührte sich: Eucherius blieb regungslos stehen: niemand wagte Hand an den Sohn »des Mannes« zu legen: auch Olympios nicht, der schmerzlich unter den Anwesenden Carinus und Heraclian vermißte. Und bevor der Wütende das Gebot wiederholen konnte, legte sich eine weiße Hand auf seine Schulter.

»Placidia! Schwester! Weißt du ...?«

»Mehr als du, Bruder, – Denn ich weiß,« – flüsterte sie jetzt leis in sein Ohr – »daß du verloren bist, füst du dich nicht, weiß, daß Adalger alle Germanen vor den Palast berufen hat – zur Waffenschau! – sieh, durch jenes Fenster kannst du ihre Speere blitzen sehn auf dem Forum Marc Aurels – berufen, gerade zu der Stunde, da Eucherius dir die Nachricht zu bringen ging. Sie gehorchen nicht mehr dir, – versuch' es nicht! – nur Adalger. Gib nach! Oder sofort heißt der Imperator des Westreichs: – Eucherius!«

Er erbleichte: erschrocken wich er einen Schritt zurück. »Dank, schöne Schwester,« erwiderte er leise. Dann rief er: »haltet ein!« – kein Mensch hatte daran gedacht, *nicht* einzuhalten! –) »meine Schwester ... sie hat das Mißverständnis aufgeklärt. Ich hatte vergessen – ... mein Kopfschmerz wirkt oft so – der Magister militum verreiste ja mit meiner Erlaubnis: bald kehrt er zurück zu unserer Hilfe.« Und er wankte in sein Schlafgemach.

Olympios aber eilte zu Carinus, der die Römer der Besatzung zu einer Art Gegen-Waffenschau am Tor des Constantin versammelt hatte: – wenige und mutlose Kohorten. Er erzählte ihm alles und beruhigte den Erbitterten: »Sei getrost! Diesmal hat Adalger mit seinen Barbaren das rollende Rad des Verderbens noch gehemmt. Aber aufgedeckt hat uns diese Stunde den abgrundtiefen Haß, den Neid, das Mißtrauen des Imperators gegen den Vandalen: diese Entdeckung ist unbezahlbar! Es kommt der Tag, da Adalger und seine Bepelzten nicht schützend zwischen ihm und jenem Hasse stehn: ja:

›Einst wird kommen der Tag, da die Macht der Barbaren dahin sinkt, – Stilicho selbst und der Schwarm der lanzenkund'gen Germanen!«

VI.

In derselben Stunde stand Eucherius vor der Kaiserschwester in deren Empfangsaal: seine Wangen glühten, seine Augen leuchteten. »Placidia,« schloß er seine warmen Worte, »Zauberin, nicht weiß ich, welche magischen Worte du ihm zugeflüstert – sind doch magisch *alle* deine Worte! –: aber das weiß ich, du hast die Schwester, mich, hast des Vaters Machtstellung gerettet. Wie soll ich dir danken?«

»Gar nicht,« lächelte sie, sich auf der Kline ein wenig aufrichtend. »Denn erstens hab' ich es nicht für euch getan, sondern für mich. Sollte gar kein Schirmwall mehr stehen zwischen mir und dem wilden Werben dieses Carinus?«

»Ich hasse ihn,« knirschte der Jüngling. – »Er dich noch mehr, verlaß dich drauf! – Und zweitens: der einzige Dank, den ich annehmen würde – gern annehmen! – wäre das Kaiserdiadem, mir dargereicht von Imperator – Eucherius.« – »Placidia! Welcher Frevel! Treubruch!« – »Siehst du, wie du erschrickst beim bloßen Gedanken? Und dieser Zaghafte gibt vor, – bildet sich wirklich ein, – Placidia zu lieben! Der schöne Gote hätte heute nicht gezögert, hätte er sechstausend Germanen vor dem Palast des Honorius geschart gehabt. Geh', tugendsamer Jüngling! Heute konntest du mit *einem* Griff diese Hand greifen, und den Purpur. Du hast die Stunde versäumt: nie kehrt sie wieder. Geh!«

Während er gesenkten Hauptes hinausschritt, sprang sie ungestüm auf, reckte sich hoch, hob beide Arme empor und sprach: »Nun eile dich, goldlockiger Ataulf! Byzanz war zu fest, Stilicho zu nah: Mailand aber ist nicht so fest und Stilicho ist weit. Ich harre dein: – mit oder ohne Purpur, komm!«

VII.

Und alsbald schien es wirklich, der blonde Ataulf werde demnächst durch das zertrümmerte Tor von Mailand reiten. Unaufhaltsam war das Gotenheer, vortrefflich gerüstet aus den byzantinischen Waffenhäusern in Epirus, die Alarich als Magister militum per orientem waren übergeben worden, über die Julischen Alpen in den Nordosten der Halbinsel eingedrungen auf altvertrauten Wegen: wiederholt hatte sie der Balte, im Kampfe gegen Anmaßer wider Theodosius sieghaft durchzogen. Diesmal hatte er am Timavus, dem alten Grenzfluß Italiens, ein römisches Heer geschlagen, den Übergang durch Gefecht erzwingend, und nun über Aquileja, Treviso, Vicenza, das starke Verona nördlich umgehend, am Südufer des Gardasees dahinziehend, die Adda erreicht. An deren rechtem Ufer schlug er Lager bei den »Altären des Mars«: hier ließ er den größten Teil des Fußvolks rasten, sowie die gewaltige Menge des wehrunfähigen Volkes, die auch diesmal die Beweglichkeit des Heeres schwer hemmte. Diesen Scharen vertraute er die Bewachung der einzigen Brücke über den Fluß an, während er mit den andern Tausendschaften des Fußvolks und Ataulf mit seinen raschen Reitern an der Spitze den Zug auf Mailand eilig fortsetzte. Kein Feind trat ihnen noch im freien Feld entgegen.

Eucherius und Adalger befolgten treulich den Befehl des scheidenden Feldherrn, die einzigen tüchtigen Truppen, die germanischen Söldner, in Mailand zur Verteidigung dieser Stadt und der Person des Kaisers beisammen zu halten. Carinus, dem es an Mut nicht gebrach, wagte mit seinen römischen Kohorten einen Ausfall gegen die Heranziehenden, ward aber von den gotischen Reitern rasch und blutig zurückgeworfen; er selbst, durch Schild und Panzer hindurch verwundet von dem Wurfspeer Ataulfs, – starker Haß hatte ihn beschwingt – wäre der Gefangennahme nicht entgangen, hätten ihn nicht Saul und Goar, die Alanen, und Sarus der Balte, die zur Aufnahme der Fliehenden aus den Toren brachen, herausgehauen.

Das Gerücht übertrieb alsbald, je weiter es sich von dem Schauplatz entfernte, die Bedeutung dieser Schlappe; groß war und größer ward von Tag zu Tag der »gotische« wie weiland der »kimbrische« Schreck. In Rom fürchtete man, demnächst Alarich sein Roß im Tiber tränken zu sehen und flickte ängstlich die Mauern, die dereinst Aurelian erneut hatte und im nächsten Jahrhundert Belisar gegen König Witichis verstärken sollte.

Der Senat beriet bereits die Flucht nach Sardinien, nach Korsika: mit Mühe hielten einige Mutigere wie Heraclian und Symmachus die verzagenden Väter zurück: durch das Westreich und durch das Ostreich flog das Gerücht, Honorius sei in dem eroberten Mailand gefangen, Rom genommen.

Allein Alarich konnte weder, Mailand und Ravenna mit ihren Besatzungen im Rücken lassend, auf Rom ziehen noch Mailand ohne weiteres mit stürmender Hand nehmen: die sturmfreie Feste forderte regelrechte Belagerung: für diese aber fehlten dem Wandervolk die Belagerungswerkzeuge jeder Art, die Mauerbrecher, die Katapulte, die Torsplitterer, die Skorpione und Ballisten, um die Zinnen von Verteidigern säubern zu können, die hohen, fahrbaren Türme, um die Wälle zu überhöhen und Fallbrücken auf

deren Kronen niedergleiten zu lassen, die Schutzdächer, aus Brettern, Flechtwerk, Hürden, Drahtgittern zusammengefügt, um darunter die den Toren und Mauern nahenden Minierer und die Bediener der Sturmmaschinen zu bergen gegen die Wurflinzen, Pfeile, Steine, Feuerbrände und Güsse von heißem Öl oder Wasser, die von den Zinnen auf sie herabregneten.

Und wie die Bezwingung fester Plätze damals immer noch – wie übrigens noch Jahrhunderte später – die schwächste Seite germanischer Kriegführung war, so gebrach es den Goten zumal an kundigen Werkmeistern für Herstellung so kunstreicher Maschinen: sie waren dafür angewiesen auf die wenig zahlreichen Handwerker unter den Gefangenen, die sich auf solche Geräte verstanden und die nur gezwungen, deshalb schwerfällig und äußerst langsam arbeiteten, auch wohl absichtlich Fehler scheinbarer Fahrlässigkeit begingen, welche dann die Leistungen von Tagen und Wochen vereitelten.

Ungeduldiger noch als Alarich ertrug Ataulf dieses Zögern. Des Königs Trost, schließlich werde der Hunger die Ergebung der Belagerten erzwingen, machte ihn ganz zornig: »Wenig eilt dir's!« schalt er. »Aber mir eilt's: du willst nur den Jämmerling Honorius fangen: – ich aber seine Schwester!«

Und als er einmal bei einem Ritt um die Wälle nahe dem ligurischen Tor Placidia erschaute, die auf der Mauerkrone stand – den Imperator sah man nie auf den Wällen – und, wie er deutlich wahrnahm, ihm huldvoll zunicke, da war der Jüngling nicht zu halten. Er ließ sein Reitergeschwader absitzen und suchte mittels einiger vom Fußvolk hier fertig gestellten Leitern die hohen Mauern zu erklettern, er allen voran. Ein recht ansehnlicher Stein traf seinen Helm und warf ihn von der Leiter. Aber er hatte im Fallen Placidias erschrocknen Wehschrei gehört: – da schmerzte die Wunde nicht. Eucherius hatte Mühe, die Besorgte, die sich ängstlich weit vorbeugte, mit dem Schild gegen die Pfeile der gotischen Bogenschützen zu decken und von der Wallkrone herunterzubringen. »Sieh,« sprach sie, »du Beinah-Imperator, dem liegt daran, zu mir zu kommen! Ihn hemmt kaum der hohe Wall. Er kann wirklich nicht zu mir. Jedoch ...«, zu sich selbst flüsternd, schloß sie ... »kann ich auch nicht zu ihm? Er ist sehr, ach sehr schön. Wie blitzte sein Auge! Aber ruhig, Placidia. Nicht! Noch nicht!«

VIII.

In der Stunde dieses kleinen Gefechts vor Mailand standen in dem Prätorium des halbverbrannten Castrums von Speier Markomer, ein Gaukönig der Uferfranken und Ruthwalt, ein Gaukönig der Alamannen: unfroh blickten sie beide: denn die Hände waren jedem auf dem Rücken zusammengebunden. Lange schwiegen sie, einander abgewandt, jeder zu einem andern Fenster des Cönaculums hinausschauend. Endlich wandte sich der riesige Alamanne dem kleineren Franken zu und sprach: »Nun, Markomer, Markofrieds Sohn, übler Nachbar, wollen wir nicht Frieden schließen in der letzten Stunde unseres Lebens? Bei Ziu! Nach dem Tode können wir doch nicht mehr, wie diese letzten zehn Jahre, darüber kämpfen, ob dieses götterverfluchte Römernest fränkisch wird oder alamannisch.«

»Hast Recht! Aus ist's. Römisch wird's wieder. Oder doch – stilichonisch. Denn, liegt der tot, – welcher Unhold hat ihn plötzlich hergeblasen? – unsere Söhne mögen wieder darum kämpfen, wem es zufällt: denn dann fällt es doch wieder.«

»Wohl: – und mit der Stadt gewinnen sie dann die Gräber ihrer Väter. Denn mir ist, ich sehe die Sonne nicht mehr zu Golde gehn. Unheimlich sind mir die Mienen seiner Schreiber.«

»Ja! Als ich dem einen, der so drohend redete, sagte: ›ich bin mitten im Kampf gefangen: schwertgefangnen Mann tötet man nicht‹, da lachte mir der Tabellio ins Gesicht: ›aber Schwurbrüchige!‹ Ja, der Eid! Das ist das Übel! Wohl hatte ich Stilicho geschworen, Ruhe zu halten ...« – »Ich auch!«

»Aber nur *ihm*, von Held zu Held!« – »Als es nun hieß, er sei gefallen ...« – »Im Ostreich, durch den Balten ...« – »Da war ich wieder frei von meinem Schwur, bei Wodan, und schlug los.« – »Auch ich: gegen dich wie gegen die Kohorten.«

»Aber die Römer – auch *er!* – verstehn das anders als wir: › *Rom stirbt nicht!*‹ erwiderte er, als ich nach der Gefangennahme mein Wiederlosschlagen entschuldigte.« – »Ja! Er kann uns köpfen: – nach seinem Römerrecht. Und er sieht danach aus, als hab' er's ernstlich vor.« – »Köpfen!« meinte der Franke. »Wenn's das nur ist! Aber einen meiner Ahnen hat ihr frömmster Imperator – Constantinus hieß er und im Eisstrom Hels schwimme seine Seele! – den wilden Tieren vorgeworfen in dem runden Haus zu Trier. Das ...« – »Das tut *der* nicht. – Da kommt er.«

Stilicho trat ein, in vollen Waffen, sehr ernsten Angesichts. Ein Centurio folgte ihm und blieb auf der Schwelle stehn.

»Was seh' ich?« rief der Feldherr unwillig. »Gefesselt! Könige! Götterentstammte! Wie sie selbst glauben gleich ihren Völkern. Ein Wahn meinst du, Sempronius? Gewiß, aber man soll ehren, was andern heilig. Warum diese Stricke?« Und er schritt hinzu und durchschnitt sie mit dem Dolche.

»Magister militum, du wolltest sie *allein* sprechen: sie haben vier sehr starke Arme ...«

»Glaubst du, ich fürchte sie? Geh, laß uns allein.«

Markomer reckte die gelösten Arme: »Dank! Das Seil schmerzte.« – »Mehr noch die Schmach. Dank!« sprach Ruthwalt. – »Nicht ich, euer Treubruch hat sie euch bereitet. Wohlan, ihr sollt's gut machen. Ich komme, euch dazu zu helfen: denn ich vertraue euch: Ich *glaub'* euch, daß ihr vermeintet, mir nur für meine Lebtage Ruhe geschworen zu haben und daß ihr glaubtet, ich liege tot vor Byzanz. Jenen Wahn gebt auf: ihr schwört jetzt der ewigen Roma. Hört ihr? Versteht ihr? Oder – besser noch! – jetzt nicht nur schwören: wir wollen – nach eurer Sitte! – Blutsbrüderschaft schließen: das bindet euch am stärksten. Geht: ihr seid frei!« – »Stilicho!« – »Feldherr! – »Wie sollen wir dir danken?« – »Wodurch?«

»Durch Treue. – Wißt ihr, weshalb ich euch starke Recken so leicht – in zwei kurzen Treffen! – bezwingen, fangen konnte? Weil die himmlischen Gewalten euren Eidbruch strafen wollten, weil sie – unsichtbar! – für Rom kämpften. Seid treu – und ihr werdet wieder – wie so oft früher – siegen: aber nicht *gegen* Rom, *für* Rom sollt ihr kämpfen. Hört, was ich nur euch vertraue: ich muß heute noch mit allen germanischen Söldnern, die ich hier in Gallien, dann in Rätien, Vindelicien, Noricum aufgerafft, eilig aufbrechen nach Italien, das mein bedarf. Entblößt von Wächtern – schutzlos! – laß ich den Rhein und die Donau zurück ...: doch nun – nicht schutzlos. Denn ich vertraue sie – eurer Treue! Ihr, meine Blutsbrüder, sollt mir die Grenzen schirmen gegen schlimme Nachbarn, – so schlimme wie ihr selbst gewesen seid. Dir, Uferfranke, vertraue ich den Mittel- und den Nieder-Rhein, die Maas und die Mosel: hüte sie gegen die landgierigen Salier, die Merowinger. Du, Alamanne, schütze mir den Oberrhein bis Straßburg, bis Basel gegen deine Stammesvettern, die wilden Sueven. Macht eure Sache gut: an reichem Goldlohn für euch, an Getreide für eure Gauleute soll's nicht fehlen. Holt eure Helme, draußen hängen sie: geht damit zu meinem Quästor Manlius: er hat Befehl, sie randvoll zu füllen mit den neugeprägten Goldsolidi, den Honorianici: 's ist nur einstweilen ein Abschlag. Mehr folgt, führ' ich – in Bälde! – die Kohorten hierher zurück und erfand euch treu. Sprecht offen, ihr Könige, darf ich euch trauen?«

Da eilten die harten Männer auf ihn zu und drückten seine Hände: »Treu bis zum Tod, bei Wodans Speer!« rief Markomer.

»Bei Ziu, ein Neiding wäre, wer dich täuschte!« fiel der Alamanne ein.

»Ich glaub' euch!« – Er trat mit ihnen hinaus in die Vorhalle, wo zahlreiche Heerführer versammelt standen: »Auf!« befahl er, »auf, meine Tribunen, laßt die Tuba schmettern durch eure Reihn: zum Aufbruch. Eilt! Italien und den Kaiser gilt's zu retten!«

IX.

Wohl hatte der Gotenkönig, da die Werkmeister in seinem Lager noch immer nicht die erforderliche Zahl von Maschinen fertiggestellt hatten, Eilboten nach Epirus geschickt, aus den dortigen kaiserlichen Waffenlagern Ballisten und Mauerbrecher zu holen: aber weder die gewünschten Sendungen trafen ein, noch kehrten die Boten zurück. Und Tag um Tag verstrich und noch immer war kein Sturm auf Mailand möglich. Mißmutig ritten eines Abends der König und Ataulf aus den Reihen der Vorposten zurück gegen die Addabrücke. Die Märzsonne, die hinter Mailand zu Rüste ging, warf ihre Strahlen schon fast wagrecht über die weite Ebene, die im Osten der Stadt jener Fluß durchzieht. Es war ein friedlicher Frühlingsabend: vor der Feste ruhten die Waffen und der Lärm aus dem Lager des Volkes an der Brücke drang nicht bis zu den beiden Reitern. Die zahllosen Lerchen dieser Landschaft stiegen trillernd, in immer höherem, schraubenförmigem Aufflug in die Luft: ihre silbernen Stimmlein unterbrachen allein die feierliche Abendstille. Ataulf spornte das Weißroß zu rascherem Gange: »Ich begreife deine Ruhe nicht!« eiferte er. – »Aber ich begreife deine Unruhe,« lächelte der König. »Doch hat sie dir bisher nur einen eingeschlagenen schönen Helm und einen angeschlagenen schönen Kopf eingetragen. Placidia ...« – »Ah, laß das! – Nein, ich meine, deine Ruhe wegen – Stilichos. Kein Mensch weiß zu sagen, wo er steckt: nur gewiß nicht in Mailand! Was er treibt: nur gewiß nichts Gutes für uns. Unbegreiflich, daß er davon ging – wohl ganz aus Italien – wissend, daß wir kamen.«

Alarich schüttelte den Kopf: »Nicht unbegreiflich! Mit den Scharen, die er in Italien hat, allein hätte er die Schlacht am Timavus auch verloren – nicht so rasch und so gründlich wie Freund Heraclians Bruder, aber *auch!* – Er holt sich Helme: allein kann auch er Italien nicht verteidigen.« – »Schlimm, kömmt er zurück, während wir noch vor Mailand liegen.« – »Kommt darauf an. – Mir wär's ganz lieb gewesen, hätt' ich ihn daheim getroffen in seinem Italien.« – »Nun höre! Dann stünden wir wohl nicht vor Mailand.« – »Aber vielleicht schon viel weiter. Erfuhr er die Absicht, das wahre Ziel meines Zuges, mußte er selbst mir dazu helfen, es zu erreichen. Wenn ihn nicht einer seiner unberechenbaren, unbeugbaren Pflichtgedanken, eines seiner unsinnigen Versprechensworte hemmte. Wenn er kommt und uns nicht gleich ganz mausetot schlägt, – und dazu gehören doch zwei! – – viel Blut und Zeit und Arbeit könnt' er sparen. Auf meine wiederholten Anfragen hat er nicht geantwortet. Schriftlich ist so was auch schlecht verhandeln. – Aber sieh, dort hinter den noch blattlosen Reben steigt weißer Rauch empor: eine dünne Säule. Was mag's bedeuten? Woher rühren? Laß sehn!«

Beide sprangen ab, banden die Hengste an zwei junge Olivenbäume, die zu beiden Seiten des schmalen Eingangpförtleins der Weinbergmauer ragten und traten über die Steinschwelle des Rebgärtleins. Es erwies sich als sorgfältig, als liebevoll gepflegt: die mit gelbem, rotem, weißem Sande bestreuten schmalen Pfade glänzten in dem Licht der Abendsonne, die ungehindert durch die noch unbelaubten Weinstöcke, die flach gewölbten, Lauben ähnlichen Rebdächer, die »pontones«, ihre Strahlen über das niedrige Mauerlein herein sandte. Die Rebgänge waren zierlich eingefast durch Rasenstreifen, in denen zur Zeit alle Blumen des italischen Frühlings, buntgereiht,

prangten und dufteten: Krokus, Narzissen, Anemonen und Veilchen. Im Hintergrund des gartenähnlichen Weinbergs stand ein höchst einfacher Altar, aufgerichtet aus einigen alten Marmorplatten, die einst wohl einem reicheren Bau angehört hatten. Der oberste Querstein trug weder ein Kreuz noch die Büste oder Herme eines Gottes: ein paar Stücke Holz mit dürrer Reisig brannten darauf und ließen in der Windstille des friedlichen Lenzabends eine weiße Rauchsäule kerzengerad in die laue Luft des blauen Himmels steigen. Vor dem Altar kniete ein alter Mann mit silberweißem Haar in unscheinbarem Gewand: er hielt die Arme betend empor in der Haltung, in der man die Götter des Olympos angerufen hatte. Er ließ sich in seiner Andacht nicht stören, als die beiden hohen Kriegergestalten rechts und links an seine Seiten traten und ihn musterten: er sprach sein Gebet zu Ende: unhörbar, kaum die Lippen bewegend: erst als er ausgebetet hatte, erhob er sich – mühsam – und begrüßte die Fremden: verwundert sahen diese in sein Antlitz, das bei offenbar recht hohem Alter keine Falte, aber rosige Wangen wie eines Knaben zeigte.

»Willkommen, ihr Goten, im Namen des Gottes,« sprach er, sie freundlich anblickend. – »Welches Gottes?« fragte der König. »Dein Altar ist leer.« – »Der Gott ist überall, also auch auf diesem leeren Altar. – Darf ich euch mit meinem Wein erquicken? Er ist gut.«

Und ohne die Antwort abzuwarten, schritt er zur Rechten in eine Reblaube, wo vor einer halbkreisförmigen Holzbank ein Steintisch stand, aus dem gleichen rotbraunen Marmor wie der Altar gefertigt. Er holte unter der Bank drei kleine Zinnbecher hervor und einen irdenen, wohlvergipsten Henkelkrug, schenkte ein und tat den Gästen Bescheid.

»Trefflich ist dein Wein,« sprach Ataulf, »hab' Dank! – Aber sage, fürchtest du dich denn nicht? Du bist hier, scheint es, ganz allein und rings um dich her tobt der Krieg. Wenn wir dich nun tot schlügen?« – »Ich lebe schon achtzig Jahre. Das ist genug,« – »Oder dich ausraubten?« meinte der König. »Dich und dein Häuslein dort hinter den Lorbeerhecken?« – Der Alte lächelte: »Würdet nicht viel finden! Seht übrigens nicht aus wie Räuber. Erinnerst mich an ... Aber das Alter schwätzt.« Er verstummte und sah an ihnen vorbei weit in die Ferne –: wie in die Vergangenheit. – »Nein,« lachte Ataulf, »es schweigt leider statt zu erzählen. An was, an wen erinnern wir dich?« – »An Strataburg, wie sie jetzt sprechen, statt Argentoratum. Und an sieben Könige.« – »Wie?« forschte Alarich, »du warst am Rhein?« – Der Alte nickte: »Mit ihm, dem Unvergleichlichen!« – »Mit wem?« fragten beide zugleich. – »Mit dem Cäsar Julian, meinem Feldherrn, als er sieben Alamannen-Könige zwang. Die sahen aus wie ihr. So seid ihr wohl Könige der Goten?« – »Schau, Alarich! Da hat wirklich der Alte eine lange, lange Narbe am Halse.« – »Ja, ja, sie hatten gar lange Schwerte. Dieser Streich hatte ihm gegolten: – ich sprang vor und fing ihn auf. Der Gütevolle vergaß es nie. Als er gegen die Perser aufbrach – mein Hals war steif geworden – schenkte er mir dies Gütlein. Lang ist's her. Seitdem hab' ich diesen Garten nicht mehr verlassen: Frau, Sohn, Sohneskinder hab' ich begraben – da drüben neben dem Häuslein: nun hab' ich nur noch den Urenkel: – da kommt er gerade gesprungen: Brot und Milch hat er – gegen unsern Wein – getauscht beim Nachbar –: komm nur herzu, Julian!«

Der schöne Knabe im kurzkrausen schwarzen Gelock, nackt an Armen und Beinen, den Leib nur von braunwolligem Schafvlies bis an die Knie bedeckt, blieb an der Eingangspforte stehen, stellte Milchkrug und Brotkorb nieder und starrte staunend die

hohen, in reichem Waffenschmuck prangenden Gestalten an. »Ahn, sind das Götter?« fragte er.

Die beiden lachten: »Solche Schmeichelei bringt Claudian nicht für Honorius, ja nicht für seinen Stilicho fertig,« meinte Ataulf.

Der Alte aber sprach, mild verweisend: »Es gibt keine Götter. Es gibt nur den Gott.« – »Den Gott der Christen?« forschte der König. – Der Alte schüttelte das Haupt. – »Also Jupiter?« drängte Ataulf. – »Nichts von beiden. Seht dort meinen Altar. Er trug einen Jupiterkopf als Constantinus herrschte. Sein Sohn Constantius ließ den Jupiter zerschlagen und durch ein Kreuz ersetzen. Ein Priester des Jupiter unter Julian – wahrlich nicht der Cäsar selbst! – zerschlug das Kreuz und setzte wieder einen Jupiter darauf. Da kamen heidnische Alanen: die glauben nur an den Drachen-Dämon, sie schlugen den Jupiter und den ganzen Altar in Trümmer und trabten weiter. Mich hatten sie nicht gesehn in dem dichten Gebüsch. Ich kroch heraus und baute aus ein paar Marmorplatten einen neuen Altar – *meinem* Gott.« – »Und wer ist das?« – »Der Unbekannte! Der unausdenkbar ist und den ich *doch* denken muß! Der ewig war und ewig sein wird, wann keine Seele mehr an Jupiter oder an Christus glauben wird. Sonder Anfang, sonder Ende! Ich kann's nicht denken und kann auch nicht lassen, es zu denken. Was der tut, das ist wohlgetan. Aber man kann nicht beten zu ihm, etwas zu erlangen oder abzuwenden: beten ändert nichts. – >Glaube doch nicht durch Gebet die Beschlüsse der Götter zu ändern,« – so sprach einmal ein Philosoph zu Julian, da der unablässig opferte.«

»Aber auch du hast gebetet, als wir kamen,« wandte der König ein. – »Nur ein Dankgebet: zu danken drängt mich die Seele dem Gott für alles, was er mir gespendet hat. Freilich mußte er wohl.« – »Warum?« fragte Ataulf. – »Weil er gut sein *muß*! 's ist sein Wesen so.« – »Wenn er dir aber wehe tut?« – »Dann *muß* er auch. Er hat nicht Willen, wie die Menschen, die da sprechen, >das tu' ich und jenes lass' ich.< Ah und sind so wenig frei, wie der fallende Stein, der zu fliegen wähnt gleich dem Adler.«

»Und wie lautet dein Dankgebet?« fragte Alarich.

»>Gott ich danke für das, was du mir des Guten gegeben, und für das Üble zumal, welches du von mir gewehrt.< So betete mein Cäsar zu seinem unbesiegbaren Sonnengott. Aber den gibt es nicht. Und er fügte ein Bittgebet hinzu: >Vater, das Gute verleih', auch wenn wir nicht darum bitten, aber das Böse versag', bäten wir selber darum.< Das war schön: aber sinnlos. Wir müssen uns in den Gott ergeben.«

»Ein beneidenswerter Glaube,« meinte der König, – »für einen Greis. – Mir aber ziemt's, für mein Volk zu sorgen, zu handeln: ich folge der inneren Stimme, die mich unablässig ruft nach ... Genug! *Du*,« lächelte er, »brauchst ihr ja nicht zu folgen.« Er legte einen Goldsolidus auf den Tisch. »Für den Wein!« – »Dies ist kein Wirtshaus. Dich schickte mir der Gott. Gib's den Armen.« – Mit Beschämung nahm der Gote die Münze an sich: »Soll ich dir nicht ein paar Speerträger schicken, dich Einsamen zu schützen?« – »Mich schützt der Gott. – Er müßte dann,« lächelte er, »nur auch noch deine beiden Speerträger schützen.«

Alarich reichte ihm die Hand: »Wahrlich, immer noch ein Held!« – »Des Glaubens,« fügte Ataulf bei. »Des Unglaubens, würden die Priester sagen.« – »brauchst du je etwas, was ich gewähren kann, dir oder deinem Urenkel dort, oder hast du sonst

Wichtiges zu melden, so schicke den schönen Buben ins Gotenlager und laß ihn fragen nach König Alarich.« – »Oder nach Ataulf, dessen Vetter,« rief dieser im Fortgehn zurück. »Dann soll euch Hilfe werden.«

X.

Aber schon am Morgen, der diesem Abend folgte, war es verschwunden, das Gotenlager an der Adda. Wohl hatte der Balte – in Erwartung der Rückkehr Stilichos – auf allen Straßen, die von Osten und von Norden her auf die Addabrücke führten, – dem einzigen Übergang über den durch die Schneeschmelze und den Frühlingsregen hochgeschwellten Fluß – stundenweit in seinem Rücken berittene Wachen ausgestellt, die sofort jede Annäherung des Entsatzheeres in das Brückenlager melden sollten, jede Überraschung zu verhüten. Wohl hatte er die wichtige Brücke selbst an ihrer Ostmündung, also im Rücken des Lagers, so stark befestigt, als damals gotische und auch römische Kriegskunst verstand: denn auch Gefangene, – Legionäre wie Handwerker – waren hierzu verwendet worden, so daß die aus Felsblöcken und Balken errichtete Schutzwehr nur gar schmalen Durchgang für je einen Reiter gewährte und jedes Eindringen auf die Brücke von Osten her sehr leicht auch von geringer Besatzung abgewehrt werden konnte. Allein alles kam ganz anders als die Goten erwartet hatten. Und dadurch sollte sich jene Sperre des feindlichen Angriffs zu verderblichster Hemmung des eigenen Rückzugs gestalten. –

Alarich und Ataulf verbrachten wie gewöhnlich die Nacht nicht in dem großen Volkslager bei der Brücke, bei den Wehrunfähigen, den Herden und Vorräten, sondern in dem kleinen Zeltlager auf dem Westufer des hier von Nord nach Süd ziehenden Flusses, ganz nahe der Stadt und der Vorhut des Heeres, zumal der Reiterei, bei der langen Reihe der fertig gestellten Belagerungswerkzeuge, hart vor der Porta Cremonensis oder orientalis der vordersten Mauer.

Dem Drängen Ataulfs nachgebend hatte der König – noch an jenem Abend – darauf verzichtet, die Zahl der gewaltigen Maschinen noch zu mehren und beschlossen, am folgenden Tag mit allen verfügbaren Tausendschaften den Gewaltangriff auf den Ostwall zu unternehmen: deshalb waren bei Einbruch der Dunkelheit die Geschütze und die Sturmdächer schon so nah an die Mauer geschoben, als die Vorsicht irgend verstattete. Mitten unter diesen seinen mühsam hergestellten, riesigen Holzbauten hatte der König für diese Nacht sein Lederzelt aufschlagen lassen. Früh in der Nacht hatte er befohlen, die Feuer zu löschen, den Schlaf zu suchen, die Kräfte für den kommenden Tag zu stärken. So war es nun still geworden in dem Lager: nur das Wiehern eines Rosses, das Klirren einer Waffe, das Anschlagen eines wachsamem Hundes unterbrach zuweilen das tiefe Schweigen der dunkeln, mond- und sternenlosen Nacht, deren Gewölk heftiger Westwind immer wieder zusammenballte.

Plötzlich aber – Mitternacht war vorüber – bellten alle Lagerhunde grimmig: nicht gegen die Stadtmauer zu – rückwärts, gegen den Fluß: aber nicht in der Richtung der Brücke, viel weiter südlich, flußabwärts. Die Wachen eilten darauf zu: aber sie kamen nicht weit: kaum hatten sie die südöstlichsten Zelte erreicht, als sie überritten zu Boden lagen: und brausend ergoß sich eine Flut von Reitern in das völlig überraschte Lager. Der Schreck, das Entsetzen, die Verwirrung vermehrte noch das Grauensvolle, daß der Überfall in fast völliger Dunkelheit geschehen war: erst innerhalb des Lagers tauchten jetzt einige Reiter mit Pechfackeln statt mit Speeren in den Händen auf.

»Stilicho!« rief der König bei dem ersten Schrei, der ihn weckte. »Das ist Stilicho.« Er faßte das Schwert, ließ alle Schußwaffen liegen und stürmte vor das Zelt. Hier traf er auf Ataulf, der, schon im Sattel, des Königs Pferd heranzuführte: »Ja, Stilicho! Ist er auf Flügeln über den Fluß gekommen? Denn die Brücke *kann* er nicht genommen haben: Dort, im Norden, ist alles ruhig.«

Aber Alarich war schon hinweg: wo die meisten Fackeln leuchteten, da suchte er Stilicho. Er fand ihn nicht, hatte auch nicht Zeit, in dieser Richtung – gen Süden hin – weiter zu suchen. Denn urplötzlich rief ihn gen Westen, gegen die Stadt hin eine andere Gefahr: ein ganzer Strom von Licht und Feuer. Aufgetan hatte sich das Osttor, sobald die ersten Fackeln von Süden her im Lager aufgetaucht waren und ein grimmer Ausfall der barbarischen Söldner traf die westlichsten Zeltreihen der Belagerer – und die Holzbauten der Maschinen. »Rettet die Türme, die Katapulte,« schrie Alarich und riß den Rappen rechts herum. Aber es war zu spät.

Adalger hatte von Anbeginn sich auf jene geworfen, den Kampf Eucherius überlassend, der sich durch die Masse der Fliehenden den blutigen Weg zu dem Vater im Süden bahnte. Der Markomanne hatte mit eigener Hand den ersten Brand auf ein Schutzdach von Stroh und Tannenlatten geworfen: lichterloh war es aufgeflammt: schon züngelte, schon hüpfte die Flamme, von dem starken Westwind entfacht und nach Osten in das Lager vertragen, auf den Nachbarbau: zwei Katapulte: da fingen die Seile Feuer, welche diese und die Fallbrücken der Türme daneben spannten: wie feurige Schlangen flackerten sie auf, verbrannten und ließen die schweren Brückenbohlen krachend zur Erde stürzen: schon waren vier zerstört: zum Schutz des letzten Turmes sprengte Alarich herbei: »Hilf, Hailswinth,« schrie er einem stattlichen älteren Krieger zu, »hilf mir den Turm da retten.« Der Getreue spornte ein Pferd heran, geriet aber dabei in einen Schwarm hunnischer Reiter und in arge Bedrängnis. Zugleich stürzte die Fallbrücke auch dieses Turmes, begrub das Pferd des Königs unter sich und betäubte den Reiter, der darunter lag. Mit harter Mühe zogen ihn die Gefolgen hervor und schützten ihn vor der Gefangennehmung durch Adalger, der jetzt gewaltig nachdrängte. Bald bildeten die dicht nebeneinander aufgereihten Holzbauten ein einziges Flammenmeer.

Einstweilen hatte Eucherius den Vater erreicht, der die Scharen Ataulfs aus den brennenden Zelten – in diese hatten die Entsatztruppen ihre Fackeln geschleudert – vor sich her gegen die Brücke, gen Nordosten, zu trieb. »Willkommen, lieber Vater, in Italien!« – »Willkommen, lieber Sohn, im Siege! Also hat der treue kluge Falke den Zettel, der Nacht und Stunde angab, glücklich durch die Lüfte über die Feinde hinweg zu dir getragen?« – »Vor zwei Tagen kam er an. Seither haben wir alles für diese Stunde bereitet.« – »Gut bereitet! – Jetzt nach! Wo sind Saul und Goar mit ihren Alanen?« – »Aus dem Nordtor brachen sie, wie du befehlt, gleichzeitig mit uns gegen die Brücke. Hörst du das Geschrei von dorthier?« – »Nach! Auf die Brücke! 's ist der einzige Rückweg, wollen sie nicht schwimmen, wie ich und meine Reiter taten, dort im Süden bei der Furt.« – »Ein schmaler Rückweg! Haben sie doch, sich gegen *dich* zu schützen, das Ostende der Brücke fest verrammelt ...« – »Sie wähten, ich *müsse* gerade dort den Übergang suchen und mir an ihren Schanzen den Kopf einrennen!« – »Und haben sich so den Ausweg selbst versperrt!« – Und also war's.

Und auf der schmalen Brücke hob alsbald ein Ringen an, ein Kämpfen unter den Flüchtlingen selbst: sie stießen sich, drängten sich an die Holzgeländer auf beiden Seiten, bis diese barsten und nun Mann und Roß nach links und nach rechts in die hier stark reißende wirbelnde Flut stürzten: mehr Leute, viel mehr fanden so hier in den dunkeln Wellen den Tod als durch das Schwert der Sieger. Die Wehrunfähigen in dem Ost-Lager, der starke Troß, die Wagen und Karren und Herden erschwerten auch den glücklich auf das linke Ufer Gelangten, sowie den hier Gelagerten, die Flucht. So war die Zahl der Gefangenen groß: aber Alarich und Ataulf waren nicht darunter: eifrig musterte der Feldherr bei Tagesanbruch diese Haufen: traurig sprach er: »Sie werden doch nicht gefallen sein?«

Hoch auf horchte da Carinus, der neben ihm ritt: »Dies Wort merke dir,« flüsterte er Heraclianus zu, »du wirst es einst bezeugen müssen.«

»Ei,« lachte Saul, »die sind doch besser tot als lebendig, alle beide.« – »Nichts riecht so gut,« grinste Goar, »wie ein erschlagener Feind.« – »Sie sind gar gefährlich gewesen,« grollte jener. – »Als Feinde!« schloß Stilicho. »Ich gebe die Hoffnung nicht auf, sie noch zu Freunden zu gewinnen.«

Bedeutungsvoll nickten sich die beiden Römer zu.

»Jetzt aber, Magister militum ...« mahnte Claudian. – »Ei sieh,« rief jener, sich zu ihm vom Pferde herab neigend, »unser Poeta blutet.« – »Jawohl, mir beispringend ward er getroffen,« sprach Eucherius, – »'s ist nur der linke Arm und seine Hand: die Rechte kann heute schon das Plektrum führen, und deinen Sieg auf der Lyra feiern. Jetzt aber komm zu dem befreiten Imperator, dir deinen Dank zu holen.« – »Ich erwarte keinen,« erwiderte Stilicho, das Roß gegen die Stadt zu wendend.

»Das ist weise getan,« flüsterte Heraclian höhnisch dem Genossen zu.

»Hei,« lachte Sarus, der Gote, »dieser Imperator des Römischen Reiches hat sich nicht einmal zu dem Zweck auf den Wall begeben, seine Befreiung mit anzusehen.« – »Ja,« meinte Adalger, »da könnten am Ende Pfeile heraufliegen wie herunter.« – »Da lob' ich mir seine Schwester,« sprach Eucherius ernst. – »Jawohl,« fuhr Claudianus fort, »sobald sie von dem geplanten nächtlichen Ausfall erfuhr, erschien sie – allein – auf der Wallkrone des Osttors und spähte eifrig auf die Kämpfenden herab.« – »Und sieh,« rief Carinus grimmig: »da, das ist ihre Sänfte. Sie läßt sich wahrhaftig aus dem Tor auf das blutige Schlachtfeld tragen – wem, wem entgegen? Wen sucht sie? Da, sie steigt aus, sie naht.«

Schon stand sie, in einen dunkeln Überwurf gehüllt, vor Stilicho, der, wie sein Roß, mit Ruß, mit Aschenstaub, mit Blut bedeckt war.

Sie sah sehr bleich im roten Schein der Fackeln, den allmählich das Dämmern des Märzorgens überleuchtete. Sie reichte ihm die Hand, die zitterte. »Ich mußte die erste sein, dir zu danken.« – »Du scheinst aber gar nicht sehr erfreut über deine Befreiung,« lächelte er. – Heiß schoß ihr da das Blut in die Wangen: »Dein Sieg ist groß, aber wohl sehr, sehr blutig? Sprich, was ward aus den gotischen Führern? Dem König? Und ... ?«

Da drängte Carinus dicht an sie heran und flüsterte ihr ins Ohr: »Und er? Leider weder gefangen noch gefallen! Ich suchte scharf! Entflohen! Aber ich hol' ihn ein, ob auch erst in der Hölle!«

XI.

Einen Tag, nachdem das Gotenlager, halb verbrannt, verlassen war, irrte durch die Zeltgassen hin ein schöner Knabe von etwa vierzehn Jahren: barhäuptig, barfüßig, einen Hirtenstecken in der Hand, über dem braunen Schafvlies, seiner einzigen Bekleidung, an einem Strick einen Kürbiskrug geschnürt. Es war ein schöner Abend des Vorfrühlings: die fein gebogene schmale Mondsichel sah aus den noch vom Sonnenuntergang rötlich behauchten, vor dem Westwind langsam flutenden Wolken auf die breiten Gefilde an der Adda grünenden Ufern herab. Es war so feierlich still hier, wo vor kurzem der klirrende Lärm der Schlacht getobt hatte: eine Lerche sang noch, allmählich aus den Lüften sich niederlassend: nun schwieg auch sie, in die junge Saat geduckt, da war es ganz still. – –

Der Knabe schritt weiter und weiter. Er stieg auch zuweilen über eine der Leichen, die noch lange nicht alle bestattet waren: er tat's ohne Grauen: wußte er doch kaum, was das all' bedeute. Nur vermied er, nachdem er einigen in die verzerrten Gesichter gesehen, leise fröstelnd, diesen Anblick. Allmählich ermüdete er: er lehnte sich an die Stange eines stehen gebliebenen Zeltes und rief: »Alarich, König der Goten! Wo bist du? Jetzt komm aber bald. Sechsmal hab' ich dich gerufen. Lange lauf' ich über stumme Menschen, blutige Pferde, zerbrochene Waffen. Komm endlich! Müde bin ich. Alarich, komm!«

Da rührte sich etwas in dem Zelt, dessen rauchgeschwärztes Lattendach zur Hälfte nach innen herabgestürzt war, die Eingangsfalten rauschten und ein etwa gleichaltriges Mädchen lugte neugierig dadurch. Nun trat das Kind heraus: dichte blonde Zöpfe fielen auf das lange weiße Wollhemd, das, ihr einziges Gewand, bis an die Knöchel reichte, aber die unbeschuhten Füßlein sehen ließ. Lieblich klang die Stimme, als sie, die blauen Augen groß aufschlagend, fragte: »Was bist denn du für einer?« – »Ich? Ich bin doch Julianus. Und ich suche den König der Goten.« – »Das hab' ich dich rufen hören. Aber die sind fort. Alle. Oder tot.« Sie blickte erschauernd auf die Leiche, die dicht vor dem Zelte lag.

»Ich *muß* ihm aber sagen, daß der Großvater in der Erde liegt: das war sein letzter Auftrag. Weißt du, wo sie hin sind, die Goten?« Sie schüttelte schweigend den Kopf. »Hm, wer bist aber du?« – »Ich? Ich bin Hailiko, Hailswinths Kind. – Und nun bin ich ganz allein. Wir waren unser acht: Vater, Mutter und die fünf Geschwister. Jetzt sind sie alle fort. Wo mögen sie hin sein? – Wie war es doch?« Und sie griff mit der Hand an die Stirn.

Da sah der Knabe geronnenes, kaum erst getrocknetes Blut unter den gelben Flechten an der rechten Schläfe. »Du blutest! Hast du Schmerzen?« – »Nicht mehr viel. – Aber wie war doch alles? Kaum weiß ich's noch. Ja, ja, so war's: wir, die Mutter und die Geschwister, wir lagen da drinnen und schliefen. Der Vater stand auf Wache bei den hohen Holzböcken. Da plötzlich Geschrei – arges Geschrei! – Waffenlärm – durch die Zeltfalten Feuerschein. Auf sprang die Mutter, nahm den Kleinsten auf den Arm, riß die zweite mit der Linken dahin und schrie uns zu ›lauft! lauft mir nach‹. Ich wollte gern laufen: aber auf einmal stürzte das Dach über mir zusammen: – eine Latte traf meine

Stirn: – ich sank zu Boden: – seither hab' ich nichts mehr gedacht, gesehn, gehört, bis *dein* Ruf mich weckte. Habe Dank!«

»Arme Hailiko! Bist so zart, so ... so anders! Was fängst du nun an?« – »Ich suche die Eltern.« – »Ja, aber wo?«

Die Kleine sann nach: »Ei, ich weiß! Der Vater ist Herrn Ataulfs Gefolge. Ich suche Herrn Ataulf, den viel Gütigen.« – »Ataulf? So hieß der andre, des Königs Vetter. Weißt du was, Hailiko? Die Vettern werden wohl beisammen sein. Da könnten wohl wir beiden miteinander gehn, sie suchen: nicht? Weißt du, es ist doch besser für dich. Du bist gar so ... nun, so fein, so anders. Und so jung. Leicht könnte dir was geschehen! Ich werde dich schützen.« Und ohne Grauen löste er dem toten Goten, der neben ihnen auf dem Rücken lag, das Kurzsword aus der erstarrten Hand, schwang es und steckte es in den Strick, der ihm den Gürtel ersetzte. »Nun komm mit mir! Ich schütze dich!« wiederholte er. – »Ich danke dir. Aber ich bedarf deines Schutzes nicht. Mich schützt der gute Himmelsherr da droben, der Vater, der alle Haare gezählt hat auf meinem Haupt. Und sein Engel fliegt vor mir her.«

Verwundert sah der Knabe nach oben: »Ich seh' ihn nicht. Und ein Vater im Himmel da oben? Hab nie was von ihm gehört.«

Die Kleine erschrak: »Nichts vom Himmelvater? O du Armer! Wie kannst du leben?« – »Weiß nicht, wie. Aber ich lebe.« – »Höre du, da will ich freilich mit dir gehn: da schützt dich mein Gebet besser als das Schwert da mich. Und wäre schade, geschähe dir was. Denn du bist gut, – glaub' ich. – Der Weg wird vielleicht weit. Denn wo mögen sie sein, die wir suchen? Darum wart' einen Augenblick: wir hatten noch Brot im Zelt und Ziegenkäse: das nehmen wir mit.«

Gleich kam sie wieder heraus, eine Jagdtasche an braunem Riemen um die Schulter geschlungen, beide Hände voll Brot und Käse: sie gab ihm die Hälfte: »Da, iß! Sonst mag ich auch nicht essen. Und bin doch hungrig.« Er nahm und aß: dabei betrachtete er sie nachdenklich: »Das Blut da! Es paßt nicht zu dir. Bist sonst so weiß an der Stirne. Bücke dich. Ich wasch' dir's weg.« Gehorsam neigte sie das Köpflein: er öffnete die Kürbisflasche, besprengte die Stelle und wusch sie ab, mit gar leiser, leiser Berührung; »tat das weh?« – »Nein, wohl hat's getan. So kühl! Dank! Siehst du, ich sagte ja, du bist gut.« – »Nun komm, eh' es dunkel wird. Wir wollen übernachten in Großvaters Hüttlein. Er liegt daneben im Grabe, das er sich selbst – schon lange! – gegraben. Und wie er zu sterben kam, legte er sich selbst hinein: ich hatte nur, nachdem er nicht mehr atmete, die Erde darauf zu schütten. Du fürchtest dich doch nicht vor dem Toten?!« – »Ich werd' an seinem Grabe für ihn beten.« – »Also komm!«

»Erst laß uns beten. Knie nieder wie ich und sprich gleich mir: ›Allmächtiger Vater im Himmel! Schütz' uns zwei arme Kinder auf unsern Wegen. Denn wir wissen nicht wohin. Aber du wirst uns führen Nacht und Tag, über Berg und Tal, durch Wald und Heide. Beschirm' uns vor bösen Menschen und bösen Tieren und bösen Geistern. Wir vertrauen dir ganz, hörst du, lieber Gott?« Sie sprang auf: »Nun komm: nun kann uns nichts geschehen.«

Und raschen Ganges, munter, schritten sie dahin.

Kaum hatten sie dem Zelte den Rücken gewandt, als hinter ihm hervor zwei Kerle schlichen, die Hailiko wohl zu den bösen Geistern würde gerechnet haben: römische

Troßknechte waren's, Sklaven, bepackt mit Gold, mit Schmuckstücken, Ringen, auch mit kostbaren Waffen, die sie in den Zelten, in der Asche, bei den Leichen aufgelesen. Tierische Roheit lag auf den häßlichen Gesichtern. »Du bist ein Hasenherz,« lachte der eine und bückte sich: denn er erblickte an dem Goldfinger des toten Goten einen Ring mit einem leuchtenden Rubin: sofort schnitt er den starren Finger mit seinem Dolche durch, ließ den roten Stein im letzten Strahl der Sonne spielen und steckte ihn in seinen schon strotzenden Lederranzen.

»Hasenherz! Ich hätte den Jungen gemurxt, das bildschöne Mädchel hätt' ich mir gezähmt. Und dann verkauft.«

»Wäre dumm gewesen! Die Senatoren in Rom, auch Priester dort, zahlen für einen schönen Jungen viel mehr als für ein Mädchel. Ich hätte den Buben verhandelt. Aber wie die Kleine gen Himmel sah, – mit *den* Augen! – erwürgt hätt' ich dich, griffst du sie an.«

XII.

Karg und kühl, wie Stilicho erwartet hatte, fiel der Dank des Imperators aus. Gar seltsam war der Widerspruch seiner Würdigung der durch die Belagerung drohenden Gefahr vor und nach dem Entsatz: noch gestern war er nahe daran gewesen, die Feste und sich zu ergeben: nur mit äußerster Mühe hatten Eucherius, Adalger und übrigens auch Carinus und Heraclian ihn davon zurückgehalten, obwohl Mangel bisher nur die Bevölkerung, kaum noch das Heer und gar nicht den Palast getroffen hatte: unerträglich fand er schon den nun Wochen hindurch währenden Waffenlärm, die Aufregung der Belagerung. Das dringte bis in seinen Hühnerhof und hindere die fleißigsten Hennen am Legen: Alarich habe ihm ja ehrenvolle Haft zugesichert.

Aber nach dem Einzug Stilichos in die Stadt meinte er achselzuckend, man übertreibe die Gefährlichkeit der Einschließung und daher das Verdienst des Entsatzes, vielmehr müsse er Rechenschaft fordern für die unverantwortliche Entblößung der Rhein- und der Donau-Grenzen. Und als Stilicho auf die beiden zu Mark-Wächtern gewonnenen Könige hinwies, erwiderte er giftig, daß der ›Vandale‹ gar nicht genug Germanen in das Reich ziehen könne. Stilicho entzog sich diesem Undank und diesen Vorwürfen so rasch er konnte. Schon am folgenden Tage nahm er mit allen in Mailand vorhandenen und von ihm herangeführten Truppen die Verfolgung der weichenden Goten auf.

Alarich, den die Seinen, ausgestreckt in einem Fischerkahn, den Ataulf steuerte, auf das linke Ufer gerettet hatten, leitete, sobald er sich aus seiner Betäubung erholt hatte, mit Umsicht den Rückzug nach Ligurien, um, falls er sich mit den stark geschwächten Wehrfähigen des Volkes gegen den jetzt übermächtigen Sieger in Italien nicht halten können, über die Cottischen Alpen nach Gallien abzuziehen und in diesem nun von Truppen entblößten Lande für sein wandermüdes Volk die lang gesuchte ruhige Heimat – »*quieta patria*« sagte man – zu finden. Zwar ward der schwerfällige Wagenzug schon bei Asti am Tanarus von den raschen Reitern des Sarus und des Saul eingeholt und die schwache Nachhut nach Süden zu die Hügel hinab gedrängt: allein es gelang dem König gleichwohl, das ganze Volk auf den schwierigen Wegen auf dem linken Flußufer in Sicherheit bis Pollentia zu führen, vor welchem Städtlein in guter Stellung zwei befestigte Lager geschlagen wurden: ein kleineres etwas weiter südlich, ein größeres, zumal für die Waffenunfähigen, weiter nördlich. Hier mußte er den ermüdeten Menschen und noch mehr den erschöpften Gespann-Tieren des Zuges einige Tage Erholung gönnen. Hier konnte man den Angriff der Verfolger in Deckung abwarten, von hier aus im Notfall, das heißt bei weiterem Rückzug nach Westen rasch die schirmenden Wasserläufe der Stura und des Po zwischen sich und Stilichos Geschwader legen, etwa bei Susa die Pässe nach Gallien gewinnen und unter dem Schutz der Dora riparia unverfolgt überschreiten.

Aber es kam anders: nicht damals schon und nicht unter Alarich sollte das Wandervolk nach Gallien gelangen. Der Ostersonntag fiel in diesem Jahr auf den sechsten April: am Abend des Karfreitags, des vierten Aprils, stieg das Heer Stilichos von Aquae Statiellae (Acqui), von Nordosten, her, dem Lauf des Tanarus entgegen, die Höhen im Osten von Pollentia herab und schlug dort Lager.

Alarich hatte keinen Versuch gemacht, es aufzuhalten: kam es zum Angriff, wollte er ihn vor und in dem stark besetzten Pollentia erwarten. Allein er hoffte, weiteren Kampf zu vermeiden. Er verlangte und erhielt ohne weiteres zugesagt eine Unterredung mit Stilicho für den fünften April auf einer kleinen von Pinien beschatteten Anhöhe in der Mitte der beiden feindlichen Lager.

Als die Sonne im Mittag stand, ritten gleichzeitig je zwei Reiter den sandigen Hang hinan: es waren Alarich und Ataulf von Westen, von Osten Stilicho und sein Sohn. Alle sprangen auf dem Gipfel von den Gäulen, die sie im Schatten der Pinien an deren Stämme banden. Nun schritten die vier Männer einander entgegen; treuherzig reckte Stilicho dem Balten die Rechte hin. Aber dieser ergriff sie nicht: finstern Blickes sprach der sonst so freudige Held: »Nein. Nicht fass' ich diese Rechte, die meinem Volk so blutige Wunden schlug, weil sie es verschmähte, zu antworten – auf vier Briefe!« Und zürnend nickte Ataulf. – »Vier Briefe?« staunte Stilicho. »Nicht *einen* hab' ich erhalten.« – »Und meine Boten, die mündlich das Wichtigste – das unter uns beiden Geheimste! – antragen, deine Antwort zurücktragen sollten? Du hast sie gefangen gesetzt!« – »Nicht *einen* hab' ich gesehn.«

»Vater,« sprach Eucherius, – »Boten und Briefe, – frage nach ihnen bei Olympios.« – »Wahrscheinlich,« grollte der Magister militum.

»Dann – deine Hand!« rief Alarich mit entwölkter Stirn. – »Ja, diese Hand,« sprach Ataulf, »obzwar rot von dem Blut der Unsern.« – »Es blieb unvergossen – wie viel Römisches –! erhieltst du meine Botschaften.« – »So hoffen wir wenigstens,« fügte Ataulf bei. »Rede nun, König! Sag' ihm, was wir suchen in Italien. Hoffentlich erspart das weiteres Schild- und Schädel-Spalten.«

»In Italien?« erwiderte Stilicho kopfschüttelnd. »Ich sagte dir längst: nichts hast du zu suchen in meinem Italien.« – »Als ein Grab, denkst du jetzt,« meinte der Balte. »Das such' ich nun freilich – noch! – nicht. Sondern ich suche in Italien: – Afrika.«

Vater und Sohn staunten. »Wie meinst du das?« forschte Stilicho. – »Nicht anders als ich's sage. In Europa ist unsres Bleibens nicht mehr: nicht im Ostreich ... –« – »Und nicht im Westreich,« ergänzte Ataulf. »Wir haben's bitten gelernt.« – »Im Westreich duldet uns Freund Stilicho nicht –« – »Niemals! Warum bleibt ihr nicht, wo ihr wart? Du warst Herr und Meister von Epirus. Aus den Waffenhäusern des Arcadius bezogst du die trefflichen Helme, Schilde, Brünnen, Schwerte, die ihr gegen uns führt. Schatzung an Gold zahlte euch Byzanz, Land zum Ackerbau ...« – »Hatten sie damals versprochen, haben's nie gegeben!« – »Nun denn – statt dessen Lieferungen Getreide ...« – »Haben's nie geliefert!« brach der König zornig los. »Verhungert wäre da drüben mein ganzes Volk: – *sollte* verhungern nach der Griechen Meinung. Nun was tun? Byzanz angreifen? Ei, dann rief es wieder nach dem treuen Helfer Stilicho, dem törichsten aller Helden. Und der kam auch wieder, trotz dem Undank von Pholoe und half *wieder*. Nicht?« – »Ohne Zweifel!« nickte Stilicho ernsthaft. – »Ah, Wahnsinn der Treue! Und Treue gegen *wen*? Gegen denselben Arcadius, – will sagen: Olympios – will sagen Eudoxia, die mir goldene Berge versprochen, schickt' ich des vielgetreuen Stilicho Kopf nach Byzanz, die mir ganz Italien, ja jedes Land des Westreichs preiszugeben, ja feierlich zu verleihen gelobten, entriß ich es dem Vandalen, dem Lebenden oder – lieber! – dem Toten.«

Stilicho fürchte die hohe Stirn. Aber Eucherius sprach fest: »Nicht jenen Menschen, – dem Römerreich hat mein Vater Treue und Schutz versprochen.«

Der König fuhr fort: »Was also tun? Byzanz kann ich nicht zwingen: – Dank Freund Stilicho.« – »Wir wollen nicht noch einmal nach Pholoë,« grollte Ataulf. – »Italien oder sonst ein Stück des Westreichs gibt mir Freund Stilicho weder in Güte ...« – »Noch durch Gewalt, – die Adda sah's,« nickte Ataulf. – »Da kam mir der Gedanke: › Afrika!‹ Die Kornkammer des Reichs! Unberührt von Feindeshand! Blühend, reich genug, zwei Völker wie das meine zu nähren. Und unbehütet: zum Ostreich gehörig, nicht Stilichos.« – »Nicht des Honorius willst du sagen,« verbesserte jener. – »Das ist dasselbe! Afrika hilft uns allen. Aber von Osten her, über das Ionische Meer, das die Trieren von Byzanz beherrschen – ich habe nicht *ein* Segel – kommen wir nie nach Afrika: nur von Italien, von Rom aus, über Sizilien. Deshalb nur brach ich in dieses Land. Nur Durchzug verlangte ich, durch Briefe, – durch die Boten an dich – friedlichen Durchzug bis Rom: – nach Rom, nach Rom ruft mich seit lange eine innere Stimme! – dann Einschiffung in Rhegium, in Lilybäum – nach Karthago!«

Stauend blickten Vater und Sohn auf den hoch Erregten.

»Ich schrieb so dringend: galt es doch unser aller Heil! Ja bittend: denn es galt meinem Volk! – Keine Antwort von dem Jugendfreund!« – »O doch! Brennende Katapulte, stürzende Türme!« zürnte der Vetter. – »Jetzt aber schauen wir uns Aug' in Auge. Jetzt kann alles noch gut werden. Du siehst wie ich erglühe in dem Wunsch, mein Volk zu retten und du weißt, was sein Volk dem Manne ist!« – »Ach nein, er weiß es ja nicht!« rief Ataulf mit bittrem Mitleid. »Wie sollte er auch? Der arme Sieger hat nie ein Volk gehabt. Das er hatte, – er hat's abgeschüttelt, wie fremden Staub! Schau nur, wie kalt er blickt bei deiner schönen Wärme. Wie sollte er sie verstehen!« – »Ataulf!« warnte Eucherius.

Aber sein Vater sprach eisig: »Laß den Barbaren reden, mein Sohn. Was weiß er von der ewigen Roma!« – »Daß sie *nicht* ewig ist,« brach Alarich los. »Ich werd es zeigen!« – »Das wart' ich ab. – Einstweilen aber mäßige dich. Dein Gedanke zwar ist kühn: nicht umsonst heißest du der Balte.« – »All meine Ahnen hießen so!« – »Aber du vergaßest: Afrika gehört zum Reich der Römer.« – »Nicht zu deinem, nicht zum Westreich.« – »Gleichviel: das *ganze* Reich des Theodosius zu schützen hab' ich versprochen, jedem der Brüder das Erbteil zu wahren, das der Vater ihnen abgegrenzt.« – »Auch diesem Hofe zu Byzanz? So wiss' es denn: sie haben dort – insgeheim! – hohen Preis auf deinen Kopf gesetzt!« – »Das war unklug. Denn dieser Kopf denkt, so lang er denkt, für *sie*.« – »Das ist die Treue des – ...« schalt Ataulf. – »Des Stilicho, wolltest du sagen,« unterbrach Eucherius, drohend sich aufrichtend und stolz auf den Vater blickend.

Der König zuckte die Achseln und wandte sich seinem Pferde zu. Aber noch einmal machte er Halt: »Stilicho, alter Genoss! Nur Durchzug – friedlichen Durchzug.« Der Feldherr schüttelte stumm das hochbehelmete Haupt mit dem purpurnen Helmbusch auf dem geschweiften römischen Kamm. »Gut denn! Also nochmal Kampf! Allein morgen ...« – »Am heiligen Ostertag ...« ergänzte der Vetter. – »Ruhn die Waffen jedes Christen, das versteht sich,« nickte Stilicho. – »Also am Montag!« rief zornig Ataulf, in den Sattel des Weißrosses springend. »Aber am hellen Tag, nicht bei Nacht und Nebel wie vor Mailand, in offner Schlacht, nicht in tückischem Überfall. Weh euch! Jetzt gibt es keinen Frieden mehr zwischen uns.« Und sausend sprengten beide Goten davon.

Ernsten Blickes sah ihnen Stilicho nach: »Vielleicht doch,« sprach er dann bedächtig.
»Komm, mein Sohn, zurück ins Lager, allen für morgen die Waffenruhe zu befehlen.«

XIII.

Als aber Eucherius den Balten Sarus und den Alanen Saul nach der befohlenen Einschärfung verlassen hatte, sprang jener von dem Zelttisch auf, an dem die beiden eng Befreundeten gezecht hatten, warf einen drohenden Blick auf die friedlich im Abendschein des italischen Frühlings ruhenden Gotenlager und flüsterte: »Freund! Ich hab' einen herrlichen Einfall. Hilfst du dazu, sind uns Sieg, Ruhm, reiche Beute und vor allem der Rache furchtbare Wollust sicher.« – »Was meinst du?« fragte der Alane mit schwerer Zunge: wankend hielt er sich an dem Tisch. – »Mein Vetter, der sich König nennen läßt, wähnt sich morgen so sicher wie in dem Himmel der Christen: reiten wir in aller Frühe hinüber und schlachten ihn ab und die ganze Gesellschaft.« – »Nicht übel,« grinste der andere und zwinkerte mit den schief gestellten schmalen Schlitzaugen, indem er den braunroten Schnurrbart wischte, der in seinen zwei dünn herabhängenden Strähnen vom Weine troff. »Du weißt, ich fürchte nichts als den Drachen-Teufel. Aber – der Feldherr?« – »Bah, der Sieg entschuldigt alles. Und zürnt auch er – der tugendsame Knecht seiner Worte! – des Kaisers Verzeihung, Gunst, reicher Lohn sind uns sicher. Den freut ein Sieg ohne den ›Mann‹ – ja gegen ihn – erfochten, mehr als zehn Triumphe seines verhaßten Schwiegervaters. Aber mir ist's nicht um Ruhm, Beute und Lohn: – ich lasse dir alles! – Mir ist's um das Herzblut dieser Vettern, die seit Geschlechtern uns, den älteren Zweig der Balten, zurückgedrängt, jetzt gar den Königstab unseres Volkes erlistet haben! Ich muß dies Herzblut endlich rinnen sehn. Meine Hunnen sind Heiden wie deine Alanen: sie alle bindet morgen nicht ›die fromme Christenpflicht, das heilige Fest‹, von denen Eucherius predigte: und uns folgen sie in die Hölle.« – »Aber du?« – stotterte der Alane. – »Du selbst bist Christ, eh?« – »Wohl: aber katholisch! Es ist fromm Werk, diese arianischen Ketzler zu versäbeln. Und im Notfall beicht' ich's beim Bischof von Mailand: der spricht mich sicher los. Tut er's nicht, – tu' ich's selbst. Nun komm herein in mein Zelt, den Plan geheim und genau zu beraten. Denn rasch muß es geschehen – bevor Freund und Feind etwas ahnen.«

Und rasch geschah's! Kaum hatte am andern Morgen die Sonne die Höhenzüge östlich des Tanarus überstiegen und ihre ersten Strahlen über die Ebene leuchten lassen, in welcher die drei Lager in geringer Entfernung voneinander aufgeschlagen waren, als aus der linken, der südlichsten Hälfte der römischen Zelte die Hunnen und Alanen, fast die gesamte Reiterei des Heeres, lautlos hervorbrachen und in rasendem Rennen sich auf die nächsten gotischen Zeltreihen ihnen gerade gegenüber warfen. Erst als sie das Lager erreicht hatten, stießen sie ihr wildes Kampfgeheul aus, dem Schrei der Hyäne vergleichbar: schrill zerrissen die grellen Töne die frommen Gesänge, mit welchen die Goten psallierend unter Führung ihrer Geistlichen, die Krieger ohne Waffen, die zahlreichen Frauen und Kinder die blonden Häupter mit Frühlingsblumen umkränzt, in den Gassen des Lagers umherzogen, und an reich geschmückten Altären nach alter christlicher, schon von Wulfila eingeführter Sitte gleich nach Sonnenaufgang die österliche Morgenandacht verrichteten.

Furchtbar war die Wirkung des plötzlichen sturmgleichen Überfalls. Niedergeritten waren sofort die wenigen Wachen, die der König, fest auf Stilichos Wort vertrauend, lediglich der Kriegsgewohnheit folgend, an den Eingängen der Lager aufgestellt hatte:

sie kamen gar nicht dazu, in den Zelten das Heranjagen der Reiter zu melden. Diese meldeten sich selber schrecklich an! Sie sprengten mitten in die dichten Haufen der wehrlosen Gebetgänger und was die Gäule nicht niederrannten, hieb der sichelähnliche Krummsäbel des Alanen, streckte die neunsträngige Geißel des Hunnen, jeder Strang in eine Eisenkugel auslaufend, zu Boden. Das Jammergeschrei der Weiber und Kinder, die in den gelbbraunen, gellenden, spornenden, metzelnden Reitern mit Entsetzen höllische Unholde sahen, das Wutgeschrei der widerstandlos geschlachteten Krieger stieg gen Himmel, erweckte die noch in den Zelten Ruhenden: es drang hinüber in das römische Lager.

Empört erkannte Stilicho, was geschehen: er befahl sofort, alles Fußvolk und die wenigen ihm verbliebenen Reiter zusammenzuscharen, ordnete sie in aller Eile und führte sie selbst in der Richtung auf das überfallene Lager, dem vertragsbrüchigen Blutbad ein Ende zu machen: seinen Sohn schickte er auf raschestem Roß mit weißem Heroldstab voraus, die Kämpfenden zu trennen, Sarus und Saul bei schwerster Strafe zurückzurufen.

Aber einstweilen hatte sich das Blatt gewendet: die Angreifer waren die Angegriffenen, ja die Eingeschlossenen geworden: sie konnten nicht mehr vorwärts noch zurück.

Als der Lärm des Überfalls, das Geschrei der Seinen, den König erreichte, geriet er wohl in höchsten Zorn, aber nicht in Schreck: bei heißester Erregung verlor er nicht die kühle Überlegung des geübten Feldherrn, die nur einem Stilicho nicht gewachsen war. Sobald er von dem hohen Streithengst herab die Drachenwimpel der Alanen, aber keine römischen Feldzeichen erblickte, rief er: »Gott Dank, Stilicho hat nicht die Treue gebrochen!« – es war sein erstes Wort! – »das ist nur Saul!« Und nun hinter diesem Haufen die Hunnen erkennend an ihren kleinen zottigen Kleppern, schloß er: »und Sarus hat es angestiftet. Nun wartet!« Er gab Ataulf einen raschen kurzen Befehl: der brauste mit seinen Reitern seitwärts – gen Süden – zum Lager hinaus, während Alarich mit allem erreichbaren Fußvolk, das nun zu den Waffen gegriffen hatte, von West nach Ost sich den Feinden geradewegs entgegenwarf. Diese waren nach dem Erfolg des ersten Anpralls nicht weit vorwärts gekommen: zuerst hatten sie die hochgetürmten Haufen der Erschlagenen gehemmt: dann stießen ihre Gäule in den engen Lagergassen auf die vielen Wagen und Karren, den langen Troß des Wagenzuges: das hielt sie fest: daneben vorbei konnten sie die Pferde nicht zwängen: bei dem Versuch, darüber hinwegzusetzen, stürzte Roß und Mann, während das gotische Fußvolk zu beiden Seiten der Wagen mit gefällten Speeren und geschwungenen Schlachtäxten auf sie eindrang im Nahkampf mit der grimmigen Kraft der Rache.

Jetzt erschauten sich Alarich und Sarus. »Fort mit dem Wagen da!« rief der König. »Schafft mir Platz.« Sechs Speerträger faßten den Karren und schoben ihn zur Seite.

»Ah, der Balte!« schrie Sarus. »Stirb, Herr König der Goten!« – »Treubrühiger Hund!« gab dieser zurück. Und beide sprengten widereinander mit eingelegten Lanzen. Die des Sarus zersplitterte an der Ringbrünne des Königs: zwar flog der unter der Wucht des Stoßes auf dem sattellosen Hengst bis auf dessen Hüften zurück, aber er hielt sich gerade noch und sah den Feind, in die Kehle durch und durch gestoßen, vom Pferde stürzen: heiser klang sein Todesschrei.

Da entschante, wie diesen Horden gar oft geschah, des Führers Fall sofort die Hunnen: sie rissen die Gäule herum und flohen. Das heißt: sie *wollten* fliehen; aber sie stießen in vollem Rennen auf die Alanen in ihrem Rücken und rissen diese, deren Reihen durchbrechend, in Verwirrung mit sich fort: vergebens mühte sich Saul, die Flucht zu stellen: seine Alanen gehorchten ihm, soweit sie konnten: aber nicht die meisterlosen Hunnen.

»Nun denn, meine Drachen,« schrie er zuletzt erbost, »so weicht auch ihr! Zurück! Heraus aus dem verfluchten Lager.« Und er wandte das Pferd dem Ausgang zu. Da erschrak der so furchtlose Mann. Der Ausgang war nicht mehr frei: mit lautem Kampfes- bald Sieges-Geschrei sprengte Ataulf mit seiner ganzen Reiterei, die langen Speere vorgestreckt, gegen die weichenden Alanen, die fliehenden Hunnen heran. Im Augenblick waren beide Geschwader zurückgeworfen in das Lager hinein in die Lanzenreihen des grimmig verfolgenden Fußvolks Alarichs.

»Hui,« knirschte Saul, »das hat der schöne Ataulf getan. Wart', Milchgesicht, ich mach' dich noch schöner.« Und scharf gezielt, gerade zwischen die Augen, schleuderte er den kurzen Wurfspeer gegen den Goten. Aber Ataulf schlug das Geschoß mit dem Langschwert zur Seite und spaltete mit dem zweiten Streiche des Alanen spitze Mütze von schwarzem Lammfell und auch den Kopf darunter bis ins Kinn. Grell kreischten seine Reiter, als sie den vieljährigen, tapfern Führer fallen sahen.

In diesem Augenblick erreichte Eucherius, sich durch die hintersten Reihen Ataulfs drängend, diesen: er winkte mit dem weißen Stab und rief: »Halt ein! Stilicho ist schuldlos!« – »Das glaub' ich! Aber deine Drachenbrut!« Und er hieb wieder einen Alanen vom Gaul. – »Ich rufe sie ab! Ich führe sie sofort zurück.« – »Nein,« lachte Ataulf, »wahrlich nein! Schau die erschlagenen Frauen am Boden! Da vorn mäht der König die Hunnen: die Alanen sind mein. Jetzt haben wir die falschen Wölfe. Nicht *einer* soll zurück!« – »Nicht *einer*!« jauchzten die nächsten Goten,

Eucherius erkannte die Unmöglichkeit, die zornigen Rächer umzustimmen. Er jagte zurück zu dem Vater, den er bereits auf halbem Wege nach den Lagern der Goten an der Spitze des Fußvolks fand. Er meldete, was er gesehen, gehört. Der Feldherr hielt das Pferd an, er sann einen Augenblick nach: er suchte Rat.

»Überlaß sie doch,« mahnte Adalger an seiner Seite »ihrem Schicksal. Sie haben's reich verdient, die Treu- und Ehre-Brecher!« – »Des Kaisers beste Reiterscharen? Nein, ich darf nicht. Ich *muß* sie retten! Aber wie? Wie am sichersten, am raschesten? Ah, ich hab's! Rechtsum! Vorwärts auf das andre Lager der Goten! Dort haben sie die meisten ihrer Weiber, ihrer Kinder. Sehen sie diese gefährdet, – gebt acht, wie schnell sie von unsern Reitern lassen. Vorwärts! Nach rechts! Im Sturmschritt auf jenes Lager.«

Er hatte recht. Sowie Alarich und Ataulf die ganze Wucht des römischen Fußvolkes in ihrem Rücken auf das größere Lager fallen sahen, – bald scholl der Kampf der Männer, das Geschrei der Weiber zu ihnen herüber – wandten sie sich, diesen zu helfen: Alanen und Hunnen, so frei gegeben, jagten, was die Gäule laufen konnten, zurück ins römische Lager: sie konnten heute nichts mehr leisten. – Aber Ataulf hatte eine weite Schwenkung um das kleinere Lager herum zu vollziehen, bis er in den Kampf um das größere eingreifen konnte: er kam zu spät.

Der Sieg Stilichos auf diesem – dem nördlichen – Teil des Schlachtfeldes war rasch entschieden: er hatte mit der erdrückenden Übermacht seines Fußvolkes – der trefflichen germanischen Söldner zumal – den Widerstand der gotischen Verteidiger hier schnell überwältigt, das Lager genommen, in Brand gesteckt, viele Wehrunfähige gefangen.

Ataulf und auch der früher eintreffende König konnten nicht mehr erreichen als die Flucht des Volkes, den Abzug auch des stark geschwächten Heeres in die schützenden Mauern des Städtleins Pollentia im Rücken des Nordlagers zu decken. Und auch dies gelang nur durch immer wiederholte Vorstöße der beiden unermüdbaren Führer, die Verfolger aufzuhalten. Doch diese Versuche halfen immer nur auf kurze Zeit und wurden unter schwersten Verlusten der sich aufopfernden Nachhut ausgeführt. So ward der Tag von Pollentia trotz der Niederlage seiner Reiterei schließlich ein großer Sieg Stilichos.

XIV.

Ein wie großer, den ganzen Feldzug entscheidender, – das sollte Besiegten und Siegern in seiner ganzen Bedeutung erst der folgende Tag zeigen. Noch am Abend des Sonntags umschloß der Feldherr die kleine, nicht sturmfrei befestigte Stadt von allen Seiten: am nächsten Morgen sollten die niedrigen Mauern, die morschen Tore fallen: und dann war das ganze Wandervolk, waren auch die stark gelichteten Tausendschaften der Krieger Gefangene, das heißt Sklaven in der Römer Hand. Stilicho überlegte nur noch, ob es nicht klüger – und menschlicher? – sei, die Eingeschlossenen in wenigen Tagen zur Ergebung zu zwingen durch den Hunger.

Das Landstädtlein mit seinen nicht zehntausend Einwohnern hatte nicht Lebensmittel genug, auch nur ganz kurze Zeit die plötzlich darin eingepferchten Massen zu ernähren, die fast sämtlich auf den Straßen lagerten: die Häuser boten – neben den Einwohnern – kaum den Verwundeten ausreichend Unterkunft: die reichen Vorräte, die der König, überallher zusammengerafft, mitgeführt hatte, waren mit den beiden Lagern in die Hände der Sieger gefallen.

Während Stilicho die für den nächsten Tag zu treffenden Maßregeln überlegte, traf in dem Zelt des nördlichen Goten-Lagers, darin er die Nacht verbringen wollte, ein Bote des Königs ein, der für diesen und Ataulf freies Geleit erbat behufs einer Unterredung – »wohl die letzte im Leben,« sollte der Herold melden. Sofort ward sie gewährt und alsbald erschienen die beiden – in arg zerhämmernten Helmen und Brünnen – vor Stilicho, der seinen Sohn und den Markomannen herbeibeschieden hatte.

Er schritt den tiefernst und tieftraurig, aber nicht zornig darein Blickenden entgegen: »Es war nicht meine Tat, geschah gegen meinen Willen.« – »Ich weiß,« erwiderte der König, die hingereichte Hand ergreifend, »sonst stünd' ich nicht vor dir.« – »Nicht einen Augenblick hab' ich's geglaubt,« schloß Ataulf. – Erfreut sprach Stilicho: »Dank! – Du kommst nun, abermals zu verhandeln?« – Der König nickte: »Und weiteres Blut zu sparen.« Nachdeutlich erwiderte der Feldherr: »Es ist billig, – ich seh' es ein! – daß euch Genugtuung wird für den treuebrecherischen Verrat, für den Riß durch das Recht aller Völker. Ich schulde euch das. Zwar, hättet ihr den Kampf abgebrochen, als mein Sohn mahnte – ...« – Beide Goten fuhren auf: »Und die Verräter, die Mordbuben ungestraft entkommen lassen?« rief Ataulf. – »Das kannst du selbst nicht ernsthaft meinen,« schloß der König. »Du hättest *uns* helfen sollen gegen sie.« – Der Feldherr zuckte die Achseln: »und zusehn, wie ihr des Imperators ganze Reiterei schlachtet, noch dazu helfen? Nein! Sie wären ihrer Strafe nicht entgangen. Jedoch: ich wiederhole: Genugtuung gebührt euch: ich bin in eurer Schuld: was verlangst du zur Sühne, König?« »Nichts für mich: tot liegen die Neidinge: das genügt *mir*. Aber *mein Volk*! Stets vergissee du, daß ich nur lebe für mein Volk. Thiudans, Volkskönig, heiß ich. Was kannst du als Sühne bieten den Kindern für die gemordeten Eltern, was den Eltern für ihre Kinder, den Witwen für die Gatten? – Gewiß zwar wirst du den Besiegten, Eingeschlossenen nicht gewähren, was du den Unbesiegten vor dieser Mordschlacht abgeschlagen hast: freien Durchzug nach Afrika. Nicht das darf ich verlangen. Allein du selbst sprachst zuerst das Wort: Genugtuung. Sühne, Volkssühne will ich's nennen: du schuldest sie dem grausam getäuschten Gotenvolk, das Stilichos Treue vertraute und

maßlos dafür litt.« Der Feldherr senkte die hohe Stirn und sah erschüttert vor sich hin. Er schwieg. Eucherius trat an ihn heran und legte leise die Hand auf seine Schulter.

»Oder willst du wirklich,« hob nun Ataulf an – »ich leugne nicht: du kannst es! – morgen in jene Mauern dringen und abermals viele Tausende von Wehrlosen neben uns Kriegern erschlagen oder verknechten? Willst du es denn ganz ausmorden, das Volk der Westgoten?«

Mit raschem Kopfschütteln erwiderte Stilicho: »Nicht, wahrlich nicht, kann ich's vermeiden. Gedenke, mein Alarich, an Pholoë und meine dort enthüllten Pläne. Aber ich bin des Imperators Feldherr. Pflicht und Neigung reißen mich nach rechts und links, sie zerreißen mich noch! Sprich daher, König, welche Sühne verlangst du für dein Volk?«

»Freien Abzug aus Italien.« – »Wohin?« – »Wohin du willst.« – »Hm, das ... das muß reiflich überlegt sein. Jedenfalls schelten sie mich wieder Verräter, laß ich euch überhaupt entrinnen. Aber das gilt mir gleich: ich bin's gewohnt. – Allein wohin?« fragte er nun sich selbst. – »Etwa nach Ost-Illyricum?« meinte Ataulf und der König nickte, auch Eucherius und Adalger stimmten bei. – »Was fällt euch ein,« zürnte Stilicho. »Ist Ost-Illyricum mein? (will sagen: des Honorius.) Es gehört – so gut wie Afrika – Byzanz. Kann ich Arcadius berauben?« – »Oh, um diesen Wahn der Treuepflicht!« rief Alarich. »Glaubst du, Byzanz, Arcadius würden einen Augenblick zögern, dich zu vernichten, könnten sie's? Ich sagte dir doch: einen Preis auf deinen Kopf ...« – »Gleichviel! Ich schütze auch des Arcadius Besitz und Grenzen. Ich reiße nichts von seinem Reiche ab und niemals werd' ich ...«

Da meldete die Zeltwache: »Eine geschlossene Sänfte, Magister militum, trifft ein im Lager, begleitet von einigen Reitern. Ihr Führer nennt sich Claudius Claudianus: er verlangt dringend sofortiges Gehör.« – »Mein Claudian!« rief Eucherius hinausgehend. – »Er kann nur aus Mailand kommen – vom Hof,« sprach Stilicho erstaunt. »Führt ihn herein.« – Schon zog ihn Eucherius an der Hand in das Zelt: jener neigte sich, sein Antlitz zeigte hohe Erregung; er fand nicht gleich Worte.

»Willkommen im Lager, Poet. Wichtiges muß es sein, was dich bewog, den Hof zu verlassen. Ich hatte dir doch befohlen, über Honorius zu wachen, die Ränke meiner Feinde zu vereiteln oder doch mir zu melden, zusammen mit meiner Gönnerin Placidia, die ...« – »Placidia, Herr, ist nicht mehr am Hof.« – »Wo ist Placidia?« fragten alle fünf Männer zugleich.

»Hier ist Placidia,« antwortete eine wohllautreiche Stimme und lächelnd schwebte die herrliche Gestalt herein. – »Placidia!« rief Ataulf und, alles sonst vergessend, ergriff er mit beiden Händen ihre Rechte: sie ließ sie ihm willig.

»Was ist mit dir geschehen?« forschte Stilicho staunend; er schob ihr einen Zeltstuhl hin. Aber sie blieb stehen: »Danke! Bin genug gesessen und gelegen in der engen Sänfte von Mailand bis hierher. – Was mit mir ist? Verbannt bin ich vom Hof, in Ungnade fortgeschickt.« – »Unmöglich!« rief Eucherius. – »Was ist unmöglich bei Honorius?« erwiderte sie, – »Und warum?« fragte der Feldherr. – »Warum? Weil ich seinen schändlichen Undank gegen dich endlich einmal – es riß mir die Geduld und der Zorn verbrannte die Klugheit! – beim rechten Namen nannte, weil ich die Ränke, die er mit Byzanz gegen dich spinnt, aufdeckte, und dich zu warnen drohte. Und noch aus einem Grunde, der« – sie errötete – »euch Männer nichts angeht.« – »Was für Ränke

mit Byzanz?« forschte Stilicho. – »Der Protonotar Archelaos, der Führer der letzten Gesandtschaft des Arcadius, – sie kamen und gingen jetzt unaufhörlich! – verlor bei seiner Verabschiedung von mir eine Papyrus-Rolle: ich las sie auf: sie enthielt den zwischen den beiden Höfen abgeschlossenen Vertrag: hier ist er: lies! Er geht dich nahe an.«

Er begann zu lesen: da entfärbte sich sein Antlitz: es zuckte ihm wie Wetterleuchten über die Stirn: »Wie? Was ist das? Erstens: West-Illyricum wird vom Westreich abgerissen und Byzanz abgetreten: aber nicht für Byzanz: vielmehr hat es Arcadius bereits abgetreten den Jazygen, ...« – »Den wilden räuberischen Sarmaten!« rief Eucherius, »deren er sich nicht mehr erwehren kann.« – »Ein Erzraubgesindel,« warf Adalger dazwischen. – »Nächste Vettern der Hunnen!« lachte der König.

Aber Stilicho fuhr fort: »Schon sind diese greulichen Unholde unterwegs dahin. Dafür zahlt Arcadius an Honorius dreitausend Centenare Silbers – Stilicho, sagt der Vertrag, wird sich dem widersetzen« – »wahrscheinlich« unterbrach er selbst sein Lesen. »Alsdann wird er seiner Ämter entsetzt ...« – »Weiter nichts?« lachte Adalger, den Schwertgriff drückend. – »Doch Freund! Noch mehr, »Die Ehe mit Thermantia wird gelöst – ah niederträchtig, mein armes weißes Lamm! Welche Schmach! – Und das ganze Geschlecht wird für immer nach Sardinien verbannt« Nein, Honorius, das ist zu viel!« stöhnte der Gequälte in bitterstem Weh. – »Das fand ich auch,« sprach Placidia, »und sagte ihm das recht deutlich. Ich verriet aber nicht die Quelle meiner Kenntnis. Hier, Claudian, der treue Poet, verwahrte mir die Rolle, und als der erboste Bruder mich nach Rom verwies, begleitete mich der Wackere, ja, er folgte mir in das gefährliche Wagnis, in Genua den begleitenden Prätorianern mit meinen Sklavinnen zu entschlüpfen, zu Schiff nach Albigaunum zu entfliehen und, als wir die Nähe deines Lagers erkundet hatten, zu dir zu eilen.«

»Herrlich!« rief Ataulf. »Und kamst du gestern in dies Zelt, so trafst du darin – mich und warst meine Gefangene.« – »Welch Unglück dann!« seufzte sie schalkhaft lächelnd. Dies Lächeln entzückte den Goten. – »Aber,« mahnte Claudian, »Eile tut not, Magister militum: was immer du beschließen magst: – eile! Schon traben die Rößlein der Jazygen gen Illyricum.«

Stilicho hatte mit raschen Schritten schweigend das Zelt durchmessen: jetzt blieb er plötzlich stehen: »Sie sollen's nicht haben, die Scheusale! Nichts vom Westreich wird losgerissen, ich hab's gelobt, ich halt' es. Auf, Gotenkönig, rasch: nun ist dir geholfen. Führe dein Volk nach West-Illyricum, als mein Vertreter, mein Feldherr und des Honorius Statthalter. Er wird nicht wollen, meint ihr? Ah, ich sage euch« – er stampfte heftig mit dem Fuß – »er wird wollen müssen! Geht, ihr Goten, schützt mir im Dienste Roms römisch Land gegen Barbaren! Siehst du, Freund Alarich: nun erfüllen sie sich doch, meine Pläne von Pholoë! Goten als Helfer Roms kämpfen gegen wüste Barbaren. Schützt eure neue Heimat.«

XV.

Und an dem Tage, der die unvermeidliche Vernichtung des Gotenvolkes hätte schauen müssen, setzte sich der lange Zug aus den Toren von Pollentia gen Ostnordost in Bewegung. Eucherius, Adalger, Claudian und zahlreiche andere Heerführer und Vertraute Stilichos geleiteten die Abziehenden, Gewalttaten der Goten gegen die Bevölkerung, wie Angriffe römischer Scharen auf jene zu verhüten. Alle Fragen, die bei dem Abzug aus der Halbinsel, dem Einrücken in Illyricum, der Ansiedelung daselbst, der Einfügung in das Westreich auftauchen konnten, wurden in dem von Stilicho entworfenen, von Alarich mit wenigen Änderungen angenommenen Föderat-, d. h. Bündnis-Vertrag genau geregelt und im voraus entschieden: einen *Bündnisvertrag* mit dem Reiche zu schließen sträubte sich der Stolz des Balten nicht: seit Menschenaltern waren alle gotischen Völker hieran gewöhnt und nicht der Kaiser, ihr König sollte ja an der Spitze des Gotenstaates in Illyricum stehen; der Zorn der beiden Imperatoren kümmerte den Balten wenig.

Ortskundige Wegweiser – Eingeborne – geleiteten die Abziehenden. Bald hinter Pollentia überschritten sie ein unbedeutend Wässerlein, schmal und seicht, nur die Wagen etwa mußten sich einer Furt bedienen. Alarich ritt ohne Schwierigkeit durch das Flößchen: »Wie heißt es?« fragte er den Kolonen, der das Roß am Zügel führte. – »Roma.« – »Was? Wie?« – »Roma, Herr!« – »Also dies die Erfüllung der Weissagung! Trügerisches Volk der Seher, der Wahrsager! Un-Wahr-Sager sind sie!«

»Was schiltst du?« fragte Eucherius, der neben ihm ritt. – »Ei, vor dem Aufbruch nach Italien befragte ich eine ›Pythonissa‹ – so nannte sie sich – zu Larissa, ob ich auf diesem Zuge Rom – Roma! – erreichen werde. Die alte Vettel blickte lang in ihren schwarzen Zaubersud: dann sprach sie zuversichtlich: ›Ja, Herr, du wirst auf diesem Zuge Rom erreichen.‹ Bah, dies Rinnlein hat sie gemeint. Ataulf! Man muß es ihm sagen. Auch er hat fest daran geglaubt. Ihm hat sie verheißen, er werde die Kaisertochter erreichen. Wo ist Ataulf?«

Aber Ataulf war weit voraus. Dringend, so gut es vor den andern in dem Zelt geschehen mochte, hatte er von der Geliebten eine Unterredung noch vor Nacht erbeten: den Finger auf den Mund legend, hatte sie leise das Haupt geschüttelt. Am andern Morgen hatte der Glühende vor dem Aufbruch sie im Lager Stilichos in dem ihr eingeräumten Zelt gesucht: er hatte es leer gefunden: sie war nirgends zu erkunden. In bitterem Weh war er dann aufgebrochen. Gestern noch hatte er die Herrliche nah, so nah gesehn: heute mußte er ihr den Rücken wenden – auf unbestimmte Zeit – vielleicht für immerdar! In wahren Grimm des Schmerzes hatte er die Führung der Vorhut – seiner wackern Reiter – übernommen, aber auch das vorderste Geschwader weit hinter sich gelassen, in den lachenden Frühlingmorgen hineinsprengend, als gelte es vor sich das Glück zu erjagen, das er doch – wohl für immer – hinter sich gelassen. So war er, den Seinen weit voran, ganz allem in ein wenig dichtes Pinien-Wäldchen gelangt, in dem die breite Heerstraße nach Osten mehrfach durch schmale Seitenpfade gekreuzt ward.

An der Einmündung eines solchen Querweges von rechts, von Süden her, der rascher zu dem Lager Stilichos führte, sah er ein Paar Reiter und eine Sänfte halten, die

offenbar auf den Zug der Goten warteten. Sowie er heran war, öffnete sich die Sänfte und heraus trat – Placidia. In heißem, süßem Schrecken sprang er vom Pferd und eilte auf sie zu: da sah er mit Staunen, daß ihre beiden Handknöchel ein goldenes Kettlein umschlossen hielt. »Placidia! Geliebte!« rief er. »Was bedeutet das?« – »Das bedeutet,« lächelte sie, »daß die Schwester des Imperators, mit dem du Krieg führst, kriegsgefangen in deine Hände fiel. Nimm mich, ich bin dein. Ich kann nicht anders. Lange, lange hab' ich mich gewehrt gegen den Apollo der Germanen: aber er ist stärker als mein Stolz. Und glaube nicht, ich komme, weil ich nicht zurück kann: vier Boten und Briefe hat mir mein Bruder nachgesandt schon bis Genua, meine Rückkehr erlehend, mir vollste Herrschaft in Palast und Reich versprechend: ich aber – will zu dir, dir dienen als dein schmiegsam Weib: dich lieben, von dir geliebt werden ist köstlicher als den ganzen Erdkreis beherrschen!«

I.

Gleich hierauf führte den Magister militum der Rückweg nach Mailand über Pavia. In dieser ganz überwiegend von Römern besetzten Feste war es wiederholt zu Reibungen, zu offenem Streit, zuletzt zu blutigen Händeln gekommen zwischen einer schwachen Schar germanischer Söldner – Friesen waren's und Franken –, die vor der Stadt lagerten auf ihrem Weg über die Alpen, in Gallien und Rätien die entblößten Grenzen wieder zu besetzen, die einstweilen nur von jenen beiden Königen waren gehütet worden – mit musterhafter Treue und bestem Erfolg.

Stilicho hielt strenges Gericht in der Stadt: es hatte sich herausgestellt, daß wieder einmal, wie so oft geschah, die Römer, wo sie sich in erdrückender Überzahl wußten, plötzlich über die »Barbaren« hergefallen waren.

In Europa wie in Kleinasien waren solche »Vespere«, in denen auch die Weiber und Kinder der angesiedelten Söldner ermordet wurden, schon seit zwei Jahrhunderten nicht selten gewesen: der alte Haß, die Verachtung der »Ketzer«, die junge neidische Eifersucht auf die Bevorzugung durch den »Vandalen« bedurften zu solchem Aufflackern keines Grundes, kaum eines Vorwandes.

Schwere Strafen hatte »der Mann« über die Schuldigen in Pavia verhängt: ein Centurio der »Kohorte der Samniten«, der drei Friesen nachts in ihrem Zelt im Schlaf erdolcht hatte, ward mit gefesselten Händen an ihm vorbei zum Tode geführt: er blieb vor dessen Pferd stehen: »nur noch *eine* Frage, Vandalen.« – »Magister militum bin ich.« – »Ja, so nennst du dich. Aber Barbar bist und bleibst du! Sprich, warum ziehst du deine Germanen überall vor? Warum bezahlst du sie besser als uns Römer?« – »Weil sie bessere Soldaten sind!« – »Ah, bei Mars dem Rächer! Fluch dir! Das sagst du mir, dem Samniten? Jahrhunderte hindurch haben meine Ahnen euch kühhestehende Barbaren zu Tausenden gegriffen und als Sklaven verkauft.« – »Ja! Aber schon lange nicht mehr, wenn euch nicht führten – Germanen.« – »Warte nur! Einst werden sie dich doch noch zerreißen, die Söhne der Wölfin!« drohte der Verurteilte, die geketteten Fäuste gegen ihn reckend, – »Wer oder was wird sie aber dann schützen, die Wölflin, vor den germanischen Bären? Gewiß nicht nächtliche Mordtat, Samnite. – Fort mit ihm.«

Ernst, schweigsam ritt Stilicho mit seinem kleinen Gefolge von der Richtstätte hinweg den Fluß aufwärts nach »Pons Tessini«, wo ähnliche Verbrechen zu ahnden waren. »Hat dich der Fluch verstört, Vater?« fragte Eucherius besorgt. – »Nicht der Fluch gegen mich, lieber Sohn. Aber der Fluch, der, Unheil brütend, über diesem Reiche liegt: der unauslöschliche Haß der beiden Völker. Seit Jahren such' ich sie zu verschmelzen: Haß, Verachtung, Totschlag, Mord ist das Ergebnis. Sollte er dennoch schließlich Recht behalten, der blonde Gotenkönig? Muß ich doch einst wie jener Decius in den Abgrund springen, diesmal in den, der zwischen Römern und Germanen gähnt? Und wird er sich dann wenigstens schließen für immerdar? – Aber sieh, was drängt sich dort lärmend neben dem Fluß? Priester sind's, Bauern, Likatoren. Rauch steigt auf am Ufer neben der Brücke. Gebet, – Psalmen, – Geheul! Sehen wir näher.«

Sein Zug war jetzt außerhalb der Mauern von Pavia in gartengleichem Reb- und Olivenland. Er sprengte auf das Ufer zu in den dichtesten Knäuel von Menschen hinein. »Was gibt's hier, Diakon?« rief er einen schwarz gekleideten Priester mit haßverzerrten Zügen an. – »Magister militum, ein Strafgericht der Kirche und des Staats. Diese alte Hexe da – Sibylle rühmen sie die Leute – wird verbrannt. Sieh dort den Scheiterhaufen.« – »Hier? Auf freiem Feld? – Heda, Likatoren, warum nicht in der Stadt?« – »Herr, das betörte Volk würde es nicht leiden. Sie halten sie für schuldlos und ihre Sprüche treffen ein.« – »Ja, durch Hilfe der Hölle,« erklärte der Diakon. – »Was hat sie jetzt verbrochen?« – »Geweissagt hat sie wieder.« – »Das tut ihr auch, – sogar aus der Bibel.« – »Und gezaubert!« – »Das tötet ihr so gern, – könntet ihr's.« – »Sie hat ihrem kranken Mann durch bloßes Bestreichen der Glieder die Schmerzen vertrieben, beschworen.« – »Könnte man doch alle so beschwören!« – »Und als er starb, hat sie ihn, statt ihn zu beerdigen, verbrannt.« – »Das tun wir daheim alle,« lachte ein friesischer Reiter. – »Verfluchter Heide! – Aber im Reiche der Römer steht darauf seit Constantius der Feuertod: die Kirche gebeut's und ...« – »Gemach! – Warum gebeut das die heilige Kirche?« – »Weil da geschrieben steht: ›der Mensch soll zur Erde werden, daraus er genommen‹.«

Stilicho lächelte bitter: »Also tot darf man die Leute nicht verbrennen, aber lebendig? Heiliger Unsinn! – Rasch, tapferer Sigiboto, binde die Alte los – sie ist begnadigt – und führe sie in Sicherheit.« Der Frieser sprang hurtig ab und zerhieb die Stricke. Die Befreite wankte auf den Feldherrn zu: eine alte Frau in weißem Haar: sie küßte seinen Fuß im Steigbügel: »Das wird dir vergolten, Stilicho. Vergolten von den ewigen Göttern!« rief sie dem bereits Davonsprengenden nach. – »Nein,« knirschte der Diakon, mit erhobener Faust ihm nachblickend, »aber von der heiligen Kirche!«

II.

Nach Mailand zurückgekehrt, fand der Sieger von Pollentia – wie nach dem Entsatz jener Stadt – durchaus nicht den verdienten Empfang. Diesmal sogar nicht im eigenen Hause. Serena begrüßte ihn mit stummer Kälte, die seine schmerzliche Frage bald in laute Vorwürfe auflöste: »Du kannst fragen?« schalt sie. »Nie hättest du den Gotenkönig und sein Volk entrinnen lassen sollen: daß du das getan, weiß bereits das ganze Reich. Schwer zürnt dir Honorius. Aber ärger noch ist: du hast diese gottverhaßten Ketzer, die Verächter des Herrn Christus, losgelassen, ja gehetzt wider den rechtgläubigen Imperator von Byzanz, den Sohn deines Wohltäters Theodosius: du brachst dein ihm gegebenes Wort.«

Mit tiefem Schmerz erwiderte der Gescholtene: »Das sollte Serena – *meine* Serena – nicht sagen, nicht *denken* können! Hab' ich versprochen, mich nicht zu verteidigen, greift Arcadius an? Wem gehört West-Illyricum? Ihm oder mir?« – »Keinem von beiden, sondern Honorius. Und der hat es abgetreten – ›freiwillig‹.« – »Wann hatte Honorius jemals freien Willen? Diesmal hieß sein Wille: ›Olympios!‹ Und abgetreten an wen? Nicht an Byzanz! An die schnöden Jazygen. Das sind Heiden: und solches billigt die fromme Tochter der Kirche?« – »Besser Heiden, zehnmal besser als deine Ketzer.« – Stilicho nickte bitter: »lehrt Papst Innocentius! Oft schrieb er mir's. Jetzt hör' ich's auch aus dem Munde, ach aus der Seele meines Weibes, das er mir längst genommen.« – »Ja, das lehrt er, dieser schon auf Erden fast Heilige. Er eilte auf die erste Kunde von Rom hierher, Honorius zu beschwören, den Bund zu zerreißen, den du mit den Goten geschlossen. Er drang – mit Bischof Venerius – in mich, dich zu ...«

Unwillig unterbrach der Gatte: »Die beiden haben dich wohl auch gelehrt, mich zu empfangen, wie du getan? O Serena!« fuhr er weicher fort, »gedenke doch all der vielen Jahre der Liebe, der Treue, die wir zusammen gelebt, bevor du dich ganz von mir hinweg und zu den Priestern gewendet hast. Vereint uns denn nicht schon der Schmerz um das Los Therantias, unseres armen Kindes, das unter dem Kaiserpurpur das Weh einer ungeliebten Gattin trägt? Komm, Serena, um unserer Kinder willen, kehre zurück zu mir. O komm in meine Arme.« Und mit warmer Empfindung trat er auf sie zu. – Schroff wich sie zurück: »Nein, nein! Ich muß dich meiden. Gott will es, die heiligen Bischöfe gebieten es: du, der Erretter der Arianer, bist jetzt ein offener Feind der Kirche geworden, wie du niemals ihr treuer Sohn gewesen. Du bist ausgestoßen aus der Kirche, bis du bereut hast, bis du – vor allem *dies* heischen sie! – deine ketzerischen und heidnischen Söldner im Heere, die Germanen, von dir gestoßen, ihren Gottes- und Götzen-Dienst verboten hast. Bis dahin verlaß ich dein Haus: die Religiösen, die frommen Frauen der heiligen Jungfrau, haben versprochen, mich aufzunehmen.« – Da fuhr der Gequälte grimmig auf: »So geh! Auch das dank' ich den Priestern! Nun, bei meiner Treu, es wird vergolten. Jetzt – jetzt zu Honorius!«

Aber nicht an diesem Tage und nicht am zweiten und am dritten gelang es dem siegreichen Feldherrn, des Herrschers, den er gerettet, ansichtig zu werden. Der ließ ihm durch Olympios und Carinus sagen, er möge versuchen, schriftlich seinen Ungehorsam, seine an Hochverrat streifende Eigenmacht zu rechtfertigen, bevor er der Gnade gewürdigt werde, das Angesicht des Imperators wieder zu schauen.

Tief verwundet durch die Zerstörung seiner Ehe, empört über soviel Undank sprach der »Mann« zu den Boten: »Nein. Ich schreibe nicht. Sagt dem Imperator, ich habe seinem Vater gelobt, die beiden Reiche in den Grenzen zu erhalten, die er ihnen vorgezeichnet. West-Illyricum gehört zu Rom, nicht zu Byzanz, und die Jazygen erhalten keine Scholle römischen Landes, solange ich lebe. Er soll mich nicht zwingen, daß ich ihn zwingen: ich habe wie die Macht dazu, so das Recht.« – Die Boten wurden starr vor Staunen. – »Ja, ja; auch das *Recht*, sagt ihm das. Er soll mich nicht nötigen, ihm das jemals zu beweisen. Und schließlich sagt meinem Schwiegersohn: er sieht mich nicht wieder, bis er mich selbst ruft.« – »Da kann er lange warten,« höhnten die beiden im Fortgehn.

Aber nein: das sollte gar bald geschehn. Denn abermals zerriß das Gewebe, das in diesen Tagen geschäftig und geschmeidig die Hand seiner vielen Feinde um den Helden gesponnen hatten, mit eherner Faust die furchtbarste Gefahr.

Bischof Venerius, Olympios, Carinus und Heraclian hatten leichtes Spiel gehabt, den bei aller Willensschwäche eiteln, auf seine Herrschergewalt höchst reizbar eifersüchtigen, – jetzt dreiundzwanzigjährigen – Imperator heißer und heißer gegen den eigenmächtigen Bevormunder zu erzürnen: schon erwog er bei sich einen Haftbefehl oder doch die Umstellung des Hauses des »Verräters« durch die verlässigen Römer Heraclians.

Allein er zauderte doch immer wieder: aus Furcht, dann aus der langen Gewohnheit des Gehorsams des Schwachen gegenüber dem Starken.

Bitter vermißte der Unschlüssige, der stets fremdem Rat gefolgt war, seine neben dem »Mann« bisher einflußreichste Beraterin – ja Beherrscherin! –: Placidia. Schwer bereute er schon lang, sie von sich gestoßen, vertrieben zu haben. »Was war sie auch so zimperlich, so scheu, das üppige Geschöpf?« sprach er zu sich selbst. »Einem so zärtlichen Bruder, einem Kaiserlichen, darf eine so schöne Schwester keine Liebkosung verübeln. Bis vor kurzem war ich ein Knabe: – aber allmählich regt sich in meinem Blut allerlei – allerlei! Aber wie fuhr sie mich an! Ja, sie hob die Hand zum Schläge gegen mein kaiserlich Antlitz, als ich nur ... Ah, an Thermantia verwies sie mich, den germanischen Eiszapfen. Gibt es denn nicht irgendwo ein Weib, das, schön wie Placidia, aber nicht so unnahbar ist? Und nun ist die Unnahbare gar in des Barbaren Hände gefallen, nein, *gelaufen*, flüstert das Gerücht! Gefangen? Wie gern löst' ich sie mit dem dritten Teile des Reiches! Aber gar keine Antwort auf meinen Lösungsantrag hat mir jener Ataulf gegeben! Hätt' ich sie doch wieder mit ihrem klugen, kühnen, schönen Kopf voller Gedanken! Freilich, sie sprach immer zu Gunsten des »Mannes«.«

In solchen Gedanken und Selbstgesprächen trippelte der immer noch halb knabenhafte, aber neuerlich von flackernden Begierden Entzündete hin und her auf dem Mosaik-Estrich seines Schlafgemaches, das ihm das Arbeitszimmer ersetzte. Da trat ein Eunuch eilfertig ein und nach der Proskynese überreichte er auf einer Schildpattschale ein verschnürtes und versiegeltes Schreiben: »von Lucretius Macer, deinem Comes von Venetien; es habe höchste Eile.« – »Ah, alles hat immer höchste Eile bei diesem wichtig tuenden Feldherrn. Mir eilt nichts;« und lässig schnitt er die Schnüre auf, blickte in den Papyrus und sank halb ohnmächtig auf das Ruhebett: »Himmel! Lucretius geschlagen – ein Skythenkönig – wie heißt er? – Rhadagais – in Italien eingedrungen – mit mehr als einer halben Million Barbaren – er zieht schon auf

Florenz! Wo ist Stilicho? – Ja so! – Rasch ruft mir Stilicho. Er soll kommen! Gleich! Im Augenblick! Sagt ihm, alles sei vergeben. Nein, nein! Das wird ihn erzürnen! Sagt ihm, ich erbitte seine Verzeihung! Aber gleich soll er kommen.«

III.

Und Eile allerdings tat Not! Denn zwar hatte das Entsetzen der Italier die Menge der Barbaren maßlos übertrieben, nicht eine halbe, kaum eine viertel Million zählten sie –: aber nicht übertrieben, ja gar nicht zu übertreiben war die Wildheit dieser »Skythen«: dagegen waren die Goten Engel des Himmels, meinten die Flüchtlinge. Zwar waren unter diesen Haufen auch Germanen, zumal Goten aller Stämme: Ostgoten, Gepiden, Heruler, Rugier, Skiren, Turkilinge, Taisalen, Viktosalen, aber sie verschwanden unter der Menge ungermanischer Horden: Hunnen, Jazygen, Alanen, Boranen, Sarmaten, Uturguren, Akazieren und andre kaum sonst gehörte Namen, diese sämtlich Heiden, jene, wenn getauft, Arianer. So hatten denn am schwersten unter dem Einbruch zu leiden die katholischen Priester, deren Kirchen und Kirchengüter. Und der sogenannte »König«, das heißt der Häuptling dieser zusammengelaufenen Räuber, der riesenhafte Rugier Rhadagais – er maß siebeneinhalbmal seinen eignen Fuß, flüsterte die Angst – tat wahrlich nichts, dies Wüten seiner Horden zu bändigen. Man raunte, er habe einen furchtbaren Eid geschworen, jeden katholischen Priester, dessen er habhaft werde, zu töten und den Bischof von Rom auf dem Altar der Peterskirche seinem Kriegsgott Tius als Opfertier zu schlachten, so seine Eltern zu rächen, die, dereinst in Mösien gefangen und getauft, auf Anklage von Priestern von dem Dux von Mösien lebendig seien verbrannt worden, weil sie, rückfällig geworden, jenem Gott heimlich ein Roßopfer dargebracht hatten. Der zwölfjährige Knabe habe das mit ansehen müssen und damals jenes Rachegeübde getan, das er nun schrecklich erfüllte.

Von Osten her, aus Pannonien, durch das Tal der Drau und über Ämona (Laibach) brach – wie so mancher Einfall in Italien vor- und nachher – auch dieser Unhold in die Halbinsel ein: kein wanderndes Volk diesmal, nur ein ungeheures Heer von Räufern vieler Horden, deshalb viel gefährlicher, weil viel beweglicher und weil nicht gebändigt durch gemeinschaftliche Volkessitte und gemildert durch die bloße Anwesenheit schon von Frauen und Kindern. Wie eine Lawine ein dünnes Gehölz von Bergtannen fegte der ungeheure Anprall die schwachen Reihen der Römer dort im Osten unter dem Comes Lucretius hinweg: sie konnten nicht daran denken, das offene Feld zu halten: so flüchteten sie in die festen Plätze, die Kastelle, die Städte, wohin sich auch die gesamte Bevölkerung zusammendrängte, die zu entrinnen vermochte, bevor die raschen Hunnengäule der Vorhut in die Dörfer sprengten. So ergoß sich der Strom der Verwüstung durch ganz Venetien und alles Land nördlich des Po, widerstandslos. Denn mit Belagerung hielten sich die solcher Kriegskunst Unkundigen nicht auf: sie ließen auf ihrem Wege liegen, was sich nicht beim ersten Anlauf ergab: »Friede mit den Steinen!« lachte der Riese: jede Gefahr, die so etwa ihrem Rücken drohen mochte, ließ sie die ungeheure Überzahl verachten. Bei Besello überschritten sie den Po: wohl hatten die Umwohner auf Befehl der Eilboten Stilichos die breite Steinbrücke dort zerstört und alle Kähne versenkt oder auf das südliche Ufer gebracht: aber lachend hatten sich die ungezählten Haufen dicht nebeneinander in den Fluß geworfen, die zahlreichen Reiter je mit einem, auch mit zwei Fußgängern hinter sich, diese auch schwimmend, auf ihre langen Schilde gelegt.

So gelangten sie fast ohne Verlust vor Florenz: sie forderten, wie gewöhnlich, die Feste zur Übergabe auf: dann sollten nur die Priester sterben, die Laien mit Plünderung davonkommen. Aber in Florenz befehligte Adalger, der, mit einer kleinen, doch erlesenen Schar germanischer Söldner, von dem Feldherrn in Eilmärschen vorausgeschickt, die Stadt vor mehreren Tagen erreicht und, so gut es die knappe Zeit verstattete, in ihren Befestigungen verstärkt hatte: ein leichtfertig unternommener tolldreister Anlauf ward mit schweren Verlusten der Stürmer blutig abgewehrt: es war die erste Schlappe des grimmen Königs. Er tobte. Aber bald lachte er wieder: »Bah, lassen wir das alte Nest liegen gleich den andern. Auf dem Heimweg brennen wir sie alle nieder. Jetzt hab' ich keine Zeit: ich muß zu meinem Freund in Sankt Peter: ich hab's ihm schon lang versprochen. Wort muß man halten. Wir rasten heute noch hier: morgen geht's über die Berge dort im Süden: nach Rom!«

Aber am andern Morgen stand auf diesen Bergen – »der Mann«! Und zwar in meisterhaft gewählter Stellung jeden Übergang über die Höhen nach Süden und Westen sperrend. Wohl war er an Zahl gar sehr viel schwächer als der »Skythe«: aber es waren seine besten Truppen Franken, Friesen, Alamannen, Markomannen, andre germanische Söldner – und er war – Stilicho! Zweimal stürmte Rhadagais hinan wie ein Bergstier: beide Male erlitt er auf halbem Wege so furchtbare Verluste, Niederlagen, daß er den Gewaltangriff aufgab: den Weg nach Norden sperrte das vortrefflich verteidigte Florenz: zum Rückweg nach Osten konnte sich sein Stolz nicht entschließen: so verbrachte er mehrere Tage in ratloser, tatloser Ruhe.

In dieser Woche aber brütete die Hitze des italischen Sommers, den Riesenleibern der Nordländer unertragbar, schlimme Seuchen aus: das massenhaft von den Durstenden getrunkene schlammige Flußwasser vermehrte das Übel: das böse Sumpffieber raffte Tausende gerade der Stärksten dahin, die Leichen, auf dem harten Felsboden (um Fiesole) nicht zu begraben und daher in den Arno geworfen, verpesteten Wasser und Luft. Dazu kam in der zweiten Woche der Mangel, der Hunger. Vorräte hatten die siegreichen und raubfrohen Plünderer nie mitgeführt: wie die Heuschrecken von dem Boden lebend, den sie bedeckten. Von den fruchtbaren Landschaften Etruriens waren sie abgesperrt durch Stilicho, die Mauern von Florenz und im Rücken durch den Fluß: auf den steinigten Höhen von Fiesole, wo sie sich eingezwängt sahen, fanden sie schon am zweiten Tage nicht mehr, was sie für Mann und Roß brauchten.

In wenigen Tagen waren die meisten Pferde geschlachtet und verzehrt: nur die Hunnen hatten die geliebten »Springerlein« verschont, deren Häuse mit den zottigen Mähnen umklammert, die hungrigen Genossen abgewehrt: »Wie soll ich leben, wozu soll ich essen, kann ich nicht mehr reiten?« meinte Bleda, ihr Häuptling: es gedieh ihnen zum Heile: nur von diesen Berittenen entgingen einzelne dem allgemeinen Verderben. –

Da, in äußerster Not, – zum Sturm auf die Felsenkronen Stilichos waren sie nicht noch einmal zu bringen! – bestürmten sie ihren Führer, endlich in den Rückzug nach Osten zu willigen. Schweren Herzens, verzweifelnd gab er nach: nicht mehr Stolz und Trotz, wie in den ersten Tagen hielt ihn ab, nein, die Erkenntnis, daß dieser Rückzug der Untergang sei. Denn seit einigen Tagen war ein zweites Heer unter Carinus im Norden und Osten des Arno erschienen: wie sollten die entmutigten, geschwächten, vom Fieber geschüttelten Überbleibsel seiner Scharen den brückenlosen Fluß überschreiten im

Angesicht eines Heeres und im Rücken verfolgt von Stilicho, der gewiß aus seiner unheimlichen Ruhe auf den Berghöhen da oben auf die ihm Entfliehenden furchtbar herunterbrechen würde.

Und als nun Rhadagais – zögernd – den Befehl, vielmehr die Erlaubnis zu dem Rückzug nach Osten erteilt hatte, – da war es nicht mehr ein abziehendes Heer, da waren es Haufen verzweifelter Flüchtlinge, welche, die nutzlosen, die hemmenden Waffen wegwerfend, auf den Fluß zu stürzten, einzeln, paarweise, oder in wehrlosen, hilflosen Klumpen und in das Wasser sprangen, wo sie es erreichten. Nur wenige gelangten hinüber. Denn von drei Seiten zugleich wurden die Widerstandunfähigen niedergemacht: von den Ufern drüben ergoß sich ein Hagel von Pfeilen und Wurfgeschossen jeder Art auf die Schwimmer wie auf Zielscheiben. Aus den Toren von Florenz traf in ihre linke Flanke ein grimmiger Ausfall Adalgers und tödlich, vernichtend, umklammerten die Germanen Stilichos ihren Rücken und die rechte Flanke von Westen und von Süden her. Kampf wagten die wenigsten: ganze Rudel ließen sich von einzelnen Reitern greifen: »Brot! Nochmal Brot vorm Sterben!« flehten sie.

So wuchs die Zahl der Gefangenen gewaltig: nur einen Goldsolidus, etwa zwölf und eine halbe Mark, zahlten die in Menge herbeiströmenden römischen Sklavenhändler für den Kopf.

Auch Rhadagais war unter den Gefangenen: Adalger hatte ihn, der all' die Seinen überragte, erschaut und nicht geruht, bis er ihn erreicht und in ungestümem Jagen überritten: aber vier Krieger waren erforderlich, den auf dem Rücken Liegenden zu fesseln.

Als er vor Stilicho gebracht ward, verkündete dieser ihm sofort das Todesurteil: der Kaiser hatte im voraus die Hinrichtung angeordnet: die Ermordung so vieler Priester, meinte auch der Feldherr, habe diese Strafe verdient. Trotzig hörte der Gefesselte ihn zu Ende: dann lachte er: »Wohl! Aber das wisse, ich sterbe, nicht weil ich zu viele Priester, nein, weil ich einen zu wenig umgebracht habe: den in Rom. Drum zürnt mir der Kriegsgott. Aber er hätte mich doch ihn erreichen lassen sollen. Auf baldig Wiedersehn in Hel, Stilicho.« Und trotzig schritt er hinaus.

IV.

Italien aber, das befreite gerettete Italien atmete hoch auf. Kaum minder der noch unberührte Süden als der verwüstete Norden, der mit Schrecken der Rückkehr der Unholde und wiederholter Zertretung entgegensah. Alle Städte der Halbinsel wetteiferten in dankbaren Ehrungen des Erretters: sie errichteten ihm Bildsäulen, – so Rom selbst eine aus Bronze und Silber auf dem alten Forum – weihten ihm Inschriften, benannten Marktplätze und Tore nach seinem Namen. Sogar der Kaiser vermochte nicht, sich der Pflicht der Dankbezeugung gänzlich zu entziehen: als Senat und Volk von Rom ihn einluden, zur Feier der Siege von Pollentia und Florenz im Triumph in die Stadt einzuziehen, die in den letzten hundert Jahren nur dreimal einen Imperator in ihren Mauern gesehen hatte, erkannte er die Unmöglichkeit, den Sieger in diesen Schlachten von deren Feier auszuschließen. So durfte der denn den Platz zur Linken in dem Wagen des Triumphators Honorius einnehmen: aber freilich ward das Fest amtlich nicht als Feier jener Siege bezeichnet, während deren der Triumphator, der »durch Christus siegende Imperator« in dem fernen Mailand gesessen, sondern zur Feier des Konsulats, das Honorius zum sechsten Mal zu bekleiden die Gnade hatte.

Eucherius ritt in vollem Waffenschmuck dicht vor dem Wagen der beiden von der milvischen Brücke bis zum Palatin. Mit dem hochsinnigen Jüngling war eine seltsame, aber heilsame Veränderung vorgegangen seit dem Tage, da Placidia in des Goten Arme geeilt. Wohl schmerzte ihn bitter der Verlust des schönsten Seelenwunsches: aber dieser Schmerz stählte ihn und reifte ihn zum Manne. Zumal das Verhältnis zum Vater war noch inniger, noch edler geworden: der Sohn ging nun völlig auf in dem Schutz, in der Hilfe des von allen Seiten immer schwerer Bedrohten.

Vor einem neu erbauten Triumphbogen auf dem Wege vom Forum nach dem Kapitol hielt der Sohn das Roß an und las die goldfunkelnde Inschrift: »Unter den gütigen und höchst glücklichen Auspizien der auf dem ganzen Erdkreis siegreichen Kaiser, unserer Herren Arcadius und Honorius, der Augusti, zum ewigen Denkmal des Triumphes, durch welchen sie das Volk der Goten für alle Ewigkeit unterjocht haben, errichteten Senat und Volk von Rom diesen Bogen und schmückten ihn mit deren Bildern und mit Siegeszeichen.«

Der Sohn flüsterte dem Vater unwillig in das Ohr. Dieser lächelte bitter: »Laß gut sein! Der Vater war groß und daher dankbar, der Sohn ist klein und daher undankbar. Ich tat's nicht um seinen Dank! Wenn nur niemals ein anderer diese Lüge in Marmor liest – mit Hohnlachen.« – »Wer?« – »Freund Alarich.«

Kurze Zeit darauf sollte der sie lesen – in dem bezwungenen Rom.

»Nur *eines* soll er, darf er mir nicht antun: unserer Thermantia Tränen noch reicher fließen machen.« – »Ah, sie, dein und aller Liebling« – – »Ausgenommen ihres Gatten! Er soll sie mir nicht kränken! Sonst ...« Er brach rasch ab.

An diesem Tage schien Stilicho auf dem Gipfel seiner Macht und Herrlichkeit zu stehen: aber gerade an diesem Tage schloß sich um ihn der Kreis der feindlichen Kräfte, die ihn von allen Seiten umzingeln und vernichten sollten.

Am Nachmittag nach dem Prunkmahl, das der Senat dem Imperator und dessen Begleitern gab, hielt dieser seinerseits in dem Circus des Maximus glänzende Spiele ab unter dem brausenden Jubel des römischen Volkes. Denn nicht nur Tierkämpfe, auch die so leidenschaftlich von den mit Wolfsblut Gesäugten geliebten Gladiatoren-Gemetzel wurden gewährt.

Stilicho hatte den Imperator nicht in den Circus begleitet: er hatte schon das Gelage in dem Palast des Constantin lange vor dem Ende verlassen und in seinem Absteigequartier auf dem Aventin angelegentlich und bis tief in die Nacht hinein verhandelt mit Boten – oder Gesandten? – in germanischer Tracht, die, den Imperator und dessen andere Berater sorgfältig meidend, eifertig und heimlich den Feldherrn aufgesucht und sich bei ihm verborgen gehalten hatten.

Ungewöhnlich früh am andern Morgen meldete sich der bei dem Herrscher und ließ sich nicht abweisen von Heraclian, der jetzt das einflußreiche Vertrauens-Amt des obersten Kämmerers – Cubicularius – bekleidete: »Ich werde hier warten,« sprach er im Vorzimmer des Schlafgemachs, »bis mein Schwiegersohn ausgeschlafen hat,« und er nahm ohne weiteres Platz und vertiefte sich in die zahlreichen Urkunden und Briefe, die er mitgebracht hatte.

Ungnädig empfing ihn der Langschläfer, der sich von den Anstrengungen der gestrigen Genüsse noch nicht erholt hatte.

»Ah, nicht eine Stunde Ruhe läßt man mir! Übel begann der Tag: auf dem Tisch des Badegemachs finde ich diese Meldung – da! – aus Mailand: »Mantua ist hin.« Du staunst? Nun ja, freilich nicht das alte Fiebernest am Mincio – nein: die kostbarste meiner Fasan-Hennen. Schlimme Vorbedeutung dieses Tages! – Was bringst du? Weh, welche Menge Papyrus und Pergament! Im Tiber warten an der Brücke meine römischen Enten.«

Stilicho fürchte die Brauen: »Laß jetzt Enten und Fasanen. Und höre sehr Ernstes. Ich erfuhr erst spät in der Nacht, was im Circus geschah: hundert Paare Gladiatoren hast du – hinter meinem Rücken! – aufgestellt: von diesen allen hast du nur sieben Köpfen das Leben gelassen: einhundertdreiundneunzig Menschen hast du schlachten sehen ...« – »Pah, meist Gefangene: – nur Germanen!« – »Und du hast auch zugesehen, wie jener junge Mönch ...« Honorius zuckte zusammen. »Aus Ägypten, jener fromme Telemachos, von den Reihen der Zuschauer herab auf die blutgetränkte Arena eilte, sich zwischen die Kämpfenden warf und beim Namen »Christus« sie beschwor, abzulassen von diesem grausen Morden ...« – »Was hat der Hund gebellt wider den Willen des Kaisers? Mein Wille ist oberstes Gesetz.« – »Er flehte dich an, ein Ende zu machen. Du aber ...« – »Ich befahl nur, fortzufahren. Daß er dabei im Getümmel niedergestoßen ward,« – er zuckte die Achseln – »ist nicht meine Schuld.«

»Wenig lieb' ich die Mönche: aber dieser war ein Held seines Glaubens. Du läßt die Bischöfe, die Priester in Dinge reden, die sie nichts angehen und wo sie wirklich in Christi Geiste mahnen, hörst du sie nicht. Du weißt, auf der Kirche Andringen hat schon der große Constantin diese Menschenmorde verboten: sein Edikt ist nie aufgehoben worden.« – »Gut, so hab' ich's gebrochen!« – »Ich aber hab' es soeben erneut.« – Statt zu zürnen lachte der Herrscher hämisch und rieb sich die Hände: »Gut! Vortrefflich! Das verzeihen dir die Römer nie!« – »Ich mußte sie noch mehr erzürnen. Als das Verbot auf

dem Forum verkündet war, erschien bei mir der Kustos der Sibyllinischen Bücher, – er ist wohl heute noch insgeheim Priester des Jupiter – legte sie mir vor und verlas daraus die Weissagung; das Reich werde fallen, sehen Jupiter und Mars dies Blut nicht mehr fließen.« – »Und du? Was sagtest du?« – »Nichts sagte ich. Ich erfüllte nur meine frühere Drohung: ich ließ die sibyllinischen Unheilsblätter verbrennen.«

Honorius sprang auf: »Das wagtest du? Das tatest du?« – »Ich wage und tue alles; was des Reiches Wohl erheischt: denn des Reiches Wohl, Honorius, nicht dein Wille, ist oberstes Gesetz.«

Jener preßte die schmalen Lippen aufeinander: »O wenn ich ihn nur entbehren könnte, diesen Kopf,« dachte er, »längst flog er vom Rumpf.« Ein sehr bösariger Blick aus den kleinen grünen Augen traf den Feldherrn. Aber dieser fuhr ruhig fort: »Das sind kleine Dinge im Vergleich mit dem Großen, was ich dir jetzt zu künden habe. Dein Bruder – oder vielmehr dessen Beherrscherin, seine Gemahlin, und meine andern Feinde in Byzanz – haben, nachdem der gegen mich gerichtete Plan, – der geheime Bund mit dir – gescheitert, wieder einmal umgeschlagen und den Angriff auf dich beschlossen. Nein, zweifle nicht. Sie haben Alarich in Illyricum – längst hat er deine Jazygen in ihre Steppen zurückgejagt! – auch Epirus hat er ihnen entrissen – zum Bündnis gegen dich ...« – »Das heißt: gegen Stilicho!« dachte Honorius. – »Aufgefordert und ihm dafür abermals versprochen das Amt des Magister militum des Orients und achttausend Pfund Gold. Aber der Gotenkönig hat ihre geheimen Briefe mir geschickt: hier sind sie.«

»Ah freilich,« zischte der Kaiser. »Das ist der Dank für – für seinen Retter bei Pollentia,« – »Ja, Honorius! Und du, du danke dem Himmel, daß ich ihn damals verschont habe: jetzt rettet er *dich*. Denn der Wackere er bietet sich, für dich gegen Byzanz zu kämpfen, neben mir, Schild an Schild, die Angreifer schon drüben abzuwehren, so daß nicht abermals die Schrecken des Krieges sich über dein Italien ergießen. Und er verlangt von dir kein Amt und nur die Hälfte des Goldes, das Byzanz ihm bietet.« – »Nein, nein. Nicht *einen* Solidus.« Er stampfte mit dem Fuß. »Ich will nichts hören von diesem Alarich und seinen Goten.« – »Ich fürchte, du wirst noch viel hören müssen von diesem Alarich und seinen Goten: – als Freund oder Feind! Ich muß dich bitten, mir Vollmacht zu geben, den Bündnisvertrag, den ich heut' Nacht mit seinen Gesandten ...« – »Aha, aha, also Westgoten waren die Barbaren, die ...« – »Die Olympios und Heraclian, in deinem Auftrag meine Wohnung umschleichend, gesehen und dir gemeldet haben. – Also Vollmacht, den Vertrag abzuschließen und heute noch im Senat als von dir genehmigt zu verkünden. Denn der Senat muß das Gold dafür bewilligen.« – »So? Und wenn ich nun nicht will?« – »Dann« – er erhob sich – »verteidige dich selbst gegen Alarich und Byzanz zugleich. Ich lege meine Ämter nieder und gehe nach ...« – »Aber so bleib' doch sitzen!« schrie Honorius in äußerster Bestürzung. »Ich muß doch überlegen ... einen Tag ...«

»Nicht *eine* Stunde. Alarichs Gesandte reisen heute Abend ab – mit deinem Ja oder Nein. Und ich berufe augenblicklich den Senat, ihm deinen Entschluß zu verkünden. Also: ja oder nein, Honorius?« – »Ja denn, in aller Dämonen Namen!« schrie der Erboste. »Gib her.«

Stilicho reichte ihm die in Purpurtinte getauchte Rohrfeder: er unterschrieb die Vollmacht. »Das Reich dankt dir,« sprach der Feldherr, den Papyrus an sich nehmend.

»Das Reich: nicht ich. Ich wäre lieber gegangen. Denn ich bin deines Palastes müde.«
Und er wandte sich und schritt hinaus. Honorius aber fuhr auf, warf die Rohrfeder auf den Estrich und zertrat sie mit dem Fuß: »Warte, Barbar! Diese Stunde zahl' ich dir heim. Wie dieses Rohr zertrete ich dich!«

V.

In dem »Palast der Cäsaren« trat, von Stilicho eilig berufen, am Mittag dieses Tages der Senat zusammen, dem der »Barbar« wenigstens äußerlich und in den Formen mehr Ehren erwies und – scheinbar – mehr Einfluß einräumte, als diese tief gesunkene Körperschaft unter Soldatenkaisern seit Jahrhunderten gewöhnt war: gerade um den Haß gegen den »Vandalen« abzuschwächen geschah das: – wenig sollte es nützen! Vielmehr wurden die Senatoren, plötzlich auf solche Höhe gehoben, schwindlig und versuchten eine Macht wirklich auszuüben, deren Schein ihnen doch nur aus Klugheit oder Höflichkeit eingeräumt war: freilich regte sich dabei in den Tüchtigsten unter ihnen auch noch ein Wiedererwachen altrömischen Geistes. So in dem greisen Lampadius, dem »Princeps senatus«, der seinen Stammbaum – durch Adoption – bis auf die Scipionen zurückleitete: er war der Vater Heraclians, aber sein Haß gegen den Germanen nicht wie bei dem Sohn auf Neid und Eifersucht, auf gut-altrömischen Stolz und Barbarenhaß gegründet. Er zuerst fand den Mut des Wortes, des Widerstandes, als Stilicho seinen Vortrag und Antrag geendet, und, unter Berufung auf des Kaisers Genehmigung, die Zustimmung der »hochehrwürdigen Väter der Stadt und des Reiches« zu dem mit dem Gotenkönig zu schließenden Bündnis, zumal zu den zu zahlenden Hilfsgeldern gefordert hatte.

Die flammende Röte des Zorns stieg in das bleiche Antlitz des Greises, als er, rasch aufspringend, rief: »So ist er denn erreicht, der Gipfel der Schmach, entehrt der Senat und entweiht das Haus der Cäsaren. Seit lange freilich tragen wir es schon, daß die Barbaren herrschen in dem Reich des Augustus und Trajan. Bepelzte Skythen füllen die Kurien der Städte, tragen in Rom, in Mailand, in Ravenna die höchsten Würden in Heer, Hof und Reich. Die Germanen sind die Männer, wir Römer die Weiber in diesem Staat. Und sie helfen zusammen, diese Barbaren: in diesem Reich, – das sind wir gewöhnt! Aber jetzt reichen bereits die im Reich die Hände über die Grenzen hinaus – ihren Stammgenossen draußen und sie ziehen sie bei den Armen herein, ihre Macht zu mehren. Einen Bündnisvertrag nennst du das, Vandale, und Hilfsgelder? Ein Vertrag der Knechtschaft ist es und der Tribut der Unterworfenen. Ich sage Nein, und nein mit mir sagt jeder echte Römer.« Er setzte sich: ein brausender Beifallsruf durchflog die Reihen der Senatoren.

Nun erhob sich, bevor Stilicho erwidern konnte, des Lampadius Nachbar, der wenig jüngere Stadtpräfekt Symmachus, ein gefeierter Redner und Schriftsteller: »Wahr hast du gesprochen, Princeps senatus, aber nicht die ganze Wahrheit hast du aufgedeckt! Woher denn rührt das Elend dieses Reiches? Warum denn und seit wann sind wir so tief gesunken, daß es von Barbaren im Innern beherrscht, von Barbaren von außen bedroht wird und nur durch Tribut an andre Barbaren deren Schutz erkaufen kann? Seit wann? Seit uns die Götter zürnen, die großen Götter unsrer großen Ahnen, von denen wir abgefallen. Abwärts geht es seit den Tagen des Constantius, der die Tempel schloß und die Opfer verbot. Noch einmal ging uns die Sonne des Sieges auf, noch einmal schlugen wir Alamannen und Perser, als jener Liebling des unbesiegtten Sonnengotts, als Julianus die Götter versöhnte durch Rückkehr zu deren heiligem Dienst. Aber gleich sein Nachfolger fiel wieder von ihnen ab und grollend sandten sie Niederlagen, Hunger,

Seuchen. Wie kann der Römer auf Sieg hoffen, wenn er den Altar der Siegesgöttin in diesem Saal umstürzt, ihre Bildsäule aus dieser alten Wohnung der Cäsaren hinausschleppt? Schaut hin auf die häßliche Lücke dort mitten in der Reihe der Säulen: leer ist der Ort, verwaist die geweihte Stätte: entfernt hat der Imperator auf Drängen seiner Priester die Siegesgöttin aus seinem Hause, damit den Sieg verscheucht von den Legionen. Und dieser Barbar hier – unser Meister! – verbietet die den Göttern geweihten Spiele und verbrennt unsere ältesten Heiligtümer. Ich kann nicht mehr weilen in diesem entgötterten Saal, nicht dem Feind der Götter regieren helfen, nicht seine barbarischen Helfer bereichern.« Damit verließ er hastigen Schrittes die Versammlung.

Sofort begann nun Stilicho: »Lampadius, ich wünsche dir Glück zu deiner Rede: aber du hättest sie vor vierhundert Jahren halten müssen. Du bist ein echter Römer, aber ein Römer Cäsars, nicht des Honorius. Deinem Freund Symmachus aber sage, ich habe gestern dem Imperator in Gegenwart des Bischofs dieser Stadt den Rat erteilt, Altar und Standbild der Viktoria hier wieder aufzustellen. Da erklärte der heilige Vater, dann Kaiser und Senat und mich aus der Kirche mit Verfluchung auszustoßen. Wollt ihr das, versammelte Väter?« – »Nein! Um Gottes Willen nein! Nur das nicht!« ging es laut durch die Bänke der Senatoren: die weniger zahlreichen Anhänger der alten Götter wagten kaum Einsprache.

»Und um euch, ihr verspäteten Diener der Olympier, meine Unparteilichkeit zu zeigen,« fuhr er mit dem leisen Lächeln der Überlegenheit fort, »will ich euch mitteilen, daß ich – die Not zwingt mich, leer sind unsre Kassen! – auch gegen meine eigne Kirche, die katholische, die Forderungen des Staates durchsetzen muß: ich habe heute die Steuerfreiheit aller rechtgläubigen Kirchen aufgehoben: sie müssen aus den unermeßlichen Reichtümern, die sie aus der Freigebigkeit der frommen Kaiser geschöpft haben, ein klein Scherflein ablassen zur Rettung des Reichs!« – »Diese Unparteilichkeit! Hohn ist sie!« riefen die katholischen Senatoren. – »Den Vertrag mit dem Gotenkönig aber,« fuhr er schärfer, strenger fort, »den – wisset es nun! – hat der Imperator bereits abgeschlossen: seht her, hier steht sein Name. Ich wollte euch ehren, schonen, indem ich euch erst zu befragen schien. Nun ihr aber trotzen wollt, lernt, daß ihr nein zu sagen weder Recht noch Macht habt. Wer unter euch wagt es, dem Imperator zu widersprechen? Das wäre crimen laesae majestatis. Schaut hinaus zu jenem Bogenfenster: da rücken sie an, meine germanischen Söldner, gegen dieses Haus. Wessen Namen soll ich hinausrufen als eines Hochverrätters?«

Keiner nannte sich: nur Lampadius rief: »Das ist Gewalt, Barbar! Hüte dich! Gewalt geht durch Gewalt zu Scherben.«

VI.

Zu Aulon, in Epirus, in einer stattlichen römischen Villa saßen in dem von immergrünenden Büschen, von Lorbeer, Oleander, Myrten und Eiben umhegten Garten, dessen weit offene Doppeltür den Blick auf die Straße nach dem Hafen hin gewährte, auf halbkreisförmigen niedern Bänken von weißem Marmor ein blonder Mann und eine dunkelhaarige Frau. Zu deren Seite stand ein römisches, schön aus Zedernholz geschnitztes Kinderbett, gefüllt mit Pfühlen und Decken römischer Art, aber über ihnen und dem Bett lag ein langer germanischer Schild: der trug den Körper des Kleinen. Es war Sommer: doch die hohen und dichten Edelbäume und Edelbüsche hatten den ganzen Tag über die Glut der Sonne abgehalten und nun, da sie zu Rüste ging, wehte von der See her liebliche Kühle durch den hainähnlichen Garten.

Das Paar war mit einer lateinischen Dichtung beschäftigt, der Mann schien dabei der Lernende, die Frau die Lehrerin zu sein: sie las vor: emsig, gespannt horchte der Mann und unterbrach zuweilen mit einer Frage, wo er nicht rasch genug folgen konnte: dann hielt die schöne Meisterin geduldig an, wiederholte den Vers langsam und, wenn nötig, erklärte sie ihn in lateinischer Prosa, während der goldlockige Schüler mit dem starken Zeigefinger die Zeile verfolgte; aber oft neigte er dem Kinde zu, das der Mutter lachend die beiden Ärmchen entgegenreckte.

»Du mußt schon verzeihen,« entschuldigte der Gatte nach einer solchen Stockung, »kann ich nicht alles gleich verstehen. Habe zwar euer Latein gleichzeitig mit der Muttersprache gelernt und sprech' es und versteh' es ganz glatt: aber ›Prosa‹, wie du's nennst! Dies Geschreibsel jedoch von Stilichos vielgepriesenem Freund Claudian – das sind ›poemata‹, Verse. Ach, und was für lange! Unter sechs Hopsern in einer Reihe tut er's nie. Und es klingt ja auch gar schön, 's ist wahr ...« – »Pompa sermonis Latini,« nickte die Frau und küßte ihren Knaben. »Wirst auch einmal so pompös reden, Theodosiuncule!« – »Wenn nur der liebe Poet nicht in wahrhaft teuflischer Weise ...« – »Diabolice heißt es, nicht wahr, mein Söhnlein?« – »Immer alle Wörter auseinanderreißen wollte, die zusammengehören! Oft muß man ihnen um die Ecke der zweiten, ja bis in die dritte Zeile nachlaufen, um ein Adjektivum – nicht wahr, so sagt man?« – »Gut hast du gelernt!« – »Zu finden, das nach seinem schon lang wieder vergeßnen Objektivum, ... nicht?« – »Nein, Subjektivum!« – »Subjektivum hinauf will. Zum Beispiel, hier ...« – »Ja, Lieber, das weiß ich schon ziemlich lang. Das ist eben das Schöne.« – »So? Nun: ich sage lieber: ich liebe dich, Placidia, weil du so schön bist, als etwa: So weil ich Placidia bist dich schön liebe du.« – Sie lachte: »Ich höre beides gleich gern. Und versteh's. Haben wir uns doch auf Lateinisch und Gotisch gleich lieb, du pulcher-sagr: und das griechische ›χλοσ‹ kriegst du obenein mit diesem Kuß.« – »Du Holde! – Aber Griechisch lern' ich nicht auch noch!« – »Sollst nicht! Folge nur auf Lateinisch hübsch in allem, was ich dir sage. Omphale spielen ist süß mit einem solchen Herakles. Aber das versteht er nicht, mein Barbar! – Ach, Ataulf, wie ich dich liebe! Wie glücklich bin ich!« – »Auch ohne Diadem?« lächelte er. »Ich gab dir's zurück nach Pollentia. Wo ist es?« – »Ich warf's ins Meer nach unsrem Hochzeitstag. Dein sein, dein Weib, ist alles. Oh wie töricht war ich, als ich herrschen wollte statt lieben! – Aber du, mein Büblein, du mußtest noch hinzukommen« – sie wandte sich wieder dem

Kinde zu –: »erst du hast den Kranz meines Glückes geschlossen: du, Alarich Theodosius! Ah, was der weise Stilicho seit vielen Jahren sich – recht vergeblich! – abmüht, zu erreichen, die ›Verschmelzung Roms und der Germanen‹, wie er's nennt, – wir zwei beide, wir haben's schön und mühelos und selig erreicht: da liegt es vor uns, strampfend, strotzend von Lebenskraft und Lebenslust.«

Eine bange Ahnung stieg dunkel auf in des Goten lichter Seele: – »Wird er uns bleiben, der Knabe?« Aber er schwieg und strich mit der Hand über die Stirn, wie um Gewölk zu verscheuchen.

»Nun aber, mein Herr und Schüler und Gemahl, mußt du belohnt werden für das trockne Lernen. Ich weiß: dies ist deine durstige Stunde: – die Sonne sinkt – oder besser: deine durstigste, o schönster der viel trinkenden Germanen. Ich will rufen ...: aber schau, dein treuer Hailswinth, der kennt dich noch besser, weil länger, als Placidia. Da kommt er schon aus dem Hause mit dem Mischkrug. Der erste, der treuste deiner ›Gefolgen‹. Ich hab' es verstehen gelernt, weshalb gerade der dein Mundschenk ward: bei uns sind's Sklaven, – bei euch ist's das wichtigste aller Hausämter, – fast ein Staatsamt.«

Der mächtige Mann in gotischer Gewandung und Gewaffnung brachte aus dem Wohnhaus über die Porphyrstufen in den Garten herab einen kleinen Krug Weines, einen breiten Mischkrug und zwei silberne Becher: er stellte sie auf den runden Marmortisch vor den Gatten, neigte sich und wollte wieder gehen. Aber Ataulf winkte ihm zu bleiben: »Die Herrin, – die meine wie die deine! – schalt so schlimm über unser Trinken! Sie soll wenigstens wissen, warum,« lachte er. »Von morgen ab den Wein in den dicken, das Wasser in den dünnen Krug.«

Er schenkte einen der Becher aus dem Weinkrug voll, und reichte ihn dem Mann: »Da trink, herzhaft: – gotischen Schluck! Schau her, Kaiserkind, siehst du da über Stirn und Wange die tiefe Narbe ziehn? – blutrot? Der Hieb galt mir in jener Mordnacht an der Adda; der Treue fing ihn auf – für mich! – und stieß zugleich den Hunnen vom Gaul.« – »Ja, jene Nacht, die Flammennacht!« Die Miene des Gefolgen verdüsterte sich: er stellte dankend den leeren Becher auf den Tisch und wandte sich dem Gartentore zu.

Plötzlich blieb er – wie angewurzelt – stehn und reckte sprachlos beide Arme gen Himmel: »Ah, Himmelvater! Sie ... sie ist's! Nur viel schöner. Ihre Seele! Hailiko!«

Das Ehepaar erhob sich erstaunt: in der offenen Gartentür stand auf der Schwelle ein Mädchen von etwa fünfzehn Jahren in weißem Wollgewand: das blonde Haar flutete gelöst auf die Schultern: sie trug einen Stab in der Hand. Zögernd blieb sie eine Weile stehn: dann rief sie jauchzend: »Vater! Vater!« – »Du bist's! Du selbst!« Sie ließ den Stab fallen und eilte auf Hailswinth zu, der sie stürmisch in die Arme schloß.

Placidia war nun heran: »Ist das ...? Ja, ja, gewiß! Deine Tochter, die du verbrannt geglaubt in jener Nacht.« – »Ja, sie ist's!« rief der Vater, sie loslassend, um in ihr Antlitz zu schauen. »Nur größer ... schöner: wie ein Engel des Herrn.«

Nun ward in der Türe ihr Begleiter sichtbar: scheu hielt er sich zurück: aber Ataulf ging auf ihn zu: »Gehört der zu dir?« fragte er Hailiko. – »Ja, freilich, freilich! Der gehört zu mir! Komm, Freund!« Und sie zog ihn an der Hand herzu: »Vater, der da ...: der hat dein Kind gerettet ... – mehr als einmal. Will sagen: durch ihn der Himmelsherr. Aber die Mutter? Die Geschwister? Wo ... wo sind sie?« – Mit tiefernstem Blick nach oben hob

der Vater die Hand: »Dort!« – »Oh, die Mutter! Die Schwestern? Das Brüderlein?« – »Alle! – Ich kehrte, nachdem ich den Herrn geborgen gesehn, nochmal zu den Zelten zurück und suchte – ich sah kaum aus den Augen vor Blut – und fand sie endlich – erschlagen. Alle sechs! Die Mutter hielt den Säugling noch im Arm. Nur du fehltest. Ich rief dich – ich *schrie* deinen Namen –: keine Antwort und keine Spur von dir in dem Schutt, der Asche der Zelte. Da floh ich und weinte um euch alle.«

»Aber nun erzählt ihr beiden!« mahnte Ataulf. »Doch erst labt euch! Trinkt. Hier setzt euch – alle drei – zu uns.«

Und nun berichteten die Kinder, in Wechselrede sich ablösend und ergänzend, ihr Zusammentreffen auf dem Schlachtfeld und ihren Aufbruch. »Und vom Grabe meines Ahns hinweg verfolgten wir die Spur des Gotenheeres. Wohl war sie leicht zu finden: aber überall kamen wir zu spät. Denn nur gar langsam kamen wir vorwärts.« – »Betteln wollten wir nicht: so mußten wir arbeiten, unsere Wegzehrung zu verdienen.« – »Arbeiten?« lachte Placidia, beide Becher wieder vollschenkend. »Ihr Kinder, was könnt ihr denn?« – »O viel, schöne Herrin,« erwiderte das Mädchen, »man kann viel, wenn man nur muß: die Not ist scharfe Lehrerin. Ich hütete Geflügel, auch Schafe und Ziegen auf den Villen am Wege ...« – »Und ich die Pferde. Nachdem ich fünfmal heruntergekugelt,« lachte der Knabe, »konnt' ich reiten. Und Hailiko konnte so zierlich spinnen und weben ...« – »Die liebe Mutter hatte mich's früh gelehrt. Aber mein Freund hier, – gar viel hielten auf ihn als Gärtner die Reichen in den Villen: er verstand die Weinberge und die Blumen so gut zu pflegen ...« – »Ei, das hatte ich dem Ahn abgesehn. Hatten wir so wieder ein par Dreilinge beisammen, so ging es weiter.« – »Und es gibt doch viel mehr gute Menschen als böse,« meinte Hailiko. »Ganz abgewiesen hat uns niemand.« – »*Dich* abweisen?« lächelte Placidia, über das blonde Köpflein streichend. »Wer könnte das?« – »Im Gegenteil,« fuhr Julianus fort. »Oft wollten sie uns länger, wollten uns auch wohl für immer behalten.« – »Wie Ataulf und Placidia tun werden,« sprach diese. – »Aber wir machten uns immer wieder los,« erzählte Hailiko. »Ich mußte ja doch zum Vater, ach, zu den Meinen.« – »Und ich zu König Alarich. Wo ... wo ist er? Ich muß ... der Ahn gebot ...« – Er sprang auf, Ataulf zog ihn wieder auf die Bank: »Gedulde dich! Bald kommt er, das Nachtmahl mit uns zu teilen.«

»So wanderten wir weiter und weiter gen Aufgang und gen Mittag,« fuhr er fort. »Darüber vergingen Sommer und Schneezeit. Immer fragten wir nach den Goten. Endlich, zur Erntezeit, erfuhren wir, sie seien gar nicht mehr im Lande: sondern in Landen, von denen ich nie gehört: Epirus und Illyricum.« – »Da kamen mir die Tränen,« klagte das Mädchen. »Aber mein Freund trocknete sie mit lieber Hand. Und nun mahnte *er mich* an den Himmelsherrn und seine Weg-Engel. Denn auf dem langen Wandelgange hatte er beten gelernt.« – »Ja,« sprach der Knabe feierlich. »Und warum? Weil uns jedesmal aus Zweifel, Gefahr und Not war geholfen worden, sah Hailiko so ... so gen Himmel, wie nur *sie* schauen kann, und betete dazu.« – »So taten wir auch damals auf dem lärmenden Forum einer volkreichen Stadt, – weiß nicht mehr, wie sie hieß – als wir erfuhren, wir müßten die Goten jenseit eines großen Wassers suchen und wo ich fast verzweifelt wäre. Da knieten wir, wo wir standen, nebeneinander nieder und beteten laut, der Himmelvater solle uns den Weg an das Weltwasser weisen und uns dann hinüberhelfen. Das hörte ein guter Priester, der des Weges kam: den rührte unsre

Not ...« – »Und euer Glaube,« sprach Placidia. – »Und er brachte uns in das Haus seines Bruders ...« – »Der war ein großer Kaufherr ...« – »Und fuhr gar oft mit seinem Handelsschiff voll Waren übers Meer. Und auf Bitten des guten Priesters nahm der uns mit nach einer Hafenstadt ... wie hieß sie doch, Julianus?« – »Brundusium. Und nahm uns mit auf seinem Schiff hinüber nach Dyrrhachium.« – »Und mein Freund wollte durchaus als Ruderer arbeiten, so den Fahrlohn zu verdienen.« – »Aber der freundliche Kaufherr lachte und sprach: Laß gut sein! Ich stelle die da – die Blonde – vorn an den Bugspriet als Schiffbild: wie ein Heiligenbild wehrt sie mir Sturm, Brandung und Klippen ab.« – »Als wir nun aber – nach der Landung – durch dies rauhe Berg- und Wald-Land wandern mußten, da kam erst noch der schlimmste Teil unsres Weges.« – »Bah, war nicht so arg! Wußte ich doch jetzt, – endlich! – wo wir König Alarich mit seinem Vetter sicher zu finden hatten: hier in Aulon, der Hafenstadt. So mußte ich denn nach Aulon, durch alles hindurch, was hemmen wollte.« – »Und manches hemmte uns! Von einem schmalen regennassen Steg glitt ich in einen Wildbach hinab: er sprang nach und holte mich heraus. In einer Nacht verfolgten uns Wölfe – ein ganzes Rudel –: ich konnte nicht mehr laufen: er hob mich auf einen Baum, versprach, nachzuklettern, tat's aber nicht, lehnte sich mit dem Rücken an den Stamm und erstach mit diesem Schwertlein ihrer drei ...« – »Nur zwei. Die andern heulten und liefen.« – »Und das Ärgste kam am Tage darauf!« Sie zitterte bei dem Gedanken. »Im ödesten Felsgebirge, aus dichtem, dichtem Buschwald brachen aus dem Dickicht zwei Waldriesen – es gibt solche, sagte die Mutter – ganz schwarz.« – »Kohlenbrenner waren's,« lachte der Knabe. – »Und wollten mich greifen. Sie hatten Riesenstangen ...« – »Nur Schürstangen. Aber übel hatten sie's vor mit ihr, wie sie drohten.« – »Ihn wollten sie laufen lassen. Aber er sprang schützend vor mich. Sie zerschlugen ihm den Arm ...« – »Nur den linken.« – »Aber er erstach beide.« – »Nur den größeren. Der andre blieb verwundet liegen. Mochte ihn nicht abstechen wie ein Kalb, als er so wehrlos vor mir lag.« – »Da! Trink, Bub!« sprach Ataulf und reichte ihm den Becher. – »Das war der Fährnisse letzte,« schloß das Mädchen. »Bald darauf erreichten wir die Stadt. Herrn Ataulfs Villa kannte jedes Kind. Und so sind wir nun da, dem Himmelsherrn sei Dank.« Und sie faltete die Hände zum Gebet. Placidia aber schloß sie in die Arme: »Ja, jetzt seid ihr bei uns. Und niemals, niemals dürft ihr von uns gehn.«

I.

Die Luft, die über dem Palatium, dem Senat, dem Heer, der Kirche, den Anhängern des Heidentums und allen Feinden der Barbaren in ganz Italien brütete, war seit jenem Tage zu Rom so schwül, daß die hochgespannten Leidenschaften der Parteien sich alsbald in einem furchtbaren Gewitter entladen mußten – über dem Scheitel Stilichos. Denn so heftig sich zum Beispiel Katholiken und Heiden bekämpften, – in dem Haß gegen den »Barbaren« stimmten sie überein: rücksichtslos nur dem Staate dienend hatte er die Priester Christi wie die Jupiters herausgefordert. Die »römischen Legionen« des Carinus hielt nur die Furcht von blutigen Angriffen auf die germanischen Söldner ab, und wo sie die Überzahl hatten, brachen Haß, Eifersucht, Neid auf die Bevorzugten, besser Bezahlten in Mord und Totschlag hervor. Zumal die Familien der in Italien angesiedelten Söldner, um Bologna und Pavia, die wehrlosen Weiber und Kinder auf dem flachen Lande wurden oft von diesen »Römern« in ihren Gehöften überfallen, beraubt, mißhandelt, gemordet, während ihre Gatten, Väter, Brüder in den Kastellen dienten: es war wie Wetterleuchten, das von fernher aufsteigendes Gewitter verkündet.

Da schlug der erste Blitz ein und entfesselte eine ganze Reihe verderblicher Schläge.

Während Stilicho in Ravenna weilte, die dort neu anzulegenden Befestigungen zu ordnen, erhielt der Kaiser zu Mailand ein Schreiben seiner Schwägerin Eudoxia und des Senates von Byzanz, das ihm den plötzlichen Tod seines Bruders meldete und die Thronbesteigung von dessen Knäblein Theodosios. Olympios war es, der, als Haupt einer Art von ständiger Gesandtschaft des oströmischen Hofes stets in des Honorius Nähe, das große amtliche Schreiben feierlich überreichte. Aber darauf, als die andern Berater des Imperators abgetreten waren, zog er eine kleine runde Elfenbeinkapsel aus dem Gewand und legte sie, sich tief verneigend, in des Herrschers Hände: »Dies hier gilt nicht dem Staat, dem Reich, – mit dem man dich unablässig quält, – dies gilt dir selbst: dem Mann, dem jugendlich blühenden, den man zweimal vermählt hat – als Knaben – nicht um seines-, nur um des Doppel-Schwiegervaters willen. Wenig Freude fandest du an den bleichen Seufzerinnen! Dies gilt dir, dem Mann.«

Honorius öffnete gespannt die Kapsel: das kleine Brustbild – Mosaik – eines wunderschönen Weibes, verhüllt nur wenig von einer Flut rotleuchtenden Haares lächelte ihn an; aus einem schmalen Papyrus-Streifen aber standen die Worte: »Komm! Nimm die Krone des Ostreichs und dieses Weib dazu. Komm rasch!« Auf sprang Honorius von seinem Thron, heiß entzündet, wie von einem Liebestrank berauscht. Er schien ganz verwandelt: die träge knabenhafte Schlawheit war von einem einzigen Gluttrieb abgelöst: »Zu dir!« rief er, »in diese vollen Arme!«

Leichtes Spiel hatten von diesem Augenblick an die Führer der gegen den »Mann« verbündeten Parteien. Ja, verbündet durch den gemeinsamen Haß; sie gelobten jetzt feierlich, bis zur erreichten Vernichtung des Gefürchteten nicht widereinander, nur gegen ihn zu kämpfen.

Bischof Venerius von Mailand forderte unter Androhung des Kirchenbannes die Aufhebung der Kirchenbesteuerung. Symmachus verlangte in einer beredten,

schwungvollen Epistel Sühne der »sibyllinischen Frevel«, der Senat von Rom drohte durch Lampadius mit einer Strafanklage wegen Gewalt und beschloß, daß kein Barbar mehr seine Versammlungen besuchen dürfe, Heraclian forderte Ausschluß der Germanen von allen Hof- und Staats-Ämtern, Carinus wies auf die Zerrüttung des »römischen Heeres« durch die Söldner hin: er lehnte jede Verantwortung für einen Racheausbruch der »Legionen« ab, falls jene nicht aus Italien entlassen würden. Alle aber stimmten zusammen in der dringenden Mahnung, der Kaiser müsse nach Byzanz eilen und dort die Vormundschaft und Regentschaft für seinen Neffen übernehmen: der Meister, der dies Konzert vielstimmiger Töne im geheimen leitete, war Olympios. Allein am wirksamsten redete das stumme Bild des halbnackten Weibes im stets verschlossenen Schlafgemach des verzückten, des liebesiechen Imperators.

II.

Als die Nachricht von des Arcadius Tod Stilicho in Ravenna erreichte, – nicht der Kaiser hatte sie ihm gesandt, Eucherius sie überbracht – eilte er Tag und Nacht nach Mailand an den Hof. Unterwegs schilderte ihm der Sohn die gar nicht mehr heimlich betriebenen Ränke der Feinde. Der Vater blieb ruhig dabei: er fragte nur den neben ihm Reitenden: »Hältst du's für möglich, daß er wirklich die germanischen Söldner entläßt?«

Eucherius nickte: »Das ist mir das wahrscheinlichste, was er tun wird, von allem, was sie verlangen.« – »Nein! Noch wahrscheinlicher tut er nicht was die andern verlangen, wonach ihn selbst verlangt. Er aber will nach Byzanz. Schon lange plante er einen Besuch dort. Ich hielt ihn nur ab, indem ich ihn warnte, sein lieber Bruder werde ihn gar nie mehr fortlassen, in den Meerturm sperren und selbst das Westreich beherrschen. Auch Eudoxia wollte er schon lange durchaus kennen lernen: – er lud sie ein. Sie sollte ihm eine zweite Placidia werden. Jetzt vollends ist sie Witwe und ... ich kenne sie! Aber nein!« rief er mit aufflammendem Zorn, »der Bube soll nicht meine zweite Tochter schmachvoll verstoßen, wie er die erste wehevoll verblühen ließ. Nein. Jetzt kämpf' ich nicht nur mehr für dieses Reich der Römer, – für mein Haus und meines Hauses Ehre wie die meine.« – Nach einer Weile fuhr er ernst, fast traurig fort: – »Kämpfen? Dazu braucht's zwei. Aber nur *er* hat Kampfmittel. Die Legionen! Die Söldner? Auch sie haben *ihm* geschworen, nicht *mir*. Schickt er sie fort, lohnt er sie ab, – die Kirche bot ihm, ich weiß, das Gold dazu, sind's doch Heiden und Ketzer! gehen sie, müssen gehn. Und ich? Wen hab' ich, der unbedingt, der ohne Wank zu mir steht? Einen Sohn, Adalger, einen Poeten. Oh beneidenswerter Alarich! Hinter dir steht, bis zum Tode getreu, wie du ihm gegen eine Welt, *dein Volk!* Ich habe kein Volk. Mein Reich ist Rom: – aber wo ist mein Volk?«

»Höre, Vater, ein Gedanke. Du müßtest Söldner haben, die nur dir, nicht ihm geschworen haben, die er dir sowenig nehmen kann, wie dem Balten seine Goten. Die ihm geschworen, bindet dieser erste Schwur, auch wenn du sie dir schwören ließest. Nun aber sagte mir Adalger jüngst unterwegs in Bologna, neuntausend Söldner, von Byzanz entlassen, Germanen, – weiß nicht, welches Stammes – stehen hart an unsrer Grenze. Zwei Führer fragten bei ihm an ...« – »Vortrefflich, mein lieber Sohn! Ich schicke von der nächsten Positio der Reichspost Eilboten an Adalger, er soll mir jene Germanen sofort anwerben: nötigenfalls dich zu ihnen schicken. Denn er selbst soll flugs nach Ravenna, wo meine treuesten Söldner stehn, diese Feste mir zu sichern. Und schleunig soll er mir Botschaft senden von dem Vertragsschluß.« – »Aber das Geld? Du weißt, gar oft getäuscht von beiden Reichen, verlangen sie jetzt stets Barzahlung.« – Stilicho sann nach; seine Stirn umwölkte sich, dann sprach er finster: »Das Geld? das Geld muß der Staat geben.« – Eucherius erschrak: »Der Staat? Das ist der Imperator. *Sein* Geld – *gegen ihn?* Vater, das hättest du früher nicht getan!« – »Wohl,« erwiderte Stilicho mit drohender Stimme. »Aber jetzt bin ich der Staat der Römer. Erhalt' ich mich, halt' ich das Reich. Selbstsucht? Bah, jetzt ward sie Pflicht. Nun, Knabe Honorius, Alarich und Rhadagais hab ich bezwungen und viele andre mehr –, laß sehn, ob du mich bezwingst oder ich dich.«

III.

Allein der Imperator scheute den Kampf Aug' in Auge mit dem Gewaltigen, dem zu widerstehn er all' diese Jahre oft versucht, aber nie vermocht hatte: er entzog sich nach Kräften dem Zusammenstoß mit dem Schwiegervater, dessen Tochter zu verstoßen er im Begriffe, mit dem Staatsmann, gegen dessen Willen, wie er wohl wußte, die Regentschaft des Ostreichs zu übernehmen, seinen Herrschersitz nach Byzanz zu verlegen er entschlossen war. Freilich, so ganz entschlossen hierzu war er doch noch nicht: er hoffte immer noch, des Ministers »Erlaubnis« hierfür zu erlangen. Aber die Reise zu Eudoxia durchzusetzen war er um jeden Preis gewillt. Um jeden? Ja, zumal auch um den Preis von Stilichos Verlust. Denn er haßte ihn seit jener Demütigung zu Rom noch bitterer als je zuvor. Nur weil er ihn für unentbehrlich hielt, hatte er ihn seither noch ertragen. Und für unentbehrlich mußte er ihn trotz der Gegenreden seines Hofes halten, immer noch, wenn er kühl nachdachte: wer aus all seinen Feinden sollte ihn in Krieg und Frieden ersetzen, diesen »Mann«? Allein nun war der Tag gekommen, da das kühle Nachdenken ausgeschlossen war durch den heißen Zauber jenes kleinen Bildes.

Die erste Enttäuschung erwartete Stilicho in Mailand: er fand den Kaiser nicht in dem dortigen Palast: ohne seinem Minister Kenntnis zu geben, hatte er die Stadt verlassen, begleitet von Olympios und Heraclian, jetzt seine ständige Umgebung. Es verlautete – gewiß wußte es niemand zu sagen – er sei nach Pavia gereist, die dort stehenden Truppen zu mustern.

»Pavia!« rief Stilicho sofort. Und zu Eucherius sprach er: »Jawohl! Dort stehen nur Römer, Carinus befehligt sie. Der hat das geplant, hat ihn zu dieser »Musterung« bewogen, das heißt ihn aus meinem Machtbereich gelöst und in seinen »Schutz« genommen. Auf nach Pavia!« – »Vater, geh' nicht nach Pavia. Deine germanischen Söldner sind in Ravenna, nur ihre Weiber und Kinder in und um Pavia angesiedelt. Geh nicht ohne Schutz in ...« – »In die Höhle des Löwen Honorius, willst du doch nicht etwa sagen? Solcher Hohn wäre crimen laesae! Soll ich auf meine alten Tage noch lernen, mich fürchten? Und vor Honorius? Wäre schwer! Nein,« schloß er zornig, »der Bube wagt nicht, mir mit einem Nein ins Auge zu sehn, Ich hab's oft erprobt: zuletzt wieder in Rom. Ich such' ihn auf, stelle ihn in Mitte seiner Römer.« – »Ich begleite dich. – Aber ehe wir aufbrechen, wünscht eine Bittende, dich zu sprechen. Hier ist sie schon. Ich gehe.« – »Nein, bleib, lieber Bruder,« bat eine sanfte, traurige Stimme und über die Schwelle des Gemaches schwebte eine zarte, ganz in Weiß gekleidete Gestalt, »Bleib und hilf mir den Vater bitten.« – »Mein lieb Töchterlein!« rief Stilicho, ihre beiden Hände fassend. »Himmel, wie bleich du bist! Und wie dünn diese Finger! Und eiskalt.« Er führte sie an eine Kline. »Bist du leidend?« – »Nicht mehr als sonst,« erwiderte sie, sich niederlassend. »Die letzten Tage brachten nur mehr ... ein wenig mehr des Bittern, als ich gewöhnt bin. Der Imperator ...« – »Was hat er dir getan?« Grimmig drohend kam die Frage. – »Ich klage ihn nicht etwa an: – gewiß nicht. Es ist meine Schuld, nicht die seine: – daß ich sein Herz ...« – »Hat er eins?« lachte der Vater bitter. – »Nicht zu gewinnen vermocht habe. So wenig wie die Schwester, die Glückliche.« – »Warum

preisest du sie glücklich, die Tote?« fragte der Bruder. – »Weil sie tot ist. Und weil sie es nicht so lang wie ich – vergeblich! – versucht hat.«

Sie strich das ganz helle, weißgelbe Blondhaar zurück. Der Vater aber schlug die Hand vor die Stirn: »Meine beiden Töchter geopfert! Ihr blühend Leben dem toten Begriff des Römerreichs! Sprich, mein armes, weißes Täublein, was hat er dir ...?« – »Ich wiederhole, ich klage ihn nicht an. Aber ich muß doch sagen, was mich zu meiner Bitte zwingt.« – »Rede! Aber sag' alles, verschweige nichts, ihn zu schonen. Alles muß ich wissen.« – »Ja, sonst erfüllst du mein Begehren nicht. – Am Abend vor seinem Aufbruch aus dem Palast hatte ich mich, der Hofordnung gemäß, in seinem Gemach von ihm zu verabschieden. Ich fand ihn ... nun, sehr erregt. Es war gleich nach seiner Coena: er hatte wohl wieder mit Heraclian und Olympios ...« – »Um die Wette getrunken,« ergänzte der Vater. »Ja, das haben sie den verachteten Germanen abgelernt.« – »Er war ... nicht freundlich. Mir kamen die Tränen. Ich wollte es verbergen: ich wandte mich ab: doch er sah mein Gesicht in dem Silberspiegel der Marmorwand: ›Heulen?‹ schrie er. ›Schon wieder einmal heulen? Es ist nicht anzusehen! Wie sie aussieht! Wie eine Lemure! Da, du bleich' Gespenst, –‹ er taumelte an sein Bett, riß unter dem Kopfkissen eine runde Kapsel von Elfenbein hervor, öffnete sie und hielt mir ein Mosaikbild vor die Augen: ›da schau her, so muß ein Weib aussehn. So sieht das Weib aus, von dem du, Jammerbild, mich trennst ...‹« – »Das Weib ... es hatte rote Haare?« fragte der Vater mit dräuendem Kopfnicken. – »Ja. Aber ich sah nicht viel davon. Ich schlug sofort die Augen nieder. Es war ...« – »Kann mir's denken!« – »Nun, lieber Vater, – o blicke nicht so furchtbar! – danach kann ich doch nicht mehr des Imperators Gattin auch nur *heißen*.« – »Wahrlich nein,« rief Eucherius. – »Ich will nicht sein Unheil sein, will ihn nicht trennen von dem, was er sein Glück nennt. Laß dieses Band – es ist ja keine Ehe! – von der Kirche trennen: sie kann es.«

»Ja,« lachte Stilicho wild, »sie kann es. Und sie wird es gern tun, die Tochter des Ketzerfreundes in Schmach verstoßen. Und sie wird den frommen Kaiser auch gern von dem Verbot entbinden, die Schwägerin zu heiraten, gewiß. Aber beim Zorne Gottes, daraus wird nichts. Du bleibst Imperatrix,« – »Vater, ich *kann* doch nicht ...« – »Gewiß, mein Kind, kannst du nicht, sollst du nicht bleiben bei dem Elenden: du bleibst fortan bei deinem Vater. Ach, jetzt fehlt die Mutter!« – »Sie fehlt nicht mehr! Sie ist da! Sie wird nie mehr von euch lassen,« rief Serena in dem düstern Gewand der Religiosae in das Gemach stürmend. »O mein Gatte, vergib! Kannst du vergeben?« Und sie warf sich vor ihm auf die Knie.

Rasch erhob er sie und zog sie an die Brust: heiß strömten die Tränen: lange fand die Schluchzende die Worte nicht.

»Was ist geschehen, Mutter?« forschte Eucherius. – »Was führt dich uns zurück?« fragte der Gemahl. – »Ach, die Erkenntnis der Ruchlosigkeit dieser Priester!« – »Sie kommt dir spät!« meinte Stilicho. – »Nicht zu spät, wenn du verzeihen kannst.« – »Verzeihen! Du handeltest in frommem Wahn. Ich *liebe* dich: das ist mehr als verzeihn. Jene aber – sie alle! – hasse ich und sie sollen's spüren!« – »Was haben sie dir getan, Mutter?« bangte die Tochter, ihre Hand fassend. – »Ach, was haben sie mir *nicht* getan, mein Kind? Entfremdet haben sie mich dem Manne, dem Sohn: sie als Sünder mir verleidet, mich von ihnen hinweggerissen in ihren Seelenkerker, das Kloster, und dort, dort haben sie mir alle Treu und Ehre zertreten wollen. Ich sollte ...« sie stockte. –

»Nun?« drängte Stilicho. – »Zuerst sollte ich ihnen – in der Beichte! – alles verraten, was du mir je an Staatsgeheimnissen anvertraut, ich sollte angeben, wo im Palast oder in unserem Hause du deine Briefe, zumal die von und an Alarich, birgst. Und endlich – oh, es ist schändlich, ist unglaublich ...« – »Bei denen? Wenig!« – »Ich sollte vor dem Imperator beschwören, als Zeugin ... denn sie erheben Anklage gegen dich wegen Hochverrats ...« – »Sie wollen! Aber sie kommen nicht mehr dazu. Ich bin rascher.« – »Ich sollte beschwören, du habest mir deinen Plan anvertraut, unsern Sohn zum Kaiser des Ostreichs zu erheben mit Hilfe des Gotenkönigs: deshalb habest du den wiederholt ent schlüpfen lassen, dafür ihm die Hilfsgelder bezahlt. Tu' ich es, würden sie Eucherius als uneingeweiht, als schuldlos hinstellen, weiger' ich es, ihn mit dir verderben, mich aber aus der Kirche stoßen. Und da ich sie mit Abscheu von mir wies, fesselten sie mich, schlugen mich ...« – »Ah, mein Weib!« schrie Stilicho. – »Und wollten mich in einen finstern Kerker werfen. Aber ich entkam mit Hilfe einer mitleidigen Nonne und floh zu dir. Verzeiht mir!« – »Du bist genug gestraft, bei Gott. Eucherius, du sperrst sofort jenes Kloster. Dann geleitest du Mutter und Schwester in mein sicheres Ravenna. Von dort aber fliegst du – es ist noch immer kein Bescheid von Adalger und jenen Germanen eingetroffen und nun eilt es gar sehr – zu diesen Söldnern an der Grenze, nimmst sie für mich in Eid und führst sie auch nach Ravenna. Das Geld erhebst du hier aus dem geheimen Thesaurus des Palastes.« – »Vater, das ist ...« – »Gehorche!« – »Und du, mein Gemahl?« – »Ich gehe zu Honorius.« – »Allein?« warnte Eucherius. – »Nein. Mit dem Gott der Rache.«

IV.

In dem kleinen Palatium zu Pavia, das dicht am Ufer des Ticinus lag, fand das glänzende Gefolge des Imperators, dem sich zahlreiche Heerführer aus dem Lager der »Römer« vor der Stadt angeschlossen hatten, kaum Unterkunft. Die Vorzimmer seines Gemaches waren von Geistlichen, Beamten, Kriegern dicht gefüllt. Wohlgefällig musterte Heraclian die zahlreichen Kriegstribunen mit den echt römisch geschnittenen Gesichtern und römischen Schutz- und Trutz-Waffen, oft mit Namen altrömischer Geschlechter.

»Wagt er sich wirklich hierher,« meinte er zu Olympios – »schwerlich kommt er aus soviel Haß lebendig wieder heraus. Aber er kommt wohl nicht.« – »Doch!« gab der Byzantiner zurück. »Wie ich ihn kenne, kommt er.« – »Er ist schon da,« rief Carinus, der im Eintreten diese Worte vernommen. »Er ritt mitten durch die Gassen meines Lagers. Meine Leute knirschten. Ein Pfeil traf von hinten seinen Helm. Ich hatte Mühe, die tosenden Kohorten zurückzuhalten.« – »Warum gabst du dir diese Mühe?« grollte Heraclian. – »Befehl des Kaisers. Heut' in aller Früh' ergangen.« – »Was? Wie? sollte er abermals umgeschlagen haben?« forschte Olympios erbleichend. – »Weiß nicht,« erwiderte Carinus achselzuckend. »Aber heute Nacht ist etwas vorgegangen in dem heiligen Schlafgemach.« – »Was? Was? Erzähle!« – »Tretet näher. Ganz leise! Ich hatte die Wache im Vorzimmer. Kurz vor Mitternacht führte der Eunuch ein verhülltes Weib in das Schlafzimmer.« – »Ah, ein Weib?« rief Olympios. »Und mein ganzer Plan? Und Eudoxia?« – »Ohne Sorge,« lachte Carinus, »Das ist keine Nebenbuhlerin! Der Eunuch ging mit ihr hinein. Er trug einen weitbauchigen Erzessel. Und als sie nach einer Stunde wieder herauskam, glitt ihr – gerade unter der Ampel – das schwarze Kopftuch herab: es war die alte Hexe, die man die Sibylle vom Ticinus nennt.« – »Ah, die greise Vettel, die da draußen in einer Höhle am Flußufer wohnt,« erklärte Heraclian. – »Die ganze Stadt, all' meine Römer,« fuhr Carinus fort, »glauben an ihre Weissagungen fester als an die Bibel. Er hat offenbar von ihr und ihrem Ruhm gehört und ...« – »Er wird wieder einmal schwankend geworden sein.« – »Ist er doch allzulang an seine Knechtschaft unter dem Vandalen gewöhnt!« – »Und nun wollte er erforschen, was seine, was des Barbaren Zukunft birgt. Kurz: heute früh erging an mich der Befehl, den Magister militum um jeden Preis zu beschützen: kein Haar darf ihm gekrümmt werden: ich hafte dafür mit meinem Kopf, daß ihm kein Leid geschieht: unversehrt muß er nach Ravenna zurückkehren.« – »Verflucht! Das ist seine sicherste Burg.« – »Gewesen!« höhnte Carinus, ganz leise. »Er wird sich wundern, sieht er sie wieder. Honorius hat auf meinen Rat im geheimen befohlen ... du Heraclian sollst heute noch ... aber still, da ist er.«

Stilicho trat raschen Schrittes ein: erhobenen Hauptes, schweigend, nahm er die Begrüßungen entgegen, die seinem Range gebührten und die man ihm nicht zu versagen wagte. »Ostiarus,« sprach er ruhig. »Melde mich dem Imperator. Ich muß ihn sofort sprechen – gleich. Und er muß entschuldigen – den Staub der Reise an meiner Gewandung: es eilt. Ich kann nicht baden und mich umkleiden, wie's Palast-Gebot. – Nein, melde lieber nicht. Ich gehe ungemeldet hinein.« Er schob den Staunenden

zurück, öffnete die Tür und trat ein. Der Ostiarius wankte, fassungslos: »Er hat ihn zugelassen – ungemeldet. Das war noch nie! Das ist des Reiches Ende!«

V.

Es schien wenigstens Stilichos Ende zu sein. Honorius mit seinem bösen Gewissen war froh, die Unterredung mit einem Vorwurf beginnen zu können, bei dem er unzweifelhaft im Rechte war. Ohne sich von dem Ruhebett zu erheben, auf dem er lässig ausgestreckt lag und vor sich hin träumte, sprach er mit einem Stirnrunzeln, das erschrecken sollte, aber viel zu übertrieben war, um zu wirken: »Seit wann tritt man so vor den Imperator?«

Aber Stilicho ließ sich nicht aufhalten in seinem Ansturm: »Seitdem der Imperator und – was viel mehr! – das Imperium am Abgrund steht. Laß jedes Scheingefecht, Honorius. Es gilt das Reich, das Werk meines Lebens. Antworte kurz auf meine kurzen Fragen. Ist es wahr, daß du die germanischen Söldner entlassen wirst?« – »Und ... wenn?« – »Antworte! Ja oder nein?« – »Nun denn – ja!« zögerte er. – »Ist es wahr, daß du nach Byzanz gehen wirst?« – »Ja, jawohl!« Ganz rasch kam das heraus. – »Ist es wahr, daß du die Regentschaft des Ostreichs übernehmen, deinen Herrschaftssitz nach Byzanz verlegen wirst?« – »Ja,« rief Honorius, mit steigender Erbitterung und daher wachsendem Mut. – »Ist es wahr, daß du dort die ...« Das Antlitz des Vaters flammte auf, er wollte jetzt ... aber er bezwang sich noch. »Alle diese vier Dinge, bitte ich dich, Imperator, nicht zu tun.«

Diese Bitte erhöhte noch die Festigkeit des Schwächlings: »Eine Bitte!« dachte er, »die kann der Gebetene gewähren oder abschlagen.« Und lebhafter entgegnete er: »Und warum?« – »Weil jene Söldner allein das Reich schützen, weil die Reise nach Byzanz in dem Augenblick unmöglich ist, da ein Anmaßer, Constantinus, Britannien, Gallien, Spanien genommen hat und den Angriff auf Italien rüstet, weil du kaum im stande bist, das schwer gefährdete Westreich zu verwalten: und willst das Ostreich hinzu übernehmen? Deshalb bitte ich dich dringend – hörst du, ich *bitte!* – laß diese Gedanken fallen.« – »Weiter nichts?« lachte Honorius höhnisch. »Horch auf, ich will dir deine wahren Gründe sagen: weil nur jene Söldner dich schützen vor dem Haß der Römer in Heer und Senat und dem Fluche der heiligen Kirche, weil du diesen Constantinus jetzt verwendest wie früher jenen Alarich, als dein Werkzeug, dich als unentbehrlich hinzustellen ...« – »Honorius!« – »Und weil du freilich nicht zum Regenten, aber zum Imperator des Ostreichs erheben willst – deinen Sohn Eucherius!«

Da fiel Stilicho grimmig lächelnd ein: »Serena, nicht wahr, wird's bezeugen? Die eigne Gattin und die eigne Mutter! Wie belastend, wie vernichtend!« – Aber er bezwang sich noch einmal – »laß das und gib nach, ich bitte.« – »Nein.« – »Wohlan denn, Sohn des Theodosius, so höre, was ich dir ersparen wollte: gib nach: ich *befehl's* dir.«

Da sprang der im Purpur auf und fuhr auf ihn zu: »Ah, crimen laesae! Dein Kopf ...« Aber vor der unerschütterlichen Ruhe der hohen Heldengestalt, die, ohne eine Miene zu verziehen, vor ihm stehen blieb, verflackerte auch diese aufflackernde Flamme: feig wich er zurück. »So spricht ein Wahnwitziger,« meinte er achselzuckend. – »Nein, so spricht dein Vater, der große Theodosius. Lies! Lies dies Kodizill. Du kennst Schrift und Siegel.« Er zog aus dem Wehrgurt eine Papyrus-Rolle und reichte sie ihm.

Der überflog die ersten Zeilen: »Vermöge der erprobten Weisheit Stilichos ...« plötzlich stockte er: »Wa... was steht hier? ›Und endlich gebiete ich meinem Sohn Honorius, daß er, auch nach beendeter Vormundschaft, dem Wort, dem ... *Befehl* des Magister militum in allen Staatssachen unweigerlich gehorsame, wie wenn ich selbst solchen Befehl erteile‹ ... »ah, schändlich, schändlich! Das hast du erzwungen, erlistet, erschlichen bei dem Fiebernden, Sterbenden. Da! Dies die Antwort! Barbar!« Und er zerriß die Rolle in zwei Fetzen und warf sie ihm ins Gesicht. Der trat einen Schritt zurück mit dem Aufschrei eines getroffenen Tieres, aber sogleich faßte er sich wieder, bückte sich, hob die Stücke auf und hielt sie aneinander; tonlos sprach er dann: »Diese Tat tut mir leid – *für dich*.« – »Für *mich*?« höhnte Honorius. – »Ja. Denn du hast den Schlußsatz nicht gelesen: ›sollte aber mein Sohn Honorius, nachdem sich Stilicho für einen Befehl auf dies mein Kodizill ausdrücklich berufen irgendwie durch Wort und Tat ihm –, das heißt *mir*! – den Gehorsam weigern oder dies Kodizill irgendwie mißachten, so soll von Stund an die kaiserliche Gewalt übergehn auf Stilicho, meinem Sohn Honorius aber nur der kaiserliche Name und Purpur verbleiben: das ist dann Senat, Heer und Volk der Römer zu verkünden.« – Da sank Honorius nach rückwärts auf das Ruhebett: er ballte die Fäuste in ohnmächtiger Wut: »Dies Blatt in *seinen* Händen! Er darf nicht leben!« dachte er. »Vor dieser Türe harren hundert Schwerte und Dolche, die sich mit Wollust in sein Herz bohren. Also ... Aber die Prophezeiung! Erst in Ravenna ...«

Stilicho schien diese Mordgedanken zu erraten. Während er die durchrissene Rolle wieder in den Wehrgurt steckte, sprach er bedachtsam: »Gewalt? Sie hilft dir nicht. Beglaubigte Abschriften hüten drei meiner Freunde. Willst du jetzt nachgeben?«

Aber der Liebessieche dachte der Rotlockigen: sein Blick streifte die Elfenbeinkapsel, die ihm gegenüber auf dem Kopfpfühl seines Bettes lag. Stilicho erhaschte den Blick: er folgte ihm: er sah die Kapsel: da ward er furchtbar bleich. »Nein!« rief nun Honorius. »Tu' was du willst mit deinem Papyrus. Geh!«

»Ich gehe. – Zum Abschied nur noch *eine* Frage: ist es wahr, daß du meine Tochter verstoßen und deines Bruders Witwe heiraten wirst?« Er trat zwei Schritte näher: so drohend war das Antlitz des rachedurstigen Vaters, – der Erschrockene fand zuerst kein Wort: dann nur das Wort der Lüge: er versuchte aufzustehen, aber die Kniee versagten ihm: er hielt sich an den Citrustisch vor ihm: »Was?« stotterte er. »Eudoxia? Was fällt dir ein? Ich ... Ich weiß ja nichts von ihr – gar nichts.« Da ergriff Stilicho die Kapsel, riß das Mosaikbild heraus, hielt es ihm dicht vor die Augen und schmetterte es auf den Marmorestrich, daß es in hundert Stücklein zersprang. – Grell aufkreischte Honorius: er taumelte empor. Ohne ein Wort schritt Stilicho hinaus und durch die dichten Reihen seiner Hasser. Die Türhüter stürzten nun in das Gemach: sie fanden den Imperator ohnmächtig auf dem Boden liegend.

VI.

Als der Feldherr raschen Schritts das Atrium erreicht hatte, – allein, niemand begleitete den sonst so Umschmeichelten – sah er in dem halb finstern Gang, der hier von rechts her einmündete, eine dunkle Gestalt, die, einen schwarzen Mantel über Kopf und Schultern geschlagen, sich vorsichtig, geduckt, näher heranschlich. Er griff ans Schwert und schritt der Erscheinung entgegen: »Wer bist du? Und was willst du?« Da fiel der Mantel und vor ihm stand ein weißhaarig Weib, zitternd, sprachlos vor Erregung. »Ich glaube, dich zu kennen,« meinte er nachsinnend, »mich zu erinnern. Bist du nicht ...?« – »Die Hexe vom Ticin, wie sie mich nennen, die du vor dem Scheiterhaufen gerettet hast. Ich wollte dich einmal noch im Leben sehn, dir danken und dich warnen.« – »Ich bin genug gewarnt!« lachte er bitter. – »Nun denn, mahnen. Du wirst zwar dein Ravenna sicher erreichen ...« – »Hast du das in den Sternen gelesen?« lächelte er gutmütig.« – »Mehr,« erwiderte sie in gleichem Scherzton, »das hab' ich sogar ... gezaubert. Der Imperator ließ mich holen heute Nacht. Er schwankte über sein Verhalten gegen dich, gestern am Tag und auch die Nacht noch.« – »Jetzt schwankt er nicht mehr. Ich bin gerichtet. Nur die Vollstreckung steht noch aus. Die werd' ich abwehren,« schloß er fest. – »Wohl: Zeit hab' ich dir dafür gewonnen. Ich hab' ihm geweissagt aus den Linien seiner Hand, – sie ist schlaff! – aus dem Sud meines Kessels, aus der Stellung der Gestirne: er stirbt binnen zwei Tagen, läßt er dich nicht unversehrt nach Ravenna zurückkehren.« – »Und das hat er geglaubt?« – »Gewiß! Alle Feiglinge sind abergläubisch. Und ist doch schon manches eingetroffen, was ich ihm voraus verkündet. Er zitterte bei meinen drohenden Worten: er zerschnitt vor meinen Augen einen rot verschnürten Papyrus ...« – »Ein Todesurteil! Das meine.« – »Aber eile! Nicht auf allzulange Probe stelle seinen Glauben! In Ravenna bist du doch sicher?« – »Wie im Schoße Gottes.« – »So möge dein Gott dich schützen. Leb' wohl!« Sie ergriff den Saum des Mantels, küßte ihn und verschwand wieder in dem finstern Gang.

Im selben Augenblick jagte Heraclian mit einem starken Geschwader der raschesten römischen Reiter zum Osttor hinaus – auf der Straße nach Ravenna.

VII.

Obwohl der Feldherr nun genau wußte, daß sein Leben nur so lang gesichert war, bis er diese Feste erreicht hatte, eilte er doch Tag und Nacht unermüdlich auf die verhängnisvolle Stadt zu. Er fühlte, daß es jetzt keine Versöhnung mehr gab mit Honorius, aber er vertraute, gestützt auf seine vielen tausende von germanischen Söldnern, dem Schwächling die Bedingungen vorzuschreiben, unter denen er auf Veröffentlichung jenes Kodizills, das heißt auf die tatsächliche Entthronung verzichten wollte: andernfalls rechtfertigte ja diese Urkunde seinen offenen Widerstand vor Senat, Volk und Heer. Und kam es zum Kampf mit den Römern des Carinus und Heraclian, so konnte er in jener noch nie bezwungenen Festung der Sümpfe, Lagunen und Kanäle sich leicht so lange halten, bis ihm Entsatz gebracht wurde durch – Alarich! Er zweifelte keinen Augenblick, der Balte werde ihm die Verschonung bei Pollentia vergelten. Aber nur rächen, nicht mehr retten konnte der Gotenkönig den Freund!

Schwer ertrug des Ungeduldigen Eile einen Aufenthalt von drei Tagen zu Ostiglio, wo die einzige Pobrücke der Straße nach Ravenna kurz vor seinem Eintreffen von Überschwemmungen fortgerissen und die Furt ungangbar gemacht war. Erst am vierten Tag gelangte er auf einer Notbrücke hinüber. Schon als er nach noch einigen Tagen scharfen Reitens mit wenigen Begleitern sich von weitem den Mauern Ravennas näherte, fiel ihm auf, daß deren Zinnen so schwach bemannt waren: und zwar sah er nur römische Feldzeichen.

»Wo sind die Söldner, die Germanen?« war seine erste Frage an Adalger, der ihm schon im mailändischen Tor entgegenkam. – »Wo du sie hinverschickt hast, zu unser aller stärkstem Staunen.« – »Ich? Sie verschickt? Niemals! Wohin denn?« – »Weit weg von hier, verstreut, verzettelt, durch ganz Ämilien, Tuscien, Ligurien: in kleinen Häuflein von zehn, zwanzig Speeren.« – »Verrat!« rief Stilicho. »Wann hät' ich das befohlen? Wo ...?« – »Hier! In dieser Urkunde, deinem Befehl an mich: er trägt des Kaisers Namen und Siegel und – da – deine Unterschrift!« – »Gefälscht! Wer hat sie gebracht?« – »Heraclian.« – »Herbei mit ihm! Wo steckt er?« – »Mit all' seinen Römern in den zehn Türmen der Nord- und der Westtore.« – »Adalger, wie konntest du ...?« – »Ich mußte doch deinem Befehl gehorchen! Mit welcher Wut im Herzen! Schau nur her! Das ist doch deine Schrift ...« – »Weiß Gott, das hätte mich selbst getäuscht!« – »Ich wagte das Äußerste: gegen diesen Befehl behielt ich zweihundert Söldner zurück, Heraclian zum Trotz, zur Bedeckung deiner Frau und Tochter, gab ich vor!« – »Wohlgetan!«

Aber der Treue zuckte die Achseln: »Zweihundert gegen viele Tausend.« – »Getrost! Bald kommt Verstärkung. Wo ist Eucherius?« – »Noch nicht zurück.« – »Er muß jede Stunde eintreffen mit den neuen Germanen, *meinen* Söldnern! Dann wehe Heraclian! Nun komm mit zu Serena, zu Thermantia: wo weilen sie?« – »Nicht mehr in dem offenen Sommerpalast. Seit Heraclian mit seinen Reitern eintraf, hab' ich sie geborgen in dem festen Turm des Theodosius: dort liegt ein gut Teil meiner Söldner. – »Vortrefflich, Freund. Aber sieh, da sprengt ein Reiter heran ...« – »Vom faventinischen Tor!« – »Es ist Eucherius. Willkommen mein Sohn. Hochwillkommen und zu rechter Stunde: ein Retter in der Not. Du bringst doch die neuntausend Germanen? Die Neugeworbenen?«

Mit trauervoller Miene schüttelte der Sohn das Haupt.

»Nun, wieviele bringst du?« drängte der Markomanne.

»Nicht *einen!*« – »Du botest doch reichen Sold?« forschte der Vater. – »Alles, was sie verlangten. Und noch mehr.« – »Das ist schlimm,« sprach Stilicho, ernst, doch gefaßt. »Was sind's für Germanen?« – »Ach Vater!« – »Nun, rede. Was für welche?« – »Das eben ist's: Vandalen.« – »Ich ahne!« seufzte Adalger. – »Als sie erfuhren, dir, dir allein sollten sie schwören, dich schützen, – da war's aus! Ihr Führer rief mir zu: ›Sag deinem Vater – er ist ja Römer, wie er mir stolz rühmte, als ich ihm den Königsstab seines –, nein *unsres* Volkes! – brachte, ist nicht ein vandalischer Barbar! – sag' ihm, der Römer soll sich von seinen Römern helfen lassen. Auf, Genossen, wir reiten heim.‹ Und wandte das Roß und trabte davon.«

Da verstummte Stilicho und schlug den braunen Reitermantel vor sein Antlitz, Endlich sprach er: »Ach, um ein Volk! *Jetzt* um ein Volk! Oh Alarich ...!« – »Vater, ich muß eilen, noch eins zu berichten: ein Heer, ein starkes Heer ist in raschem Anzug auf diese Stadt. So erzählten Reitknechte der Reichspost, die meinen Weg kreuzten.« – »Woher? Welches Weges?« – »Den Po entlang.« – »Von Pavia! Das ist Carinus. Nun wird es Ernst.«

VIII.

Ja, nun ward es Ernst. Rascher als der rings Bedrohte ahnte, sollten sich seine Geschicke erfüllen. Noch während er bei den nun schnell aufgesuchten Frauen in jenem Turme weilte. Und er tat nichts, den Gang des Schicksals aufzuhalten, ihm zu entweichen. Die Seinen beschworen ihn, zu fliehen, solange es noch Zeit, solange noch nicht alle Tore der Festung von den Feinden besetzt waren, sich draußen zu verbergen, etwa die nächsten seiner alten Söldner zu erreichen. Er schwieg.

»Stilicho flieht nicht,« nickte der Markomanne. »Er hat's nie gelernt!« – »Und lernt's nicht mehr,« schloß dieser. – »Auch ist es schon zu spät,« rief der Sohn. »Carinus ist schon herein: man kennt seine Kohorten an den schwarzen Helmbüschen. Sieh, sie besetzen dort das Tor von Comaclum.« – »Das letzte, das frei war,« sprach Adalger tief ernst. – »Aber die See,« forschte Serena, »die Hafenstadt Classis, die Flotte?« – »Befehligt Carus, des Carinus Bruder,« erklärte jener. – »Da! Auf dem Forum des Hercules treffen die Einziehenden des Carinus und die Geschwader Heraclians zusammen,« zeigte der Sohn. – »Auf, komm, Eucherius,« rief Adalger. »Ich lasse mich nicht greifen und hinrichten. Ich sammle mein Häuflein Germanen hier im Turm und hinaus und drauf!« – »Halt, kein Blut als meines,« gebot Stilicho. Da trat Heraclian draußen dicht an den Turm und rief hinauf zu dem Rundbogenfenster, an dem der Gesuchte und die Seinen sichtbar waren: »Ergib dich, Magister militum. Sonst müssen wir den Turm stürmen.« – »Kommt nur!« schrie der Markomanne und zog das Schwert. – »Nein: *ich* komme. Kein Blut als meines,« wiederholte Stilicho. – »Auch deines wird nicht fließen,« versicherte Heraclian. »Sieh, gestern kam dies Schreiben an mich aus Pavia: der Imperator erklärt darin deine Begnadigung zur Verbannung aus dem Reich.«

Freudige Hoffnung lebte auf in den Frauen: »O geh, geh, Vater, und erhalte uns dein Leben,« bat Thermantia.

Schweigend schritt er die vielgewundene Steintreppe hinab, dicht gefolgt von Sohn und Freund. Unten auf der Straße vor Heraclian angelangt, löste er das Schwert – das gefürchtete, – samt der breiten Scheide aus dem Wehrgurt und reichte es ihm, der es hastig ergriff. Sofort trat aus der zweiten Reihe der Kohorte Carinus mit bloßem Schwert: »Ich aber bringe einen jüngeren Befehl des Imperators: Verräter, Rebell, du mußt sterben.« – Und er stieß dem Wehrlosen das Schwert in die Kehle; im selben Augenblick erstach Heraclian den Sohn. Aber Adalger wehrte sich grimmig wie der gestellte Eber: »Zu Hilfe,« schrie er, »zu mir, meine Germanen. Rächt den Helden.« Das Häuflein brach aus dem Tore des Turms: wild klirrten eine Weile die Waffen gegeneinander: aber nicht lang: bald war es totenstill vor dem Tore. Und in blutig rotem Scheine sank die Sonne in die Lagunen von Ravenna.

IX.

Wenige Tage darauf stand zu Aulon in dem Garten der Villa vor Alarich, Ataulf und Placidia ein schwer wunder Mann, gestützt auf einen zerspellten Speer, eine blutige Binde um das helmlose Haupt geschlungen: er lehnte vorgebeugt mit der andern Hand auf den Marmortisch: es war Adalger.

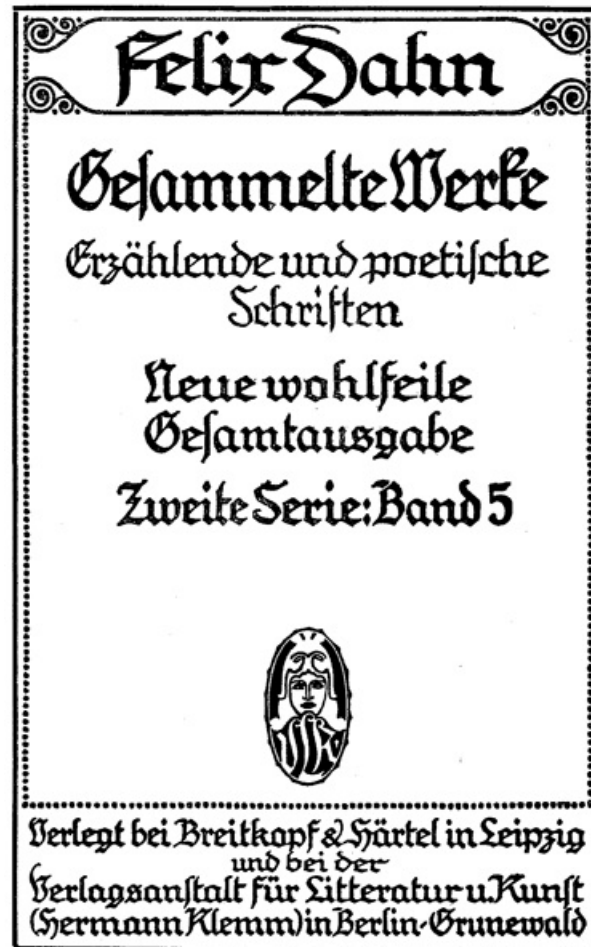
Erschüttert schwiegen die drei, als er seinen Bericht beendet. Endlich fragte der König: »Aber du selbst? Durch welches Wunder entkamst du?« – »Sie hielten mich – nach *diesen* Wunden! – für tot und warfen mich im Finstern in den nächsten Kanal. Aber das Wasser belebte, weckte mich: ich schwamm geräuschlos: wo Wachen standen, tauchte ich. So gelangte ich unter vielen Brücken durch vor die Stadt hinaus. Alte Krieger ›des Mannes‹, die er hier angesiedelt hatte, erkannten mich, verbargen mich, verhalfen mir zur Flucht ans Meer.«

»Und Serena?« fragte Placidia. – »Starb seiner würdig. Sie boten ihr das Leben, wenn sie seine Briefe ausliefere und zumal ein Kodizill des Theodosius: sie lehnte ab und starb. Thermanthia floh zu den Religiosae in Rom. – Aber noch ein anderer starb, dem Manne getreu: Claudian, der Poet. All' seine früheren Loblieder auf Honorius sollten ihm jetzt nichts helfen: übrigens waren sie verstummt, seit er zwischen Honorius und Stilicho zu wählen hatte! Dies Verstummen hatte längst empört: er war als glühender Verherrlicher des Feldherrn allbekannt, als sein treuer Anhänger gehaßt: der Kaiser verurteilte ihn zum Tode, verhiess aber Begnadigung, wenn er in einem Widerrufsgedicht das Andenken des Verräters brandmarken, dessen Ermordung rechtfertigen wolle. Der Wackre ließ sich lieber köpfen.« – »Ich hab' ihn lieb gehabt, diesen zweiten Vergil,« sprach Placidia, eine Träne zerdrückend. »Ich fühl' es erst jetzt.« – »Aber,« fuhr der Markomanne grimmig fort, sich hoch aufbäumend, trotz seiner Wunden, »ihr wißt ja noch längst nicht alles, nicht das Blutigste! Auch ich erfuhr es erst nach und nach während meiner Flucht von Ravenna bis Otranto quer durchs Land. Hört, Tausende, ja Zehntausende von Germanen, Alarich, hast du zu rächen: von deinen Westgoten sehr viele, dann Ostgoten, andre Goten in Menge, aber auch von den Stämmen in Gallien, an Rhein und Donau. Und nicht nur Männer, Söldner: nein, Weiber, Kinder, Greise. An *einem* Tage – dem vierten nach dem Mord – wurden von Heraclian und Carinus nicht nur die vielen, vielen Tausende der verstreuten Söldner überfallen und erschlagen, – nein, auch ihre um Pavia, Bologna und sonst angesiedelten Frauen und Kinder. Bürger und Kohorten wüteten um die Wette unter den Wehrlosen. Viele Frauen und Mädchen sprangen in den Ticinus um ...« – »Ah, halt ein!« rief der König. »Ich kann's nicht – tatlos – hören! Beim Schwerte Gottes und bei *meinem* Schwert: ich will sie furchtbar rächen! Alle! Dich, edler, heißgeliebter Feind, dich vor allen. Aber auch den Geringsten unter den Hingeschlachteten unserer Völker. Wieder ruft in mir jene Stimme: ›nach Rom, Alarich, nach Rom!‹ Wohlan, ich folge ihr. Und diesmal steht kein Stilicho zwischen mir und dem Kapitol. Auf, Ataulf, laß das Heerhorn wieder schmettern. Zur Rache auf – nach Rom!«

Felix Dahn

Der Vater und die Söhne

Historischer Roman aus der Völkerwanderung



I.

In dem Schreibgemach des bischöflichen Palastes zu Sevilla trat in einer Frühlingsnacht des Jahres 579 nach Christus eine Anzahl von hohen Geistlichen des Westgotenreiches zu geheimer Beratung zusammen. Es lag in dem Erdgeschoß des wuchtigen, düsteren Baues streng byzantinischen Stils: dumpf lastete das niedrige Gewölbe des schmalen Raumes, den ein paar geweihte rote Wachskerzen, auf hohen Silberleuchtern aufgesteckt, – sie verbreiteten im Brennen süßlichen weihrauchähnlichen Geruch – nur schwach erhellten. Das einzige Rundbogenfenster blickte nicht auf die Straße, sondern in den kreisrunden hoch ummauerten Hof des weitläufigen Gebäudes.

Die Beratung mußte wohl gar geheime Dinge betreffen: denn der dicke Laden aus Edelkastanienholz war sorgfältig geschlossen und von dichten Wollteppichen verhängt, die auch die beiden schmalen Pforten verkleideten, so daß die draußen auf den Schwellen wachenden Ostiarii, die unwillkommenen Besuch abwehren oder doch rechtzeitig melden sollten, nichts von den drinnen gewechselten Reden vernehmen konnten. Auch der kostbare Mosaikestrich – er stellte in bunten Farben die Arche Noah mit ihrem Getier dar – war so hoch mit Decken belegt, daß die ohnehin so leisetretenden Sandalen der Priester geräuschlos hin und her glitten. In der breitesten Wand, dem Fenster gegenüber, war in den edeln dunkelgrünen Malachit (aus Teruel in Aragonien) ein Musivbild der heiligen Eulalia, der Schutzpatronin dieser Landschaften, eingelassen: der Goldgrund konnte die ungefüge Zeichnung nicht schöner machen; ein schwarzer Betschemel zu ihren Füßen trug auf der obersten Stufe eine ewig brennende Öllampe aus irisirendem Glas. An den übrigen Seiten standen viereckige tiefe Truhen, Sarkophagen ähnlich: sie bargen, fest verschlossen, die Bücher – zumal die Urkundenschätze – der Bistumskathedrale.

In der Mitte des Raumes um einen mächtigen Rundtisch aus Citrusholz auf je vier gekreuzten Füßen stand eine Anzahl von deckenbehängten Stühlen mit gar niedriger Rückenlehne, aber zwei langen Armlehnen; sie schienen sich zu scharen um den hohen thronähnlichen Purpursitz, von dem der Metropolitan überherrschend auf alle niedersah. Gestalt und Antlitz dieses Priesters prägten sich, einmal erschaut, unauslöschlich ein: der hohe Wuchs, das hagre knochige Gesicht, die eingefallenen wachsfahlen Wangen, die scharf geschnittenen, sorgfältig geschonten, mitleidlosen Lippen, die Adlernase, die schwarzen unstät blitzenden Augen unter den stolz geschwungenen Brauen, die hohe, von Gedanken, auch wohl von Leidenschaften gefurchte Stirn. Denn der Friede des Herrn schien nicht eingekehrt in diesen seinen noch ganz schwarzhaarigen Diener: dämonisch war die Erscheinung, sowohl wann sie in eisiger Ruhe der längst angeschulten Selbstbeherrschung undurchdringlich lauerte, wie wann sie plötzlich zum Angriff hervorschnellte wie eine getretene Natter. Jetzt hatte er in jener Ruhestellung die Rechte gerade vor sich hin auf den Tisch gestreckt: die feine kleine Hand ruhte wie behütend auf einigen Pergamenturkunden und Papyrusbriefen. Nicht nur die Tracht des Metropolitan, der weitfaltige dunkel purpurne, Chlamys-ähnliche Mantel, kennzeichnete ihn als allen hier Versammelten übergeordnet.

Seltsam war die Ähnlichkeit, mit der seine beiden Nachbarn ihm glichen: Brüder waren die drei offenbar: aber bei dem zur Rechten, Bischof Fulgentius von Astigi, schreckten die unheimlichen Züge noch drohender, während die geistige Überlegenheit des Älteren nicht auf dieser niederen Stirne thronte; der dritte Bruder, erheblich jünger, trug die gemeinsamen Familienzüge gemildert, ja verklärt durch den Ausdruck wohlwollender Güte und friedliebender Weisheit, er war nicht Bischof wie die beiden Älteren: seine Tracht war die des Archipresbyters. Die gleiche Gewandung trug der den drei Brüdern gegenüberstehende Priester, dessen Sutane und darüber geworfene Mantelkapuze – der Cucullus, – nicht den spanischen Zuschnitt zeigte.

An ihn, der, im Banne dieser stechenden Augen, gar merksam unverwandten Blickes an dem Munde des Metropoliten hing, richtete der nun das Wort: »Es ist unerlässlich, mein in Christo geliebter Sohn Sabinianus, daß Ihr außer dem Briefe, den ich Euch für meinen hohen Freund und Gönner in Rom mitgebe, auch mündlich einiges vernehmet und überbringt, was der Schrift nicht sicher anzuvertrauen ist. Zwar haben der gelehrte Gregor und ich längst eine Geheimschrift vereinbart ...« – »Ich kenne diese Formata, ehrwürdiger Vater,« nickte der Fremde. – »Gewiß: hat der Treffliche mir doch seinen vertrautesten Freund als Zwischenträger gesandt.« – »Und ich werde deinen Brief eifriger verteidigen als mein Leben, o Leander.«

Da zuckte ein grimmig Lächeln um dessen Lippen: »Ah, aber der Herr König liebt die Gewalt und seine Sajonen – sie gehorchen ihm wie Jagdhunde – sind stark.« – »Dann könnte er doch nicht lesen ...« – »Er nicht. Aber sein kluger, nur allzukluger Sohn, mein feiner Neffe, der mir täglich mehr aus Hand und Zucht wächst.« – »Ja,« warf Fulgentius giftig ein. »Jung Rekared versteht sich auf Schriftwerk wie Fechtwerk.« – »Deshalb das Geheimste nur von Mund zu Ohr.« Ehrerbietig verneigte sich der Fremde.

»Und es drängt die Zeit: denn nicht lange mehr, mein' ich, wird Papst Pelagius, der müde Greis, die Tiara tragen. Allzuschlaff hat der Alte die Zügel der heiligen Kirche um die Könige dieser Welt angezogen. Das wird ganz anders, sobald mein Gönner, der gewaltige Gregor, den weltbeherrschenden Thron Sankt Peters besteigt.« – »Er sträubt sich gegen den Plan,« meinte Sabinianus. – »Ei freilich,« schmunzelte Leander, »löbliche priesterliche Bescheidenheit: muß ja so sein. Aber er unterwirft sich schließlich dem Willen des Herrn, verlaß dich drauf. Und ist er Papst, dann wehe diesem Ketzer- und Barbaren-Königreich.« – »Zur Hölle König und Volk!« drohte Fulgentius. – »Aber meine Brüder!« mahnte der Jüngste, mißbilligend das Haupt schüttelnd. »Wir haben Treue geschworen.« – »Erzwungener Eid!« grollte Fulgentius. – »Der künftige Arzt, der große Gregor, muß, bevor er mit Feuer und Messer die Wunden heilt, die Krankheit dieses Staates kennen. Höre darum meinen Bericht. Wenn er zu ungerecht ausfällt, – ei, hier sitzt mein Bruder Isidor, der Fürsprech aller Verunrechteten,« höhnte er. – »Ich war jahrelang fern von Hispanien, in Byzanz, in Rom, wo ich damals Gregor zum Freund gewann. Als ich wiederkam, fand ich einen neuen König und ein neues Reich. Der neue König war mein eigener Schwager, Leovigild, dem in erster Ehe unsere Schwester, Theodosia, von unserem Vater Severianus vermählt worden war.« – »Die Tochter eines altedeln Römergeschlechts – des großen Imperators Theodosius! – einem Barbaren, einem Ketzer!« grollte Fulgentius. – »Sie führten eine vollendet glückliche Ehe,« mahnte Isidor. – »Aber die beiden Söhne der Katholikin, Hermenigild und Rekared, wurden im Ketzertum erzogen. Und bald nach unsrer Schwester Tod

freite er die hitzige Arianerin Godiswintha, König Athanagilds Witwe. – »Seither verfolgt er die heilige Kirche.«

»Vergib, Bruder Fulgentius,« unterbrach Isidor, »das ist nicht so. König Leovigild läßt sich nicht durch ein Weib leiten. Was er – nicht gegen unsere Kirche –, gegen unbotmäßige Bischöfe, tut, tun muß ... –« – »Schweig, Archipresbyter! Das geht zu weit. Verlaß uns! Wir sind, scheint es, deiner nicht sicher.« Isidor wollte widersprechen: aber der Metropolitan hob mahnend den Zeigefinger der rechten Hand: demütig sich neigend glitt der Bruder aus dem Gemach.

II.

»s ist besser so,« sprach Fulgentius. »Er würde unsre Pläne nicht verraten, aber durch hartnäckigen Einspruch hemmen. – Also höre weiter. In Byzanz, in Rom konnte ich damals dem Imperator und dem Papst die Auflösung, den Untergang dieses Mischreichs bestimmt in nahe Aussicht stellen: Feinde bedrohten es ringsum. Das tiefste Verderben dieses Staates ist, daß alle seine Feinde Söhne der heiligen Kirche sind, welche die Pforten der Hölle nicht überwältigen werden, die vielmehr alle ihre Widersacher unter ihre Füße treten wird wie der Engel des Herrn die schuppigen Drachen: katholisch sind die Sueven in den Bergen des Nordens, katholisch die Franken im Westen... –«

»Gar eifrige Christen sind die Merowinger! Gregor lobt sie stets!« nickte der Gesandte.

»Katholisch das oströmische Reich im Osten, dem vor Gott und Menschen dieses Hispanien, die alte römische Provinz, gehört. Schon vor zwei Menschenaltern hatte der Imperator Justinianus, nachdem er die Reiche der Vandalen und der Ostgoten zerstört, die Hand auch nach diesem dritten ketzerischen Barbarenreich ausgestreckt: – und mit Erfolg! Eine ganze Reihe von Seefestungen, von Küstenstädten trägt seitdem die Besatzungen, die Fahnen des Imperators. Greifen diese drei katholischen Mächte verbündet an ... –« – »So muß das Goten-Reich erliegen,« frohlockte Fulgentius. – »Denn es ist unterwühlt von seinem gefährlichsten Feind, von seinen eignen katholischen Untertanen, von dem römischen Adel und –« – »Von uns, den Bischöfen und Priestern des Herrn: alle paar Jahre lodert ein Aufstand gegen die Goten empor.«

»Und gerade vor dieses eisernen Leovigild Wahl war das Unheil des Reiches in vollster Blüte: sein greiser Bruder, König Leova, war gestorben, der gotische Adel lag in selbstzerfleischendem Wahlkrieg, Sueven, Franken brachen über die Grenzen, die Byzantiner in Cordoba zogen ins offene Feld, die Basken in ihren Bergen, die Römer in Tarraconien standen in den Waffen: der Gotenstaat schien verloren. Da eilte ich zurück, um zu verhüten, daß es einen Helden wie dieser Leovigild – Gott sei's geklagt! – nun einmal ist, zum Herrscher, zum einzig möglichen Retter erhalte: – denn ich – wie wir alle – will Byzanz, das rechtgläubige, herrschen sehen auf der ganzen Halbinsel von Meer zu Meer. Ich eilte also selbst zu unserem Schwager, dem die Mehrzahl der Wähler die Krone antrug. Ich beschwor ihn, abzulehnen, sich nicht dem sichern Untergang im Kampf mit jenen übermächtigen Feinden zu weihen: – ich zählte ihm all' diese Gegner, diese Gefahren eindringlich auf: – weißt du, was der Kühne mir zur Antwort gab? Er sprang auf von dem Feldbett, auf dem er sinnend, schweigend gesessen: »Dank,« rief er, »Schwager! Ich schwankte: du hast mich entschieden. Ja, das Reich ist bedroht, ganz wie du schilderst. Ich nehme seine Krone: ich rette das Gotenvolk oder falle.« Und stürmte zum Zelt hinaus und begann – zur Stunde – sein Werk.« – »Das – das ist groß!« staunte der Römer. – »Und wie hat er's gefördert und vollendet!« fuhr Leander fort. »Der Haß selbst muß das bewundern. Ein zerfallendes Reich, ein rings bedrohtes, hatte ich verlassen – und so Kaiser und Papst geschildert – ein stolz aufgerichtetes, sieghaft gerettetes fand ich wieder. Gleich nach seiner Thronbesteigung,« erzählte der Bischof weiter, »schlug er in vier Schlachten hintereinander die Byzantiner aus dem

Feld, entriß ihnen nach zähem Widerstand die schöne Cordoba, die stets wie ein feurig edel Roß in den gotischen Zügel knirscht, unterwarf den Aufstand der Basken und der Cantabrer, dort die Bauern, hier die Städter, scheuchte die Sueven, die zu Hilfe heranzogen, in ihre Berge zurück und trat überall mit eherner Ferse die letzten Funken der Empörung des römischen Adels und der römischen Bischöfe aus.«

»Und, all' das hat *ein* Mann, hat *eine* Menschenkraft vollendet?« forschte Sabinianus. – »Nein,« grollte Fulgentius, »das eben ist's: der Satan, ich zweifle nicht, hilft dem Ketzerkönig, der sich ihm verschworen.«

»Nach diesen Siegen und Erfolgen,« fuhr Leander fort, »schwang er wie bisher das Königsschwert fortab gewaltig den Königstab, schuf das starke Toledo zu seiner Burg und Residenz, bestrafte die bestechlichen Richter, schrieb schwere neue Steuern aus und füllte habgierig – mehr noch: herrschgierig! – seinen Schatz mit den eingezogenen Gütern und Geldern der vielen Geschlechter des römischen Adels, die mit Byzanz sich verschworen hatten, und ach! vieler, sehr vieler Bistümer und Klöster, die, unvorsichtig, ihre Neigung zu den katholischen Fahnen zu deutlich verraten.«

»So nahm er mir die Hälfte meines Kirchenguts,« zürnte Fulgentius, »nur, weil ich für den Sieg der kaiserlichen Waffen hatte beten lassen.« – »Erführ' er all' das andre,« meinte der Metropolitan, »schützte nicht die Insula dein Haupt.« – »So soll ich in Rom berichten,« fragte der Archipresbyter, »bei deiner Heimkehr habest du alles verändert gefunden, und gegenüber diesem gewaltigen Barbarenhelden gebt ihr, jede Hoffnung auf Befreiung, jeden Widerstand auf?«

Heftig sprang der Metropolitan von seinem Thron empor: »Nein! Nie! Niemals. Solang ich atme, hass' ich ihn und dieses Reich der Ketzer. Nie verzichte ich auf die Hoffnung, den orthodoxen Imperator herrschen zu sehen von den Pyrenäen bis an den Ozean. Das sage dem weisen Gregor! Und er muß dazu helfen, jetzt schon und bald vom Stuhl Sankt Peters herab. Schon hab' ich einen neuen Plan ersonnen. Oder vielmehr einen Plan des Tyrannen heimlich wider ihn selbst gewandt. Er soll sich wundern! Er will die Merowinger für sich ... – doch Geduld! Das ist noch nicht reif. Du, Freund Sabinianus, überbringst selbst dies geheime Schreiben an die Frankenkönigin Brunichildis. Dein Rückweg führt dich ja über Gallien. Ein anderer Bote trägt in hohlem Stab einen Brief an den Suevenkönig Miro, der Rache sinnt für viele Schläge, die ihm der Tyrann geschlagen. Freund Gregor aber laß ich bitten, täglich – gleich uns – sein Nachtgebet zu schließen mit den Worten: »Verdirb, Herr Christus, König Leovigild und dieses Ketzerreich der Goten. Amen!«

III.

An dem Tage, der diesem nächtlichen Gespräch in Sevilla folgte, wandelten in dem Palastgarten zu Toledo unter reich blühenden und stark duftenden Mandelbäumen auf den – nach römischer Gartenkunst – streng geradlinigen, mit rotem, gelbem, weißem Sande bestreuten Wegen zwischen den gleichmäßig geschorenen Taxusbüschen hin ein hoher Greis und zwei Jünglinge, offenbar seine Söhne: die Ähnlichkeit der Züge bezeugte das, unerachtet der starken Verschiedenheit des Ausdrucks. Des Vaters weißes Haar flatterte noch dicht in langen Wellen auf die mächtigen Schultern: nur an den Schläfen hatte es der vieljährige Druck des Helmes abgewetzt. Er trug keine Kopfbedeckung: der Wind spielte frei in dem Silbergewoge; sein schlichtes, braunes Wollwams reichte bis an die Knie, der Wehrgurt barg keine Waffe. »Mein Schwert heißt Rekared, meine Brünne Hermenigild,« hatte er auf die Mahnung der Gattin geantwortet, die vor den an diesem Hof so häufigen Mordanschlägen gegen die Könige warnen wollte.

Und in der Tat: der jüngere braunlockige Sohn, der zur Linken schritt, schien in seiner jugendlichen Kraft und in der wachen Klugheit seines Blickes eine scharfe Waffe für den Vater. Der ältere – zur Rechten – war stets einen Schritt zurück: oft blieb er sinnend, wie träumend stehen, strich die schlichten, blonden Haare aus der Stirn und schlug dann die meist gesenkten blauen Augen, wie suchend, wie fragend, gen Himmel auf. Jetzt kreuzte raschelnd den Sandweg gerade vor dem König eine Werre, die so schädliche Maulwurfsgrille, die Taufende von Pflanzenwurzeln durchbeißt. »Gibt acht, Vater!« rief Hermenigild. »Schone des Tierleins!« Aber der König zertrat es mit festem Schritt. »Nein, mein Sohn. Schädlich Gewürm muß man zertreten, wo man's findet. Merke dir das, künftiger König.« – »Künftiger König!« wiederholte seufzend der Sohn. »Wenig freut mich die Aussicht.« – »Man ist nicht zum eignen Vergnügen König, Bruder, nur zum Heil des Reiches,« sprach der Jüngere ernst. – »Du hast recht, wie immer, Rekared! Ach, weshalb bist du nicht der Erstgeborne? Du gehörst auf den Thron. Ich aber ... – Ich hätte längst gebeten ... Nur *eines* hält mich ab.« Dies flüsterte er fast unhörbar vor sich hin. Aber scharfen Ohres wie Auges hatte Rekared es doch verstanden: »Ich will dir's verraten, dies *eine*,« lächelte er ihm leise zu, ihn einen Schritt zurückziehend, »du willst Leander und den Katholiken ein mildrer Herrscher werden als der Vater ist und als ich – wie du fürchtest – sein würde. Wenig kennst du mich.« – »Schweig vor dem Vater,« bat Hermenigild. – »Gewiß: ich hüte dein Geheimnis, obwohl nicht du mir's vertraut.«

Leovigild wandte sich um und winkte beide wieder heran. »Du möchtest vielleicht ins Kloster?« grollte der König. »Beten, träumen und faullenzen? Nichts da, Herr Sohn. Meine Söhne gehören nicht der Kirche: und – auf Erden – auch nicht dem Himmel, sondern ihrem Volk. Allzuviel verkehrst du mir schriftlich – und auch mündlich in Sevilla – mit Leander.« – »Er ist meiner seligen Mutter Bruder, Vater.«

»Ja, leider. Ich wollt', er wäre andern Mannes Ohm. – Übrigens, wenn du die Krone deines Volkes verschmähst – kein Gesetz bevorzugt den Erstgeborenen, auch deinen Bruder mag der Reichstag wählen. Oder man könnte auch,« sprach er bedächtig und die Söhne scharf dabei musternd, »das Reich unter euch teilen: du, Hermenigild,

könntest hier in Toledo herrschen, – oder bei deinem geliebten Ohm in Sevilla, eh? – Rekared in seinem Rekopolis, das ich – ihm zu Ehren seiner Siege über die Keltiberer, die Basken – gebaut und benannt habe.« – »Ja, gern!« rief Hermenigild rasch. Aber Rekared schüttelte unwillig das Haupt: »König Leovigild, das ist nicht dein Ernst. Du hast mit Heldenkraft das vielzerrissene Reich geeint: du wirst es nicht mit eigener Hand wieder spalten. Und ich? Ich bin kein Halbmann, auch kein Halbkönig.«

Der Vater schlug ihm auf die Schulter, sah ihn freundlich mit den goldbraunen Adleraugen an und sprach: »Gut, mein tapfrer Sohn. – Ihr wähltet beide wie ich's gedacht. – Du aber, frommer Heiliger, – Welch ein Glück, daß ich – trotz deiner Mutter Bitten! – dich arianisch, nicht katholisch taufen ließ – sonst wärest du Leander längst gar und ganz verfallen! – du kannst wirklich nicht ins Kloster gehen,« spottete er gutmütig. »Denn du mußt heiraten.«

Betroffen blieb Hermenigild stehen; er fand kein Wort. Nekared machte große Augen.

»Ja, heiraten. Und zwar ganz geschwind. Tretet näher heran. – Dies ist noch tief geheim – ein Plan, der ausgeführt sein muß, bevor jene Leute davon erfahren, die ihn vereiteln würden. – Hört mich an. Ihr wißt, seit jenem Unheilskönig Chlodovech, der durch den Schlag bei Voulon uns fast all unser Land in Südgallien entriß, haben die Merowingen, diese frommen Lieblinge des heiligen Vaters, mit Raubgier und Gottseligkeit – denn wir sind ja Ketzer! – uns in Krieg und Frieden zu schaden gesucht nach Kräften, unablässig, länger als siebenzig Jahre. Stets im Bund mit unsern andern katholischen Feinden, Byzanz und Sueven von außen, und den ärgeren von innen – mit den Bischöfen, Äbten, dem Adel der Römer in unserm Lande – haben sie uns offen und geheim bekämpft.« – »Ja, und nur deine Heldenkraft, Vater, hat sie, die schlimmsten und mächtigsten, bisher abgewehrt!« – »Mit äußerster Mühe, oft nur um Haaresbreite das Verderben meidend. So geht's nicht fort. Ich bin alt, bin müde ...« – »Man merkt's nicht,« lachte Rekared. »Laß nochmal die Stürme ringsher dich bedrohen, – wie vor Jahren wirst du sie bestehen.« – »Und bin ich tot? Hermenigild ist fromm und gut, aber allzugut, das heißt er ist schwach. Er liebt seine Feinde, der sanfte Tor.« – »Und ich segne, die mir fluchen,« schloß dieser, »wie der Herr gelehrt.« – »Der war nicht Gotenkönig!« brauste Leovigild auf, »und hatte nicht ein bedrohtes Volk zu schützen. Duldete er doch das Römerjoch auf der Seinen Nacken. Natürlich! Die linke Wange lehrt er zum Schlage reichen nach der Rechten, dem Räuber des Mantels das Wams dazu geben. Dabei kann kein Reich, kein Recht bestehen. Der war auch zu fromm – wie du!« – »Lästre nicht, Vater!« rief Hermenigild erschrocken. »Einen Menschen vergleichen mit ihm, der Gott selber ist.« – »Wa – Was war das?« schrie der König, zornig herumfahrend gegen den Sohn. »Was wagst du zu sagen? Bist du katholisch?« – »Schweig doch, Bruder, schweig!« mahnte Rekared. »Glaub' was du willst. Aber rede nicht zur Unzeit.« Hermenigild erleichte: er verstummte.

»Also soweit hat er dich schon gebracht, der tückische Bischof von Sevilla?« – Hermenigild sprach mit gesenkten Augen: »Vergib, Vater. Ich will es nie mehr sagen.« – »Nicht denken sollst du's, ungeratener Sohn!«

»Denken? Vater!« mahnte Rekared. »Wer kann für Gedanken? Sie fragen nicht, ob sie kommen dürfen: – sie sind da.« – »Wohl! Aber solche Gedanken führen in meinem Reich nicht auf den Thron, auch nicht in ein katholisches Kloster, sondern in einen gotischen Kerker. Hüte dich, Träumer! Solche Träume sind gefährlich, aber nur dem,

der sie träumt. – Also hört zu Ende. Um die Zahl unsrer Feinde zu mindern, den Mächtigsten zum Freunde zu gewinnen, – lange sucht' ich dazu nach einem Weg. Ich hab' ihn gefunden: wir werden uns mit den Merowingen verbünden, verschwägern. Du, mein Ältester, wirst eine Königstochter der Franken freien: du hast sie als mein Gesandter am Hof zu Metz gesehen, sie ist dir keine Fremde, es ist deine Stiefnichte Ingundis.« Hermenigild fuhr zusammen: er errötete. »Die Enkelin meiner Gemahlin Godiswintha, die Tochter ihrer Tochter Brunichildis und des ermordeten Gatten, des Königs Sigibert von Austrasien.« – »Und die Merowingen willigen ein?« Rekared fragte so, nicht Hermenigild. – »Ja, das heißt Frau Brunichildis! Nicht deren Todfeinde, Chilperich und Fredegundis. Aber die haben ihr nichts zu verbieten und diese blutige Spaltung schwächt das Haus und die Macht der Merowingen. Und du, frommer Sohn, ich meine, du bringst dies Opfer gern? Deine Schilderung der Nichte nach deiner Heimkehr war ...«

Da sank der Jüngling vor dem Vater auf die Kniee, suchte dessen Hand und küßte sie: »Dank, Vater, gütigstes Herz! Du weißt nicht, welche Erlösung du mir bringst. Ich schalt mein Wünschen, seit ich sie verlassen, mein Sehnen nach der Lieblichen als Sünde, als verbotenes Begehren: und nun verwandelst du diese Liebe in ein schönes Recht und eine heilige Pflicht. Dank dir!« – »Steh auf und fasse dich! Ich mag so weiche Rührung nicht.« Er wandte sich zu Rekared, sah ihm gütig in die Augen und sprach leise: »Danke heute dem Himmel, daß du einen Bruder hast.« – »Das tu' ich längst und alle Tage. Aber warum heute mehr?« – »Weil sonst du die Merowingin freien müßtest. Und was würde dazu schön Baddo sagen? Schweig! Ich weiß alles. Brauchst dich nicht deines Geschmacks zu schämen. Das Mädchel ist bildschön.«

IV.

Am Abend dieses Tages finden wir Rekared in dem Garten des katholischen Nonnenklosters der heiligen Eulalia, das in dem stillsten Teile der Königsstadt, hart an dem Tajo-Tor, in immergrünen Büschen versteckt lag: nur der fromme Gesang der Nonnen und ihrer weltlichen Schülerinnen – Töchter der vornehmsten römischen Adelshäuser – unterbrach zu genau geregelten Stunden des Tages und der Nacht das feierliche Schweigen des lauschigen Ortes. Er wandelte neben einem schönen Mädchen zarten Alters, das nicht die schwarz und weißen Gewande der Sanctimoniales des Klosters, aber doch nur dunkle Farben und auf der Brust ein großes Kreuz von schwarzem Marmor trug. Gar oft suchten und zärtlich fanden sich die Blicke des jungen Paares: sie sprachen wenig: sie waren glücklich in einverstandenenem Schweigen. Da bückte sich der Jüngling, pflückte aus einem duftenden Beet eine schöne weiße Narzisse und reichte sie der Geliebten: »Bitte, stecke sie vor jenes schwarze Kreuz, das dich der Welt und ihrer Freude zu entfremden droht. Ich fürchte es, meine Baddo.« – »Keine Ursache,« lächelte diese und barg die Blume an dem Busen. »Mich hält ein starker Anker fest in der Welt. Freiwillig verlaß ich deren Glück, ach! deren Hoffnung nicht.« – »Nun, gezwungen wird keine Freie unter König Leovigilds Schild, nicht die ärmste Ziegenhirtin seines Reichs, und nun erst seines Sohnes Braut!«

Das Mädchen errötete: – es strich erregt die weizenblonden Locken zurück, die aus dem grauen Schleier quollen – »o schon wieder dies Wort, das allzukühne! Fordre nicht den Himmel heraus! Wer weiß, ob das jemals wird ...« – »Und warum soll das nicht werden? Mein Vater –, heute hab ich's erfahren – hat – Gott weiß, wie? – mein, unser Geheimnis erkundet: – er zürnt nicht. Er hat dich auch gesehen und ...« – »Ja, er war hier, der Äbtissin seine neue Klostersteuer anzukünden. Er fragte nach meinem Namen – er streichelte mein Haar.« – »Also! Was König Leovigild will, das geschieht in seinem Reich!« – »In seinem Reich!« wiederholte das Mädchen ernst. – »So bist du eine Fremde?« rief Rekared, stehen bleibend. »Ich dachte es wohl. Aber wer auch dein Vater ...« – Sie schüttelte traurig das Haupt: »Ich habe lang schon keinen Vater mehr.« – »Nun denn, dein Muntwalt! Und wär's der Imperator zu Byzanz, er sagt nicht nein, wirbt Held Leovigild für seinen Sohn. O Geliebte, du hast geschworen, sagst du, wie die Äbtissin, solange du hier weilst, nichts von deiner Herkunft zu verraten: – keiner Seele. Und mir hast du das Wort abgenommen, nie zu fragen. Ich hab's gehalten bis heute: – ich halt' es bis du mich davon entbindest – aber diese Geheimhaltung kann alles verderben! Wie soll ich dich erringen, weiß ich nicht, wem ich dich abzuringen habe, in Güte oder mit Gewalt?« – »Ich habe geschworen, Rekared.«

Er seufzte tief. »Welche Qualen legt mir dies Rätsel auf seit Wochen! – Seit, ... seit jenem Tag, da ich dich mit der Äbtissin in der Tagus-Fähre erblickte, sofort in das Schiffelein sprang ...« – »Ja, so ungestüm,« lächelte sie, »daß es fast umschlug. Die Äbtissin – sie ward gar naß! – erschrak und rief: »Prinz Rekared!« Da erschrak auch ich. Der schöne Fremdling ein Königssohn! Aber bald wich der Schreck der Freude, als der Königssohn nicht mehr von mir ließ. Und es war recht gut, daß der geliebte Mann der Königssohn war: einen andern hätte die gestrenge Frau Abbatissa nicht so oft in den Klostergarten dringen lassen.« – »Bah, bist ja keine Nonne. Und sollst keine

werden, bei meines Vaters Haupt!« – »Aber katholisch bin ich. Und dein Vater ...« – »Ei, meine Mutter war auch katholisch. Damit richtet er nichts aus. Also, wann du genug gelernt hast bei den frommen, hochgelehrten Schwestern ...« – »Ich meine,« lächelte sie anmutig, »es reicht schon. Ein Weib braucht gar nicht soviel zu wissen, um ...« – »Selig zu machen und selig zu sein! Und wann du endlich deine Sippe nennen darfst, dann tu's sogleich, o Geliebte, nicht einen Tag wart' ich mehr! – Dann hol' ich dich, Süße, Heißgeliebte!« Und er umschlang die schlanke Gestalt und bedeckte ihr Antlitz mit glühenden Küssen. – »Halt ein, Geliebter. Halt! Du mußt jetzt fort. Die Äbtissin schickt den Pförtner – horch, wie er schon von weitem mahnd mit den Schlüsseln klirrt.« – »Ich gehe. Noch einen Kuß. Und was immer uns trennen mag von außen: – wir sind eins. Und deine Seele ist mein?« – »Auf ewig!«

*

Am Morgen des folgenden Tages war Rekared mit einigen Gefolgen aus Toledo geritten, Musterung über ein paar Tausendschaften seiner Reiter – er war der Führer der gotischen Reiterei – in Elbora, den Tajo abwärts, vorzunehmen.

Kaum war er fort, als dem König ein Schreiben der Äbtissin von Sankt Eulalia überbracht wurde, das lautete: »Nicht ohne Bestürzung melde ich dir, Herr König, daß die Alumna Baddo, die du mir so dringend empfohlen, heute Nacht von den Ihrigen in die Heimat abgeholt wurde. Vergebens bat ich um die Erlaubnis, jetzt wenigstens ihre Herkunft dir mitteilen zu dürfen ...« – »Gut, daß ich sie längst kenne, diese Herkunft.« – »Sie schied unter heißen Tränen.« – »Das glaub' ich! – Nun, mein tapferer Sohn, nun holst du dir bald die Braut mit dem Schwert. Aber nicht bevor ich's dir in die Faust drücke.«

V.

Wenige Wochen danach durchdrang die Königsstadt am Tajo freudige Bewegung: zahlreiche Begnadigungen, – zumal von Staatsverbrechern in früheren Empörungen, – wurden unter Trompetenschall in den Straßen verkündet, zugleich mit den »öffentlichen Freuden«, wie man sagte, wegen der Verlobung des Thronfolgers mit der fränkischen Königstochter: bei solchen und ähnlichen Anlässen pflegten derartige Hulderweisungen zu erfolgen. Bei der römischen Bevölkerung ward die Freude erhöht durch das katholische Bekenntnis der Braut; unmöglich konnte der König fortab noch die Bekenner des Glaubens seiner eignen Schwiegertochter verfolgen. Zudem schien die Verbindung mit den Merowingen den stets zu befürchtenden Angriffen der Franken auf das gotische Südgallien ein Ende zu machen: den katholischen Römern standen die katholischen Franken viel näher als ihre ketzerischen Beherrscher, die Goten.

Es verdroß den König, daß gerade einige seiner treuesten Gefolgen und Waffengehilfen die Festfreude nicht so recht zu teilen schienen. Und bei dem Vespertrunk, dem »Dämmertrunk«, sagten die Goten, gab er diesem Unwillen Ausdruck, als die beiden Treuesten und Verdientesten dieser alten Kämpen, die Brüder Garding und Gardila, ebenfalls durchaus nicht vergnügt erschienen. Es waren zwei Riesen, der jüngere um eine halbe Fingerbreite kürzer, aber auch noch erheblich länger als der doch auch über die Mittelgröße ragende König.

Schweigend traten sie in das kleinere Trinkgemach, in dem Leovigild die vertrautesten Goten bei Sonnenuntergang um sich zu sammeln pflegte, bevor in dem großen Speisesaal dieses einst kaiserlichen Palastes der Abendschmaus mit den zahlreichen – gotischen und römischen – Palatinen gehalten wurde. Schweigend begrüßten sie erst die Königin Godiswintha, dann schweigend den König an ihrer Seite, schweigend ließen sie sich dem Paare gegenüber an dem länglichen Bronzetrichter nieder.

»Nun, Kleiner,« redete Leovigild den einen Riesen an, »ist auch dir heute die Zunge in die durstige Kehle gefallen? Von deinem langen Herrn Bruder sind wir schon gewohnt, daß er schweigt, wenn er nicht brummt.« – »So brumm' ich denn, Herr König, wenn dir mein Schweigen mißfällt. Sorge dafür, daß bei den dummen Freudenfesten deine lieben Römer nicht ihre Freudenfahnen deinen treuesten Gefolgen auf die Köpfe fallen lassen. Gerade hab ich den Fetzen da abgerissen.« Er zog ein Stück eines rot- und goldgestreiften Flaggentuches aus dem Wehrgurt, zeigte ihn der Königin und warf ihn unter den Tisch. – »Das macht, der Große ist zu groß,« lachte Gardila. »Ich kam glücklich darunter durch.« – Aber Leovigild war ernst geworden: »Rot und Gold?« grollte er. »Das sind der Merowinger Farben! Wer wagt in meinem Toledo ...?« – »Ei,« lachte Garding grimmig – Bären würden so lachen, könnten sie's – »natürlich ein frommer Römer, der sich freut und der dich dadurch zu erfreuen hofft.« – »Und hoffen *darf*,« ergänzte Gardila, »ehrt er – in ihren Farben – doch deine Schwiegertochter, die Katholikin!«

Da fuhr die Königin heftig auf, die hohe Gestalt aufrichtend: sie war fast eine Greisin, das Antlitz mußte bildschön gewesen sein, aber das Fehlen des linken Auges und ein rotes Brandmal der rechten Wange entstellten es arg, mehr noch der bitterböse

Ausdruck der allzuscharf geschnittenen und von Leidenschaften durchwitterten Züge: er war unheimlich drohend: so erschrak der alte Hüne als sie nun wie eine Schlange gegen ihn fuhr. »Gardila,« schrie sie mit schriller Stimme, »hüte dich! Vieles verzeih ich dir und Garding – um manches starken Schwertstreiches willen: – aber das laß mich nicht noch einmal hören. Bei meinem Zorn! Ich und eine katholische Schwiegertochter? Eher erwürge ich sie mit diesen Händen.« Man traute ihr das zu, so drohte das funkelnde Auge. »Gemach, Frau Ungestüm,« beschwichtigte der König. »Nicht Streit in der Sippe, nicht Glaubensgezänk, – ich habe genug daran! – Friede und Versöhnung auch mit den Franken ist der Zweck meines Planes. Darauf laß uns trinken.«

Die Brüder taten Bescheid. Dann sprach der Ältere, die bärtigen Lippen wischend: »Möge der Wunschgott...« – »Was faselst du da?« zürnte Godiswintha. – »Verzeiht, fromme Frau. Schwer ist's in diesem Reich, just das Richtige zu glauben! – Möge der Himmel diese fränkische Verschwägerung zu besserem Ende führen als alle früheren. König Amalarich brachte sie den Tod.« – »Ist lange her,« meinte Leovigild und trank. – »Aber nicht lang ist's her, Frau Königin, als Ihr die beiden Edelperlen, Eure Töchter, den Merowingen vermähltet.« – »Schweig, Unheilsrabe!« rief Godiswintha und verdeckte das Antlitz mit der Hand. Aber der fuhr unerbittlich fort: »Tot, erwürgt von Fredigundis, der Walandine, liegt die sanfte Galswintha, die Lilie der Goten.« – »Und tot liegt, ermordet durch Fredigundis, Frau Brunichildens edler Gemahl, sie selbst verwitwet, gefangen, ihres Knaben beraubt ...« – »Schweigt, sag' ich,« schrie Godiswintha. – »Und nun abermals,« schloß Garding, »eine merowingische Ehe?« – »Schweig wirklich, Garding!« herrschte ihn der König an. »Die Staatskunst muß Vergangenes vergessen können um der Zukunft willen. Siehst du denn nicht die Vorteile dieses Bundes? – »Meiner Treu, nicht *einen*.« – »Franke und Gote sind wie Wolf und Edelhirsch, sagt man in unsrem Volk.« – »Und ein andres Mahnwort lautet: den Franken halt fern, sonst frißt er dich. Schon flattern fränkische Farben in Toledo. Und diese katholische ...« – »Ingundis legt jene Farben wie ihren Glauben ab, sobald sie Hermenigilds Weib,« entgegnete der Herrscher ernst. »Übrigens, du bist doch sonst immer noch mehr Heide als Arianer,« grollte Godiswintha. »Ich glaube, du opferst zuweilen noch Wodan! – du verehrst ...« – »Ich verehere den Siegesgott, Frau Königin, ihm ist dies Schwert geweiht und das ist den Schlachten deines Gemahls bisher ganz gut bekommen,« erwiderte er trotzig. – »Schande mir, vergäß ich's je und eure vierzehn Schlachten an meiner Seite,« sprach dieser und reichte beiden über die Tafel hin die Hand. »Aber du mußt doch einsehen, Brummkopf: haben wir die Franken als Mitstreiter, können wir den Sueven die ewigen Seitenhiebe vergelten und die Kaiserlichen ins Meer werfen.« – »Können wir beides auch allein,« sprach Gardila, »solang wir mit uns Leovigild haben.« – »Und den Siegesgott,« schloß Garding. »Da kommen Priester. Ich gehe; komm, Bruder!«

Während sie die Marmorstufen aus dem Palast auf die Straße herabstiegen, sprach Gardila unmutig: »Warum hat er sie genommen, die üble Hexe, die Einäugige ...« – »Still! Andre Leute sind auch einäugig.« – »Aber warum?« – »Sie ist ein gewaltig Weib und war die Witwe seines Vorgängers Athanagild. Groß war ihr Anhang im Adel und alle wütigen Arianer ...« – »Ich wollte, sie wäre anderswo! Samt ihrer merowingischen Enkelin. Der Mond ging blutrot auf. Das bedeutet nicht Versöhnung!«

VI.

Einstweilen bewegte sich das stattliche Brautgeleit Ingundens gar langsam, weil auf allerlei Umwegen – denn Brunichildens Tochter konnte man nicht Fredigundens Machtbereich betreten lassen – auf der alten Römerstraße am Rhone-Ufer hin von Lyon über Valence, Avignon und Nîmes nach Narbonne, der Hauptstadt des gotischen Galliens, in dessen stattlichem Palatium Rast gehalten und die Braut von Hermenigild empfangen werden sollte. Wie erstaunte daher diese, als ihr alsbald in dem Empfangssaal statt des Bräutigams entgegen trat – dessen Oheim Leander. Der vielerfahrene Seelenergründer erkannte leicht die Enttäuschung des Mädchens: »Zürne mir nicht, Königskind,« begann er in seiner leisen einschmeichelnden Stimme. »Nur ganz kurze Zeit mußte ich dich allein sprechen: – das heißt, bevor er eintrifft.«

Die Tochter Brunichildens hatte viel von deren stolzen Schönheit, aber wie deren dunkle Augen und Haare auch den hochgemuten stolzen Sinn und die feste Willenskraft, mit der die Witwe Herrn Sigiberts den trotzigsten Adel Austrasiens bändigte, kräftiger, mutiger als mancher Mann auf diesen fränkischen Thronen. Das edle Haupt in den Nacken werfend, sah sie dem Bischof scharf in die Augen und sprach, sich auf den purpurbehangenen Sitz niederlassend: »Ich werde kein Geheimnis haben vor meinem Gemahl.« – »Sollst du nicht, meine wackre Nichte. Ich selbst werde ihm künden, was ich dir sage: – aber zur rechten Stunde. – Ingundis, ich kenne deine Seele.« – »Du hast mich nur dreimal gesprochen,« meinte sie streng, – »Aber dein Beichtvater, Fronimius von Agde, dein Erzieher im rechten Glauben, ist mein nächster Freund. Er schrieb von seinem Zögling, seinem Liebling gar viel in jedem Brief.« – »Und aufs wärmste,« nickte die Braut nun freundlicher, »hat er dich mir empfohlen. Dir, dir allein soll ich vertrauen in jenem Land der Ketzer. Gift ist diese Ketzerei!« Sie fürchte die stolz geschwungenen Brauen.

Er faßte rasch ihre Hand. »Herrliches Kind, Dank! Dank für dies Wort. Es eint uns für immer: – es kürzt meine Aufgabe. Ich weiß von deinem Lehrer, wie tief durchdrungen du bist von unserem heiligen Glauben.« – »Er ist das Leben meiner Seele,« rief sie und schlug die Augen auf gen Himmel. »Christus weiß es!« – »Wohlan« – er sah sich scharf um, dann flüsterte er leise in ihr Ohr: »Man will ihn dir entreißen.« – Sie lachte verächtlich: »Eh reißen sie den Morgenstern vom Himmel! – Wer will das?« – »Der König, die Königin. Alle Goten.« – »Auch Hermenigild?« – »Der liebt dich – und will nichts, was dich betrübt. Aber er kann dich nicht schützen.« – »Ist er kein Mann?«

Leander zuckte die Achseln: »Ein weich, ein *sehr* weich Gemüt.« – »Woher weißt du ...?« – »Woher? Weil ich allein – weil meine Klugheit, meine Liebe zu dir – mehr noch: meine heilige Sorge um deine Seele dich gelöst hat aus dem Netze, das über deinem Haupt zusammenfallen sollte. Höre. Der König hatte deine Mutter bereits dafür gewonnen, daß du vor der Vermählung – wie umgekehrt sie und ihre Schwester bei der Heirat mit den Merowingern katholisch geworden sind, – unsern heiligen Glauben mit jener Ketzerei vertauschen sollst.« – »Unmöglich!« rief Ingundis und sprang auf: ihre Augen blitzten. »Abscheulich! Niemals!«

Mit Wohlgefallen betrachtete sie der Bischof: »So gefällst du mir, tapfre Nichte. Vernimm, wie ich den Plan vereitelt habe:« er zog eine Rolle aus den Falten seiner Sutane, »ich hatte den Auftrag von beiden, den Vertrag über eure Vermählung zu verfassen: in dem Entwurf standen ausdrücklich die Worte: ›katholisches‹ ... ›arianisches Bekenntnis‹. Ich änderte so: ›die Vertragenden sind darin einverstanden, daß die Gatten auch durch das gleiche Bekenntnis werden verbunden sein‹.« – »Aber – ich derstehe nicht ...« – Überlegen lächelte der Bischof. »Ja! auch der König verstand es nicht. Wenigstens nicht richtig. Er dachte natürlich nur an das Bekenntnis Hermenigilds.« – »Jawohl! Und der ist Arianer!« – »Er darf's nicht bleiben,« sprach Leander fest. – »Ah, Oheim, teurer Ohm!« – »Du verstehst mich. Das gleiche Bekenntnis, das euch verbinden soll, ist *unser* heiliger Glaube. Nicht du wirst Ketzerin, – der Königssohn wird rechthgläubig.«

»Ein schwierig Werk!« – »Nicht *für dich*. – Du bist sehr, sehr schön, bist heiß begehrenswert. Er liebt dich mit aller Kraft, deren seine zarte Seele überhaupt fähig ist. Ein hoher Geist in Rom.« – »Gregor! der Mutter Freund!« – »Und ich haben kräftig vorgearbeitet. Schon lange schwankt er: – du, du mußt ihn zu uns herüberziehen.« – »Ich! Wie kann ich das?« – »Indem du, bis er katholisch geworden« – hier flüsterte er ganz leise – »ihm alles, *alles* weigerst, was der Liebende, der Gatte ersehnt. Den Brautkuß freilich mußt du ihm – vor allem Volk! – gewähren. Aber nach diesem *einen* Kuß nicht die kleinste Gunst: – hörst du? Kaum einen Handschlag. Alles hängt davon ab. Bleibe fest, meine Tochter, bleibe scheinbar hart. Nur scheinbar; denn es gilt seine unsterbliche Seele zu retten: – das bedenke. Du *kannst* ihn bekehren: – eine Todsünde lädst du auf dich, unterläßt du's aus Weibesschwäche, aus – Liebe.«

Da zuckte sie die Achseln: »Ich weiß nicht, was das ist. Er ist mir gleichgültig. Aber die *Seele* des Gatten vor den Flammen der *Hölle* retten: – ja, das will ich.« – »Der Himmel wird dir lohnen. Und bedenke, Königskind: nicht diesen *einen* Ketzer rettetest du: Leovigild ist ein Greis. Sein Sohn folgt ihm bald auf den Thron: ein katholischer Gotenkönig aber mit einer *solchen* Königin: – sie werden das ganze Gotenvolk zum rechten Glauben herüberziehen. Das letzte Ketzerreich im Abendland verschwindet und das, dies große, dies heilige Werk ist *dein* Verdienst, meine Tochter. Willst du mir folgen?« – »Ja, ich will,« rief sie leidenschaftlich mit Tränen der Rührung in den Augen, »Ich verspreche dir' s bei Christus dem Herrn.« – Und sie sank vor ihm auf die Kniee und küßte seinen Bischofsring. Er legte die Hand auf das schöne Haupt und sprach feierlich: »Und Christus der Herr wird dich dabei führen, stärken und segnen. Amen.« Im stillen aber sprach er zu sich selber: »Jetzt, Herr König, zieht Unfriede in dein Haus und das Verderben in dein Reich.«

VII.

Festlich und prachtvoll schmückte sich die stolze Königstadt Toledo an dem Tage, da das junge Brautpaar seinen Einzug hielt. Von Narbonne aus hatte es, auf dem Seeweg Barcelona anfahrend, dann den Ebro zu Berg Tortosa und von dort, auf der alten Legionenstraße die Berge überschreitend, den Tajo und die Residenz erreicht. Die Römer hatten all' ihre Haustüren – Balkone und Fenster nach der Straße zu gab es noch nicht – mit den Blumen des Sommertages geschmückt und gar oft mit Teppichen in den merowingischen Farben: die alte blaue Gotenfahne sah man selten.

Der Abend des Einzugstages kam heran: die lauten Feste waren vorüber, die vielen hundert Gäste hatten das Palatium verlassen. Die Königsfamilie mit wenigen vertrautesten Freunden blieb noch beisammen in jenem kleinen Dämmertrunk-Gemach. Da sprach die Königin – sie hatte die Eiseskälte der Enkelin, die sich ihr nach Kräften fern hielt, den ganzen Tag über scharf vermerkt: – »Und nun, Ingundis. Du hast zu bestimmen: wann soll die Taufe, wann die Trauung sein?«

Da fiel Isidor, der weise und herzensgute Archipresbyter, ein: »Verzeiht, Frau Königin, ein wohlgemeintes Wort. Es wird uns, – den Katholischen – besonders schwer, bei dem Übertritt die Taufe zu erneuen. Das sieht aus, als gelte unsere Taufe nicht. Ich bitte, verzichtet auf die nochmalige Taufe.«

Grollend wollte die Königin ablehnen: allein Rekared kam ihr zuvor. Seit er, heimgekehrt, die Geliebte spurlos verschwunden gefunden, hatte ihn tiefes Weh verdüstert: er lebte nur noch der Pflicht, das hieß für ihn: dem Reich: aber diesem so eifrig, eifriger als je zuvor. »Gewähre das, Vater,« bat er. »Abt Gregor, der weise, in Rom hat es erbeten. Und« – fügte er flüsternd bei – »es erleichtert ja den Übertritt.« – »Es sei, mein kluger Sohn,« sprach Leovigild. »Was liegt dem Reich an *einer* Taufe oder zweien! – Aber die Vermählung! Auf wann, liebe Tochter, setzest du sie fest?« – Da erhob sich Ingundis von ihrem Sitz ihm gegenüber: noch einen Blick warf sie auf Hermenigild, der das Haupt senkte und, leise zitternd, sitzen blieb: dann trat sie hart vor den König, hob das schöne Haupt und sprach mit fester Stimme: »Herr König, wir *sind* bereits vermählt.«

Da sprangen alle auf von ihren Sitzen: ein Gewoge von Stimmen, von Rufen erschallte durcheinander: aber alles, auch Godiswinthas Zornruf übertönte Leovigilds dröhnendes Wort: »Vermählt? Wo ... Wann?« – »In Narbonne. Vor zwei Wochen.« – »Durch wen getraut?« – Nun erhob sich Hermenigild: er war bleich, aber nun hatte er sich gefaßt: »Oheim Leander.« – »Katholisch getraut!« gellte die Königin, – »Das ist nichtig,« sprach der König, »du bist Arianer.« – »Gewesen!« entgegnete Ingundis. »Der Metropolitan hat ihn aufgenommen in unsere heilige Kirche.« – »Mein Sohn! Sag' nein!« – Ruhig trat Hermenigild vor. »So ist's. Ich mußte.« – »So? Nun sollst du sehen, was ich muß, Garding, ergreife den Verräter. In den Römerturm mit ihm! Königin, dir übergeb' ich die Verführerin. Du stehst dafür, daß sie ihn nicht sieht.« – »Ich stehe dafür,« erwiderte Godiswintha und ergriff sie mit harter Gewalt am Arm: sie ließ es ohne Widerstand geschehen.

»Ah, dieser Leander, der Betrüger,« rief der König. – »Er hat *nicht* betrogen,« erwiderte Ingundis. »Was steht in dem Vertrag? »Auch des Glaubens Einheit soll uns verbinden: wohlan: sie verbindet uns.« – »Der Hohn! Der Hohn! Ein echter Priesterstreich!« Da stürmte Gardila ins Gemach: »Nun freue dich, altes Schwert Leovigilds! Du bekommst wieder zu tun. Auf, Herr König! Drei Boten trafen soeben zusammen vor den Toren deines Palastes von Nord, von Süd, von West. Der Suevenkönig Miro brach aus seinen Bergen und hat den Duero überschritten: eine Flotte der Byzantiner ist den Bätis zu Berg gesegelt nach Sevilla und hat, von Leander empfangen, viele Tausende gelandet: die Römer in Merida, Cordoba, Carmona, Astigi haben sich empört und die Basken ziehen in hellen Haufen auf Saragossa.«

»Weiter nichts?« lachte der alte Held grimmig. »Nun, sie haben's gut vorbereitet, unsere Feinde. Das klappt ja trefflich! Alles auf *einen* Schlag! Auf *einen* Tag! Nun wartet! Der alte Gott lebt noch und der alte Leovigild auch. – Verlaßt mich jetzt alle. Ich muß mir ein paar Sachen überlegen. Es ist spät. Morgen bei Sonnenaufgang, Rekared, versammelst du auf dem Platz vor dem Palatium alle Gotenkrieger zu Toledo!«

VIII.

Die Strahlen der eben aufgegangenen Sonne glitzerten auf den Helmen, den Speerspitzen, den Schilden und Brünnen der Hundertschaften und Tausendschaften, die sich, Reiter und Fußvolk, dem ergangenen Heerbann gemäß, auf dem alten »Forum des Theodosius« wohlgeordnet geschart hatten: lustig flatterten im Morgenwind die langen blauen »Gunfanon«. Freudig lauter Zuruf begrüßte den König, wie er mit Rekared und seinen obersten Führern vollgerüstet aus dem Mitteltor auf die breite Oberstufe der Marmortreppe trat. Er winkte mit der Rechten: sofort verstummte der Lärm.

»Dank euch, meine Goten. So muß denn nochmal das Schwert – ich hatte es in der Halle für immer, – dacht' ich, – aufgehängt, ihr kennt es! – aus der Scheide fahren gegen die alten Feinde, Ihr kennt auch sie: besonders von hinten.« Eine schallende Lache war die Antwort auf den derben Lagerwitz. »Aber diesmal steck' ich die gute Klinge nicht ein, bevor sie gründlicher Ruhe geschaffen hat als je zuvor. Und da nun Untreue immer wieder ihr Haupt erhebt, will ich mir gegen solche Untreue einen lebend'gen Schild der Treue schmieden. – In dieser schlummerlosen Nacht kam mir der Gedanke: zwei Hundertschaften auserlesener Krieger will ich um mich scharen, nicht meine Brust, meinen Leib zu schützen – das tu' ich selbst! – Nein: als mein fleischgewordener Wille allüberall meine Befehle zu vollstrecken, den Ungehorsamen niederzuschlagen mit scharfer Gewalt, als ob meine Hand zweihundert Schwerte schwänge. Melden kann sich jeder Wehrmann: ich lese sie aus: nicht nach Adel der Geburt, – edel ist, wer edel tut – nach Würdigkeit. Zu eurem Führer aber bestell' ich Graf Wandalar von Valencia, den tapfern Mann, den Bezwinger Keltiberiens: ihm sollt ihr in allen Stücken blind gehorchen wie mir selbst. Erwartet keinen Lohn, keine Gunstgeschenke: die Ehre ist euer Lohn: »die Schar der Treuen« sollt ihr heißen – und sein. Wollt ihr das, meine Goten?«

»Heil! Heil König Leovigild! Das wollen wir!« riefen die Scharen und erhoben die Waffen.

»Gut! Ich wähle aus, bevor wir aufbrechen. Und nun vernehmt sogleich mein erst Gebot, Getreue. – Was ich voraus gewußt, sobald die erste Kunde von dem Aufstand der Basken, von der Empörung der Römer eintraf – spätere Boten haben es bestätigt – überall, in den baskischen Bergen wie auf den Ebenen um Sevilla, sind es die Priester, die höchsten wie die untersten, die den Brand geschürt, die Flammen geweckt haben: der Bischof von Astigi, Helm auf dem Haupt, Schwert in der Faust, hat am Altar gepredigt, ich sei ein Dämon der Hölle, wer mir gehorche, gehorche dem Satan und sei dem verfallen auf ewig: feierlich hat er die mit Grauen auf den Knieen vor ihm Lauschenden mit geweihtem Wasser übersprengt, sie Christus und Sankt Eulalien geweiht und alle Katholischen vom Eid der Treue gegen mich entbunden.« Ein Murren zuerst des Grolls, bald ein Schrei des Zorns lief durch die Reihen. »Überall, in Ossetum, in Auca, in Pampilona, haben die Geistlichen – gegen ihre Canones! – selbst die Waffen ergriffen: sie führen die Haufen an, die über die vereinzelter Gehöfte der Goten im Flachland wie in den Bergen herfallen, die Häuser verbrennen, die Bewohner erschlagen: – auch Weiber und Kinder ...« – »Rache! Rache!« scholl es in der Runde. –

»Nicht Rache: Strafe! Aber gegen wen? Nicht gegen die betörten Basken, die armen Berghirten, die von Kindheit auf gewohnt sind, alles blind zu glauben, was der Priester sagt, nicht die verführten Bauern an dem Bätis, nein: – die Verführer gilt's zu treffen. Zersprengt die Haufen, die Gefangnen entwaffnet und laßt sie laufen – doch jeden Priester, den ihr trifft in Waffen – sei's Diakon, Bischof, Metropolitan! – Getreue, hängt ihn an den nächsten Baum. Sie sollen's lernen, was des Königs ist. Ich laß ihnen Himmel und Hölle, sie sollen mir nur dies Land, dies Volk und mein Haus lassen.« Brausender Zuruf antwortete ihm. »Wir aus Toledo brechen sofort auf: mein Sohn gegen die Sueven, gen Nordwesten, ich gegen Sevilla und die Byzantiner gen Süden: die Aufgebote der andern Landschaften, – von allen Seiten ziehen sie uns nach – von morgen, übermorgen an. Es eilt ...«

Da drängte sich durch die waffenblitzenden Reihen der Hundertschaft gerade gegenüber der Hochtreppe ein ärmlich gekleideter alter Mann und stieg mühsam die Stufen hinan, auf einen langen Stab sich stützend' er mahnte einen zweiten, der gar scheu und schüchtern umherblickte, zu folgen: »Komm nur, Sacharja, Freund Gottes! Komm getrost und fürchte dich nicht. Der Herr König – Gott segne seinen Samen! – sieht wohl grimmig wie der Löwe auf Karmels Höhn, doch sein Herz hat lieb die Gerechtigkeit.« Ermutigt folgte der andre. – »Was willst du, Jude?« rief der König unwillig. »Ich kenne dich, Jojada ist dein Name, bist ein redlicher Jud': – das gibt's auch! Hast einen Handel bei Gades an der See. Aber du siehst doch, jetzt hab ich keine Zeit für Tausch und Kauf.« – »Herr König, hast du auch nicht Zeit fürs Recht? Wofür hat dich der Herr gesetzt auf den Thron? Ist der Thron nicht der Stuhl des Richters?« – »Ja, Mensch,« grollte der König. »Aber ich muß jetzt auf den Gaul, nicht auf den Thron. Mach's kurz. Was willst du?« – »Gerechtigkeit.« – »Die wird dir. Was ist's?« – »Was es ist? Weh geschrien über das, was ist. Die Christen, beides, deine blonden Langmächtigen und die schwarzen, die Römischen, haben gemacht große Gewalt in Gades der Stadt und haben verbrannt unser Bethaus und geraubt die Silberleuchter und – ...« – »Genug! Wenn sich 's erwahrt, stellen sie beide, Goten und Römer, das Bethaus her auf ihre Kosten und die Räuber sterben.« – »Hast du gehört, Sacharja, du Gerechter Gottes? Was hab' ich gesagt von unserem Herrn, dem König? Solchen Herrn habt Ihr nicht im Reich der bitterbösen Merowingen – er ist nämlich aus Paris, ist der Sacharja: – da ist ein Gewaltherr, heißt Chilperich.« – »Gott sei's geklagt! Was hat er für Bosheiten am Leibe gegen das auserwählte Volk!« – »Na, ich hätte mir ein andres auserwählt! – Aber ich kenne Fredigundens Gemahl, Alter. – Noch was, Jojada?«

Der warf einen verschmitzten Blick auf seinen Genossen, der sollte sagen: »Jetzt merk' erst recht auf.« – »Ja doch, Herr König, großmächtiger. Ich habe eine Tochter: – Rebekka ist sie geheißen und ist so schön wie der Granatbaum und die rote Blüte des Granatbaums und die weiße Lilie von ...« – »Saron. Ich glaub' es schon. Was ist mit ihr?« – »Ist da dein großer Herzog über Malaccitana ...« – Der König nickte. »Stavila, einer meiner besten Helden und mein Freund.« – »Weih geschrien über ihn! Er hat nachts überfallen mein Haus, davon geschleppt Rebeckchen und hat ihr Gewalt getan.« – Leovigild erbleichte. »Jud', das ist nicht wahr!« – »Hörst du?« flüsterte der aus Paris. »Ich sagte es doch.« – »Ist es aber wahr,« fuhr der Herrscher fort, »bei Gottes Zorn, fällt sein Haupt.«

Da warf sich Jojada vor ihm auf die Knie und küßte den Saum seines Mantels. »Dank dir und Heil, Herr König, du Turm der Gerechtigkeit! Hörst du, siehst du nun, Zweifler? Er ist, wie ich gerühmt, nicht wie euer Chilperich. – Verzeih, gewaltiger Kriegesheld. Rebeckchen ist unversehrt daheim.« – Der Greis fuhr zornig auf, »Was wagtest du, Elender?« – »Verzeih', wir haben gewettet. Der Gastfreund wollte nicht glauben, daß du auch dem armen Juden wider deine Schwertgewaltigen zu seinem Rechte verhilfst. Wir haben gewettet um tausend Solidi ...« – »Schau, schau, die armen Juden!« – »Herr König, die Wette ist nicht dein Schade. Zum Waffenkrieg gehört Geld, – grausam viel Geld! Ich hass' ihn wie ich ihn fürchte! Aber ich schenke dir die zehnmal hundert schönen Goldstücke.« – »Welche Frechheit!« – »Gelt, es ist dir zu wenig? Nun, da nimm diesen Schlüssel zu meiner großen Truhe. Da findest du mehr. Und alles ist dein was Jojada hat.«

Aber Leovigild wehrte mit der Hand unwillig ab: »Packe dich, Jude, und danke Gott, daß du ungeahndet den König belogen hast.« – Er wandte sich nun zu seinem Sohne. »Ich weiß, es bedarf des Spornes nicht, dich vorwärts in den Kampf zu treiben.« – »Ich werde meine Pflicht tun, Vater.« – »Ja, wie immer. Aber damit du sie gar freudig tuest: – höre noch eins. Weißt du, warum ich dich gerade gegen die Sueven schicke? Weil ... nun: ich erwarte, daß du diesmal die Räuber nicht bloß – wie bisher – über die Grenze nach Hause treibst ...« – »Wir sollten diesem bösen Nachbarreich der Störenfriede ein Ende machen für immer, ihr Land dem unsern einverleiben ...« – »Das sollst du, mein Sohn. Diesen Ruhm hab' ich dir zugedacht. Du dringst den Weichenden nach bis in ihre Hauptstadt Astorga. Dort durchsuche genau den Palast des Königs.« – »Wegen der Schätze?« – »Ja! Zumal um *einer* Perle willen. Die bringst du nach Toledo. Die heißt – Baddo.« – »Vater!« jubelte Rekared. »Wie...?« – »Frage jetzt nicht. Säume nicht. Dort unten scharrt ungeduldig dein Hengst. Eile! Bald wirst du alles erfahren.«

IX.

Das junge Ehepaar war getrennt, Hermenigild in den festen Turm des alten Römerkastells auf der Nordseite des Palastes abgeführt, – in das Erdgeschoß, – Ingundis in das letzte der Frauengemächer gebracht worden, in welches nur *eine* Tür – aus dem Schlafgemach der Königin – führte. Godiswintha selbst begleitete die Enkelin dahin: sie bemerkte deren suchenden Blick: »Nein,« lachte sie giftig, »schönes Vögelein, du bleibst in diesem Käfig. Das Fenster ist vergittert, und vor dem Ausgang aus dem Frauenflügel steht Tag und Nacht eine Speerwache, Du bleibst hier gefangen bis du deine Irrlehre abgeschworen.« – »So werd' ich hier sterben,« sprach Ingundis ruhig und ließ sich auf dem Ruhebett nieder. – »Das wollen wir sehen,« meinte die Großmutter. »Schon stärkeren Trotz hat man gebrochen. Laß sehen, wie lange du mir widerstehst, dringe ich Tag und Nacht auf dich ein: – in Güte oder, muß es sein, – anders.« – »Das Leben kannst du mir nehmen, nicht meine Seele, das heißt meinen Glauben. Mich zwingen? Ich bin Brunichildens Tochter.« – »Und *meine* Enkelin. Du sollst sie kennen lernen, diese Großmutter. Ich werde nicht rasten, bis...« – »Oh, ich bin erschöpft von all' dem. Laß mich schlafen.« – »Gerade *schlafen* sollst du nicht: man kirrt die wildesten Falken, indem man sie immer rüttelt. Ja, schließe nur die Augen, ich werde rütteln. Tag und Nacht.« Sie faßte sie unsanft an der Schulter. – »Großmutter! Warum bist du so böse? Warst du immer so!« – »O nein, du freche Fragerin. Ich war sanft und still und scheu und schön – wie du, nein, viel schöner. – Und alle lobten mich, die mich sahen, sogar die Mädchen, die Frauen. Und die Männer, ei die! Das Palatium des Vaters, des Herzogs zu Tarracona, ward nicht leer von Freiern. Aber ich bat den Vater, nein zu sagen zu allen: denn tief im Herzen barg ich die Liebe zu ihm, dem Herrlichsten von allen; – ach auch dem Treuesten währte ich! – Sigisar, dem Grafen von Tortosa. Und auch er liebte mich: – glaubte, mich zu lieben. Gleich nach unserer Verlobung brach wieder einmal eine Empörung der Katholiken in Tarraconien aus. Ich eilte fliehend von Barcelona, – aus dem Meerbade – nach Hause. Aber bevor ich die Tore von Tarraco erreichen konnte, ward ich mit meinem Gefolge von einer Rotte der Aufständischen gefangen und vor den Bischof von Egara gebracht, der in Waffen im Felde stand gegen König Agila. Der Elende drang mit Gewalt in mich, in seinen römischen Pfuhl zu springen. Er drohte, mich zu töten. Ich blieb fest: da sprach er: »Nun, ich weiß, was du mehr fürchtest als den Tod, eitle Puppe: die Häßlichkeit.« Wohlan, lebe: aber entstell, den Menschen ein Abscheu. Brandmarken will ich deine glatte Larve und dir die trotzigigen Augen aus dem Gesicht reißen.« Und ich blieb standhaft und das Scheusal hielt Wort. »Ah,« schrie sie auf, »sowie ich's gedenke, spür' ich wieder das heiße Eisen an der Wange, den bohrenden Stachel in der leeren Augenhöhle. Und mich noch grausamer zu quälen in Angst vor dem nun gekannten Schmerz, sollte mir das andre Auge, die andre Wange erst nach drei Tagen zerstört werden, wenn ich nicht nachgäbe. Ich wimmerte vor Angst, aber ich gab nicht nach. Da – in der zweiten Nacht – überfiel mein Vater das Lager der Aufständischen, zersprengte sie und befreite mich. Auch mein Geliebter war unter den Siegern. Als er aber die Braut erschaute, da schrie er auf, wandte sich, floh und zerriß das Band der Treue! Das alles dank' ich Rom und seinen Priestern. Elend, vom Geliebten verlassen, ungeliebt, von allen Glücklichen gemieden schleppte ich das Leben dahin, bis König Athanagild, des

Vaters alter Freund, mich zu sich auf den Thron erhob. Und nun soll ich meine Enkelin und den Nachfolger in diesem Reich als Glieder der verhaßten Kirche leben sehen? Lieber sollen sie sterben.«

»Aber Großmutter, meine Mutter und ihre Schwester sind doch auch ...« – »Ah, woran mahnst du mich, Unselige!« und im Zorn ihrer nicht mehr mächtig holte die Greisin aus und versetzte ihr mit der Faust einen Schlag ins Angesicht.

Ingundis fuhr auf, riß eine lange scharfe Nadel aus ihrem Haar, das nun in dunklen Wellen auf ihre Schultern herabflutete, und zückte sie zur Abwehr: »Rühr' mich nicht nochmal an – sonst ...« Aber Godiswintha entwand ihr die Waffe und stieß sie ihr in den Arm: Hochauf spritzte das Blut auf das weiße Brautgewand. »Ah du stichst, schöne Viper? Wart', ich lasse dich durch meine Knechte binden und geißeln bis noch mehr fließt von dem verhaßten Merowingenblut.« Ingundis sank stöhnend vor Schmerz auf das Lager. Triumphierend beugte sich die Alte über sie: »Da liegt die Martyrin! Willst du jetzt nachgeben?« – »Niemals.« – »Was mußtest du meine tiefste Wunde aufrühren? Ja, ich hatte mich bewegen lassen durch König Athanagild, um der weltlichen Vorteile willen meine beiden Töchter den Merowingen und deren verhaßtem Glauben hinzugeben. Die Strafe Gottes blieb nicht aus. Gar bald war meine holdselige, sanfte Galswintha erwürgt, meine Brunichild verwitwet, gefangen im eignen Land. Und nun verführt ihre Tochter den künftigen Gotenkönig zum Abfall! Warte, du sollst mir's büßen.« Sie stürmte aus dem Gemach und ließ Ingundis in Ohnmacht auf dem Pfühle liegen. Als diese aus ihrer Betäubung erwachte, konnte sie die Arme und Füße nicht heben: sie waren in schwere Fesseln geschlagen.

*

Und Wochen vergingen so: tief schnitten die harten Ketten in den zarten Leib der Dulderin. Tag um Tag drang die Greisin in ihr Opfer: – ohne jeden Erfolg: die Gequälte antwortete nicht mehr.

Aber in einer Nacht stürmte die Königin, eine Fackel in der Hand, in das Gemach. »Verfluchte,« gellte sie, »die Hölle ist mit euch! Hermenigild ist entflohen. Der Wächter vor seinem Turm ist erdolcht. Sterbend berichtet er, drei Männer in Mönchsgewanden brachen aus dem Gebüsch, stießen ihn von rückwärts nieder, erkletterten auf hoher Leiter das Turmfenster und entführten den Gefangenen. Dich sollen sie *nicht* entführen! Ihr Knechte, erhebt sie und tragt sie hinunter in den Eiskeller. Zwei Speerträger vor die Eisentür des Gewölbes.«

X.

Hermenigild war es gelungen, durch Hilfe der zahlreichen Glaubensgenossen, welche nur die Furcht vor Leovigild abhielt, sich dem Flüchtling offen anzuschließen, auf schmalen, allein den Umwohnern bekannten Steigen über die Carpetanischen Berge nach Alea, dann nach Merida und von hier über das Marianische Gebirge nach Sevilla zu entkommen, das er von Leander in besten Verteidigungsstand gesetzt fand. Der Metropolitan übergab ihm nun die weitere Führung, nachdem er ihm in der Kathedrale feierlich die Krone des Gotenreiches auf das Haupt gesetzt hatte: – das anfängliche Sträuben des frommen Gläubigen – der ganze Eifer des Neubekehrten hatte ihn ergriffen – war bald überwunden worden durch den Hinweis auf die Pflicht, die heilige Kirche vor der Verfolgung des – für abgesetzt erklärten – Ketzerkönigs zu schützen: das verlange schon der Dank für die mirakelhafte Befreiung! Der neue König der Goten führte den in der katholischen Taufe ihm beigelegten Namen »Johannes« und prägte eifrig Münzen auf diesen Namen. Leander aber erklärte nun, er müsse fort, so lang der Bätis und die See noch nicht durch die Schiffe Leovigilds gesperrt seien. Es gelte, neue Truppen aus Byzanz herbeizurufen: denn die bisher gelandeten reichten offenbar nicht aus, die Goten zu bezwingen. Schweren Herzens sah der junge König dem Eilschiff nach, das seinen gewaltigen Metropolitan entführte: er war seine einzige Stütze gewesen: in sich selbst fand er keinen Halt, seit ihm die kühne Tochter Brunichildens fehlte. Und näher und näher drang das Verderben gegen ihn heran.

Der alte Held hatte die vereinten Byzantiner und die empörten Hispanier in Schlachten und Gefechten geschlagen, Merida erstürmt und zog nun in Eilmärschen gegen den Bätis und Sevilla. Wenige Tage nach Leanders Flucht sperrten Leovigilds Trieren die Stadt im Süden von der Flußmündung ab, während gleich darauf er selbst sein Landheer im Norden und Osten die alten, noch von den Römern angelegten Befestigungen, zumal aber im Westen bei Italica eng umklammern ließ. Ausfälle der Belagerten wurden blutig zurückgeschlagen. Garding und Gardila hielten scharfe Wacht. Gleichwohl war die hier versammelte Streitkraft zu schwach, die ausgezeichnet stark befestigte Römerstadt mit Sturm zu nehmen. Das Beste leistete bei der Verteidigung nicht der wenig kriegerische Königsohn, sondern Basilius, der tapfere und vielerfahrene Feldherr der Byzantiner. Er war die Seele des Widerstands: allgegenwärtig schien er an jedem bedrohten Punkt, mit aufopferndem Eifer setzte er sich Tag und Nacht den Geschossen der Belagerer aus, mehr als einmal ward er getroffen. Hermenigild fühlte sich nicht nur von Dankbarkeit, von herzlicher Neigung zu dem Manne hingezogen, der die beste Stütze seiner Sache war. Als er wieder einmal den Blutenden seines Dankes versicherte, erwiderte der Grieche: »Dank? ich tue meine Pflicht, drum ist mir wohl im Herzen. Und dich mit deiner sanften Seele hab' ich lieb gewonnen.«

Ungeduldig ertrug der ungestüme Greis draußen vor den Toren die Verzögerung. Groß war daher die Freude, als die ersten Reiter Rekareds in das Lager sprengten mit der frohen Meldung eines Doppelsiegs über die Basken und über die Sueven – König Miro sei gefallen – und seines baldigen Eintreffens im Lager. Ungeduldig ritt der Vater dem Sohn entgegen. Von weitem schon begrüßten sich mit freudigem Wiehern die

beiden Hengste: waren sie doch auch Vater und Sohn. Aber zur Rechten neben dem Rappen des Sohnes sah Leovigild einen zierlichen weißen Zelter traben: »Er hat sie!« lachte der Alte in den Bart und spornte sein Pferd. Am Ausgang eines Pinienwäldchens trafen sie zusammen. Alsbald sprangen beide ab und umarmten sich, dann hob Rekaed eine schlanke Gestalt von dem Zelter und schlug ihren Schleier zurück: »Hier ist sie, die Perle des Suevenreichs.« –

»Willkommen, Töchterchen beim Vater.« Und er schloß sie in die Arme.

Ihre Augen strahlten »Vater? Ach ich hab' ihn kaum gekannt. Er starb so früh.« – »Ihm hätte der Königstab der Sueven gebührt,« nickte Leovigild. Aber sein Vetter Miro wünschte ihm den Tod, der Tod kam und Miro ward König.« – »Mich schickte er nach Toledo in die Ferne, in eine Art Gefängnis unter dem Vorwand des Klosters.« – »Aber geheim, zumal geheim vor mir, damit ich dich nicht als Geisel für seine oft gebrochene Vertragstreue behielte. Doch ich erkundete alles, auch von dieses Helden eifrigen Klosterbesuchen. Hatte ich doch meine Freude daran. – Zuletzt hat dem Argen die Äbtissin was gesteckt und schleunig holte er das Vögelein zurück. Ich aber wußte, nächstens schlägt er doch wieder los: dann mag der Bräutigam sich die Geliebte holen. Wie fiel der König?« – »Auf der letzten Schanze von Astorga: – von meinem Speer. Hier ist sein Schwert. Das Volk der Sueven huldigt seinem König.«

»Du hast sie dir verdient: – nimm die Befreite.« Und er legte sie an Rekaeds Brust. – »Dank, Vater! Aber du weißt: sie ist katholisch.« – »Und ich bleib' es,« sprach das Mädchen fest. Einen Augenblick holte der König tief Atem: »Das setzt bösen Streit mit meiner Königin, Aber bleib' es. Es ist vielleicht wohlgetan, den allzu straff gespannten Bogen ...« – »O, König Leovigild!« rief Rekaed feurig, »Das ist ein weiser Gedanke, ja ein rettender für dieses Reich. Halt ihn fest.« – »Das werd' ich. – Aber Töchterchen, mach' mir ihn nicht auch katholisch – wie die andere den anderen. Nun kommt in das Lager: jetzt machen wir ein Ende mit König Johannes.«

XI.

Und rasch ging's – nach dieser Verstärkung der Belagerer – zu Ende mit Sevilla. Vor dem Beginn des Kampfes erbat Rekared vom Vater kurzen Aufschub: er möge vorher das ganze Heer zur Beichte und zum Erlaß der Sündenstrafen gehen lassen. Mit großen Augen sah Leovigild auf den Sohn: »Glaubst du wirklich...?« Dieser lächelte. »Nicht, daß dann die Engel des Herrn für uns kämpfen, Wunder für uns geschehen werden! Aber die Leute werden freieren Herzens und deshalb erfolgreicher kämpfen, ihr Leben freudiger wagen: steigen sie dann doch – ohne Sündenschuld – geradenwegs gen Himmel auf. Gleichviel, ob's wahr ist: sie glauben's: das wirkt ganz, als ob's wahr wäre.« – Der König zauderte: »Die Religion ist dir...?« – »Sehr viel. Sehr! Aber auch Mittel zum Wohl des Reichs, zum Zweck des Sieges.« Da gab Leovigild nach: und es wirkte gut. Nach Vollendung der Vorbereitung befahl der König den Sturm im Doppelangriff: in der gleichen Stunde der dunklen Herbstnacht nahm er selbst von Westen, von Italica her, die Brücke über den Bätis und brach in die Stadt: – der Alte war der erste hinter dem von seiner Streitaxt zertrümmerten Tor: – während Rekared von Norden, von Carmona her, den Wall erstieg. Noch auf der Wallkrone leistete hier Basilius tapfer Widerstand: als aber den Schwerverwundeten seine Doryphoren aus dem Getümmel davontrugen, verzagten die Kaiserlichen auch an dieser Stelle und flohen. In der Mitte der Stadt, auf dem Forum des Theodosius, bei dem roten Licht der Fackeln und dem gelben brennender Häuser trafen die beiden Sturmhaufen der Sieger zusammen. »Halt ein, Vater!« flüsterte der Sohn. »Nicht gegen ... – *ihn*. Dort ragt das Palatium, darin ist er gewiß *nicht*. Dort raste, warte bis ich ihn bringe!« – »Gefangen! Meinen Sohn!« sprach der König, die Axt in den Wehrgurt steckend. »Ja! – Wahre sein Leben!« – »Sorglicher als das meine!« Und schon war er verschwunden in der Nacht. Bald war der Flüchtling gefunden. Er hatte es nicht über sich gebracht, mit dem Vater, dem Bruder das Schwert zu kreuzen: weder Wall noch Tor hatte er verteidigt: auf dem Forum hatte er den Ausgang abgewartet. Nach der Entscheidung suchte er Asyl. Die Seinen rieten ihm das einer arianischen Kirche, das würden die Sieger am sichersten ehren. »Nein,« sprach er, »ich will nichts dem Glauben verdanken, den ich verlassen!« So floh er in die erzbischöfliche Hauptkirche der Katholiken. Die gewährte vor den Goten nicht Asyl. Aber Rekared, der das Versteck bald erraten hatte, ehrte ein Recht, das gar nicht bestand. Er legte das Schwert vor der Türe der Basilika ab und ging waffenlos zu dem Bruder hinein. Er fand ihn auf der untersten Stufe des Hauptaltars vor der Apsis sitzend, Kronhelm und Schwert hatte er von sich getan: das Haupt hatte er in beide Hände – auf den Knien – gelegt: er weinte. Rekared hemmte den Schritt in dem breiten Mittelgang: die Kirche war leer, die Flüchtlinge hatten den Schutz der arianischen Kirchen gesucht: spärlich Licht fiel auf den Altar. »Armer Bruder! Unseliger! Aber kein König der Goten,« dachte er. – »Komm, Bruder,« rief er ihn nun an. Hermenigild erhob sich langsam. »Wohin? Am liebsten zum Tod!« – »Nicht doch! An das Herz des Vaters. Du kennst es nicht, dies Herz. Es verzeiht: – ich büрге für dein Leben. Komm zum Vater!«

Als der Gefangne in die hell erleuchtete Palast-Halle trat, ward wie dem Vater so auch dem Bruder der Jammer dieses Anblicks erst klar: Blut floß von der Stirn – ein scharfer Schleuderstein hatte ihn hoch im Bogen getroffen – über das entstellte Gesicht: sein

Königsmantel war zerfetzt, von eigenem und von fremdem Blut besudelt: denn er hatte die Verwundeten, die man aus dem Gefecht zurücktrug, gepflegt: – die Augen wagte er nicht zu dem Vater aufzuschlagen. Der sah mit tiefem Weh auf ihn. »Absalon,« rief er, »mein Sohn Absalon!« Der Gefangene sank vor ihm auf beide Knie. »Bruder,« mahnte Rekared, »sage, daß du alles bereust.« »Nicht alles,« erwiderte der Gefangene. »Nur die Empörung – von ganzem Herzen! Nicht die Annahme des wahren Glaubens.«

Scharf prüfend sah der König ihm in die nun zuerst aufgeschlagenen Augen: »Du trittst zurück zu unserem Glauben oder du stirbst.« – »So sterb' ich.« – Da nickte der König und hob ihn auf: »Das war wacker. Ich verzeihe dir. Rekared, führ' ihn zu meinem Arzt. Er blutet stark.«

XII.

Nach kurzer Zeit konnte der König nun sein siegreiches Heer in die Heimatprovinzen entlassen: der Fall Sevillas, die Gefangennahme Hermenigilds entmutigte die Aufständischen, sie legten die Waffen nieder und unterwarfen sich: die Byzantiner flohen in die von ihnen früher schon besetzten Küstenfesten. Leovigild legte in Sevilla, Cordoba, Astigi ausreichende Besatzungen und kehrte mit den Seinen nach Toledo zurück, wo alsbald die Vermählung Rekareds erfolgen sollte. Hermenigild hatte sein Wort gegeben, nicht zu entfliehen. So ward er ungefesselt mitgeführt und in der Hauptstadt in einem zu dem Palast gehörigen Nebengebäude in dem weiten Garten untergebracht, ohne Wache und bei offenen Türen.

Der König fragte gleich bei der Begrüßung seiner Gemahlin nach Ingundis. Achselzuckend erwiderte diese: »Sie ist krank. Nach der Flucht des Empörers mußte ich sie sicher verwahren.« – »Wo?« – »In den Kellern; das hat sie, scheint es, schlecht vertragen.« – »Abscheuliche! Sofort führt sie herauf!« befahl Leovigild den Palastdienern. »Hierher! Zu mir.« – »Aber! Sie weigert – noch immer – hartnäckig den Übertritt,« mahnte die Königin. – »Wie der Gatte. Das gefällt mir.« – »Wie? Was?« – »Ja, das ist doch Treue. Gefiele dir's besser, verleugneten die beiden aus Furcht oder um des Vorteils willen ihre Überzeugung?« – »Wirst du vielleicht den Rebellen auf deinen Thron nachfolgen lassen?« lachte sie höhnisch. – »Das werd' ich nicht: ich werde Rekared durch das Volk wählen lassen.« – »Ei, warum? Um den Preis der Krone tritt er wohl über, der Märtyrer.« – »Nicht um den Preis des Lebens. – Hilf Gott! Ist das Ingundis oder ihr Geist? Sie kann kaum stehen.« – »Ich war krank, Herr König.« – »Hat man dir was zu leide getan?« – Sie schwieg. – »Ja, ich,« sprach die Königin. »Ich habe sie geschlagen, die verstockte katholische Schwiegertochter.«

Da furchte Leovigild die gewaltige Stirn und streng sprach er. »Damit du nicht auch die zweite Schwiegertochter schlägst, Rekareds Braut und *dich* entwürdigst – nicht die Geschlagenen! – räumst du sofort den Palast und Toledo. Weit weg von uns! Garding, du bringst die Königin nach Astorga, jetzt meine zweite Residenz. Schweig, Godiswintha. Jetzt beginnt hier eine andere Zeit: – sie würde dir schlecht gefallen. Rekared hat Recht: der Bogen war zu straff gespannt. Gib mir die Hand, Ingundis, ich führe dich zu deinem Gemahl.«

XIII.

Bald nachdem die Vermählungsfeier, an der auch Hermenigild und Ingundis teilnahmen, vorüber war, berief der König seine nächsten Freunde und vertrautesten Räte zu einer wichtigen Besprechung: es waren meist Goten, aber auch Römer, sogar einer ihrer Priester, der milde und weise Isidor. Vor Eröffnung der Beratung teilte der König seinen Entschluß mit, durch Heer und Volk alsbald Rekared zu seinem Nachfolger wählen zu lassen, was einstimmig gebilligt ward: – ein Vorzugsrecht der Erstgeburt bestand ja in keiner Weise. Rekared schwieg: er kannte den Beschluß des Vaters als unwiderruflich und zu seiner Gattin sprach er: »Ich glaube selbst, es ist besser so fürs Reich der Goten. Der arme Bruder ist allzuweich.« – »Unverlässig ist er,« schloß Baddo. »Ich würde ihm nicht vertrauen.«

Dann verkündete der König Begnadigung aller, die sich an der Empörung beteiligt hatten: »Ich kann nicht den Anführer begnadigen und die Anhänger bestrafen,« meinte er. – »Aber wohl die Anstifter,« grollte Garding. »Leander, der das Ganze eingefädelt ...« – »Und seinen Bruder Fulgentius, der ihm nach Kräften geholfen,« schloß Gardila. »Er hat – im Mönchsgewand – den Turm Hermenigilds erklettert.« – Isidor wagte einzufallen: »Die Rache ist mein, ich will vergelten, spricht der Herr.« – »*Der Herr König* in diesem Fall!« rief Leovigild. »Nein, guter Isidor. Schreib du weiter an deinem vielbändigen Werk, das verstehst *du* besser: – aber den Staat laß mir: – den versteh' ich besser. Deine beiden Brüder sind friedlos gebannt: sie sterben, werden sie ergriffen.« – »Leider werden sie sich nicht ergreifen lassen,« meinte Garding.

Der Herrscher fuhr fort: »Aber nicht bloß dies Einzelne wollt' ich mit euch beraten. Mein Sohn Rekared hat von jeher – und allmählich immer stärker – in mich gedrungen, die Strenge, die mir gegen die Papstkirche notwendig schien, zu mildern: die Katholiken nicht durch den Schrecken niederzuhalten als Feinde, durch Milde zu gewinnen als Freunde. Sprich nun, mein Sohn, zu unsern Freunden, wie du so oft zu mir gesprochen.«

Rekared erhob sich und begann: »Welch' arge Greuel erleben wir in diesem Reich, seit zuerst der unselige Streit der Bekenntnisse entbrannte! Welch' blutige Frevel vor alters und vor kurzem. ›*Religionis erat tantum suadere malorum*‹, sagte ein Dichter: nur die Religion kann soviel Unheil bewirken. Aber hier nicht die Religion, – verschiedene Bekenntnisse derselben Religion! Wieviel Blut ist geflossen um ein Jota, ganz buchstäblich: – ein Jota: ›*homoiousios*‹, wesensähnlich, sagen die einen von Christus, ›*homoousios*‹, wesenseins mit Gott, die andern. Und deshalb hassen und verfolgen sie sich auf Erden und verfluchen sich in die Hölle! Ich aber meine: das Wesen Gottes ist unerforschlich. Und solche Haarspalterei der Gelehrten darf nicht die zwei Hälften *eines* Reiches spalten. Ziehen wir heran, was uns eint, schieben wir zurück, was uns trennt. Der König hat vor Jahren ein großes Religionsgespräch angeordnet, die Bekenntnisse zu versöhnen: feindseliger sind sie auseinandergegangen als sie zusammengekommen sind! Laßt doch jeden glauben und bekennen was er will, vielmehr was er *muß*. Heben wir Goten alle Nachteile auf, welche die Römer, das heißt die Katholischen, in unserm Reich bedrücken: dann werden sie keinen Grund mehr haben, aufzustehen, und Byzantiner und Franken keinen Vorwand mehr, ihnen beizustehen. Schon hat die

Ehegenossenschaft sich durchgesetzt trotz der Verbote beider Kirchen: katholisch war meine Mutter, katholisch ist mein Weib.«

Gedankenvoll hatte ihm der König zugehört: nun unterbrach er ihn: »Und katholisch wirst vielleicht auch du?« – Rekared zuckte: dann strich er mit der Hand langsam über die Stirn: »Vater, ... das wirst du niemals sehen.« – »Wohlan,« so schloß Leovigild die Verhandlung. »Folgen wir dem Rat des künftigen Königs. Er hat die Folgen, die Verantwortung zu tragen: ich nur noch kurze Zeit. Isidor, bereite die Gesetzentwürfe vor.«

XIV.

Wenige Tage darauf ergriff Rekared das böse Fieber, das die sumpfigen Ufer des Tajo im Herbst häufig ausbrüten. Wochenlang lähmte es seine Kraft. Noch hatte er sich nicht vom Lager erhoben, als die gleiche Krankheit den Vater niederwarf. Sehr zur Unzeit, wie beide schalten. Denn plötzlich meldeten Flüchtlinge aus Malacitanien, – im Südosten der Halbinsel – eine byzantinische Flotte von dreißig Trieren habe bei Caviculum starke Streitkräfte gelandet, die in Eilmärschen geradewegs von Süd nach Nord auf Toledo zögen.

Des Königs bewährte Feldherren, Garding und Gardila, weilten jenseit der Pyrenäen in Septimanie, verdächtige Rüstungen des Merowingen Guntchramn, nahe der gotischen Grenze angehäuften Scharen zu beobachten und nötigenfalls abzuwehren. Da hatte der alte Held die Natur zwingen wollen: gegen das Verbot der Ärzte hatte er sich die Waffen an das Lager bringen lassen: er stand auf und – sank sofort um. Nun ließ er Rekared auf dessen Pfühl in sein Gemach tragen: dem war jeder Versuch, sich zu erheben, streng untersagt. »Laß mich – trotz allem – zu Pferd,« bat der Sohn. – »Soll ich meinen gewählten Nachfolger, die Hoffnung der Zukunft, in den Fiebertod schicken? Nein, ich ließ dich bringen, dir einen andern Entschluß mitzuteilen. Ich werde Hermenigild vorausschicken.«

Da erschrak Rekared: »Vater! Gegen die Byzantiner? seine Glaubensgenossen?« – »Nun, so abgrundtief treulos, so ganz ehrlos wird mein Sohn doch nicht sein, – soviel erwiesene Großmut mit neuem Verrat zu vergelten. Dann sollte er ...: – aber jeder Gedanke daran tut ihm schwer Unrecht.« – »Er ist kein starker Feldherr.« – »Ist nicht nötig. Die beiden Hünen sind aus Septimanie zurückgerufen durch eilende Boten. Vor der Entscheidungsschlacht – Hermenigild muß die hinauszögern – können sie bei ihm eintreffen ...« – »Dann laß ihn doch hier.« – »Du traust ihm nicht!« grollte der Vater schmerzlich. »Mißtrauen züchtet, Vertrauen erstickt die üblen Keime. Begreifst du nicht? Mein ehrendes Vertrauen soll den Tiefgesunkenen heben. Hat er doch aufrichtig bereut.« – »Vater, du meinst das schön. Und du mußt entscheiden. Es ist *dein* Sohn und *dein* Reich.«

Leovigild ließ Hermenigild rufen und sprach: »Mein Sohn, du hast gehört: der Feind steht wieder im Land. Die Kaiserlichen, die Leander in Byzanz erbat – dich und Sevilla sollten sie entsetzen – kamen hierfür zu spät. Aber jetzt sind sie gelandet und ziehen auf Toledo. Sprich, mein Sohn, wessen ist die Schuld, daß das geschieht?«

Hermenigild schlug die Augen nieder: »Die meine, Vater.« – »Gut, daß du's einsiehst und gestehst. Wohlan: wessen Sache ist's, wessen Ehre gebeut, die Herbeigerufenen auszuschaffen?«

»Die meine wäre es,« brachte er errötend – mühsam – hervor. »Jedoch ... ich ...«

»Wohl denn: es *soll die* deine *sein*. Zieh ihnen entgegen mit 6000 Helmen: darunter meine ›Getreuen‹, verjage sie aus unserem Vaterland und stelle deine Ehre wieder her.«

»Vater, Vater! welche Güte!« er sank ihm schluchzend zu Füßen. »Wodurch verdiene ich das?«

»Bisher durch nichts. Du *sollst* es verdienen durch Eifer und durch Treue.«

»Das andre, Bruder,« flüsterte Rekared leise, »das Udenkbare ... er würd' es, mein' ich, nicht überleben, der alte Mann.« – »Rekared! Dieser Zweifel tut weh.« – »Vergib mir, Bruder. Es ist nur die Sorge um den Vater. Die Krankheit hat den Greis gar arg entkräftet.«

XV.

Am Tage darauf brach Hermenigild mit den »Getreuen« und einem kleinen Heer auf, das bald durch die von Garding und Gardila von der Grenze herangeführten Scharen verstärkt werden sollte. Seine Gemahlin hatte ihn auf seine Bitte ins Feld begleiten dürfen; gegen Rekareds Rat, der sie als Pfand zurückbehalten wissen wollte; unwillig wies der Vater diesen Gedanken ab. – Da beide Heere in Eilmärschen widereinander rückten, trafen sie bald zusammen: bis Boecula war's, ungefähr halbwegs für beide.

Schon ging die Sonne zu Golde hinter den grünen Marianusbergen im Westen, als Hermenigild – er führte als berittene Vorhut die »Getreuen« – der ersten Haufen des Fußvolks der Byzantiner ansichtig wurde, die, keines Angriffs gewärtig, – ein Wäldchen auf der Krone des Hügels verdeckte die Goten – in lockeren Reihen den steilen Hügel hinaufklimmen. Schon hatte Hermenigild das Schwert gezogen, schon wollte er den Befehl zum Angriff geben, auf den die »Getreuen« ungeduldig warteten: – da erkannte er den feindlichen Anführer: es war Basilius. Er senkte den Arm, sein Auge umflorte sich, die Stimme versagte den Befehlsruf: »Ich Unseliger!« stöhnte er! »Schuld, Schuld, was ich auch beginne, wohin ich mich wende. Undank, Abfall, Zwiespalt zerreißt mir die Seele. Was tun, was lassen?«

»Nun, Königssohn, wird's bald?« raunte ihm der Führer der Getreuen, Graf Wandalar, zornig zu. »Da haben wir die Verhatten – sie sind verloren, die Ahnungslosen! – wir halten den sichern Sieg in Händen und du zögerst? Gib den Befehl oder ich greife an – ohne dich!«

Der Gequälte raffte sich auf, er winkte mit dem Schwert. Die Reitertrompeten schmetterten. Wie ein Bergsturz rasselten die Gepanzerten auf die Überraschten herab: nur wenige leisteten Widerstand, zusammengehalten von Basilius.

»Flieh, Patricius!« rief ihm einer seiner weichenden Doryphoren zu. »Weißt du, wer die Goten führt? Dein Freund, König Johannes!« und er enteilte. – »Unmöglich!« rief Basilius. »Der Undankbare!« Im selben Augenblick stürzte er, überritten, zu Boden. Er ward von den Goten erkannt: ein paar Reiter sprangen ab und banden ihn mit Stricken.

Hermenigild kehrte soeben von der Verfolgung der Fliehenden zurück, die sich in die nahen Tore von Boecula retteten. »Sieh, Königssohn, wen wir dir da bringen,« rief Graf Wandalar freudig. »Der beste Fang, den wir machen konnten!« Und er schob jenen – die Hände waren ihm auf den Rücken gebunden – dicht an das Pferd Hermenigilds. Dieser fand zunächst kein Wort: dann sprach er: »Um Gott, Freund, wie stehst du vor mir!« – »Als dein Gefangener,« erwiderte der Feldherr mit blitzenden Augen. »Aber nicht um die Krone der Welt möcht' ich vor dir stehen, wie du vor mir, Eidbrüchiger, Verräter! Behalte deine falsche Freundschaft!« Der Gescholtene sprang ab, zog den Dolch und zerschnitt die Stricke des Gefangenen. »Geh, du bist frei!« – »Was, Hermenigild?« schrie Graf Wandalar. »Rasest du? Unsern gefährlichsten Feind! So lohnst du deines Vaters Großmut, Undankbarer? Nein, Verräter, das geschieht nicht.« Und er stieß dem Griechen das Schwert in den Hals. – »Gut, gut!« jubelten die Getreuen. »Heil Wandalar!«

Stärker als der Zorn Hermenigilds war sein Weh: noch bevor er daran dachte, den Meuterer zu strafen, kniete er neben den Freund, suchte den Bluterguß zu hemmen, griff nach seiner Hand. Mit letzter Kraft stieß ihn der Sterbende zurück: »Fort die Verräterfinger. Fluch über dich!« Auf sprang Hermenigild von der Leiche: »Wandalas, was wagtest du zu tun?« – »Meine Pflicht. Ich habe dem König Treue geschworen. Die halt' ich: wir sollen seinen Willen vollstrecken, gehorsam wie sein Schwert. Sein Wille war nicht, – sicher nicht! – was du getan. Du hast deinen Vater zum zweitenmal verraten.« – »Ergreift ihn, Goten,« befahl Hermenigild. »Entwaffnet ihn.« Aber keine Hand rührte sich. »Nein,« riefen die Getreuen durcheinander. »Recht hat er getan! Recht nach des Königs Willen! Ihm gehorchen wir, nicht seinem verräterischen Sohn.« – Graf Wandalas sprang in den Sattel. »Auf! folgt mir, ihr Getreuen! Wir verlassen den Abgefallenen. Auf! Garding und Gardila ziehen heran, – ihnen entgegen: sie sollen uns führen.« Und wie der Sturmwind jagten alle zwei Hundertschaften davon nach Osten.

Allein, verlassen von allen stand Hermenigild bei der Leiche: denn seine andern Scharen, das Fußvolk, erreichten jetzt erst oben die Höhenkrone. Zerschmettert faßte er sein Pferd am Zügel und schritt langsam gesenkten Hauptes den Hügel – gen Norden – hinan. Hier befahl er, Lager zu schlagen und unten auf dem Schlachtfeld die Toten zu bestatten.

Er hob Ingundis von ihrem Zelter herab, sank an ihre Brust und stöhnte:

»Ich bin der Unseligste der Menschen.«

XVI.

Als es dunkel geworden war über Berg und Tal, erschien in dem Lager ein Bote aus Boecula und lud Hermenigild und Ingundis in die Stadt zu einer Zwiesprach mit einem Führer der Kaiserlichen: der schlage vor, gemeinsam einen Weg zu suchen, weiteres Blutvergießen zu vermeiden. Die Byzantiner seien – unter gewissen Bedingungen – bereit, das Land zu räumen, Blutvergießen vermeiden! Heute noch mehr als je entsprach das dem Herzenswunsch Hermenigilds: auch Ingundis billigte lebhaft seinen Entschluß. So bestiegen sie die Pferde und folgten, von wenigen Kriegern begleitet, dem Boten in das nahe Städtlein. Unheimlich, schaurig mutete die Gatten bei dem roten Schein der Fackeln der Totengräber der Anblick des Schlachtfeldes an. Plötzlich gab Hermenigild dem Pferd die Sporen.

»Was eilst du hier so?« fragte die Frau, ihm nachreitend. – »Hast du nicht gesehn? Er war's! *Seine* Leiche! Noch der Tote schien mir zu fluchen aus dem weit aufgerissenen Munde! Komm, komm! Rascher!«

In die kleine Stadt eingelassen wurden die Gatten in deren stattlichstes Haus – das des ›defensors‹ – geleitet, in welchem die Feldherren Wohnung genommen hatten und, während ihre Begleiter in dem Atrium harrten, in den Speisesaal geführt. Hier trafen sie einen ihnen unbekanntem vornehmen Byzantiner, der sie mit stummem Gruße feindselig empfing. Hermenigild hob an: »Gern bin ich bereit, mit dir über Waffenstillstand und Frieden zu verhandeln ...«

»Ich, Protospatharius Megas, des Basilius Bruder, verhandle nicht mit Eidbrüchigen. Da kommt er, der mit dir verhandeln will.« Er schritt zur Türe hinaus, auf einen dunkeln Vorhang deutend, der den gegenüberliegenden Eingang verhüllte: – aus diesem trat nun in das Gemach eine hochragende Priestergestalt.

»Leander!« riefen beide Gatten. Und Hermenigild wollte seine Hand ergreifen. Aber der trat zurück, erhob das Haupt und fragte schroff: »Sprich, hast du, wie den Imperator, auch Christus den Herrn verleugnet? Bist du wie ein Verräter deines Verbündeten auch ein Verräter Gottes, ein Ketzer, geworden?« – »Ich bin und bleibe unsrer heil'gen Kirche treu. Wie konntest du wähen ..?« – Leander zuckte die Achseln. »Ein Eidbrüchiger!« – »Was redest du da?« forschte Ingundis. – »Die Wahrheit. Sprich, König Johannes! Hast du nicht an deinem Krönungstag in der Basilika der heiligen Leokadia – auf deren Überreste im Glassarg! – geeidet, – nicht eher bis du geschworen, gab ich dir die Krone! – du werdest von Stund ab zeitlebens ein treuer Verbündeter, ein Mitkämpfer sein des großen Imperators Mauricius zu Byzanz, ein Schützer des rechten Glaubens überall gegen alle Ketzer? Hast du das *nicht* geschworen?« – Ingundis erleichte: »Mein Gemahl! Sag nein!« Aber der senkte verstummend das Haupt: seine Kniee wankten: er sank auf den nächsten Sitz und bedeckte das Antlitz mit beiden Händen. »Er *kann* nicht nein sagen,« fuhr Leander schonungslos fort, »er kann nicht lügen mir ins Angesicht wie er Gott dem Herrn gelogen hat, dem Abwesenden, wie er wähte: aber der ist allgegenwärtig und läßt sich nicht spotten. Gott war zugegen, als du den Eid leistetest, ›fortab zeitlebens ein treuer Verbündeter des Imperators‹ – so lautete die

Formel – und Gott war zugegen heute, als du mit deinen Panzerreitern des Imperators Krieger überfielst.«

Der Gequälte rang die Hände: »Du vergissegst... – inzwischen ward ich gefangen! – Was kann ich dafür...?« – »Nichts. Aber niemand hat dich gezwungen, diese Feldherrnschaft zu übernehmen.« – »Der Dank! Dank gegen meinen Vater,« – »Ah, wem gilt deine höchste Pflicht, deinem Vater, dem Ketzer, oder Christus dem Herrn? Wahrlich, wahrlich, Wer nicht Vater und Mutter verläßt und mir nachfolgt, spricht der Herr, wird nicht in das Reich Gottes kommen. Eidbrüchiger! Das Blut des gemordeten Basilius schreit um Rache gegen dich gen Himmel.« – »Das hat er nicht gewollt, bei Gott!« rief die Frau. »War er doch sein Freund.« – »Gewiß! Und doch trägt er die Schuld an diesem Blut. Die Sünde erzeugt auch nicht gewollte Sünde. Erkenne die Strafe Gottes: – sie züchtigt den Sünder an seinem Liebsten. Bald wird auch deines Weibes Haupt ...« – »Ah,« schrie Hermenigild, »halt ein! Nicht sie! Nur nicht sie! Wende das ab, heiliger Bischof, durch dein Gebet,« – »Wie kann ich, wenn du in der Sünde verharrst! Du bist durch deinen Eidbruch abgefallen von der Kirche – – du bist innerlich schon ausgeschlossen von der Gemeinschaft der Christen, noch bevor ich die Exkommunikation ausgesprochen, die ich jetzt aussprechen muß über dich. Und über Ingundis, laßt sie nicht von dir.« – »Niemals!« rief diese und ergriff des Gatten Hand. »Im Unglück Hab ich ihn lieben gelernt.« – »O nicht, nicht, Oheim Leander! Nicht das Anathem über mich. Bei der Seele meiner Mutter beschwöre ich dich ...« – »Nenne sie nicht, die fromme Christin, sie verwirft dich mit allen Seligen im Himmel. So spreche ich denn ...« feierlich erhob er beide Hände, – »Nein, ich flehe!« rief Ingundis und siel ihm in den Arm, »Was soll er tun, den Fluch von sich zu wenden?«

Ein Strahl der Befriedigung schoß über Leanders finstere Züge. »Vor allem – bereuen,« – »Was bereuen?« fragte Hermenigild. – »Deinen Eidbruch.«

»Ja, ja! Ich bereue ihn von ganzem Herzen: – Gott weiß es, wie ich des Freundes Tod beklage.« – »Und die Sünde lassen, nicht mehr kämpfen gegen den Imperator!« – »Gern! Hier nimm mein Schwert. Ich bin dein Gefangener.«

Aber Leander schüttelte das Haupt und sprach: »Mitnichten. Das ist keine Umkehr, keine Buße, keine Besserung.« – »Ja was – was soll ich noch ...?« – »Deinen Eid *erfüllen*, halten, gut machen, so weit du kannst.« – »Was meinst du?« fragte Ingundis, ahnungsvoll. – »Du fragst? Er hat geedet, als des Imperators Waffengenoß dessen Feinde, die Ketzer, zu bekämpfen allerorten. Wohlan: – vor dieser Stadt im Norden – auf jenem Hügel – lagert ein Ketzerheer: *dort* steht dein Feind! Nicht abgeben sollst du dein Schwert, – nein, ziehen sollst du's und als des Kaisers Feldherr, an Basilius' Stelle, es schwingen gegen des Kaisers Feind. Du führst unsern Ausfall an.« – »Wie kann ich!« rief er. – »Nimmermehr!« schrie Ingundis.

Ein scharfer Blick, ein drohender traf sie. » *Das sollst du büßen, Weib,*« dachte der Priester. Aber laut sprach er: »Er weigert die Reue, die Besserung, Wohl. Ihr habt gewählt. – Beide. – So tu' ich denn mein Amt und ich spreche kraft meines bischöflichen Amtes den Fluch der ...« – »Entbinde ihn von jenem Eid,« bat Ingundis. – »Warum? War er etwa erzwungen? Freiwillig, öffentlich, vor allem Volk, vor dem Hochaltar – hell brannten die Kerzen! – laut sprach König Johannes den Schwur.« – »So laß mich sterben!« rief Hermenigild und fuhr ans Schwert. – Aber mit ehernem Griff hielt ihm Leander den Arm. »Halt, Sünder! Häufe nicht Selbstmord zu Eidbruch. Gehorche oder –

beim Zorne Gottes! – ich spreche die Verfluchung.« – »Nein, nein, alles, nur das nicht,« – »So rüste dich zum Kampfe. In einer halben Stunde führt Megas den Ausfall aus dem Nordtor. Du reitest an seiner Seite und, statt dir zu fluchen, segn' ich dich und dein Schwert.« – »Tu's nicht,« schrie Ingundis. Tu's nicht! Deine Ehre! Das ist ärgste Untreue. Denke des Vaters!« – »Schweig, Weib,« herrschte der Bischof sie an. »Willst du seine Seele und die deine verderben? Schweig!« – »Ach! Ich sehe keinen Ausweg; aus Schande und Sünde! Rings Abfall, Schuld und Verrat!« jammerte sie und brach bewußtlos zusammen.

Hermenigild kniete neben sie und küßte sie auf die Stirn. Dann sprang er auf, »Wohlan, segne sie und mich. Ich bin bereit. Zur Schlacht! Dort, unter den Speeren der Goten, find' ich den Frieden.«

XVII.

Aber es kam anders. Der Ausfall der Byzantiner hatte anfangs Erfolg. In tiefster Stille führte Megas bei vollster Dunkelheit – nicht Mond nicht Sterne zeigte der Himmel – seine Scharen gegen den Hügel im Norden zu über das Schlachtfeld des Mittags hin. Hermenigild, das Schwert in der Scheide, ritt an seiner Rechten. Unvermerkt kamen die Angreifer bis an die Sohle des Hügels, unvermerkt bis auf dessen Krone: erst hier gerieten die Vordersten in den Bereich der Wachtfeuer vor den ersten Zelten: nun riefen die Wachen sie an. Lautes Schlachtgeschrei der Angreifer war die Antwort und sofort ergossen sich diese in die vordersten Zeltreihen der Goten. Überrascht, führerlos, zu gutem Teil ohne die abgelegten Schutz Waffen, aus dem Schlummer geschreckt, vermochten diese dem Überfall nicht standzuhalten: sie wichen.

»Nach! Nach!« befahl Megas. »Unser ist der Sieg! Vorwärts, König Johannes! Oder willst du vielleicht *nochmal* umsatteln? Das wäre dein Tod!« Und er bedräute ihn mit dem Schwerte, faßte das Pferd am Zügel und riß es, mit sich vorwärts. Willenlos ließ Hermenigild alles geschehen: er zog auch jetzt nicht das Schwert: er trug weder Helm noch Schild noch Brünne: stumpf sah er vor sich hin, den Tod erwartend, ersehnd: aber Pfeile und Wurfspeere schienen ihn zu meiden.

»Vorwärts!« wiederholte Megas. »Was stockt ihr?« – »Schau dort hin!« riefen seine Doryphoren. »Rechts! Nach Osten schau! Von dort her neue Feinde!« Und also war's.

In dichten Haufen drangen von Osten gotische Waffen heran. Voran flogen rasche Reiter, dann dröhnten die Schritte starker Scharen von Fußvolk. Auch Hermenigild sah sich nun zögernd um. »Wandalar und die Getreuen!« rief er. »Und dahinter? – Das sind Garding und Gardila: Megas, Ihr seid verloren.« – »Aber du mit,« schrie dieser. »Verräter, du hast uns in diese Falle gelockt.« Und er hob das Schwert gegen ihn. Doch bevor er den Stoß vollführen konnte, stürzte er, von Wandalar durchspeert, aus dem Sattel.

»Ah, was ist das?« rief der Sieger. »Hermenigild an seiner Seite, neben dem Feldherrn des Kaisers! Ergib dich, Verräter! Ergreift ihn, Getreue, bindet ihn, fest bindet ihn! Bringt ihn Gardila! Ich muß weiter vor.«

Die Goten der Lagerbesatzung hatten den eingetroffenen Entsatz nun erkannt: sie hielten wieder stand, ja, sie drangen vor. Die Byzantiner, von vorn und von der rechten Flanke her grimmig – von Übermacht – angepackt, flohen, soweit sie dieser Zange entweichen konnten – die meisten fielen oder wurden gefangen – den Hügel abwärts auf das Städtlein zu. Hermenigild sprach kein Wort. Stumm ließ er alles über sich ergehen: Schmähworte, das Fesseln seiner Hände, das Zerfetzen seines Mantels, auch einen Faustschlag ins Gesicht. Nur als er vor Garding und Gardila stand und diese ihm zuriefen: »Doppelter Verräter, elender Bube!« da stürzte er besinnungslos auf sein Antlitz.

*

Bei Sonnenaufgang zogen die Sieger gegen die Tore von Boecula: sie fanden sie geöffnet, die Stadt von Byzantinern leer: die Bewohner kamen ihnen, um Gnade bittend,

entgegen. Sie ward ihnen gewährt: denn man glaubte ihrer Beteuerung, daß sie die Kaiserlichen nur gezwungen aufgenommen hätten; und Leovigild und Rekared hatten äußerste Schonung der Römer eingeschärft. Hermenigild, in dem Haus eingesperrt und scharf bewacht, das er gestern mit Ingundis betreten, erfuhr auf seine Fragen, der Metropolitan habe die sich heftig Sträubende – sie hatte den Gatten hier erwarten, sein Geschick teilen wollen – mit Gewalt in seinem Gefolge mitführen lassen, als er bei dem Eintreffen der ersten Flüchtlinge aus der Stadt eilte, gen Süden, dem Meere zu, nach Cariclum, wo die Flotte der Byzantiner ankerte.

Unverfolgt erreichte Leander mit seiner Gefangenen die rettenden Schiffe. Bald drang hierher die Nachricht von Hermenigilds Gefangenhaltung. Nun begehrte Ingundis, zu ihm zurückgesandt zu werden. »Oder gib mich nur frei,« bat sie, »und laß mich in das Frankenreich zu meiner Mutter zurückgehn. Ach hätt' ich es nie verlassen! Nie auf dein Betreiben den Unseligen ... –« – »Ah,« sprach er höhnisch, »jetzt bereust du gar noch die einzige gute Tat deines Lebens, ihn für die heilige Kirche gewonnen zu haben. Nein, Wankelmütige, du folgst mir nach Byzanz als Geisel für die Treue der Merowingen. Viel Gold haben sie vom Imperator empfangen, um Goten und Langobarden zu bekämpfen. Wenig haben sie dafür geleistet. Du siehst die Mutter und das Frankenreich nicht wieder, bis ...« – »Also nicht als Befreite, als Gefangene führst du mich mit dir?« – »Nimm's wie du willst. Der Imperator soll erfahren, wer durchaus jenen Schwächling abhalten wollte, seinen Eidbruch gutzumachen.« – »Als Gefangene nach Byzanz! Hab' ich das um dich verdient, Verräter?« – »Dies Wort sollte *seine* Gattin meiden,« grollte er. »Wen und was hat *er nicht* verraten? Seinen Glauben, seinen Vater, den Imperator und nochmal seinen Vater!«

Aber nicht als Gefangene sollte Ingundis nach Byzanz kommen, als Leiche. Zerrissen von widerstreitenden Gefühlen erkrankte sie auf der Fahrt und starb nach der Landung auf Sizilien.

XVIII.

Zum erstenmal seit sie sich von der Krankheit und dem Lager erhoben, wandelten in dem großen Marmorsaal des Palastes zu Toledo Leovigild und Rekared, sich gegenseitig stützend: – doch meist der Sohn den völlig erschöpften Greis. – Da trat vor sie, vom Staube des Eilritts über und über bedeckt, Graf Wandalar. Er berichtete alles, der Wahrheit getreu, auch seine eigne rasche Tat gegen Basileus: – Alles, bis auf den Augenblick, da er den Königsohn an der Seite des Byzantiners gefangen nahm. »Nun, Herr König, richte. Was soll mir geschehen? Was deinem *Sohn?*«

Der Alte sank langsam nach rückwärts an Rekares Brust. Aber sofort, mit einem letzten Aufwand von Kraft, raffte er sich auf, löste eine goldne Kette von der Brust und hing sie dem Grasen um den Hals. »Dem Treuesten der Getreuen! Die Tat war recht. Er aber, der mich und das Reich zweimal verraten hat: – er muß sterben. Pfeilschnell jage zurück: Garding soll ihm vor allem Volk das falsche Haupt abschlagen lassen,« – »Vater! Mein Bruder! Ich flehe dich an!« »Herr König! Dein Sohn!« – »Wollen auch die Treuesten nicht mehr Treue halten? Gehorche!« Es war sein letztes Königsgebot.

Während Wandalar aus dem Saal eilte, sank er bewußtlos um: er blieb es tagelang. Als er sich und die Sprache wiedergefunden, war sein erstes Wort: »Das Urteil ... ist es vollstreckt? Wo ist Wandalar?« – »Zurück. Es ist vollstreckt,« antwortete Rekared ernst. – »Das Reich, das Heil der Goten hat's erheischt. Mein Sohn, mein Rekared – stets – alles, alles für Volk und Reich.« Und er drückte ihm die Hand und starb.

*

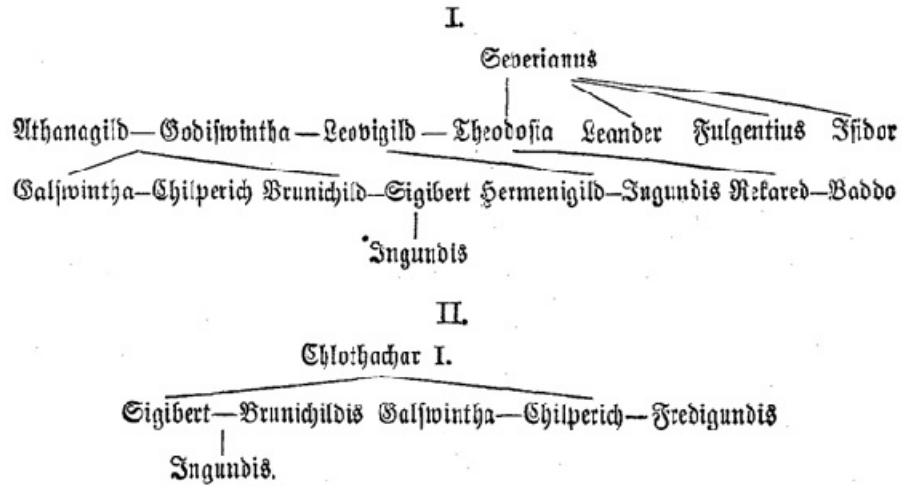
Von dem Sarge hinweg, der in der Krypta der Basilika der Arianer zu Toledo beigesetzt ward, schritt König Rekared in das Schreibgemach, wohin er Isidor beschieden hatte.

»Metropolitan von Sevilla ...« sprach er diesen an. – »Herr König, mein Bruder lebt.« – »Ich setz' ihn ab. Ich allein. Ohne Papst und ohne Konzil, den Hochverräter, kraft des Rechts des Königtums und seiner Pflicht, den Staat zu retten.« – »Das ist wider die Canones. Ich kann nicht ...« – »Dann folgt ihm ein anderer! Setze sofort ein Schreiben auf an alle Bischöfe und Äbte deiner Kirche, an alle Herzoge, Grafen und Großen des Reichs, Römer wie Goten. Lade sie zu einem Konzil und Reichstag nach Toledo auf den ersten des nächsten Monats. Schreibe wörtlich: dort wird der König mit seinen Getreuen beraten, ob er aus himmlischen *und aus irdischen Gründen*, vergiß dies ja nicht! – ich mag nicht heucheln! – das katholische Bekenntnis annehmen soll.« – »Herr König! Das ist ...« – »Verwunderlich, nicht wahr? Fast am Sarg des großen Ketzerkönigs! Aber sein letztes Wort war: alles für Volk und Reich.« – »Und – und deine Gründe? Hat die Frau Königin ...?« – Rekared lächelte schmerzlich: »Auch du! Dacht' ich's doch. So werden viele wähnen. Wäre Baddo doch heidnisch! Wär' mir lieber! Nein, eines Weibes Andringen bezwänge mich nicht. Und nie hat sie solch Wort gewagt.« – »Also du bist überzeugt ...?«

Sehr ernst erwiderte der junge König: »Ja. Ich *darf* ja sagen: denn ich fühle, daß Eure Lehre mehr folgerichtig ist, glaubt man – wie ich – an den Erlöser. Ein Halbgott ist – eine Halbheit. Aber das allein würde mich nicht bestimmen. > *Irdische* < Gründe füge bei,

hörst du? Sueven, Franken, Byzantiner aus Feinden zu Glaubensgenossen machen, und zumal im Reiche selbst Goten und Römer versöhnen, das ist wohl ein Gewinn, um den der König ein Jota hingeben mag als Preis: ›*Homoiosios*‹ oder ›*Homoousios*‹ – was kommt drauf an für einen *König*, der einer ist? Und ich – ich will und werde einer sein!«

Stammbäume.



Stammbäume